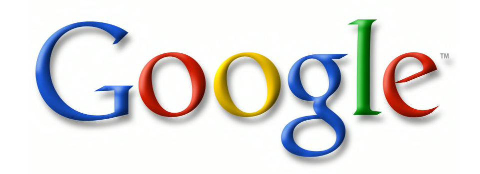
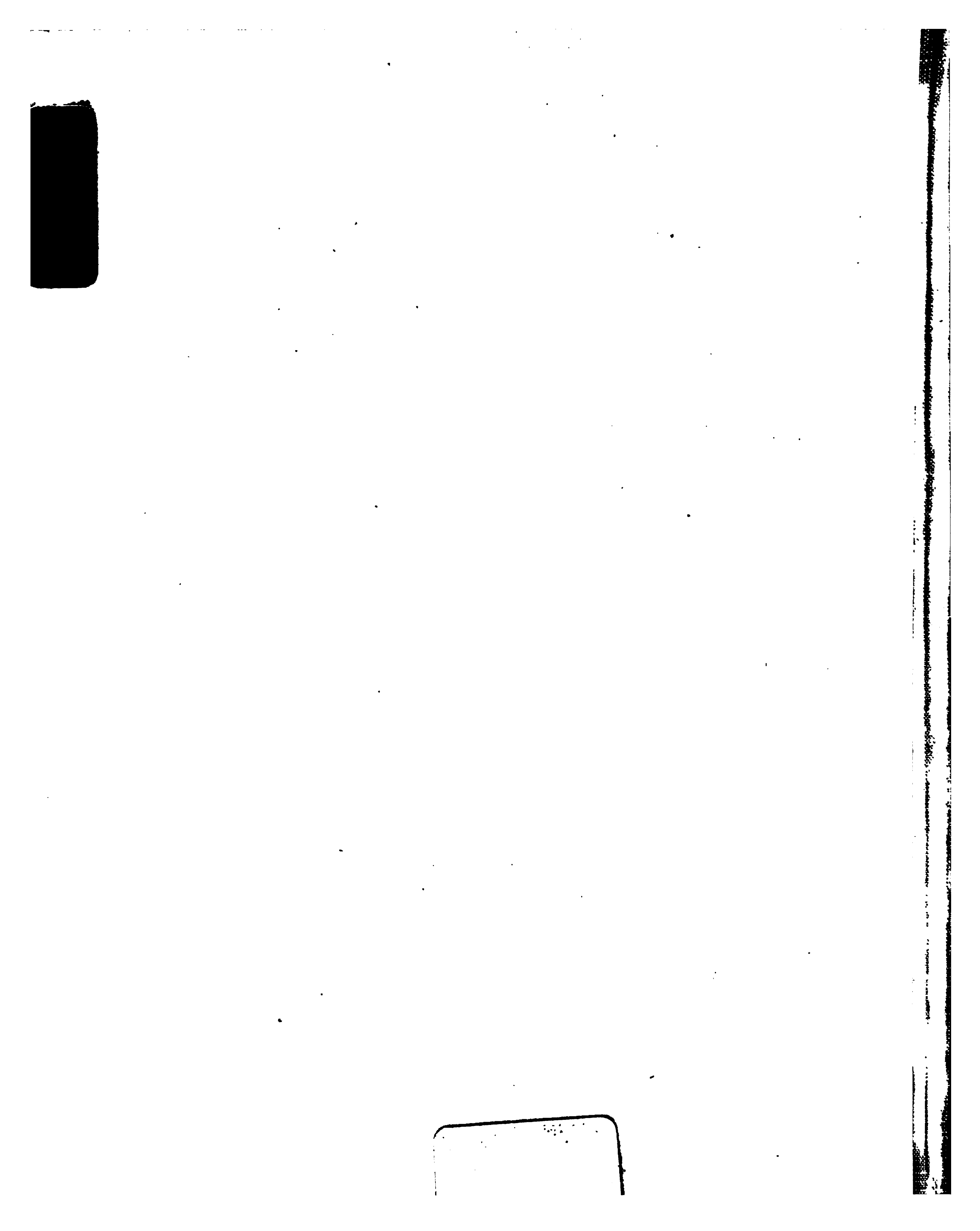




Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1 und 2, literarische Anzeiger Nr. I—XVIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Register.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1 und 2, literarische Anzeiger Nr. I—XVIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1842.

Register.

des vornehmen Wesens und des zufriedenen anspruchlosen Sinnes. Der Gedanke übrigens, daß auch die Zufriedenheit, von der man sich so leicht das volle Glück verspricht, ja, die Viele schon für das Glück selbst halten, dem Unglück anheimfallen könne, muß ein sehr glücklicher genannt werden, und er ist vom Verfasser mit pikanten Zügen und scharfer Zeichnung der Charaktere ausgeführt.

Die sonstigen Vorzüge des Buchs bestehen hauptsächlich in sehr gelungenen landschaftlichen Schilderungen, treffenden Bildern des vornehmen Lebens, geistreichen Reflexionen über die verschiedenartigsten Gegenstände, namentlich über Literatur und Kunst, in der Entwickelung mehrer interessanter Persönlichkeiten und endlich in der feinen, gewandten, durchweg nobeln Darstellung. Des Verf. Styl ist blühend, ohne phrasenhaft zu sein. Obwol im Allgemeinen ziemlich gleichmäßig, besitzt er doch die Fähigkeit, sich eng an den Gedanken anzuschmiegen und sich der Stimmung gemäß bald rascher, bald langsamer, bald kräftiger, bald zarter fortzubewegen. Für die Sprache der Ironie beurkundet er, wie sich schon aus der Wahl des Stoffs vermuthen läßt, kein gewöhnliches Talent. Als Beleg dafür sei es mir erlaubt, zum Schluß noch einige Gedanken des Magister Irrwisch mitzutheilen, den man sich als den Vertreter des ironischen Princips zu denken hat.

„Verehrteste Hochzeitgäste!" sagt derselbe in einer Rede über die Ehe, „Es sei mir vergönnt, den Faden dort zu ergreifen, wo ihn der ehrenwerthe Pfarrherr vor wenig Stunden sinken ließ und seiner Vorrede der Trauung eine Nachrede anzuhängen. Ehe ist ein rechtmäßig erzeugtes Wort deutscher Sprache; obwol es im menschlichen Leben offenbar unter die Cardinalhauptwörter gehört, wollen doch Einige behaupten, daß es vom Nebenworte ehe abstamme und beiläufig bedeuten sollte: ehe bedacht und dann erst gethan; aber die modernen Sprachforscher leugnen diese Kindschaft, und wir Deutsche folgen unsern Gelehrten. Die Ehe ist der lobwerthe Vertrag zwischen dem Blinden und dem Lahmen; was dabei allenfalls zu rügen wäre, ist, daß am Ende Dieser tragen und Jener sehen soll. Aus dem Ehevertrage entstehen Rechte und Pflichten, wovon jeder Theil annimmt, daß die Rechte ihm und die Pflichten dem andern zukommen. Die Ehe ist das Übereinkommen, alle Schwächen gegenseitig durch ein volles Leben zu tragen; den Frachtbrief für diese lebendige Waare enthalten die Ehepacten. Ja, ich schätze die Ehe so sehr, daß ich sie den meisten Dingen vorziehe, sogar den sieben letzten. Die Ehe ist ein uraltes Institut; über die erste sprach die biblische Schlange den Segen. Ehen sollte man wie Läusemittel nur im abnehmenden Monde belieben, weil die Hörner des zunehmenden für den Ehemann ein böses Vorzeichen sein könnten. Ehemann et Compagnie ist die Firma, unter der das Weib nach der Hochzeit den Detailhandel in der Liebe rechtmäßig forttreibt. Sind die Mädchen vor der Ehe Räthsel, so sind sie nach derselben Charaden und daher leichter aufzulösen. Da ich schon vom Monde sprach, so muß ich nur noch bemerken, daß die Liebe nach der Trauung dem Monde am Tage gleicht. Die treueste Frau ist diejenige, welche erst mit den Zähnen des Mannes locker wird. Die Ehen, sagt man, werden im Himmel geschlossen; hiervon ist der Grund zu suchen, daß manche im rauhen Klima der Erde nicht recht fortkommen. Gleichwol gibt es Beispiele von sehr glücklichen Ehen, wie die der Rebekka mit ihren sieben ersten Männern, die der Turteltauben, die der Clauren'schen Mimili und manche andere, von denen die Weltgeschichte schweigt; ja, es würde, nach dem Zeugnisse aller Verliebten, noch weit mehr musterhafte Ehen geben, wenn sie sammt und sonders getraut würden. Einen Beweis, daß es zufriedene Ehen gibt, liefert auch das Factum so vieler zweiten und dritten Ehen, obwol Böswillige dies dem Stolze der Menschen zuschreiben möchten, die nicht Esel sein wollen und daher öfter auf das Eis gehen. Ja, Manchem schlägt seine erste so gut an, daß er bald darauf mit des Seilers Tochter Hochzeit hält." Im fernern Verlauf dieser Rede sagt er einmal: „Ehen und Thüren haben wenigstens diese Ähnlichkeit, daß man nur dann gut durchkommt, wenn sie nicht geschlossen werden"; und an einer frühern Stelle spricht er sich über die Ironie des Lebens selbst also aus: „Eure poetische Ironie weiß ich wenig zu erklären, aber die des Lebens ist mir deutlich. Sie ist der schöne reizende Aufwand unserer Hirngespinste, das bunte, goldglänzende Gewand einer Seifenblase; die Ironie der Natur ist der Frühling, diese Pracht ohne Grenzen und ohne Gehalt; die Weinrebe, der Weizen blühen nur still und ungesehen; die Rose aber trägt dann eine Dornfrucht. Wozu diese tausend Blumen ohne Erfolg, die tausend Lieder ohne Text, die tausend Farben ohne Zeichnung? Die Ironie des Wissens ist der Glaube und die Hypothese, die des Wollens der edle Entschluß, die des Lebens ist die Liebe! Wozu der tolle morgenländische Pomp um das gemeine Geheimniß unserer Genesis? Lernt von den Thieren die kluge Ökonomie eurer Triebe, die Redlichkeit des Zugeständnisses eurer Absichten! Wer die hohe Schwärmerei einer ersten Liebe sieht, das Wonnebeben, die Jubelthränen der taumelnden Herzen, der macht sich gefaßt, daß die glänzende Scene jetzt und jetzt hinter Rosengewölke entschwebe, aber nicht auf die gemeine Versenkung ins Brautbett." Diese scharfe Ironie behauptet der Magister, bis die Entwickelung der Geschichte ihn davon zurückbringt. „Der Greis", fügt der Dichter hinzu, „pries diese Entwickelung und sein altes Herz beging die Feier der Liebe, gegen die er, vom bösen Irrthum befangen, so lange und so hartnäckig angekämpft hatte." 1.

Notizen.

Das Fourier'sche System scheint jetzt um sich greifen zu wollen. Einer seiner Anhänger, ein Engländer, Namens Young, begütert und glaubenseifrig, hat die Benedictinerabtei Citeaux mit ihren weitläufigen Domainen angekauft, um dort eine Colonie zu gründen. Einige Mitglieder dieser Sekte haben bei Santa-Catarina, 50 Meilen von Rio Janeiro, ein Stück Landes erstanden, welches für ein Agriculturexperiment vorzüglich günstig gelegen ist; ein Schiff ist überdies mit 100 Arbeitern für die neue Niederlassung von Havre ausgefahren; 1900 werden ihnen in Kürze folgen. In Texas ist ebenfalls ein großer Strich Landes von einem Herrn Pellegrini, einem Bewunderer der Fourier'schen Lehre, den Anhängern jenes philanthropischen Theoretikers angeboten worden.

Man hat der historischen Galerie von Versailles jetzt folgende Gemälde eingereiht, welche die letzte Ausstellung in den Sälen des Louvre schmückten: 1) Die Generalstaaten von Paris unter Philipp von Valois im J. 1328, von J. Alaux; 2) die Unterwerfung von Ptolemais an Philipp August und Richard Löwenherz im J. 1191, von Blondel; 3) die Einnahme von Tyrus, von Caminade; 4) die Schlacht von Ascalon, von Lafaye; 5) die Schlacht von Mons-en-Puelle im J. 1304, von Philipp Larivière; 6) die siegreiche Seeschlacht der St.-Johanniter, die Einnahme der Insel Episcopia im J. 1323, von A. Mayer; 7) die Aufhebung der Belagerung von Rhodus 1480, von E. Odier; 8) die Procession der Kreuzfahrer um Jerusalem, den Tag vor der Einnahme der Stadt im J. 1099, von Victor Schnetz.

Eine der kleinen Vaudeville-Berühmtheiten, Théaulon, durch seine dramatische Fruchtbarkeit ausgezeichnet, starb zu Paris im Laufe des Novembers. Théaulon war zu Aigues-Mortes im J. 1787 geboren; seine Familie bestimmte ihn für die Advocatur und Magistratur, Talent und Neigung machten ihn zum dramatischen Dichter. Allein oder in Gemeinschaft mit Andern hat Théaulon mehr als 250 Stücke von dem verschiedensten Genre für fast alle pariser Theater geschrieben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 2. — 2. Januar 1842.

Politische Literatur.
(Fortsetzung aus Nr. 1.)

2. Vues rétrospectives sur la question d'Orient et sur le ministère français du 1er Mars. Par *Spiridion Castelli*. Leipzig, O. Wigand. 1841. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser, offenbar ein verkleideter deutscher Landsmann, dem der Mantel der französischen Sprache ziemlich schwerfällig um die Schultern hängt, hat sich für die Beurtheilung der orientalischen Frage auf einen Standpunkt gestellt, wie meines Wissens noch kein Anderer vor ihm und nach ihm. Er gehört schwerlich dem jungen Deutschland an, sondern hat wol schon „feinen Beischmack vom Salze der Zeit". Höchst blasirt durch die krampfhaften Bewegungen einer Geschichte, die sich so lebhaft auf der Stelle rührte und ihm noch so wenig von der Stelle gekommen scheint, mag er von den sogenannten Fortschritten der Menschheit nicht gar viel wissen. Da aber die schwachen Sterblichen irgend etwas, und wäre es ein goldenes Kalb, anbeten müssen, so hat er sich die den Staatsegoismus vertretende Staatsklugheit und besonders wol seine eigene zum Götzen gemacht, den er aller Opfer werth hält, müßte auch das Leben selbst für den Nachruhm dieser Klugheit hingegeben werden. Sehr wahrscheinlich gehört Hr. Spiridion Castelli zu den Menschen, von deren Einem St.-Just sagte, daß sie ihren Kopf wie das Allerheiligste nur mit Ehrfurcht auf den Schultern tragen; und er hat nicht ganz unrecht, denn er ist wirklich „verdammt gescheit". Nach seiner Ansicht von der Geschichte fertigt er freilich die französische Revolution und ihre Folgen mit der banalen Phrase ab: „Schreckliches Drama, das, durch Täuschungen über die Perfectibilität des Menschengeschlechts erzeugt, seit 50 Jahren die Menschheit in Blut gebadet, auf Abwege geführt und in der Mehrheit den furchtbaren Schwindel einer möglichen Regierung der Menge zurückgelassen hat." Was es mit dieser angeblichen Regierung der Menge eigentlich zu bedeuten hat, und daß die in weiten Kreisen herrschend gewordenen politischen Meinungen doch noch etwas mehr sind als der von einem Veitstanze zurückgebliebene Schwindel, ist in der „Genesis der Julirevolution" deutlich genug gezeigt. Hr. Spiridion hat es indessen nur mit einem ganz besondern Falle zu thun, den er der höhern Diplomatik zu Beispiel und Lehre vorhält, und so dürfte wol jene Redensart nur als captatio benevolentiae zu betrachten sein. Als Motto hat er seiner Schrift die Worte Guizot's, dieses neuen Friedensfürsten des vierten und fünften Jahrzehnds unsers Säculums, auf die Stirn gedruckt: „Rien de plus légitime que de conseiller la guerre à son pays, si on la croit nécessaire." Allen Bewegungen der orientalischen Angelegenheit, so versichert der Verf., sei er aufs genaueste gefolgt, habe aber seit Ende Augusts 1840 die Überzeugung gewonnen, daß das Ministerium vom 1. März in seinen Entschlüssen kläglich hin und her schwanke, daß es keinen festen und entschiedenen politischen Plan vor Augen habe. Um die orientalischen Verwickelungen im Interesse Frankreichs zu benutzen, habe Thiers die neapolitanische Schwefelfrage zeitig genug verwickeln und England dahin bringen sollen, den Prinzen von Capua nach Sicilien zu werfen, um auf diese Weise das um die Ruhe Italiens besorgte Östreich argwöhnisch und den Viermächtebund von vornherein unmöglich zu machen. Aber auch zur Zeit des Abschlusses des Vertrags vom 15. Juli sei die englische Seemacht in der Levante weit geringer als die französische, und diese um 15 Kriegsschiffe überlegen gewesen. Durch ein glückliches Verhängniß seien damals 40 türkische und ägyptische Linienschiffe und Fregatten im Hafen von Alexandrien vereinigt worden. Man habe also die französische Flotte unter Baudin, einem der ausgezeichnetsten Admirale, nach Alexandria schicken sollen, um eine Verbindung mit der ägyptisch-türkischen Marine zu bewerkstelligen und letztere unter die Leitung französischer Befehlshaber zu stellen. Im Nothfalle, der aber bei der Lage und den Dispositionen des Vicekönigs kaum zu erwarten gewesen, habe man dafür selbst Gewalt anwenden müssen. Dann habe man den Krieg erklären und alsbald die Flotte Stopford's angreifen und vernichten sollen, was bei einer Übermacht von 70 Kriegsschiffen gegen 15 bis 16, trotz aller Wunder britischer Tapferkeit und seemännischer Überlegenheit, mehr als blos wahrscheinlich gewesen sei. Die französische Flotte habe nun die thracischen Meerengen forciren, die russische Flotte angreifen und schlagen, die Marineetablissements in den russischen Häfen des schwarzen Meeres zerstören, hierauf zurücksegeln und in den französischen Häfen des mittelländischen und atlantischen Meeres alle noch disponiblen Schiffe und Mannschaften mit sich vereinigen sollen, um so verstärkt in der

Ostsee zu erscheinen und auch hier die russische Seemacht mit vernichtendem Schlage zu treffen. Man sieht, es geht in dieser Schrift Alles ziemlich schnell und leicht ab. Indessen ist gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß unter den eigenthümlichen Conjuncturen des J. 1840 wenigstens der britischen Seeherrschaft eine schwer heilbare, vielleicht eine tödtliche Wunde beigebracht werden konnte. In dieser Beziehung wurden später die Ansichten des Verf. durch Napier's Bemerkungen über schlechte Bemannung und Bewaffnung der britisch-levantischen Flotte auf das bestimmteste bestätigt. „Nur mit Schaudern", sagte der tapfere britische Seemann in der Sitzung des Unterhauses vom 24. Sept. 1841, „kann ich daran denken, was wol unter den Verhältnissen des vorigen Jahres erfolgt sein würde, wenn eine französische Seemacht die englische angegriffen hätte." Wäre nun dies Alles geschehen, so würde, nach des Verf. Meinung, wenigstens für ein Jahrhundert, bis das noch jugendliche Nordamerika seine vollen Kräfte entwickelt hätte, die Herrschaft zur See und das Steuer der Weltgeschichte an Frankreich übergegangen sein. Für dieses große Unternehmen habe der kleine Thiers die ganze Verantwortlichkeit, selbst auf die Gefahr seines Kopfes hin, übernehmen müssen; aber dieser habe leider! den Kopf lieber vorher als vielleicht nachher verloren. Zur Ausführung sei freilich auch die Zustimmung Ludwig Philipp's, des friedlichen Bürgerkönigs, nöthig gewesen. Der Minister habe indessen dem Könige wol begreiflich machen können, daß jede neue Dynastie — und in Frankreich noch mehr als in jedem andern Staate — der Taufe des Blutes und des Ruhmes bedürfe. Und sei der König hartnäckig friedfertig geblieben, so sei es die Pflicht des Ministers gewesen, von seiner Stelle zurückzutreten, und die gloire éternelle werde sich endlich wol von selbst um seine Stirn gelegt haben.

Der Verf. konnte leicht voraussehen, daß man ihm den Vorwurf des Machiavellismus machen würde. Er fürchtet ihn nicht, sondern nimmt ihn als eine Ehre in Anspruch. Er erinnert daran, wie England 1804, ohne vorgängige Kriegserklärung, vier spanische Gallionen wegnehmen ließ; er erinnert an den Überfall von Kopenhagen 1807, an die Eroberung von Florida durch Jackson 1818, an das untoward event von Navarin u. dgl. Zwar bin ich der einfältigen Meinung, daß schließlich die ehrlichste und gerechteste Politik die klügste ist. Allein die Zeit, da der Grundsatz, „seinen Nächsten als sich selbst zu lieben", als Richtschnur des Völkerrechts gelten wird, ist freilich bis jetzt nicht vorhanden. Man muß also zuweilen noch ein Auge zudrücken, wenn in den höhern Kreisen der Politik mitunter die „große Moral die kleine tödtet"; und man könnte sich schon zufrieden geben, wo in Wahrheit die Triebfeder ihres Handelns ein großartiger nationaler Egoismus, keine kleinliche und beschränkte individuelle Selbstsucht ist. Der Verf. der „Vues rétrospectives", ob er nun selbst den höhern Kreisen der Gesellschaft angehöre oder nicht, kennt wenigstens vortrefflich den Geist, der diese Gesellschaft beherrscht, und sagt ehrlich genug heraus, daß man die gemeine bürgerliche Ehrlichkeit dort nicht zu suchen hat. Sehr wahr und schon lange bekannt! Aber wenn sich nun auch im großen Haufen der sogenannten Liberalen einige Bekenner des Grundsatzes fanden, daß der Zweck die Mittel heilige; wenn sich diese Wenigen in einer noch schülerhaften Nachahmung ihrer Meister von der Gegenpartei gefielen; und wenn nun diese Gegenpartei, wie noch ganz kürzlich auf sehr ostensible Weise geschehen ist, einen heiligen sittlichen Zorn zur Schau stellen und sich vermessen will, vom moralischen Standpunkte aus über ihre politischen Widersacher den Stab zu brechen: so könnte eine solche Procedur freilich nur als Posse gelten, die auf den Geschmack einer dummgläubigen Menge berechnet ist. Die Conservativen sind häufig klüger, pfiffiger und geriebener als ihre plumpern Gegner; was aber das reinere sittliche Element betrifft, in dem sie umherschwimmen — passons cela sous silence.

Im Schwunge seiner Feder eilt zwar Hr. Spiridion etwas gar zu rasch von Sieg zu Sieg; allein immer bleibt seine Schrift — man muß sie vollständig lesen — eine höchst umsichtige Auffassung der Conjuncturen des J. 1840 und eine darauf gegründete äußerst scharfsinnige Combination des politischen Verstandes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Rechte der Frauen.

Nach englischen Schriften und Reviews.

Die Frage der Frauenemancipation, welche noch vor kurzer Zeit zu so heftigen Declamationen und noch entzündetern Romanen Anlaß gab, scheint zwar jetzt in den Hintergrund geschoben, aber darum noch nicht erledigt zu sein. Es kann sich jetzt noch unmöglich darum handeln, den Frauen alle mit so vielen Mishelligkeiten verbundenen Rechte und alle strengen und oft so rohen Functionen der Männer freigeben zu wollen. Hierüber hat man sich im Allgemeinen wol verständigt und dargethan, daß es nicht der Unterdrückungssucht der Männer und dem Misbrauch, den sie von ihrem Rechte größerer Stärke machen, zuzuschreiben ist, wenn den Frauen die Privilegien und Functionen der Männer, mit gänzlicher Verrückung der Naturgesetze, nicht eingeräumt worden sind, vielmehr der Galanterie und gewissen zarten Rücksichten, für welche die Frauen statt Groll nur Dankbarkeit hegen sollten. Indeß wird man auch nicht ableugnen können, daß sich in der Stellung der Frauen und namentlich in ihrer Erziehung Mängel bemerkbar machen, nach deren Beseitigung ihr Einfluß günstiger und sichtbarer hervortreten und einer immer größeren Vermenschlichung der Civilisation und Geschichte vorarbeiten würde; es ist im Allgemeinen die Einseitigkeit, Beschränktheit, Engherzigkeit und auf tändelhaften Prunk gerichtete Erziehung, woran das weibliche Geschlecht noch krankt. Nichts läßt sich leichter verbilden, nichts leichter durchbilden, nichts leichter mit Eiseskälte erstarren, nichts leichter mit der göttlichen Flamme der Begeisterung erwärmen, nichts leichter auf einen Abweg, nichts leichter auf den rechten Weg bringen als ein Weib; Schade nur, daß unsere Ausnahmsweiber eben darum, weil sie zu sehr Ausnahmen sind, blos deshalb über ihr Geschlecht hervorragen, um zu tief in das männliche hineinzuragen, die nothwendigen Grenzen, welche die Natur gezogen hat, muthwillig und genießsüchtig zu überspringen und sich mit Bewegungen, Geberden und Verzuckungen auf dem öffentlichen Markte der Literatur sehen zu lassen, die selbst für einen Mann zu heftig und gewaltsam wären, wenn man ihnen nicht zugleich etwas Kindliches und Kindisches ansähe. Bei dieser Lage der Dinge ist es von

Nutzen und Interesse, auf mehre Schriften hinzuweisen, welche in England und zwar zum Theil in mehren Auflagen erschienen sind, Schriften, in denen meist der praktische Verstand der Briten vorwaltet und die Excentricitäten französischer Schriftstellerinnen und die großblumigen Phrasen deutscher Autoren, welche dieselbe Emancipationsfrage behandelten, weniger wahrzunehmen sind. Wir führen hier an:

Woman in her social and domestic character. By Mrs. *John Sandford*. Sechste Ausgabe. London 1839.

Female improvement. By Mrs. *John Sandford*. Zweite Ausgabe. London 1839.

The women of England, their social duties, and domestic habits. By Mrs. *Ellis*. Dreizehnte Ausgabe. London und Paris 1839.

Woman's mission. Achte Ausgabe. London 1840.

Woman's rights and duties, considered with relation to their influence on society, and on her own condition. By a woman. Zwei Bände. London 1840.

Die beiden Schriften der Mrs. Sandford sind in einer reinen und gesunden Haltung religiöser und sittlicher Empfindung geschrieben. Ihre Tendenz ist mehr die Erziehung als die sociale Stellung des Weibes zu besprechen; aber man vermißt jene Originalität des Denkens, jene Kraft oder Gefälligkeit des Styls, welche nöthig sind, um Eindruck zu machen und einen weiteren Kreis von Lesern anzuziehen.

Die Schrift der Mrs. Ellis ist ein gut angelegtes Werk, welches von beachtenswerther Befähigung zeugt und in einem ernsten und frommen Sinne verfaßt ist. Die Verfasserin beabsichtigte, den englischen Frauen ein Handbuch ihrer sowol geselligen als häuslichen Pflichten in die Hand zu geben. Zu bedauern ist, daß sie zu ausschließlich blos die Frauen Englands im Sinne hatte, da sie im Gegentheile, wie aus Vielem hervorgeht, wol dazu berufen war, das Weib, wie es sein soll, überhaupt zu schildern. Besonders wichtig ist, was die Verfasserin tadelnd über die Über-Erziehung und die zu anstrengenden Arbeiten sagt, denen die jugendlichen Geister zuweilen unterworfen sind; dagegen falsch, wenn sie Liebenswürdigkeit und praktischen gesunden Verstand der geistigen Ausbildung und dem Wissen, als damit unvereinbar, gegenüberstellt.

Die kleine Schrift: „Woman's mission" ist ein sehr verdienstlicher Versuch, Aimé Martin's treffliches Werk „Sur l'éducation des mères" zur Kenntniß der Engländer zu bringen, indem darin die interessantesten Partien, welche zugleich von der französischen Nationaleinseitigkeit am meisten frei erscheinen, übersetzt sind. So viel uns bekannt, haben wir in Deutschland noch keine — oder wenigstens keine populair gewordene — Übersetzung des trefflichen Werkes von Aimé Martin, und während die Engländer nur höchst selten einen französischen Roman in ihre Sprache übersetzen, lassen wir Deutsche kaum einen einzigen unübersetzt, während wir manche sehr treffliche wissenschaftliche Schriften der Franzosen unbeachtet lassen. Dieser verkehrten Richtung halber steht es auch mit der Durchschnittsbildung des Volkes, besonders in Städten, bei uns so schief und precair, wennschon verhältnißmäßig mehr Individuen bei uns den Komödienzettel an den Straßen zu buchstabiren und ihren Namen halb leserlich zu schreiben wissen als anderswo. Das heißt bei uns Volksbildung!

Ein sehr verdienstvolles Werk ist das unter dem Titel „Woman's rights and duties" erschienene, das jedoch an einiger Weitschweifigkeit leidet. Die Verfasserin untersucht zuvörderst die Lage und Natur des Weibes im primitiven, wilden und Naturzustande, in den barbarischen Staaten und unter der alten Civilisation, sodann die Veränderungen, welche der Zustand des Weibes im ritterlichen Mittelalter und in den christlichen Ländern erlebte, endlich folgt in zwei Capiteln eine Betrachtung über die gegenwärtige Lage und den Einfluß der Frauen, über das gegenseitige Verhältniß zwischen Mann und Weib, über die zukünftige Veredlung des weiblichen Geschlechts und alles dies in einer billigen, gemessenen Haltung, welche von aller Parteilichkeit und Verkehrtheit frei ist.

Über denselben Gegenstand und dieselben Schriften bringt Nr. 147 des „Edinburgh review" unter dem Titel „Rights and condition of women" einen gesunden, vernünftigen Artikel, welcher in seinen Grundansichten sehr mit dem Artikel über Frauenleben und Frauenemancipation im „Conversations-Lexikon der Gegenwart" übereinstimmt. „Aus dem Umstande", sagt unser Brite, „daß das Weib bei den rohen Naturvölkern im Zustande der Unterdrückung schmachtet" (nicht überall, wie man hinzusetzen muß, da es auch Völkerschaften gibt, bei denen das Weib die Oberherrschaft führt) „und daß sich dasselbe Beispiel bei den niedrigsten und wenigst gebildeten Classen der civilisirten Gemeinschaften wiederholt, und daß mit der größeren Freiheit und Gesittung des menschlichen Geschlechts auch die Gesittung und Freiheit der Weiber im Zunehmen sind, könnte man folgern, daß die Civilisation auf ihrer höchsten Höhe auch in politischen und scientifischen Dingen ein Niveau zwischen Mann und Weib herbeiführen müsse." Dem sei aber nicht so, fährt er fort, trotz Plato, welcher das Weib in geistigen Angelegenheiten dem Manne gewachsen und nur an körperlicher Kraft untergeordnet halte, trotz Professor Dugald, welcher glaube: daß die moralischen und intellectuellen Unterschiede ganz allein die Ergebnisse der Erziehung seien, trotz Voltaire, welcher das Weib in jedem Talente, nur in der Erfindung nicht, dem Manne gleichstelle. Die geistigen Fähigkeiten seien vielmehr bei beiden Geschlechtern wesentlich verschieden. Die Weiber hätten weniger activen und mehr passiven Muth als die Männer; mehr Nervengereiztheit und alle Eigenschaften, welche damit zusammenhängen; sie seien enthusiastischer, lebendiger in ihrem Mitgefühl und besäßen eine feinere Auffassung für die kleineren Um- und Zustände. Ob sie, wie Prof. Stewart behaupte, einen größeren Sinn für Vergesellschaftung und Genossenschaften, insofern diese vom Verstande ausgingen, besäßen als die Männer, sei vernünftigerweise zu bezweifeln. Sie ständen hinter dem Manne in der Fähigkeit logischen Raisonnirens zurück und seien weniger geeignet, ihre Gefühle ihrem Urtheile unterzuordnen, zu combiniren und zu generalisiren, und obschon sie einen hohen Grad von Geduld besäßen, sei ihre Ausdauer doch geringer u. s. w. Die schwierigste Frage sei nun die, in welcher Rücksicht und bis zu welcher Ausdehnung diese Unterschiede den Einflüssen der Erziehung zugeschrieben werden könnten. Die Überlegenheit der Weiber im passiven Muth, ihre größere Sensibilität, ihr wärmerer Enthusiasmus und ihre lebhaftere Sympathie könnten nicht auf Rechnung der bloßen Erziehung geschrieben werden, eher schon ihre feinere Auffassung für die Einzelnheiten, ihr Mangel an concentrirter und stetiger Aufmerksamkeit u. s. f. Doch hänge auch dies mit der größern Feinheit ihrer Nerven und einer gewissen Zaghaftigkeit zusammen, welche aus dem Gefühle größerer Schwäche entspringe. Der Verfasser des Aufsatzes ist sogar der Meinung, daß wenigstens in den ersten dreißig Jahren unsers Jahrhunderts die Töchter aus den höhern und mittlern Classen besser und angemessener unterrichtet wurden als die Knaben. „Die Mehrzahl der Knaben", sagt er, „lernten unvollkommen Griechisch und Lateinisch und kaum noch etwas sonst, wogegen die Mädchen nicht nur Sprachen, vielleicht auch Musik und Malerei erlernten, sondern auch solche wichtige Kenntnisse, welche einen wesentlichen Theil einer wohlgeordneten Erziehung ausmachen und für sie das ganze Leben hindurch von Werth waren. Wir glauben fast, daß, der Mehrzahl nach, ein Mädchen von siebzehn Jahren in allen Dingen, mit welchen wohlunterrichtete Personen im geselligen Verkehr vertraut sein müssen, besser unterrichtet war, einen ausgebildetern Verstand und größere Fähigkeit besaß, sich mit ältern Personen auf eine verständige Weise zu unterhalten, als ein junger Mensch von demselben Alter. Wenn das so ist — und wir stellen diese Behauptung, obschon wir sie nicht durch Beweise unterstützen können, in dem Vertrauen auf, daß nur wenige Leser mit uns nicht übereinstimmen dürften —,

so kann nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß die geistige Superiorität des Mannes über das Weib, die man nicht leugnen kann, mehr der Erziehung als der Natur zuzuschreiben sei."

Freilich, fährt er fort, beginne die Erziehung eines jungen Mannes erst recht von der angegebenen Periode an, indem vom siebzehnten Jahre an ihm die Zügel immer lockerer gelassen würden und die Selbsterziehung, die hohe Schule des männlichen Geschlechts, immer mehr Raum gewinne. Es trete dann bei dem jungen Manne ein Drang ein, sich mit Allem bekannt zu machen, sich über Alles zu verständigen. Da erst zeige sich der Unterschied der Geschlechter in markirterer Weise. „Die Selbsterziehung", heißt es weiter, „mag sie nun ohne alle Beihülfe, oder mehr unter einer gewissen Beihülfe als unter einer wirklichen Controle geschehen, ist in der That nur ein anderer Name für die Entwickelung der intellectuellen Kraft, womit die Natur selbst das Individuum beschenkt hat. Kein vernunftbegabtes Wesen kann auf sich selbst eine Macht anwenden, die nicht ursprünglich in ihm liegt. Woher sonst als aus dem Bewußtsein, eine solche Kraft zu besitzen, die den Erfolg sichert, kann die Hoffnung entspringen, welche den Besitzer zu Anstrengungen begeistert, die den Erfolg verbürgen? Wenn die Superiorität des Mannes hauptsächlich der Selbsterziehung zugeschrieben werden muß, so darf man noch weiter gehen und behaupten, daß sie zuletzt doch immer von der ursprünglichen Kraft des Geistes und Verstandes abhänge, ohne welche die Selbsterziehung keine Wirkung gehabt haben würde."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Während des englischen Feldzugs in Spanien fand zwischen den Soldaten der beiden feindlichen Heere ein ziemlich freundliches Verhältniß statt, welches damals freilich nicht offenkundig werden durfte, weil jeder Verkehr unter ihnen verboten war und daher möglichst verheimlicht ward. E. Costello erzählt in seinem vor kurzem erschienenen Werke „The adventures of a soldier": „Während der ganzen Zeit, daß wir bei Torres Vedras standen, begegneten wir oft den Franzosen beim Baden in dem Rio Mayor und stellten dabei häufig körperliche Übungen an, wobei wir Jene meistens besiegten, was ihrer entblößten traurigen Lage zugeschrieben ward. Diese bei dem gedachten verstohlenen Verkehre gemachte Beobachtung rührte uns, bis endlich unsere Leute sogar mit denselben ihre Rationen Zwieback theilten, womit wir durch unsere Flotte regelmäßig von England aus versehen wurden. Unsere ganze Nationalfeindschaft ging in der Sorge unter, Jenen zu helfen. Taback war etwas sehr Gesuchtes; wir pflegten ihnen von dem unserigen zukommen zu lassen, wogegen sie uns ein wenig Branntwein brachten. Zu Fuentes d'Onor waren die gegenseitigen Schildwachtreihen sehr dicht nebeneinander; die französische war von uns nur durch eine schmale Planke getrennt, die über einem Wehre lag, dessen andere Seite von unserer Compagnie besetzt war, die auf Piket stand. Ein Schmied von uns, Namens Tidy, hatte in der alten Mühle seine Werkstätte aufgerichtet und war beschäftigt, die Pferde der Offiziere zu beschlagen. Die französische Schildwache war über die Planke herübergekommen, um ihre Pfeife anzuzünden, und stand sorglos, mit mir plaudernd, da, als mich plötzlich General Crawford, den ich hätte kommen sehen sollen, fragte, ob Tidy sein Pferd beschlagen habe. Die rothen Epauletten des Franzosen zogen bald die Aufmerksamkeit des Generals auf sich und dieser fragte rasch mit seinem gewohnten strengen Blicke: „Mit wem, zum Teufel, schwatzt Ihr, Schütze?" Ich unterrichtete ihn, daß es die französische Schildwache sei, die herübergekommen wäre, um sich die Pfeife anzuzünden. „Laßt ihn nur an sein Geschäft gehen", erwiderte der General, „er hat kein Recht hier, ebenso wenig wie wir Beide", was er seinem Adjutanten zuflüsterte, worauf er hinwegging. Costello's nicht zu umfassende Schrift ist eine der besten in ihrer Art, die Erzählung eines echten Haudegens, ein treues und lebendiges Bild des Soldatenlebens mit allen seinen ergötzlichen, wie schreckensvollen Wechselfällen, in der Darstellung streng an seine persönlichen Erlebnisse geknüpft. Zugleich gibt die Schilderung dieser harten Contraste ein charakteristisches Kennzeichen für jenen Feldzug, während dessen Verlaufs unter den Truppen eine dumpfe, gleichgültige Apathie herrschend ward, die sich um Gut und Schlecht, um Leben und Tod wenig kümmerte und neben den erfreulichern Erscheinungen, wie die obigen, auch Scenen der äußersten Roheit herbeirief. Am widerlichsten erscheinen letztere bei der Beschreibung der Erstürmung von Badajoz. Das Soldatenleben Costello's geht bis zu Beendigung des Kriegs durch die Schlacht bei Waterloo, welche er mitgemacht hat, und erneuert sich mit dem Zuge der englischen Legion im Dienste der christinischen Partei in Spanien. 3.

Der französische Prof. Saint-Priest hat soeben zu Paris folgenden Satz drucken lassen: „Luther ce moine ivre de bière et de licence avait fait bruler Zwingli" u. s. w. Die Jesuiten und die Pfaffen haben oft die Geschichte verdreht und manches historische Märchen ersonnen, aber so unverschämt albern, oder dreist, wie der Hr. Prof. Saint-Priest zu Paris, haben dieselben der Welt nie vorgelogen.

Auf einem Hügel beim Dorfe Cheseaux in der Nähe von Lausanne, der früher eine reiche Fundgrube römischer Alterthümer gewesen, entdeckte kürzlich der Student Troyon aus Lausanne auch gallische Gräber. Derselbe deckte nach und nach 106 solcher Gräber auf. Ihre stufenweise Lage gibt schon an sich einen Überblick über die Kunstentwickelung mehrer Generationen, während ihr Inneres nicht minder die reichste und für die alte Geschichte interessanteste Ausbeute gewährt. Die Gräber bewiesen mit andern Entdeckungen, daß die Gallier unter der römischen Herrschaft ihre Sitten, ihren Cultus und ihre Kunst bewahrten. Der Entdecker hat die Beschreibung der Gräber mit Abbildungen herausgegeben. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1842.

Politische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Das vollständigste Gegentheil von den Rückblicken sind die Fernblicke, die unter dem Titel:

3. Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer. Zürich und Winterthur, Literatur-Comptoir. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

erschienen sind. Dort galt es, ein bestimmtes Moment der nächsten Vergangenheit in seiner ganzen Bedeutung scharf ins Auge zu fassen; hier dagegen öffnet sich ein ganzer Himmel voll Zukunft und voll Baßgeigen, auf denen sämmtlich Hr. Th. Rohmer herumgeigen möchte, um seinem deutschen Vaterlande zum Vortanze im Völkerreigen aufzuspielen. Seine Schrift, mit ihren jugendlichen Illusionen und Prätensionen, gehört wol dem allerjüngsten literarischen Deutschland an, das jetzt schon wieder ein ganz anderes als das ci-devant junge Deutschland ist. Sie ist ein Toast und Vivat hoch! mit Umständen auf das Wohl des deutschen Vaterlandes, und wie beim „Landesvater" auf einem Burschencommerce die Hüte und Mützen, so werden hier die Reiche und Nationen auf den Schläger der Germania aufgespießt, doch, versteht sich, nur auf das Schwert des Geistes, denn es geht schließlich Alles ganz friedfertig her. Etwas Vergangenheit wird vorausgeschickt, um daraus die Intention der deutschen Geschichte und, als letzte Intention, die der Hegemonie von Europa und aller Welt hervorgehen zu lassen. Daran schließt sich etliches Ethnographische; aber das ordnende Princip für den Organismus des Völkerlebens, wie es S. 65 fg. entwickelt werden soll, ist schwer herauszufinden, und man mag hier wol ausrufen: „Wer findet mir die Eintracht dieser Zwietracht?!" Indem er nun etwas mehr auf Besonderes übergeht, wofür schon in der Geschichte selbst die schärfern Grenzen gezogen sind, kommt manches Gute zum Vorschein. Auch wird hier und da auf Einiges hingewiesen, was man als unmittelbar praktisch bezeichnen mag, wie auf die Stellung und Bestimmung Östreichs im Osten unsers Welttheils, gegenüber dem Anwachse der russischen Herrschaft; auf das Interesse der deutschen Großmächte, sich durch die Pflege der polnischen Nationalität eines künftigen Bundesgenossen zu versichern u. s. w. Nur ist freilich das Wahre nicht sehr neu. Zwischendurch fehlt es nicht an pretentiös vorgetragenen Gemeinplätzen, wie etwa: „Ich (Theodor Rohmer) muß es hier den Kleingläubigen, die auf den Schein der Dinge, nicht auf den Kern sehen, wieder sagen: die urkräftig wirkende Natur wird alle Künste der Politik zu Schanden machen." Diesen langweiligen Trost haben sich die guten Deutschen schon oft genug gegeben. Auch macht sich der Verf. seine Weltverbesserung dadurch bequem genug, daß er die harte Nuß, woran die jetzige Gesellschaft ganz besonders zu kauen hat — den Pauperismus, die schroffer werdenden Gegensätze zwischen Armen und Reichen, die Gebrechen in der Organisation der Arbeit — unberührt bei Seite liegen läßt.

Hr. Rohmer findet die deutschen Zustände in Vergangenheit und Gegenwart kläglich genug, was aber seinem politischen Optimismus so wenig Eintrag thut, daß ihm alle Misère nur ein Wegweiser in eine desto glänzendere Zukunft ist. So beweist er S. 52 u. 53 sehr geschickt die Nothwendigkeit der Staaten von Reuß und Lichtenstein für die Einheit Deutschlands. Er ruft bewundernd aus: „Welch ein ordnender, tiefer Sinn liegt in dem bunten Gewürfel von Tausch, Entschädigung und Arrondissement, aus dem im wiener Congresse die deutschen Bundesstaaten sich constituirten; welch eine leitende Hand in den selbstsüchtigen Entwürfen, die das Particularinteresse dem einzelnen Staate gebot." Besonders erfreut ist er über die staatliche Zerlegung der rein deutschen Volksstämme. Sein Beweis zur Rechtfertigung dieses Glücks läuft etwa darauf hinaus: die politische Zerrissenheit Dessen, was nach dem Rechte der Natur und Geschichte zusammengehört, erzeugt das Bedürfniß der Einigung und dem deutschen Michel ist die Haut nur darum ein wenig auseinandergerissen, damit in ihr desto gewisser die Tendenz entstehe, wieder zusammenzuheilen. Gewiß eine sehr loyale Politik, deren Urheber keine Anklage wegen entfernten Conats zum Hochverrathe zu besorgen hat. Im gleichen Sinne sagt er: „Genug, daß alle Staaten (Deutschlands) durch ein nominelles Band umschlungen werden, genug, daß es eine Versammlung gibt, welche die deutsche Einheit, wäre es auch nur durch Sitzungen, repräsentirt." Dies ist zwar für die Versamlung keine sehr schmeichelhafte Bemerkung; doch er hat es loyal gemeint!

Hr. Rohmer läßt es an Athem nicht fehlen, um uns das „Seid einig!" und „Bleibt einig!" zuzurufen. Gu-

ter Theodor! Wir haben das schon oft gehört und am häufigsten damals, als wir am uneinigsten waren. Brächte uns dieser Imperativ vorwärts, wir müßten um ein gut Stück weiter vorgerückt sein. Aber wir Deutsche sind wie ein Haufe Soldaten, die, von ihrem Freiheitskriege ermüdet, die Gewehre in Pyramiden gesetzt und sich gruppenweise gelagert haben, um sich zur weitern Stärkung von philosophisch-politischen Marketendern den bekannten Lichtenberg'schen „Schnaps der Hoffnung" einschenken zu lassen. Käme nun ein großer Geist wie Hr. Rohmer und commandirte sein „Vorwärts Marsch!" so würden sich zwar schwerlich viele Beine rühren. Geschähe es dennoch, so würde entstehen, was entstehen müßte und schon öfters entstanden ist: ein buntes Durcheinander. Denn sollte es vorwärts gehen, so müßten erst die Deutschen in Reihe und Glied stehen, mit den Waffen des Geistes ausgerüstet, die das Volk, welches das Pulver und die Presse erfunden, zwar vor seinen Obern präsentiren, womit es aber nicht im Feuer exerciren darf, es sei denn, um sein Pulver in den blauen Himmel der überschwänglichen Hoffnung zu verpuffen, wobei sich das neben die Scheibe Schießen ganz von selbst ergibt, und vielleicht müßte diese Nation zuvor auch ein Organ des Nationalwillens haben, das die deutsche Einheit noch durch etwas mehr als durch bloße Sitzungen zu repräsentiren vermöchte. Man zeigt triumphirend auf den deutschen Zollverein. Gewiß! er ist ein erster Schritt aus der größten Confusion heraus, der um so mehr Lob verdient, als aller Anfang schwer ist. Wenn wir aber auf Luxemburg sehen, wie es zwar nicht dem deutschen Handelsbunde beitritt, ihm aber doch eine Verfassung à l'allemand octroyirt wird, die sich Myn Heer höchlich verbitten würde, die indessen für die deutschen Luxemburger passiren mag; auf Hanover, wie es fortwährend auf einer englischen und einer deutschen Achsel tragen möchte; auf Hamburg, wie Halsstarrigkeit der Kaufherren dieser freien deutschen Hansestadt ihre Speculationen noch immer nicht mit dem Handelsvereine in Einklang bringen will — so fodert das vorläufig zu einiger Bescheidenheit auf. Es ist wahr, wir fabriciren jetzt in zehn Friedensjahren mehr als in zehn Kriegsjahren. Das geschieht auch in Rußland und ist selbst in Spanien, ungeachtet der Kriegsjahre, geschehen. Darum ist wol noch ein bescheidener Zweifel erlaubt, ob sich die Elle, womit wir unsere baumwollenen und linnenen Zeuche messen, sogar bald zum Zepter deutscher Hegemonie ausschnitzen lasse. Hat es doch allen Anschein, daß wir das Capital, von dem die deutsche Kriegsflotte gebaut werden soll, noch einige Zeit in einer Sparkasse anlegen und uns einstweilen mit der Berechnung des Interusuriums unterhalten können. Aber freilich! wer wie Hr. Rohmer über die Jahrtausende disponirt, dem braucht es auf einige Jahrhunderte nicht anzukommen.

Und doch! wir müssen Ihnen nur unsere Schwäche eingestehen. Es gibt, außer Ihnen, noch einige Andere, die den Glauben an eine große Zukunft der deutschen Nation festhalten; die ihr in der Reihe der Völker eine hohe und höchste Stellung weissagen, weil die Herrschaft im Völkerleben mehr und mehr eine Herrschaft des Geistes werden muß; weil Deutschland das Land des universellsten Wissens ist, das endlich auch zum Können führt; weil die Deutschen vor jedem andern Volke den Sinn der Gerechtigkeit voraushaben; weil es die Gerechtigkeit ist, welche die Völker erhöht und den Spruch in Erfüllung gehen läßt, daß die Letzten die Ersten sein werden. Aber gerade darum, weil es uns neben der Hoffnung auch um die Erfüllung gilt, hätten wir es gar gern, wenn mit dem Nächsten angefangen würde. Diese papierenen Assignationen, wodurch die Deutschen auf Jerusalem und das gelobte Land angewiesen werden; diese Wechsel, auf lange Sicht ausgestellt, womit wir unsere Insolvenz für die Foderungen der Gegenwart nur zu bemänteln suchen; diese immer wiederkehrenden Vertröstungen auf irgend einen literarischen Hocuspocus, auf irgend eine sociale Universalmedicin, die, in dieses oder jenes Buch eingewickelt, nur mit einiger Resignation verschluckt werden muß, um uns politisch selig zu machen; diese Illusionen, womit sich politische Kinder einseifen, um die Welt glauben zu machen, daß sie Haare auf den Zähnen haben — alles das bedünkt uns nicht blos sehr überflüssig, sondern sogar positiv schädlich. Diejenigen, die ihre Haut zu Markte getragen haben, und wäre es nur für eine politische Unbesonnenheit, gelten uns immer noch für mehr als die Producenten von Worten, Worten und nichts als Worten, die bei aller Fernsicht eine specielle Rücksicht auf ihre eigenes Wohlbehagen nicht aus den Augen verlieren und bei jedem Worte, das sie in den Mund nehmen, sich den großen Mann im voraus anschmecken.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Rechte der Frauen.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Der Verfasser des Aufsatzes kommt nun auf jenen Conflux geistiger Eigenschaften und productiver und ausübender Fähigkeiten zu sprechen, welche man unter dem Namen des Genie zusammenzufassen pflegt. Das Genie, sagt er, ist unabhängig von der Erziehung, es läßt sich sogar von keinerlei hemmenden Einflüssen unterdrücken. Wären die geistigen Eigenschaften unter beiden Geschlechtern gleich vertheilt, so müßte man unbedingt erwarten, daß die Zahl der genialen Weiber, welche in Literatur und Kunst eine eminente Stufe erreichten, ebenso beträchtlich sein müsse als die Zahl der Genies unter den Männern. In der Kriegs- und Staatsverwaltungskunst wolle er sich nicht weiter umsehen, weil diese mit den Sitten des weiblichen Geschlechts überhaupt nicht verträglich wären; sogar die eigentliche Wissenschaft wolle er als ein zu ernstes Gebiet bei Seite lassen; dagegen wolle er die Poesie und die schönen Künste, wofür das zartere, empfänglichere und einbildungsfähigere Temperament des Weibes diesem sogar ein Übergewicht über den festnervigern und roher gesitteten Mann verspräche, zur Basis seiner Vergleichung wählen. Aber obgleich die wohl erzogenen Frauen mit der eleganten Literatur ebenso vertraut, vielleicht noch vertrauter wären als die Mehrzahl der Männer; und obgleich viele Frauen zu allen Zeiten Verse gemacht hätten, und obgleich sprüchwörtlich der Dichter nicht gemacht, sondern geboren werde, und obgleich in den Gewohnheiten und Sitten der Frauen nichts sei, was ihnen verböte, ihrem dichterischen Feuer zu gehorchen, so müsse man doch fragen, wo die Dichterin sei, welcher selbst die Parteilichkeit eine Stelle neben Shakspeare,

Spenser, Milton, Dryden, Byron anweisen kann? „Die Frauen“, sagt der Verfasser, „haben vorzüglich in England gut und viel genug geschrieben, um zu beweisen, daß sie von Natur für die Poesie nicht ungeschickt sind, und mehre (wovon einige noch leben) haben mit einem Grade von Kraft und Schönheit geschrieben, welcher sie zwar nicht bis zur höchsten Classe erheben, noch einen starken Einfluß auf den öffentlichen Geschmack üben kann, aber sie doch weit über den verächtlichen Charakter der Mittelmäßigkeit heraushebt.“

„Die Künste der Musik und der Malerei“, fährt er fort, „scheinen sogar mehr mit den Eigenschaften zusammenzuhängen, welche man dem weiblichen Charakter zuschreibt, als mit der ernstern und weniger sensitiven Natur des Mannes. Selbst die Erziehung, besonders bei uns Engländern, begünstigt auf diesem Gebiete die Frauen; für zwanzig Mädchen, bei denen Musik und Malerei einen Theil der Erziehung bilden, wird man kaum einen Knaben finden, bei dem Dasselbe der Fall wäre. Zudem werden diese Künste von vielen Frauen nicht als blose Schmuckartikel des Lebens, sondern wie ein wirkliches Handwerk und mit dem glühendsten Eifer betrieben — aber wo sind die grossen Namen? Wir kennen kein Weib, das als Malerin oder gar Componistin jenen Männern zugesellt werden könnte, deren Namen so lange dauern wird, als man ihre Kunst, Malerei oder Musik, als einen wichtigen Theil der unschuldigen Vergnügungen der civilisirten Welt betrachten wird.“

An Diejenigen, welche die Theilnahme der Weiber an der Ausübung der politischen Macht foderten und vertheidigten, richtet unser Brite folgende Fragen: Welche Beweise von legislativer und administrativer Fähigkeit sind bisher durch ein Weib gegeben worden? Allerdings ist das Weib ausgeschlossen von der politischen Praxis, aber wo oder wie hat je ein Weib in der Theorie eine tiefe Kenntniß der politischen Grundsätze dargethan? Was für ein Werk ist je aus einer weiblichen Feder hervorgegangen, welche Worte sind je von weiblichen Lippen gehalten, die so voll von politischer Weisheit wären, daß man sie mit Vortheil studiren möchte? Von den verstorbenen Schriftstellerinnen über politische Gegenstände ist Frau von Staël die einzige, welche in dieser Hinsicht als eine bemerkenswerthe Ausnahme genannt zu werden verdient. Aber wer, der ihre beredten Werke las, fühlt nicht, daß deren Verdienst mehr im Glanze als in der Tiefe besteht, daß sie mehr blenden als überzeugen, daß sie Eigenschaften entwickeln, welche mehr für den Redner als für den Staatsmann passen, daß sie kein Vertrauen auf das Urtheil der Schriftstellerin erwecken, noch uns überzeugen, daß die Leitung öffentlicher Geschäfte mit Sicherheit der Verfasserin dieser glänzenden Epigramme anvertraut werden konnte?

„In allen Geistesarbeiten“, sagt die verständige Verfasserin von „Woman's rights and duties“, „worin sich die Männer ausgezeichnet haben, haben auch, bis auf einen gewissen Punkt, die Frauen ausserordentlich gute Erfolge gehabt. Aber wo die größten Kraftleistungen erfodert werden, sei es an Urtheil, Einbildungskraft, Aufmerksamkeit, Ausdauer oder irgend einer andern Eigenschaft, da wird die höhere Kraft des männlichen Geistes offenbar.... Auf den niedern Stufen der Civilisation kann es zufällig geschehen, daß der Vortheil auf Seiten der Frauen wahrgenommen wird, da irgend ein Umstand in ihrer Lage, welcher ihnen die Nothwendigkeit einer größeren Übung der Beobachtung und des Urtheils auferlegt, die Wage zu ihren Gunsten wendet. Aber in den verwickelten und mühsamen Geschäften der civilisirten Gesellschaften kann die Erziehung dem weiblichen Geschlechte ein allgemeines Über- oder nur Gleichgewicht nicht geben.... Eine entgegengesetzte Meinung ist gelegentlich von geistreichen Frauen aufgestellt worden, welche, in leichtfertigen Sphären lebend, ihr Übergewicht über die sie umgebenden inhaltlosen und trivialen Männer (common-place men) fühlen.... Aber sie haben diese Meinung, weil sie die schwer zu fassende Natur der Forschungen nicht kennen, welche in der scientifischen Welt, in deren wahrhafte Gegenstände und Wichtigkeit sie keine Einsicht haben, bedingt sind. Selbst in Werken allgemeinerer Bedeutung sollten sie wol daran denken, daß sie nicht Tiefe genug haben, den grossen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Ordnung des Genies zu fühlen und zu verstehen.“ In einer andern citirten Stelle sagt dieselbe Verfasserin, es läge ebenso sehr im Interesse der Weiber selbst als in dem der Männer, daß die öffentlichen und häuslichen Geschäfte zwischen beiden Geschlechtern sich theilten, damit durch Übergriffe keine Verwirrung entstände, daß z. B. die Medicin und Wundarzneikunst in deren Händen sei, deren Nerven und Fähigkeiten dazu am meisten geschickt wären, daß das Gesetz, die Rechtsentscheidung, die Vertheidigung der Unschuld von denen gehandhabt werde, welche am meisten befähigt seien, in den trockensten Studien auszuharren und die menschliche Natur zu studiren. „Böses genug, das weiß der Himmel“, sagt sie, „ist aus der Schwäche und Unfähigkeit der Menschen entstanden; aber die Ämter und Verrichtungen, welche die möglichste Geschicklichkeit und Energie erfodern, Denen übertragen wollen, die noch schwächer sind, das heiße gegen beide Theile ungerecht werden.“

Der Verf. kommt weiterhin auf speciellere, in die britische Verfassung selbst eingreifende Punkte zu sprechen; er widerlegt Baillie, den Verf. der gut geschriebenen Abhandlung „The rationale of representation“, welcher behauptet, daß rücksichtlich der Witwen oder ledigen Frauenzimmer, welche eine Haushaltung oder so viel Eigenthum besitzen, als zur Bewilligung des Stimmrechts nothwendig ist, es schwer sei, nur den Schatten von Vernunft zu begreifen, warum sie von dem Wahlrecht ausgeschlossen sein sollten.“ Unser Reviewer sagt, daß diese Frauen zu der ganzen Zahl der Wähler in einem gar geringen Verhältniß stehen und ihre Macht, die sie als eine Classe ausüben könnten, äuserst gering sein würde. Eine Verbesserung in der Lage des weiblichen Geschlechts könnte hierdurch in keiner Weise herbeigeführt werden. In allen modernen wohl civilisirten Staaten werde das Weib von den Männern mit vorzüglicher Rücksicht, Zartheit und Höflichkeit behandelt. Diese Behandlung verdankten die Frauen nicht ihrer Stärke, sondern ihrer Schwäche. Die Rücksicht, die Zartheit, die Höflichkeit der Männer gegen das andere Geschlecht gründe sich hauptsächlich auf das Gefühl, daß die Frauen des Schutzes bedürftig seien. Aber man verleihe den Frauen wirkliche Macht, man lasse den Mann fühlen, daß er sich auf der Defensive halten müsse und der Geist der von Burke so schön beschriebenen Ritterlichkeit werde sogleich verschwunden sein. Die Weiber, als eine Classe, könnten nicht zu derselben Zeit die Vorrechte der Schwäche und die Vortheile der Macht genießen. Der Schein der Macht würde für sie um so mehr ein Unglück sein, da dadurch eine eifersüchtige Opposition hervorgerufen werden würde, welche die Frauen zuletzt auch derjenigen Vortheile berauben müsse, die jetzt die Männer ihnen ohne Widerstreben zugeständen. Man habe sich darauf berufen, daß ja das großbritannische Reich von einer Königin beherrscht werden könne, aber zwischen der Lage und den Functionen einer Königin von Großbritannien und derjenigen ihrer Unterthanen und Unterthaninnen sei ein zu offenbarer Unterschied, als daß man darüber noch Worte verlieren dürfte. Diese ganze Ausführung unsers Reviewer ist höchst glücklich, schlagend und logisch gerundet. Er citirt hierbei die Verfasserin von „Woman's mission“, welche sagt, daß die Frauen an politischen Interessen nur als moralische Agenten Theil nehmen sollten. Sie besäßen einen großen Einfluß, der aber nur dann ein glücklicher genannt werden könnte, wenn er in seinen natürlichen Kanälen, nämlich den häuslichen, verliefe. Die Theilnahme an Scenen populairer Erregung sei sehr geeignet, das Gewissen irre zu leiten und die Liebe zu ersticken. Es sei von höchster Wichtigkeit, daß die Männer, wenn sie ein Weib, eine Mutter oder eine Schwester, um Rath befragten, fühlten, daß sie von ihren Leidenschaften und Vorurtheilen, als in einem zweiten Selbst verkörpert, nicht an sie appellirten.

Auch gegen die Zulassung der Frauen zu den Parlamentsdebatten spricht sich der Verf. aus, da diese Zulassung dazu verführen müsse, mehr an den Redner als an den Gegenstand zu denken, mehr an den Personen als an den Principien Theil zu nehmen. Man habe ohnehin beobachtet, daß Frauen, welche sich für politische Angelegenheiten interessirten, in ihren Parteiansichten noch heftiger und bitterer wären als die Männer. Sie zu Zuschauern politischer Schauspiele machen, hieße die Animosität nur vermehren, womit sie leider allzu geneigt seien, die Opponenten ihrer eigenen Freunde zu betrachten; und die Harmonie und der Frieden der Gesellschaft, die ohnehin durch politischen Zwiespalt nur zu oft gestört seien, würden dann wesentlich leiden müssen. Dagegen gibt der Verf. zu, daß die Foderung vieler Frauen, auf die Gesetzgebung größern Einfluß zu gewinnen, nicht ohne Grund und Vernunft sei. Er weist nach, daß namentlich innerhalb des ehelichen Verhältnisses der Mann zu sehr bevorrechtet ist, daß die Gesetze nur anzunehmen scheinen: die Interessen des Ehemanns und der Ehefrau sind identisch, statt festzustellen, wo und wann diese Interessen nicht identisch sind. Das Eigenthum betreffend, fehlt es an wahrem gesetzlichen Schutze. Hierunter, sagt er, kann auch der Mann leiden: denn wenn die verschwenderische Ehefrau Schulden contrahirt, so kann der Mann dafür ins Gefängniß geschafft werden. Noch dürftiger sind die Gesetze in Betreff der Scheidungen. Die Aufführung der Ehefrau konnte noch so exemplarisch, die des Mannes noch so frech und brutal gewesen sein — wenn aber eine Scheidung erfolgte, obgleich durch seine Laster herbeigeführt, so durften ihre Kinder, selbst in der frühesten Kindheit, von ihr genommen und ausschließlich seinem Schutze anvertraut werden, ja das doppelt als Frau und Mutter beleidigte Weib durfte sie nicht einmal ohne seine Einwilligung sehen. Es war ein Gesetz, ruft der Verf. aus, welches wider die Gebote der Religion und Natur sündigte. Zwar, fährt er fort, ist durch die in der Sitzung von 1839 durchgegangene Act for the custody of infants dieses harte Gesetz etwas gemildert worden, aber der Vater ist auch jetzt noch vor der Mutter auf eine unbillige Weise bevorzugt.

Wenn diese Ungerechtigkeiten gegen die Weiber aus den englischen Gesetzen verschwänden, so würde, hofft der Verf., das Geschrei einer ganzen Hälfte des weiblichen Geschlechts nach politischer Gleichstellung von selbst ein Ende nehmen. Er schließt mit folgenden Worten aus „Woman's rights and duties": „Das Maß für die Rechte der Frauen muß in dem reellen Vortheil der Gesellschaft gesucht werden; es muß mit ihrem eigenen intellectuellen und sittlichen Fortschritte wachsen, denn der Einfluß der Intelligenz und Tüchtigkeit ist unwiderstehlich. Wie die besondere Pflicht des Mannes darin besteht, die Gesellschaft zu beherrschen und zu vertheidigen, so ist es die des Weibes, Tugend, Herzlichkeit und Zierlichkeit durch dieselbe zu verbreiten. Das Weib hat ein directes Interesse, das andere Geschlecht menschlicher und milder zu machen. Der Mann ist zu schroff, um selbst gerecht zu sein gegen die, welche er nur liebt, ohne sie zu achten, er ist zu kraftvoll, um sich von denen beherrschen zu lassen, die er achtet, ohne sie zu lieben. Die Herrschaft des Weibes muß nicht blos durch dessen Gefühl für Gerechtigkeit, sondern durch Anmuth und Zierlichkeit, Zartheit und Reinheit, die sie durch das Leben verbreitet, errungen werden; aber ihre Rechte werden weder ihrem socialen Einfluß Würde hinzufügen, noch ihre häusliche Lage sichern, es sei denn, daß sie in Wahrheit darauf begründet sind, die Tugend und das Glück der Gesellschaft zu fördern." 5.

Literarische Notizen.

„A residence on the shores of the Baltic, described in a series of letters" (2 Bde.), ist der Titel eines Werks, welches eine Darstellung von Petersburg liefert, die das „Quarterly review" die beste Schilderung nennt, die je über diesen Gegenstand erschienen, und ferner das gesammte Esthland nach allen seinen Erscheinungsformen beschreibt, das Land, die Provinzialhauptstadt, besonders aber die häuslichen Einrichtungen, die bäuerlichen Sitten, den Landadel u. s. w. Diese Briefe, welche überall lobend erwähnt werden, rühren von einer reisenden Lady her, die eine seit langer Zeit an einen esthnischen Edelmann verheirathete Schwester besuchte und zuerst durch das „Quarterly review" bei dem literarischen Publicum Englands eingeführt wurde. Die Verf. hält sich besonders mit weiblicher und naiv anmuthiger Umständlichkeit bei den Kleingegenständen des domicilen Lebens auf und bildet gerade hierdurch eine nicht zu verachtende Ergänzung zu Kohl's Schilderungen aus Rußland. — Der Reiseliteratur gehört auch eine Schrift unter dem Titel: „Fragments of Italy and the Rhineland", von J. H. White, Kapellan des Marquis von Downshire, an, welche in sehr naivem, fast drolligem Charakter gehalten ist, trotz der forcirten Denk- und Schreibweise, zu der er sich zuweilen anschraubt. So sagt er, daß sechs Gemälde im Palast Barberini „really seem to concentre in themselves the very palm of painting" (!) — Rafael's Madonnengesichter fertigt er mit „exquisite masks" ab und zieht ihnen Murillo's Madonnen wegen ihres „most tender lady-like flesh and blood" vor. Er ist auch eine Art von Philologe und meint, daß „O dear!" eine Verstümmelung des italienischen „O dio!" sei. — Ferner erschien: „A run through the United States during the autumn of 1840", von A. M. Maxwell (2 Bde.). Der Verf. ist ein enthusiastischer Bewunderer der nordamerikanischen Freistaaten. „Nie sah ich", ruft er aus, „ein schöneres Land und ein trefflicheres Volk, keine Betrunkene, keine zudringlichen Bettler, keine übermüthigen Buben, keine Horcher an der Wand, keine Fremdenbegaffer, nein, Alle sind hier mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt." Kurz, wir befinden uns in Hrn. Maxwell's Nordamerika wie im Paradiese, in einem Lande, wo die Milch der Unschuld und der Honig des Glücks in Strömen fließt.

In zwei Bänden erschien in London: „Memoirs of extraordinary popular delusions", von Charles Mackay, Verf. von „The Thames and its tributaries". Das Werk behandelt unter andern folgende Gegenstände: das Südseeproject, die Tulipomanie der Holländer, die Reliquien, die modernen Prophezeiungen, die Zweikämpfe und Gottesgerichte, die Wundersucht, die Kreuzzüge, die Hexenmanie, die gespenstischen und verhexten Häuser, das Mississippiproject u. s. w. Übrigens ist das Buch nur eine Compilation, wenn auch als solche lesbar und interessant, und keineswegs in einem philosophischen Geiste geschrieben. Die Portraits von John Law, welcher den berüchtigten Mississippiplan entwarf, und von Jakob I., dem Dämonologisten, sind beigegeben. — Ferner erschien ebenfalls in zwei Bänden: „The history of duelling; comprising narrations of the most remarkable personal encounters, from the earliest period to the present time", von Mr. Millingen, Verf. der „Curiosities of medical experience". Das Buch trägt den Charakter einer Art von Anekdotenwerk und enthält einen Absud aus englischen und französischen Memoiren.

In zwei starken Bänden erschien in Paris: „Examen critique des doctrines de Gibbon, du Dr. Strauss et de M. Salvador, par *Marie Nicolas Sylvestre Guillon*, évêque de Maroc, aumônier de Sa Majesté la reine des Français", ein Werk, worauf die Journale als auf ein Ergebniß langer Studien schon vor seinem Erscheinen aufmerksam machten und über dessen Tendenz und Basis wir später dem Publicum Rechenschaft geben wollen.

Auch der Faubourg St.-Germain hat jetzt seinen speciellen Almanach, welcher unter dem Titel „Almanach de la rive gauche" erscheint und sehr hübsche Vignetten enthält, worin die historischen Merkwürdigkeiten, die Monumente und Sitten dieses Stadttheils dargestellt sind. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1842.

Politische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Und was ist's nun eigentlich, was Hr. Rohmer den Deutschen verheißt? Nicht mehr und nicht weniger als ein drittes Evangelium, ein großes Wort, ein weltmächtiges Wort. Denn „wie vor 1800 Jahren muß das Wort als der Morgenstern aufgehen in den Herzen der Völker, und muß die Welt erretten, als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben". Und mit diesem Worte soll ein Princip ausgesprochen werden, das die höchste Sehnsucht der Menschheit nach einer gerechtfertigten Weltanschauung befriedigt, das durch die selbsteigene Fülle seines Inhalts die Gegensätze versöhnt und woraus sich der Staat friedlich und sicher entwickeln wird. Und aus diesem Principe soll eine neue psychologische Heilslehre entspringen, „deren Wirkung, wäre sie (die Lehre) erst vorhanden, für die Gegenwart von unermeßlicher Bedeutung, für die socialen und politischen Fragen schlechthin entscheidend sein würde. Die demokratische Gleichheit, die im Westen, die absolute Vollgewalt, die im Osten gepredigt wird, sind beide dadurch wie mit einem Schlage vernichtet." Das ist nun freilich alles Mögliche, was man von einer Psychologie erwarten kann. Diese neue Lehre, diese erste und wahrhaftige Philosophie der Geschichte soll sein eine Wissenschaft von den Individuen, aus welcher hervorgehen wird eine Wissenschaft der Gesammtindividuen, der Racen, Völker, Nationen, Stämme und Familien. Und durch jene Wissenschaft der Individuen soll die „menschliche Seele zergliedert, ihr Räderwerk zerlegt, der Gang des Uhrwerks von der Stunde der Geburt an bis zu der des Todes enthüllt und nach den einzelnen Stadien beschrieben werden". Da haben wir also, nach allem Gerede über „falsche Aufklärung", über „Voltairianismus" u. dgl., denn doch unsern lieben Herrgott zum genfer Uhrmacher degradirt, dem wir seine Handwerksvortheilchen von A — Z absehen und aus dem wir uns fortan nicht viel mehr zu machen brauchen. Da haben wir den aufgewärmten Kohl eines neuen St.-Simonismus, wonach natürlicherweise der Verkünder der neuen Heilslehre als St.-Simonistischer Papst an die Spitze gestellt werden müßte, um als oberster Uhrmachermeister alle die Millionen „Räderwerke" zum neuen Staatengetriebe zusammenzusetzen. Da haben wir aber auch im Hrn. Th. Rohmer den gutmüthigen deutschen Studenten, dem der Teufel ins Stammbuch geschrieben hat: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum." Die Lehre, die er weissagt, ist nichts weniger als christlich, und wer sie für philosophisch und politisch gelten ließe, wäre mit sonderlichem Glauben gesegnet. Da er aber seine Verheißungen mit einigen biblischen Sprüchen verbrämt hat, würde man sich nicht zu wundern haben, wenn einige Kindsköpfe oder einige Fromme, die mit der Gabe der Einfalt zum Übermaße ausgerüstet sind, so weit sich bethören ließen, um allen Ernstes etwas Kern hinter der bunten Schale zu suchen. Wir werden hören, was die Kritik sagt. In Deutschland ist es möglich, daß sie alles Mögliche und noch etwas mehr sagt und „das eben ist der Humor davon".

Es wäre nicht der Mühe werth, auf die Schrift näher einzugehen, wenn man es nicht mit einer fixen Idee zu thun hätte, die in einigen Ländern unsers Welttheiles schon ansteckend geworden ist. Oweniten in England, St.-Simonisten und Fourieristen in Frankreich sind sehr ähnliche Erscheinungen; da und dort tauchen die politischen Erlöser zu Dutzenden auf, wie sich denn ganz neuerdings auch ein Hr. Leroux in Paris als ein solcher Messias geberden zu wollen scheint. Oweniten und Fourieristen sind aber wenigstens bescheiden genug, die Individuen zuvor in bestimmte sociale Verhältnisse zu bringen, um dann erst nach ihren Neigungen und ihrem Thun die verschiedenen Berufsfähigkeiten zu bemessen. In Deutschland dagegen soll ein psychologischer Nußknacker erfunden werden, der gleich bei der Geburt das ganze Leben blos legt. Das wäre für die armen Sterblichen sehr langweilig. Es hat übrigens keine Noth! Das Leben wird auch in Zukunft ein Räthsel bleiben, das den Reiz des Geheimnisses nicht ganz verliert; es wird erlebt werden müssen, um begriffen zu werden. Darum werden wir gewöhnlichen Leute uns immer daran versuchen, die Bäume an ihren Früchten zu erkennen und auch die individuellen Kräfte im Staate nach ihren Wirkungen zu schätzen. Damit aber die rechten Kräfte an der rechten Stelle wirken, fodern wir, daß sich das wärmende und alle Keime weckende Licht des Geistes bis in die untersten Schichten der Gesellschaft frei ergießen dürfe; wir fodern eine ungehemmte geistige Circulation, welche die Talente in die Höhe leitet und die rohen

Stoffe niederschlägt. Dann mag fort und fort aus dem Boden des Volkslebens die wahre Aristokratie des Geistes erwachsen und ihre monarchische Spitze treiben; und unter dieser einen Bedingung kann wol auch von einer fortdauernden Versöhnung der politisch-socialen Gegensätze, von einer wahrhaft organischen und lebendigen Dreieinigkeit der Demokratie, Aristokratie und Monarchie die Rede sein. Das Wort der Erlösung wäre also schon lange gefunden. Es heißt Freiheit, fessellose Freiheit der geistigen Bewegung. Nur darauf käme es an, daß dieses erlösende Zauberwort endlich auch an der rechten Stelle, wo es Leben werden könnte, ausgesprochen würde; aber dort sind sie leider keine Hexenmeister. Und so lange noch die Deutschen ihre geistige Nahrung mit der Censurschere fassen müssen, werden sie immer nur zu den politischen Thieren der niedern Gattung gezählt werden, und — gesotten oder gebraten — sie passiren für Krebse.

Hr. Rohmer ist bescheiden genug, um nicht selbst die psychologische Heilslehre erfinden zu wollen. Er ist nur der Johannes in der Wüste, aus der er schwerlich herauskommt; er weist auf ein Kommendes, denn „seine Stimme ist gleichsam die eines Predigers: Bereitet dem Herrn den Weg und machet richtig seine Steige". Es wird also eine Art intellectueller Heiland und Herrscher erscheinen, „denn," sagt er, „das Reich des Denkens und Wissens ist wol eine Republik, in der aber zuweilen die Dictatur nöthig wird". Sehr wahr, nur das Eine nicht, daß es ein Reich des Denkens und Wissens gebe. Wie die politische Geschichte nur Staaten und nur Dictatoren in einem Staate, mit einigen eroberten Provinzen mehr oder weniger aufzuweisen hat, so gibt es auch in der Welt des Geistes nur Reiche, die freilich zusammenhängen, aber nicht grenzenlos ineinander verschwimmen. Dies gilt jetzt mehr noch als für jede frühere Periode. Wer das nicht einsieht, versteht nichts vom Gesetz der fortschreitenden Theilung oder Gliederung der Arbeit, das ebenso wol im Gebiete der materiellen als geistigen Production gilt. Nun läßt sich wol behaupten, es sei hier nur von einer geistigen Dictatur im Bereiche der Politik die Rede; und gewiß, warum sollte nicht auch das 19. Jahrhundert seinen Machiavell haben, der mit hellerm Blicke als Andere die Gegenwart und Zukunft des Völkerlebens umfaßt? Aber er könnte doch nur Regeln geben, für deren rechte Anwendung es noch auf die speciellste Kenntniß aller Theile des Völkerlebens ankäme und auf die Fähigkeit, diese Kenntniß geltend zu machen. Die Mängel der individuellen Erkenntniß führen dann immer wieder zu einem mehr oder minder beschleunigten Proceß der Entwickelung, mit mannichfachen Schwankungen und Gegensätzen, mit Actionen und Reactionen. Aber das ist's nicht allein. Wer im Staate schöpferisch sein will, muß zugleich die entgegenstehenden egoistischen Interessen zu überwinden und sich zu unterwerfen wissen; denn die Interessen erzeugen sich die ihnen zusagenden Ansichten, oder — um in der philosophischen Sprache des Verf. zu reden — die Neigungen sind die Unterlagen der Meinungen. Dies ist nur möglich durch die Thatkraft einer hinreißenden Begeisterung, durch die volle Macht eines ganzen Lebens. Zwar fragt Hr. Rohmer: „Was war das Christenthum anders als ein Princip?" Auch wahr! Nur ist wieder ein kleiner Umstand übersehen. Dieses Princip war verkörpert in einem Leben voll Hingebung; es war getragen von einer Liebe, die ihrer Lehre das Leben zum Opfer brachte. Ein bloßer Heiland der Intelligenz und des Worts, ohne ethische Schwungkraft, ein Etwas, das wie faules Holz nur leuchten, aber sich ja nicht an seinem eigenen Feuer die Finger verbrennen möchte, ist schon an sich ein Unding.

Doch wer weiß! Vielleicht hat Hr. Rohmer den Phönix der künftigen Jahrtausende schon im Neste entdeckt. Er hat sein Buch „seinem ältesten Bruder, Friedrich Rohmer, in Ehrfurcht und Liebe gewidmet". Diese Dedication an eine unbekannte Größe läßt etwas vermuthen bei einem angehenden Johannes, der das zweite Evangelium durch ein drittes vervollständigt sehen möchte und für den nun vollends die Kant, Fichte, Schelling und Hegel ziemlich wenig zu bedeuten haben. Da wäre vielleicht gar das Buch des Hrn. Theodor nur die Vorrede zu einem Buche des Hrn. Friedrich, der ohne Zweifel die psychologische Quadratur des Cirkels entdecken würde. Und freilich, wenn der jüngere Bruder das von der Sehnsucht nach einer gerechtfertigten Weltordnung gesuchte X im ältern Bruder gefunden zu haben meint, dürfte man es ihm nicht hoch anrechnen, wenn ihm die „Ehrfurcht und Liebe" ein X für ein U gemacht hätte. Abgesehen vom dritten Evangelium, von mehrfachen Illusionen und von jener Selbstüberschätzung, wodurch sich noch alle unechten Apostel von den wahren unterschieden haben, findet man in seiner Schrift manches Tüchtige und Geistreiche; sie ist an vielen Stellen in frischem, lebendigem Style geschrieben; sie trägt selbst zahlreiche Spuren eines wirklich ehrlichen und guten Glaubens, wenn auch eines Glaubens, der nicht gerade auf ein Märtyrerthum Anspruch macht, sondern sich mit dem Honorar, das der Verleger bezahlt haben wird, schon zufrieden gibt. Gewiß, es wäre Schade um einen jungen Mann von solchen Gaben, wenn er seine geistigen Kräfte in einem langen Traume verpuffte; und es könnte ebenso Schade sein um andere junge Männer, die etwa versucht sein möchten, dem Johannes in die Wüste nachzulaufen, um offenen Mundes auf den neuen psychologischen Messias zu harren. Ist doch die liebe deutsche Jugend, gerade wegen ihrer guten Eigenschaften, wegen ihres unerschütterlichen Glaubens an die Macht des Geistes, ganz besonders geneigt, sich durch jeden neuen philosophisch-politischen Hocuspocus anführen zu lassen. Sie läßt so gern die Naseweisheit für Weisheit gelten, die Altklugheit für Klugheit, die Zuversicht und Keckheit der Behauptungen für innerste Überzeugung und die Frechheit für Thatkraft; sie läßt sich wol auch von den „durchfurchten Zügen eines Jünglings imponiren, der viel gelebt und gerungen hat", und meint in die Züge des tiefen Denkers zu schauen, wo Andere nur die verwüstenden Spuren früher moralischer Fäulniß, die traurige Caricatur eines greisen Jünglings, den jungen Affen des Alters erblicken. Wer geprellt sein will, für den findet

sich nur allzu leicht ein Betrüger, unter den ehrlichen Deutschen nicht minder, und vielleicht eher als anderwo; und wer auf Wunder versessen ist, wären es auch nur Wunder der Wissenschaft, dem wird gar bald ein Cagliostro zur Seite stehen, der ihn auszubeuten weiß. Hat doch auch die Wissenschaft ihren Götzendienst und ihren Aberglauben, vor dem man sich hüten soll; und ist es doch in praxi sogar ziemlich gleichgültig, ob man sich von einem selbstbetrogenen Schwärmer oder einem absichtlichen Betrüger hinters Licht führen läßt. Wem sich also eine neue Heilslehre als Lockspeise in der Ferne zeigt, der wird klug daran thun, es abzuwarten, bis er und Andere diese Lehre mit ihren Gründen und Folgen erst in der Nähe besehen können. Und wem gar ein philosophisch-politischer Messias in den Weg käme, der ihn als Jünger verbrauchen wollte, dem wäre in jedem Falle zu rathen, sich zuvor nach dem sittlichen Gehalte des neuen Heilands umzusehen, um ihn nicht blos nach Dem zu beurtheilen, was er sagt, sondern auch nach Dem, was er ist und thut. Denn, man mag immerhin daran glauben, daß vor 1800 Jahren der Teufel in die Säue gefahren ist; aber man soll es für baare Blasphemie halten, wenn man uns etwa im 19. Jahrhunderte überreden wollte, daß wol auch der heilige Geist in die Schweine fahre. 6.

Miscellen.

Anekdoten aus der Normandie.

In der von Shoberl herausgegebenen „Excursion in Normandy" (2 Bde., London 1841) kommen unter mehren, die Bewohner der Normandie charakterisirenden Zügen auch folgende vor: „Ein Fleischhauer aus Caen kaufte von einem Viehhändler in der Nachbarschaft ein Kalb. Ein paar Flaschen Cider schlossen den Handel und beim Ausstechen erwähnte der lustige Fleischhauer, daß es ihm ein Leichtes wäre, das Kalb bei hellem Tage in die Stadt zu schmuggeln, d. h. frank und frei damit an der Zollstätte vorüberzugehen und nichts zu bezahlen. Der Viehhändler erklärte das für geradezu unmöglich; Beide wetteten und der Fleischhauer machte nur die Bedingung, daß der Andere ihm auf eine halbe Stunde seinen Hund leihen solle. Diesen Hund steckte er in einen weiten Sack, warf den Sack über die Schulter und trollte sich damit nach der Stadt. An der Zollstätte zeigte er an, daß er nichts zu entrichten habe, denn im Sacke sei ein Hund, den er eben gekauft und in den Sack gesteckt, damit er ihm nicht davonliefe. Die Zollofficianten wollten das nicht aufs Wort glauben und verlangten den Hund zu sehen. Der Fleischhauer gehorchte, öffnete den Sack und natürlich sprang der Hund davon. Der Fleischhauer ihm nach, schimpfend und fluchend. In einer Viertelstunde war er wieder an der Zollstätte, den Sack auf dem Rücken. „Sie haben mir eine schöne Hetze zuwege gebracht", sagte er ärgerlich und ging mit dem Kalbe unaufgehalten vorüber. — Auf seiner Reise durch die Normandie hörte Ludwig XVI. in der Gegend von Caen einen Bauer ein lustiges Volkslied singen und fand daran so viel Gefallen, daß er am Schlusse rief: Bis, bis. Der Bauer fragte, was das heiße, erfuhr, daß es noch einmal bedeute, und er wiederholte das Lied. Als ihm darauf der König ein Goldstück reichte, rief der Bauer: Bis, bis, und würde so fortgerufen haben, wenn nicht der König unter herzlichem Lachen ihm ein zweites Goldstück gegeben und dabei gesagt hätte: Assez, assez! — Ein kräftiger Bauer hatte eines Tages in der Gegend von Evreux bei Sturm und Regen auf dem Felde gearbeitet und ging am Abende müde und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thüre trat ihm sein liebes Weib entgegen, die den ganzen Tag daheim geblieben war. „Herzensmännchen", sagte sie, „es hat so fürchterlich geregnet, daß ich unmöglich Wasser holen konnte und folglich auch deine Suppe nicht habe kochen können. Du bist einmal durch und durch naß; so wärst du wol so gut und holtest mir ein paar Kannen Wasser; nässer kannst du ja so nicht werden?" Der Grund war schlagend. Also nahm der gute Mann die Kannen und holte das Wasser an der ziemlich weit entfernten Quelle. Als er zurückkam, saß sein liebes Weib gemächlich beim Feuer. Da hob der Mann beide Kannen in die Höhe und goß sie seiner lieben Ehehälfte über den Kopf. „Herzensweib", sagte er dann, „nun bist du just so naß wie ich; also magst du dir dein Wasser selber holen; nässer kannst du ja so nicht werden?"

Auch nicht schlecht.

Ein englischer Kritiker läßt sich „bei Gelegenheit" über Mistreß Trollope folgendermaßen aus: „Ein weiblicher Giftzahn ist im Allgemeinen von sämmtlichen erschaffenen Dingen das verächtlichste. Sicher hinter dem, dem Geschlechte zugestandenen Vorrechte beißt der Giftzahn, wie er Lust hat, und fürchtet keinen Gegenbiß. Mistreß Trollope hat eine Notorietät erlangt, um die kein Mensch sie beneidet, die sie aber wahrscheinlich mit Berühmtheit verwechselt. Sie besitzt einen glücklichen Comment, Jedermann in seiner Bequemlichkeit zu stören, und da Sticheln ihre Stärke ist, stichelt sie unablässig auf Diejenigen, die über ihr stehen — es wäre denn, ihre literarische Stellung brächte das so mit sich, denn wer dem Andern offen ins Gesicht sehen kann, muß natürlich über ihr stehen. Ihre Bücher finden Absatz; — o ja, sie speculirt auf die Aussätzigkeit des menschlichen Geistes, kuppelt für Neid und Intoleranz und hat deshalb alle Neidische und Intolerante zu Lesern. Persönlich kennen wir die Dame nicht. Reflectirt sich aber ihr Inneres in ihren Schriften, so möge der Himmel uns vor der Bekanntschaft bewahren! „Karl Chesterfield, oder Leben und Abenteuer eines jungen Genies" ist ein Buch, das Mistreß Trollope zur Kloake ihres Humors gemacht hat." Bedanken Sie sich doch, Mistreß Schriftstellerin. 7.

Bibliographie.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. 19ter Jahrgang, für das Jahr 1842. 16. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 2 Thlr.

Avé-Lallemant, B., Rückblicke auf das dritte Norddeutsche Musikfest zu Hamburg. Mit 6 Lithographien von Otto Speckter. Gr. 8. Lübeck, Aschenfeldt. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bechstein, L., Arabesken. 2te Auflage. 8. Stuttgart Hallberger. 1841. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 5ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. 3te verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr.

Blicher, S. S., Nordseebilder. Erinnerungen einer Reise auf den Westküsten Holsteins, Schleswigs und Jütlands von Hamburg bis Skagen. Aus dem Dänischen. 8. Kiel, Schwers. 1841. 17½ Ngr.

Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 5ter Theil. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1841. 3 Thlr. 10 Ngr.

Festschrift zu der Jubelfeier der 25jährigen Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg. I. Programm. II. Geschichte der Rechtsgesetzgebung während der er-

ren 25 Regierungsjahre König Wilhelm's. Von R. v. Mohl. III. Geschichte der die Rechtsordnung betreffenden oder berührenden organischen Einrichtungen in Württemberg, während der ersten 25 Jahre der Regierung des Königs Wilhelm. Von A. v. Sarwey. Gr. 8. Ludwigsburg, Nast. 1841. 20 Ngr.

Fischer, Die speculative Dogmatik von Dr. David Friedr. Strauß. 2ter Band. Gr. 8. Tübingen, Fues. 17½ Ngr.

Geibel, E., Zeitstimmen. Zwölf Gedichte. 8. Lübeck, Aschenfeldt. 1841. 12½ Ngr.

Die Universität Göttingen. Aus den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst abgedruckt. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Günther, F. J., Schulreden. 1ster Band: I. Das Kirchenjahr. Mit einer historischen und erbaulichen Erklärung des christlichen Kirchenjahres. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hebenstreit, W., Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. 1ste Lief. Gr. 8. Wien, Gerold. 15 Ngr.

Heyd, Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. 2ter Band. Mit dem Bildniß der Herzogin Sabina und 1 Kärtchen. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1841. 2 Thlr.

Kabale und Liebe des sechszehnten Jahrhunderts. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Gr. 8. Kiel, Schwers. 1841. 25 Ngr.

Kock's, P. de, Physiologie des Ehemannes. Aus dem Französischen von O. v. Birkeneck. — Physiologie des Pariser Studenten. Frei nach dem Französischen von *G. Moritz*. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Liebner, T. A., Predigten gehalten in der Universitäts-Kirche zu Göttingen. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1841. 1 Thlr.

Lubojatzky, 1830. Historischer Roman. 3ter Theil. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

Melzer, E. F., Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyklopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1841. 15 Ngr.

Nürnberger, J. E., Populäres astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie, sammt Nachrichten von der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen, biographischen Notizen und einer kurzen Andeutung der Methoden und Werkzeuge. Mit Ausschluß aller irgend entbehrlichen analytischen Formelsprache. Mit Figuren-Tafeln. 1stes Heft. Gr. 8. Kempten, Dannheimer. 1841. 10 Ngr.

Pardoe, Miß, Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Deutsch von L. v. Alvensleben. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 3 Thlr.

Prange, W., Natur und Menschenleben als nothwendige Bildungs-Gegenstände der Jugend. Für gebildete Leser, besonders für Eltern, Lehrer und Erzieher. 1ste Abth. Über bildende Naturbetrachtung. Gr. 8. Dresden, Naumann. 7½ Ngr.

Puchta, W. H., Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornehmlich für Anfänger in der juristischen, besonders Aemter-Praxis. 8. Nördlingen, Beck. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reiff, J. F., Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der Philosophie. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr.

Rippel, G., Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußern Gebräuchen, in und außer dem Gottesdienste, für das Christenvolk. Neu bearbeitet und herausgegeben von H. Himioben. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1841. 26¼ Ngr.

Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit. Aus dem Tagebuche eines greisen Pilgers per pedes apostolorum. 1stes Bändchen. 2te verbesserte Auflage. — Auch u. d. T.: Sitten und Sprüche der Heimath. Herausgegeben von K. Steiger. 1stes Bändchen. 2te verbesserte Auflage. 8. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1 Thlr.

Russegger, J., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841. 1ster Band. Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien. Mit 1 Atlas. — Auch u. d. T.: Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in dem Jahre 1836. Mit 4 Karten und vielen Durchschnitten. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sallet, F. v., Laien-Evangelium. Jamben. 16. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller's dramatischer Nachlaß. Nach dessen vorliegenden Planen ausgeführt. In 2 Bänden. 1ster Band in 2 Lieferungen. 1ste Lieferung: Warbeck. Historisches Drama in fünf Aufzügen nach einem Entwurfe von F. v. Schiller, in dessen dramatischem Nachlasse. Gr. 16. Nürnberg, Winter. 4 Lieferungen. 2 Thlr.

Schrörs, P., Ursprung und Wachsthum des Preußischen Staates. Eine geschichtliche Abhandlung. Gr. 8. Trier, Lintz. 1841. 10 Ngr.

Söltl, Die bildende Kunst in München. Gr. 12. München, Lentner. 2 Thlr.

Stöber, K., Zwei Erzählungen. Eine Probe des zweiten Bandes der Erzählungen. Gr. 12. Dresden, Naumann. 1841. 5 Ngr.

Straß, F., Handbuch der Weltgeschichte, fortgesetzt von W. Havemann. 5ter Theil. Handbuch der neuern Geschichte II. Theil. — Auch u. d. T.: Handbuch der neuern Geschichte von W. Havemann. 2ter Theil. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Studenten-Briefe. 1stes Semester. Briefe und Lieder eines alten Burschen und eines krassen Fuchses. 8. Jena, Frommann. 10 Ngr.

Kieler philologische Studien. Gr. 8. Kiel, Schwers. 1841. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Tschirschnitz, C. G., Natûrkunde der ſprâchlaute dârstellend das wörterreich der deûtschen ſprache nâch lauten und begriffen natûrwissenschaftlich begrûndet und geordnet. Gr. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 1841. 2 Thlr.

Die neunzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Braunschweig, im September 1841, und deren Charaktere, Situationen und Forschungen. Ein humoristisches Album für die Mitglieder, Theilnehmer, Freunde und Freundinnen der Versammlung. Mit 1 Titelbilde, das Lokal der allgemeinen Sitzungen darstellend. 8. Leipzig, Kollmann. 18¾ Ngr.

Werner's, Z., ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. 14ter, 15ter Band. Einzige und rechtmäßige Original-Gesammtausgabe. — Auch u. d. T.: Zacharias Werner's Biographie und Charakteristik, nebst Original-Mittheilungen aus dessen handschriftlichen Tagebüchern, herausgegeben vom Professor Schütz. 2 Bände. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841. 20 Ngr.

Wetzel, G. W., Der Dresdner Parnaß oder die Pickwickier in Dresden und Leipzig. Eine Humoreske aus der Gegenwart. Mit mehren Federzeichnungen. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841. 11¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1842.

Negersklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

Seit der Zeit, wo das britische Parlament (1807) die Frage der Negersklaverei zum ersten Male ernstlich erörterte, ist ein Kampf der Meinungen entstanden, der, jährlich allgemeiner werdend, hinsichtlich der leidenschaftlichen Führung in neuern Zeiten kaum seines Gleichen hat. Persönliches Interesse und politische Absicht standen dabei dem Rechtsgefühle und gutmüthigen Voraussetzungen entgegen, Sachkenntniß und Erfahrung kämpften mit Unwissenheit und absichtlicher Verfälschung der Wahrheit, und wie überall begegneten sich auch auf diesem Felde philosophische Anschauung und bigote Beschränktheit, um sich unversöhnlich abzustoßen. Je länger die Untersuchung dauerte, um so mehr fremdartige und unlautere Motive mengten sich, Verwirrung bringend, ein, bis endlich die ganze Frage fast zur unlösbaren wurde. Die Ruhe großer Länder ist gefährdet worden, seit man den alten Krebsschaden der Negersklaverei der Untersuchung unterworfen und sich bestrebt hat, Heilmittel zu entdecken, die in der Anwendung sich nicht selten ebenso gefährlich erwiesen als das Übel selbst. Man weiß, welches Misvergnügen über die britischen Antillen verbreitet ist und wie der Wohlstand dort abnimmt, seit der Sklave die Freiheit erhielt. Jenem Bunde der Vereinigten Staaten, auf dessen, soweit glückliches Bestehen die Bürger mit Recht stolz sind, droht, 60 Jahre nach der Begründung, in der unvermeidlich werdenden Erörterung jener Frage eine Klippe, an welcher er zerschellen wird. Zwei große Parteien, repräsentirt durch mächtige, den Meeren gebietende Völker, stehen sich jetzt entgegen und bieten Alles auf, um jenen Menschenhandel zu unterdrücken, oder ihn zu befördern und zu erweitern. Solche gewaltige Kämpfe konnten nicht ohne Hülfe der Presse geführt werden, und daher rührt eine jetzt fast unübersehliche Literatur, die, nothwendig von sehr verschiedenem Gehalte, doch eine große Zahl von sehr ausgezeichneten Schriften darbietet. Die Leidenschaften sind aber auf das Äußerste gestiegen, seit die Maßregeln Englands gegen den Sklavenhandel wirksamer zu werden begonnen haben und die Bewohner der südlichsten unter den Vereinigten Staaten, sowie des spanischen Westindiens, die Negeremancipation der englischen Inseln als eine für sie gefährliche Begebenheit ansehen lernten und die Überzeugung faßten, England beabsichtige durch alle jene Vorkehrungen nichts Anderes als den Untergang der fremden Colonien. Abgesehen von einer Flut von Zeitungsartikeln, haben auch die letzten 15 Monate in Amerika wieder eine Menge von Flugschriften erzeugt, die zum größten Theile der Sklaverei das Wort reden. Wie groß die Aufregung sein müsse, ergibt sich am deutlichsten aus zwei in Brasilien gedruckten Pamphleten, die sich in Schimpfworten gegen die britische Regierung Luft machen und ziemlich unverhohlen zum bewaffneten Widerstande, wenn nicht gar zur Ermordung derjenigen Engländer auffodern, die es wagen sollten, bis auf brasilischen Boden die flüchtende Bemannung aufgefangener Sklavenschiffe zu verfolgen. Besser sind die im Süden der Vereinigten Staaten erschienenen Broschüren, und auch insofern lesbarer, als sie zwar den Besitz eingeborener Neger als ein nothwendiges Übel darzustellen und die europäische Meinung für die in das Schöne gemalte nordamerikanische Sklaverei zu gewinnen suchen, das Herbeiholen von Schwarzen aus Afrika hingegen nicht vertheidigen wollen. Wenn diese den gewöhnlichen Anstand nicht verletzen und die Ausübung des Lynchgesetzes den untersten Volksclassen überlassen, so herrscht doch in ihnen nicht minder viele Bitterkeit und ein unverkennbares Streben, den unbefangenen Leser durch Trugschlüsse zu verwirren; sie sind mit einem Worte nicht die Ergebnisse einer innern tiefgewurzelten Überzeugung, sondern Versuche zur eigenen und fremden Täuschung, hervorgebracht durch Bewußtsein von Schuld oder Furcht vor der Zukunft. Die Gegner des Menschenhandels haben unstreitig das einfachste Mittel zur Beantwortung so vieler und so giftiger Angriffe dadurch ergriffen, daß sie die ganze Scheußlichkeit jenes Verkehrs actenmäßig darstellten und, wo es irgend möglich war, Zahlenbeweise führten. Indem wir nun in diesen Blättern denselben Gegenstand zur Sprache bringen, ist es keineswegs die Absicht, in die Einzelnheiten jener Fragen einzugehen, vielmehr wird das allgemeinere Geschichtliche des Sklavenhandels und der gegen ihn gerichteten Bestrebungen als bekannt vorausgesetzt. Allein wir werden zu zeigen haben, wie weit diese letztern mit Erfolg gekrönt werden, auf welcher Stufe der Negerhandel sich eben jetzt befinde und welche neue großartige Plane eben jetzt in der Absicht ausgeführt werden, seine vollständige Unterdrückung zu erzielen.

England hat weder Menschen noch Schätze zu opfern angestanden, um die von ihm ausgesprochene Vernichtung des Sklavenhandels zu erzwingen, und ist in Verfolgung dieser Absicht um so beharrlicher geworden, seit der Widerstand eine Höhe erreicht hat, die man einst nicht für möglich gehalten haben würde. Von den eigenen europäischen Unterthanen war leicht Gehorsam zu erlangen, da das Geschäft des Menschenhandels dem durchschnittlich tüchtigen und moralischen Volke nicht zusagt und daher schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von ihm nur mit geringem Eifer, am ersten noch von Bristol aus, betrieben wurde. Viel schwieriger war es schon, die Bewohner der eigenen Colonien dahin bringen, die neuen, mit angestammter Gewohnheit im Widerspruche befindlichen Gesetze zu achten, denn der gewaltige Widerstand der westindischen Pflanzer erhielt daheim, und sogar im Parlamente, die Unterstützung einer mächtigen, stark interessirten Partei. Durch nicht unbedeutende Opfer wurde der Zutritt der andern Seemächte zu jenem Bündnisse gegen den Sklavenhandel erkauft, indessen meistens nur so viel erlangt, daß die Regierungen für sich dem schändlichen Geschäfte entsagten und England das Recht überließen, die das Gesetz verletzenden Privaten zu ergreifen und vor die Gerichtshöfe zu bringen, die, aus Richtern der contrahirenden Mächte zusammengesetzt, durch Schlaffheit und Parteilichkeit gar bald bewiesen, wie wenig Ernst es ihnen, oder vielmehr den Bevollmächtigten, um Erreichung der Endabsicht sei. Nicht abgeschreckt durch diese, anfangs höchst ungenügenden Erfolge, schloß England immer neue Verträge, erweiterte und berichtigte die bestehenden, schärfte die Gesetze, entwickelte immer größere Mittel, um sie zu schützen, und ging endlich sogar so weit, seine westindischen Inseln zur Hälfte zu ruiniren und die dort befindlichen Negersklaven durch ungeheuere Summen freizukaufen. An der Küste von Afrika begründete man neue Niederlassungen und behauptete mit großem Aufwande manche ältere, die, ganz nutzlos in jeder andern Beziehung, gute Standpunkte zur Überwachung der in jenen Meeren handeltreibenden Schiffe abgaben. Mit einigen Negerhäuptlingen wurden Bündnisse geschlossen, andere durch Waffengewalt gezwungen dem alten Verkehre zu entsagen, und an der Küste eine Flotte stationirt, deren Dienst beschwerlicher und mehr Gefahr bringend war als im Kriege. Wenige Schiffe kehren von der westafrikanischen Station nach dreijährigem Aufenthalte zurück, ohne durch das verderbliche Klima eine sehr beträchtliche Verminderung ihrer Mannschaften erlitten und zumal mehre Offiziere verloren zu haben, die in diesen friedlichen Zeiten, wo dem Emporstrebenden daheim nur wenige Aussichten sich öffnen, meistens zu den vorzüglichsten ihres Standes gehören. Mit der Bevölkerung aller Sklaven haltenden Colonien von Virginien bis an den Plata hat England, durch die Consequenz, mit welcher es jenen Plan verfolgt, sich verfeindet, darf nirgend auf guten Willen rechnen und hat vor weniger als einem Jahre in Brasilien zu ernsten Drohungen schreiten müssen, um Sicherheit für seine Unterthanen zu erlangen, die man, um sich für die Thätigkeit der englischen Kreuzer zu rächen, zu mishandeln angefangen hatte.

Es ist nicht wenig zu bedauern, daß diese seit 1816 fortgesetzten und jährlich gesteigerten Anstrengungen, weit entfernt davon dem Negerhandel ein Ende zu machen, ihn nur unvollkommen beschränkt und unglücklicherweise es veranlaßt haben, daß er einen Charakter annahm, abscheulicher als er je vorher besessen. In Texas, Luisiana, Cuba und Brasilien findet die Importation von Afrikanern die eifrigste Unterstützung, je nöthiger sie den Colonisten dünkt, und um sie durchzusetzen, werden große und leider sehr erfolgreiche Anstrengungen gemacht. Ein Fall, der schon in frühern Zeiten eingetreten, wird jetzt wiederum beobachtet. Man weiß, daß ehedem die Colonien eine außerordentliche Zufuhr von Negern bedurften und dennoch sich mit denselben nicht überfüllten. Durchschnittlich berechnete man im vorigen Jahrhunderte die einjährige Negereinfuhr in Westindien und Nordamerika zu 74,000 Köpfen, obgleich in einzelnen Jahren diese Zahl noch überstiegen wurde, z. B. 1768, wo 104,000, 1786, wo 100,000 Afrikaner ankamen. Sowie damals diese ungeheuere Zufuhr kaum ausreichte, die Negerzahl auf dem gewohnten Bestande zu erhalten, so geschieht es auch jetzt wieder, obgleich in einer kurzen Periode (etwa von 1796 — 1816) dieselbe Erscheinung nicht bemerkt worden ist. Die Erklärung liegt nicht fern, obgleich auch hier Parteisucht thätig gewesen ist, die Wahrheit zu verhüllen. Weder das Klima noch die verhältnißmäßig geringe Zahl von Weibern ist die Ursache der geringen Fortpflanzung der schwarzen Sklaven, denn das erstere ist dem afrikanischen keineswegs sehr unähnlich und die letztern sind heutzutage in hinreichender Zahl vorhanden. Die stets erneuete Nothwendigkeit der Einfuhr von Negern erklärt sich vielmehr aus ihrer großen Sterblichkeit, die nicht sowol Folge grausamer Mishandlungen, als vielmehr des Überarbeitens und des Mangels gehöriger körperlicher Pflege ist. Gerade in den letzten Jahren sind ungewöhnliche Anstrengungen von den Negern verlangt worden, denn eine Menge von theils zufälligen, theils in der Zeit selbst begründeten Ursachen haben es nöthig gemacht, die Production möglichst zu erhöhen. Während des langen europäischen Krieges war dieses nicht nöthig und außerdem Wiederersetzung von Sklaven schwierig, folglich ihre Behandlung im Allgemeinen schonender und daher eine wirkliche Zunahme eingeborener (westindischer) Neger bemerklich. So sehr auch diese Schonungslosigkeit die Sterblichkeit der Sklaven und also den Verlust an Betriebscapital erhöht, wofür dort einmal der Neger gilt, so steht doch eben dieser Verlust in keinem Verhältnisse zum Gewinne der forcirten Production. Die Bewohner der spanischen und portugiesischen Colonien werden nicht wie jene der englischen und französischen Niederlassungen durch strenge Gesetze gezwungen, die Arbeiten den Negern mit Menschlichkeit zuzumessen. Sind Verordnungen über diesen Gegenstand vorhanden — und allerdings gibt es einige, bereits im 16. Jahrhundert erlassene —, so sind sie entweder in Vergessenheit gerathen, oder die Behörden finden

es nicht rathsam, auf ihre Erfüllung zu bringen. Ein so starker Verbrauch von Negern veranlaßt eine angemessene Zufuhr und sichert den Verkäufern allezeit ansehnliche Preise, und eben hierin liegt einerseits der Grund der Gleichgültigkeit gegen das Leben einzelner Sklaven, und andererseits erklärt sich die Kühnheit der Eigner und Capitaine, welche ihre Schiffe und Personen an den gefährlichen Sklavenhandel wagen. Zum Ausrüsten solcher Fahrzeuge sind immer Capitalisten bereit, denn der Gewinn einer mittelmäßig glückenden Expedition ist stets sehr ansehnlich, ungeachtet der bedeutenden Auslagen und hohen Besoldungen. Der Capitain eines solchen Sklavenschiffes erhält monatlich 100 spanische Thaler (Pesos) und zehn von jedem Hundert ausgeschiffter Sklaven; der erste Steuermann 80 Pesos und zwei Sklaven vom Hundert, jeder der Matrosen 30 — 40 Pesos monatlich. Bestechungen erfodern sehr große Summen, denn vom Generalcapitain der Insel bis zum geringsten Hafenoffizier wollen alle für ihre Nachsicht bezahlt sein und der jetzige Generalcapitain von Cuba soll der erste gewesen sein, welcher die herkömmliche Summe von einer Dublone (gegen 82 Francs) für jeden eingeschmuggelten Neger zurückwies. Dafür ist aber der Einkaufpreis der Neger in Afrika sehr gering, denn in der Bai von Benin zahlen die Händler für jeden ausgewachsenen Mann eine Quantität von Waaren, Schießgewehre, Pulver, Branntwein, Stückgüter u. s. w., die nach westindischem Preise 14 Pesos werth ist. Nun ist aber der Preis der Neger auf den spanischen Inseln seit 1823 fortwährend im Steigen gewesen, erhob sich um 1836 sogar auf 400 — 420 Pesos für einen kräftigen Mann, fiel zwar nachher wieder um etwas, weil troß der englischen Kriegsschiffe der Markt mit Negern überführt war, soll aber 1840 wieder auf fast 400 Pesos sich gehoben haben. Man hat mit ziemlicher Sicherheit nachgerechnet, daß eine gut ausfallende Expedition dem Unternehmer in der Havana 200 — 250 Procent, dem Brasilier an 160 — 170 Procent einträgt. Daß man die Gefahr, durch Kreuzer, aufgebracht zu werden, eben nicht für sehr groß halten müsse, ergibt sich aus dem bekannt gewordenen Prämiensatze von 8 — 10 Procent, welchen die geheimen Versicherungsgesellschaften in Havana und, wie gesagt wird, einiger Seestädte des südlichen Nordamerika verlangen. Solche Versicherungen beziehen sich auf das Schiff nicht allein, sondern auch auf die eingeschifften Neger, die man zu drei Viertheile ihres westindischen Werthes taxirt, indessen nur gegen Wegnahme durch Kriegsschiffe, nicht gegen Verlust aus andern Ursachen assecurirt. Schon dieses methodische Betreiben jenes Handels ist ein Beweis, wie tief das Institut des Sklavenhandels und Sklavenbesitzes mit den Interessen einer großen und reichen Bevölkerung verwachsen sein müsse, und wie schwer es halten werde, dasselbe zu unterdrücken. Man kann kühnlich behaupten, daß die Masse des Volks im spanischen Westindien und an den Küsten Brasiliens an einer großen Verschwörung Theil nehme, und immerdar eng zusammenhalten werde, um die Plane der englischen Regierung gegen den afrikanischen Menschenhandel zu vereiteln. Mit persönlicher Gefahr haben es allerdings einige verständige Männer gewagt, in den brasilischen Kammern gegen Einführung neuer Sklaven zu sprechen, allein sie haben nichts Wesentliches durchgesetzt. Die afrikanischen Häuptlinge halten die Versuche Englands für Eingriffe in ihr altes Recht der Menschenjagd und für gewaltsame Schmälerung ihres gewohnten Einkommens, und auf nicht sehr verschiedene Weise urtheilen die amerikanischen Creolen und sonstige Pflanzer.

Unter solchen Umständen hört es auf wunderbar zu sein, daß jener abscheuliche Handel zu beiden Seiten des atlantischen Meeres die thätigsten und aufrichtigsten Beschützer findet. Die fremden Kreuzer dürfen nur an sehr wenigen Punkten der afrikanischen Küsten auf redliche Mitwirkung der Häuptlinge oder sogenannten Könige rechnen, denn auch von denjenigen, welche tractatenmäßig dem alten Handel entsagt haben, gibt es nur sehr wenige, die bei gebotener Gelegenheit nicht zu ihm, wie zu einer liebgewonnenen Beschäftigung, sogleich zurückkehren würden. Selbst da, wo Bündnisse bestehen, setzen sich einzelne Weiße den größten Gefahren aus, wenn sie als Gegner des Sklavenhandels unvorsichtig auftreten. Der vielgeprüfte Lander wurde nur darum ermordet, weil er den Capitain eines englischen Kreuzers in seinem Dampfbote einige Meilen flußaufwärts führte und den Verdacht erregte, er habe die Aufspürung verborgener Sklavenschiffe erleichtert. Während den Kriegsschiffen jede Nachricht vorenthalten wird und grobe List sogar versucht ihre Commandanten auf falsche Fährten zu leiten, erfreut sich der amerikanische Sklavenhändler der besten Aufnahme. Erlaubt es die Örtlichkeit, so bringt man sein Schiff in ein sicheres Versteck und macht dann jede Anstrengung, um ihm die Menschenladung schleunigst herbeizuschaffen, damit er bald aus einer Gegend entkomme, wo ihm stündlich die Gefahr des Entdecktwerdens droht. Über die Bewegungen der Kriegsfahrzeuge sind die Capitaine der Sklavenschiffe durch Vermittelung der Eingeborenen stets im Klaren und die letztere reißt sie sogar oft aus den gefährlichsten Lagen. Man hat erlebt, daß sie von Kreuzern gejagt, aber von eingeborenen Piloten geführt, zwischen Klippenreihen hindurchgesegelt sind, wo die Verfolger umkehren mußten, und daß sie nach Gewinnung eines kurzen Vorsprungs gleichsam verschwanden. Sobald sie in einen der engen Meerarme entkommen, welche die unendlichen Mangle-Sümpfe der afrikanischen Küsten durchschneiden, streichen sie schnell die obern Maste und sind dann von der See aus nicht zu entdecken. Nicht selten schlugen schon die mit den Sklavenhändlern verbündeten Neger die verfolgenden Böte der Kriegsschiffe zurück, deren Mannschaft ohnehin schon durch die Art des Landes in größten Nachtheil gebracht wird und den hinter einer undurchdringlichen Vegetation verborgenen Feind zu spät entdeckt. An allen Flußmündungen der afrikanischen Westküste finden sich solche Verstecke, und da der Sklavenhandel von der Bai von Benin bis Kongo betrieben wird, so würde zur genauen Beobachtung dieser Küste selbst eine zehnfach stärkere Flotte

als eben dort beschäftigt ist, nicht zureichen. Daher entkömmt eine große Zahl von Sklavenschiffen. Die Commission von Sierra Leone, deren Beamtete der britischen Regierung jährlich 7000 Pf. St. an Gehalten kosten, condemnirt durchschnittlich in einem Jahre nur zwölf Fahrzeuge und hat öffentlich ihre Überzeugung ausgesprochen, daß höchstens jedes achtzehnte Sklavenschiff aufgebracht werde. In Westindien angekommen, empfängt der Negerhändler ähnlichen wirksamen Beistand. Ihm thun sich alle kleine, dem gewöhnlichen Kauffahrer gesetzlich geschlossene Häfen auf. Niemals nähert er sich unvorsichtig dem Lande, denn mit den Bewohnern bestehen stets alte Einverständnisse. Eigner und Agenten kennen die Zeit der wahrscheinlichen Rückkehr ihres Schiffes von Guinea, der Landungsplatz ist im voraus genau bestimmt, Piloten und Fischer sind im Interesse und kreuzen auf der Höhe, um die nöthigen Mittheilungen zu machen, und Privatsignale geben zeitig Nachricht, wenn irgendwo ein Hinterhalt gelegt sein sollte. Das in einer kleinen Bucht sicher untergebrachte Fahrzeug sendet unter den Augen der bestochenen Behörden schleunigst seine Menschenladung an das Land, und wenn die nöthigen Reinigungen vollendet und alle verdächtige Spuren verschwunden sind, segelt es mit falschen Papieren als in Ballast befindlicher oder Ladung suchender Kauffahrer dem nächsten großen Hafen zu und ankert mit stillem Hohne neben einem Kriegsschiffe, dessen Offiziere geübt genug sind, den Betrug sogleich zu entdecken, aber unfähig, den Beweis zu führen, schweigen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die Memoiren-Literatur ist neuerdings vielfach bereichert worden. Es erschienen z. B. die „Souvenirs de M. le comte *Vaublanc*". Dieser Staatsmann, welcher seit 50 Jahren an den meisten Angelegenheiten Frankreichs Theil genommen hat, Mitglied der constituirenden Versammlung und Präfect und Minister unter Ludwig XVIII. und Karl X. war, gibt in diesen Erinnerungen viele Beiträge, welche zur Aufklärung mancher dunkeln und bisher unenthüllten Ereignisse dienen können. Man rühmt die Fülle interessanter Anekdoten, die Reflexionen „pleines de philosophie véritable et de science réelle", wie den einfachen und eleganten Styl. Hierher gehören ferner: „Le mémorial du gouverneur Morris", in das Französische übersetzt von A. Gandais. Das englische Original ist von Jared Sparks, der auch die Biographien von Washington, Franklin u. A. geschrieben hat. Morris befand sich als amerikanischer Gesandter von 1792—94 in Frankreich; seine Correspondenz, die hier abgedruckt ist, gibt sowol über die französische wie über die nordamerikanische Revolution interessante Aufschlüsse. Zu nennen sind noch die „Mémoires et voyages de Monseigneur le duc d'Enghien, précédés d'une notice sur sa vie et sa mort, par M. le comte de *Choulot*, gentilhomme de la chambre et capitaine-général des chasses de S. A. R. le duc de Bourbon", mit Portraits und Facsimile.

„Emerance" heißt ein neuer Roman von Mad. Ancelot, deren frühere Romane „Gabrielle" und „Marie" einen so großen Erfolg hatten. Das Thema ist ein bereits oft verarbeitetes; die Verfasserin schildert darin die schönen Illusionen eines edeln, keuschen Herzens im Kampfe mit den Gefahren und Täuschungen des pariser Lebens. Nur die enthusiastische Auffassung, welche den Franzosen, besonders den Damen, bei der Behandlung solcher „intimen" Gegenstände zu Gebote steht, läßt dies verbrauchte Thema einigermaßen neu erscheinen. Ein begeistertes Journal rühmt die „unendliche" Kunst, womit die Verf. die Charaktere ihres Romans zu schildern und die Ereignisse bis zur äußersten Spannung zu verflechten gewußt habe. Auch von Mad. Camille Bodin erschien ein neuer Roman: „Laurence", und von Alfred des Essarts, Verf. des Romans „Une perle dans la mer" und des von der französischen Akademie 1841 gekrönten Gedichts über den Orient, „Le lord bohémien". Ein Roman des Vicomte von Beaumont-Vassy, dessen Buch „Les Suédois depuis Charles XII" soeben die zweite Auflage erlebte, befindet sich unter der Presse und trägt den Titel: „Swedenborg ou Stockholm en 1756". Rein poetischer Natur sind die „Souvenirs et tableaux poétiques", von R. Depasse und die „Ternaires" von Brizeux, an denen ein überschwängliches Journal metaphysische Tiefe, Begeisterung, Reinheit und Glanz hervorhebt, mit dem Zusatze, man habe von diesem Sohne der Bretagne, dem Verfasser der „Marie", der schon früher die Sitten und Landschaften seiner Provinz mit so großem Liebreiz geschildert habe, es nicht anders erwarten können.

Der überfleißige Geschichtschreiber Capefigue hat soeben ein neues Werk: „Charlemagne", in zwei Bänden erscheinen lassen. Die „Histoire criminelle du gouvernement anglais" von Elias Regnault ist jetzt beendigt und von der „Histoire de dix ans 1830—40" von L. Blanc die erste Lieferung des ersten Bandes angekündigt, welche einen Rück- und Überblick auf die Restauration und die Geschichte der Julirevolution bis zum 9. August enthält. Das Ganze ist auf vier Bände berechnet. Von Victor Hennequin's, Advocaten am königlichen Gerichtshofe zu Paris, „Introduction historique à l'étude de la législation française", ist der erste Theil unter dem Titel „Les juifs" erschienen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1842.

Negersklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Zu keiner Zeit hat der Negerhandel für ein besonders ehrendes Geschäft gegolten und immerdar hat es Männer gegeben, die wegen des dabei unvermeidlichen Anblicks menschlichen Jammers Schiffe nicht haben commandiren mögen, die, zwischen Afrika und den amerikanischen Colonien fahrend, zum regelmäßigen Transport von Negern dienten. Indessen waren die Capitaine solcher Fahrzeuge häufig gute, wenn auch rauhe Menschen, und bisweilen geschah es, daß die Neger bei Ankunft in Amerika gewaltsam von ihrem Führer gerissen werden mußten, den sie während einer langen Reise liebgewonnen hatten. Seit aber jener Verkehr nicht allein gebrandmarkt ist, sondern der ergriffenen Mannschaft eines Sklavenschiffes die härtesten Strafen auferlegt werden können, haben sich von ihm Alle zurückgezogen, welchen Ausstoßung aus der Gesellschaft und irrendes Verbrecherleben nicht ganz gleichgültig schienen. Daher ist nun der große Nachtheil entsprungen, daß gegenwärtig der Sklavenhandel, oder vielmehr das Sklavenholen in Afrika nur durch Menschen besorgt wird, die zum Auswurfe der europäischen und amerikanischen seefahrenden Völker zu rechnen sind, zum großen Theil sogar zu jenen Seeräubergesellschaften gehört haben, die von 1819 — 26 den Golf von Mexico und das Antillenmeer mit ihren leichten Fahrzeugen nach allen Richtungen durchzogen, Hunderte von der Bemannung wehrloser Kauffahrer mit raffinirter Grausamkeit mordeten und endlich nur durch mehrjährige Anstrengungen combinirter Kriegsflottillen gezwungen werden konnten, ihr entsetzliches Handwerk aufzugeben. Dergleichen Gesindel, welches laut der Berichte der Commissionen und Seeoffiziere das Ansehen und die Gesinnung losgebrochener Galeerensklaven hat, herrscht während einer mehrmonatlichen Reise über die eingeschifften Schwarzen mit der Unabhängigkeit, welche der Matrose am Bord der Sklavenschiffe in gewissen Beziehungen ebenso in Anspruch nimmt wie unter der Piratenflagge. So wie die Sachen jetzt stehen, passen nur verzweifeltes und zu jeder That bereites Volk zur Bemannung der Fahrzeuge, die gewöhnlich stark genug bewaffnet sind, um ein Gefecht mit einem kleinen Kreuzer aufnehmen zu können. Dergleichen Actionen sind mehre in den neuesten Zeiten vorgefallen, indem man in Havana Schooner und Briggs von 12 — 20 Kanonen gebauet hat, die mit Gewalt sich ihren Weg zu bahnen suchten und schon darum im Vortheil waren, weil die Offiziere der Kriegsfahrzeuge kaum jemals ihr Feuer gegen den Körper eines mit Negern angefüllten Sklavenschiffes zu richten wagen. Leicht kann man sich ein Bild des Schicksals machen, welches unter solchen Gebietern die Sklaven trifft. Alle Berichte schildern mit wahrhaft höllischen Farben die Scenen, die an Bord genommener Sklavenschiffe sich darlegen, und bei den Verhören der gefangenen Matrosen sind Thatsachen an den Tag gekommen, vor welchen selbst die in Afrika eingebürgerten und durch den Anblick häufiger Greuel abgestumpftern Weißen zurückschauderten. In dem langen Verzeichnisse von Verbrechen steht das Ersäufen der eingeschifften Sklaven noch keineswegs als das entsetzlichste da. Häufiger, als man weiß und vermuthet, mag es in der Zeit geschehen sein, wo ein angehaltenes und des Menschenhandels verdächtiges Schiff nur dann condemnirt werden durfte, wenn sich wirklich Neger an Bord befanden. Damals retteten sich verfolgte Sklavenhändler dadurch, daß sie ihre Ladung in das Meer warfen, und actenmäßig ist ein Fall bekannt worden, wo die Zahl der ertränkten Unglücklichen sich auf 218 Individuen jedes Alters erhob. Vielleicht verhindert die gegenwärtig größere Strenge des Gesetzes wenigstens die Wiederholung solcher Morde in Masse, denn andere Beweise als Vorhandensein von Negern reichen zu, um über ein verdächtiges Fahrzeug die Condemnirung zu bringen. An Bord eines jeden Sklavenschiffes müssen gewisse Vorrichtungen angebracht sein, die auch bei sinnreicher Verbergung dem Auge eines erfahrenen Seemannes nicht entgehen und Verurtheilungsgründe abgeben. Wenn sich an Bord eines sonst schon durch Ansehen, Bauart, Flagge und Bemannung verdächtigen Fahrzeuges eine ungewöhnliche Zahl von Wasserfässern, Matten oder gar Pfosten vorfinden, so wird es angehalten, wäre es auch vor wenigen Tagen erst aus dem amerikanischen Hafen ausgelaufen, und nach einem der Häfen beordert, wo Untersuchungscommissionen sitzen, denn jene Vorräthe deuten die geheime Bestimmung an, zumal die Pfosten, die zur Errichtung von Scheidewänden und zur Absperrung der Neger bestimmt sind. Noch leichter zu entdecken ist es, ob ein sonst leeres Fahrzeug

eben zum Negertransport gebraucht worden sei, indem die Spuren desselben auch bei größter Vorsicht in mehren Tagen sich nicht verwischen lassen; auch in solchen Fällen verfügen die Gerichtshöfe in der Regel die Wegnahme. Gerade aber diese verschiedenen Umstände geben die Veranlassung, daß der Sklavenhändler Alles auf einen großen Wurf ankommen läßt. Der angegebene enorme Gewinn der gelingenden Speculation verursacht, daß man diese jetzt auf das Äußerste treibt, denn wenn die Sterblichkeit der Sklaven während der Überfahrt auch sehr gesteigert ist durch den Mangel ehemals beobachteter Vorsorge, so decken die Verkaufspreise der überlebenden Neger völlig die auf der Reise entstandenen Verluste. Als der Sklavenhandel noch erlaubt war, lag es theils im Interesse der Unternehmer, für die Neger möglichst zu sorgen, theils bestanden, zumal in englischen und französischen Colonien, Gesetze, welche die Zahl der aufzunehmenden Sklaven nach dem Tonnengehalte des Fahrzeugs regelten. An die Stelle der ehemaligen Dreimaster sind jetzt kleine, niedrig auf dem Wasser liegende, zum Schnellsegeln eingerichtete Schooner getreten, die eben deshalb im Innern wenig Raum bieten. Ihr gemeinlich kaum fünf Fuß hohes Zwischendeck wird so mit Negern angefüllt, daß nur die eine Hälfte derselben halb ausgestreckt schlafen kann, die andere inzwischen in unbequemster Stellung zusammengekauert warten muß, bis auch an sie die Reihe kommt, auf der harten Breterdiele so gut als möglich Ruhe zu suchen. Oft geht die Überfüllung des Zwischendeckes so weit, daß zur Unterbringung überflüssiger Vorräthe kein Raum bleibt. Wenn die Reise nur eine Woche länger dauert, als man vorausgesetzt, so reicht zumal das genau berechnete Wasser nicht aus, welches den unglücklichen, in einer verdorbenen und erhitzten Luft aufeinander geschichteten Negern am wenigsten entbehrlich ist. Natürlich werden diesem Mangel eher alle Schwarze als ein einziger der weißen Bemannung des Schiffes zum Opfer gebracht. Innerhalb der letzten zwei Jahre sind vier Beispiele dieser Art zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Das schrecklichste war unstreitig dasjenige einer nach Brasilien bestimmten portugiesischen Brigg, die, von Mozambique kommend, in der Nähe von Pernambuco durch ein englisches Kriegsschiff angehalten wurde und schon bei Umsegelung des Cap der guten Hoffnung Wassermangel gelitten hatte. Von 180 ursprünglich eingeschifften Sklaven blieben nur noch 25 übrig, die sich im elendesten Zustande befanden, alle andere waren den schrecklichen Tod des Verdurstens gestorben. Wahrscheinlich bricht solche Noth an Bord der Sklavenschiffe weit häufiger aus, als man weiß. Um den Kreuzern zu entgehen, nehmen diese theils Umwege, theils fahren sie in sonst gern vermiedener Richtung. Einer dieser Curse, die sogenannte Middlepassage, führt möglichst nahe am Äquator über das atlantische Meer und bringt daher in die Region langdauernder Windstillen, die nothwendig einem vollgefüllten Sklavenschiffe verderblicher sein müssen als einem gewöhnlichen Kauffahrer.

Von dieser Übersicht des beim Sklavenhandel heutzutage gewöhnlichen Verfahrens wenden wir uns nun zu den numerischen Ergebnissen desselben. Neun Zehntheile jener gutmeinenden, aber nicht immer genau unterrichteten Bewohner Englands und des europäischen Continents, welche mit lebhaftem Antheil die britischen Anstrengungen gegen den Sklavenhandel verfolgen, bilden sich nicht ein, daß eben diese im Ganzen nur sehr geringen Erfolg haben. Man vermag auf mehren Wegen zu beweisen, daß die Exportation von Sklaven aus Afrika jetzt eben größer ist als selbst in den Zeiten, wo ihr kein gesetzliches Hinderniß entgegenstand. Aus amtlichen Berichten ergibt sich, daß seit 1830 in Mittelzahl jährlich 8294 Neger durch Aufbringung von Sklavenschiffen befreit worden sind. Da jedoch nach Aussage der Commission von Sierra Leone überhaupt nur jedes achtzehnte jener Schiffe genommen wird, so wird sich die gesammte Negerausfuhr jährlich auf 149,400 Köpfe belaufen müssen. Ähnliche Resultate erhält man durch eine auf andere Elemente begründete Rechnung. Über die Negereinfuhr in Brasilien in der Zeit vom Januar 1829 bis Juli 1830 geben die Zollhauslisten Ausweis. Sie zeigen, daß in Jahresfrist in den fünf großen Häfen Rio, Bahia, Pernambuco, Maranham und Pará 78,331 Afrikaner gelandet wurden. Mit Ablauf der den Brasiliern vergönnten Zeit, um sich mit Negern zu versehen, hat die Einfuhr nicht aufgehört, sondern ist eher gewachsen, indem viele neue Pflanzungen angelegt und das Bedürfniß von schwarzen Arbeitern erhöht worden. Wohlunterrichtete Männer schlagen die jährliche Einfuhr (von 1835 — 39) auf Cuba zu 60,000 Köpfen an; 40,000 dieser Afrikaner werden in und um Havana, 20,000 in Trinidad und S.-Jago de Cuba gelandet. Man erhält also durch diese Berechnung die Summe von 138,300 nach Cuba und Brasilien gebrachten Afrikanern. Die an der zuerst gegebenen Schätzung noch fehlenden 11,000 Sklaven vertheilen sich zwischen Texas, Portorico, dem südlichen Brasilien und Montevideo, über deren Negereinfuhr zwar Nachweise mangeln, die aber jedenfalls nicht niedriger ist. Zu dieser Erstaunen einflößenden runden Summe von 150,000 jährlich nach Amerika transportirten Afrikanern ist noch die Sklaveneinfuhr nach den mohammedanischen Märkten in Marokko, Tunis, Ägypten, Arabien und den indischen Grenzländern zu rechnen, welche laut der Nachrichten, die von den neuern und zuverlässigsten Reisenden im innern Afrika gesammelt worden, sich auf 50,000 Individuen beläuft. Der Imam von Maskate führt jährlich auf arabischen Fahrzeugen 30,000 Neger von der Nordostküste Afrikas nach den Küstenländern des rothen Meeres, des Golfs von Persien und nach Arabien, und 20,000 Schwarze finden ihren Weg durch die Wüste nach Bornu, Timbuktu, Houssa und Darfur.

Wenn sonach die Negerländer nach Amerika und den oben genannten mohammedischen Märkten jährlich 200,000 Individuen liefern, so ist diese Zahl noch keineswegs die wirkliche und erschöpfende aller in ihrem Vaterlande ergriffenen und an das Ausland als Sklaven verkauften Neger. Im günstigsten Falle gehen 25 Procent der Gefangenen theils

in dem [illegible] Vorrath, [illegible] auf der [illegible] nach Amerika [illegible]. [illegible], welchem ein richtiges, auf [illegible] Erfahrung [illegible] Urtheil zusteht, sind sogar der Meinung, daß die Sterblichkeit weit größer ist, und daß, um 100 Sklaven in Amerika zu landen, 155—156 in Afrika eingeschifft werden müssen; Capitain Ramsay, der lange Zeit eine gegen die Sklavenschiffe kreuzende Kriegssloop commandirte, Commodore Owen, der, mit geographischen Arbeiten und physikalischen Untersuchungen beschäftigt, mehre Jahre an den Ostküsten von Afrika sich aufhielt, endlich Maclean, der Gouverneur von Cape Coast Castle, haben nacheinander ihre Überzeugung ausgesprochen, daß nicht leicht ein Sklavenschiff auf der Middle-passage nach Amerika ohne sehr erhebliche Verluste an Sklaven gelange, und daß eine Mortalität von 33 Procent während der Reise für die geringste gelten müsse. Allein hiermit ist die Rechnung noch nicht abgeschlossen, denn gerade noch einmal so viele Neger, als endlich eingeschifft werden, verlieren ihr Leben theils während des Marsches nach der Küste, theils bei den Gefechten, welche der Gefangennehmung vorausgehen. Aus leicht begreiflichen Gründen ist es unmöglich, über diesen Punkt genaue Nachweise zu geben, allein es ist höchst wahrscheinlich, daß bei Gelegenheit der Überfälle und während der innern Kriege noch weit mehr Menschen umkommen, als eben annähernd angenommen wurden, und daß sogar bisweilen die Zahl der Getödteten die Zahl der Gefangenen weit übersteige: Ein englischer Geistlicher, John Newton, der lange Zeit ein Beobachter des Sklavenhandels war, schrieb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über die Kriege im Innern von Afrika, leitete sie allein von der Begierde ab, Gefangene zu machen, und behauptete, daß man weit mehr Neger tödte, als zum Transport nach der Küste aufspare. Major Denham, der berühmte Reisende, der sich geraume Zeit im tiefsten Innern Afrikas aufhielt und daher die vortheilhafteste Gelegenheit besaß, umständliche Nachrichten zu sammeln, erwähnt zwei große Gefechte, von welchen das eine 20,000 Menschen das Leben kostete, während die Zahl der in Sklaverei abgeführten Gefangenen sich nur auf 16,000 belief, das andere sogar noch blutiger war, indem auf jeden Gefangenen zwei Erschlagene kamen. Mentzez, der Verfasser einer sehr gelehrten Abhandlung über die Ursachen der Sterblichkeit unter den Negersklaven, schätzt die Zahl der auf dem Marsche nach der Küste sterbenden Gefangenen zu fünf Zwölftheilen der ursprünglichen Summe. Es geht also aus diesen verschiedenen Angaben mit größter Wahrscheinlichkeit der Satz hervor, daß wenigstens noch einmal so viele Individuen um das Leben kommen, als endlich wirklich eingeschifft werden. Wenn jährlich 150,000 Neger in Amerika gelandet werden, so sterben 30,000 durch die der Akklimatisirung vorangehenden oder während der Überfahrt erlangten Krankheiten; sehen wir zu diesen die auf der Seereise gestorbenen 37,500, endlich noch 187,500 in den Gefechten, auf dem Marsche und in den afrikanischen Häfen umgekommenen, so ergibt sich als Endresultat, daß 255,000 Individuen hingeopfert werden, um Amerika mit 1[illegible]0,000 arbeitenden Sklaven zu versehen. Schon unter dem arithmetischen Gesichtspunkte ist dieses Verhältniß ein entsetzliches; aber wenn man auf die Einzelnheiten eingeht und erfährt, mit welcher unbeschreiblichen Grausamkeit die Vernichtung so vieler Tausende geschieht, so begreift man erst die ganze Gräßlichkeit des Sklavenhandels, wie er heutzutage betrieben wird.

Dergleichen unleugbare Thatsachen werden indessen nimmermehr dem Sklavenhandel in Amerika Abbruch thun, denn um sie kümmert sich keiner der dort Angesessenen und der Negerarbeit Bedürftigen. Was die Neger gelitten haben mögen, ehe sie in Westindien feilgeboten werden konnten, ist dem Pflanzer gleichgültig, denn er tröstet sich mit dem Gedanken, an diesen Verbrechen keinen direkten Antheil gehabt zu haben, er wäscht seine Hände und beglückwünscht sich am Ende noch selbst ob der guten That, wenn er durch Kauf eine Zahl der Sklaven, wie er meint, erlöst und nach seiner Pflanzung bringt, wo allerdings das Loos der Neger nicht immer ein ganz schlechtes ist. Eine Ungerechtigkeit begehen jedoch auch die Wortführer der Emancipation, wenn sie, erbittert über den geringen Erfolg ihrer Bestrebungen, über die westindischen Pflanzer herfallen und diese darum der größten Unmenschlichkeit zeihen, weil sie so lange als möglich im Besitze von Sklaven zu bleiben und durch diese ihr Geschäft fortzusetzen sich bemühen. Man vergißt, daß billigerweise es Niemand zugemuthet werden kann, ein gewinnbringendes und häufig als Lohn vieljährigen rechtlichen Fleißes erst im reifen Mannesalter erlangtes Besitzthum aufzugeben. Während die eigentlichen Sklavenhändler Verworfene sind, gibt es unter den Pflanzern des tropischen Amerika nicht wenige wackere Männer, welche das Sklaventhum mit Bedauern betrachten, den eigenen Neger die Dienstbarkeit möglichst erleichtern und die täglich mißlicher werdenden Verhältnisse der sklavenhaltenden Colonien richtig beurtheilen, aber die Emancipation fürchten und selbst zu verhindern bemüht sind, weil sie unvermeidlich Verarmung über die Besitzer bringen muß. Das Beispiel von Jamaica und Demerara liegt zu nahe, um übersehen zu werden. Der Geist unserer Zeit verlangte die Zurückgabe von Menschenrechten an die unterdrückte Race Afrikas. Halben Maßregeln abhold, hat man auf einmal die Freilassung der britischen Sklaven ausgesprochen; Recht und Menschlichkeit haben, wenn auch auf beschränktem Raume, einen glänzenden Triumph gefeiert, aber eine Zahl blühender Colonien ist dem Untergange geweiht worden, der schneller herbeizieht, als selbst die Furchtsamsten erwarteten. Leider gibt es keinen Mittelweg, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Neger als Freier dem Pflanzer den gehofften Beistand nicht leistet, sondern nur als Sklave, das heißt als menschlich behandelter und gut verpflegter Sklave, arbeitet. Die ansehnlichsten Landgüter verwildern aus Mangel an Händen und meistentheils sind ihre Besitzer gezwungen, ihre Betriebsamkeit auf die Hälfte zu beschränken. Indolenz und Leichtsinn sind Erbfehler der Schwarzen und wenn man auch annimmt, daß beide unter dem Sklavenjoche sich

vermehrt haben, so wird dadurch die Hoffnung nicht größer, daß die Pflanzungen sich erhalten sollten, bis eine neue Generation freigeborener Neger heraufgewachsen und bereit wäre, zur Arbeit sich zu vermiethen. Über den Charakter dieser Menschen urtheilen die Gemäßigten beider Parteien übereinstimmend genug, und auf eben dieses Urtheil fußend, vermag man das Schicksal aller der Colonien vorauszusagen, die zeither durch Sklavenarbeit allein productiv gewesen, früher oder später aber, sei es freiwillig oder gezwungen, die Emancipation auszusprechen haben werden. Neger sind sprüchwörtlich schlechte Wirthe und zu einer ruhigen und abwechselungslosen Thätigkeit, wie Bodencultur sie überall erheischt, wenig geschickt. Selbst der freie verwendet das mühsam Erworbene selten zur Verbesserung seiner persönlichen Lage, sondern um vorübergehenden Einfällen oder dem Triebe einer sehr rohen Sinnlichkeit Befriedigung zu schaffen. Im Zustande leidenschaftlicher Aufregung verliert er die Besonnenheit, vergeudet seine Ersparnisse, um durch Flitterstaat den Gegenstand einer flüchtigen Neigung abenteuerlichst herauszuputzen, oder er verschwendet sie auf einmal, um während eines Augenblicks seine Genossen zu überglänzen. Das kräftige, eigentlich nur auf gemeine Matrosen angewendete Sprüchwort der Engländer: „Geld verdienen wie ein Pferd und es verthun wie ein Esel", gilt auch von dem Neger. Dem Landbau ist er in Amerika nirgend hold, zumal wenn der Besitz so klein ist, daß er persönliche Handanlegung erfodert. Unter 30,000 Negern, die seit der Revolution von 1830 auf den französischen Antillen freigelassen worden sind, hat laut amtlicher Berichte kaum der zehnte Theil den Ackerbau zum Subsistenzmittel erwählt, sondern vielmehr Beschäftigungen vorgezogen, welche bei großer Abwechselung weder Kopf noch Hände sehr anstrengen. Die Rollen von Eckenstehern, Bootführern in einem lebhaften Hafen, Lohnlakaien oder Dienern in öffentlichen Häusern fanden immer den meisten Beifall. Wo ihm die Wahl freisteht, wählt der Neger die Städte zum Wohnorte und unterscheidet sich hierin, wie fast in allen andern Dingen, gar sehr vom Indier, der in allen von Weißen beherrschten Ländern dem zurückgezogenen Landleben den Vorzug gibt, theils weil er überhaupt für Geselligkeit wenig Sinn hat, theils auch die Unbilde schwer vergißt, die er durch die in den Städten wohnenden Europäer erleidet. Auf Haiti haben die Neger gewiß Zeit genug gehabt, zur Besinnung zu kommen und die Vortheile zu benutzen, welche der unbeschränkte Besitz eines sehr fruchtbaren Bodens ihnen gewähren konnte, allein selbst die der Revolution unverwüstet entgangenen Pflanzungen liegen zum größten Theile vernachlässigt da, die Mehrzahl der Bewohner lebt von einem Tage zum andern und von den kleinen Gewinnen, die ihr der Zufall oder eine wenig geregelte Thätigkeit zuführt. Der Begründung eines wirklichen Bürgerthums scheint unter den frei gewordenen Schwarzen endlich noch Abneigung gegen ein bindendes eheliches Verhältniß entgegenzustehen. Zur Zeit der Emancipation haben die Neger auf den britischen Inseln allerdings eine Menge von Ehen geschlossen, denn das ganze Verhältniß des bürgerlichen Lebens war ihnen etwas Neues, und solchem streben die Schwarzen nach mit der Begierde der Kinder, allein jene Verbindungen waren von kurzer Dauer. Ermüdet durch die Einförmigkeit, liefen die Paare schnell wieder voneinander. Ähnliche Erfahrungen hat man auch in Afrika gesammelt, wo die Regierung jene, seit 1807 durch Kriegsschiffe befreiten Eingeborenen auf der nördlichen Küste der Halbinsel von Sierra Leone angesiedelt hat. Ihre Zahl beträgt fast 30,000, allein ungeachtet ihrer gesicherten Lage und des Genusses voller persönlichen Freiheit leben sie selten in geregelten Ehen und vermehren sich wenig. Auch in Nordamerika, wo gerade die Zunahme der Freineger Besorgnisse erregt, werden die meisten Schwarzen außer der Ehe geboren, indem eigentliche Verheirathung oft erst im spätern Alter an die Stelle des ungeregelten Zusammenlebens tritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Neue englische Dichtungen sind: „Madness, or the maniac's hall", ein Gedicht in sieben Gesängen, von dem Verf. des „Diary of a solitaire"; ferner „The patrician's daughter", eine Tragödie in fünf Acten, von J. Westland Marston. Dies Trauerspiel wird von den Journalen sehr gerühmt. „Mr. Marston wird und muß zu einer großen Bedeutung kommen", sagt die „Era", „All dies ist wirklich von der höchsten tragischen Schönheit", sagt das „Metropolitan magazine", und der „Atlas" nennt es ein viel versprechendes Werk. Zu erwähnen ist noch: „The prophecy of Balaam, the Queen's choice, and other poems", von H. Lowe, Verfasserin von „Cephalus and Procris". Das „Quarterly review" empfiehlt das frühere Werk der Dichterin mit den Worten: „Wir können mit Wahrheit sagen, daß wir in Rücksicht auf Alter und Geschlecht der Verf. diesen Band mit Erstaunen gelesen haben. Die Herrschaft über die Sprache, die Vertrautheit mit griechischer Literatur und Mythologie, der prägnante Gedanke, der an den jugendlichen Milton erinnernde Ton lassen Miß Lowe's ‚Cephalus and Procris' als eine Merkwürdigkeit erscheinen." Eine andere Dichterin, Lady Emmeline Stuart Wortley, gab heraus: „The maid of Moscow", ein Gedicht in vier Gesängen; „Angiolina del Allano, or, truth and treachery", ein Drama in fünf Acten; „Alphonso Algarves", ein Drama, und „Lillia-Blanca", eine italienische Erzählung. Von A. Mahon erschien ein satirisches Gedicht: „London as it was and is", nebst noch andern Gedichten; und von W. P. Hutton: „A tribute of song", wobei der Verf., wie er selbst sagt, einen wohlthätigen Zweck, keineswegs ein literarisches Verdienst vor Augen hatte.

Die Fourier-Literatur bildet sich in Frankreich immer mehr zu einer compacten selbständigen Masse aus, bis die Mode, die sie geboren hat, wieder in ihrem fruchtbaren und zerstörungsfertigen Schoose begraben wird. Hierher gehören folgende neuerschienene Schriften: „Fourier et son système", von Mad. Gatti de Gamond; „Réalisation d'une commune sociétaire d'après la théorie de Charles Fourier", von Derselben; „Croisade du 19ième siècle, appel à la piété catholique, à l'effet de reconstituer la science sociale sur une base chrétienne; suivi de l'exposition critique des théories phalanstériennes", von L. Rousseau; „Théorie de l'association et de l'unité universelle de Ch. Fourier, introduction religieuse et philosophique", von E. de Pompery. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1842.

Negersklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Zu verargen ist es sonach dem Landbesitzer in Westindien und Brasilien nicht, wenn er der ausnahmlosen Freisprechung der Sklaven auch dann entgegenwirkt, wennschon der Werth der letztern ihm vom Staate ersetzt werden soll, denn mit dem empfangenen Capitale verschafft er sich keine Arbeiter. Auch die entschiedensten Wortführer der Emancipation hatten von dieser eine Störung des westindischen Ackerbaues von solchem Umfange, als wirklich sich gezeigt hat, nicht erwartet. Um dem Übel abzuhelfen, hat man an Einwanderung von fremden Arbeitern gedacht, aber vergessen, daß in Westindien, Luisiana und vielen Gegenden Brasiliens nur der Afrikaner die schweren und ungesunden Arbeiten des Landbaus auf die Länge aushalte. Am wenigsten verträgt der Europäer jenes Klima und kann selbst die müheloseren Culturen der Baumwolle und des Kaffees nicht ohne großen Nachtheil für seine Gesundheit betreiben, da sie stets Aussetzung gegen die Sonne erheischen. Thermometrische Vergleichungen allein beweisen hier nichts. Im südlichen Europa ist stellenweis das Klima weit glühender als in Westindien, und allerdings arbeitet der Bauer da ohne Schaden im Freien, aber zwischen der trockenen Hitze jener Länder und der feuchten Wärme tropischer Gegenden, wo die Luft mit den Ausdünstungen einer in Auflösung begriffenen Vegetation angefüllt ist, herrscht hinsichtlich der Einwirkung auf den Körper des Menschen ein großer Unterschied. Man hat behauptet, daß die gleichförmige Wärme der Äquatorialländer die Gesundheit fördere und die Arbeitsfähigkeit erhöhe, welche durch die von kalten Klimaten unzertrennlichen Wechsel nothwendig leiden müssen. Die sechsmonatlichen Regengüsse bringen aber an den Küsten Amerikas Erscheinungen hervor, die alle Vortheile aufheben, welche aus der gleichförmigen Wärme entstehen können. Ihnen trotzt kein Europäer ungestraft, und da man eine so vielfach beobachtete Thatsache gewiß als allgemein bekannt voraussetzen darf, so wird man sich eben keine hohe Idee von der Menschlichkeit jener Verfechter der Emancipation machen können, welche die Verlockung nordeuropäischer Handarbeiter nach Jamaica und ähnlichen Niederlassungen entweder stillschweigend zuließen, oder thätig an ihr Theil nahmen. Es ist natürlich, daß man ernstlich auf Mittel sinnt, den Folgen der Freilassung der Schwarzen vorzubeugen, seit diese vom Parlamente ausgesprochen und von der Regierung, trotz alles Widerspruchs der Pflanzer, mit großer Energie durchgeführt worden ist. Unter den ergriffenen Auswegen muß die Einladung, man sollte richtiger sagen die Auskaufung, von Feldarbeitern von sehr verschiedener Abstammung und ihre Versetzung nach Westindien, geradezu mit dem Namen des Verbrechens gebrandmarkt werden. Die Opfer solcher Speculationen sind fast noch mehr zu bedauern als die ehemaligen Negersklaven, weil sie Völkern angehörten, welchen afrikanische Gewöhnung, Leichtsinn und Unempfindlichkeit abgehen. Untersuchungen haben die Schändlichkeiten an das Licht gebracht, welche in Indien vorgegangen, als man die Idee gefaßt, die Kulihs, Feldarbeiter der niedrigsten Kasten, unter dem Scheine gewöhnlicher bürgerlicher Verträge nach Ceylon, Mauritius und Demerara zu verlocken. Da man nicht erwarten durfte sie zeitlebens zu behalten, so ging man schlechter mit ihnen um als mit den ehemaligen Negersklaven, suchte aus der Periode ihrer Dienstbarkeit den möglich größten Nutzen zu ziehen, lud ihnen unangemessene Leistungen auf und hatte nicht einmal Billigkeit genug, für ihre Verpflegung zu sorgen. Große Handelshäuser in Kalkutta und Bombay haben geradezu Handel mit jenen betrogenen Indiern getrieben, bis die immer lauter werdenden Klagen das Einschreiten der Behörden veranlaßten. Wie in den schlechtesten Zeiten des Negerhandels beobachtete man kein Verhältniß zwischen der Zahl eingeschiffter Männer und Frauen, vielmehr wurden die erstern in betrüglicher Absicht überredet, ihre Familien in Indien zu lassen. Eine andere Schändlichkeit hat der Engländer Steedholm Hodgson aufgedeckt. Vor einigen Jahren überredete man eine Anzahl der Bewohner von Fayal und Madeira, sich nach dem britischen Westindien einzuschiffen und den dortigen Pflanzern sich zur siebenjährigen Dienstbarkeit zu verbinden. Von den anlockenden Versprechungen wurde keine gehalten, sondern man verkaufte die Getäuschten bei ihrer Ankunft an die Meistbietenden, indem die Form des Contracts den Autoritäten jedes Einschreiten unmöglich machte. Die armen Insulaner wurden, ohne Berücksichtigung ihrer Familienbande, über die Colonien vertheilt und genossen nicht einmal die Vortheile der Sklaven, die sich bekanntlich zu

jeder Zeit freikaufen durften. Flucht war für sie theils unmöglich, theils nicht rathsam, denn den Wiederergriffenen drohte Zwangsarbeit in Ketten auf den Heerstraßen. Sie mußten ohne Berücksichtigung ihres verschiedenen Ursprungs dieselbe Arbeit in glühender Sonne auf Zuckerfeldern leisten wie einst die Afrikaner, und ihre Bitten um Schonung wurden entweder nicht berücksichtigt, oder aus Mangel an Dolmetschern nicht verstanden. Auch in den Städten fanden sie wenig Mitleid, oft nicht einmal Aufnahme in öffentlichen Krankenhäusern. Ganze Familien starben aus und führten den Beweis, daß selbst die Eingeborenen der Azoren Negerarbeit in Westindien zu leisten unfähig sind. Die unbrauchbar gewordenen trieb man von den Pflanzungen, und die freigeborenen Unterthanen einer fremden Macht flehten — zum Glück nicht umsonst — die freigelassenen Neger um Hülfe an. Zu spät wurden diese Grausamkeiten der gerichtlichen Untersuchung unterworfen. Vielen mag die Geschichte einer Gesellschaft deutscher Auswanderer noch in frischem Andenken sein, die in den ersten Regierungsjahren Dom Pedro's auf ähnliche Weise nach Bahia, also in ein Land verlockt wurden, dessen Klima nicht absolut ungesund ist und wo kein Mangel an Negersklaven herrscht. Die Männer erlagen der harten und ungewohnten Arbeit, die Weiber und Mädchen ergaben sich, von Hunger getrieben, den lüsternen Brasiliern und sanken bald auf die niedrigste Stufe der Ehrlosigkeit; was von den verwaisten Kindern dieses Unglück überlebte, wuchs unter den Farbigen auf und besitzt jetzt nichts Deutsches als den unverwischbaren körperlichen Charakter. Es mag ein Beweis sein von dem Vertrauen der gewissenlosen Pflanzer auf deutsche Unwissenheit und Arglosigkeit, daß sie es nach solchen abscheulichen Vorgängen dennoch versuchen, durch glänzende Vorspiegelungen deutsche Colonisten sogar nach jenen dem Nordeuropäer tödtlichen Niederlassungen des britischen Guyana zu verlocken. Noch in den ersten Monaten des verflossnen Jahres sind dort ernstliche Schritte gethan worden, um solche Zwecke zu erreichen, und das ganze Unternehmen droht den Arglosen um so verderblicher werden zu können, als die Verfertiger des ehrlosen Projects öffentlich die Nothwendigkeit anerkennen, Alles zu vermeiden, was der Einladung und dem Contract das Ansehen einer Seelenverkäuferei geben könne. Wie aber die Worte auch beschaffen sein mögen, so ist die geheime Absicht unbedingt eine so schändliche und würde sicherlich auf Kosten der Betrogenen so vollständig erreicht werden, daß deutsche Mächte die Pflicht haben, nicht abmahnend, sondern verbietend einzuschreiten, wenn früher oder später Gesellschaften von verführten Emigranten der Einladung nach Demerara zu folgen geneigt sein sollten. Wir wollen übrigens noch hoffen, daß, ehe ein so strenger Schritt nothwendig wird, die deutsche Presse eifriger und einstimmiger, als sie bisher gethan, diese Umtriebe verfolgen, sie in ihrer nackten Abscheulichkeit hinstellen und ihre Vereitelung als Angelegenheit unsers Volks betreiben werde.

Solche Ereignisse berechtigen zum Schlusse, daß die weißen Landbesitzer der westindischen Colonien nicht geneigt sind, ohne vorher ein jedes Mittel versucht zu haben, ihrer gewohnten Weise zu entsagen. Man kann die Freilassung der Neger nicht mit ruhigem Beifalle betrachten, wenn man bedenkt, zu welchen Verbrechen sie da noch führen kann, wo sie vom Gesetze überwacht wird, dem eine energische Regierung Gehorsam zu verschaffen weiß, wo aber Mangel an Arbeitern herrscht und ein großes Eigenthum auf dem Spiele steht. Früher oder später wird freilich allen diesen Bestrebungen rechtlicher oder unrechtlicher Art durch die unausbleiblichen Folgen der begonnenen Emancipation ein Ende gemacht werden, denn dem gegebenen Beispiele werden sich weder die Spanier noch die Nordamerikaner in ihren Besitzungen entziehen können, und dereinst wird, wahrscheinlich auf sehr blutige Art, eine Umkehrung jener Verhältnisse auch in Brasilien eintreten. Mindestens ist das Schicksal der Antillen schon jetzt als ein besiegeltes anzusehen, denn an die Stelle des alten Gebäudes der Negersklaverei, dem trotz der Verkehrtheit der Anlage und der Schlechtigkeit der Materialien eine große Festigkeit beiwohnte, hat man etwas Besseres zu setzen nicht vermocht. Die Thaten der Eroberer des 16. Jahrhunderts tragen jetzt ihre bittern Früchte. Der unabweisliche Untergang der Antillen ist genau verkettet mit jenem Systeme der Colonisirung, welches schon der große Admiral auf seiner Pflanzung in S.-Domingo, wo 1523 der erste von der Geschichte erwähnte Negeraufstand ausbrach, zu befolgen genöthigt war. Dereinst wird die schwarze Menschenrace fast ausschließlich Westindien besitzen, wenn auch nicht durch Eroberung mit bewaffneter Hand, doch durch freiwillige und gradweise Entfernung der Weißen, welche den Ackerbau aufzugeben genöthigt sein und höchstens in hinreichender Zahl zurückbleiben werden, um zu verhüten, daß ihre Herrschaft ganz und gar zur nominellen herabsinke und die arbeitscheue und dabei hungernde farbige Bevölkerung Raubstaaten begründe, deren Besiegung nicht leicht sein würde. Ein Theil des Welthandels muß in Folge dieser Umkehrung untergehen, denn die Inseln, die bisher Tausende von Schiffen beschäftigten, können zu kaufmännischen Unternehmungen nicht länger einladen. Die neuen Besitzer des theilweise erschöpften Bodens werden zufrieden sein, die zum Leben unumgänglichsten Bedürfnisse zu erbauen, und den geringen Überschuß des Ertrags zur Anschaffung von solchen Producten des europäischen Kunstfleißes verwenden, die zu den einfachsten und gewöhnlichsten und daher zu den wohlfeilsten gehören, also auf den Welthandel keinen Einfluß üben. Wann und in welchem Umfange dieses Schicksal die einzelnen Inseln ergreifen werde, hängt ganz von örtlichen Verhältnissen ab, denn die spanischen Eilande und Luisiana können schon wegen des Übergewichts der Weißen sich länger in ihrer gegenwärtigen Lage erhalten und nöthigenfalls auch ohne Sklaven den weißen Bewohnern noch manche Vortheile darbieten. Für diese Länder ist es ein Glück, daß sie keineswegs auf Gewinnung gewöhnlicher Colonialwaaren allein hingewiesen sind, schon jetzt andere reiche Hülfsquellen, z. B. Viehzucht besitzen, oder unzertrennliche und unentbehrliche Theile eines gro-

sten Staatsbildung, der für seine einzelnen Glieder sorgen und durch angemessene Mittel ihrem Untergange vorbeugen muß. Einer großen Umkehrung aller gewerblichen und socialen Verhältnisse gehen indessen alle sklavenhaltende Länder Amerikas zumal da entgegen, wo die Zahl der Afrikaner jene der Weißen überwiegt. Am günstigsten wird der Ausgang da sein, wo bei rascher Zunahme der eingeborenen weißen Bevölkerung, wie in einzelnen Provinzen von Brasilien es schon der Fall ist, die Negerarbeit überflüssig wird, oder doch nicht als entschiedenste Nothwendigkeit erscheint, und durch Befolgung eines minder einseitigen Verfahrens der Bodencultur der allgemeinen Verarmung vorgebeugt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. **Balduin von Scharfenstein, oder die Kaiserwahl zu Frankfurt. Ein Rittergemälde aus der Zeit des Kaisers Rudolf von Habsburg. Von Aug. Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.**

Ein Ritterroman mit dem Reichthum der Begebenheiten, der Mannichfaltigkeit der Ereignisse, dem Zusammentreffen der Zufälle, den stets genährten und verzögerten Erwartungen, den lösenden und verwirrenden Überraschungen, denen das Mittelalter ein so weites Feld bietet. Jene Zeit der Willkür des Einzelnen und der Ohnmacht des Gesetzes, mit dem Recht des Stärkern und dem steten Kampfe der List und Kraft ist gut geschildert, und die Bilder damaliger Zustände: geharnischte Ritter, Turniere, Zweikämpfe, Schlachten, das zarte Minnelied und der Heldengesang ziehen an dem Leser vorüber; er sieht die wehenden Federbüsche, die flatternden Schärpen, hört das Klirren der Schwerter und Gläser, sowie auch das der Saiten der Zither, indem er von Begebenheit zu Begebenheit eilt, oft fürchtend, oft hoffend, und so die Stunden ihm schnell fliehen, sodaß er nach manchem Herzpochen der Besorgniß für den Lieblingshelden, den jungen Balduin, den zweiten Theil des Romans mit Befriedigung schließen und denselben andern Lesern aus Leihbibliotheken, die der Monotonie des Lebens durch Lecture ein spannendes Interesse zu geben wünschen, anempfehlen wird; solches thut Ref. auch mit gutem Gewissen.

2. **Etienne Saulnier. Historischer Roman von Mad. Junot d'Abrantes. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr.**

Die erste Hälfte des ersten Theils nimmt das ganze Interesse des Lesers in Anspruch, indem die Verfasserin in diesen Blättern eine Gruppe von vier edeln, voneinander ganz verschiedenen Menschen in scharfen charakteristischen Zügen darstellt: Etienne Saulnier, Mitglied der Universität zu Paris, der, mit einer Sendung an Calvin beauftragt, als Calvinist zurückkehrt, den Gefahren seines neuen Glaubens, den schmerzlichsten Martern, ja dem Feuertod sich auszusetzen entschlossen ist und der schönen, heißgeliebten Braut, Martha von Souvrey, entsagen will, um sie nicht an sein Schicksal zu binden und frei seinem Glauben leben und sterben zu können; Martha von Souvrey, die fromme Katholikin, die mit Herz und Phantasie an dem Glauben ihrer Väter und ihrer Kindheit, aber auch mit heißer, innigerer Liebe an dem abtrünnigen Geliebten hängt; die Mutter, Katharina Saulnier, mit dem glühenden Ketzerhaß, die den Sohn wegen des Glaubenswechsels mit ihrem Fluch beladen von sich stößt; der fromme, stille, geistesschwache, von Allen verächtlich behandelte Pater Faber, der dem Verfluchten und Ketzer ein Asyl bietet und dort vor dem stolzen, gelehrten Calvinisten das demüthige, fromme, selbstvergessene Leben des unwissenden Christen enthüllt, der von aller christlichen Weisheit nur das eine Wort: Deus caritas est behalten und es sich als Motto und Leitfaden seines Lebens erwählt hat. Bis zu diesem Punkt verspricht der Roman viel, erfüllt indeß nur wenig; die historischen Data sind oberflächlich berührt, die historischen Personen nicht gehörig charakterisirt. Etienne Saulnier schleudert die von der Geliebten erhaltenen Reliquien von sich und tritt sie mit Füßen, er schändet den Altar und führt die blinde, rohe Menge zur Entweihung des Heiligsten an. Er will Calvin bereden nach Frankreich zu kommen und dort seine Lehre zu verbreiten; doch Calvin genügt es in Genf Herrscher zu sein und dort seinem strengen Zepter Gehorsam zu erhalten, und Etienne kehrt allein nach Frankreich und nach Paris zurück. Man sieht ihn aber dort nicht handelnd auftreten, wie man zu erwarten berechtigt war, er wird gefänglich eingezogen, verhört und zum Tode geführt. Martha von Souvrey aber, die treue Liebende, die er im blinden Schwärmereifer seines Glaubens zu wiederholten Malen von sich gewiesen hat, will ihn retten. Der Präsident des Gerichtshofes, Minard, ist bestechlich und sie rafft alle ihre Schätze zusammen und bietet ihm ihre Güter, Titel, das ganze Erbtheil ihrer Ahnen, für Saulnier's Rettung; sie erlangt die Erlaubniß, den Geliebten im Kerker zu besuchen, die Vergünstigung eines kurzen, schmerzlichen Wiedersehens. Doch Minard kann nicht des Fräuleins Güter und Titel annehmen, ohne ein von den stolzen Verwandten anerkanntes Recht darauf zu haben, und um Saulnier's Leben zu retten, reicht Martha dem betrügerischen Minard die Hand; doch dem glänzenden Feste der Vermählung folgt ein anderes, das Autodafé eines Ketzers — Etienne Saulnier's — und Martha stirbt mit ihm, indem sie den Scheiterhaufen erklettert und in zärtlicher Umarmung den Feuertod mit ihm theilt. Viele Verzerrungen der französischen Schule bietet dieses Werk, viele Längen, wenn auch manche lobenswerthe Schilderung und manches schöne Wort über die verschiedenen Glaubenslehren. Die im zweiten Theile enthaltene Skizze: „Die Ordensgeistlichen des Saint-Leonhard", ist unbedeutend, ohne hervorspringende Charaktere oder Zustände; daß Emanuel, der fromme, befriedigte Klosterbruder, durch den Anblick eines glücklichen Ehepaars sich des vereinzelten Lebens und der Entbehrungen seines Standes bewußt wird und nach erlangter Dispensation in die Welt zurückkehrt, dort einige Liebesabenteuer hat und Verhältnisse anknüpft, die ihm das Ungenügende des Weltglücks vor die Seele führen, daß er verlassen wird und wieder verläßt, um wieder ins Kloster zurückzukehren, könnte, wenn er selbst nur einigermaßen interessant und weniger unbedeutend wäre, vielleicht interessiren, so aber verfehlt selbst der Tod des ihn liebenden, von ihm verlassenen Weibes, die Alles für ihn aufgegeben, die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen; in frommer Reue verweist er sie aus seiner Hütte, wo sie ein Asyl sucht, und überwältigt vom Schmerz bricht sie zusammen und stirbt. Der Leser wendet sich kalt von dieser Erzählung hinweg, da ein so schlaffer, schwacher Charakter unmöglich Theilnahme zu erregen vermag und weder im Kloster noch in der Welt ein Glück verdient.

3. **Die Tataren in Kroatien und Dalmatien. Historisches Gemälde aus den Zeiten König Bela's IV. Von Eduard Breier. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.**

Dieses Werkchen zeugt von sorgsamen Studien der Geschichte und des Charakters jener Ereignisse des 13. Jahrhunderts; das Romansujet paßt vollkommen in den historischen Rahmen, es ist der Empfindsamkeit späterer Zeiten fern gehalten, mit der wilden Poesie jener wilden Völker ausgeschmückt, und aus den Schilderungen von Raub, Mord, Feuersbrunst und Schlachtgewühl ragt der grausame Tatarenbefehlshaber Ulan, mit seinen riesigen Gliedmaßen, der kurzen Nase, dem bartlosen zusammengedrückten Kinn und großen Mund, als eine Hauptfigur entgegen. Man sieht ihn in seinem Tataren Besz (Lajer) an der Drava, im Zelt von Thierfellen, hellbeleuchtet

[illegible] des Hoflebens, [illegible] und [illegible]-Augen, den Kriegern des großen Khan Bela. Arula, die von ihm verschmähte Geliebte, in Panzer gehüllt, erzählt die Sage „von dem Manne, der schneller wie der Vogel in der Luft, stärker wie das Thier in der Wüste und unüberwindlicher wie der Felsen selbst", von dem mächtigen Dschingis-Khan, der ein Schmied gewesen, und die bärtigen Männer lauschen aufmerksam der Erzählung. Arula wird aber, trotz des beliebten und gepriesenen Vortrags, nicht wieder in Gnaden aufgenommen, und ihre Rache und Eifersucht ist der Windstoß, der dann und wann die romantische Wildheit der Erzählung anfacht, während die kräftige Gestalt des edeln Königs Bela IV., mit den jungen Heldenbrüdern Kreß, Kupissa und Rack, und deren 38 Verwandten, den Contrast der vorgeschrittenen Civilisation und deren veredelnder Einwirkung gegen die Tatarenwildheit bietet. Tapferkeit, Kühnheit, Todesverachtung, starke Leidenschaften sind die charakteristischen Züge jener Zeit, die sich in einer Reihe von Niederlagen und Siegen vor den Augen des Lesers entfalten und ein treues Bild der Vergangenheit und der blutigen Kämpfe in Kroatien und Dalmatien geben.

4. Randzeichnungen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen von Friedrich v. Heyden. Erster Theil. Leipzig, Einhorn. 1841. 8. 2 Thlr.

Ref. findet es zwar unrecht, wenn die Kritik eines Buchs auch den Autor mit einschließt, hier aber zieht der Autor selbst in der Vorrede die Aufmerksamkeit an sich und deutet an, daß er einen ernsten Lebensberuf hat und daß diese Novellen nur „die Randzeichnungen des angestrengten Tagewerks, die harmonischen Nachklänge, in die ein wüstes Brausen sich auflöst, Beschwichtigungen einer aufgeregten, überreizten Stimmung sind". Er nennt sie Randzeichnungen, „nach den bewunderungswürdigen Pergamentschriften des Mittelalters, deren sauber geschriebener Text auf allen Blättern beim Anfangsbuchstaben, auf den Rändern und am Schlusse der Capitel mit den zierlichsten Vignetten und Arabesken, keck, phantastisch, farbenreich, auf den Text sinnig heiter anspielend, bemalt sind, auf azurblauem, purpurrothem und goldenem Grunde. Dem redlichen Schreiber waren diese artigen Dinge nur Nebensache, Käufer und Leser anzulocken. Der Text blieb seine ernste, feierliche Pflicht." Der Verf. vergleicht sein ganzes Leben mit einem solchen handschriftlichen Codex, und die Novellen sind die Randzeichnungen, die er in der Einsamkeit, „welche er so sehr liebt", neben den vollgeschriebenen Seiten seines Tagewerks aufzeichnet. Der Verf. liest auch schon seit lange keine kritischen und belletristischen Journale und erfährt nicht mehr, was vielleicht darin von ihm gesagt werden mag; er tritt sehr bescheiden auf, die Kritik nicht fürchtend. „Bloße Lobpreisungen, die Einer dem Andern nachbetet, reichen lange nicht aus, den Geist ausgezeichneter Zeitgenossen zu würdigen; wenn dieser wirklich echt ist, muß er sich auch auf dem Probirstein des scharfen Widerspruchs bewähren. Solcher ist aber nur für die Werke großer Meister vorgerichtet, was unser einer hervorzubringen vermag, bleibt unter ihm. Er dürfte solche Prüfungen weder bestehen können noch zu fürchten haben." Ein Angriff auf das bezahlte Urtheil der Tagesblätterrecensenten ist scharf, aber vielleicht nicht ganz ohne Grund. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kritik lange nicht das ist, was sie sein sollte, und daß Leidenschaften aller Art dieselbe leiten und beherrschen. Wenn auch das Urtheil wol nicht käuflich ist, wie Hr. v. Heyden behauptet, so ist es doch häufig bestechlich, und so lange ein menschliches Wesen zu Gericht sitzt und Urtheile über Bücher spricht, muß die Stimmung, in welcher es liest, die persönliche Bekanntschaft des Autors, die individuelle Richtung seines eigenen Verstandes auf die Kritik influiren; ganz unparteiisch ist kein menschliches Wesen. Wenn nun Ref. nach dieser Vorrede den Verf. als einen ernsten Mann, der mit der Welt, dem geselligen Leben und den Journalstücken abgeschlossen, zu kennen glaubt, so muß er sich um so mehr wundern, wie dieser auf den Einfall kommt, Novellen zu schreiben, da die Novellenform doch auch etwas der Mode unterworfen ist, die ihr alle fünf oder zehn Jahre einige Veränderung in Anlage und Ausführung auferlegt. Noch gewagter scheint es dann, Novellen aus der großen Welt zu unternehmen, wie die erste „Die Bewerbungen". Sie enthält manches Gute, wohl Durchdachte und ist gewiß werthvoller als manche Novelle des neuern Geschmacks, doch ist die Zusammenstellung der Umstände, Ereignisse und Entwickelungen so unnatürlich, so ganz anders, als es in der Sphäre worin sie spielt zugeht, daß man sich oft des Staunens nicht enthalten kann. Das Sujet könnte für ein französisches Lustspiel passen, wo es noch allenfalls angeht, daß ein Bewerber um die erste Liebhaberin sich gutwillig mit der zweiten abfinden läßt. So zahlreiche gesellige Unwahrscheinlichkeiten und Taktlosigkeiten fallen darin vor, daß man sie nur mit des Autors Fernleben von der Welt erklären und rechtfertigen kann. Die Erzählung „Anton Hart", und die Novelle „Der graue John" sind dagegen sehr gut und beurkunden das Talent des Verfassers, wie dessen reifes, ernstes Nachdenken über Leben und alles in das Leben Eingreifende; besonders „Der graue John" ist empfehlenswerth.

5. Erzählungen von Karl Stöber. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Professor Richter. Erster Band. Dresden, Naumann. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Diese Erzählungen möchte Ref. für das Volk und für die halberwachsene Jugend empfehlen, sie enthalten Gutes, der strengen Moral Angemessenes, haben sämmtlich eine fromme, lobenswerthe, meist eine den christlichen Glauben befördernde Tendenz, sind anmuthig und gut vorgetragen und dann und wann mit Humor gewürzt. Die Schweizersagen schienen Ref. besonders anziehend in der Sammlung, die Zeichnungen sind brav, im Geiste des Werks gehalten. 8.

Miscellen.

In dem unglücklichen Feldzuge des Crassus gegen die Parther hatte dieser römische Feldherr einige Schwadronen Reiterei, welche aus Deutschen bestanden, auf die Crassus ganz vorzüglich sich verließ. Die Tapferkeit dieser Truppen war ausgezeichnet, aber, wie Plutarch (im Leben des Crassus) erzählt, den Durst konnten sie nicht ertragen. Dasselbe Zeugniß gibt den Deutschen Tacitus und spricht von ihrer Liebe zum Trunke, worüber die geschichtliche Bekundung bis weit in die spätern Zeiten hinaufreicht, sodaß sogar der „Sachsenspiegel" davon gesetzliche Spuren trägt, indem dort bestimmt ist, daß die von den Landleuten zu entrichtenden Geldstrafen von den Bauern in der Gemeinde zu vertrinken seien. Daher sagt noch Montaigne (gest. 1592) von den Deutschen des 16. Jahrhunderts: „L'yvrognerie me semble un vice grossier et brutal; aussi la plus grossière nation de celles, qui sont aujourdhui, c'est celle la seule, qui le tient en crédit."

Ulrich Obrecht, der Rechte Doctor (gest. 1701), ein geborener Strasburger, schrieb, als seine Vaterstadt noch dem deutschen Reiche angehörte, einen „Prodromus rerum Alsaticarum", worin Vieles gegen Frankreich vorkam. Als hierauf Strasburg (1681) der französischen Hoheit unterworfen worden war, ließ der König so viele Exemplare des gedachten Buches, als zu bekommen waren, sammeln und vertilgen, wodurch das Werk selten geworden ist. Zudem ward Obrecht der Befehl ertheilt, selbst eine Widerlegung zu schreiben. Diesem wich er aber geschickt durch die dem Könige gemachte Vorstellung aus: „daß Se. Majestät durch Ihre siegreichen Waffen die Widerlegung bereits geliefert hätten." 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1842.

Negersklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Ob die britischen Gegner der Sklaverei, als sie die Negeremancipation durchsetzten, den ganzen Umfang der seitdem eingetretenen für Westindien verderblichen Folgen voraussahen, oder ob sie durch dieselben unangenehm überrascht worden sein mögen, soll nicht untersucht werden. Indessen gereicht es ihnen doch zur großen Ehre, daß sie, ohne sich irren zu lassen, mit ruhiger Consequenz den einmal eingeschlagenen Weg verfolgt haben. Die seit 1830 immer gesteigerten Anstrengungen haben, wie schon erwähnt, bewiesen, daß mittels gewöhnlicher Verfolgung dem Negerhandel niemals vollständig ein Ende zu machen sei. Um das Übel an der Wurzel anzugreifen, bleibt nur ein Mittel, Colonisirung der afrikanischen Küste und Civilisirung der weiter im Innern wohnenden Negervölker. So riesenhaft dieses Unternehmen jedem ruhigen Beobachter erscheinen muß, so ist es doch begonnen worden, und jene große britische Expedition hat bereits ihren Weg nach dem Innern Afrikas angetreten, welche man, alle zeither theuer erkauften Erfahrungen benutzend, auf das umsichtigste ausgerüstet und beauftragt hat, vor Allem das Land zu erkundschaften und vorbereitende Bündnisse zu schließen. Vielleicht tragen endlich die großen Opfer an werthvollen Menschenleben und Schätzen, die man seit Mungo Park demselben Zwecke brachte, endlich ihre Früchte, vielleicht mislingt aber auch dieses große Unternehmen, wie alle die ihm vorangegangen. Weniger in der That ist dieses zu fürchten in Hinsicht der geographischen und physikalischen Entdeckungen, denn ohne solche ist noch keine, wenn auch noch so unglückliche Expedition der Engländer wiedergekehrt, und selbst Tuckey's Zug nach dem Kongo, von welchem kaum ein Theilnehmer höhern Ranges zurückkam, lieferte ansehnliche Vermehrungen unserer Kenntnisse jenes seit uralten Zeiten unzugänglichen Welttheils. Aber bezweifelt wird von vielen erfahrenen und parteilosen Männern der Erfolg des Planes, durch Colonien die Negervölker zu civilisiren und sie dahin zu bringen, dem Sklavenhandel freiwillig zu entsagen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß über diesen Gegenstand in England einige, zwar gründliche, jedoch verneinende Denkschriften gedruckt worden sind, denn ungeachtet des bisweilen gar zu argen Parteigeschreies, mit welchem dort alle öffentliche Fragen verhandelt werden, scheuen sich ruhige und unabhängige Männer nicht ihre Meinung unbefangen zu äußern. Gewiß gehört einiger Muth dazu, den Plan eines Unternehmens als wenig durchdachten zu bezeichnen, für welchen sich die größere Hälfte der Volks interessirt, und in einer Zeit, wo das Ministerium der Colonien sogar auf Kosten der südafrikanischen Bauern seine philanthropischen Ansichten durchführt, die Opfer zu tadeln, die man Civilisationsversuchen unter wilden Negervölkern bringen will. Zu leugnen ist es gewiß nicht, daß die Ausführung jenes Planes durch viele und große Hindernisse erschwert, wo nicht vereitelt werden kann, und daß im besten Falle der Erfolg nur Frucht einer langen und nie ermüdenden Anstrengung sein kann. Die Mislichkeit der Colonisation ergibt sich aus vielen Umständen. Ein solches System wird in einem Lande wie Afrika niemals im hinreichenden Umfange ausführbar sein, denn die eingewurzelte Barbarei der Neger verwehrt eben, wie die Eifersucht der maurischen Völker, kleinen Gesellschaften den Zutritt und die klimatischen Fieber lauern als furchtbarste Wächter an jenen Gestaden. Die Erfahrung mehrer Jahrhunderte hat bewiesen, daß im tropischen Afrika alle Versuche der Weißen, um größere Niederlassungen zu begründen, ebenso mislingen als ihre Entdeckungszüge in das Innere. Das neueste und darum noch nicht traurigste Beispiel gibt Lander's Reise auf dem Quorra; von 40 im besten Alter stehenden Männern, die im Genusse voller Gesundheit die Fahrt antraten, waren nach vier Jahren nur noch vier übrig. Abschreckend ist auch der Umstand, daß alle in rein kaufmännischer Absicht unternommenen Ansiedelungen keinen Nutzen gebracht haben, daß sich dem Welthandel dort keine neuen Häfen erschlossen, wol aber Vermögen und Leben verloren ging. Der Neger hat Weniges im Tausche zu bieten, nur geringe Bedürfnisse und keine Industrie; er ist froh, wenn ihm die tyrannischen, den Alleinhandel treibenden Häuptlinge gestatten, die unentbehrlichsten Lebensmittel zu erbauen. Selbst Liberia hat alle Erwartungen getäuscht und keinen Einfluß auf die Civilisation von Afrika erlangt. Unter günstigen Aussichten begründet, hat diese Colonie zeitig den Haß aller den Menschenhandel betreibenden Häuptlinge auf sich geladen und die eigene Fortdauer nur

durch unaufhörliche Kämpfe und Ausrottung ihrer Nachbarn zu sichern vermocht. Man dürfte den wohlgemeinten Civilisationsversuchen der Gegenwart den unbeschränktesten Erfolg versprechen, wenn die innern Verhältnisse der Negervölker einer alten vorgefaßten Meinung entsprächen, die dadurch an Unrichtigkeit nichts verliert, daß sie aus menschlichem Mitgefühle entsprungen ist. Man pflegt in Europa unter dem Neger einen Unglücklichen sich zu denken, der in seinem Vaterlande ein idyllisches Leben genoß, bis die Räuberhand der Weißen ihn ergriff und über das Weltmeer in harte Dienstbarkeit schleppte. Wären die Küstenländer Afrikas so wenig durchforscht wie das Innere von Neuholland, so hätte man kein Recht, diese Ansicht zu verurtheilen, die obenein durch die Aussagen der westindischen Sklaven vor den permanenten Commissionen eine neue Bestätigung zu erlangen schien. Aber die Widersprüche, die in den gerichtlich abverlangten und in den freiwillig gegebenen Erzählungen der Neger auffallen, würden an sich schon ihre Glaubwürdigkeit erschüttert haben, wäre nicht Bowdich in Ashantee Zeuge gewesen von dem Leben, welches die Afrikaner unter ihren eigenen Herrschern führen, hätten nicht Andere in Dahomei, Benin und am Quorra den Zustand der niedern Volksclassen so beschrieben, daß im Vergleich die westindische Sklaverei als Ruhe und Lebensglück gelten kann. Dienstbarkeit der höchsten Art ist in Afrika ein volksthümliches Institut und muß es sein, wo Hunderte von Stämmen, verschiedene Sprachen redend, angeerbte Feindschaften nähren und, hart nebeneinander wohnend, besondere Kriegerkasten unter sich zählen, die auf den ersten Wink des raubgierigen Häuptlings in das Nachbarland einfallen. Wo nur das Recht des Stärkern gilt, kann Freiheit und Glück nicht Vielen zu Theil werden, und der Einzelne setzt sich der blutigsten Rache aus, wenn er irgend ein Streben nach einem geordneten und gesetzlichen Zustande, oder Widerwillen gegen das Joch der grausamen Priester und der Adelskaste verräth. Die niedern Volksclassen sind dort von jeher zum Sklaventhume verurtheilt gewesen, ein Spielzeug in den Händen ihrer rohen Herrscher, die oft aus Langeweile Grausamkeiten begehen und ihre Leibeigenen nicht einmal als werthvolle Besitzthümer betrachten, indem ein gelingender Angriff auf das nächste Volk Tausende derselben herbeischafft. Das Volk ist so gewöhnt an diesen Druck, daß in ihm selbst die natürliche Neigung zum Freisein erloschen ist; die Ruhe und sogar Heiterkeit, mit welcher die Mehrzahl der nach Amerika verpflanzten Neger die Kette trägt, muß auch den unbefangenen Beobachter zu der Meinung bringen, daß sie daheim niemals im Besitze der Freiheit gewesen sind. Widerstand der Niedrigen gegen die Häuptlinge scheint selbst dann nicht vorzukommen, wenn diese mit dem Leben ihrer Untergebenen auf das muthwilligste spielen, denn die außerordentlich häufigen Unruhen und durch Hungersnoth gefolgten Bürgerkriege sind das Werk der Priester und des Adels, die, wenn die blutige Umwälzung mislingt, sammt ihren Heeren theils hingerichtet, theils an die Weißen verkauft werden. So erklärt sich das Vorkommen jener ehemaligen Fürsten und Vornehmen unter den Sklaven der westindischen Pflanzungen, welchen von den Mitgefangenen bisweilen höhere Achtung bewiesen wird, die aber keineswegs so zahlreich sind, als gutmüthige, durch Negeraussagen getäuschte Männer geglaubt haben. Welche Aussicht ein so unglücklicher Zustand der Gesellschaft Denjenigen eröffne, die es sich zur Aufgabe stellen, die Negervölker des westlichen Afrika zu civilisiren, bedarf wol kaum der Erörterung. Aber wenn auch der Widerstand der Häuptlinge und herrschenden Kasten endlich besiegt, das Volk selbst an den Genuß von Menschenrechten so weit gewöhnt sein wird, daß es gutwillig unter das alte Joch nicht zurückkehrt, so bleibt die Zukunft der ganzen Race darum immer noch eine unsichere, weil sie in sich selbst die Mittel nicht trägt, um zu etwas Großem zu gelangen, zu etwas Allgemeinem sich zu verbinden. Bis in die entlegensten historischen Zeiten erscheint sie in derselben traurigen Gestalt, denn daß sie nie zu einem klaren Bewußtsein menschlicher Würde gelangt ist, ergibt sich aus dem Mangel aller Versuche, durch welche eine das persönliche Recht sichernde Stellung gewonnen wird. Unter den Negervölkern hat es niemals eine Staatsverfassung gegeben und niemals haben sie sich zur Bildung größerer, wenn auch barbarischer Reiche vereinigt. Der Einzelne war zu allen Zeiten ein willenloses Ding in den Händen seiner Beherrscher, verblutete bald auf den Altären eines unmenschlichen Cultus, bald in den endlosen Zwistigkeiten kleiner Horden, in die sich der ganze Stamm zersplittert hat. Wie jetzt nach Amerika, so wanderte schon in der grauesten Vorzeit der Negersklave nach Ägypten und Phönizien; er bearbeitete die Bergwerke der Karthager und mit ihm trieb Tyrus und Sidon denselben Handel, welchen 2000 Jahre später die Völker von Westeuropa wieder belebten. Der Periplus des Hanno schildert die Neger der Guineaküste wenig anders, als es die Reisenden unserer Zeit thun. Von Culturfähigkeit ist es sicherlich kein Beweis, daß diese Völker Jahrtausende hindurch, ohne irgend erheblicher Veränderung ihres Zustandes, dieselben Wohnsitze behaupteten, nie geschichtliche Denkmäler errichteten, nie bedeutsame Überlieferungen besaßen, niemals erobernd aufgetreten, wol aber von jeher den Mishandlungen und der Unterjochung ihrer Nachbarn ausgesetzt geblieben sind. In ihren Religionen legen sie nirgend eine erhabenere Anschauung zu Tage, denn entweder bequemten sie sich von jeher unbedenklich zum Glauben ihrer Besieger, oder sie blieben Fetischdiener, für welche der einzige Beweggrund, etwas Höheres zu verehren, die Furcht ist. Vielleicht kann es einseitig und ungerecht genannt werden, wenn man das Beispiel der Neger anführt, die in der Mitte oder doch unter dem Einflusse gesitteter Nationen aufwuchsen und immerdar eine gewisse, nicht eben hohe Culturstufe zu übersteigen unfähig erschienen sind. Gibt man auch zu, daß der Freineger in Nordamerika, in den südlichen Republiken der neuen Welt, zumal aber auf den von Europäern beherrschten Inseln Westindiens nicht in der Lage sei, sich vollkommen entwickeln zu können, so bietet doch das schon erwähnte

Beispiel von Haiti eine Menge wenig tröstlicher Thatsachen. Werfen wir zuletzt noch den Blick auf die Missionen der afrikanischen Westküste, so werden auch da die feurigen Hoffnungen auf endliche Civilisation der Neger wenig gerechtfertigt. So weit Geld das gute Werk fördern konnte, ist dort nichts gespart worden und unstreitig haben manche der Missionaire ihren Zweck nicht allein mit Eifer, sondern auch mit großer Verständigkeit verfolgt, allein noch nirgend ist es gelungen, einer zahlreichen Gemeinde Liebe zur Ordnung, zur Sittlichkeit und zum Christenthume so fest einzuprägen, daß man hätte hoffen dürfen, sie würde nach Entziehung aufmerksamer Leitung in die vormalige Roheit nicht zurückfallen. Die Ursache eines so geringen Erfolges muß nothwendig in einer angestammten Ungelehrigkeit gesucht werden, zumal wenn man denselben mit den Resultaten vergleicht, welche das ganz ähnliche Verfahren der Missionaire unter andern Völkern hervorbrachte. Durch die Bemühungen dieser Männer ist mindestens ein Theil der den Negern nahe verwandten Nation der Kaffern von seiner Roheit entwöhnt worden, hat das unbändige Nomadenleben mit festen Ansiedelungen vertauscht und einer Disciplin sich unterworfen, welche keineswegs ein jeder Europäer ruhig ertragen würde.

Bei parteiloser Prüfung erscheinen die Hindernisse, welche bisher der Sittigung der Negervölker entgegenstanden, in Besorgniß erregender Größe, aber es ist darum nicht unmöglich, daß Zwischenfälle, die außer aller menschlichen Berechnung liegen, sie beseitigen oder doch überwindlich machen. Niemand kann entscheiden, ob das eben von Europa aus mit Ernst begonnene Werk nicht bestimmt sei, eine in der höchsten Absicht liegende Umgestaltung und Erhebung der rohen Afrikaner zu begründen, denn ein solches Ereigniß wäre in der Geschichte ebenso wenig ein beispielloses, als andererseits die Abnahme und sogar das vollständige Verschwinden von einstmals großen und gebildeten Völkern. Im Sklavenhandel liegt die Ursache der afrikanischen Verwilderung. Gelingt es, diesen an der Wurzel zu vertilgen, so ist das Schwierigste vollbracht, der Civilisation ein sicherer Weg gebahnt und die schwerste Schuld getilgt, die je ein Menschenstamm, im Verkehre mit dem andern, sich aufgeladen hat.*) 10.

Reise durch England, vom Eremiten von Gauting. Stuttgart, Hallberger. 1841. 8. 15 Ngr.

Reisebeschreibungen sind, wie der Verf. der vorliegenden selbst sagt, nur Dem verständlich, der das Land gesehen hat, und ich glaube, der braucht sie nicht. Was Ref. betrifft, so sieht derselbe nicht ein, warum in dieser „Reise nach England" so viele Notizen aufgezeichnet stehen, die man in jedem mittelmäßigen Handbuche der Geographie findet; der berühmte Reisende nimmt sich häufig gar nicht die Zeit, ins Einzelne einzugehen, er kauft uns nicht selten mit einigen nichtssagenden allgemeinen Bemerkungen ab. Und Unterhaltung, was man gewöhnlich so nennt, wird hier doch auch wol nicht gewährt; denn der Eremit ist gar zu aphoristisch in seinen Mittheilungen. Kaum glauben wir mit ihm in Baden-Baden zu sein, so hat er uns schon in London; kaum kommen wir daselbst zu Athem, so hetzt er uns über Winchester, Salisbury, Bath nach Bristol und so fort über Eisenbahnen und durch Kathedralen und Hospitäler nach Schottland und Irland, und das Alles auf nur 80 Seiten Kleinoctav. Alles, was uns aus diesem Werkchen zugute kommt, sind einige pikante Phrasen, einige treffende Impromptus und einige scharfsinnige Combinationen, welche sich übrigens zu Hause, oder auf einer Fahrt durch Deutschland ebenso gut aussprechen und geltend machen lassen als auf einer Reise durch England. Eine Ansicht von London gibt der Eremit von Gauting in folgenden Versen:

> Häuser, Kirchen, große Massen,
> Kothbedeckte, enge Straßen,
> Gefängnisse, Paläste, Brücken,
> Von der Themse bespült, zu blicken.
> Schön von außen, leer von innen
> Schmeichelt tolles Zeug den Sinnen.
> Gewerbe, Künste, Spielzeug, Karten,
> Karren, Kutschen aller Arten.
> Richter, die Guineen wittern,
> Lords, ein Waschweib macht sie zittern.
> Diebe, die zur Nachtzeit rauben,
> Henker, Schöppen ohne Glauben.
> Dichter, Advocaten, Pfaffen,
> Edle und unedle Affen,
> Männer in der Armuth Kleide,
> Buben, keck in Gold und Seide.
> Weiber, wie in allen Städten,
> Fromme und die niemals beten,
> Manche häßlich, manche schön,
> Spröde und die's gerne sehn.
> Mancher Stutzer ohne Geld,
> Manche Wittwe, der's gefällt,
> Mancher Handel, hast du Kunden;
> Wie gefällt dir's? Das ist London.

Bisweilen wird der Eremit gar scharf, z. B. wenn er sagt, das Wort Lord kommt aus der Zeit, wo die Dänen in England landeten. Die Engländer nannten damals einen reich gestohlnen, müßigen Dänen Lurdäne oder Lordbane, wie man häufig im Norden einen müßigen Menschen Lord nennt, und dieser schimpfliche Spottname wurde endlich der Ehrentitel für eben solche müßige Menschen. In Italien heißt Barone ein Edelmann und ein Lump. In Köln nannte man die Lumpen Domgrafen, wie die in der Domkirche präbendirten Grafen. Das Wort Tory, sagt unser Reisender, welches die Irländer Toree schreiben, ist unter den Banditen in Irland noch gebräuchlich und heißt „Gib mir". An einer andern Stelle spricht der Eremit so: „Sagt man den Engländern, sie seien freie Engländer, so erwidern sie: Kann ein Volk frei genannt werden, wo Einer Alles und Alle nichts haben?" Die Religiosität der Engländer betreffend, heißt es einmal: „Es gibt in England viel Religionsschwindel, und obwol jede Secte die Liebe zum Nächsten vorschreibt, so verfolgen sich doch alle. Unterdessen spielen die Pfaffen in der Kirche, wie die Komödianten auf dem Theater. Ein englischer Bischof, der sehr erbaulich gepredigt hatte, setzte auf einer Fuchsjagd wie die übrigen über Hecken und Zäune. Man machte ihm die Bemerkung, wie keine Schrift beurkunde, daß der heilige Petrus auf einer Fuchsjagd gewesen sei, worauf er lachend antwortete, Petrus habe auch keine 10,000 Pf. St. Einkünfte gehabt." Über die Industrie in Deutschland spricht der Eremit nicht ohne Bitterkeit, wenn er sagt: „Was wir in Deutschland selbst machen könnten, kaufen wir lieber von den Engländern, weil wir zu viel Geld haben und unsere Regierungen sich mit ihrem Gehalte begnügen, ohne die Industrie des Volks zu wecken. Der kluge Volksgeist in Sachsen hat damit angefangen und Preußen ist auf dem Wege zu folgen, nachdem der König von

---

*) Nächstens besprechen wir ausführlicher Thomas Fowell Burton's Werk über den afrikanischen Sklavenhandel und die Niger-Expedition. D. Red.

Ägypten, Mohammed Ali, uns Allen mit seinen großen Fabrikanlagen vorangegangen ist."

Wir erwähnen noch, daß in diesem Büchelchen, worin alles so aphoristisch mitgetheilt und bunt durcheinander geworfen ist, auch Sprachproben des gälischen, skandinavischen und irländischen Dialekts mitgetheilt werden. Schließlich sprechen wir es anerkennend aus, daß in dem ganzen Tone dieser kleinen Schrift sich ein jugendliches Feuer und die männlichste Entschiedenheit kund gibt. 11.

Bibliographie.

Arago, D. F., Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. 5ter Theil. Aus dem Französischen übersetzt von C. F. Grieb. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1841. 26¼ Ngr.

Staatswirthschaftliche Blätter. Herausgegeben von L. W. Klemm. 1ster Band. 1stes Heft. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 10 Ngr.

Bonafont, P., Bunte Erzählungen für Leser aller Stände. 1stes Bändchen. Gr. 16. Elberfeld, Schmachtenberg. 15 Ngr.

Die besten Pommerschen Chroniken herausgegeben von F. L. Baron v. Medem. I. Kanzow. — Mit d. T.: Thomas Kanzow's Chronik von Pommern in hochdeutscher Sprache. Aus der Handschrift des Verfassers herausgegeben von F. L. Baron v. Medem. 8. Anclam, Dietze. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dellarosa, L., Der Gottesgerichtskampf um Mitternacht, oder: Der wandelnde Geist in den Ruinen von Greifenstein. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus den Zeiten Kaiser Rudolphs von Habsburg. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Singer u. Goering. 26¼ Ngr.

Dolz, J. C., Die Rathsfreischule in Leipzig während der ersten funfzig Jahre ihres Bestehens. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 1841. 20 Ngr.

Duller, E., Die Geschichte des deutschen Volkes. Mit 100 Holzschnitten. 2te Auflage. 2 Bände. Gr. 16. Leipzig, G. Wigand. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eitner, K., Die Abenteuer in der Weihnachtskrippe. Ein Mährchen. 16. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 5 Ngr.

Für den Bischof Dr. Dräseke. Eine protestantische Beleuchtung des Erheblichsten in G. v. C.'s neuester Schrift. Gr. 8. Leipzig, Thomas. 10 Ngr.

Harthausen, A. Freih. v., Ueber den Ursprung und die Grundlagen der Verfassung in den ehemals slavischen Ländern Deutschlands im Allgemeinen und des Herzogthums Pommern im Besonderen. Eine Einladungsschrift zur Erörterung und literarischen Besprechung. Gr. 8. Berlin, Krause. 17½ Ngr.

Jahn, O., Pentheus und die Mainaden. Eine archäologische Abhandlung. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 4. Kiel, Schwers. 1841. 20 Ngr.

Ibels, W., Skizzen aus der Lebens-Wirklichkeit, Novellen und Lieder. Gr. 12. Aachen. 1841. 12½ Ngr.

Kaulfuss, R. S., Die Slawen in den ältesten Zeiten bis Samo (623). Eine linguistisch-geographisch-historische Untersuchung nebst einem Anhange: Gedrängte Uebersicht der heutigen Slawen. Gr. 8. Berlin, Schroeder. 15 Ngr.

Klosterspiegel in Sprichwörtern, Spitzreden, Anekdoten und Kanzelstücken. 8. Bern, Jenni Sohn. 1841. 15 Ngr.

Kurz, H., Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der frühern Lesarten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Kommentar. 3te Abtheilung: Kommentar. Schmal gr. 4. Zürich, Meyer u. Zeller. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Lavater's, J. K., ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Orelli. 1ster Theil. 16. Zürich, Schultheß. 1841. 17½ Ngr.

Lenau, N., Gedichte. 1ster Band. 5te Auflage. — 2ter Band. 3te Auflage. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1841. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leon, F., Dr. Karl von Rotteck's Ehren-Tempel. Eine Skizze seiner Verdienste als Gelehrter und Volksvertreter, nebst Abbildungen und Beschreibung der Ehrengeschenke, Pokale, Becher, Bürgerkrone und Aufbewahrungskasten, einer perspektivischen Ansicht des Schönihofes, der Abbildung des Adelswappens und der geprägten Gedächtnißmedaille, in Stahlstich, mit eingekommenen Adressen, einigen Fest-, Gelegenheits- und Landtagsreden, Gedichten, Toaste. Mit 16 Stahlstichen. 8. Freiburg, Waizenegger. 1841. 1 Thlr.

Loch, V., Das Dogma der griechischen Kirche vom Purgatorium. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr.

Loose, H., Maienglocken. 1stes Bändchen. 8. Stuttgart. 1841. 22½ Ngr.

Mühler, H. v., Gedichte. 8. Berlin, Voß. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nebenius, C. F., Die katholischen Zustände in Baden, mit steter Rücksicht auf die im Jahre 1841 zu Regensburg erschienene Schrift unter gleichem Titel. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 22½ Ngr.

Neumann, K. G., Gedichte. 8. Aachen, Roschütz. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Nibelungen Noth illustrirt mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther. Die Bearbeitung des Textes von G. Pfizer. 1ste Lieferung. Hoch gr. 4. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 17½ Ngr.

Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. 4ter Band. Lex.-8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1841. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Pfeiffer, F., Goethe und Klopstock. Beilagen: Briefwechsel zwischen Goethe und Klopstock. Aus dem Schreiben eines noch lebenden persönlichen Freundes Klopstock's an den Herausgeber. Briefe aus Ottensen. Stimmen über Goethe und Klopstock aus der ersten Zeit ihres Ruhms. Klopstock's Orthographie. Klopstock's Schreiben an den Minister Roland. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr.

Röhr, J. F., Daß viele christliche Staaten unserer Zeit an ihrem eignen Verderben arbeiten. Eine Predigt bei Eröffnung des Landtages im Großherzogthume Sachsen-Weimar am 24. Sonntage nach dem Trinitatis-Feste in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar gehalten. Gr. 8. Jena, Frommann. 1841. 3¾ Ngr.

v. Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne H. v. Rotteck. 3ter Band. Landständische Vorträge über Verfassungs-Angelegenheiten, überhaupt über höhere oder allgemeinere, geistige und politische Interessen. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

Saß (A. Soltwedel), F., Meine Stellung in Lübeck. Gr. 8. Hamburg, Berendsohn. 5 Ngr.

Satori (Neumann), J., Xenia, Tochter des Großfürsten Boris Gudunow von Rußland. Ein historischer Roman. 8. Danzig, Gerhard. 1 Thlr. 20 Ngr.

Über die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf dem Königl. Schloßtheater im neuen Palais bei Sanssouci. Drei Abhandlungen von A. Böckh, E. H. Toelken, Fr. Förster. Gr. 12. Berlin, Schroeder. 15 Ngr.

Eine Vertheidigung katholischer Grundsätze des Fürsten August Demetrius von Gallizin in einem Briefe an einen protestantischen Prediger in Amerika. Aus dem Englischen. 8. Berlin, Burmeister. 20 Ngr.

Zeitschrift für vergleichende Erdkunde. Zur Förderung und Verbreitung dieser Wissenschaft für die Gelehrten und Gebildeten herausgegeben von J. G. Lüdde. 1ster Jahrg. 2 Bände. 12 Hefte. Gr. 8. 1stes Heft. Magdeburg, Baensch. 8 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1842.

Schriften über Venedig.

1. Meine Gondel und mein Sediol bei dem Kaiserzuge Ferdinand's I. im Jahre 1838. Venetianische Veduten und Vissuten von Lotichios. Hanau, König. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Sospiri. Blätter aus Venedig. Von F. Gustav Kühne. Braunschweig, Westermann. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zwei Schriften über Venedig, fast zu gleicher Zeit versendet, begegnen sich von Hanau und Leipzig aus auf meinem Tische. Flüchtig angesehen, haben beide, was die Einkleidung ihres Inhalts angeht, einige Verwandtschaft miteinander: beide sprechen sich in einer chronologischen Reihe von Betrachtungen — erstere in Briefen, die andere in Monologen aus. Desto verschiedener sind beide, bei näherer Bekanntschaft, nach ihrem Inhalt und in ihrem Styl. Lotichios erzählt die Festlichkeiten, die 1838, beim Besuche Kaiser Ferdinand's, in Venedig stattgefunden. Stadt und Meer gelten ihm für das aufgeschmückte Theater dieser Feste. Seine Darstellung ist für ein neubegieriges, Unterhaltung suchendes Publicum lebhaft und umständlich. Kühne theilt seine Forschungen und Empfindungen über venetianische Kunst mit. Venedig selbst gibt die verfallenden Wände für die herrlichen Kunstgegenstände her. Die Darstellung ist für ein gebildetes Publicum geistvoll und anregend.

Kühne hat einen deutschen Namen, im Doppelsinne dieses Wortes. Seine „Kloster-Novellen", seine „Rebellen in Irland" sind noch in lebendigem Andenken. Seine literarischen Kritiken und Charakteristiken lassen uns die alte geist- und liebevolle Behandlung erwarten, die hier auf Kunstgegenstände ausgeht. Lotichios, mit dem griechischen Ausklang eines deutschen Namens, ist den Lesern zum Theil wol noch unbekannt. Einige erinnern sich vielleicht seiner Reisemittheilungen im „Morgenblatt". Seine frühern Correspondenzen aus Italien in der „Allgemeinen Zeitung" konnten ihm keinen Namen machen, da sie keinen trugen. Mit der vorliegenden Schrift bahnt er seinen literarischen Ruf an. Man spricht von poetischen und andern Werken, mit denen seine Muse guter Hoffnung sei. Und gewiß fehlt es einem Manne, der längere Zeit in Italien, im Kreise Napoleonidischer Familien gelebt und hübsche Reisen durch Frankreich, die Schweiz, Italien und Griechenland gemacht hat, nicht an interessanten Mittheilungen, wie man sie jetzt liebt; wenn wir auch aus seinen Erlebnissen nicht errathen können, was er in poetischer Production zu leisten vermag.

Daß der Verf. sich Lotichios nennt, ist eine Laune. Lottich klingt nicht so voll, aber darum nicht unangenehmer. Dieser Name weist nach den waldigen Ufern der Kinzig, in das enge, baumreiche Thal von Schlüchtern. Hier war zur Zeit der Reformation ein Lottich Abt des Klosters, und sein Neffe, nach der Liebhaberei damaliger Zeit an lateinischen Namensendungen, Lotichius geheißen und secundus zubenannt, ist durch seine Lebensabenteuer und seine lateinischen Gedichte noch bekannter als der Oheim. Unser Lottich ist, glaube ich, ein Abkömmling jener Familie. In Schlüchtern geboren und auf dem dasigen Gymnasium von damals vorgebildet, ging er später nach Lausanne und bereitete sich vor, als Lehrer oder Gesellschafter in gräflichen und fürstlichen Häusern die Welt kennen zu lernen. Von dieser Laufbahn und einem längern Aufenthalt in Italien kehrte er vor etlichen Jahren wieder nach seinem heimatlichen Schlüchtern zurück, in dessen Nähe er sich bäuerlich ankaufte und ansässig machte. Von hieraus besuchte er im Herbste 1838 noch einmal Oberitalien und nahm bei dieser Gelegenheit die venetianischen Feste mit, die er in vorliegendem Buche beschreibt. Man muß das wissen, ehe man seine Beschreibungen liest. Styl und Anschauungsweise erinnern nämlich nicht unbedingt an des Verf. frühere Stellung in Italien, sondern manchmal auch ein wenig an seinen spätern Verkehr in seinem lieben Schlüchtern und Herolz. Das Buch berührt Vieles, was die ausgebreitete Bekanntschaft interessirt, die der Vielgewanderte besitzt; manchmal aber glaubt man auch den Erzähler auf der hölzernen Bank sitzen zu sehen, auf der er sich in seiner lieben Unabhängigkeit zu Denen herabläßt, die mit ihm das bergige Ackerfeld bestellt oder die heimlichen Waldwiesen gemäht haben.

Für diesen Kreis ist der erste Brief vom 5. Oct. umständlich genug, und der Wirth in Conegliano mit seinem wiederholten „sag' ich" und „sag' ich" ganz ergötzlich. Dagegen erhebt sich der Verf. für poetisch- und

historisch-gebildete Leser im zweiten Briefe beim Anblicke Venedigs:

Da sah ich sie wieder, die man nie ohne Emotion und Begeisterung wiedersehen kann, die wunderbare, wundervolle Stadt Venezia, einst am Scheine der Feuersbrünste der Völkerwanderung aus dem dunkeln, geheimnißvollen Meere gestiegen, gebildet von dem mächtigen Vulkane jener Zeiten, wo das prachtvollste Reich untergehen mußte; vom letzten Hauche, vom letzten Ach dieses Reiches belebt, stieg sie empor, und wie unheimlich das Brüllen ihres geflügelten Leuen, des Leuen in des Meeres Wüste, tönen mochte, gleichsam wie aus schauervoller Höhle, überboten ward es von den Reizen der Zauberin, die da des Morgenlandes letzte schöne Gabe mit der ersten des Abendlandes zusammen dichtete und mit dem Staube der Blume der alten Zeit die Pflanze der neuen zur Blüte befruchtete! Da lag sie wieder vor mir, diese unbeschreibliche Stadt im rosigen Gefilde der Morgenröthe! Im rosigen Gefilde der Morgenröthe gingen die Heiligen, gingen und schwebten die Engel ihrer Kuppeln und Thürme! . . . Wie ein Zauberschiff lag sie da, von des Meeres leisesten Wellen gewiegt, und drinnen schlief der Kaiser, ausruhend vom Frohlocken seines Volkes, das ihn einen Titus nennt und ihn wie einen Sieger bewillkommt hatte.

Die auffallende Ungleichheit des Styls, die wir in seinem Buche finden, scheint dem Verf. selbst zu gefallen, ja von ihm beabsichtigt zu sein. Wenigstens sagt er im Briefe vom 7. Oct., nach der ein wenig feierlichen Beschreibung der Messe, die der Kaiser in der Marcuskirche gehört hat (S. 46): „In diesem Tone werde ich natürlich nicht fortfahren.“ Entweder glaubt nun unser Autor, die abwechselnden Bilder, die er mittheilt, erfoderten einen so abwechselnden Ton, oder der Geschmack des Verf. hat sich aus dessen verschiedenen und höchst ungleichen Lebensstellungen noch nicht vollständig gesetzt, durchdrungen und abgeklärt. Und so ist denn unser lieber Lotichios noch nicht recht zur schönen Einheit eines Styls gekommen, der sich allerdings erheben und senken darf, wie es der höhere oder niedere Gegenstand erfodert, ohne daß er darum bald feierlich, bald spaßhaft, bald chronikenartig, bald bibelmäßig zu werden braucht. Es sind eigentlich Genrebilder, die der Verf. gibt, die an sich sehr interessant sind, aber durch die Darstellung noch viel gewonnen hätten, wenn sie mehr zusammengedrängt, übersichtlicher gruppirt und hier und da von geistreichen Streiflichtern erhellt und schattirt worden wären.

Sehen wir über diese Ungleichheiten der Darstellung hinaus, so gibt der Verf., der Venedig nicht zum ersten Mal besuchte, viel anziehende Mittheilungen über diese merkwürdige Stadt, spannende und unterhaltende Details über die verschiedenen Feste, wie über die Zustände und Stimmung der Bevölkerung, und erhebt sich an mancher Stelle zu wahrhaft poetischen Blicken.

Die Feste eröffnen sich mit der Regatta, der Wettfahrt der Schiffer auf dem Canal grande. Es folgen Lanner'sche Musiken, öffentliche Glückspiele, Feuerwerke und dergl. und führen uns zu den Hauptfeierlichkeiten nach Malomocco und Chioggia.

Eine Fahrt auf der classischen Lagune in Gesellschaft liebenswürdiger, heiterer Freunde, mitten in einer Flotte von größern und kleinern Fahrzeugen, denen der Kaiser auf seinen Schiffen folgte; das Schauspiel der Feierlichkeit, bei welcher von Sr. Majestät der Grundstein zu einem Werke gelegt wurde, durch welches Venedig wieder emporkommen soll; das Schauspiel der frohlockenden Huldigung des merkwürdigsten Fischervolkes; das Abenteuer eines Sturms auf historisch so berühmten Wellen mitten im Festgedränge; Manches, so sich nicht zur Erzählung hergeben läßt, deshalb aber um gar nichts weniger liebenswürdige und liebenswerthe Erinnerungen abgibt; die Fahrt aus Sturm und Nacht heraus in die magische Beleuchtung der Laguneneilande und des Marcusplatzes: das ist der kurze Inhalt unserer Geschichte dieses Tages.

Es ist wahr, die Beschreibung dieses Ausflugs mit den Ausblicken auf das Meer und die Häuserreihe zwischen Meer und Lagunen, die festliche Grundsteinlegung zu dem schützenden Marmordamm, der zwei Miglien weit ins Meer hinausreichen soll; die Fahrt an Palestrina und den Murazzi hin; das Leben und Treiben des fröhlichen Volks bis zur Rückkehr nach Venedig, und diese Rückkehr mit lust- und weintrunkenen Schiffern im wilden, wachsenden Sturm hat, der Breite der Erzählung ungeachtet, eine dramatische Lebhaftigkeit in der Entwickelung und Wirkung auf den Leser.

Das Meer stürmte mit unbändiger Wuth — erzählt Lotichios — und wüthend brauste der Wind ihm entgegen, die Wellen bäumten sich, ihr Schaum und viele Schauer flogen über uns her, der Wind pfiff, der Kiel zischte, das Meer und die Lagune brausten und stäubten, es regnete, es donnerte, es blitzte, es war Nacht, es war Sturm! Im Sturm, in der Nacht flogen die unzähligen Segel des Festes; ihrer Fahrzeuge Guirlanden flatterten zerrissen in den Lüften und ihrer Fortunen Trompeten bliesen Angst und Noth! Man hörte das Lied der Wehklage und die Schiffer redeten die Sprache des Sturmes: All' orza! all' orza! und ein Angstgeschrei folgte stets auf diesen Ruf; und mitunter wurde der Stand der Segel gewechselt, wobei sich die Barke jäh bis an den Rand auf die andere Seite legte, und ein Angstgeschrei begleitete stets diese grausenhafte Operation!

Lotichios liebt solche Gemälde und sie gelingen ihm auch sehr. So ist das Bild des venetianischen Morgenlebens auf den Kanälen, auf den Plätzen und Märkten sehr anschaulich und anziehend. Dann und wann erhebt er sich zu poetischen Blicken, z. B. bei „Venezias Traum“ (S. 61). Ein trauliches Stillleben, selbst für den Pinsel eines Malers, bietet die Landung am Judenkirchhof.

Dieser Todtenhof zwischen der Lagune und dem Meere, welche Einsamkeit! Wie wüst-schauerlich ruhen da die Todten! Halbgrüner Rasen, unterbrochen von Leichensteinen, zieht über sie hin, zuweilen mit wilden Blumen sich schmückend. Wann im Sturm die Wellen des Meeres über die Gräber fahren, liegen die Blumen geknickt und begraben im Sande des Meeres, und der Sand des Meeres bildet Hügel über den Leichensteinen. Wie die Todten da an der Wüste des Meeres ruhen!

Eingeschaltet in die Erzählung der Festlichkeiten kommt manches über Venedig Belehrende vor. Weniger bedeutend sind die eingeschalteten Betrachtungen über Kunstgegenstände, z. B. über die Marcuskirche. Hierin, wie in Allem, was aus geistreicher Combination, aus großem historischen Überblicke hervorgeht, müssen wir Kühne's Schrift vorziehen, die sich ebenso einfach und bedeutsam ankündigt, als der Titel des andern Buches überladen und seltsam aussieht. Beide Schriften werden wahrscheinlich ganz verschiedene Kreise von Lesern aufsuchen. Wenn man aber beide vornimmt, so muß man erst Lottich's Buch lesen, das uns mit eifriger Fröhlichkeit in

den bunten Kram vorübergegangener Tage einführt. In Kühne's Schrift nimmt aber der tiefe Ernst eines einsamen Beschauers unsern Geist für höhere, bleibende Interessen ein und erhebt unsere Seele.

(Der Beschluß folgt.)

Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes. Von Moritz Carriere. Erstes Heft. Achim von Arnim und die Romantik. Die Günderode. Grünberg, Levysohn. 1841. 8. 7½ Ngr.

Hr. Moritz Carriere gehört zu der großen Schar jüngerer Schriftsteller, die freilich nicht ohne Geist und nicht ohne eine gewisse literarische Bildung sind, die aber diese guten Eigenschaften durch Prätension in ihrem Auftreten sehr in Schatten stellen. Die Gegenstände, die sie behandeln, werden immer mit solcher Emphase und Entschiedenheit abgehandelt, jeder erträgliche Gedanke wird mit solcher Wichtigkeit und Selbstgefälligkeit vorgetragen, als wenn uns ein neues Evangelium verkündet werden sollte. Dabei drängt sich die eigene Persönlichkeit immer mit einem so auf die Spitze getriebenen Selbstgefühle hervor, daß jeder angenehme Eindruck, den hier und da eine treffende Bemerkung, ein gutes Bild oder ein sonstiger Geistesblitz hervorbringen würde, wenn dergleichen in den Schranken seiner Berechtigung bliebe, nothwendig erstickt werden muß. Es ist gewiß ein Irrthum, wenn man auf solche prahlerische Weise dem Publicum zu imponiren glaubt. Ein solches Auftreten ist jetzt schon zu abgenutzt, als daß es die gehofften Wirkungen hervorbringen könnte. Eher möchte jetzt gerade umgekehrt das Publicum durch Anspruchlosigkeit und angemessene Gegenständlichkeit überrascht und in Erstaunen gesetzt werden.

Der Verf. gibt uns hier in einem kleinen Hefte zwei Recensionen oder besser Besprechungen, die er „Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes" nennt. Sie betreffen die Werke von Achim von Arnim und das letzte Werk Bettina's „Die Günderode". In der etwas pretiösen Widmung an Varnhagen von Ense vergleicht er diese beiden kleinen Aufsätze mit einer „Kugel, die in das eigene Blut getaucht wären und die einem alten Schützenglauben zufolge daher nothwendig treffen müßten". Namentlich die erste Recension enthält jedoch manches Wahre und Treffende und gibt den Beweis, daß Hr. Carriere allerdings etwas leisten könnte, wenn er nur nicht gleich ungeduldig die Wirkungen jedes flüchtigen Gedankens sehen und seine Früchte im Applaus der Lesewelt ernten wollte, bevor sie reif wären. Achim von Arnim ist im Ganzen glücklich, wenn auch, wie zu erwarten, etwas vage und apologetisch charakterisirt. Manche wahre Bemerkung über einzelne Werke Achim von Arnim's; eine gründliche Entwickelung darf man natürlich nicht erwarten. Das Beste ist die Einleitung, die eine kurze Würdigung unserer sogenannten romantischen Schule als Replik gegen das einseitige Manifest der „Deutschen Jahrbücher" gibt: „Die Romantik behauptete zunächst den Selbstzweck und die Göttlichkeit der Kunst, die man zum Mittel für Endliches, zur Unterhaltung und Belehrung herabsetzen wollte. Sie weckte den Sinn für die mannichfaltigen Offenbarungen, in denen das Schöne zu verschiedenen Zeiten seine Herrlichkeit verkündet, sie wies der Verstandesplattheit der sogenannten Gebildeten zum Trotz auf die frischen Klänge des Volksgesanges, auf die herzinnige Heimlichkeit der Märchenwelt, auf das heitere Spiel der Phantasie bei den Italienern, auf die mystische Glut bei den Spaniern, auf die Innerlichkeit und Kraft bei den mittelalterlichen Dichtern des Vaterlandes, auf Shakspeare und Cervantes neben Goethe hin. Sie vertiefte sich dem Rationalismus gegenüber in die Mysterien des Christenthums und der Natur, in die Glaubenswunder früherer Tage, in das großartig kirchliche Leben, das alles Dasein weihen sollte, sie sprach es aus, daß nicht die Historie als solche, sondern der Geist die beherrschende Macht der Religion ist, und daß sie nicht den Gott von Holz und Stein verehrte, aber im Symbol das Ewige genoß und in der Einheit mit Gott seine Stimme unmittelbar vernahm. Aus dem Polizeistaate, der mit seiner nivellirenden Ausländerei das Volksthümliche zu unterdrücken suchte und Kleinmuth, Actenstaub und Kamaschendienst producirte, flüchtete sie in die Geschichte des Mittelalters und sah in seinem Ritter- und Bürgerthume, in seiner zusammenhaltenden Einheit bei der reichen Gliederung, in der Treue seines freien Gehorsams die Elemente und die Bilder eines öffentlichen Lebens, in dem auch wir eine schönere Zukunft finden sollen, freilich nicht durch Bewahren von Todten, sondern durch Erzeugung allgemeiner Freiheit. Aus dem Kreis des trockenen (flachen dogmatischen) Moralisirens endlich und der conventionnellen Steifheit erhob sich die Subjectivität und wollte nicht im Kampf der Triebe mit dem Gesetz, noch im altväterlichen Herkommen sich um den Genuß des Daseins und die Freude der Bewegung betrügen lassen, sondern in ungebundener Sitte die Reize der Welt aufnehmen und gestalten nach Herzenslust, daß das Leben, von der Poesie umglänzt, im heitern Spiel selbstbewußter Genialität zum Kunstwerk sich erschaffe."

Es wird dann kurz und ebenso treffend angegeben, wie diese romantische Richtung in ihrer ironischen, allen Lebensernst, alle frische Thatkraft und Sittlichkeit aufhebenden Übertreibung sich selbst zerstörte. „Weil ihr alle Handlung, alles Dasein nur endlich und widersprechend erscheint, so flieht sie einerseits die Berührung mit der Wirklichkeit, um die leere Reinheit des Herzens zu bewahren, die innere Harmonie nicht aufzugeben (die doch erst aus der Wechselwirkung und Durchdringung mit der Außenwelt hervorgehen kann), und unvermögend, ihr Denken in Sein zu verwandeln, verglimmt sie als krankhafte Schönseligkeit in sich und schwindet als ein gestaltloser Dunst, der sich in die Luft auflöst (Hegel); andererseits treibt sie mit der Welt das tollste und frivolste Spiel ihrer Launen, indem sie mit pikantem Muthwillen den Cultus der Frechheit und Genußsucht predigt und die hergebrachte (warum nicht auch wirkliche, wahre?) Pflicht, Sittsamkeit und Scham für das Rabengekrächz ausgibt, das der königliche Aar verachtet und der ruhig stolze Schwan nicht wahrnimmt." — — „Die Komik Tieck's erhob sich zwar über das gewöhnliche Verspotten einzelner Schwächen und Tendenzen zu einer gewissen Allgemeinheit, blieb aber doch zu literar-historisch und es fehlte ihr die feste Grundlage des ernsten Bewußtseins; seine Poesie reizt uns zu einem geistvollen Lächeln, zu einer kalten Bewunderung der feinen Verständigkeit, aber das Menschengeschickbezwingende, das Urbehagliche des Genius habe ich wenigstens bei ihm nie gefunden." Auch in diesem Urtheile über Tieck wird wol so ziemlich Jedermann mit ihm übereinstimmen. Tieck's Dichtungen haben gewissermaßen sämmtlich eine kritische oder eine polemische Tendenz. Man sieht daraus, welche Muster er für schön hält, und was er verwirft, und in dieser Beziehung sind sie bildend und wichtig. Es sind Nachdichtungen, zu denen er durch seine literarisch-ästhetischen Forschungen veranlaßt wurde. Um uns die Schönheiten früherer Poesie auseinanderzurollen, hätte er lieber kritische Abhandlungen schreiben sollen, zu denen er vortrefflich befähigt war, statt sie in Übertreibungen noch überbieten zu wollen.

Mit Recht erklärt der Verf. sodann Achim von Arnim für das bedeutendste poetische Talent unter jenen Männern, die man wol mit Unrecht alle zusammen unter die Rubrik der sogenannten romantischen Schule bringt. Arnim gehörte wenigstens keiner Schule an; sein Talent war ein ursprüngliches, was sich aus eigener Inspiration Bahn brach. In einer Zeit, die so wenig würdigen poetischen Stoff in Gesinnung und Handlung darbot, mußte seine Poesie freilich auch häufig in extravagante Phantasien oder ironische Spielerei ausarten, aber der heilige Lebensquell echter reiner Poesie rauscht doch immer hörbar durch alle seine Schöpfungen und zuweilen schwellt er zu

einem mächtigen Strome an, der auf seinen Fluten bedeutende und ewige Gestalten dahinträgt. Neben Arnim hätte übrigens Brentano wol Erwähnung verdient. Wenn wir auch nicht seiner „Geschichte vom braven Kasper und der schönen Nannerl“ jenes übertriebene Lob eines vollendeten reinen Kunstwerks beilegen können (die Verführung der Jungfrau durch ein ihr ins Getränk geschüttetes stimulirendes Medicament ist doch gar zu widerlich-prosaisch, gar zu mechanisch-empörend und kann sich dem Unschönsten aus den Werken eines Sue oder Balzac an die Seite stellen), so zeigt sie doch von mächtigen Gaben, und das ganz vergessene Lustspiel „Ponce de Leon“ ist voll der zartesten Empfindungen und frischer Gestalten.

Der zweite Aufsatz: „Die Günderode“, ist weit schwächer als der erste. Man merkt freilich, daß der Verf. die wunderbare Erscheinung Bettina's in ihrer ganzen Bedeutung anzuerkennen sich bestrebt; allein es ist ihm nicht gelungen auch nur eine entfernte Schilderung derselben zu geben. Es ist das auch nicht leicht; aber wenn man nicht genügend über das Herrliche und Göttliche zu sprechen weiß, so soll man lieber schweigen. Nicht durch vorlautes Anpreisen und Ausposaunen feiert man den Genius, sondern durch stille Verehrung. Hr. Carriere hätte jedenfalls noch einige Jahre warten und sich an der heiligen Flamme mehr durchwärmen sollen, ehe er sich berufen halten konnte jenes mit Engelzungen geschriebene Buch zu besprechen. Wir erfahren zuletzt aus jener Recension weiter nichts, als daß Hr. Carriere auf seine Weise eine gewisse Verehrung für das liebevollste tiefste Gemüth, für die verklärteste Weltansicht hat, die jetzt in der Hülle Bettina unter uns lebt. Und diese Notiz kann uns Allen ziemlich gleichgültig sein. Um den Eindruck zu schildern, den das Buch auf ihn gemacht, gibt er seiner lahmen Begeisterung die Sporen und bemüht sich in ähnlichem Style, wie Bettina, seinen Jubel auszudrücken. Das heißt aber Wasser zum Wein gießen. Und wenn er sich dann in einigen begeisterten Redensarten abgehetzt hat, schlägt ihm mit einem Male der Schulfuchs wieder in den Nacken, denn die Hegel'schen Schulausdrücke vergißt er nicht, auch in der höchsten Extase. Nachdem er einige Stellen aus Bettina's Werk herausgerissen, die freilich von tiefster Bedeutung sind, aber doch um nichts mehr als jedes andere Wort, was darin steht, fährt er selbst fort: „So finden wir das geniale Subject in Bettina.“ O, Hr. Carriere, das war kein genialer Ausdruck. Jetzt wissen wir also, was wir in Bettina zu bewundern haben, Jedermann kann es jetzt auswendig lernen; hier steht es schwarz auf weiß: „Bettina ist das geniale Subject.“ Wer das geniale Subject aber nicht ist, das weiß ich auch. 12.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Der „Advertiser“ von Jersey City erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall: Im Monat Juli wurde das Haus eines Einwohners von Bergen — George Newkirk — gegen Mittag von einem Blitzstrahle getroffen und vom Giebel bis zum Grunde mehr oder weniger beschädigt. Der Blitz theilte sich in drei Strahlen und fuhr in verschiedenen Richtungen durch das Haus in den Boden. Auf einer Stelle wurde dadurch der Schornstein von der Wand um 6 Zoll abgerückt und der Strahl schlug dann quer durch das Zimmer in einen Spiegel, den er in tausend Stückchen zerschmetterte. Er zerbrach zugleich große Steine über 1 Fuß dick auf seinem Wege und an vielen Stellen war das Haus versengt, als ob Pulver darin aufgeblitzt wäre. Die Frau des Newkirk, die etwa 3 Fuß vor dem Fenster stand, in welches der Blitz hineinfuhr, erhielt anscheinend den ganzen Schlag, denn deutliche Spuren davon fanden sich von der linken Schläfe bis zu den äußersten Spitzen der Zehen. Ihr Mann, der in demselben Zimmer auf dem Bette lag, wurde zwar ebenfalls betäubt, bekam jedoch keine bedeutende Verletzung und kehrte bald wieder zur Besinnung zurück. Man glaubte anfangs, die Frau sei todt, denn in den ersten 20 Minuten gab sie durchaus kein Lebenszeichen von sich. Als man sie aber mit Wasser besprengte, erholte sie sich zusehends und ihr Körper gerieth in einen heftigen Schweiß. Nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, blieb noch die ganze linke Seite, die der Schlag getroffen hatte, mehre Stunden taub und gefühllos, während sie auf der rechten Seite an heftigen Zuckungen litt. Sie wußte durchaus nicht, wie sie zu der Beschädigung gekommen war, und fragte die Umstehenden, als sie die vielen Brandflecken an ihrem Körper bemerkte, warum der Arzt ihr Zugpflaster aufgelegt hätte. Sie bemerkte zugleich, daß ihre Krankheit sehr plötzlich gekommen sein müsse, weil sie gar nichts davon verspürt habe, bis die Doctoren allerlei Versuche mit ihr angestellt hätten. Sie ist zwar noch am Leben, aber sie liegt hoffnungslos darnieder, da ihr Zustand ohne Zweifel dadurch bedeutend verschlimmert worden ist, daß sie bald darauf, zwei Monate zu früh, von einem todten Kinde entbunden wurde, welches wahrscheinlich durch den Blitzschlag sein Leben verlor.

Wie schnell man jetzt in einigen Theilen der Vereinigten Staaten reisen kann, ergibt sich aus einem Berichte im „Cleveland Herald“, einer Ohiozeitung. Ein Herr reiste am 7. Juli um 5 Uhr Abends von dort ab und traf am 10. um 11 Uhr Vormittags zu Neuhaven in Connecticut ein. Er legte also eine Strecke von 800 englischen Meilen in 66 Stunden zurück, wiewol er fast 4 Stunden während dieser Zeit still lag. Die Reise von Cleveland nach Buffalo machte er in $15\frac{1}{2}$ Stunde, von da nach Rochester in 9 Stunden, von da weiter nach Syracuse in 10 Stunden und von da nach Albany in 12 Stunden, hierauf nach Neuyork in 11 Stunden und von da nach Neuhaven in Neuengland in 5 Stunden, zusammen $62\frac{1}{2}$ Stunde.

Die Richter in den Staaten von Neuengland, bemerkt ein bostoner Journal, haben meist ein sehr hohes Alter erreicht und gewöhnlich ihre Ämter sehr lange versehen. Sewell, der erste Districtsrichter im Staate Maine, nahm seine Entlassung erst, nachdem er ein Alter von 83 Jahren erreicht hatte. Die Richter Paine in Vermont und Davis in Massachusetts haben ihr Amt über 40 Jahre bekleidet und sind beide gegenwärtig über 80 Jahre alt. Seit Gründung der Bundesverfassung hat es nur zwei Districtsrichter im Staate Massachusetts gegeben, Lowell und Davis, und nur drei im Staate Maine, Sewell, Parris und Ware, auch nur zwei Gerichtsschreiber, Sewell und Mussig, die beide sich noch am Leben befinden. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 10. — 10. Januar 1842.

Schriften über Venedig.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Wie ganz anders sieht nicht schon Kühne die Feste an, die Lotich beschreibt!

Es ist überjährig — sagt er S. 83 —, da hat man die todtkranke Lagunenstadt jubeln lassen. Feste wurden gefeiert, Regatten veranstaltet, die mürben Paläste hingen schöne Teppiche zu ihren zerbröckelten Altanen hinaus, bunte Fähnlein trugen die grauen Kuppeln auf ihren müden Häuptern. Kaiser Ferdinand, der Erbe Habsburgs, der Besitzer gesammelter Königreiche, zog ein und sah, daß Alles gut war und heiter. Man hatte ihm in Mailand eine Krönung bereitet. Die üppige Lombardenstadt ist eine saftige, unverwüstliche, breitschultrige Schönheit; sie braucht um den fetten Hals nur ihr Sonntagsgeschmeide zu thun und ein Fürst, der einzieht, kann glauben, sie sei eine Braut, die ihn empfinge. Aber Venedig, die alte Dame mit den Runzeln des Grames im tiefgefurchten Antlitz! dieser zu sagen, schürze dein Kleid und schmücke deine vergilbten Wangen! O pfui, es konnte wol nicht Spott sein, es wäre zu bitter; aber ein Irrthum war es.

Es ist nicht blos die geistvolle Anschauungsweise und der *edle*, gehaltene Styl, womit Kühne einzelne, bedeutsame Gegenstände behandelt, sondern hinter diesen Monologen, die wie Lotich's Briefe nur die Miene einer blos chronologischen Folge annehmen, verbirgt sich doch eine kunstvolle Composition des Ganzen. Indem der Reisende bei seiner Einkehr das stille, sterbende Venedig beschaut, erinnert er sich des Ursprungs und der Bedeutung dieser wunderbaren Stadt; er macht sich über die eigenthümliche, heimliche und unerbittliche Politik einer weltwirksamen Handelsaristokratie klar und überzeugt sich, wie und wodurch Venedig mächtig werden mußte und ward, wie es, einzig in seiner Macht und Lage, sich unabhängig von der Allgewalt Roms erhielt, selbst in der Zeit, da auch die mächtigsten Herrscher und Reiche die Obergewalt der Kirche anerkennen mußten. Dieser Darstellung des Wachsthums und einer, oft grausenhaften Selbständigkeit gegenüber spannt der Verf. gegen das Ende seines Buchs die andere Seite seines großen historischen Rahmens aus, indem er den Verfall der Republik durch die Feigheit einer ausgearteten Aristokratie und die stille Gesellschaft denkender Männer schildert, die sich in den Klosterlauben von San-Giorgio Maggiore zu dem „Oratorium von der Liebe" versammelten und eine Reform des katholischen Glaubens bezweckten. Und in diesen Rahmen großartiger Betrachtung der politischen Macht und Ohnmacht, sowie der kirchlichen Unabhängigkeit und der religiösen Entwickelung vergangener Zeiten faßt Kühne die dauernde Herrlichkeit venetianischer Kunst mit dem köstlichen Bildnisse Meister Tizian's. Dies der Grundgedanke des inhaltreichen Buchs!

Diesen so anziehenden Inhalt zu bezeichnen, dürfen wir uns hier nur kurz fassen. Kühne geht der venetianischen Kunst von ihren Wurzeln in ihre Verzweigungen nach, oder vielmehr, er steigt von den Zweigen zu den Wurzeln herab. Indem er aber den Bildern in die Kirchen und Paläste nachgeht, übersieht er diese merkwürdigen Bauwerke selbst nicht. Im Gegentheil, man kann die Marcuskirche schwerlich anschaulicher beschreiben und ihre Bedeutung für Venedig geistvoller entwickeln, als wir es in seinem Buche (S. 43 fg.) finden. Der Mischung der Baustyle in Venedig, der Architektur des 17. und 18. Jahrhunderts geschieht Erwähnung. Auf diesen Besuchen, die eigentlich der Kunst gelten, fallen doch auch heitere Blicke auf das gewerbliche Treiben und auf das Volksleben, z. B. auf den Rialto, wo sie mit braunen Gesichtern sich in die rothen Gurken einbeißen, für einen Kreuzer schwelgen, lärmen, selig und witzig sind.

Ausdrücklicher freilich bespricht Kühne die Werke des Pinsels. Man kannte bisher diesen Poeten und Kritiker weniger von Seite seiner Kunstkennerschaft, und es ist wahr, die eifrigsten Liebhaber der Kunst können Einen mit ihrer Besprechung von Bildern, die man nie gesehen hat und oft sein Lebelang nicht vor Augen bekommt, in Verzweiflung setzen. Gewiß theilt auch Kühne in seinen Monologen viel von neugemachten Studien mit. Aber freilich, wie er es thut, ist die Sache. Diese Studien steigen nämlich lebendig aus der Anschauung des Reisenden, als augenblickliche Wahrnehmungen und Beobachtungen, und werden wieder zu Anschauungen für den Leser. Fasse man z. B. (S. 102 fg.) die Beschreibung und Erklärung des Bildes vom Martertode des heiligen Laurentius in der Kirche Maria assunta, um zu lernen, wie man sich in ein großes Werk der Kunst versenken muß und wie man von der Gewalt eines solchen gefaßt werden kann. Nachher freilich, wenn die überall versteckten Bilder, die bald genug einen solchen Forscher und Bewunderer wittern, sich in Menge zu ihm hervordrängen, um sein Herz und Urtheil zu gewinnen, kann der Nichtken-

ner, der nüchterne Leser, ein wenig verwirrt werden. Aber dann eben erfährt man auch wieder, wie frei in seinem Enthusiasmus der Blick des beschauenden Monologen bleibt, um bei Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes den Zusammenhang der Kunst selbst mit dem Leben und den übrigen Richtungen des Geistes nicht zu verlieren. Die geistreichsten Ansichten und Combinationen begegnen uns zwischen jenen Bildern. Wir können hier am Ort diese funkelnd eingesprengten Gedanken nicht alle herausheben und zu einem hübschen Schmucke aneinanderreihen. Einige müssen wir aber mittheilen, um das Buch durch sich selbst am besten zu charakterisiren. Vom Katholicismus heißt es (S. 107):

Im katholischen Christenthum ist Christus nicht. Es feiert die Wunder seines Kommens und Scheidens und thut Buße um seiner blutenden Mahle willen, macht sich die Martyrgeschichte seines physischen Leidens in getreuer Sorgfalt gegenwärtig; aber es kennt den lehrenden Christus nicht. Den weisen Jesus von Nazareth, diesen Sokrates des Christenthums, und den wunderthätigen Propheten, der das Judenthum festhält, den alten Bund mit Kraft seines Geistes besiegelnd, diesen Jesus Christus hat der Mariendienst verdrängt; ihn hat erst der Protestantismus von neuem entdeckt und aus dem Tempelschutt der zerschlagenen katholischen Heiligenbilder herausgeholt. Er gehört dem Protestantismus. Und der Maler dieses Christus ist Tizian.

Das Leben Tizian's zieht sich mit einzelnen Unterbrechungen durch Kühne's Kunstbetrachtungen. Man könnte auch diese zerstreuten Stellen ausheben und zu einem Lebensbilde des großen Meisters zusammenfügen, das vielleicht in der glänzenden Färbung des Styls an Tizian's eigenen Pinsel erinnern würde. Einen Überblick dieses reichen und langen Künstlerlebens gibt folgende Stelle (S. 150):

Er hat als unmündiger Knabe Bilder geliefert, er hat als träumerischer, als fanatisch entzückter Jüngling, als protestantisch denkender Mann, er hat noch als starrer, stolzer Greis gemalt, Pinsel und Palette geschwungen, bis das Zittern des Sterbens seine Hand gelähmt. Er hat in einem langen, weiten Leben alle Wechsel des Geschicks mit ruhiger Kraft überdauert; die Laune der Menschen hat ihn bald zum Gott erhoben, bald um Götzenbilder willen verschmäht und verleugnet. Lärmendes Glück mit seinem Schellenjubel hat ihn umtobt und oft hat er doch einsam gesessen vom Gift der Neider krank und bleich. Die Liebe hat ihm ihr Paradies verschlossen, er hat sich andächtig in ihre Schauer versenkt und sie dann wie Wolken von sich geschüttelt, die seine sonnebeglänzte Stirn getrübt. Er war verzagt gewesen, kleinmüthig über seine Künstlerherrschaft, als Mensch bis in den Tod betrübt, und dann wieder gotttrunken, jovisstark, areslustig. Und so auf dem Wellenpfad des Lebens auf und ab, bei all diesen Schwingungen des Geistes, Bebungen der Seele hat er immerfort Bilder gemalt, getreu, fleißig, ruhig, groß und fest, immer nur mit den Stoffen beschäftigt, von den Objecten erfüllt, nur dann und wann unabsichtlich den Pinsel in sein eigen Herz tauchend. Sein eigenes Selbst verräth sich nur wie Shakspeare, gibt sich in seinen Bildungen nicht förmlich hin, wie Goethe.

Über diesen unsern Goethe führen wir zum Schlusse noch von S. 164 des Buchs einige treffende Worte an:

Mit Goethe hat Tizian zugleich die Universalität der geistigen Empfängniß gemein. Goethe's Welt ist ein weites Gebiet, es liegt zwischen Shakspeare und Voltaire mitten inne, es grenzt südlich bis an Homer und Sophokles, nördlich bis an Milton und Ossian hinauf. Ein Spätling des Menschengeschlechts, ein Erbe der Weltgeschichte, hält er die Hände über die Schätze der Jahrhunderte gebreitet. Der deutsche Genius überflügelt Alles, indem er innerlich sich mit den Stoffen aller Menschenwelt vermält. So hingegeben herrscht er im All, und sollte er darüber sein nächstes Vaterland verlieren.

Und hiermit finden wir selber uns aus dem zauberhaften Venedig glücklich in den Mittelpunkt unsers poetischen Vaterlandes zurückversetzt, und legen nun das liebe Büchlein „Sospiri" in die Hände unserer Leser, in den Schoos unserer Leserinnen. In diesen „Sospiri" werden sie keine Schmerzenslaute finden, sondern jenes frohe Aufseufzen eines liebevollen Herzens erkennen, das beim Anblicke des Verfalls politischer Größe sich nach den bleibenden Schöpfungen des Menschengeistes rettet.

H. Koenig.

Die Abkunft der Völkerstämme im asiatischen Archipel.

Die Abkunft der verschiedenen Völkerstämme im asiatischen Archipel ist eine der schwierigsten Fragen für den Forscher der menschlichen Geschichte. Schon die Alten hatten Kunde von den dortigen Bewohnern, und die Bevölkerung jener Himmelsstriche muß weit über unsere Zeitrechnung hinausreichen. Im Allgemeinen ist man der Meinung, daß die Griechen nur dunkle Vorstellungen von diesen Ländern gehabt haben; wenn man aber Java ausnimmt, über welches Sir Stamford Raffles ein gutes Werk geliefert hat, so ist unsere Kenntniß nicht viel weiter gediehen, denn Sumatra, Borneo und Celebes sind noch größtentheils unbekannt. Und doch wußte schon Ptolemäus von der Gersteninsel Java und Herodot kennt sogar die grausamen Batta (Battacks) in Sumatra. Seiner Angabe nach lebt ein Volk in östlicher Richtung von Indien, welches er Padai nennt, das die Gewohnheit habe, seine nächsten Verwandten zu verzehren, wenn sie krank werden, damit das Fleisch nicht verderbe. Auch unter den Weibern herrsche der nämliche Gebrauch; und alte Personen finde man nicht, weil sie sämmtlich vor der Zeit verschlungen werden. Diese Erzählung ist merkwürdig, weil sie mit den Sitten der Patai, wie sie sich selbst nennen, übereinstimmt, und sie Niemand anders als die heutigen Batta sein können, welche allein die Gewohnheit haben, Menschenfleisch unter solchen Umständen zu genießen.

Allgemein wird angenommen, daß der sanfte, ackerbauende Hindostaner über den asiatischen Archipel sich verbreitet habe, weil die Trümmer der dortigen Denkmäler den Charakter der indischen Baukunst an sich tragen und die asiatischen Inseln überhaupt noch Spuren einer frühe aufgedrungenen Cultur verrathen. Kann man den Forschern über die dortigen Alterthümer Glauben beimessen, so tragen die javanischen Städte, Flüsse und Berge noch sanskritische Namen; den indischen Thierkreis, die Yugaperioden und Tagenamen findet man bis nach Pali*) hin, und die gelehrte Sprache von Java ist eine Mundart des Sanskrit. Dalton, der erst neuerlich bis auf 80 deutsche Meilen in das Binnenland von Borneo gedrungen ist, wo man nie zuvor einen Europäer erblickt hat, erzählt, daß er in jeder Felsenschlucht die Trümmer von Tempeln entdeckt habe, die ganz jenen gleichen, die er auch zuvor in Hindostan und Java gesehen und wovon er Zeichnungen zur Vergleichung mit sich führte. In der Landschaft Wagu habe er mehre von ausgezeichneter Schönheit angetroffen, vollkommen mit der Urform

*) Dieser Name wird in Europa bisweilen irrigerweise Bali geschrieben. Die Inder haben die Gewohnheit, p und t wie b und d auszusprechen; daher der Irrthum. Laut dieser Erklärung, die dem Verfasser von einer in Indien geborenen und erzogenen Person mitgetheilt worden, hat der Name dieser Insel eine hohe Bedeutung.

auf der Küste von Koromandel und in Bengalen übereinstimmend. Mehre Hundert Bilder von Stein seien ihm vorgekommen, auch viele von Messing, doch seien die letztern weit seltener, weil er vermuthet, daß die Eingebornen dieses Metall einschmelzen, um Ringe, Zierathen und Fischangeln daraus zu machen. Viele unter den dort vorhandenen Pagoden und Tempeln seien ziemlich gut erhalten, mit hindostanischen Inschriften versehen; aber eine größere Zahl sei durch die mohammedanischen Priester und ihre Anhänger zerstört worden, die gleich manchen kirchlichen Sekten nichts anderes als den eigenen Unsinn dulden wollen.

Von den Urhebern dieser Werke ist aber keine Spur mehr zu finden, und auch der Gottesdienst ist verschwunden, mit Ausnahme der kleinen Insel Pali, in der Nähe von Java, wo der Siva-Kultus und Buddhismus nebeneinander bestehen. Als höchstes Wesen betrachten die Palinesen Brahma oder den Feuergott. Ihm zunächst steht Vischnu, Gott der Flüsse, und Sigara, Beherrscher der Meere. Auch ist ihnen Rama bekannt, der von einer Insel hergekommen sein soll, die durch den Zusammenfluß des Yamuna und Ganges sich gebildet hat, dessen Zug nach der Insel Ceylon im Ramayana geschildert ist. Von ihren Tempeln werden noch über zwölf in der Nähe von Palliling und Singsit angetroffen. Sie sind sämmtlich mit Erdmauern umgeben und enthalten nichts als Bildernischen, unter welchen man den Ganesas und die Göttin Durga bemerkt, die aber hier nicht mit Schlangen umgeben ist, sondern auf einem Stiere steht. Das Verbrennen der Witwen findet noch häufig statt, beschränkt sich aber blos auf die Frauen und Beischläferinnen des Königs, den Dienerinnen der Königin, den Priesterfrauen und den Frauen reicher Leute. Ihr Tod ist freiwillig. Man verbrennt sie mit den Leichen der Verstorbenen auf besondern Holzstößen, welche mit Öl getränkt und mit Schwefel bestreut sind. Beim Ableben des Königs entschließen sich gewöhnlich 10—12 Frauen zum Feuertode, beim Ableben der Priester und reichen Leute nur zwei oder drei. Vor ihrem Tode werden sie in die reichsten Gewänder gekleidet, mit den zartesten Leckerbissen genährt, und sie dürfen alle ersinnlichen Lustbarkeiten genießen. Außer diesen trifft man auch noch einige andere Gebräuche der Hindus unter den Palinesen an, in andern aber sind sie sehr von ihnen verschieden.

Aus welchem Grunde und mit welchem Rechte kann man aber schließen, daß dieser Denkmäler und Gebräuche wegen hindostanische Colonien über den asiatischen Archipel sich verbreitet haben müssen, wie es Bohlen will? Das Verbrennen der Leichen war und ist auch noch bei vielen andern Völkern gebräuchlich, und die alten Karaiben, Thrazier, Geten und Germanen haben auch ihre Witwen verbrannt. Um Colonien an überseeischen Gestaden anzulegen, muß man eine rege Schiffahrt voraussetzen, welche die ersten europäischen Seefahrer nirgend in Hindostan angetroffen haben. Im Gegentheile war es den Indern verboten auf das Weltmeer sich zu wagen, und kein guter Hindostaner hat es je gethan, weil der Verlust seines Kastenrechts und Charakters damit verknüpft war. Alle Sepahis versagten den Engländern den Dienst, sobald von einer Seereise die Rede war, erboten sich aber willig zu folgen, wenn man sie zu Lande dem Feinde entgegenführen wolle. Dies hat Sir Eyre Coote 1772 erfahren, bis die Priester die Gesetze im Interesse der Briten ausgelegt und die Sepahis beruhigt hatten. Der nämliche Fall trat auch bei der Eroberung von Mauritius ein; und als Warren Hastings im Parlamente angeklagt wurde, wollte man den Subadar*) der Prinzessin Munni Bigum als Zeugen in England haben, allein es war vergeblich. Die Prinzessin selbst schrieb nach England, daß, wenn der Subadar die Reise mache, so würde sein Zeugniß keinen Glauben mehr verdienen, weil er durch diesen Schritt seine Kaste und seinen Charakter verliere. Wenn man aber solche Strenge noch im 18. Jahrhunderte bemerkt, wie muß sie früher gewesen sein, da doch gewöhnlich im Laufe der Zeit alle menschlichen Einrichtungen erschlaffen? Zwar wird gesagt, daß dieses Verbot erst in neuerer Zeit erschienen sei; allein wann und wo ist es erschienen? Die Kasteneintheilung der Inder geht über dies alte Gesetzbuch hinaus; und wenn man annimmt, daß das Verbot nach der Einführung des Brahmaismus gemacht worden sei, so wäre es sonderbar, daß ein Priestergesetz die Verbindung des Mutterlandes mit den Colonien auf einmal zerrissen und den einträglichen Verkehr zernichtet hätte. Die Inder tragen manchen Lorberkranz, und es ist gar nicht nöthig ihnen Schiffahrt anzudichten, die sie nicht besaßen.

Wären die Inder ein seefahrendes Volk gewesen, so mußten die Beweise bei Ankunft der Europäer klar vor Augen liegen; allein gerade diese Beweise sind es, welche fehlen. Auf Vasco de Gama's Aussage, daß er indische Handelsleute im Reiche Melinda, an der afrikanischen Küste, getroffen, kann man gar nicht gehen, weil er sie nicht kannte, von Indien noch keinen Begriff haben konnte, und weil diese muthmaßlichen Banyanen in Indien geborene, fremde Blutsverwandte sein konnten. Mehr Rücksicht verdient die Behauptung, daß es in Kalikut von Schiffen wimmelte, welche zum Theil jene von Vasco de Gama weit an Größe übertroffen haben, vergißt aber zu sagen, wem sie gehörten und wo sie hergekommen. Kurz, es ist mehr als erwiesen, daß die Inder zur damaligen Zeit zwar eine bedeutende Flußschiffahrt, aber keine Seeschiffahrt gehabt haben, und diese Eigenthümlichkeit hat sich bis nach Birma hinüber erstreckt, wo heute noch die nämlichen Verhältnisse stattfinden. Auf den Inseln des asiatischen Archipels dagegen wurden ganze Flotten angetroffen, die dahin gehörten. Könige herrschten in Sumatra, die 500 Segel ausrüsten konnten, und Java hatte an 100 Kriegsschiffe. Magelhaens war erstaunt über die Schiffahrt und den Verkehr der dortigen Gewässer mit Siam und Anam und fast allen Theilen Hinterindiens. Hier war der Handel mit fremden Gestaden uralt, und selbst der König von Siam schickte seine Schiffe nach der Küste von Koromandel. Alle Gewässer des südlichen Asiens wurden befahren; der älteste Schiffahrtsverkehr des menschlichen Geschlechts hat aller Wahrscheinlichkeit nach hier begonnen.

Ganz anders aber wendet sich das Blatt, wenn man die ursprüngliche Bevölkerung des asiatischen Archipels in Hinterindien sucht, wo geographische Lage, Sprache, Sitten und Gebräuche die Urbewohner des Inselmeeres in jedem Winkel verkünden. Unter allen Völkerstämmen in den dortigen Himmelsstrichen sind die Buggisen die unterrichtetsten. Sie zeichnen vergangene Begebenheiten sorgfältig auf, und nirgend könnten so viele interessante Thatsachen gesammelt werden, als unter den Gelehrten von Kylie, Makassar, Wagu und Boni. Alle sind aber der Meinung, daß die dortigen Inseln von Siam, Camboja und Anam bevölkert worden, und daß Vorderindien nichts dazu beigetragen hat. Diese Ansicht ist auch in der That so einleuchtend, daß man erst nach Europa kommen muß, um die einfachsten Dinge der Welt verwickelt zu sehen. Seit undenklichen Zeiten besteht zwischen diesen Inseln und dem Festlande ein ausgedehnter Handel, und von hier gehen unaufhörlich Schiffe nach Migidano (Magindanao), den Suluinseln, den nördlichen Theilen von Borneo und nach Celebes. Hunderte von Proas segeln beständig hin und her. Nach Migidano segeln jährlich von Anam und Camboja 140 größere und kleinere Fahrzeuge, wovon jedes zwischen 50 und 500 Auswanderer hinüberbringt, die auf eine bestimmte Zeit sich verkaufen, um ihre Fracht bezahlen zu können. Einer von den Oberhäuptern am westlichen Zweige des Camboja erhebt eine Abgabe von fünf Piastern auf jeden auswandernden Kopf, welche der Schiffseigenthümer bezahlt und bei Ankunft sich wieder erstatten läßt. Die Inseln Palawan und Migidano sind außerordentlich bevölkert, und auf der erstern herrscht ein Rajah, welcher mit dem Kaiser von Anam verwandt ist. Ungeachtet der gedrängten Bevölkerung in Palawan kommen doch alle Jahre 7—10,000 Men-

*) Subadar heißt Statthalter oder Vicekönig, bedeutet aber auch Offizier unter den Sepahis.

schen von Anam herüber und verbreiten sich von hier über die andern Inseln aus. Im nördlichen Theile von Borneo ist die Bewohnerzahl ebenfalls groß, und von Camboja kommen hier jährlich 500 Fahrzeuge an, welche an 50,000 Auswanderer herüberbringen. Hier ist also ein jährlicher Völkerstrom von wenigstens 60,000 Menschen, welche bleibend die östlichen Theile des Archipels überziehen. Zwischen den Bewohnern von Anam und Camboja und jenen des Archipels herrscht auch die größte Ähnlichkeit in der Gestalt, Sprache, den Sitten und Gebräuchen. Die Sprache von Anam wird in Palawan und Migidano gesprochen, weiter gegen Abend aber ist sie mit jener der Buggisen vermischt. Im nördlichen Theile von Borneo ist die Mundart von Camboja sehr gebräuchlich; allein die buggisische Sprache ist von allen andern verschieden, in ihrer Reinheit aber nur in Boni und Wagu zu Hause. Mehre andere Mundarten sind aus der Vermischung nördlicher und östlicher Einwanderer entstanden und können auf Celebes, Java und Sumatra nachgewiesen werden. Im westlichen Theile von Neuguinea wird auch die Buggisensprache verstanden, und alle tragen Spuren von arabischen Wörtern, die sich jedoch blos auf Religionsgegenstände beziehen. Dagegen ist zwischen den Javanesen, Sumatranern und Hindus nicht die mindeste Ähnlichkeit zu finden; Sitten und Gebräuche haben nicht die geringste Übereinstimmung, Körperbau und Gesichtszüge weisen die Abkunft nicht nach, und zwischen der Sprache besteht keine Verwandtschaft. Wenn also Sumatra und Java in uralten Zeiten von Indern bevölkert worden sind, so sind sie auf näherm Wege als durch eine lange Seefahrt dahin gekommen, und es ist wahrscheinlich, daß es blos mit ihnen verwandte Völkerstämme waren.

Genau betrachtet müssen die Bewohner des asiatischen Archipels aus drei verschiedenen Völkerströmen entstanden sein. Der erste fällt in die frühesten Zeiten des indischen Alterthums. Die alten Inder betrachten den nördlichen und mittlern Theil ihres Landes, vom Himalaya bis an die südlichen Berggruppen des Vindhya, als den eigentlichen Kern und Urboden ihrer Vorfahren. Daraus geht hervor, daß das ganze Thalgebiet des Brahmaputra zu Hindostan gerechnet würde, das zunächst an Hinterindien streift. Von hier, am Südrande des Himaleh, wälzte sich die Urwelt östlich und bedeckte die Halbinsel jenseit des Ganges mit einem Menschenstrome. Ist diese Behauptung richtig, so muß sie sich aus den ältesten Denkmälern ergeben.

Zu den ältesten Denkmälern der Inder gehören die Felsentempel, unterirdische Werke von außerordentlicher Macht und mit Staunen von allen Reisenden bewundert. Man findet sie schon diesseit des Indus in Bamian, und sie erstrecken sich bis in den tiefsten Süden hinab. Dahin gehören die Grotten auf der kleinen Insel Elephante bei Bombai, die Höhlen von Kinneri und der Tempel zu Ellore. Alle diese Wunderwerke sind bekannt; sie abermals zu beschreiben, wäre nutzlose Wiederholung. Weniger bekannt aber dürften die ähnlichen Werke am Dah-Gyeng und Salwin in Maulmain sein, über welche Malcolm erst kürzlich berichtet hat. Das ganze Gebiet oberhalb Maulmain besteht aus angeschwemmtem Boden, und die Felsen bestehen hauptsächlich aus blauem Kalkgestein. Kleine Berge, welche stockförmig der Erde entsteigen und 5—600 Fuß hoch sind, sehen Fingerhüten nicht eben sehr unähnlich, weil sie an ihrer Grundlage nur wenig breiter als auf dem Gipfel sind. Bäume und Staudengewächse bedecken die Seiten und über sie hinweg ragt in der Mitte ein senkrechter Felsen hervor. Weiße Pagoden sind auf diesem Felsen hier und da erbaut, wo man fast nirgend eine Stelle zum Hinanklettern bemerkt. Viele von diesen Bergen enthalten Höhlen, welche künstlich ausgegraben sind. Riesenmäßige Säulen scheinen das über ihnen schwebende Haupt des Berges zu tragen, während künstliche Warzensteine die auffallendsten Gestalten an sich tragen. Zwanzig englische Meilen oberhalb Maulmain liegt eine solche Grotte um Salwin, welche am Fuße des Berges betreten wird, der hier senkrecht abgeschnitten ist. Der Eingang führt durch eine starke Mauer von gebrannten Steinen und bildet eine große Vorhalle. Die Halle ist mit Bildern aller Art wirklich gefüllt, und im eigentlichen Heiligthum übertrifft die Arbeit alle Vorstellung. So überschwenglich ist dieser unterirdische Tempel mit Statuen, frommen Herbergen und kleinen Pagoden angefüllt, daß ein Schiff von 1000 Tonnen die Bilder allein nicht laden könnte. Auf der äußern Fläche des Berges stehen Statuen von Gaudamas in jeder Größe, bis zu einer Höhe von 30 Fuß hinauf. Fast jedes hervorspringende Felsenstück trägt ein vergoldetes Marmorbild, und die Arbeit, die hier verschwendet worden, ist unglaublich.

Vergleicht man endlich die Pagoden und Tempel in Birma und Siam mit jenen der Hindus, so weiß man nicht, welchen von beiden der Vorzug gebühret. Es ist ein Guß, ein Geist, welcher beide geschaffen hat. Eine kleine Stunde von Rangun liegt die berühmte Pagode Schudagong. Sie ist auf einem Hügel gebaut, welcher terrassenförmig geebnet worden. Kleinere Pagoden, fromme Herbergen und Klöster umgeben dieses Prachtwerk, das auf einer Grundfläche von 90,000 Geviertfuß ruht. Von der Stadt Rangun führen zwei Hauptstraßen nach dem Hügel, welche zu beiden Seiten auf 20 Minuten Wegs mit den schönsten Pagoden besetzt sind, die fast jener von Schudagong an Größe gleichkommen. Aber das Wunderwerk selbst ist Schudagong. Seine Zinne reicht in die Wolken, seine goldenen Seiten blenden unter der Strahlenbrechung der asiatischen Sonne. Um die Pagode herum stehen prächtige Herbergen, gothische Grabmäler, riesenmäßige Löwen und Krüge, Götzenbilder, Sphynxe und Wächter. Überdies stehen noch in Rangun selbst über 500 Pagoden, die mehr Raum einnehmen, als der ganze übrige Theil dieser unansehnlichen Bambusstadt. Gleich bemerkenswerth ist die große Pagode von Pegu, mit ihren 100 vergoldeten Thürmen — ein Goldwald in der Ferne. Vom Gipfel bis zum Fußgestelle ist das Gold dick aufgetragen, obgleich ihre Höhe 360 Fuß beträgt. Pagan soll im J. 107 v. Chr. gegründet worden sein. Die Stadt ist verschwunden, nur Pagoden und Tempel bezeugen noch ihre ehemalige Größe. Auf mehre Stunden im Umkreise ist das Land von ihnen bedeckt, und in geschichtlicher Beziehung sind sie merkwürdig, weil die Tempel offenbar neuerer Bauart sind und mächtige Hallen mit Bogengängen und prächtigen Gesimsen bilden. Hier soll Arahan, ein buddhistischer Priester, im 9. Jahrhunderte das Werk der Bekehrung begonnen haben, und aus dieser Zeit scheinen auch die Tempel herzustammen. Ava ist fast ebenso reich an Pagoden als Pagan, und enthält eine unglaubliche Menge kolossaler Bilder in Glockengut, Marmor und gebrannten Steinen, von ausgezeichneter Arbeit. Die große Pagode in der Nähe Sagaing mißt 1000 Fuß im Umkreise, ist 170 Fuß hoch, und jene von Umerapura wäre noch größer geworden, hätte man sie vollendet. Man kann sich einen Begriff von diesem Werke machen, wenn man bedenkt, daß die dazu bestimmten Löwen 90 Fuß hoch sind. Die Glocke war ebenfalls fertig, und soll ein Gewicht von 320,000 Pfund haben. Diese Pagode hätte der Anlage nach die meisten ägyptischen Pyramiden an Größe übertroffen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Von Poujoulat, einem der Autoren der „Correspondance d'Orient", erscheint in Paris eine „Histoire de Jérusalem", ein „tableau religieux et philosophique", worin folgende Hauptgegenstände abgehandelt sind: Einzug der Hebräer in Kanaan, ihre Schicksale unter den Königen, ihr Geist und Charakter; Jesus Christus; die Stiftung und die ersten Jahrhunderte des Christenthums; die Wallfahrten und die Gründung des französischen Königreichs im heiligen Lande; die Herrschaft der Muselmänner bis auf unsere Tage. Der erste Band ist erschienen, der zweite wird nächstens folgen. Das Werk ist mit zwei schönen Stichen geschmückt und mit einer Karte versehen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1842.

Die ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von **K. Batornicki.** Leipzig, Weber. 1841. 8. 1 Thlr.

Der Übersetzer theilt uns über diese wunderbare Dichtung nur so viel mit, daß sie, ein Erzeugniß der neuesten polnischen Literatur, in dieser ein so großes Aufsehen erregt habe, daß sie in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte, und noch jetzt als eine gewissermaßen räthselhafte Erscheinung viele Polen beschäftige. Über Titel und Tendenz weiß er nur so viel zu sagen, daß diese polnische „Ungöttliche Komödie“ mit der italienischen göttlichen nur das gemein habe, daß in beiden von stürmischem Anfang und Mitte ein himmlisches Ende herbeigeführt werde, während sonst Dante's „Komödie“ die Welt nach dem Tode zum Schauplatz habe, in dieser hingegen die dramatischen Personen Menschen dieser Erde seien, mit ihrem irdischen Wahne, ihren Hoffnungen, Leidenschaften, Täuschungen, und der Erlöser nur im Hintergrunde sich zeige. Er meint, der leitende Gedanke des Dichters sei, daß von den irdischen Interessen unserer Zeit ein jedes noch so hohe immer in einem höhern aufgehe und daß endlich dem wahren Christenthume Alles subordinirt sei. Eingekleidet werde diese Stufenleiter in einen Kampf, nämlich den des subjectiven Gedankens mit der objectiven Wahrheit. Der subjective Gedanke sei der innere, in der Wirklichkeit nicht vorhandene Gedanke, die Ahnung oder die Erinnerung des Dichters, welcher zugleich der Mann, der Held des Dramas ist. Tiefer als seine Poesie sei die seines blinden, frühreifen Knaben Georg, dem die Außenwelt nichts ist und der in seiner innern Welt den Tod kennt seit der Geburt u. s. w. Der Übersetzer wünscht über diese räthselhafte Dichtung auch die Meinung eines Deutschen zu vernehmen.

Räthselhaft ist diese „Komödie“ allerdings, d. h. dunkel in den Motiven, bruchstückartig in der Ausführung, eine Vision in der Lösung oder Nichtlösung. Von erschütternder, aufregender Gewalt, aber von keiner Befriedigung. Von einem dichterischen Geiste geboren, gesäugt, aber in der Ausführung läßt sich der Dichter nur hier und dort blicken. Zur dichterischen Klarheit, zur höchsten Höhe dichterischer Anschauung ist er nicht durchgedrungen. So objectiv er die Dinge zu fassen, die Menschen zu gestalten versucht, er ist und bleibt befangen in seiner eigenen Ideenwelt. Der psychologische und metaphysische Charakter, den der Übersetzer dem Werke vindiciren möchte, dürfte doch der mindest intendirte, der am unklarsten ausgesprochene, wenigstens der sein, der im Erfolge von den subjectiven Ergüssen des Hasses und der Verachtung, welche den Verf. inspirirt, ganz überschüttet und überwältigt wird. Wir wollen diese Erklärung des Übersetzers daher ganz bei Seite lassen und zu dem positiv politischen Elemente übergehen, welches doch das Fundament, der Hebel, die Seele des ganzen Gedichts ist. In dieser den Dichter überwältigenden Intention geht der psychologische und auch der dichterische Faden unter.

Der Übersetzer gibt uns die Erklärung, daß der Autor, seiner äußern Stellung nach, der Partei der Aristokraten angehört. Er sei ein Graf, dessen Name wohl bekannt unter seinen Landsleuten sei, den zu nennen aber die Discretion ihm verbiete. Er trete in diesem Gedichte handelnd auf für das Princip seines Standes, das in seiner Ansichtsweise der Poesie nicht ermangele und dem manche glänzende Seite nicht zu versagen sei. Während ihn hindernd, von der einen Seite, der große Haufe seiner Standesgenossen, ein Ekel erregender, an veraltetem Vorurtheil festhaltender Pöbel neben ihm stehe, trete ihm gegenüber der revolutionnaire Sansculottismus auf. Es gibt zwischen beiden einen Kampf auf Tod und Leben. Das Gebäu des Adels stürzt unter dem schlachtenden Messer des Jakobinismus, aber um es ganz zu vertilgen, sei Einer nöthig, der die Leidenschaften zu zügeln, seinem Willen unterzuordnen versteht. Dieser Eine, das nothwendige Ergebniß jeder socialen Umwälzung (?), einer jeden Bergregierung, der Pankratius, besiegt auch den Mann, da er ihn nicht zu beugen vermag; er steht auf dem Gipfel seiner Bahn, er hat sein Tagewerk vollbracht. Da erbarme sich denn der zerstörten, niedergemetzelten Welt das Kreuz, und des Galliläers bleibe der Sieg.

Diesen Ideengang wird sich der Leser denn wol selbst herauslesen; denn nachdem der Dichter die politische Bahn seines Helden einmal betreten, ist der Weg ziemlich klar und deutlich, das Räthsel hört auf Räthsel zu sein und der Übersetzer hätte sich die Mühe dieser Erklärung ersparen können. Wir vermissen vielmehr den Wegweiser, der aus dem ersten Theil in den zweiten weist, die Motive zu den Handlungen in diesem, welche doch in jenem angedeutet sein müßten. Wir vermissen den Zusammenhang,

die Nothwendigkeit. Und das Gedicht selbst bleibt ihn uns schuldig. Der erste Theil, die Privatangelegenheiten wenn man will, die Familienzustände, der Seelenproceß des Individuums ist da, dichterische schöne Würfe, nur keine Klarheit, keine Individualisirung, kein Nachweis, warum es so sein und werden muß. Im zweiten Theile wird dies Individuum in die großen Weltkämpfe hineingeschleudert, man weiß nicht recht wie, und noch weniger, woher und warum sie da sind. Kurz, sie sind da und das Individuum, der Mann, findet darin seine Rolle, nicht eine Rolle, welche aus seinen frühern Seelenzuständen, dem geistigen Entwickelungsproceß nothwendig und daher bedingt erscheint, sondern er handelt, schlägt zu und opfert sich als Aristokrat, nicht durchdrungen von der Überzeugung einer Nothwendigkeit oder ewiger Gültigkeit des Adelsinstituts, sondern weil der Zufall ihn als Aristokraten ließ geboren werden. Wir wissen hier, wo wir sind. Wenn auch nicht die Personen, kennen wir doch die Parteien. Bei der vagen Auffassung ist es dem Dichter doch nach Möglichkeit gelungen zu individualisiren und seine Gruppen plastisch darzustellen. Er und somit auch sein Held sind nicht deutsche reflectirende Naturen. Die Parteien demonstriren nicht ihr Recht, sie handeln; es geht Schlag auf Schlag, und er weiß, ohne uns für eine Person Liebe einzuflößen, — denn auch seinen Mann können wir in seiner Consequenz nur achten, wir werden von seiner spröden Natur nicht gefesselt — das Interesse für alle in Spannung zu erhalten. Der Becher wird bis auf den letzten Tropfen geleert, und, nachdem er umgestürzt ist, wissen wir, wie wir dran sind. Seine politische Tendenz ist uns kein Räthsel mehr.

Wohl aber ist uns etwas Anderes räthselhaft. Möglich, daß irgendwo ein Aristokrat — aber meines Erachtens müßte es immer ein germanischer Aristokrat sein, wenigstens einer aus einem Lande, wo die Ideenwelt über die reale sich zu erheben Kraft hat —, möglich, daß ein Aristokrat sich dermaßen in Begeisterung einspinnen kann für den Adel und die Feudalformen des Mittelalters, daß er, geblendet von der Schönheit und Ehrwürdigkeit derselben, das Vergängliche für etwas Ursprüngliches, von Gott Gegebenes, Ewiges erkennt. Ja, wir geben zu, er mag es ehrlich, ohne alle selbstische Beimischung meinen. Er mag so dichterisch dafür durchglüht sein, so fanatisch entzückt, daß er darüber vergißt, wie diese Formen nicht von Uranfang waren, daß andere schöne und ehrwürdige Staatsformen, völlig durchgebildet, ihnen vorangingen, und daß dasselbe Verderben, was jene, nach den Gesetzen der Natur, als sie fertig waren und faul wurden, anfraß und vernichtete, auch über diese kommen muß. Aber ich begreife nicht, wie gerade ein Pole dazu kommt. Ich meine ein Pole, als solcher ohne Beachtung der Gegenwart. Polen, das Land, wo alle slawischen Elemente in der wildesten, ungezügeltesten Naturkraft sich durch seine ganze Geschichte lebendig erhielten, Polen ist nie vollkommen vom Geist des Mittelalters durchdrungen gewesen. Nur einzelne Zuckungen desselben sind in das slawische Blut eingedrungen, die Macht und der Glanz der Kirche, der Geist der Ritterlichkeit. Aber das Element der Ordnung, diese Pyramidalform des Feudalismus, hat hier keine Wurzel gefaßt. Kaum daß die Frömmigkeit gothische Dome gebaut, deren doch keiner mit dem Jahrhunderte aushaltenden Riesenfleiß der germanischen Nachbarn den Vergleich aushält. Wo sind die gothischen Königsschlösser, die hohen Rathhäuser, die Feudalburgen des germanischen Mittelalters? Wo der Glanz der Fürstenkrone, die Macht der Städte, wo selbst der Lehensverband, der das deutsche Mittelalter als mächtiger Lebensnerv durchdrang? Von den tausendfachen künstlichen Gliederungen und Subordinationsketten, die oft den Hohen wieder zum Lehensträger des Niedrigern machten, nichts als die Sonderung zwischen Herren und Sklaven, das wilde, alte, rohe Naturverhältniß, kaum durch Gesetze gemäßigt, geordnet; und wo das Gesetz mächtig werden wollte und Grenzen ziehn, zertrat und zerriß es die Gewalt. Hütten und auch Schlösser von Holz und Lehm, Schmuz und Pracht, Verschwendung und Armuth, unumschränkte Gebieter, Diener Niemandes als ihrer Leidenschaft, Leibeigene, die die Sohle des Herrn küssen: — das sind Zustände, die auch gelobt und geliebt werden, die auch ihr Poetisches haben mögen. Aber daß von daher die gute alte Zeit des Mittelalters einen solchen Fürsprecher gewinnen konnte, kann nur befremden.

Sei es. Aber daß ein Pole in der Gegenwart, ein Pole, der auf den Trümmern seines Vaterlandes sitzt, zu dem seine blutende, zertretene Nationalität ihre Stoßseufzer aufschickt, daß ein Dichter unter den heutigen Polen gerade von diesem Thema sich begeistert fühlt, ist mir viel räthselhafter als die räthselhafte Dichtung selbst. Wilder, zähneknirschender Mismuth, Lebensunlust und Todesverachtung, Menschenhaß und die Lust, was strebt und was besteht, zu vernichten, das kann ich mir denken. Aber daß ein polnischer Graf aus allen diesen entsetzlichen Kämpfen, denen sein Vaterland endlich definitiv erlag, keine andere poetische Anschauung gerettet und sich zu keiner andern poetischen Aufgabe inspirirt fühlt, als über den Untergang der alten Staatsformen, die Vernichtung des Adels und den Sieg des Sansculottismus zu klagen, das begreife, wer es begreifen, das erkläre, wer es erklären kann. Wem etwas heilig ist, was ist ihm denn mehr heilig auf Erden als das Vaterland. Er, der Verf., ist freilich nicht so Dichter als Mickiewicz, der, trotz seines blutenden Herzens, sich über die Leichenhaufen und Brandstätten hinaufschwingen kann zu heitern Höhen und in plastischer Ruhe die Eigenthümlichkeiten seines untergegangenen Volks wieder reproduciren mag. Er, der Verf. der „Komödie", muß, ein anderer Byron, seinem Schmerze in subjectivem Feuerhauch Luft machen; er vergießt blutige Thränen, aber worüber? Daß es überall so in der Welt herging. Daß das Hohe, Große, Schöne, Ehrwürdige, Eigenthümliche untergeht, daß es dem Blutdurst des Egoismus, dem Hunger der Gemeinheit, der Verflachung der allgemeinen Bildung erliegen mußte. Das nenne ich eine Emancipirung des Geistes über die Nationalität. Wir Andern meinten, wenn ein Pole dichtet, wie dieser, d. h. mit diesem Gefühl, mit diesem vibrirenden Schmerze,

denn müßte die Tinte Blut werden und der Buchstabe brennen. Nein, nichts von Klagen, nichts von Seufzern, keine Verzweiflung über sein Volk, sein Land. Es ist Alles verallgemeinert, es ist aus dem Polen ein Mensch geworden und ein rein aristokratischer Mensch. Aber vielleicht war das seines Vaterlandes Todeswunde, daran ging Polen unter, daß das Bürgerthum den Adel übergipfelte, der Pöbel über die Guten und Edeln den Sieg davontrug? Die Geschichtsbücher, die ich nachschlage, sagen davon nichts. Es steht dort geschrieben, daß im Augenblick der höchsten Gefahr, als die Frage auf Sein und Nichtsein stand, der Reichstag den Antrag auf Aufhebung der Leibeigenschaft ablehnte. Da blickten sich die Deutschen, die es in den Zeitungen lasen, ungläubig an. Sie meinten, es sei eine boshafte Erfindung. Andere aber, die die polnische Nation kannten, schüttelten wehmüthig den Kopf und sprachen, es ist wahr und wird ewig so sein, und sie sprachen: der Reichstag hat aufs neue das finis Poloniae gesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Abkunft der Völkerstämme im asiatischen Archipel.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Von Birma nach Siam haben sich mit dem fortwälzenden Volksstrome die nämlichen Denkmäler verbreitet. Schouten's „Beschreibung von der Stadt India" (Ayuthia) ist vom Jahre 1636. Er nennt sie „die fürnehmste Haubtstadt des Reichs, voller schöner, und mehr als 300 Tempel und Klöster; welche alle über die massen künstlich erbaut; mit einer großen Anzahl vergüldeter Thüren, Pyramiden und unglaublicher Menge Bilder aus allerlei Stoff gezieret sind". In einem solchen Tempel habe er über 300 Bilder gesehen, die von Fuß auf ganz vergoldet waren; und in einem andern, nicht weit von der holländischen Factorei, sei ein sitzendes Bild, dessen kleinster Finger so dick gewesen sei als ein Mann um den Leib. Selbst sitzend habe es oben im Tempel angestoßen. Der einzige Unterschied, welcher in der Bauart der Siamesen und Birmanen gefunden wird, besteht darin, daß die Birmanen alle Kunst auf Pagoden und Klöster verwenden, während die Siamesen ihre Auszeichnung in Tempeln und Kapellen suchen. Im Kaiserthum Anam hören die stolzen Denkmäler der indischen Vorwelt auf, obgleich dem Anscheine nach ein Hindustamm bis in das Gebirgsland von Champa gedrungen ist und eine besondere Mundart bisher beibehalten hat. Überhaupt hat der Buddhismus in Anam nur schwache Fortschritte gemacht; dagegen ist er in Birma, Siam und Camboja in voller Kraft. Die Gebirgskette, welche Cochinchina von Camboja scheidet, scheint auch die Scheidewand zwischen dem hindostanischen und chinesischen Volksleben geblieben zu sein, und in der Mitte der östlichen und westlichen Hälfte der Halbinsel von Hinterindien fließen die Lehren von Buddha und Confucius zusammen. Der Trümmer altindischer Denkmäler in Borneo ist bereits gedacht worden, und jene von Java werden von allen Reisenden mit Bewunderung betrachtet. Die Götterbilder sind dort meistens von Marmor, über sieben Ellen hoch, und aus Einem Blocke gehauen. Achtzehn riesenmäßige Wächter führen zu der geweihten Stätte von Chandisewu. Das Ganze besteht aus 296 kleinern Tempeln, in deren Mitte der größte emporragt, auf dessen Stufen Sphynxe, halb Elefant, halb Löwe, stehen.

Wird endlich ein Blick auf die Sprache geworfen, so ist es anerkannt, daß das Pali mit dem Buddhismus sich verbreitet hat und auf diese Weise nach Hinterindien und dem Archipel gekommen ist. Burnouf und Lassen haben die Palisprache als die Mutter des Sanskrit bezeichnet; und da sie als die Religionsschrift der Buddhisten zu betrachten ist, so läßt sich auch erklären, wie sanskritische Wörter in jenen Himmelstrichen vorkommen können. Heutzutage sind die Sprachen der Siamesen, Assamesen und Schanesen (Shyans) im Wesentlichen einander gleich, welche unter ihnen aber die ursprüngliche ist, kann noch nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Die Sprachen von Birma und Camboja sind vielsylbig, jene von Siam und Anam einsylbig. Was aber in den beiden letzten Mundarten auf gemüthliche Ausdrücke und religiöse Begriffe Bezug hat, stammt aus dem Pali her, welches ebenfalls vielsylbig ist. Diese Ausdrücke werden jedoch gewöhnlich abgekürzt, indem man beide Endsylben in eine Sylbe zusammenzieht. Selbst die Schrift der Siamesen ist nur wenig vom Pali verschieden. Was in der siamesischen Sprache außer den bezeichneten Ausdrücken als mehrsylbig erscheint, ist Zusammensetzung, wie z. B. namta, von nam, Wasser, ta, Auge. Die birmanische Sprache ist außerordentlich einfach und wird leicht geschrieben. Druck und Handschrift sind gleich. Sie hat 11 Selbstlauter und 33 Mitlauter. Der vielfachen Zusammensetzungen wegen braucht man zum Drucke fast 1000 Charaktere. Alle rein birmanischen Wörter sind einsylbig und kommen meistens aus dem Pali her; und diese Sprache scheint überhaupt den Grundstein der verschiedenen Mundarten von Hinterindien zu bilden.

Aus diesen Betrachtungen ist es erlaubt zu schließen, daß in grauer Vorzeit die Flußgebiete des Indus, Ganges, Brahmaputra, Irawaddy, Meinam u. s. w. von einem in der Cultur weit vorgerückten Volke bewohnt waren, das sich von Hinterindien, am Westrande hinab, über die Inseln des Archipels verbreitet hat; und es ist gar nicht nöthig, hindostanische Colonien in diesen Gewässern zu ersinnen, da hier die Inseln fast mit dem festen Lande zusammenhängen und der Völkerstrom seinen natürlichen Weg hier allein gefunden hat. Von diesen Völkern kennen wir weder Namen noch Zeit, weder ihr sittliches noch politisches Leben; aber man kann mit Recht als eine Hauptperiode dieser Wanderung jene bittern Tage der Religionsfehden betrachten, die sich zwischen dem Brahmaismus und Buddhismus entsponnen haben. Ist diese Ansicht gegründet, so dürften die spätern und beträchtlichern Völkerzüge wol mit dem 2. oder 3. Jahrhunderte v. Chr. begonnen haben, da nach den heiligen Büchern der Birmanen, die wir als die nächsten Nachbarn betrachten müssen, Buddha ungefähr um das Jahr 626 geboren wurde. Das historische Auftreten Buddha's, oder sein Buddhwerden, fällt in sein 25. Jahr und die Dauer seines Wirkens wird auf 45 Jahre bestimmt, nach welcher Zeit er mit 500 seiner Priester in ewige Vernichtung eingetreten ist. Dies brächte seinen Tod in das Jahr 546 v. Chr., während die Siamesen ihn in das Jahr 544 und die Ceylaner in das Jahr 542 setzen.

Der zweite Völkerstrom, welcher Hinterindien überzog, brach aus dem nordöstlichen Asien herein und bestand hauptsächlich aus Mongolen. Dieses Volk wird bekanntlich zur gelben Menschenclasse gerechnet, und ihre Gesichtszüge sind überall in Hinterindien und im Archipel zu finden. Sie unterscheiden sich durch kleine Statur, einen untersetzten, sehr muskelhaften Körperbau, gelbliche Hautfarbe, schwarzes Haar, einen fast viereckigen Schädel und eingedrückte Nase, mit flachem, breitem, fast bartlosem Gesichte. Diese Kennzeichen sind auch den heutigen Birmanen eigen. Sie haben einen mehr oder weniger viereckigen Schädelbau, sind untersetzt, etwa vier Zoll kleiner als das Mittelmaß der Europäer, und zeichnen sich durch eingedrückte Nasen und wulstige Lippen aus. Ihre Farbe gleicht in der Jugend der hellsten Mulattenfarbe, wird aber mit dem Alter dunkler. Eine blasse, gelbe Farbe ist ihr Stolz; und von der Königin bis auf die Kinder herab färbt sich die weibliche Bevölkerung gelb. Diese Vorliebe für die gelbe Farbe ist im ganzen Archipel zu Hause. Die Haare sind schwarz, der Bart nur auf der Oberlippe dicht, am Kinne aber ist er sehr dünn

gesittet. Die Siamesen sind von der nämlichen Beschaffenheit, und eben dahin gehören auch die Völkerstämme, welche das Innere der asiatischen Inseln bewohnen. Dieser Mongolenstamm, wovon einzelne Nebenstämme durch barbarische Gebräuche sich ausgezeichnet haben, muß an die Stelle der zartern Hindurace getreten sein und diesen Völkerstamm unterjocht haben. Ein Theil der Mongolen zog wahrscheinlich am Irawaddy herab, ein anderer durch Siam und Anam. Von ihren barbarischen Gebräuchen zeugen noch die Dymks in Borneo, die Batta auf Sumatra und die Menschenopfer auf andern Inseln. Die Göttin Kali, mit dem Halsbande von goldenen Schädeln, hat sich in den Dymks auf eine furchtbare Weise verewigt und neben Spuren einer höhern Cultur das Gehässige mit dem Nützlichen vereint. Auch in andern Gewohnheiten und Gebräuchen herrscht eine große Übereinstimmung zwischen den Bewohnern von Hinterindien und des Archipels. Das Siegel der ehelichen Verbindung ist der Gebrauch, daß Braut und Bräutigam aus einer Schüssel essen, und dieser Gebrauch erstreckt sich bis nach China hin und ist auch bei den Dymks zu Hause. Die Hahnengefechte, an welchen die Birmanen, Siamesen u. s. w. so große Freude haben, sind auch Lieblingsbelustigung der meisten Bewohner des Archipels geworden, und in den übrigen Gebräuchen herrscht große Ähnlichkeit.

Demnach wäre der zweite Völkerstrom in jenen Himmelsstrichen aus mongolischen Stämmen entstanden, die einen höhern oder niedern Grad der Cultur erreicht hatten, aus welchen zuletzt die Malaien sich entwickelt und verbreitet haben. Sie sollen von den Molukken nach Celebes, Borneo und Sumatra gekommen und zuletzt auf die Küsten von Hinterindien gedrungen sein. Ihr Name wird von mala, bringen, und aya, Holz, hergeleitet; und wenigstens so viel ist gewiß, daß die Malayusprache auf den Molukken am reinsten gesprochen wird. Die Halbinsel von Malakka (Tana Malayu) ist jetzt ihr Hauptsitz; aber sie schwinden zusammen und nirgend haben sie eine bleibende Stätte. Bis in die letzten Zeiten herab, haben einige Buggisenhäuptlinge über einige Malaienstämme geherrscht, von welchen sie immer als Sklaven betrachtet werden. An 24 sogenannte malaiische Königreiche sind auf der Halbinsel von Malakka zu finden, wovon fast jedes mehre Stämme zählt. Sorimenanti ist sogar von 12 Stämmen bewohnt, und Schillabu zählt ihrer vier. Manche darunter bestehen kaum noch aus 2000 Seelen. Von den Malaiennegern, die sich von Malakka bis nach Mergui verbreiten, gibt es wenigstens fünf Stämme, ihre Zahl aber dürfte nicht über 2000 betragen. Sie stehen tiefer als die Malaien und wohnen in Felsenklüften und auf Bäumen. Der Wirrwarr über die nähere Abkunft der verschiedenen Völkerschaften im asiatischen Archipel wird sich hoffentlich aufklären, sobald wir die Wörterbücher von den dortigen Stämmen besitzen, an welchen Dr. Brown schon seit Jahren in Siam arbeitet.

Noch muß hier das Pferd betrachtet werden, das dem Menschen in seinen Wanderungen gefolgt ist und offenbar dazu dienen kann, die Richtung der vorwaltenden Völkerzüge zu bezeichnen. Hinter dem Brahmaputen erreicht das Pferd seine gewöhnliche Größe nicht mehr. Sobald man Hindostan verläßt und nach Birma hinüberzieht, wird es beträchtlich kleiner und gelangt nur selten zu einer Höhe von 13 Fuß, obgleich es im übrigen lebhaft und gut gebaut ist. Man gebraucht es nur im Kriege, nie zum Ziehen und selten zum Tragen von Lasten. Weiter gegen Süden und Südosten hinab, in Lao, Siam und Cochinchina, wird es noch kleiner und selten zum Reiten gebraucht. In Malakka werden gar keine Pferde gefunden, weil die Malaien ein Amphibienleben führen und diese Thiere wahrscheinlich seit ihrer Ankunft verschwunden sind. Dagegen hat das Innere von Sumatra zwei stammverwandte Racen der Birmanenpferde, die jedoch noch etwas kleiner geworden sind, und in Java werden sie in großer Zahl angetroffen und häufig zum Ziehen gebraucht. Bali und Lumbock haben noch schlechtere Pferde; aber Sambawa besitzt zwei Racen, welche zu den geschätztesten des Archipels gehören. Nach Sambawa wird das Pferd noch in Flores und Timor gefunden, wo es seinen östlichsten Wohnort erreicht. Auf den Molukken sind keine Pferde; dagegen werden sie wieder zahlreich auf Celebes, und hier wird auch die beste Race im Archipel gefunden. Die Eingeborenen gebrauchen sie zur Jagd und im Kriege, und sie sind als gute Renner bekannt. Zuletzt finden wir das Pferd noch im nordöstlichen Theile von Borneo und auf den Philippinen. Im wilden oder vielmehr verwilderten Zustande gibt es blos Pferde in Celebes, und diese Thiere können nur mit den Völkerwanderungen aus Norden über den Archipel sich verbreitet haben, da ihnen die Natur hier selten Gräser zur Nahrung verleiht. Überhaupt aber ist der Pferdeschlag in Hinterindien und im Archipel derselbe und das Stammland ist offenbar auf dem naheliegenden festen Lande zu suchen, gleichwie auch der Mensch dort seine Abkunft zu suchen hat.

Der dritte Völkerstrom endlich muß von den Arabern hergeleitet werden, war aber allem Ansehen nach von geringer Bedeutung. Arabische Handelsleute besuchten den asiatischen Archipel lange bevor Mohammed den Koran über die Welt verbreitet hat. Arabische Eroberer kamen erst im 12. und 13. Jahrhundert in den dortigen Gewässern an, und um diese Zeit scheinen Malakka und Achem auf Sumatra zum Islam übergetreten zu sein. Der Einfluß der Araber hat sich jedoch kaum über den Küstenrand einiger Inseln verbreiten können. Unter den zur Sklaverei geborenen Malaien haben sie großen Einfluß errungen, in Camboja dagegen nie festen Fuß fassen können. In Borneo ist ihr Einfluß beschränkt, in Celebes kaum der Erwähnung werth, und selbst auf den Suluinseln haben sie nur die Küsten im Besitze. Was endlich die Negerstämme betrifft, die auf den Andamaneninseln leben und wovon auch ein kleiner Theil auf Malakka angetroffen wird, so mögen sie immerhin von den Afrikanern etwas verschieden sein, können aber ursprünglich blos aus Afrika herstammen, gleichwie auch auf Neuguinea und weiter östlich die Gesichtsbildung der Neger vorwaltet. 14.

Historische Miscellen.

Der an den Papst Urban VIII. abgeordnete spanische Gesandte war beauftragt, vorzüglich die Anschläge des beim päpstlichen Hofe im größten Ansehen stehenden Cardinals Antonio zu erforschen. Es wollte ihm aber damit nicht gelingen, weil er die Umgebung des Cardinals vergebens sich geneigt zu machen suchte. Nun gab ihm einer seiner Bekannten den Rath, sich an die Geliebte des Cardinals, welche Alles bei demselben vermochte, zu wenden; einen andern Weg, zum Zwecke zu gelangen, gebe es nicht. Der Gesandte weigerte sich aber dessen, „denn — sagte er — es verträgt sich weder mit meinen Religionsgrundsätzen noch mit der Majestät des Reichs, dessen Gesandter ich bin, daß ich der Gunst einer Buhlerin etwas zu verdanken haben soll. Lieber also will ich nichts, als auf diesem Wege etwas ausrichten.“ Und so geschah es auch; denn ohne sein Wissen wurde zwischen Frankreich und dem Cardinal Antonio ein Spanien sehr nachtheiliges Bündniß geschlossen.

Ganz auf ähnliche Weise benahm sich ein anderer spanischer an den König von England, Karl II., abgeschickter Gesandter. Die Vertheidigung Flanderns machte Spanien die Hülfe Englands höchst wünschenswerth. Der Gesandte sollte also den König für Spanien zu gewinnen suchen. Man gab ihm den Rath, die Maitresse des Königs und durch solche diesen selbst auf seine Seite zu bringen. „Nein“, antwortete darauf entrüstet der Spanier, „eher soll der König, mein Herr, die Hälfte seines Reichs verlieren, als durch die Gunst einer Dirne einen Theil davon wiedergewinnen!“ Der französische Gesandte, den von dem Spanier verschmähten Weg einschlagend, erreichte seinen Zweck vollkommen. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 12. — 12. Janaur 1842.

Die Ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von K. Batornicki.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Der Form nach wüßte ich dies mysteriöse Gedicht nur mit einem deutschen zu vergleichen, mit Immermann's „Merlin“. Aber trotz seiner Dunkelheit ist dieser bei weitem poetischer, gestaltungsreicher und die positive Mythe gibt eine romantische Scenerie, feste Gestalten, reine Heiterkeit, Glauben, Liebe, Hoffnung mitten unter den Trümmern der Verzweiflung und Vernichtung. Der polnische Dichter schwimmt im vagen Blauen, er muß sich Alles, was er will, erst selbst machen, örtlichen, zeitlichen Hintergrund, Mythe und Wahrheit. Aber, man muß es ihm lassen, das geschieht mit kräftigen Pinselstrichen. Die Geisterwelt, die er hervorruft, weiß er mit wenigen Mitteln zur Anschauung zu bringen; er individualisirt aus dem Geiste heraus und wir werden unwillkürlich hineingerissen in den Kreis seiner Gestalten, deren Kleider, Gesichter, Statur wir nicht sehen, deren Namen wir nicht einmal wissen, viel weniger Vaterland, Herkunft. Das ist der Griff eines Dichters, wenige thun es ihm nach.

Ein Schutzengel und das Chor böser Geister sprechen den Prologus: „Selig unter den Erschaffenen, wer ein Herz hat — er kann noch erlöst werden — gutes und treues Weib erscheine für ihn und ein Kind werde geboren in Euerm Hause“, ruft der Engel. Die bösen Geister beschwören den Schatten der gestern gestorbenen Buhlerin, die Geliebte des Dichters, ihn zu berücken — sie citiren den Ruhm — „Alter, in der Hülle ausgestopfter Adler, vom Pfahl herabgenommen, an den dich im Herbste der Jäger gehängt hat“ — sie citiren das „verfaulte Bild des Paradieses, Beelzebub's Kunstwerk, — die Löcher verkleben und verwischen wir mit Firniß“ seinen Sinn zu verwirren, ihn streben zu lassen nach dem Unerreichbaren.

Die Trauung ist Wonne. „O ewig, ewig wirst du mein Gedicht sein“, ruft der beglückte Bräutigam. Die Braut erwidert nur: „Ich werde dir ein treues Weib sein, wie die Mutter sagt, wie es das Herz mir sagt.“ Da erscheint das Phantom. Der Mann-Dichter-Held eilt ihm nach, auf Kirchhöfe und in Wüsteneien. Die ängstliche Gattin ruft ihn: „Mein Theuerer, was fehlt dir, deine Stimme zittert, deine Wangen glühen fieberhaft?“ „Frische Luft fehlt mir“, antwortet der Mann. Das Gefühl der geistigen Unbefriedigung in der Ehe durchschauert ihn: „Seit meinem Hochzeitstage schlief ich den Schlaf der Erstarrten, den Schlaf der Zecher, den Schlaf eines deutschen Fabrikherrn bei seiner deutschen Frau.“ — Das Kind ist geboren, der Zauber, die Liebe längst entflohen. Der Mann geht dem Geiste nach, das Weib schickt zum Conditor, um Torten zum Kindtaufschmaus zu bestellen, Chocolatentorten mit dem Namen des Täuflings in Zuckerguß. Der Mann erklärt dem unglücklichen Weibe: „Ich fühle, daß es meine Pflicht ist, dich zu lieben.“ Das Weib fühlt sich getödtet mit dem einen Worte. Sie beschwört ihn, lieber zu sagen: „Ich liebe dich nicht, wenigstens werde ich dann Alles — Alles wissen.“ — Pathen und Priester und Torten sind da, der Mann kann es nicht aushalten bei dem Weibe „aus Lehm und Koth“. Er ist entflohen. Verwirrung. Das Kind wird ohne ihn getauft. Da tritt die Mutter zwischen die heilige Handlung, sie unterbricht die priesterliche Beschwörung und legt die Hände auf das Haupt des Kindes: „Ich segne dich, Georg, ich segne mein Kind — werde ein Dichter, damit dein Vater dich liebe und einst nicht verwerfe — dann wird er deiner Mutter vergeben. — Ich fluche dir, wenn du kein Dichter wirst.“

Das Phantom ist dem Manne, der ihm nacheilt, entflohen, in Moder und Staub versunken. Er kehrt zerknirscht zurück. Er sucht die Gattin; man hat sie gestern abgeholt ins Irrenhaus. Er sucht sie auf.

Der Mann. Erkennst du mich, Maria?

Das Weib. Ich schwöre dir Treue bis zum Grabe.

Der Mann. Komm, gib mir die Hand, wir wollen hinausgehen.

Das Weib. Ich kann nicht aufstehen, die Seele hat meinen Körper verlassen, ist in den Kopf getreten.

Der Mann. Komm, ich will dich hinaustragen —

Das Weib. Noch ein Paar Augenblicke laß mich und ich werde deiner würdig.

Der Mann. Wie so?

Das Weib. Ich betete drei Nächte und Gott hat mich erhört.

Der Mann. Ich verstehe dich nicht.

Das Weib. Seit ich dich verloren, ist ein Wechsel in mir vorgegangen. Herr Gott, betete ich und zerschlug meine Brust, und legte eine geweihte Kerze an meine Brust und büßte: „Laß über mich kommen den Geist der Dichtkunst“, und am dritten Morgen ward ich eine Dichterin.

Der Mann. Maria!

Das Weib. Jetzt wirst du mich nicht mehr verachten, Heinrich, ich bin voll von Begeisterung.

Der Mann. Nimmer — nimmer.

Das Weib. Blick auf mich, bin ich dir nicht gleich geworden? Alles begreif' ich, faß' ich, offenbar' ich, sing' ich, — das Meer und die Sterne, den Sturm und die Schlacht.

Der Mann entsetzt sich. Das Weib umarmt ihn und ruft, wie glücklich sie sei! Für den Mann ist der Tag des Gerichts gekommen. Sie vertraut ihm noch eins: „Dein Sohn wird ein Dichter." Ja, der Verf. ist ein Dichter. Ich wüßte unter allen neuern Dichtungen keine, wo mit so wenig Mitteln eine ähnliche, erschütternde Wirkung als in dieser Wahnsinnsscene hervorgebracht würde. Es hat ihr Jemand „ein Licht in den Kopf gehängt und das Licht flackert unerträglich". Ihr ist wohl und sie stirbt; aber zuvor hat sie noch ein Gedicht gesprochen: wie Alles sein würde, wenn Gott in Wahnsinn verfiele, was wir, als Hinweisung auf den Grundgedanken des Dichters, hier noch mittheilen:

Alle Welten fliegen bald hinauf, bald herunter, jeder Mensch, jeder Wurm schreit: „Ich bin Gott" und alle Augenblicke stirbt einer nach dem andern — Kometen und Sonnen erlöschen — Christus erlöst uns nicht mehr; er nimmt sein Kreuz in die Hände und wirft es in den Abgrund. — Hörst du, wie dieses Kreuz, die Hoffnung von Millionen, an den Sternen zerschellt, zerbricht, zerspringt, in Stücke zerfliegt und immer tiefer und tiefer, bis aus seinen Bruchstücken ein großer Sturm entsteht. Die heilige Mutter Gottes allein betet noch, und die ihr dienenden Sterne haben sie noch nicht verlassen; aber auch sie wird hingehen, wohin die ganze Welt stürmt.

Der Mann hat nun entdeckt eine Grabeshöhle in seinem Herzen, er kann alle Gefühle bei ihrem Namen nennen, und in ihm ist keine Begierde, kein Glaube, keine Liebe — nur ein Paar Ahnungen irren in dieser Wüste umher: von seinem Sohne, der blind geworden und ein Seher, von der Gesellschaft, in der er auferwachsen, daß sie sich auflösen werde, und er leidet eben, wie Gott glücklich, in sich allein, für sich allein. Womit, sollte man erwarten, würde er nun diese entdeckte Grabeshöhle besser füllen als mit der Liebe zum Vaterlande? Ein Pole, der Alles verloren, den Glauben an Tugend, Gott, sich, das Lied „Polen ist noch nicht verloren" summt ihm ins Ohr wie ein Zauberspruch; es weckt die geistig Todten, wenigstens auf Augenblicke, wie Huon's Horn ruft es die Alten und Ehrbaren zum schwindelnden Tanze. Ein blasirter Curtius hatte noch Kraft, sich fürs Vaterland in den Abgrund zu stürzen. Diese Weise fehlt, dieser Ton schlägt nicht an. Einen Adler, der ihn zum Ruhm aufruft — die zweite Weihesendung der bösen Geister — der ihm zuruft: „kämpfe mit dem Degen deiner Väter für ihre Ehre, ihre Macht!" erkennt er für ein Gaukelspiel des Mephistopheles, aber er folgt doch dem Rufe. Was ist's für ein Ruf? Für das Vaterland und gegen seine äußern Feinde? Nein, er zieht den Degen und kämpft für die Gesellschaft, in der er auferwachsen, die sie mit tönendem Namen die gute, alte Ordnung der Dinge heißen. Mir klingts wie fürchterlicher, höhnender Spott, das im Munde eines Polen, aber es ist bitterer, wenn man will heiliger Ernst dem Dichter.

Er ist ein edler Aristokrat, gewiß. Er erkennt die mit vermoderten Burgen umhangenen Vorurtheile seiner Standesgenossen; wie er denn vortrefflich ihre Miserabilität, ihre Halbheit und ihren Bettelstolz in der fürchterlichen Krisis ausmalt. Aber den einzigen Halt für sich in der allgemeinen Zerfallenheit, Regirung und Zerrissenheit erblickt er im Festhalten und Vertheidigen bis auf die letzten Kräfte der unterminirten gothischen Burg. Dieses Symbol wird in der Burg der heiligen Dreifaltigkeit individualisirt. Hierhin ziehen sich die letzten, dem allgemeinen Geschlachte entronnenen Aristokraten, Würdenträger, Priester zurück. Hierhin schlägt sich der „Mann" durch und ermuthigt die Wankenden zur letzten Anstrengung wider den Feind. Es geschieht das Mögliche, die männliche Kraft des erwählten Feldherrn erprobt sich im Kampfe wie gegen den äußern so gegen den innern Feind, bis das Unaufhaltsame über die letzten wankenden Mauern zum gemeinsamen Untergange einbricht. Da, über Pulverdampf, rauchenden Trümmern, gesprengten Minen, über Nebel und Graus, erscheint ein Luftbild, das Kreuz, und der Weltbesieger, der Berggipfel des Sansculottismus ruft, zusammensinkend: Galilaee vicisti!

Wenn man nur den Zusammenhang faßte! Die Vision paßt zu Dem, was hier unterging und hier siegt, wie die Faust aufs Auge. Die alte verschimmelte Aristokratie, nach der eigenen Schilderung des Dichters, hat mit dem Christenthum nichts gemein, als daß sie die ihr bequemen Formen auch dieser höchsten Emanation des ewigen Geistes aufdrückte. Was da Christenthum genannt wurde, das ging freilich mit dem Mittelalter unter. Will der Dichter nun andeuten, daß das reine, wahrhafte Licht des offenbarten Glaubens die Trümmer der Feudalherrschaft überdauern werde? Das wird es gewiß; es wird leuchten und bestehen auch ohne Erzbischöfe, Tiaren, Chorherren, ohne wunderthätige Bilder und Weihrauchfässer. Was soll das aber hier? Die Weisheit der Chaldäer und die Mysterien der Ägypter werden untergehen, aber der evangelische Glaube wird sich aus dem Sektenwesen der Amerikaner zum reinen Christenthum emporarbeiten. Dieser Schlußsatz ist nicht unlogischer als das Kreuz in der Luft nach jenem Greuel. Aber der „Mann", der Held, um den sich das Drama dreht, vielleicht ist er der Träger des christlichen Gedankens? Wie ein Cato ein Christ ist. Des Mannes Schule ist eine stoische. Er will ausharren bei dem Bestehenden. Er erkennt die große Lüge, die ihn angähnt, Alles verschlingt, aber er verkennt auch nicht die Lüge, für die er das Schwert zieht. Die intensiven Fäden und Fibern, wie diese Lüge mit der ewigen Wahrheit zusammenhängt, bleibt er uns schuldig. Wie denn überhaupt das Christenthum, wie es die Conservativen zu ihren Zwecken behandeln und ajustiren, keinen Heller mehr werth ist als der Gott der Saint-Simonisten. Auch ihnen ist's kein Geist, der über den Wassern schwebt, der die Tiefen der Brust durchschauert, der im Sündigen die Gnade weckt, der den Gedrückten erhebt, den Stolzen demüthigt, die

Thäler und Berge ebnet und über den Dunst der Gegenwart den Blick zu ewiger Heiterkeit erhebt. Es ist ihnen wie jenen ein faßliches Werkzeug, ein Kitt, um das Bestehende zu erhalten. Oft überschleicht mich die Frage: wer sündigt mehr gegen den heiligen Geist? Der ihn leugnet, oder der ihn zum Mittel und obligaten Diener für seine egoistischen Zwecke herabwürdigt?

Mit vieler Kenntniß und vielem Hasse ist das feindliche Heerlager geschildert. Das Persönliche geht da natürlich unter. Es ist ein Sturmwind, ein Feuerbrand, ein verheerender Strom; da sieht man und verfolgt nicht die einzelnen Luftzüge, Flammen, Wellen! Aber zusammengeworfen ist, was die Philosophen und Demagogen *seit* 50 Jahren geträumt, gesprochen, gehandelt. Mit dem alten Jakobinismus von 1792 vermischt sich der Republikanismus von 1830 und 1840, der Saint-Simonismus, die Frauenemancipation und das junge Deutschthum, der altorientalische Judengrimm, die Schlauheit der Getauften und selbst die Doctrinaire schattiren sich ab. Wo war das Alles je vereinigt, wo siegte es auf diese Weise? könnte der praktische Historiker fragen. Minderten nicht vielmehr die vielfachen Reactionen und Restaurationen die zerstörende Kraft des Stromes, machten sie ihn nicht vielmehr immer reiner von Leidenschaften, von Einseitigkeit? Ward er kräftiger, ward er schwächer? Freilich ward er kräftiger, aber seine Kraft ist unsichtbar. Er zerstört nicht mehr wie ein wildbrausendes Bergwasser, das Trümmer über Trümmer häuft. Er ist ein Luftstrom geworden, gegen den man keine Schranken baut. Wo aber, außer Frankreich und jetzt Spanien, hat er jemals gewüthet, wie ihn der Dichter malt? Etwa in seinem Vaterlande? Wir schrieben schon die Antwort auf, nach der Niemand sich umzusehen braucht. Sein Vaterland ist vernichtet, ausgelöscht aus der Reihe der lebendigen Nationen, nicht darum, weil der Sansculottismus das Ehrwürdige und Überkommene unter die Füße trat, sondern um deswillen, weil die Gewaltigen der Nation nicht vom Alten und Überkommenen lassen wollten, weil sie die wüste Freiheit der Mächtigen für höher schätzten und heiliger achteten als Ordnung, Sitte, Fortschritt. Wie viel herrliche, leuchtende Momente in Polens Geschichte gingen spurlos vorüber, wie viel mächtige Aufschwünge geistiger Kraft verwehten wie Spreu im Winde, weil gleich nach der That, oder noch während der That, die unselige Zwietracht der „Männer" das Werk verdarb, der Männer, denen nichts höher galt als ihr eigenes, ererbtes Recht. An diesem Erbthum aus der guten alten Zeit erlag eine Nation, begabt mit den leuchtendsten, herrlichsten Eigenschaften. Auch der Dichter ist, obwol eine seltene Erscheinung in seinem Volke, durch und durch Pole. Nur als solcher konnte er über das Heiligthum des Erbrechts den ewigen Geist verkennen, der über alle Völker und ihre Geschichte hinrauscht und nur die zum Untergang verdammt, welche ihn nicht hören und stehen bleiben wollen, wo ihre Väter standen.

Das über die Idee des Dichters. Es hindert uns nicht, unsere Achtung vor der Kraft, mit welcher er sie ausspricht, auszudrücken. Es ist ein ungewöhnliches Gedicht, welches er uns schenkt, und empfohlen sei es der deutschen Lesewelt, welche ein solches aus Polen nicht gewärtigte, wol aber berechtigt war, es zu erwarten, wenn seine Dichter aus dem französischen Formalismus sich emancipirt hatten. Ein polnischer Byron lag viel näher Dem, was wir uns vom polnischen Charakter denken, als die plastische Ruhe und Klarheit, zu der Mickiewicz sich durchgearbeitet hat. Wir sind sehr begierig, ob dies ein Einzelwerk des Dichters bleiben wird, ein Werk, in dem der ganze Mensch aufgegangen ist, was es allerdings den Anschein hat, oder, wenn die productive Kraft in ihm nachhaltigen Wurzeltrieb hat, wohin sie sich wenden wird.

Der Übersetzer entschuldigt einzelne Härten in der Ausdrucksweise mit der aphoristischen Kürze der Sätze und damit, daß die deutsche Sprache nicht seine Muttersprache ist. Es bedurfte dieser Entschuldigung nicht. Die Übersetzung ist so fließend und ausdrucksvoll, daß wir, und gerade in den poetischen Stellen, an ein Originalwerk gemahnt wurden. 15.

Ballads, songs and poems, translated from the german. By Lord *Lindsay*. Wigan 1841.

Dieses Werk ist auf Kosten des Verfassers prachtvoll gedruckt und nicht in den Buchhandel gekommen. XII und 160 Seiten in groß Quart mit schönster typographischer Ausstattung umfassend, macht das Buch einen durchaus edeln, seines Inhalts wie seines Verf. würdigen Eindruck. Durch ein günstiges Geschick ist Ref. in den Besitz eines Exemplars dieses ebenso seltenen als schönen Werks gekommen, und da man bei uns mit Recht stets darauf aufmerksam ist, wie unsere Literatur im Auslande betrachtet und beurtheilt wird, glaubt er in der Kürze auf diese Erscheinung aufmerksam machen zu dürfen.

Nach der Zueignung an Mrs. James Lindsay, unter deren Beistand das Werk ausgeführt worden, spricht sich der Lord in einer kurzen Vorrede über die Grundsätze aus, welche er bei seiner Übertragung befolgt; es ist die möglichste Treue im Wiedergeben der Idee des Originals, möge auch der äußere Glanz der Form hin und wieder darunter leiden. Ein Gedicht, sagt der Verf. in einem niedlichen Gleichniß, wie es frisch aus Herz und Hand seines Schöpfers strömt, kann an Geist und Form einem Vögelchen verglichen werden, das in einem goldenen Bauer verschlossen ist. Des Übersetzers Geschäft ist, den Vogel zu fangen und ein neues Käfig für ihn zu bauen, so genau als möglich nach dem Muster des frühern. Nur allzu oft entschlüpft das Thierchen während dieses Vorgangs; gelingt es ihm aber, es in seine neue Wohnung zu übersiedeln, und seine Freunde sehen es und hören es singen zwischen den Stangen, so darf er sich glücklich schätzen, und — wäre auch das neue Käfig von Eisen.

Die Gedichte, mit Notizen über die Verfasser und erklärenden Anmerkungen versehen, sind durchaus trefflich gewählt: ein altdeutsches, ein altschwedisches, ein altdänisches, zwei von Herder, sechs von Goethe, sieben von Schiller, funfzehn von Uhland, eins von Kerner, eins von Chamisso, eins von Platen, eins von Heine, eins von Freiligrath. Uhland scheint, wie überhaupt die Engländer häufig, unter den deutschen Dichtern den Verf. am meisten angesprochen zu haben. So wird denn auch das Ganze eröffnet mit Uhland's deutscher Sprachgesellschaft. Daran reihen sich unter dem Titel „Old teutonic, chivalric and historical" folgende Stücke: „Das Hildebrandslied" nach der modernen Version in dem zu Aarau erschienenen neuen „Freidank"; „Das Lied von König Oluf" aus Grimm's „Dä-

nischen Heldenliedern"; „Der König im Norden", aus Chamisso's „Schlemihl"; Goethe's „König in Thule"; „Die sterbenden Helden", „Die drei Lieder", „Die Vätergruft", „Des Sängers Fluch", „Der König auf dem Thurme", „Taillefer", „Jungfrau Sieglinde" von Uhland; „Der Graf von Habsburg" von Schiller; „Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe" von Justinus Kerner; Uhland's „Romanzencyklus über den Grafen Eberhard den Rauschebart"; „Der Handschuh" von Schiller und Platen's köstliche Romanze über Kaiser Karl vor St.-Just, bei deren Übertragung man indeß die gleiche Länge der beiden Verszeilen vermißt, welche eine eigenthümlich feierliche Gehaltenheit hervorbringt.

> Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
> Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

thut eine ganz andere Wirkung, als:

> 'T is night, and tempests whistle o'er the moor,
> Oh! Spanish father, ope the door!

Die zweite Abtheilung mit der Überschrift „Romantic" gibt zuerst ein schwedisches Volkslied nach Öhlenschläger's Übersetzung unter dem Titel „The strength of sorrow". Darauf folgen einige Goethe'sche Balladen: „Der Fischer", „Erlkönig", welche sich ganz besonders für Übertragung ins Englische eignen und ausgezeichnet gelungen sind. Ferner „Der schwarze Ritter" von Uhland; „Die wandelnde Glocke", „Der Zauberlehrling" von Goethe. Den Schluß der Abtheilung bildet Heine's „Seegespenst": „Ich aber lag am Rande des Schiffes" u. s. w.

Eine eigene Abtheilung bilden drei größere Gedichte von Schiller: „Das verschleierte Bild zu Sais", „Die Kraniche des Ibykus" und „Der Taucher". Unter dem Titel „Miscellaneous" stehen endlich noch folgende Stücke: Mignon's Lied „Kennst du das Land"; Schiller's „Ideale", fast wörtlich an das Original anschließend:

> And wilt thou, faithless, from me sever
> With all thy graceful fantasy,
> With all thy joys, thy griefs — for ever
> Wilt thou inexorably flee?

Weiter: Schiller's „Theilung der Erde"; „Das Lied eines Armen" und „Des Schäfers Sonntagslied" von Uhland; die Fabel von der Wette zwischen Wind und Sonne nach Herder; endlich noch drei Stücke von Uhland: „Einkehr" („Bei einem Wirthe wundermild" u. s. w.), welchem der Übersetzer ein arabisches Liedchen an die Seite stellt; „Der Kranz" und „Die verlorene Kirche". Zur Probe möge hier die Übersetzung einer Uhland'schen Romanze stehen:

The three lays.

> King Sigfried sat in his feast-hall gay —
> „Ye harpers! who knows me the sweetest lay?"
> Outstepp'd a youth from the crowd with pride,
> His harp in his hand and his sword by his side.
>
> „Three lays know I, — the first song
> Thou hast indeed forgotten long;
> ‚My brother hast thou basely slain,
> Yes! thou hast him basely slain!'"
>
> „The second lay — I dreamt it aright
> In a gloomy and stormy night —
> Thou must fight with me for life or death,
> ‚Yes! fight with me for life or death.'"
>
> He leant the harp against the board,
> Then each drew at once his keen bright sword;
> Blade to blade and frown to frown
> They fought, till the King in his hall sank down.
>
> „Now sing I my third and sweetest lay —
> I shall sing it untiringly ever and aye;
> ‚King Sigfried lieth in his red heart's-blood,
> Yes! lieth in his red heart's-blood!'"

16.

Literarische Notizen.

Spuren deutscher Nationalität in der umgekehrten Bedeutung des Worts.

Jules Janin sagt über Scribe's neues, bereits auch in Deutschland viel besprochenes Lustspiel „Une chaîne": „Gewiß seit dem zweiten Acte ist, wie es mir scheint, das Stück beendigt, oder es hat vielmehr noch gar nicht angefangen. — Es ist ein sehr schlechtes, sehr unbedeutendes Lustspiel! Doch nein! es ist so geschickt gezeichnet, so voll von Mannichfaltigkeiten, von sonderbaren Gruppirungen, von kleinen unvorhergesehenen Hülfsmitteln, von groben und geschliffenen Lügen, der Verf. macht sich die Sache mit so großem Eifer schwierig und überwindet die Schwierigkeit mit so großem Glück, die Dinge, die darin vorgehen, sind von so unmöglicher Art, die Bewegung, der Lärm, das Hin- und Hergeklapper des Dialogs — doch was soll ich sagen? es macht Vergnügen, einen so hübschen Tänzer so gewandt, so leicht auf seinem schönen Seiden- und Goldfaden tanzen zu sehen." Das Lustspiel scheint mithin ein niedliches und ergötzliches Kunststück, eine Seiltänzerarbeit, eine Art dramatischer Pirouette zu sein, aber keineswegs ein Kunstwerk, keineswegs das Werk eines ernsten gediegenen Meisters. Und doch strecken unsere Übersetzer und mit ihnen unsere Bühnen und unser Publicum alle zehn Finger ihrer Begierde und ihres Heißhungers nach diesem unechten Schaustück aus! Ein schnellfingeriger Übersetzer in Berlin, ein gleich schnellfingeriger Übersetzer in Dresden übereilen sich, in den Zeitungen den Bühnen ihr betreffendes Manuscript anzubieten, ein dritter in Berlin überholt sie alle und läßt seine Übersetzung zu einem wohlfeilen Preise wie ein Volksbüchlein sogleich in Druck erscheinen. Nein! So lange noch Paris über unsere Moden, Trachten, Conversation und Salongebräuche, und je höher hinauf desto mehr, die entscheidende Stimme hat; so lange das Hauptingredienz einer gebildeten Erziehung im bloßen französischen Parliren besteht; so lange unsere Bilderladen von pariser Caricaturen und symbolischen Zweideutigkeiten wimmeln; so lange jeder noch so schlüpfrige französische Roman, warm wie er aus dem Ofen kommt, in das Deutsche sich umbacken lassen muß; so lange der Verbrauch französischer Ausdrücke in deutschen Originalwerken, wie zur Rococozeit, noch im Zunehmen ist; so lange wir noch ängstlich den französischen Journalen nachzählen, wie viel Stimmen diese oder jene Fraction in der Deputirtenkammer muthmaßlich verlieren oder gewinnen könnte; so lange noch irgend eine deutsche Bühne ihren Hauptruhm und ihr Hauptinteresse darin finden kann, jede neue französische Oper, jedes neue französische Drama gleichsam aus dem Leibe der Mutter zu nehmen und möglichst früh figuriren zu lassen — so lange halten wir Alle jene Rheinlieder und Rheinweinlieder für zwar gutgemeinte, aber mehr oder weniger haltlose Fanfaronaden und uns für ein Volk, dem es mit Recht geschiehe, daß man es, wie eine englische Zeitschrift sagt, „halb mit Erbarmen lobt", oder, wie die Franzosen thun, im Allgemeinen mehr als die Russen und Türken ignorirt.

Der Baron Ch. Dembrowski gab in Paris heraus: „Deux ans en Espagne et en Portugal pendant la guerre civile (1838—40)". Das Buch enthält interessante Nachrichten über das Privatleben, die Volkslieder der Spanier, den Schmuggelhandel der Engländer in Andalusien, die Revolution von La Granja, die Fueros der baskischen Provinzen und Navarras u. s. w.

Unter der Presse befinden sich die „Mémoires du général Belliard". Von ähnlichem Interesse ist das Werk des Grafen von Chatillon, welches unter dem Titel „Quinze ans d'exil dans les états romains pendant la proscription de Lucien Bonaparte" erschienen ist und zugleich Portraits und Zeichnungen enthält, welche die in dem Buche geschilderten Hauptscenen darstellen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 13. — 13. Januar 1842.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da *Alfredo Reumont*. Florenz 1841.

Vom Verfasser selbst angezeigt.

Von einer Colonie von Fiesolanern wurde um die Zeit des Unterganges der römischen Republik die Stadt Florenz gegründet. Diese Meinung scheint wenigstens derjenigen vorgezogen werden zu dürfen, welche der Stadt, die mit der Zeit zur Herrschaft über Toscana gelangte, etruskischen Ursprung gibt. Vom Meere und von den großen Verbindungsstraßen zwischen dem nördlichen und südlichen Theil der Halbinsel entfernt gelegen, blieb Florenz beinahe unbeachtet, während Pisa, durch Handel mächtig, schon jenseit der Meere gefürchtet war. Die Fremdherrschaften der Gothen, der Longobarden, der Franken machten auch hier die in den übrigen Provinzen und Städten des obern und mittlern Italiens herrschenden Verhältnisse geltend. Toscana ward von Herzögen, nachmals von Grafen oder Markgrafen beherrscht. Unterdessen war das ungeheure Frankenreich getheilt worden: von einheimischen Fürsten lange bestritten, war die italienische Krone auf immer, so schien es, den deutschen Königen anheimgefallen; Venedig hatte sich unabhängig gemacht; der römische Papst war ein nicht unmächtiger weltlicher Herrscher geworden. Als 1052 Markgraf Bonifaz III. starb, gingen die toscanischen Städte der Unabhängigkeit entgegen, obgleich unter den Kaisern des fränkischen Hauses die Oberherrlichkeit des Reichs, ungeachtet des Widerstrebens der Kirche, zum Theil mit großer Kraft aufrecht gehalten ward. Im J. 1116 starb die große Gräfin Mathilde. Mittels ihrer berühmten Schenkung überließ sie der Kirche ihre Staaten, die indeß nichts Anderes als Reichslehen waren. Daher neue und anhaltende Kämpfe, während deren die factische Freiheit der Städte und Gemeinden sich gründete, wuchs, kräftigte. Denen, welche an der Spitze der Verwaltung solcher Gemeinden standen, zu bestimmten Zeiten wechselnd, wurde der alte Name Consuln gegeben. Frühe schon hatten die Zwistigkeiten mit jenen Herren begonnen, welche, unmittelbare Lehnsträger des Reiches und weder von Stadt noch Gemeinde abhängig, in den Kastellen wohnten und herrschten. Die Einnahme von Monte Orlandi und jene von Prato 1107 bezeichnen den Anfang dieser Epoche und der Erweiterung des florentinischen Stadtbezirks, während die bis dahin unabhängigen Edeln der Umgebung genöthigt wurden, sich der Gemeinde zu unterwerfen und zu Bürgern zu machen. Eine Reaction erfolgte zu Zeiten der Kaiser Friedrich's I. und Heinrich's VI., aber die Städte behielten die Oberhand, nachdem die Macht des Reiches unter Friedrich II. wesentlich abgenommen hatte. In der innern Administration fand eine Umwandlung statt, als man, dem Beispiele der lombardischen Städte folgend, das Amt des Podestà schuf, dem statt der frühern Consuln (de placitis) die Handhabung der Gerechtigkeit oblag. Seit 1207 wurde die Podesterie nur Fremden übertragen. Um dieselbe Zeit begann jener Brand, welcher Stadt und Land verwüstete und mehr denn einmal die Nationalunabhängigkeit an den Rand des Abgrundes führte: die Scheidung in die Parteien der Ghibellinen und Guelfen. Schon um 1185 hatten diese sich gezeigt, dann hatten sie neuen, thränenreichen Ursprung in Florenz 1215 durch die Ermordung Buondelmonte's de' Buondelmonti.

Edle und Volk scharten sich auf der einen wie der andern Seite. Von Anfang an aber zeigte das Volk sich dem Guelfenthum geneigt; daher kam es, daß ungeachtet so mancher Kämpfe, aus denen sie siegreich hervorgingen, die Ghibellinen ohne fremde Hülfe nimmer festen Fuß zu fassen vermochten. So geschah es nach der blutigen Schlacht von Mont'Aperti (1260); sechs Jahre lang behielt in Florenz die kaiserliche Partei die Oberhand, bis der von Karl von Anjou über König Manfred erfochtene Sieg (1266) ihr auf immer die Thore von Florenz verschlossen. Nichts nutzten ihr die großartigen Bemühungen Heinrich's von Lützelburg (1311—13), nichts der Sieg bei Monte Catini (1315), nichts die Größe des Castruccio (1316—28). Die Stadt blieb standhaft in guelfischer Gesinnung.

Darum aber blieb sie doch nicht ruhig, noch einig. Unter den Vornehmen, zum Theil Bewohnern von Florenz von den ältesten Zeiten her und vielleicht römischer Abkunft, zum Theil vormals Herren von Kastellen und genöthigt in die Stadt zu ziehen, unter diesen und zwischen ihnen und den Popolanen waren längst schon Mistrauen und Uneinigkeit herrschend. Als der demokratische Geist, vom Guelfenthum gefördert, stärker ward, begann das Volk Maßregeln zu ergreifen, die Übermacht des Adels zu mindern. Es empfand die Nothwendigkeit, einen Mit-

telpunkt zu besitzen, wo es zur eigenen Vertheidigung sich vereinigen und von welchem aus es seine Operationen leiten könnte; und zu diesem Behufe wurden 1266 die Zünfte mit ihren Vorständen geschaffen. Die Befähigung zur Theilnahme an der Verwaltung wurde sodann von dem in eine dieser Zünfte Eingeschriebensein abhängig gemacht, eine Bedingung, die strenge erfodert und noch geschärft ward durch die demokratische Reform des Giano della Bella (1293), welche, indem sie die gesammte administrative Gewalt den Popolanen in die Hände gab, mittels der sogenannten Justizverordnungen (ordinamenta iustitiae) dahin gelangte, den alten Adel beinahe völlig von den Magistratstellen auszuschließen, ausgenommen im Falle, wenn die Mitglieder dieses Adels, dem Volke sich zugesellend, sich willig fanden, nicht blos dem Namen nach, sondern in der That Zunftgenossen zu sein. So war die Scheidung zwischen Adel und Volk vollkommen. Es fehlte nur noch ein Zwiespalt, der die gesammte guelfische Partei trennte. Auch dieser fand sich, und 1300 entstanden die Factionen der Weißen und Schwarzen, welche, den alten Haß zwischen Ghibellinen und Guelfen erneuernd und bald in diese übergehend, die Stadt mit Verbrechen und Blut erfüllten.

Als diese Parteizwiste zu Ende waren, stand Florenz da mit verminderten Kräften, ungeachtet des blühenden Zustandes des Handels und der Gewerbe. Die Eifersucht gegen den von Alters her in den Waffen geübten Feudaladel, vereint mit der Sucht nach Reichthümern, trug dazu bei, das florentinische Volk allmälig der Kriegskunst zu entfremden. Um der ghibellinischen Partei Widerstand zu leisten, ward es also nöthig, fremde Fürsten zu Hülfe zu rufen, welchen für eine Zeit lang eine dem Anscheine nach durch verschiedene Vorkehrungen und Bedingungen beschränkte, in der Wahrheit aber beinahe dictatorische Gewalt anvertraut wurde. Das Haus der Anjou, welches in Neapel herrschte, der Guelfen vornehmste Stütze im Kampfe gegen die letzten Hohenstaufen, gegen Heinrich VII., gegen Ludwig den Baier, war dasjenige, an welches die Florentiner sich wandten. So geschah es 1313, als die Signorie dem Könige Robert angeboten ward, der seine Stellvertreter sandte; 1325, als die Stadt dem Herzog von Calabrien, Robert's Sohne, huldigte. In ähnlichem Bedürfnisse hatte ihren Ursprung die Herrschaft des Herzogs von Athen 1342, während der Krieg gegen die Pisaner und die Visconti Gefahr brachte; eine Herrschaft, die, von kurzer Dauer nur, von größter Wichtigkeit in ihren Folgen war. Wenn nämlich die Anstrengungen des Adels, welcher, diesmal einstimmig mit dem Volke, wesentlich zur Befreiung der Stadt von einem tyrannischen Joche beigetragen hatte, diesem Adel die Gunst (wenn man es so nennen darf) der Wiederzulassung zu den Ämtern zu Theil hatten werden lassen, so war doch nur wenig erfoderlich, den alten Zwiespalt wieder ins Dasein zu rufen. In der Umwälzung, welche folgte, unterlagen nach mannhaftem Widerstande die Großen unter den rauchenden Trümmern ihrer Paläste (1343) und aller politische Einfluß war ihnen von jetzt an genommen.

Während auf solche Weise das Bestreben der Popolanen, den alten Adel gänzlich auszuschließen von der Verwaltung, oder aber ihn zu nöthigen, seine Würde zu verleugnen und durch Veränderung von Familiennamen und Familienwappen die historischen Erinnerungen zu vernichten, sein Ziel erreicht hatte, theilten die Popolanen selber sich bald, indem eine wahre Gleichheit, nicht den Rechten nach, sondern an Macht und Ansehen unmöglich ist. Bald erhob sich auf den Trümmern des Feudaladels ein neuer städtischer von reichen Popolanen. Nebenbuhlerschaft fehlte nicht: die der Familien der Albizzi und Ricci war höchst verderblich; denn unter dem Vorwande, die guelfische Gesinnung rein und unverfälscht zu erhalten, gelangte man dahin, von den Magistratstellen eine Menge Familien auszuschließen, mittels der sogenannten Ammonirungen von Seiten jenes alten Magistrats der Hauptleute der guelfischen Partei, welcher, in den Zeiten der heftigsten Kämpfe der beiden großen Factionen entstanden und damals ein Centrum für guelfische Interessen, jetzt in den Händen der Mächtigen nur dazu diente, einer enge begrenzten Oligarchie den Weg zu bahnen. Der zu stramm gespannte Bogen brach. Einige unter den Popolanen, ebenfalls reich und angesehen, aber der Gemeinschaft der Albizzi entgegen, glaubten letztere mit Hülfe des gemeinen Volks stürzen zu können. Sie stürzten sie, aber die Folge davon war die grauenvollste Anarchie, in welcher der niedrigste Pöbel zur Regierung gelangte (1378). Dieses Ereigniß, welches man den Tumult der Ciompi (Wollkämmer) zu nennen pflegt, von dem Stande Derjenigen, welche diesen momentanen Sieg errangen, war die unheilvolle Epoche, in welcher die Familie Medici sich die Volksgunst erwarb. Aber vier Jahre darauf, nach anhaltenden Unordnungen, wurde die zwar kurze, aber schmachvolle und an aller Willkür reiche Obergewalt des gemeinen Volks vernichtet. Die aristokratische Partei (denn so kann man die der Albizzi nennen) bemächtigte sich von neuem der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; sie kehrte ans Ruder zurück, erbittert durch erlittene Verluste, Verbannungen, Hinrichtungen. Es folgten neue Beeinträchtigungen, neue Verbannungen, neue Hinrichtungen, denen die Anhänger der feindlichen Partei unterlagen. Diese Maßregeln gingen Hand in Hand mit anhaltenden Kriegen und mit Abgaben, die immer erhöht wurden, den steigenden Bedürfnissen des Staats zu genügen. In der Absicht, diesen ein Ziel zu setzen, drang das Volk 1411 durch mit Verordnungen, welche die Macht der Gewalthaber schwächten. Aber sie fruchteten wenig. Während die Misverständnisse zwischen der Menge und dem neuen Adel sich mehrten, stieg die Gunst jener Geschlechter, welche den Interessen des Volks sich geneigt zeigten. An der Spitze derselben standen damals wie 1378 die Medici, die indeß, klüger geworden durch Erfahrung, ihrem Ziele mit langsamern und sichern Schritten sich näherten. Die Albizzi erkannten die wachsende Gefahr, aber die von ihnen vorgeschlagenen Maßregeln fanden entweder keinen Anklang bei ihren Parteigenossen, oder waren unzulänglich. Der aus dem Volke hervorgegangene Adel, welcher mit kurzen Unterbrechungen

70 Jahre lang die Republik regiert hatte, fiel in der Revolution von 1434, welche Cosmus von Medici ans Ruder brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Philipp, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens, von Christian Birch. Erster Band. Stuttgart, Hallberger. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. wählte zum Gegenstande seiner historisch-politischen Forschung eine Persönlichkeit, welche in der heutigen Epoche eine der merkwürdigsten ist, durch ihre Stellung zwischen den Tendenzen einer neuen Staatsgesellschaft und den conservativen Interessen der Legitimität. Der erste König der Franzosen, der nach der Julirevolution den europäischen Frieden zu erhalten verstand, obgleich sein neuer Staat den Widerspruch der absoluten Mächte, sowie die Art, wie er zur Herrschaft gelangte, ihr Mistrauen aufregte, hat dadurch ohne Zweifel einen ausgezeichneten Charakter beurkundet, welcher zur unparteiischen Beurtheilung auffodert und jedem Zeitgenossen, der sein Jahrhundert verstehen will, zur Pflicht macht, die Umstände gründlich zu wägen, unter welchen Ludwig Philipp die Lösung seiner grossen Aufgabe unternommen hat. Gegen den König der Franzosen gerecht zu sein, ist ein Bedürfniß der Zeit, denn es würde ohne fruchtbaren Erfolg sein, wollte man, nach vorgefaßter Parteiansicht, die ihm günstige oder ungünstige Meinung im voraus für die allein gültige erklären. In Zeiten, wo Parteien kämpfen, ist Recht und Unrecht ungefähr in gleicher Mischung auf beiden Seiten vertheilt. Gründliche Beurtheilung muß sich über die Parteien stellen, soll sie auf den Beifall der Nachwelt Anspruch machen. Hr. Dr. Birch hat diese Nothwendigkeit anerkannt, er hat weder den Republikanern noch den Legitimisten zu Gefallen geschrieben, sondern unbefangen in seiner Biographie des Königs der Franzosen die Erziehung desselben, seine stets bewährten Gesinnungen und die gebieterischen Verhältnisse, in welchen der Herzog von Orleans, im Laufe eines vielbewegten Lebens, sich befand, mit Unparteilichkeit aufzufassen und der Geschichte würdig darzustellen gesucht. Es ist ihm dieses auch in einem Grade gelungen, der ihm die Achtung der Leser sichern muß. Indessen ist eine gewisse Vorliebe des Verf. für seinen Helden in dem Buche sichtbar. Dies könnte Männer, die bereits für eine andere Ansicht gestimmt sind, verleiten, dem Verf. Parteilichkeit vorzuwerfen. Bedenkt man aber die unendlichen Schwierigkeiten, welche Ludwig Philipp bisher zu überwinden so glücklich war, so wird man eine Begeisterung für diesen Fürsten begreiflich finden und sich hüten, dieselbe nur der Einseitigkeit zuzuschreiben. Ref. gehört nicht zu den unbedingten Verehrern dieses Königs, doch muß er gestehen, daß Hrn. Birch's durchgeführte, auf Thatsachen begründete Vertheidigung Ludwig Philipp's belehrender für ihn war, als es eine mit blossen Phrasen ausgeschmückte, über die bedenklichen Verhältnisse hinwegsehende Anklage hätte sein können. Namentlich erscheint uns des Verf. Rechtfertigung des Herzogs von Orleans, in Bezug auf dessen Betragen zur Zeit der Rückkehr Napoleon's von Elba, als eine meisterhafte Deduction, welche dem Nachdenken der Diplomaten und solcher Publicisten, die der Diplomatie in die Hand vorzuarbeiten berufen sind, empfohlen zu werden verdient. Die Lage, in welcher sich Ludwig Philipp in Beziehung auf die ältern Bourbons, auf sein eigenes Haus und auf Frankreich befand, war eine der complicirtesten, die sich denken läßt. Wer sie zu würdigen versteht, wird den Scharfsinn, die Gewandtheit und die Klarheit des Verf. in Darstellung dieser Verhältnisse ihm zum Verdienst anrechnen, sollte er auch die Ansprüche der Zeit an einen Regenerator Frankreichs in der Politik Ludwig Philipp's seit der Julirevolution nicht erfüllt zu sehen glauben. Über die Geschichte seit 1830 hat Hr. Birch sich noch nicht erklärt, denn der bis jetzt erschienene erste Band seiner Schrift geht nur bis zur Thronbesteigung des Königs; erst im zweiten wird er nicht umhin können, den Mann nicht blos als eine achtungswürdige Persönlichkeit aufzufassen, sondern auch die ihm zur Seite stehende Größe der Zeit in Rechnung zu bringen und sich und uns zu sagen, welche Stelle der König sich in der Geschichte erworben habe, in Beziehung auf das allgemeine Interesse der europäischen Gesellschaft und auf die Foderungen der Civilisation in einem zur höhern Entwickelung fortschreitenden Jahrhundert. Je inniger wir von der Bedeutung dieser Foderungen überzeugt sind, desto gespannter ist unsere Erwartung von dem zweiten Bande dieses Werks, dem, wie wir gern anerkennen, ein ehrenvoller Rang in der deutschen politischen Literatur, unter den Schriften für die Zeitgeschichte, einzuräumen ist. Die Darstellung des Verf. ist einfach, klar und durchaus würdig. Unsere Publicisten können, in mehr als einer Beziehung, von ihm lernen. 17.

The last King of Ulster. Drei Bände. London 1841.

Der ungenannte Verf. dieses Werks beschreibt sich als zurückgezogener Militair, der sein „muthiges Schlachtroß mit einem bequemen Armstuhl und seine bunte Uniform mit dem dunkeln, die Auflösung der irdischen Bande andeutenden Zobel vertauscht" und so die Studien wieder aufnehme, die er in den Tagen seiner Jugend geliebt. Der Militair will in Spanien gewesen sein und unter den dort gesammelten Papieren ein merkwürdiges Manuscript heimgebracht haben, das er im irischen Collegium zu Salamanca entdeckt, das die Geschichte der alten Familie O'Donnell erzählt und dessen Verf. ein irischer Mönch sei, der ehrwürdige Pater O'Duvegan. Die Scene der Erzählung liegt hauptsächlich in der Provinz Ulster, die noch unter Elisabeth der englischen Macht Widerstand leistete und, angeführt von den O'Neill, O'Donnell, O'Hanlon, Mac Mahon, Mac Guire und andern eingeborenen Fürsten, ihre Unabhängigkeit behauptete, bis die Führer, abgemüdet durch die langen Fehden, vor der jungfräulichen Königin die Waffen streckten. Die in ihren Grundzügen streng historische Novelle berichtet die romantischen Abenteuer des jungen Hugh O'Donnell, des Häuptlings von Tyrconnell, oder des rothen Hugo, wie er in seinem Vaterlande hieß. Die Verrätherei, durch welche der englische Abgeordnete, Sir John Perrott, sich der Person des jungen O'Donnell bemächtigte und ihn jahrelang auf der Burg zu Dublin in engem Gehorsam hielt, während sein Vater und seine Verwandten, dem Vertrage treu, ihrem treulosen sächsischen Bundesgenossen die wichtigsten Dienste erwiesen, das ist eine aus Irlands Geschichte erinnerliche Thatsache; und auf sie hat der Verf. oder der Mönch seine Mittheilung gebaut, jener oder dieser mit antiquarischem Wissen reichlich ausgestattet und gut bewandert in der frühesten Literatur der grünen Insel. Nebenbei bietet ein trefflich erzählter Besuch des Grafen O'Neill von Tyrone am Hofe der Königin Elisabeth in London Gelegenheit zu einer Charakterzeichnung dieser hervorragenden Frau, die mit grossem Geschick geschrieben ist. Neu aber war Ref. die Beschreibung der Inauguration eines Königs oder Dynasten von Ulster auf Tullough-oge, d. h. der Wahlhügel, und des wunderbaren Clogh-or, d. h. des vergoldeten Steins, dem das Zauberamt oblag, bei den Krönungen eines Hauptes der O'Neill zu respondiren und dessen Legende mit der vom Schicksalssteine zusammenhängt, welcher aus Irland nach England gebracht und hier in den Krönungsstuhl eingesetzt worden ist.

„Nachdem der Reiterzug sich gebildet", hebt die Beschreibung an, „nahm er den Weg nach Tullough-oge, ein Ehrengeleite des Fürsten ihrer Wahl, beim Jubelrufe des Volks, das in dichten Massen längs der Straße gereiht stand. Angekommen am Orte der Weihe, schritt O'Neill, baarhäuptig inmitten seiner Großen, dem steinernen Stuhle zu, auf welchem seit Jahr-

hunderten die Dynasten von Ulster zu dessen Tage und Ange- [illegible] feierlich eingeführt worden. — — Zur Seite des Inauguralstuhls war ein Altar errichtet, vor welchem der ehrwürdige Fürst Primas von ganz Irland, der hochwürdige Edmund Mac Gauvenan die Messe las, er, der mit Gefahr seines Lebens aus seinem sichern Versteck in der Burg von Mac Guire nach diesem Theile von Ulster gekommen. Edler Prälat, Freund von Päpsten und Königen, nimmer hätte ich geglaubt, als ich die Tausende vor dir knien sah, deinen Segen zu empfangen, und dem Tone deiner vollen Stimme lauschend, die zur Feier des Tages sich erhob, daß in kurzer Frist dein Leben ein Opfer fallen würde deinem Eifer für die Sache Irlands. Die eichenen Sitze der übrigen Bischöfe standen neben dem Hochaltar, auf dessen Stufen der Thron des Fürst Primas. — — Sobald die religiösen Gebräuche vorüber, führten die Herolde, mit fliegenden Bannern, voraus die Trompeten, den Zug nach dem Cligh-or, ihnen zunächst O'Hanlon, der erbliche Fahnenträger von Ulster, dann O'Haedhagain, das Haupt des Clans, dann O'Cahane, der oberste Schiedsrichter. Ihnen folgte der erwählte O'Neill, von vier Fürsten geleitet, die bei seiner Ankunft am Staatsstuhle ihn der Versammlung als denjenigen vorstellten, auf den ihre Wahl gefallen. Worauf ein Herold verkündete, daß er vollmündig und im Besitz aller Fähigkeiten des Geistes und Körpers, die Einer besitzen müsse, dem die Regierung des Staates anvertraut worden, im Frieden zu herrschen durch seine Weisheit und im Kriege den Sieg zu verbürgen durch seine persönliche Tapferkeit. — — Dann wurde dreimal gefragt, ob Jemand etwas einzuwenden habe wider den ernannten Fürsten. Tiefes Schweigen ringsum. Da wurde er auf den Staatsstuhl geführt, wo der Primas ihm den feierlichen Eid abnahm, den Teagasc Riogh, und nach dessen Erfolg die Gesetze von Cormac verlas, durch die er sich verpflichtete, sämmtliche alte Gebräuche und Freiheiten des Volks aufrecht und unversehrt zu erhalten und die Würde, mit der er jetzt bekleidet worden, seinem Tanist, d. h. Nachfolger, zu übereignen, ohne den geringsten Versuch, die Gesetze der Nation in Betreff der Nachfolge zu ändern. Dann wurde ihm von einem der Bischöfe der Amtsstab gereicht im Namen unserer heiligen Kirche, des Urquells jeglicher Macht. Diesen in der Hand, trat „der O'Neill" auf den Inauguralstuhl, indem er, altem Herkommen gemäß, seinen Fuß in die Tiefe, von seinem großen Urahn zurückgelassene Tapfe setzte, und während er dreimal sich im Kreise drehte, verbeugte er sich gegen die versammelte Menge; und so oft er das that, schmetterten die Trompeten und ertheilte einer der Bischöfe dem Volke den Segen. — — Die Feierlichkeit schloß damit, daß der Fürst Primas den Dynasten an die Stufen des Altars führte und hier auf sein Haupt das Asion setzte, d. h. den königlichen Kopfschmuck, auch einen Siegelring an seinen Finger steckte, der zur Devise die rothe Hand hatte zwischen den Buchstaben A. O., den Anfangsbuchstaben von des Dynasten Namen. — — Nach einigen geringfügigern, von O'Cahane verrichteten Ceremonien, die der Beschreibung unwerth, weil das Volk sie nur beachtete als Überbleibsel abergläubischer Gebräuche, deren Ursprung unbekannt, begingen die Führer das hohe Weihefest in Zelten, die darauf vorbereitet. Der Wein floß in Strömen, jedes Herz schwoll von Lust, die Barden sangen ihre bewundertsten Weisen, das Lied der Freude, des Kriegs, des Ruhms und der Trauer entzückte die Fürsten und wurde auch von ihrem Gefolge gehört, und erst als die Morgensonne ihre Strahlen auf den Clogh-or warf, trennte sich die Versammlung, die auf so feierliche Art — den letzten König von Ulster eingesetzt."

Das Einzige, was Ref. in dem Buche unangenehm berührt hat, sind gewisse bittere, satirische Ausfälle. Sie mögen dem Irländer zu verzeihen sein, der für die Wunden seines Vaterlands fühlt; doch schließt sich keine Wunde, die immer frisch aufgerissen wird. England hat an Irland freventlich gesündigt; und nur ein freundlicher Geist der Gesetzgebung kann die Sündenschuld tilgen. Das Ministerium Melbourne-Russell begann die Schuld abzutragen, die Wunden zu heilen. Es wäre fürchterlich, wenn das Begonnene nicht fortgesetzt, doppelt fürchterlich, weil die Fortsetzung [illegible] werden würde. Quod Deus avertat! 18.

Literarische Notizen.

Ein Roman: „Jem Bunt, by the old sailor", wird von einem englischen Journale „a yarn which drags its slow length along" genannt und als sehr langweilig geschildert; die Sprache sei schaal, die Charakter ohne Charakteristik. Hübsch dagegen, heißt es weiter, seien die Illustrationen, besonders diejenigen von W. Lee. Auch Ch. Ollier's neuer Roman aus den Zeiten Georg's II.: „Ferrers", wird getadelt und von ihm gesagt, daß er den Ruf, welchen Ollier durch seinen Roman „Inesilla" erworben habe, nicht vermehren könne. Des überaus fleißigen James „The Jacquerie or the lady and the page" kommt zwar desselben früherm Romane „The ancient regime" nicht gleich, ist aber nicht uninteressant; der Insurgentenhäuptling Caillet ist mit Kraft geschildert; die Beschreibung des Aufruhrs fodert zur Vergleichung mit der Darstellung ähnlicher Scenen im „Quentin Durward", „Cola Rienzi", und besonders im „Barnaby Rudge" auf, wo Alles Leben und Bewegung ist. James hat seine Aufruhrgemälde wenigstens mit Präcision entworfen; sie verrathen, sagt ein englischer Recensent, überall die Hand nicht des Meisters, sondern des Zeichenmeisters. Gleig, der Verf. des „Subaltern" läßt in seinen „Veterans of Chelsea hospital" die ausgedienten Krieger ihre Schlachten in Erinnerung und gegenseitiger Unterhaltung noch einmal durchkämpfen; doch tadelt man den Mangel an individueller Charakteristik und die gleichmäßige Sprache, welche von den verschiedensten Personen geführt wird. In Ainsworth's neuem Romane „Old Saint Paul's: a tale of the plague and the fire" findet sich Vieles, was an die wilde, oft auch verrenkte Kraft seines frühern Romans „Rookwood" erinnert; doch sind die beiden ersten Bände das Beste und Interessanteste, was Ainsworth geschrieben hat, und reißen den Leser unwillkürlich mit sich fort; im dritten Bande häufen sich die Wunder und Wunderlichkeiten zu sehr. Ein englisches Journal bemerkt: „In einer gewissen Straße Wiens gibt es einen Pflock, in welchen jeder Lehrling der Stadt, wenn er seine Wanderschaft, welche einen Theil von der Erziehung eines deutschen Handwerksmannes bildet, begann oder endete, einen Nagel treiben mußte. Diese Sitte ist jetzt außer Gebrauch gekommen. Mit dem Baum der Geschichte änderte es sich nicht so schnell wie mit dem Überreste des wiener Waldes. James allein treibt, abgesehen von seinen historischen „tenpennies", jährlich seine vier Nägel hinein, Ainsworth eine gleiche Zahl, während der „Subaltern" und Andere mit solchem Eifer ihre Fortschritte und Thaten zu markiren suchen, daß kaum noch ein Raum für die Fleißigsten unter diesen Handwerksleuten übrig bleibt, um ihr Kennzeichen anzubringen."

Von dem bekannten Michel Chevalier, dessen „Briefe über Nordamerika" schon die vierte Auflage erlebt haben, erscheint eine „Histoire et description des voies de communication aux Etats-unis et des travaux qui en dépendant", in vier Lieferungen mit 25 Kupfertafeln; drei Lieferungen sind bereits im Buchhandel. Der Verf. scheint sich diesem Gegenstande speciell gewidmet zu haben, da auch ganz vor kurzem seine „Lettres sur l'inauguration du chemin de fer de Strasbourg à Bâle" erschienen sind und seine Schrift „Des intérêts matériels en France" hauptsächlich die Heerstraßen, Communicationswege, Kanäle und Eisenbahnen zum Gegenstande hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1842.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da *Alfredo Reumont*.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Bevor diese Betrachtungen über den Gang der politischen Geschichte von Florenz fortgesetzt werden, ist es nöthig stehen zu bleiben, um zu sehen, welcher Art die innern Verhältnisse der Stadt und ihrer Bewohner waren. Als im 11. Jahrhundert unserer Ära ein König von Tunis pisanische Handelsleute frug, wer die Florentiner seien, antworteten sie: sie sind unsere Araber im Binnenlande, das heißt, Bergbewohner und arm. Während vom 9. Jahrhundert an die Amalfitaner ausgebreiteten Handel mit der Levante führten, durch ihre Erfindungen die Kunst des Seefahrers vervollkommnend; während Pisa Beherrscherin eines großen Theils des mittelländischen und des schwarzen Meeres wurde, Indiens Waaren nach Europa führend, Colonien und Waarenlager an den Küsten Syriens, Anatoliens, Thraziens, ja an den Mündungen des Don gründend, mit Schiffen und Kriegern den Heerzügen der Kreuzfahrer kräftigen Beistand leistend, wuchs Florenz langsam und in mäßigem Glanze. Es sind die Zeiten, welche Dante in seinen berühmten Versen („Paradies", 15. Ges.) so schön geschildert hat. Dann kam die Erweiterung der Stadt, die Vereinigung mit den Fiesolanern und dem Landvolk, und daher die Misverständnisse zwischen Denen, die sich als Römer hochhielten und Patrizier, und dem neuen Volke. Die Vergrößerung kam im Gefolge sich mehrender Bedürfnisse und bald widmeten die Florentiner sich den Gewerben und dem Handel. Das erste Gewerbe, welches zur Blüte gelangte, war das der Wollenweber, und schon 1204 kommen deren Vorsteher vor. Der lombardische Orden der Humiliaten, welcher 1239 in Florenz sich niederließ, trug wesentlich bei zum Aufblühen dieses Gewerbes. Zu gleicher Zeit begann die Arte di Calimala zu blühen, die sich mit dem Färben und Vollenden fremden, roh angekommenen Wollentuchs beschäftigte. Wichtiger noch war die Seidenweberei, welche bis auf unsere Tage ihren wohlerworbenen Ruf bewahrt hat. Mehr aber vielleicht als alles Andere verschafften der Stadt ungeheuere Reichthümer die Wechslergeschäfte, welche von den Florentinern in allen Ländern und Städten getrieben wurden und denen beinahe alle ihre großen Familien ihre Schätze und ihren Einfluß verdankten. Statt der übrigen mögen hier nur die Namen der Albizzi, der Medici und Strozzi stehen.

Mit solchen Mitteln war die Stadt groß, reich, mächtig geworden. Die Chronik des Giov. Villani hat uns Nachrichten aufbewahrt, welche von dem blühenden Zustande 1338, kurze Zeit nämlich vor der tyrannischen Herrschaft des Herzogs von Athen und vor den Verheerungen durch die große Pest (vom J. 1348), das deutlichste Bild geben. Die Stadt selbst hatte unter so glücklichen Verhältnissen wunderbar sich entwickeln müssen. Klein war der Umfang ihrer ersten Mauer, als sie blos auf dem rechten Flußufer sich erstreckte. Im J. 1078 wurde der zweite Mauerkreis begonnen. Den Anfang des dritten und letzten setzt man in das J. 1284; fortgefahren wurde dann 1299, dann zu den Zeiten Heinrich's VII. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde er vollendet. Dieser ist der Kreis, den man noch heutzutage sieht, vielfach verändert durch die im 16. Jahrhundert zur Zeit Clemens' VII. vorgenommenen Veränderungen, durch die Bastionen, welche während der Belagerung 1529—30 entstanden, durch die Festung des Herzogs Alexander, die Bastionen Cosmus' I. und das Fort von St.-Georg, womit 1590 Ferdinand I. den letzten Zusatz zu den Befestigungen machte. Wenn das politische System der Florentiner nicht von der Art war, Ruhe und Harmonie aufrecht zu erhalten, so wußte der hochsinnige, strebende, von Vaterlandsliebe erfüllte Charakter der Nation die aus diesem System entspringenden Nachtheile aufzuwiegen, wo es sich um den Ruhm und die Interessen der Stadt handelte. Glänzend zeugen dafür die von diesem Volke ausgeführten Riesenwerke; es zeugt dafür die Beharrlichkeit, die in Zeiten von Glück wie Unglück dabei gezeigt worden; es zeugt dafür die Bereitwilligkeit Aller, der Heimat zu nutzen, durch die Werke des Geistes und der Hände die Einen, die Andern mittels ihrer Reichthümer. Und dies war noch der Fall, als der mercantilische Geist, die Sucht nach Gewinn, schon herrschend geworden, ein Geist, von welchem oft gesagt worden ist, er könne nicht vereint sein mit dem Adel der Gedanken. In Florenz aber ertödtete er diesen nicht. Zu welcher Höhe in jenem, in so manchen Beziehungen beglückten, zugleich aber von so schweren Übeln heimgesuchten 14. Jahrhundert die Literatur sich aufschwang, welche Wunder die kaum wiedererstandene Kunst schuf: Monumente aller Art,

ewigem Ruhme geweiht, sagen es; es redet dafür die von allen Zeiten ihnen gezollte Bewunderung.

Mit dem Fortschritte der Bildung und der Ausdehnung der wechselseitigen Beziehungen hatte sich das Bedürfniß fühlbar gemacht, dem alten Gewohnheitsrecht, welches ohne förmliche Anerkennung legale Geltung hatte, eine schriftliche Abfassung zu geben. Solche Sammlungen von Verordnungen waren theils auf das Allgemeine anwendbar, theils betrafen sie nur einzelne der Corporationen, in welche die Bürger sich schieden. Die erste geordnete Compilation florentinischer Statuten wurde 1285 vorgenommen. Im J. 1292 durch die Justizverordnungen des Giano della Bella vermehrt, welche die Verhältnisse des Volks zum Adel bestimmten, wurden die Statuten dann noch in den J. 1321 und 1324 vervollständigt, und 1354 durch Tommaso da Gubbio neu geordnet, wobei namentlich auf die, während dieser Zeit so bedeutend vergrößerte Landschaft Rücksicht genommen ward. Im J. 1404 begab man sich an die letzte Umarbeitung, welche Ende 1415 durch den berühmten Rechslehrer Paolo da Castro beendigt ward. Diese Statuten wurden auf die den Florentinern untergebenen Städte und Ortschaften ausgedehnt, obgleich manche derselben auch noch ihre Particulargesetze behielten, und blieben bis auf unsere Zeiten in Anwendung.

Wenden wir den Blick nach auswärts und betrachten wir, welcher Art die politischen Verhältnisse und die Stellung von Florenz, den toscanischen Städten und ganz Italien gegenüber, waren, ehe die Familie Medici ans Ruder gelangte, so finden wir, daß diese Stellung sehr ehrenvoll, diese Verhältnisse sehr glücklich waren. Der Einnahme der Kastelle der nähern Umgebungen, die im 12. Jahrh. begann, waren wichtigere Eroberungen gefolgt und nach der Einnahme von Pisa 1406 erstreckte das Gebiet von Florenz sich über den größten Theil Toscanas, da nur Siena einen unabhängigen Nachbarstaat bildete und Lucca bald frei, bald fremden Machthabern unterworfen war. Auch ein Theil der Romagna, der Garfagnana und Lunigiana gehörte zum Gebiet der Republik. In der Mitte stehend zwischen dem südlichen und nördlichen Italien, war diese gleichsam die Vormauer des Guelfenthums gegen die übermächtigen Visconti, welche einen großen Theil der Lombardei und, eine Zeit lang, das durch bürgerliche Zwiste zu Grunde gerichtete Genua regierten, den Reichslehenträgern in der Lunigiana Beistand leisteten und einmal ihre Herrschaft bis Bologna, Lucca und Pisa erstreckten. Bei der großen Beständigkeit in Vertheidigung der guelfischen Interessen blieb dennoch die Harmonie mit dem heiligen Stuhl nicht ungetrübt; denn während der letzten Zeiten des Aufenthalts der Päpste in Avignon streute das feindselige Verhalten ihrer Legaten in Italien (1375) den Samen aus zur Zwietracht, und es entstand ein Kampf, in welchen die meisten Städte des Kirchenstaats verwickelt wurden, welcher der Stadt die schärfsten kirchlichen Censuren zuzog und erst endete, nachdem Rom von neuem der Sitz der Nachfolger Petri geworden war.

In diesem Zustande, von solchem Geiste erfüllt, mit so bedeutenden Mitteln versehen, Herrin eines so ausgedehnten und schönen Gebietes, einer so angesehenen politischen Stellung sich erfreuend, war die Stadt Florenz, als 1434 Cosmus von Medici, ein Sieger, zurückkehrte aus dem Exil, zu welchem seine Gegner ihn verurtheilt hatten — eine halbe Maßregel, deren Unzulänglichkeit und Gefahr Rinaldo degli Albizzi von vornherein erkannt hatte, obgleich es ihm nachmals an Entschlossenheit gebrach, als es darauf ankam, die letzte Anstrengung zur Rettung der sinkenden Aristokratie zu wagen. Wir befinden uns beim Anbruch des Tages, an welchem Florenz die bittern Früchte seines Verfahrens kostete, an welchem es die Resultate der systematischen Verfolgung jenes Theiles seiner Einwohner gewahrte, welche allein vielleicht es hätten bewahren können vor der Tyrannei, der es unter demokratischen Formen entgegenging. Cosmus war reich und prachtliebend; reich hatten Handel und Wechslergeschäfte ihn gemacht; prachtliebend zeigte er sich aus Neigung wie aus Politik. Die Künste liebte und begünstigte er; er begünstigte die Wissenschaften, mehr vielleicht weil die Richtung der Zeit als weil sein eigener Geschmack ihn zu ihnen hinzog. Gegen seine Anhänger zeigte er sich großmüthig; auch dem Volke gewährte er mannichfache Unterstützung; aber als die Bedürfnisse des Staates durch die bedeutenden Kriegskosten sich mehrten, waren die vermehrten Abgaben eine um so größere Last, als das Land durch Unfälle mancher Art gelitten hatte. Sehen wir auf den politischen Zustand, so finden wir die Regierung völlig in den Händen der Faction, welche Cosmus als ihr Haupt anerkannte. Alle zu seiner Zeit durchgesetzten Maßregeln strebten dahin, den Kreis der Herrschenden zu verengern und die Gewalt in Einer Familie zu befestigen. Indeß war noch ein coup d'état nöthig, den Volksfreiheiten den letzten Stoß zu geben: ihn führte mit Cosmus' Zustimmung Luca Pitti aus (1458), um der Dictatur einen Anstrich von Gesetzlichkeit zu ertheilen. Bei alle diesem hatte Cosmus' Regierung auch gute Eigenschaften und war erträglich, wenn man sie mit der des Sohnes vergleicht. Piero der Gichtbrüchige, kränklich und geringern Talentes als der Vater, besaß weder die Eigenschaften, welche sich diesem nicht absprechen lassen, noch die Gunst der Menge. Er ließ seine Anhänger schalten und diese waren die schlimmsten. So war die kurze Zeit, während welcher er dem Anscheine nach die Republik leitete, eine Reihe von Verschwörungen, Verrath, Verfolgungen und Verbannungen.

Die politischen Verhältnisse Italiens hatten sich während der ersten Epoche der Mediceischen Herrschaft durchaus verändert; denn 1435 endigte, mit dem Ableben Johanna's II., in Neapel das Haus Anjou, vor Alters der Florentiner engste und beständigste Bundesgenossen, und es begann die Herrschaft der Aragonesen, ursprünglich ghibellinischer Gesinnung. Bald darauf, 1447, erlosch in der Lombardei die Familie Visconti, welche der Republik gefährlichste und unversöhnlichste Gegner und Vorkämpfer der Partei gewesen, die man die kaiserliche zu nennen pflegte. Dem letzten derselben, Filipp Maria, der nicht lange vorher das ganze mittlere Italien zu ver-

schlingen gedroht hatte, folgte, durch Waffenglück begünstigt, der erste der Sforza, dessen Verhältniß zu Florenz lange dauernd und freundlich gewesen und der in der Republik eine Freundin gegen offene und heimliche Gegner sich zu erhalten wünschte. So kam es, daß die alten Feindschaften meistens schwiegen und unter den italienischen Staaten ein System des politischen Gleichgewichts sich ausbildete, welches nach einer verhältnißmäßig langen Zeit der Ruhe durch persönlichen Ehrgeiz Einzelner und fremde Waffen umgeworfen ward. Lorenzo der Erlauchte, welchem nach seines Vaters Piero Tode die obere Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anheimfiel, war der größte und der glücklichste, der aus dieser Familie hervorging. Er hatte nicht den Titel eines Fürsten, aber er regierte als unumschränkter Herr. Die gegen ihn angezettelten Verschwörungen, die nicht den Zweck hatten, Florenz die Freiheit wiederzugeben, sondern im Haß und Neid gegen die Größe einer Familie von Bürgern ihren Ursprung fanden, dienten nur dazu, seine Macht zu befestigen. Lorenzo zur Last liegen grausame, gewaltthätige Handlungen, wie die Plünderung von Volterra; unrechtliche Handlungen, wie die Eingriffe in Privateigenthum, selbst Pupillengelder, unter dem Vorwande der öffentlichen Bedrängniß. Er vollendete das von seinem Großvater begonnene Werk und ließ seine Vaterstadt demoralisirt und schwach, trotz dem Reichthum Einzelner, trotz dem äußern Glanze, trotz den Verbindungen mit der gesammten Welt. Der Ruhm, welchen über sein Leben und seine Regierung der Schutz verbreitete, den er Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ, er selbst ein Mann von den glänzendsten Talenten, trug nur zu sehr dazu bei, das Übel, von dem er nicht freizusprechen ist, zu verhüllen und vergessen zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Doppelflucht, um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Bruchstück aus Erinnerungen meines Lebens von Karl Müchler. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 20 Ngr.

In einer Zeit, wo viele radicale, unzufriedene Kosmopoliten und Europamüde in Deutschland ihre Blicke noch immer auf Frankreich, als auf das Land des Heils, richten, wo deutsche Poeten sich nicht entblöden zu sagen, daß sie ihre Knie vor Napoleon beugen, obgleich das Vaterland lange genug unter dessen Geißelhieben geblutet habe, oder in lyrischen Gesängen die Rückkehr seiner Asche nach Frankreich feiern, wo deutsche Schriftsteller es wagen eine „Geschichte Napoleon's für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge" und ein „Napoleons-Album auszubieten, und allerhand Illustrationen und Kunstblätter in Deutschland des Kaisers Andenken zu verewigen streben — in einer solchen Zeit, sagen wir, ist die Erscheinung einer Schrift, wie die oben genannte, durchaus nicht unwichtig. Denn sie zeigt uns auf das deutlichste, wie lastend Napoleon's Herrschaft in Deutschland gewesen und wie das Heiligthum des Hauses von seinen rohen Schergen nicht unversehrt geblieben ist, wie eine jede freie Regung mit der ängstlichsten Sorgfalt bewacht wurde und durch die Mittel der Gewalt unterdrückt werden sollte. Der Verf., der bejahrte preußische Kriegsrath Müchler, dessen Namen eine jüngere Generation fast nicht mehr kennt, die alten Männer aber in gutem Gedächtniß haben, spricht als Augenzeuge, als selbst Gemißhandelter, ganz im Sinne seiner Zeit, und es ist daher zu wünschen, daß seine Worte von recht Vielen mögen gelesen und beherzigt werden. Man entgegne nicht, es seien ja blos die Erlebnisse eines Privatmannes. Gerade dadurch ist Napoleon's Einfluß auf Deutschland so nachtheilig gewesen, daß das Glück vieler Einzelnen untergraben und die Ruhe der Familien (nicht allein durch den Verlust ihrer Söhne, die für des Kaisers Ehrgeiz in Spanien und Rußland gefallen sind) bis in das Innerste gestört worden ist.

Müchler, der im J. 1806 im Departement des Generaldirectoriums unter dem damaligen Minister von Hardenberg angestellt war, hatte durch einige patriotische Gedichte die Aufmerksamkeit des französischen Gesandten Laforest in Berlin so sehr auf sich gezogen, daß sein Name auf die Proscriptionsliste gesetzt war und er sich, kurz zuvor ehe die Franzosen nach der Schlacht bei Jena in Berlin einrückten, durch eilige Flucht retten mußte. Unter mancherlei Abenteuern und durch die edelste Unterstützung ihm persönlich unbekannter Personen gelangte er nach Stettin, wo aber auch sein Aufenthalt nur kurz sein konnte, da die Franzosen eiligst nahten und Palm's Schicksal schreckte. In Stargard fand er eine längere Zuflucht und jede Aushülfe treuer Freundschaft und echtpreußischen Bürgersinns. Wir müssen die Einzelnheiten übergehen, wie wohlthuend sie auch aus einer Zeit sind, wo so manche Tugend wankte. Zur Geschichte jener Zeit sind die Anfänge der Schill'schen Unternehmungen wichtig, ferner die Gefangennehmung des französischen Marschalls Victor zu Arnswalde 1807 durch den preußischen Artillerieunteroffizier Schmidt und 14 selbst ranzionirte preußische Soldaten, nicht durch Schill, wie gewöhnlich angegeben ist, und endlich der kleine Krieg, den die königlichen und herrschaftlichen Förster in Pommern auf ihre eigene Rechnung gegen die Franzosen führten. Bei einer solchen Gelegenheit ward der Oberst Grouville, französischer Commandant von Stettin, erschossen. In Stargard verfertigte Müchler auch das Gedicht „Der Eroberer", welches später die Veranlassung zu seiner zweiten Flucht vor den Franzosen geworden ist.

Nach dem tilsiter Frieden kehrte Müchler nach Berlin zurück. Das genannte Gedicht war in Abschriften so viel verbreitet, ja sogar aus der Schweiz wurde es, in Spielwaaren versteckt, einem berliner Kaufmann zugeschickt, daß der Marschall Davoust davon Kenntniß nehmen zu müssen glaubte. Nach manchen falschen Nachforschungen gerieth endlich Müchler in Verdacht und zog sich zu einem Freunde nach Lichtenberg bei Berlin zurück. Gendarmen spürten ihm überall nach, die Brutalität, mit der sie sich gegen Müchler's Gattin bei einer solchen Haussuchung benahmen, schildert die Knechte wie den Herrn. Müchler irrte indeß bald hier bald dort herum, denn außerhalb Berlin brauchte er keine Verräther zu fürchten, und kam erst nach Berlin zurück, als das Schill'sche Corps einrückte.

Außer diesen beiden Erzählungen finden sich noch manche andere Scenen, welche die Tyrannei der französischen Gewalthaber gegen jede Regung deutschen Patriotismus schildern, wie z. B. gegen den Verfasser des bekannten Liedes „Schill, eine Geisterstimme" nach dessen Tode. Müchler, von dem es herrührte, entkam nur, weil man französischerseits gehört hatte, es sei von einem gewissen Müller verfaßt, und weil der Polizeipräsident Justus Gruner, der von der Wahrheit wohl unterrichtet war, mehre Berliner dieses Namens verhören ließ, unter denen allerdings der rechte nicht war. Daher kam es auch, daß eine Zeit lang Adam Müller als Verf. dieses Gedichts galt. Überhaupt hat Müchler darin ein besonderes Schicksal erfahren, daß seine Gedichte sehr häufig Andern beigelegt sind. So hat man als den Verfasser des Gedichts „Der Eroberer" in verschiedenen Zeitschriften bald Kotzebue, bald den leipziger Prof. Erhard, bald Schiller genannt. Den letztern, von Müchler selbst schon 1835 in der „Abendzeitung" berichtigten Irrthum hat Schiller's Biograph Hoffmeister in der Nachlese zu Schiller's Werken (III, 1, S. 181) getreulich wiederholt und Hrn. Müchler daher zur öffentlichen Abwehr in einer besonders gedruckten und in dieser Schrift wiederholten Reclamation genöthigt. Ferner rührt das Trinklied „Der Wein erfreut des Menschen Herz",

welches Zelter componirt hat, ebenfalls von Müchler her, nicht von J. H. Voß, und in Sonnenberg's Gedichten stehen ebenfalls fünf Gedichte (unter ihnen das von Righini in Musik gesetzte „Nehmt Euch in Acht") von Müchler.

Nach diesen biographischen und literarhistorischen Notizen lassen sich in den „Denkwürdigkeiten", mit denen Hr. Müchler nach seiner Versicherung beschäftigt ist, manche interessante Aufschlüsse erwarten. Er hat eine bewegte Zeit durchlebt und mit einflußreichen preußischen Staatsmännern in näherer Verbindung gestanden. 19.

Notizen.

Das „Athenaeum" bringt unter der Überschrift „Printing and piracy new discovery" folgende seltsame Nachricht: „Der Fortschritt der Erfindung ist so reißend schnell, daß kaum eine Woche vergeht, worin wir nicht über irgend eins ihrer Wunderwerke zu berichten hätten. Hier eins dergleichen. Anfangs October erhielten wir von unserm Correspondenten in Berlin einen Wiederabdruck von vier Seiten des „Athenaeum" (in London am 25. September ausgegeben), zugleich mit den Illustrationen zu der Beschreibung des Porzellanthurms; wie hervorgebracht, darüber konnte uns unser Correspondent keine Erklärung geben, aber ersichtlich durch keine bisher bekannte Verfahrungsart. Die Copie war ein so vollendetes Facsimile, daß wir, wäre sie uns unter andern Umständen zugekommen, niemals vermuthet haben würden, daß sie nicht aus unserer eigenen Offizin hervorgegangen sei. Ja, trotz unserer so speciellen auf diesen Gegenstand gerichteten Aufmerksamkeit, konnten wir nur als einzigen Unterschied entdecken, daß der Druck weniger scharf und in der Druckerschwärze weniger Körper war. Wir vermutheten daher, daß der Proceß ein wesentlich lithographischer ist, indem der Druck des Originals durch irgend ein Mittel auf die Fläche eines Steins oder einer Zinkplatte übertragen wird. Als Antwort auf unser dringendes Ansuchen erwidert uns der Correspondent: Berlin, den 25. Nov. ‚Ich habe in meinen Bestrebungen, die von Ihnen gewünschte Aufklärung zu erhalten, nicht nachgelassen, aber Alles, was ich beibringen kann, ist in der Kürze Folgendes: Der Proceß, durch welchen diese nachgedruckten Facsimiles hervorgebracht werden, ist von einem Edelmann zu Erfurt entdeckt und als ein tiefes Geheimniß bewahrt. Seitdem ist mir eine Copie von einem arabischen Manuscript aus dem 13. Jahrhundert zu Gesicht gekommen, sowie von einem Blatte eines im Jahre 1483 gedruckten Buches, beide so ohne alle Abweichung von den Originalen, daß Ihre Bibliomanen an dem Besitze eines Unicums nur immer verzweifeln können. Die Theilnehmer an diesem Geheimnisse gehen damit um, hier das „Athenaeum" wieder abzudrucken und wollen ihre Operationen mit der ersten Nummer des künftigen Jahres beginnen. Ich sah den Abzug des Prospectus, worin sie den Preis auf jährlich 3 Thlr. ansetzen. Mit 300 Subscribenten, meine ich, werden sie bereits gesichert sein, woraus sie auf die wahrscheinlichen Kosten der dabei stattfindenden Verfahrungsart schließen können, welche weniger betragen müssen, als Ihnen das bloße Papier kostet.'" Das „Athenaeum" bemerkt hierzu, daß es sich um den ihm dadurch drohenden Verlust wenig kümmere, da der Absatz des Journals, vermöge der hohen Postgebühren, sich in Deutschland auf die Hauptbibliotheken, die literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften und einige reiche Privatpersonen in den Hauptstädten beschränke; auch fühle es sich durch die ihm dadurch gewordene Anerkennung und durch die Ehre belohnt, das einzige englische Journal zu sein, welches auf dem Continent nachgedruckt würde. Aber für die Verleger von Büchern und besonders von kostspieligen, mit Holzschnitten ausgestatteten Werken sei dies allerdings eine Frage von äußerster Wichtigkeit. Man möge nur bedenken, daß man, wie dieselbe Correspondenz berichte, Vorbereitungen zu einem Abdrucke von Knight's Shakspeare treffe, wovon die Nummer nur einen Sixpence kosten solle! Schließlich wird die Regierung aufgefodert, zu internationalen Maßregeln zu schreiten, um das Recht der ehrlichen Männer aller Nationen — und alle Nationen wären dabei betheiligt — gesetzmäßig zu schützen. Mehre deutsche Blätter haben in dieser Mittheilung, über deren Wahrheit oder Unwahrheit die nächste Zukunft Aufklärung geben muß, nur einen englischen Puff finden wollen. 2.

So wenig Interesse auch sich an eine geschichtliche Darstellung, wie die Geschichte einer Insel wie Guernsey ist, knüpfen läßt, so bildet doch die jetzt erschienene „History of Guernsey, with occasional notices of Jersey, Alderney, and Sark, and biographical sketches," von Jonathan Duncan, einen keineswegs werthlosen Beitrag zu der britischen Localbeschreibung. Bis zum Eindringen der Normannen ist allerdings von den Kanalinseln so gut wie nichts bekannt; nach jener Zeit kamen sie in den Besitz der Herzöge der Normandie und gingen an England mit dessen normännischen Herrschern über. Zur Zeit der normännischen Eroberung scheint der größere Theil Guernseys im Besitze eines d'Anneville gewesen zu sein; im folgenden Jahrhunderte hatte ihn der Graf Montain, darauf ein de Veres inne. Während der Kriege Eduard's III. gelangte es zu einiger Wichtigkeit; hauptsächlich ist es aber der Königin Elisabeth seine Bedeutung schuldig, welche in dem ersten Jahre ihrer Herrschaft ihm einen seine alten Privilegien bestätigenden Freibrief bewilligte und zu dem nämlichen Zwecke ein Originalpatent erließ, worin das Privilegium der Neutralität ausdrücklich bis zu dem Umfange festgestellt wird, als der Gesichtskreis eines Menschen von einer der Inseln reicht. Dieselbe gründete die dortige gelehrte Schule, welche den Namen Elizabeth-College trägt; und sie verblieb bis zu ihrem Ende die Beschützerin der Insel. Bei Beginn des Parlamentskriegs wurden Prynne und Burton als Gefangene nach Guernsey gesandt, von deren Einflusse wol die Partei hergeleitet werden kann, welche Guernsey in jener Zeit nahm. Obgleich seine Bewohner der Volkssache fest anhingen, so hielt doch Castle Cornet bei dem Könige aus, woher, wie Duncan nachweist, der Irrthum der meisten englischen Geschichtschreiber entstanden sein mag, als sei Guernsey immer royalistisch gewesen. Bei der Restauration wurden die Einwohner von dem Könige zu Gnaden aufgenommen. Wichtiger noch als die geschichtlichen sind die statistischen Bemerkungen Duncan's, die sich vorzüglich über das auf der Insel herrschende System des Landbesitzes und des damit zusammenhängenden Landbaus beziehen, dessen Einführung er namentlich für Irlands Ruhe und Glück für sehr ersprießlich hält; es beruht auf der von ihm warm vertheidigten Grundlage der Zerlegung des Grundbesitzes in kleine Theile, wie sich dieselbe mit gleich günstigen Erfolgen wie auf Guernsey auch auf den französischen Gebieten von Anjou und Touraine findet. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1842.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da *Alfredo Reumont*.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Kaum war Lorenzo der Erlauchte todt, so sah Florenz sich hineingezogen in jenen Wirbel, welcher den gesammten politischen Zustand Italiens umwälzte — eine unglückliche Zeit, mit welcher die allgemeine Verstörung, die Einbuße jeglicher Freiheit, der Verfall des Nationalgefühls, die Umwälzung der Verhältnisse zum Auslande, endlich das Überwiegen der Fremdherrschaft ihren Anfang nahmen. Der Heerzug König Karl's VIII. von Frankreich, welcher als Erbe der Anjou, die selber gekrönte Usurpatoren waren, auf beide Sicilien Anspruch machte, gab den Fremden das Zeichen, in Italien Sättigung ihrer Ehrsucht und Gier zu suchen. Unglücklicherweise reichten die immer getheilten Italiener selbst ihnen die Hände und wurden ihrer Täuschung nicht inne, bis es zu spät war. Die Ankunft des Königs veranlaßte in Florenz die Revolution, welche die Medici vertrieb (1494); dann folgten der Krieg gegen das freigewordene Pisa, die Wirksamkeit Fra Girolamo Savonarola's, das lebenslängliche Gonfaloniwat, endlich der Medici zweite Rückkehr aus dem Exil (1512). Die Größe dieser Familie schien gesichert; in kurzer Zeit sah sie zwei ihrer Glieder als Päpste; sie schloß Verbindungen mit regierenden Häusern; sie beherrschte Florenz ohne Widerstand 15 Jahre lang. Aber 1527 wurde sie von neuem gestürzt. Es war das letzte Aufflackern eines erlöschenden Feuers. Die Revolution war schlecht geleitet, es war keine Einheit da im Denken und Handeln, keine Entschlossenheit und hinreichende Kraft in den Führern; Fahrlässigkeit und Verrath von außen verschworen sich mit der geringen Klugheit im Innern. Doch wie auch immer beklagenswerth, zeigt diese Epoche uns so glänzende Tapferkeit, eine solche Uneigennützigkeit, solche Selbstverleugnung und Standhaftigkeit im Leiden, eine so glühende Liebe zum Vaterlande, daß immer glorreich bleiben wird die Erinnerung an die Belagerung von 1530, ward auch umsonst vergossen so viel Blut, ging auch das Gemeinwesen unter, verschwand selbst der Anschein von Freiheit.

Die Alleingewalt begann, unsichern Schrittes noch im ersten Herzoge Alexander (1531—37), einem Manne von Geist und Talent, aber ausschweifend und jeder Gewaltthat fähig. Mit ihm endigte die Linie Cosmus' des Alten, wenn Alexander derselben angehörig genannt werden kann. Cosmus I. verstärkte die Ketten, an welche schlecht nur die Florentiner sich gewöhnten. Toscana hat keinen andern Fürsten gehabt, der ihm gleichkäme; Italien vom 16. Jahrhundert an wenige. Er brachte Ordnung in das Chaos, welches er fand, als er, jung und ohne Erfahrung, den Thron bestieg. Seine Regierung war despotisch und hart; er bereicherte sich durch Gütereinziehungen und unaufhörliche gezwungene Anleihen und bediente sich jedes Mittels, seine Widersacher zu verderben; aber dem Lande im Allgemeinen nutzte er auf vielfache Weise, und während er einen eisernen Fuß auf den Nacken der Florentiner setzte, begann unter ihm das unglückliche Pisa wieder sich zu heben, begannen andere Orte zu blühen, die einst, nach der Art und Weise der Republiken aller Zeiten, tyrannisch behandelt worden waren. Die Hülfsquellen Toscanas schienen unter seiner Regierung sich zu mehren; sie schienen es, denn das System von Zöllen, Abgaben, Anleihen mit Verlust des Capitals, welches Cosmus aufs Äußerste trieb und vermöge dessen er seinen Schatz immer gefüllt zu erhalten wußte, während Karl V., Franz I., Filipp II., Heinrich II. beinahe anhaltend in Nöthen waren, ließ die Finanzen blos durch gewaltsame Mittel blühend erscheinen und war dem wahren Reichthum des Staats höchst nachtheilig. Cosmus' Gesetze sind großentheils blutig, aber vielen von ihnen kann man nicht absprechen, daß sie geeignet waren, wenn man den damaligen Zustand Toscanas bedenkt und die Alternative, in die der Herzog sich gesetzt fand. Das Glück war ihm stets günstig. Im J. 1555 vereinigte er das Gebiet von Siena mit dem florentinischen. Gegen das Ende seiner Regierung sah er Familien, die ihm früher als entschiedene Feinde gegenüberstanden, mit ihm sich verständigen, um in die Heimat zurückzukehren, und bei seinem Tode ließ er fast völlig erloschen jenen Geist der Unabhängigkeit, der einst nur gewaltsam unterdrückt gewesen. Sein Privatcharakter kommt hier nicht in Betracht. Was er für Kunst und Wissenschaft that, wird von Allen anerkannt. Freilich sank die Kunst in seiner Zeit, doch nicht an ihm liegt die Schuld, sondern an der politischen und moralischen Lage von ganz Italien. Ihm fehlte es weder an Sinn, noch an Willen und Ausdauer, große Werke zu schaffen: vorüber war die Blütezeit; aber Das, was er

entstehen hieß, flößt immer noch Achtung, ja Bewunderung ein. Dem Handel und Gewerbfleiß nutzte Cosmus' Regierung und die Ruhe, die nach so vielem Unglück zurückkehrte. Die Wollenweberei, ganz gesunken in der letzten Epoche der Republik, lebte wieder auf; die Seidenspinnerei blieb blühend; andere Industriezweige bekamen neues Leben: Bergwerke; Marmorbrüche wurden von neuem in Bewegung gesetzt und die verborgenen Hülfsquellen des Landes ans Licht gezogen. Der Ackerbau gewann, mehr dem Umfange als dem System nach. Die Verminderung des Capitalvermögens durch Handelsverluste kann nicht Cosmus zur Last gelegt werden, denn ungeachtet seiner entschiedenen politischen Stellung that er Alles, dem Verkehr volle Unabhängigkeit zu lassen.

Dem Großherzoge Franz I. (1574—87) fehlte es nicht an Geist, noch an Geschicklichkeit, aber er verstand es nicht, Toscana auf jener Stufe relativer Wohlfahrt zu erhalten, auf welcher er das Land von seinem Vater überkommen. Die öffentlichen Angelegenheiten geriethen in allmäligen Verfall. Den Anzeichen von Rebellion, die hier und da sich blicken lassen, wurde mit einer in Cosmus' spätern Jahren nicht mehr gekannten Strenge begegnet. Zwischen einen wenig beliebten Vater und Bruder und schwache Nachfolger in die Mitte gestellt, hinterließ Ferdinand I. (1587—1609) ein ehrenvolles Andenken, das er verdiente, wenn man seine guten Absichten, günstigere Verhältnisse herbeizuführen, die Werke, die er ausführte, den Geist der Billigkeit und Mäßigung, der ihm eigen war, in Betracht zieht. In der Politik zeigte er sich schwankend. Er versuchte es, dem drückenden spanischen Einflusse sich zu entziehen, aber es gelang ihm nicht. In den kirchlichen Angelegenheiten wich er von jener festen Stellung ab, welche, mancher Concessionen ungeachtet, Cosmus und Franz eingenommen hatten, und bereitete dadurch große Übel, an denen Toscana während der ganzen Folgezeit der Mediceischen Herrschaft krankte. Die Absichten Cosmus' II. (1609—21) waren gut, dennoch begann mit ihm das sichtliche und nun nicht mehr unterbrochene Sinken des Landes; der Wohlstand minderte sich auf erschreckende Weise und Industrie und Handel wurden zu Schatten. Zum Theil war es nicht der Herrscher, der dies verschuldete, zum Theil trugen aber seine Verordnungen und Maßregeln dazu bei. Während der Regentschaft zur Zeit der Minderjährigkeit seines Sohnes vermehrten diese Übel sich in hohem Maße; sie nahmen nicht ab unter Ferdinand II. [1621 (1627)—70], obgleich er ein Mann von Talent war. Zu den Leiden und Unglücksfällen aller Art, welche das Land betrübten, kamen die Streitigkeiten mit Rom, wo die Barberini herrschten, ein Krieg, von Völkern geführt, die des Krieges entwöhnt waren, ein fruchtbarer Gegenstand für Spott und Satiren. Die Zeit Cosmus' III. (1670—1723), statt Rath zu schaffen, mehrte jegliches Unheil und ließ Toscana verarmt und tief gesunken. Dies zeigte sich nur zu sehr, als es sich darum handelte, zu bestimmen, wem die Nachfolge der dem Aussterben nahen Medici gehören sollte. Zwanzig Jahre lang war das Schicksal des Landes ein Spielzeug der Politik der stets uneinigen großen Höfe und die darüber gepflogenen Verhandlungen vergifteten die spätern Jahre Cosmus', dessen Pläne alle durchkreuzt wurden, und die Tage Johann Gasto's, mit welchem die großherzogliche Familie 1737 endete. Wie hatten die Medici Toscana gefunden und wie hinterließen sie es! *)

(Der Beschluß folgt.)

Die Rechte der Juden im Mittelalter und ihre übermäßige Anhäufung in Polen.

In dem Programm der berliner Gewerbschule von 1841 befindet sich „Über die Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters, besonders im nordöstlichen Deutschland" eine Abhandlung vom Director K. F. Klöden, welche des Interessanten so viel bietet, daß man Programmen solchen Inhalts, statt des kleinen Leserkreises, auf welchen sie in der Regel beschränkt sind, die größte Verbreitung wünschen möchte. Vorzüglich lesenswerth erscheint in genannter Schrift, was über die damaligen Verhältnisse der Juden, ihre so ganz verschiedene Stellung in Deutschland und Polen und ihre übermäßige Vermehrung in Polen gesagt wird. Bekanntlich ruht über die Art, wie, und über die Zeit, wann die Juden sich über den Nordosten Europas verbreiteten, dunkle Nacht. Früh ist es jedenfalls geschehen, ja es scheint ihnen leichter geworden zu sein, im heidnischen Slawenlande Aufnahme zu finden, als unter den Christen, denn im erstern stand ihnen kein fanatischer Religionshaß entgegen. Wahrscheinlich sind sie schon während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung in Polen eingedrungen und haben dort als Fremdlinge ein erträgliches Loos gefunden, das selbst durch den Übertritt der Polen zum Christenthum wesentlich keine Änderung erfahren zu haben scheint. In Deutschland war die Lage der Juden seit Karl dem Großen eine sehr wechselvolle gewesen. Bald verfolgt, bald geschützt und begünstigt, wurden die widersprechendsten Verordnungen gegen sie erlassen, die ihren Zustand zu einem fast rechtlosen machten. Hören wir, was das berliner Stadtbuch darüber sagt und worin sich zugleich die damals allgemein geltende Meinung ausspricht: „Die Juden glauben allein an den lebendigen Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und des Erdreichs, und alles Dessen, was darin ist. Sie halten das alte Gesetz und sind des neuen Gesetzes Widersacher, das ist, der ganzen Christenheit, weil sie Christum, den wahren Gott, zu dem unschuldigen Tode für die Menschen brachten. Darum ist es wunderlich, daß man gestattet, den Juden bei den Christenleuten zu bleiben. Nun lehren die heiligen Lehrer der Christenheit, daß man die Juden bei den Christenleuten leben läßt um vier Ursachen willen: die erste, weil wir das Gesetz von ihnen haben, in welchem wir Zeugniß haben von Christo; die andere, um der alten Väter willen, von denen Christus den Anfang seiner Menschheit nahm, nämlich von dem Geschlechte Jesse her; die dritte, um der Juden Bekehrung willen, weil sie alle noch vor dem strengen Gerichte Gottes bekehret werden sollen; die vierte, um des Gedächtnisses Jesu Christi; denn so oft wir die Juden sehen, so oft sollen wir auch das Gedächtniß seiner theuern Marter im Herzen tragen."

Folgende Rechtssätze haben, fast das ganze Mittelalter hindurch, im nördlichen Deutschland in Bezug auf die Juden gegolten: Wenn der Jude einem Christen etwas verkaufte, so

---

*) Bei Johann Gasto's Tode zählte man 890,605 Einwohner, 1745 nur 882,277. Bei Peter Leopold's Regierungsantritt war die Zahl auf 945,063 gestiegen, 1791 auf 1,058,930, 1814 auf 1,154,686, endlich 1838 auf 1,466,752.

brauchte er ihm keine Gewähr zu leisten, d. h. der Jude brauchte weder sein Eigenthumsrecht an der von ihm zu verkaufenden Sache nachzuweisen, noch für deren Güte, oder für den dem Käufer etwa aus dem Verkauf erwachsenden Schaden zu stehen. Ein christlicher Käufer war dagegen, auch wenn nichts dieserhalb besonders festgesetzt wurde, stillschweigend zur Gewähr verpflichtet. Durch diese eigenthümliche Einrichtung war der Jude vorzugsweise auf den Handel mit gestohlenen Sachen angewiesen. Allein kein Kauf, den ein Jude schloß, hatte gesetzliche Gültigkeit, und ebenso wenig, wenn er etwas zu Pfande nahm, wenn es nicht in Gegenwart von einem christlichen und einem jüdischen dabei unbetheiligten Zeugen, bei Tageslicht und im offenen, unverschlossenen Hause geschah. Fand man aber bei einem Juden erkaufte oder verpfändete Kirchengeräthschaften, Kelche, Patenen, Meßgewänder, Bücher u. s. w., die bereits geweiht worden waren, so wurden ihm diese nicht blos weggenommen, sondern er wurde als ein Dieb dieser Dinge gerichtet. Das geschmolzene Metall der Kirchengeräthschaften aber konnte er kaufen. Nach der Weise des Mittelalters hatte jeder das Recht der Pfändung und bedurfte dazu nicht der Gerichte. Wenn daher ein böser Schuldner nicht zahlte, so stand auch dem Juden das Recht der Pfändung zu, und dieser konnte ihm Pferde, Gewand oder Korn abnehmen, wenn er es bekommen konnte, doch hatte dies nur rechtliche Gültigkeit, wenn es bei Sonnenschein oder hellem Tage geschah; wurde es des Nachts ausgeführt, so mußten die Nachbarn des Juden von beiden Seiten seines Hauses Zeugen sein, sonst war es Raub. Die abgepfändeten Sachen konnte der Jude verkaufen, an wen er wollte, und hatte davon dem Landesherrn nichts zu zahlen. Wollte man dem Juden nicht glauben, daß die Sachen für seine Schulden an ihn gekommen wären, so stand ihm der Beweis durch Zeugen und Eid zu. Diese Pfändungen wurden mit Helfershelfern ausgeführt und mancher gemeine Jude fand Geschmack daran und trieb nachher das Handwerk auf eigene Hand, auch wenn er keinen Schuldner vor sich hatte. Daher fanden sich unter den Räubern häufig Juden. Kein Jude durfte christliches Gesinde halten, Knechte, Mägde, Ammen 2c. Dies stand nicht allein gesetzlich fest, sondern wurde auch außerdem sehr oft, wiewol vergeblich, eingeschärft, denn die gute Bezahlung reizte stets zu Übertretungen. Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts durfte im nordöstlichen Deutschland keine neue Judenschule mehr gebaut werden; die Ausbesserung der alten Gebäude war erlaubt. An Festtagen der Christen durfte kein Jude seinen Laden öffnen; auch mußte er ihn schließen, wenn das heilige Sacrament vorübergetragen wurde. Während der Charwoche sollten sie sich möglichst in ihren Häusern halten und nicht, wie wol geschehen sei, sich stolz und übermüthig zeigen. Besonders aber war es ihnen verboten, am Charfreitag auf die Gasse zu gehen oder ihre Thüren und Fenster zu öffnen. Eine Ehe zwischen Juden und Christen war nicht erlaubt. Wo sie etwa vorkam, wurde sie wie ein Ehebruch behandelt, worauf für beide Theile das Schwert stand. Ließ sich eine Christin außerehelich mit einem Juden ein, so wurde sie zur Stadt hinausgepeitscht und verbannt, der Jude aber in eine hohe Geldstrafe von mindestens 10 Mark Silbers genommen. Da die Juden steten Frieden hatten (über den von Vespasian verliehenen Königsfrieden und die damit zusammenhängende, den Juden späterhin gegebene Benennung „des Königs Kammerknechte" gibt Hr. Klöden nähere Erläuterung auf Grund des „Sachsenspiegels", B. 3, Art. 7) so durften sie, wie die Geistlichen, keine Waffen tragen. Wer sie dann gewaltsam angriff, erlitt die Strafe des Friedebrechers, und hatte er den Juden getödtet, auch die Strafe des Todtschlägers, ebenso als hätte er einen Christen erschlagen. Übrigens durfte in wichtigern Dingen kein Jude vor Gericht gegen einen Christen zeugen, wol aber umgekehrt, und nur bei geringen Sachen und ihren Käufen hatte das Zeugniß eines Juden Gültigkeit. Wo es in wichtigern Dingen auf einen Zeugenbeweis ankam, brauchte der Jude das Zeugniß von zwei Christen und einem Juden, der Christ aber gegen den Juden das Zeugniß eines Christen und eines Juden. Durch einen bloßen Reinigungseid konnte sich der Jude keiner Anschuldigung entziehen, denn dies war eine kaiserliche Begnadigung, und auf solche durften sich die Juden nicht berufen, sondern bei gewöhnlichen Klagen wurde das gemeine Kaiserrecht auf sie angewendet. Dies Alles machte nöthig, die Juden schon äußerlich als solche erkennen zu lassen, und da sie sich zum Theil so trugen, daß sie schwer von den Pfaffen zu unterscheiden waren, so wurden ihnen solche Kleidungen untersagt, und auf den Kirchenversammlungen von 1233, 1267 u. 1314 wurde festgesetzt, daß sie zur Auszeichnung einen hornartig gekrümmten Hut, oder ein Rad auf der Brust und die Weiber ebenfalls eine abweichende Kopfbedeckung tragen sollten. Kleidung und Zeichen waren jedoch nicht an allen Orten und zu allen Zeiten dieselben. Da man in einigen biblischen Stellen gefunden haben wollte, daß es gänzlich unerlaubt sei, Geld auf Zinsen zu leihen und daher allen Christen solche Geschäfte als sündlich verboten wurden, so wurde der ganze Geldhandel und das Pfandleihgeschäft ein ausschließliches Eigenthum der Juden. Ludwig IX. verbot zwar auch den Juden das Nehmen aller Zinsen, dies Verbot konnte jedoch nicht lange bestehen. Im Landfrieden des rheinischen Bundes von 1255 wurde festgesetzt, daß kein Jude von 10 Pfunden wöchentlich mehr als 2 Pfennige Zins, oder auf ein Jahr mehr als 4 Unzen nehmen solle. Ersteres waren 1/120 Procent wöchentlich, oder 43 1/3 Procent jährlich; das zweite waren jährlich 25 Procent. So ansehnlich hiernach auch der erlaubte Gewinn war, so blieb man doch bei ihm nicht stehen und an allen Orten erhoben sich Klagen über die hohen Zinsen, welche die Juden nahmen. Nur ausnahmsweise waren die Juden Grundbesitzer, öfter Gastwirthe, besonders in Polen, und außerdem Ärzte, obgleich kein Christ Arznei von ihnen nehmen sollte. Großer Ruf und Geschicklichkeit des Arztes führten ihm jedoch immer christliche Kunden zu. Kein Jude sollte oder durfte ein öffentliches Amt bekleiden. Obgleich dies Gebot immer als ein wichtiges betrachtet wurde, so sehen wir doch die Fürsten gar oft dagegen sündigen. Sie trugen den Juden nicht blos Finanzgeschäfte auf, sondern übergaben ihnen auch Ämter, in welchen sie in dieser Beziehung und für ihr Interesse wirksam werden konnten, ja sie machten wol gar mit ihnen in wucherlichen Geschäften gemeinschaftliche Sache. Dagegen ist dem Verfasser kein Fall bekannt, wo ein Jude ein städtisches Amt bekleidet hätte, obgleich sie in den Städten des nördlichen Deutschland Bürger werden konnten und alle Rechte des Bürgers erhielten. Nicht alle Städte in der Mark hatten jüdische Begräbnißplätze. Es war daher öfter nöthig, die Leichen ziemlich weit zu fahren. Kam sie nun an einer Zollstätte vorüber, so mußte sie verzollt werden; Dasselbe geschah in Städten, welche einen jüdischen Begräbnißplatz hatten, wenn die Leiche nach einer andern Stadt gefahren wurde, nicht aber mit Leichen, die auf dem Begräbnißplatz derjenigen Stadt beerdigt wurden, wo der Jude gewohnt hatte. Der Zoll einer Judenleiche war hoch und betrug in Pritzwalk einen halben Vierding, oder eine Achtel Mark, in Ruppin 30 Pfennige, und wenn der Zoll umfahren wurde, 30 goldene Pfennige.

Dies war die Lage der Juden in Deutschland und besonders im Nordosten desselben; anders in Polen, wo die Zahl der Juden ungemein gewachsen war, wozu wol die während des ersten Kreuzzuges am Rhein begonnene und durch ganz Deutschland fortgesetzte Judenverfolgung wesentlich beigetragen hat. Angstvoll flohen die Juden vor ihren Mördern her, denn auf dem ganzen Wege, den diese Kreuzhorden eingeschlagen hatten, war für sie keine Rettung, und selbst als sie Prag erreicht hatten, waren sie des Plünderns und Mordens noch nicht müde und die rheinischen Scenen erneuerten sich. Die Juden fanden keine andere Stätte als in den Wendenländern und Polen, durch welche kein Kreuzheer zog, und hier, scheint es, wurden sie freundlich aufgenommen, nicht blos von ihren dort schon ansässigen Religionsverwandten, sondern auch von den Fürsten. Der Handel, zu welchem der Pole wenig Neigung hat, befand

ich hier fast ganz in den Händen fremder Kaufleute und der Juden. Durch die neueingewanderten deutschen Juden, deren eine große Menge nach Polen gekommen zu sein scheint, erhielt der Handel einen neuen Schwung, und hier, wo das Zunftwesen nicht eingeführt war, beschäftigten sie sich auch mit Handwerken, was ihnen in Deutschland unmöglich gemacht war. Zwar verbot dies kein positives Gesetz; allein Handwerke durften nur in den Städten getrieben werden, jedoch von Niemand, der nicht zur Zunft gehörte, und kein Jude wurde in eine Zunft auf- oder als Lehrling angenommen. Anders in Polen und wahrscheinlich auch in den Wendenländern, obwol in den letztern, des fortdauernden Kriegszustandes wegen, in welchem sie sich befanden, niemals die Juden so zahlreich gewesen sein mögen als in Polen. Hier aber wurden sie besonders begünstigt und erhielten nach und nach immer mehr Privilegien, namentlich 1175 eines von Mieczislaw dem Alten, 1263—7 von Heinrich dem Bärtigen, Herzog in Schlesien, 1264 von Boleslaus dem Frommen, Herzog von Kalisch, und 1334 von Kasimir dem Großen. Ihre fürstlichen Beschützer erklärten selbst, daß ihnen die Mittel, Geld zu erwerben, gesichert werden müßten, damit sie im Falle der Noth dem Regenten davon abgeben könnten. Sie waren von Lasten befreit, die alle Einwohner des Landes ohne Ausnahme zu tragen hatten, den gesetzlichen Strafen konnten sie sich nur zu leicht entziehen, und außerdem waren sie zu unehrlichem, d. h. für die übrigen Einwohner nicht erlaubtem Erwerbe autorisirt. Wir wollen ihre dortigen Rechte etwas näher betrachten. Während in Deutschland keine Klage eines Juden angenommen wurde, wenn sie ihn nicht selbst betraf, konnte in Polen dagegen ein Jude nicht anders als auf ausdrückliches Verlangen eines Klägers vor Gericht gestellt werden. Allein nur der König oder der Wojewode konnte über ihn Recht sprechen; keinen andern Richter brauchte er anzuerkennen, während er in Deutschland vor den Stadtrichter gestellt wurde. In Polen konnte er sich von der gegen ihn erhobenen Anschuldigung durch einen Eid reinigen, in Deutschland konnte dies zwar der Christ, nicht aber der Jude. Den Mord eines Juden richtete in Polen allein der König und bestrafte den Mörder durch Confiscation seiner Güter; in Deutschland richtete der Vogt darüber nach Landrecht. War ein Jude in Polen nur verwundet, so richtete der Wojewod darüber. Vertrat ein Richter den König oder Wojewoden, so durfte er keinen Juden unmittelbar vor sich fodern, sondern er mußte sich in den Bereich einer Synagoge begeben und dort die Untersuchung beginnen. Saß der König oder der Wojewod zu Gericht, so geschah dies auf feierlichere Weise. Wurde ein Jude eines Verbrechens beschuldigt, so mußte es durch das Zeugniß dreier Christen und dreier Juden bewiesen werden, sonst war es nicht gültig; in Deutschland brauchte der Christ dazu nur einen Christen und einen Juden. Am Sabbathe oder einem andern jüdischen Feiertage durfte keine Rechtssache gegen einen Juden vor Gericht gebracht werden. Die Zolleinnehmer durften einen Juden, der über die Grenze reiste, nicht visitiren, wenn er erklärte, daß er den Leichnam eines verstorbenen Glaubensgenossen mit sich führe, um ihn zu beerdigen. Die Entweihung eines jüdischen Kirchhofs oder einer Synagoge wurde ebenso wie Kirchenraub bestraft. Das polnische Gesetz verbot, die Juden zu verleumden, oder den Argwohn zu verbreiten, als ob sie Christenblut zu abergläubischen Ceremonien gebrauchten, welches eine Fabel sei. Eben wegen dieses Wahns hatten die Juden in Deutschland viel zu leiden, und es macht den polnischen Fürsten Ehre, daß sie in diesem Punkte heller sahen als die deutschen Fürsten, weshalb denn auch in Polen nie solche Judenverfolgungen ausbrachen wie in Deutschland. Ebenso günstig waren sie in Bezug auf den Handel gestellt. Die Juden durften in Polen auch auf unbewegliches Eigenthum Geld leihen, ja selbst auf christliche Heiligthümer, nur mußten sie diese einer geistlichen Person zur Aufbewahrung übergeben. Beides war in Deutschland nicht gestattet. Hatte ein Jude in Polen Geld ausgeliehen und wurde dasselbe nicht zur festgesetzten Zeit zurückgezahlt, auch nicht innerhalb des nächsten Monats, so war dem Juden gestattet, Zins von Zins zu nehmen, und wenn Jahr und Tag über die Rückzahlung hinging, so wurde das Pfand Eigenthum des Juden.

Da aber die Juden schon frühe in Polen so bedeutende Rechte besaßen, und zu einer Zeit, wo die Wendenländer großentheils noch nicht unter deutschen Fürsten standen, so läßt sich erwarten, daß sie von den slawischen Fürsten dieser Länder, welche mit Polen innig zusammenhingen und in deren Ländern slawisches Recht galt, das entweder mit dem polnischen gleich oder von ihm nur wenig unterschieden gewesen ist, ähnliche Begünstigungen erhalten haben. Eben deshalb mag es auch schon in frühen Zeiten in der Lausitz, der Mark Brandenburg, Mecklenburg und Pommern viele Juden gegeben haben; die meisten dürften aber bei der Germanisirung dieser Länder sich nach Polen gezogen haben, da sie wußten, daß sie unter deutscher Regierung sich nicht dergleichen Vortheile zu erfreuen hatten, und dieser Umstand mit dem früher erwähnten mag wol vorzüglich dazu beigetragen haben, die Juden in Polen so übermäßig anzuhäufen.

Zum Schluß dieser Mittheilung aus der Klöden'schen Schrift können wir nur aufrichtig wünschen, daß die Programme der höhern Schulen, statt ihres gewöhnlich trockenen und uninteressanten Inhalts, recht häufig solche tüchtige und ansprechende Abhandlungen, wie die uns vorliegende, bringen mögen! 20.

Literarische Notizen.

Dumont d'Urville's berühmte Reise erscheint unter dem Titel: „Voyage au Pôle Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du Roi pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840, sous le commandement de M. *Dumont d'Urville*, capitaine de vaisseau." Das Ganze wird 14 Bände und einen Atlas von ungefähr 250 Stichen und Lithographien bilden. Die erste Abtheilung umfaßt die Beschreibung der Reise selbst (5 Bände, 200 Lithographien, 10 geographische Karten), die zweite die Zoologie (3 Bände, 150 colorirte Kupfertafeln), die dritte die Botanik (2 Bände, 80 colorirte Kupfertafeln), die vierte die Anthropologie und Physiologie (1 Band, mit 50 Lithographien), die fünfte die Mineralogie und Geologie (1 Band, mit 20 Lithographien), die sechste den philologischen Bestandtheil (2 Bände, mit vergleichenden Tabellen). Der erste Theil und die beiden ersten Lieferungen des malerischen Atlas sind erschienen. Von der Beschreibung der Reise wird eine kleine Ausgabe in 10 Octavbänden mit 10 geographischen Karten veranstaltet.

Als ein neues, herrlich ausgestattetes Werk, welches soeben die französische Presse verlassen, ist zu nennen: „Le mémorial de Shakspere ou contes shakspériens", von Karl Lamb, aus dem Englischen übersetzt von M. A. Borghers. Die Einleitung ist von Ph. Chasles, die Biographie Shakspeare's und Lamb's von A. Pichot. Das Werk ist mit 45 Illustrationen geschmückt, worunter 21 größere Stiche und 24 Holzschnitt-Vignetten. — Von dem illustrirten Werke: „Les saints évangiles", Übersetzung von Lemaistre de Sacy, neue Ausgabe, mit einer Abhandlung über die Autorität der Evangelien, von Frayssinous, Bischof von Hermopolis, 8 prächtigen Kupferstichen nach Ribeira, Vandyck, Carracci, Rubens, Overbeck u. s. w. und einem Plane von Jerusalem, sind jetzt 73 Lieferungen beendigt. — Unter den vielen Luxusausgaben macht sich noch bemerklich: „Petites misères de la vie humaine", von Old Nick und Grandville, mit 50 größern Illustrationen und mit Vignetten in Holzschnitt. Die geschilderten und abgebildeten Scenen sind weniger ernst und tragisch als komisch und ergötzlich. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1842.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da *Alfredo Reumont*.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Die Regierung Franz II., mit welchem die lothringisch-habsburgische Dynastie den Thron bestieg, kann als Übergangsepoche bezeichnet werden. Im Regentschaftsrath saßen Männer von Talent und Verdienst, leider aber zum Theil Fremde. Nach einigen Schwankungen, die in mancher Beziehung als schädlich sich erwiesen, wurden entschiedene Schritte zum Bessern gemacht, namentlich gewann die Administration durch größere Ordnung, die in sie eingeführt ward. Die Bevölkerung, die sich sehr gemindert, hob sich nach 1745, dem Zeitpunkt ihres niedrigsten Standes. Das Land aber litt bei alledem an den vielen Übeln, die von einer Regentschaft unzertrennlich scheinen und die noch vermehrt wurden durch die bedrängte Lage, in der die östreichischen Erbstaaten mehr denn einmal sich befanden, wobei die Kräfte des Großherzogthums in Anspruch genommen wurden. Diesen Übeln wurde abgeholfen durch Peter Leopold. Die Toscaner sprechen seinen Namen nur mit den Gesinnungen der Verehrung und Dankbarkeit aus, und sie haben Recht, denn er förderte des Landes Interessen wie Keiner, indem er der Verwaltung eine gleichmäßige, feste Grundlage gab, viel Hinderliches aus dem Wege räumte, Ackerbau und Gewerbe begünstigte, größere Gleichheit der Rechte einführte, die Gesetzgebung wesentlich verbesserte. Man kann in Zweifel ziehen, ob manche seiner Maßregeln der Zeit und den Umständen angemessen waren, ob er immer die vorgefundenen Rechte geachtet und Ersatz für erlittenen Verlust gegeben, ob er auf die nothwendigen Folgen seines Handelns stets vorbereitet gewesen, ob er nicht zu hastig und eigenmächtig längst bestehende Verhältnisse zerstört, ohne neue an die Stelle setzen zu können, von denen glückliche Erfolge sich erwarten ließen. Und mehr noch, ob er nicht in der Absicht, materielle, vielleicht momentane Güter zu mehren, Institutionen abgeschafft, die, wenn nicht ohne Übelstände noch Misbräuche, doch ihrem Princip nach gute waren, und ob er nicht dazu beigetragen, den revolutionairen Grundsätzen, denen eine neue Fremdherrschaft folgte, das Eindringen zu erleichtern. Wie dem auch sei, dem Großherzog Leopold gebührt immer eine bedeutende Stelle unter den neuern Gesetzgebern und die Praxis hat die entschiedene Nützlichkeit vieler seiner Anordnungen dargethan, denn unter seiner Regierung (1765—90) erhob Toscana sich von neuem zu einer Blüte, die den glänzendsten Contrast bildete mit dem frühern Zustande. Ferdinand III. hatte kaum acht Jahre geherrscht, als die Umwälzung von Europa ihn nöthigte, Toscana gegen ein deutsches Fürstenthum zu vertauschen. Das Großherzogthum wurde ein Königreich Hetrurien; es wurde eine französische Provinz; es kehrte zurück unter den Scepter eines Fürsten, welcher mit den vortrefflichen Eigenschaften, von denen er früher schon so schöne Beweise gegeben, jetzt größere Reife des Urtheils und Erfahrung vereinigte. Welcher Art der Geist war, der ihm beseelte — welche die Grundsätze und Ansichten sind, die die Regierung seines Nachfolgers leiten, zeigt der stete und sichere Fortschritt der öffentlichen Institutionen, der Wissenschaften und Künste, zeigen die wesentlichen Verbesserungen der Agricultur und jeder nützlichen Kunst und Industrie, die legislativen und administrativen Umgestaltungen, der blühende Zustand des Landes und die großartigen Bemühungen, welche zum Zwecke haben, zum Wohlstande des Ganzen auch jene Theile zurückzuführen, die durch die Schuld von Jahrhunderten unglücklich geblieben sind. Endlich zeugt dafür die in kritischen Zeiten ohne Störung bewahrte Ruhe und die Liebe der Nation zum Herrscherhause. Solche Beweise wird Keiner für trügerisch halten.

Dies sind, in kurzem Umrisse, die Grundzüge der Geschichte, welche ich in dem Buche, dessen Titel diesen Bemerkungen voransteht, darzustellen versucht habe. Mein Zweck bei der Abfassung desselben war, in einen möglichst beschränkten Raum zusammengedrängt, eine Übersicht jener Ereignisse zu geben, welche die Annalen von Florenz füllen, und auf solche Weise Denen, welche diese Geschichte bereits kennen, ein Erinnerungsbuch zu bieten, Jenen aber, welche sich noch mit derselben bekannt machen wollen, diejenigen Thatsachen an die Hand zu geben, welche gewissermaßen die Hauptzüge bilden. Bei der unendlichen Menge von Facten habe ich meist mich begnügen müssen, sie mit wenigen Worten anzudeuten, um Raum zu gewinnen, die hervorstechendsten zu erzählen. Es konnte dabei nicht meine Absicht sein, größere Werke, die von diesen Geschichten handeln, ersetzen zu wollen; vielleicht

aber können diese Tabellen neben solchen Werken von Nutzen sein, indem sie vermöge ihrer Form und Einrichtung eine Art Leitfaden bilden. Bei der Ausarbeitung bin ich stets zu den Quellen zurückgegangen: sämmtliche Chroniken und Annalen, sofern sie von einiger Bedeutung waren, habe ich zu diesem Zwecke durchgesehen und die neuern Forschungen, so weit sie mir zu Gebote standen, benutzt. Mit einigem Detail habe ich nur die Zeit von 1260 — 1555 behandelt; denn die, auch jetzt noch sehr verwickelte, frühere Geschichte hat, in ihrer Beziehung zu Florenz als Stadt, mehr ein antiquarisches denn ein allgemein-historisches Interesse. Die Epoche aber, welche mit der Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Anfang nimmt, hat einestheils für mich sehr wenig Anziehendes, anderntheils wird sie auch meinem eigentlichen Gegenstande entfremdet, indem die florentinische Geschichte, in engerer Umgrenzung, mit dem Herzoge Alexander endet und dann die des Großherzogthums beginnt, welche von Ferdinand I. an bis zu Leopold I. wenig von bedeutendem Interesse darbietet. Für diese spätere Zeit der Mediceischen Herrschaft genügten mir also einfache Auszüge aus Galluzzi's umfangreichem Werke, dem einzigen, das sie ganz umfaßt. Ohne die Geschichte der Wissenschaften und Künste wäre eine solche Arbeit zu unvollständig geblieben. Zwei Columnen jeder Tabelle sind also dieser gewidmet, nicht mit bloßer Berücksichtigung von Florenz, indem eine solche Trennung schwer, wenn nicht unmöglich gewesen wäre, sondern ganz Toscana und das übrige Italien, namentlich Mittelitalien, umfassend. In den Jahreszahlen habe ich mich der möglichsten Genauigkeit beflissen und, so viel mir bekannt, in dem kunstgeschichtlichen Theile nur solche aufgeführt, für welche Inschriften, Urkunden oder völlig zuverlässige Angaben Gewähr leisteten. Bei allen übrigen, die blos auf Vasari oder auf Localschriften beruhen, wurde dies angemerkt. Zu dem Zwecke, eine Vergleichung der Specialgeschichte von Florenz mit den wichtigsten Ereignissen der allgemeinen Geschichte zu erleichtern, fügte ich endlich eine Columne gleichzeitiger Begebenheiten hinzu, in der wenigstens die bedeutendsten Facta der italienischen Geschichte erwähnt sind, von dem übrigen Europa nur wenig, da der Raum zu beschränkt war. Verzeichnisse der Kaiser, römischen Könige und Päpste begleiten den Text, sowie genealogische Angaben über die hervorragendsten einheimischen Familien. Eine Übersicht der Veränderungen der Verfassung, nebst Details über die wichtigsten Magistrate zur Zeit der Republik, sind in einer Einleitung beigegeben.

In sechs Epochen ist das gesammte Gebiet florentinischer Geschichte getheilt. Die erste geht von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht von Campaldino (1289), welche das Übergewicht der guelfischen Partei in Toscana entschied. Hiermit beginnt die politische Größe und die Zeit der Bewegung. Die zweite Epoche umfaßt die Jahre 1290 — 1343 und endet mit der Vertreibung des Herzogs von Athen. Vom Sturze des alten Adels, welcher jener Vertreibung folgte, geht der dritte Zeitraum bis zum Tumult der Ciompi, 1378. Der vierte zeigt den neuen Adel im Kampfe mit dem gemeinen Volke und dessen vornehmen Häuptern und die Verwaltung dieses neuen Adels, welche mit der Rückkehr Cosmus' von Medici ein Ende nahm. Die fünfte Epoche nun führt die verschiedenen Phasen der Mediceischen Suprematie vor und den zweimaligen Sturz derselben bis zum Untergange der Republik. Den Schluß macht der sechste Abschnitt, von der Installirung eines erblichen Herzogthums bis auf unsere Tage.

Ferne liegt es mir zu glauben, ich habe auf so wenig Blättern einen so unendlich reichen Stoff erschöpft. Selbst von Werken bedeutenden Umfangs kann solches nicht gerühmt werden. Nur einen Leitfaden habe ich geben wollen, in welchem das Wichtigere den Blicken rasch sich darbietet. Übrigens möge man mir es nicht als Anmaßung deuten, wenn ich über eine fremde Geschichte in fremder Sprache geschrieben habe. Nach vieljährigem, in mancher Beziehung beglückten Aufenthalt in Italien und fast anhaltender Beschäftigung mit vielen Dingen, welche auf toscanische und römische Geschichte und Landeskunde sich beziehen, glaubte ich es wagen zu dürfen, den vielen Wohlwollenden und Geneigten, bei denen ich bei unzähligen Veranlassungen das freundlichste Entgegenkommen und die förderndste Unterstützung gefunden habe, irgend eine Frucht meiner Studien darzubieten, als Beweis der Dankbarkeit für vielfache Güte, wie der Theilnahme, die mich für sie und ihr schönes Vaterland beseelt. In diesem Sinne habe ich die Tabellen florentinischer Geschichte entworfen und den toscanischen Freunden gewidmet.

Rom, Ende August 1841.

Alfred Reumont.

Unterhaltungsliteratur.

1. Neueste Novellen von Ludwig Storch. Stuttgart, Hoffmann. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn unter der Sündflut von Novellen, die jetzt dem Leser entgegenströmt, nur dann und wann einige, wie diese Sammlung sie bietet, auftauchen, so soll er nicht allzu sehr klagen über diesen Hauptzweig der jetzigen belletristischen Literatur, der wie auf einem belebten Maskenball dem Genie und Talent des Autors stets wechselnde Masken, bald Charaktercostume, bald Dominos u. s. w. vorhält. Die erste Novelle vorliegender Sammlung „Der Knabe und die Bibel" ist fromm und schön, die Charaktere sind mit Wahrheit geschildert, die Begebenheiten geschickt herbeigeführt, das Interesse für die Liebenden als Hauptinteresse gehalten. „Die Schicksale einer deutschen Oper" sind unbedeutender, sie vergönnen einen Blick in jene wenig interessante Bühnensphäre, hinter den Coulissen, und deren kleinliche Intriguen, woran die Oper scheitert, und zeichnet Caricaturen. Dagegen überragt „Tycho Brahe" sowol durch Interesse des Stoffs als der Behandlung die beiden vorhergehenden und außer diesen noch unzählige Novellen, die Ref. in neuester Zeit gelesen hat. Franz Tagnagel, der große Schüler des großen Meisters Tycho Brahe, beginnt in Briefen das Leben des ausgezeichneten Chemikers, Astronomen und Dichters, auf der Insel Hven zu schildern, und man lernt seine ganze Umgebung, die bürgerliche Frau, die blühenden Töchter, die gelehrte Schwester und die wunderbare Freundin Liuva kennen, als einen glücklichen, einigen, vorwärts strebenden Familienkreis. Später verfällt die Erzählung in biographische Form, man erfährt die Lebensgeschichte des großen Mannes, dessen Erziehung, Entwickelung, erreichte Größe; man sieht ihn als Sonne und als Stern von Dänemark geehrt, hochgestellt und reich, in der Uranienburg und Sternenburg wirkend, schaffend und die Wis-

senschaft sichernd. Sein häßliches Äußere, seine falsche Nase von Metall, die er sich selbst verfertigt, sein ganzes Erscheinen und die ungezügelte Heftigkeit, der eiserne Trotz seines Charakters geben die Schattenseite davon. Durch diese Heftigkeit, die rücksichtslos nur die Wissenschaft im Auge hat, durch den Stolz des Gelehrten, mit dem er sich überhebt, durch den Trotz gegen den Adel, der ihn wegen seiner Heirath mit einer Bürgerlichen, da er selbst von vornehmer Abkunft und ein Ritter, höhnt, und durch die Intriguen des Hofmarschalls Walkendorff, der ihn haßt, fiel er bei dem jungen neunzehnjährigen Christian IV., dessen Vater, Friedrich II., ihn so hoch geehrt, in Ungnade; er mußte seiner geliebten Insel Hven Lebewohl sagen, lebte selbst in Kopenhagen nicht in Ruhe und verließ endlich sein Vaterland. Nach langem Herumirren fand er eine ehrenvolle Aufnahme bei Kaiser Rudolf zu Prag, wo er sich ungestört seinen Forschungen hingab; das Ausland ersetzte ihm reichlich, was ihm das Vaterland genommen, und er beschloß sein Leben im 54. Jahre, umgeben von Gelehrten und Großen, die ihn alle hochachteten. Er starb, wie es einem Weisen ziemt. Tagnagel hatte ihn in Unglück und Glück nicht verlassen und war sein Schwiegersohn geworden. Die wunderbare Liuva, deren Erscheinen über diese Erzählung ein romantisches Licht ergießt, des Tycho Brahe geheimnißvolle Schülerin und Freundin, die ihm bei seinen Forschungen und Studien zur Seite steht und ihm Trost zuspricht in den Stunden der Verzweiflung, erlangt in Kopenhagen die ärztliche Praxis und wird durch glückliche, medicinische und chirurgische Curen, vorzüglich aber durch die Erfindung eines heilsamen Pflasters sehr berühmt; sie erreicht ein Alter von 124 Jahren und wird wie eine Heilige geehrt und gefürchtet. Das ganze Land machte Wallfahrten zu ihr, in der die Heil spendende Göttin des alten Nordens wieder auferstanden zu sein schien, und ihr ernstes Wesen, ihre Ehelosigkeit, ihr hohe, edle Gestalt unterstützte den Wahn des Volks. Tycho Brahe war am 14. Dec. 1546 geboren, und starb 1600; die vorliegende, interessante Biographie trägt den Stempel jener Zeit, die so reich an Vorurtheilen, Aberglauben und Misbräuchen war, sie deutet auf des Autors sorgsame Studien guter Quellen.

2. Die Eisenhütte. Von Friedrich Soulié. Aus dem Französischen von W. Schulze. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 2 Thlr.

Der allzu große Wortschwall des französischen Autors ist im Deutschen noch störender als im Original; die ewigen Erörterungen hemmen das Vorschreiten der Begebenheiten. Verwickelung und Entwickelung ist durch unzählige Unwahrscheinlichkeiten und abenteuerliche Zusammenstellungen herbeigeführt, das Personal aus lauter Unnatur zusammengesetzt. Soulié stellt uns eine wahre Sammlung von Caricaturen vor: den Hüttenbesitzer, der in seiner Eitelkeit alles bisher vom Neffen Vollbrachte für sein eigenes Werk ausgibt und diesem die Abtretung der Hälfte des von ihm selbst erworbenen Vermögens vorenthält, während der geduldige Held sich das Alles gefallen läßt und eine wahre Caricatur von Trefflichkeit und edelm Stolze ist; die Tante des Helden, die als eine Frau, welche davongeht, bezeichnet wird, welche Bezeichnung aber Ref. sehr unverständlich scheint. Ref. meinte erst, sie wolle sich entführen lassen, oder sie habe die galoppirende Schwindsucht und werde sterben; sie soll indeß ein träumerisches, liebekrankes, sich stets sehnendes Geschöpf sein, das geliebt und verstanden werden möchte und jegliches Glück in ihren Verhältnissen entbehrt. In ihrer sanften Ergebung und den wüthenden Ausbrüchen von Zorn, in ihrem stillen Wohlthun und in ihrem Haß und Verfolgungsgeist gegen ihre Rivalin, in ihrem ganzen wirren, unheimlichen Auftreten liegt etwas Widerliches. Auch der Graf Waldhein ist eine Caricatur von Schlechtigkeit, dessen Sohn ein schwacher Wüstling, von dem man nicht recht begreift, wie er in demagogische Umtriebe sich einlassen konnte, da ihm das Vergnügen immer näher gestanden haben mag als das Vaterland. Die Heldin selbst entwickelt ihre Individualität nicht genugsam, um durch ihr edles Erscheinen die Caricatur um sie her vergessen zu machen. Man liest zwar die beiden Theile mit Spannung, mit jener Neugierde auf das Ende, die eigentlich einem Roman zum Lobe gereicht, doch am Ende erkennt man die Unnatur des ganzen Gewebes, den Mangel jeglicher Tendenz. Der französische Leser mag allerdings einige Befriedigung in dem Werke finden, da er dessen Zustände und Personen für deutsch halten kann, weil der Schauplatz in Deutschland angenommen wird; die Frau, die davongeht, mag ihm dann für die Repräsentantin der deutschen Sentimentalität gelten und die Caricatur des Dichters Leopold als ein Repräsentant der deutschen Autoren. Deutsche können aber unmöglich viel Freude an solchen Zerrbildern finden und Ref. rechnet die beim Lesen der „Eisenhütte" verbrachten Stunden, trotz des gefesselten Interesses, für verloren.

3. Eugen Neuland, oder so wird man Minister. Roman von Julian Chownitz. Zwei Bände. Leipzig, Franke. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. berichtet in der Vorrede, daß er schon in mehren Zeitschriften Wiens Novellen erscheinen ließ, welche Novellettena la mode genannt und sogar parodirt wurden, was der Verf. höchst schmeichelhaft findet. Er rühmt sich auch, daß den Redactoren der Zeitschriften von Seiten des Policeiministers untersagt wurde, die Producte seiner Feder fernerhin aufzunehmen, weil man versteckte Persönlichkeiten darin vermuthete. Ref. hegt große Achtung für den Policeiminister, der die Werke dieses Autors verbot, wenn die Novelleten diesem vorliegenden Roman glichen. Es gibt zwar sehr verschiedenes Publicum, unter dem gebildeten und dem ungebildeten noch unzählige Abtheilungen, so möchte sich also leicht in Casernen, Tavernen u. s. w. für „Eugen Neuland" ein Beifall zollendes finden, Ref. indeß möchte es Keinem empfehlen und bedauert nur, daß er nicht die Macht des Policeiministers hat, es irgend Einem zu verbieten. Die Tendenz des zweibändigen Romans ist: daß man durch Unverschämtheit, Lüge, Betrug, Großthuerei, Schlechtigkeit zur Ministerwürde gelangt. Der Held verführt ein unschuldiges Mädchen und verläßt sie, um den glorreichen Weg einzuschlagen; er betrügt einen armen Bauer, um ein Abendessen und Nachtlager zu erlangen und nach Wien gefahren zu werden, statt zu gehen; er erlangt durch die Protection einer Köchin eine Stelle in der Hofkammerei und durch einen ehebrecherischen Liebeshandel mit der jungen Frau des Hofraths weitere Beförderung; freilich besitzt er auch Genie — und vor allem Glück. Glück steht höher als Verdienst. Der Weg zum Minister ist bunt ausgeschmückt mit Auftritten aller Art: eine uneheliche Niederkunft, mit dem Wehgeschrei der Gebärenden, eine Orgie, nebst Verführung eines jungen Mannes, Ehebruchsscenen, Eß- und Verdauungsscenen; besonders scheint der Autor seine Freude an Nachtstuhlscenen zu haben, die zuletzt in einem Todesfall auf diesem illustren Orte schließen. Ref. will nun nicht etwa die deutsche Literatur für Mädchenschulen eingerichtet sehen, er verlangt nicht eine gänzliche Läuterung derselben von allen obscönen, natürlichen, leidenschaftlichen Schilderungen. Zum Verständniß einer Leidenschaft gehört oft der leidenschaftliche Moment, der Witz braucht auch nicht immer nach den Anstandsregeln eingelernt zu sein, und die englische Prüderie, die Magen, Hemd, Bett und Schlafstube nicht ohne Erröthen zu nennen vermag, möchte er selbst belächeln; es können auch wol schlechte Menschen oft ihr Bestreben mit Erfolg gekrönt sehen, es kann wol selbst in jetzigen Zeiten, wo sogar das Glück nicht mehr ganz blind ist, ein Schuft es zur Ehrenstelle bringen; aber solchen Weg als den Weg zum Minister zu bezeichnen, obscöne Schilderungen liederlicher Scenen als die Ausschmückung dieses Wegs zu benutzen, möchte wol eine Verirrung des Talents sein, ein Misbrauch der Autorenfeder, die, wenn auch nicht auf pedantische Tendenzromane beschränkt sein, doch gewiß nicht schlechten Tendenzen dienen soll. „Eugen Neuland" wird vielleicht gelesen werden, vielleicht sogar als abgelesenes, befettetes Exemplar einer Leihbibliothek dem Autor in

seinem beschmutzten Zustande ebenso schmeichelhaft dünken als die Parodie seiner Novelletten; ob er ihm aber zum Ruhm gereichen wird, ob er ihm die Bahn zu Ehre, Reichthum, Macht, Ministerwürde u. s. w. bricht, die jeder gern einschlägt? — Ref. will ihm das Beste wünschen.

4. Die Zaubertrude auf Storfield, oder der Schiffbruch am norwegischen Maalstrom. Seegemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von Friedrich Stahmann. Quedlinburg, Basse. 1841. 8. 1 Thlr.

Der Verf. versichert in der Nachrede, daß diesem Roman — der indeß wol kaum ein Roman genannt werden kann — die wahre Geschichte eines stattgehabten Schiffbruchs im J. 1431 bei Norwegen untergelegt sei. Man hat in neuern Zeiten von so vielen Schiffbrüchen gelesen, theils in Romanen, theils auch in den Zeitungen solche furchtbaren Tragödien des wirklichen Lebens mitgetheilt, daß das vor Jahrhunderten stattgefundene Ereigniß an Interesse für den Leser verlieren würde, wenn nicht Sagen und Sittenschilderungen mit eingewebt wären, die das Ganze zu einem anziehenden Sittengemälde jenes Landes und jener Zeit stempelten. Die Zaubertrude, das alte, dem Sturm befehlende Weib, das mit dem Kalautermann, dem Schiffs- oder Seegeist, auf einem Wrack neben einem dem Untergang geweihten Schiffe einherfährt, gehört zu jenen dunkeln Sagen des Aberglaubens, denen die romantische Phantasie des Nordländers huldigt, denn die Phantasie ersetzt ihm die Leidenschaften des Südens. Die Rettung der Schiffbrüchigen schließt die Erzählung, die, wenn auch nicht zu den bedeutenden Erscheinungen der Literatur, doch gewiß nicht zu den ganz mittelmäßigen gerechnet werden darf.

5. Der Banian. Seeroman von Eduard Corbière. Nach dem Französischen. Zwei Theile. Quedlinburg, Basse. 1841. 8. 2 Thlr.

Es ist seit einiger Zeit Mode geworden, Verbrecher zu Romanhelden zu wählen, und gewiß ist es, daß deren Laufbahn dem honetten Leser neue Zustände erschließt und insofern sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Die Kaste der Banianen, deren religiöse Gebräuche an den Starrsinn der alten Israeliten erinnern, überläßt sich in ganz Hindostan jener Art nomadischen Handels und kleiner kaufmännischer Speculationen, wie sie die Juden noch in einigen Theilen Europas ausüben. Die Seefahrer, welche Indien oft besuchen, haben den Namen Banian vermöge der Analogie denjenigen kleinen Kaufleuten beigelegt, die sie durch ihre Activität für den untergeordneten Trödel an die Gierigkeit der handelnden Race der indischen Halbinsel erinnerten. So bezeichnen auch die Matrosen mit der Benennung Banianen diejenigen Europäer, welche sich auf der Insel niederlassen, um daselbst die niedrige Agiotage zu betreiben. So hat denn auch der Abenteurer Gustav Letameur, der, indem er sich, ohne kochen zu können, als Küchenmeister auf das Schiff „Immer derselbe" vermiethete, um auf diese Weise unentgeltlich nach Martinique transportirt zu werden, und dort einen kleinen Handel begann, diesen Beinamen erhalten. Durch eine Reihe von Betrügereien und Intriguen schwingt er sich zu Ansehen und Reichthum empor, bis er von dem Gipfel seiner Größe herab und ins Elend stürzt. Er selbst ist eine zu widerwärtige Person, um einem Roman von zwei Theilen Interesse zu geben, doch führt sein Schicksal verschiedene Zustände zu Wasser und zu Land herbei; Martiniques Eigenthümlichkeiten und Lebensweise werden ohne Pedanterie geschildert, einzelne Charaktere in den Nebengruppen aufgestellt, sodaß man gern liest und die Stunden schnell dabei verstreichen fühlt. 8.

Notiz.

Vor einiger Zeit brachte das „Journal des débats" einen Artikel von Delecluze über Delaroche's großes Frescogemälde im Palaste der schönen Künste, welcher seiner Vollständigkeit wegen auch in englische Journale überging. Bald darauf erschien in demselben Journal ein an den Herausgeber gerichteter Brief von B. R. Haydon, der sich selbst „Geschichtsmaler in England, dieser rara avis in terris nigroque simillima cygno" unterschreibt und den die Redaction des „Journal des débats" in den kurzen Einleitungsworten einen Künstler nennt, welcher unter den englischen Malern den ersten Rang behaupte. Dieser seltene Vogel macht dem Journal zuvörderst einige nichtssagende Complimente, z. B. daß er daraus oft genug gediegene Aufschlüsse über die Künste, die Literatur, die Musik und die Theater geschöpft habe. Er meint, Herr Delecluze sei ein Kritiker von vielem Talent und bringe Bemerkungen, welche auf die Kunst in England ebenso wol als auf die Kunst in Frankreich anzuwenden seien. Namentlich beklage er, Haydon, mit Delecluze, daß die Künstler alle isolirt ständen und ohne Controle wären, und daß der Gebrauch, fünf oder sechs Schulen unter der Leitung ebenso vieler Hauptmeister zu bilden, ganz abgekommen wäre, woher es denn auch käme, daß in der malerischen Ausschmückung der öffentlichen Gebäude die Einheit nicht mehr zu finden sei, welche in diesen Arbeiten geherrscht hätte, als sie noch von einer Hauptleitung regulirt worden wären. Das „Athenaeum" bemerkt hierbei, daß unter diesen Haupt- und dirigirenden Meistern die rarae aves, zu denen sich Haydon selbst zähle, verstanden werden müßten. Haydon fährt fort: das Werk von Delaroche sei allerdings eine Ausnahme; auch habe er das Genie dieses Malers in hohem Grade bewundert, indem er oft Gelegenheit gehabt habe, die Gemälde zu sehen, die er für Herzog Sutherland und Lord Egerton gemalt habe — nämlich den Tod Stafford's (wobei dasselbe englische Journal ein Fragezeichen macht) und die Kinder Eduard's. Doch habe Delaroche Unrecht gehabt, in seinem Frescogemälde, worin bekanntlich die verschiedenen Kunstepochen in ihren Repräsentanten dargestellt sind, Apelles auf den Thron oder Gerichtsstuhl zu erheben und Phidias ihm zur Seite stehen zu lassen. „Der monumentale Maler Griechenlands", fährt er fort, „war nicht Apelles, sondern Polygnotos. Apelles war der Tizian, nicht der Rafael seiner Zeit. Seine Werke waren Figuren und Portraits von hoher Vollendung, aber nicht große nationale Werke wie diejenigen im Vatican. Er war der Vorläufer des Kunstverfalls, wie es ein so vollendeter Virtuose immer ist. Dagegen war Polygnotos der große Erfinder, der große epische Compositeur. Er malte einen Cyklus zu Delphi, einen andern zu Thespis, die Poikile und die Propyläen zu Athen. Der Rath der Amphiktyonen decretirte für ihn, daß er auf Kosten des Volks unterhalten werde, und er bot seinem Vaterlande seine Werke umsonst an. Er war ein Genius, würdig des Phidias; er war der Mann, welcher auf den Thron erhoben werden mußte, und nicht Apelles, dieser fashionable Portraitmaler, welcher Venusgestalten verfertigte, aber kein fruchtbarer Schöpfer im großen Style war." Dagegen sagt das „Athenaeum": „Die Richtigkeit dieser Ansicht über Polygnotos zugegeben, so sehen wir doch nicht ein, wie dies Argument die Absicht des Delaroche entkräften kann. Apelles nimmt den Gerichtsstuhl ein als einer der größten Meister des Alterthums, deren Namen auf uns gekommen ist; nicht als ein Repräsentant irgend einer seiner Schulen, sondern als einer der Preis austheilenden schweigenden Richter, nach jenem Princip der Adoption, vermöge dessen irgend ein Künstler nach 2000 Jahren in seiner bildlichen Erklärung der modernen britischen Kunst, wenn es auf die Namen der großen Meister ankäme, ebenso leicht auf die Namen des Sir David Wilkie, obgleich dieser nur ein Maler von Cabinetsstücken, oder des Sir Joshua Reynolds, obgleich dieser nur ein Portraitmaler ist, als auf den Namen des Mr. Haydon oder irgend eines andern Malers der monumentalen Schule gelenkt werden dürfte." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

Die Klage über Goethomanie und Goethokoraxe findet jetzt schon keine Veranlassung mehr laut zu werden. Riemer's enkomiastische Idiosynkrasie ist sogleich allgemein als ein Überfluß aufgenommen. Aber daß nur nicht das Studium Goethe's mit der Beseitigung einer vergötternden Partei auch in Abgang komme, denn noch lange werden wir von Goethe zu lernen haben! Es ist mir aufgefallen, daß meines Wissens noch keiner der eigentlichen geschworenen Goethe-Kritiker eine Zusammenstellung der Novitäten gemacht hat, welche in der 1836 veranstalteten Quartausgabe vorkommen. Cotta wird ohne Zweifel auch an einer besondern Ausgabe derselben es nicht fehlen lassen, welche für die Besitzer der Duodezausgabe als Supplementband längst seine Schuldigkeit gewesen wäre. Dann würde auch, wäre alles Neue so auf Einen Fleck zusammengedrängt gewesen, die Kritik sich schneller damit bekannt gemacht haben. Aber jene Quartausgabe soll sich eben durch diese mit einem Sternchen als neu hinzukommend bezeichneten Fragmente verkaufen und hat daher, um auch der Octav- und Duodezausgabe ihre Eigenthümlichkeit nicht zu rauben, eine Menge Goethe'scher Arbeiten, seine Übersetzungen aus dem Französischen, seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen weggelassen. Durch Studien anderer Art von solchen Literaturberichten abgehalten, erwartend, daß eigentliche Literaten doch endlich daran gehen würden, habe ich mich lange nicht entschließen können, öffentlich ein Wort über diese Paralipomena zu sagen. Allein es steckt in mir für unsere Nationalliteratur etwas von Dem, was Lessing das Pflichtbewußtsein eines Bibliothekars nannte. So wenig ausführlich zu sein durch viele Umstände mir vergönnt ist, so kann ich doch nicht wiederstehen, einen katalogartigen Überblick über diese Goethe'schen Neuigkeiten zu geben, da es mir zu wichtig scheint, sie in die allgemeine Auffassung Goethe's einzugliedern.

Unter den Liedern finden wir S. 17: „Hans Liederlich“:

> Ein Glas zu dem Schmatz,
> Nun, das schlürft sich so süß!
> Versauf' ich die Schuh,
> So behalt' ich die Füß'.
> A Maid und a Wein,
> Musik und Gesang,
> I wollt' I, so hätt' I's
> Mein Leben entlang u. s. w.

Obwol Goethe den volksmäßigen Liedton sehr in der Gewalt hatte, so möchte ich doch glauben, daß dieser „Hans Liederlich“ ein wirkliches Volkslied sei, oder mindestens, daß die Motive einem solchen entnommen sind. Dasselbe dürfte S. 21 von der „Zerstörung Magdeburgs“ gelten!

> O Magdeburg die Stadt!
> Die schöne Mädchen hat,
> Die schöne Fraun und Mädchen hat.
> O Magdeburg die Stadt.
>
> Da Alles steht im Flor,
> Der Tilly zieht davor,
> Durch Garten und durch Felder Flor.
> Der Tilly zieht davor.
>
> Der Tilly steht dadraus.
> Wer rettet Stadt und Haus?
> Geh', Lieber, geh' zum Thor hinaus
> Und schlag' dich mit ihm draus u. s. w.

In den Volksliedersammlungen, die mir im Augenblicke zu Gebote stehen, finde ich zwar kein ähnliches Lied, allein das ist der geringste Grund, die Volksmäßigkeit zu bezweifeln.

S. 50: „Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne, gestorben am 14. Dec. 1814.“ Fragment. Gehört zu den höfischen Poesien, worin das theatralisch gefällige Arrangement den Strom der Dichtung in lauter niedliche Bächlein zertheilt. Italien z. B. charakterisirt sich folgendermaßen:

> Das Wehn der Himmelslüfte
> Dem Paradiese gleich,
> Des Blumenfelds Gedüfte
> Das ist mein weites Reich.
>
> Das Leben aus dem Grabe
> Jahrhunderte beschließt;
> Das ist der Schatz, die Habe,
> Die man mit mir genießt.

Wenn Jemand dies auf Attikas Boden anwendete, wär's ebenso richtig. S. 52: Drei Oden 1767, „An meinen Freund“, nämlich, wie aus der dritten hervorgeht, Behrisch. Sie gehören zu dem Goethe'schen Prometheischen Genre, worin er so einzig war und mit welchem er so vielen Deutschen das Selbstgefühl einflößte, das Leben auch ohne Vormundschaft zu versuchen. Er sieht Behrisch von

sich scheiden. Er räth ihm selbst, weil er ein ehrlicher Mann sei, dies Land zu fliehen.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken —

Sehr schön sagt er zu ihm, er solle die Blumenfesseln der Freundschaft, die ihn für ihn zurückhalten wollten, zerreißen.

Ich klage nicht,
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehn kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Zu den vermischten Gedichten ist S. 65 vom J. 1775, aus den „Leiden des jungen Werthers", eine literarische Reliquie hinzugekommen. Diese beiden Strophen hatten den Zweck, davor zu warnen, sich Werther zum Ideal zu nehmen:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh', dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach.

S. 68: „Wilhelm Meister's Wanderjahre", eine Schilderung der poetischen Praxis, mit welcher der Meister sich ins Gleiche zu setzen sucht, eines jener Gedichte, in denen Goethe sein Dichten sich selbst abspiegelt, sich Rechenschaft gibt und den Wunsch ausdrückt, auch seinen Freunden wieder einen Bildungsstoff zuzuführen.

S. 69:

Was ist der Himmel, was ist die Welt?

Antwort:

All das, wofür eben einer sie hält.

Am Schluß wird gesagt, daß dies Liedlein von einem Prinzen vorgesungen sein solle, der mit Zunamen Radegiki heiße. S. 69: „In das Stammbuch Johann Peter Reynier's von Frankfurt am Main, 1680", enthält ein artiges Conterfei der amusanten Art, wie Goethe am eschenheimer Thore hinterm Ofen bei borsdorfer Äpfeln in lieber Gesellschaft sich erlustirt, um Martini 1774. Die Manier ist die Hans Sachsische. Die Nachschrift besagt:

Den Abend drauf, nach Schlittschuhfahrt,
Mit Jungfräuelein von edler Art,
Staats-Kirschentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier,
Und Äugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.

Man könnte fast behaupten, daß Goethe noch vor den Schlegeln der Indomanie ergeben gewesen sei, wenn man sieht, welch große Rolle damals in seinen scherzhaften Unterhaltungen der Affenfürst Hanumann und die schöne Sitha spielten.

Unter den „Epigrammatisch" überschriebenen Pointen tritt S. 76 Mephistopheles als Etymologe auf, indem der Gleichklang vom Kriegsgotte Ares mit der Kunst ars, und einem sonst auch bekannten Theil des menschlichen Leibes dazu Veranlassung gibt, die Gleichgültigkeit des Tones gegen seine Bedeutung hervorzuheben und letztere nicht aus ihm heraushorchen zu wollen:

So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

In einigen Zeilen äußert sich auch noch der Unmuth gegen die Poetaster, die eigentlich nur Metriker sind und vor dem Zählen der Füße und Wägen der Sylben nicht zur Sache kommen:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichen Schmaus.

S. 78: „Ländlich", reizende erotisch-idyllische Verse. Ebendaselbst „Erinnerung"; mag wol ein Stückchen aus einem Opernduett sein. S. 82 eine „Lebensregel" in dem zuversichtlichen, rüstigen, maßvollen Lebensmuthe, der sich nicht mit der Grübelei den Tag verdirbt, wie es wol gestern anders hätte sein mögen oder morgen werden können.

„Parabolisch" bringt S. 87 im „Beruf des Storchs" einen jener glücklichen Cynismen, mit denen sich Goethe's derbe Natur so oft Luft machte. Der Storch nährt sich da unten von Frosch und Wurm, sitzt aber doch da oben auf dem Kirchthurm und klappert Tag und Nacht, ohne daß Alt und Jung ihn zu stören wagt.

Wodurch — gesagt mit Reverenz —
Kann er sein Recht beweisen?
Als durch die löbliche Tendenz,
Aufs Kirchendach zu — —

S. 102: „Goethe's Wohnhaus in Weimar" hält sich über die Gaffer auf, die an Thür und Thor herumschleichen, statt zu gutem Empfang getrost einzutreten. S. 109 aus der „Gott, Gemüth und Welt" überschriebenen Gruppe der tiefsinnigsten Gedichte noch eine Invective gegen die Newton'sche Farbenlehre.

S. 133—138 findet sich eine eigene Abtheilung: „Invectiven", die größtentheils ganz neu und von dem köstlichsten Salze sind. Das seines Werths, seiner Arbeit ohne Überhebung bewußte Selbstgefühl äußert sich besonders gegen den Recensentenunfug, gegen die Umtriebe der Kleingeister, eine augenblickliche Herrschaft bei der Menge zu erringen, gegen Kotzebue, gegen Frömmelei u. s. w. Als Axiom ist an die Spitze gestellt:

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für eine Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch' ein Gräuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpe sich wollen mit mir vereinen.

Das Ultimatum meint, Merkel, Spazier und Kotzebue müßten sich collegialisch vereinen, alle Tage ein Pasquill auf Goethe zu schreiben, was, wenn er noch hundert Jahr lebte, eine schöne Zahl geben würde:

Gern würd' ich dieses holde Wesen
Zu Abend auf dem ..... lesen,
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;

Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Die „Politica" bringen eine Reflexion über die Wirkung von „Epimenides' Erwachen", daß er mit diesen „lyrischen Siebensachen" wol den rechten Moment verfehlt haben werde:

Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni besungen,
Das hält nicht bis zum October.

Eine sehr mannhafte Xenie besagt auch auf die Frage:

Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt? —
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden noch alle unversehrt.

Ich bemerke, daß unter den „Invectiven" nicht wenige politisch sind, namentlich diejenigen, in denen er ingrimmig über die herrschsüchtigen Bemühungen der Pfaffen herfällt, z. B. wenn er 1818 bei Gelegenheit der thaumaturgischen Reisen der Frau von Krüdener sagt:

Junge Huren, alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen,
Wenn, von Pfaffen wohl berathen,
Sie im Kloster Wunder thaten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hofgemäße Löwen schranzen,
Affen, Hund' und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberflöten —
Hurenpack, zuletzt Propheten.

Dasselbe gilt zum Theil von der Abtheilung „Religion und Kirche", die fast lauter neue Gedichte bringt, oben an: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G. 1765." An diesem langen Gedichte könnten sich nun diejenigen weiden, die an Goethe so oft die positive Christlichkeit oder, wie sie auch zu sagen lieben, das specifisch Christliche vermißt und ihm daraus einen bittern Vorwurf gemacht, ja wol gar für sein ewiges Seelenheil zärtliche Bange getragen und poetische Messen dafür gelesen haben. Hier fehlt es nicht an der Terminologie des Luther'schen Lehrbegriffs, nicht an Engeln und Teufeln, nicht an Himmel und Hölle, Sünde und Tod. Stünde nur nicht auf dem Titel, daß er diese Gedanken „auf Verlangen", vielleicht des Fräuleins von Klettenberg oder sonst einer frommen Seele, entworfen habe. Also aus sich ist der Wolfgang nicht darauf gekommen! Es ist nur eine Gefälligkeit, die er gehabt, nur eine Manier, in die sein vielseitiges Talent sich geworfen hat. Sein Herz hatte am Ende keinen Antheil an diesen Reimen. So wird man reflectiren, allein die Thatsache nicht wegreflectiren können, daß Goethe in dieser Gesangbuchweise sich mit Leichtigkeit bewegte, und daß diese Verse ebenso gut in einem, für kanonisch erklärten Gemeindegesangbuch stehen könnten, als so viele andere. Der poetische Culminationspunkt ist die Anrede, die Christus den höllischen Scharen hält:

Jetzt spricht Er, Donner ist Sein Sprechen,
Er spricht und alle Felsen brechen,
Sein Athem ist dem Feuer gleich.
So spricht Er: zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
Kommt und zerstöret euer Reich.
Seht auf! Ihr waret Meine Kinder,
Ihr habt euch wider Mich empört,
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der euch gehört u. s. w.

Die Xenien, in denen Goethe gegen die geistliche Faulheit, gegen den Ultramontanismus, gegen alle Pfafferei sich mit inniger Lust erklärt, strotzen, so zu sagen, von altprotestantischem Selbstgefühle. Auf die Spitze treibt sich die Ironie, wenn er sagt:

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben u. s. w.

Das Klosterwesen, worin jetzt mancher Hypochondrist die Rettung des Christenthums erblickt, persifflirt er herbe mit dieser Anweisung:

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehn
Mit gehörigem Sündenvorrath,
Damit es ihm so früh und spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen.

Rom aber traut er ein für allemal nicht. Man müsse sich mit ihm gar nicht einlassen. Das sei die wahre Klugheit, die man gegen dasselbe zu beobachten habe. Unterhandle man erst mit ihm, so sei man auch schon in Gefahr.

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?" —
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid ihr angeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Volksunterricht in Frankreich.

Die französische Presse veröffentlicht jetzt den Ministerialbericht über den Stand und die Entwickelung des Volksunterrichts während der drei letzten Jahre. Es ist dies ein Actenstück von großer und erfreulicher Bedeutung, das zu vielfacher Betrachtung anregt und mittelbar einen heitern Schein auf unsere deutsche Volksbildung wirft. Als sich das französische Volk das erste Mal der socialen und politischen Despotie entzog, waren die Massen seiner Gesellschaft ohne diejenigen nothwendigen Elementarkenntnisse, welche unstreitig erst zur moralischen und intellectuellen Tüchtigkeit des nationalen Ganzen führen. Der Convent erkannte dies wohl: er stellte inmitten seinen schrecklichen Geschäften das Princip auf, daß das freie Frankreich auch das aufgeklärte werden müsse, aber er hatte weder Zeit noch Geschick, das Princip der allgemeinen Volksbildung in Anwendung zu bringen. Das Waffengeräusch und der Siegesglanz des Kaiserreichs ließ kaum das Bedürfniß einer solchen bescheidenen und friedlichen Vertiefung fühlen, und die Restauration fühlte sich in ihrem barbarischen Hasse gegen Aufklärung und Volksbildung noch weniger bewogen, die Massen mit den Hülfsmitteln der Bildung zu versehen. Wenn man bedenkt, daß die Restauration nur 50,000 Fr. auf den Primairunterricht verwenden mochte, und diese lächerliche Zahl mit den Millionen vergleicht, die der Staat heute darauf verwendet, so liegen anscheinend Jahrhunderte zwischen diesen beiden so nahen Epochen. Erst dem Regimente der Julirevolution war die

Ehre aufbehalten, das große Princip des Convents zu verwirklichen und den französischen Volksunterricht in einem der Nation würdigen und nothwendigen Style zu entwickeln. Von allen den bis jetzt zweifelhaften Resultaten der Julirevolution ist diese Organisation des Unterrichts vielleicht das entschiedenste und unzweideutigste Resultat. Im J. 1833 wurde in Frankreich das erste umfassende Gesetz über die Volkserziehung gegeben. Es war ein mühvolles, schwieriges und kostspieliges Unternehmen, dieses Gesetz auszuführen, denn die Lehrer, wie die Schüler, mußten erst herangebildet werden, und überdies fehlte es auch an Localen, Hülfsmitteln, Methoden und Fonds. Welche außerordentliche Anstrengungen und Fortschritte indessen gethan wurden, ist daraus ersichtlich, daß 1838 von 37,295 Gemeinden Frankreichs, also acht Jahre nach der Julirevolution, 33,099 Gemeinden mit Schulen versehen waren: und seit diesem Jahre bis jetzt ist die Organisation des Primairunterrichts wiederum in 3486 Gemeinden vorgenommen worden.

Wenn sich auch nach den Zahlenverhältnissen, die der „Moniteur" darbietet, Frankreich in der durchgreifenden Verbreitung und Ausbildung des Volksschulwesens immer noch nicht mit dem ärmsten und zurückgebliebensten deutschen Staate messen darf, so überflügelt es doch in dieser Hinsicht beiweitem das auf seine Civilisation so stolze England, das in seinem unermeßlichen Budjet kaum die Summe von 30,000 Pf. St. für den Volksunterricht aufzuweisen hat und das übrige der Privatmildthätigkeit überläßt. Sonderbar erscheint es, daß die französischen Gesetzgeber in den Unterrichtsplan das weibliche Geschlecht fast gar nicht aufgenommen haben. Als Deutsche wollen wir gewiß am wenigsten die närrischen und verworrenen Ideen gutheißen, die sich neuerdings über die Emancipation und die politische Stellung der Frauen geltend gemacht haben; aber wir sind dennoch mit dem aufgeklärten Theile der französischen Nation überzeugt, daß das Werk der Volksbildung nicht vollständig sei, so lange sich diese Bildung nicht auch auf das andere Geschlecht, selbst in den niedrigsten Stufen der Gesellschaft, ausdehnt. In dem Berichte über die Bewahrungsanstalten für Kinder ist hingegen bei der französischen Regierung eine größere Sorgfalt und ein ausgedehnterer Eifer bemerklich, als in diesem Zweige bei irgend einer andern Regierung. Dieselbe spendet besonders jenen oft den höchsten Stufen der Gesellschaft angehörenden Frauen ein gerechtes und aufmunterndes Lob, die in dem Gefühle von Mutter und Weib allenthalben diese jungen und des Schutzes bedürftigen Anstalten gleichsam unter ihre Flügel nehmen. Sonderbarerweise übersteigt jedoch die Menge der in Frankreich in dergleichen Anstalten gleichzeitig aufbewahrten Kinder bis jetzt nicht die Zahl 51,000. Die Schullehrerseminarien, ohne welche das Ganze nicht bestehen könnte, nehmen ebenfalls einen wichtigen Platz in dem Berichte ein. Die Details über die innere Einrichtung dieser Anstalten, in welchen die künftigen Lehrer für ihren bescheidenen und mühvollen Beruf mit einer spartanischen Nüchternheit erzogen werden, sind den deutschen Einrichtungen dieser Art nicht unähnlich. Endlich ist in dem Berichte auch eine ernste Frage behandelt, nämlich die Frage über die Stellung und die wahre Wirksamkeit der geistlichen Corporationen, die ihre Thätigkeit dem Volksunterrichte zuwenden. Die Befürchtungen, die man über diesen Gegenstand nicht mit Unrecht in Frankreich macht, scheinen wol einigermaßen vor den aufgeführten Resultaten zu verschwinden; aber wir wissen ja von jeher nur zu gut, daß die Geistlichkeit, wenn es sich um eine unbefangene, vorurtheilsfreie und der Aufklärung huldigende Erziehung handelt, nie der beste Lehrmeister gewesen ist, noch sein wird. Das Verhältniß stellt sich in Frankreich so heraus, daß von 42,504 fungirenden Volksschullehrern 4136 religiösen Orden angehören. Fast alle diese geistlichen Lehrer sind Mitglieder der Association des frères de la doctrine chrétienne, die sich unter mancherlei Namen dem Volksunterrichte widmet. Indessen sind die Mitglieder der Congregation dem gemeinen Rechte unterworfen; sie unterziehen sich wie die übrigen Schulamtscandidaten öffentlichen Prüfungen und müssen bei ihrer Beförderung Zeugnisse ihrer Fähigkeit vorlegen. Auch sind ihre Anstalten, wie alle andern, den Bevollmächtigten der Universität unterstellt und der Concurs, den sie mit den weltlichen Schulen auszuhalten haben, soll sie schon von selbst nöthigen, ihre alterthümlichen Unterrichtsmethoden immer mehr zu reformiren,

Die französische Nation hat durch den anhaltenden Eifer und den gründlichen Fleiß der Comités, die zur Unterstützung der Organisation des Primairunterrichts auf Anordnung der Regierung an den verschiedenen Orten zusammentraten, bewiesen, daß sie diesen Fortschritt und die wohlthätigen Folgen desselben sehr wohl begreift. Besondere Anerkennung verdient aber auch in allen Stadien der großen Angelegenheit der Minister Guizot, der die Sache vielfältig angeregt, vorbereitet, das Gesetz in der Kammer unterstützt und theilweise zur Ausführung gebracht hat: wenn er nie der Wohlthäter Frankreichs gewesen wäre, so war er es gewiß in diesem Falle. 4.

Literarische Notiz.

Eine junge Dichterin, Mlle. Pauline de Flaugergues, gab ihr erstes poetisches Lebenszeichen in einer Sammlung Dichtungen, welche unter dem Titel „Au bord du Tage" erschienen sind. Unter dem schönen Himmel des Friedens entstanden, sind diese Gesänge der Erinnerung an das ferne Vaterland geweiht und athmen im Allgemeinen ein wahres und rührendes Gefühl, eine durch Glauben und Resignation gemilderte Melancholie, welche eine ähnliche Stimmung in dem fühlenden Leser zurückläßt, aber ohne einen herben oder bittern Beigeschmack. Auch E. Chabot gab einen Band Poesien unter dem Titel „Margaïta" heraus; ferner G. Chatenet: „Mes premières ailes." Unter den neuen Romanen sind zu nennen: „Gabrielle-Claire", von Mad. D'Estolles, und ein neuer sogenannter Sittenroman von F. Soulié unter dem etwas zweideutigen Titel: „Si jeunesse savait! si vieillesse pouvait!" in 52 Lieferungen, wovon jede Woche eine erscheint, und mit mehr als 120 Illustrationen nach E Giraud von J. Gagnon in Holz gravirt. Das „Journal des débats", der Schildträger und unermüdliche kritische Advocat und Herold Soulié's, verspricht dem Werke denselben Erfolg, welchen Dickens' Werke in England haben — etwa nur den Absatz von 100,000 Exemplaren! Von A. Dumas' Schrift „Sur les bords du Rhin" erschien der dritte und letzte Band. Noch sind zu nennen: „Un lion aux bains de Vichy", von Touchard-Lafosse und dem Dr. Mettais (2 Bde.), „Andalousia" von Lottin de Laval (2 Bde.), und „Les entrainements du coeur", von A. Bouchère. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

S. 145 — 147 folgt ein bedeutendes Fragment vom „Ewigen Juden". Aus Goethe's Autobiographie sind wir mit dem Plane dieser Dichtung hinlänglich bekannt. In Italien ging sie ihm wieder nach. Er wollte Christus schildern, wie derselbe nach 3000 Jahren einmal wieder auf die Erde kommt, zu sehen, was denn aus seinem Christenthume geworden. So wollte sich Goethe Gelegenheit schaffen, die Caricaturen des Christenthums zu schildern. Der ewige Jude aber sollte den Historiker machen und Christo als Augen- und Ohrenzeuge die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte erzählen. Das Fragment läßt sich con amore in der unbändigsten Freiheit rechts und links gehen. Der ewige Jude tritt als Schuster in Judäa nur zu Anfang auf. Es wird gleich zur Schilderung des religiösen Parteiwesens übergesprungen. Erst werden die Hierarchen in ihrer Verweltlichung geschildert:

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren,
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.
War er vorher wie ein' Ameis krabblig,
Und wie ein Schlänglein schnell und zabblig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohl behagen,
Und ich schwöre bei meinem Leben,
Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben,
Poltrer wär' worden, ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch.

Mit außerordentlicher Laune wird das Queruliren der Separatisten über die bestehende Kirche geschildert. Sie sind zu gut für diese Gemeinschaft. Sie müssen im Conventikel zusammenkommen, wo man gehörig Kenntniß voneinander nehmen kann:

Der Schuster aber und seines Gleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß einer pred'gen sollt' für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt.
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Über die Tochter Zion kränklich,
Daß, ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moses und kein Aaron war,
Daß es dem Gottesdienste ging,
Als wär's ein Ding, wie ein ander Ding,
Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zusammenfällt.
„O weh der großen Babylon!
Herr, tilge sie von deiner Erden,
Laß sie im Pfuhl gebraten werden,
Und, Herr, dann gib uns ihren Thron!"
So sang das Häuflein, kroch zusammen,
Theilten so Geists als Liebesflammen,
Gafften und langweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel thun.
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden auch die Reih' u. s. w.

Die Schilderung, wie Gott der Vater den Sohn ruft, könnte man wol für eine Parodie des überschwänglichen Wesens halten, in welches damals so viele Nachahmer des Klopstock'schen „Messias" gefallen waren. Gegen das Pretiöse und vornehm Feierliche, Langweilige, gegen die salbungsvolle Überhebung derselben, schlägt der Ton hier in eine fast joviale Vertraulichkeit herunter.

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her,
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater frägt ihn, wo er stickt —
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe" u. s. w.

Christus fährt auf die Erde hernieder zum Berge, von dessen Höhen der Satanas ihn einst mit der Herrlichkeit der Welt versuchte. Wie er so die Erde wieder anschaut und sich seiner letzten auf ihr erlittenen Todesqual erinnert, wird er wehmüthig und bricht in folgende wunderschöne Verse aus:

Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all', ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Aus meinem trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir,
Und du, mit Herz- und Liebesarmen,
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt, voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,

Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe,
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann befreit dich wieder neu umschlangst,
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn u. s. w.

Christus wandert nun umher, findet aber leider wenig Befriedigung:

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Christ,
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Beim Eingang in eine Stadt wird er befragt, wer er sei? „Kinder, ich bin des Menschen Sohn", erwiderte er ganz demüthig und ging gelassen davon. Der Schreiber und die Wache standen ganz verdutzt und ließen ihn gehen. Seine Worte hatten immer Kraft. Aber nun entstand die Noth, wie man ihn in den Rapport eintragen solle:

Was thät der Mann Curioses sagen?
Sprach er wol unsrer Nase Hohn?
Er sagt: er wär' des Menschen Sohn!

Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntwein'ger Corporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wol Mensch geheißen.

Dieser, wie die Überschrift sagt, erste „Fetzen" des „Ewigen Juden" schließt damit, daß Christus bei einem Oberpfarrer einen Besuch machen will. Er klingelt. Die Köchin öffnet. Der Herr ist nicht zu Haus, im Convent. Die Köchin erklärt ihm, was das heiße.

Die „Maskenzüge" bringen uns noch einen Zug Lappländer vom 30. Jan. 1781 ganz in der Manier der übrigen Societätspoesien dieses symbolisch-mimischen Genre.

Unter den „Gedichten an Personen" ist das an Mademoiselle Oeser zu Leipzig von Frankfurt am 6. Nov. 1768 das bedeutendste, und war schon früher, wenn ich nicht irre, in einer Zeitschrift abgedruckt. Es gehört zu den eigenthümlichen Seelenmalereien und Vertraulichkeiten, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Verkehr zwischen beiden Geschlechtern einen so wundersamen Schmelz verliehen. Man hegte Freundschaft füreinander, die doch nicht ohne Liebe war, Liebe, die doch nur Freundschaft sein wollte, die nicht auf Verlobung und Heirath ausging. Man beschrieb sich empfindungsvoll seinen Tageslauf und setzte voraus, daß alle Kleinigkeiten desselben den Andern interessiren müßten. Dies Gedicht schwebt zwischen Hingebung und Zurückhaltung, zwischen aufrichtiger Verehrung und zwischen Compliment, zwischen Mittheilungslust und Unterhaltenwollen etwas zweideutig in der Mitte. Übrigens streicht Goethe die Leipzigerinnen so heraus und stellt die Frankfurterinnen gegen sie so in den Schatten, daß diese es ihm billig übel nehmen sollten. Zur Vergegenwärtigung der allseitigen An- und Aufgeregtheit, worin Goethe damals lebte, ist dies Document sehr interessant. Das Gedicht, „Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaar am 25. Juli 1774", als von den Geschwistern des Bräutigams dargebracht, ist ziemlich gewöhnlich.

Es würde zu weit führen, alle die Kleinigkeiten aufzuzählen, welche sich noch bis zum „Westöstlichen Divan" hin als Neuigkeiten eingestreut finden und welche bald durch rhetorische Zierlichkeit, bald durch sinnige Anmuth, bald durch treffenden Witz sich auszeichnen. Noch weniger geht dies bei dem „Divan" selbst an, dessen Paradiesesgarten seinen Reichthum durch viele frische Blumen vermehrt hat. Sehr Vieles nicht nur, sondern auch sehr viel Inniges, echt Lyrisches ist hinzugekommen. Die leichte Grazie, das ätherisch Hingehauchte, Melodische, Einfache und doch immer vom tiefsten Gefühle Durchdrungene dieser Lieder ist entzückend. Manches darin nimmt sich seltsam aus, wie „Die Nachbarschaft", worin zuweilen das Deutsche mit dem Orientalischen, z. B. Erfurt mit Hafis tritt, wie S. 348:

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüßet,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben;
Eule keineswegs jene,
Diese wußte wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wetteifern mit Hafisen,
Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mit genießen.

Am reichlichsten ist das Buch „Suleika" ausgestattet. Von Goethe, als Liebenden, gilt schlechthin, was er von ihm sagen läßt:

Schreibt er in Neski,
So sagt er's treulich;
Schreibt er in Talik,
S' ist gar erfreulich.
Eins wie das andre,
Genug, er liebt!

Diese zarten, leidenschaftlichen und doch durch die Hoheit des Pathos selbst wieder in den schönsten Schranken gehaltenen Ergüsse des liebekranken Herzens, diese verklärende Feier der Geliebten, dieses Spiel mit dem Abgrunde der Sehnsucht, Wehmuth und doch ohne alle Heine'sche Ironie, im Gegentheil mit aller deutschen Ehrlichkeit, mit allem Ernst, diese vielen und orientalisch neuen Bilder, diese prachtvollen Vergleiche, ohne doch sich zu todten Massen aufzulagern, es sind die kostbarsten Producte darunter, deren irgend eine Literatur sich rühmen kann. In der Liebe war Goethe stets ein Jüngling, und es brechen auch noch oft Jugendweisen, Prometheische, hervor, wie S. 360:

Laßt mich weinen! umschränkt von Nacht,
In unendlicher Wüste.

Kameele ruhen, die Treiber desgleichen,
Rechnend still wacht der Armenier;
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ärgerlichen Krümmungen u. s. w.

Die Prosafragmente, welche unter dem weitschichtigen Titel „Ethisches" zusammengestellt sind, bringen eine ganze neue sechste Abtheilung und in ihr höchst werthvolle Reflexionen aus der gesunden Hausphilosophie Goethe's. Sehr viele dieser Fragmente sind wirkliche Definitionen, z. B. S. 455: „Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch Demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt." Das Aphoristische kann zunächst abstoßen, ja verwirren. Unsere Zeit ist mit Einzelgedanken so übersättigt; Journale in den Abschnitten, wo sie Miscellen, Gedankenspäne, Lesefrüchte, Leseperlen, Abschnitzel u. s. w. geben; Albums u. s. w. unterhalten das zerstreuende Denken in solchem Grade, daß die Noth eigentlich die ist, wie man all diese Tropfen mindestens zu einem Bache vereinige. Goethe, der schon in den „Xenien" einer so vielseitigen Zerstreuung sich hingab und sich ihr hingeben mußte, um die tausendfältige Anregung des Tages nach ihrem Werthe sich zurechtzulegen und sich wenigstens zur momentanen Herrschaft darüber zu erheben, hat auch das Bedürfniß empfunden, in die Fragmente einigermaßen einen Zusammenhang zu bringen. Wenn er z. B. S. 455 sagt: „Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden": so geht diesem Aphorismus ein anderer vorher, in welchem er sagt, daß jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, dem stockenden pedantischen Volke ein Ärgerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit sei. Dieser frühere Satz enthält somit eine Einleitung, und diese selbst wird erst wieder in dem nächsten Aphorismus ganz erschöpft, indem derselbe sagt, daß jene an das Phantastische grenzende anfängliche Realisation einer Idee eigentlich das sei, was man Ideologie im guten und übeln Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war. Dieser Gedanke läuft nun noch in einen neuen erläuternden Aphorismus aus, daß man nämlich die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch, sie vollkommen zu nutzen, nicht recht verstehen könne. Diese angezogenen Aphorismen bilden also unter sich eine verwandtschaftliche Gruppe. Es wäre zu wünschen, daß diese Fragmente Zahlen hätten, damit man sich selbst bei ihrem Studium die zusammengehörigen leichter aussondern könnte.

Indem ich noch einmal dringend auf die Reichhaltigkeit dieser Reflexionen aufmerksam mache, kann ich mich nicht enthalten, zur Aufmunterung, mit ihnen sich ernstlicher zu beschäftigen und sie als ein gediegenes Dungmittel zu verbreiten, noch einige auszuheben, welche zu Fragen der Gegenwart in näherer Beziehung stehen:

Jüdisches Wesen. Energie der Grund von Allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches. — Judensprache hat etwas Pathetisches.

Den teleologischen Beweis vom Dasein Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Niphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir in Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blütenduft und lauen Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Michel Angelo Buonarroti's des Ältern sämmtliche Gedichte, italienisch und deutsch, mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse, herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, Duncker u. Humblot. 1842. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch ist eine Erscheinung, die wir mit Freuden begrüßen. Michel Angelo erscheint hier zum ersten Male vollständig im deutschen Gewande, und zwar mit einer Zierlichkeit im Äußern, wie bis jetzt wenige in Deutschland erschienene Bücher nachzuweisen haben. Text und Übersetzung stehen einander gegenüber, sodaß, mit Ausnahme der wenigen längern Gedichte, jedesmal ein Sonett oder ein Madrigal eine Seite füllt. Das vor dem Titel befindliche Bildniß Michel Angelo's ist eine wahre Zierde des Buchs.

Es sollte uns gar nicht wundern, wenn Manche bei den Worten Sonett und Madrigal etwas stutzten und diese Dinge nicht recht mit dem großen, gefeierten Namen des Michel Angelo in Verbindung zu bringen wüßten. Denn gewiß thun wir dem sonst wohlbelesenen deutschen Publicum nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß Unzählige zwar Michel Angelo den großen Bildhauer, den Maler der Sixtinischen Kapelle, von deren Herrlichkeit Jeder, der seine Reise nach Italien beschreibt, Neues zu berichten sich abquält, den Hauptbaumeister der Peterskirche vollkommen zu kennen glauben und von ihm wie von einem alten Bekannten reden, und daß dennoch nicht Allzuviele wüßten, daß dieser ernste, strenge und geniale Mann unter Anderm auch Liebesgedichte geschrieben hat, noch Wenigere aber eins oder das andere von diesen Gedichten wirklich gelesen haben. Und doch sind diese Gedichte ein wahres Juwel, wie ein Italiener sagen würde, etwas ganz Einziges in der italienischen Literatur. Wer sie wegen der Ähnlichkeit der Formen mit denen des Petrarca vergleichen wollte, der müßte freilich oft den Kopf schütteln; denn wie Michel Angelo im Leben Alles heftig, gewaltsam, stürmisch angriff, was er unternahm, so scheint er es auch mit vielen dieser Gedichte gemacht zu haben. An ein so fortgesetztes peinliches Feilen, wie es Petrarca geübt, war bei ihm wol nicht zu denken. Von reiner, edler Liebe zu einer der ausgezeichnetsten Frauen und Dichterinnen seiner Zeit ergriffen, der durch Schönheit, Geist und Tugend gleich achtungswerthen edeln Witwe, Vittoria Colonna, die er bis an ihr Ende, 1547, er selbst schon ein Greis von 72 Jahren, mit dem Feuer der Jugend und der Liebe eines Künstlers verehrte, hat er mit ungeübter Feder, aber mit reichem, tiefem Sinn, seine Gefühle für sie in diesem Gedichten ausgesprochen. Wie er selbst sagt, daß in dem Marmorblock das edle Gebild verborgen liege und auf die Hand des Künstlers warte, die es daraus befreien soll, und wie man von ihm erzählt, daß er nicht allein mit Begeisterung, sondern mit einer Art von Wuth den Marmor anzugreifen pflegte, sodaß ganz buchstäblich die Stücke davonflogen: so ringt er auch in seinen Gedichten aus dem Chaos seiner Gedanken die schöne Form zu entbinden; er geht oft stürmisch auf den Gedanken los, der seine Seele erstickt, und wirft ihn in wenigen kecken Zügen hin, kurz, abgerissen, energisch, aber durchaus eigenthümlich; und wie bei seiner Art zu meißeln es ihm doch

zuweilen geschah, daß er sich verhieb und ihm der Marmor fehlte, das Bild seiner Seele daraus zu schaffen, so ist ihm auch die poetisch gegebene Form oft zu weit, sodaß er Manches zur Ausfüllung derselben hinzufügen muß, was nicht immer ganz im Verhältniß zum Ganzen steht. Überdies ringt er beständig mit der Sprache, die er nicht ganz geläufig zu handhaben weiß; man fühlt es ihm wol an, daß er besser mit dem Meißel als mit der Feder umzugehen versteht, und nicht immer gelingt es ihm auf gleiche Weise, das schöne Gebilde seines Gedankens aus dem rohen Sprachstoff herauszuarbeiten, sodaß es klar und deutlich vor unsere Augen träte. Manche seiner Gedichte gehören daher zu den schwierigsten von allen, die wir in italienischer Sprache besitzen. Unter allen Italienern ist er dem Dante am nächsten verwandt, ohne jedoch dessen Kraft und Anmuth ganz zu erreichen.

Daß die Übersetzung solcher Gedichte unendlich schwierig sein müsse, begreift man wol leicht, und wenn wir offen gestehen, daß uns die Leistungen des Hrn. Regis, den wir doch sonst als einen großen Meister anerkennen müssen, hier weniger befriedigen, so mag die Schuld wol an der Beschaffenheit des Originals liegen; obgleich doch wieder einige vortrefflich gerathene Übertragungen einzelner dieser Gedichte den Verdacht erregen, es hätte Hr. Regis, wenn er sich mehr Zeit genommen, auch in den übrigen Besseres leisten können. So wie sie hier sind, fürchten wir, werden nicht viele des Italienischen unkundige Leser großen Genuß davon haben, indem selbst der Wortsinn im Deutschen oft schwerer zu errathen ist als im Original. Als Probe sowol des Originals als der Übersetzung geben wir hier das erste der beiden trefflichen Sonette auf Dante, dessen Übertragung zu den gelungensten dieser Sammlung gehört:

Dal mondo scese ai ciechi abissi e poi
Che l'uno e l'altro inferno vide, a Dio
Scorto dal gran pensier vivo salio
E ne diè in terra vero lume a noi,

Stella d'alto valor coi raggi suoi
Gli occulti eterni a noi ciechi scoprio,
E n'ebbe il premio alfin, che 'l monde rio
Dona sovente ai più pregiati eroi.

Di Dante mal fur l'opre conosciute
E 'l bel desio, da quel popolo ingrato
Che solo ai giusti manca di salute.

Pur fuss' io tal! ch'a simil sorte nato,
Per l'aspro esilio suo con la virtute
Darei del mondo il più felice stato.

Zum finstern Abgrund stieg er von der Erde,
Sah beide Höllen, dann zu Gott hinan
Trug lebend ihn hoher Gedanken Bahn,
Wohin uns treulich leuchtet seine Fährte,

Ein mächt'ger Stern, mit seinem Strahl erklärte
Uns Blinden er geheimster Weisheit Plan,
Bis endlich er vom schnöden Volk empfahn
Den Lohn, den es den Besten oft gewährte.

Schlecht wurden Dante's Werk und edles Streben
Erkannt von jenen undankbaren Thoren,
Die nur dem Heil der Guten widerstreben.

Doch, wär' ich Er, zu gleichem Loos geboren,
Frei hätt' ich für der Erde schönstes Leben
Mir seine Tugend, seinen Bann erkoren.

Es ist die vor uns liegende Ausgabe eine Art édition de luxe, nicht für Gelehrte, sondern für das gebildete Publicum bestimmt, welches Kenntniß nehmen und Genuß haben will von Allem, was die Poesie auch bei andern Völkern Herrliches hervorgebracht hat. Es wäre daher wol unbillig zu verlangen, daß Hr. Regis die vielen Varianten hätte anführen sollen, welche sich aus einer Vergleichung mit den Handschriften und den Anführungen des Varchi ergeben; wol aber, glauben wir, hätte er nicht übel gethan, wenn er, da er doch einmal Erläuterungen geben wollte, diese auf viel mehre Gedichte ausgedehnt hätte, als er gethan; namentlich hätte es an genauern Erörterungen über das Verhältniß des Michel Angelo zur Vittoria Colonna und zu andern Freunden nicht fehlen dürfen. Eine Untersuchung, ob die Gedichte, welche von Vielen als nicht an Vittoria Colonna, sondern an einen Freund, Tommaso Cavalieri, gerichtet, betrachtet werden, auch wirklich diesem und nicht der Vittoria angehören; vorzüglich aber, woher es komme, daß nur einige wenige dieser Gedichte, und zwar, nach unserm Gefühl, gerade die frostigsten und sprödesten an diese Dame überschrieben sind, wäre ebenfalls willkommen gewesen; sowie auch eine, wenn auch nur leicht skizzirte Biographie des Michel Angelo nicht hätte fehlen sollen. Doch wir wollen nicht weiter mit dem Hrn. Übersetzer rechten über Das, was er nicht gethan, sondern vielmehr dankbar annehmen, was er gibt, und damit die Hoffnung verbinden, daß entweder er selbst, oder ein sonst Befähigter uns bald mit einer philologischen Ausgabe dieser Werke Michel Angelo's beschenken möge, wozu aber freilich das Material in Deutschland nicht leicht zu beschaffen sein möchte.

21.

Notizen.

A. Blanqui, ein Mitglied des Instituts von Frankreich, hat an die Bevölkerung Maltas eine Zuschrift erlassen, worin er sich dahin ausspricht, daß Malta und Gozzo durch die Baumwollencultur zu Grunde gerichtet seien und daß sie, wenn sie dabei verharrten, unfehlbar zu Staub verbrennen müßten. Der gelehrte Akademiker besuchte nämlich Malta während der Dürre, welche im vergangenen Herbste auf der Insel herrschte, bei seiner Rückkehr aus der Levante. Der Anbau der Baumwolle, behauptet er, verhindert die Baumcultur, und gerade der Mangel an Bäumen verursacht die Trockenheit des Klima. Sobald man nur erst Bäume angepflanzt haben wird, wird auch diese Trockenheit aufhören und die herrlichsten Resultate werden in weniger als zehn Jahren erfolgen. „Das klingt recht gut," bemerkt ein englisches Journal, „aber wir fürchten, daß sich Herr Blanqui zu sehr von seiner Einbildungskraft hinreißen läßt, wenn er versichert, daß, seitdem der Pascha von Ägypten in Nieder-Ägypten für Baumanpflanzungen gesorgt habe, der Nil sich jährlich über sein früheres Niveau erhebe. Baumwolle ist seit undenklicher Zeit auf Malta cultivirt worden und dessenungeachtet befindet sich das Eiland, wie wir glauben, in einem so blühenden Zustande als nur je."

Eine interessante Bücherauction fand zu Paris im Dec. v. J. statt, in welcher die reiche Bibliothek des Buchhändlers Bossange versteigert wurde. Bossange, der Vater, hatte mehr als 50 Jahre lang seine Aufmerksamkeit auf Anschaffung der besten und schönsten Ausgaben verwendet und seinen Zweck um so vollständiger erreicht, da er Filialbuchhandlungen nicht blos zu London und Leipzig, sondern selbst zu Montreal, Mexico u. s. w. hatte. Unter den Seltenheiten des Katalogs macht sich vorzüglich bemerkbar das „Antiphonarium ad usum Canonicorum regularium sanctae Crucis", ein mit bewundernswerthen Miniaturen geschmücktes Manuscript, ferner ein Werk, dem an Pracht der Ausstattung selbst kein französisches sich vergleichen kann, darstellend die Ceremonien, die bei der Krönung Georg's IV. stattfanden. Der Text ist in Gold gedruckt und jede im Texte erwähnte Person Gegenstand eines Miniaturbildes von feinster Vollendung. Ohne der schönen Ausgaben von Buffon, Redouté, und der vielen Prachtwerke, deren ausgesuchteste Exemplare hier zu finden sind, ausführlicher zu gedenken, nennen wir noch besonders ein von Mignard gemaltes Portrait Molière's, von dessen Werken zugleich alle bekannten alten und neuen Ausgaben im Besitze Bossange's waren.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Sehr merkwürdig ist S. 455 die Äußerung, daß die Apokrypha einer neuen zusammenfassenden kritischen Revision unterworfen werden müssen, indem sie besonders das Christenthum, in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervorzutreten, bisher gehindert hätten.

Das unheilbare Übel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Theil auf Märchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruhigt.

Wichtig ist auch die Äußerung, daß vor der Revolution Alles Bestreben war, nachher sich Alles in Foderung verwandelte.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden eingeklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Kaum zutrauen aber werden Manche Goethe folgende Äußerung:

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus: denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen: denn der Übermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern.

Zu den naturwissenschaftlichen Aphorismen ist in der fünften Abtheilung auch manches Neue gekommen. Man möchte eine Taschenausgabe aller dieser Fragmente wünschen, sie auf Reisen bei sich zu führen, denn eine anregendere Lecture, die man läßlich behandeln kann, die uns Probleme zum Nachdenken liefert, eben Erfahrenes darstellt, vielfache Anknüpfungen bietet, somit selbst etwas Reiseartiges hat, läßt sich kaum für jetzt denken und würde uns mehr fruchten als mancher Guide.

Bei den dramatischen Dichtungen im zweiten Theile sind die Fragmente an sich nicht gerade so bedeutend, wol aber die Mittheilung der Schemata zu einigen, besonders solchen, von denen wir auch späterhin nur erst Bruchstücke besaßen. Wir werden durch die Übersicht des Plans in Stand gesetzt, uns nun das Bruchstück im Sinne des Ganzen zurechtzulegen. Es ist im Allgemeinen wahr, daß man den Poeten nicht nach Dem messen soll, was er hat dichten wollen. Ist er nicht wirklich dazu gekommen, so kann man behaupten, daß er zu solcher That doch nicht die innere Nothwendigkeit gehabt habe. Man schließt hier aus der Thatsache der Nichtausführung auf die Zufälligkeit der Idee. Allein ganz und gar gleichgültig werden wir uns gegen solche Embryone großer Männer nicht verhalten dürfen, schon um sie biographisch recht zu fassen, denn immerhin hat ein solcher Entwurf sie doch beschäftigt. Um so weniger aber dürfen wir es, wenn der Plan specificirt mitgetheilt wird, denn alsdann können wir schon viel daraus lernen. Nicht nur die Wahl des Gegenstandes im Allgemeinen ist dann charakteristisch, sondern auch die Ökonomie seiner Behandlung. Wenn Goethe z. B. den „Ewigen Juden" auch nicht ausgeführt hat, so ist doch schon die eine von ihm erfundene Wendung vom größten Interesse, daß er Christus auf Erden, und zwar auf der christlichen, wieder wandern läßt, während die Sage von ihm erzählt, daß er dem Ahasverus auf dem höchsten Gipfel seiner Angst erschienen sei, um dann wieder am Ende der Welt, bei seiner Wiederkunft für alle Menschen, auch ihn ganz zu sich zu nehmen, denn bis dahin lebt er im Kloster zu Jerusalem. — Aus der ältern Dramatik Goethe's hat man S. 38 zunächst ein Fragment von „Hanswurst's Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama 1774". Kilian Brustfleck unterhält sich mit Hanswurst in einer überschwänglich genialen und cynischen Weise. Wenn man diese derben Worte hört, mit denen Goethe, wie Riemer's „Mittheilungen" darthun, bis an sein Ende nicht sparsam gewesen, so begreift man recht seinen Ekel vor einer Verzärtelung, Verhätschelung des Mannes durch Frauen, denn diese mögen auch wol eine Schelmerei, mitunter eine anständige Zweideutigkeit, aber im Durchschnitt lieben sie das Zarte, Schwunghafte, Edelfeine, Ätherische, und Goethe sagt daher in Bezug auf gewisse vielbesprochene Kreise einiger berühmten Männer unserer Zeit S. 454: „Alle unmittelbare Auffoderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sei, umgibt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religiös=moralisch=ästhetischem Serail." Dies Wort könnte wol dem so oft commentirten von dem poetischen religiös=politisch=moralischen Bettlermantel zur Seite treten. Da ist nun

der Kilian Brustfleck ein ganz anderer Kerl, der, mit verwogenem Humor die damalige pädagogische Manie persiflirend, seine Erziehung des Hanswurst folgendermaßen zu beschreiben anfängt:

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moralisch-politischen Schweiß
Meinen Mündel Hanswurst erzogen
Und ihn ziemlich zurechte gebogen.
Zwar seine tölpisch-schnüffliche Art,
So wenig als seinen kohlschwarzen Bart,
Seine Lust, in den Weg zu .....
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunt bemeistern,
Das wußt' ich weise zu überkleistern:
Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundsätzen
Ein paar Stunden hintereinander schwätzen,
Indeß er sich am H— — reibt
Und Wurstel immer Wurstel bleibt u.s.w.

Zum „Faust" sind S. 178 — 181 Paralipomena hinzugekommen, die von den kolossalsten, freilich auch genialsten Cynismen strotzen. Eine Disputation, eine Scene auf dem Blocksberge, eine Hochgerichtserscheinung, ein Theater am kaiserlichen Hofe und einige Brocken von Zwiegesprächen zwischen Faust und Mephistopheles machen den Inhalt aus. Der Hexensabbath ist hier in einer Kühnheit ausgeführt, die den Teufelscultus in den bisherigen Brockenscenen beiweitem hinter sich läßt. Der Satan hält hier eine Rede den Böcken zur Rechten, den Ziegen zur Linken, worin er die Mysterien des Universums offenbart. Nur eine Probe. Links gewendet spricht er:

Euch gibt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
— — — —
Das eine verschaffet,
Das andre verschlingt;
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt.

Was er rechtshin sagt, mag ich hier nicht abschreiben. Alles ist entzückt von diesen Plutonisch-Priapischen Lehren und der Chor läßt sich vernehmen:

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer noch steht
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren,
Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Wenn diese Faustiana uns ein ganz heimatliches Element sind, so führen uns S. 189 — 191 die „Fragmente einer Tragödie" 1810 in ein ganz neues Gebiet ein. Es scheint, daß Goethe darin den damaligen Zustand des deutschen Volkes schildern wollte. Es sind nur wenige Personen, der Vater mit Sohn (Eginhard) und Tochter, der Treue, der Bischof und der Knabe, Eginhard's Bruder. Die Scene spielt am Hofe Karl's des Großen zum Theil in einem weiten unterirdischen Kerker. Der Conflict des Alten mit dem Neuen macht die Verwickelung. Zwischen Vater und Sohn ist er kriegerischer und politischer, zwischen Vater und Tochter religiöser und herzlicher Art. Es ist zu bedauern, daß die Andeutungen des Planes oft zu unbestimmt sind, obwol Act vor Act, Scene vor Scene angegeben sind. Es heißt z. B.: Exposition früherer Verhältnisse, oder das vorher Angelegte entwickelt sich u. s. w., woraus sich keine Anschauung gewinnen läßt.

Ähnlich, aber doch, weil der erste Theil ausgeführt ist und das Fortdichten dadurch ein stärkeres Portament erhält, ist es mit dem Schema zur Fortsetzung der „Natürlichen Tochter" (S. 279) beschaffen. Goethe hat sich in der That mit politischen Stoffen viel zu thun gemacht, konnte aber nur in der Reflexion, nicht in der Poesie die engern Verhältnisse der reichsstädtischen Bürgerlichkeit und des Duodezhoflebens, worin er herangekommen war, überwinden. Muß man ihm aber seinen Standpunkt, wie billig, lassen, so muß man auch anerkennen, daß er im „Großkophta", in den „Aufgeregten", im „Bürgergeneral" und der „Natürlichen Tochter" ebenso die Revolutionskrisen treffend geschildert hat, als im „Götz" den ritterlichen und bäuerlichen Kampf des absterbenden Mittelalters, im „Egmont" den Kampf der direct sich durchsetzenden Massenbewegung mit der indirect verfahrenden Cabinetsklugheit. „Die natürliche Tochter" ist zwar schon von Einigen, besonders von Weber, einer ausführlichern Analyse unterworfen, aber sie wäre recht ein Thema für Rötscher, ein Thema, zu dessen Lösung wir jetzt auch wol gereifter sind als früher, da wir nunmehr über die Ehe so viel haben nachdenken müssen, diese aber von Goethe offenbar als der Mittelpunkt alles Gemeinwesens gefaßt ist, um welchen sich alle andern Verhältnisse erst gruppiren können. Karoline Herder hat diese Tragödie als den Kampf der allgemein menschlichen Verhältnisse mit den besondern ständischen genommen und erklärte, daß, wenn Goethe die letztern über die erstern siegen ließe, er seine Wolfsnatur bestätigen würde. Nun kommt es mir wirklich vor, als wenn Goethe eine doppelte Richtung in zwei verschiedenen Entwürfen verfolgt hätte. Der eine, ausführlichere, scheint die Richtung auf den Sieg des ständischen Elements zu nehmen. Der Gerichtsrath ringt um Eugenie's ganzen Besitz. Nicht nur im Eigenthum, nicht nur im Wirken will er mit ihr Eines sein, er will ihr auch als Mensch und sie soll ihm uneingeschränkt gehören. Sie marktet mit ihm um Kuß und Umarmung und scheint — der vierte Act wird durch ein Vacat bezeichnet — endlich die Flucht zu nehmen, um im Kloster sich mit den früher spielenden Personen, dem Secretair, der Hofmeisterin, dem Weltgeistlichen, Mönch u. s. w. wieder zu treffen. Es dürfte bei diesem Plane viel Frostiges unvermeidlich gewesen sein. Die Sentenzen wären gewiß sehr edel und sinnig gewesen, aber die Handlung zu subtil, zu diplomatisch. Ganz anders scheint mir das kürzere Schema die Sache zu behandeln, indem es

die Bewegung der Stände in eine entschiedene Revolution auslaufen läßt. Die Classification der Hauptmomente ist von Goethe ganz eigenthümlich in folgenden vier Sätzen aufgestellt, die viel zu denken geben:

I. Absoluter Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von Oben Furcht vor Nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach Unten.

Nach seinem Sinne leben ist gemein,
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

II. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach Oben. Ganglien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz.

III. Realismus des Besitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler aufdämmernder Zustand. Gährung von Unten. Pfiff der Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Roheit ins Ganze. Conflict.

IV. Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut, vertreibt die Schwankenden, erdrückt die Widerstehenden, erniedrigt das Hohe, erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Man müßte sich, da nach dem Übrigen die Handwerker zwischen den Grundbesitzern und den Soldaten eine vermittelnde Rolle zu spielen scheinen, der Gerichtsrath aber als Rechtskundiger und als Grundbesitzer eine ganz besondere Stellung in der Gesellschaft einnimmt, denken, daß eben dadurch Eugenie, von der Natur zum Ordnen schwieriger Verhältnisse berufen, sich recht glänzend in der Weise entfalten könne, daß sie als Weib die Sitte zügelt, allein dies nur insofern vermag, als sie auch wahrhafte Gattin wird.

„Die Wette", S. 381 — 385 (Teplitz 1812), ist ein artiges in Prosa geschriebenes Lustspiel; „Die ungleichen Hausgenossen", ein Singspiel, 1789, S. 530 — 536, sind nur fragmentarisch mit leichten, flatternden Melodien voll jocoser Laune ohne die tiefere Süßigkeit, welche die Verse in „Claudine von Villabella" durchdringt, mehr in der tändelnden Manier von „Scherz, List und Rache". Das Schema zur Fortsetzung der herrlichen „Pandora" (S. 574) war schon früher bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Souvenirs de la terreur de 1788 à 1793. Par M. *Georges Duval;* précédées d'une introduction historique par M. *Charles Nodier*. Vier Bände. Paris 1841 — 42.

Der Verf. hätte, wie er sagt, wahrscheinlich nie daran gedacht, die zerstreuten Materialien seiner „Souvenirs" zu einem Buche zu ordnen, wenn er nicht von einigen seiner Freunde, vor Allen von Nodier dazu aufgefodert worden wäre. Indeß fühlte er sich zu deren Herausgabe durch einen noch dringendern Beweggrund bewogen, dessen Angabe den Standpunkt des Verf. sogleich am sichersten erkennen läßt. „Ich konnte", sagt Duval in der Vorrede, „meine Entrüstung bei dem Lesen jener seit kurzem absichtlich vervielfältigten Bücher, welche unter dem trügerischen Titel ‚Revolutionsgeschichte' nur eine freche Apologie jener Zeit der Zerstörung, des Blutes und der Thränen sind, nicht länger bemeistern. Ich wollte ihnen diese Larve abreißen, der Lüge die Wahrheit, unechten Copien Originalbilder, anmuthigen Phantasiegemälden die abschreckenden, aber nach der Natur gezeichneten Bilder der Wirklichkeit entgegenstellen. Mit einem Wort, ich wollte diese alte revolutionnaire Laterna magica zerbrechen, deren lügenhafte Gläser Riesen erscheinen lassen, wo es nur Pygmäen gibt, und Menschen, die nur unedle Bösewichte waren, in patriotische Helden verwandeln" ec. Mit seinen vorgefaßten Meinungen würde der Verf. allerdings nicht geeignet sein, die französische Revolution unparteiisch zu beschreiben; jedoch macht ihn seine Betrachtungsweise nicht unfähig zu einer lebendigen und detailreichen Darstellung der Schreckenszeit, die er mit durchlebt hat. Dergleichen Souvenirs, wenn sie gut erzählt werden, haben immer ein Interesse, und weiß man nur erst, mit welchen Augen der Erzähler die Ereignisse ansieht, so kann man sich beliebig über den Werth seiner Urtheile hinwegsetzen und die Färbungen seiner Gestalten aus dem eigenen Gesichtspunkte würdigen, um sich allein mit den vorgestellten Thatsachen zu beschäftigen. Bei diesem Verfahren werden auch die Leser, welche in ihren Ansichten nicht mit Hrn. Duval übereinstimmen, manches Anziehende in seinem Buche finden; noch größere Befriedigung wird es freilich für Diejenigen gewähren, welche in der Revolution, wie Duval, nur ein übertünchtes Grab sehen: „qui ne renferme dans ses lugubres profondeurs que des ossements et de la pourriture." Bis jetzt liegen drei Bände vor, ein vierter steht noch zu erwarten.

Die Verbrechen jener Periode finden natürlich an dem Verf. keinen sanften Richter, und in der That haben es auch nur wenige Historiker der fatalistischen Schule dahin gebracht, mit Kaltblütigkeit über jene blutigen Thaten zu schreiben. Ein paar Fragmente werden die Schreibart des Verf. beurtheilen lassen; wir wählen dazu eine kurze Mittheilung aus dem 29. Capitel, welches von dem Proceß und der Hinrichtung des Königs handelt. In der Conventssitzung vom 16. Januar sollte über die Strafe abgestimmt werden. Verstärkte Scharen von Mordbrüdern umlagerten alle Ausgänge des Saals; überdies waren zwei Kanonen auf dem Hof der Reitschule aufgefahren. Unter diesem Schutz sollte der Convent über das Loos des Königs „freie" Berathung pflegen. Die Sitzung ward gegen 9 Uhr eröffnet und dauerte ununterbrochen 36 Stunden. Das Buffet wurde nicht leer: Deputirte, Zuschauer, Leute, die nicht hatten in den Saal dringen können, wogten dort bunt durcheinander; und doch bemerkte man unter ihnen mehr Beängstigung als Aufregung. „Gegen Mitternacht verließ ich meinen Platz, um am Buffet etwas zu mir zu nehmen. Während im Saale der namentliche Aufruf fortwährte, kamen viele Deputirte zu uns heraus und setzten sich an irgend eine Tischecke, um ihr Votum niederzuschreiben; in Ermangelung eines andern Platzes, schrieben es mehre auf dem Comptoirtisch des Wirthes. Man sah einige, die einen Augenblick nachsannen, ein paar Zeilen aufschrieben, veränderten, ausstrichen, dann, erschreckt von dem ringsum erschallenden Gebrüll und den mörderischen Drohungen, das verhängnißvolle Wort, welches vielleicht vorher noch fern von ihren Gedanken war, fallen ließen. Nicht genug an den Flüchen und Verwünschungen der Blutmenschen, welche draußen lagerten, errötheten selbst Mitglieder des Convents nicht vor ähnlichen Schändlichkeiten, um Andere einzuschüchtern, Albitte und Duhem liefen um die Tische herum, sahen ihren Collegen unverschämt auf die Finger, wenn sie schrieben, und dictirten ihnen das Votum. Ein kolossaler Kerl, Namens Bellegarde, ein ehemaliger Musketier und zu jener Zeit Deputirter von der Charente, einer der wildesten Jakobiner, schritt sogar einige Male zu Gewaltthätigkeiten; ich sah, wie er mit seiner Eisenfaust die Hand eines seiner Collegen packte, sie auf das Papier drückte und ihn das Votum zu schreiben zwang. Sautayra und Bouillerot, obgleich sie selbst für den Tod stimmten, machten ihm laute Vorwürfe über diese Brutalität. Als ich auf meinen Platz zurückkehrte, war ich seltsam überrascht, die reservirte Tribune, welche dicht neben der meinigen war, mit

reizenden Frauen in elegantem Négligé, über und über mit dreifarbigen Bändern beputzt, angefüllt zu sehen. Der Augenblick war feierlich: es handelte sich um Leben oder Tod eines Mannes, welcher über Frankreich geherrscht hatte; hier erwartete ich, aufmerksames Schweigen, eine Art frommer Zerknirschung zu finden. Nichts davon. Der Ort, an welchem ich mich befand, glich in dieser unheilvollen Nacht viel mehr dem Amphitheater der Oper als einer Tribune des Convents. Aufwärter trugen durch die Reihen der Damen Präsentirteller mit Gefrorenem, Sorbet, Limonade und Apfelsinen, welche sie mit echt französischer Galanterie unter sie vertheilten. Bisweilen kam ein Deputirter hinzu, welcher die Damen seiner Bekanntschaft mit gefälligem Lächeln fragte, ob sie auch gut placirt wären. Mehre dieser Schönen hatten Karten vor sich, auf welchen sie die Stimmen mit Stecknadelstichen markirten, um sie vergleichen zu können. Wetten wurden für oder wider den Tod des Königs gemacht. Man plauderte ganz laut, lachte, trieb unanständige Scherze und mitten unter diesem Allen hörte man von Minute zu Minute das langsam von der Tribune herabtönende Wort: Tod!"

Die Gemeinde hatte strenge Verfügungen getroffen, um die ungestörte Vollstreckung des Urtheils zu sichern. Am Abend vor dem 21. Jan. 1793 war folgender Befehl ergangen: „Alle Bürger der Nationalgarde werden sich morgen beim ersten Trommelschlage zu ihren respectiven Sectionen begeben. Es werden doppelte Controlen für die Anwesenden und die Fehlenden gehalten werden. Letztere sollen als Verschwörer angesehen werden. Die Väter sind für das Verhalten ihrer Söhne verantwortlich. Jedem wird eingeschärft, das größte Stillschweigen und die unbedingteste Regungslosigkeit zu beobachten, sobald der Zug nur von fern zu sehen ist. Wer dagegen handelt, wird gleichfalls als Verschwörer angesehen." Die Gemeinde bedrohte also jeden Nationalgardisten, der sich nicht auf seinen Posten begeben oder die geringste Bemerkung auf denselben verlauten lassen würde, ganz einfach mit dem Tode, und da man wußte, daß sie ihr Wort sklavisch hielt, so fühlten nur Wenige den Muth, von diesem abscheulichen Dienste wegzubleiben. Wer nicht zur Nationalgarde gehörte, sollte sich nicht unterfangen, auf den Straßen in der Nähe der Boulevards zu sein; Niemand durfte sich in dieser Gegend an den Fenstern zeigen, Alles bei Strafe, als Verschwörer angesehen zu werden. Dessenungeachtet wurde ein Versuch zur Befreiung des Königs gemacht. „Ungefähr 100 Schritte von uns entfernt (erzählt Duval, der mit unter der Nationalgarde stand), etwas unterhalb der Straßen Cléry und Beauregard wurde unser Spalier plötzlich durchbrochen und fünf bis sechs junge Leute, den Säbel in der Hand, erschienen auf dem Wege mit dem Rufe: Herbei, wer den König retten will! Da diese unerschrockenen Jünglinge sich von den Gruppen, zu denen sie gehörten, nicht unterstützt sahen und an der unbeweglichen Haltung der Nationalgarde zu spät erkannten, daß sie nicht auf dieselbe rechnen konnten, so stürzten sie sich durch die andere Seite des Spaliers und ergriffen die Flucht. Aber ein Detachement verfolgte sie und hieb sie ohne Erbarmen nieder. Dieser Versuch zu einer Verschwörung war von dem Baron Batz (von welchem an einer frühern Stelle des Buchs die Rede ist) geleitet worden. Wie man sagt, war es Batz gelungen, 2—3000 junge Leute dazu zusammenzubringen; die meisten blieben aber aus und die wenigen, welche sich einfanden, waren über ihre geringe Zahl zu sehr bestürzt, um ein Unternehmen zu wagen."

Man wird sich noch aus den damals erschienenen Zeitungen erinnern, daß im J. 1815 die Gebeine der königlichen Schlachtopfer ausgegraben und feierlichst bestattet wurden. Es wäre fast frevelhaft erschienen, wenn Jemand an der Echtheit dieser Reliquien hätte zweifeln wollen. Unser Autor, obgleich er keineswegs vom revolutionnairen Skepticismus angesteckt ist, schüttelt doch auch den Kopf zu dieser Sache. „Der noch zuckende und blutende Leichnam Ludwig's XVI.", berichtet Duval, „wurde auf einen schlechten Karren geworfen und nach dem Magdalenenkirchhof gebracht, wo eine tiefe Grube, in deren Grund man eine zwei Fuß hohe Schicht ungelöschten Kalk geschüttet hatte, für ihn bereit war. Man ließ den Leichnam hinunter und bedeckte ihn mit einer zweiten Kalkschicht, worüber man noch einige Flaschen Scheidewasser ausgoß. Auf dem Kirchhof ließ man einen Wachtposten, der drei Tage dort unterhalten wurde, d. h. so lange Zeit, als man zur gänzlichen Vernichtung des Leichnams für nöthig hielt. Und sicherlich mußte dieselbe bei den erwähnten Maßregeln in noch kürzerer Zeit erfolgt sein. Daher wunderte ich mich, ich gestehe es, nicht wenig, als ich im Januar 1815 erfuhr, daß man auf dem Magdalenenkirchhof eine gewisse Anzahl Gebeine von dem Leichnam Ludwig's XVI. ausgegraben habe, und als ich sie am 21. Jan., dem Jahrestage seines Todes, in großem Pompe nach St.-Denis geleiten sah. Ich hätte geglaubt, daß auch nicht ein Atom davon übrig geblieben wäre."

Der bescheidene Titel „Souvenirs" sichert das Buch vor Ansprüchen auf Entschleierung mysteriöser Dinge, deren es auch in jener Zeit nicht viele geben konnte. Die Schreckensherrschaft hatte wenigstens das Gute der Öffentlichkeit vor andern Despotien voraus; sie schlachtete auf offenem Markte und ließ ihre Opfer nicht heimlich erwürgen. Ihre brutale Aufrichtigkeit und cynische Form konnte demnach nur wenig Stoff zu Mémoires secrets gewähren. 20.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Die „St.-Louis evening gazette" vom 15. Juli berichtet, daß eine Flotte von 10 Schaluppen von den äußersten schiffbaren Punkten des Missuri und des Yellow-Stone-Flusses dort angekommen und als Fracht 20,000 zubereitete Büffelhäute, viele Biberfelle und eine große Menge getrockneter Büffelzungen mitgebracht habe. Mehre dieser Fahrzeuge sind 2300 engl. Meilen oberhalb der Stadt St.-Louis erbaut worden. Das Dampfboot Trappe wird mit einer großen Ladung eben solcher Güter von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses nächstens erwartet.

Ein schreckliches Gewitter entlud sich am 1. Juli über der Stadt Worcester im Staate Massachusetts. Die Baptistenkirche daselbst wurde von einem Blitzstrahle getroffen, während in der Sacristei derselben eine große Menge Kinder versammelt waren, die Vorbereitungen auf die Feier des Unabhängigkeitsfestes auf den 4. Juli machten. Etwa 12 Kinder wurden vom Blitze berührt und mehr oder weniger verbrannt, doch merkwürdigerweise keins derselben getödtet. Einem Mädchen zerschmolz ein metallener Kamm auf dem Kopfe, während das Kind fast gar nicht versehrt ward.

Eine neuyorker Zeitung zeigt an, daß das Bezirksgericht zu Buffalo dem John W. Marting, welchem durch das Zusammenrennen der Dampfböte Perry und Buffalo ein Bein gebrochen wurde, eine Entschädigung von 616 Dollars, welche die Führer jener Dampfböte zu bezahlen haben, zuerkannt hat.

Wir ersehen mit Vergnügen aus den Zeitungen von St.-Louis, sagt der „Pennsylvanian", daß Pianoforte, die in der Stadt Hermann am Missuri von eingewanderten Deutschen verfertigt, nach St.-Louis gebracht werden und dort Käufer finden.

Zu Charlotteville lebt ein farbiges Frauenzimmer, das ein Lebensalter von 113 Jahren erreicht hat. Man erzählt, daß dasselbe jetzt zum dritten Male die Zähne gewechselt habe. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Der dritte Theil bringt nicht weiter etwas Neues, als S. 445—451 die „Reise der Söhne Megaprazon's", 1792 geschrieben. Diese Arbeit war bisher ganz unbekannt. In der Autobiographie erwähnt Goethe ihrer nicht. Sie ist ein satirisch-politischer Roman. Vater Megaprazon sendet seine Söhne Epistemon, Panurg, Alkides, Alkiphron und Eutyches zur Entdeckung der Insel der Papimanen, Papefiguen, Laterneninseln und der Orakel der heiligen Flasche aus. Sie kommen auch in der That zu den Papimanen, wo sie erfahren, daß die Insel der Monarchomanen versunken sei. Diese war in drei Theile getheilt gewesen; in der Residenz hatte der König mit unbeschreiblicher Herrlichkeit gewohnt; an der schönen üppigen Küste saßen die Vornehmen in ihren Landhäusern; der dritte Theil wurde vom Landvolke mit vieler Sorgfalt bearbeitet.

Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte wie billig genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that, oder glaubte wenigstens immer zu thun, was er wollte.

Durch ein Erdbeben war nun diese schöne Insel in drei Theile zerspalten, die im Meer als Inseln umherschwammen und den guten Papimanen ganz unsichtbar geworden waren, obwol sie die Residenz noch lange nach Nordosten zu gesehen hatten. Während nun die Brüder diese Kunden empfingen, tauchten die Inseln deutlich am Horizonte hervor, und man sah mit Freude, wie die Insel des Volkes sich mit denen der Vornehmen und des Königs, nachdem sie sich ursprünglich immer abgestoßen hatten, wieder schien vereinigen zu wollen. Da die Anlage dieses Romans von Hause aus allegorisch ist, so mußte er sich weiterhin, wie ein vorgefundenes Stück des Planes zeigt, ganz ins Märchenhafte verlaufen, in welchem schalkigte Streiche der Brüder die Hauptsubstanz ausmachten.

Der vierte Theil bringt zu den „Annalen" mehre neue Einschaltungen, besonders in Bezug auf Schiller, Pyrmont, Herder, Frau v. Staël, Benjamin Constant, Napoleon, Theater, Voß und Stolberg und den ilmenauer Bergbau. Die Begegnung mit Napoleon im September 1808 ist S. 595 fg. genau skizzirt. Napoleon's erste Äußerung über Goethe, nachdem er ihn aufmerksam angeblickt, nämlich: „Vous êtes un homme", ist für beide classisch. Über Voltaire's „Mahomed", den Daru auf das Tapet brachte, meinte Napoleon, es sei kein gutes Stück, und legte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Dann wandte er das Gespräch auf den „Werther", den er durch und durch studirt haben mochte. Er machte verschiedene ganz richtige Bemerkungen, bezeichnete dann eine gewisse Stelle, und sagte zu Goethe: warum habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß; welches Urtheil er dann weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. Goethe entschuldigte sich damit, daß es dem Dichter zu verzeihen sei, durch einen schwer zu entdeckenden Kunstgriff gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Misbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. „Was", sagte er, „will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal."

Die „Biographischen Einzelnheiten" S. 644—657 bringen manches sehr Interessante: über das Individuelle; leipziger Theater 1768; Lenz (diese Mittheilung ist bei den neuerlichen genauen Nachforschungen über Friederike Brion in Sesenheim theilweise benutzt worden); an den Consul Schönborn in Algier 1774, aus der Broschüre über diesen entnommen; an Frau von Voigt, geb. Möser, zu Osnabrück 1774; das Luisenfest, gefeiert zu Weimar den 25. Aug. 1777, ein neuer Beitrag zur genauesten Kunde des weimarischen Hoflebens, das wir nun wol schon bis zu den Servietten und Retraiten hin kennen; Besuch von Iffland, auf der Reise über Manheim nach der Schweiz 1779; an Möser's Tochter, Frau von Voigt, 1781. Friedrich II. hatte in seiner Schrift: „De

la littérature allemande", geäußert: „Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroit à la scène, imitation detestable de ces mauvaises pièces angloises." Möser vertheidigte Goethe'n in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" mit Wärme. Goethe dankt der Tochter für dessen Zusendung, spricht von seinen Leistungen mit der größten Bescheidenheit als von Versuchen, und sagt über Friedrich:

Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde.

Ferneres in Bezug auf Goethe's Verhältniß zu Schiller; letzte Kunstausstellung 1805; Jacobi, dieser Aufsatz ist versöhnend. Er erkennt den Zwiespalt an, daß Goethe nicht mehr Jacobi's philosophische Sprache, dieser seine Poesie nicht mehr verstehe, aber er drückt das Bedauern aus, daß der Mangel an Aufklärung über den wechselseitigen Zustand bis zur persönlichen Entfremdung führte, ohne daß sie an Vertrauen, Neigung und Liebe sich jemals untreu oder ungleich geworden wären.

Lavater:

Er wäre ein Über-Hogarth gewesen, wenn er hätte so bilden können. Denn was ist Hogarth und alle Caricatur auf diesem Wege, als der Triumph des Formlosen über die Form; die Menschengestalt chemischen Philistergesetzen anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher sein: Zum fliehen. Der Engel Lavater war durch diesen niederträchtigen Drang so gequetscht, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte.

Kotzebue. Goethe unterhandelt mit sich selbst, weshalb ihm Kotzebue bei allem Verdienst, das er ihm zugestehe, und so mancher heitern Erinnerung von da ab, wo er als Knabe Sprenkel in seinem Garten stellte, bis zu der großen literarischen Aufregung, die er erzeugte und aus der er so viel lernte, doch immer widerwärtig gewesen sei, und schließt:

Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talente in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionnair und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja, sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

In der fragmentarischen Confession „Aus meinem Leben" kommen sehr wichtige Fingerzeige vor zur richtigen Würdigung der gewaltigen Arbeit, die Goethe an seine Riesennatur gelegt hat, um sich immer maßvoll zu erhalten und mit sich wie mit seinen Umgebungen nach Kräften ins Gleichgewicht zu setzen. Eine überaus köstliche Reflexion ist diese:

Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß es wahr ist, was ich sage. — Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätte es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich blos von einem wahrhaft Wahnsinnigen. Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.

„Epoche der forcirten Talente" enthält eine summarische Darlegung der Genesis und der Richtungen, welche wir seit dem Manifeste der „Halleschen Jahrbücher" vorzugsweise die Romantik nennen. Goethe urgirt die Kluft, welche bei den Künstlern dieser Epoche zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung sich zeigt, und meint, daß man dieselbe zum Theil auch durch religiöse Gesinnungen, christliche in Pietismus und Katholicismus, heidnische im Schicksalsbegriff und romantische, die sich an die christlichen anschlossen, habe ausfüllen wollen.

„Entstehung der biographischen Annalen 1823." „Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828" enthält in Form eines Briefs an den Kammerherrn von Beulwitz eine treffliche Schilderung dieses schönen Schlosses. Es ist tief ergreifend, zu sehen, wie Goethe, der den herbsten Verlust erlitten, zwischendurch aus der ins Detail gehenden Schilderung immer auf das Ethische, auf den Gedanken zurückkommt, daß „die vernünftige Welt von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun angewiesen sei". Die Lücke im Herzen fühlend, den Sohn betrauernd, will er die Vergangenheit und Zukunft vereinen und die Gattung selbst als das wahre Individuum ansehen: „Die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt."

Den Beschluß macht ein „Vorschlag zur Güte", nämlich zu dem von A. Nicolovius veranstalteten Octavband: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden", ein Gegenstück zu besorgen: „Goethe in den miswollenden Zeugnissen der Mitlebenden." Es muß dieser Vorschlag den literarischen Freibeutern noch ganz unbekannt geblieben sein, denn bei der ungeheuern Erfindungslosigkeit derselben, bei der Plattheit ihrer Diebstähle, bei der Gewissenlosigkeit, womit sie besonders in Stuttgart fremdes Gut zusammendrucken lassen, wäre es auffallend, daß noch Niemand davon Gebrauch gemacht hat. Freilich, freilich würde ohne Belesenheit sich auch diese wohlfeile Arbeit nicht machen lassen! Goethe hat übrigens diesen Vorschlag alles Ernstes gemeint und sich selbst viel interessante Belehrung daraus versprochen. Schließlich sagt er: „Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Miswollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewol angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe."

Karl Rosenkranz.

Karl van Mander.

Das Leben dieses Mannes, der als Maler, Kunstgeschichtschreiber und Dichter unter seinen Zeitgenossen einen hohen

Rang behauptet, bietet so viel Anziehendes dar, daß eine kurze Übersicht desselben in diesen Blättern nicht unwillkommen sein dürfte. Er stammte aus einer ebenso alten als angesehenen brabantischen Familie und wurde im Mai 1548 zu Meulebeke bei Courtrai geboren. Da sein Vater, ein sehr wohlhabender Mann, bei dem Knaben viel Geist und Witz bemerkte, schickte er ihn auf die lateinische Schule nach Thielt und späterhin nach Gent, wo er sich unter Aufsicht seines Oheims, Franz van Mander, den Studien widmen sollte. Als ihn aber seine Neigung unwiderstehlich zur Malerei hinzog, that ihn sein Vater erst zu dem als Maler und Dichter nicht unverdienstlichen Lukas de Heere, bei welchem er sich mit Lust und Eifer in Malerei und Dichtkunst übte, und demnächst zu Peter Vlerik, bei welchem er bis zu seiner Rückkehr ins väterliche Haus, die im Jahre 1569 erfolgte, seine Kunststudien fortsetzte. Nun beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Poesie, ohne jedoch die Malerei dabei zu vernachlässigen, ja er suchte beide miteinander zu vereinen. Als er unter Anderm ein allegorisches Stück, „Noah", gedichtet hatte, malte er auf einem großen Segeltuche eine Vorstellung der Sündflut mit Figuren in Lebensgröße, auf welcher man ertrinkende Menschen und Thiere, ja selbst die schwimmende Arche erblickte. Dieses Gemälde wurde langsam über die Bühne gezogen, indeß mittels Pumpen so viel Wasser zur Darstellung eines starken Regens verbraucht wurde, daß die von allen Seiten herbeigeströmten Zuschauer die Flucht ergreifen mußten. Bei dergleichen Vorstellungen leistete ihm sein jüngerer Bruder Adam getreue Hülfe, während der ältere Cornelius, ein speculativer Linnenhändler, wenig Geschmack daran fand, obwol er die Kosten zur Darstellung der Sündflut bestritten hatte.

Im Jahre 1575 unternahm van Mander in Gesellschaft mehrer jungen Edelleute eine Reise nach Rom, wo er drei Jahre verweilte und in seiner Kunst bedeutende Fortschritte machte. Hierauf begab er sich nach Basel und von dort nach Wien, wo er in Gemeinschaft mit dem Maler Spranger und dem Bildhauer Dumont den Triumphbogen auszierte, der bei dem feierlichen Einzuge des Kaisers Rudolf errichtet wurde. Bei der Rückkehr in seine Heimat wurde er von den angesehensten Einwohnern feierlich eingeholt, so groß war der Ruf, den er sich bereits erworben hatte. Nun beschäftigte er sich im älterlichen Hause unausgesetzt mit Malen und Dichten; weil aber die überhandnehmenden Unruhen den Aufenthalt auf dem platten Lande unsicher machten, schafften seine Ältern den werthvollern Theil ihrer Habe nach Brügge und Courtrai und wohnten abwechselnd zu Meulebeke oder in einer der genannten Städte. Karl hatte in dieser unruhigen Zeit geheirathet und sich zu Courtrai häuslich niedergelassen.

Um seine häusliche Einrichtung zu vervollständigen, war er eines Tages nach Meulebeke gegangen, um drei mit seiner Habe beladene Wagen abzuholen. Kaum war er aus dem Dorfe, als ein Haufe von Wälschen dasselbe überfiel und mit wüthender Raubgier ausplünderte. Dem alten van Mander, welcher schwer krank zu Bette lag, raubten die Barbaren sogar Betttücher und Decken. Bei dieser Gelegenheit bewies der jüngere Bruder Adam, eben erst 18 Jahre alt, eine ungewöhnliche Geistesgegenwart. Er suchte einen versteckten Degen und ein Beil hervor und da er sehr fertig Französisch sprach, mischte er sich keck unter die Plünderer, brach mit ihnen um die Wette Kisten und Kasten auf und rettete auf diese Weise mehre Gegenstände von Werth. Er spielte dabei seine Rolle so gut, daß Niemand Arg darin hatte; ja, er zwang seiner Mutter Geld ab, drohte sie zu ermorden und mishandelte sie zum Schein, um sie vor wirklichen Mishandlungen durch das eingedrungene Geschmeiß zu bewahren.

Karl war es inzwischen noch weit schlimmer gegangen. Noch nicht weit vom Dorfe entfernt wurde er von einem andern Haufen Wälscher überfallen und aller seiner Habe beraubt. Sie hatten ihn nackt ausgekleidet, ihm einen Strick um den Hals geworfen und waren eben im Begriff, ihn an einem Baume aufzuknüpfen, als ein italienischer Reiter vorbeikam. Karl redete ihn in italienischer Sprache an. Der Reiter wunderte sich, daß ein Landmann ihn in seiner Muttersprache anredete und fragte ihn, wo er das gelernt hätte. Auf die Antwort „zu Rom" fragte ihn der Reiter, was er denn zu Rom gethan hätte. „Ich habe dort gemalt", war die Antwort. Da sah ihm der Italiener scharf ins Gesicht und erkannte ihn, da er im Palaste eines Cardinals, für den Karl gearbeitet, seine Bekanntschaft gemacht hatte und von ihm bisweilen mit einer Zeichnung beschenkt worden war. Seitdem war derselbe unter den italienischen Truppen des Herzogs von Parma in spanische Dienste getreten und nach den Niederlanden geschickt worden. Wie durch ein Wunder wurde nun dieser feindliche Reiter Karl's Retter. Er zog von Leder, hieb auf die Buben ein und zwang sie, ihm den Strick wieder abzuthun und seine Kleider wiederzugeben; die andere Habe zu retten, war ihm jedoch nicht möglich. Der Italiener blieb bei ihm, um ihn gegen fernere Mishandlungen zu schützen, und wollte ihn ins Lager in Sicherheit bringen; allein er lehnte dieses gütige Anerbieten ab, weil er seinen kranken alten Vater, der noch im Dorfe sei, nebst seiner Mutter und seinen Brüdern und Schwestern abholen und nach Courtrai bringen wolle, wo er ansässig sei und Weib und Kind habe. Der wackere Reiter blieb bei ihm, bis alles Gesindel mit der gemachten Beute abgezogen war, und sagte ihm da erst ein herzliches Lebewohl.

Als Karl wieder in sein väterliches Haus zurückgekommen war, holten die beiden Brüder ihre Schwester, die in ein sicheres Versteck gebracht worden war, ab, kleideten die entblößten Ältern aus der von Adam mit so großer Geistesgegenwart gemachten Beute, so gut es ging, und begaben sich mit ihnen und der Schwester, da im ganzen Dorfe weder Pferd noch Wagen aufzutreiben war, zu Fuß auf den Weg nach Courtrai. Abwechselnd ihren kranken Vater tragend, kamen die beiden Brüder mit den Ihrigen dort an und brachten den alten Mann in das Kloster der grauen Minderbrüder, wo ihm eine Stube eingeräumt und er mit allem Nöthigen, aus Erkenntlichkeit für die Freundschaft, welche die Mönche früher von ihm genossen hatten, zuvorkommend versorgt wurde.

Hier blieb Karl bis zum Jahre 1581, wo er diese Stadt verließ, weil die Pest darin wüthete, an welcher seine Schwester mit ihrem Manne und ihren Kindern gestorben war, um sich mit seiner Frau und einem neugeborenen Kinde nach Brügge zu begeben. Unterwegs wurden sie nochmals von Soldaten nackt ausgeplündert; ja, das Kind wurde sogar seiner Windeln beraubt. So von Allem entblößt, kamen sie nach Brügge, wo der Maler Paulus Weyts ihm alsbald Arbeit verschaffte. Als aber der Feind auch dieser Stadt immer näher rückte und die Pest sich dort ebenfalls zu zeigen anfing, begab er sich im Jahre 1583 mit seiner Familie nach Holland und ließ sich zu Harlem nieder, wo er bis zum Jahre 1603 blieb und mit Goltzius eine Art von Akademie errichtete. In dem genannten Jahre zog er auf das Haus Zevenbergen zwischen Harlem und Alkmar, und von dort im folgenden Jahre nach Amsterdam, wo er am 11. September 1606 sein vielbewegtes Leben beschloß. Er wurde mit einem Lorberkranze in den Sarg gelegt und mit großer Pracht in der alten Kirche begraben; sein Andenken wurde durch eine Menge von Gedichten gefeiert, welche gesammelt im Jahre 1609 zu Leyden erschienen.

Über van Mander's Verdienste als Dichter und Maler wollen wir hier nicht reden; nur sei noch bemerkt, daß Franz Hals, der ausgezeichnetste Portraitmaler nach van Dyk, sein Schüler war. Sein „Schilderbock, of leven der schilders", welches zuerst 1604 zu Harlem erschien und mehre Male neu aufgelegt wurde, war nicht ohne großes Verdienst und hat noch immer seinen Werth, besonders in Bezug auf niederländische Maler, über welche ihm die besten Quellen zu Gebote standen.

Mancherlei.

Wenn Jemand sagte: „Philosophie ist diejenige Wissenschaft, deren Belehrungen keine Belehrung geben", so hätte er sich nicht unangemessen ausgedrückt. Die Belehrungen der deutschen Philosophie seit 40 Jahren bestehen im Pantheismus, dessen Kern, wie bei Spinoza, darin liegt, daß einander ausschließende Begriffe, wie Sein und Werden, Unendliches und Endliches, als absolut substanziell gleichgesetzt werden, überhaupt der Dualismus unsers Bewußtseins von Leib und Seele, Ausdehnung und Denken, als nichts Wahres, sondern nur als ein Scheinbares gilt, mithin alle Eigenschaften, die unterschieden werden möchten und sich auf Annahme des Dualismus stützen, Eines und Dasselbe sind in Einem und demselben Wesen. Hat man die Schwierigkeit des Denkens dieser Hypothese — denn das ist sie — überwunden, so entsteht eine große Leichtigkeit des Zurückführens aller menschlichen Erkenntniß auf ursprüngliche absolute Einheit, weil in dieser Alles, auch das Entgegengesetzte gegeben ist. Also sind Gott als ewiges Sein, Natur als ewiges Werden, Eines und Dasselbe; ferner Gott als Unendliches, Natur und Mensch als Endliches, Nothwendigkeit und Freiheit ꝛc. Eines ist in Allem und Alles in Einem. Höchstens kann ein Unterschied stattfinden zwischen natura naturans und natura naturata, zwischen Ansich und Fürsich, aber auch er muß verschwinden im absoluten Einen.

Bei Spinoza ist dieser Pantheismus noch immer am reinsten dargestellt und die neuern Spielarten desselben werden veranlaßt durch die wohlgefühlte Schwierigkeit des Denkens jener Hypothese, welche dem Dualismus unsers Bewußtseins und den darin hervortretenden herkömmlichen Überzeugungen von Vorsehung, menschlicher Freiheit und moralischer Verbindlichkeit widerstrebt. Darum beruft man sich gern auf eine intellectuelle Anschauung, auf ein höheres, nur dem Philosophen eigenes ungemeines Bewußtsein. Man gebraucht gern Ausdrücke, die auf ein Sinnenbild hinweisen, wie Emanation, Entwickelung, Einwickelung, Abfall, Selbstoffenbarung, Heraustreten aus sich selbst, Anderssein u. s. w. Ganz angemessen der pantheistischen Hypothese ist die Einheit des Logischen und Metaphysischen bei Hegel. Was nach der gewöhnlichen Logik (der subjectiven) als einander entgegengesetzt gedacht wird, z. B. Sein und Nichtsein, Endliches und Unendliches, Unmittelbares und Mittelbares, muß nach der rechten Logik (der objectiven) als Eins und Dasselbe, als Einheit des Widerspruchs, als Wahrheit, gedacht werden. Es gibt kein Entweder oder, sondern nur ein Weder noch. Hiergegen sträubt sich das gewöhnliche Denken, ihm bleibt der Widerspruch ein Widerspruch, ein Undenkbares, ein Absurdes; also kann es nur durch ein ungewöhnliches Denken, welches nicht im gemeinen Bewußtsein vorkömmt, geleistet werden, und Diejenigen, welche sich dazu anschicken, erstaunen über die ungemeine Tiefe. So z. B. sind dem gewöhnlichen Denken das Concrete und Allgemeine verschieden, dem Hegel'schen ungewöhnlichen Denken sind sie Eins und Dasselbe, das Concret-Allgemeine. Die gewöhnliche Logik würde von einer Contradictio in adjecto reden. Weil nun vermöge solcher Einheit des Widerspruchs und des Widersprechenden alle Verschiedenheit im Denken und Sein — denn diese sind wiederum Eins und Dasselbe — aufgehoben wäre, aber doch Verschiedenheit im gewöhnlichen Denken wenigstens erscheint; so wird letzteres erklärt durch eine Selbstbewegung des Begriffs, wodurch er zu einem Andern wird und von diesem Andern in sich selbst zurückkehrt (absolutes Werden des Seins, Einheit des Seins und Nichtseins). Dies heißt Vernünftigkeit des Denkens, wogegen die Verständigkeit desselben das Getrennte als Getrenntes, das Widersprechende als Widersprechendes auffaßt. Daher sind für die Vernünftigkeit des Denkens, welche die Selbstbewegung des Begriffes erkennt, Gedachtes und Wirkliches stets Eins und Dasselbe, also: „Das Vernünftige ist wirklich und das Wirkliche vernünftig."

Die gewöhnliche Logik lehrt: Der denkende Mensch fasse Begriffe, stelle sie zusammen in einem Satze, dem logischen Urtheil, bilde aus Sätzen Schlüsse. Stelle dir aber einmal vor, diese Begriffe, Sätze, Schlüsse wären kein Product deines denkenden Individuums, sondern Wesen für sich mit eigenthümlicher Selbstbewegung. Da ist alsdann der Begriff (auch Idee, Vernunft, Macht der Substanz genannt) das Erste, an sich seiende, das Absolute, Allgemeine, welches, um für sich zu sein, zu einem Andern werden muß, zum Urtheil (den besondern Existenzen) und der Rückgang aus diesem Anderssein in sich selbst, als einem an sich und für sich in seiner Dieselbigkeit ist der Schluß (alles Vernünftige und Existirende). Begriff an sich ist der Geist, in der Form des Andersseins die Natur; durch Zusammenfallen beider als identisches Wesen der Natur und des Geistes ist die Substanzialität Gottes gesetzt. Es gibt eine Wissenschaft vom Wesen Gottes vor der Schöpfung, nämlich reine Logik des Begriffs an sich; eine Wissenschaft vom Wesen des Geistes in seinem Anderssein, Naturphilosophie, und eine Wissenschaft von der Einheit beider, Philosophie des Geistes. Das Logische ist Anfang und Resultat. Dem verständigen gewöhnlichen Denken wird hierbei weit mehr Ergebung zugemuthet als von irgend einer strengen Glaubenslehre. Jedoch alle Starkgläubige scheuen nicht, sondern lieben die stärkste Ergebung. So auch die Speculativgläubigen. 23.

Bibliographie.

Bergius, C. J., Ueber Schutzzölle, mit besonderer Beziehung auf den Preußischen Staat und den Zollverein. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1841. 15 Ngr.

Böhringer, F., Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschiche in Biographieen. 1sten Bds. 1ste Abth. Die drei ersten Jahrhunderte. Gr. 8. Zürich, Meyer u. Zeller. 1 Thlr. 15 Ngr.

Delitzsch, F., Wer sind die Mystiker? Eine gründliche Belehrung über das, was Mysticismus ist und nicht ist. Gegen die Sprachverwirrung unserer Zeit. Gr. 8. Leipzig, Beyer. 12½ Ngr.

Eitner, K., Der Titanide. Novelle in 2 Theilen. 8. Breslau, Kern. 1 Thlr. 25 Ngr.

Elisabeth Magdalene, geborne Markgräfin zu Brandenburg, verwittbete Herzogin zu Braunschweig. Gr. 8. Berlin, Besser. 1841. 7½ Ngr.

Herrmann, E., Johann Freiherr zu Schwarzenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalrechts und der Gründung der protestantischen Kirche. Gr. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1841. 15 Ngr.

Hook's, Th., Romane. Aus dem Englischen. 1stes Bändchen. Jack Brag. 1stes Bdchn. — Auch u. d. T.: Jack Brag. Roman von Th. Hook. Aus dem Englischen von A. Kaiser. 1stes Bdchn. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 5 Ngr.

Kupfer, J. C. H., Zweites Sendschreiben an einen Gutsbesitzer über die Zuckerfrage. Gr. 8. Berlin. 1841. 20 Ngr.

Lachmann, K., Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber. Gr. 8. Berlin, Besser. 1841. 5 Ngr.

Lermontoff, M., Der Novize. Aus dem Russischen übersetzt von R. Freiherrn Budberg-Benninghausen. Gr. 8. Berlin, Besser. 15 Ngr.

Merlinau, A. G. B., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Mittler. 10 Ngr.

Schelling's erste Vorlesung in Berlin. 15. November 1841. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1841. 5 Ngr.

Schmerbauch, M., Pädagogische Abhandlungen. 8. Regensburg, Manz. 15 Ngr.

Winkler, J., Die Volksbildung und Volksschule, zunächst wie sie sein sollen. In Briefen. Gr. 8. Luzern, Meyer. 1841. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände. Tübingen, Osiander. 1841. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Mit dem erst vor kurzem erschienenen zweiten Bande dieser Darstellung des geschichtlichen Entwickelungsprocesses der christlichen Glaubenslehre liegt nun das Werk vollendet vor dem intelligenten Publicum, dessen bloße Ankündigung schon der theologischen Welt mit panischem Schrecken in die Glieder fuhr, das nun aber gar bei seinem Erscheinen die stärksten Befürchtungen, die man davon hegte, noch als gering erscheinen läßt. Doch nicht nur der theologischen Wissenschaft, sondern überhaupt dem christlichen Bewußtsein wird mit dem nähern Eingreifen dieser Erscheinung ein verhängnißvoller Tag anbrechen. Wie viele christliche Herzen, die nicht starkgläubig oder nicht feig genug sind, um den Kopf mit sich fortzureißen auf die eilige Flucht, werden sich an dem Widerhaken dieser furchtbaren Polemik noch jämmerlich verbluten! Ja, ich sehe schon, wie auf den Blumenfeldern der Frömmigkeit besonders jugendlicher Gemüther die schönsten Glaubensblüten vor dem eisigen Sturme dieser Kritik, ach, vielleicht auf immer, verwelken. In der That, eine solche harte Prüfungszeit, wie sie mit diesem Angriffe bevorsteht, hat die christliche Religion noch nicht erlebt. Äußere Leiden führen nur um so beflügelter zu ihrem Trosthimmel, im Kampfe mit Bosheit und Gleichgültigkeit wird sie immer stärker, von Mohammed Ali, wie Umbreit einmal vermuthete, von Türken und Barbaren, hat sie nichts zu fürchten, denn sie ist das Reich der Innerlichkeit, was durch nichts Äußeres angetastet zu werden vermag. Aber der Kampf, mit dem sie hier bedroht wird, spielt sich gerade auf ihren eigenthümlichen Boden hinüber, greift in ihr eigenes Centrum hinein, entzündet sich aus dem Kreislaufe ihres eigenen Herzblutes. Denn es ist der Kampf und Widerspruch ihres eigenen Princips mit sich auf den verschiedenen Stadien seiner historischen Entwickelung. Die Gestaltung desselben in der einen Periode widerspricht seiner Gestaltung in der andern, die spätere Bestimmung des Dogma negirt die frühere. Und nicht nur dies, sondern das vorliegende Werk kennt einen Widerspruch des christlichen Princips unmittelbar mit sich selbst und nicht blos in der Peripherie seiner verschiedenen Erscheinungsformen. Die ganze Grundlage, der ganze Boden des Christenthums soll etwas blos Imaginaires sein; die Fundamente, heißt es, seien innerlich vom Wurme des absoluten Zweifels zerfressen. Und die Hand ist schon ausgestreckt, um diesem gefräßigen Wurme nicht etwa den Todesstreich zu geben, sondern im Gegentheil, um alle Verkittungen und Verkleisterungen, welche durch öfter eingetretene Risse schon nothwendig geworden sind, um ihn hinwegzuräumen, damit dieser Wurm des Zweifels die letzten Reste festen Fundaments verzehre und so das ehrwürdige, aber dem modernen Geschmacke widerstrebende Gebäude in sich zusammenstürze.

Wahrlich, die Noth ist groß. Das bekunden auch die leidenschaftlichen Äußerungen, deren Urheber wenigstens wahrhafte Geistesenergie diesem Angriffe gegenüber noch nicht bewiesen haben. Ein echter Streiter der Kirche, der frei von Leidenschaftlichkeit und Ingrimm die Person von der Sache zu unterscheiden weiß, der mit ebenso viel speculativer Tüchtigkeit und philosophischer Durchbildung, als historischer Gelehrsamkeit so für das Christenthum, wie dieses Werk gegen dasselbe auszurücken vermag, ein solcher thut der christlichen Glaubenswissenschaft jetzt mehr als je noth. Strauß geht auf den Gegner ein, stellt sich in dessen eigenen Umkreis. Er kennt jeden Schritt und Tritt, jeden verborgenen Posten und geheimen Schlupfwinkel im feindlichen Lager und ruft bei keinem Angriffe eher Sieg, bis auch der letzte feindliche Nachtrab aufgerieben ist, bis er alle Versuche, das Princip der christlichen Weltansicht zu retten, in ihrem innern Widerspruche aufgewiesen hat. Sehen wir dagegen auf seine Gegner, auf die Verfechter des Christenthums, so haben die Orthodoxen unter denselben, die recht im Centrum des christlichen Glaubens zu sitzen meinen, noch nicht einmal ein Bewußtsein von den geheimen Schäden ihres theologischen Grund und Bodens. Von dem Principe und der innern Stärke, von der Weltstellung und Bedeutung, von dem innern Rechte der angreifenden Partei und der negativen Richtung der Philosophie gegen das Positive der Religion als solches haben sie kaum eine Ahnung. Selbst die besonnenern historischen Vertheidiger des Christenthums lassen sich noch immer zu wenig auf das

speculative Moment ein. Diejenigen Theologen aber, welche tüchtig darin zu Hause sind, gehen meistens ins rein Negative über, oder bekennen, wie Marheineke, der würdige Veteran der speculativen Theologie, bei dem jetzigen leidenschaftlichen und oft so unwissenschaftlichen Charakter des Kampfes zwischen den Partien, keine Neigung mehr zu fühlen, sich noch weiter einzulassen. Bei der Weiße-Fichte'schen Richtung endlich und deren Bestreben, das Princip der Strauß'schen Kritik zu widerlegen, hat man mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit zu rechnen.

So stehen die Sachen gegenwärtig und man harrt noch immer vergeblich auf eine durchgreifende Widerlegung des in diesem Werke zu seiner höchsten Entwickelung gediehenen Angriffs der modernen Wissenschaft auf das Christenthum, und wird so lange vergeblich darauf harren, als die Mehrzahl der Theologen noch immer „an dem Faden einer Spinne", um mit Lessing zu reden, „nichts weniger als die ganze Ewigkeit aufhängen will". Die meisten quälen sich ab an Ausflickung der Schäden in den äußern Vorwerken, während Jerusalem in Flammen steht. Als ob es sich dem gegenwärtigen Angriffe gegenüber um die Rettung eines einzelnen Dogma, um die Authenticität dieses oder jenes Evangelium oder gar des Daniel, des Pentateuch u. s. w., und nicht vielmehr darum handelte, ob das Princip des Christenthums haltbar sei oder nicht, ob die Idee seiner Weltanschauung nur eine vorübergehende, historische, oder eine ewige und absolute Bedeutung habe. Es muß jetzt nothwendig zum allgemeinen Bewußtsein werden, daß auf die historische Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses oder jenes im neuen, geschweige denn im Alten Testamente erzählten einzelnen Factums für die Wahrheit und Ewigkeit der Idee des Christenthums, um die es sich jetzt handelt, nichts Wesentliches ankommen kann; denn nur unter dieser Bedingung wird sich das allgemeine Bewußtsein dem innern Kern der gegenwärtigen religiösen Fragen wieder mit wirklichem Interesse zuwenden. Was würde uns die historische Bewahrheitung der christlichen Religion helfen, wenn sich die Idee derselben nicht mit absoluter Gewißheit als eine ewige Idee der Vernunft bewährte? Oder ist etwa Das, was historisch wahr ist, darum auch schon philosophisch und der Idee nach wahr? Dann müßte es sich nicht blos äußerlich, durch geschichtliche Traditionen und Controlirung des einen Schriftstellers durch den andern, sondern innerlich, als ein dem Wesen des Selbstbewußtseins nothwendig zukommendes Moment, als eine Substanz darthun lassen, ohne deren Sein im Ich das Ich in Wahrheit selbst gar nicht gedacht werden kann. Aber so entfernt ist das historische Wissen als solches von dieser innerlichen Selbstnöthigung der Idee, daß es nicht einmal über die factische Wirklichkeit einer längst vergangenen Thatsache zu absoluter Gewißheit gelangen kann. Oder sollte es denn noch immer nicht wahr sein: „daß eine Lüge historisch unzweifelhaft bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, auch wol ungeschehene Thatsachen mit unterlaufen könnten?"*) Wenn es aber wahr ist und wenn damit alle historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion hinwegfallen, was soll dann noch über diese Wahrheit entscheiden? Etwa das innere Zeugniß des heiligen Geistes? Ja, wenn es nur wirklich des heiligen Geistes Zeugniß wäre! Was soll aber wieder hierüber entscheiden? Mein subjectives Gefühl? Das bloße Gefühl, was immer den Charakter der Subjectivität hat, überhaupt? O dann hat der Mohammedaner, dann haben die Genossen der niedrigsten Religionsstufe dieselben Kriterien und Garantien für die Wahrheit ihrer Religion als die Christen! Ja, sie haben noch mehr Gewißheit: denn gerade je niedriger eine Bewußtseinsstufe noch ist, desto unmittelbarer und ungebrochener geht das Subject, das sie einnimmt, noch in dem ihm überkommenen Inhalte auf, desto totaler gibt es sich noch rein passiv hin.

Ist aber das Gefühl kein objectives Kriterium der Wahrheit, so vermag nur die Wissenschaft, welche den Standpunkt der Idee erschwungen hat, über das Wesen und die objective Dignität eines geistigen Inhalts zu entscheiden. Denn nur sie, als That und Leben nicht eines einzelnen, sondern des allgemeinen Geistes, vermag als das entsprechendste Organ das schlechthin allgemeine Wesen der Wahrheit in möglichster Reinheit zu spiegeln, während dasselbe im subjectiven Gefühle durch die individuelle Besonderheit des Einzelnen getrübt erscheint.

Aber gerade von diesem objectiven und allgemeinen Standpunkte der Wissenschaft aus ist es, daß vorliegendes Werk die Wahrheit des Christenthums in Anspruch nimmt. Das ist die unendlich gefährliche Bedeutung desselben. Als Product des Fürwitzes eines Einzelnen, wofür man zuerst auch das „Leben Jesu" hielt, um einen desto größern Abscheu gegen Strauß's Persönlichkeit zu erregen, würde es wie eine Seifenblase aufsteigen und zerplatzen. Aber eine subjective Verstimmung gegen das Christenthum ist Strauß von Jugend auf fremd geblieben. Er hat selbst einmal für die Wunder und Herrlichkeiten der Offenbarung, für die unmittelbare Erkenntniß des Wahren und Göttlichen geschwärmt, er hat von Jugend auf bis zu seinen Universitätsjahren hin „in kindlichem Sinne, von einfach religiöser Erziehung her an die Bibel, als an Gottes Wort geglaubt".**) Es war ihm so sehr Ernst mit dem Glauben an eine übernatürliche Offenbarung, daß er nichts sehnlicher wünschte, als ihre Verwirklichung und Wahrheit noch einmal durch unmittelbare Anschauung zu erleben. Bis zum Glauben an die Seherin von Prevorst verstieg sich sein für überschwengliche und ans Wunderbare streifende Eindrücke so tief empfängliches Gemüth. Man lese seinen gemüthvollen, köstlichen Aufsatz über Justinus Kerner, der mit in den „Zwei friedlichen Blättern" abgedruckt ist; man lese die von seinem Freunde und Ju-

*) Lessing's Duplik. Sämmtliche Schriften, Bd. 5, S. 113.

**) Vgl. über Justinus Kerner, in den „Zwei friedlichen Blättern".

gendgenossen Vischer über ihn entworfene Charakteristik in der Abhandlung „Strauß und die Würtemberger", die sich im ersten Jahrgange der „Halleschen Jahrbücher" findet, und man wird sehen, wie Strauß von Natur mit dem empfänglichsten Sinne für alles Schöne und Gemüthstiefe, wo er es auch finden mag, begabt sei, wie der Gang seiner Erziehung und Entwickelung ihn nur immer einheimischer machte auf dem mütterlichen Boden des unmittelbaren Glaubens. In Weinsberg bei Justinus Kerner, wo er mit einer Somnambule im magnetischen Rapport stand und ihren Unterhaltungen mit und über selige und unselige Geister in poetischer Trunkenheit lauschte, war ihm das Wunder sogar zu seinem eigentlichen Lebenselemente geworden.

Hinter jeder Ecke des Weges — schreibt er —, um die wir bogen, hinter jedem Strauche des Gartens, an dem wir vorübergingen, waren wir jeden Augenblick gefaßt, das Sonderbarste und Außerordentlichste, ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken, als etwas Vertrautes hervortreten zu sehen. *)

Also nicht aus Mangel an Gemüthseindrücken, nicht durch subjective Verstimmung gegen das Wunderbare und Außerordentliche, was auf dem Standpunkte des unreflectirten Glaubens eine bedeutende Rolle mitspielt, ist Strauß dem supernaturalistischen Boden und damit dem christlichen Principe überhaupt allmälig entfremdet worden, sondern der Geist der modernen Bildung, der zunächst durch das Studium der Schleiermacher'schen „Glaubenslehre" an ihn herankam, der „ein Stück reflectirender Vermittelung um das andere" in sein Bewußtsein schob, hat die Skepsis des Denkens in ihm rege gemacht. Die negative Macht der Wissenschaft, wie sie aus dem Zusammenwirken der Geister aller Jahrhunderte geboren ist und sich zu der gegenwärtigen philosophischen Höhe hinaufgesteigert hat, sie ist es, die auch ihn erfaßte und an der Regsamkeit und Lessing'schen Schärfe dieses Geistes ihr entsprechendes Organ fand; sie treibt ihn zu diesem Kriege; in ihrem Namen, im Namen der Autarkie des Denkens erhebt er diesen Sturm. Das ist die objective, weltgeschichtliche Stellung dieser Kritik und Polemik. Die Versuche der ehemaligen Deisten und Naturalisten gegen das Christenthum, die Witzeleien und frivolen Späße Voltaire's sind dagegen baare Kindereien. David Hume's ernstere und gründlichere Skepsis hatte mit dem Zweifel an jedem objectiven Erkenntnißprincipe auch ihrer Polemik gegen die christliche Religion die Spitzen abgestumpft. Den Vordersätzen des wolfenbüttler Ungenannten hatte selbst ein Lessing die daraus gezogenen Schlußfolgerungen nicht zugegeben. Alle diese Angriffe trugen einen überwiegend subjectiven Charakter. Hier aber thut sich ein wahres Weltgericht der Kritik auf. Ein Weltgericht darum, weil der ganze weltgeschichtliche Verlauf des Christenthums als dessen eigener Vernichtungsproceß behandelt wird. Mit Recht konnte der Verf. in diesem Sinne sagen: die subjective Kritik des Einzelnen sei ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten könne. Die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objectiv vollziehe, stürze als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleußen und Dämme nichts vermögen (Vorrede S. x).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) A. a. O., S. 19.

Der Name Preußen.

Im ersten Jahrzehnd des 11. Jahrhunderts erwähnen zuerst die Chronisten des Namens „Prussen, Pruzzen und Prussen" für Volk und Land, welches ostwärts von der untern Weichsel längs den Gestaden der Ostsee bis an die Memel sich ausdehnt. Die ältere Benennung des Volkes, welches jene Gegenden bewohnte und von dem zuerst eine historische Kunde durch Pytheas uns zukommt, der im Anfange des 4. Jahrhunderts v. Chr. G. auf seinen Reisen sie dort fand, die später Tacitus, Eginhard und noch am Ende des 9. Jahrh. Wulfstan uns als Ostiäer, Ästier, Esten ziemlich gleichlautend geben, verschwand von nun an. Woher kommt nun der neue Name und wie ist er zu erklären?

Über seine Heimat sind alle Geschichtschreiber einig, die den Namen „Preußen" bei den Polen entstehen lassen; da wurde er zuerst gehört und von hier aus den deutschen Chronisten bekannt, denn Gaudentius, der Lebensbeschreiber und Begleiter des heil. Adalbert, ist der Erste, der ihn gegen das Ende des 10. oder am Anfange des 11. Jahrh. uns nennt.

Wie ist aber der Name „Preußen" zu erklären? Darüber sind die Geschichtschreiber nicht einig gewesen; viele Etymologien sind versucht und verworfen worden, nur die des Prof. Voigt behauptet sich als die scheinbar richtigste Erklärung. Dieser spricht sich in seiner „Geschichte Preußens" (Th. 1, S. 301—307) bestimmt darüber aus, daß der Name aus der polnischen Präposition po — bei, an, nach — und dem Namen Russen, zusammengezogen „Po-Russen, P'Russen und Prussen" stamme, also die „an den Russen" oder „die gegen die Russen hin Wohnenden" bedeute. Neuerdings wird diese Erklärung in seinem „Handbuche der Geschichte Preußens" (Th. 1, S. 49) wieder, als dem umsichtigen Forscher die nächste, in Anspruch genommen.

Gegen diese Erklärung sprach sich aber der große Kenner der slawischen Sprache, J. P. Schafarik in Prag aus, der in seinem Werke über die Abkunft der Slawen (1828, S. 100) sagt: „Zum Namen der Berge und Flüsse, nicht der Völker, setzt der Slawe po." Wenn der Pole ausdrücken will, daß Jemand bei oder in der Nähe eines Volkes oder anderer Menschen wohne, so gibt er es durch die Präposition u — an, bei, bei Jemand —; soll eine innigere Annäherung ausgedrückt werden, durch przy — bei, neben, an —, aber niemals durch po. So spricht der Pole: u sąsiada — beim Nachbar , u ludzi — bei den Menschen —, mieszkam u Francusón — ich wohne bei den Franzosen —, jestem u brata — ich bin bei dem Bruder ꝛc. Im ältesten Lobgesange auf den heil. Adalbert heißt es: ty siedzisz u Boga w wiecu — du sitzest bei Gott im Himmel (Jekel, „Polens Staatsveränderungen", Th. 3, S. 88). Dagegen wird po zu den Namen der Flüsse, Berge, Seen ꝛc. gesetzt, wie die Namen Pomern, Polaben, Posawci, Polesier u. m. genugsam andeuten; po, mit einem aus einem Volksnamen gebildeten Adjectiv construirt, drückt aus: po francusku — französisch, nach französischer Art —, po polsku — polnisch, nach polnischer Art —, po rusku — russisch, nach russischer Art; es ist schwer zu glauben, daß die Polen veranlaßt wurden, ihre Nachbarn „po rusku" zu nennen, denn die Aeistenvölker waren damals den Slawen schon ganz entfremdet.

Die Bezeichnung „Prus" bei den Slawen (Nestor gibt sie in derselben Form) für die Aeistenvölker oder den litauischen Volksstamm wird sich wol schwerlich auf den Theil derselben, der zwischen der Memel und der Weichsel wohnte, beschränkt, sondern den ganzen Volksstamm, mit dem er seit undenklichen Zeiten in Verbindung und Nachbarschaft gelebt hatte, umfaßt

haben und ebenso alt sein, als sie sich gegenseitig durch ihre Trennung fremder wurden. Nestor, der sein Geschichtswerk im 12. Jahrh. schrieb, nennt die Völker, die die Küsten der Ostsee bewohnen, und reiht sie so aneinander, daß die ersten die Lechen sind, dann die Prus kommen und die Tschuden schließen. Er gibt die Anwohner nicht nach den einzelnen Volkszweigen, die ihm alle bekannt sind, sondern nach dem Collectivnamen. Zu den Lechen rechnet er die Pomern, er nennt diese aber nicht als Bewohner der Küste; würde er wol die Kuren, die in so bedeutender Ausdehnung die Ostseeküsten bewohnten, ausgelassen haben, wenn diese nicht zu dem Volke Prus gehört hätten? Die Tschudenzweige kennt er alle, und doch läßt er zunächst den Prus die Tschuden im Collectivnamen sich anreihen. Wie kann aber auch der Name „Prus" von den Russen abgeleitet werden, da diese ihre Herrschaft in jenen Zeiten, als er entstanden sein soll, nicht bis an die mittlere Memel ausgedehnt hatten und somit der Ausdehnung ihres Namens Veranlassung geben konnten, daß die Bewohner des Landes zwischen der Weichsel und der Memel ihren Namen nach einem Brudervolke der Polen, den Russen, durch erstere erhielten? Die Litauer waren damals ganz unabhängig und reichten mit ihren Wohnsitzen bis an das spätere Podlachien, in dem ein anderes Aestenvolk, die Jaczwigi, wohnten, die bis in das 14. Jahrh. unabhängig waren.

Der ausgezeichnete Forscher K. Zeuß in seinem Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme" kann wol Recht haben, wenn er den Namen Prus, analog den andern Benennungen der westlich und nordöstlich von den Slawen wohnenden Völker der Niemcy und der Tschuden ableitet. Die Niemcy, die Stummen, die mit ihm nicht reden konnten, waren dem Slawen die Deutschen, sowie die Tschuden, vom altslawischen czuzhd, der Fremde, in Sitten und Lebensverhältnissen ihm die Fremden waren. Die Prus, obgleich dem Slawen schon ganz entfremdet, waren ihm doch die verwandtesten, denn ausgezeichnete Etymologen, Pott und Bopp, weisen nach, daß die litauische Sprache, zu dem Reiche des indo-europäischen Sprachstammes und in diesem die jüngste Schwester gerechnet, noch heute unter den europäischen Schwestern dem Slawischen am verwandtesten ist und so auch ihnen wahrscheinlich den Namen gegeben hat. Zeuß leitet ihn vom altslawischen Adjectiv prisnyi ab, welches Dobrowski durch: der Nächste, der Verwandte erklärt. Die Denkmale der altpreußischen Sprache zeigen, daß diese ein sehr naher Dialekt des noch heute gesprochenen litauischen gewesen und daß das Altpreußische, das Litauische, das Kurische und das Lettische einem Volke angehören, welches dann wol auch in seiner ganzen Ausdehnung von der Weichsel und Drewenz bis zur Düna und Beresina von seinem nächsten und verwandtesten Nachbar mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt wurde. Dieser „Prus" ist also dem Slawen das Volk gewesen, welches er seine Nächsten, seine Verwandten nannte. Der Gesammtname verschwand immer mehr, sowie die einzelnen Völkerschaften der Prus dem Westen bekannter wurden, und blieb nur für die am westlichsten Wohnenden im Gebrauch. 24.

Literarische Notizen aus England.

Von dem neuen Werke: „London interiors, with their costumes and ceremonies", erschien die erste Lieferung, und von William Lee's „Classes of the capital" der erste und zweite Theil, mit Zeichnungen nach Knight's neuer Verfahrungsart colorirt. Besonders ist das Geschlecht der londoner Kutscher trefflich und mit humoristischer Wahrheit abconterfeit, obgleich die Unterschiede zwischen den verschiedenen Unterarten dieser Gattung vielleicht nicht markirt genug hervorgehoben sind. Der Titel „Ambassadors and representatives of the sovereign" bezeichnet den Inhalt der nächsten beiden Nummern. Zu nennen sind noch die in Aquatinta-Manier ausgeführten „Scenes in the primitive forest of America", von Harvey, worin zugleich die vier Tages- und die vier Jahreszeiten mit ihren besondern charakteristischen Einwirkungen auf die Landschaft dargestellt sind; Sargent's Werk „Landscape, historical landscape and architectural illustrations of Shakspeare", gestochen unter Oberaufsicht Wood's; „The scenery and antiquities of Ireland", wovon die neunte, und die „Canadian scenery illustrated", wovon bereits die zwanzigste Nummer erschienen ist. Von großem Interesse ist das Werk: „España artistica y monumental", unter Leitung des Don Genevro Perez de Villa Amil ausgeführt. Die davon erschienenen Nummern stellen unter Anderm folgende, wenig bekannte, schöne und interessante Gegenstände dar: die große Kapelle der Kathedrale zu Toledo, den Altar in derselben Kathedrale, genannt: „El Transparente", das Grabmal in der Kapelle: „Del Reyes Nuebos", eine Kapelle in der Kathedrale zu Burgos, den Hof in dem Palaste der Herzöge von Infantado zu Guadalajara. Der reichhaltige Text ist in französischer und spanischer Sprache gedruckt und hat den Don Patricio de la Escosura zum Verfasser.

Ein interessantes und wichtiges Werk wird als unverzüglich erscheinend unter dem Titel angekündigt: „Civil war in England from 1646 to 1652, edited, from original letters in the Bodleian library of Charles I, Charles II, Queen Henrietta, Prince Rupert, Prince Maurice, Hyde Earl of Clarendon, Archbishop Sancroft, Oliver Cromwell, Sir Thomas Fairfax, Major-General Monk etc.", von Henry Cary. (2 Bde.) Unter den neu erschienenen historischen Werken nennen wir noch: „The history of the knights templars", von C. G. Addison. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Bei einer solchen Bedeutung dieser Erscheinung fragen wir billig erst, bevor wir uns auf die nähere Charakteristik und Beurtheilung derselben einlassen, nach ihrer historischen Genesis und welchem Boden sie entwachsen ist.

Sie kann uns aber im Grunde nicht überraschen, denn man konnte schon seit dem Aufkommen und allgemeinern Umsichgreifen der Schelling-Hegel'schen Philosophie einem solchen Hauptangriffe auf die christliche Weltanschauung entgegensehen. Es war ja handgreiflich, daß diese Philosohie in einem ganz andern Sinne, als die christliche Religion in ihrem „In Gott leben, weben und sind wir", dem Pantheismus huldige. Auch ließen es die rationalistischen Eiferer ebenso wenig als die supernaturalistischen Zionswächter an lauttönenden Warnungsrufen und Verdächtigungsversuchen hinsichtlich der Tendenz speculativer Philosophie und Theologie fehlen.

Dennoch konnte man sich bis über den Anfang des vorigen Decenniums hinaus von so vielen Seiten her über diesen principiellen Gegensatz täuschen. Das war nur dadurch möglich, daß sich nicht gleich anfangs der negative Charakter der neuen philosophischen Weltansicht in Bezug auf das Christenthum offen und entschieden herauskehrte, und dies hatte wiederum seinen Grund darin, daß die erste allgemeinere Verbreitung der Schelling-Hegel'schen Philosophie mit jener Restaurationsstimmung zusammentraf, welche nach den Freiheitskriegen nach allen Seiten hin um sich griff und aus der politischen auch in die religiöse Atmosphäre überging. Dazu kam, daß Schelling, der jugendliche Stifter des modernen Pantheismus, sich immer tiefer einem mystischen Elemente in der Philosophie zuwandte. In einer solchen Disposition mußte er auch in den ahnungsreichen Tiefen der christlichen Weltansicht, besonders nach ihrer mystischen Seite hin, mehr und mehr Anklänge an seine Ideen finden; und wie er jene modificirte im Lichte dieser, so konnte es nicht fehlen, daß auch von Seiten der christlichen Anschauungsweise sich eine Rückwirkung auf die Bestimmtheit seiner philosophischen Grundanschauung geltend machte. Da sich außerdem seine eigenthümlich productive Kraft in rascher Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Ausbrüche, und mit ihr der kühne, revolutionnaire Muth bald zu erschöpfen begann, so ward die einmal entstandene Neigung einer Reconstruction des Positiven und Dogmatischen von Jahr zu Jahr in ihm größer. Was bei dem Meister wie zufällig erfolgte, das konnte bei den Jüngern schon gesetzmäßig nicht ausbleiben, und so wußten die historischen und philosophisch tingirten Glaubensmänner bald viel Artiges zu erzählen von Schelling's Rückkehr zum Christenthum, von der Christlichkeit seiner neuen, auf biblischem Fundamente zu begründenden Philosophie, die wir indessen auch bis jetzt noch immer erst zu erwarten haben. Hegel dagegen blieb zwar vor wie nach bei den echten Orthodoxen und Bibelfesten im Geruche eines antichristlichen Pantheismus, trotz Göschel's wiederholten Ausstellungen von Christlichkeitsbescheinigungen; allein er selbst trat doch nie in bewußte oder bestimmt ausgesprochene Opposition mit den Ideen der christlichen Religion; im Gegentheil behauptete er immer kräftiger die innere Übereinstimmung des Princips seiner Philosophie mit dem Inhalte des christlichen Glaubens. Nur der Form, nicht aber dem Wesen nach sollten beide voneinander unterschieden sein. Beide hätten denselben Gedankeninhalt, meinte er; die Religion als populaire Anschauungsweise besitze ihn nur mehr in der Form der Vorstellung, während die Philosophie ihn in die Form des reinen Gedankens und Begriffs zu erheben suche. Dies war in der That Hegel's Überzeugung, so sehr er sich auch hinsichtlich dieser Übereinstimmung täuschte. Daß er dies konnte, ist sehr begreiflich. Hegel war noch zu sehr in Anspruch genommen von der systematischen Gliederung und Hineinarbeitung seiner Ideen in die allgemeinsten Momente der der positiven Wirklichkeit. Er hatte genug zu thun, den empirischen Stoff sowol im Bereiche der Natur als im Bereiche des Geistes und der Geschichte und erst im Allgemeinen mit dem Begriffe zu bewältigen, und mußte auch hinsichtlich des historischen Christenthums die Sache erst zu sehr in Bausch und Bogen nehmen, um sich des Gegensatzes seines philosophischen Princips mit demselben kritisch-exegetisch und im Einzelnen bewußt werden zu können. Dazu kam, daß Hegel gegen das revolutionnaire Moment der Philosophie in ihrem Verhält-

niß zu der besondern Wirklichkeit überhaupt einen gewissen Tik hatte. Mit welchem Eifer spricht er sich z. B. in der Rechtsphilosophie gegen das Bestreben aus, Ideale zu construiren, deren Verwirklichung erst von der Zukunft zu erwarten und daher ein bloßes Sollen sei! Das, was ist, zu begreifen, ist nach ihm die Aufgabe der Philosophie; denn Das, was ist, ist die Vernunft. Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig: so lautet der berühmte und berüchtigt gewordene Satz, der das Verhältniß der Idee zur concreten Wirklichkeit ausdrücken soll. Nach dieser Ansicht mußte Hegel geneigt sein, auch für seinen Begriff der absoluten Religion eine allgemein entsprechende, äußerlich erscheinende Wirklichkeit in der Weltgeschichte vorauszusetzen. Diese Wirklichkeit, wo konnte er sie anders suchen, als in der als lebendige Gemeinde realisirten christlichen Weltansicht? Wenn es aber ein allgemeines Gesetz ist, daß man an einem Gegenstande, insbesondere an einem Gegenstande von geistiger Natur, immer leicht zu entdecken pflegt, was man daran zu entdecken wünscht, sieht man ihn nur recht lebhaft darauf an, indem ja Jeder die objectivirte Wirklichkeit mit dem Widerscheine seiner innern Eigenthümlichkeit umstrahlt: so konnte es nicht fehlen, daß auch Hegel'n die christliche Religion das Alles zu leisten schien, was er nach seinem eigenthümlichen Begriffe von der absoluten Religion, deren entsprechende Realität er im Christenthume sah, verlangte. Bestand diesem Begriffe gemäß das Wesen der Religion objectiv in der Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes, in dem Wissen, daß der absolute Geist sein concretes Selbstbewußtsein in der menschlichen Subjectivität habe, subjectiv in dem Gefühle und dem Genusse dieser Einheit: so war ja in der christlichen Religion Christus als Derjenige bestimmt, in dem beide Momente in absoluter Weise gesetzt sind. Daß hier auf Ein Individuum beschränkt wurde, was die Philosophie nur der gesammten Menschheit in dem gegenseitigen sich Ergänzen aller Individuen vindicirt, konnte leicht als das Thun der Vorstellung gefaßt werden, die das Allgemeine nur als einzelnes, sinnliches Factum anzuschauen vermag.

Somit war eine wesentliche Übereinstimmung ausgesprochen zwischen zwei Weltansichten, die, im Princip durchaus entgegengesetzt, an einzelnen peripherischen Punkten nur deswegen zusammenzutreffen scheinen, um sich sofort desto heftiger zu repelliren. Vielleicht wäre dies auch schon früher geschehen, wenn nicht Hegel allmälig in den Tiefen seines Gemüthslebens die Basis seines Systems überschritten und sich innerlich nach seiner Gefühlsseite der christlich theistischen Weltansicht zugewandt hätte, während er mit seinem begrifflichen Denken die pantheistische noch nicht zu überwinden vermochte. Wenigstens ist es nur unter dieser Voraussetzung begreiflich, wie er Göschel's „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur christlichen Glaubenserkenntniß" mit solcher Freude und Herzlichkeit, wie sie jedes Wort in seiner Recension dieser Schrift an den Tag legt, aufnehmen, und „als die Morgenröthe des Friedens zwischen Wissen und Glauben" begrüßen konnte. Denn diese Göschel'sche Schrift ist ganz vom Glauben an einen persönlichen, von der Welt unterschiedenen Gott, an einen historischen Christus, der mit Gott eins war, wie kein anderer Mensch, durchglüht und jedes Blatt bekundet des Verfassers intimste Frömmigkeit. Nach der Hegel'schen Logik aber kann von einer solchen Unterscheidung durchaus nicht die Rede sein, sondern die absolute Idee geht schlechthin auf in dem Processe des Weltganzen. Hegel mußte also nach seinem unmittelbaren Glaubensbewußtsein im Gegensatze stehen mit seinem philosophischen Begriffe, ohne vielleicht sich dieses Gegensatzes bestimmt bewußt zu werden, wie ja auch Schleiermacher in seinen spätern Jahren meinen konnte, das Princip seiner Glaubenslehre und die Resultate derselben ständen nicht im Widerspruch mit seiner in den „Reden über die Religion" niedergelegten pantheistischen Weltansichten. Wie dem auch sei: genug, auch die Philosophie in ihrer neuesten Gestalt accommodirte sich wirklich, oder schien wenigstens sich dem christlichen Glaubensbewußtsein von Herzen zu accommodiren.

Wenn aber einmal diese Übereinstimmung zwischen beiden im Allgemeinen gesetzt und anerkannt war, so schien philosophisch tingirten Glaubensmännern nun nichts wichtiger, als die Einheit von Glauben und Wissen auch im einzelnen Detail des dogmatischen Stoffes nachzuweisen oder vielmehr nachzuconstruiren. In Marheineke's „Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft" geschah dies noch in besonnener und tapferer, das speculative Interesse gewahrender Weise; aber bald sollten die Tage kommen, wo, wie einst zur Zeit der Scholastik, die Philosophie der Theologie wieder die Schleppe nachtragen und jede Crudität, die diese jemals zur Welt gefördert hatte, mit den krampfhaftesten Anstrengungen hinunterwürgen mußte. Die verdorbenste Kost, das Dogma von drei Personen, die zugleich nur eine Person sind — denn darauf läuft die alte Lehre von der Trinität im Grunde hinaus —, das Dogma von der Erbsünde in seiner grassesten Form: nichts ward für zu schlecht geachtet, um der Philosophie nicht die Verwandlung desselben in ihr eigen Fleisch und Blut zuzumuthen. Weissagung und Wunder, der zornige Gott Jehovah und das blutige Versöhnungsopfer — Dinge, an deren Vernichtung die ehrlichen Rationalisten Ehre und Alles gesetzt hatten, kehrten wieder und alle ihre Blößen schienen auf das sittsamste verdeckt. Die Philosophie, diese Titanenschwester, die nichts weniger im Sinne hatte, als ihr selbständiges Denken in den Sonnenmittelpunkt des Universums zu setzen, mußte herabsteigen von ihrer Höhe und wieder eintreten in das alte Trabantenverhältniß. Von da aus sollte sie zwar noch immer die nächtlichen Partien, die Räthsel und Heimlichkeiten des alten Glaubens in einiges Licht setzen — denn dem orthodoxen Gemüthe fing es doch an zu lüstern nach dem Schimmer des modernen Geistes —, aber es war das sanfte, mystische Licht des Mondes, in welchem sich die Geheimnisse der Offenbarung nur desto magischer und wunderbarer ausnehmen.

Zwar schien es den echt Orthodoxen, die ihren Richterstuhl in der „Evangelischen Kirchenzeitung" aufgeschlagen

hatten, nie recht geheuer mit diesem Bunde zwischen dem Abkömmlinge des Himmels und dem eiteln Kinde der Erde; Richter's Schrift über die letzten Dinge erschien und mit ihr schien auch dem Ehestande zwischen Glauben und Wissen der jüngste Tag anzubrechen. Denn in dieser Schrift ward nicht nur das Dogma von der Auferstehung am Ende der Welt, sondern der Glaube an persönliche Fortdauer überhaupt für null und nichtig erklärt. Diesen Streich der Philosophie konnte die letztere selbst dadurch nicht wieder vergessen machen, daß eins ihrer anerkanntesten Organe, Karl Rosenkranz, die Zweifel an diesem Dogma, die er mit Richter getheilt hatte, seinerseits für gelöst erklärte mittels der philosophischen Argumentationen Göschel's für den Glauben an Unsterblichkeit, besonders in einer Abhandlung in den „Berliner Jahrbüchern" (Jahrgang 1834). Hatte Rosenkranz doch den philosophischen Beweisen eines Erdensohnes mehr Glauben geschenkt als den ausdrücklichen Versicherungen des Herrn; ließ er in den Widerruf seiner frühern Überzeugung doch nichts mit einfließen von Weh- und Demuthsbezeigungen, von Buß- und Reuethränen über seinen ehemaligen frechen Unglauben. Im Gegentheil, statt solcher Spuren christlicher Zerknirschung fand man in dem Aufsatze über die Göschel'schen Schriften für den Unsterblichkeitsglauben nur jubelnde Erinnerungen an jenen jugendlichen Übermuth, den der Einzug der absoluten Philosophie in den Herzen ihrer ersten Jünger geweckt hatte, an jene selige unendliche Resignationslust, mit der die Eingeweihten in der Region des absoluten Wissens ihr eigenes liebstes Ich hinzuopfern wagten. Das waren gar zu deutliche Zeichen, wie die Philosophie auch bei allem christlichen Scheine nach außen im Herzen nur Hochmuth und Selbstvertrauen nähre. Wie ganz anders hatte der unphilosophische Leo seine frühern Frevel gegen den Glauben, die er in seiner Schrift über das jüdische Volk in rationalistischer Verblendetheit begangen hatte, durch unermüdliche Confessionen und immer wiederernente Selbstgeißelung vor der Öffentlichkeit des christlichen Bewußtseins wieder gut gemacht!

Allein auch dieser Riß hätte sich wol noch einmal wieder verdecken lassen, wenn nicht unterdessen das Werk erschienen wäre, was zum Staunen und Schrecken vieler schon im süßen Friedensschlummer eingelullten Theologen einen Kampf auf Leben und Tod zwischen moderner Wissenschaft und christlicher Theologie einleiten sollte. Jedermann sieht, daß hier das „Leben Jesu" von Strauß gemeint ist. Welche Aufregung durch das ganze intelligente Deutschland, welche Wirkung unter Jung und Alt, unter Theologen und Laien diese Erscheinung hervorrief, ist allmänniglich bekannt. Und dennoch schien auch dieser Angriff noch einmal, besonders an dem Bollwerke historischer Thatsachen des Christenthums zurückprallen zu wollen. Strauß selbst hatte erklärt, daß Alles, was auf dem Wege historischer Kritik als geschichtliches Factum zu Grunde gehe, auf dem Wege der Speculation um so herrlicher wieder als Idee erstehen werde. Der christlichen Religion solle und müsse nur der äußerliche, ihre Idee niederdrückende Ballast der dem wahren Glauben gleichgültigen historischen Erzählungen und mythischen Gebilde abgestreift werden. Das Wesen und Princip der christlichen Weltansicht könne in diesem Ausscheidungsprocesse an Klarheit und Zuversichtlichkeit nur gewinnen. Zunächst nun freilich konnte man, nach der Schlußabhandlung zum „Leben Jesu" zu urtheilen, dafürhalten, als sei dies Versprechen nur gegeben behufs leichterer Einschmuggelung dieser verdächtigen Kritik in das Grenzgebiet des christlichen Glaubens. Die Schlußabhandlung erklärte ja, daß der Idee der Gottmenschheit Realität gar nicht zukomme in dem Sinne, wie die Bibel und Kirche es meinen. Im Gegentheil, wenn sie nach kirchlicher Ansicht alle ihre Fülle in das Individuum Christus ausgeschüttet und sonach in dieser Persönlichkeit sich einen adäquaten Ausdruck gegeben habe, so könne sie nach speculativem Begriffe diese entsprechende Verwirklichung nur in der Gesammtheit und dem Processe aller menschlichen Individuen, keineswegs aber in einem einzelnen finden. Mußte Christus hiernach von der Höhe seiner Einzigkeit und specifischen Gottessohnschaft herabsteigen, so war damit die christliche Idee der Gottmenschheit aus der lebendigen Lebensfrische der Persönlichkeit, mit der man in das tröstliche Gegenseitigkeitsverhältniß von Du und Ich treten kann, zu einem abstracten, nur dem abstrahirenden Denken zugänglichen Ideale auseinandergeflossen und die heiligen Scenen auf Golgatha waren bedroht, als verschwindende Welle im unendlich wachsenden Strome der Weltgeschichte verschlungen zu werden und ihre specifisch christliche Bedeutung und Nothwendigkeit für die Erbauung des Glaubens zu verlieren. Allein das herabgedrückte, historische Bild des Erlösers, dem selbst ein Spinoza sich im Geiste gebeugt hatte, begann auch unter der Hippe dieser Kritik wieder neue Knospen zu treiben, und mit jeder folgenden neuen Auflage des „Leben Jesu" bis nach der dritten, besonders aber in den Streitschriften, und vor Allem in der gemüthlichen Abhandlung „Über Vergängliches und Bleibendes im Christenthume", wuchs es in der Gestalt des höchsten religiösen Genius zu einer solchen Höhe und mächtigen Verzweigung wieder heran, daß ihm nicht viel mehr fehlte, der entsprechende Ausdruck für die Idee der Gottmenschheit im kirchlichen Sinne zu sein. Ja, auch das specifische, innerliche Verhältniß zwischen der gläubigen Gemeinde und diesem König aller religiösen Genien sollte nicht abgebrochen sein, wie es nach der Schlußabhandlung zum „Leben Jesu" scheinen wollte; sondern Christus sollte bleiben „als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist". *)

Hier aber trat nun der letzte, entscheidende Wendepunkt ein in der zwischen Schelling-Hegel'scher Weltanschauung und christlichem Glaubensbewußtsein obschwebenden Unbestimmtheit von gänzlicher Versöhnung oder absolutem Bruche. In der Vorrede zu den ein halbes Jahr

*) Vgl. Strauß, „Zwei friedliche Blätter": Über Vergängliches und Bleibendes im Christenthume, S. 132.

nach den „Zwei friedlichen Blättern" (im August 1839) herausgegebenen „Charakteristiken und Kritiken" von Strauß las man einige Äußerungen, die schon von einer veränderten Stimmung Zeugniß ablegten und einen neuen verstärkten Ausbruch des kritischen Vulkans befürchten ließen. Die in der dritten Auflage des „Lebens Jesu" gemäßigte Ungunst des kritischen Urtheils über den historischen Werth des Johanneischen Evangeliums trat hier in ihrer ersten schärfsten Form wieder hervor. Bald darauf erschien die vierte Auflage des berühmten Werks und — der Apologetik der Evangelien war mit einem Schlage aller Triumph wieder entzogen. Der eine Zeit lang nur sickernde Strom der Kritik überstieg nun wieder alle Dämme und Ufer. Und doch waren alle diese Erscheinungen bloße Vorboten von einem noch beiweitem durchgreifendern, den gesammten Grund und Boden des Christenthums hinwegspülenden Ausbruche, der schon im Anzuge war. Der vierten Auflage des „Lebens Jesu" folgte hart auf dem Fuße die Herausgabe des vorliegenden Werkes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die in neuerer Zeit vielfach beliebt gewordene Methode, auf praktisch-mechanischem Wege, ganz naturgemäß, fremde Sprachen zu lernen, die in Deutschland Tafel u. A. einzuführen versucht haben, ist keineswegs eine neue. Schon in der ersten Zeit der Buchdruckerkunst sind ähnliche Schulbücher, theilweise ebenfalls mit Interlinearversionen in hoch- oder niederdeutscher Sprache erschienen (z. B. „Curia palatium" und „Vulgaria Terentii"), die aber meist von höchster Seltenheit sind. Auch während des 16. und 17. Jahrhunderts war diese Methode noch nicht außer Gebrauch gekommen, wie mehre in diesem Sinne bearbeitete Werke des classischen Alterthums beweisen. Ref. besitzt in seiner Sammlung zwei solcher Bücher, „Virgilii Bucolica in usum puerorum germanice reddita per M. *Steph. Riccium*", (Leipzig 1568) und „Ciceronis officia, Cato Maior, Laelius etc., ed. M. *Joh. Rhenio*" (ebendas. 1664). Aus beiden möge hier, der Ergötzlichkeit und Vergleichung wegen, eine kleine Probe stehen. Wir wählen aus Virgil den Anfang der zweiten Ekloge, welcher also lautet: „Pastor Corydon, ein grober Bawr, mit Namen Corydon, ardebat, hatte brünstig lieb oder nahm sich heftig an, formosum Alexin, den jungen Knaben Alexin an des Kaisers Augusti Hofe, delicias domini, der ein Spielvogel war seines Herrn, oder daran sein Herr Freud und Lust hatte, oder der seines Herrn Himmelreich war. Nec habebat, und der arme Bawer hatte nicht, quid spiraret, drauf er sich vertrösten durfte, tantum veniebat, er versteckte sich nur, assidue, offt, teglich, stetz, inter densas fagos, unter die dicken Buchbäume, umbrosa cacumina, welcher Wipfel viel Schatten von sich geben, ubi, an welchem Orte, solus, er alleine, jactabat, rhümete, studio inani, vergeblich, denn er nichts damit ausgerichtet hat, haec incondita, ungeschickte Ding, oder das nicht künstlich ist, montibus, auf den Bergen, et in sylvas, und im Holtze." Noch ergötzlicher (wir wollen das Beste zuletzt geben) lautet der Anfang der ersten: „Tityre, O lieber Tityre, recubans, der du auf dem Rücken liegst und kerest die bein in die höhe, sub tegmine, unter dem Schatten, fagi, eines Buchbaums oder einer Bucheichen, patulae, die sich weit ausbreitet, meditaris, dichtest, singest oder übest, sylvestrem musam, ein Bawerliedlein oder einen bawrischen Gesang, tenui avena, mit einer geringen oder dünnen kornpfeifen, nos, wir armen Leute, linquimus, müssen verlassen oder meiden, fines, die Grentze, patrias, unsers lieben Vaterlandes, et arva, und unsere Eckerlein, dulcia, daran wir lust und freude hatten; nos fugimus, wir müssen reumen, patriam, unser Vaterland, darin wir geboren und erzogen sind, tu Tityre, aber du Tityre, lentus, der du liegst und faulentzest, in umbra, unter dem schatten des Baumes, doces, lerest, sylvas, den Wald, resonare, herwiederschallen, formosam Amaryllida, das Lied von der schönen Amaryllide, oder, du singest fein ein Lied von deiner schönen Bulschaft, das es in dem Walde erschallet." Ähnlich ist die Bearbeitung des Cicero, von welcher wir den ersten Satz des Buches von der Freundschaft wählen: „Quintus Mucius augur, der Q. M., welcher Priesterliches Ordens und ein Wahrsager oder Vogelschauer war, solebat narrare multa de C. Laelio socero suo, pflegete oft Viel Ding herzuschwatzen von dem Cajo Lelio, seinem Schwaher, memoriter et iucunde, aus frischem Gedechtnuß und mit Lust (auswendig und lieblich, daß ihm eine große Lust zuzuhören war), nec dubitare illum appellare sapientem, und trugs keine Schen, oder kein Bedenken, denselben einen weisen, verständigen Mann zu nennen, in omni sermone, in allen seinen Reden (so oft er von ihm redete oder sein gedachte). Ego autem deductus eram a patre ad Scaevolam, ich aber war von meinem Vater zum Sc. gebracht, oder gethan und geführet worden, ita, der Gestalt, oder dermaßen und also, sumta toga virili, als ich mein bürgerlich Kleid angezogen hatte (da ich noch ein Junger-Gesell war), et discederem nunquam a latere senis, daß ich niemals von des alten Herrn Seite hinwegkommen sollte, quoad possem, so viel mirs nur möglich war, et liceret, und so fern mirs nur seiner Gescheffte halben vergönnet würde." Aus diesen Proben ergibt es sich zur Genüge, daß jene sogenannte neue Methode eben keine neue, sondern nur in einer etwas veredelten Gestalt aufs neue zum Vorschein gekommen ist.

In einem altniederdeutschen Gedichte, „der vier Herren Wünsche", welches in seiner jetzigen Gestalt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt, aber nach einem ältern deutschen Gedichte bearbeitet zu sein scheint (die vier Herren sind Hagen, Günther, Gernot und Rüdeger), kommen folgende Strophen vor, die zur Geschichte der Glasmalerei nicht ohne Interesse sind. Der milde Rüdeger wünscht, immer in einem schönen Forste zu sein voll stets blühender Bäume, unter denen liebliche Blumen dufteten und in deren Zweigen jeglicher Vogel nach seiner Weise sänge, und fährt dann fort:

> Daer woudic (wollt ich) hebben staende enen sale van gelase,
> Darin gewrocht (gearbeitet) historien ende belden van ymase, (1)
> Ende aldertieren gesten di mi viseren mochten,
> Wie dat dar binnen quame, dat hem hemelrike dochte.

Da unsers Wissens diese Stelle bisher nicht beachtet worden ist, so dürfte sie wol hier ein Plätzchen verdienen. Das Gedicht selbst findet sich in G. L. Visscher's „Bydragen tot de oude letterkunde der Nederlanden" (Utrecht 1835), S. 348 — 355.

22.

Der Bischof von Chartres war der Erste, wie in den „Mémoires de *Montechal*, Archevéque de Toulouse" (S. 655) erzählt wird, welcher 1635 im Ornate dem Cardinal Richelieu die Aufwartung machte und ihm den Titel „Monseigneur" gab. Dabei bewies sich dieser Prälat nach der Aussage Ludwig's XIII., welcher bekanntlich gegen Richelieu feindselig gesinnt war, so unterwürfig, daß — doch das läßt sich besser in der Sprache des Originals sagen — „que, si le Cardinal vouloit, il irait baiser son derrière, et pousseroit son nez dedans, jusqu'a ce que le Cardinal lui dit: C'est assez."

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Um nun auf den Standpunkt der vorliegenden Strauß'schen „Glaubenslehre" näher einzugehen, so ist schon im Vorhergehenden bemerkt worden, daß es der Standpunkt der von Spinoza in ihren Hauptzügen entworfenen, von Schelling und Hegel näher begründeten und insbesondere von Letzterm im Einzelnen durchgeführten pantheistischen Weltanschauung sei.

Ich will diesen Standpunkt jetzt näher veranschaulichen. Doch wollen wir zuvörderst Strauß selbst erst vernehmen, wie er sich in seiner gewohnten körnigen Weise über das Princip der Speculation mit Rücksicht auf dessen historische Genesis ausspricht.

Nachdem er im fünften Paragraph seiner „Glaubenslehre", welcher von den vornehmsten Entwickelungsformen der neuern Philosophie im Verhältniß zum Christenthume handelt, dargestellt hat, wie die Spinoza'sche Philosophie hinsichtlich ihrer Wirkung auf das allgemeine Bewußtsein zunächst noch von dem Leibnitz-Wolf'schen Theismus überflügelt, wie sodann aber dieser mittels der Einflüsse der Aufklärungsperiode wesentlich modificirt und endlich von dem Kant-Fichte'schen Idealismus im Zusammenwirken desselben mit dem englisch-französischen Naturalismus seiner Auflösung entgegengeführt worden sei, fährt er fort:

Jetzt war endlich die Zeit gekommen, daß der todte Hund*), wie die Leute ihn achteten, in seinem Grabe sich zu regen begann. Lessing, in der Leibnitz'schen Philosophie herangewachsen, sagte vor seinem Ende Jacobi'n das Geheimniß seines Spinozismus ins Ohr, und dieser verkündete es in seinen „Briefen über die Lehre des Spinoza" der erstaunten Welt mit dem Beisatze, daß Spinozismus die einzig consequente Philosophie sei, daß aber eben darum, wem das Heil seiner Seele lieb sei, sich aus der Philosophie kopfüber in den Glauben werfen müsse. Das that noch, wer Ursache zu haben glaubte, für seine Seele in Angst zu sein: aber die Aufmerksamkeit war doch einmal auf Spinoza gelenkt, und so trat sein Princip, durch das Ergebniß des Idealismus und durch Zuflüsse aus Jakob Böhme'scher Mystik bereichert und ergänzt, als Schelling-Hegel'sche Philosophie in die Reihe der sich folgenden Systeme ein. Die Philosophie besann sich in ihrem kritischen Stadium (in der Kant'schen Philosophie), Gott nur deswegen nicht mehr haben finden zu können, weil sie, zu beschränkt, die ganze Fülle göttlichen Lebens in der Welt als ihren Gott zu umfassen, das Absolute als Eins neben dem Vielen, als ein besonderes Wesen gesucht hatte. Jetzt wurde das Universum als die Selbstoffenbarung des Absoluten angeschaut, die Einheit des Endlichen und Unendlichen, die ewige Geburt des Wesens in die Form und der Form in das Wesen, das sich Abstoßen des Gleichnamigen von sich und das Wiederanziehen des Differentgewordenen, der Proceß der sich in ihrem Anderssein mit sich zusammenschließenden Idee, als das wahrhaft absolute erkannt.

*) Ein Ausdruck Lessing's. Er sagte zu Jacobi, man behandele Spinoza wie einen todten Hund.

So weit Strauß. Nach ihren nähren Bestimmungen läßt sich aber diese philosophische Weltanschauung etwa mit folgenden Zügen charakterisiren. Das Absolute ist die Identität des Realen und Idealen, des Endlichen und Unendlichen, des Weltlichen und Göttlichen. Beide sich entgegengesetzte Seiten fassen sich stets zu einem concreten In- und Durcheinandersein zusammen. Diese Einheit ist also nicht ein starres, unbewegliches Sein, sondern ein stetes Werden, ein ununterbrochener Proceß, ein stetes Umschlagen und Übergehen der einen Seite in die andere, des Endlichen in das Unendliche, des Allgemeinen in das Besondere, der idealen Gattung in die realen, sinnlich erscheinenden Individuen und wiederum ein Rückgehen der letztern Bestimmungen in die erstern. Hiernach steht also das allgemeine, ideelle Wesen der Natur und Menschheit, welches man Gott nennt, mit seinen innern Unterschieden in Bezug auf Raum und Zeit, auf Leben und Organismus, auf Sittlichkeit und Selbstbewußtsein, welche man unter dem Namen der göttlichen Eigenschaften zusammenzufassen pflegt, nicht auf der einen Seite in einem übernatürlichen Jenseits: die Welt des Besondern und sinnlich Erscheinenden im Reiche der Natur und Geschichte dagegen auf der andern Seite im gottentleerten Diesseits. Auch ragen beide Sphären nicht blos an besondern, ausgezeichneten Grenzpunkten, wie etwa in besonders von Gott gesandten Individuen, ineinander hinüber, denn dabei würde im Gebiete des Idealen noch immer ein jenseitiger Überschuß bleiben, ein Wesen ohne Erscheinung, und das Diesseits selbst würde auf den meisten Punkten ein Schein ohne Wesen sein: der unselige Dualismus bliebe nach wie vor. Beide Sphären sind vielmehr ganz ineinander und decken sich gegenseitig. Es gibt nichts Ideales, was nicht

zugleich als ein Reales, nichts Göttliches, was nicht zugleich durch und durch als ein Weltliches erscheinen müßte, während umgekehrt ebenso das Reale an und in sich selbst ein Ideales, das Weltliche ein Göttliches ist. Unendliches und Endliches, die Welt der Ideen und die Welt der Erscheinungen, sind demnach ein und derselbe Inhalt, nur bald in der einen, bald in der andern Formbestimmtheit, jetzt nach dem Moment seiner Vereinzelung, jetzt nach dem Moment seiner Zusammengehörigkeit mit der Totalität des Universums angeschaut. So gefaßt, wie sie in jenem Gegensatze des Jenseits und Diesseits vom sinnlich reflectirenden Bewußtsein vorgestellt und auseinandergehalten werden, sind sie nichts als leere Abstractionen einer reflectirenden Phantasie, oder phantastische Gebilde eines einbildetischen Verstandes. Das Göttliche, gedacht ohne erscheinende diesseitige Wirklichkeit, wie es im Jenseits ein Leben rein in sich führt, ist ein ausgeleerter Begriff, in welchem eben nichts als das blos Negative, das Nichtsein der Welt gedacht oder vielmehr eingebildet wird. Das Endliche dagegen, als bloße todte Materie bestimmt, die nicht durch und durch vom göttlichen Lebensprincipe schwanger und in sich selbst göttlich ist, ist ein Etwas, das man in rerum natura noch nirgend entdeckt, sondern blos fingirt hat. Göttliches und Weltliches, Ideales und Reales sind demnach wesentlich eines und nur der Form nach unterschieden. Indem aber diese Einheit kraft des darin gesetzten Unterschiedes ebenso wesentlich lebendiger Proceß, ein Polarisiren entgegengesetzter Seiten, ein Entstehen und Vergehen des Realen in und aus dem Idealen und umgekehrt des Idealen in und aus dem Realen ist, so folgt mit innerer Nothwendigkeit, zuerst, daß das Universum, wie im Großen und Ganzen, so auch herab bis in alle seine einzelnsten Gebilde, einen doppelten Charakter trägt, und zwar in der Weise, daß in allem Sein hier der eine, dort der andere Pol des Lebens prädominirt. Wo der ideelle Pol das Übergewicht bildet, da constituirt sich die Welt des Geistes, in welcher das Allgemeine, das Ideelle, als unendliche Subjectivität denkend und wollend hinübergreift über das Besondere und Reale, das Anderssein der Idee, und sich dasselbe unterwirft. Wo aber umgekehrt der reale Pol das Übergewicht bildet, da constituirt sich das Reich der Natur. Das Ideale gelangt darin nicht zum freien, sich selbst erfassenden Fürsichsein, sondern bleibt noch ganz verschlossen in der Schwere des materiellen Daseins, wie die Weltkörper, oder bringt es nur zum dumpfen Lebensgefühle, wie das Thier. Weiterhin greift dieser große Gegensatz zwischen den beiden allgemeinsten Sphären auch in sie selbst hinein und differenzirt sie innerhalb ihrer einzelnen Bestimmungen in unendliche Modificationen. So sind z. B. die Modi des Denkens oder der Welt des Geistes bei Spinoza Verstand und Wille, die Modi der Ausdehnung aber oder der Natur Ruhe und Bewegung. Die neuere Philosophie hat diese Bestimmungen concreter durchgebildet, was aber hier nicht ausgeführt werden kann.

Das Zweite nun, was aus den oben angegebenen Prämissen folgt, ist dieses, daß alle diese Knotenpunkte des Idealen und Realen, sei es in der Sphäre der Natur, sei es in der Sphäre des Geistes, nur vorübergehende Coincidenzpunkte abgeben. Eben weil sie Einheiten von Gegensätzen, nämlich des Endlichen und Unendlichen sind, gehen sämmtliche Existenzen abwechselnd zu Grunde, um ebenso abwechselnd wieder neu und als andere aus dem Grunde der absoluten Indifferenz oder der ansichseienden Idee hervorzugehen. Was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht, sagt Mephistopheles, der Geist der Verneinung. Die Endlichkeit der einzelnen Existenzen besteht ja eben darin, daß sie ihren Grund, als Vereinzelungen des Absoluten, nicht schlechthin in sich selbst haben, daß sie wegen ihrer Besonderheit gegeneinander sich gegenseitig ausschließen und begrenzen und in dieser Reaction gegeneinander sich verneinen und vernichten. Omnis determinatio est negatio; jedes bestimmte Dasein ist durch und durch negativ. Es verzehrt sich daher in sich selbst und wird durch seine Schranke verzehrt. Was sich aber in Wahrheit in dieser unendlichen Negativität aller endlichen Existenzen bethätigt, ist ihre andere Seite, die allgemeine Gattung, das Unendliche. Ihre Negation von außen ist zugleich der Act und die Bethätigung ihrer Idealität von innen. Nach dieser Seite werden sie daher nicht schlechthin vernichtet, sondern im Unendlichen zugleich erhalten und nach ihrer Idee bestätigt. Ihre bestimmte Individualität in diesem Raume, in dieser Zeit, geht allerdings zu Grunde und nur ihr Begriff, ihre Idee lebt fort. Aber das Wesen dieser besteht darin, sich immer wieder aus dem Grunde zu entfalten, sich von neuem in eine unendliche Reihe von Existenzen zu ergießen. Diese sind nur dem Wesen nach dieselben als die frühern, aber hinsichtlich ihrer bestimmten Individualität sind sie andere. So besteht also das Leben und die Wirklichkeit des Absoluten in diesem endlosen Processe, in diesem Wechsel sich setzender und aufhebender concreter, d. h. Endliches und Unendliches, Reales und Ideales in sich vereinender Existenzen. Während sie nach dem Momente ihrer Endlichkeit sich aufzehren und verzehren, beginnt die Seite ihrer Unendlichkeit, die sich als das Leben der Gattung in ihnen bethätigt, sich schon wieder im Keimen neuer Individuen der sinnlichen Existenz entgegenzubewegen. Dieser Wechsel und Proceß durchgreift das Universum nach allen seinen Bestimmungen, von den Weltkörpern an, in denen das reale Moment am meisten prädominirt, bis zur Sphäre der Menschheit hinauf, in welcher die ideelle Seite das Übergewicht bildet. Der unendliche Proceß, wie er in der Sphäre der Menschheit vor sich geht, unterscheidet sich nur dadurch von seiner specifischen Bestimmtheit in andern Sphären, daß die ideelle Seite als die prädominirende im Menschen zugleich als Subjectivität in sich reflectirt, daß sie nicht nur an sich ihm zu Grunde liegt, sondern auch für ihn wird, während sie dort, im Reiche der Natur, selbst in dessen höchster Spitze, nämlich im Thiere, noch im dumpfen Selbstgefühle verschlossen bleibt. In der Subjectivität des Menschen beugt die ideale Seite, der reine Begriff, gleichsam in sich selbst zurück, bleibt nicht versenkt in den realen Stoff, und dadurch ist es, daß der

Mensch nicht nur, wie das Thier, sich als ein beschränktes Wesen empfindet, sondern von sich weiß und im Wissen sich im Momente seiner Unendlichkeit erfaßt. Und eben in diesem Acte des Sicherfassens im Unendlichen geht die Idee der Freiheit in ihm auf, die er im Staate als objective Wirklichkeit, in der Kunst und Religion als Anschauung und subjectives Gefühl zu realisiren strebt. In dieser aus ihrem eigenen Innern reproducirten objectiven Welt der Freiheit, die ihr in Religion und Kunst, in Theorie und Praxis zum Pathos der Empfindung wird, feiert die Menschheit ihr wahres Unsterblichkeitsfest, ein ewiges Leben, in dessen Bereiche das einzelne Individuum zwar nur verschwindendes Moment ist, das aber als die stets verjüngte Verwirklichung des absoluten Geistes dem Einzelnen die Kraft gewährt, auf sein vergängliches Ich freudig zu resigniren, damit Gott, d. h. der absolute Weltproceß, Alles in Allem sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke, übersetzt von Karl Streckfuß. Ariosto, Dante, Tasso. Ausgabe in Einem Bande. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1841. Ler.-8. 6 Thlr.

Wir haben hier eine Ausgabe letzter Hand, wie der Verf. selbst sie nennt, vor uns: er will, wenn auch mit schmerzlichem Gefühl, sich fortan von der Beschäftigung mit diesen Dichterwerken, welche 38 Jahre lang die wenigen Mußestunden eines ernsten Geschäftslebens erheitert haben, trennen; und zwar, weil er der Meinung ist, daß man in den spätern Jahren des Lebens von poetischen Arbeiten die Hand abziehen müsse. Es schmerzt uns diese Erklärung zu hören, und wir können die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß der Verf. auch bei dem besten Willen seinem Vorsatze nicht ganz treu bleiben werde. So vollkommen richtig seine Bemerkung ist, wenn es sich um selbständige, poetische Werke handelt, so möchte sie doch, auf poetische Übersetzungen angewendet, manchem Bedenken unterliegen; denn wenn das Alter auch unbedingt die schöpferische Phantasie erkaltet und lähmt, wie manche warnende Beispiele, nach dem Ausdruck des Verf., es nur allzu deutlich zeigen, so gilt das doch keineswegs von der Verbesserung poetischer Übersetzungen. Hier möchten gerade die größere Geduld, das ruhigere und kältere Urtheil der spätern Jahre, welches gegen die Einflüsterungen der Eitelkeit abgestumpft ist, der klare, besonnene Blick, der ausgebildete Geschmack den Dichter nur um so mehr befähigen, die Mängel, auch in den glänzendsten Partien seines Werks, unbefangen und sicher zu erkennen und im Einzelnen, denn nur von Veränderungen im Einzelnen kann hier vernünftigerweise noch die Rede sein, eine bessernde Hand anzulegen. Wenigstens beweist Das, was der Verf. hier geleistet hat, daß er auch noch im zwölften Lustrum zu solchen Arbeiten aufgelegt und befähigt ist; und wir glauben, daß, wer dazu ein so entschiedenes und glänzendes Talent, wie der Verf. besitzt, es wol unmöglich lassen könne, auch später noch immerwährend an den Lieblingsgebilden seiner frühern Jahre zu feilen und zu bessern. Wer das an eigenthümlichen, selbständigen poetischen Schöpfungen seiner Jugend thun wollte, würde sich ohne Zweifel daran versündigen; die Übersetzerarbeit aber ist eine Geduldsarbeit, eine nie zu vollendende, und fodert unwiderstehlich zu immer neuem Kampfe mit dem nie ganz zu erreichenden Originale heraus.

Es wäre wol ein thörichtes Unternehmen, wenn wir hier auf den Werth dieser Arbeiten, auf eine Charakteristik derselben, oder gar auf eine Kritik im Einzelnen eingehen wollten; wie das Alles ganz an seinem Orte wäre, wenn wir es mit einer neuen Erscheinung dieser Art, oder mit einem Übersetzer zu thun hätten, welcher zum erstenmale vor dem Publicum aufträte. Die Arbeiten des Verf. sind ganz Deutschland hinreichend bekannt; er ist, wie Wenige, durch gute und böse Gerüchte gegangen, und wie er selbst sich dadurch nicht hat irre machen lassen, so hat auch das Publicum wenig Notiz von den Anfeindungen genommen, die er erfahren, und die wiederholten Auflagen dieser Übersetzungen beweisen besser, als jede lobpreisende Ankündigung es thun könnte, daß der Verf. Das geleistet hat, wofür Unzählige ihm Dank wissen. Ja, wir müssen aus vollkommener Überzeugung hinzufügen: diese Arbeiten sind von der Art, daß wir, ohne irgend Jemand anders, welcher vielleicht nach andern Grundsätzen gearbeitet und einem andern Ziele nachgestrebt hat, zu nahe zu treten, von ihnen behaupten können: sie leisten gerade Das, was der Theil des Publicums verlangt, der nicht im Stande ist, das Original selbst zu lesen; sie sind nicht blos genießbare, sondern genußreiche deutsche Werke, welche sich, ohne auf eine in metrischen und gereimten Übersetzungen doch nie zu erreichende philologische Genauigkeit im Einzelnen Anspruch zu machen, doch, wie wenige, an das Original anschließen, nicht blos die Form, sondern auch den Ton, den Charakter und den Geist desselben anmuthig und wahr wiedergeben. Von den Grundsätzen, die ihn bei diesen Arbeiten geleitet, gibt er im Vorworte eine anschauliche und sehr zu beherzigende Darstellung. Was wir also hier zu thun haben, was das lesende Publicum billigerweise nur erwarten kann, ist, daß wir in wenigen Worten angeben, was der Verf. für diese neueste Ausgabe seiner Übersetzungen gethan hat. Er selbst bemerkt darüber im Allgemeinen, daß er sein Augenmerk vorzüglich auf den Reim gerichtet und dahin gestrebt habe, die bisherigen unechten und unreinen Reime mit durchaus untadeligen, wo es irgend, ohne größere Opfer zu veranlassen, möglich war, vertauscht habe; wobei er jedoch die Bemerkung nicht unterdrückt, daß er darin mehr einer seit 20 Jahren herrschend gewordenen Mode als seiner eigenen Überzeugung gefolgt sei.

Für den Dante, welcher hier zum drittenmale erscheint, ist vergleichungsweise am wenigsten geschehen in dieser neuen Ausgabe. Die Einleitung ist durchaus die nämliche geblieben, und trotz vielfältigen Umschlagens und Vergleichens ist es uns nicht gelungen erhebliche Veränderungen in der Übersetzung zu entdecken, ausgenommen gleich in den ersten Gesängen. Hier gibt es Stellen, welche von jeher die Qual und die Verzweiflung aller Übersetzer gewesen, wie z. B. der Anfang des dritten Gesanges: „Per me si va" u. s. w. Diese Stelle erscheint hier zum drittenmale umgearbeitet, und wenn wir auch gern den Bemühungen des Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir doch gestehen, daß sie auch so uns noch keineswegs befriedigt; was übrigens auch der Übersetzer von sich selbst gesteht. Schwerlich möchte es aber auch wol jemals einem Übersetzer gelingen, die Kürze, die Präcision des Ausdrucks, die Prägnanz jedes Wortes in dieser und in wie vielen andern Stellen der „Divina Commedia" zu erreichen. Wie viel leichter ist es, den blühenden, oft üppig luxurirenden Styl des Ariosto oder des Tasso nachzubilden, wo, unbeschadet des Totaleindrucks, gar leicht Einzelnes in der Übersetzung wegfallen darf, während im Dante kaum jemals ein müßiges Beiwort, eine gleichgültige Wendung sich findet und die großartige Strenge und Natürlichkeit seiner Sprache nicht leicht erlauben, eine Wendung mit einer andern, oder auch nur ein Wort mit einem andern zu vertauschen. Deshalb müssen wir es auch ganz und gar billigen, wenn der Übersetzer bei diesem Werke ungleich weniger auf die Reinheit der Reime gesehen hat als bei den beiden andern Dichtern: es handelt sich beim Dante um ganz andere und unendlich wichtigere Dinge als um eine Correctheit, wovon er selbst nicht viel weiß. Wol aber möchten wir es bedauern, daß der Verf. nicht die Noten einer strengern Revision unterworfen hat; hier wäre in der That Manches zu berichtigen gewesen.

Desto größerer Fleiß ist auf diese zweite Ausgabe des Ariosto

verwendet. Hier ist die Ausmerzung der unechten Reime zwar das Hauptaugenmerk des Übersetzers gewesen, doch nicht so ausschließlich, daß er nicht auch unzählige andere Veränderungen vorgenommen hätte mit Stanzen, welche in Hinsicht auf den Reim untadelig waren. Überall zeigt sich hier das feine Ohr, der sichere Takt, der gebildete Geschmack und die Strenge des Übersetzers, der an unzähligen Stellen gebessert hat, wo der flüchtige Leser, ohne das Original zu Rathe zu ziehen, wol schwerlich Anstoß gefunden hätte. Auch selbst die fünf angehängten Gesänge sind gewissenhaft durchgesehen worden; nur war hier in Hinsicht auf den Reim weniger zu verändern, weil der Übersetzer vermuthlich bei dieser spätern Arbeit schon ursprünglich strengern Grundsätzen gefolgt war. Wenn uns noch ein Wunsch in Hinsicht auf diese Übersetzung erlaubt wäre, so wäre es der, daß die vielen mit männlichen Reimen beginnenden Stanzen den übrigen, weiblich anklingenden, gleichgemacht worden wären. Weshalb der Übersetzer an mehren Stellen, wo das Original durchaus keine Veranlassung dazu bot, versi sdrucciuoli angebracht hat, wissen wir nicht zu sagen, während er sie doch, wo sie sich im Original befinden, wie I, 56 nicht nachgebildet hat. Ariosto selbst ist damit sehr sparsam und braucht sie nur da, wo die komische Wirkung entschieden bezweckt ist. Wie bedeutend die Arbeit des Übersetzers am Ariosto gewesen, glauben wir am besten zu beweisen, wenn wir sagen, daß es uns nicht gelungen ist auch nur eine Seite (von drei Stanzen) der frühern Ausgabe zu finden, welche keine Veränderung erfahren hätte.

Vom Tasso können wir nicht das Nämliche sagen; die bessernde Hand hat sich hier, mit geringen Ausnahmen, nur mit der Fortschaffung unreiner Reime beschäftigt, und da dies die dritte Ausgabe ist und in der zweiten schon in dieser Hinsicht viel geschehen war, so unterscheidet sich diese dritte nur unbedeutend von der frühern. Der einzige wesentliche Vorzug dieser neuen Ausgabe besteht in dem hier hinzugekommenen Leben des Tasso, welches der Verf. mit rühmlichem Fleiß, großem Scharfsinn und dem gesunden Blick des gebildeten Weltmanns geschrieben hat. Mußten wir vorhin schon beim Ariosto die mit männlichen Reimen beginnenden Stanzen beklagen, so gilt das, nach unserm Gefühl, noch viel mehr von dem Tasso, dessen mit der höchsten Absichtlichkeit und mühsamem Fleiße ausgebildete Stanzen uns solche Licenzen am wenigsten zu gestatten scheinen, und wir sind nur froh, daß wenigstens die Anfangsstrophe des ganzen Gedichts, welche in der zweiten Ausgabe männlich gebaut war, hier wieder zu einer weiblichen geworden ist und überhaupt bedeutend gewonnen hat. 21.

Literarische Notizen aus England.

Von C. Edwards Lester erschien: „The glory and shame of England" (2 Bde.). Das Buch kündigt sich als die Schilderung der Eindrücke an, welche England auf einen es bereisenden Amerikaner, den Verf., gemacht hat. Indeß wollen einige englische Journale an diese Aussage nicht glauben, sondern halten sie für eine Mystification. Möglich, sagen sie, daß ein Amerikaner die Hand dabei im Spiele gehabt habe; aber aus dem Charakter des Ganzen gehe doch hervor, daß das Buch von inländischer — vielleicht von irischer Manufactur sei. Unter der „glory" von England versteht der Reisende Englands materielle Größe, den erstaunlichen Umfang seines Manufacturwesens, die intellectuelle Kraft, welche es auf seine Eisenbahnen, Dampfboote und Spinnmaschinen verwendet, und den Reichthum, das Wohlsein, den Comfort, der mit diesen großartigen Anstalten zusammenhängt; unter der „shame" von England dagegen versteht er die moralische und metaphysische Finsterniß des Landes, seine Bigoterie in Religionssachen, seine politische Unwissenheit (!), seine verworfene Abgötterei für die Reichen und Betitelten (wie würde der Verf. erst über Deutschland, das Land der Titel, der Titelsucht und Titelverehrung zu klagen haben?), seine blinde Unterwerfung unter Autoritäten und die daraus resultirenden Mängel: übergroße Armuth, Unwissenheit und Unsittlichkeit Vieler. Von der Irreligiosität des Volkes scheint uns der Verf. ein Beispiel in einer Unterhaltung geben zu wollen, die er angeblich mit einer armen Witwe hatte: „Ich sprach wol eine Stunde lang mit der Witwe über die Bibel, die Liebe zum Erlöser und die Hoffnung auf den Himmel. Ihre Ideen über diese Gegenstände waren außerordentlich wüst und unbestimmt. Ich pflegte, sagte sie, in die Kirche zu gehen, wenn ich Kleider zu tragen hatte, aber ich hörte, woran ich niemals glauben konnte. Wenn ich den Prediger von einem gnädigen Gott sprechen hörte, der alle seine Geschöpfe mit so großer Liebe umfasse, daß nicht ein Sperling zu Boden fallen könne, ohne daß Gott darum wisse, so konnte ich nie vergessen, daß ich, nicht in Folge eines Verbrechens, mich in Armuth und Elend abplacken und das Brot von den hungrigen Lippen meiner Kinder weggenommen sehen müßte, um die reichen Minister zu erhalten, die meiner Zelle niemals nahe kamen. Wenn das die Religion ist, so bedarf ich ihrer nicht; und wenn Gott das billigt, so vermag ich ihn nicht zu lieben &c." Der Verf. fragte sie nun, ob sie Gott aus der Bibel kenne. Sie habe keine Bibel, war ihre Antwort. Der Verf. zog hierauf eine kleine Bibel hervor und machte sie vorzugsweise mit denjenigen Stellen bekannt, welche von dem Heiland und seiner unauslöschlichen Liebe zu den Menschen handeln; besonders suchte er ihr den Unterschied zwischen der ungerechten und grausamen Gesetzgebung der Menschen und den gerechten und liebevollen Gesetzen Gottes begreiflich zu machen. „Oh, Sir!" sagte sie, „solch ein Wesen, meine ich, würde ich lieben können; und bei diesen Worten verbreitete ein Lächeln, welches fast wider Willen zu verweilen schien, feinen edeln Glanz über ihre hübschen Züge. Doch, sagte sie, nachdem sie einen Augenblick gestockt hatte, gäbe es ein solches Wesen, wie die Bibel beschreibt, ein solches Wesen wie das, wovon ihr mir erzählt habt, so mächtig, daß es alle Dinge thun kann, und so gut, daß es ihm eine Qual ist, irgend eins seiner Geschöpfe leiden zu sehen, so würde es, glaube ich, meinen Kindern helfen; es würde ihnen gewiß helfen, wenn es sie so liebte wie ich." Diese Stelle kann auch zugleich als Beispiel von der lebendigen Auffassungs- und fast dramatischen Darstellungsweise des Verf. dienen. Auch ein Zusammentreffen mit Boz und Abendunterhaltungen mit Thomas Campbell, welche der Verf. schildert, sind von Interesse.

Als erschienen oder nächstens erscheinend kündigt Bentley an: „De Montfort, or the old english nobleman, a novel" (3 Bde.); „Modern french life", herausgegeben von Mrs. Gore, Verf. von „Mothers and daughters etc."; „A pilgrimage to Auvergne, from Picardy to Le Velay", von Miß Louisa Stuart Costello, Verf. von A summer amongst the bocages and the vines" (2 Bde., mit zahlreichen Illustrationen); „The widow and the marquess, or, love and pride", von Theodor Hook. Ferner erschienen: „Rambles in Ceylon", von de Butts; „Hours in Norway, poëms", von R. M. Laing; „Five years in India", von Henry Edward Fane (2 Bde.), unter Anderm enthaltend: die Beschreibung einer Reise durch die Präsidentschaft von Bengalen, einen Besuch am Hofe des Runjeet Singh, einen Aufenthalt in dem Himalayagebirge, einen Bericht über die letzte Expedition nach Kabul und Afghanistan, eine Reise auf dem Indus &c.; „Narrative of the late expedition to Syria", von W. P. Hunter (2 Bde.), mit den Portraits des Admiral Stopford und des Commodore Napier und anderen Illustrationen und den Beschreibungen der Einwohner von Gebail, Tripolis und Tyrus, der Erstürmung von Sidon, des Treffens bei Kalat Meidan, des Bombardements und der Einnahme von St.-Jean d'Acre &c. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 23.)

Das ist in kurzen Umrissen und nach ihren am meisten charakteristischen Zügen die Weltanschauung der modernen speculativen Wissenschaft, und eben sie ist es, die die Grundlage des vorliegenden Werks bildet und auf allen entscheidenden Punkten desselben durchbricht. Darum habe ich es für nöthig erachtet, sie erst rein aus ihrem Principe heraus zur Darstellung zu bringen, damit der Leser nachher, bei der Darstellung einzelner kritischer Operationen, des Besondern sich immer nach seinen letzten Voraussetzungen und im Lichte des Allgemeinen klar bewußt sei.

Es fragt sich nun, wie sich zu diesem philosophischen Standpunkte der Standpunkt der christlichen Religion verhält? Wir müssen auch diesen, ehe wir weiter gehen, erst mit einigen Zügen veranschaulichen, können jedoch dabei kürzer sein, weil die Kenntniß desselben Jedermann geläufig ist. Die Grundanschauung der christlichen Religion besteht aber bekanntlich in einem Theismus, nach welchem Gott und Welt wesentlich voneinander unterschieden sind. Gott wohnt in einem Lichte, zu dem, wenn er sich nicht offenbart, kein Mensch kommen kann; Gott ist seiner Natur nach unendlich über die Welt erhaben. Nun stammt zwar die Welt in ihrem letzten Grunde auch aus Gott: nach der allgemeinsten Ansicht aber ist dieser Grund nicht das göttliche Wesen, sondern ein einzelner göttlicher Willensact. Gott hat die Welt aus Nichts geschaffen, sie ist seine Creatur, absolut von ihm abhängig, und das göttliche Princip in ihr, wie es von seinem Willen gesetzt ist, ist als dies gesetzte ein endliches, während es in Gott schlechthin unendlich ist. Darum vermag die Welt nicht die göttliche Fülle zu fassen. Um sich ihr nach seinem innersten Wesen mitzutheilen, dazu bedarf es wieder eines besondern Actes von Seiten Gottes, nämlich einer übernatürlichen Offenbarung. Diese ist, wenn die Welt und insbesondere in der Welt der Mensch, für den sie da ist, Gemeinschaft mit Gott haben soll und ohne diese Gemeinschaft nicht bestehen kann, um so nothwendiger, da die Welt sich durch den Sündenfall noch weiter von Gott entfernt hat, als sie wegen ihres endlichen Charakters schon von ihm entfernt war. Darum hat Gott sich zuvörderst einem besondern Volke, das ihm vor andern dazu geeignet zu sein schien, behufs einer übernatürlichen Erhaltung des göttlichen Princips in der sündlichen Welt, offenbart. Allein diese Offenbarung war noch nicht die höchste und letzte, und sollte nur den Anknüpfungspunkt zu ihrer einstigen Vollendung in Christus, als dem einzig vollkommnen und absoluten Organe der Mittheilung göttlicher Erkenntniß und Kräfte, abgeben. In Christus aber stieg Gott selbst auf eine bleibende Weise, und nicht blos vorübergehend wie im Alten Testamente, in die Mitte des menschlichen Geschlechts herab. Zwar blieb Christus, diese einzige Quelle göttlichen Lebens in der Welt, nicht sichtbar gegenwärtig, wol aber ist er unter den Seinen, die mittels der von ihm gestifteten Kirche aus dem Reiche des Bösen, das seinen Mittelpunkt im Teufel hat, in sein Reich aufgenommen sind, unsichtbar und auf übernatürliche Weise zugegen, theilt ihnen Licht und Leben aus der Fülle seines Geistes mit und ist so der ewige Mittler zwischen Gott und den Menschen, die durch ihn in Gemeinschaft mit Gott kommen und in dieser Gemeinschaft mit Beibehaltung der eigenen Individualität und verklärten Leiblichkeit des ewigen Lebens theilhaftig werden.

Ob diese Grundzüge der christlichen Weltanschauung, wie sie in der Kirche im Allgemeinen gefaßt und im Besondern weiter bestimmt wurden, alle als directe Ausflüsse der Idee des Christenthums, wie sie in der Persönlichkeit Christi aufging, anzusehen sind, oder ob nicht vielleicht eine frühere Weltanschauung, insbesondere die jüdische, noch mitbestimmend durch diese Züge mit hindurchklinge, sodaß die christliche Idee als solche noch nicht rein darin ausgeprägt und mithin noch anders zu fassen wäre, davon später. So viel ist gewiß, der Grundcharakter des Christenthums ist der Theismus, mag derselbe nun bald mehr in der Form der biblischen Vorstellungsweise, oder in der Form mittelalterlicher Verstandesbestimmungen erscheinen, mag er mehr ein altprotestantisches, oder mehr ein modernes Gepräge tragen. Und hiernach ist klar, daß christliche Weltansicht und moderner Pantheismus sich im Principe entgegengesetzt sind, wie man auch beide nachein-

ander drehen und wenden möge. Zwar sind beide nicht ohne einige gegenseitige Berührungspunkte. Wenn der moderne Pantheismus, wie Endliches und Unendliches überhaupt, so den individuellen und allgemeinen Geist im Speciellen als sich gegenseitig durchdringende Seiten bestimmt, so findet auch für das christliche Bewußtsein diese Durchdringung beider nicht nur in Christus, obwol in ihm specifisch, sondern überhaupt in allen Gläubigen statt. Auch kommt nach christlicher Ansicht der göttliche Geist dem Menschen nicht nur von außen, sondern es wohnt ursprünglich in ihm ein inneres Licht. (Matth. 6, 23.) Allein das Christenthum hält in der Einheit den Unterschied fest; Gott ist Subject an und für sich, in sich selber; der menschliche Geist als solcher constituirt nicht wie im Pantheismus das Selbstbewußtsein des Absoluten. Darum bleiben in aller Gemeinschaft menschliches Ich und göttliches Wesen getrennt; die Einheit ist eine ins Unendliche hin werdende, während im Pantheismus sowol Einheit als Unterschied des Endlichen und Unendlichen nur stets verschwindende und wieder entstehende Momente und Zustände im absoluten Processe sind. Darum ist aber auch ein Hauptartikel christlicher Religion der Glaube an ewige Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit im Fortschritte des endlichen Geistes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern; mag auch diese letzte Consequenz noch nicht vom biblischen Standpunkte aus gezogen sein. Wie es in dieser Hinsicht dagegen mit dem Pantheismus der modernen Speculation steht, haben wir schon gesehen. Sein Grundthema ist jenes Feuerbach'sche:

Du kannst nur einmal sein,
Ergib dich willig drein.
Einmal ist alles Wahre nur,
Einmal ist Geist, einmal Natur.

Das Leben ist nur darum Leben,
Weil es ein zweites nicht kann geben.
Das Einmal nur schafft Wesen, Kraft,
Lebend'ge That und Eigenschaft. *)

Verhalten sich nach allem diesen Christenthum und moderne Philosophie als feindliche Gegensätze, die nothwendig, wie es nun auch geschehen ist, in Kampf auf Leben und Tod gerathen, so fragt sich, welcher Partei der Sieg zufallen wird. Im vorliegenden Werke nimmt ihn die Philosophie für sich in Anspruch. Das ganze Wesen, die eigenthümliche Tendenz desselben besteht, wie schon berührt, darin, die christliche Weltanschauung in Widersprüche mit sich selbst zu versetzen und dann in die zersetzten Elemente den elektrischen Funken der modernen Weltanschauung schlagen zu lassen, um die ausgeschiedenen Stoffe theils zu neutralisiren und damit für die moderne Atmosphäre unschädlich zu machen, theils, sofern sie sich dazu eignen, als flüssige Momente eines höhern Organismus der Wissenschaft zu assimiliren.

Wir wollen diesem Auflösungsprocesse, wie er im vorliegenden Werke vollzogen ist, nun in seinen Hauptwendungen folgen, uns die einzelnen Hauptresultate, welche er für den Standpunkt der modernen Wissenschaft absetzt, vergegenwärtigen und dann sein Princip kritisch darauf ansehen, ob diesem auch nicht Dasselbe begegnet, was es der christlichen Weltanschauung begegnen läßt, nämlich ein Zerfallen in Widerspruch mit sich selbst, und ob und inwieweit es, wenn ihm das letztere widerfahren sollte, noch für berechtigt gelten kann, das christliche Princip in Anspruch zu nehmen.

Zuvörderst jedoch müssen wir uns erst mit der allgemeinen Eintheilung und Methode dieses Werks vertraut machen. Dies möge noch zum Schlusse des gegenwärtigen Artikels geschehen; die Darstellung des kritischen Verfahrens Strauß's im Einzelnen soll dann der nächste Artikel liefern.

Die Idee der christlichen Weltanschauung, daß im Glauben an Christum, d. h. in der Aneignung der in ihm zur höchsten Offenbarung und Bethätigung gekommenen göttlichen Liebe, der Mensch, trotz seiner Endlichkeit und Sündhaftigkeit, mit Gott innerlich vereint und durch diese Vereinigung stufenweise gebessert und verklärt werde, diese Idee existirte in den ersten christlichen Gemeinden in ihrer objectiven Weise zuerst nur in der Form des historischen Bewußtseins, der Tradition und Erinnerung, während sie als subjective Frömmigkeit in der Weise der unmittelbaren Gefühlsbestimmtheit und Gemüthserregung lebendig war. Als aber mittels der täglich verstärkten Berührung mit der heidnischen Weltanschauung, insbesondere mit der griechischen Philosophie und Bildung das Christenthum mit dieser in einen geistigen Kampf gerieth, der sich immermehr auf das Gebiet philosophischer Gedankenbestimmungen hinüberspielte, da wurden die intelligenten Vertreter der christlichen Kirche und ihres Glaubens alsbald genöthigt, den innern Gehalt der Religion, in welchem indeß die historischen Thatsachen und Mythen noch ungesondert und unvermittelt mit der darin veranschaulichten ideellen Bedeutung zusammenflossen, in mehr wissenschaftlicher Form zu objectiviren, und über dem historischen Bewußtsein und aus ihm heraus erbaute sich mittels philosophischer Reflexion der Anfang einer christlichen Glaubenswissenschaft. Das Factum, womit es die Tradition zu thun hatte, war als solches nicht mehr gegenwärtig, sondern ein vergangenes geworden, die Bedeutung desselben aber war eine ewige. Dies Ewige, als die innere Idee und allgegenwärtige Wahrheit des Christenthums, konnte man nun bald in seiner eigenen innern Nothwendigkeit für das Denken und die Vernunft, bald mehr mit vorherrschender Berücksichtigung der historischen Thatsachen, von denen aus der Glaube seinen äußern Anfang genommen hatte und die ihm als die adäquateste Verwirklichung der christlichen Idee galten, zu erfassen und darzustellen suchen. Je nachdem so das ideelle oder das historische Moment das Übergewicht bildete, ward die christliche Glaubenswissenschaft mehr dogmatischer oder mehr apologetischer Natur. Wenn indeß beide Seiten im Beginn der christlichen Glaubenswissenschaft noch mehr promiscue durcheinanderliefen, wie sie denn auch in der That auf das engste zusammengehören, so hat doch mit der

*) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers. (Nürnberg 1830.)

Zeit die Theologie beide auch gesondert und jede mehr für sich durchzubilden gesucht, jedoch in der Weise, daß die Apologetik immer entschiedener zur bloßen Voraussetzung und Einleitung in die Dogmatik geworden ist. Sie hat es hauptsächlich mit den historischen Ausgangspunkten des christlichen Glaubens, mit seiner äußern Grundlage und mit alle Dem zu thun, was nicht unmittelbar zur innern Substanz des Glaubens, sondern nur zu dessen geschichtlichen Stützen gehört. Sie untersucht die Möglichkeit und Wirklichkeit der in der Stiftung des Christenthums vollzogenen göttlichen Offenbarung, frägt nach den Kriterien derselben, sucht die historischen Quellen der Offenbarung festzustellen und bestimmt deren göttliche oder menschliche Dignität u. s. w., während die Dogmatik als solche die Substanz und den wesentlichen Inhalt des Glaubens, wie er durch die Grundidee des Christenthums bestimmt ist, zu ihrem Gegenstande hat und denselben nach allen seinen Consequenzen gliedert und durchbildet.

Indem nun auch Strauß diese Unterscheidung der christlichen Glaubenslehre in Apologetik und eigentliche Dogmatik in seine Darstellung und Kritik derselben aufnimmt, so zerfällt sein Werk in eine mehr vorbereitende Abhandlung, die es, nach seinem Ausdrucke, mit der Erörterung der formalen Grundbegriffe, und in die systematische Darstellung der Glaubenssubstanz, die es mit dem materiellen Inbegriff der christlichen Glaubenslehre zu thun hat.

Wir berücksichtigen nur die Eintheilung der letztern, eigentlich dogmatischen Substanz, und die Art und Weise, wie diese Eintheilung bei Strauß zu Stande kommt.

Es ist, wie auch Fischer in seiner Prüfung des vorliegenden Werks richtig bemerkt *), „die Unmacht der Völker, den geistigen Gehalt, der in ihnen lebte, dem Selbstbewußtsein zu vindiciren", aus der Strauß den Ursprung der religiösen Weltanschauung erklärt. Auch für die Entstehung und Gliederung der christlichen Glaubenslehre wird diese Unmacht noch in Anspruch genommen. Die christliche Religion wird von Strauß als ein Product derjenigen Stufe des menschlichen Selbstbewußtseins bestimmt, auf welcher dasselbe seines ideellen, allgemeinen Wesens noch nicht mächtig geworden ist. Die pantheistische Weltansicht, der Strauß zugethan ist, „weiß das Absolute im Endlichen zu fassen, versteht das Jenseits in das Diesseits hineinzuziehen und die Zeit als die sich verwirklichte Ewigkeit zu begreifen". (Bd. I, S. 359.) Indem sie nun diese Auffassung für die des absoluten Standpunktes hält, erscheint ihr die christliche Weltansicht als die einer untergeordneten Stufe des Geistes. Sie erklärt den christlichen Theismus daraus, daß der Geist der Menschheit, welcher schlechthin mit dem göttlichen Geiste zusammenfällt, noch überwiegend in die Seite seiner Besonderheit, seiner fühlenden Individualität und Endlichkeit versenkt ist. Er besitzt sich noch mehr in seiner sinnlichen als in seiner ideellen Bestimmtheit. Da indessen das Moment der Idealität im sinnlich bestimmten Selbstbewußtsein als lebendige Potenz beständig gegen die sinnlichen Empfindungen und Begierden reagirt, so bleibt nach dieser Ansicht auch auf der niedrigsten Stufe seiner Entwickelung der menschliche Geist nicht ohne Empfindung und Bewußtsein seines ideellen Inhalts. Statt denselben aber als die innerliche Seite seines Ichs zu fassen und somit seinem concreten Selbstbewußtsein zu vindiciren, wirft er ihn, so zu sagen, aus sich heraus, macht ihn zum Jenseits seines Ichs, symbolisirt ihn in der, seinem jedesmaligen historischen Standpunkte angemessenen, bald mehr sinnlichen, bald mehr geistigen Weise und schaut so zu ihm als zu seinem übermenschlichen und überweltlichen Gott hinauf. In der Form eines solchen jenseitigen Wesens gewinnt so der ideelle Gehalt, der nach wissenschaftlicher Ansicht ganz in der Welt aufgeht und deren immanente Seite ist, nur eine lockere Beziehung, wie zum einzelnen Selbstbewußtsein im Besondern, so zur diesseitigen Welt überhaupt. Muß er sich also, damit das Selbstbewußtsein überhaupt nur Notiz von ihm gewinne, erst besonders offenbaren und ist das religiöse Wissen auf diesem Standpunkte wesentlich ein übernatürlich geoffenbartes, so kann doch die Welt nicht diese eigentliche Selbstoffenbarung des Gottes sein, sondern um Gott zu erkennen und zu begreifen, muß sich die religiöse Betrachtung mittels der übernatürlichen Offenbarung über die Welt erheben und denselben über und außer der Welt zu erfassen suchen. So bekommt der Glaube als dogmatische Wissenschaft einen ersten Theil, der von Gott handelt, wie er jenseits, vor und über der Welt vorgestellt wird. Da aber das Selbstbewußtsein, sofern es seines ideellen Wesens noch nicht mächtig ist, sich von demselben absolut abhängig fühlt, so schaut es seinen Gott als den absoluten Herrn an, zu welchem es auch die Welt in ein schlechthinniges Abhängigkeitsverhältniß setzt. Dies Verhältniß erscheint ihm im Momente der Vergangenheit „als das Gesetztwordensein der Welt und Zeit durch Gott; im Momente der Gegenwart als ihr fortwährendes Bezogensein auf denselben; im Momente der Zukunft als der Rückgang der Zeit in die Ewigkeit, die Versetzung der Welt in das Element des absoluten Lebens".

In dieser Weise deducirt Strauß zwei Haupttheile der christlichen Dogmatik, von denen der erste die Vorstellungen von Gott, wie er an und für sich war und jenseits der Welt ist, der zweite die Lehre von Gott, wie er sich in der zeitlichen Welt offenbart und mit dieser in Wechselverhältniß tritt, zum Inhalte hat. Der erste Theil zerfällt in drei Hauptstücke: 1) die Lehre vom Dasein, 2) die Lehre vom dreieinigen Wesen, 3) die Lehre von den Eigenschaften Gottes. Der zweite Theil gliedert sich nach den Momenten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in drei Abschnitte. Von diesen zerfällt aber jeder wieder in mehre Hauptstücke. Im Momente der Vergangenheit wird die Welt betrachtet, 1) wie sie von Gott geschaffen worden, und das gibt die Lehre von der Schöpfung und dem Urzustande der Welt; 2) wie auf diesen göttlichen Act von Seiten der Welt ein Gegenstoß erfolgte: die Lehre von dem Sündenfalle und sei-

*) Die speculative Dogmatik von Strauß. Erster Band. Geprüft von K. Phil. Fischer. Tübingen 1841. (Vgl. S. 17.)

nen Folgen; 3) wie dieser Gegenstoß von Gott wieder aufgehoben worden: die Lehre von der Erlösung durch Christum.

Bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Gott und Welt im Momente der Gegenwart ergibt sich 1) als erstes Hauptstück die Lehre von der Vorsehung und dem Übel; 2) als zweites die Lehre von der Sünde und Gnade; 3) als drittes die Lehre von der Kirche und den Gnadenmitteln.

Der letzte Abschnitt, der die christlichen Vorstellungen vom Verhältnisse Gottes zur Welt nach dem Momente der Zukunft zum Gegenstande und Inhalte hat, behandelt 1) die kirchliche Lehre von den letzten Dingen und 2) die Unsterblichkeitslehre der modernen Reflexion.

Überblicken wir nun diese unverkennbar geistreiche Eintheilung, so will uns gleichwol bedünken, es sei, was der Verf. eigentlich beabsichtige, nämlich den dogmatischen Stoff nach den wesentlichen Kategorien des christlichen Bewußtseins zu gliedern, mit dieser Eintheilung nicht geleistet worden. Denn abgesehen von dieser ganzen Deduction des religiösen Anschauens überhaupt, die wir später noch auf ihre Wahrheit oder Unwahrheit näher ansehen wollen, so können Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gar nicht für die allgemeinen, im christlichen Gemüthe und Glaubensbewußtsein lebenden Grundformen gelten, die den einzelnen Sätzen des Glaubens ihren durchgreifenden Charakter bestimmen. Dazu sind sie zu abstracter und, im Verhältniß zu dem geistigen Gehalte der Religion, zu äußerlicher Natur. Die in jedem christlichen Glaubenssatze hervorstechenden Grundtöne sind vielmehr die Ideen, oder, wenn man will, die Vorstellungen von der unmittelbaren Einheit Gottes und der Welt, von dem Unterschiede und Gegensatze beider, und endlich von der zwischen Gott und Welt wiederhergestellten Einheit. Wie das christliche Bewußtsein das Verhältniß zwischen Gott und Welt anschaut, so ist Gott der absolute Grund der Welt und als solcher hat er die Welt zunächst noch in sich als reine Idee, als ideelles Object seiner Intelligenz, dem für sich noch keine Realität zukommt. Zweitens tritt die Welt wirklich aus ihm heraus, wird von ihm geschaffen und setzt sich für sich und geht in der Sünde bis zum Gegensatze zu Gott fort. Aber wie nun dieser Gegensatz durch alle Zeiten geht, durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und wie ebenso das Geschaffenwerden der Welt durch Gott nicht als ein einmaliges Geschehen, sondern als ein ewiges Thun Gottes angeschaut wird — er schafft die Erde jeden Morgen neu (Ps.) —, ebenso ist in dem gewordenen Gegensatze zwischen Gott und Welt nach allgemeinster christlicher Vorstellung die ursprüngliche Einheit, deren Übergang in den Gegensatz durch die Schöpfung und Sünde vermittelt wird, nicht schlechthin verschwunden, sondern Gott durchdringt vor wie nach die Welt mit seinem Geiste und auch in der Welt bleibt, trotz aller Sündhaftigkeit derselben, das göttliche Ebenbild ungetilgt. Darum muß auch der Gegensatz wieder in die Einheit zurückgehen, um in ihr als bloßes Moment gesetzt zu werden. Denn wie schon bemerkt: ein gänzliches Verschwinden des Unterschiedes zwischen Gott und Welt kennt das christliche Bewußtsein nicht, sondern die wiederhergestellte Einheit ist eine vermittelte und behält das Gepräge ihres Hindurchgegangenseins durch den Gegensatz. Wie nun den Übergang der unmittelbaren Einheit der Welt mit Gott zur Zweiheit und Entzweiung von Seiten Gottes die Schöpfung, von Seiten des Menschen der Sündenfall bildete und noch fortwährend bildet, so erscheint als der Übergang von der Zweiheit und Entzweiung zurück in die dadurch vermittelte Einheit die Erlösung, die von Seiten Gottes durch die Sendung Christi, durch die Stiftung und Erhaltung der Kirche u. s. w., von Seiten des Menschen durch den Glauben anhebt und sich in Ewigkeit (die Lehre von den letzten Dingen) vollendet.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Fremden in Italien.

Im zweiten Theile des höchst interessanten Werks von Karl August Mayer, unter dem Titel: „Neapel und die Neapolitaner", findet sich S. 464 eine, einem neapolitanischen Blatte „Omnibus" entlehnte Charakteristik der äußern Erscheinung der verschiedenen Nationen, die nicht ohne Interesse ist. Sie lautet in der bei Mayer befindlichen, hier zum Theil abgeänderten Übersetzung des von ihm ebenfalls mitgetheilten Originals also: „Wenn er, d. i. der Fremde, unstet umherschaut, ohne einen Gegenstand fest ins Auge zu fassen, oft stillsteht und doch nirgend hinsieht, und den Hut hoch wie eine Mütze trägt, so ist's ein Engländer. Wenn er Begierde zeigt, Alles zu wissen, Alles zu sehen, auf Alles zu antworten, und seinen Körper bewegt, wie von der Tarandel gestochen, wenn er unstet nach hundert Dingen schaut und allen Frauen ins Gesicht sieht, so ist's ein Franzose. Wenn er gemessenen Schrittes und in aufrechter Haltung des Körpers einhergeht, nach keiner Seite hinsieht, sich hölzern umdreht, immer auf die nämliche Weise grüßt, beim Regen keinen Schutz sucht, beim Winde sich nicht biegt, so ist's ein Deutscher. Wenn er aller zwei Schritte still steht wie eine Bildsäule, dich von Kopf bis zu den Füßen mit den Blicken mißt, dich nicht grüßt oder nur mit leichtem Kopfnicken, oder dir gnädig die Hand gibt, den Arm in seiner ganzen Länge ausstreckend, so ist's ein Spanier." Und hierzu fügt der Charakteristiker noch Folgendes: „Wenn er, da er zum ersten Male den Fremden sieht, ihm die Hand gibt, sie ihm stark drückt, wohlgefällig lächelt, mehre Fragen auf einmal nach deinem Befinden thut, dann heftig mit dem Fuße stampft und nach dem Himmel sieht, wenn er schön ist, aber nicht weichlich, höflich, aber nicht kriechend, gehalten, aber nicht stolz, neugierig, ohne Alles anzustaunen, so ist's — ein Italiener." Man sieht leicht, daß manches Wahre an dieser Charakteristik ist, wennschon sie auch insofern, als sie eben nur auf die äußere Erscheinung sich beschränkt, schon von vorn herein etwas Einseitiges hat; am besten ist jedenfalls der Italiener selbst weggekommen. Daß übrigens die Italiener, sowie die Südländer überhaupt, das Talent haben, Fremde leicht zu erkennen und sie nach ihrer Außenseite und ihren in die Augen fallenden Eigenheiten herauszufinden und zu beurtheilen und, wie man sagt, den Vogel an den Federn zu erkennen, das ist unleugbar und zeigt sich zum Theil auch bei obiger Schilderung. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Hiernach gliedert sich die christliche Glaubenslehre in drei Theile. Im ersten betrachtet sie die unmittelbare Einheit der Welt mit Gott, in der die Welt nur ein ideelles Moment in Gott bildet, sodaß also hier Gott betrachtet wird nach seinem ewigen von der Welt unterschiedenen Wesen. Im zweiten Theile betrachtet sie den ewigzeitlichen Heraustritt der Welt aus Gott: die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfalle, dem Verhältniß zwischen Sünde und Vorsehung u. s. w. Im dritten Theile endlich behandelt sie die Idee der Erlösung, die Christologie, die Lehre von der Kirche, der Rechtfertigung u. s. w. und die Lehre von den letzten Dingen.

Bei dieser Eintheilung wird die christliche Glaubenslehre zugleich auf die ihr instinctartig zu Grunde liegende speculative Idee der Thesis, Antithesis und Synthesis, ohne ihr angethane Gewaltsamkeit, zurückgeführt. Bei der von Strauß gewählten Eintheilung dagegen bleibt namentlich der Abschnitt über die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der Gegenwart verworren und das eine Hauptstück greift immer schon störend in das andere hinüber, sowie das andere wieder verwirrend in das erste zurückgreift. Wer diesen Abschnitt gründlich durchgelesen hat, wird mir Recht geben.

Doch es ist Zeit, diese Bemerkungen hier abzubrechen und mit einer noch beigebrachten kurzen Charakteristik der Methode dieses Werks diesen ersten Artikel zu schließen. Hören wir zunächst den Verf. selbst, wie er den Gang und das Verfahren, das er bei seiner Kritik eingeschlagen hat, kurz und treffend beschreibt.

Hier werden — heißt es S. VIII der Vorrede — Partei und Gegenpartei ausführlich vernommen und ihre Gründe gegeneinander abgewogen: zuerst hat, wie billig, der alte Glaube das Wort und darf ungestört in aller Breite seine Herzensmeinung aussprechen; sofort mag die moderne Wissenschaft vorbringen, was sie gegen ihn zu erinnern weiß; doch damit auch sie nicht den Vortheil des letzten Wortes genieße, so dürfen zuletzt noch die Unterhändler und Vermittler mit ihren Vergleichsvorschlägen ihr Heil versuchen. Bei dieser Behandlung der Sache bin ich bemüht gewesen, den Foderungen der Gründlichkeit wie der Billigkeit möglichst nachzukommen. Ich bin der Entstehung und Ausbildung jedes Dogma Schritt für Schritt nachgegangen, habe mich in den Geist der Zeiten und Bewußtseinsstufen, aus denen es organisch hervorgewachsen, zu versetzen gesucht und das Wahre, Große und Schöne, was ich auf diesem Wege fand, gebührend ins Licht gesetzt. War ich mit einem Dogma auf der Höhe der kirchlichen Ausbildung angelangt, so schloß sich freilich unmittelbar hieran die weitere Aufgabe, in dieser höchsten Reife die Keime des Verfalls zu entdecken und diesen sofort durch die Stadien seines Verlaufes bis auf die Gegenwart herunter zu verfolgen; zuletzt aber galt es noch, scharf zuzusehen, um nicht einen neuen Anstrich des alten Gebäudes mit wirklicher Reparatur desselben zu verwechseln.

Diesen Grundsätzen gemäß wird, nach der, in der Einleitung (§. 4, S. 37—58) gegebenen allgemeinen Charakteristik der Hauptentwickelungsepochen des Christenthums und der christlichen Theologie, bei jedem einzelnen Dogma zunächst auf dessen alt- und neutestamentliche Basis zurückgegangen und diese nach den Hauptbeweisstellen in ihren allgemeinsten Umrissen kurz und bündig dargestellt. Sofort beginnt über diesem biblischen Fundamente die erste Periode der christlichen Kirche Pfeiler an Pfeiler zu reihen und das Glaubensgebäude zu einem gegliederten Ganzen abzuschließen. Die einzelnen Hauptdogmen, wie sie die Kirche im Kampfe mit den Häretikern analysirte und feststellte und dem mehr gebildeten Sinne zu Liebe mit einem aus den Resten der griechischen, insbesondere der neuplatonischen Philosophie entlehnten speculativen Anstriche versah, werden an den geeigneten Stellen detaillirt besprochen. Als die Hauptstimmenführer dieser vier bis sechs ersten christlichen Jahrhunderte kommen Tertullian und Origenes, Athanasius und die beiden Gregore, Johannes Damascenus und insbesondere der heilige Augustin, gegenüber dem Gnosticismus und den Hauptfractionen der alten Häresie, ein jeder in seiner eigenen Mundart, unter dem Texte zur Sprache. Dann wird übergegangen zu den Scholastikern, und hier werden Scotus Erigena, Anselm und der doctor universalis und angelicus Thomas von Aquino als die Hauptsprecher angeführt. Sie erscheinen mit ihren Genossen auf der einen Seite, wo sie das bekannte Magdverhältniß der Philosophie zur Theologie repräsentiren, als diejenigen Bearbeiter der Dogmen, welche (abgesehen von ein paar Glaubenslehren, die, wie die Satisfactions- und Transsubstantiationstheorie, erst in dieser Periode ihre Hauptzweige

treiben) mittels ihrer endlosen Quästionen, Syllogismen und Distinctionen nur die äußern Verzierungen an dem kirchlichen Lehrgebäude hinzuthun, die Schnörkel und Blumen, die Nischen und Nebenkapellen, welcher die mittelalterliche Kirche zu ihren apartcn hierarchischen Zwecken benöthigt war. Auf der andern Seite sind sie es gerade, welche durch näheres Eingehen auf den Geist der alten freien Philosophie, der selbst in seiner damaligen, niedergedrückten Gestalt seine alte Natur nicht ganz verleugnen konnte, eine allmächtige Umbildung der kirchlichen Dogmen einleiteten. Dieser unbewußt und instinctartig agirende Feind des Glaubens kommt freilich erst nach der Reformation durch den Anfang der neuern (Cartesianischen) Philosophie zum eigenen Selbstbewußtsein. Allein je heftiger der philosophische Gedanke von den beiden Hauptkirchen des Protestantismus unterdrückt wird, und je geistloser die kirchlichen Dogmatiker wieder zu den Regionen der alten Scholastik zurückstreben, desto energischer und kampflustiger treibt er seine verjüngten Säfte in die beiden Seitenäste des Protestantismus, die socinianische und arminianische Glaubensrichtung. Beide Lehrbegriffe, der socinianische und arminianische, werden von Strauß jedesmal da angezogen und zur Darstellung gebracht, wo es gilt den Widerspruch der protestantischen Kirchenlehre sowol mit der Vernunft als mit der Bibel in seiner ersten dem kirchlichen Boden noch am meisten verwandten Gestalt herauszukehren. Sie unterscheiden sich in ihrer Polemik gegen die geltenden Kirchen dadurch voneinander, daß die Socinianer die biblischen Ansichten oft durch die tollsten Hänseleien der Exegese mehr in das Interesse ihrer Vernunft hinüberzuziehen suchen, während die Arminianer einfacher bei der Bibel stehen bleiben und Das, was in ihr der Vernunft unbegreiflich erscheint, auf sich beruhen lassen.

An die Socinianer und Arminianer schließt sich sofort, durch die Einflüsse des englisch-französischen Naturalismus aufgeregt, die deutsche Aufklärungsperiode mit ihren beiden Sprößlingen, den feindlichen Zwillingsbrüdern Supernaturalismus und Rationalismus. Beider Bestrebungen laufen gleich stark, wenn auch wegen ihres Zwiespaltes von verschiedenen Seiten her, auf eine gänzliche Umbildung der kirchlichen Dogmen hinaus.

Während indeß diese Versuche einer Umgestaltung des dogmatischen Lehrstoffs die Auflösung desselben nicht weiter als bis zu einer Reduction auf seine vermeintlichen biblischen, in Wahrheit aber modern-verständigen Bestandtheile bringen, ist schon, um mit Hamlet zu reden, der „alte Maulwurf" da unten, der Geist der Spinoza'schen Weltanschauung, in der Tiefe geschäftig, unvermerkt den ganzen Boden des historischen Glaubens bei jedem einzelnen, demselben entwachsenen Dogma zu unterwühlen. Nur für die kurze Frist aufgehalten durch das Gegengewicht des Leibnitz-Wolf'schen Theismus, bricht er endlich, genährt durch den verwegenen Mysticismus des Jakob Böhme, in der Schelling-Hegel'schen Philosophie an das volle Licht des Tages. Das ganze historische Christenthum sinkt unter ihm in den Abgrund und die Idee des Weltprocesses beginnt ihr lustiges, flüssiges, alle festen Verstandesbestimmungen zersetzendes Leben und erklärt von der linken Seite der Hegel'schen Schule her alle von der Speculation selbst ausgehende Versuche einer Versöhnung der Philosophie und des Christenthums für Aberwitz und Scholasticismus.

Das ist im kurzen die Methode und der Gang, den die Strauß'sche Darstellung und Kritik der christlichen Glaubenslehre einschlägt. Es ist der Gang der Geschichte selbst, doch wird er durch Strauß von vornherein so eingeleitet, daß nur das negative Moment des Processes, die immer höher potenzirte Negation der kirchlichen Lehren als objectiver Fortschritt erscheint, während das Sichgeltendmachen des positiven Moments als willkürliche Restauration, als ein gewaltsames, aber vergebliches Eingreifen subjectiven Eigensinns in die Speicher der Weltgeschichte dargestellt wird.

Wir wollen im nächsten Artikel dem Gange dieser Strauß'schen Kritik in Bezug auf die wichtigsten Bestimmungen des christlichen Glaubens, wie die Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt, von Christus und der Kirche, von der Persönlichkeit und Unsterblichkeit des Menschen, nach den einzelnen Hauptwendungen nachgehen. Der gegenwärtige Artikel sei mit dieser Darstellung der Bedeutung dieses Werks für die Gegenwart und mit der angeschlossenen allgemeinen Charakteristik desselben zu Ende.*)

Braunschweig. J. W. Hanne.

Romanenliteratur.

1. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau, von der Fürstin von Salm-Dyck. Aus dem Französischen mit einem biographischen Vorwort von August Gathy. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1841. 8. 15 Ngr.

Eine ganze Herzens- und Leidensgeschichte in den kurzen Zeitraum von 24 Stunden zusammenzudrängen, war ein origineller Gedanke, und zugleich eine schwere Aufgabe, deren Lösung, trotz der Schwierigkeiten — durch die Gefühlsäußerungen einer einzigen, fast außerhalb aller äußern Begebenheiten befindlichen Person Theilnahme einzuflößen und ununterbrochen rege zu erhalten — gewiß als ziemlich gelungen anerkannt werden muß. Dem Leser werden die leidenschaftlichsten Empfindungen der Eifersucht vorgelegt und kein Herzklopfen, kein Seufzer wird ihm erlassen. Die Heldin hat ihren Verlobten am Arm einer Andern aus dem Zimmer gehen sehen und verbringt darum eine schlaflose Nacht. Sie erfährt am andern Morgen, daß er in der Nacht mit einer Dame abgereist ist; es fehlt nicht an Ohnmachten, Thränen, Klagen; es tritt auch schon ein Versucher unter Freundesnamen zu ihr, kurz, es sind fürchterliche 24 Stunden, die dieses Büchlein schildert. Leider gibt es solche Selbstquälereien unter den liebenden Schönen nur allzu viel, und vielleicht kann jedes Frauenleben dergleichen aufweisen, und sie mögen sich wol bei Denen, welche keine Gewalt über sich selbst haben und ihren Leidenschaften und ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen, bis zu dieser Verzerrung und Caricatur von Eifersucht steigern. Dieses Büchlein wird ein Publicum finden von allen Frauen, welche noch ihre ganze Existenz auf die Liebe gestellt haben, welche wissen, daß die Liebe erkalten kann, und denen die Eifersucht noch ein Todesringen ist. Glücklicherweise ist die vierundzwanzigstündige Eifersucht der

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

einen Gequälten angegründet und das ganze Buch von Seufzern, Pulsschlägen und Herzklopfen schließt mit der Hochzeit.

2. Jung und Alt. Von Charles de Bernard. Aus dem Französischen von Fr. Steger. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pariser Frivolität, pariser Zustände und eine Kokette aus der Provinz, die einen jungen Baron und einen alten Marquis erobert, während ihr Gemahl, ein echter Komödiengemahl, die Gelegenheit zum Fehltritt seiner Frau selbst herbeiführt. Der junge Mann wird ihr Verführer, und der Marquis von 50 Jahren, der sie vergebens bewacht, vor der Gefahr gewarnt und gegen die Fallstricke des Nebenbuhlers gehütet hat, trägt einen ewigen Schmerz durchs Leben und auf der letzten Seite lesen wir folgende Reflexion des Autors: „Mit 50 Jahren tödtet man sich nicht wegen einer Liebeswunde, aber hat man sie empfangen diese Wunde, so hofft man vergebens auf Heilung. Die Seele hat in diesem Alter nicht mehr die Kraft, mit Illusionen zu spielen, mit jenen zerbrechlichen, vergoldeten Fäden, welche die Hoffnung vom Himmel herab der Jugend zuwirft. Ohnmächtige Sehnsucht, gänzliche Niedergeschlagenheit, Verachtung seines Selbst, tödtliche Trauer, das ist das Schicksal des Unvorsichtigen, der in den Familienbanden nicht eine gesunde Nahrung für die Flamme suchte, die das Eis des Alters nicht schon im Herzen erstickt hat." Die Tendenz des Romans ist gegen den Junggesellenstand, er schließt mit folgender Sentenz: „Der Jugend die Liebe, dem Alter die Älternfreuden." Gegen diesen aufgestellten Satz läßt sich Manches einwenden, der Roman ist unbedeutend, doch der Charakter des alten liebenden Marquis gut durchgeführt.

3. Randzeichnungen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen, von Friedrich von Heyden. Zweiter Theil. Leipzig, Einhorn. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese drei Novellen sind vorzüglicher als die der ersten Sammlung und vorzüglicher als viele andere Producte gleichen Inhalts. Der Faden geschickt verschlungen und geschickt ausgewirrt, die Situationen neu, doch sich dann und wann allzu sehr vom gewöhnlichen Leben und der Wahrscheinlichkeit entfernend. Dafür sind aber Reflexionen, Auseinandersetzungen, philosophische Betrachtungen orginell, wahr, tief empfunden, und ein schöner Geist weht über das Ganze und spricht zu dem Leser in einem schönen, wohl durchgearbeiteten Styl, der fern von allem Erkünstelten und Schwülstigen, im reinen Wohllaute der deutschen Sprache mit sich führt. Besonders anziehend ist die Erzählung „Cesarone", die Leben und Abwechselung bietet und bis auf den letzten Augenblick spannt.

4. Karl Gutherz. Eine Geschichte aus dem wiener Volksleben. Von Franz Schuselka. Wien, Gerold. 1841. 8. 1 Thlr.

Was der Autor in seiner Vorrede versprochen, hat er gehalten; „keine ans Unglaubliche grenzenden Verwickelungen, nicht athembeklemmende Schrecknisse und Greuel bietet das Buch, sondern die ganze natürliche Einfachheit des wiener Lebens, die schlichtesten Lebensbegegnisse, Schilderungen, die der Wirklichkeit abgelauscht zu sein scheinen, bei denen auch die wohlgemeinte Satire nicht fehlt". Dem Schicksale von Karl Gutherz, von seiner Geburt bis zum Tode, sind diese Blätter gewidmet; sie müssen vorzüglich den Wiener erfreuen und den von Wien fern Lebenden dahin versetzen, indem sie mit Localschilderungen, Localspäßen und der treuherzigen Wienersprache gewürzt sind. Um aber ein vollständiges wiener Bild zu geben, ist es allzu moralisch gehalten, auf dem Lerchenfeld sogar geht es tugendhaft zu; alle Menschen sind gut, vortrefflich, sittlich, anständig, und obgleich das gewiß nicht zu tadeln ist, so entbehrt doch dadurch die Geschichte aus dem wiener Volksleben den Anstrich der Wahrheit.

5. Novellettenbuch von L. Mühlbach. Erster Theil. Altona, Hammerich. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese zwölf Novellen zeugen von Talent und Genie, sind kurz, rasch, bündig erzählt, zuweilen streifen sie an Caricatur, unter andern die junge, ewig unbefriedigte Engländerin, die den Lazzarone liebt und sich in den Krater des Vesuvs stürzt, weil er sie verschmäht. Die „Geschichte eines Reisewagens" ist auch etwas verzerrt, die Grenze des Wahrscheinlichen allzusehr überspringend, oft sogar vollkommen Unnatur, z. B. die Buße, die der sündhafte Graf sich auferlegt, Miethkutscher zu werden und den Wagen, welcher der Schauplatz seiner Greuelthaten war, zu fahren. „Der sentimentale berliner Schuster" ist humoristisch, die ganze Sammlung äußerst unterhaltend und bietet in bunter Abwechselung immer Neues und Anregendes.

6. Der böse Blick, oder die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen, von L. Schneider. Dritte Abtheilung: Berlin vor Hundert Jahren. Berlin, Hayn. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der inhaltreiche Band fesselt vom Anfang bis zum Ende des Lesers Aufmerksamkeit, indem er ihn in Friedrich Wilhelm's I. Zeiten versetzt, in jene Zeiten der Willkür und des Aberglaubens, wo noch Verbrechen ungerügt begangen werden konnten. In der Familie Queiße sollte nach Aussage eines alten Documents der böse Blick erblich sein. Von der Queiße, ein Glied dieser Familie, kommt aus den preußischen Besitzungen in Afrika nach Potsdam, mit diesem Document und andern wichtigen Papieren, nach deren Angaben zwei Schätze in der Gegend von Berlin verborgen sein sollen. Von der Queiße glaubt durch Hebung der Schätze den König Friedrich Wilhelm I. zur Erhaltung der preußischen Colonien in Afrika, welche von den Holländern bedroht sind, zu bewegen, indem er ihm dadurch die nöthigen Mittel an die Hand gibt, und verhandelt darum mit dem Geheimenrath Eckhardt, auch Kaminrath genannt, weil er durch seine guten Rathschläge beim Kaminbau des Königs Gunst gewonnen. Derselbe stammt aus einer Judenfamilie; er übernimmt den Auftrag, dem König die Sache vorzutragen, doch will er sich erst von dem Vorhandensein des Schatzes überzeugen. Mit Queiße, dessen jungem Vetter Lebrecht Queiße und einem Todtengräber, begeben sie sich an die bezeichnete Stelle und die Angabe findet sich bestätigt, die Bohrstange des Todtengräbers stößt auf Holz und Hohlung. Der Geheimerath, unter dem Vorwand, den König zu benachrichtigen, hält die Sache einige Tage hin, die beiden Queiße schöpfen Verdacht, und ohne sich darüber zu berathen, will jeder den Schatz bewachen. In dunkler Nacht begegnen sie sich, halten sich für Feinde, der Jüngere ersticht den Ältern und erfüllt dadurch das Horoskop der Familie, das diesem Glied den Tod durch die Hand eines Verwandten weissagt. Der unfreiwillige Mörder, der nur zu seiner Vertheidung das Schwert zu ziehen glaubte, findet in dem Taschenbuch des Erschlagenen das vom Erbübel der Familie handelnde Document, und eine furchtbare Ahnung befällt ihn, daß auch an ihm dieses Übel ausbrechen werde. Er hat sein Herz einem schönen Mädchen, der Tochter eines Todtengräbers, geschenkt, die auch die Tochter einer reichen schwedischen Gräfin ist, welche in den Kriegszeiten, von allem Schutz verlassen, einen Sergeant geheirathet und sich dann von ihm getrennt hat. Der Sergeant ist dann Todtengräber geworden und hat seine Tochter nicht von sich geben wollen, sondern sie von den reichlich zugesendeten Geldern der gräflichen Mutter gut erziehen lassen. Nach seinem Tode kommt diese Mutter, um die Tochter zu reclamiren, und bringt einen Grafen von Steem mit sich, der bis jetzt als ihr einziger Erbe anerkannt war und die Tochter heirathen soll. Aber das junge Mädchen liebt den preußischen Lieutenant von Queiße, mächtige Personen interessiren sich für die jungen Leute; durch das Versprechen, ein Haus in Berlin zu bauen, gewinnt er den Schutz des Königs; man setzt dem jungen Mädchen einen Vormund, die nahe Abreise wird hintertrieben und Graf Steem sieht sich die sichere Beute entrissen; er mischt Gift in die Speisen der schönen Cousine. Queiße erwartet die Geliebte, die ihn beschieden. Er hatte einige Augenblicke vorher von dem Familienübel des bösen Blickes gelesen und gedenkt der Ermordung seines Vetters, des möglichen Verlustes der Braut.

Sie klagt über sein rollendes Auge, über den stöhnenden Blick, sie fühlt Schmerzen, Todesbangen, das Gift des Grafen wirkt, und sie stirbt in den Armen des Geliebten — wie er meint vom bösen Blick; man findet ihn an ihrer Seite in seinem Blute. Die Verschwörung des Grenadierregiments, die eigenthümliche Art und Weise des Königs, einzelne Züge seines willkürlichen Einschreitens, wie überhaupt manche Schattirungen der damaligen Zeit, worunter auch der Glaube an Vampyre und das über dieselben eingereichte Gutachten der königlich preussischen Societät der Wissenschaften gehören, und noch manche andere Schattirungen jener Zeit stempeln diesen Roman zu einer der bessern Erscheinungen unserer jetzigen Literatur, und wir verzeihen gern die Walter Scott'sche Breite, die hier und da den gespannten Leser hemmt. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet.

7. Frauennovellen aus dem historischen und modernen Leben. Von Friedrich Adami. Erster Band. Berlin, Stackebrandt. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Schilderung des Maskenballs, womit die erste Novelle „Eine Fastnacht und ihre Folgen" beginnt, ist sehr gelungen, die Charaktermaske des Quacksalbers und dessen Scherze voll Witz und Humor, und der in derselben verhüllte Doctor Nerius spielt auch seine Mephistorolle treu durch die ganze, ziemlich lange Novelle fort. Was dessen geheime Umtriebe eigentlich bezwecken, läßt sich indeß nicht errathen, ebenso wenig, warum er Unglück in das Leben seines Freundes und der liebenswürdigen Tochter des unliebenswürdigen Generals bringt. Gar manches Warum bleibt dem Leser auf der Zunge und alle Todesfälle, Selbstmorde und Wahnsinnsausbrüche vermögen nicht dieselben zu lösen. Auch die folgende Novelle „Die weibliche Dreieinigkeit" hat verschiedene Mängel und befriedigt durchaus nicht, obgleich man sie nicht ohne Spannung liest und manches Witzwort, oder vielmehr manches zur rechten Zeit angebrachte Wortspiel belächeln muß.

8. Mathilde. Novellenkranz von Eginhardt. Drei Theile. Altenburg, Pierer. 1841. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die Blumen zu diesem Kranze sind dem gewöhnlichen Leben entsprossen und die anmuthigen, schlichten, einfachen Erzählungen bieten auch nicht ungewöhnlichen Genuß. Die Novellen sind, wie man deren schon Hunderte und Tausende gelesen hat; sie geben keine tiefe Anschauung des Lebens, wenden keine neue Phase der Welt heraus. Für junge Leute, welche wenig gelesen haben, sind sie eine unterhaltende Lecture, doch muß der Gaumen des Lesers noch auf keine Weise überreizt oder verwöhnt sein. Das Liebesinteresse ist das vorherrschende in allen, das Stoffinteresse unbedeutend, wenig hervorragend. Die erste Novelle „Der treue Kampf" könnte eher ein Roman genannt werden, sie füllt den ganzen ersten Theil aus, schließt mehre Schicksale und Charaktere ein. Die Schilderung des Brautstandes und Liebesglückes des jungen Anton Wrangel und Klärchen's ist außerordentlich anmuthig und natürlich. Ein durch dessen Bedienten veranlaßter Kassendefect trennt das Paar, sie geloben sich dreijährige Treue und er zieht mit dem unverdienten Makel an seiner Ehre, mit dem gebrochenen Herzen in die Welt hinaus. Klärchen hat aber viele Freier; die Verwandten dringen in sie, sich wieder zu vermählen; von Anton hört man nichts und der Kassendefect ist nicht aufgeklärt. Wrangel's Freund bietet Klärchen an sie pro forma zu heirathen und ihr so ein Schutz gegen die andern Heirathsanträge zu werden. Sie lebt in schwesterlichem Verhältniß im Hause des Freundes, den sie täglich mehr achtet und liebt, und als das dritte Jahr verflossen, gesteht sie ihm, daß sie gern ihm angehören würde, wenn sie sich nicht an Anton gebunden fühlte. Anton's Ehre ist indeß durch das Geständniß des Bedienten, der sich umgebracht hat, gereinigt, aber von ihm hört man noch keine Kunde. Er hat den Feldzug in Griechenland mitgemacht und kehrt endlich wieder, und Klara steht nun zweifelhaft, welcher von den beiden Freunden ihr der liebste sei. Sie philosophirt viel von möglicher Theilung des Herzens und ob man nicht an zwei Männer dasselbe Gut verschenken könne? Der Tod erspart ihr die Schwierigkeiten der Wahl.

9. Myosotis. Erzählungen und Novellen von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1841. 8. 3 Thlr.

Die Feder dieser Schriftstellerin ist so anerkannt, daß man gern ihre Productionen in die Hand nimmt, und man findet auch in der vorliegenden Sammlung sich nicht getäuscht. „Helene von Tournon und König Robert" sind historischen Stoffen angepaßt, Zeit- und Sittenschilderung gelungen, der Charakter der geschichtlichen Personen so gut skizzirt, wie die kurze Novelle es nur vergönnt, der Vortrag leicht, die Sprache gut. „Die Freundschaftsprobe" ist eine jener schwierigen, die im Leben nie bestanden werden, die Liebe zweier Freunde zu derselben Frau. Clementine gehört dem Einen und liebt den Andern, und gesteht es ihm, als er verwundet in Lebensgefahr schwebt. Er aber nimmt Blausäure, um an dem Freunde nicht unrecht zu handeln. Es ist zwar viel verlangt, daß die Romanschreiberin auch Chemie studiren und die Wirkung der Gifte, die sie braucht, genau kennen soll, doch kann der Leser nicht umhin, es wunderlich zu finden, wenn der mit Blausäure Vergiftete noch lange Explicationen gibt. Der zweite Theil enthält eine historische Novelle „Peter Schöffer", die Ref. etwas breit fand, und „Die einfache Geschichte", wenn auch hübsch erzählt, bietet nichts, was nicht schon sehr oft wäre erzählt worden; doch ist der Styl anmuthig und ein edler, weiblicher Sinn waltet darin. 8.

Literarische Notiz.

Von einer gewissen Mistreß Wolferstan erschienen in London „Golden rules, in verse", Moralsprüche, welche durch ihre mnemonische Form und epigrammatische Kürze darauf berechnet zu sein scheinen, in den Gemüthern der Jugend zu haften und Eingang zu finden. Die meisten derselben erinnern in hohem Grade an unsere Fibelverse, wie diese:

> What ornament, what gem can woman find,
> Like the mild lustre of a gentle mind?
>
> The generous — those who love to give —
> Favours with gratitude receive.

Oder folgende hier in deutscher Nachbildung wiedergegebene, wodurch die Ähnlichkeit mit unsern Fibelversen noch mehr hervorspringt:

> Den Irrthum zu bekennen, zu bereun
> Und dich zu bessern, sollst du nie dich scheun.
>
> Weltlichen Reichthum halt' in Ehren,
> Nur such' die Tugend zu vermehren ꝛc.

Andere dieser Moralsprüche sind zwar besser und weniger trivial, doch thut es einem Deutschen, der in seinem Vaterlande so vielen trivialen und matten literarischen Wust sich anhäufen sieht, ordentlich wohl zu bemerken, daß auch das viel bewunderte und nachgeahmte Ausland daran keinen Mangel hat. Hierher gehören auch die „Poetical pastimes", von C. H., deren Verfasser, im Gefühle seines Nichts, die Kritik auffodert, gegen ihn nachsichtig zu sein, da er mangelhaft erzogen sei, unter ungünstigen Umständen gelebt, überhaupt auch viel zu thun habe ꝛc. Auf Bücher dieser Art, womit wir in Deutschland bis zum Ersticken reich gesegnet sind, dürfte folgender Vers der oben genannten Mrß. Wolferstan:

> He who sits down to make a book,
> Writes chiefly for the pastrycook

sehr wohl anzuwenden sein. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1842.

Gefängnißverbesserung.

Wenn auch hier und da erhebliche Zweifel aufgeworfen worden sind, ob das Menschengeschlecht im Allgemeinen fortschreite, so hatten diese Bedenklichkeiten doch nur auf die sittliche Seite des Lebens ihr Augenmerk gerichtet. Keineswegs ist hierbei aber die geistige und wissenschaftliche Seite gemeint gewesen. Denn es bleibt unleugbar, daß, insbesondere in der neuern Zeit, die verschiedenen Zweige der auf eine Weise wie nie zuvor ineinandergreifenden Wissenschaften große Fortschritte bereits gemacht haben und täglich weitere Ausbreitung gewinnen. Ja, es sind durch den alles Wissen immer mehr durchdringenden philosophischen Geist, besonders der deutschen Nation, ganz neue Äste des Baumes der Wissenschaft emporgeschossen, von denen wir hier die Gefängnißkunde ins Auge zu fassen haben.

Es hat sich jedoch bei allem Fortschreiten menschlicher Erfahrungen, in denen das Geistige überwiegt, wiederum die Gebrechlichkeit der Natur unsers Geschlechtes darin kund gegeben, daß auf jeden bedeutenden Schritt vorwärts, alsbald reagirend ein zagsamer Zustand des Schwankens und der Bedenklichkeit hereinbrach, der die volle Nutzung des eben Gewonnenen gefährdete und mindestens verlangsamte, bis kräftige Geister die Hemmnisse bei Seite schoben und Alle der neuen Ausbeute vollkommen theilhaftig machten. So ist es nun auch in der Gefängnißkunde und deren praktischer Entwickelung, der Gefängnißverbesserung gegangen. Das Hauptresultat, welches wir einem großen, jetzt vierzehnjährigen, in Philadelphia zuerst andauernd gemachten Versuche danken, daß von allen Arten der Freiheitsstrafen die ununterbrochen vereinzelnde Einsperrung am häufigsten und sichersten zur Besserung des gefallenen Missethäters führe, wie wir es in einem frühern Aufsatze (Nr. 159 d. Bl. f. 1841) entwickelt, hat in der neuesten Zeit mancherlei sich breit machende Anfechtungen erlitten. Es sind aber alle diese Anfechtungen rein theoretisch gewesen. Denn die angeblichen Beobachtungen, auf welche sich dieselben stützten, insbesondere die, daß Geistes- und Leibeskräfte des Gefangenen durch vereinzelnde Einsperrung gefährdet werden, sind auf eine Weise angestellt worden, welche keine reinen Erfahrungen liefern konnte.

Erst in der neuesten Zeit, nachdem die reiflich erwogenen und parlamentarisch berathenen organischen Gefängnißgesetze der Jahre 1839 u. 1840 auf die drei Königreiche England, Schottland und Irland, ja selbst auf die britischen Colonien in andern Welttheilen ihre Anwendung erhielten, kann man sagen, daß das Strafmittel der pennsylvanischen Einzelzelle und die damit verknüpfte Gefängnißverwaltung so ist, wie sie sein soll. Die britischen Einzelzellen für den Tag und die Nacht in den theils schon fertigen, theils noch im Bau begriffenen neuen Gefangenhäusern der drei Königreiche sind nicht blos hinreichend groß und geräumig, sondern auch durch die seit 1833 gemachten wichtigen Entdeckungen und Erfahrungen des Physikers Dr. Reid in Edinburg auf eine Weise ventilirt und stets mit der reinsten Luft ausgestattet, wie die besten Privatwohnungen oder öffentliche Gebäude sie bisher entbehrten. Die Salubrität solcher, bis jetzt nur in Großbritannien zu findenden Einzelzellen, welche, wenngleich kleiner und mithin wohlfeiler als die amerikanischen, dennoch in gesundheitlicher Hinsicht hoch über diesen stehen, ist aber noch durch die Lösung der Aufgabe, jedem Gefangenen täglich mindestens eine Stunde lang den Genuß der Luft im Freien, nöthigenfalls auch Beschäftigung in Einzelhöfen bei jeder Witterung zu gewähren, wesentlich gesteigert worden. Hierzu kommen noch eine Menge Verbesserungen der Verwaltung der Gefängnisse, der Besuchung und Versittlichung der Gefangenen, über welche man in Amerika oft mit sträflichem Leichtsinn hinweggegangen war.

So ist also die Ausführbarkeit einer, dem gegenwärtigen Stande der Psychologie und der Naturwissenschaften entsprechenden vereinzelnden Einsperrung dargethan worden, die Resultate liefert, welche in kleinen, auf ältere Weise ventilirten Einzelzellen nimmer erreicht werden konnten, und die gleich von vornherein die Gefahren beseitigt, welche man in diesen für den Gesundheitszustand der Gefangenen befürchtete. Beobachtungen, welche in diesen ältern Einzelzellen gemacht sein sollen, können demnach auf die neuern keine Anwendung finden, und nur die vollste Kenntniß und Untersuchung dieser letzten und ihres Gebrauchs berechtigt zu einem Urtheile über die vereinzelnde Einsperrung, wie sie jetzt im britischen Reiche gesetzlich geworden ist.

Diese eben angeführten Gründe sind es denn auch, welche die preußische wie die dänische Regierung bewogen haben, in der letzten Hälfte des vorigen Jahres, die erste den Dr. Julius, die letzte den Professor David aus

Kopenhagen, beides Männer, die sich schon lange Zeit mit dem Gefängnißwesen speciell beschäftigt hatten, in Begleitung von Architekten, nach dem britischen Reich und nach einigen andern europäischen Ländern abzufertigen. Die genannten Abgesandten beider erleuchteter Regierungen sind jetzt zurückgekehrt und empfehlen übereinstimmend die Nachahmung und Einführung vereinzelnder Einsperrung, wie sie in den neuen britischen Gefangenhäusern besteht, auch in ihrem Vaterlande, und mit nur geringen, durch die Verschiedenheit der Strafgesetzgebung des Festlandes von der des Inselreiches herbeigeführten Modificationen.

An dieses nach genauer und gewissenhafter Prüfung abgegebene Urtheil der beiden gedachten Gefängnißkundigen schließt sich das in unserm frühern Aufsatze gedachte öffentliche, von ganz Europa mit Beifall aufgenommene des Erben zweier Kronen des Nordens, sowie die gegenwärtig in Frankreich nach vieljährigen Erörterungen sich entwickelnden Maßregeln. Wir reden zuvörderst von jenem, und nachher von diesen, wie sie die untengenannten neuen Schriften darthun.*)

Zur Durchführung des erwähnten großen Fortschrittes in dem auf solche Weise für die Wahrheit gewonnenen Skandinavien kommt nun soeben von dorther das in der Anmerkung zuerst genannte Werk, dem wir unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen können. Es ist der mit ausdauerndem Fleiße und tiefer Einsicht abgefaßte Bericht der norwegischen Strafanstalten-Commission an den König, in welchem sich diese vor einem Jahrfünft niedergesetzte Commision von Staatsmännern, Gefängnißkundigen, einem durch treffliche Schriften über Gefängniß- und Irrenwesen bewährten Arzte (Prof. Holst in Christiania) und einem Baumeister, einstimmig, fest und unumwunden, für die ununterbrochene vereinzelnde Einsperrung der Gefangenen (das sogenannte pennsylvanische System) ausspricht, deren Annahme in Norwegen empfiehlt und sogleich den Weg zur Einführung derselben aufs genaueste vorzeichnet.

Aus diesem Berichte, der von allem bisher Gedruckten die größte Masse von Erfahrungen über die Einwirkung der verschiedenen Gefangenschaftsweisen gesammelt und zusammengestellt hat, ergeben sich folgende Erfahrungssätze, welche durch keine, halb oder ganz der sichern Basis entbehrende Einwürfe hinführo umgestoßen werden können.

1. Die Sterblichkeit in den Gefängnissen, für sich allein sowie in Vergleich mit der unter der Bevölkerung jedes Landes betrachtet, war am größten in den Gefangenhäusern (Frankreichs, Belgiens, Dänemarks und Norwegens) nach der alten Methode, ohne Vereinzelung der Gefangenen, nämlich 1 zu 30,6 oder 3,27 Procent. Geringer war sie nach dem auburnschen Systeme blos nächtlicher Vereinzelung mit schweigender Vereinigung am Tage (in Amerika, England und der Schweiz), nämlich 1 zu 31,8 oder 3,15 Procent. Am kleinsten ist sie in den Gefangenhäusern nach dem pennsylvanischen Systeme mit ununterbrochener Vereinzelung (in Amerika, Großbritannien und dem sehr unvollkommenen Lausanne) gewesen und hat dort nur 1 zu 40,7 oder 2,39 Procent betragen. (Bericht S. 395.)

2. Auf gleiche Weise erscheint das pennsylvanische System in vortheilhafterm Lichte, wenn man die Sterblichkeit in den Gefängnissen mit derjenigen der freien Bevölkerung der Orte, wo sie sich befinden, vergleicht. Sie ist in den Gefangenhäusern der alten Methode 1,24 Procent, in den auburnschen 0,99, und in den pennsylvanischen nicht mehr als 0,25 Procent höher als die Sterblichkeit der freien Einwohner des bezugsweisen Landes. Oder es sterben in den pennsylvanischen Gefängnissen 25, in den auburnschen 99, in der ältern 124 mehr als unter 10,000 freien Einwohnern, wodurch sich das Sterblichkeitsverhältniß der drei Gefangenschaftsarten untereinander, wie 1, wie 4 und 5,2 stellt. (Bericht S. 395.)

3. Das Rückfälligkeitsverhältniß der gedachten Gefangenschaftssysteme ist folgendes. Die Rückfälligen beliefen sich unter den in Gefangenschaft befindlichen Missethätern nach der alten Methode auf 34,4 Procent, bei dem auburnschen Systeme auf 16,4 und bei dem pennsylvanischen auf 7,2 Procent. Unter den nach Abbüßung ihrer Strafe entlassenen Gefangenen wurden aus der ersten Art von Gefangenhäusern 27,1, aus der zweiten 13,8, und aus der letzten nur 9,4 vom Hundert wieder rückfällig. (Bericht S. 407.)

(Der Beschluß folgt.)

*) 1. Beretning om Beskaffenheden af Norges Strafanstalter og Fangepleie samt Betänkning og Indstilling om en Reform i begge, eftre fremmede Staters Mönster; afgivne af den under 10 September 1837 nedsatte Commission til af meddele Betänkning angaaende Strafanstalternes bedre Indretning m. V. Christiania 1841. Mit 6 Steindrucktafeln. (Bericht über die Beschaffenheit der Strafanstalten und Gefängnißzucht Norwegens, nebst Prüfung und Anweisung für eine Reform beider, nach fremder Staaten Muster; abgestattet von der am 10. Sept. 1837 niedergesetzten Commission zur Mittheilung einer Prüfung für bessere Einrichtung der Strafanstalten.)

2. Die Fortschritte des Pönitentiarsystems in Frankreich u. s. w. von Friedr. Nöllner. Darmstadt 1841.

3. Ministère de l'Intérieur. Instruction et Programme, pour la construction des maisons d'arrêt et de justice. Atlas de plans de prisons cellulaires. Paris 1841. Folio. Mit 25 Steindrucktafeln.

4. Réglement concernant le service des communautés religieuses employées dans les maisons centrales de force et de correction. Paris 1841.

Über Gfrörer's Geschichte der christlichen Kirche.

Wir haben bereits in Nr. 12 d. Bl. f. 1841 auf die Eigenthümlichkeiten der „Kirchengeschichte" des Hrn. Gfrörer*) aufmerksam gemacht; seltsame Erscheinungen unserer Tage veranlassen uns, in einer Zeitschrift, die, ihrem Titel zufolge, nur der literarischen Unterhaltung gewidmet ist, von der Fortsetzung eines Werks zu sprechen, welches durch neue Behandlung der Kirchengeschichte allgemeines, mit der Zeitgeschichte innig verbundenes Interesse erregt. Denn die Hierarchie erneuert gegenwärtig ihre alten Ansprüche auf Autorität in Angelegenheiten der Gesetze und der Staatsgewalt; sie bedroht die Ruhe und das Glück der Familien, indem sie zwischen Katholiken und

*) Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart, Krabbe. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Protestanten, die im vorigen Jahrhundert vernünftig sich miteinander zu vertragen gelernt hatten, jetzt muthwillig wieder den häuslichen Frieden stört. Die Hierarchie nimmt die Schulen, die Wissenschaften unter Aufsicht und erklärt die Vernunft, wenn diese sich der Anmaßung der Priester widersetzt, für Empörung gegen Gott. Sie erhebt sich über den Staat und möchte das Priesterregiment als Universalsouverainetät einführen. Bei solchen Versuchen, altes, abgestorbenes Unrecht wieder geltend zu machen, muß auch in literarischen Unterhaltungen oft von Gegenständen die Rede sein, über welche ein gründliches Urtheil nur aus der Kirchengeschichte geschöpft werden kann. In der That, das Studium derselben ist jetzt jedem Staatsmann, besonders jedem Minister des Innern und des Cultus, jedem Publicisten, ja jedem gebildeten Manne unentbehrlich, will er anders, der Hierarchie gegenüber, nicht der Gefahr sich aussetzen, unbewaffnet und wehrlos, den Künsten eines angeblich frommen Betrugs zu unterliegen und den früher erkämpften Gewinn fortgeschrittener Civilisation sich rauben lassen zu müssen. Ein wirksames Mittel gegen solche Gefahr wird sich leicht entdecken lassen bei historischer Nachweisung des Ganges, auf welchem die Hierarchie zur Macht über die Geister und über den Staat gelangte. Denn dabei wird der große, wesentliche Unterschied offenbar werden zwischen Religion und Priesterherrschaft; es wird einleuchten, daß jene nicht nur das Recht gibt, sondern uns zur Pflicht macht, diese strenge zu beaufsichtigen und die Verwechselung beider zu hindern.

In dieser Beziehung entspricht das Werk des Hrn. Gfrörer einem unabweislichen Bedürfniß der Zeit. Von wahrer religiöser Gesinnung beseelt, leuchtet der Verf. mit heller Fackel in die finstern Gänge der Intriguen, die auf den Concilien, im misbrauchten Namen des Sohnes Gottes, den Geiz, die Stellensucht und die Herrschbegierde zu befriedigen dienten, indem die Intriganten den erheiternden, erhebenden, beseligenden Christusglauben in eine lichtscheue, unterdrückende, entmuthigende Zerknirschung, zur Verewigung der Geistessklaverei verkehrten und den Lichtgeist der Religion durch eine abstruse, verworrene Lehre von unbegreiflichen Dingen verdrängten. Der historischen Forschung unsers Verfassers gelingt es, dem Leser behülflich zu sein, das künstliche, durch Alter starr und furchtbar gewordene Gewebe der Lüge zu zerreißen und sich wieder der Religion der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung zuzuwenden. Daß bisher die Geschichte der Kirche wenig zu solcher Absicht gedient, wird aus verschiedenen Ursachen erklärlich. Zuerst waren gewöhnlich unsere Kirchengeschichten in ihrer dunkeln Hülle nur den Gelehrten von Profession verständlich; der Weltmann fand darin keine Befriedigung in Absicht auf die ihn am meisten interessirenden Fragen. Einige Schriftsteller in diesem Fache glaubten wol, sich das Ansehen von Gründlichkeit zu geben, wenn sie Brocken aus alten, in todten Sprachen geschriebenen Schriften aneinander reihten, unbesorgt, ob solcher Mosaikarbeit ein Bild der alten Zeiten zu entnehmen sei. Ohne eigene selbständige Ansicht, ohne sich des Zwecks ihrer Untersuchung bewußt zu sein, oder, wenn es hoch kam, dem Interesse des Herkommens und der Parteien dienend, nannten sie Geschichte, was ihnen im Nebel ihres schielenden Geistes als Vergangenheit vorschwebte, oder wodurch sie die Unwissenden durch den Schein eines ehrwürdigen Alterthums blenden konnten. Einige waren Knechte des Bestehenden und zitterten vor der Gefahr, die in finsterer Tiefe vorgenommene Vermengung des Heiligen mit dem Unheiligen der Welt zu verrathen. Der Geschichtschreiber aber, der den Urtheilsspruch des Weltgerichts zu erforschen berufen ist, soll die Ränke, die Rachsucht und Tücke der falschen Mächte nicht fürchten, sondern im Dienste des Gottes der Wahrheit, des Lichtes und der Geistesfreiheit, ihren Feinden gegenüber, den Muth eines Helden bethätigen. Nur der Sklave fürchtet, die Gebrechen der Gewaltigen an den Tag zu bringen.

Gegen die Mängel, Fehler und Einseitigkeiten mehr als eines frühern Bearbeiters der Kirchengeschichte hat Hr. Gfrörer, von einem kräftigen, hellen Verstande geleitet, sich zu verwahren gewußt. Vertraut mit den alten Sprachen und mit den Kirchenvätern, hat er zugleich erkannt, daß eine dadurch erworbene Gelehrsamkeit nur ein Mittel, nicht der Zweck der Forschung, daß es unnütz und störend sei, den schwerfälligen, mit Schulstaub bedeckten Apparat, welchem die Kunde verflossener Jahrhunderte entnommen wurde, dem lernbegierigen Leser ungesäubert noch einmal vor Augen zu legen. Der Verf. erwirbt sich vielmehr gerade dadurch ein namhaftes Verdienst, daß er das aus den tiefen Schachten der Gelehrsamkeit gegrabene Erz, von Schlacken gereinigt, als gediegenes Metall zu Tage fördert. Wir kennen keine neuere Kirchengeschichte in unserer Sprache, welche so klar und allgemein verständlich, großentheils zum ersten Male das Verhältniß entwickelt und darstellt, in welches sich Konstantin, der sogenannte Große, zu der Kirche setzte, indem er sie zur Befestigung seiner Gewaltherrschaft brauchte. Der Verf. weist nach, daß Ausbildung und Vollendung des Despotismus der römischen Kaiser des 3. und 4. Jahrhunderts im genauesten Zusammenhang stand mit der Gestaltung der Kirche in jener Zeit. Diocletian, welcher zuerst, zum Schutz persönlicher Sicherheit der römischen Kaiser, dem Despotismus eine bestimmte Organisation gab, hatte die christliche Kirche verfolgt, weil diese „offenbar schon wie ein Staat im Staate sich betrug und eine für den Regenten bedenkliche Macht errungen hatte" (S. 6). Konstantin vollendete die Organisation der kaiserlichen Alleinherrschaft. „Es war (S. 13 fg.) eine nach allen Seiten wohlabgewogene Despotie. Gleichwol fehlte dem Gebäude noch der Schlußstein, so lange die politischen Mittel, welche darauf berechnet waren, alle Gewalt in der Hand eines Einzigen zu vereinigen, nicht durch den Zauber einer religiösen Weihe besiegelt wurden. Eine solche Weihe kann keine unbeschränkte Herrschaft in die Länge entbehren.... Sämmtliche Beherrscher des heidnischen Roms bekleideten die höchste priesterliche Würde des Reichs. Aber dieser Zauber war längst abgenutzt, weil allmälig auch der große Haufe an Macht und Dasein der alten Götter zu zweifeln gelernt hatte. Konstantin füllte die hierdurch entstandene Lücke durch die christliche Religion aus." (Es kann wol nur die christliche Kirche gemeint sein.) „Die Art, wie er die Kirche im Staate einführte, die Stellung, die er selbst gegen sie einnahm, beweist, daß es seine wohlbewußte Absicht war, der von ihm begründeten despotischen Verfassung durch den neuen Glauben die letzte Weihe zu ertheilen und dieselbe dadurch für alle Zukunft zu sichern." Der Verf. sieht voraus, daß dieser Satz „Vielen unerwartet, Andern anstößig scheinen möchte"; daher erklärt er sich näher, als sage er nicht: „daß Konstantin für seine Person darum das Christenthum annahm, weil er es für einen, seinen Zwecken dienlichen Aberglauben ansah"; der Kaiser habe vielmehr „die Wahrheit der kirchlichen Lehre im weitern oder engern Sinne anerkennen müssen".

Wir achten die Vorsicht, mit welcher sich der Verf. über diese Angelegenheit ausdrückt, glauben jedoch insoweit ihm widersprechen zu müssen, daß nach unserer Überzeugung Konstantin unmöglich von der Wahrheit der christlichen Religion durchdrungen sein konnte, wenn er in ihr eine Weihe despotischer Verfassung suchte. Das einfache, wahrhaft heilige Christenthum berechtigt vielmehr zur Befreiung von despotischer Gewalt: es ist die Religion der Menschenliebe, also der Freiheit. Daher auch überall, wo das Christenthum zur Unterjochung der Geister, zur Unterwerfung unter blinde Willkür misbraucht wurde, nicht von Religion, sondern nur von der Hierarchie die Rede sein kann. Nur unter diesem Vorbehalt können wir mit dem Verf. im Folgenden übereinstimmen (S. 15): „Wir zweifeln nicht, daß Konstantin an die Göttlichkeit des Christenthums glaubte. Allein es handelt sich hier nicht von seiner Ansicht als Privatmann, sondern von der Stellung, welche er der Kirche im Staate anwies, und von den Absichten, die er dabei hatte. Konstantin zeigte sich in allen politischen Verhältnissen als ein trefflicher Rechner, und wäre er dies auch nicht gewesen, so hätten ihn die Umstände dazu bestimmen müssen, die Kirche für

seine Zwecke zu benutzen. Während im Laufe der letzten drei Jahrhunderte alle Gewalten im römischen Reiche mehr und mehr verfielen und der Auflösung entgegensiechten, hatte allein die christliche Gesellschaft sich gehoben und die bischöfliche Macht war allmälig so gestiegen, daß sie den heidnischen Kaisern abwechselnd bald Furcht, bald Nachgiebigkeit abnöthigte. Was lag daher dem Begründer der neuen Staatsverfassung näher als der Gedanke, die Weihe christlichen Hohenpriesterthums mit dem Glanze der heidnischen Kaiserkrone zu verbinden und durch Vereinigung kirchlicher und weltlicher Herrschmittel seine und seiner Nachfolger unbeschränkte Gewalt für immer zu befestigen. Es ist gar kein Zweifel, daß dies Konstantin's Absicht war, als er das Christenthum zur Staatsreligion erhob." Der Verf. rechtfertigt diese Ansicht durch Zeugnisse des Eusebius, die von hoher Bedeutung sind. Konstantin war von dem Geiste der Hierarchie so durchdrungen, daß er sich der scheinheiligen Demuth, als Hülle der Herrschsucht, wohl zu bedienen wußte. „Er wollte, trotz seiner demüthigen Versicherungen, als ein Nachfolger Christi angesehen sein" u. s. w. Wir können hier nur andeuten; in Absicht auf ausführlichere Darstellung müssen wir auf die Gfrörer'sche Schrift hinweisen, aus welcher der Leser genügend entnehmen wird, welche Folgen es für das Heil oder Unheil der menschlichen Gesellschaft hatte, als die christliche Kirche, bereits weit abgewichen vom ursprünglichen Christenthum, mit der öffentlichen Macht verbunden, dem moralischen Einflusse entfremdet, der Herrschsucht überantwortet und der Heiland gleichsam zum zweitenmale gekreuzigt wurde.

Nicht weniger eigenthümlich als die Darstellung des Verhältnisses Konstantin's zur Kirche ist in dieser „Kirchengeschichte" die zusammenhängende Nachweisung der Intriguen, welche auf den Kirchenversammlungen ins Werk gesetzt wurden und den Grund legten zu dem Gebäude spitzfindiger Dogmatik und einer Kirchenverfassung, wodurch das einfache, auf Heiligung der Gesinnung und Reinheit der Sitten gerichtete Christenthum entstellt und in eine gefesselte Magd der Geistestyrannei verwandelt wurde.

In Beziehung auf die dogmatischen Kämpfe, welche die Kirchenversammlungen des 4. Jahrhunderts charakterisiren, enthüllt der Verf. mit Scharfsinn, nicht selten mit einer Art Inspiration, jene nichts weniger als heiligen Motive, wodurch die Concilienhelden bestimmt wurden, eine oder die andere Lehre von unbegreiflichen Dingen zu vertheidigen und die Gegner derselben zu verdammen. Es waren persönliche Leidenschaften, Haß, Rache und vor Allem das Gelüsten nach einträglichen Metropolitanstellen, nach dem Vorrang in denselben, denen zu gefallen, im Namen unsers Herrn Jesu Christi, einmal der Sohn dem Vater gleich, ein ander Mal der Vater mehr denn der Sohn sein sollte. Je nach dem wechselnden Siege der Parteien wurde bald das eine, bald das andere Dogma für Bürgschaft der Seligkeit oder der Verdammniß erklärt. Und als die Leute müde wurden, über das Homousion zu streiten, mußte das unerforschliche Verhältniß des heiligen Geistes den Vorwand geben, unter welchem die Kirchenväter sich das Recht nahmen, diejenigen Bischöfe für Ketzer zu erklären, nach deren Stellen den Parteiführern gelüstete. Darum wurde die Brandfackel in die christlichen Gemeinden geworfen. Überdenkt man unsers Verf. pragmatische Darstellung jener unseligen Streitigkeiten, so wird man entrüstet über die Heuchelei, die den Aberglauben zur Befriedigung pfäffischer Leidenschaften in ein undurchdringliches System brachte; man wird nicht weniger entrüstet über die Erbärmlichkeit der Menschen (der Großen wie des gemeinen Volks), die sich von solcher Heuchelei bethören ließen. Dies war wenigstens unser Gefühl bei dem Studium des lehrreichen Buchs. Andere mögen sich die Darstellung des Verf. anders deuten. Wer weiß? Sein Scharfsinn in Aufdeckung eigennütziger Beweggründe wird ihm vielleicht als Zeichen eines kalten, lieblosen Herzens ausgelegt. Wenigstens gibt es Leute, denen diejenigen Herzen lieber sind, welche den Heuchlern glauben und sie als Gottergebene verehren. Wir unsererseits aber halten uns zu der Überzeugung berechtigt, daß Enthüllung des Betrugs überall eine moralische Handlung, also ein sicheres Zeichen eines wahrhaft guten Herzens sei und daß dieses keineswegs einen schwachen Kopf voraussetze.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Gfrörer'schen Werks sind die Charakterschilderungen vieler Kirchenväter, sowie endlich der strenge Zusammenhang in Entwickelung der Begebenheiten, welche den entscheidendsten Einfluß auf den Zustand und auf die lange unwiderstehlich ausgeübte Macht der Kirche hatten. Aus jenen Schilderungen, um ein für neuere Zeiten auffallendes Beispiel zu wählen, wird der Leser sich unter Anderm über den Charakter des heiligen Athanasius, dieses Helden des Hrn. Görres, aufklären und dabei Gelegenheit haben, auf die neuesten Tendenzen der Hierarchie das nöthige Licht zu werfen. Auf diese Andeutungen müssen wir uns beschränken, uns zu rechtfertigen, warum wir, in Bezug auf Ereignisse unserer Tage, dem Werke des Hrn. Gfrörer eine beachtenswürdige Bedeutung zuschreiben und ihm unter allen Classen verständiger sinniger Zeitgenossen aufmerksame Leser wünschen. 17.

Notiz.

Hat denn schon Jemand über den eigentlichen Ursprung des französischen Wortes ridicule, Arbeitsbeutel, sich ausgesprochen? Es wäre in der That ridicul, wäre wirklich, ohne einen Wortverderb, das französische Wort ridicule (lächerlich) ursprünglich auch für die Bezeichnung eines Arbeitsbeutels benutzt und jenes, aus dem Lateinischen entlehnte Wort mit seiner ursprünglichen Bedeutung: lächerlich, nun auch so ohne Weiteres auf diesen Gegenstand, nämlich den Arbeitsbeutel, übergetragen worden. Die Etymologie hilft uns hierbei aus der Ungewißheit und die lateinische Sprache selbst gibt uns den Schlüssel zur Erklärung in die Hand. Das französische Wort ridicule (Arbeitsbeutel) ist nämlich nichts Anderes, als das verderbte lateinische Wort reticulum (d. i. Netz, netzförmiger Beutel), das auch sonst weiter nicht verderbt in der französischen Sprache in dem Worte réticulaire, netzförmig, sich findet. Das Wort ridicule (Arbeitsbeutel) hat nun die französische Sprache auf ihre Art entlehnt, indem sie das lateinische Wort auf eine allerdings lächerliche Weise verderbte und so sich aneignete. Es ist oft mit dergleichen in der That gar komisch. So z. B. haben die Italiener aus dem Berge Hymettos (Ὑμηττός) einen — Narrenberg gemacht, indem sie denselben, jedenfalls nur nach dem Gehör, monte matto genannt haben und die Griechen und Türken haben nun wieder ihrerseits diesen Irrthum aufgenommen und Erstere den gedachten Berg Τρελλόβουνον, Letztere Delli-dag genannt. Ich glaube, eine gleiche Verstümmelung hat eine andere Sprache, und eine ähnliche ein anderer Gegenstand nicht aufzuweisen. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1842.

Gefängnißverbesserung.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Auf diese Erfahrungen fußend, spricht sich der norwegische Bericht, nachdem er das Ungenügende aller, die bessern Missethäter verderbenden und die schlechtern mindestens nicht besser machenden Classentheilungsversuche *) dargethan hat, über das vereinzelnde pennsylvanische System also aus:

Das pennsylvanische System bietet allen Gefangenen Gleichheit der äußern Zustände, es findet aber bei demselben in weit geringerm Maße als im auburnschen statt, daß das eigentliche Strafübel in diesen äußern Zuständen liegt. Sie sind nur das Vehikel der wahren Strafe, die aus dem Innern des Verbrechers, aus seinem Gewissen entspringt. Daher kommt denn seine, bei jeder andern Strafweise unerreichbare Eigenschaft, daß, gleichwie die Strafe das Verbrechen und die Sünde in ihrer innersten Wurzel angreift, sie auch auf ähnliche Weise die Intensität ihrer Einwirkung und die Stärke des Leidens, ohne eine, vielfachen menschlichen Irrthümern und Misgriffen ausgesetzte Mitwirksamkeit, genau nach der Strafschuld des Verbrechers abmißt, und zwar nicht nach der legalen, sondern, was praktisch vorzuziehen sein dürfte, nach der sittlichen Schuld. Es ist insbesondere der unvermeidliche und unablässige Seelenkampf und die Selbstqual, der nagende Schmerz des Gewissens und der Reue, der das Alleinsein und die Eintönigkeit der Vereinzelung zu einer so furchtbaren Strafe macht. Je größer die Schuld des Missethäters, je tiefer und eingewurzelter die Sünde in ihm ist, desto heftiger wird der Kampf in seinem Innern und der Gewissensbiß sein. Andererseits wird er, je größer die Geistesgaben sind, mit denen Natur und Erfahrung ihn ausgerüstet haben, die ihn vor dem Fallen hätten schützen sollen und durch deren Misbrauch er also eine um so größere Schuld auf sich geladen hat, Stoff zu einer desto bitterern Selbstqual in seinem Innern finden. Es ist eine Thatsache, daß die Strafe der Vereinzelung verhältnißmäßig am eindringlichsten auf geistvolle und begabte Menschen wirkt. Ebenso wenig als Mangel an Gefühl, Stumpfsinn und Trägheit, den rohen und einfältigen Verbrecher zu schützen vermögen, können Sophismen oder natürlicher Leichtsinn den aufgeklärtern oder gebildetern Missethäter von dem verschuldeten Leiden erretten. Dieses packt ihn auf ganz verschiedene Weise und in mannichfacher Abstufung, je nach der Gemüthsart des Verbrechers, der sich aber, wenn die Strafdauer nicht allzu kurz ist, der Erduldung des ganzen, ihm zugemessenen Leidens nicht entziehen kann. Ist aber einmal der innere Seelenkampf ausgestritten, hat erst das Gewissen gesiegt, ist wahrhafte, durch religiösen Trost gemilderte Reue eingetreten, dann hat die Vereinzelung sogleich ihren furchtbaren Charakter verloren. Von da an wird sie dem Missethäter zu einer strengen, aber nicht grausamen Prüfung, wohl geeignet, seinen sittlichen Fortschritt zu befördern, gute Vorsätze für die Zukunft in ihm hervorzurufen und gedeihen zu machen, nicht minder wird sich aber in dieser Prüfungszeit die Tiefe des Schmerzes nach seiner sittlichen Schuld abstufen.

*) Über die mit wenigen Ausnahmen in allen unsern deutschen Strafanstalten noch herrschende unsichere Classenabtheilung, die meist nur auf dem Papiere und dem Rockärmel besteht, äußert sich der erfahrene, gefängnißkundige Staatsmann, A. v. Tocqueville, in einem schon vor zwei Jahren der französischen Deputirtenkammer abgestatteten Berichte also: „Was die Classificationen betrifft, so hat sich deren Unzulänglichkeit, um der wechselseitigen Verderbniß der Gefangenen vorzubeugen, hinlänglich erwiesen. Über diesen Punkt sind alle Männer, welche die Gefängnisse aus näherer Anschauung kennen, einverstanden. Menschen von gleicher Sittenlosigkeit zusammenwerfen, dies heißt schon wünschen, daß jeder von ihnen mit der Zeit schlechter werde, als er war; aber noch mehr, es ist unmöglich zu bestimmen, welche die Verbrecher sind, deren Sittenlosigkeit gleich ist, denn es gibt kein äußeres Zeichen, den Grad von Verderbtheit eines Beschuldigten, oder die demselben zu Gebote stehenden Mittel, seine Laster Andern mitzutheilen, nur mit einiger Gewißheit zu bestimmen. Die strafbare Handlung, welche ihm zur Last gelegt wird, gibt über diesen Punkt nur wenig Licht. Der Minister des Innern hatte 1836 bei allen Directoren der großen Zuchthäuser die Anfrage gemacht, ob ihnen unter den Gefangenen, die sie unter ihrer Aufsicht hätten, die schweren Verbrecher verdorbener schienen, als die wegen geringerer Vergehen Verurtheilten? Fast alle antworteten, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien äußerst klein und in allen Fällen eher zu Gunsten der schweren Verbrecher wäre." Köllner in dem unter Nr. 2 angeführten Buche S. 53 fg.

Aus welchem höhern Gesichtspunkte das pennsylvanische System auch betrachtet werden mag, die Commission findet, daß es vor der auburnschen wie vor jeder andern Strafweise entschiedene Vorzüge besitzt. Die mancherlei Anschuldigungen, welche Vorurtheil und Einseitigkeit früher gegen das pennsylvanische System vorgebracht haben, wie z. B. seine Untauglichkeit für Erzielung sittlicher Besserung, sein nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit, glauben wir im Vorhergehenden bereits hinlänglich widerlegt zu haben. Auch die gegen dasselbe bisweilen erhobene Beschuldigung der Grausamkeit und Unmenschlichkeit muß die Commission für völlig ungegründet halten. Die Hauszucht, die für alle leiblichen Bedürfnisse der Sträflinge vorsichtig sorgt und ihnen gleichmäßig die geistige Unterstützung gewährt, deren ihre Schwäche bedarf, kann doch wol nicht grausam genannt werden, weil sie nach dem Fingerzeige der Vorsehung gleichzeitig das Strafübel und das geistige Läuterungsmittel in den sittlichen Leiden zu finden glaubt, die aus dem Gewissen, dem innersten Regulator der Sittlichkeit, entspringen? Wollte man hiergegen einwenden, diese

Strafart sei streng, so hat man allerdings Recht; dies ist es ja aber gerade, was sie sein soll. Schon lange genug hat man Versuche mit kleinen Änderungen und Modificationen, den Früchten einer misverstandenen Philanthropie, angestellt. Die verschiedenen früher angeführten Abänderungen und Vermischungen des auburnschen und des pennsylvanischen Systems sind nur halbe Maßregeln, ungeeignet ein ganzes Resultat zu erwirken; ja, das auburnsche System ist selbst eine solche halbe Maßregel, ein Stehenbleiben auf der Mitte des Weges. Schon längst hat man die Schlechtigkeit des Bestehenden eingesehen und empfunden, ja, man hat diese sogar durchschaut und ihre Grundwurzel entdeckt, und dennoch zauderte man, abgeschreckt durch die Größe und Neuheit der Unternehmens, die Wurzel völlig herauszureißen. Daher die vielen Palliativmittelchen, deren Unzulänglichkeit jetzt mehr und mehr eingesehen wird.

Sämmtliche Mitglieder der Commission haben nach der reiflichsten Überlegung die feste Überzeugung gewonnen, daß eine Zucht, die in allem Wesentlichen mit der philadelphischen übereinstimmt, das einzige Mittel sei, wodurch die Gefängnißstrafe geeignet gemacht werden könne, ihren doppelten Zweck, Strafe und Besserung, zu erreichen und ihren Platz als das vorzüglichste und wirksamste aller Strafmittel zu behaupten. Ja, nach der Ansicht der Commission hat die Idee, auf der das pennsylvanische System ruht, eine so ansprechende Einfachheit, eine so einleuchtende Klarheit, eine so schlagende Kraft, daß sie, gleich den vielen großen, nur durch mühsame Forschungen und zahlreiche Irrthümer ermittelten Wahrheiten, Jeden, der sie ganz begriffen hat, darüber staunen machen muß, daß sie so lange unentdeckt geblieben ist und erst so spät hat Anerkennung gewinnen können.

Die Commission trägt also kein Bedenken, sich bestimmt und unbedingt für die Meinung zu erklären, daß eine zweckmäßige Reform unsers Gefängnißwesens nur auf das pennsylvanische System gebaut werden könne, und zwar auf das reine und ungemischte pennsylvanische System, indem jede Abart oder Modification desselben theils eine größere oder geringere Abweichung von dessen Hauptgrundsatze völliger Vereinzelung aller Gefangenen in sich schließt, theils aber auch die vom Systeme aufgestellte Regel verletzt, daß die äußern Zustände aller Gefangenen gleich sein sollen.

Langsamer noch als in Norwegen und den civilisirtesten Reichen Nordeuropas sind die Fortschritte zur Gefängnißverbesserung in Frankreich gewesen. Zwar besaß dieses große Land schon seit 1819 eine durch die Regierung gestiftete, im Sturme der Juliumwälzung untergegangene königliche Gefängnißgesellschaft. Nach dieser Zeit war es aber die öffentliche Meinung, welche, wie in England schon seit 1817, den Weg zum Bessern vorzeichnen mußte. Lange blieb auch die der neuen französischen Regierung von der allgemeinen Stimme aufgedrungene Sendung Beaumont's und Tocqueville's nach Nordamerika zur Untersuchung der dortigen Gefängnisse für Frankreich fast spurlos, bis selbige endlich nach einem Jahrfünft Demetz und Blouet eben dahin abordnete, deren trefflicher Bericht über ihre Mission stets vom größten Werthe bleiben wird.

Im nämlichen Jahre 1836 erließ die Regierung am 2. Oct. ein Gesetz über die Trennung der Gefangenen in den Haftgefängnissen (maisons d'arrêt), welche aber in den wenigsten Departements zur Ausführung gebracht wurde. Da sie sich mit diesem schwachen Versuche begnügte, ging ihr wieder die öffentliche Gesinnung in dem einzigen Punkte voran, in welchem das strenge französische peinliche Gesetzbuch dieser noch einigen Spielraum gelassen hatte. Nämlich theils durch die Stiftung von Schutzvereinen für die entlassenen jugendlichen Verbrecher in Paris, Strasburg, Havre, theils durch die Einwirkung des pariser Vereins auf das für unerwachsene Sträflinge bestimmte Roquettegefängniß in Paris mit Einzelzellen, theils endlich durch die von dem verdienstvollen Demetz, nach dem Muster des hamburgischen Rettungshauses eingerichtete ländliche Ansiedelung der jungen Missethäter in Mettray bei Tours. Ja, es wurde sogar auf diese Weise in dem 500 jugendliche Missethäter zählenden Roquettegefängnisse, allmälig und Schritt vor Schritt, die ununterbrochene Vereinzelung bei Tage und bei Nacht (das sogenannte pennsylvanische System) mit dem besten Erfolge eingeführt. Nicht nur seit drei Jahren ohne allen Nachtheil für die vereinzelten Gefangenen, sondern auch, wie die gedruckten Berichte des pariser Policeipräfecten und die vor einigen Monaten angestellte Untersuchung des obengenannten Prof. David aus Kopenhagen darthun, ohne daß der ihnen ertheilte Elementarunterricht im geringsten durch die Vereinzelung gelitten hätte, ja, selbst ohne Verminderung des Arbeitserwerbes der Gefangenen, wie aus den verschiedenen Schriften des Arbeitsunternehmers, Hrn. Guillot in Paris, des Erfinders der Zellenwagen für den vereinzelnden Transport von Gefangenen, mit Zahlen belegt ist.

Da ermannte sich endlich auch die bis dahin noch schwankende Regierung. Am 6. April 1839 wurde durch dieselbe die alleinige Beaufsichtigung der weiblichen Gefangenen durch Wärterinnen ihres Geschlechtes angeordnet und allmälig mit dem besten Erfolge barmherzigen Schwestern untergeben. Am 10. Mai des nämlichen Jahres wurden in den großen Zuchthäusern die Leibesstrafen abgeschafft, der Gebrauch des Tabacks untersagt, die Schenke für verkäufliche Lebensmittel sehr eingeschränkt und das Schweigsystem eingeführt. Bald erkannte dieselbe aber das Unzureichende und die Halbheit dieser letzten Maßregel und ging bei ihrem Gesetzvorschlage vom 9. Mai des folgenden Jahres (1840) an die Kammern zur ununterbrochenen Vereinzelung über. Mit um so größerm Rechte, da die zur Prüfung dieses Vorschlages von der Deputirtenkammer niedergesetzte Commission anerkannte, „daß das Schweigsystem ohne körperliche Züchtigungen, und in einem so großen Lande wie Frankreich angewandt, von dem jetzigen Gefängnißsysteme nicht beträchtlich genug verschieden wäre und keine hinlänglichen Resultate erwarten lasse". (Röllner a. a. O. S. 66.)

Es enthält dieser Gesetzentwurf aber die Vorschläge zur Abschaffung der Galeerenhöfe und zur vereinzelnden Einsperrung ihrer Bewohner bei Tage und bei Nacht, die Einführung des nämlichen Systems in den neu zu erbauenden großen Zuchthäusern des Staates und Umbau oder gehörige Einrichtung aller Departementalgefängnisse nach den Bedingnissen der Regel der beständigen Vereinzelung. Von den letztgenannten, alle Untersuchungsgefangene, sowie die bis zu einem Jahre verurtheilten Correctionnaire enthaltenden Gefangenhäusern, welche beiweitem die Mehrheit aller Gefangenen des Landes in sich aufnehmen, wird aber in dem Bericht der Commission mit Recht Folgendes gesagt:

Man muß eingestehen, daß es die Departements gewesen sind, welche diese Reform zuerst vorgenommen haben. Die Centralverwaltung hat sich erst später erklärt. Jetzt wird dieselbe Reform in den Departements mit Thätigkeit betrieben. Seit wenigen Jahren haben verschiedene Orte Genehmigung nachgesucht oder dieselbe erhalten, vierunddreißig Gefangenhäuser mit Einzelzellen zu erbauen, und die meisten dieser Gefängnisse sind in der Ausführung oder vollendet. Das Departement der Seine (Paris) macht Anstalten, Einzelzellen für 1200 Gefangene einzurichten; der Bauanschlag beläuft sich auf 3,500,000 Francs. (Röllner S. 132 fg.)

Auch ist die Regierung soeben dem schönen Wetteifer der Departements durch den oben angeführten Atlas von 25 Tafeln mit Mustern für Gefängnißbauten von 8 bis zu 96 Einzelzellen durch drei ihrer geschicktesten Baumeister, sowie durch allgemeine Vorschriften für diese Bauten zu Hülfe gekommen. Es bleibt also nur noch übrig, daß die Kammern, welche sich in den J. 1840 und 1841 durch politische Aufregung und durch die Kosten der Kriegsrüstungen hatten abhalten lassen, den von ihrer Commission wesentlich verbesserten Gesetzvorschlag der Regierung in Erwägung zu ziehen, diesen in ihrer gegenwärtigen Sitzung endlich zum Gesetze erheben. Wir wollen zum sittlichen Heile unserer westlichen Nachbarn wünschen, daß dieses geschehe, denn sie sind darauf vollständig vorbereitet und alle Einsichtsvolle unter ihnen hoffen darauf. Wir Deutsche aber haben zu eilen, daß nicht auch Frankreich, wie Großbritannien und Skandinavien, uns in der schönen Laufbahn der Gefängnißreform vorauskommen, welche der jüngst gekrönte hochgesinnte Fürst unsers Vaterlandes gleich beim Antritte seiner Regierung unter die Zielpunkte seiner edeln Bestrebungen mit aufgenommen hat, und daß man von Deutschland mit einem scharfsichtigen und verdienten Gefängnißkundigen des Auslandes (Ducpétiaux, Generalinspector der belgischen Gefängnisse) nicht länger sagen dürfe und könne: „en Allemagne la réforme pénitentaire n'est encore guère sortie du champ de la discussion". *26.

Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie. Von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Lebensblätter. Wien, Stockhölzer v. Hirschfeld. 1841. Gr. 12. 1 Thlr 10 Ngr.

Das vorliegende Bändchen zerfällt in zwei große Haupttheile. In dem ersten kommen die bedeutendsten Gegenstände aus dem Leben der Gegenwart zur Sprache. Der Verf. trifft mit Vielem, was er sagt, entschieden das Rechte. Er klagt darüber, daß die großen Männer, so lange sie leben, von uns Deutschen immer nicht verstanden werden, und zwar aus dem Grunde, weil wir uns selbst und das Leben nicht verstehen. So haben denn heutzutage auch nur Wenige ihre eigenen Gedanken; man bedient sich fertiger, mit dem Stempel des Herkommens ausgeprägter Worte, bei welchen man sich gar nichts, oder doch etwas Confuses denkt. Die Poeten von heute, sagt unser Verf., wollen in ihren Werken Alles, ja, wenn es möglich wäre, noch mehr als Alles; ein Drama, ein Roman, eine Novelle, ein Gedicht soll eine ganze Lebensansicht aussprechen, soll Himmel und Erde, Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche und alles Andere in sich fassen, und so entstehen jene Monstra, die Alles sind, nur keine Gedichte; die nichts sind, weil sie mehr als Etwas vorstellen wollen. Ferner spricht der Verf. der „Lebensblätter" mit Wahrheit und nicht ohne Schärfe gegen das Übersetzen. Wir haben wirklich, wie er bemerkt, durch dies Chamäleonstalent von den größten Genien aller Völker nicht Dasjenige, was sie groß machte, das Menschliche, sondern Das, was an ihnen Beschränkung war, das Griechische, Römische, Englische, Spanische gelernt und lallen in ihren Zungen, als ob die Poesie eine Art der Geographie wäre. Mit Ernst spricht der Verf. ferner über die Kritik; er sagt, die Kritik bediene sich dreier schlechten Wege: erstens des gänzlichen Stillschweigens; zweitens des Unterschiebens falscher Absichten und des Verdrehens; drittens des scheinbar billigen Zusammenstellens mit dem Mittelmäßigen. Das Grundprincip aller Kritik sollte aber und müßte die Liebe sein, weil nichts so scharfsichtig macht als diese. Mit wahrer Energie wendet sich der Verf. an die strebende Jugend und sagt ihr, sie solle sich nicht durch das falsch verstandene Wort vom Mittelwege verführen lassen. Der Mittelweg führt nirgend hin, am wenigsten zum Wahren, Guten und Schönen. Jeder bleibe sich selbst treu und schließe richtig fort, so muß sich zuletzt Allen, dort, wo sie sich begegnen, das Eine, Rechte ergeben. Nicht ohne Grund ist endlich der Vorwurf, der in der Behauptung liegt, daß man, um einen deutschen Dichter zu verstehen, nur gelesen, gedacht und geträumt zu haben braucht, daß aber ein englischer oder französischer Schriftsteller nur von Dem verstanden wird, der gelebt hat.

Der zweite Haupttheil dieser „Lebensblätter" enthält „Drei Tage aus dem Leben eines Einsamen", worin viel Poesie, viel Gemüthlichkeit, einige Schwärmerei und ein klein wenig Literaturgespräch vorkommt. Wer gerade in einer sanften, lyrischen Stimmung ist, der liest das gewiß gern: am ersten Tage poetisches Stillleben; am zweiten die Gebirgsreise; am dritten Theodor's Sylvesterandacht. Zu diesem zweiten Haupttheile der „Lebensblätter" gehört als ein Anhang: „Blätter aus dem Tagebuche des Einsamen", worin über Wissenschaft, Kunst und Leben Aphorismen mitgetheilt werden, von denen die meisten scharf und treffend sind.

Da Ref. in dem vorliegenden Buche so manches Vortreffliche und Alles so durchaus ehrenwerth in Gesinnung und Streben gefunden hat, so ist es ihm doppelt leid, mit der Bemerkung schließen zu müssen, daß dies Buch seiner Form nach in die Classe derer gehört, die nicht entstanden, organisch erwachsen, sondern die nur zusammengestellt, oder gemacht sind. Eine rechte Einheit, einen bestimmten Mittelpunkt hat das kleine Werk nicht. 11.

Die Menschenopfer bei den Khonds.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft, welche am 20. Nov. 1841 zu London gehalten wurde, verlas der Secretair einen merkwürdigen Bericht des Lieutenant Macpherson über die religiösen Gebräuche und die grausamen Menschenopfer der Khonds, welche eine wilde Race von Gebirgsbewohnern sind und zwischen den Präsidentschaften von Bengalen und Madras die höher gelegenen Kreise der Landschaft Gumsoor inne haben. Sie stammen von jenen Stämmen der Urbewohner ab, welche vor der Emigration der Stämme, die vom Nordwesten her den Brahmismus und die Sanskritsprache nach Indien brachten, das Land bewohnt haben. Noch zwei andere Stämme, die Koles und die Sourahs, wohnen dort, aber das höchstgelegene und ausgedehnteste Territorium ist im unbestrittenen Besitze der Khonds. Sie haben keine Götzenbilder, aber auch keine moralischen Verpflichtungen gegen ihre Götter. Wie viele andere Stämme, welche sich im Zustande der niedrigsten Gesittung befinden, betrachten auch die Khonds ihren höchsten Gott als ein böses, misgünstiges Wesen, das nur durch grausame Opfer günstig gestimmt werden kann. Die untergeordneten Gottheiten dagegen begnügen sich mit der bloßen Anbetung oder der Darbringung von Thieropfern. Sonne und Mond werden mit bloßen Verbeugungen geehrt; der Gott des Kriegs durch Opfer von Schafen, Ferkeln, Geflügel günstig gestimmt; der Jugah

Pennu, oder der Gott der Kinderblattern, durch das Blut von Büffeln; aber der Gott der Erde, ihr oberster Gott, kann nur durch Menschenblut versöhnt werden. Dieser Gott heißt Bera Pennu, ordnet die Jahreszeiten, sendet den Regen und macht die Erde fruchtbar. Somit hängt von seinem Wohlwollen auch die Gesundheit der Menschen und das Gedeihen der Heerden ab; dies Wohlwollen wird aber nur durch häufiges Vergießen von Menschenblut erworben. Das Opfer muß zur Saatzeit dargebracht werden, jedes Landgut, welches zu der Gemeinde gehört, die Kosten für die Herbeischaffung eines geeigneten Subjects mittragen und für jedes Hauptproduct, z. B. Reis, Curcume, Senf u. s. w. ein separates Opfer dargebracht werden. Diese Blutopfer werden zur Zeit der Ernte wiederholt; auch ist es nöthig, daß sogar zwischen diesen Epochen einige Opfer stattfinden, damit der Bera Pennu in seiner Aufmerksamkeit nicht ermatte. Daher wird eine größere Zahl von Opfern dargebracht, wenn die Aussichten ungünstig sind, als wenn die Jahreszeit sich gut anläßt. Während der heißen Jahreszeit, wo die Ackerbaugeschäfte so gut wie ruhen, werden keine Opfer dargebracht; dagegen wol, wenn eine Seuche grassirt, wenn eine Krankheit unter dem Viehstande ausbricht, wenn die Verwüstungen der Tiger ungewöhnlich häufig werden, wenn irgend ein Unglück den Priester oder seine Familie trifft, oder wenn der Priester nur erklärt, daß Bera Pennu es so haben wolle. Die Opfer, welche Merias genannt werden, erhält man durch Kauf von den Penwas, einer Hinduclasse, welche sie wiederum von den ärmern Classen in den Ebenen erhält, entweder durch Diebstahl oder durch Kauf um einen geringern Preis, als die Khonds zu geben pflegen. Der Meria muß, will man anders die Gottheit nicht beleidigen, um einen Preis erstanden werden. Mit verbundenen Augen wird der Meria zu den Gebirgsbewohnern gebracht, im Hause des Priesters einquartiert, gefesselt, wenn er erwachsen, in vollkommener Freiheit, wenn er noch Kind ist. Man betrachtet ihn in allen Fällen als ein geheiligtes Wesen und erlaubt ihm zuweilen sogar zu heirathen und ein Stück Land zu bebauen. Wenn ein Opfer stattfinden soll, so versammelt sich das Volk in Masse und verbringt drei Tage in Schmauserei, Trunkenheit, Streit und Unzüchtigkeit. Am zweiten Morgen wird das Opfer gewaschen, in ein neues Gewand gekleidet und in feierlicher Procession, unter Musik und Tanz, in einen heiligen Hain gebracht und dort an einen Pfahl gebunden, mit Öl u. s. w. gesalbt und mit Blumen geschmückt. Während dieses zweiten Tages verehrt man ihn mit großer Feierlichkeit und die kleinste Reliquie von ihm oder von dem Curcumeteige, womit er beschmiert ist, gilt fortan als ein schätzbarer Besitz. Am dritten Morgen werden die brutalen Orgien, die aus Abspannung während der Nacht nachgelassen hatten, lärmvoll erneuert und bis zum Mittage fortgesetzt. Dann kann das scheußliche Opfer vollbracht werden. Auf eine barbarische Weise zerbricht man an verschiedenen Stellen die Arme und Beine des Meria, um ihm an dem Opferorte selbst, wo er als ein freiwilliges ungefesseltes Opfer erschinen muß, jeden Widerstand unmöglich zu machen. Nun wird er nach der verhängnißvollen Stelle gebracht, welche, zuweilen zufällig, eine Kluft in die Erde hineinbildet, durch welche, wie man annimmt, den Gott seine Gegenwart kundthut. Ein von einem Baume abgerissener Ast wird sodann über seine Kehle oder seine Brust gelegt und so lange mit Stricken angezogen, bis das unglückliche Opfer verhaucht hat. Die Versammelten stürzen sofort mit den Worten: „Wir haben dich um einen Preis erkauft!" auf den Leichnam, reißen ihm das Fleisch von den Knochen und bringen jeder ein blutiges Stück nach ihrem Besitzthume heim. Die Bewohner des Dorfes, welches das Opfer dargebracht hat, verhalten sich hierauf drei Tage lang stumm und verkehren nur durch Zeichen miteinander. Dann wird ein Büffel geopfert und alle Zungen sind gelöst. Die Zahl der jährlichen Opfer ist nicht bekannt; aber in dem Thale von Borogucha, ungefähr zwei Meilen lang und drei Viertel Meilen breit, entdeckten die Begleiter des Lieutenant Macpherson, welcher jene Localität erforschte und ausmaß, sieben Opfer, deren Tödtung beschlossen war. Die Khonds beabsichtigten, das schreckliche Opfer gleich nach der Abreise der Reisegesellschaft zu vollbringen. Man erfährt, daß Lord Elphinstone's Verwaltung sich mit großem Eifer bemüht, der Ausübung dieses schändlichen Gebrauches ein Ziel zu setzen, und daß Lieutenant Macpherson zu diesem Zwecke abermals nach dem Gebiete der Khonds entsendet worden ist. 5.

Aus Italien.

Ein sehr gut gemeintes Buch: „Un curato di campagna. Schizzi morali del dottor *Carlo Ravizza*" (Mailand 1841), das die mildheimische Humanität auf den Horizont der Brianza überzutragen beabsichtigt, findet bei italienischen Beurtheilern zwar eine sehr anerkennende Aufnahme, doch meinen sie, daß seine Wirksamkeit eine sehr problematische bleibe, weil selbst der einfachsten Fassungskraft einleuchte, daß jede Thätigkeit, die aus der eigentlichen Sphäre ihrer Wirksamkeit heraustrete, dem Zufall anheimgegeben sei. Wäre der Dorfgeistliche auf das geistige Element der Bildung seiner Gemeinde und auf die Erweckung des sittlich-religiösen Sinnes angewiesen, so werde des übrigen genug ihm zufallen, wenn er darin seinem Berufe genüge; und zu vielfach sei im alten Europa die Verwickelung und der nothwendige Conflict der Lebensverhältnisse, als daß an eine paraguayische Bevormundung, auch im edelsten Sinne, hier zu denken wäre. Vielleicht wagte man hier nicht auszusprechen, was doch im Hintergrunde dieser Beurtheilung liegt, daß, wer glücklich und selig werden will, es durch eigenen Willen und nach eigner Überzeugung werden müsse; und daß geistiges Wohlsein ebenso wenig durch fremde Vermittelung erreicht werden könne als leibliches. Wer gesund werden will, darf nicht hoffen, daß er durch einen Andern sein Podagra &c. loswerden könne.

Mit der Kirche Sta.-Croce zu Florenz hängt die Kapelle Rinuccini zusammen, die von den Reisenden bei dem Reichthum anziehender Denkmäler und selbst von den Topographen vernachlässigt worden ist, die wie E. Förster der mittelalterlichen Malerei besondere Sorgfalt zugewandt haben. Die Kapelle ward um 1300 von Lapo di Rinuccino II. begründet, und nach der florentiner Tradition stammten die geschichtlichen Bilder darin von Taddeo Gaddi her (von dem die größern Werke meist uns verloren sind), nach dem Urtheile deutscher Kunstfreunde aus der Schule der Gaddi. Diese Streitfrage der Entscheidung näher zu bringen, kann das Werk eines Florentiners Ajazzi dienen, der unter dem Titel „Capella Rinuccini in Sa.-Croce di Firenze" genauere Angaben über sie herauszugeben im Begriff steht. Das Beste dabei dürften die Umrißtafeln von Paolo Lasinio nach Gozzini'schen Zeichnungen sein, da die in italienischen Blättern bekannt gemachten Proben des Textes auch über die mit der Kapelle zusammenhängenden geschichtlichen Ereignisse leider mehr Phrasen als belehrende Angaben versprechen. Für die Nichtflorentiner kann dieses Werk dienen, um die Unsicherheit in den Notizen endlich zu beseitigen, die noch in vielen Werken besteht. Bekanntlich finden sich in der Kapelle Baroncelli in Sta.-Croce Darstellungen aus dem Leben der Maria, die man Taddeo Gaddi zutheilt; in der Kapelle Rinuccini Darstellungen aus dem Leben der Madonna und der heiligen Magdalena. Diese letztern findet man in Ajazzi's Werke. Herr Melch. Missirini hat im fünften Hefte des „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo" eine vorläufige Ankündigung gegeben, die jedoch so vag und unbedeutend gehalten ist, daß hoffentlich das versprochene Werk, welches er anpreist, seine Worte vielfach beschämt. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1842.

Johann Heinrich Merck's ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal herausgegeben von Adolf Stahr. Mit Merck's Bildnisse. Oldenburg, Schulze. 1840. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

So wenig man der vorherrschenden Richtung unserer Literatur eine bereitwillige Anerkennung bedeutender Vergangenheiten nachrühmen mag, so wenig darf man andererseits verkennen, daß die vielfachen Beiträge, welche zur Aufhellung jenes denkwürdigen Abschnitts der deutschen Literaturgeschichte — der letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrhunderts — die jüngste Gegenwart uns lieferte und welche der Farbe einer bewußten Pietät fast nie entbehren, ein charakteristisches Moment für die Beurtheilung der jetzigen Literaturperiode überhaupt abgeben. Jene Pietät ist zwar in der Regel weniger offen von Denen an den Tag gelegt, welche solche Beiträge liefern; vielmehr haben wir es unter ihnen zumeist mit Gelehrten zu thun, welche die Verdienstlichkeit ihrer Thätigkeit nicht nach dem Werthe zu beurtheilen pflegen, den dieselbe in Betracht eines verwandtschaftlichen Bandes unter der großen deutschen Literaturfamilie haben könnte. Aber jene Pietät wird diesen Beiträgen meist in dem Stempel kritischen Raisonnements eingeprägt, der ihre Geltung für einen sehr großen Theil des „gebildeten" Deutschlands bestimmt, und so bringen Darstellung und Kritik gemeinsam eine Wirkung hervor, welche durch ihre Dauer und Gleichmäßigkeit nicht minder als durch die ungewöhnliche Vereinigung an sich widerstrebender Elemente jenes charakteristische Moment zu bilden geeignet ist. Die Kritik, hier in seltenem Einverständniß verschiedenartiger Tendenzen, ehrt und pflegt erneuerte Beobachtungen über die Bahnen und Kreise der glänzenden Sterne unserer vergangenen Literaturepoche, während sie, und wiederum mit wenigen Ausnahmen jeden gegenwärtigen Einfluß der Constellationen dieser Himmelszeichen abweist, und noch viel entschiedener ihre Bezeichnung als Leitsterne der jüngern Geschlechter desavouirt; und dieser Kritik steht eine Darstellung gegenüber, die oft mit befangener Einseitigkeit, fast stets in den untern Kreisen literarhistorischer Forschung sich bewegend, jene Innerlichkeit und Objectivität nicht kund gibt, welche, von einem allgemeinern Standpunkte aus, die Kritik ihr, wo nicht im Einzelnen, doch dem Complexe ihrer Resultate beizulegen sucht.

In mehrfacher Beziehung anders verhält es sich mit dem vorliegenden Buche. Der literarische Charakter, den es darstellt, stand bisher in einer eigenthümlichen und ziemlich ungewissen Beleuchtung da: einige Worte Goethe's, höchstens noch einige kleinliche Notizen Böttiger's warfen seltsame Streiflichter auf das sehr unausgeführte Gemälde, ja, Vielen schwebte bei der Nennung dieses Namens wol nicht viel mehr vor als die Beziehung, in welche Goethe Merck's Handlungsweise mit der Rolle des Mephistopheles bringt: selbst die Skizze, die Wagner von ihm (in dem Vorworte zu seinem Briefwechsel) entwarf, konnte auch in dem kleinern Kreise, dem sie bekannt geworden sein mag, nicht sehr berichtigend wirken. Dazu kam, daß dieses Nachurtheil um so mehr den Charakter eines Vorurtheils annehmen mußte, je weniger man von den Schriften des seltsamen Mannes — im günstigsten Falle galt er nur für einen solchen — eigene Kenntniß erlangen konnte, eine Anzahl Briefe abgerechnet, die beinahe selbst erst wieder Beleuchtung bedurften, statt Licht zu geben, und die noch dazu nicht sehr ins Publicum gedrungen zu sein scheinen. Unter diesen Umständen kann man es wol erklärlich finden, wenn Hr. Stahr sich mit aller Macht des Gegensatzes befleißigt, wenn er versucht „das Bild des Mannes im Lichte der Liebe aufzustellen", und dabei in eine panegyrische Darstellung — er verhehlt es selbst nicht — hier und da übergeht. In der That rechtfertigt sich dieses „Licht der Liebe" vielfach durch Bezeichnung von Thatsachen, es entschuldigt sich anderwärts durch Theilnahme und Mitleid bei traurigen Verhängnissen des Schicksals, die über Merck hereinbrachen, und selbst da, wo es sich weder rechtfertigen noch entschuldigen läßt, ist wenigstens eine Entschädigung immer noch darin zu finden, daß zwei Drittheile des Buches Merck selbst, nicht Hrn. Stahr über ihn, zu uns reden lassen.

Hier ist also genug bewußter Pietät in der Darstellung selbst, und die Kritik — wenn es anders ihre Aufgabe ist, das mangelnde Gleichgewicht der Production zu ergänzen — hat diesmal vielmehr der Schattirung nachzuhelfen, statt die Lichter zu erhöhen. Es versteht sich, daß dies Alles blos von der ersten Abtheilung gelten kann, welche „Merck's Leben und Streben mit seinen Freunden" schildert, während in der zweiten Abtheilung „Ausgewählte Schriften Merck's zur schönen Literatur und Kunst" gesammelt sind.

In dieser ersten Abtheilung schreitet die biographische Darstellung nicht in chronologischer Weise, wie man sonst gewohnt ist, vorwärts, sondern verhält sich mehr in der Art, wie man bei statistischer Behandlung pflegt, in Schilderungen der Beziehungen Merck's zu einzelnen Personen und Objecten. Nur die ersten Jugend- und letzten Lebensjahre Merck's werden in ersterer Weise beschrieben, im Übrigen aber sind folgende Rubriken gewählt: Merck und Herder — Goethe — Wieland, Merck's Verhältniß zu andern ausgezeichneten Zeitgenossen — zur Kunst und zu den Künstlern — zu den Naturwissenschaften. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Verfahren manche Vortheile für genauere Einsicht in die verschiedenen und doch concentrischen Beziehungen des vielseitig gebildeten Mannes gewährt und im vorliegenden Falle um so passender erscheinen mag, als, was namentlich die persönlichen Beziehungen anlangt, gerade in brieflichen oder sonstigen Äußerungen seiner Zeitgenossen eine Hauptquelle für seine Biographie zu finden war, deren Benutzung auf die erwähnte Art am füglichsten und sichersten geschieht. Allein den nicht zu verkennenden Übelstand führt dies Verfahren mit sich, daß die verschiedenen Lebensperioden zu wenig auseinander gehalten werden können, oder daß, wo es geschieht, wir genöthigt sind, im Geiste so oft auf frühere Verhältnisse zurückzukehren und den biographischen Cursus gleichsam noch einmal durchzumachen, so oft wir eine neue Beziehung zu einem seiner Zeitgenossen kennen lernen.

Ein großer Theil dieser biographischen Darstellung ist nach Stoff und Form, wie nicht anders zu erwarten war, aus dem bereits veröffentlichten Briefwechsel, oder aus Aufsätzen Merck's im „Merkur", sowie aus Goethe's Äußerungen geschöpft, die er in seinen Werken verschiedener Orten, namentlich in „Wahrheit und Dichtung" niedergelegt hat. Hierbei gebührt Hrn. Stahr das unbestreitbare Verdienst sorgfältiger Verbindung und Redaction dieser Auszüge, sowie die unbedingte Anerkenntniß sonstiger literarhistorischer Studien, als deren Ergebnisse die mannichfachen sehr interessanten Bemerkungen und Betrachtungen über damalige Zustände und literarische Verhältnisse erscheinen. In Folge dieser letztern Beziehungen finden wir hier manche Mittheilung, die, streng genommen, in einer Biographie Merck's nicht zu vermuthen war, aber jedenfalls dankenswerth und wenigstens nicht ungeeignet placirt ist. So z. B. Goethe's Gedicht „Elysium an Uranien", aus dem Briefwechsel Th. II. Vorzugsweise in Beziehung auf Goethe, dessen Verhältniß zu Merck überhaupt die hervorstechendste Partie der Biographie bildet, sind aber auch mehre Episoden angebracht, die um so mehr zu einer besondern Berücksichtigung sich eignen, als sie die negative Seite der schon oben erwähnten Pietät bilden. Hr. Stahr, bemüht, Merck nicht blos in einem reinen, sondern auch in einem möglichst warmen Lichte zu zeigen, greift hier nicht selten sowol über die Grenzen der Biographie hinaus, als er auch da, wo er innerhalb der Grenzen seines Gegenstandes bleibt, wenigstens die subjective Stellung des Biographen bisweilen aus den Augen verliert. Ersteres ist namentlich der Fall, wo er von der im „Merkur" erschienenen Beurtheilung des „Götz von Berlichingen" spricht, deren Goethe in der Selbstbiographie misbilligend und unmuthig gedenkt. Ref. entsinnt sich, neuerlich schon diese Kritik und theilweise Antikritik als Gegenstand einer Discussion gefunden zu haben; Hr. Stahr verbreitet sich von neuem hierüber von S. 29 — 39 des vorliegenden Buches. Man weiß in der That nicht recht, wie man hier dazu kommt, noch überhaupt, wozu es frommen könne, jene antikritischen Worte Goethe's einer neuen Kritik unterworfen zu sehen. Goethe fand in jener Recension seines „Götz" ein „Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer", und setzte hinzu: „wie mochte es erst im großen Publicum aussehen?" Nun bemüht sich Hr. Stahr nachzuweisen, daß jene Recension auch viel Anerkennendes enthalte, und daß, wo sie tadle, sie mit Recht tadle, und im Einklange mit seiner eigenen Überzeugung, ja er führt noch eine große Stelle aus Hegel's Ästhetik an, wo einige derselben Punkte getadelt werden. Wir wollen annehmen, Hr. Stahr habe durchgängig Recht, um was sind wir damit gefördert? um eine tiefere Kenntniß, richtigere Würdigung des „Götz"? Zu dieser gelangen wir schwerlich auf dem historischen Wege des Durchgehens alter Recensionen, oder indem uns Hr. Stahr bei der Hand nimmt, an Hegel's Ästhetik vorüberführt und beiläufig bemerkt: auch ich theile Hegel's Ansicht; — um eine nähere Kenntniß des Verhaltens der zeitgenössischen Kritik zu Goethe's Production? Gesetzt, Hr. Stahr hätte die Sache wirklich in das rechte Licht gesetzt, so handelte es sich hier immer nur um eine Beurtheilung, um „ein Beispiel" der dumpfen Sinnesart, von der Hr. Stahr nicht nachgewiesen hat, daß sie überhaupt nicht vorhanden gewesen sei. Es konnte ihm aber überhaupt auch ganz gleichgültig sein, inwieweit Goethe oder der Prof. Schmid, der Verfasser jener Recension, Recht hatten; es warf auf Merck, den Gegenstand seiner Biographie, kein Licht mehr oder keinen Schatten weniger, wenn er auch diese 10 Seiten gestrichen hätte: wozu so unvergolten den Apologeten eines Recensenten im „Deutschen Merkur" gegen eine beiläufige Betadelung Goethe's spielen, wo das Interesse der Wahrheit ein so geringes und seine Erzielung so unsicher ist?

Aber nicht blos über die objectiven Grenzen der Biographie, sondern auch über die subjective Stellung des Biographen geht Hr. Stahr bisweilen hinaus. An verschiedenen Stellen in „Wahrheit und Dichtung" gedenkt Goethe seines Verhältnisses zu Merck in einer Weise, welche mehr oder minder eine Misbilligung des Einflusses, den Merck auf ihn übte, oder des Urtheils, das er über ihn und seine Productionen fällte, bei aller Achtung vor Merck's geistiger Kraft zu erkennen gibt. Es geschieht dies namentlich in Bezug auf sein Verhältniß zu Charlotten und in Bezug auf „Clavigo". Daß in beiderlei Hinsicht Hr. Stahr jene Urtheile Goethe's in Erwägung zog, daß er die Gründe untersuchte, aus welchen Merck so sich zu verhalten, Goethe so sich über dies Verhalten zu äußern veranlaßt sehen mochte, daß er als Ergebniß dieser Revision eine Ansicht über die richtigere Auffassungsweise des Einen oder des Andern aussprach: das Alles mochte in der Berechtigung des Bio-

graphen liegen, vorausgesetzt, daß wirklich ein Interesse vorhanden war, auf solche Einzelnheiten einzugehen und so correctorisch gegen Urtheile zu verfahren, die keineswegs Merck's ganze Persönlichkeit, sondern wiederum nur einzelne Urtheile desselben berührten. Schon in der unverkennbaren Überschätzung dieses Interesses liegt ein Vorwurf für den Biographen; wir können aber nicht umhin, einen fernern in der Art zu finden, wie Hr. Stahr jene Prüfung vornimmt. Zwar behandelt er dieselbe sehr delicat, er spricht von „unendlicher dichterischer Schönheit und Wahrheit" der Schilderung Goethe's, er will „den Freund und sein strenges Urtheil gegen den Poeten" vertheidigen; aber im Grunde thut er weiter nichts, als daß er sich auf den Standpunkt der Merck'schen Urtheile stellt und von da aus alles Das weitläufiger auseinandersetzt, was zur Begründung derselben sich sagen läßt, statt daß er gerade einen unparteiischen Gesichtspunkt aufzusuchen gehabt hätte, von welchem aus die Subjectivität beider Männer zu erwägen gewesen wäre. Dabei konnte die Eruirung viel unbefangener, aber auch viel kürzer vor sich gehen. Hr. Stahr brauchte namentlich nicht, wie er auf ziemlich sieben Seiten (S. 55 — 61) thut, eine Exposition über dramatische Fehler des „Clavigo" zu geben, weil Merck zu Goethe gesagt hatte: „solchen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die Andern auch"; in Consequenz solchen Verfahrens hätten wir inskünftige in jeder Biographie fruchtbarer Kritiker, denen sodann auch Widersacher nicht fehlen, eine kleine Literaturgeschichte und wol auch noch eine praktische Ästhetik mit Hinsicht auf die Werke ihrer Zeitgenossen zu erwarten. Hr. Stahr hätte aber überhaupt noch selbst den Schein vermeiden sollen, als wolle und könne er Merck nur unter Beeinträchtigung von Goethe's Verdiensten und Goethe's Scharfblicke in das Licht stellen, in welches er ihn wirklich stellt; und manche seiner Wendungen erregt Zweifel, ob das nur Schein sei. Oder war wol z. B. zu Merck's Rechtfertigung eine Phrase über Goethe nöthig, wie die S. 63: „Wahrlich nicht alle die Wechsel auf Unsterblichkeit, die in den 55 Bänden ausgestellt sind, wird die Nachwelt acceptiren?"

Doch wir wenden uns zu andern Theilen des Buches, bei denen wir einer Anerkennung von Hrn. Stahr's Leistungen um so freudiger Raum geben, als hier größtentheils nur die schon oben gerühmten Verdienste des Biographen sichtbar sind. Nur bisweilen verfällt Hr. Stahr in einen leidenschaftlichen Ton, der selbst, wo er im vollen Rechte sich befindet, nicht anzuwenden gewesen wäre, wie in den Ausfällen gegen Böttiger S. 94 u. 102. Auch darin können wir Hrn. Stahr nicht beipflichten, daß er Merck, wenn auch modificirt, doch einen hohen Grad von Productivität beilegt (S. 89 fg.); seine Hauptbefähigung scheint er vielmehr blos für Kritik gehabt zu haben, und die hier abgedruckten Aufsätze sind keineswegs geeignet, jenes Urtheil zu bestätigen. Dagegen ist namentlich die Sorgfalt zu rühmen, mit welcher der Biograph die verschiedenartigsten Beziehungen, in denen Merck stand, zu erforschen und darzustellen bemüht ist. Denn der vielseitig gebildete Mann nahm nicht blos an den Bestrebungen der schönen Literatur, sondern auch an den Leistungen der Kunst vielen Antheil und die Naturwissenschaften nahmen einen vorzüglichen Rang unter seinen Studien ein.

Der interessanteste Theil des Buches sind unstreitig die in der zweiten Abtheilung abgedruckten Aufsätze Merck's, die Hr. Stahr sämmtlich aus dem „Deutschen Merkur" ausgewählt, an welchen überhaupt, wie auch S. 89 bemerkt ist, seine schriftstellerische Thätigkeit sich zumeist anschloß. Diese Aufsätze sich aber freilich von sehr verschiedenem Werthe. Nr. 1: „Akademischer Briefwechsel", ist ganz im Sinne des schrankenlosen, willkürlichen Verhaltens eines genialen Subjects geschrieben, wie es unter den Einflüssen der französischen Philosophie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einem Theile der Jüngern Sitte geworden war. Da ist nirgend Maß, noch Besonnenheit; nichts als die unbedingteste Negation aller Schranken des bürgerlichen Lebens und der gegebenen Culturverhältnisse. Sitte und Pietät stehen hintenan und das vage Schweifen in einer Art von geistigem Naturzustand ist die Atmosphäre der Briefsteller. Der eine derselben ist nach gemachtem Universitätsexamen Consistorialassessor geworden und findet begreiflicherweise das neue Element, in das er gekommen, nur zum Verspotten geeignet; der andere studirt noch, aber nicht wie er soll, sondern in jener vagirenden Weise, seine Mutter schreibt von beengtem Gesichtskreise aus gutmüthig-ermahnend, Gönner nehmen sich seiner an und ertheilen ihm von dem praktischen Standpunkte aus Rathschläge: über das Alles macht er sich nun in den Briefen lustig und ist glücklich, wie er von einem Juden ein Darlehn und nicht auf dem geradesten Wege erlangt hat; seine Schwester füllt das leichte Kleeblatt, ein paar verliebte Briefe zwischen ihr und dem Assessor und ein paar andere emancipationsvolle an den Bruder sind würdige Seitenstücke zu diesem akademischen Briefwechsel. Da bedauert sie den Bruder, daß er „wieder zurück unter das H—degeschlecht muß", und dann freut sie sich, daß er „ein Mittel gefunden hat, dem H—deleben zu entgehen"; ein andermal erzählt sie von ihrem Geliebten: „Neulich fuhr ich mit Sternbergen Abends bei Mondschein in einer halbbedeckten Kalesche von meiner Tante nach Hause. Es war ein göttlicher Abend; wir lagen eins dem andern in den Armen und sangen: Silberner Mond u. s. w."; und ihr Herr Geliebter schreibt an den Bruder: „Ich bin gewiß versichert, deine Schwester ist zu ehrlich, als daß sie einem gleich das Heirathen zumuthen sollte; und so lange man noch halbwegs mit einem Mädchen etwas anfangen kann, muß man's zu diesen Extremitäten nicht kommen lassen." Von solchen würdigen Ansichten sind die Briefe alle voll; Hr. Stahr hätte wol etwas Nobleres auswählen sollen als eine leichtfertige Jugendarbeit von einer Sorte, wie sie in neuester Zeit bis zum Überdruß in der Literatur grassirt hat. Nr. 2: „Lindor; eine bürgerliche deutsche Geschichte." Eine der vielen Seiten des großen Gegensatzes zwischen dem Idealen und dem Realen ist in der Darstellung des Lebens eines talentvollen Mannes ge-

zeichnet, dessen Bestrebungen und Befürchtungen größtentheils den entgegengesetzten Ausgang nehmen. Die kurze Erzählung ist voll feiner Lebensmaximen, aber der paränetische Zweck hat die künstlerische Gestaltung beeinträchtigt. Nr. 3: „Geschichte des Herrn Oheim", eines Mannes, der „sich muthig entschlossen hat, seine ganze Existenz auf die Cultur der Erde zu bauen, seine Bedürfnisse auf die natürlichsten einzuschränken und zu erwarten, ob seine Glückseligkeit eher aus einer einzigen vollen Quelle herzuleiten sein möchte, als aus so vielen tausenden, die so leicht versiegen" (S. 229). Diese Art von modernem Cincinnatus athmet gleichfalls zu sehr in der Atmosphäre jener oben bezeichneten Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, als daß sie für unsere Zeit geeignet wäre. Den Revers dieses Aufsatzes, zum Theil aber auch seine Negation, bildet Nr. 4: „Herr Oheim der Jüngere; eine wahre Geschichte." Der Held derselben ahmt dem erstern nach, aber es mislingt, und er befindet sich erst dann wieder wohl, als er in das Fahrwasser des gewöhnlichen menschlichen Treibens zurückkehrt und seine Ideale aufgibt. Die Ironie greift hier nicht genug durch und so wird ein guter Theil des Eindrucks des erstern Gemäldes wieder getilgt. Nr. 5: „Eine Landhochzeit", ist ungefähr in demselben Sinne geschrieben; Gegensätze des Beamtendruckes und der Würde und Kraft des Bauernstandes. In allen diesen größern Aufsätzen prägt sich eine Lebensansicht und Lebenseinsicht aus, die dem gegenwärtigen Standpunkte zum größten Theile fremd, nur auf vergangenen Zuständen basirt; sie macht eine objective Würdigung um so schwerer, weil die Subjectivität des Verf. ungemein vorwaltend ist, und weil der Reflex der richtigen Beleuchtung uns abgeht. Diese Übelstände treten in den eilf vermischten Aufsätzen zur Literatur und Kunst weniger hervor, die schließlich unter Nr. 6 mitgetheilt sind. In manchen derselben, wie „Über den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehnd" und „Über den Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterlande", liegen treffliche Bemerkungen; die Mehrzahl aber bezieht sich auf Malerei und Plastik, und auch hier sind, wenngleich von etwas antiquirtem Standpunkte aus, feine Beobachtungen und Winke gegeben, und vieles des hier Gesagten bedürfte nur einer modernen Draperie und Scenerie, um für einen zeitgemäßen und interessanten Aufsatz aus der jüngsten Tagesliteratur — denn tiefer gehen wenige — zu passiren. So namentlich Nr. 7: „Über die letzte Gemäldeausstellung in **", wo bei einem Hauptpunkte nur ein seltsam sinnentstellender Schreib- oder Druckfehler stört: es ist wiederholt von dem Gemälde einer „Dame" die Rede, während eine „Danae" gemeint ist. Der letzte Aufsatz: „Fragment über die Beantwortung der Frage: welches sind die Kennzeichen des geraden Menschenverstandes?" wo wir z. B. lesen, daß „der höchste Grad des Genies zugleich das Merkmal des geraden Menschenverstandes ist", bietet uns freilich eine nicht sehr günstige Einsicht in die Merck'sche Philosophie. Ein Anhang von Notizen bezieht sich auf das in wohlgelungenem Stahlstich beigegebene Portrait Merck's nach der Zeichnung von Lips. 28.

Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponèse, avec cartes et plans topographiques, par *F. Aldenhoven*. Athen, Nast. 1841. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses, dem Könige von Preußen zugeeignete, Reisehandbuch über Attika und den Peloponnes hilft, bei dem Mangel solcher, das neue Griechenland überhaupt zum Gegenstand habender Reisehandbücher, einem, namentlich von Reisenden in Griechenland gefühlten Bedürfnisse ab. Denn dies ist zunächst der Zweck, den der Verf. dabei gehabt: er wollte aus den vielen vorhandenen Reisewerken über Griechenland, von den ältesten Zeiten herab bis zu den unsern, das für den Reisenden Brauchbare zusammenstellen; indeß hat er dabei nun auch noch zuvor an Ort und Stelle selbst geprüft und sorgsam verglichen, um widersprechende und irrige Nachrichten der Schriftsteller aufzulösen und zu beseitigen. „C'est le fil d'Ariadne, que je tends à ceux, qui voudraient parcourir ce labyrinthe inextricable, dont je crois pouvoir leur faciliter la visite, sans qu'ils ayent à craindre de s'y égarer", sagt der Verf. in der Vorrede von seinem „Itinéraire"; und wir können dasselbe, so weit wir darüber zu urtheilen vermögen, als einen solchen Faden der Ariadne dem Reisenden in Attika und dem Peloponnes empfehlen. Im Einzelnen müssen wir die Prüfung Andern überlassen; indeß läßt schon der Name des Verf. und insofern Letzterer mit der Geographie des neuen Griechenlands vielfach sich beschäftigt hat — wennschon Hr. Kiepert in seinem Atlas von Hellas (Berlin 1841) über die vor einigen Jahren in acht Blatt erschienene Karte Griechenlands von Aldenhoven nicht gerade sehr günstig sich ausspricht — voraussetzen, daß das vorliegende „Itinéraire" seinem Zwecke zu entsprechen vermag. Interessante Zugaben sind die beigegebenen Karten und Pläne von einzelnen Städten des alten Griechenlands; auch kann man die historischen Einleitungen, welche der Verf. hier und da vorausgehen lassen und wobei er namentlich auch die neueste Geschichte mit berücksichtigt hat, an und für sich nicht, höchstens nur um ihres bisweilen unverhältnißmäßigen Umfangs willen tadeln. Die eingestreuten statistischen Notizen sind natürlich von besonderm Interesse, da unsere diesfallsige Kenntniß von Griechenland noch zur Zeit sehr mangelhaft ist. 25.

Bibliographie.

De Foe's, D., gesammelte Romane. 1ster Band. Leben und Abenteuer des Capitäns Singleton. — Auch u. d. T.: Leben und Abenteuer des Capitains Singleton. Vom Verfasser des „Robinson Crusoe". Aus dem Englischen von C. Kolb. 1ster Theil. 16. Stuttgart, Belser. 3¼ Ngr.

Krug's Lebensreise in sechs Stazionen von ihm selbst beschrieben. Nebst F. V. Reinhard's Briefen an den Verfasser. Neue, verbesserte und vermehrte, Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rauwerk, K., Ein Wort über freie Staatsverfassung. Gr. 8. Hamburg, Nestler und Melle. 1841. 3¾ Ngr.

Die Quellen der Armuth und des Verbrechens, und die Mittel, welche dem Staate im Vereine mit den einzelnen Staatsbürgern gegen dieselbe zu Gebote stehen, von E. R. Gr. 8. Stuttgart, Autenrieth. 1841. 10 Ngr.

Reiseskizzen. Episteln an Madame von H. Heine's Nachfolger. 2 Theile. Gr. 12. Hamburg, Nestler und Melle. 3 Thlr. 15 Ngr.

Scribe, Gesprengte Fesseln. Lustspiel in 5 Akten, nach dem Französischen von L. Eichler. 8. Berlin, Klemann. 7½ Ngr.

Uebel, B., Kurs der Taktik und Strategie und Plan zur Vertheidigung der Schweiz gegen Frankreich im Jahre 1838. Aus Uebel's schriftlichem Nachlaß. Gr. 8. Zürich und Winterthur, Liter. Comptoir. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 29. — 29. Januar 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Dritter und letzter Artikel. *)

11. Rosen und Vergißmeinnicht.

Unter den „Lilien", „Cyanen", „Sonnenblumen" und der sonstigen Flora von 1842 dürfen immerhin die „Rosen" als Königinnen ihr Haupt erheben und, da sie ein Recht dazu haben, brauchen sie nicht zu fürchten, daß es ihnen dafür vor der kritischen Ruthe wie den bekannten Mohnköpfen vor der Gerte des Tarquin ergehen werde. Wenigstens verzichtet Ref. gern auf die Ehre, unter den kritischen Mächten dadurch zu glänzen, daß er, wie so mancher neue Alcinous sich zum Motto macht:

> Alle die verdammten Köpfe,
> Die so frech herübergucken,
> Sollen gleich vor meinen Hieben
> Fallen oder niederducken —

auch denkt er nicht christlich genug, um anzunehmen, daß Die, welche sich selbst erhöhen, allemal erniedrigt werden müßten, und er hat darum den „Rosen" trotz ihrem stolzen Titel gern den ersten Platz in dieser neuen Decurie eingeräumt. Das seltenste Exemplar unter ihnen ist „Der reiche Poet" von Franz Dingelstedt. „Ein reicher Poet? Das ist freilich ein seltenes Exemplar!" werden die armen Poeten sagen. Ich aber rathe ihnen, diesen reichen Poeten nur erst kennen zu lernen, und sie werden daraus den Trost schöpfen, daß es ihnen vielleicht nicht gar zu fern liegt, auch solche reiche Poeten zu werden, sofern sie nur erst, gleichviel ob reich oder arm, überhaupt schlankhin Poeten sind. Die das nicht sind, werden hieraus sogleich merken, was es eigentlich mit unserm reichen Poeten besagen wolle, und achselzuckend auf solchen Reichthum resigniren. Mögen sie denn arm bleiben, diese armen Teufel! Es ist ihnen nicht zu helfen! Denn „wer da hat, dem wird gegeben werden; von Dem aber, der nicht hat, wird auch Das genommen werden, das er hat!" Das sagt St.-Lukas, und das ist das Motto unserer Idylle vom reichen Poeten. Unser Poet ist reich, denn er hat einen ganzen Silbergroschen in der Tasche, für den er eine Suppe und pain à discretion bis zur Ausschweifung essen kann. Er ist reich, sehr reich; denn es steht ihm eine ausgesuchte Dachstube in der Vorstadt zu Gebot und eine Geige, die zu klingen, eine Kehle, die zu singen, und ein Paar Beine, das zu springen versteht bis in die Nacht hinein. Er ist reich, viel reicher als der reichere Captain Mattison mit Halfpay, der unter ihm wohnt und ihm sein Klingen, Singen und Springen für 1000, schreibe tausend Pfund Sterling contractmäßig abkauft. Er ist reicher, reicher als alle Welt; denn ihm gegenüber wohnt Jungfer Josephine Blüthgen, die seine pseudonymirten Werke liest, ebenfalls in solchem Dachstübchen, dem seinigen so nah, daß sie Nachts vor seinem Reichthum nicht schlafen kann; und er kann nun mit seinen 1000 Pfund zu ihr hinübergehen und in aller Form bei ihrer Mutter, der Weißwäscherin, die ihn Lärmens halber schon hat verklagen wollen, um der Tochter Hand anhalten. Er ist reich, tausend Pfund reich! Das ließen sich auch die oben genannten armen Poeten gefallen. Ganz recht! Aber unser Poet ist eben ein reicher Poet, und darum läßt er sich's nicht gefallen! Kann Einer ein Dichter sein, ohne zu singen? Kann Einer ein Bräutigam sein, ohne zu springen? Muß er nicht Jungfer Blüthgen Beweise geben seines neuen Liebesglücks, und kann er das ohne seine Geige? Er wirft dem Captain seine 1000 Pfund sammt Contract vor die Füße und wird wieder ein Millionnair, der nun auch nicht einmal einen Groschen mehr in der Tasche hat, und lärmt und tobt, daß die ganze Vorstadt davon aus dem Schlafe fährt. „Wer da hat, dem wird gegeben." Darum wird der Millionnair noch obenein Hofpoet mit 300 Gulden Gehalt jährlich in monatlichen Raten sammt einer freien Wohnung in den Sommermonaten und der Exspectanz auf den Hofrath nach zehnjähriger treuer Dienstzeit — und Alles das nur, weil der Captain gebrochenen Contracts halber verklagt und dabei ans Licht gebracht hat, daß unser Poet Karl Faulstich der berühmte Dichter Carlo Farniente ist, der auch eins von den tausend Rheinliedern nach Nikolaus Becker gedichtet hat und dessen Landesvater in Anerkennung so patriotischer Gesinnungen nicht hinter den übrigen deutschen Mäcenaten zurückbleiben will. Dies ist die Geschichte vom reichen Poeten, die uns den Verf. wieder ganz so naiv und gemüthlich zeigt, als da wir ihm zum ersten Mal begegneten und ihn singen hörten, wie er

> Vor dem Singen und dem Lieben
> Den Professor ganz vergessen
> Und nur ein Poet geblieben.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 312, 341 und 342 d. Bl. f. 1841. D. Red.

Auch unter den übrigen Gaben des Almanachs ist manches Lobenswerthe. Friedrich Günther bietet „Die Verbannten", eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten des spanischen Successionskrieges. Sie behandelt die freilich nur kurze Zeit dauernde Vertreibung Philipp's V. aus Spanien durch Erzherzog Karl 1706 und knüpft das Gelingen dieser Unternehmung hauptsächlich an die Thätigkeit eines Zigeunerhauptmanns und eines heroischen Ventero, welcher Letztere sich beim Schluß als der vertriebene Graf Cifuentes ergibt. Die Novelle ist gut angelegt, schreitet frisch, ohne die Spannung erschlaffen zu lassen, vorwärts und bietet mehre ansprechende Persönlichkeiten. Der Styl ist abgeschliffen, krankt aber zuweilen an romanhaften Wendungen, z. B. sogleich im Anfang: „Langsam und mismuthig durchritt der König von Spanien u. s. w." Besonders muß gelobt werden, daß der Verf. den Leser auch schon im Laufe der Erzählung durch glückliche Erfolge erfreut und ihm nicht zumuthet, sich um des letzten Blattes willen durch eine ununterbrochene Reihe von peinlichen Situationen hindurchzuquälen. Weit ungünstiger fällt unser Urtheil über „Die Brigg von Hydra" von A. v. Heiden aus. Es ist eine glatte Form ohne Inhalt. Man mag sie so rasch durchfliegen wie die Brigg das Meer. Die Zeit dünkt uns doch so lang, als würde man von einer Windstille gefesselt. An dem umgekehrten Fehler leidet „Die Todtenfeier" von Friedrich Voigts. Hier ist Inhalt: Ideen im Ganzen und Gedanken im Einzelnen; aber es fehlt die Form. Der ganze Zuschnitt ist verfehlt, und der geradeste Mann sieht im schiefen Rocke schief aus. Das beste Fleisch, sagt Lichtenberg, mundet nicht, mit der Schere geschnitten. Eine nicht übel gelungene Novelle dagegen ist die letzte Gabe des Almanachs: „Schloß Jennisau" von E. Neumann. Sie wird von einer glücklichen Idee getragen, die mit Klarheit und Ruhe durchgeführt ist. Vorzüglich muß die Anlage und Fortführung der Erzählung, sowie die Zeichnung einiger Charaktere gelobt werden. Zu diesem gehört namentlich der Baron, der seiner Tochter darum die Grundsätze einer laxern Lebensphilosophie will beibringen lassen, um sich so den von ihr gefürchteten Vorwürfen wegen seines treulosen Betragens gegen ihre Mutter zu entziehen. Minder eigenthümlich, aber natürlich und ansprechend ist diese Tochter und der ihr beigegebene Lehrer, der, indem er aus dem Lehrmeister sehr bald ein glücklicher Mehrleister wird, dem Plane des Vaters geradezu entgegenarbeitet, aber eben dadurch ihm den Weg bahnt, sich der gefürchteten Vorwürfe auf eine bessere Art, durch Rückkehr zur Treue, zu entledigen. Unter den Nebenfiguren ist die schweizerische Gouvernante originell und treffend, nur fast zu grell gezeichnet. Die Stahlstiche sind sich im Werthe ungleich. Die gelungensten und anziehendsten sind „Zahra's schönster Morgen" und „Das Zeichen treuer Liebe".

12. Orpheus.

Je mehr Ref. die Idee, der dieses den musikalischen Interessen gewidmete Taschenbuch sein Dasein verdankt, als eine glückliche und zeitgemäße anerkennen muß, um so mehr bedauert er, daß dieselbe in diesem dritten Jahrgange durchschnittlich keine würdigere und befriedigendere Realisation erhalten hat. Die novellistischen Beiträge sind größtentheils unbedeutend oder geradezu mislungen. „Die Sängerin" von Lyser und „Euterpe und Bellona" vom Ritter von Seyfried erwecken den Wunsch, daß sie, statt sich in das Gebiet der künstlerischen Form zu versteigen, lieber die rein-biographische Darstellung vorgezogen haben möchten. Zwar scheint dem Ref. ein interessantes Künstlerleben für die novellistische Behandlung gerade sehr passend zu sein; allein dann muß es auch ganz in die höhere Sphäre emporgehoben, nicht aber, wie es hier geschehen, gleich dem Hofrath Summelziege in Tieck's „Däumchen" zwischen Himmel und Erde hin- und hergeschnellt werden. Der „Sängerin" fehlt bei manchen Vorzügen, die Lyser auch sonst schon an den Tag gelegt hat, alle künstlerische Einheit, Begründung und Durchführung, ein Mangel, der durch die ganz unpassend angehängte Schlußerklärung durchaus nicht beseitigt wird. Er nennt darin den Schluß ein nothwendiges Übel und fügt hinzu:

> Ich gebe ihn nur, weil jedes Ding einen Schluß haben muß. Allein was zwischen Anfang und Ende eines Künstlerlebens liegt, sind Werke, die der hohe Genius erschuf; solche Werke sollet Ihr aber studiren, in Euch aufnehmen, nicht besalbadern! Daher um Alles in der Welt willen keine eigentlichen breitgetretenen Künstlernovellen! Dies meine Ansicht.

Lyser scheint eine sonderbare Ansicht vom Schluß zu haben. Als ob man nicht schliessen könnte, ohne zu salbadern! Als ob durch Salbadereien überhaupt ein Schluß zu erreichen wäre! Der Schluß ist gerade das Unerläßlichste von jeder Arbeit, die Anspruch darauf macht, ein Ganzes zu sein; ohne ihn keine Befriedigung. Der Schluß ist die Einschließung alles Verwandten, die Ausschließung alles Fremdartigen. Er ist die Rückkehr zum Anfang, darum kein Aufhören, kein Ende, womit er so häufig verwechselt wird, sondern ein ewiges Fortleben, ein planetarisches Kreisen in sich selbst. Und Hr. Lyser will den Schluß ein nothwendiges Übel nennen? Aber wir wissen's besser! Wer kennt nicht die Fabel von dem Fuchs und der Weintraube! Statt die Blößen zuzudecken, trägt man sie jetzt zur Schau, das ist einmal der genial sein sollende Sansculottismus unserer Tage. Weit niedriger steht die andere der genannten Halbnovellen „Euterpe und Bellona". Schon die ersten Worte:

> Purpurglühend senkten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne am westlichen Horizonte sich hinab in die dunkeln Fluten des pittoresken Vierwaldstädter Sees u. s. w.

deuten an, was man von einem Machwerk, das in so schwülstigem, zu ellenlangen Perioden ausgestreckten Quartanerstyl geschrieben ist, erwarten kann. Einen höchst schülerhaften Anstrich hat ferner auch die Novelle Straube's: „Musiker und Musikant." Der Verf. glaubt wahrscheinlich, den Begriffsunterschied der Titelworte recht geistreich aufgefunden zu haben, und dem zu gefallen ist die ganze Geschichte geschrieben. Aber das Gewand der Fabel hängt diesen Begriffen wie ein aus zehn Garderoben zusammengezetteltes Costum ohne Ordnung und Einheit um

die trockenen Glieder herum — eine Welt zu weit für die verschrumpften Lenden. Eine recht gelungene Erzählung dagegen — bei weitem die werthvollste des Almanachs — ist „Jakob Rainer, der Geigenmacher" von A. J. Schindler, dessen wir schon in unserm zweiten Artikel lobend Erwähnung gethan haben. Sie hat sehr poetische und wahrhaft künstlerische Partien und zeichnet sich ebenso wol durch ihre Erfindung und Durchführung, wie durch ihre ansprechende Darstellung aus. Sie, sowie ein kleines Gedicht von Schleifer: „Der Gast", das einzige, das unter den lyrischen Gaben hervorgehoben zu werden verdient, möge daher den Leserinnen des „Orpheus" bestens empfohlen sein. Unter den musikalischen Beilagen macht Ref. besonders auf „Blondel's Lied" von Schumann und „Die Nixen" von Reissiger aufmerksam. Zu diesen künstlerischen Gaben gesellt sich noch eine Biographie Mozart's vom Ritter von Levitschnigg, eine willkommene Spende, deren Interesse aber mehr auf der Persönlichkeit Mozart's und dem beigebrachten Material als auf ihrer Darstellung beruht. Diese hat weder natürlichen Fortgang noch Einheit und wird oft durch gewaltsam herbeigezogene, zum Theil werthlose Citate aus Dichtungen unangenehm unterbrochen. Dankenswerth sind endlich noch die Verzeichnisse der Compositionen von Mendelssohn-Bartholdy, dessen Portrait das Titelkupfer bildet, und der bis jetzt Manuscript gebliebenen Werke Mozart's.

13. Rheinisches Taschenbuch.

Dieser Almanach zeichnet sich vorzugsweise durch seine artistischen Gaben aus. Es sind wohlausgeführte Kupferstiche nach bekannten Bildern neuerer Meister. Zu den anziehendsten derselben gehören „Die beiden Marien am Grabe" nach Veit, dessen Portrait als Titelkupfer beigegeben ist, „Die Mädchen auf dem Berge" von Begas und „Die Elfen" von Steinbrück. Weit niedriger stehen die poetischen Beiträge. Nur eine der Novellen darf auf eine höhere Würdigung Anspruch machen: „Die Dornen" von Wilh. Müller. Es läßt sich zwar an ihr mancherlei aussetzen. Namentlich stößt es zurück, daß sie sich fast durchgängig auf einem fatalistischen Gebiete bewegt und eine Persönlichkeit zum Mittelpunkt macht, die wenig geeignet ist, eine wärmere Theilnahme für sich zu erwecken. Auch in ökonomischer Beziehung ist Manches zu tadeln, namentlich das allzu specielle Zurückgehen in die Zeiten und Schicksale früherer Generationen. Allein gerade in diesen Fehlern entwickeln sich zugleich ihre wesentlichsten Vorzüge. Der Verf. beurkundet dabei sein Talent für Erzeugung tragischer Effecte, für ein tieferes Eingehen in die psychischen Zustände, für Erfindung phantastischer Situationen und für eine geschickte und lebendige Fortspinnung des einmal angeknüpften Fadens. Die Erfindung des Ganzen muß neu genannt werden; wenigstens erinnere ich mich nicht, eine ähnliche Fabel gelesen zu haben. Die ganze Erzählung ist eigentlich eine schwere Selbstanklage, die eine junge Witwe in das Herz einer Freundin ausschüttet. Sie hat schon als Kind an einer tief eingewurzelten Selbstsucht gelitten, die keiner warmen Hingebung an ein anderes Wesen fähig ist. Ihre erste, noch kindliche Neigung richtet sich auf das Kind eines kranken, überall den Tod erblickenden Malers, Mohrahl mit Namen; aber diese Liebe verwandelt sich sehr bald, als sie merkt, wie das Kind ihr wieder zugethan ist, in Herrschsucht gegen dasselbe, zu der sich auch noch ein unbesiegbares Rachegefühl gesellt, weil sie der Vater des Knaben, in ihrem schönen Gesichte den Stolz und die Herzlosigkeit durchschauend, für häßlich erklärt und ihr das Zerrbild ihres Innern vorgehalten hat. In Folge dieser Gesinnung befiehlt sie dem Knaben einst, ihr eine Rose zu brechen. Trotz der größten Gefahr beugt er sich zu derselben hinab, kann sie aber nicht erreichen und reißt sich an den Dornen die Hände blutig. Da drückt sie in ihrer unmenschlichen Bosheit sein Antlitz in den Dornenpfuhl, er verliert im Schmerz die Kraft, sich festzuhalten, und stürzt in die Tiefe hinab. Ihre unmittelbar darauf folgende Abreise bewirkt, daß sie lange Zeit nichts wieder vom Knaben erfährt und sich für die Mörderin desselben hält. Aber als Jungfrau trifft sie in seltsamerweise wieder mit ihm zusammen. Er zeigt wieder dieselbe Liebe zu ihr und auch sie fühlt sich von ihm angezogen, obschon er durch jenes Erlebniß sehr entstellt ist. Es wiederholt sich eine ähnliche Scene. Er setzt, einem Gelüst ihrer Laune zu genügen, abermals sein Leben aufs Spiel. Dies erweicht ihr Herz momentan; aber unmittelbar darauf gibt sie ihn aus Stolz dem bittersten Hohn, der beschimpfendsten Verachtung preis und vermählt sich aus Sucht nach äußerm Glanz mit einem flachen Wüstling. Dieser verräth sie und ihren Vater. Ihr Vater wird darüber wahnsinnig, er muß in das Irrenhaus gebracht werden. Dort trifft sie abermals mit Mohrahl zusammen, der dort seinen ebenfalls wahnsinnig gewordenen Vater pflegt. Er entfaltet hier wieder seine aufopfernde Liebe zu ihr, aber als ihr ein Zufall ihren Gatten wiederzuführt, der ihr neuen Glanz verspricht, verfällt sie aufs neue der Lieblosigkeit und verläßt ihn und ihren Vater, der bald darauf stirbt. Auch das ist noch nicht genug. Noch einmal stürzt sie Mohrahl in Todesgefahr, sie sieht ihn selbst dabei untergehen und nun erst erwachen in ihr die peinigendsten Gewissensbisse, die sie endlich zum Bekenntniß ihrer Schuld nöthigen. Ihre Unruhe wirft sie auf das Krankenlager; nur die höchsten Anstrengungen eines Arztes retten sie vom Tode, und dieser Arzt ist abermals Mohrahl, über dessen Untergang sie sich blos getäuscht hat. Sie ist nun eine Andere geworden, durch ihr Bekenntniß ist ihre Schuld gesühnt und durch Mohrahl's aufopfernde Liebe ist endlich auch der auf seiner Familie lastende, durch Lieblosigkeit verschuldete Fluch gelöst. Die Episode, worin die Veranlassung dieses Fluches erzählt wird, gehört zu den vorzüglichsten Stellen der Novelle. Es ergibt sich daraus, daß Mohrahl der Nachkomme des berühmten Malers Louis Perez Morales ist. Dieser wußte einst als Schüler auf einem Gemälde den Ausdruck des Schmerzes nicht zu treffen. Da erscheint sein Meister, dem soeben sein Weib und alle seine Kinder an der Pest gestorben sind.

Er sank in den hohen Sessel, senkte Haupt und Arme nieder, über seine Lippen kam keine Klage mehr, doch auf seinem Antlitz schattete immer dunkler der Schmerz, grub der Gram immer tiefer seine Maale ein. Da warf Perez einen Blick auf den Meister und eine freudige Erhebung belebte seine kalten Züge. Hastig ergriff er den Pinsel und begann eifrig zu malen, indem er sein Auge nur manchmal von dem Holz auf den gebeugten Vater wandte. So währte es lange, und es war fast in dem Gemache der drei Lebenden so stille wie in dem der drei Todten. Endlich erhob der Meister sein Auge von dem Boden; sein Blick fiel auf Perez, und er gewahrte mit Erstaunen den Fleiß des Schülers. Er trat hinan zu ihm und sah auf dem Gemälde sein eigenes Ebenbild, sah seinen Schmerz, sein Leid dort verewigt. Da stieß er im wilden Zorn den Schüler vor die Brust, daß dieser von seiner Arbeit weit wegtaumelte, und rief: Verflucht seist du, Bube, daß du in dieser Stunde mit kalter Hand und kaltem Herzen das vollbringen konntest! Du sollst verdammt sein, nur den Schmerz, das Leid, das hoffnungslose Weh zu malen, wie du es jetzt gethan.

Dieser Fluch erbt sich auf das Geschlecht fort. Überall haben seine Nachkommen mit dem Schmerz zu kämpfen und es verfolgt sie dieselbe Lieblosigkeit, die ihr Vorfahr dem Schmerz seines Meisters entgegenbrachte. Selbst wo ihnen Gutes erzeigt wird, geschieht es, wie von einem in wenigen Zügen treffend skizzirten Arzt, in rauher Form, sodaß die bessere Hälfte des Trostes verloren geht. Erst mit der sich ganz hingebenden Liebe Mohrahl's, die sich selbst durch die äußerste Lieblosigkeit nicht irre machen läßt, wird die Schuld der Lieblosigkeit gesühnt, sowie die andere Schuld des Ahnherrn — seine Versündigung an der Kunst durch ein Hineinziehen des realen Schmerzes in ihr ideales Gebiet — bereits durch den Untergang des Vaters getilgt ist. Man wird schon aus diesen Mittheilungen erkennen, daß in der Novelle wohlerfundene tragische Motive sind, die ihr eine Tiefe geben, wie sie seltener in der Almanachsliteratur gefunden wird. Auch der „St.-Hubertustag" von Ludwig Storch spielt auf fatalistischem Grund und Boden. Aber wie trivial, verbraucht und der innern Nothwendigkeit ermangelnd erscheint diese ganze Erfindung gegen jene. Nur die Blätter aus Wilhelminens Tagebuch erheben sich über die sonstige Oberflächlichkeit und geben Zeugniß, daß der Verf. auch einer innigern Auffassung des Lebens fähig ist. Zwei andere Novellen, welche das „Rheinische Taschenbuch" außer diesen noch bietet, von Gust. von Heeringen und Theod. Creizenach, gehen ziemlich spurlos an uns vorüber. Erstere ist ohne Mittelpunkt und folglich ohne alle magnetische Kraft; die zweite leidet an einer minutiösen Detaillirung des Fortschritts und trägt den Stempel einer Jugendarbeit, bei deren Anfertigung es dem Verf. noch an einer freien Handhabung des Geistes gefehlt hat. Die „Briefe aus Schottland" von Adrian sind frisch und unterhaltend geschrieben; am meisten hat die Besteigung des Ben Lomond angezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Über die „Principes fondamentaux de la science forestière par *Henri Cotta*, conseiller supérieur des forêts en Saxe etc.; ouvrage traduit de l'allemand, par *Jules Nouguier*, avocat, garde à cheval des forêts de la couronne" spricht sich ein französisches Journal sehr anerkennend aus und knüpft daran zugleich interessante Betrachtungen über die Verwahrlosung, welcher die französischen Forsten und mit ihnen die französische Forstwissenschaft unterliegen. Diese Anerkennung fremdländischen Verdienstes ist bei den Franzosen so selten, daß sie wol eine Erwähnung verdient. Das übersetzte Werk wird von dem Berichterstatter das vorzüglichste, welches in dieser Wissenschaft in Deutschland erschienen ist und Cotta der Patriarch von Tharand genannt. „Deutschland", heißt es weiter, „ist das classische Land der Forstwissenschaft. — — — Deutschland beschützt mit glühendem Eifer die Wälder, welche seinen Boden bedecken. Wenn wir in Frankreich auf die Verhandlungen der Tribune hören oder die Vorurtheile des Landes selbst in Betrachtung ziehen wollen, so müssen wir von der traurigen Tendenz überzeugt sein, welche Frankreich in einen Zustand der Trockenheit und Unfruchtbarkeit zu versetzen droht. Wenn ein Kriegsgeschrei das Volk in Bewegung setzt, wenn ein Subsidienbedürfniß sich fühlbar macht, gleich will man die Staatsforsten verkaufen. — — — Was ist uns von den alten Wäldern übrig geblieben, deren Anfang und Ende der Blick unserer Väter nicht zu umfassen vermochte? von den Wäldern, in denen unsere Ahnen der Macht Roms und dem Genie Julius Cäsar's trotzten? Einige Bruchstücke, welche sich von Tag zu Tag vermindern, traurige Überreste einer Vegetation, welche die Natur so groß anlegte und die Kunst nicht mehr erhalten zu können scheint! Ganz anders in Deutschland! Da begegnen wir noch den hundertjährigen Wäldern, welche der Zeit, den Kriegen, der Begierde Trotz geboten haben und für dieses Land eine Quelle unberechenbaren Reichthums sind." Der Berichterstatter erinnert hier an den Ausspruch, welcher gleich nach der Veröffentlichung der berüchtigten Ordonnanz vom Jahre 1669 gethan wurde: „Si nous périssons en France, nous périrons faute de bois."

Die Ansichten des Dr. Strauß fangen erst jetzt in größerm Maßstabe an, in Frankreich Aufmerksamkeit zu erregen und widerlegt zu werden. Unter Anderm erschien von A. Coquerel, Prediger an der reformirten Kirche zu Paris, eine kleine Schrift: „Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jésus." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

14. Des Bettlers Gabe.

Da wir uns soeben über eine Novelle W. Müller's ziemlich ausführlich ausgesprochen haben, so können wir uns über seinen eigenen Almanach um so kürzer fassen. Er selbst bietet uns darin vier Erzählungen, die im Allgemeinen denselben Typus tragen wie die eben besprochene. Auch in ihnen geht des Verf. Tendenz besonders dahin, die fatalistischen Consequenzen einer alten Schuld von Geschlecht zu Geschlecht zu verfolgen, endlich aber eine auf entsprechende Opfer gegründete Sühnung eintreten zu lassen. Die Grundideen sind auch hier glücklich erfunden, namentlich die der ersten und letzten Erzählung; die Ausführung dagegen bleibt hinter der der „Dornen" zurück, der Verf. weiß den Faden nicht so folgerecht fortzuspinnen, oder, wo es geschieht, merkt man zu sehr die Berechnung. Auch der Styl ist minder rein gehalten und verläßt nicht selten die Ausdrucksweise eines geläuterten Geschmacks. Namentlich stört es, daß die Erzählung zuweilen von wohlfeilen moralischen Exclamationen unterbrochen wird. Überhaupt tritt das moralische Element in den Müller'schen Erzählungen fast zu grell, zu nackt hervor und hebt dadurch die ästhetische Wirkung zum großen Theil auf. Unter den übrigen Beiträgen haben die von Ferrand und Kletke den meisten poetischen Werth; doch erheben sie sich nicht über Das, was wir sonst von ihnen gewohnt sind. Ferrand scheint mir weit glücklicher im erotischen Liede als in der Romanze, in der er den Gedanken des Lesers nicht von vorn herein zu fesseln weiß; Kletke's Dichtungen bewegen sich in einem gar zu engen Kreise.

15. Cornelia.

Der vorliegende Jahrgang enthält Erzählungen von Tesche, Curio, Bernd von Guseck, C. M. Eck und Schreiber. Als die gelungensten können wir ohne Bedenken den „Naturmaler", Künstlernovelle von Walter Tesche, bezeichnen. Ihr Schauplatz ist Antwerpen zur Zeit der Befreiungskriege. Der Ton derselben ist gut getroffen. Es bewegen sich in derselben echt holländische Charaktere, und jener Geist der Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, der in den holländischen Zimmern zu Hause ist, herrscht auch in der ganzen Erzählung. Neben der eigentlichen Geschichte hören wir auch manches Dankenswerthe über die niederländische Malerei. „Die Brautkrone" von Bernd von Guseck gehört nicht zu den besten Erzählungen, die uns der Verf. bereits geliefert hat. „Der Einsame", den wir kürzlich von ihm lasen, hat uns weit mehr angesprochen.

16. Gedenke mein.

Die äußere Ausstattung des Almanachs ist befriedigend, unter den Kupferstichen der Protector, auch wol Gabriele und Idola hervorzuheben. Wäre der Inhalt entsprechend, so dürfte der Herausgeber mit dem „Gedenke mein!" nicht zu viel verlangt haben; so aber wird wol sein Wunsch ein pium desiderium bleiben. Nur eine Gabe wird geboten, die sich über das Gewöhnliche erhebt; alles Übrige ist unbedeutend. Die mislungenste Erzählung ist „Schloß Stammbruch" von J. v. Großmann. Die Verf. läßt darin ein edles Schwesterpaar auf schauderhafte Weise untergehen — warum? Blos weil einmal Eine aus dem Geschlechte Kronburg ihre Schwester vom Söller gestürzt hat. Daraus wird die Nothwendigkeit gefolgert, daß die ganze Familie ein gleich romantisches Ende nehmen muß. Aber welches Ende! Wenn es noch auch ein Hinabstürzen wär! Aber der Effect verlangt Steigerung und — variatio delectat. Das weiß die Verf. und sie braut folgendes Ende zurecht: die jungen Damen spielen einst Versteckens, Helene will ihre Schwester Alwine in eine Kiste verschließen, da entschnappt ihr der Deckel und zerschmettert Alwinen die Hirnschale. Helene hätte sich darüber trösten sollen, hat sie doch Alwinen wenigstens vor dem Ersticken gesichert! Aber sie nimmt keine Raison an und in kurzem ist auch sie nicht mehr. „Fortiletta" von Walter Tesche steht der Novelle desselben Verf. in der „Cornelia" an Werth nach. Sie spielt ebenfalls in Antwerpen, und so weit er das niederländische Treiben auszumalen hat, dürfen wir auch hier mit ihm zufrieden sein. Dagegen erscheint er sehr schwach, sobald er sich auf Schilderung italienischer Ränke einläßt, die überhaupt zu dem stillen Gemälde nicht passen wollen. Am meisten hat uns die zweite Scene angesprochen, in welcher er die neue Einrichtung des Banquiers beschreibt. Sie macht ganz den Eindruck jener Gemälde,

die es verstehen, und selbst für ihre pedantische Ausführlichkeit zu interessiren. Die bedeutendste Gabe des Taschenbuchs ist „Onkel Tobias" von Tschabuschnigg, dessen Portrait sich unter den Kupfern des Almanachs befindet. Tschabuschnigg, früher besonders als Lyriker thätig, bewegt sich seit kurzem mehr auf dem novellistischen Gebiete, und er legt für diese Thätigkeit ungleich mehr Befähigung an den Tag als für jene. In seiner „Ironie des Lebens" zeigt er sich als einen feinen Beobachter äußerer und innerer Zustände, als einen gewandten, geschmackvollen Darsteller, überhaupt als einen Schriftsteller, der reich ist an interessanten und geistvollen Reflexionen. Bewegt er sich dort mehr in den höhern Kreisen der Societät, so führt er uns durch die hier gebotene Novelle in die stille Häuslichkeit des Onkels Tobias. Dieser ist Besitzer eines kleinen Materialgeschäfts in einem Städtchen und weiß sich durch gute Führung desselben manchen kleinen Gewinn zu verschaffen. Er ist in Allem genau, in seinen Abschriften findet sich nie ein Pünktchen zu viel oder zu wenig. Sein Glanzpunkt aber besteht im Linienziehen, Rubriciren und Registriren, wo möglich mit dreifacher Tinte. Er galt für sehr reich. Und wenigstens einen Schatz besaß er, um den er mit Recht beneidet werden durfte: seine Nichte Agathe. Sie ist unter seiner Leitung erzogen, und daß dabei nur etwas Gutes aus ihr werden konnte, versteht sich von selbst. Sie war aber neben ihrer Güte auch außerordentlich schön und lieblich. Das fand nicht nur ihr Onkel, sondern auch Waldemar, der Sohn von seines frühern Prinzipals Tochter, zu der einst Tobias sein Auge zu erheben wagte. Damals hatte ihn der Prinzipal stolz abgewiesen und gesprochen: „Schaffen Sie sich erst ein Vermögen!" und Tobias war verschwunden, um sich ein Vermögen in der Fremde zu verschaffen. Nach Jahren kehrte er wieder und hatte sich zwar nicht dieses, aber — den Ruf eines solchen erworben. Dieser Ruf ist es, mit dem er den alten Prinzipal rettet. Er leistet für diesen, der eben daran ist bankrott zu werden, Bürgschaft; das Wagstück gelingt — und der Ruf seines Reichthums steigt nur immer mehr. Der Alte ist eitel genug, dieses Gerücht nicht mit voller Bestimmtheit zurückzuweisen. Das bringt ihm den Untergang; denn Waldemar läßt sich, erzürnt über des Onkels Weigerung, ihm zur Verheirathung mit Agathe ein Capital in die Hände zu geben, von bösem Umgang verlocken, den Alten zu ermorden, um so das Geld zu bekommen. Armer Waldemar! die eisernen Kisten des Onkels enthalten nur altes Eisen. Und ärmster Tobias, der du für deine Eitelkeit so schwer hast büßen müssen! Hätte dich sonst der Dichter nicht mit so viel Sorgfalt ausgestattet, du könntest ihm ernstliche Vorwürfe darum machen. So aber mußt du dir's schon gefallen lassen und denken: Er hat's gegeben — er hat's genommen — sein Name sei gepriesen! Und in der That bist du noch nicht dem grausamsten Dichter in die Hände gefallen. Unter den Gedichten möchte eine Glosse von Karoline Leonhard-Lyser über Tieck's „Mondbeglänzte Zaubernacht" als Stegreifglosse das meiste Interesse erwecken.

17. Vergißmeinnicht.

An das „Gedenkemein" schließt sich passend das „Vergißmeinnicht". Gleiche Namen — gleiche Schicksale! Das Eine wird man vergessen und an das Andere wird man nicht denken. Der Herausgeber liefert uns diesmal zwei Beiträge: „Emanuel d'Astorga" und „Konstantinopels Fall." Im ersten derselben, einer Erzählung, kommen wol einige gelungene Stellen vor; doch kann ich mich durchaus nicht mit der Art befreunden, wie dieselbe vorgetragen wird. Einerseits trägt sie zu sehr das Gepräge einer aus den Händen eines Routinier hervorgegangenen Arbeit, andererseits geht es ihr, wie es so vielen historischen Novellen geht: es ist auch in ihr Wahrheit und Dichtung zu keinem Ganzen verarbeitet. Ich muß immer bei solchen Compositionen an den vierten König in Goethe's „Märchen" denken, der in wunderlicher Weise aus Gold, Silber und Erz zusammengesetzt ist, aber so, daß sich die Stoffe nicht zu einer Masse vereinigt haben. Sobald diesem die Irrlichter die goldenen Adern ausgeleckt hatten, sank er zu einer plumpen, ungestalten Masse zusammen. Ebenso würde es der vorliegenden Erzählung gehen, wenn man die einzelnen guten Stellen daraus wegnehmen wollte. „Konstantinopels Fall" ist ein Schauspiel und zwar eins mehr zu den vielen, die gedruckt, aber nie aufgeführt werden. Die Kupfer sind sehr mittelmäßig und altmodig. Das letzte: „Der Wechselbalg", macht davon eine Ausnahme und muß jedenfalls als das beste bezeichnet werden.

18. Erzstufen. Novellen und Erzählungen von Ida Frick.

Die Verf. gehört zu Denen, die ganz und gar der Emancipationsidee huldigen. Dies legt sie einerseits durch die Tendenz der hier gebotenen Novellen an den Tag, andererseits durch die ziemlich freien Schilderungen solcher Situationen, die sonst Frauen gewöhnlich mit einem Schleier bedecken. Ref. gehört nicht zu den Prüdesten, muß aber gestehen, daß ihn diese Schilderungen, aus der Feder einer Dame geflossen, gerade nicht zum Angenehmsten berührt haben. Eine unmoralische Tendenz läßt sich der Verf. gerade nicht Schuld geben; aber doch scheint sie sich mit einer gewissen Vorliebe auf dem Gebiete der Unsittlichkeit zu bewegen, und leicht möchte dies Manchen verführen, in Dem, was blos Mittel sein soll, den Zweck zu erkennen. Am wenigsten anstößig ist die zweite Erzählung: „Vater und Tochter", die überhaupt als die beste bezeichnet werden muß. Sie spielt auf dem Schlosse Neu-Rathen bei der Bastei und erweckt vielleicht dadurch bei Manchen ein erhöhtes Interesse. Als Idee liegt ihr zum Grunde die Emancipation der niedern Stände, und sie hat hier Manches gut zusammengestellt, ohne gerade etwas Neues producirt zu haben.

19. Siona.

Ein Taschenbuch religiöser Dichtungen ist mir immer als eine ungehörige Verbindung erschienen. Mit dem Namen eines Taschenbuchs verknüpft sich einmal ein etwas weltlicher, profaner Begriff; die meisten legen auch

in der That im Äußern und Innern einen weltlichen, dem Tand und der Eitelkeit ergebenen Sinn an den Tag, und wir finden also ein Buch von ernsterer, frömmerer Richtung unter der Almanachliteratur gerade nicht in der passendsten Gesellschaft. Wie einst die von Gilgal fragten: Wie kommt Saul unter die Propheten? so kann man mit gleichem Rechte hier fragen: Wie kommt die Heilige unter die Weltkinder? und man wird von vorn herein die Vermuthung nicht unterdrücken können, daß die Heilige wenigstens keine allzustrenge Heilige ist. Das ist denn auch unsere „Siona" durchaus nicht. Läßt sich ihr auch nichts Unheiliges nachsagen, so denkt sie doch ziemlich liberal und ist frei von Verketzerungen und fanatischen Anfeindungen, wie sie heutzutage nicht selten mit der sogenannten Frömmigkeit gepaart sind. Müssen wir dies loben, so können wir darum nicht umhin, eine gewisse Haltlosigkeit, Zerflossenheit und Indifferenz religiöser Ansichten, die mit der Liberalität verbunden ist, tadelnd zu erwähnen. Abgesehen davon, daß sich diese mit dem vollen Glaubenseifer gar nicht verträgt, beeinträchtigt sie auch den ästhetischen Werth der Dichtungen, indem sie ihnen einerseits Manches von ihrer Kernigkeit und Kraft, andererseits ihre Innigkeit raubt. Es findet sich daher auch unter den Gaben des Almanachs vieles höchst Mittelmäßige, das sich in dem Kreise der gewöhnlichsten Vorstellungen in gewöhnlichster Weise bewegt und von keiner höhern Erhebung des religiösen Gemüths Zeugniß gibt. Am werthvollsten sind die Beiträge von Seidl, zum Theil Psalmen paraphrasirend, zum Theil sich auf die christlichen Feste beziehend. Neben ihm ist ein Sonnettenkranz von L. Bechstein: „Empor", „Ich fürchte mich" und „Ich fürchte mich nicht" von Schnaase, „Mysterium" von Drärler-Manfred und einiges Wenige vom Herausgeber Waldow selbst hervorzuheben. Die prosaischen Beiträge, meist Parabeln, sind sämmtlich unbedeutend.

(Der Beschluß folgt.)

Dresdner Correspondenz im „Athenaeum".

Das „Athenaeum" läßt sich von einem Briten folgende bemerkenswerthe und die Gemäldegalerie betreffende Correspondenz schreiben, welche wir hier im Auszuge mittheilen:

Dresden, 1841.

— — — „Wir in England sind an den Tadel, daß wir unsere Kunstschätze verschließen, so gewöhnt, daß wir in aller Demuth glauben, wir wären das einzige Volk, welches solcher Barbarei fähig sei, und daß alle sogenannten öffentlichen Galerien ebenso zugänglich wären als die von Paris und Florenz, d. h. den ganzen Tag lang, wo, wie man voraussetzen darf, das Publicum im Stande ist, die Erlaubniß zu benutzen, und durch das ganze Jahr, mit Ausnahme der für die Reinigung erfoderlichen Zeit und anderer unvermeidlicher Unterbrechungen. Wehe aber dem unvorbereiteten Reisenden, welcher sich einbildet, daß sich dies auch auf Sachsen erstreckt, und welchem diese Annahme eins der Motive ist, sein Winterquartier in Dresden zu nehmen. Daher sei Allen bekannt gemacht, daß in dieser Stadt der Tag von 9 bis 1 Uhr und das Jahr vom 1. Mai bis zum 31. Oct. dauert." Der Briefsteller fodert nun auf nachzurechnen, wie viel kostbare Wochen dabei verloren gehen, wenn man den Tag im Sommer bis zu 6 Uhr, im Winter bis zu 4 Uhr zählt, zumal da auch die Sonntage ausgeschlossen sind. Wie könne bei dieser Anordnung der Geschäftsmann, die Familienmutter oder eine Person, welche Unterrichtsstunden gibt oder empfängt, die Galerie besuchen? Ehe noch die Glocke Eins schläge, ertöne das unwiderrufliche „Wird geschlossen" und Alles stürze zum „Mittagsessen", welches den Höhepunkt im deutschen Leben bilde. Daß die Galerie im Winter geschlossen sei, dafür gäbe es einen guten Grund — die Galerie sei nämlich nicht geheizt und könne auch, zufolge ihrer Construction, nicht geheizt werden. Unser Engländer fährt nun fort: „Der Bau einer neuen Galerie steht in Aussicht und es sind hierzu bereits Maßregeln getroffen worden; aber die Kosten für die Erbauung eines Gebäudes, welches fähig wäre, gegen 2000 Gemälde zu fassen, und zugleich solcher Gemälde würdig wäre, sind für Sachsen zu groß. Das Eigenthum an der Sammlung wurde, wie ich glaube, dem Könige nach der kleinen und blutlosen" (wirklich so ganz blutlosen?) „Revolution 1830 genommen und auf das Volk übertragen. Natürlich hängt es von den Ständen ab, zu bauen oder nicht zu bauen; und ich sehe das Widerstreben der industriösen und sparsamen Bürger und Bauern ein, sich mit einer solchen Ausgabe zu besteuern, blos der Ehre wegen, die ‚Herren Fremde' zu unterhalten; denn persönlich haben sie nur geringes Interesse an der Erhaltung der Gemälde und gar keins an der Fortdauer ihrer Schönheit. Hätte ich in der Versammlung der Stände eine Rede zu halten, so würde ich mit möglichster Sorgfalt allen Kunstenthusiasmus verschmähen und nur an die wohlbekannte Neigung der werthen Sachsen, Geld zu machen und die Fremden zu rupfen, appelliren. Ich würde die Galerie nur als einen Köder betrachten, um die Fische zu fangen, durch welche Dresden hauptsächlich existirt. Das würde meiner Überzeugung nach das schlagendste Argument sein. Zuletzt aber, wer kann sie tadeln? Ein Volk, welches so gewissenlos geopfert worden, kann nicht zu freiwilligen Opfern aufgefodert werden. Sachsen in seiner Integrität dürfte, wie man erwarten muß, freigebig gewesen sein, aber Sachsen in seinen jetzigen Verhältnissen darf so handeln, wie es handelt, und hat ein vollkommenes Recht darauf, in jeder Weise von Europa Geld zu ziehen. Der Tadel fällt nicht auf Sachsen." Der Correspondent ertheilt hierauf den Rath, den unentgeltlichen Eintritt aufzuheben und einen kleinen Eintrittspreis festzustellen, welchen die Fremden zu bezahlen hätten, und wodurch die Verwaltung in den Stand gesetzt würde, ein heizbares Gebäude zu errichten. „Der gegenwärtige vortreffliche und einsichtsvolle König", fährt er fort, „soll gegen diese Maßregel einen unbezwinglichen Widerwillen haben. Jeder wird die zarten und edeln Gefühle, welche ihn zu dieser Abneigung vermögen, achten und bewundern, aber es scheint mir in der That unredlich, zu verlangen, daß eine Regierung und eine Nation, so beklagenswerth mit der Zustimmung von ganz Europa in ihren Hülfsquellen beeinträchtigt und gekürzt, die Neugier Einiger und Gleichgültigkeit Anderer mit großmüthigen Opfern vergelten sollten. Die dresdner Galerie besteht als eine Wohlthat für die ganze Welt, und so sollte die ganze Welt beisteuern, um die großen Kosten zu bestreiten, welche sie ihren Besitzern verursacht. Der Masse der Eingeborenen ist sie wenig mehr als eine ruhmvolle Last; die größere Anzahl der Besuchenden besteht bekanntlich aus Fremden; und wir können kaum glauben, daß selbst die Alles geringschätzenden Franzosen und Engländer in dieser vernünftigen Anfoderung etwas Unwürdiges finden würden. Die Fürsten Deutschlands thun so viel mehr für Kunst und Literatur, als wir bei all' unserm Reichthum, daß es uns schlecht anstehen würde, sie der Sparsamkeit zu beschuldigen; und bis die Franzosen nicht für die jährliche Ausstellung der Werke ihrer lebenden Künstler eine Galerie gebaut haben, statt damit die Wände des Louvre monatelang zu bedecken, können auch sie nichts dagegen einwenden. Die Dresdner haben sich ein Theater erbaut und sie thaten Recht daran; sie füllen es, sie vergnügen sich darin, aber

die Gemäldegalerie wird niemals ihre Unterhaltung sein; sie würden damit ihre Geschäftsstunden aufreiben und für gewöhnlich besuchen sie dieselbe nicht. Man erzählte mir, daß eine in Dresden geborene und erzogene Dame sich nach einem andern Theile Deutschlands verheirathete, ohne in die Galerie jemals einen Fuß gesetzt zu haben. Auf einer Besuchsreise kehrte sie zurück und sah die Galerie zum ersten Male. Der Fall soll nicht der einzige in seiner Art sein. Unter einem andern Gesichtspunkt erweckt der gegenwärtige Zustand der Galerie ein noch weit tieferes Bedauern. Man kann durch ihre Säle nicht gehen und die immerwährende Wiederkehr der betrübenden Worte ‚wird restaurirt‘ wahrnehmen, ohne einen Herzensseufzer über dieses Ausflicken schadhafter Schönheiten auszustoßen, oder über die Ursachen, welche solche Schönheiten schadhaft machen." Hier scheint uns der Correspondent die eigentliche Schattenseite der dresdner Galerie berührt zu haben. Das Material, die Construction des Galeriegebäudes sind der Erhaltung der darin verwahrten Gemälde durchaus nicht zuträglich. Die Dresdner haben ein höchst prachtvolles Theater gebaut; aber bei einem Theater ist nicht die Schönheit des Gebäudes, sondern die Schönheit der Darstellungen die Hauptsache. Eckhoff, Brockmann, Reinecke, Schröder, Fleck hätten in einer Scheune spielen können und man würde doch gesagt haben: mit solchen Heroen hat die darstellende Kunst bei den Deutschen ihren Glanz- und Höhepunkt erreicht. Wir fürchten zugleich, daß in dem neuen prachtvollen dresdner Theater nicht weniger als früher Schnupfen, Heiserkeit und Erkältungen aller Art von Künstlern und Künstlerinnen vorgeschützt werden, wenn sie einmal nicht Neigung haben, aufzutreten. Vor Allem that ein zweckmäßiges Galeriegebäude Noth. Schauspieler und Sänger recrutiren sich; Gemälde, wie die dresdner Galerie besitzt, sind unschätzbar und, wenn sie verkommen und zu Grunde gehen, unersetzbar. Die Gemälde der dresdner Galerie sind ein Nationalschatz, welcher der Stadt im Auslande größern Ruhm verschafft, als, mit Erlaubniß sei es gesagt, das Theater mit all seiner Pracht. Daher erfodern diese Gemälde, auch Seitens der Stände, die zarteste Berücksichtigung. Das beste Gebäude für Gemälde ist aber nicht ein pomphaftes und prachtvolles, sondern ein zweckmäßig eingerichtetes, immerhin bescheidenes Gebäude, welches der Gesundheit und der Erhaltung der Bilder am vortheilhaftesten ist und den Arzt für die kranken Bilder, den Restaurator, möglichst unnütz macht. Wenn man große Kosten scheut oder nicht machen kann, so errichte man wenigstens ein einfaches, zweckmäßiges, heizbares und trockenes Galeriegebäude, wodurch man zugleich die Kosten für die unaufhörlichen, keine Radicalcur bewirkenden Restaurationsflickereien unnöthig machen würde. Ferner beklagt der Correspondent, daß die gewähltesten Gemälde, wie die Madonna von Holbein und Tizian's Cristo della moneta, welche er die „most affecting pictures" der Sammlung nennt, jetzt aus präservativen Rücksichten unter Glas gehalten würden, sodaß man sie, der vielen Reflexe wegen, nie als ein Ganzes erschauen und erfassen könne. „Wäre es nicht besser", sagt er, „einige von den kostbarsten Stücken der Sammlung in zwei oder drei erwärmte Zimmer als ihre Winterquartiere zu verweisen? Warum, fragen wir, hängt sie der König nicht an seine eigenen Zimmerwände? Aber auch hier, sagt man, ist die gewissenhafte Delicatesse Sr. Majestät durch den bloßen Anschein von Eigenthumsaneignung beunruhigt." Hierauf entwirft der Verf. die Schilderung zweier Gemälde der Sammlung, welche er für die schönsten hält, welche, wie er sagt, eine Quelle des Trostes und der Gemüthssammlung für ihn gewesen seien und von denen er sich, wie von seinen besten Freunden, nur unter Thränen habe trennen können. Jedermann, fährt er fort, werde meinen, eins von diesen beiden Gemälden müsse die sixtinische Madonna sein; aber keineswegs. Er verkenne zwar nicht und bewundere die vielen vollkommenen Schönheiten auf diesem Gemälde, nur mit der Madonna selbst könne er sich nicht befreunden. Vergebens habe er sich bemüht zu entdecken, was ihr Gesicht denn eigentlich ausdrücke? In dem Raum zwischen den Augen und der leichten Erhebung der Brauen liege etwas Unruhiges, Ängstliches. Das sei nicht die Mutter, denn ihre Blicke, ihre Haltung ständen mit dem Kinde in gar keiner Verbindung; sie sei auch nicht die Himmelskönigin, die Fürbitterin, denn sie sei mit den Bittenden unter ihr gar nicht beschäftigt. Das sei ganz anders bei Holbein's Madonna; hier rede jeder Zug eine Sprache, die man verstehen könne, die Sprache der Hoffnung, der Tröstung für die leidenden hülflosen Menschen. Das Gemälde sei die vollständigste Auslegung der herrlichen Hymne: „Oculos tuos misericordes". Die drei Wesenheiten der Maria: Mutter, Königin und Gottheit seien hier in ihrer Fülle und Vollendung erfaßt und dargestellt. Die begeisterte Schilderung, die der Engländer von Holbein's Madonna entwirft und mit der wir durchaus übereinstimmen, ist vortrefflich und verbreitet sich, so weit es die Gestalt der Madonna selbst betrifft, bis ins genaueste Detail. Das zweite seiner Lieblingsgemälde, von dem er sagt, daß es vielleicht noch tiefer aufgefaßt sei, ist Tizian's Christus mit dem Zinsgroschen. Er nennt dies Gemälde zugleich ein Gedicht, eine Historie, eine Predigt und ein Gebet. „Es enthält", sagt er, „mehr von der Wesenheit des Christenthums als alle Abhandlungen und die meisten Predigten, welche je geschrieben wurden, denn es bringt unserer niedern Anschauung, unseren verkehrten Herzen diejenigen göttlichen Eigenschaften vor Augen, deren wahrhafte und einzige, vollständige und sichtbare Manifestation Unser Herr war. Ich verließ diesen Commentar des Evangeliums niemals ohne das Gefühl, als hätte ich einen Lichtstrahl gesehen, welcher des Herrn Fußtapfen umgab, oder ohne über das Miswollen, die Verachtung, die Ungeduld, den Kleinmuth nachzudenken, welche sich selbst gute Menschen zu Schulden kommen lassen und gegen ihre Nebenmenschen äußern." 5.

Literarische Notizen.

Von dem Verf. von „The comic latin grammar" erschien jetzt ein Pendant: „The comic english grammar", mit 50 charakteristischen Illustrationen von Leech. Die „Library gazette" nennt das Buch ein allerliebstes jeu d'esprit, und sowol im Texte als in den Illustrationen voll spaßhafter Dinge. Ferner erschien von Isabella Romer in drei Bänden: „Sturmer, a tale of mesmerism" und von T. H. Sealy „The porcelain tower; or, nine stories of China", wovon der „Globe" sagt: „Reich an allen Arten von Possen, Witz und Humor und von Leech mit wahrhaft ebenbürtigem Geiste illustrirt, wie dies Buch ist, können wir es unbedenklich Allen empfehlen."

In der Buchhandlung der Brüder Firmin Didot erscheint jetzt eine orientalische Chrestomathie, bis jetzt enthaltend: Auszüge aus Ali Schir, Auszüge aus dem Roman „Antar", arabischer Text, „Leben des Djenkis-Schan", von Mirkhond, persischer Text, „Gesandtschaft des Mohammed-Effendi", türkischer Text. Diese Chrestomathien erscheinen unter den Auspicien des Ministers für den öffentlichen Unterricht und unter der Redaction der Professoren, welche der für die morgenländischen Sprachen in Paris errichteten königlichen Schule vorstehen.

Der Chevalier de Frémanville gab heraus „Histoire de Bertrand du Guesclin, connétable de France et de Castille", mit Lithographien und einem Portrait Duguesclin's, und Hesse und J. Réaume: „Récits et épisodes de l'histoire de France, accompagnés des principales armoiries depuis les croisades", mit 60 Illustrationen von Thenot und Lepan. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 30.)

20. Studenten-Musenalmanach für das Jahr 1842. Enthaltend Gedichte von im Jahre 1841 in Breslau Studirender (!).

Es ist entsetzlich, sagt Heine irgendwo, wenn die Körper, die wir geschaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit unheimlicher ist es jedoch, wenn wir eine Seele geschaffen und diese von uns ihren Leib verlangt. Der Gedanke, den wir gedacht, ist eine solche Seele, und er läßt uns keine Ruhe, bis wir ihm seinen Leib gegeben. Das ist der Schlüssel für Manches, auch für diesen Musenalmanach. Die Lieder sind heutzutage die fleischlichsten aller Gedanken; sie wollen nicht blos gedacht und etwa frisch von der Leber weg gesungen sein, nein sie wollen auch geschrieben, und was mehr ist, gesetzt, und was mehr ist, gedruckt sein. Die Zeiten, in denen ein Dichter singen konnte:

> Ach, wie traurig sieht in Lettern
> Schwarz auf Weiß ein Lied mich an!

sind längst vorüber. Jetzt gilt das „Schwarz auf Weiß" beim Dichten und Denken ebenso wie im Handel und Wandel, und die Lettern sind den jungen Poeten jetzt Leitern, auf denen sie wie Jakob in den Himmel zu steigen träumen. Träumen! denn leider ist's meist nur ein Traum, von dem sie oft recht unerquicklich erwachen. Darum gönne man ihnen den kurzen Wahn und rüttle sie nicht zu unsanft aus dem Schlummer. Wer hat ihn nicht auch einmal geträumt und träumte ihn nicht gern noch einmal, wenn's möglich wäre? Glücklich Die, welche die Augen noch geschlossen haben, welche nicht sehen und doch glauben, indeß wir Aufgeweckten sehen und nicht glauben. Es ist ein glücklicher Gedanke vom Verleger gewesen, diesem Büchelchen einen goldenen Titel zu geben; denn es knüpfen sich gewiß goldene Genüsse daran, die von weit echterm Golde sind, als jenes Gold ist, nach dem man in spätern Jahren dichtet und trachtet. Dies Gold steht immer gleich hoch im Curse; nur Schade, daß es zu rasch cursirt, daß es Keiner recht lange in Händen behält! Auch den lieben Musensöhnen der Viadrina, den Musenvätern dieses Musenalmanachs, wird es über kurz oder lang verschwinden. Den Vaterfreuden folgen ja so rasch die Vaterleiden. Die bösen Kritiker werden wie ein Heer von Kinderkrankheiten über die armen Kleinen herfahren und dermaßen unter ihnen aufräumen, daß wenig von ihnen übrig bleibt. Wir aber wollen christlicher denken und uns nicht an den unschuldigen Geschöpfchen vergreifen, um so weniger, als ohnedies schon mehre die Keime des Todes in sich tragen. Es sind aber auch manche recht frische und muntere oder in ihrer Kränklichkeit doch den Stempel der Fortdauer tragende darunter, und bei diesen wollen wir die Taufzeugen abgeben. Unter diesen sind namentlich zu nennen: „Simson" von H. Grieben, „Jetzt und vor Jahren" von H. Hager, „Der kranke Poet" von Rudolf John, „Mitternacht" von O. W. Müller, „Der erhabenste Gedanke" von A. Pohl, „Alte Liebe rostet nicht" von W. Tschackert, „Das Mädchen am Bach" von G. Wittiber, „Vögleins Tod" von Aug. Ankelin, „Lieder aus der Ferne" (IV und V) von Christian Ankelin und Mehres von Jul. Dorn. Die meisten derselben tragen deutlich gewisse Familienzüge und erinnern theils an ältere Dichter, z. B. Goethe, Schiller, Bürger, Hölty, theils an neue, namentlich an Heine, Grün, Sallet, Freiligrath.

21. Thalia.

Vogl, Frankl und Seidl, und Frankl, Seidl und Vogl, und Seidl, Vogl und Frankl — das sind die allgegenwärtigen Elemente der wiener Almanachsliteratur, unter denen bald das eine, bald das andere das dominirende ist. Bei der „Thalia" macht Vogl den Promachos; wir können ihm aber als solchem wenig zum Ruhme nachsagen. Sein Almanach ist der dürftigste und unbedeutendste von allen; er kommt mir vor wie eine Nachlese, eine Stoppelernte Dessen, was die Andern übrig gelassen haben. Er bietet nichts als ein Sammelsurium kleiner Erzählungen und Gedichte, die sämmtlich ohne Werth sind. Die Kupfer sind der Flachheit des Inhalts angemessen; am lächerlichsten sind in ihrer Grausenhaftigkeit „Isabelle Davalos" und „Isabelle von Dessenitz".

22. Deutscher Postalmanach für das Jahr 1842; herausgegeben von Wilhelm Görges.

Die Idee, die der Gründung dieses Postalmanachs zum Grunde liegt, verdient als eine glückliche anerkannt

zu werden, zumal da schon seit mehren Jahren kein öffentliches Organ für die Besprechung der Postangelegenheiten besteht und überhaupt die in dies Fach schlagende Literatur in neuerer Zeit etwas lau und dürftig sich erwiesen hat. Es ist aber ein lebendiger, allseitiger Ideenaustausch über diesen Gegenstand gerade jetzt um so mehr nöthig, als sich das Postwesen seit kurzem in dem Zustande einer fast bedenklichen Krisis befindet. Der Nimbus, der es noch vor wenigen Jahren umgab, ist in Folge der Eisenbahnen plötzlich geschwunden, und will es sich daneben in entsprechender Vollkommenheit behaupten, so bedarf es in allen Beziehungen eines neuen zeitgemäßen Aufschwungs. Ein solcher ist aber kaum zu erreichen ohne ein Zusammenwirken von allen Seiten, ohne eine Benutzung aller Kräfte, die diesem Gegenstande ihre Thätigkeit widmen, ohne eine Prüfung und Vergleichung aller Vorschläge und Wünsche, die sich darüber vernehmen lassen. Insofern nun dieser „Postalmanach" einer derartigen Wirksamkeit ein eigenes Feld eröffnet, dürfte er Allen, die diesem Gegenstande ihr Interesse zuwenden, und namentlich den denkenden Postbeamten selbst eine willkommene Gabe sein, und es steht daher zu hoffen, daß sie ihm durch die gehörige Theilnahme sein Fortbestehen sichern. Wünschenswerth dürfte es jedoch denselben erscheinen, wenn die künftigen Jahrgänge mehr als der vorliegende eine rein wissenschaftliche Tendenz verfolgten. Der Wille dazu scheint nicht zu fehlen; wenigstens sprechen dafür die gestellten Preisaufgaben, die als zeitgemäße Themata bezeichnet werden müssen. Auch dieser erste Jahrgang bietet bereits zwei wissenschaftliche Abhandlungen: eine „Geschichte des deutschen Postwesens" von Friedr. Steger, und einen „Versuch der Geschichte der römischen Staatspost" von Theodor Kapp, welche interessante und brav ausgeführte Mittheilungen enthalten und das näher betheiligte Publicum des Almanachs gewiß mehr anziehen als „Hampelmann im Eilwagen", Räthsel, Anekdoten und sonstige Schnurrpfeifereien. Ebenso dürften die mitgetheilten Postpersonaletats des Königreichs Sachsen, des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz und des Herzogthums Braunschweig den deutschen Postbeamten nicht ohne Interesse sein.

23. Wintergrün.

Dieser Almanach enthält nur eine Erzählung: „Das Familiengeheimniß", Novelle von Heinr. Bernstein — ein Familiengeheimniß, für das man durchaus kein Interesse gewinnt, so sehr es sich auch der Verf. hat angelegen sein lassen, mit geheimnißvollen Andeutungen unsere Neugier zu reizen. Der Chevalier ist eine recht modern-moralische Person der neuen französischen Schule, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht die Erzählung ein ursprünglich transrhenanisches und nur zu uns übergesiedeltes Product ist. Dafür sprechen auch die Dialoge, die sich im Kreise der gewöhnlichen französischen Salonconversation bewegen. Das Buch ist ohne Kupfer und überhaupt für einen Almanach fast ärmlich ausgestattet.

24. Weihnachtsblüten.

Castelli huldigt den Frauen, Dr. Plieninger der Jugend. Ref. weiß nicht, wer mehr reussirt, aber so viel darf er von diesen „Weihnachtsblüten" versprechen, mancher Knabe wird, wenn er am Weihnachtsabend, nachdem er sich an allen den schönen Sachen satt gesehen, endlich auch dies Buch durchblättert und eine oder die andere Geschichte zu lesen anfängt, gern weiter lesen und nicht eher ruhen, als bis er Alles durchgelesen und es seinen kleinen Freunden wiedererzählt hat. Castelli's Frauenhuldigung wird vielleicht nicht mit eben dem Eifer ergriffen. Nur muß der Kleine nicht von vorn anfangen, sondern nach Zufall diese oder jene Geschichte mitten im Buche lesen; denn sonst möchte „Der Bernhardskrebs" von Barth ihm leicht das Ganze fatal machen. Da ist freilich ein halb-schlechter Mensch, der der lieben Jugend zum warnenden Beispiel seinen Untergang findet, aber leider nicht in Folge seiner Schlechtigkeit, sondern gerade so, als ob ihn der liebe Gott mit dem Blitz erschlägt. Und der schlechte Mensch hat dem Verf. viel zu schaffen gemacht; man sieht es ihm an, daß er lieber einen guten gezeichnet hätte, und die liebe Jugend wird, wenn sie wirklich so geduldig ist, die Erzählung von Anfang bis zu Ende zu lesen, sich sagen: Ein schlechter Mensch ist doch ein recht langweiliger! Sehr zu loben und auch für Größere lesbar ist „Der treue Diener" von Gustav Nieritz. Nieritz ist ein fruchtbarer Jugendschriftsteller, und, so weit Ref. weiß, ein beliebter. In der vorliegenden Erzählung hat er den Ton, der den kleinen Leser anspricht, recht gut getroffen und der spannenden Erzählung zugleich eine gute Lehre einzuflechten gewußt. Auch „Kukuksburg" vom Herausgeber und „Erzählungen eines alten Seefahrers" nach dem Englischen des Peter Pawley, sowie die „Jugendwanderlieder" und die „Fabeln" von Wilh. Hey sind, als ihrem Zwecke entsprechend, zu loben.

25. Phantasiegemälde von Gustav von Heeringen.

Dieser Almanach besteht aus einer einzigen Erzählung: „Die Gebrüder de Matos", einem historischen Romane vom Herausgeber. Er spielt in Portugal und dreht sich um die Befreiung dieses Landes vom spanischen Joch unter Philipp IV. und die darauf folgende Erhebung des Hauses Braganza auf den portugiesischen Thron. Die Wahl dieses Stoffes erinnert daran, daß der Verf. vor einigen Jahren in Begleitung des Prinzen von Koburg, des jetzigen Gemahls der Königin Maria II., Portugal selbst besucht und die dortigen Zustände in einer interessanten Reisebeschreibung mit vieler Sachkenntniß mitgetheilt hat. Auch in diesem Romane legt er an den Tag, daß er mit den Localitäten Lissabons und der Umgegend sehr vertraut ist, und gibt uns davon sehr ausführliche, fast allzusehr ins Detail gehende Schilderungen. Die Erzählung ist nicht sehr spannend und namentlich ist an ihr zu tadeln, daß zu viel gleich wichtige Personen darin auftreten, zwischen denen sich das Interesse zersplittert. Zu den gelungensten Personalitäten sind zu zählen

Carlos de Matos und die schöne Mariquinha. Auch Matthias, ein Deutscher von altem Schrot und Korn, ist eine gut angelegte Figur; nur hätte ihm der Verf. im Laufe der Erzählung einen Platz anweisen sollen, der ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich seiner Anlage gemäß zu entwickeln. Die Darstellung des Stoffs ist gewandt; nur macht der Verf. von dem Kunstmittel, durch Hineinreißen in medias res zu interessiren, zu oft Anwendung.

26. Damenalmanach von Mathilde von Tabouillot.

Wird es dem Ref. die schöne Herausgeberin verzeihen, daß er ihr den letzten Platz angewiesen hat? Und doch ist es nur geschehen, weil er selbst den allerletzten Platz einnimmt. Wer spielt nicht einmal, um sich eine schöne Nachbarschaft zu verschaffen, den Ungalanten? Dennoch fühle ich, daß ich viel gut zu machen habe, und ich freue mich, daß ich's mit gutem Gewissen kann. Der „Damenalmanach" verdient in der That einen der ersten Plätze. Er bietet wenig, aber unter dem Wenigen viel Gutes. Zu den interessantesten Gaben gehört: ein mit ebenso viel Geist als Begeisterung geschriebener Aufsatz von Levin Schücking: „Dichter und Frauen"; ferner „Briefe einer Dame vom Rhein und der Schweiz", die von Gemüth und Laune zeugen, und endlich mehre echt poetische lyrische Gaben von Sallet, Hutterus, Luise von Bornstedt, β und der Herausgeberin. In den ebenerwähnten Briefen schildert die Verf. (Luise von Bornstedt) ihr Zusammentreffen mit Immermann, das wir bei dem jetzt so lebhaften Interesse für diesen Dichter als willkommene Gabe glauben mittheilen zu dürfen.

Ich hatte den Wunsch geäußert, den großen und gefeierten Dichter, den Düsseldorf besitzt, kennen zu lernen. Ich wollte durch seine Augen, die man bekanntlich die Fenster der Seele nennt, in dieselbe hineinschauen, wenn sie mir nämlich nicht ein zu hohes Parterre für meine kleine Figur sein würden, um das innere Treiben dieser geheimnißvollen Werkstätte so vieler zarten und schöner Gedanken zu belauschen. Aber ach! so lange ich auch meinen Hals reckte, konnte ich doch nicht viel erspähen. Am andern Morgen machte er uns nämlich seinen Besuch und erschien mir als ein freundlicher, wohlgenährter, schelmisch blickender Mann, der sich jedoch geistig ungemein zugeknöpft hielt, was mich unangenehm berührte; mit gewöhnlich gutmüthigen Leuten kommt man bald in Zug, warum nicht mit einem Mann des Gedankens und des Gefühls? Zu Ende wurde unsere Unterhaltung etwas erwärmter, dennoch machte er mir den Eindruck eines Gladiatoren der Poesie, der seine Glieder wie zum Kampfe mit Öl gesalbt und den man nirgend recht fest anpacken kann. Am Abend machten wir noch einen kleinen Spaziergang und schieden, wie mir schien, ohne uns gegenseitig wohlgethan zu haben. 1.

Humoresken aus dem Philisterleben. Von Theodor v. Kobbe. Zwei Bändchen. Bremen, Kaiser. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. sagt in dem kurzen Vorworte, daß die ehrenvolle Beurtheilung, welche desselben „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben" gefunden, ihn veranlaßt hätten, spätere Erlebnisse, unter dem Titel des vorliegenden Buchs folgen zu lassen, von denen er, da sie aus demselben Teig, wie jene, geformt seien, wünschen wolle, daß sie dem Leser auch ebenso munden möchten. Der Verf. scheint sich überhaupt auf den Humor verlegt zu haben, da er auch gleichzeitig Herausgeber der „Humoristischen Blätter" ist; aber der leichte unterhaltende Ton, den er anstimmt, der friedliche Anekdoten- und Erinnerungskram, der ihm dabei als Stoff dient, können unmöglich auf den Ehrentitel Humor, humoristisch, Humoreske Anspruch machen. Der echte Humorist ist zugleich auch Dichter, Denker, Erfinder und künstlerischer Gestalter, und hiervon finden sich bei Kobbe nur leise, kaum merkliche Andeutungen. Wenn sich der Verf. einen Humoristen nennt, wie z. B. S. 110, wo er meint, daß er als Humorist nicht heirathen dürfe, so ist das ebenso abenteuerlich, als etwa die Bezeichnung Consul für den Bürgermeister einer deutschen Winkelstadt. Den Humor, welcher die beiden Polenden der sichtbaren Welt mit der einen Hand umspannt und mit der andern nach einer unsichtbaren weist und hinausgreift, der mit lächelndem Gesicht die Schwächen und Sünden und Thorheiten der Menschheit beweint und mit thränenden Augen belächelt, diesen Humor wird man bei Kobbe vergebens suchen. Dagegen lassen wir ihm gern das Prädicat eines an allerlei Schnurren und Erinnerungen reichen Erzählers, der sie unterhaltend und ergötzlich genug und dabei ungeschminkt und ungeschmückt vorzutragen weiß. Hr. v. Kobbe schreibt so, wie man in munterer und gebildeter, aber in Geschmackssachen nicht allzudelicater Gesellschaft erzählt, wie er selbst in Oldenburg diese oder jene Gesellschaft unterhalten mag. Diese Behaglichkeit und Bequemlichkeit, eine Untugend vieler deutscher Schriftsteller, verführt ihn nicht selten zu unverzeihlichen stylistischen Nachlässigkeiten, die durch ein Erbübel deutscher Bücher, durch die Nachlässigkeiten des Setzers und Correctors, vielleicht auch des Abschreibers noch vermehrt werden, um durch Styl-, Schreibe- und Druckfehler den Leser nicht selten in Verzweiflung zu setzen. Hierzu gehören Sätze wie dieser: „Das Verhältniß mit Seeken welches sich nunmehr immer mehr befestigte, schien ihm zu gefallen, und wenn er auch weil er auch weiter nicht darüber redete, begünstigte er es doch sichtlich." Oder: „Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, entließ der Fürst mich, und ließ mich (,) da (,) wie er sagte, auch der Postmeister auf Heiligenberg sei, nach Überlingen fahren, wo ich das Dampfschiff bestieg, um die Berge mit ihren weißen Kapuzen näher kennen zu lernen." Oder wenn ein gewisser Rosen fragt: „Ob hier jetzt Studenten und überall nach Oberumstadt zu kommen pflegten" u. s. w.

Der flotte, gemüthlich launige, halb burschikose Vortrag hat indeß viel Anziehendes; und was dem Verf. an Ausgeprägtheit und Originalität des Styls, wie an Tiefe der Auffassung abgeht, das ersetzt der mannichfaltige und bunte Inhalt. Anekdoten aus dem Volksleben, die charakteristisch genug sind und oft eine rührende Färbung annehmen, wie die Erzählung von dem jungen Menschen, der Gott sein Ehrenwort gegeben hatte, ein Mädchen zu heirathen, welches aber seine Hand ausschlug, sodaß er sich zuletzt das Leben nahm, während die spröde Geliebte noch jetzt Butter zu Markte bringt und kerngesund aussieht, Portraits von originellen Charakteren, Erzählungen von Studentenabenteuern u. s. w. wechseln mit Besuchen bei berühmten Personen, wie Immermann, Zschokke, Grabbe. Während Hr. v. Kobbe für die dichterische und persönliche Größe des Erstern schwärmt und dessen oft verdächtigtes Verfahren gegen Grabbe vor allen fernern Verdächtigungen und Anklagen durch Feststellung der reinen Thatsachen sichert, entwirft er von Letzterm ein Bild, welches die Nachrichten, die über Grabbe's unliebenswürdige persönliche Erscheinung schriftlich und mündlich verbreitet worden sind, nur bestätigen kann. Kobbe beklagt es mit Recht, daß sich Grabbe nie in den Ernst sittlicher Objectivität vertieft habe; davon zeugten nicht blos seine sonst so genialen Werke, sondern auch sein Verhalten in gesellschaftlicher Umgebung. „In das interessanteste Gespräch", sagt der Verf., „in die begeisternde Rede warf er oft, selbst in Gegenwart der anständigsten Damen, fast wie dazu geprickelt, irgend ein schmuziges Wort, über das er dann, wenn es ihm verwiesen wurde,

nach einer höflichen Entschuldigung, fast wie ein Wahnsinniger, der irgend ein Schelmstück verübt hat, still zu lächeln pflegte. — — Manche Plattheiten wurden ihm von Immermann verwiesen, worauf er sich, wie eben angegeben, benahm, und von Immermann sogar durch Drohungen zum Schweigen gebracht werden mußte." Diese Cynismen spuken auch in seinen Werken und haben nicht den glücklichsten Einfluß auf jüngere Talente geäußert, wie überhaupt leider meist nur die Fehler, nicht die bessern Seiten an modernen Schriftstellern, an Heine, Börne, Grabbe u. A. von blinden Talentjägern nachgeahmt zu werden pflegen. Grabbe ging an der Skepsis der modernen Zeit und an der Genie- und Originalitätssucht unter, und wie sehr er dabei schauspielerte, davon erzählt uns Kobbe ein merkwürdiges Beispiel in einem ganz oder halb fingirten Anfall von Ohnmacht, woraus ihn ein von Kobbe laut ausgesprochener Tadel über seine „Aschenbrödel" urplötzlich riß. Erfreulicher tritt uns Immermann's Bild und merkwürdig desselben Ausspruch über Strauß' „Leben Jesu" entgegen. Wenn auch gegen die Kritik nichts einzuwenden sei, meinte Immermann, so seien die Resultate doch trostlos, Strauß habe nichts wiederaufgebaut, nur zerstört, und kenne den Begriff der Persönlichkeit nicht. „Alles Große", fuhr er fort, „ist durch große Individuen geschehen. Hunderttausend Menschen zusammen bilden nicht Eine große Individualität. Das sei Hegel'sche Philosophie, die auch keinen persönlichen Gott habe. Strauß aber setze an die Stelle des überlieferten Wunders ein unendlich schwerer zu glaubendes mit seinem Jesus." Diese und andere Partien lassen Hrn. v. Kobbe's gemüthlich launiges Buch auch in literarischer Hinsicht nicht ohne Bedeutung erscheinen. 29.

Russische Alterthümer.

Die im December 1834 gegründete archäographische Commission bei der petersburger Akademie hat nun den Anfang ihrer Arbeiten herausgegeben. Es sind dieses drei dicke Bände in Quart und zwei andere sollen ihnen sobald als möglich, d. h. binnen kurzem folgen. Die wichtigsten Sammler, deren Arbeiten uns jetzt vorliegen, waren Strojew und Berednikow, welche in einem großen Theile Rußlands eine, so zu sagen, archäologische Haussuchung hielten. Ihnen wurden alle, selbst die sonst unzugänglichsten Archive Rußlands und Sibiriens, sowie nicht minder die der westlichen Gouvernements geöffnet; und die Regierung ertheilte ihnen das Recht, alle Handschriften, die ihnen wichtig schienen, sie mochten in den Klöstern oder Kirchen, sogar den Privatbibliotheken verborgen liegen, zu leihen und sorgfältig copiren zu lassen. Eine in der That nicht drei Mal beneidenswerthe Arbeit, wenn man den von Kohl uns neuerlich so trefflich und w a h r geschilderten Zustand der russischen Bibliotheken oder Büchernieberlagen bedenkt. In den Archiven reichen die schriftlichen Denkmäler in der Regel nur bis in die letzten Jahrzehnde des 16. Jahrhunderts; denn sie wurden erst in den etwas beruhigteren Zeiten nach dem Tode Johan Kalita's gegründet. Alle frühern schriftlichen Denkmäler, sowie viele selbst spätere wurden vernichtet oder von den Schweden davongetragen; dieses geschah besonders in den unruhigen Zeiten vor der Thronbesteigung des Hauses Romanow, vor Allem unter dem falschen Dimitri, wo Rußland von so vielen schwedischen Heeren durchzogen wurde. Daher war Solowiew auch nach Schweden gesandt worden, um dort Alles aufzusuchen, was Licht über diese dunkeln Zeiträume verbreiten könnte. Die Funde und Arbeiten dieser drei Männer nun hat die Commission in zwei Theilen geordnet, in einem historischen und einem juridischen, der das alte Recht und die Justizverwaltung betrifft. Letztere, die juridische Partie (unter der auch ein Text des berühmten Sudebnik [Gesetzbuch] von Iwan Wasiljewitsch, nach drei Handschriften aus dem 16. und 17. Jahrhunderte, zusammengestellt) wird als Nachtrag zu den „Denkmälern des russischen Rechts (Petersburg 1838) ausgegeben werden. Und so sind nur die historischen Materialien in den drei vor uns liegenden Theilen enthalten. Der erste Theil umfaßt außer einer reichen Anzahl von Urkunden über Familienbesitzungen und Erbverhältnisse russischer Großen auch noch die Kirchenacten und Correspondenzen zwischen den Patriarchen der orientalischen Kirche und den Curen und Metropoliten. Besonders interessant und wichtig sind die Nachrichten über die Unterjochung Nowgorods, dann die über die Vertreibung des Fürsten Wasili Schemjakin aus Moskau wegen eines vermeintlichen Einverständnisses mit dem König Sigmund von Polen im Jahre 1517 — 23. Nicht weniger wichtig ist das Document von der Verschwörung der Bojaren während der Kindheit Iwan's des Schrecklichen. Der zweite und dritte Theil enthält fast nur Denkmäler aus den bewegten Zeiten vor der Herrschaft der Romanows, der vierte Theil wird „die zur Geschichte von Westrußland gehörigen Acten" enthalten. Denn die in jenen (den westlichen) Gouvernements gefundenen Schriftdenkmäler beziehen sich ausschließlich nur auf die Abänderungen der Gesetze, welche in Lithauen in Folge des polnischen Einflusses vorgenommen wurden, und sind auch in den Dialekten dieser Gegenden geschrieben; und da hat man es zweckmäßig erachtet, sie in einem eigenen Theile herauszugeben. Der fünfte und sechste Theil bringen die der Commission später zugekommenen Mittheilungen als Nachträge. J. P. Jordan.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Die Gaswerke der Stadt Philadelphia waren am 1. Januar 1841 im Stande, 300,000 Cubikfuß Gas zu liefern, und da einem Beschluß des Gemeinderaths zufolge noch einige neue Retorten angebracht werden sollen, so werden künftig 400,000 Fuß täglich geliefert werden können. Im Ganzen wurden im vorigen Jahre 45,410,000 Cubikfuß Gas angefertigt und verbraucht, also durchschnittlich 124,000 Fuß täglich. Die Röhren, welche das Gas in die Straßen vertheilen, haben eine Länge von beinahe 30 englischen Meilen und die Anzahl der registrirten Lichter betrug am 1. Juli 1841 19,799, welche von 2393 Consumenten gehalten wurden. Die Anzahl der Lichter, wodurch öffentliche Laternen erleuchtet wurden, betrug 727.

In einer am 3. Juni 1841 gehaltenen Versammlung von Deutschen in Philadelphia ward beschlossen, sich zu einer Gesellschaft zu constituiren, welche in Berathung ziehen will, auf welche Weise am besten eine den Bedürfnissen der deutschen Jugend entsprechende, gut eingerichtete Bürgerschule in Philadelphia zu errichten sei. Es trat sogleich eine beträchtliche Anzahl von Männern und Frauen zusammen, um einen Plan zu diesem Zweck zu entwerfen. Den 17. Juni fand eine fernere Versammlung dieser Gesellschaft im Schulzimmer der deutschen Kirche in der Julianastraße statt, wozu eine Einladung an alle in Philadelphia wohnhafte Deutsche, welche sich für die Ausführung dieses Plans interessiren, ergangen war.

Die Bevölkerung des Staates Connecticut beträgt ungefähr 300,000 Seelen und unter sämmtlichen stimmfähigen Bürgern des Staates befand sich im vorigen Jahre nur ein Einziger, welcher so sehr in der Erziehung verwahrlost war, daß er weder lesen noch schreiben konnte.

Dr. John Cropham, der Eigenthümer der großen Mammuthshöhle im County Edmonson im Staate Kentucky, hat ein Gasthaus in dieser Höhle, etwa eine englische Meile vom Eingange angelegt, wo jetzt die Besucher dieser Naturmerkwürdigkeit nicht nur Speisen und Getränke, sondern selbst ein Nachtlager finden können. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 32. — 1. Februar 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geschichte des englischen Deismus. Von Gotthard Victor Lechler. Stuttgart, Cotta. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In der Reihe geistiger Bewegungen, welche seit der Reformation den Gegensatz zwischen Tradition und freier Forschung, Dogma und Kritik, statutarischer Glaubenssatzung und rationeller Überzeugung zum Bewußtsein gebracht und in mannichfaltigen Formen durchgearbeitet haben, bildet der englische Deismus des 17. u. 18. Jahrhunderts ein so wichtiges Mittelglied, daß man fragen könnte, warum er bis jetzt noch nicht zum Gegenstande einer speciell auf ihn gerichteten Darstellung gemacht worden ist, die den jetzigen Anfoderungen an eine Untersuchung dieser Art entspreche. Während jedoch in England die dort noch herrschende dogmatische Befangenheit die allgemeinste Vorbedingung für das Gelingen eines solchen Unternehmens abschneidet, erklärt für Deutschland gerade die Fortdauer jener Bewegungen wenigstens zum Theil, warum sich bis jetzt die Blicke immer vorzugsweise auf die Form des Kampfes richteten, welche jeweilig die vorherrschende war, und die ältern gleichartigen Kämpfe darüber zwar nicht vergessen, aber in den Hintergrund gedrängt wurden. Verfolgt man jedoch den Zusammenhang des 19. Jahrhunderts mit dem 18. nur einigermaßen genauer, so bieten die französische Aufklärung, der Rationalismus der Kant'schen, sowie neuerlich eines Theils der Hegel'schen Schule vielfältige Analogien mit dem englischen Deismus dar; diese Richtung liegt der Gegenwart keineswegs so fern, daß eine geschichtliche Entwickelung derselben nicht mancherlei Anknüpfungs- und Vergleichungspunkte ganz ungesucht darböte; und während wir andererseits weit genug von jenen Kämpfen entfernt stehen, um sie unparteiisch auffassen zu können, glaubt der Verf. mit Recht erwarten zu dürfen, daß seine Arbeit gerade jetzt Interesse genug darbiete, um in der ausführlichen Darstellung ihres Gegenstandes etwas mehr als eine literarische Curiosität, oder einen Beitrag zur Ketzergeschichte, oder endlich eine gleichgültige antiquarische Untersuchung zu finden. Denn das Princip, aus dem sich der englische Deismus hervorarbeitete, wirkt, wenn auch in andern Umgebungen und in anderer Gestalt, in der Gegenwart immer noch fort. Dennoch hat der Verf. diese Beziehung auf die Gegenwart keineswegs zum wesentlichen Gesichtspunkte seiner Darstellung gemacht; im Gegentheil ist er in Parallelen mit Erscheinungen unserer Zeit sehr sparsam; er glaubt Dinge dieser Art der eigenen Bemerkung des denkenden Lesers überlassen zu können; er hält sich demgemäß durchaus auf dem Boden der reinhistorischen Entwickelung und ist bemüht, die Geschichte des Deismus in ihrem eigenen Zusammenhange zu einem in sich selbst abgeschlossenen Bilde zusammenzufassen. Dieses Bestreben konnte nur gelingen, wo eine so gründliche, aus den Quellen selbst geschöpfte Kenntniß des historischen Materials vorhanden war, wie sie diese Schrift beurkundet. Günstige äußere Verhältnisse machten es dem Verf. möglich, die hierher gehörige, zum Theil schon selten werdende Literatur in größerer Vollständigkeit zu benutzen, als dies sonst in Deutschland, und theilweise sogar in England Andern möglich gewesen sein würde. Wer dabei die Massen der deistischen und antideistischen Schriften, die in Form von kurzen Aufsätzen, Flugschriften, zerstreuten Blättern, Predigten u. s. w. erschienen, auch nur dem Titel nach kennt, wird es dem Verf. wol glauben, daß er eine Masse gelehrten Ballastes über Bord geworfen hat; wenn er dessenungeachtet fürchtet, daß das Buch hier und da den Eindruck machen werde, als gehe es zu sehr in dem Stoffartigen auf, so lehnt er selbst diesen etwaigen Vorwurf, wie uns scheint, S. IV mit Recht dadurch ab, „daß hinsichtlich eines nur erst im Allgemeinen bekannten, in seiner bestimmten und concreten Gestalt neu vorzuführenden Gegenstandes, dessen Quellenschriften bei uns ziemlich selten seien, eine andere Behandlung erfoderlich sei, als bei Gegenständen, die uns näher liegen und bekannter sind". Wie wenig er aber etwa ein bloßes Aggregat

von Auszügen gegeben, sondern daß er die Geschichte des Deismus nach Entstehung, Wachsthum und Verfall als eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen aufzufassen und darzustellen bemüht gewesen ist, zu zeigen, mag, da der Gegenstand gewiß viele Leser interessirt, die zu der vollständigen Lectüre des Buches keine unmittelbare Veranlassung haben, ein kurzer Umriß des Inhalts versuchen.

Die äußere Bezeichnung der ganzen Richtung schwankt zwischen den Namen des Atheismus, Naturalismus, Deismus und der Freidenkerei. Der erste bezeichnet das äußerste Extrem; wobei jedoch zu bemerken, daß er in dem Sprachgebrauche jener Zeit nicht schlechthin Gottesleugnung, sondern viel allgemeiner jede Auffassung Gottes bezeichnet, welche von den im kirchlichen Dogma sanctionirten Vorstellungen über Gott abwich. Das Wort Atheist, sagt z. B. Blount zu Ende des 17. Jahrhunderts, werde gegenwärtig so gebraucht, wie im Alterthume das Wort Barbar (S. 454); und wirklich kann nur in diesem ganz unbestimmten, relativen Sinne der Begriff des Atheismus auf die Deisten angewendet werden. Der Naturalismus dagegen (im subjectiven Sinne) bezeichnete nicht sowol eine bestimmte Lehre nach ihrem Inhalte, sondern eine Denkweise nach ihrem Erkenntnißgrunde. Das formale Princip, welches ihm zu Grunde liegt, ist die Erhebung der „natürlichen" Erkenntniß entweder zum ausschließlichen oder zum vorherrschenden Entscheidungsgrunde in religiösen Dingen, die Erhebung der natürlichen, vernünftigen Religion zur wahren. Naturalismus ist dann gleichbedeutend mit dem Begriffe des Rationalismus, einer Bezeichnung, welche schon damals, wahrscheinlich zuerst von den Vertheidigern des Positiven im verächtlichen Sinne angewendet, von deren Gegnern als Ehrenname acceptirt wurde. Einen ganz national englischen Ursprung hat das Wort Freidenker und Freidenkerei (freethinker und freethinking), welche Bezeichnung, gleichsam von dem Boden der politischen Debatte auf das religiöse Gebiet verpflanzt, sich auf die Magna charta der freien Prüfung, des selbständigen Urtheils beruft, als Sektenname besonders durch Collins (1713) in Aufnahme kam und, obgleich durch Misbrauch in Verruf gekommen, doch für die englischen Schriftsteller eine besondere Anziehungskraft hatte.

Ähnlich diesem specifisch-englischen Namen ist das französische esprit fort, nur daß offenbar der englische Name edler und demokratischer ist. In dem esprit liegt der französische pikante, leichte, witzige Geist, während das thinking des Engländers ein einfaches, aber gesundes Denken ist. In dem fort liegt der aristokratisch-übermächtige Stolz eines seiner überlegenen Stärke sich Bewußten; in dem free liegt ein Recht, das der Freidenker, demokratisch gesinnt, jedem gönnen möchte. (S. 458.)

Der gewöhnlichste Name endlich ist der des Deismus, damals noch nicht unterschieden von Theismus, und der Verf. bestimmt ihn S. 460 gemäß der ganzen Tendenz der Richtung, von welcher er gebraucht wurde, als „eine auf den Grund freier Prüfung durch das Denken gestützte Erhebung der natürlichen Religion zur Norm und Regel aller positiven Religion", wodurch ebenso wol das Princip, als das Resultat aus der Durchführung desselben bezeichnet ist.

Das gemeinschaftliche Princip der Opposition gegen das statutarisch Überlieferte, das Zurückgehen auf vernünftige Bestimmungen, der Ausscheidungsproceß des Haltbaren vom Unhaltbaren in den positiven Glaubenssätzen, welches schon durch diese Namen angedeutet ist, bietet nun natürlich auch den Leitfaden für die einzelnen Phasen des Kampfes dar, wie er damals geführt wurde. Der Verf. unterscheidet drei Perioden, die Anfänge (1624 — 89), die Blüte (1689 — 1742) und den Verfall des Deismus. Keime des Freidenkens in dem soeben bezeichneten Sinne liegen nun freilich eigentlich überall, wo sich das menschliche Denken in seinem Rechte fühlte, Das, was Gegenstand seiner heiligsten Überzeugung sein soll, auch zum Gegenstande einer, nicht gleich von vornherein durch eine fremde Autorität verpönten Prüfung zu machen. Auch sind Spuren solcher Versuche der Selbstbefreiung des Denkens bekanntlich lange vor der Reformation im Mittelalter zerstreut; aber sie erstickten in ihren Wirkungen an der Ungunst der Umgebungen, und es gibt keinen Aufschluß über die Entstehung des englischen Deismus, daß z. B. schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Bischof von St.-Asaph, Reginald Peacock (Pavo) den Satz aussprach: die Sacramente ausgenommen, habe die christliche Religion nichts zum moralischen Gesetze hinzugefügt, ja sie sei ganz und gar nicht in der heiligen Schrift, sondern in der natürlichen Vernunft gegründet; daher man auch den Aussprüchen der natürlichen Vernunft folgen müsse, selbst wenn Christus und die Apostel etwas derselben Entgegengesetztes gelehrt hätten. Der eigentliche Grund und Boden, auf dem sich eine freie Kritik anbauen konnte, war vielmehr durchaus erst mit der Reformation gegeben; der individuelle Entwickelungsgang des englischen Deismus war überdies großentheils durch die besondern Verhältnisse bedingt, unter welchen die Reformation in England eingeführt wurde. Hier war es der Gegensatz zwischen den politischen Zwecken der Fürsten, welche die Herrschaft des Papstes los sein und weltliches und geistliches Regiment in ihrer eigenen Hand vereinigen wollten, und dem von solchen Rücksichten freien Glaubenseifer des Volkes, der gleich von Anfang an den Grund zu der Trennung der bischöflichen Staatskirche und der Dissenter legte und im Laufe der Zeit zu innern Kämpfen und den blutigen Auftritten einer politisch-religiösen Staatsumwälzung führte. Mitten unter diesen Bewegungen stehen Baco von Verulam und Thomas Hobbes als Vertreter der Wissenschaft; jener besorgt, die Philosophie mit der Theologie auseinanderzusetzen und eine Scheidewand zwischen einem Paare, was seiner Überzeugung nach nicht zusammenpaßt, aufzubauen; dieser eifrigst und mit dem ganzen Rigorismus einer schroff entschiedenen Ansicht bemüht, zu zeigen, wie die haltungslose Zerfahrenheit der individuellen Willkür in politischen und kirchlichen Verhältnissen nur durch ein absolut unbeschränktes Regiment zu Paaren getrieben und in ein haltbares Ganze vereinigt werden könne. Hobbes wollte eine vom Staate unbedingt abhängige Kirche; weltliches und geistliches Regiment, sagt er, sind zwei Namen für eine Sache, eingeführt,

[illegible] men. Er erklärt es für eine unsittliche Meinung, daß eine Privatperson über gut und bös urtheilen dürfe; auch die Lehre: was Jemand wider sein Gewissen thue, sei Sünde, ist ihm unverträglich mit dem bürgerlichen Zustande; einzig ist es Sache, zu beurtheilen, welche Lehre zum Frieden diene und den Unterthanen vorgetragen werden soll, unzertrennlich verbunden mit der obersten Staatsgewalt. Die nähern Mittheilungen, welche der Verf. (S. 80 — 100) über die kirchlich-politischen Maximen des Hobbes macht, ergänzen sehr wesentlich Das, was die Geschichte der Philosophie gewöhnlich über ihn berichtet; es ist auch ganz richtig, daß dieselben beinahe der unmittelbare Ausdruck der Tendenzen und Grundsätze der damaligen englischen Hochkirche sind; aber, wenn auch der Verf. die Ansichten des Hobbes in ein milderes Licht zu rücken sucht, indem er bemerkt, es liege ihnen der Gegensatz zwischen der individuellen Willkür der Menge und „dem objectiven, vernünftigen", oder, wie man jetzt zu sagen liebt, dem „allgemeinen" Willen zu Grunde, so muß er doch gestehen, daß die Zurückführung dieses Gegensatzes auf seinen wahren Ausdruck dem Hobbes nicht gelingt, und daß dessen absoluter Souverain immer wieder nur durch seine eigene unbeschränkte, aber ebenfalls individuelle und subjective Willkür charakterisirt ist. Das Wahre scheint zu sein, daß Hobbes, gegenüber den gewaltsamen Bewegungen seines Zeitalters, zu dem vernünftigen Gesammtbewußtsein der Massen ein schlechtes Zutrauen hatte und einen Zustand, in welchem die Leute ohne Weiteres schlechthin gehorchen müssen, immer noch für erträglicher hielt als den, wo Jeder befehlen will und Einer den Andern verdirbt.

Unter diesen Verhältnissen, wo die Ansprüche der kirchlichen Gewalt und das Schauspiel religiöser Streitigkeiten, Verfolgungen und Kriege in Deutschland und Frankreich unbefangene Köpfe zu der Frage nach der Berechtigung des äußerlich Autorisirten auffodern mußten, und im Gegensatze zu einer Theorie, welche an die Stelle des Streites die Ruhe eines Kirchhofs zu setzen unternahm, bezeichnen wir den Ausgangspunkt Dessen, was später Deismus genannt wurde, die Schriften des ritterlich edeln, in Geschäften und auf Reisen gebildeten, den ruhigen Geist der Prüfung mit einem eigenthümlichen Hange zu abenteuerlichen Unternehmungen vereinigenden Herbert von Cherbury (1581 — 1648). Sein Hauptwerk „De veritate", welches der Verf. in Verbindung mit der Abhandlung „De religione gentilium" S. 38 — 54 einer ausführlichen Analyse unterwirft, ist eine Kritik des Erkennens, deren wesentlicher Zweck darin liegt, eine ausreichende Norm für die Entscheidung religiöser Fragen zu gewinnen. Der feste Haltpunkt, auf den sich Herbert im Gegensatze zu dem Skepticismus, den er in Frankreich an Montaigne und Charron kennen gelernt hatte, stützt, sind die seiner Meinung nach unabhängig von der Erfahrung im menschlichen Geiste vorhandenen Gemeinbegriffe (notitiae communes), deren es für die Religion wie für andere Gegenstände menschlichen Erkennens gibt. [illegible] aller [illegible] fünf Sätze: das Dasein Gottes, [illegible] Gottes, Tugend und Frömmigkeit als die Hauptstücke dieser Verehrung, Pflicht der Reue und der Besserung, Glaube an Vergeltung und Belohnung [illegible] — fünf Sätze, wegen deren Entdeckung sich Herbert glücklicher als Archimedes schätzte. Schon hier finden wir, was im Verlaufe der weitern Entwickelung immer deutlicher hervortritt, daß, sobald man sich auf den Boden der freien Untersuchung stellt, der sittliche Gehalt der Religion in den Vordergrund tritt; eine Erscheinung, die ebenso den Kant'schen Rationalismus charakterisirt und die sich überall wiederholen wird, wo man an den Inhalt einer religiösen Überlieferung das Maß ihrer wesentlichen praktischen Bedeutsamkeit legt. Ebenso tritt schon bei Herbert eine andere Eigenthümlichkeit der englischen Deisten hervor, die eine Folge ihrer beschränkten Auffassung der Geschichte der Religion ist, das Bestreben nämlich, die minder vollkommenen Religionsformen, den Götzendienst und den Aberglauben als Werk des Priesterbetrugs, als Erzeugniß einer herrschsüchtigen und eigennützigen Kaste darzustellen. Das Verhältniß zwischen Herbert und Hobbes übrigens bezeichnet der Verf. S. 107 durch folgende Parallele:

Beide stimmen darin überein, daß sie der unmittelbaren Autorität der Offenbarung eine andere Norm gegenüberstellen. Allein sobald diese letztere bestimmt bezeichnet werden soll, gehen beide auseinander. Während Herbert die subjective Vernunft des Einzelnen, die recta ratio zum Princip der religiösen Wahrheit macht, ist es nach Hobbes das positive Gesetz, die Autorität des Staats, der den Kanon feststellt, der authentische Interpret der Schrift ist u. s. w. Herbert nähert sich zwar Hobbes, der die Subjectivität herabsetzt, insofern wieder, als ihm der consensus omnium Merkzeichen dessen ist, was in der Vernunft des Einzelnen schlechthin Wahres sei; ja, er geht, wo er auf das Gemeinsame und Umfassende sieht und für sein Subjectives einen objectiven Halt sucht, sogar weiter als Hobbes; ruht er doch erst da, wo sein Blick die ganze Menschheit umfaßt, bei der ecclesia catholica, während Hobbes bei der nationalern Schranke des Staats stehen bleibt. ... In Beziehung auf den Gehalt des christlichen Glaubens erscheint Hobbes conservativer als Herbert; denn obwol er nur den einfachen Satz: Jesus ist der Messias, freilich sammt seinen Voraussetzungen und Folgen als den einzigen eigentlichen Glaubensartikel des Christenthums festhält, vertheidigt er doch die kirchlichen Dogmen von der Sünde und Erlösung, gegen die Herbert, wenn auch nur indirect, polemisirt. Andererseits setzt er aber die Offenbarung formell desto tiefer herab, indem er den kanonischen Charakter der Schrift, überhaupt alle Wahrheit von der Autorität des Staatsoberhaupts abhängig macht... Die Opposition gegen die Scholastik ist beiden gemeinsam.

Ehe nun der Verf. im dritten Abschnitt des ersten Buches zu den Fortschritten übergeht, welche der Deismus im Zeitalter der Restauration (1660 — 88) machte, wirft er einen Blick auf die Reaction gegen die Tendenzen und Ereignisse der vorhergegangenen Revolutionszeit.

Alle für die Freiheit des Geistes gewonnenen Ergebnisse der Kämpfe eines Menschenalters schienen spurlos verloren zu gehen, indem in Staat und Kirche die alte ausschließende Intoleranz, der alte Despotismus wiederkehrte, indem nicht nur die Königsmörder, sondern auch ein Algernon Sidney und Russell hingerichtet wurden, und in England sowol als Schottland die bi-

[illegible] Kirchenverfassung hergestellt, die Dissenters um ihre [illegible] Existenz und ihre religiöse Freiheit gebracht wurden. [illegible] theils trug die Übertreibung dieser reactionnairen [illegible]) verbunden mit der Schwächlichkeit der Regierung Karl's II. und später mit den [illegible] Übergriffen unter Jakob II. dazu bei, die Opposition gegen die Anmaßungen des Königthums gewaltig aufzuregen, theils waren auch die Kräfte, welche das Menschenalter vor der Restauration bewegt hatten, nicht verschwunden, sie waren nur in einer neuen Entwickelung begriffen .... Die liberale selbständige Richtung der republikanisch begeisterten Parteien gestaltet sich zu einer liberalen Doctrin des Staatsrechts und zu praktischen Garantien der Freiheit; auf religiösem Gebiete befreien sich namentlich die Quäker von ihrer anfänglich beschränkten Form und nehmen eine mehr universalistische Richtung u. s. w. (S. 112.)

Diese Umgestaltung und Abklärung der früher in trüber Gährung aufbrausenden Opposition, hervorgerufen durch die reactionnairen Versuche der Restauration und modificirt durch die leichtfertige Satire und Religionsspötterei, die Kälte und die Intoleranz, in welche die Sitten des Hofes und der Gesellschaft unter Karl II. umschlugen, sind nun wesentliche Bedingungen zur spätern Blüte des Deismus. Was Buttler's „Hudibras" auf dem politischen Gebiete ist, das sind wenigstens zum Theil die Schriften Charles Blount's (1654 — 93) auf religiösem. Blount's Angriffe auf das kirchlich sanctionirte Christenthum sind Vorpostengefechte; er hüllte sie meist in unschuldig aussehende Formen, z. B. in Erläuterungen zu einer Übersetzung von des Philostratus Leben des Apollonius von Tyana, wo er denn, ohne in seinem eigenen Namen zu sprechen, seine Ansichten über Entstehung und Ausbreitung der Religion überhaupt, seine Parallelen zwischen Christenthum und Heidenthum, seine Kritik einzelner theologischer Begriffe und Lehren und dem Ähnliches mehr an den Mann bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Reminiscenzen.

Aus dem Nachlasse des den literarischen Kreisen Londons wohlbekannten Antiquars Stewart — Wellington = Street, Strand — kam vor kurzem eine gemischte Sammlung seltener Handschriften, Originalbriefe und anderer Raritäten unter den Hammer, denen Stewart zum Theil „antiquarische Reminiscenzen" beigefügt hatte. So stand auf dem Umschlage eines Originalschreibens Cromwell's an den Hof von Versailles: „In einem längst vergessenen, vor achtzig und einigen Jahren erschienenen Bande Anekdoten des Hauses von Hanover wird erzählt, daß eine Enkelin Oliver Cromwell's, Russell mit Namen, in der Suite der Prinzeß Amalie, Tochter Georg's II., angestellt gewesen sei. Am 30. Januar — dem Jahrestage von Karl's I. Enthauptung — hatte sie den Dienst und war eben mit Ankleiden der Prinzeß beschäftigt, als deren Bruder, der Prinz von Wales, ins Zimmer trat und scherzend sagte: ‚Ei, schämen Sie sich, Miß Russell, warum sind Sie denn nicht in der Kirche, in Sack und Asche sich zu demüthigen wegen der von Ihrem Großvater am heutigen Tage begangenen fürchterlichen Sünde?' — ‚Weil es für eine Enkelin Oliver Cromwell's Demüthigung genug ist', antwortete Miß Russell, ‚Ihrer Schwester die Schleppe anstecken zu müssen.' — Ein echter Span vom alten Klotze. Ich habe die Anekdote nirgend aufbewahrt gefunden." Auf einem Bündel eigenhändiger Briefe des Cardinals Mazarin hatte Stewart Folgendes angemerkt: „Jedermann weiß, daß die Gräfin von Soissons, berüchtigt wegen ihrer [illegible] und [illegible] als Mutter des Prinzen Eugen, [illegible] nicht Jedermann kennt aber den Vorfall zwischen dem armen Bischof Burnet und Eugen, und das wahrscheinlich deshalb nicht, weil Burnet's Biographen ihn unterdrückt haben. Als nämlich der Prinz nach England kam, war Burnet sehr neugierig, ihn zu sehen, und diese Neugier zu befriedigen, lud der Herzog von Marlborough Beide für denselben Tag zur Tafel, begleitete jedoch die Einladung des Bischofs mit der durch die Zerstreutheit des würdigen Prälaten nöthig gemachten Bitte, ja recht vorsichtig zu sein, damit er nicht vielleicht etwas sage, was die Gefühle eines empfindlichen Soldaten, Prinzen und Ausländers verletzen könnte. Der empfohlenen Vorsicht eingedenk beschloß der Bischof, während des ganzen Tractaments sich schweigend und incognito zu verhalten, und würde auch seinem Vorsatze treu geblieben sein, wenn nicht Prinz Eugen, der ihn am Anzuge für einen hochgestellten Geistlichen erkannte, nach seinem Namen gefragt und, sobald er den ihm wohlbekannten des Dr. Burnet hörte, mit ihm ein Gespräch angeknüpft und ihn da unter Anderm gefragt hätte, wann er zuletzt in Paris gewesen. Geschmeichelt von der Berücksichtigung des Prinzen und darüber sich einen Augenblick vergessend, antwortete er hastig: das Jahr könne er nicht angeben, es sei aber um die Zeit gewesen, wo die Gräfin von Soissons hingerichtet worden. Kaum hatte er dies gesagt, als er dem Blicke des Herzogs begegnete, und nunmehr seinen unermeßlichen Pudel bemerkend, verlor er den ganzen kleinen Rest von Geistesgegenwart und machte das Übel ärger, indem er Seine Hoheit um Verzeihung bat. Wild umherschauend und die ganze Gesellschaft in der peinlichsten Verlegenheit erblickend, stand er eiligst auf und verließ in der höchsten Bestürzung den Saal." Auf einen, an einer Herzogsmütze steckenden Zettel hatte Stewart Folgendes geschrieben: „Gegenwärtige Herzogsmütze erinnert mich an eine, ihren ersten Besitzer betreffende Anekdote. Ich erwarb die Reliquie 1814 in Venedig bei Gelegenheit der öffentlichen Versteigerung der Gemälde und des Ameublements der Contarini — clarum et venerabile nomen. Sie waren die Letzten aus ältestem venetianischen Blute. Die Familie Contarini gab während ihrer langen Existenz der Republik acht Dogen; keine andere zählt deren mehr als fünf, und diese Mütze von Goldbrocat mit goldenen Spitzen und rothseidenem Futter schmückte einst die Stirn Domenico's, des siebenten Dogen aus seinem Hause. Er war 1616 geboren und noch sehr jung, als er in seinem Vaterlande die diplomatische Carrière betrat. Rang und Vermögen sicherten ihm schnelle Beförderung. Er wurde venetianischer Gesandter am wiener Hofe. Eines Tages, in einer Audienz beim Kaiser, entstand zwischen diesem und ihm eine Meinungsverschiedenheit, die einige stärkere Ausdrücke veranlaßte, als die Etikette erlaubte. Der Kaiser, der bereits Contarini geradezu widersprochen, rief in plötzlicher Aufwallung: ‚Wenn Eure Excellenz mein Wort bezweifeln, so sollten Sie wenigstens meinen höhern Rang achten und schweigen!' ‚Rang!' wiederholte der venetianische Botschafter und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, während das beleidigte Blut von funfzehn Jahrhunderten ihm ins Gesicht rauschte; ‚Rang! Einem Contarini gegenüber von Rang sprechen! Mit Eurer Majestät Vergunst muß ich Ihnen sagen, daß meine Familie ihrem Vaterlande fünf Souveraine gegeben, ehe Ihre Ahnen aufgehört hatten, Pferdejungen zu sein.' Und damit entfernte er sich, natürlich um nie zurückzukehren. Aber dem Stolze der alten Republik hatte er so ungeheuer gekitzelt, daß er wenige Jahre nachher zum Dogen gewählt wurde. Und während 15 Jahren des Ruhms und Unglücks führte Domenico im Rathe seines Vaterlandes den Vorsitz, — es war der prächtige, aber sturmumwölkte Sonnenuntergang einer langen Laufbahn. Trotz der Anstrengungen ihres großen Helden Morosini verlor die Republik in dieser Zeit Kandia, die letzte der venetianischen Kronen."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1842.

Geschichte des englischen Deismus. Von Gotthard Victor Lechler.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Den Übergang von der Periode der Entstehung zu der der Blüte macht der Verf. in einem eigenen Capitel, welches dem Stande der Kirche und der Wissenschaft zu Ende des 17. Jahrhunderts gewidmet ist. Für beide ist namentlich die von Cambridge ausgehende, die Ansprüche der Hochkirche mäßigende theologische Richtung, ebenso der Kampf von Männern wie R. Cudworth und H. More gegen den Hobbesianismus von Bedeutung, während andererseits Gale, Spencer, Hyde und Andere, wenn auch in einer nicht minder beschränkten Weise, der Ableitung der Religion aus den willkürlichen Absichten der Priesterkaste entgegenzuarbeiten suchten. Dennoch vereinigte sich seit der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien Vieles, was der deistischen Opposition weitern Umfang und größern Einfluß verschaffen mußte. Die Bemühungen des Königs, den religiösen Parteihaß wo möglich durch eine Vereinigung aller Secten zu vertilgen, war zwar fruchtlos, aber sie gaben den Repräsentanten einer milden, versöhnlichen Denkungsart, wie Bury, Tillotson, Burnet, Gelegenheit, ihre Ansichten auszusprechen, und die Bitterkeit, mit welcher man diese „Latitudinarier" eben deshalb angriff, weil sie ebenso gegen orthodoxe Starrheit als gegen puritanische Schwärmereien kämpften, beweist den Einfluß, den diese mildere Denkart zu gewinnen anfing. Außerdem war durch die Erhebung des Hauses Oranien auf den englischen Thron vielfacher Verkehr mit dem freisinnigen Holland herbeigeführt.

Der König Wilhelm selbst repräsentirte sein Vaterland, indem er Duldung und Gewissensfreiheit foderte. Locke schrieb seine Flugschrift über Toleranz in Holland. Holland war der Büchermarkt für die Oppositionsliteratur. Wer aus andern Ländern der Religion wegen flüchten mußte, Juden aus Spanien und Portugal, Socinianer aus Polen, Hugenotten und Jansenisten aus Frankreich, Presbyterianer, Quäker und Episcopalen aus England, alle begaben sich in den Schutz der Vereinigten Niederlande. Sie waren die Freistätte, wo ein Cartesius, Spinoza, Becker, Bayle, Leclerc schrieben .... Als das andere Extrem der Intoleranz und Sklaverei stand Frankreich da seit der Aufhebung des Gesetzes von Nantes. Zwischen beiden in der Mitte sehen wir England: seine highchurch-men ebenso von einem protestantischen Verfolgungsgeiste beseelt wie Frankreich von einem katholischen; aber eine nicht zu verachtende Partei zur Toleranz und zur Geistesfreiheit geneigt, als deren Muster die Vereinigten Staaten galten. Alle Elemente des zu Ende gehenden Jahrhunderts, die Opposition gegen die Scholastik, die Freiheit der empirischen Naturwissenschaft, die schwärmerische Kühnheit der Parteien aus der Zeit der Bürgerkriege, der frivole Geist des merry reign, der politische Liberalismus, der unter Jakob II aufgestachelt worden war und jetzt unentreißbare Garantien geschaffen hatte, — alles Das war unverloren und wirkte als lebendige Kraft fort. Unter diesen Umständen mußte die deistische Opposition zu einer Macht anwachsen, falls nur zwei Bedingungen gegeben waren, einmal die Freiheit des öffentlichen Worts, sodann ein von einer bedeutenden Intelligenz ausgesprochenes Losungswort. Die erstere Bedingung wurde dadurch verwirklicht, daß 1694 die Censur auf einfache Weise abgeschafft wurde; die Intelligenz, die das Losungswort aussprach, war John Locke. (S. 152 fg.)

Dem Leben und den Lehren Locke's widmet demgemäß der Verf. (S. 154 — 180) eine ausführliche Erörterung, auch hier mit specieller Rücksicht auf dessen Stellung zur Religion und zur Kirche. Locke's Bestimmungen über das Verhältniß der Vernunft zum Glauben und zur Offenbarung, seine Auffassung des Wesens des Christenthums, seine Vertheidigung religiöser Toleranz werden sehr genügend entwickelt. Locke sprach ruhig, aber fest aus, daß nur die Sätze vernünftig seien, deren Wahrheit wir durch Prüfung und Verfolgung solcher Ideen entdecken können, die wir durch Sensation oder Reflexion haben und durch natürliche Deduction als wahr oder wahrscheinlich finden; es sei daher eine ungenaue Ausdrucksweise, wenn man die Vernunft dem Glauben entgegensetze, denn der Glaube sei eigentlich nichts Anderes als die feste Beistimmung des Geistes, welche nur auf gute Gründe hin stattfinden dürfe; und der Glaube könne somit auch der Vernunft nicht entgegengesetzt sein. Locke unterwarf demgemäß, ohne das Factum der Offenbarung zu leugnen, den Inhalt derselben einer Beurtheilung durch die Vernunft, indem Der, welcher die Vernunft aufhebe, um der Offenbarung den Weg zu bahnen, das Licht beider auslösche und so ziemlich ebenso handle, wie wenn er Jemand bereden wollte, seine Augen auszustechen, um das entfernte Licht eines unsichtbaren Sternes durch ein Fernrohr desto besser in sich aufzunehmen; er suchte in einer Abhandlung über die Vernünftigkeit des biblischen Christenthums („The reasonableness of Christianity as delivered in the scriptures") nachzuweisen, daß der eigenthümliche Inhalt desselben zwar der Form nach auf übernatürlicher Offenbarung beruhe, aber dem Inhalte nach

nicht schlechthin über Das hinausgehe, was die sich selbst überlassene Vernunft entdecken könne; er foderte endlich unbeschränkte und gleichmäßige Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft. In der letztern Beziehung ruhen die Gründe Locke's auf einer scharfen Trennung zwischen Staat und Kirche; und es ist interessant und wichtig, daß die praktische Anwendung seiner Grundsätze unmittelbar die Basis für diejenige Form des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche geworden ist, welche bis auf den heutigen Tag rechtlich in Nordamerika besteht. Locke arbeitete nämlich die 1669 bestätigte Fundamental constitution of Carolina für die acht Lords aus, denen Karl II. diese Provinz 1660 geschenkt hatte; und die Artikel 95 — 109 dieser Constitution, welche die Foderungen des Staates an den Glauben seiner Glieder auf ein Minimum reduciren und alle nähern Bestimmungen des religiösen Glaubens von allen politischen Beziehungen loslösen, sind der erste organische Keim Dessen, was der Verf. die „völlige Religionslosigkeit des Staates" als solchen nennt, wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wirklich zu Recht besteht. (Vgl. S. 177 fg.)

Fast gleichzeitig mit Locke's Schrift über die Vernünftigkeit des Christenthums beginnt nun die eigentlich deistische Literatur zahlreicher zu werden, und es treten ziemlich rasch hintereinander die bedeutendsten Repräsentanten dieser Richtung auf. Die Masse des Stoffes ordnet der Verf. nach einem Gesichtspunkte, der zugleich die Entwickelung und innere Vertiefung der Controverse in ihrem naturgemäßen Fortschritt bezeichnet. Zuerst handelte es sich um die formalen Principien, um die Erkenntnißgründe der Religion, um die Begriffe des Vernünftigen, Unvernünftigen, Übervernünftigen und die Zulässigkeit und Haltbarkeit des letztern. In dieser Beziehung sind besonders die Schriften John Toland's und Anthony Collins' wichtig. Der Erstere würde, wie der Verf. S. 193 richtig bemerkt, nach dem Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts nicht ein reiner Rationalist, sondern ein rationaler Supernaturalist genannt werden können; denn er leugnet nicht die Offenbarung, sondern betrachtet sie nur als Mittel der Mittheilung religiöser Wahrheiten, welche für die Vernunft nicht unbegreiflich seien und für deren Wahrheit der Erkenntnißgrund in der Vernunft gesucht werden müsse. Die Schrift, in welcher Toland seine Ansichten entwickelte und mit den Waffen der Locke'schen Philosophie zu begründen suchte — obwol Locke selbst die Identität seines Standpunktes mit dem Toland's ablehnte — „Christianity not mysterious" (zuerst 1696), rief nicht nur eine Menge von Gegenschriften hervor, sondern zog auch dem Verf. in England und Irland mancherlei, zum Theil fanatische Verfolgungen von Seiten der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zu, Verfolgungen, die ihn, den von Natur schon ohnedies Eiteln, verbitterten, ihm die ruhige Besonnenheit und würdevolle Haltung raubten und ihn seine Kraft in einer nutzlosen Vielschreiberei zersplittern ließen.

Gerade diese Verfolgungen aber, denen sich in Flugschriften und Predigten der überspannte Supernaturalismus eines Sachenevell, Hickes und anderer highcurchmen anschloß, verschafften der deistischen Richtung eine wachsende Wichtigkeit, und so sehen wir im zweiten Jahrzehnd des 18. Jahrhunderts Anthony Collins, der als junger Mann der vertraute Freund des greisen Locke war, bemüht, in seinem „Discourse of free-thinking" (zuerst 1713) den Begriff des Freidenkens zu fixiren und damit der Partei ein bestimmtes Losungswort zu geben. Der wesentliche Inhalt dieser Schrift ist, den Auszügen des Verf. nach (S. 222 fg.), allerdings nicht viel mehr, als eine Amplification des Satzes: daß die eigene Prüfung der Wahrheit, die eigene Abwägung der Gründe und Gegengründe eine Sache sei, die sich nicht verbieten lasse, und ein Recht, das nicht verboten werden dürfe; daher auch die Polemik der Gegner, namentlich die witzige und scharfe des berühmten Philologen Richard Bentley und die ruhige und besonnene von Ibbot nicht sowol das Recht des Freidenkens bestritt, als vielmehr zu zeigen suchte, wie gar wenig damit gesagt sei und wie wenig die Freidenker selbst auf diesen Namen Anspruch zu machen berechtigt seien. In dem Begriffe des Freidenkens, sagt unter Anderm Bentley, liegt in der That nicht mehr als: denke und urtheile, sowie es dir erscheint; was jeder Einwohner von Bedlam jeden Tag so gut befolge als irgend einer von der vortrefflichen Sekte der Freidenker. Dennoch gewann diese Schrift von Collins sehr viele Leser und wurde in großen Massen über England, Frankreich und Deutschland verbreitet, wo man namentlich in Tübingen und Helmstedt sie eifrigst zu widerlegen suchte.

Die Inhaltlosigkeit des bloßen Begriffs „Freidenken", erweckte fast nothwendig das Bedürfniß, einen Inhalt dieses Denkens nachzuweisen und ihn in Beziehung auf das System der Dogmen und die Gründe ihrer Gültigkeit durchzuführen. In der ersten Beziehung wurde die absolute Selbständigkeit des Ethischen, auf welches schon früher der Deismus hingewiesen hatte, als Halt- und Beziehungspunkt auch der religiösen Überzeugung ausdrücklich und bestimmter, als bisher geschehen war, hervorgehoben. Dies geschah vornehmlich durch Anthony Ashley Cooper, seit dem Tode seines Vaters Graf von Shaftesbury, der nicht nur die Polemik gegen Hobbes' egoistische und terroristische Moral durch Hinweisung auf die unmittelbare Schönheit des Sittlichen fortsetzte, sondern auch der lohnsüchtigen Tugend, die die orthodoxe Kirche predigte, die Behauptung einer sittlichen Autonomie entgegenstellte, welche die Religiosität zwar nicht ausschließt, aber sie an einen ethischen Gehalt bindet und als Bedingung der Vollendung des sittlichen Strebens auffaßt.

Er will das Moralische nicht getrennt vom Religiösen, erklärt vielmehr die höchste Vollkommenheit der Tugend als bedingt durch Religion; aber er ist gegen alles abstract Religiöse, wo er dasselbe zu finden glaubt. Gegen die christliche Richtung, welche das Religiöse abstract festhält, d. h. nicht nur vom Moralischen trennt, sondern dieses sogar als feindlichen Gegensatz des specifisch Christlichen bekämpft, gegen den maßlosen Religionseifer, welcher sich von der Leitung der sittlichen Regel lossagt, gegen die Hintansetzung der uneigennützigen Übung aufopfernder Tugend, gegen lohnsüchtiges Handeln, gegen jede Verletzung der Humanität streitet er mit der feingeschärften Waffe des Witzes und der Satire. (S. 263.)

Die specielle Polemik gegen die Gründe des dogmatischen Systems, namentlich die Wunder und Weissagungen übernahmen dagegen der schon genannte A. Collins in seinem „Discourse on the grounds and reasons of the Christian religion" (London 1727), Thomas Woolston in sechs aufeinanderfolgenden „Discourses on the miracles of our Saviour" (1727 — 30) und Peter Annet. Die Controverse, deren verschiedene Wendungen der Verf. S. 266 — 324 im Einzelnen verfolgt, wurde, wie beinahe sämmtliche deistische Streitigkeiten, in einer Masse kleiner Abhandlungen von beiden Parteien geführt (gegen Woolston allein erschienen gegen 60 Streitschriften), die oft nur für den Augenblick berechnet waren. Charakteristisch ist bei dieser Polemik gegen die Wunder und Weissagungen, daß Collins und Woolston, anfangs vorsichtig auftretend, beide nicht schlechthin verwerfen, sondern nur die Schwierigkeiten zeigen, die den Weissagungs- und Wunderbeweis drücken, und daher behaupten, man müsse beide nicht buchstäblich, sondern allegorisch und mystisch erklären. Mit welcher willkürlichen Spielerei man dabei verfuhr, möge beispielsweise die Erklärung des Wunders am Teiche Bethesda zeigen.

Die fünf Portale von Bethesda bedeuten die fünf Bücher Mosis als Eingänge in das Haus der Gnade Christi. Die Gebrechlichen sind die Unwissenden, diejenigen, die sich auf den Buchstaben verlassen. Von diesen Irrthümern können sie nicht geheilt werden, es sei denn, daß der Geist wie ein Engel herniedersteige, um sie die mystische Auslegung zu lehren. Der Kranke ist der Mensch überhaupt; die 38 Jahre bedeuten 3800 Jahre, nämlich 2000 Jahre unter dem Gesetz und die 1800 Jahre unter dem Evangelium u. s. w. (S. 299.)

Annet dagegen läßt den Schleier der allegorischen Auslegung fallen und geht geradezu auf den Wunderbegriff selbst los, um die Unverträglichkeit desselben nicht nur mit den Naturgesetzen, sondern auch mit der würdigen Auffassung Gottes darzulegen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von R. E. Prutz. Leipzig, O. Wigand. 1841. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Man kann ein Mann von Bildung, Verstand und Kenntnissen sein, man kann manch schönes Bild erfinden, auch einen wohlklingenden Vers machen, man kann Empfindungen besitzen und selbst erlebt haben, man kann auch zu dem Allen eine gewisse Empfänglichkeit für Poesie sich angeeignet haben, und man ist darum immer noch kein Dichter. Der Dichter wird geboren und Prutz ist kein geborener Dichter. Seine Gedichte lesen sich recht gut; klarer Gedankengang, verständliche, nur etwas breite Exposition, zweckmäßige Wahl des Stoffs, Empfindungen und Situationen, die oft interessant sind — aber doch keine wirklichen Gedichte. Selbst seine Entgegnung auf Becker's Rheinlied, die so viel Glück gemacht, hat keinen poetischen Werth. In gereimter Rede werden wahre und von der ganzen Nation im tiefsten Herzen anerkannte Gedanken vorgetragen, oft mit prägnanten, entsprechenden Worten, und ohne Menschenfurcht in männlicher, freier Haltung — darin besteht der Zauber, den dieses Gedicht ausgeübt hat. Das Gedicht hat sittlich-politischen, aber keinen poetischen Werth. Der feine Blütenstaub der Poesie, der aus innigem, unbewußtem Schaffungstriebe sich ansetzt, der Gesang, „dessen Welle aus unbekannten Quellen herabschäumt", der sich nicht definiren, nicht erkennen läßt, der nur in unmittelbarster Sympathie gefühlt und erkannt sein will, wie der Genius überhaupt, der mangelt. Es würde eine schmerzliche Empfindung erregen, einen jungen talentvollen Mann mit ehrlichem Fleiße auf einem ganz falschen Wege sich abmühen zu sehen, wenn ein solches Fehlgreifen nun einmal nicht zu unserer Entwickelung häufig durchaus nothwendig wäre. Kehrt man nur zur rechten Zeit wieder um und verrennt sich nicht für immer auf einer Bahn, die immer mehr in die Irre führt, so ist die gewonnene Erfahrung über Das, was man nicht kann, auch immer eine Ausbeute. Aber Hr. Prutz lasse sich ja nicht von dem Beifalle verführen, der ihm so reichlich und in gewisser Hinsicht auch verdientermaßen wegen einiger politischen Verse zu Theil geworden. Das Urtheil der Menge hat keinen Werth; nicht den Dichter feiert man, sondern den Politiker, der zu derselben Fahne schwört, den Mann voll Gesinnung und Freiheitstreben. Und als solchen wollen wir ihn auch anerkennen, so weit sich aus einem glücklichen Wurfe der Charakter beurtheilen läßt.

Daß bei seiner literarischen Bildung und seiner Belesenheit dem Verf. manche poetische Situationen, manche schöne Bilder einfallen, haben wir schon oben anerkannt. So leicht ihm aber auch daneben der Vers zu werden scheint, so sieht man doch überall die wenn auch nicht mühsame, so doch die unfreie, blos kritisch-verständige Ausarbeitung des Stoffs, bei der eine gewisse Hitze, ein sich Zurückversetzen in früher Gefühltes immer bestehen kann, ohne daß die unnennbare Stimmung, aus der ein Gedicht entsteht und entstehen muß, je bei ihm eingekehrt zu sein braucht. Wenn Hr. Prutz recht ehrlich, recht kritisch gegen sich verfahren wollte und sich einmal fragte: „Wozu dichte ich eigentlich? Seit es Geschichte gibt, ist die Welt voll der Herrlichkeit und Göttlichkeit des Gesanges? Ist Das, was ich hier treibe, wirklich etwas Herrliches und Göttliches? Ist es nicht zuletzt eine Unwahrheit, aus Nachahmungssucht, aus vergeblicher Lust, mich auszuzeichnen u. s. w., entsprungen?" gewiß müßte er sich sagen, daß entweder die Menschen in großem Irrthume befangen seien, wenn sie die Poesie für etwas unaussprechlich Schönes preisen, oder daß er selbst sich irre, indem er eine aus falscher Cultur entsprungene Sucht, Verse zu machen, mit dem erhabensten aller Triebe verwechselt habe. Das eben ist die Schattenseite unserer jetzigen Zustände, daß auch bei dem Ehrlichen die wahre Stimme der Natur so oft durch unsere sogenannte gelehrte Erziehung erstickt wird.

Daß außerdem manche sehr erkennbare Nachklänge von wirklichen Dichtern hier ertönen, vielleicht dem Verf. selbst unbewußt, ist nicht zu verwundern. Nur der Genius hat seinen eigenen Charakter. So wird man in den Balladen an Lord Byron erinnert, in dem Liede „Abschied" fällt einem Frithiof's Abschied von Ingeborg ein:

> Bald dämmert eine Nacht uns Beiden,
> Die nicht so flüchtig scheiden muß.

Nur daß statt Frithiof's hier Hr. Prutz der Held ist, und daß er die Nacht in einen Tag umgewandelt hat. Den größern Theil der Sammlung bilden überhaupt Liebeslieder. Die Empfindungen und Situationen der Liebenden, Sehnsucht, Abschied, Schmerz über Untreue, Sinnlichkeit u. s. w. sind darin alle gut und wahr und mit einem gewissen Feuer exponirt; sie deuten auf Selbsterlebtes. Die Gefühle des Mädchens sind oft recht zart, nur auch wieder mit gar zu gewissenhafter Länge und Breite vorgetragen. Wie gesagt, Alles recht wacker, recht verständig, recht sentimental und gefühlvoll, recht viel Beobachtung; — nur kein Gedicht, keine Poesie. 12.

Über die Quelle von Shakspeare's „Heiligen Dreikönigsabend".

In Manningham's Tagebuche, welches sich unter den Harley'schen Manuscripten im Britischen Museum befindet, ist bei Gelegenheit einer Angabe über die Aufführung des „Heiligen Dreikönigsabends" die Bemerkung enthalten, daß dieses Stück sehr viel Ähnlichkeit mit dem Lustspiele der „Irrungen", am meisten

aber mit dem italienischen Lustspiele „Gl' ingannì" habe. Hierdurch ward J. Payne-Collier 1839 veranlaßt, in seinen „Farther particulars regarding Shakspeare and his works" unter Mittheilung einer Analyse des italienischen Stücks die Vermuthung aufzustellen, Shakspeare möge es zum Theil bei dem Entwurfe zu seinem „Heiligen Dreikönigsabend" benutzt haben. Später aber bezeichnete Hunter in seiner „Disquisition on Shakspeare's Tempest" jene Bemerkung Manningham's für irrthümlich, weil die größte Ähnlichkeit mit Shakspeare's Stücke sich in den „Ingannati" der Academici intronati von Siena finde. Hunter bemerkt dabei, daß die in letzterm enthaltene Person Malevolti Shakspeare Anlaß gegeben haben möge, den Malvolio unter seinen dramatische Personen aufzunehmen. In dem von Collier verglichenen Exemplare (in den „Commedie degl' academici intronati di Siena", 2 Bde., 1611) findet sich zwar jener Name nicht, sodaß man vermuthen muß, Hunter habe eine andere Ausgabe benutzt. So viel ist aber allerdings gewiß, daß eine große Ähnlichkeit sowol zwischen beiden genannten italienischen Stücken, als zwischen ihnen und dem „Heiligen Dreikönigsabend" stattfindet. Collier stellt nun in einem in Nr. 730 des „Athenaeum" enthaltenen Artikel die Ansicht auf, Shakspeare möge keinen von beiden, sondern einem ältern Stücke gefolgt sein, in welchem ähnliche Begebenheiten geschildert gewesen seien, wie sich ein Umriß derselben auch in Barnaby Rich's Erzählung „Apollonius und Silla" (erste Ausg. gegen 1581, zweite Ausg. 1606) erkennen lasse. Wahrscheinlich stammten alle diese Darstellungen desselben Stoffes aus einer gemeinschaftlichen Quelle, einer Erzählung Bandello's, die auch Belleforest in seinen „Histoires tragiques" unter dem Titel: „Comme une fille Romaine, se vestant en page, servist long temps un sien amy, sans estre cognene, et depuis l'eust à mang, avec autres divers discours" nachgeahmt hat. Die „Ingannati" namentlich lassen sich auf diese Quelle zurückführen, indem in beiden die Belagerung und Erstürmung Roms durch die Spanier in die Begebenheit verflochten ist, andere unbedeutendere Ähnlichkeiten abgerechnet. In der von Collier benutzten Sammlung befinden sich nach den „Ingannati" noch fünf andere Stücke: vier der letztern wurden einer beigefügten genauen Angabe zufolge von 1536—89 aufgeführt; über die „Ingannati" findet sich keine solche Bemerkung. Nach Manningham ward der „Heilige Dreikönigsabend" im Frühjahre 1602 gegeben, nicht 1607 oder 1612, wie Malone verschiedentlich vermuthet. Wären daher die „Ingannati" auch erst 1589, in dem letzten der in der italienischen Sammlung genannten Jahre, gegeben worden, so konnten sie doch in England lange bevor Shakspeare sein betreffendes Stück schrieb bekannt sein. Die „Ingannati" spielen in Modena, die beiden Personen, welche der Viola und dem Sebastian Shakspeare's entsprechen, heißen dort Lelia und Fabrizio. Dieser lebt seit dem miserabil sacco di Roma von seinem Vater getrennt, Jene in einem Kloster, aus dem sie entspringt, theils um der Heirath mit Gherardo, einem alten Geldsacke, zu entgehen, theils um sich wieder mit ihrem Geliebten, Flamminio, zu vereinigen, bei welchem sie fortan in der Verkleidung eines Pagen und unter dem Namen Fabio Dienerstelle vertritt. Zu Anfange des Stücks erscheint Flamminio als warmer Anbeter einer andern Dame, Namens Isabella. Lelia dient ihm zur Förderung dieses Verhältnisses gerade so, wie Viola im „Heiligen Dreikönigsabend" dem Herzoge hinsichtlich Olivia's. Isabella verliebt sich bei dieser Gelegenheit in Fabio-Lelia; diese klagt die ihr daraus entstehende Verlegenheit ihrer Amme, die sie zur Förderung ihres eigenen Plans ins Vertrauen gezogen hat. Lelia glaubt damit so weit gediehen zu sein, daß Flamminio in wenigen Tagen seine Liebschaft mit Isabella aufgeben werde, wozu sie ihm auch, als Fabio (im zweiten Acte, erste Scene) dringend räth: er solle eine Andere lieben, die ihn wieder liebe, lasse sie sich auch nicht so schön wie Isabella finden. Durch die Frage, ob er keine Andere lieben könne, bringt sie ihm das Geständniß seiner frühern Liebe zu ihr selbst ab. „Es war eine junge Dame, Namens Lelia, der — ich wollte es Euch schon tausendmal erzählen — ihr sehr ähnlich seid. Ich stand fast ein Jahr mit ihr in Liebesverhältniß. Später ging sie nach Mirandola, und es war mein Geschick, in die Liebe zu Isabella zu verfallen, die ebenso grausam gegen mich ist, als Lelia hold war." Auch die Vorwürfe, die ihm Lelia darüber macht, erwidert Flamminio ihr. Fabio: „Ihr seid nur ein Knabe und kennt die Macht der Liebe nicht. Ich sage Euch, ich kann nicht anders als Isabellen lieben." Eine folgende Scene spielt zwischen Fabio und Isabella. Nachdem diese ihn leidenschaftlich geküßt hat, sagt sie: „Vergib mir. Euere Schönheit und die Liebe, die ich zu Euch hege, lassen mich thun, was Ihr einem bescheidenen Mädchen für wenig geziemend haltet; aber weiß Gott! ich war nicht im Stande, mich zu beherrschen." Lelia: „Ihr braucht euch nicht gegen mich zu entschuldigen, da ich zu wohl weiß, was die Liebe mich zu thun antreibt." Isabella: „Zu was denn?" Lelia: „Meinen Herrn zu täuschen."

Hier sieht man keine Ähnlichkeit mit Shakspeare, und überhaupt kann man keinen Gedanken oder nur ein Wort entdecken, was dieser den „Ingannati" zu verdanken hätte. In einer folgenden Scene desselben Acts erklärt Flamminio gegen Lelia, daß er seine frühere Liebe völlig vergessen habe und entschlossen sei, sich ferner um Isabella zu bewerben, bis sie in die Vermählung mit ihm willigen werde. Lelia bricht darüber in Klagen und Seufzer aus; verwundert fragt Flamminio: „Ist Euch unwohl?" Lelia: „Nein, Herr." Flamminio: „Vielleicht ist Euch im Magen schwach." Lelia: „O nein! das Herz ist's, wo mich's schmerzt." Diese Unterredung ist in dem italienischen Stücke so gut durchgeführt, daß sie nur durch Shakspeare's Sprache noch gehoben werden konnte. Im dritten Acte tritt Fabrizio, der Sebastian Shakspeare's, auf. Er kommt nach langer Abwesenheit zu Modena an. Zufällig trägt er, wie seine Schwester in ihrer Verkleidung als Fabio, ein weißes Gewand. Wie bei Bandello und Belleforest ist auch in den „Ingannati" die große Ähnlichkeit der Geschwister nicht weiter ausdrücklich berührt. Indessen trifft Fabrizio auf Isabellens Dienerin, die dieselbe Rolle spielt, wie Maria im „Heiligen Dreikönigsabend". Diese hält ihn fälschlich für Fabio-Lelia, ersucht ihn, zu ihrer Gebieterin zu kommen, und Fabrizio, obgleich den Zusammenhang der Sache nicht verstehend, willigt ein, sie zu Isabellen in deren Vaters Haus zu begleiten. Der komische Gehalt dieses Theils und des vierten Acts ist ziemlich niederer Art. Endlich wird Fabrizio mit Isabellen von seinem und ihrem Vater in einem Zimmer eingeschlossen, indem die drei letztern Personen fortwährend in dem Wahne sind, Lelia vor sich zu haben. Indessen ist die Dame mit dem Betragen Fabrizio's besser zufrieden, als mit Fabio-Lelia's Zurückhaltung. Flamminio entdeckt unterdessen, wie er glaubt, den ihm von seinem Diener gespielten Betrug und bricht bei Fabrizio und Isabellen ein. Er hält gleichfalls Jenen für Lelia und beschuldigt ihn der Undankbarkeit; indessen kommt das wahre Verhältniß sehr bald im fünften Acte an den Tag; die Erkenntniß der treuen Hingebung Lelia's entzündet seine Liebe zu ihr mit erneuter und verstärkter Kraft und die Verwickelung löst sich, wie es die Natur der Sache mit sich bringt und es auch bei Shakspeare geschieht, in die Doppelheirath Flamminio's mit Lelia und Fabrizio's mit Isabellen auf. Zur Erhöhung des komischen Effects zwischen den ernstern Scenen des Stücks dienen vorzüglich die in italienischen Stücken so gewöhnlichen Charaktere des spanischen Prahlhanses, welchem der Armado Shakspeare's nachgebildet ist, ein pedantischer Hofmeister Fabrizio's und die männliche und weibliche Dienerschaft. Der Verfasser des Stücks findet sich in der angeführten Sammlung nicht genannt. Collier hat in dieser Analyse der „Ingannati" nur das Allerwesentlichste hervorgehoben und empfiehlt zum Behufe einer allseitigen Vergleichung der Shakspeare society, sowol die „Inganni", als die „Ingannati" in ihre Sammlungen aufzunehmen. 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1842.

Geschichte des englischen Deismus. Von Gottfried Victor Lechler.

(Beschluß aus Nr. 33.)

Wie unermüdet nun auch unter allen diesen Anfechtungen die Vertheidiger der Kirche gewesen waren, wie wenig sie sich auch gescheut hatten, von Zeit zu Zeit die Hülfe der weltlichen Obrigkeit zu Hülfe zu rufen, was die Deisten ihrerseits bisweilen allerdings durch grobe, plumpe, spöttische oder leidenschaftliche Invectiven verschuldeten, so hatten die letztern doch allmälig immer mehr Terrain gewonnen, und es kam eigentlich nur noch darauf an, die Resultate aller bisherigen Controversen in eine Gesammtanschauung der Religion zu concentriren. Diese Function erfüllte Matthews Tindal, besonders in der Schrift: „The Christianity as old as the creation or the Gospel a republication of the religion of eature" (1730). Den Kern derselben bezeichnen die Sätze: die natürliche Religion ist schlechthin vollkommen, und jede Religion, also auch die christliche, ist nur insofern wirklich Religion, als sie identisch ist mit der natürlichen; was von dieser abweicht, ist Aberglaube. Der wahre Inhalt der natürlichen Religion ist Sittlichkeit; Sittlichkeit ist das Handeln gemäß der Vernunft der Dinge, sofern diese an sich selbst, Religion dasselbe Handeln, sofern die Vernunft der Dinge als Gottes Wille betrachtet wird; was Kant später fast mit denselben Worten sagte, indem er die Religion durch die Erkenntniß und Erfüllung aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote definirte. Eben wegen der Vollkommenheit der natürlichen Religion kann das Christenthum nicht wesentlich neu, sondern muß eine Wiederherstellung und Wiederbekanntmachung der natürlichen Religion sein; es ist also mit ihr identisch und deshalb hat die Vernunft die entscheidende Stimme in Sachen des religiösen Glaubens. Mit diesen Sätzen ist so ziemlich die Spitze bezeichnet, auf welche der Deismus von Anfang an hinstrebte, und die weitern Debatten bieten zwar noch manche individuelle Modificationen der Auffassung, aber eigentlich keinen Fortschritt mehr dar. Am interessantesten unter den spätern Deisten ist Thomas Chubb, ein Autodidakt, der neben seiner Beschäftigung als Handschuhmacher und Gehülfe eines Lichtziehers in Salisbury dem innern Drange, über religiöse Fragen zur Klarheit zu kommen, durch schriftliche Aufzeichnungen zu genügen suchte, deren erste Veröffentlichung dann Whiston vermittelte. Der Unterschied zwischen Tindal und Chubb besteht vornehmlich darin, daß, während jener von der natürlichen Religion zum Christenthume, dieser von dem Christenthume zur natürlichen Religion kommt.

Der Eine sagt: das Christenthum muß mit der natürlichen Religion identisch sein, wenn es wahr sein will; der Andere: das Christenthum will mit der natürlichen Religion identisch sein, folglich muß es wahr sein.

Die Gegner blieben ihrerseits dabei stehen, daß die natürliche Religion nicht vollkommen und von der Offenbarung abhängig sei, wobei sie bald mehr, bald weniger Concessionen machten;

ja, es ließe sich — sagt der Verf. S. 366 — eine bedeutende Anzahl von Äußerungen gerade solcher Männer, welche als offenbarungsgläubig anerkannt werden müssen und meistens gerade gegen die Deisten geschrieben haben, zusammenstellen, welche im Wesentlichen die gleichen Gedanken, zum Theil sogar in den gleichen Worten ausgesprochen haben, die Tindal als Sprecher des Deismus entwickelt hat.

Mit der Schärfe des Gegensatzes erlosch allmälig auch der Eifer des Streits; die Wendung, welche der Deismus zunächst nimmt, sind Streifzüge im Gebiete der Geschichte der Religion und ihrer Urkunden; und es sind namentlich Thomas Morgan's und Viscount Bolingbroke's Schriften, die der Verf. in dieser Beziehung näher betrachtet. Sowie übrigens Chubb den Einfluß des Deismus auf die niedern Classen darstellt, so spiegelte sich in Bolingbroke die Art ab, in welcher die höhern Stände sich ihn aneigneten. Jenem ist die Religion Anker des sittlichen Strebens, diesem Mittel zu politischen Zwecken. Zugleich bildet Bolingbroke schon den Übergang zu der allmäligen Auflösung des Deismus in den Skepticismus. In seiner Blütenzeit hatte der Deismus, ausgehend von der Voraussetzung, das positiv Gegebene müsse sich in seiner Identität mit dem Vernünftigen begreifen lassen, sich zu einer festen Doctrin eines dogmatischen Rationalismus auszubilden gestrebt;

aber man stellte sich dabei auf einen Standpunkt der Willkür und der Ungeschichtlichkeit. Das Unbefriedigende dieses Standpunktes mußte allmälig zum Bewußtsein kommen. Dieses Bewußtsein sprach sich jetzt nur in der Form des Dualismus von Vernunft und Offenbarung, von natürlicher und positiver Religion aus, sodaß man beides auseinanderzuhalten suchte und eine Kluft zwischen beiden befestigte. Sobald aber diese Kluft zu einer unendlichen gemacht wird, ist ein Zwiespalt im Ich gesetzt zwischen dem unmittelbaren Bewußtsein und dem mit-

teibaren, dem Denken, ein Zerfall des Ichs mit sich selbst, — Skepticismus. Man verzweifelt daran, Wissen und Glauben miteinander zu versöhnen, man bleibt bei dem Gegensatze als letztem stehen. (S. 412.)

Dieser allmäligen Auflösung des Deismus in den Skepticismus ist nun das dritte Buch gewidmet, welches in [illegible] Abschnitten die Anfänge der skeptischen Ansicht in den Schriften H. Dodwell's des Jüngern, die Skepsis David Hume's, das Erlöschen des Deismus und die Einwirkung desselben auf das Ausland näher entwickelt. In Deutschland fing er erst an zu wirken, als er in England zu verblühen begann; in Frankreich hatte er frühzeitiger Einfluß gewonnen, indem er der französischen Freigeisterei Waffen der Gelehrsamkeit darbot, wie sie diese in ihrer flüchtigen Oberflächlichkeit zu schmieden nicht im Stande gewesen wäre, die sie aber sehr wohl zu Zwecken zu gebrauchen wußte, wie sie der dem Geiste des Christenthums im Ganzen keineswegs feindselige Deismus niemals verfolgt hat.

Ref. bricht ab. Der eigenthümliche Werth des Buchs beruht auf der detaillirten Ausführung eines Gemäldes, von welchem hier nur die allgemeinsten Umrisse angedeutet werden konnten. Es ist das Product einer gründlichen und fleißigen Forschung und füllt als solches eine Lücke aus; aber es ist auch Ausdruck eines gebildeten, gerecht und unparteiisch urtheilenden Geistes, der nicht unter dem Stoffe erliegt, sondern denselben zu beherrschen versteht, was gerade hier nicht ganz leicht war. Über Einzelnes mit ihm zu rechten, ist hier nicht der Ort. Der Verf. hat sich viel Mühe gegeben, aus der Unzahl deistischer und antideistischer Schriften und Schriftchen Das hervorzuheben, was den Leser über den jedesmaligen Stand der Parteien, die sich bald schroff gegenüberstehen, bald in leisen Schattirungen ineinander übergehen, orientiren könne; und wenn dessenungeachtet die anhaltende Lecture des Buches hier und da ermüdet, so ist dies nicht sowol Schuld des Verf. als des Gegenstandes. Beide Parteien stehen oft auf einem und demselben Boden; dadurch verwirrt sich bisweilen die Controverse, namentlich wo sie sich in mannichfaltigen Wendungen um einen verhältnißmäßig engen Gedankenkreis bewegt. Im Ganzen aber lehrt das Buch unter Anderm auch dieses, daß, obwol die Deisten vorzüglich zu Anfang des 18. Jahrhunderts gern an Locke's Philosophie anknüpfen, nicht sowol der Einfluß bestimmter philosophischer Systeme die Opposition gegen die äußere Autorität kirchlich sanctionirter Glaubensstatuten hervorruft, als vielmehr das allgemeine, die Philosophie selbst erzeugende Bedürfniß selbsteigener Überzeugung; eine Erscheinung, die sich ebenso in der Periode des Kant'schen Rationalismus wiederholt hat und noch jetzt wiederholt. Sowie es ganz richtig ist, daß das religiöse Bedürfniß edler Menschen die philosophischen Systeme von jeher mehr benutzt, als sich ihnen unterworfen hat, so führt auch das Bedürfniß freier Gedankenentwickelung viel früher und dringender zur Abwerfung der Fesseln einer äußern Autorität als zum Aufbau eines philosophischen Systems. Die meisten Deisten würden als Philosophen kein großes Aufsehen gemacht haben; aber sie waren, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, grossentheils klare, nüchterne Köpfe, denen es mit ihrer Überzeugung Ernst war, und die den Muth hatten, ihre Meinung offen auszusprechen, und als solche benutzten sie die Philosophie, die zu ihrer Zeit die herrschende war, während man zu andern Zeiten andere Systeme ebenso gut für als wider das Dogma benutzt hat. 31.

Romanenliteratur.

1. Die Ehestifterin, oder die Parlamentswahl in Irland. Roman aus der Gesellschaft. Von der O'Hara-Family. Aus dem Englischen von C. Grüning. Zwei Theile. Kiel, Bünsow. 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Warum langt man nur so gern nach den aus dem Englischen übertragenen Romanen und sucht sie aus den unzähligen deutschen Originalromanen hervor? Die deutschen Autoren nennen es oft Anglomanismus, sie suchen darin die deutsche Nationalvorliebe für das Fremde; es ist aber wirklich in den Romanen selbst zu suchen. Nicht nur Boz, Ainsworth, Bulwer u. A., auch Lady Morgan, Miß Edgeworth, Lady Bury, Mrs. Gore u. A. gewähren durch ihre Werke uns Genuß und Freude, wie wenig deutsche Originalromane es vermögen, und es fragt sich nur warum? denn wahrhaftig ist an Genie, Verstand, Bildung und Talent der Deutsche, nicht dem Inselbewohner untergeordnet. Ref. möchte den Grund in der Absicht der Schriftsteller suchen, in dem Streben zu nützen, über Verhältnisse aufzuklären, Misbräuche abzuschaffen und Vorurtheile zu bekämpfen; die englischen Romane wirken größtentheils für das Wohl der Menschheit, während der deutsche Schriftsteller meist den eigenen Ruhm im Auge hat und höchstens amusiren will. Es ist, als hätten die Deutschen nicht die Wichtigkeit des Romans eingesehen und wüßten nicht daß er für neue Ideen und neue Ansichten das Vehikel sein, unter der bunten Hülle die ernsten Wahrheiten des Lebens bergen soll; denn was einer pedantischen und gelehrten Abhandlung nicht gelingt, das vermag oft ein Roman zu bewerkstelligen. So hatten Boz's Romane, wie man sagt, heilsamen Einfluß auf das Armenwesen, während ein anderer Autor eine ernste Broschüre nach der andern über diesen Gegenstand in die Welt schickte, ohne etwas auszurichten. So nehmen jetzt die weiblichen Autoren sich besonders der Frauen an, denen das Gesetz, sowie das gesellige Vorurtheil in England Gerechtigkeit und Billigkeit versagt und sie der Willkür des Mannes überläßt. Kein Roman kann das Gesetz ändern, aber er kann auf die allgemeine Stimmung wirken, damit diese Abänderung herbeigeführt, das Publicum darauf vorbereitet werde. Das vermag zwar ein Roman nicht, aber mehrer; sie stellen die, den härtesten Stein aushöhlenden Wassertropfen dar und das fühlen die englischen Autoren, und man findet darum eine gewisse Wärme in ihren Werken, ein Wahrheitsgepräge, das immer fesselt und Anerkennung findet. Der vorliegende Roman ist nun auch ein solches Vehikel der Wahrheit. Wir finden darin das warnende Beispiel der Mutter, die ihre Töchter mit guten Partien versorgen will. Welchen verderblichen Einfluß dieses Streben auf die Erziehung hat, zeigt sich in der ältesten Tochter Marie, die ihrem schönen Verstand und ihrem edeln Herzen eine ganz falsche Richtung gibt, bis es sich später wiederfindet, sowie auch in dem Unglück der also gestifteten Ehen, welches selten ausbleibt. Die Charaktere der beiden Töchter sind trefflich nebeneinandergestellt und durchgeführt, alle Nebenpersonen sind charakterisirt und können als Typus ihrer verschiedenen Kasten gelten. Das Leben in Irland, die irländischen Wirthschaften, die lebenslustigen, ewig tractirenden Großen und dann die Verschuldeten, das Volk, die irländischen Parlamentswahlen, die geselligen Zustände, Al-

[illegible] hat so das Gepräge der Nationalität, daß man mit wahrem Genuß liest.

2. Neue Erzählungen und Novellen von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser. 1841. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Ein Nachtheil der zahlreichen belletristischen Journale, die kurze Erzählungen und Novellen bringen müssen, ist diese Überschwemmung von Novellensammlungen in unserer Literatur. Wenn das Journal oft Unbedeutendes in diesem Fache bringt, so hat es nichts zu sagen, da die meisten Leser beim Journallesen sich auf das Überschlagen verstehen. Der arme Recensent muß nun aber in dem zu Bänden Gesammelten Alles lesen, wenn er gewissenhaft sein will, und das wird oft schwer. Der Recensent des jetzigen Jahrhunderts macht allerdings mehr Ansprüche als vordem, denn das Jahrhundert verlangt Wahrheit, und wie man die Weltgeschichte jetzt nicht mehr schreibt, sondern [illegible], wie man sich in keiner Sache mehr ein X für ein U vormachen läßt und Alles beleuchtet, zersetzt und in der Nähe betrachtet, so will man auch in Novellen und Erzählungen Wahrheit, entweder Wahrheit der Begebenheit, oder Wahrheit der Empfindung, oder Wahrheit der Zustände, Sitten rc. Selbst im Märchen verlangt man Wahrheiten durch die bunte Lampenhülle und farbigen Glasfenster zu erschauen, und Ref. muß der vorliegenden Sammlung hier den Vorwurf machen, daß sie aller Wahrheit ermangelt. Die erste: „Der tolle Geiger in Wien“, spielt 1840. Sie trägt durchaus nicht den Stempel jener Zeit, noch den Charakter Wiens. Anna stirbt an der schwarzen Krankheit, wird begraben, der tolle Geiger gräbt sie wieder aus, bringt sie ins Leben zurück, um sich an ihrem Vater zu rächen, der einst seine Geliebte geheirathet hat. Da der Vater ihn [illegible] bei dem Namen der einst Geliebten beschwört, gibt er die Tochter zurück. „Janko und seine 99 Brüder“ ist ein Märchen ohne alle Poesie, und der Erzählung „Das schwarze Haus“ fehlt auch jede Wahrheit und Originalität, denn die Schilderungen des geheimen Versammlungsortes des Gesindels hat man so oft in Bulwer'schen und Boz'schen Romanen, und so viel besser und ausführlicher gelesen, daß man an diesen [illegible] nur geringes Interesse finden kann.

3. Nina. [illegible] Erzählung aus dem „Wintergrün“ 1840. Hamburg, [illegible]. 1841. 8. 1 Thlr.

[illegible] erzählt, besonders die Ankunft des Primaners im Geburtsstädtchen. Nina, die Heldin, tritt erst in der Mitte des Buchs auf und es werden mehre Personen aufgeführt, die nicht zur Sache gehören. Nina ist die Tochter des Präsidenten und liebt einen Verbrecher, einen Verfertiger falscher Wechsel, einen Straßenräuber, Spieler und Missethäter, der in der That geistreich und liebenswürdig genug geschildert wird. Sie liebt ihn, trotz aller seiner Unthaten, und verläßt Alles, um ihm zu folgen. Nina steht ebenso rein und edel da, wie Balonieri schlecht, und ihre Neigung zu ihm könnte als Apotheose der Frauenliebe gelten. Auch eine weibliche Verführerin wird geschildert, welche die Liebe des jungen Sohnes des Präsidenten gewonnen, und ohne dieselbe zu erwidern, ihn dem väterlichen Hause entrissen und ins Unglück gestürzt hat, um ihn dann zu verlassen; auch sie war ein Opfer von Balonieri's Verführungskunst. Die männliche Liebe ist aber nicht so treu und blind ergeben als die weibliche, und in dem Augenblick als der junge Bartholin von ihrer Schuld überzeugt wird, ist auch seine Liebe zu Ende und er läßt sie ins Elend ziehen, ohne sich um sie zu kümmern. Die Begebenheiten sind mit viel Kunst aneinandergereiht, die Charaktere mit Geschick zusammengestellt und der kleine Roman ist geeignet, die müßigen Stunden eines Müßigen auszufüllen.

4. Drei Novellen von Wilhelmine Lostmann. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr.

Diese drei Novellen: „Die Somnambüle“, „Kunstleben“ und „Lota oder der Schleierfall“, sind sehr empfehlenswerth, spannend in dem Verlaufe der Begebenheiten, und voll Poesie der Ausführung. Besonders die zweite: „Kunstleben“, schildert mit vieler Wahrheit die schon in die Kinderseele gelegte, angeborene Liebe zur Musik bei manchen Charakteren, und wie diese dann in der Musik Freude, Ersatz und Trost finden. Die ganze Novelle ist voll von jenen Accorden, die das zart besaitete Herz erzittern machen, und der Leser folgt aufmerksam und mit Interesse dem Faden der Erzählung; der Styl ist gerundet, kurzgedrängt, dem Ohr und Auge wohlgefällig. Auch „Lota oder der Schleierfall“ ist phantasiereich und anmuthig, wie eine Sage es erheischt, und Lota's Verwandlung in den Schleierfall und ihre plätschernde Unterredung mit dem Wassergeist, sowie auch das Undinenartige ihrer ganzen Erscheinung sind voll Poesie und verfehlen nicht die Imagination des Lesers zu bezaubern.

5. Die Gräfin. Von Th. S. Fay. Aus dem Englischen von E. Elbrecht. Drei Theile. Berlin, Jonas. 1841. 8. 3 Thlr.

Außer dem Spannenden der sich drängenden Begebenheiten hat dieser Roman wenig Werth, die Hauptscenen desselben spielen in Berlin, doch ermangeln sie aller Localfärbung. Die Tendenz ist gegen das Duell, und der edle Held läßt sich schmähen, verleumden, beschimpfen und sogar schlagen, ohne sich den wiederholten Foderungen zu stellen. Deshalb kann dieser Roman auf deutsche Leser auch keinen guten Eindruck machen, da in Deutschland das Duell noch allzu sehr mit den Sitten verwachsen ist; besonders in der aristokratischen Gesellschaft kann der Mann, der aus Moralität eine Ohrfeige ungerügt läßt, unmöglich als Romanheld auftreten. Alle Schattenseiten des Duells werden durch Beispiele erwiesen: Denham bleibt und läßt Frau und Nichte in Verzweiflung und Elend; ein Bedienter, der einen beleidigenden Schlag auf diese Weise rächt, stirbt von des Scharfrichters Hand, und Lavalle, der einen Schuft, weil er eine Dame verleumdet, herausfodert und tödtlich verwundet, fühlt sein ganzes Leben hindurch Reue. Der Held aber, der bei vielen andern Gelegenheiten ungeheuern Muth zeigte, am Sterbebette des Cholerakranken, vor den Pistolenläufen eines Wahnsinnigen und in den Gefahren der Revolution, gelangt zu Ehren, Vermögen und der Hand der geliebten Gräfin. Damit dieser Held recht edel dastehe, wird er oft gewaltig dumm dargestellt; oft könnte ein Wort alle Verwickelungen lösen, unendlich viel Kummer und Noth hätte ihm erspart werden können, wenn seine wiedergefundene Mutter früher gesprochen und ihn ins Geheimniß gezogen hätte, anstatt ihm eine Überraschung zu bereiten, und es trägt sich viel Ungewöhnliches, Unwahrscheinliches und Unnöthiges zu. Auch ist der Bösewicht so schlecht, daß man nicht begreift, wie er auch nur so kurze Zeit täuschen kann; dessenungeachtet liest man oft mit Herzklopfen und wird von den Begebenheiten überrascht und gefesselt, was gewiß auch ein Verdienst ist.

6. Henriette. Ein Roman von Michel Raymond. Frei aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Franke. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ref. hatte den Roman im Französischen gelesen und konnte ihn in der schwerfälligen, unverständlichen, oft falschen Übertragung ins Deutsche kaum wiedererkennen. Was heißt z. B. (S. 150): „Wenn die Frauen mit der Zeit nicht ebenso schlecht würden als die Männer, wird es in der Welt nur ein unnützes Muster davon geben, und dies wird das Eurige sein.“ Ferner (S. 200): „Dies Bedenken entsprang nicht aus einer redlichen Gesinnung, es war nur das Ergebniß einer persönlichen Bewegung.“ Man sollte glauben, die Person, von welcher die Rede ist, sei dabei herumgehüpft, anstatt daß hier eine innere Aufregung angedeutet werden soll. Ferner (S. 202): „Und fühle ich mich nur erst freien Geistes, so werde ich zehn Minuten später das Glück und den Beistand dessen haben, den ich will, wenn ich ihn wünsche.“ Wer spricht in den tragischen Augenblicken, wo es gilt, dem Gefängniß und Tod zu entrinnen, von „entwischen“; und wenn in heiliger Rührung die fromme soeur grise begeistert ausruft: „Es befinden sich En-

gel unter Denen, die man für die Schuldigsten hält!" wer sagt da: „Sie rief überspannt aus"? Diese Übersetzung zeugt von ebenso großer Unkenntniß der französischen als der deutschen Sprache und das in der Ursprache werthvolle Werk ist ganz ungenießbar geworden. Übrigens verdient auch das französische Original einigen Tadel. Es enthält eine Ehebruchsgeschichte im Bürgerstand; die verheirathete Tochter einer Wäscherin ist die schöne Sünderin, der der Leser sein ganzes Interesse zuwendet; die Umstände haben die Gelegenheit zum Unrecht veranlaßt. Der Freund ihres Mannes hat sie verführt, und sie liebt eigentlich ihren schwachen, lieberlichen Mann, der sie und ihre Kinder in Armuth versetzt. Sie ist ein schwaches Weib und paßt ganz in die beschränkte Sphäre, wo Mangel an Bildung oft den Leidenschaften freiern Spielraum läßt; aber immer spricht und denkt sie wie eine Frau vom höchsten Stand und von der vornehmsten Erziehung; sie macht Reflexionen über Moral, Gesetze, Staatseinrichtungen u. s. w., wie kaum eine Schriftstellerin sie machen konnte, und das stört die Harmonie des Ganzen. Die Intrigue ist übrigens gut angelegt und durchgeführt und die mithandelnden Charaktere sind meist trefflich, auch die Situationen malerisch gezeichnet.

7. Standesunterschiede. Novelle von der Verfasserin der „Frauen", „Cousinen", „Axel" u. s. w. Aus dem Schwedischen von C. F. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Es ist eine jetzt täglich mehr hervortretende Wahrheit, daß der gebildete, sich zur höhern Moral bekennende, nach dem Guten strebende Bauernsohn dem rohen, brutalen, in seinem Hochmuth befangenen Edelmann vorgezogen wird, sowol durch die allgemeine Stimme als auch durch die Achtung des Einzelnen, gewiß wird daher die Tendenz dieses Romans überall Anklang finden. Und doch ist der Held als eine Ausnahme zu betrachten, da er, durch den Himmel ganz besonders reich mit Talenten und Fähigkeiten begabt, sich über seinen Stand hinausgearbeitet hat. Aber auch nur weil seine Bildung über seinen Stand hinausgeht, kann er der edeln Gräfin gefallen, um so mehr, da ihm ganz besonders alberne und hochmüthige Edelleute als Folie dienen. Es ward wol nicht leicht ein aristokratischer Kreis so wenig liebenswürdig geschildert wie der hier dargestellte, und gewiß, es mag solche geben — aber der Titel des Buchs veranlaßt uns hier zu einer kleinen Rüge. Standesunterschiede war eine zu allgemeine Benennung, denn indem man den einen Stand verunstaltet, hebt man die Standesunterschiede nicht hervor. Hermann's Kindheit in den Verhältnissen des Bauernlebens, das Pfarrhaus mit der gerechten Pastorin, der Dorfmusikant, der in der Bildung des Knaben eine so große Rolle spielt, sind gemüthlich und trefflich geschildert. Dagegen sieht man den Edelmann, einen Major, und dessen unartigen Knaben, mit dem Großthun nach außen und dem auf unterminirtem Boden ruhenden Hausstand, voll Unwissenheit, Eitelkeit, Putzsucht, Unordnung, roher Heftigkeit und Ungeschliffenheit; alle diese Eigenschaften werden der adeligen Familie aufgebürdet, und schon in seiner Kindheit leuchtet Hermann als ein Meteor unter seiner Umgebung hervor. Als Informator im gräflichen Hause geht es ebenso; nachdem er einige Zeit sich ruhig verhalten, schwingt er sich plötzlich aufs Pferd und reitet so gut, daß er selbst den adeligen Cavalerielieutenant in Erstaunen setzt. Er voltigirt, tanzt, singt, spielt Billard und entwickelt nach und nach alle möglichen Talente. Die Roheit des Grafen, die Oberflächlichkeit des Lieutenants, die Insipidität des Capitains, Alles ist die adelige Folie, worauf der Bauernsohn glänzt. Die schöne Gräfin liebt ihn, alle Gelegenheiten kommen zusammen, um diese Liebe zu nähren, sie das Glück seines Umgangs fühlen zu lassen. Beider edle Naturen haben sich erkannt und ihre Seelen neigen sich zueinander, trotz der Kluft des Standes, aber auch trotz der Kluft der Ehe. Doch auch hier zeigt sich der Bauernsohn stärker, edler als die Gräfin, denn er ist es, der sich losreißt, er ist es, der ihr entsagt, der ohne Abschied, ohne ihr Wissen abreist. Die eingelegten Briefe sind dann und wann etwas zu lang. Die nichtsbedeutende halbsentimentale, immer unterthänige Ulla, die ewig von sich selbst sprechende Regina und deren boshafte Schwester, die edle Admiralin, alle sind wohlgelungene Nebenfiguren, die den Hauptpersonen zur Seite stehen, ohne ihnen Abbruch zu thun, und wer gern einige angenehme Stunden mit einer Unterhaltungslecture zubringen will, greife getrost nach dem Buche, aber man schmeichle sich nicht, über Standesunterschiede irgend eine Aufklärung zu erhalten. Die Sprache der Übersetzung ist außerordentlich gut.

8.

Notiz.

Preßfreiheit und Censur.

Wenige, aber gewichtige Worte über Preßfreiheit und Censur finden sich in einem vor kurzem erschienenen periodischen Werke, wo sie gar leicht unbeachtet bleiben könnten, daher es nicht unpassend sein mag, hier auf dieselben aufmerksam zu machen. Es ist dies ein Aufsatz vom Buchhändler F. J. Frommann in Jena, zu dem Vorstand des Vereins der deutschen Buchhändler gehörig, unter der Aufschrift: „Preßfreiheit und Censur nebeneinander", in dem „Deutschen Staatsarchiv" (Bd. 2, S. 289 — 297). Jedenfalls verdienen diese Worte schon um des Verf. willen und bei der Stellung desselben besondere Aufmerksamkeit und Beachtung, aber mehr noch an und für sich; und sie werden auch beides theils bei Denen, die hier etwas zu sagen haben, theils bei Denen finden, die ruhig zusehen müssen. Zwar kommen die Vorschläge des Verf. (Censurfreiheit für alle Bücher von mehr als 20 Bogen Stärke; Censurfreiheit für Jeden, der sich nennt; Censur für alles Anonyme und Pseudonyme von weniger als 20 Bogen) in der Hauptsache nur auf ein Provisorium hinaus, das in der Regel Niemanden befriedigt und versöhnt, und gerade hier wenig geeignet scheinen könnte, nach gewissen Seiten hin, wo die zügelloseste Freiheit oder vielmehr Frechheit ihre Foderungen geltend macht, eine Aussöhnung zu bewirken. Indeß gilt es zunächst nur die Gründe, auf denen jene Vorschläge beruhen, und die Zwecke, die dadurch erreicht werden sollen; die Foderungen der Schreier, die wol Zwecke vor Augen haben, dabei aber bestimmter Gründe sich nicht bewußt sind, können hierbei nicht in Betracht kommen, wo gegen die wohlmeinenden Freunde des Grundsatzes der Preßfreiheit, die nicht wollen, daß die Freiheit durch literarisches Gesindel unter dem Deckmantel der Anonymität und Pseudonymität gemisbraucht und geschändet werde, mit denjenigen Maßregeln, die auf Sicherung der Freiheit abzwecken, ohne deren rechten Gebrauch zu hemmen und sie selbst zu unterdrücken, um ihrer Person und der Freiheit selbst willen einverstanden sein müssen. Deutschland ist nicht Frankreich oder England, und die Deutschen sollen nicht Franzosen oder Engländer sein.

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1842.

Theodor Mundt und sein neuester Roman „Thomas Müntzer".*)

Theodor Mundt hat uns mit einem neuen Buche beschenkt, mit einem historischen Roman in drei Bändchen. Mit froher Erwartung sahen wir dem angekündigten Werk entgegen und fanden uns schon durch die verwandte Signatur angezogen, die, seltsamerweise, der Titel des Buches mit dem Namen des Verf. gemein hat. Die Buchstaben Th. M. nämlich, womit der Verf. siegelt, lassen sich auf Theodor Mundt und auf Thomas Müntzer beziehen. Und dieser Name des Romanhelden bezeichnet zugleich einen höchst interessanten Inhalt des Buches, das unser Freund nicht einen historischen, sondern einen deutschen Roman nennt. Sind es nicht deutsche Thaten und deutsche Fragen, die sich an den Namen Thomas Müntzer's knüpfen? Dieser Name erinnert uns an die dauernde deutsche Reformation und an die schnell verbrauste Bauernverwirrung der sogenannten christlichen Freiheit, ja wol auch an die erste Idee einer deutschen Messe und einer deutschen Kirche. Und sind nicht diese alten Interessen in anderer Weise die neuesten der Gegenwart geworden?

So mußte denn der voraussichtliche Inhalt dieses deutschen Romans gewaltig anziehen. Und was durften wir uns nicht von der Darstellung versprechen, wenn wir uns noch der Vorrede zu Mundt's voriger Schrift — der „Völkerschau auf Reisen" — erinnerten.

Für mich — sagt dort der Verf. — naht nun wieder die schöne Zeit neuer Dichtungen, zu denen ich mich durch die unmittelbare Anschauung objectiver Völkerverhältnisse, die mich so lange vom eigenen Hervorbringen zurückhielt, habe stark und würdig machen und gewissermaßen wiedergebären wollen.

Hier haben wir also die erste dieser neuen Dichtungen vor uns. Um aber die Wiedergeburt des Dichters zu feiern, müssen wir einen Blick auf seine vorausgegangene Entwickelung thun. Dann erst können wir recht begreifen, wie tief die Verwandlung ist, die er etwa bestanden, welche Elemente seines Grundwesens er nun ausgeschieden und welche er noch behalten hat.

Wir finden den jungen, neunzehnjährigen Potsdamer auf der hohen Schule zu Berlin der Einwirkung zweier sehr verschiedenen Notabilitäten der Zeit von und nach 1826 ausgesetzt, zweier Schriftsteller, die untereinander vielleicht keinen weitern Berührungspunkt haben als das große H, womit beide Namen Hegel und Heine anfangen. In der Polarität zwischen der Hegel'schen Logik und den Heine'schen Reisebildern regte sich das junge productive Herz und trieb zuerst Gedichte und Novellen. Und zwar Novellen in jener Gattung, für die damals Tieck anreizte, in denen ein bestimmter Grundgedanke, eine Lebensanschauung sich aus ihrem ideellen Äther in erdichtete Personen, Verwickelungen und Situationen auslebt. Wie denn aber an der literarischen Generation aus dem Jahrsiebent zwischen der Schlacht von Jena und der Schlacht von Leipzig die zwiespaltige Begabung von kritischem und poetischem Talent und Trieb in eigenthümlicher Verbindung bemerkbar ist: so schlug auch damals schon an unserm jungen Autor bereits Dasjenige aus, was zu seinen „Kritischen Wäldern" erwachsen sollte. Rechts von dem Studenten Mundt lag in grauem Dämmer die kahle Höhe des absoluten Begriffs. Am Fuße derselben schlug Mundt sein Zelt auf und sah mit Andacht nach der blitzenden Wolke empor, aus der vom unsichtbaren Gipfel sein prophetischer Meister die Gesetztafeln der Welt herniederbringen sollte. Dazwischen konnte er es aber nicht lassen, zuweilen auch ein wenig abwärts zu schweifen, wo beim Ausblick auf grüne, reizende Ebenen der muthwillige Gesell Heine sein goldenes Kalb zur Anbetung ausgestellt hatte. Was aber außerhalb dieses idealen Gebiets im wirklichen Leben das frühlinghafte Herz unsers jungen Autors umgab, war die lahme, interessenlose Zeit der Restauration. Diese erlösende Mutter hatte nichts mitgebracht, was ein lebendiges Vertrauen, eine unbedingte Hingebung erwecken konnte. Sie fand eine ganze Generation junger, unruhiger Geister, ausgerüstet mit dem doppelt unbequemen Triebe, zu kritisiren und zu produciren. Die Restauration wünschte die unbehagliche Jugend mit Kindereien zu befriedigen; sie sah es gern, wenn man der Sonntag die Pferde vom Wagen spannte, oder einen blauen Montag mit Theaterkritiken ausfüllte, oder bei einer Mittwochgesellschaft einen Saphir jener Gattung, die, wie Prügelflecken, blau und gelb zugleich sind, in Kupfer faßte. Wer sich damit nicht befriedigen mochte, durfte sich in die Sahara der neuen Philosophie verlaufen, um den absoluten

*) Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. Drei Bände. Altona, Hammerich. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sand durch die Finger zu sieben, oder es an milden Stellen mit philosophischen Nadelhölzern zu versuchen. Allein jener abstracten Wissenschaft entgegen, machte sich in den jungen Gemüthern die Anschauung des poetisch Persönlichen geltend; über die Armseligkeit des Tages erhob sich mehr und mehr die Ahnung einer nationalen Existenz.

Auf jenem Scheideweg zwischen Hegel und Heine liegt des jungen Autors erster Roman „Das Duett". Hier werden die Ansprüche der Philosophie, sich als den Gipfel des Lebens zu betrachten, abgewiesen und dem Schaffen aus unmittelbarer Anschauung das Wort geredet. Es ist also das Product eines innern Kampfes, und der Autor wendet sich der Geschichte und der Poesie zu, deren innige Vereinigung er jetzt in seinem nun vor uns liegenden Werke zu erreichen sich vorgesetzt hatte.

Ich weiß nicht, ob ein Jüngling, in dessen Seele die Übermacht poetischer Production drängt, vier seiner Frühlingsjahre lang ein ernstliches Verhältniß mit der philosophischen Speculation knüpfen und halten kann. Wenn es aber Mundt konnte, so sollte er wenigstens erfahren, daß man einen so ernstlichen Bund, ein so vor aller Welt getragenes Verlöbniß nicht bricht, ohne sich die Rache der Geliebten für lange Zeit auf den Hals zu laden. Lebhaft erinnert uns seitdem der Freund an den jungen Demetrius in Shakspeare's „Sommernachttraum": er wendet sich mit Liebeswerbung der Production zu, wie Demetrius der schönen Hermia, und flieht — wie dieser vor der liebenden Helena — vor der Speculation, die er mit des Demetrius Worten hart anläßt:

> Ich steh' nicht länger Rede, laß mich gehn!
> Wo du mir folgst, so glaube sicherlich,
> Ich thue dir im Walde Leides noch!

Mundt hätte sagen können:

> Ich thue dir in krit'schen Wäldern Leids.

Seitdem treffen wir den Freund nie anders hinter der Production her, als von der Speculation verfolgt, die ihre alten Ansprüche an ihn geltend zu machen sucht und ihm auch, ehe er sich dessen versieht, Eins anhängt.

Solch innern Zwisten und Kämpfen zu entkommen, ergreift Mundt zum ersten Mal das später wiederholte Mittel — er reist. Diesmal jedoch nur bis Leipzig. Mitergriffen von der allgemeinen Geisterbewegung der Julirevolution, wendet er sich einige Zeit lang der Politik zu. Er schreibt über Deutschlands Einheit, wie sich denn in der während Deutschlands schmachvoller Unterjochung entstandenen Generation die Ahnung einer großen Zukunft Deutschlands besonders lebhaft zu regen scheint.

Aus gemüthlichen Bedürfnissen nach seinem ungemüthlichen Berlin wieder zurückgekehrt, setzt Mundt seine politische Richtung an der „Preußischen Staatszeitung" fort, für welche er die Landtagsverhandlungen der constitutionellen deutschen Staaten auszog und zustutzte, bis diese Berichte selbst aufhören mußten.

Aus dieser Region politischer Interessen und deutscher Tendenzen ging Mundt's nächste romanartige Production hervor: „Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers." Was von den in der „Preußischen Staatszeitung" abgebrochenen Verhandlungen des Liberalismus in Mundt's Herzen zurückgeblieben war, arbeitete sich nun noch in den Kämpfen und Krämpfen des armen Salzschreibers heraus. Der Humor des Buches ist jedoch nicht stark genug, die Speculation zu verscheuchen, die in den Salzsäcken Manches von ihrer Doctrin einschwärzt.

Bald aber findet der Freund, wie er sich im schönen Sommer 1834 nach Wien begibt, ganz andere Lebenselemente vor. Der protestantische Jüngling, der Flüchtling vor dem absoluten Begriff, begegnet hier dem üppigen Incarnat des Katholicismus und des sinnlichen Genusses. Da geräth denn Alles, was in des jungen Autors Geist und Herzen zwischen jenen Extremen lag, in Unruhe und Gährung. Seine Erlebnisse und Träume, seine Wünsche und Wallungen, seine Anschauungen und Begriffe branden und brausen durcheinander und aus diesen kochenden Wirbeln steigt, wie Venus aus dem Meere tauchte, „Madonna" hervor, dies Buch der „Unterhaltungen mit einer Heiligen", in welchem die objective Darstellung als subjective Lyrik und die Anschauungen des Lebens — als Licenzen erscheinen. Es war ein Roman, über welchen die Kritik und der berliner Pietismus die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, ein Buch, das eben gemacht war, die Schule und die Policei in ihrer Bornirtheit zu schrauben und in den wunderlichsten Eifer zu hetzen. Und was war am Ende so Entsetzliches an dem Buche? Ei, wenn ja die Kirche mit ihrer, keineswegs von Christus geflochtenen Peitsche der Ascetik sich selbst nur immer tiefer in ein sinnliches, prunk- und genußvolles Dasein hineingetrieben hatte; wenn der Staat seine Macht und seinen Stolz in immer weiterer Ausbildung der materiellen Güter und der geistigen Kräfte suchte: warum sollte denn ein geistreicher Jüngling nicht auch in seiner Weise von einer Versöhnung zwischen Geist und Materie, von einer Entwickelungsfähigkeit des Christenthums, von einer neuen Zukunft dieses Fleisch gewordenen Wortes, sowie von einer Verbindung der Intelligenz und der Leidenschaft im Weibe träumen dürfen? Aber es ist freilich ein Zeichen solcher leise sich entwickelnden Metamorphosen der bürgerlichen Gesellschaft, daß die Ahnungen der Jugend ebenso jäh und verwegen hervorspringen, als die Angst des Alters sich heftig und kleinlich entgegensetzt.

Hier nun, in der policeilichen Krise, die das Buch herbeigeführt hatte, brach Mundt vorerst seine Romanproduction ab. Seine kleinen Novellen können wir übergehen. Sie sind lebhaft und reizend geschrieben; man rühmt aber mehr die Ideen und Intentionen des philosophischen Autors, als was die Poesie an Erfindung und Darstellung dazugethan hat.

Eine viel entschiedenere und freudige Anerkennung fand Mundt als Charakteristiker, z. B. in seiner Charakteristik Hippel's, Knebel's und in dem schön geschriebenen „Denkmal", das er seiner unglücklichen Freundin Charlotte Stieglitz setzte. Mit diesem Glück einer innern Begabung für Kritik und historische Auffassung verband er ein äußeres Glück journalistischer Bestrebung als Unternehmer des „Zodiakus", der „Dioskuren" und des „Freihafen". Das großartige

Augenmerk, das Mundt als Journalist gefaßt hatte, nämlich „die dauerhaften und positiven Elemente der bewegten Zeit für die Production zu retten und ein Kunstwerk zu organisiren", war auch die Aufgabe, die er für sich selbst, hinsichtlich der in seinem eigenen bewegten Geiste schwebenden Elemente, im Auge behielt. Ja, dies Zeugniß muß man über Mundt aussprechen, daß er es mit seinem Bestreben ernst und ehrlich nahm. Dies stellen selbst seine Gegner nicht in Abrede, wenn auch Einige darüber lächeln möchten, daß Mundt so viel Gesinnung an etwas gewendet habe, was ihnen selbst nur ein Gegenstand der Berechnung gewesen wäre. Als ob Berechnung über Gesinnung zu lächeln Ursache hätte!

In solcher Ehrenhaftigkeit nahm es Mundt auch groß mit seiner Absicht auf Production. Er fühlte selber, wie schwer es ihm ward, sich der geliebten Hermia zu bemächtigen; allein aufgeben konnte er es nicht, ihr, wenn auch auf Umwegen, immer näher zu kommen.

Als solchen Umweg haben wir seine drei Bände „Spaziergänge und Weltfahrten" und seine „Völkerschau auf Reisen" zu bezeichnen. Wahrlich, großartig und aller Anerkennung werth ist der Gedanke unsers Freundes, — durch Weltblick und Beobachtung des Völkerlebens sich zu dichterischer Schöpfung, zu Darstellung menschlichen Lebens eine höhere Weihe zu gewinnen. So begeisternd ist für den Autor diese Sehnsucht, daß ihm gar kein Zweifel entsteht, ob ein solcher Umweg nicht etwa gar zu einem Irrwege werden könnte. Was nämlich den eben genannten Büchern so viel Werth und Reiz gibt, sind die feinen Beobachtungen über Völkerzustände und hervorragende Persönlichkeiten, sind die geistvollen Gesichtspunkte, unter die der moderne Weltwanderer große Lagen und Bewegungen seiner Zeit zusammenfaßt und begreift. Allein die Gabe der Reflexion, der Reichthum von Ideen, die Vorliebe für Tendenzen war ja, wie wir an seiner frühern Entwickelung bemerkt haben, voraus schon vorherrschend bei Theodor Mundt. Mit dieser Vorbegabung hat er das große, ewige Weltgedicht des Menschengeistes in dessen dramatischer Gegenwart zwischen verschiedenen Coulissen hindurch betrachtet und die unübersehbaren Einzelheiten unter Gesichtspunkte gebracht, um sie zu kleinen Ganzen abzuschließen, unter Schlaglichter gesetzt, um sie zu Gruppen und Bildern zu ordnen. Zu erfinden war hier nichts, sondern nur zu finden. Hat mithin der weltfahrende Freund mehr sein poetisches oder mehr sein speculatives Talent geübt? Und wenn er, von seinem Weltfahrten zurückgekehrt, einen großen historischen Stoff ergreift, um ihn episch zu verarbeiten, wird er mehr gelernt haben, ihn geistreich zu begreifen, oder poetisch zu reproduciren?

Betrachten wir, zur Beantwortung dieser Fragen, den Roman „Thomas Münzer"!

Das Werk ist in sieben Bücher gegliedert. Das erste führt uns am Rhein in die Stimmung der Zeit beim Ausbruche der Reformation. Der Kaiser Max spricht sich im Vorgefühl seines nahen Todes von hoher Burg herab über sich selbst, seine Absichten und über das Misgeschick seiner Regierung aus, und die Bauern unten im Ort erklären sich sprechend und zechend gegen den Adel und in einer verwegenen Unternehmung gegen den Schwiegersohn des Kaisers, wobei sie selbst wieder die Härte des Grafen Helfenstein erfahren.

Im zweiten Buche finden wir, fünf Jahre später, den jungen Pfarrer Thomas Münzer, dessen Name im ersten Buche als eines wohlthätigen Mannes genannt wurde, zu Allstedt in der Osternacht an seiner deutschen Messe arbeitend, hochgetragen von seinen Planen, das deutsche Volk aus den römischen Zauberformeln zu erlösen. Er wird aus seinem Entzücken geweckt, um sein erstgebornes Knäblein zu segnen und beim Anbruche des Festes von dem jauchzenden Volk in die Kirche geführt zu werden. Dieser Volksjubel bethätigt sich bald auch in Zerstörung der wunderthätigen Kapelle zu Mallerbach. Doch regt sich auch schon die Reaction regierender Herren: erst wird Münzer's Buchdrucker und bald auch er selber nach einer Vernehmung in Weimar vertrieben.

Wir sehen uns im dritten Buche, zwei Jahre später, mitten im Würtembergischen unter Landleute versetzt, die mit dem ankommenden Storche die Freiheit erwarten. Der vertriebene Herzog Ulrich kehrt eben mit geworbenen Schweizern, mit seinen Tänzerinnen und Hunden zurück, spricht und verspricht. Er lernt aus eines Knaben Munde die zwölf Artikel des Bauernkatechismus kennen und hört von dem Einflusse Münzer's reden, der ohne irgend sichtbar zu werden, im Volke für allwirksam gilt und in einer plötzlich erscheinenden nächtlich dunkeln Gestalt an seiner Rede, wie ein Epopöengott an zurückgelassenem Wohlgeruch, erkannt wird.

Das vierte, umfassendste Buch bringt den eigentlichen Bauernkrieg herbei — die Kämpfe um Stuttgart, die Verschwörungen und Bewegungen im Hohenloheschen, die Einnahme von Weinsberg und die von den Bauern am Adel und dessen Anhang verübten Grausamkeiten —, Alles historisch treu und historisch interessant, von den einfachsten poetischen Fäden bewegt. Münzer tritt in diesem Buche nicht auf, sondern wirkt unsichtbar im Aberglauben des Volks.

Dafür gründet er im fünften Buche sein christliches Reich in Mühlhausen, hält lange Reden über sein Evangelium der Freiheit zur Bearbeitung des Volks, und versäumt dabei nicht, sich mit Frau und Kind behaglich einzurichten.

Im sechsten Buche tritt Luther in Wittenberg und in Erfurt gegen das Münzer'sche Treiben auf, entsetzt über die revolutionnairen Ausschläge seiner nicht politisch, sondern nur kirchlich gemeinten Reformation. In diesem reactionnairen Eifer erfährt er aber die Misachtung und den Spott der allerwärts aufgeregten Bauern und sein treuer Diener Wolfgang trägt sogar Prügel davon.

Im siebenten Buche endlich tritt Münzer selbst als Anführer des Volks auf. In Frankenhausen wird eine christliche Versammlung gegründet, die sich aber mit ihrem ganzen wilden Anhang gegen den Grafen von Mansfeld und den von Fulda siegreich herbeiziehenden Philipp von Hessen nicht halten kann. Nach vergeblichen Unterhand-

lungen zwischen dem Fürstenheer und den Bauernhaufen wird geschlagen, das Bauernheer zersprengt, Frankenhausen geplündert und der aus seinem Versteck hervorgezogene Münzer dem Grafen von Mansfeld übergeben, der ihn hinrichten läßt.

Dies der allgemeinste Umriß des Romans, das Grundgerippe, das sich hauptsächlich mit historischem Fleisch und Leben ausfüllt. Mundt hat zu dieser Arbeit umfassende Studien gemacht und bis zum letzten Federstriche die besten Geschichtwerke, die Schriften Münzer's, ja selbst weniger berücksichtigte Urkunden und Flugblätter jener Zeit benutzt. Die Ergebnisse seiner Forschungen, die selbst manches Neue und Abweichende aufgenommen haben, erbietet sich der Verf. zu vertreten. Allein, wer wird dies von einem Dichter verlangen, der nur für den poetischen Werth, für die poetische Wahrheit seiner Darstellung verantwortlich ist?

(Der Beschluß folgt.)

Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II., nebst einer Beschreibung des Landes im Jahre 1500. Von Otto v. Corvin-Wiersbitzki. Leipzig, F. Fleischer. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es soll dies Buch eine Art von Einleitung zu dem sechsbändigen Werke über den niederländischen Freiheitskrieg sein, welches der Verf. beabsichtigt. Ohne nun demselben irgendwie ein Prognostikon stellen zu wollen, so können wir doch nicht umhin das vorliegende Buch als eine magere und unbedeutende Compilation zu bezeichnen, aus der die Kenner nichts lernen und die Nichtkenner besonders wegen der vernachlässigten Form keine Unterhaltung gewinnen, sodaß wir wirklich nicht wissen, für welche Leser Hr. v. Corvin eigentlich sein Buch bestimmt hat. Die einzelnen Notizen nun sind aus gangbaren Werken zusammengetragen — sonderbar genug vermißt man unter ihnen Birnbaum's „Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte" und die Berücksichtigung der jungen belgischen Geschichtsliteratur —, der Chronikenstyl und die Auszüge des Verfassers laufen bunt durcheinander, Namen und Jahrzahlen sind ohne Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen zusammengeworfen und mit allerlei Geschichtchen, Sagen und Märchen aufgeputzt. Dahin gehört unter Anderm die wichtige Notiz, daß zu Docum in Friesland die Familie Derjenigen, welche den heiligen Bonifacius erschlagen haben, sich noch durch ein Büschelchen weißer Haare auszeichnet, ferner die Märchen von einer Witwe in Staveren und die Bemerkung, daß es doch höchst auffallend sei, daß Karl V. in einem Hieronymitenkloster gestorben sei, nachdem er auf einem Abtritte das Licht der Welt erblickt hatte! Die geographischen und naturhistorischen Nachrichten sind meist aus Guicciardin (so wird meistens geschrieben) entlehnt, die mercantilischen aus Fischer's und Anderson's bekannten Büchern; an ein selbständiges Forschen über einen so interessanten Artikel in niederländischen und deutschen Archiven oder an ein Befragen der Werke von Hüllmann, Sartorius und Lappenberg hat unser Verf. nicht gedacht. An einzelnen Äußerungen antimonarchischer Gesinnung fehlt es nicht: Hr. v. Corvin hielt dies vielleicht für nöthig, weil er einen Freiheitskrieg zu beschreiben gedenkt. So lesen wir eine hier durchaus ungehörige Stelle bei Gelegenheit des Todes Ludwig's XI. von Frankreich: „Sein Andenken muß jedem freiheitsliebenden Manne verhaßt sein, denn er war der Begründer derjenigen königlichen Macht, welche die Völker so lange tyrannisirt hat. Ihm haben wir es ursprünglich zu verdanken, daß so lange Zeit hindurch der Wille der Könige dem Gesetze vorangieng, daß die Länder und Völker von denselben als eine Sache, die ihnen gehörte, als ein Landgut oder Capital betrachtet wurden, welches man nach Kräften benutzen müsse; daß ein freies Aussprechen einer andern Meinung, als die der Fürsten, und jede Misbilligung ihrer noch so verkehrten und schändlichen Handlungen mit dem Namen Hochverrath gebrandmarkt wurde und theilweise noch wird." Wir meinen, der Verf. hätte am besten gethan, in seinem zukünftigen Werke die nöthigen geographischen und statistischen Notizen nach dem Vorgange ehrenwerther Schriftsteller an dem gehörigen Orte einzuschalten, alles übrige aber da ruhig stehen zu lassen, von woher er es entlehnt hat. 19.

Literarische Notizen aus England.

Adam Müller in seinen geistvollen „Vorlesungen über Staatskunst" erklärt Burke für das vollendetste Muster eines wahren Staatsmannes. Müller's Meister, Gentz, hatte bekanntlich schon früher ein gedankenschweres, hinreißend geschriebenes Werk des großen Briten bei uns eingeführt. Seitdem ist derselbe in Deutschland (vorzüglich von Köppen in seiner „Politik Platon's") stets im hohen Grade gewürdigt. Auch in seinem Vaterlande, für dessen Constitution er glühte, wird Burke's Name noch mit derselben Ehrfurcht genannt, als zur Zeit, da Mackintosh von ihm sagte, er wäre the greatest of political philosophers. So erschien vor kurzem ein „Memoir of the political life of the right hon. Edm. Burke, with extracts of his writings" von G. Croly (London 1841), das sich neben dem bekannten Werke vor James Prior („Memoir of the life and character of Burke", zweite Ausgabe, 2 Bde., London 1827) mit Nutzen lesen läßt. Diejenigen, die sich nicht an den in dieser Schrift gegebenen Auszügen begnügen, mögen an die Werke des hochsinnigen Staatsmannes selbst herantreten, in denen wahre Goldbarren politischer Weisheit liegen. Eine empfehlenswerthe wohlfeile Ausgabe in zwei Bänden ist vor einiger Zeit von Galignani in Paris besorgt worden. In Frankreich hat Philarete Chasles vor kurzem in einer anziehenden Broschüre, in der er Burke mit Fox und Franklin zusammenstellt, mit beredten Worten auf ihn hingewiesen.

Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts ist die „Correspondance of scientific men of the 17th century, printed from the originals in the collection of Macclesfield" (2 Bde., Oxford 1841). Die Namen der bekanntesten Gelehrten, in deren literarischen Verkehr wir hier einen Einblick erhalten, sind: Barrow, Flamstead, Wallis und Newton. Die Correspondenz dreht sich, wie man aus dieser Aufzählung vermuthen kann, um Fragen der Mathematik und Physik. Eine andere Sammlung interessanter Briefe, die aber eine rein geschichtliche Bedeutung haben, erhalten wir in: „Letters illustrative of the revolution in England from 1646—53 by Fairfax, Cromwell, Sancroft and many other eminent persons of the same time", von Henry Cary (London 1841). Von diesem wichtigen Werke ist der erste Band vor kurzem erschienen. Der Historiker der englischen Revolution wird schon in ihm eine Fülle einzelner Züge finden, die zur Belebung des ganzen Bildes jener Zeit dienen können. Mehr aber noch darf er sich vom zweiten Bande versprechen, der eine reiche Auswahl von Cromwell's eigener Correspondenz enthalten wird. Die Originale sämmtlicher Briefe befinden sich in der Bodleyanischen Bibliothek.

„Hours in Norway, poems" von Robert Meason Laing (London 1841) enthalten neben einer gewandten Übersetzung von Oehlenschläger's „Axel" eine Reihe einfacher, ansprechender Gedichte, die zum Theil in gelungenen Schilderungen die wilde Natur an uns vorüberführen, in der sie entsprungen sind. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 36. — 5. Februar 1842.

Theodor Mundt und sein neuester Roman „Thomas Müntzer".

(Beschluß aus Nr. 35.)

Mundt hat es mit einem so bedeutenden Stoffe nationaler Erinnerungen ernst und hoch genommen. Unverkennbar ist er auf eine neue Form für seine Composition ausgegangen. Die Geschichte, scheint es, sollte Poesie werden. Das kann sie denn allerdings auch; ja, die Geschichte in ihrer ganzen Entwickelung ist ja nur als das große Gedicht des Menschengeistes zu begreifen. Nur hat dies Gedicht seine eigenen Gesetze, seine für uns unübersehbaren Maßstäbe, und es fragt sich, wie gerade der Dichter einzelne herausgenommene Abschnitte der Geschichte in seine Poesie zu verarbeiten habe. Auch diese Abschnitte sind poetisch, schon durch ihre bloße Wahrheit. Diese aber zu finden, ist Sache des Geschichtforschers, während der Dichter auf das Erfinden angewiesen bleibt. Mundt scheint viel Gewicht auf Das zu legen, was er bei seiner Arbeit als Geschichtsforscher gethan hat, ja er scheint sich dem großen Wagniß hingegeben zu haben, zu gleicher Zeit zu forschen und zu dichten. Die Aufgabe des Dichters, der einen historischen Stoff verbrauchen will, wird aber auch nicht gelöst, wenn Einer bedeutsame Geschichtserscheinungen mit historischer Ängstlichkeit so zusammenstellt, daß mittels dazwischen geschobener Reflexionen die Idee eines weltgeschichtlichen Acts gefaßt und erkannt werde. Nein, die Geschichte wird nur Poesie durch Aneignung (Assimilation) und Wiedererzeugung in strenger und eigener Form von Seite des Poeten. Der Gedanke, sich eine neue Form zu schaffen, liegt einem hochstrebenden Manne sehr nah in einer Zeit, da die alten Formen verbraucht und entweiht genug aussehen. Dies ist besonders beim Roman der Fall. Allein, wie leicht geräth man, zumal in einer weniger productiven Zeit, auf Mischformen und bereitet durch solche der Poesie neue Gefahren, anstatt daß man dieselbe durch Reinigung und Ausbildung der rechten Form halten und heben könnte. Soll es aber einmal ein Roman sein, was man schreibt, so bleibt es ein Grunderforderniß desselben, daß der Leser sich für das Bestreben und Schicksal eines Menschen im Kampfe mit seiner Zeit und für die zusammenhängende Entwickelung desselben aus seiner Zeit lebhaft interessiren müsse. Der Held ist die Einheit in der Mannichfaltigkeit der poetischen Composition. Je mehr alle Handlungen und Begebenheiten von ihm ausgehen und auf ihn zurückwirken, je entschiedener und lebhafter er den Leser an sich reißt und mit sich fortzieht, desto vollendeter wird das Kunstwerk in dieser Form. Sind es Weltinteressen, Nationalschicksale, die sich dem Helden dienstbar machen, ihn heben oder zermalmen, desto bedeutender wird das poetische Werk, das auch das Höchste, für welches seine Form zu eng scheint, wenigstens abspiegeln soll.

Mundt's welthistorischer Stoff war also nicht zu groß für die reine Form des Romans, nur ist sein Thomas Müntzer kein Held in diesem Sinne. Daß Müntzer bedeutend auf seine Zeit gewirkt, daß anerkannte Historiker seine Stellung zum deutschen Volke eine gewaltige nennen, ist eine Anerkennung, die aus der Geschichte in den Roman hineinfällt, nicht aus dem Gedicht herauswächst. Wir hören den begeisterten Sprecher über sich und seine Tendenz, den heftigen Polemiker gegen Luther; wir sehen den verzückten Träumer, den schweigsamen Inquisiten; aber Alles nur dann und wann im Roman, hier und dort hinter Dem her, was eigentlich gethan wird. Seine Schriften und Predigten haben einen neuen Geist erweckt, aber hinter den Coulissen des Romans, wenn ich so sagen darf, und die Thatbestrebungen, die Ereignisse, die Kämpfe, die anschaulich vorgehen, liegen auf andern Schultern; das aufgeregte Herz des Lesers irrt in jedem Buche des Romans nach irgend einem Manne umher, an den es sich hängen, für den es hoffen und bangen möchte, bis endlich zuletzt der namhafte Held auch zugreift, aber in einer Gestalt, die das müd gewordene Interesse nicht mehr hinzureißen vermag.

Es fehlt dem Roman, wenn man so will, nicht an einer Einheit, allein es ist weniger eine durch des Helden Schicksal veranschaulichte poetische, als vielmehr eine durch Gegeneinanderstellung historischer Facten herbeigeführte dialektische, — keine organische Einheit, sondern eine galvanische, aus historischer Batterie geistreich zuckende. Gewöhnlich wird eine einfache Situation eingeleitet, meist zufällig, ohne aus einer frühern nothwendig hervorzugehen, und die Personen sprechen sich dann aus, oder erzählen Geschichte. Keine Person, die nicht wenigstens eine Rede hielt; selbst der zwölfjährige Friedli ist in so aufgeregten Tagen schon ein artiger Sprecher. „Seit wir

den Münzer hier haben", läßt der Autor selbst (Bd. 2, S. 246) Jemand scherzen, „braucht Jeder nur zu seinem Nachbar Tipp zu sagen, und pardauz fährt der Geist in ihn hinein und wieder heraus." Diese Reden sind die Rückenwirbel, auf denen die Gestalt des Romans beruht und aus denen die Bewegungsnerven hervorgehen; sie sind der Strom, der statt des Heldenschicksals, in verschiedener Brechung, durch fruchtbare Ebenen und zwischen himmelhohen Geschichtsmassen hindurchzieht.

So viel über die Composition des Ganzen, zu dessen Verfolgung ins Einzelne hier der Raum fehlt.

Konnten wir aber einer so ernst genommenen und hochgefaßten Aufgabe nur durch strenge Betrachtung gerecht werden, so dürfen wir nun in Ansehung des Einzelnen auch unsere Freude laut werden lassen. Hier wird sich nun ein sinnreicher, gebildeter Leser an den edeln Tendenzen und geistvollen Combinationen des Autors erhoben fühlen. Auch den erwähnten Reden, so sehr sie sich drängen und an solche Dichter erinnern, die bei noch nicht vollendeter Meisterschaft ihre Dramen auf Monologen fortwälzen, muß man doch zugestehen, daß sie, bis auf wenige — berlinerblau durchschlagende — Stellen die Färbung der Zeit tragen und dem Charakter der Sprechenden sowie dem kecken Humor des Volks gemäß sind. Hier sammeln wir die Früchte der Mundt'schen Studien. Wenn der Dichter eine Art Epopöe des deutschen Volksgeistes im Sinn hatte, so hören wir wenigstens diesen Geist in den ausgesprochenen Ansichten und Gesinnungen der vielfach bewegten Personen und Volksmassen; die Luft jener Zeit umgibt uns.

Entschiedenes Lob, lebhafte Theilnahme nehmen dann auch die Charaktere des Romans in Anspruch, und zwar in ihrer Mannichfaltigkeit an sich sowol als in ihrer Gegeneinanderstellung. Welche Abstufungen vom weisen ehrwürdigen Kaiser Max bis herab zur schwarzen Hofmännin, die mit dem Blute des gemordeten Grafen Helfenstein ihre Schuhe bestreicht! Ja, es ist unserm Autor durch Studium der Zeit aus den Quellen gelungen, die correcte Zeichnung seiner Charaktere sogar auch sprachlich durch das echte Colorit jener Tage zu heben.

Eine so reiche Zeit, wie jene der Reformation und des Bauernkriegs, bestimmt und begünstigt die dichterische Erfindung; daher wir denn auch gar warmen und ergreifenden Situationen im Roman begegnen. Wie spannend und erschütternd, aber auch wie wahr und individuell ist z. B. das Ereigniß an der Kapelle zu Mallerbach, wo der Parteigeist so lebendig ausbricht! Der fromme Klausner, der das Muttergottesbild mit dessen Schätzen hütet und die frommen Pilger bewirthet, sieht mit Ergebung der Rotte aus Allstedt entgegen, die aus Münzer'scher Aufregung die Kapelle zerstören will. Entrüstet, weist er noch den im Pilgerkleide verkappten Juden zurück, der ihm schnell die Schätze der Kapelle abzukaufen sucht. Die Rotte stürmt herbei, zerstört die Kapelle und im Brande lodert auch der in seinem Eifer verklärte Klausner mit auf, wornach der falsche Pilger die Heiligthümer von der habgierigen Menge feilscht. In anderer Weise anziehend ist Luther's Stillleben in Wittenberg, wo er am Ostersonntagmorgen im Hausgärtchen pflanzt und, im Begriff, wider Münzer's Aufruhr auszuziehen, bei einem Frühmahl im Garten vor dem Thore Abschied von den Freunden nimmt —, mit einer Umarmung von Melanchthon und Lukas Kranach und mit einem stillwerbenden Kuß auf die Stirne von Katharina von Bora.

Sollte zum Schlusse noch dies neueste Werk Theodor Mundt's mit einem Rückblick auf seine frühere schriftstellerische Entwickelung betrachtet werden: so wird ein prüfender Freund die alten, schon früher bethätigten Elemente der Mundt'schen Individualität, nur freilich auf einer höhern Stufe entfaltet, wiederfinden —, den liebgekannten Autor nicht umgewandelt, aber gesteigert. Es zeigt sich auch hier noch das frühere Vorherrschen der Idee über ihre Gestaltung, die Übermacht des reflectirenden Geistes über die poetische Erfindung. Nur die edeln Tendenzen, die gewöhnlich den Verf. bewegen, haben an den großen Erinnerungen unserer Nation einen würdigern Stoff gefunden, als sich dem Freunde sonst wol an den Gährungsstoffen moderner und socialer Conflicte darboten. Die Meisterschaft, die Mundt früher in literarischer Charakteristik gezeigt hat, bewährt sich in diesem Roman an weltgeschichtlichen und poetischen Charakteren noch mannichfacher und kräftiger. Die Composition des Ganzen aber erinnert an den vorhinnigen Weltfahrer, der dort gegenwärtige Völkerzustände geistreich faßte, hier aber einen großen geschichtlichen Stoff gruppirt und den Geist eines abgestorbenen großen Jahrhunderts beschwört, sich einer Generation zu enthüllen und zu erklären, die eben von ähnlichen Ängsten und Misverständnissen, von ähnlichen Fragen und Foderungen bewegt ist.

Fulda, Christfest. H. Koenig.

Die „Poésies sociales des ouvriers" des Herrn Olinde Rodrigues.

Ein gewisser Cuvillier-Fleury, dessen Namen wir bis dahin gelesen zu haben uns nicht erinnern, beurtheilte vor kurzem in dem „Journal des débats" die „Poésies sociales des ouvriers, réunies et publiées par *Olinde Rodrigues*" und spricht dabei Ansichten aus, welche beherzigenswerth sind oder wenigstens zum Nachdenken über diesen Gegenstand auffodern. Das Buch, welches er hier besprechen wolle, sagt er, sei zwar bereits sechs Monate alt; aber der neulich erfolgte Selbstmord eines Ouvrier, welcher einige Tage lang den Journalen als Hauptstoff gedient habe, veranlasse ihn, auf die „Poésies sociales des ouvriers" zurückzukommen. Aus Grundsatz, fährt er fort, kann man zwar Niemanden vom literarischen Betriebe ausschließen; die Literatur steht Jedem offen, sie fodert kein Adelszeugniß, denn sie selbst ist es, welche adelt. Die hochgeborenen Herren, welche eine wahrhaft literarische Berühmtheit erlangt haben, kann man zählen, während die großen Schriftsteller meist Emporkömmlinge sind. Das Genie macht sich immer und überall Raum. Der Zustand unserer Gesellschaft ist nun der Art, daß er auf der heidnischen Anbetung der Intelligenz beruht, daß selbst der Mangel an Redlichkeit und Ehrlichkeit verziehen wird, wenn und wo sich nur Geist, Beredtsamkeit und eleganter Styl blicken läßt, daß er mithin sehr geeignet erscheint, die Geburt und Reife des Genies zu befördern. Das Feld ist freigegeben, jeder Schlagbaum ist umgestürzt, die Rennbahn ist ohne Hindernisse, der Horizont ohne Grenzen. Woher

kommt es denn nun, daß wir auf dem literarischen Gebiete so viel Prätensionen haben und so wenig ernste gewichtige Werke, so viel Lärmen und so wenig Wirkung, so viel Flitter und so wenig echten Glanz, so viel Parade und so wenig Handlung, so viel verdorbene Talente und so wenig wahrhafte Genies? Doch auf diese unermeßliche Frage, fährt er fort, wolle er sich hier nicht einlassen, sondern nur bemerken, daß Manche, die nutzlos auf dem literarischen Gebiete sich abquälten, vielleicht weit größere Anlage zu tüchtigen Ingenieuren, Handelsleuten, Arbeitern u. s. w. als zu Schriftstellern hätten. Man könne aus vielen Schriftstellern eher Handwerker, als aus Handwerkern Schriftsteller machen. Aber man wolle einmal glänzen; man würde am liebsten Minister sein, da dies aber nicht so leicht angehe, so griffe man zur Feder. Einmal auf diesem schlüpfrigen Wege, halte man es nicht für ehrenvoll, wieder umzukehren; es sei leicht, diesen Weg zu betreten, aber ihn zu seinem und Anderer Nutzen glücklich zurückzulegen, das habe seine große Schwierigkeit. Dazu stecke das böse Beispiel an und verdürbe gute Sitten. Elend, Verzweiflung, Selbstmord wären zuletzt das traurige Ende des Jammerliebs; und so habe der Selbstmörder Boyer gelebt, so sei er untergegangen, indem er noch seinen Fluch über sein Land und sein Jahrhundert ausgesprochen und gerufen habe: Die, welche ihre Gleichgesinnten lieben, müssen enden wie ich! Zu dieser Zeit der allgemeinen unbefriedigten Anregung sei ein Mensch wie Olinde Rodrigues ein wahrhaftes Unglück. Dieser wolle die Ouvriers nicht blos zu Schriftstellern und hommes de lettres machen, nein, er stecke ihnen ein höheres Ziel, er wolle sie in Apostel, in politische Prediger, in sociale Umwälzer verwandeln. Was heiße eine sociale Poesie? eine Poesie der Ouvriers? Es gäbe nur eine Poesie und das sei die der Poeten. Ebenso gut, wie Olinde Rodrigues eine Poesie der Kupferschmiede, der Weißgerber, der Kothfeger geschaffen habe, könne es auch eine Poesie der Notare, der Intendanten, der Richter u. s. w. geben. „Es ist", sagt er später, „allerdings noch viel für die Verbesserung des Arbeiterstandes zu thun; aber es handelt sich hier nicht um eine sociale Emancipation, wie man es heutzutage nennt, sondern nur um eine bessere äußere Lage; man soll nicht den Verstand der Arbeiter exaltiren und fanatisiren, man soll auf ihr Herz wirken; auch erleuchten soll man sie, aber nicht in Brand setzen; man soll Alles für sie thun, aber sie nur warnen und hindern, Phantomen und eiteln Hirngespinsten nachzujagen. Aber dazu ermuthigt sie Rodrigues, wenn er sagt: ‚Die Erscheinung der socialen Poesie ist der mächtigste Beweis für den Fortschritt, welchen die Ideen seit einigen Jahren gemacht haben; die Poesie ist, durch den unwiderstehlichen Reiz ihrer Sprache, bewundernswürdig geeignet, eine Annäherung unter allen Classen zu bewirken.'" Dieser Ausspruch, meint Cuvillier-Fleury, sei ganz gut, und nichts müsse mehr gewünscht werden, als eben jene Annäherung; wenn man aber die Lieder dieser Ouvriers lese, welche Herr Olinde Rodrigues hier unter Einer Kappe vereinigt habe, so werde man allerdings viele Poesien finden, welche, wie dies auch in der Tendenz des Herausgebers liege, Ordnung und Frieden predigten, aber die seien gerade die talentlosesten und mittelmäßigsten, im Style des Madrigal oder in einem sehr langweiligen psalmodischen Tone gearbeitet. Bei welchem Schüler des Herrn Rodrigues sich aber eine lebhaftere Phantasie, eine kräftigere Intelligenz und einiges literarische und poetische Talent zeige, da geschehe es auf dem Wege des crassesten Radicalismus, des wüthendsten Hasses gegen die menschliche Gesellschaft, da werde die Poesie nicht zum Bande, um die verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft zu vereinigen, sondern zum Schwerte, um die noch bestehenden Bänder vollends zu lösen. Aufs Gerathewohl greift nun der Beurtheiler ein Gedicht von Herrn Ponty heraus, der von Gewerbe nichts Höheres ist als ein „ouvrier en vidanges", wie diese Leute in Frankreich heißen. Ponty gehört zu den verwegensten Versificateurs der Rodrigues'schen Akademie, der mit der wildesten Energie den Haß der Plebejer und die Hoffnungen der Radicalen in Reime bringt. Das Gedicht, das dem Beurtheiler in die Hände fällt, heißt „Les truands". Nachdem er das Unglück der Landstreicher in excentrischen Ausdrücken der Gesellschaft in die Schuhe geschoben hat, kommt der Poet auf den Selbstmord zu sprechen. Da heißt es denn:

> Je raille, diras-tu, quand ce mot: Suicide!!!
> Sillonne ma pensée. Oui! de repos avide,
>   J'envie, ami, ceux qui furent si forts.
> Ils sont tous délivrés, eux, dont le grand exemple
>   Devrait être admiré — — — — —
> Que vous êtes heureux! Esclaves affranchis,
>   Vous n'entendez plus, sur vos têtes,
> Des sarcasmes poignans les horribles tempêtes
> Que lancent sur la nôtre un essaim trop affreux
>   De tyrans aussi vils que bêtes! etc.

In Deutschland haben sich unter den Handwerkern, wenigstens in frühern Zeiten, besonders die Schuster auf dem poetischen und philosophischen Gebiete hervorgethan: der mystisch tiefe Jakob Böhme, der gemüthliche Fastnachtsschäker Hans Sachs. Auch hier begegnen wir einem Schuhmacher, einem gewissen Savinien Lapointe, welcher gewissermaßen der talentvollste, der König unter dieser neuen Sorte von Troubadours zu nennen ist. Natürlich findet man bei ihm nicht die tiefe Gemüthlichkeit der deutschen Schuster, welche sich auf Poesie und Philosophie verlegt haben. Überhaupt ist es bemerkenswerth und man muß billig darüber erstaunen, welche Kraft des Gedankens, welche Gewandtheit des Ausdrucks, welche Stärke der Empfindung vielen dieser Ouvriers zu Gebote steht, während der deutsche Handwerker, trotz der gerühmten deutschen Volksbildung, so selten nur seine Quittungen in ein richtiges Deutsch zu bringen weiß und, wenn er zu schreiben gezwungen ist, meist das albernste Zeug zu Tage fördert; obgleich sich immer noch fragen läßt, ob wir die bornirte Philiströsität der deutschen Handwerker und Arbeiter oder die Wuth und Haß sprühende sociale und linguistische Bildung der an Intelligenz weit höher stehenden französischen Artisans und Ouvriers vorziehen sollen. Doch kehren wir zu dem Schuster Savinien Lapointe zurück. Er behandelt den Kindermord in Versen; vor einer Frage, welche zu allen Zeiten die gelehrtesten Rechtsbeflissenen und gründlichsten Moralisten beschäftigte, schreckt dieser pariser Schuster nicht zurück. Ein schönes Mädchen aus dem Volke wird natürlich von einem reichen Fant verführt. Sie tödtet ihr Kind:

> Dieu l'avait faite belle et saintement candide;
> Mais la société l'a faite — infanticide!!

Abermals die Gesellschaft! Man müßte eigentlich diese bestrafen, nicht die Mutter, die ihre Hand in das Blut ihres eigenen Kindes getaucht hat, wenn wir den Grundsätzen des gelehrten und liebreichen Schuhmachers folgen wollten. Dieser Wüthende ruft endlich aus:

> Ténébreux avocats, pitoyables légistes,
> Des substances du peuple ardents économistes;
> — — — — — — — —
> Sachez-le bien, vous tous; par-dessus toute chose,
> Pour châtier un fait, il faut chercher la cause;
> Or, l'avez vous trouvée? Avez-vous remonté
> Jusques aux sommités de la société?
> Avez vous remué leurs splendides cloaques? etc.
> C'est là qu'il faut trainer le sanglant tombereau,
> Y brandir haut la hache et jeter le bourreau!

„Die Ouvriers", sagt Cuvillier-Fleury, „verführen gewiß mehr Mädchen als die Reichen — — Nein! der Kindermord gehört einer Classe nicht mehr an als einer andern. Er ist das Verbrechen einiger Unglücklichen, welche das Laster zu Grunde gerichtet, das Elend verdummt, die Schande irre geleitet hat. Die Gerechtigkeit muß ihn unterdrücken, die Gerechtigkeit, welche nicht meuchelmordet, wie Savinien Lapointe ihr ver-

wirkt, sondern bestraft. Ein seltsamer Socialist, dieser Herr Savinien Lapointe! Er beklagt sich über die Verderbtheit der Gesellschaft und fängt damit an, die Justiz in ihren drei wesentlichen Personificationen als Ankläger, Vertheidiger und Richter zu reformiren; er läßt uns nichts als den Henker! Wohl, der Henker reicht in der That hin, wenn es keine Gerechtigkeit mehr gibt! Voltaire antwortete einem Perückenmacher, welcher ihm Verse geschickt und um sein Urtheil befragt hatte, mit diesen drei Worten, womit er vier Bogen Papier vollschrieb: Faites des perruques! Ich schließe in minder strengem Tone. Macht Verse! spreche ich zu den gewiß sehr schätzbaren und empfehlenswerthen Clienten des Herrn Olinde Rodrigues. Es ist ein artiger Zeitvertreib und besser als der Besuch der Kneipe. Macht Verse, wenn ihr dazu Lust und überdies Zeit habt; macht Verse, wenn es euch amusirt; aber veröffentlicht sie nicht!" 5.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Vor kurzem wollte ein Mann Namens Allen von Chippewa aus über den Niagarafluß gerade oberhalb des großen Falles mit einem kleinen Nachen setzen. Allein während er mitten im Flusse war, brach eins seiner Ruder und der Strom riß ihn nun, da er unfähig war, sein Fahrzeug zu lenken, unaufhaltsam mit sich fort. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher höchst lebensgefährlichen Lage er sich befand. Schon war er dem Falle ganz nahe, da versuchte er seinen Nachen durch eine kühne Wendung in die Nähe der letzten kleinen Insel zu bringen. Es gelang dies, das Fahrzeug zerschellte an derselben und die Trümmer trieben sogleich den Fall hinab; er selbst aber war glücklich genug, aus dem Wasser ans Ufer zu kommen. Das Inselchen, worauf er sich befand, war wol noch nie von einem menschlichen Wesen betreten worden; denn kein noch so kühner Abenteurer würde es gewagt haben, sich dem ungeheuern Abgrunde so sehr zu nahen. Es war schwer, den Bewohnern der Nachbarschaft bemerklich zu machen, daß hier ein Mensch sich befände, der ihre Hülfe in Anspruch nähme. Nachdem indessen Allen sein Feuerzeug trocken gemacht hatte, zündete er damit Strauchwerk an und es glückte ihm, sich durch dieses Feuer bemerklich zu machen. Einige der beherztesten Einwohner der Gegend trafen nun sogleich Anstalten zu seiner Rettung; allein es verging eine geraume Zeit, ehe es ihnen gelang von der nächsten Insel, die nur selten besucht wird, einen Strick nach seinem Zufluchtsorte hinüberzuschleudern. Als dies ausgeführt war, wurde es leichter, einen Kahn hinüberzuschaffen, in welchem der Abenteurer wider Willen unter großem Jubel vieler Anwesenden aus seiner gefährlichen Lage errettet wurde.

Es werden gegenwärtig — meldet die „Alte und Neue Welt", eine deutsche Zeitung in Philadelphia — zahlreiche Unterschriften zu Petitionen im Staate Pennsylvanien gesammelt, worin der zeitige Gouverneur Porter angegangen wird, die Vollziehung der Todesstrafe an allen Verurtheilten bis zur nächsten Session der Legislatur aufzuschieben, indem man den Versuch zu machen beabsichtigt, letztere zu veranlassen, diese Strafe in allen Fällen aufzuheben. „Dies ist ein das Volk von Pennsylvanien ehrendes Unternehmen" — setzt gedachte deutsche Zeitung hinzu — „und wir hoffen, daß alle unsere Leser die Bittschrift mit ihrer Unterschrift verstärken werden."

Auch in der Gesetzgebung des Staates Neuyork ist ein Bericht von Seiten des Comité für Rechtsangelegenheiten erstattet worden, worin auf Abschaffung der Todesstrafe angetragen und vorgeschlagen wird, statt derselben Gefängnißstrafe auf Lebenszeit, verbunden mit Einsamkeit und anhaltender Arbeit, eintreten zu lassen. Gleichfalls wird von gedachtem Comité beantragt, dem Chef der ausführenden Macht, dem Gouverneur das Begnadigungsrecht bei Verbrechen des Hochverraths, des Mords und der Mordbrennerei zu entziehen und zugleich festzusetzen, daß in Betreff dieser Arten von Verbrechen kein Gesetz gegeben werden soll, wodurch in den nächsten 20 Jahren die Strafe eines wegen derselben Verurtheilten gemildert oder abgekürzt wird, und selbst nach Verlauf dieser 20 Jahre zwei Drittheile von beiden Häusern der Gesetzgebung erfoderlich sein sollen, um die Erlassung oder Milderung der Strafe bei solchen Verbrechen zu beschließen. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 37. — 6. Februar 1842.

Die bedingte Preßfreiheit; historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet von Theodor Heinsius. Berlin, Duncker und Humblot. 1841. 8. 15 Ngr.

So resignirt der Verf. der vorliegenden Schrift sich ausspricht, hat er sich doch bei derselben wenigstens ein Kleines mehr gedacht als: hilft's nicht, so schadet's nicht. Allein das Urtheil über sein Büchlein muß eher lauten: hilft nicht und schadet nicht! Nur muß man gerade sehr bei Laune sein, den Stab sanft zu führen: sonst erscheint das also ausgesprochene Urtheil zu milde. Wer eine endlose ermüdend weggesponnene Discussion fortspinnt, ohne etwas beizutragen, daß sie zur Entscheidung gebracht wird, verwirrt, langweilt, schläfert das Interesse an der Erörterung und ihrem Gegenstande ein und schadet somit allerdings, ob er dem letztern auch noch so viel Gunst, Studium und Beflissenheit zuwendete; und daran darf man freilich nicht denken, wenn man Productionen wie die vorliegende sammt ihrem Verf. passiren lassen will, ohne den Stab des kritischen Wehe in Bewegung zu setzen.

Die Gründe, Vorurtheile, wirklichen oder vermeinten Zustände und Gefahren sind nicht mehr, die das Motiv waren, seit 1819 diejenigen Maßregeln in Beziehung auf die Presse anzuordnen, die den Zustand derselben in den letzten Jahrzehnden begründeten und sich allerletzt überlebten. Der Versuch, wie er die Jahre daher geübt worden, durch die Censur die Übel und Gefahren, die man von der Preßfreiheit mit oder ohne Grund fürchtete, abzuwenden, ohne durch sie noch viel größern Schaden anzurichten, viel größere Nachtheile herbeizuführen, ohne die bei unsern äußern Verhältnissen, unserer Culturstufe und unsern geistigen, sittlichen, politischen und wissenschaftlichen wahren Bedürfnissen statthafte, ungefährliche, wohlthätige und nothwendige Freiheit zu schädigen — der Versuch, den Censurzwang zu handhaben, ohne nachtheiligen und ungerechten Druck, ohne Verkümmerung des Lebens, der Wissenschaft, des Fortschritts in beiden, den man zu wollen doch nie geleugnet, ohne Beeinträchtigung der Volksrechte und Ansprüche, die man doch stets anerkannt, ohne Anmaßung einer despotischen, drückenden und kleinlichen Herrschaft über die Gedanken und die Rede, deren Beabsichtigung doch stets feierlich in Abrede gestellt worden ist: — dieser Versuch ist entschieden und kläglich mislungen. Der bestehende Zustand der Presse ist haltlos, unleidlich: darin stimmen sämmtliche Betheiligte überein. Die Häupter ließen mehr oder weniger Censurmilderungen eintreten, bereiteten Änderungen in der Preßgesetzgebung vor, sagten dergleichen bestimmt zu oder erregten doch indirect die Erwartung von Druckerleichterungen. Aus der Nation wurde von allen Seiten und in allen Formen die Einlenkung in andere Wege beantragt, Einzelne und Corporationen, Schriftsteller und Kammern, Reichs- oder Land- wie Provinzialstände sprachen sich für Befreiung der Presse aus. Nicht eine einzige tüchtige Stimme von gutem Klange wagt es seit langer Zeit, die Censur zu vertheidigen, wie sie bislang geübt worden. Die Erfahrung zeugt laut wider den Zwang und die Doctrin hat ihn in der Idee überwunden: die weltordnende Wissenschaft, die Philosophie — die begünstigte, herrschende Philosophie — stellt den Satz als gewonnene Wahrheit voran, daß die Ausbildung des Staats zur constitutionnellen Monarchie mit allgemeiner Repräsentation, Preßfreiheit und Verfassungsurkunde das Werk der neuern Zeit sei, in welcher die unendliche Idee die unendliche Form gewonnen. So sagt denn auch und führt Hr. Heinsius mit schlagenden Gründen aus:

> In der That muß man es zugeben, daß die Censur, wie sie bis jetzt gehandhabt worden, ein unzureichendes, willkürliches und für die Wahrheit gefährliches Vorbeugungsmittel ist.

Und an einer andern Stelle:

> So hätten wir gesehen, wie in den ausgezeichnetsten Denkern und Staatsbürgern Deutschlands gleich stark mit dem Streben nach Freiheit der Presse das Verlangen einer gesetzlichen Sicherheit gegen den Misbrauch sich ausspricht. Beides miteinander zu verbinden, ist daher als Nationalwunsch eines Volks zu betrachten, das als Volk, von Übertreibung und Schwärmerei entfernt, nur in den Schranken der bürgerlichen wie der moralischen Gesetzlichkeit sich frei zu bewegen begehrt.

Ist nun aber das Verlangen nach Freiheit der Presse — denn daß die Misbräuche der letztern gesetzliche Ahndung finden müssen, versteht sich von selbst — als Nationalwunsch zu betrachten, so handelt es sich auch nur noch darum, wie die zur Herrschaft gelangte Idee in das Leben einzuführen, die allgemein begehrte Freiheit bei den vorhandenen und theilweis entgegenstehenden Verhältnissen gesetzlich herzustellen sei. Höchstens könnte dabei noch die Frage entstehen oder gestellt werden, ob und wie der Versuch, die Freiheit der Presse zu begründen und zugleich

die Censur beizubehalten, anders angegriffen, vielleicht gelingen könne oder nicht, oder aber, ob man, um zum Zwecke zu gelangen, genöthigt sei, die Censur geradezu aufzugeben?

Das ist der dermalige Stand der Preßfrage, und den Hr. Heinsius liegen läßt, wie er liegt. Was sein Büchlein über den Begriff der Preßfreiheit und Geschichte des Preßzwangs, wider die Gründe der Preßbeschränkung u. s. w. beibringt, ist in hundert andern Büchern ausführlicher und ebenso gut, wo nicht besser zu lesen; ist vollkommen wahr, aber auch zu den abgemachten Dingen zu zählen; wird von Niemand, dessen Wort oder Name auf Geltung nur irgend Anspruch hat, in Abrede gestellt. Wo aber die Dunkelheiten anfangen, da klärt sein Büchlein nichts auf; wo die Schwierigkeiten anheben, da löst es keine; wo ihm die eigentlichen Fragpunkte in den Weg treten, bringt es nichts zur Entscheidung, oder bringt doch nur ganz unbrauchbare Vorschläge; versandet schließlich in einer Rath- und Muthlosigkeit, die nicht einmal das gewonnene Resultat festzuhalten vermag, ja nicht einmal es auszusprechen wagt; hilft — ungenügend und dürftig wie es ist — jedenfalls nichts. Es würde daher nach Gebühr von der Kritik unbeachtet geblieben und übergangen sein, wenn es nicht Veranlassung böte, gewisse, leider nicht überflüssige Bemerkungen an sein Dasein und seinen Inhalt zu knüpfen, auf welche jenes und dieser hinführen.

Er habe, sagt der Verf. im Vorwort, in seiner Schrift von keinem Staat etwas gebeten, von keinem etwas gefodert; weder zu jenem, noch weniger zu diesem glaube er sich berechtigt. Sein Zweck sei, ohne alles persönliche Interesse, ein rein wissenschaftlicher, an den sich nur Wunsch und Hoffnung knüpfe, daß die historische Entwickelung und kritische Beleuchtung eines wichtigen Gegenstandes die Überzeugung in recht vielen Gemüthern bewirken möchte, daß die Preßfreiheit nicht, wie blinde Thorheit fodere, eine absolute sein könne, daß sie aber, wie die steigende Wissenschaft und Volkscultur nothwendig mache, eine freiere, durch Gesetze vor dem Misbrauch geschützte, im rechten Gebrauch ungehinderte werden könne. Wann und wie dies in Deutschland zum Heil der Regierungen und der Völker zu bewirken sei, überlasse er ruhig der Weisheit und Gerechtigkeit Derer, die der Himmel eingesetzt habe, die Menschenwelt zu leiten und zu beglücken. Hart an dem Ziele der irdischen Laufbahn, auf welcher er als Lehrer und Schriftsteller 46 Jahre gelebt und gewirkt, sich gefreut und betrübt habe, sehe er das Land seiner Wünsche nur von fern, ergötze sich aber an dem lachenden Bilde, das seine Phantasie in glücklicher Stunde ihm noch vormale. Seine Nachkommen, so hoffe er, würden es über kurz oder lang in der Wirklichkeit schauen und dankbar die reifen Früchte desselben genießen.

Wo er die „Nothwendigkeit einer bedingten Preßfreiheit" abhandelt, verclausulirt er sich abermals, daß er sich nur für eine bedingte Preßfreiheit erklären dürfe und wolle, als welcher auch allein die constitutionellen Staaten in Europa das Wort geredet. Das Verlangen nach Preßfreiheit sei jetzt zwar in der Schriftsteller- und Buchhändlerwelt stark und allgemein; aber auch die liberalsten Köpfe, die für ihre Person eine unbedingte Freiheit wünschen möchten, weil sie besonnen und gerecht nie einen Misbrauch davon machen würden, hätten sich vollständig überzeugt, daß eine absolute Freiheit, wie überhaupt in der Menschenwelt, auch im Gebrauch der Presse ein Unding sei. In einem andern Capitel führt er zum Beweise, daß auch sein Vaterland Preußen den Werth der Preßfreiheit aus dem richtigen Gesichtspunkte aufgefaßt habe, aus der bekannten Cabinetsordre vom 4. Febr. 1804 die Worte an:

> Wollte man eine gewisse und schickliche Art der Öffentlichkeit ganz verweigern, so würde kein Mittel übrig bleiben, die Nachlässigkeit oder Treulosigkeit öffentlich angestellter Staatsdiener zu entdecken. Hingegen bleibt diese Öffentlichkeit das sicherste Mittel, sowol für die Regierung selbst als für das Publicum, gegen die Sorglosigkeit oder die unlautern Absichten der Behörden, und sie verdient daher befördert und in Schutz genommen zu werden.

Hier wäre nun der Ort gewesen, statt bekannte Allgemeinheiten und Gemeinplätze für die Preßfreiheit und wider die Censur zu wiederholen, eine Seite der Sache zu beleuchten, die noch viel zu wenig in Betrachtung gezogen ist und deren Beleuchtung daher zum wenigsten der Mühe weit mehr werth war, als eine abermalige Erörterung von Punkten, die bereits hundert und wieder hundert Mal erörtert sind: es wäre hier der Ort gewesen, einmal die Macht ins Auge zu fassen, zu welcher gerade in Preußen die Beamtenschaft geworden ist, eine Macht, die nach der einen Seite zwar gegen Regierungswillkür, gegen Ausartung des Absolutism in eine despotische Herrschaft schützt und so eine der Bürgschaften bürgerlicher Freiheit in der preußischen Monarchie bildet, je nach Umständen aber auch die Regierungsgewalt übermäßig zu verstärken, für die Freiheit wie für die Monarchie gefährlich oder doch bedenklich zu werden geeignet ist. Und weiter würde dann die Frage zu ventiliren gewesen sein, ob und wiefern nicht gerade im preußischen Staate neben der Macht, zu welcher sich seine Beamtenhierarchie gestaltet, die Preßfreiheit wünschenswerth und nothwendig, vielleicht noch nothwendiger als in constitutionnellen Ländern sei? Allein Hr. Heinsius übergeht diese praktische Frage; er bemerkt, daß die Verwirklichung des Princips der angezogenen Cabinetsordre jetzt um so mehr zu erwarten sei, da sich mit höherer Reife des Volks die günstigsten Zeitumstände verbänden, der Charakter der Deutschen, die eine Erweiterung ihrer bürgerlichen Freiheit nie gemisbraucht, hinreichende Bürgschaft leiste u. s. w. und leitet diese Bemerkung ein, indem er sagt:

> Wir sind nicht ermächtigt zu untersuchen, was den vortrefflichen Grundsatz in seiner vollen Anwendung gehindert hat, wol aber steht es uns zu, den Grundsatz selbst als eine der weisesten Regierungsmaximen unsers Staats dankbar anzuerkennen und die Zeit herbeizuwünschen, in der er kräftig lebend in die Praxis eingehen möge.

Was ist das nun für ein Sichbescheiden, mit spitzen Fingern Anfassen, auf Eiern und um den Brei Herumgehen, man möchte sagen Demütheln, Bücken und Ducken

bei einem Manne, der 26 Jahre als Lehrer und Schriftsteller gewirkt, abermals als Schriftsteller auftritt und sich eines tüchtigen, redlichen, verdienten Wirkens bewußt scheint! Man möchte zugleich lachen und weinen bei solcher rührenden Hyperresignation, der schüchternen augenniederschlagenden Blödigkeit, womit deutsche Männer und Gelehrte vor die Gebildeten und Regierenden ihrer Nation hintreten, um denselben die Ergebnisse ihrer Forschungen über Gegenstände des wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens vorzulegen, ihnen Wahrheit zu reden. Furchtsames Zurücktreten, lakaienhaftes Scherwenzeln, selbstwegwerfende Botmäßigkeit ist nur noch zu häufig bei uns; polterndes, vorlautes, trotziges Wesen findet sich bisweilen; aber nur gar zu selten ist fortwährend die rechte männliche Haltung, so viel auch davon die Rede ist, daß wir jetzt drauf und dran wären, Männer zu werden und eine Nation. Hr. Heinsius erklärt sich immerhin stark genug für die Preßfreiheit und wünscht sie gar innig und sehnsüchtig, hält sich aber keineswegs berechtigt, von einem Staate etwas zu — bitten. Er schildert die Censur als unselig, die Preßfreiheit als wünschenswerth, hochnöthig, das Verlangen darnach als allgemein, gerecht und billig; aber zu kühn däucht es ihm, auch nur darum zu bitten. Sorglich verwahrt er sich vor dem schrecklichen Verdacht, ein „persönliches Interesse" an der Sache zu haben. Hat er aber nicht offenbar ein solches als Schriftsteller? Treffen ihn die Censurleiden der Autoren nicht auch? Spricht er doch selbst von dem Verletzenden, das für Ehrliebende und Wackere in der Censur liege! Ist es ein Verbrechen, ein persönliches Interesse an der Freiheit zu haben? Wie unfreimüthig und unmännlich, solch Interesse zu verleugnen, statt offen und ehrlich dazu sich zu bekennen, mit dem Wunsche, der eigenen Betheiligung, dem Rechtsanspruche, dem Streben hervorzutreten, zur Wirklichkeit zu bringen, was der Überzeugung nach sein sollte, aber noch nicht ist. Der Grundsatz der Öffentlichkeit ist seit 1804 in seinem Vaterlande ausgesprochen, er muß es wissen, obwol er es, auffallend genug, nicht erwähnt, daß die Bundesacte, und unter welchen Umständen sie die Freiheit verließ: er ist aber schon zufrieden, daß besagter Grundsatz ausgesprochen, obwol nicht realisirt ist, daß er selbst wie Moses das Land seiner Wünsche von fern sieht; er bittet und fodert — denn indirect bittet oder fodert er am Ende doch — das Heilsame und Nöthige mit jener zuwartenden Begnügsamkeit, welche ziemlich sicher darauf rechnen kann nichts zu erhalten, weil sie zum Verweigern einladet oder doch das Vorenthalten sehr leicht und bequem macht. Die Zeitungen meldeten jüngst vom Einzuge des Königs in Breslau, wie sich nach Privatnachrichten, „die von der Herablassung und Güte des Herrscherpaars redeten", im Volksjubel auch „mancherlei Zeichen" kund gegeben, welche „Hoffnungen auf fortgesetzte Entwickelung zur staatsbürgerlichen Freiheit" angedeutet. So habe das Bürgergewerk beim Zuge ein Schild mit der Inschrift geführt: „Die Hoffnung bleibt uns unbenommen; was jetzt nicht ist, kann später kommen!" Solche Bürgher sind wie Deutsche, die sich nicht einmal zu unterfangen wagen, herauszusagen, was sie denken, und zu erbitten, was sie wünschen, worauf sie rechtsgültigen Anspruch zu haben glauben. Wie spaßhaft wäre diese Bürgerresignation, wenn sie nicht ebenso schädlich und verdammlich wäre als ungeschlachtes vorgreifendes Trotzen und Pochen! Wozu bedarf es der Ermächtigung, zu untersuchen, „was den vortrefflichen Grundsatz in seiner vollen Anwendung gehindert hat", zu untersuchen, was bereits von sehr Vielen untersucht, einen Gegenstand zu prüfen, der bereits der Geschichte verfallen ist, der bei jeder wahrhaft praktischen Erörterung der Sache, deren „historische Entwickelung und kritische Beleuchtung" Hr. Heinsius unternimmt, nothwendig geprüft werden muß. Wer verwehrt es, oder wo ist es verboten, wichtige Incidenzpunkte dieser Art „rein wissenschaftlich" zu beleuchten? Hr. Heinsius wird lange warten können, wenn er zur Untersuchung von Thatsachen, Vorgängen u. s. w., die ihm zu den etwas kitzlichen zu gehören scheinen, eine besondere Ermächtigung erwartet. Oder däucht ihm diese Untersuchung, selbst wenn sie sich rein wissenschaftlich hält, dem schuldigen Respect vor hoher Obrigkeit zuwider? Aber dann hätte er wol auch seine ganze Schrift ungeschrieben lassen müssen, und die Regierung seines Landes hat eine solche Ausdehnung der Pflicht und des Begriffs der schuldigen Ehrerbietung selbst nirgend gefodert. Das ist aber auch eben der Schaden, daß wir selbst noch viel mehr unterkriechen, als uns zugemuthet wird. Wahrhaftig, das Regiment in deutschen Landen sollte es sich zur besondern Aufgabe machen, die krummen Rücken der Leute zu steifen, sein besonderes Augenmerk haben auf das „Brust heraus!" und „Kopf in die Höhe!" Sonst fehlen einmal wieder, wie es schon der Fall gewesen, zur unrechten Zeit die Männer, oder es ist am Ende gar nicht mehr der Mühe werth, solch ein Volk zu regieren. Denn nur zu Viele machen es in dieser Beziehung noch viel ärger als Hr. Heinsius, der freilich seltsam genug für freie Rede das Wort nimmt und sie am Ende doch nicht wahrhaft zu führen wagt oder versteht. Man muß gestehen, es sprechen starke Gründe dafür, daß die Presse derzeit noch in etwas engen Fesseln gehalten wird. Jetzt stachelt zu der freien Rede — deren das Volk doch mächtig sein müßte bei freier Presse — noch der Zwang, das Verbot einigermaßen an. Nitimur in vetitum. Es dürfte aber allerdings zu fürchten sein, wenn die Censur aufhörte, daß ohne diesen Stachel die Äußerungen, Bücher und Tagsblätter so übermäßig matt, schlummrig, servil und hündelnd würden, daß die Regierungen der Nation sich schämen müßten, daß die Schwäche der letztern dem Auslande offenbar würde und daß eine Invasion die unmittelbare Folge wäre. Wir unsererseits halten diese Rücksichten freilich nicht für vollkommen begründet, glauben indeß, da wir andere bessere Gründe für Aufrechthaltung des Preßzwangs nicht kennen und die gewöhnlich angegebenen uns so schwach scheinen, daß sie es jedenfalls zum großen Theile sind, welche jener zum Grunde liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guiraud's „Philosophie catholique de l'histoire".

Saint-Marc Girardin berichtet über Guiraud's „Philosophie catholique de l'histoire" in jener schmackhaften Weise, welche den französischen Kritikern eigenthümlich ist, mit dem kritischen Geiste der Deutschen zwar nichts gemein hat, aber in ihrer enthusiastischen Wärme desto klarer den Geist und den Inhalt des besprochenen Buchs an das Tageslicht fördert. Zugleich haben diese Kritiken den Vorzug, selbständige Gemälde für sich zu sein, welche in anmuthigen Farben und Strahlen spielen und ebenso sehr ergötzen, als belehrenden Stoff in kleinem Kern sammeln. Guiraud's Buch ist übrigens eine seltsame Composition, eigentlich ein episches Gedicht unter der Maske einer Abhandlung und viel mehr ein theologisches als ein philosophisches Werk. Im Eingange seines Berichts spricht Saint-Marc Girardin seine Verwunderung darüber aus, daß Guiraud, der sich unter der Restauration durch mehre erfolgreiche Tragödien und Poesien bekannt machte, seit der Julirevolution nichts veröffentlicht hätte. Das habe die ganze Richtung gethan, welcher er angehöre: Soumet, Emil Deschamps u. A. Erst in der jüngsten Zeit habe Soumet wieder ein episches Gedicht und zwei Theaterstücke, Deschamps einen Band Gedichte und Guiraud seine „Philosophie catholique de l'histoire" erscheinen lassen. Das Zeitalter der Dichter sei also, nach einer so langen dumpfen politischen Aufregung, wieder angegangen und Frankreich könne sich dazu Glück wünschen; die Elite der Literaten aus der Restaurationsepoche fühle, daß eine bessere Zeit gekommen sei und die Gemüther beruhigt genug seien, um der Literatur ein Auditorium zu versprechen. Und machen wir nicht in Deutschland dieselbe Bemerkung, daß sich Talente, die sich im politischen und socialen Raisonnement, manche beinahe bis zur Ab- und Aufreibung, fast ausschließlich bewegt haben, zur Fahne der poetischen Production schwören und daß die bessern Talente aus der vorangegangenen Epoche, die eine Zeitlang zum Schweigen verdammt waren, jetzt doppelte Anerkennung finden? Doch zurück zu Guiraud's Werk, welches zwar poetische, aber fast curiose Ansichten enthält. Im Anfange der Dinge, welcher von dem Verf. über den Zeitpunkt, den die Genesis feststellt, hinausgeschoben wird, schuf Gott zugleich die Materie und den Geist; aber jene war nicht träg, fest, massenhaft, wie wir sie jetzt erblicken, sondern rein, ätherisch, biegsam und fähig, jede beliebige Form anzunehmen; auch waren Materie und Geist noch nicht voneinander getrennt, sondern eins. Diese erste reine und ätherische Welt wurde von Engeln bewohnt, deren mächtigster und schönster Lucifer war, unter welchem Guiraud das Licht selbst zu verstehen scheint. Jetzt ist das Licht nur ein Gesetz, eine Weltbewegung, keine lebende Person, damals lebte ein Engel in ihm, es hatte Willen und Geist; ja, diese ganze primitive Welt war das Licht, d. h. Lucifer. Dieser Lucifer aber vervielfältigte sich; Engel gingen von ihm aus, die Strahlen des Lichts. Sie, wie Lucifer, lebten eine Zeit in einer heilsamen Abhängigkeit von Gott. Aber Lucifer vergaß, daß er eine Emanation Gottes sei; er bewunderte sich selbst, spiegelte sich in sich selbst; sein Denken schied sich von Gott; dies war der erste Zwiespalt zwischen Geist und Materie. Guiraud nennt diese offenbare Revolution den „Ehebruch des Engels". So wurde er Satan und die Unordnung und das Böse traten in die Welt, seitdem er sich in den von ihm ausgegangenen Engeln und nicht mehr in Gott bewunderte. War Lucifer ursprünglich das Licht, d. h. das Princip, welches die Welt belebt und erleuchtet, so wurde er nun das Feuer, welches zwar belebt, aber auch verzehrt und zerstört. Dieses in Flammen verwandelte Licht ist zugleich das Werkzeug, womit Lucifer-Satan bestraft wird; auch die andern mitschuldigen Engel hören auf zu leuchten und fangen zu brennen an. Doch läßt er nicht ab, sich in die Welterzeugung zu mischen und zu schaffen; aber die Elemente, aus und mit denen er schafft, sind ordnungs- und regellos, er hat, seitdem er sich von Gott schied, die Idee der Ordnung und Regel verloren; das Reich des Unförmigen beginnt und das Chaos ist da. Aus dieser Epoche rühren die urweltlichen kolossalen Thierformen her, die halb Thonerde, halb Fleisch und von seltsamer, barocker und ungeheuerlicher Gestalt waren, wie wir sie noch im Schooße der Erde finden. Groß und schön waren die Schöpfungen Gottes, groß und häßlich die Schöpfungen Satan's. Aber der Geist Gottes wachte über dem Chaos und schwebte, wie die Genesis sagt, auf dem Wasser. Es beginnt die Schöpfung der neuen Welt und die Schöpfung Satan's, das Chaos, geht in die Hände Gottes über. Satan wird in das Centrum der Welt verwiesen, wo das Centralfeuer brennt und von wo aus Satan die neue Weltordnung zu erschüttern strebt. Das Chaos hat mit der neugeordneten Welt nichts mehr zu thun, es häuft sich im Schooße der Erde rings um Satan. Gott reinigt und läutert das Chaos; er führt die Welt, die Pflanzen, die Thiere zur Schönheit zurück. Hierzu bedient er sich sogar Satan's, der wider Willen durch sein Feuer von innen heraus mitwirken muß, diese Organisation hervorzubringen; aber der Satan läßt nicht ab, den Samen des Bösen und der Verwirrung überall auszustreuen, und dieser Samen trägt seine Frucht im Sündenfall Adam's. Die vom Satan hervorgebrachte und beförderte Fruchtbarkeit steht aber unter der regelnden Oberaufsicht Gottes, und der Vermittler, welchen die Vorsehung zu wählen gewürdigt hat, um diese ganz materielle Fruchtbarkeit im Zaume zu halten und zu regeln, ist der Mensch. Wäre dieser nicht da, so verlöre sich auf Erden Alles in das Wüste, Unförmige, Zügel- und Regellose. Der Mensch vergöttlicht die Erde und fängt jeden Tag durch seine Arbeit die Wunder der Schöpfung wieder von neuem an. Was übrigens Guiraud mit den minderschuldigen, bereuenden oder mit Widerwillen den Befehlen Satans gehorchenden Engeln anfängt, ist leicht zu errathen, er verweist sie nach der alten Tradition in den Himmel — für einen sogenannten Philosophen allerdings eine sehr bequeme Aushülfe. Man urtheile nun, ob wir, nach deutschen Begriffen, in Guiraud's phantastischem Werke ein neues philosophisches System, eine klare Anschauung von der Weltschöpfung gewonnen haben, und ob der Verf. selbst von seinem Systeme überzeugt sein mag, obgleich diesem eine gewisse poetische Möglichkeit und Denkbarkeit nicht fehlt. 5.

Literarische Notizen.

In England mehr als irgendwo im Auslande findet deutscher Fleiß in erschöpfender Behandlung einzelner wissenschaftlicher Fragen seine volle Anerkennung. So übertrug bekanntlich eine englische antiquarische Gesellschaft das Richteramt über eine gestellte Preisfrage einem Deutschen und ehrte in der Person des würdigen Bunsen germanische Wissenschaftlichkeit. Jetzt ist nun von den Werken, die zur Lösung jener Frage eingesendet sind, gleichfalls die Arbeit eines Deutschen gekrönt worden. Die von A. Schulz verfaßte Abhandlung ist sogleich ins Englische übersetzt worden: „An essay on the influence of welsh tradition upon the literature of Germany, France and Scandinavia" (London 1841). Bekanntlich verdanken wir dem gelehrten Verf. dieser Schrift bereits mehre Specialwerke über altdeutsche Literatur, z. B. über Wolfram von Eschenbach.

„Fragments of Italy and the Rhineland by the Rev. *White*" (London 1841) ist das Erinnerungsbuch eines geistreichen englischen Gelehrten, das nicht mit den Ergüssen lebensmüder, abgespannter Touristen auf eine Linie zu stellen ist. Der Verf. ist ein Dichter und seine Darstellungen sind frisch und vom Hauche der Poesie durchdrungen. Obgleich auch er die breitgetretene Straße fashionabler Lords über Gibraltar, Italien, den Rhein herabzieht, weiß er doch noch viel Neues in anziehender Form mitzutheilen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1842.

Die bedingte Preßfreiheit, historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet von Theodor Heinsius.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Welch eine Macht könnten und würden die deutsche Wissenschaft, die deutschen Gelehrten, deren wir uns so gern und nicht absolut mit Unrecht rühmen, mit deren Besitz wir uns aber auch wol über den Mangel von Dingen nur zu leicht oder gern trösten, über deren Entbehrung sich keine Nation, keine Nation von Ehre und Bildung, so leicht trösten darf — welch eine Macht könnten und würden die deutsche Wissenschaft, die deutschen Gelehrten sein, wenn im „Heimatslande des Gedankens" der Gedanke nicht so furchtsam aufträte, wenn es den gelehrten Pflegern der Wissenschaft nicht so oft an Männerstolz, Würde und Entschiedenheit der Gesinnung mangelte, wo es gilt, dem Gedanken die gebührende Geltung im Leben zu verschaffen, den Gewinn, das Geheiß der Wissenschaft in dieses, das dawider sich sträubende, herüberzuführen! Diese Furchtsamkeit, diese Unsicherheit der Gesinnung ist es, die auch den belesenen, gelehrten, wohlmeinenden Hrn. Heinsius bei aller Gelehrsamkeit und Urtheilsfähigkeit zu keiner bestimmten entschiedenen Ansicht, zu keinem klaren unbefangenen praktischen Urtheile — bei all' seinen freisinnigen Ansichten zu keiner echten Freisinnigkeit — bei aller gelehrten Bildung nicht einmal zu rechter logischer Consequenz gelangen läßt; sie ist es, die ihre Herrschaft so über ihn übt, daß er die ganze Frage, um welche es sich handelt, von vorn herein schief und unklar auffaßt und stellt, daß er dann weiter — wie aus Schrecken über seine eigene oder die Kühnheit seiner gewonnenen Resultate — mit der andern Hand wieder nimmt, was er mit der einen gegeben; daß er als Ergebniß ein viel Geringeres, wie Das ist, was aus seinen Prämissen folgt, hinstellt; daß er dem Ziele überbedächtig ausweicht, nach welchem er hingeführt hat; daß er genau, da man entscheidenden Streich erwarten muß, nach gewaltigem Ausholen und großem Dräuen, sich salvirend, das hochgeschwungene Schwert senkt und mit einer tiefen Reverenz wieder in die Scheide steckt. Unsere deutschen Gelehrten sind absonderlich stark in ihrem vielbewunderten Experiment, einen Hebebaum zu schwingen, um eine Mücke todt zu schlagen.

Was will Hr. Heinsius? Zunächst in recht vielen Gemüthern die Überzeugung bewirken, daß die Preßfreiheit nicht, wie blinde Thorheit fodert, eine absolute sein könne. Nach einer Stelle seiner Schrift, oder wenigstens durch ein Fragezeichen (S. 60), wird es zweifelhaft, ob er die vollkommene Preßfreiheit, die man in Süddeutschland gefodert, nicht mit der unbedingten, welche klärlich dabei nicht gemeint war, verwechselt. Doch dies nur beiläufig. Nehmen wir an, Hr. Heinsius habe den Begriff der absoluten Preßfreiheit vollkommen klar gefaßt: in aller Welt, wer fodert sie denn, welcher namhafte Schriftsteller, welche Volkskammer, wo würde sie auch nur etwa von blinder Thorheit mit einem Nachdruck gefodert, daß es nöthig wäre, dagegen aufzutreten? Die liberalsten Köpfe haben sich ja vollständig überzeugt, daß eine absolute Freiheit, wie überhaupt in der Menschenwelt, auch im Gebrauch der Presse ein Unding ist! Die constitutionnellen Staaten in Europa — und auch die süddeutschen — haben ja daher auch nur der bedingten Preßfreiheit das Wort geredet! Wo ist denn, von wannen droht uns die Gefahr der Einführung einer schrankenlosen Preßfreiheit?

Da haben wir den Hebebaum der deutschen Gelehrten; einen Feldzug mit großer Heeresmacht wider — blinde Thorheit, welche jedenfalls absolut unbedeutend, deren Existenz sogar vielleicht nur erträumt ist; einen Drachenkampf wider ein Unding, das als solches allgemein erkannt wird; einen echten Windmühlenkrieg. Oder meinte Hr. Heinsius, sich ja recht sorgfältig gegen — ganz einfach durch deutliche Rede und Begriffsbestimmung zu vermeidende — Verdächtigungen und Misverständnisse verwahren zu müssen? Freilich! er schwebte ja in Gefahr, darauf angesehen zu werden, ob er nicht misbeliebige ketzerische Ansichten vorbringe, nicht in ein Gehäge eindringe, an welchem Tabu geschrieben steht. Er mußte sich vor allen Dingen von dem möglichen Verdachte eines entfernten Hinneigens zu einer gar zu freisinnigen Denkart reinigen, recht augenfällig seine Hände in Unschuld waschen. Er wusch und es wurde Gewäsch daraus. Und da haben wir die Furchtsamkeit, die Gespenster sieht und Thorheiten begeht und sicher keine Heldenthaten verrichtet, keinen Sieg erringt.

Sodann will Hr. Heinsius zeigen, daß die Preßfreiheit eine freiere, durch Gesetze vor dem Misbrauch geschützte, im rechten Gebrauch ungehinderte werden könne und sollte. Noch bestimmter spricht er sich dahin aus, daß er „das Richtmaß der Presse anzudeuten gedenke, das

für Wissenschaft, Staat und Kirche nach den Foderungen unserer Zeit angemessen scheine". Und dann sagt er aus fremden Zeugnissen wie eigener Wissenschaft der Censur so viel Böses und der Preßfreiheit so viel Gutes nach, und wägt die Gründe und Gegengründe so entschieden zu Gunsten der letztern ab, daß die Nothwendigkeit ihrer vollen Gewährung nothwendig folgt, daß man durchaus nur erwarten kann, er werde sich unumwunden und bestimmt für die gänzliche Aufhebung der Censur entscheiden. Wir werden sehen. Alles, will er, soll frei sein: nicht blos, und zwar ohne Unterschied, die eigentlich wissenschaftlichen Werke, sondern auch die Productionen der Schriftsteller, die die Schriftstellerei als Handwerk, die dieselbe als Tagelöhnerei betreiben, ja selbst die Schriften „der politischen und religiösen Ausschweifung", deren Verfasser in Excentricität, Schwärmerei und Fanatismus verfallen, und noch mehr, sogar die Literatur der „Infamie", die Preßerzeugnisse der eigentlich gefährlichen Classe von Schriftstellern, die sich unter dem Deckmantel der Anonymität von Lüge und Verleumdung nährt u. s. w.; denn dem Staat, wenn er sich ihren Angriffen ausgesetzt sieht, stehen repressive Mittel zu Gebot, der beleidigte Privatmann hat die Wahl zwischen stillem Ertragen der Schmähung oder der widerlegenden Entgegnung, die Preßfreiheit trägt ihr Correctiv in sich selbst. Die schriftstellerische Tagelöhnerei und Ausschweifung sind mit einer milden Überwachung im Zügel zu halten, und man muß sie wie das Feuer oder schneidende Werkzeuge und Gewehre betrachten, die, ungeachtet des Misbrauchs, der von ihnen gemacht wird, nicht wohl verboten werden können, ohne zugleich den Gebrauch aufzugeben u. s. f.

Ah! Was will man nun noch mehr? Nur von der politischen Tagespresse, den Zeitungen war noch nicht die Rede. Doch das Gesagte leidet auch auf sie und die von ihrer Freiheit zu besorgenden Gefahren offenbar die vollkommenste Anwendung. Es versteht sich doch wol, daß die allgemeine Emancipation sie mit in sich begreift?

Mit nichten! Die Zeitungen bleiben unter Censur, wenigstens was ihren politischen Inhalt betrifft, obwol das Publicum,

das eben aus ihnen erfahren will und soll, was und wie es in der Welt und besonders im Vaterlande zugeht, ohne Anmaßung verlangen kann, daß man ihm in den öffentlichen Nachrichten nicht das Unschädliche vorenthalte und ihm nicht verschweige, was das religiöse und politische Leben seiner Mitbürger angeht.

Nur Schade, daß das Publicum diesen gerechten Anspruch nicht geltend machen kann, so lange die Zeitungscensur bestehen bleibt. Hr. Heinsius verlangt für das Publicum Wahrheit in den Zeitungen, nennt die Censur ein „für die Wahrheit gefährliches Vorbeugungsmittel" und will dessenungeachtet, daß die Zeitungen unter Censur bleiben, bemüht sich auch mit keinem Wort, diesen Knoten zu lösen, der ohnehin eben der Hauptknoten ist. Genug, die Zeitungen bleiben unter Censur, und die Gründe, die Hr. Heinsius dafür anführt, sind ebenso unbegreiflich wie das Resultat selbst. Die Zeitungen haben nämlich das besondere Unglück, einen „unbestimmten, gemischten und unbegrenzten Leserkreis" zu haben, und die „strenge Controle, der sie bisher in den meisten (?) Staaten Deutschlands unterworfen waren", läßt sich daraus als nöthig erweisen, „daß die Cabinetsangelegenheiten nur den Höfen selbst und ihren Gesandten gehörig bekannt sein und von ihnen allein richtig gewürdigt werden können". Am Schluß aber findet sich gar noch eine weitere und strengere Restriction. Wir lesen dort als Kern der Betrachtung bezeichnet: 1) Aufhebung oder doch große Beschränkung der Censur, wenigstens bei allen nicht-politischen Schriften, auch wol freie Wahl der Schriftsteller zwischen Censur und Verantwortlichkeit; 2) Ahndung des Misbrauchs der Presse durch Strafgesetze gegen Schriftsteller, Drucker und Verleger; 3) Nothwendigkeit einer möglichst bestimmten und ausführlichen Preßgesetzgebung, in Verbindung 4) mit einem Schwurgericht.

(Der Beschluß folgt.)

Le pratiche della campagna lucchese descritte dal Marchese *Antonio Mazzarosa*. Lucca 1841.

Das Herzogthum Lucca, eigentlich ein Theil Toscanas, dessen Erwerbung von jeher der eifrige Wunsch der Republik Florenz war, unter der Supremazie der Albizzi wie unter der der ältern Medici, der aber, seiner Kleinheit ungeachtet, immer unabhängig blieb, auch nachdem die mächtigern Städte Pisa und Siena längst ihre Freiheit verloren hatten, der endlich, in Folge von Staatsverträgen, mit dem Großherzogthum vereinigt werden soll, wenn das jetzt regierende Herrscherhaus sein Erbe, Parma und Piacenza, wiedererlangt: dieser (wenn ich S.-Marino ausnehme) kleinste der italienischen Staaten ist wegen seines vortrefflichen Anbaus innerhalb Italiens wie außerhalb mit Recht berühmt. Vor allen ist dies der Fall mit jener schönen, von anmuthigen Hügeln unterbrochenen, vom Serchio durchströmten Ebene, welche man das Thal der sechs Miglien zu nennen pflegt, an deren südlichem Ende die Hauptstadt Lucca liegt. Freilich ist ein Theil dieser Ebene der Gefahr der Überschwemmungen durch die äußerst reißenden, plötzlichen und heftigen Anschwellungen unterworfenen Gewässer jenes Flusses ausgesetzt; aber der Fluß ist auch wieder eine Quelle des Reichthums in der Sommerzeit, indem acht große Kanäle die Niederung bewässern und ihr eine doppelte Ernte sichern, während auch vermöge der vielen Bergströme, die in den benachbarten Schneegebirgen des Apennins ihren Ursprung haben, selbst die höher gelegenen Striche nicht wasserarm sind. Von den Höhen gesehen, gleicht diese Ebene einem großen Park, so reich und schöngeordnet ist die Vegetation, so fruchtbar sind die Hügel, welche sie einschließen, bis hoch hinauf terrassenförmig angebaut und mit Villen und Wohnungen der Landleute bedeckt. Getreide, Hanf, Wein, Öl wird gewonnen, der Gartencultur nicht zu erwähnen; besonders geschätzt ist das Öl, das beste der ganzen Halbinsel und das einzige, welches mit dem der Provence sich messen kann. Über die Art und Weise, wie der Anbau dieses Landes betrieben wird, genau unterrichtet zu werden, mußte für alle Ökonomisten von Interesse sein: der Marquis Mazzarosa ist also durch die Herausgabe der Schrift: „Le pratiche della campagna lucchese", die er auf Veranlassung eines von dem zu Pisa 1839 stattgefundenen Gelehrtenvereine ausgegangenen Vorschlags, eine Agrarstatistik der italienischen Staaten zusammenzustellen, ausgearbeitet hat, ohne Zweifel den Wünschen Vieler entgegengekommen. Mazzarosa's schriftstellerische Thätigkeit ist ganz seiner Heimat gewidmet; von seiner mit verdientem Beifall aufgenommenen „Storia di Lucca", welche bis zum J. 1814 geht, der Frucht ernster Forschungen und worin unter andern die Ereignisse der neunziger Jahre des

vorigen Jahrhunderts und die französische Herrschaft sehr gut dargestellt sind, erscheint gegenwärtig eine neue Auflage mit Zusätzen und Urkunden; seine kunstgeschichtlichen Aufsätze, die jetzt gesammelt werden, haben eigenthümlichen Werth; Trenta's „Beschreibung von Lucca" ist in der neuen von ihm besorgten Ausgabe einer der brauchbarsten italienischen Städteguiden geworden. Von gleich löblichem Streben zeugt seine neue Arbeit. In drei Hauptabschnitten bespricht sie die Naturverhältnisse des Landes, die bestehende Gesetzgebung und sonstigen Verhältnisse, welche das unbewegliche wie das bewegliche Eigenthum betreffen, und die Praxis der Agricultur. Auf das Detail des ersten und letzten Abschnittes einzugehn, ist hier nicht der Ort; von allgemeinem Interesse aber dürften die in dem zweiten Capitel gewonnenen Resultate erscheinen, um so mehr wenn man in Anschlag bringt, wie sehr bevölkert das Land, wie sehr getheilt das Eigenthum ist. Die Frage über Vortheil und Nachtheil der Latifundien wie der Gütertheilung und die in den meisten Fällen damit verbundene über große und kleine Cultur ist zu allen Zeiten, und neuerdings mehr denn je, von den Ökonomisten aufgeworfen und detaillirt worden. Unter solchen Umständen mögen denn hier die legislativen und localen Zustände in diesem kleinen Staate in Betrachtung gezogen werden.

Im J. 1764 wurde für nöthig erachtet, der fernern Vermehrung des Grundeigenthums der Kirche im Gebiete der Republik durch eine gesetzliche Verordnung ein Ziel zu stecken. Es wurde damals öffentlich bekannt gemacht, daß von dem auf ungefähr 150 Millionen lucch. Lire (1 Lira = 75 franz. Centimes) Werth sich belaufenden Grundeigenthum im Staate beinahe die Hälfte, nämlich 71,625,000 Lire der Kirche gehörten. Dieser Besitz blieb ihr bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts, mit Ausschluß eines Theils der Güter (zum Betrag von 693,900 Lire), welche bei der Aufhebung des Klosters S. Frediano 1780 zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Unterrichts bestimmt wurden. Von dem übrigen Grundbesitz waren gegen 25 Millionen Fideicommisse des Adels. Ungeachtet dieser Beschränkungen der Freiheit des liegenden Eigenthums war der Zustand des Ackerbaus im Ganzen genommen, und im Vergleich mit andern Ländern, ein günstiger. Daß es so war, muß namentlich der Erbpacht beigemessen werden, welche im Lucchesischen seit undenklichen Zeiten üblich war, namentlich auf dem kirchlichen Eigenthume, woher es kam, daß das dominium utile sich meist in den Händen der Landleute befand, welche alle Hülfsmittel der Industrie darauf zu verwenden vom eigenen Vortheil angetrieben wurden. Die Ölbaumpflanzungen gegen die Küste zu wurden gewöhnlich nicht in Erbpacht gegeben, sondern meist durch Factoren bewirthschaftet und im Ganzen gut gehalten. Unter diesen Umständen braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die auch in frühern Zeiten bedeutende Volksmenge beträchtlich zunahm. Im J. 1733 zählte man 113,192 Einwohner, 1807 121,678, was für die Quadratmiglie 370, für die Quadratlieue 3342 gibt. Der Zustand des Landvolks aber war minder günstig. Die Mehrzahl waren Halbwinner oder einfache Tagelöhner. Im Gebirge war es einigermaßen verschieden, indem dort schon manche kleine Besitzthümer bestanden, welche zum Theil mit dem Ertrage der Gypsfiguren erworben worden sein sollen, deren Verkauf die Lucchesen auch jetzt noch durch ganz Europa führt.

Große Umänderungen folgten nun eine der andern. Im J. 1799 wurden die Fideicommisse aufgehoben. Zwei Jahre darauf wurde den Besitzern des dominium utile der Kirchengüter freigestellt, mittels Erlegung gewisser Abgaben auch das dominium directum zu erlangen. In den J. 1806—8 erfolgte die Aufhebung der Klöster, Kapitel und Beneficien, zugleich wurde in Gemäßheit des Code Napoleon (der 1806 eingeführt ward) den Frauen die Erbfähigkeit in gleichem Maße wie den männlichen Verwandten zugestanden. Durch die erste dieser Maßregeln, die Aufhebung der Majorate und sonstigen Fideicommisse, wurde Landbesitz zum Betrage von ungefähr 25 Millionen Lire freies Eigenthum; in Folge der zweiten Vergünstigung wurden eine große Menge von Erbpächtern Besitzer, mittels einer im Ganzen nicht über 415,057 Lire betragenden Summe, die jedenfalls im Vergleich mit den erlangten Vortheilen unbedeutend genannt werden kann; durch die Klösteraufhebung wurden Güter von mehr denn 6 Millionen Lire Werth frei. Nicht ohne Einfluß blieb auch die vierte dieser Bestimmungen, die in Betreff der Berechtigung der Frauen, welche indeß 1818 wieder aufgehoben ward, wo das Agnatenrecht überwog. Die beinahe unglaubliche Vermehrung der Bevölkerung muß größtentheils der Freiwerbung und Theilung des Grundeigenthums beigemessen werden. Von 1807—40 stieg die Einwohnerzahl von 121,678 auf 168,989, oder 515 auf die Quadratmiglie, 4640 auf die Quadratlieue: ein Zuwachs von 47,311 Seelen in 33 Jahren, während in den vorhergegangenen 74 Jahren der Zuwachs nur 8485 gewesen war, wie er im Durchschnitt bei civilisirten Nationen vorkommt. Die Theilung von Grundeigenthum im Werthe von etwa 32 Millionen Lire hat gewiß am meisten zu jener ungewöhnlichen Vermehrung beigetragen. Denn jene Reichthümer, die wenigen Individuen und Genossenschaften gehörten, gelangten in die Hände Vieler, und in gleichem Grade mehrten sich die Heirathen. Der geringern Sorgsamkeit des Reichen und Desjenigen, der für keine Nachkommen zu sorgen hat, folgte die Betriebsamkeit zahlreicher Familienväter, denen es am Herzen lag, ihr Loos wie das ihrer Kinder zu verbessern. Waren die Wirkungen größer, als sich auf irgend eine Weise erwarten ließ, so kam dies daher, daß namentlich den Landleuten ungewöhnliche Verhältnisse zugute kamen. Truppendurchzüge und commercielle Umstände machten zu Anfang des Jahrhunderts den Preis der Waaren und Lebensmittel bedeutend steigen, und da Auflagen und Erpressungen mehr die einst privilegirten Stände trafen als das Landvolk, so sah dieses sein Betriebscapital in nicht geringem Maße sich mehren. Die monarchische Regierung, der Engherzigkeit des ehemaligen aristokratischen Regiments entgegen, unternahm und beendigte mit Napoleon'scher Schnelligkeit riesige Werke: sie setzte eine große Menge Geldes in Bewegung, welches bei den meist einheimischen Unternehmern und Arbeitsleuten circulirte und Viele in den Stand setzte, Erbpachten zu übernehmen oder Ländereien zu kaufen, wonach der lucchesische Bauer fortwährend strebt. Die beinahe anhaltende Fortdauer dieser großen öffentlichen Arbeiten hat nun einen sehr raschen Geldumsatz erhalten; der Reichthum in Masse ist dabei gestiegen, mittels der auf angebaute Ländereien verwandten größern Sorgfalt und des Anbaus uncultivirter, namentlich Seitens der Landleute, von denen viele Eigenthümer sind, die auf ihren eigenen Ländereien wohnen. Die unter dem Namen Kataster bekannte Grundsteuer, welche erst im Anfang dieses Jahrhunderts eingeführt worden, hat in soweit zur Vervollkommnung des Ackerbaus beigetragen, als sie zu vermehrtem Eifer antrieb, in der Absicht, das durch diese Last Verlorengehende wieder zu ersetzen: andererseits ist aber auch zu wünschen, daß sie in beschränkten und möglichst festen Grenzen bleibe, um das Betriebscapital nicht zu mindern. Die seit nicht langer Zeit in Lucca eingerichtete Sparkasse ist ebenfalls geeignet, den Wohlstand des Landes aufrecht zu halten und zu mehren. Noch immer aber ist ein sehr beträchtlicher Theil des Grundeigenthums unbeweglich, und namentlich hat seit dem J. 1818, wo, unter Erlassung anderer gewissermaßen rückgängiger Verordnungen, auch das erwähnte Gesetz von 1764 annullirt ward, das Kirchengut sich nochmals angehäuft, sodaß gegenwärtig der Werth der betreffenden Ländereien auf mehr denn 60 Millionen Lire sich anschlagen läßt. Die meisten dieser Besitzungen aber, sowie die der frommen Stiftungen, sind in Erbpacht gegeben: freilich in der Mehrzahl der Fälle nur auf bestimmte Termine, was dem Ackerbau minder nützlich ist als die perpetuirliche Emphyteuse, weil die Ländereien gewöhnlich in den letzten Jahren vor Ablauf der Pachte durch die Sucht, zu guterletzt das Mögliche aus ihnen zu ziehn, zu leiden gefährdet werden.

Was nun die Art und Weise der Bewirthschaftung betrifft, so cultivirt man das Land entweder auf eigene Rechnung, oder man vergibt es an Erbpächter, Zeitpächter oder Halbwinner. Die Olivenwaldungen in den Küstenstrichen werden, wie gesagt, größtentheils vom Besitzer cultivirt, der dafür Factoren hält: ungeachtet der Sorgfalt, die sie erheischen, der Kosten und mancher Unglücksfälle, denen sie ausgesetzt sind, gewähren sie doch ein reichliches Einkommen. Dasselbe Verfahren wird auch für die Wiesen und Weideplätze befolgt. Das System der Erbpacht findet man namentlich bei den Ländereien in der Ebene, welche nur Getreide, Reben und Maulbeerbäume tragen. Die Zeitpacht kommt gewöhnlich bei Saatfeldern, aber auch bei jedem andern Culturzweige vor. Halbwinner (mezzajuoli) übernehmen meist die Reben- und Ölbaumpflanzungen, sowie die Kastanienwaldungen, auf den Hügeln und Bergen. Der Zins wird, in einem wie im andern Falle, im Durchschnitt in Naturalien statt in Gelde erlegt. Die große Zerstückelung des Grundbesitzes bringt es mit sich, daß kleine Capitalien zur Aufrechthaltung einer guten Cultur hinreichen, und diese fehlen selten selbst dem Zeitpächter und Halbwinner. Guten Ökonomen mangelt es auch nicht leicht an größern Capitalien zur Ausführung wesentlicher Verbesserungen: Geld auf Hypothek zu erlangen, ist nicht schwer, aber das mangelhafte Hypothekensystem ist dem Verleiher nachtheilig wie dem Besitzer des Grundstücks. Solche wesentliche Verbesserungen, in der Ebene wo sie sumpfig ist durch Anschwemmung, im Gebirge durch terrassenförmigen Anbau, kommen allerwärts vor, da so viele Landleute Besitzer geworden und darauf bedacht sind, den größtmöglichen Nutzen vom Boden zu ziehen. Die moralischen Eigenschaften des Landvolks haben bei dieser Theilung des Eigenthums durchgängig gewonnen. Von der Classe der Tagelöhner zu der der Eigenthümer gestiegen, haben Viele zugleich mit dem Aufhören einer viel unsicherern und abhängigern Existenz auch Verständigkeit und Ordnungsliebe sich zueigen gemacht. Größere Mäßigung, Unterwürfigkeit unter die Gesetze, Sittlichkeit und Frömmigkeit sind zu den alten Tugenden der arbeitenden Classen hinzugekommen, zur unermüdeten Thätigkeit und Geduld bei Mühen und Entbehrungen. Freilich könnten jene Eigenschaften viel mehr noch entwickelt werden: größere Verbreitung guter Elementarschulen würde namentlich dazu beitragen. Auch in Hinsicht der Agronomie könnte und müßte dem Landvolk noch mancher Unterricht ertheilt werden. In der Cultur des Getreides und der Reben haben die Lucchesen vielleicht wenig zu lernen, Meister sind sie in jener des Öl- und Kastanienbaums. Aber in Betreff der Maulbeerbäume bedürfen sie der Aufmunterung und Belehrung. Die Waldungen von Brennholz werden nicht gepflegt, wie sie es sein sollten, ebenso wenig werden sie so hoch hinaufgeführt, als Terrain und Temperatur es gestatten. Vernachlässigt ist die Pflanzung von Obstbäumen und Bauholz. Die Art der Weinbereitung müßte sorgfältiger sein, namentlich im Hügellande, denn ungeachtet der vortrefflichsten Trauben gewinnt man nur mittelmäßige Weine. Der an sich sehr schöne Hanf gibt nicht den Gewinn, den man von ihm erwarten dürfte. Das größere Schlachtvieh wird schlecht besorgt; die Viehzucht ist meist in den Händen von Bewohnern des Herzogthums Massa und der Garfagnana; die neuern Verbesserungen der Schafzucht sind unbekannt. Das Gleiche ist von der Seidenzucht zu sagen, die heute noch geübt wird wie vor 40 Jahren und meist von ungeschickten Händen, während man in Toscana an vielen Orten so große Sorgfalt darauf verwendet. Die Bienenzucht, welche sehr einträglich werden könnte, ist völlig in der Kindheit. Alles dies und vieles Andere noch könnte und sollte gelehrt und gelernt werden in einem Lande, wo Alles, Himmel und Erde, physische und moralische Eigenschaften, sich vereinigen, die Agricultur ihrer Vollendung entgegenzuführen. Dem Öl, dem Wein, dem Getreide, dem Kastanienmehl ließe sich, zum Vortheil des Bodens und des Reichthums der Bewohner, noch mancher andere Zweig landwirthschaftlicher Industrie hinzufügen. Im Lucchesischen ist die Gesetzgebung dem Ackerbau günstig: sie beschützt und erweitert ihn, statt ihn einzuschränken und zu belasten. Keine öffentlichen Real- und Personalservituten lasten auf den Grundstücken und deren Besitzern; es bestehen keine Weidegerechtigkeiten auf dem Saatland, keine Mahl- und Ölpreßsteuer, keine Hinderungen der freien Circulation und Ausfuhr (obgleich in Betreff letzterer theilweise Beschränkung ersprießlich sein könnte); die Lebensmittel werden nicht taxirt mit Ausnahme des Fleisches: kurz, das Princip der Handelsfreiheit herrscht in Allem vor. Nur das Ausreuten der Waldungen ist untersagt, an solchen Stellen, wo die Erde weggeschwemmt und in den Serchio und dessen Nebenströme getrieben werden könnte. Dies kommt aber dem Lande wie den Bewohnern zugut, ebenso wie die Beschränkung der Ziegenweideplätze auf die an Bäumen entblößten Bergstrecken. Unter solchen Umständen, bei dieser allgemein vergönnten Freiheit, hängt also der Werth der Grundstücke einzig von ihren innern und äußern Eigenschaften ab. **Alfred Reumont.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der berühmte Stanislas Julien gab soeben das älteste Document der chinesischen Philosophie heraus, das Buch Tao-te-King des Lao-Tseu, der im sechsten Jahrhundert v. Chr. blühte und von einigen frühern Gelehrten der chinesische Plato genannt worden ist. Die Ausgabe von Julien besteht aus dem chinesischen Texte, einer französischen Übersetzung und einem fortlaufenden Commentar, welcher aus Original-Commentaren gezogen ist. Voran geht eine Einleitung, eine historische Notiz und eine merkwürdige Legende, worin der Ursprung der Irrthümer zu finden ist, welche in Bezug auf den Grundcharakter des Buches sich bis jetzt erhalten haben, wie in Bezug auf die entfernten Quellen, an denen der chinesische Philosoph die Principien zu seinem philosophischen System schöpfte. Mit diesen Hülfsmitteln und Beweisstücken ist es möglich, ein sicheres und entscheidendes Urtheil über die Lehre des Tao zu erlangen, welche von Lao-Tseu regenerirt und ausgebehnt wurde und trotz der Verunstaltungen, die sie im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, und ungeachtet ihres diametralen Gegensatzes gegen die Lehre des Confucius in China nicht weniger als über 100 Millionen Anhänger zählt. Der Text des Lao-Tseu, dessen Publication man der Freigebigkeit des Gouvernements verdankt, ist mit einer Partie von 58,000 beweglichen chinesischen Typen gedruckt, welche Julien vor sechs Jahren durch Vermittelung der fremden Missionen in China selbst graviren ließ. Sie gehören gegenwärtig der königlichen Druckerei, welche in kurzem mit einem noch größern Vorrath chinesischer Typen von seltener Schönheit, die das französische Fahrzeug Lydia für Herrn Julien von Macao mitbringt, bereichert werden wird.

Von Delaville de Mirmont erschien: „L'an 1928, scènes en vers." Der Verf. ist Derselbe, dessen dramatisches Tableau „Le libéré", in fünf Abtheilungen und in Versen, von der französischen Akademie gekrönt worden ist. Die Anzeige spricht sich pomphaft genug aus: „Diese große literarische Composition ist ein politisches Sittengemälde in dramatischer Form und von pikantestem Interesse. Über ihren moralischen Zweck, welcher die Schicksale des Landes vor Augen hat, können die mit der Zukunft unserer Institutionen Beschäftigten nicht genug nachdenken. Der Verf. des Lustspiels ‚Der Roman' und des Trauerspiels ‚Karl VI.' hat seinem neuen Werke jene Reinheit, Eleganz und Mannichfaltigkeit des Styls, die ihn unsern ersten dramatischen Autoren anreihen, abermals zu ertheilen gewußt." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 39. — 8. Februar 1842.

Die bedingte Preßfreiheit, historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet von Theodor Heinsius.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Man muß sagen, ein im Unbestimmten ziemlich verschwimmender unfester Kern! eine schöne Betrachtung, nur ohne Das, was die Leser sonder Anmaßung verlangen können: sichere Haltung, ein bestimmtes folgerichtiges Resultat. Hr. Heinsius beginnt damit, die Censur kritisch zu vernichten, läßt einen Herder, Joh. von Müller u. A., läßt Corporationen wie die Universität Jena, die badische Kammer wider sie zeugen, redet der bedingten — d. h., wie es scheint, nur durch Repressivmaßregeln zu beschränkenden — Preßfreiheit eifrigst das Wort, um zuletzt bei der Präventivbeschränkung wieder anzulangen, sodaß man nun sieht, daß seine bedingte Preßfreiheit höchstens eine theilweise Freiheit, sonst aber nur ein liberaler geübter Preßzwang ist, um bei einem Ergebnisse: Aufhebung oder doch große Beschränkung der Censur, wenigstens bei allen nicht-politischen Schriften! anzulangen, das zu gar nichts führt, das Problem, Freiheit und Sicherheit gegen den Misbrauch der Presse miteinander zu verbinden, unangerührt läßt; denn eben darum, wie die Censur im Zügel gehalten, unschädlich gemacht, also geübt werden soll und kann, daß die Freiheit dabei bestehen mag, handelt es sich. Allein hierüber beobachtet Hr. Heinsius tiefes Schweigen, um ein Philosoph zu bleiben, d. h. ohne Rath so gut wie alle andern Leute. Um die Freiheit handelte es sich nach allen seinen Prämissen, und nicht um eine liberalere Censur. Und wiederum war es gar nicht der Mühe werth, um die Censurfreiheit der belletristischen, astronomischen, mathematischen Schriften zu streiten. Sie, gerade sie möchten in Gottes Namen unter Censur bleiben. Die Botaniker, Geographen u. s. w. klagen ja gar nicht über dieselbe, seufzen ja nicht nach der Emancipation, die ihnen Hr. Heinsius so tapfer und eifrig zu erkämpfen strebt. Die Freiheit der Wahrheit in Sachen des Staats- und Bürgerthums und in den damit nah oder fern in Verbindung stehenden Sachen, und dann zumeist wieder gerade die, von Hrn. Heinsius aber gerade aufgegebene Censurfreiheit der politischen oder den politischen zuzurechnenden Schriften ist es, um die es sich handelt. Was ist leeres Stroh dreschen, wenn nicht dies? Nicht die geistliche, sondern die weltliche Macht übt und hat bei uns die von jener erfundene Censur wiedereingeführt, und zwar eben um der politischen Schriften willen. Suchen wir Hrn. Heinsius auf dem höchsten Punkte der Unbefangenheit, zu welchem er sich emporgeschwungen und den er freilich am Ende wieder aufgibt, zu fassen und uns an ihm zu halten, so finden wir da nur die schwankendste Stütze von der Welt. Alles soll frei sein, nur die Zeitungen nicht. Warum? Weil die Zeitungen einen unbestimmten, gemischten, unbegrenzten Leserkreis haben. Den hat aber ein großer Theil der Literatur außer den Zeitungen auch, und würde ihn allerwenigstens bald bekommen, wenn Alles außer ihnen frei wäre. Weil die Cabinetsangelegenheiten nur den Höfen gehörig bekannt sein und von ihnen allein gehörig gewürdigt werden können. Aber von andern sich hier aufdringenden Fragen abgesehen, ist Dasselbe nicht auch in allen den Ländern der Fall, wo doch auch die Zeitungen censurfrei sind? Wenn es irgend einen deutschen Gelehrten etwa heute oder morgen gelüsten sollte, einmal ein recht herzliches Gelächter zu erregen, so braucht er nur Hrn. Heinsius' Argument wider die Censurfreiheit der Zeitungen in einer englischen oder französischen bekannt zu machen. Und noch mehr: was Hr. Heinsius wider die Censur der übrigen Literatur sagt, leidet nicht blos die vollste Anwendung auch auf die Zeitungscensur, sondern eben den Zeitungen, was er freilich nicht sagt, ist die Censurfreiheit, „oder doch große Beschränkung der Censur" am allernöthigsten; und zwar eben wegen der Beschaffenheit ihres fast die ganze Nation umfassenden Leserkreises, der durch die censirten Zeitungen alles mögliche Fremde, nur nicht, was ihm noth ist, das Einheimische, Vaterländische kennen lernt, durch sie gewöhnt wird, sich mit den ausländischen Zuständen zu beschäftigen und natürlich seine Theilnahme ihnen zuzuwenden, darüber die vaterländischen zu vernachlässigen und begreiflicherweise mehr oder minder zu misachten. Die Klatsch- und die Schimpf- und Schandliteratur, die den allerunbestimmtesten, gemischtesten Leserkreis hat, soll frei sein, Schwärmer und Fanatiker sollen freies Spiel haben im Volk; aber was das politische Leben der Mitbürger angeht, darf ja nicht frei besprochen werden. Freiheit für Das, was herunterzieht, erniedrigt, vergiftet, Zwang für Das, was den Gesichtskreis würdig erweitert, die Menschheit hebt, vom Schlechten und Kleinlichen hinweglenkt,

Mannes- und Bürger- und Vaterlandssinn weckt und stärkt. Daß wir eine Nation werden, unsere Nationalität tüchtig ausprägen, unsere Nationalinteressen sorgfältig in Acht nehmen, daran ist vor Allem gelegen, dies Ziel ist trotz allem Reden davon noch keineswegs erreicht, dahin arbeiten jedoch derzeit die besten Kräfte und der Sinn der Nation, wir dürfen es jetzt wollen und sagen, daß wir es wollen. Nun kommt es weiter an auf Erkenntniß und Hinwegräumung der Hindernisse, und zu diesen gehört eben die Richtung, die unsere Literatur durch eine Censur erhalten, die das Fremde, Winzige, ja selbst die „Literatur der Infamie" frei ließ, das Heimische, Große, Edle ängstlich bewachte; die der Fraubaserei, der Lüge und Verleumdung nicht wehren konnte und die freie ob auch würdigste Erörterung der ernsten Bürgerinteressen, die Wahrheit, wo es derselben galt, zurückhielt; die es bewirkte, daß die geistvollen, tüchtigen Schriftsteller verstummten oder zurücktraten, die taglöhnernden laut wurden und sich vordrängten; die so die ganze Misere namentlich unserer Tagspresse erzeugte, so den verächtlichen Ton unserer Literatur, unserer Volksliteratur insbesondere hervorlockte, so die große Masse, den unbegrenztesten Leserkreis dahin brachte, sich zu beschäftigen mit Erbärmlichkeiten, sich zu ergötzen am Schlechtesten und den Sinn für das Bessere im hohen Maße zu verlieren. Zu jenen Hindernissen gehört eben und vorzugsweise unser Zeitungswesen, mit welchem es aber nicht anders wird und werden kann, wenn sich die „strenge Controle, welcher die Zeitungen bisher unterworfen waren, als nöthig erweisen" läßt.

Das leuchtet ein und muß auch den Regierungen einleuchten, daß sie eine Nation, eine Nation von tüchtiger, kräftiger Gesinnung und Haltung, gesunder Bildung zu führen haben müssen, um ihrer Aufgabe in Friedens- und Kriegszeiten vollkommen genügen zu können, und da war nun das Feld, auf welches Hr. Heinsius seine Operationen verlegen mußte, da war es nun der Mühe werth, wo möglich in recht vielen Gemüthern die Überzeugung, der die Bahn bereits gebrochen ist, zu bewirken, daß die Censurfreiheit eben den Zeitungen noth sei, es dem Versuche gelten zu lassen, wie fern etwa dies neue noch nicht hinlänglich gewürdigte Argument gegen die alten in die Wagschale fallen möchte, die bei den Regierenden der Zeitungscensur bisher das Wort geredet, gegen welche die alten, von Hrn. Heinsius repetirten, nichts vermocht haben; denn nicht von Sturm und Drang ist die Rede, den ja auch Hr. Heinsius nicht von fern will, sondern darauf kommt es an, von der eigenen Überzeugung der Regierenden zu erlangen, was wünschenswerth, unbedenklich überwiegend nützlich und nothwendig erscheint. Statt aber auf diesen Punkt alle Kräfte zu concentriren, beginnt Hr. Heinsius zuerst einen vollkommen unnöthigen Streifzug gegen ein Unding, greift sodann zu schartigen Waffen, deren Unwirksamkeit vollkommen erprobt ist, vernachlässigt weiter die Operationen, von welchen Erfolg erwartet werden mag, und bestärkt sogar endlich die Censurfreunde noch in ihrer Censurgunst, gerade da, wo diese eben angegriffen werden müßte. Man könnte sogar in seinem Vorschlage, Alles frei zu geben außer den Zeitungen, einen schlauen Kunstgriff sehen, wenn er nicht gar zu absurd wäre, zu offenbar von der sancta simplicitas eines unpraktischen ehrlichen deutschen Gelehrten ausginge; denn mit Einem Worte: es geht nicht! und man würde etwas sehr Überflüssiges beginnen, viele Worte zu verlieren, um dies darzuthun. Hr. Heinsius lege sich nur einmal selbst die Frage vor: wie viele Wochen sich wol die Zeitungscensur denkbarerweise halten könnte nach Eintritt der Censurfreiheit für die ganze übrige Literatur — ob nicht Preßfreiheit für alle Schriften außer den Zeitungen und Censur für diese ein bares Unding sei?

Das kommt nun davon! Solche Vorschläge, solche Verkehrtheiten von sonst so gescheiten und gelehrten Männern! Rathschläge dieser Art, so wohlgemeint sie sein mögen, sind auch wol recht geeignet, den Staatsmännern Respect einzuflößen vor den freisinnigen, den Übergang zur Preßfreiheit beantragenden Autoren. Wir haben Zeit gehabt und uns genommen — Jahrzehnde seit die Frage in Anregung gebracht worden — uns zu besinnen: das gebildete Publicum, die Schriftsteller, die Gesetzgebung, und noch immer kein Resultat, fortwährend ein unbefriedigender Zustand, nicht einmal Raison, Folgerichtigkeit im Unerwünschten und Unzuträglichen; denn

> so viel hat sich überall herausgestellt, sagt Hr. Heinsius, daß in der ganzen Gesetzgebung und in dem dabei bestimmten gerichtlichen Verfahren nirgend mehr Inconsequenz und regellose Willkür stattgefunden hat, als in den Preßgesetzen und deren Anwendung.

Wir fügen hinzu: und noch immer nicht einmal eine feste, entschiedene Ansicht, aus welcher auch nur ein weiterführender praktischer Vorschlag hergeleitet werden könnte, selbst nicht bei einem großen Theile der Schriftsteller, die der Frage Öl und Mühe widmen, aber Öl und Mühe verlieren, weil sie dem Staat, der Gesetzgebung gegenüber zu viel Demuth und zu wenig Muth und Selbstgefühl haben.

Trotz dem Allen dürfte Hrn. Heinsius' Schrift und ihr Erscheinen als ein Fortschrittssymptom zu betrachten sein. So stark wie sie hat sich wol lange keine unter preußischer Censur erschienene wider diese erklärt, die von ihr, ob auch in verhältnißmäßig höflicher Form, doch dermaßen gestriegelt wird, daß man eigentlich nicht recht begreift, wie ein Ding, dem im Grunde nicht für einen Silbergroschen Ehre gelassen worden, noch fortbestehen und sich vor den Leuten sehen lassen kann, ohne sich todt zu schämen. Muthmaßlich weiß indeß Hr. Heinsius selbst nicht, wie hart er der Censur, die doch eine Staatseinrichtung ist, zugesetzt hat; er würde sich sonst schwerlich dazu „ermächtigt" gehalten haben. Nur immer zu. Am Ende helfen doch vielleicht auch solche, die Sache so widersinnig angreifende Bücher mit zum Siege. Vielleicht ist es in Deutschland, und zumal im preußischen Staate noch nöthig, die anderwärts längst in die Gesammtüberzeugung aufgenommenen Gründe für die Preßfreiheit und wider den Censurzwang in das Volk zu treiben, das jene nicht kennt und aus mangelnder Kenntniß noch nicht hinlänglich zu würdigen weiß und dem so viel Gutes von diesem

vorgerückt ist und wird, daß es wenigstens theilweis glaubt oder doch nicht recht weiß, was es davon halten soll. Ist das Nachdenken über die Sache erst einmal mehr angeregt, so wird ja auch wol der Gedanke durch seine innewohnende Natur und Kraft nicht zu spät den Ausgangspunkt finden, bei welchem er, consequent verfolgt, anlangen muß. Was Luther ein paar Jahre nach dem begonnenen Streite von der päpstlichen Herrschaft sagte, läßt sich anwenden auf die Selbsttäuschung, auf welcher das Fortbestehen der Censur ruht. Es komme statt auf Gewalt nur darauf an, getrost fortzufahren, wie angefangen sei, den päpstlichen Trug unter die Leute zu treiben mit Reden und Schreiben, bis daß er aufgedeckt, erkannt und schon dadurch zu Schanden werde. Mit Worten müsse man ihn tödten, damit werde er aus der Menschen Herzen gerissen, und dann gelte sein Ding nicht mehr und sei er schon zerstört; denn die Lüge werde allein damit zerstört, wenn sie offenbar und erkannt werde; sie bedürfe dann schon keines Schlags mehr, falle und verschwinde von selbst mit Schande. Luther eiferte damit wider Etwas, das ihm als wirkliches wesenhaftes Höllenwerk erschien, und in der heftigen Redeweise seiner Zeit. Wir sehen unsererseits in der Censur kein solches Höllenwerk, reden stets gern mit Glimpf von ihr, rühmen ihr, wie man oben gesehen, gute Seiten nach, entscheiden uns also nicht einmal unbedingt wider sie, denn unsere Einwendungen sind ja klärlich nur wider das Unlogische und Unwissenschaftliche in Hrn. Heinsius' Ideengange und Darstellung gerichtet. Indeß muß es mit dem dermaligen Preßzustande doch weit gekommen sein, wenn die Censur selbst Männer von so bescheidenem, gemäßigtem, loyalem Richtmaß des Geistes und der Gesinnung, wie Hrn. Heinsius, so gewaltig in Harnisch bringt, solche Männer zu einem nach ihrem Geistescaliber so energischen Auftreten wider sie veranlaßt. Auch die Zeitungscensur wird unmöglich, wenn die preußischen Männer dieser Art fortfahren, sich so für dieselbe zu erklären. Ihre Schwerter sind zweischneidig, und durch sie, durch die neuen Bundesgenossen geht den Censurfreunden ihre Sache sicher verloren.

Aber ist da nun keine Inconsequenz — ist dieses Urtheil nicht wieder ein anderes, als das zu Anfang ausgesprochene?

Wir erwidern zu Gunsten unserer überernsthaften, also fragenden, sich wenig auf Scherz verstehenden Leser, daß wir in Dem, was wir geschrieben, irgendwo ironisch geredet haben, und zwar schon deshalb, um unserm am Gutenbergsfeste feierlichst wiederholten Gelübde nicht ganz untreu zu werden, in Sachen der deutschen Preßfreiheit wider die Censur nie wieder ein ernsthaftes Wort zu reden oder zu schreiben. 33.

Romanenliteratur.

1. Die drei Marien. Von Michael Masson und J. B. P. Lafitte. Aus dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Marie Laura, die junge, schöne Frau eines fünfundvierzigjährigen Millionnairs, der durch die geschickte Leitung der Eisenhütten seinen Reichthum erworben, erhält von ihrer einstigen Erzieherin den Auftrag, sich ihres Pflegesohns anzunehmen und ihn heimlich zu unterstützen. Tiburce Jourdan ist nach Paris gekommen, um sein Glück zu machen, und es ist ihm nicht gelungen; er befindet sich ohne alle Mittel und steht am Selbstmord, doch muß die Unterstützung dem stolzen jungen Manne auf zarte Weise gereicht werden, und Marie Laura bedient sich der hübschen Nähterin Rose Marie, die ihr in Dankbarkeit verpflichtet ist, und unter dem Namen einer alten Familienschuld werden alle seine Wünsche erfüllt, wird allen seinen Bedürfnissen genügt und sowol Marie Laura, als auch Rose Marie beginnen sich sehr lebhaft für den Schützling zu interessiren, obgleich sie ihn nie sprechen. Doch können diese geheimen Wohlthaten nicht mehr länger so fortgehen und Marie Laura wendet sich an ihren Gatten, um dessen Protection für den jungen Mann zu gewinnen und ihm eine Anstellung zu verschaffen. Sie hat ihre eigene Protection insgeheim getrieben und ist sich des zu sehr gesteigerten Interesse zu wohl bewußt, um die Wahrheit zu gestehen, deshalb nennt sie ihre Freundin Ange Marie als diejenige, welche ihr den jungen Menschen empfohlen. Diese Lüge führt das ganze Unglück des Romans herbei. Der Hüttenbesitzer hat schon einen Andern zur Anstellung vorgeschlagen und Marie Laura läßt durch Rose Marie ein Manuscript des jungen Schützlings entwenden und dem Minister heimlich überbringen. Tiburce erhält die Stelle und reist nach London ab. Doch die Maitresse des abgewiesenen Candidaten bringt in Erfahrung, daß Tiburce durch Weibergunst gestiegen; sie entdeckt, daß Ange Marie diejenige ist, die ihn vorgeschlagen, und sowol Tiburce als Ange Marie sind compromittirt. Umsonst fleht Letztere ihre Freundin Marie Laura an, ihrem Gatten Alles zu gestehen, diese hat den Muth nicht; sie hat ihn einst bei einem Aufstande der Arbeiter gesehen, mit der Falte des Zorns auf der Stirne; er hatte in jenem Moment selbst ihr Leben mit dem der rebellischen Arbeiter aufs Spiel gesetzt, er war ihr als ihr Herr entgegengetreten, und seitdem hatte sie vor ihm gezittert wie eine Sklavin. Ange Marie gibt sich also willig als Opfer hin für die Freundin und duldet, daß der strenge Gatte sie aus dem Hause verbannt; auch Tiburce, anstatt die Schritte zu thun, die er verkündet, anstatt sich von der Anklage, daß er durch Frauengunst gestiegen, zu reinigen, schweigt aus Rücksicht für Marie Laura. Er liebt die Wohlthäterin, die er jetzt kennt; sie aber, unter dem Druck der Unwahrheit und des dadurch angerichteten Unheils, unter der Last einer wachsenden Neigung zu Tiburce, sucht den Tod und findet ihn, nachdem sie in ihre Gesundheit gestürmt hat, nach dem Ball; sie stirbt in den Armen ihres Gatten und gesteht ihm Alles. Jetzt ist Ange Marie's Ruf gerettet, aber sie und Tiburce sehen den der Entschlafenen gefährdet und Beide reichen sich die Hand, damit kein Schatten auf der todten Freundin ruhe. Auch Rose Marie, die Tiburce geliebt, obgleich er keine Gegenliebe gefunden, tröstet sich mit dem Tischlergesellen, der ihr lange zugethan war. Dieser Roman schlängelt sich durch manche geselligen Verzerrungen der großen Welt in Paris, und ist oft etwas breit, wo man Kürze wünscht. Die Intrigue ist indeß sehr kunstvoll angelegt; ob nun die vereinten Bemühungen zweier Autoren gerade einem Werke wünschenswerth seien, steht zu bezweifeln, und man möchte an das Sprüchwort denken: Viele Köche verderben den Brei. Es gibt mehre Momente, die weder zur Entwickelung des Romans noch zu der der Charaktere gehören.

2. Irländische Erzählungen aus dem Englischen der Mrs. S. C. Hall. Übersetzt von Linette Homberg. [illegible], Hellröth. 1841. 8. 2 Thlr.

Diese, einem größern Werke der Mrs. Hall: „Stories of the irish peasantry“, entlehnten Erzählungen sind für alle sich für Irland und irische Zustände Interessirende anziehend. Sie geben ein freundliches Bild vom Nationalcharakter jenes unglücklichen Volks und heben die edeln Züge aus dem Schmutz

der Armuth und der übrigen Umstände hervor. Das irländische Landvolk ist so wohlthätig, daß selbst bei der höchsten, mitleiderregenden Armuth es dem Ärmern noch mittheilt, und die Gastfreundschaft erlaubt keinem der hungrig Eintretenden einen Bissen oder einen Löffel Suppe zu versagen. Ja, sie verkaufen oft unentbehrliche Dinge, um die Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen, denn es ist eine echt irländische Eigenthümlichkeit, die im Allgemeinen bei Vornehmen und Geringen angetroffen wird, nur für den Augenblick zu leben, ohne Sorge um die Zukunft; daher wissen sie auch nicht den Werth des Geldes zu schätzen, selbst nicht unter den Vornehmen, wie aus der Erzählung von „Schulden und ihren Gefahren" hervorgeht. In der geringern Classe ist dieser Fehler noch vorherrschender, denn Fehler müssen wir diese Eigenheit nennen, wenn sie auch mit den besten und liebenswürdigsten Zügen im irländischen Charakter zusammenhängt. Zu der übertriebenen Gastfreundschaft, der leichtsinnigen Sorglosigkeit und Nichtachtung des Geldes kommt noch eine gewisse gemüthliche Trägheit und die noch schädlichere Neigung zum geliebten Whisky, welcher die schon so leicht aufbrausenden, heftigen Gemüther oft bei hinzutretenden äußern Veranlassungen zur höchsten Wuth treibt, sodaß Gewaltsamkeiten ausgeübt werden, welche den Unterdrückern dieses armen Volks immer wieder zur Entschuldigung, ja, wie sie glauben, zur Rechtfertigung ihrer Härte dienen. Auch geben die Pächter häufig Veranlassung zu Klagen, indem sie nicht pünktlich den Pacht zahlen, und wenn der Herr auch lange Geduld hat, so muß diese doch am Ende reißen und sie werden gepfändet. Das finden der Ausgepfändete und seine Nachbarn entsetzlich; wie sollten sie es auch begreifen, sie, die ihren letzten Bissen mit dem Ärmern theilen, daß der Reiche den Armen aus Hütte und Besitzung treibt? Oft schreiten sie zur Selbsthülfe und vereinigen sich gegen das Gesetz, denn das Gesetz ist ihnen, wie allen uncultivirten Völkern, verhaßt, und der Irländer, der wirklich noch in einer Art von Naturzustand lebt, haßt das Gesetz noch ganz besonders, weil es ihm von den unterdrückenden Engländern gegeben wird. Die Übersetzerin hebt die Gemüthlichkeit und selbstvergessende Liebe der Irländer hervor. „Ein echt irisches Herz", sagt sie, „ist Demjenigen, der es in sich trägt, ein so sicherer Führer zu den edelsten und großmüthigsten Handlungen, daß oft der sogenannte Gebildete Ursache hat, beschämt zu ihm hinaufzublicken", und die Margarethe Sheil, in der Erzählung „Die Anhängerin der Familie", würde einer jeden Classe der menschlichen Gesellschaft zur Zierde dienen. Die außerordentliche bewegliche Lebhaftigkeit, die aufbrausende Heftigkeit, die ihnen eigenthümliche Art, ihren Shillala oder Prügel zu probieren und zu handhaben, sowie ihren Hang zum Aufschneiden, Witzreißen, Lachen und Lachenerregen, alle jene kleinen Variationen des leicht stimmbaren und leicht verstimmten irländischen Charakters hebt die Verfasserin mit großer Sorgfalt und Liebe zur Sache hervor. Ref. kann diese Erzählungen wegen der sie wie ein frischer Lebenshauch durchwehenden sittlichen Reinheit ganz besonders der weiblichen erwachsenen Jugend empfehlen, für welche man unter der neuern Romanliteratur so selten Genügendes findet. Die Übersetzung ist frei, leicht, kaum von Originalarbeit zu unterscheiden und das ganze Buch in jeder Hinsicht der Übersetzerin zur Ehre gereichend und dem Publicum empfehlenswerth.

3. **Pickwick in der Fremde, oder die Reise in Frankreich.** Nach dem Englischen des G. W. M. Reynolds, bearbeitet von Ludwig Herrig. Braunschweig, Leibrock. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Roman einer wenig bekannten Feder ist unter die gesammelten Boz'schen Werke als Supplementband aufgenommen. Nun wollte es Ref. bedünken, als bedürften die trefflichen „Pickwickier" keines Supplementbandes, da sie in sich ein vollendetes Ganze sind, und dieses Breittreten der von Boz aufgestellten Individualitäten auf einer Reise nach Frankreich und während eines Aufenthaltes in Paris schien Ref. geschmacklos, besonders da Boz'scher Humor nicht so leicht nachzuahmen ist und hier nicht erreicht wurde. Hier sind die Figuren, die in seinen Werken leben, nur Marionetten, und wer Freude an Marionettenkomödien hat, wird sich vielleicht auch an diesen Darstellungen erfreuen, doch Ref. konnte keinen Genuß dabei finden. Er vermißte ganz das Gemüthliche, das oft so Rührende neben dem Grottesken und Komischen, jene Zusammenstellung des Ideals und der Caricatur, die Boz so gut gelingt. Die Poesie, die das Gemeine adelt, die immer wieder aus dem Schutt erblühende Lilie, vermißt man auch und findet nur ein Gewebe von sehr gewöhnlichen Anekdoten, Gesprächen, Gemeinheiten und Betrügereien, dessen Entfaltung wenig Genuß gewährt. Daß man das gemeine Englisch in berliner Sprache übertrug, schien uns auch nicht passend, da diese berliner Sprache einen so ganz andern Charakter als jenes Englisch hat und sich durchaus nicht zur Übersetzung der englischen Wortspiele eignet. Auf keinen Fall gehört dieses Werk in die Sammlung der Boz'schen und Ref. kann es nicht billigen, daß man die berühmte Flagge aufgesteckt, um das Meer der Literatur zu beschiffen, indem es ihm als ein Piratenkunstgriff vorkommt. 8.

Literarische Notizen aus England.

Von den Flüchtlingen, die politische Stürme an Englands freies Gestade geworfen, hat mehr als einer die Gastfreundschaft durch Bereicherung der englischen Literatur vergolten. Unter den dort befindlichen Italienern zeichnet sich besonders Mazzini aus, der in dem „Foreign quarterly review" vor einigen Monaten in einem höchst geistvollen anonymen Aufsatze den Gang der neuesten dramatischen Literatur in seinem Vaterlande beleuchtete und besonders darauf hinwies, wie bedeutend sich auch hier der Einfluß germanischer Ideen erkennen lasse. Mariotti gehört, so viel wir wissen, gleichfalls der Classe der Verbannten an und doch wirkt auch er, dem Vaterlande fern, wenigstens durch das Wort zur Verherrlichung seiner Nation. Seine Schrift: „Italy: general views of its history and literature, in refluence to its present state" (2 Bde., London 1841) ist eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Wir wollen hier zu gleicher Zeit noch auf ein interessantes Werk aus der Feder der Gräfin Pepoli hinweisen, deren gleichfalls landesflüchtiger Bruder Professor der italienischen Literatur in London ist. Es ist betitelt: „La donna saggia ed amabile." Die Verf., ihren Landsmänninnen ein Muster sowol als Gattin wie als Mutter, nimmt besondere Rücksicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrem Vaterlande. Da wir einmal mehre Werke berührt haben, die von Italien handeln, so wollen wir die lange Liste der Reisen durch Italien noch um zwei Nummern vermehren. 1. „Letters from Italia", von Katharina Taylor, von denen, nachdem der erste Band schon sein Publicum gefunden hat, jetzt die Fortsetzung erschienen ist. Wir haben in demselben besonders eine recht ansprechende, lebendige Schilderung von Herculanum und Pompeji gelesen. Die Verf. ist die Tochter des verdienten Prof. Edw. Taylor und Nichte der Mrs. Austin, deren Name auch in Deutschland bekannt ist. 2. „Italy and the Italian Islands from the earliest ages to the present time", von W. Spalding (3 Bde., 1841), das eine Abtheilung der werthvollen „Edinburgh Cabinet Library" bildet. Wir finden in diesem gut geschriebenen Werke einen geistreichen, lichtvollen Überblick über den Gang der italienischen Geschichte. Der Verf. hat seinen gewaltigen Stoff mit vielem Geschick bewältigt und nicht nur das politische Leben berührt, sondern zugleich ein vollständiges Bild der italienischen Literatur und Kunst geliefert.

Mickiewicz's „Konrad Wallenrod" hat kürzlich einen englischen Übersetzer gefunden (H. Cattley), dessen Arbeit mit der vorhandenen nicht sehr gelungenen deutschen Übertragung ungefähr auf gleicher Stufe stehen dürfte. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1842.

Zeitstimmen.

Mit den Stimmen der Zeit im Allgemeinen haben wir es hier nicht zu thun. Die Presse seufzt unter den Organen derselben, und sie seufzt zugleich mitten in der Fülle der ausgehauchten Stimmen, daß sie nicht genug freien Athem hat. Sie schmachten noch alle an den Wasserbächen Babylons und blicken sehnsuchtsvoll hinüber nach der neuen, freien Zeit des künftigen Jerusalems. Alle Prophezeiungen wurden zu Schanden, und noch viele Winter werden darüber hingehen und viele Sommer ihnen folgen, ehe der Baum der freien Presse Wurzel schlägt und bis er zum Laubdache sich wölbt, daß die Epigonen der Germanen sich unter seinen Schatten lagern.

Von diesen Stimmen der Zeit reden wir hier nicht; wer möchte sie zählen! Ob das doch jetzt schon um ein Bedeutendes leichter wäre als ehemals, wo sie vereinzelt dastanden, in individueller Freiheit, Independenten und Märtyrer oder Sieger ihrer Überzeugung. Jetzt stehen sie schon geschart da, in bestimmten Schlachtordnungen; besser für den Effect und besser für die Policei. Was Viele wollen und aussprechen, am Ende glaubt's die Menge; und wo Gliederung und Ordnung ist, da braucht die Policei nur nach den Häuptern zu greifen. Ob besser fürs Allgemeine und für die gute Sache — denke sich Jeder darunter, was er will — das lasse ich dahingestellt. Aber so sehr zu beklagen sind doch die Stimmen nicht. Deutschland ist groß und irgendwo, in den Bergen oder in den Thälern, findet sich doch noch eine Pore, die nicht verstopft ist. Es ist Luft da für alle Meinungen, wenn sie nur die Gelegenheit suchen; und das eine Verdrießliche ist nur, daß dies Suchen, Zwängen und Zwicken unserer Geradheit und Offenheit Abbruch thut. Die Sprache scheidet sich zu oft vom Gedanken und man ist genöthigt zwischen den Zeilen zu lesen. Ein Anderes ist freilich noch verdrießlicher, ich will dafür kein deutsches Wort brauchen, weil das Ding nicht deutsch ist; die Stimmen werden zur Stimmung. Man aigrirt sich und die Zahl der Malcontenten wächst.

Die Malcontenten sind ein eigenes Geschlecht. Durchaus nicht gefährlich im Sinne der Policei, aber sehr gefährlich für den deutschen Nationalcharakter. Das Gift, das sie täglich herunterschlucken, an dem sie würgen müssen, vergällt alle Eigenschaften, auf die wir als Deutsche stolz waren. Dahin ist es mit der Hoffnung, dahin mit dem Glauben, dahin mit der Liebe, mit der Treue, wenn das Gift im Körper sich eingefressen hat. Meine man nicht, daß wir darüber entrüstet sind, es eine Irrung der Natur nennen; es ist der ganz natürliche Gang der Gefühle und Gedanken. Versperrt und verbaut man so freien Geistern ihre natürliche Entwicklungsbahn, so schlägt irgend wie und wo der Trieb, der sich nicht tödten läßt, aus; wo nicht als Keim und Sproß, als Beule und Geschwür. Nein, gefährlich sind die deutschen Malcontenten nicht; in Allem, wo sie es versucht aus ihrer Art herauszugehen, begleitete sie der deutsche Michel. Wenn sie losschlugen, schlug er mit. Aber er ist leicht gerührt und gutmüthig. Beide Eigenschaften gaben der Sache schnell eine andere Wendung. Ich klage auch darüber nicht, ich freue mich, daß wir überall noch deutsches Blut haben. Die deutschen Malcontenten sind Doctrinaire. Sie flackern nicht auf in Entrüstung, sie raisonniren. In Paris und London glaubt man's nicht, wie in Deutschland raisonnirt wird. Gerade in dem Maße kocht es über, als man meint von oben herab die Bewegung hemmen, unterdrücken zu müssen. Dies Raisonniren hat nur für die Zuhörer eine unangenehme Wirkung, für die Raisonnirenden selbst ist es noch eine wohlthätige Bewegung und Erschütterung, wie etwa das Lachen. Es hebt die Wirkungen des Giftes auf. Wolle der Himmel, daß es nicht auch der Policei einfalle, das Raisonniren zu verbieten. Dann könnte es schlimm werden, wenn man die Lesehäuser und Weinstuben und Lesecabinets sperrte, und wer in Gesellschaft am Abend raisonnirt, am Morgen citirt würde, um darüber Rechenschaft abzulegen.

Lesen möchte ich es, wenn ein künftiger Historiker die Geschichte der liberalen Meinungen in Deutschland schreibt. Wie sie zu verschiedenen Epochen auftauchten, unterdrückt wurden und wieder auftauchten. Immer in anderer Gestalt, in andern Kreisen, aber immer in wachsender Zahl und Bedeutung. Wie oft mochten die Gewalthabenden glauben: nun ist die Hydra auf den Kopf getreten; gegen diese Autorität wagen sie es nicht mehr sich zu erheben. Diese Schreier sind gewonnen und in unserm Dienste; die andern sind unbedeutend, sie schreckt ein Blick. Wie

viele tüchtige und kräftige Geister waren auch wirklich gewonnen, sogar bis zur eigenen Überzeugung, und predigten und schrieben und dichteten von der deutschen Gründlichkeit und Treue, von der Glückseligkeit der überkommenen historischen Zustände, von der Flachheit, dem trügerischen Glanze der neuen Chimären. Das deutsche Publicum horchte aufmerksam auf diese ernsten Geister, es glaubte ihnen auch zum Theil eine Weile lang; aber dennoch tauchten die liberalen Ansichten aufs neue auf, und kräftiger, frischer, verbreiteter. Lohnte sich nicht eine besondere Geschichte dieser Metamorphosen, dieser seltsamen Verbreitung, dieses stillen, Vielen so ganz unbegreiflichen Wachsthums zu schreiben? Jetzt noch nicht, wir leben noch in der Gährung. Aber wenn der Wein abgeklärt ist; es wird alsdann eine merkwürdige Fortsetzung zu den „Ideen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" werden. Ich meine nicht in den romanischen Ländern; gerade in unserm Deutschland, in seinem bunten Reichthume von Stämmen, Dialekten, Glaubensbekenntnissen, Verfassungen und Ansichten; wie hier der Liberalismus, als er über den Rhein kam, ein Kind der Fremde, sich allmälig nach harten, langen Kämpfen einheimisch machte, und nach vielfachem Umhertappen, nach ungeschickten, täppischen Versuchen, endlich seine alten Verwandten, die noch nicht ganz erstorbenen Wurzeln, aus denen er selbst emporgeschossen, kurz seine germanische Natur wiederfand.

Welche reiche psychologische Aufgabe: nach Sonne und Erde, wie unter und auf ihnen des Menschen Geist ihn empfing und weiter zeugte, den Liberalismus zu sichten! Wie der absolute Druck den absolutesten finstern, zersetzenden Radicalismus nährte, dort ein gemäßigter, rationeller den gemäßigten, den mehr doctrinairen Freisinn. Wie er hier, wo die Hoffnung an Verzweiflung grenzte, das Vaterland verrathend, zum Kosmopolitismus wurde, dort wieder mit kräftigen Wurzeln sehnsuchtsvoll und vertrauend sich an den vaterländischen Boden rankte. Und all die Wandlungen der Individuen in seinen verschiedenen Phasen! Immer fand er bei seiner neuen Menschwerdung andere Anhänger. Die der frühern Epoche hatten sich besonnen, waren alt geworden; ein innerer Überzeugungskampf oder aristokratischer Hochmuth hatte die Häupter von ehemals der Sache abwendig gemacht. Ich sage aristokratischer Hochmuth. Leider ist es so in Deutschland, und ich will uns das nicht nachrühmen, daß, während wir uns innerlich unendlich entwickeln, wir die Entwickelung um uns her, sobald sie uns nicht zunächst berührt, d. h. wir mitentwickeln, mit scheelem Auge betrachten. Wir meinen noch fest zu stehen im Centrum und gewahren nicht, oder wollen nicht gewahren, daß unser Centrum sich schon wieder um eine andere Sonne bewegt. So schnell werden wir alt, daß wir nach wenigen Jahren, wenn die jüngern Kräfte sich auch bewegen, gleich zur Meinung geneigt sind, das sei doch nicht die rechte Bewegung. Wir rümpfen die Nase und bleiben stehen, statt zu prüfen und allmälig mitgehend uns in ein Gespräch mit den Stürmenden einzulassen. Es wäre doch eine Verständigung möglich. Das nenne ich unsern aristokratischen Sinn, daß wir von der Sache lassen, oder lau werden, weil uns Die oder deren Art nicht gefällt, die statt unserer sie betreiben. Ist's anders? Schlagt doch nach jene noch ungeschriebene Geschichte. Jene unklaren Feuergeister, die in den neunziger Jahren mit offenen Armen die französische Revolution ans Herz drückten; wenn sie nicht an dem Feuer verbrannten, wo, in welchen Reihen erschienen sie später! Und dann die Liberalen von 1819, wie schnell schlug die Begeisterung der Meisten um, als die Sache 1830 andere Farben annahm! Von nun an ging der Wandel schneller, innerlich und äußerlich. Wer verfolgt schon heute alle die Nuancen, die gegenseitigen Verfehmungen bis auf den Tag, wo ich das schreibe! Und hat die Sache dadurch verloren? Freilich lesen wir es vielfach gedruckt: Mit dem Liberalismus geht es kläglich zu Ende; er stirbt an der Auszehrung; seine Ideen sind verbraucht; die guten Köpfe ziehen sich zurück u. s. w. Wenn nur nicht immer wieder eine neue Frage auftauchte, und viele Fragen zusammen und Fragen von solchen Personen und solchen Orten her, wo man sich dessen am wenigsten gewärtig war. Endlich müßten doch allen Denen, die Augen haben zu sehen, die Augen aufgehen, daß er weder eines gewaltsamen noch eines natürlichen Todes verstirbt, daß er vielmehr wächst in erschreckenden Progressionen für Die, welche es erschrickt.

Freilich auch er selbst hat sich vielfach gewandelt. Chamisso sagte einmal, aus einem tüchtigen englischen Tory ließen sich noch immer zwölf deutsche Jakobiner schnitzen. Das ist nun nicht mehr der Fall. Unsere wohlgesinnten Obern sind vielleicht heute auf dem Standpunkte eines guten Tory angelangt, der dem gemeinen Manne gern alles Gute gönnt, auch zu einzelnen Opfern bereit ist, aber alles Übrige im alten Stande erhalten wissen will. Das ist schon ein Fortschritt; miskenne man den nicht. Aber der gemeine Mann, ich meine den Nicht-Tory, will mehr, und er weiß, was er will. Das ist auch ein merkwürdiger Fortschritt. Die liberalen Ideen haben sich geläutert. Noch nicht ganz aus der Negative heraus, klammern sie sich doch schon mächtig an das Positive und das luftige Schemen gewinnt Farbe, Blutumlauf, ja sogar Fleisch. Wie viel Thörichtes, was früher sogar als Symbol auf die Fahnen gesteckt wurde, ist consumirt und abgethan. Damit sei nicht gesagt, daß nicht noch sehr viel Thörichtes anhaftet, daß seine Feinde, die über seine Abzehrung triumphirten, nicht wirklich Recht hatten; nur betrachteten sie das Ende des Anfangs und der Fortsetzung, und hielten es für das Ende des Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe und Klopstock. Von Freimund Pfeiffer. Leipzig, Engelmann. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

Von Hrn. Freimund Pfeiffer erschien vor etwa einem halben Jahre ein Büchlein unter dem lockenden Titel: „Goethe's Friederike"; es enthielt dasselbe nach Abzug ziemlich viel flacher und verworrener Betrachtungen und Behauptungen eine, nicht ohne Frische und Lebendigkeit geschriebene, Darstellung von Goethe's Verhältniß zu der Pfarrerstochter von Sesenheim, Friede-

rike Brion und von Friederike's fernern Schicksalen; leider aber mußte in jedem irgend Sachkundigen schon bei erster flüchtiger Lectüre starker Verdacht gegen die Echtheit der hier mitgetheilten historischen Notizen und schriftlichen Reliquien aufsteigen, der bei näherer Ansicht sich schnell zur entschiedensten Gewißheit steigerte, daß das ganze Machwerk aus Goethe's eigenen Bekenntnissen und einigen spätern Nachrichten, vorzüglich aus Näke's „Wallfahrt nach Sesenheim" und den durch dieses Schriftchen veranlaßten Journalartikeln zusammengesetzt und mit einigen willkürlich hinzucombinirten Erweiterungen versehen sei; so sind namentlich die angeblich von Friederike selbst herrührenden Brieffragmente auf eine augenfällig plumpe Art nachgemacht.*) Da nun in dem ganzen Buche sich nirgend die geringste Andeutung über Entstehung und Zweck desselben findet, so konnte man nur noch zweifeln, ob es damit ganz einfach auf eine Täuschung des Publicums abgesehen sei, wie dergleichen von jungen, übermüthigen Köpfen schon öfter unternommen ist, oder ob diese Täuschung zugleich als einträgliche Speculation habe dienen sollen. Jetzt, wo Hr. Pfeiffer mit einer zweiten Schrift: „Goethe und Klopstock", hervortritt, wird man fast genöthigt, sich für die zweite jener beiden Möglichkeiten zu entscheiden, denn wozu soll wol ein Buch, welches außer allerhand wohlfeilen Reflexionen und bunten Briefen nur längst Gedrucktes, ganz oder zerstückelt, wiederabdruckt, dasein, als um seinem Herausgeber — Verfasser kann man kaum sagen — den Beutel zu füllen? Der einzig denkbare Grund zu jenen Wiederholungen, eine beabsichtigte Sammlung literarhistorisch interessanter Notizen, ist in dem Ganzen so wenig angedeutet, daß man ihm die Entstehung des Buches nicht wohl danken kann.

Die ersten 50 Seiten des Buches enthalten in vier Abschnitten aphoristische Bemerkungen, in denen Goethe und Klopstock sich von den verschiedensten Gesichtspunkten aus entgegengesetzt werden: Manches darunter würde sich leicht als ganz nichtssagend oder geradezu falsch nachweisen lassen; die Mehrzahl ist allerdings wahr, aber Neues, Schlagendes findet sich wenig oder gar nicht darunter; hätte sich Hr. Pfeiffer die Mühe geben mögen, diese einzelnen losen Gedanken und Einfälle zu einem zusammenhängenden Ganzen, zu einer durchgeführten Darstellung des Gegensatzes in jenen beiden geistigen Heroen zu verarbeiten, so hätte es einen interessanten Aufsatz geben können; freilich hätte es dazu eines viel tiefern Eingehens, nicht nur in die Persönlichkeiten der beiden Dichter, sondern in alle innere und äußere Bedingungen ihrer Entwickelung und Existenz bedurft, als hier sichtbar ist. Nicht minder oberflächlich ist der folgende Abschnitt, in welchem gezeigt werden soll, daß Schiller der Universalerbe von Klopstock's Geist gewesen sei, und als solcher, unterstützt durch größere Liebenswürdigkeit und größere Vollendung der Form, den unmittelbaren Verkehr zwischen Klopstock und der lesenden Welt vernichtet habe; ohne Schiller also würde Klopstock heute noch so allgemein und so eifrig gelesen werden wie vor 70 Jahren? oder mit andern Worten, wenn nicht gerade ein glücklicher Zufall in Schiller eine neue dichterische Größe erweckt hätte, so würde die deutsche Poesie hübsch ruhig stehen geblieben sein und gewartet haben, bis diese Größe einmal käme? Solche Ansichten von literarischem und überhaupt geistigem Bildungsgange sollten doch jetzt wahrlich nicht mehr vorkommen: hätte in dem geistigen Zustande unsers Volks nicht das Bedürfniß gelegen, über Klopstock hinauszugehen, so wäre auch Schiller nicht über ihn hinausgegangen; hätte es aber Schiller nicht gethan, so würden es Andere gethan haben und haben es auch in der That viele andere Dichter gethan, von denen ich nur C. F. D. Schubart den Patrioten und den göttinger Dichterbund trotz seiner ungemessenen Verehrung Klopstock's nennen will. Daß Klopstock und Schiller in ihrer Weltanschauung mancherlei gemein hatten, ist nicht zu leugnen; daß sie aber in Ausübung der Dichtkunst ganz verschiedene Wege wandelten, zeigt schon der Umstand, daß Schiller seine eigentliche Heimat im Drama fand, wohinein sich Klopstock's Muse trotz aller Bemühung nicht finden konnte.

Den Haupttheil des Buches scheinen nun die Abschnitte V—IX (S. 59—103) bilden zu sollen, in denen das persönliche Verhältniß der beiden Dichter zueinander besprochen wird. Es ist hier ein mannichfaches Detail aus Goethe's und Klopstock's u. A. Schriften und Briefen zusammengetragen; das ist aber auch so ziemlich Alles; von einer geistigen Durchdringung dieser Materialien und einer über ihnen stehenden Kritik ist nicht die Rede. Ref. theilt deshalb nur das Resultat des Ganzen mit: „Wir glauben Beider Größe unbeschadet unsere Leser überzeugt zu haben, daß Niemand für Goethe weniger gemacht war als Klopstock, wie Gervinus sich einmal kurz ausgedrückt hat"; und damit hat Gervinus etwas so Wahres und so Klares gesagt, daß es etwas höchst Überflüssiges ist, ein ganzes Buch zu schreiben, um jenen Ausspruch nochmals zu beweisen.

Eine Erwähnung verlangen noch die sechs Beilagen, die die größere Hälfte des Buches ausmachen: 1) „Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe" enthält zwei Briefe von Klopstock und einen von Goethe, welche vor etwa acht Jahren als besondere Broschüre erschienen, hier also, wo nicht ein Nachdruck, doch bloße Wiederholung von etwas, Denen, die es interessirt, längst Bekanntem ist. 2) „Aus dem Schreiben eines noch lebenden persönlichen Freundes Klopstock's an den Herausgeber." Da der Briefsteller, „ein würdiger Siebzigjähriger, nicht genannt sein will", so wird Hr. Pfeiffer gütigst erlauben, daß wir, an die von ihm entdeckten Briefe Friederike's gedenkend, zuerst nach der Echtheit dieses Schreibens fragen: bestimmte Indicien gegen dieselbe findet Rec. nicht, ebenso wenig aber ist er unumstößlich von derselben überzeugt; ob ein darin enthaltenes Epigramm Klopstock's gegen Goethe bisher unbekannt und ob es überhaupt echt ist, weiß Rec. nicht zu bestimmen; wesentlich Neues und zugleich Charakteristisches bringt der Brief nicht. 3) „Briefe aus Ottensen" (S. 115—173); sechs Briefe, welche Einiges über Goethe, Manches über Klopstock und Vieles enthalten, welches keinen von Beiden betrifft, dagegen mancherlei über Eutin und seine Umgebungen, über J. H. Voß, Matthisson u. A. durcheinandersprechen; eine umfassende Detailkenntniß der deutschen Literatur und Literaten ist auch hier ersichtlich, aber Hrn. Pfeiffer's eigene Betrachtungen und Urtheile sind durch und durch subjectiver und unreifer Natur: Klopstock wird bald in den Himmel erhoben, und dann heißt es wieder: „Beide, Klopstock und Goethe, haben sich überlebt und standen zuletzt als halbe Caricaturen der Poesie außerhalb des Publicums, von Wenigen umräuchert" u. s. w. Es sollte eben ein Buch werden, und da nahm es freilich durch diese Briefe nicht wenig an Umfang zu. 4) „Stimmen über Goethe und Klopstock aus der ersten Zeit ihres Ruhms"; es sind dies allerhand Excerpte, wie man sie sich wol zum eigenen Bedarf macht, ohne alle bestimmte Folge, sei es nach den Verfassern, oder nach der Zeit, abgedruckt, manches ältere, jetzt fast verschollene Wort, so von F. H. Jacobi, Wieland, Gleim, Heinse, J. M. Göze, Mendelssohn, Garve; aus Lessing's „Literaturbriefen" ist der 19., mit vielen nicht angegebenen Auslassungen abgedruckt, nicht aber der als Gegenstück durchaus nöthige 111.; dazwischen finden sich dann wieder Stellen aus den neuesten Briefsammlungen, z. B. Merck's, Halem's. Die Zeit, wo ein solcher wüster Notizenkram an sich auf Anerkennung Anspruch machen konnte, ist zum Glück vorüber. 5) „Klopstock's Orthographie", höchst überflüssiger Abdruck von dessen sechstem und achtem Fragment „über Sprache und Dichtkunst". 6) „Klopstock's Schreiben an den Minister Roland" vom 19. Nov. 1792 war dem Rec. in-

*) Obiges war bereits geschrieben, als ich die dankenswerthen Mittheilungen von Hrn. Dr. Braunfels in Nr. 234 d. Bl. f. 1841 kennen lernte; sie ändern Einiges am Sachbestand, aber Nichts in der Beurtheilung von Hrn. Pfeiffer's Verfahren, oder vielmehr sie müssen unser Urtheil gegen dasselbe noch verschärfen.†)

†) Hierbei dürfte doch auch die Erwiderung von Hrn. Freimund Pfeiffer an Dr. Ludwig Braunfels in Nr. 365 d. Bl. f. 1841 einigermaßen zu beachten sein. D. Red.

teressant, doch weiß er nicht, ob es eine neue Veröffentlichung ist; Hr. Pfeiffer sagt nichts darüber.

Hat Rec. so über diese ganze Schrift nur Tadel aussprechen können, so hat er doch auch nicht verschwiegen, daß Hr. Pfeiffer im Besitz zahlreicher Specialkenntnisse ist, und aus ihnen bringt er auch manches Curiosum zum Vorschein; sollte er sich einmal die Mühe geben, in dieses Chaos eine Durchgeistigung eindringen zu lassen und mit gewissenhaftem Ernst an eine derartige Arbeit gehen: dann würde er wol willkommene Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte der letzten hundert Jahre geben können; ohne dies freilich ist es um die Kenntnisse nur schade! 34.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Unter den Frauen, die, den stillen Pfad des weiblichen Daseins verlassend, um die Ehren des Parnasses geworben haben, ist mehr als eine, der die französische Literatur eine duftende Blüte verdankt. Diese Blüten zusammenzuwinden und so darzuthun, was vom weiblichen Geschlechte auf dem Felde der Poesie zu Tage gebracht, ist der Zweck einer interessanten Sammlung unter dem Titel: „Chefs-d'oeuvre poétiques des dames françaises, depuis le 13ième siècle jusqu'au 17ième" (Paris 1841). Die ersten Damen Frankreichs, deren poetische Schöpfungen auf uns gekommen, sind die Troubadouresses: Barbe de Verrue und Agnes de Bragelongue. Der erstern schreibt man verschiedene Fabliaux von Griseldis, von Wilh. von Flandern zu; letztere wird als Verfasserin eines Gedichts von Gabriel von Vergy angeführt. Der poetische Werth dieser ersten Proben ist nicht sehr hoch anzuschlagen. Die Sprache mußte erst von Manneskraft geformt, das Clavier der Sprache mußte, so zu sagen, erst von männlicher Hand ausgespielt werden, ehe weibliche Finger die Tasten mit Leichtigkeit bewegen konnten. Im Allgemeinen sind die Weiber im Mittelalter mehr Gegenstand des Liedes („Stoff zu unzähligem Nachtigallengekose"; Rückert) als selbst Sängerinnen. Dieser erste Theil der Sammlung hat mehr historischen als poetischen Werth. Der Verf. hätte manche duftlose, vertrocknete Blüte aus seinem Kranze weglassen können. So sind z. B. selbst die Lieder der berühmten Christine von Pisan ohne allen poetischen Zauber, kalt, pedantisch, mit dürren gelehrten Brocken aufgestutzt. Der Stern am dichterischen Horizonte des 15. Jahrhunderts ist Clotilde von Surville. Wir können die literarischen Fehden über die dieser Dichterin zugeschriebenen Poesien nur mit zwei Worten andeuten, obgleich der Gegenstand durch Gaudy's Übertragung u. s. w. auch für uns eine gewisse Bedeutung erhalten hat. Neuere Beleuchtungen der im J. 1823 von Charles Vanderbourg herausgegebenen Sammlung dürften als gewiß herausstellen, daß weder Clotilde von Surville noch der Herausgeber wirklicher Verfasser der Gedichte ist. Sainte-Beuve hat kürzlich in einem lesenswerthen Artikel der „Revue des deux mondes" die verschiedenen Ansichten über diese literarische Frage lichtvoll dargelegt. Die Untersuchungen des geistreichen Kritikers ergeben folgendes Resultat. Der Verf. der untergeschobenen Gedichte ist ein Abkomme der Surville, der, den Namen seiner Ahnin benutzend, eine beträchtliche Anzahl reizender Dichtungen schuf, in die er vielleicht einzelne Verse der Clotilde mit einfließen ließ. Ihren dichterischen Werth wird Niemand rauben und selbst der Freund mittelalterlicher Dichtung wird sie nicht unbeachtet lassen, dem Numismatiker gleich (wie Raynouard schon 1824 schrieb), der in seinem Cabinet nachgemachte Münzen des Alterthums an die Seite der echten legt. Das 16. Jahrhundert beginnt mit mehren Liedern der Dame Pernette de Guillet, dann kommen Mad. de Gournay, Diana de Poitiers, Mlle. Romieu, welche letztere einen kurzen „Discours" zur Sammlung beigesteuert hat. Die Dichterin kämpft in ihren Versen für den Vorrang des weiblichen Geschlechts; dies dürfte vielleicht die erste Spur der Weiberemancipation sein. Hieran reihen sich die gelehrten Damen des Roches, Mutter und Tochter, die in ihren von Gelehrsamkeit überladenen Dichtungen Ronsard's pedantische Manier nachäffen. Auch Louise Labé, la belle cordière von Lyon, trinkt zu viel am Born des Alterthums. Selbständigere Poesie athmet jedoch in einigen ihrer kleinen Gedichte, wo sie weniger unter dem Einflusse Tibull's und Ovid's steht. Im Zeitalter Corneille's und Racine's wächst die Zahl der den Musen, aber nicht immer den Grazien opfernden Frauen um ein Beträchtliches. Wir müssen darauf verzichten einzelne Namen aufzuzählen, um so mehr da Mad. Dacier, Scudéry u. A. keine Repräsentantin aufzuweisen haben, die dem männlichen Geschlechte die Herrschaft in der Gelehrten- und Dichterrepublik streitig machen könnte. Die neuere Zeit erst hat in Mad. de Staël und G. Sand zwei Dichterinnen geboren, die einen unleugbaren, bedeutenden Einfluß auf den Gang der französischen Literatur ausgeübt haben.

Eine andere wichtige Gedichtsammlung ist: „Recueil des chants historiques français depuis le 12ième jusqu'au 18ième siècle", von Leroux de Lincy (erster Band, Paris 1841). Dieses Werk hat historischen Werth. Der Geschichtschreiber Frankreichs kann in diesen zum Theil ganz volksthümlich gewordenen Liedern goldreichere Minen entdecken als in manchen staubigen Bibliotheken. Wir verweisen nur auf die Nummern, welche die Revolution der Barone gegen Blanche de Castille (1226—30) betreffen; sodann auf die Lieder des 15. Jahrhunderts, in denen sich der lebhafteste Haß gegen den Feind Frankreichs, gegen den Engländer, Luft macht. So z. B. ein Lied von Olivier Basselin:

> Entre vous, gens de village,
> Qui armez le roi français,
> Prenez chacun son courage
> Pour combattre les Anglais.
> Prenez chacun une houe
> Pour mieux les déraciner:
> S'ils ne s'en veulent aller,
> Au moins faites-leur la moue,
> Ne craignez point, allez battre
> Ces godons (goddams) . . .
> A fin qu'on les esbafoue
> Autant qu'en pourrez trouver
> Faites au gibet mener . . .
> Pour dieu! si-je-les empoigne,
> Puisque j'en jure une fois,
> Je leur montrerai sans hoigne
> De quel pesant sont mes doigts.

Der Poet, der in diesen Versen so grimmen Haß gegen die Goddams ausspricht, ergriff die Waffen gegen den Feind seines Vaterlandes, kam aber in einem der ersten Gefechte ums Leben.

In einer frühern Notiz haben wir auf Old Nic als einen der geistreichsten französischen Kritiker der Gegenwart hingewiesen. Wir haben vergessen die Maske des interessanten Pseudonymen zu heben. Er heißt de Castre. Gegenwärtig ist von ihm ein größeres Werk im Erscheinen begriffen: „Les petites misères de la vie", das Grandville mit seinem unnachahmlichen Griffel verziert. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 41. — 10. Februar 1842.

Zeitstimmen.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Wenn uns etwas an der Lebenskraft der zum Tode verurtheilten, der mit Keulen zerschmetterten oder mitleidig als todesschwach aufgegebenen Ideen zweifeln ließ, so wären es jene Malcontenten gewesen, von denen wir anhuben. Eine Sache, die nur Zerrissene und Raisonneure erzeugt, als letztes Product der geistigen Anstrengungen, hat übeln Credit. Das alte Lutherswort — seine strengen Verehrer werden mir's freilich nicht verzeihen, daß ich es auf den Liberalismus anwende — „ist's Gottes Werk, so wird's bestahn, ist's u. s. w.", ist durch die Geschichte noch nicht widerlegt. Von einem Aufgeben ist bei ihnen freilich nicht die Rede, aber eine gute Sache, die unsere Seele erfüllt, macht uns freudig und frisch, auch im Märtyrerthume, sie begnügt sich nicht mit hohlen Worten und Banalphrasen. An den grauen Phrasen litt der Liberalismus in Deutschland, weit mehr als an der viel, zum Theil mit Unrecht gerügten Thatenlosigkeit. Unsere ideal doctrinaire Selbstgenügsamkeit spukte. Wer sie dociren hört, ohne Liebe, Glaube und Hoffnung, und doch mit der Selbstzufriedenheit, mit dem sichern, begeisterungslosen Alleswissen und Allesconstruiren, wie unsere Väter die jungen Kantianer, wir in unserer Jugend die mit Allem fertigen Fichtianer, ich verargte es ihm nicht, wenn er den liberalen Ideen den Rücken kehrte, wenigstens auf 24 Stunden, bis er die Doctrin verdauet hat.

Siehe da, der alte Gott verläßt die Deutschen nicht, auch nicht die liberalen Deutschen. Diesmal meine ich — und hier mögen mir die Pietisten verzeihen! — unter dem alten Gotte den, der uns die Lieder zu seinem Preise in die Brust gab, der seine Menschen nicht zerrissen will, und nicht als Duckmäuser, sondern froh, und die Brust soll sich heben, der Mund soll tönen vom Gesange. Nein, auch der Liberalismus soll nicht in verdauungslosen Phrasen verdumpfen; er soll lebendig werden durch das Lied. Gegen Doctrinen hat die Polizei Mittel. Sie weiß sie zu fassen, irgend wie, oder sie beschwört sie durch gelehrte Geister. Aber gegen Lieder hat sie keine Macht. Das ist von Alters so, von Solon's Zeiten her. Lieder haben Herrscher gestürzt und Völker erhoben. Gegen Lieder zieht man keine Grenzcordons, keine Gefängnisse sind so fest, daß nicht durch die Mauern ein Lied vordringt. Ihr Gift weht mit der Luft uns an; so berauschend ist es, daß Der, den das Lied trifft, unwillkürlich es mitsingt. Vergessen lernt ein Volk Vieles, wie der Deutsche so lange seine alte Herrlichkeit, aber ein Lied, das im Volke gelebt, vergißt sich nicht. Lieder kann man nicht verbieten. Nur ihren Debit; das trifft die gedruckte Verpuppung. Die mag man aufgreifen und zu Pappe zerstampfen oder versiegeln; der Schmetterling fliegt frei in den Lüften. Und, was noch schlimmer, gegen ein Lied gibt es gar keine Waffen. Und wenn eine Regierung über zehn Akademien zu befehlen hätte und in jeder säßen die ersten Dichter des Staates — versteht sich, eines imaginairen; denn in deutschen Staaten dürfen keine Dichter in den Akademien sitzen —, so ließe sich zwar denken, daß sie ihnen beföhle, ein loyales Vertheidigungsgegenlied gegen das liberale Angriffslied zu dichten, aber ganz undenkbar wäre es, daß dieses Lied die Macht des ersten paralysirte.

Und gerade während wir ihn in Phrasen sich abquälen sahen und Viele aufs neue seinen Tod voraussagten, erhebt sich der Liberalismus auf den Flügeln des Liedes. Dies geschah freilich schon ehedem, Deutschland hat immer seine Sänger gehabt, und Anastasius Grün, der vor Jahren so mächtig und wunderbar in die Saiten griff, hat es ihnen zuvorgethan und gezeigt, wie die neuen Ideen in der Sprache der uralten und immer frischen Natur sich ausdrücken lassen. Aber auffällig ist es, wie viele Stimmen der Zeit plötzlich und fast zu gleicher Zeit singen. Den Liberalismus, der mit Fragen petitionirte, mit Doctrinen ennuyirte, glaubten sie von sich abgewiesen zu haben, wenigstens auf einige Zeit; daß er sich aber plötzlich in Poesie umsetzen würde, war gewiß für Viele, die ihn nur für eine Ausgeburt der Hölle erklären, überraschend. Glaubten diese doch, wenigstens die edlern Catonen unter ihnen, die Poesie sei auf ihrer Seite. Sie, die heitere Himmelstochter oder die erhabene, die zu den Sternen aufsteigt oder hinab in die heiligsten Tiefen der Gemüthswelt, habe nichts gemein mit den flimmernden Chimären und trockenen Verstandesspielen. Sie müssen ihren Schild erheben zum Schirm vor der alten, ehrwürdigen, historischen Welt. Aber nein, grade umgekehrt. Die von den ältern Dichtern, welche es wol vermöchten, lassen ihre Leier ruhen; sie stimmen nicht einmal elegische Wehklagen an. Sie schweigen und erwarten, was die

Zeit bringt. Diese aber greift mit einer Keckheit in die Saiten, wie es in Deutschland unerhört ist.

Ja, von diesen Zeitstimmen wollte ich reden, von diesen blitzenden, schwirrenden, klingenden Liedern an unserm politischen Horizonte; aber — eine Dame, die ich nicht nennen will, sonst der Poesie nicht feindlich gesinnt, nur apathisch, hebt den Finger und flüstert mir zu: „Schweige lieber. Ich könnte wol dich darüber sprechen lassen, aber es ist doch besser und sicherer, wenn du nicht redest.“ Ich muß gehorchen, ungern; denn das Herz ist voll und der Mund möchte gern überfließen. Ei was, ich rede ja nicht von den Puppen der Lieder, die sie einpacken mögen und versiegeln; von den Schmetterlingen rede ich, die lustig umherflattern. Die Luft ist frei; wer Lust hat zu sehen, der sieht sie. Die Lieder klingen so süß, naiv, sinnbezaubernd. Ich habe es mit ihrer Poesie zu thun, nicht mit den Namen der Sänger, oder gar ihren Titeln. Die Poesie bleibt Poesie.

Namen nenne ich nicht, aber ich denke an drei Frühlingssänger. Ein Kukuk, eine Lerche und eine Nachtigall, warum sollten sie nicht auch einmal politische Lieder singen. Der Kukuk könnte mit dem Gleichnisse am wenigsten zufrieden sein, aber weshalb muß er auch so unpolitisch handeln, politische Lieder anzustimmen. Das alpha privativum schützt ihn nicht vor dem Falkenauge der Policei. Der Kukuk war ehedem ein freundlicher Sänger, der in allerhand anmuthigen Lauten süße und liebliche Gefühle von Liebe und Lust sang; gar kein Misvergnügter, ehrte er vielmehr wie ein Dichter der guten Zeit die Dinge, die er schaute, und wußte ihnen eine freundliche Seite abzugewinnen. Er war ein geschickter Sänger, nichts weniger als monoton, vielmehr, wenn man will, etwas papageienartig, aber im besten Sinne. So ahmte er die Sänger vieler Zeiten recht anmuthig nach. Woher es gekommen, daß er sich verbitterte, ob es die allgemeinen Gründe waren, oder, wie die Fabel behauptet, ein ganz specieller, darüber fehlt uns die Kunde. Genug, nachdem er in sanfterer Weise anfing unpolitisch zu singen, ist plötzlich ein schadenfroher Geist in ihn gefahren und mit einer außerordentlichen Keckheit und großer Naivheit singt er die Übelstände der Zeit an, klein und groß; nichts ist ihm zu hoch, nichts zu gering. Schlagwirkungen sind es. Man war erstaunt, gerade diesen harmlosen Sänger so rücksichtslos ausschlagen zu sehen, und das mag die Wirkung vermehrt haben. Aber im Walde der Poesie hat der Kukuk sich dadurch keinen bessern Namen gemacht. Im Gegentheil hören wir mit Bedauern, daß die Forstpolicei darauf aus ist — ihn aus seinem Neste zu treiben. Siehe da, wie das Gleichniß hinkt. Der Kukuk legt ja in fremde Nester; seines hat man noch nicht gefunden. Hoffe man, daß er sich bald selbst wiederfinde; es wäre schade, einen noch lebensfrischen Sänger unter den Malcontenten untergehen zu sehen, d. h. abfallen vom Leben.

Die Lerche steigt wirbelnd auf in die Lüfte, vom Heere der andern Sangvögel weg. Eine Lerche mit wunderbaren Melodien. Wo mag sie diese Lieder gelernt haben! Unter den Lebendigen wüßte ich Keinen, dem sie's abgelauscht. Das ist eine ganz neue Schwungkraft; möchte ich ihr auch nicht überall hinfolgen, bewundern muß ich doch diese aushaltende Begeisterung. Käme sie nur aus dem Lager der Malcontenten, so ist noch Hoffnung, daß sie dahin nicht zurückkehrt. Es ließe sich viel über diese Lieder sagen, aber es ist zu viel, um es gelegentlich abzuthun; und es wird doch vielleicht eine eigene Gelegenheit kommen, denn unmöglich kann sie nach solchen Tönen schweigen.

Endlich eine Nachtigall. Viel Fragen sind nach ihr, wer sie eigentlich ist. Ich vermeinte, sie sei aufgestiegen unfern von der lüneburger Haide. Nicht das Gespensterweib, von dem sie uns so gräßlich singt, ließ mich's glauben, noch die genaue Kenntniß der Örtlichkeit. Es war der tiefe Schmerz, der mehr verschweigt, als er ausspricht, es war die unendlich tiefe Innigkeit, neben dem Hasse die Liebe, ja, sogar im Haß, die hier an nähere Bande mahnt, als die der kosmopolitischen Reflexion. Nun soll ich mich geirrt haben und man weist den Dingen eine andere Stätte an. Ich muß gestehen, daß ich es von daher nicht erwartet hatte. Die Nachtigall ist ein Nachtwächter bekanntlich, und kosmopolitisch ist sie auch, denn ihre wollüstigen Töne schmettert sie durch aller Herren Länder. Sie hat kein Vaterland. Das ist das Einzige, was mir an dieser Nachtigall nicht gefällt. So volle innige, zarte, schalkhafte Töne, eine solche Herrschaft des Geistes über das Wort — was weiß sie die fremden barockesten Zeitfragen in deutschen Versen zu versinnlichen — und sie hat doch kein deutsches Vaterland! Ihres ist nur im Gebiete der Träume. Schade! Schade, daß sie am Rheine lächeln kann, nicht über den „freien Rhein“, das wollten wir ihr lassen, aber über den alten Invaliden aus den Befreiungskriegen, dessen Phantasie sich noch lechzt an der Erinnerung von Blücher's Schimmel. Die Nachtigall will noch sehr jung sein, sie war noch nicht flügge, als Goethe starb; hoffen wir deshalb, daß, wenn sie sich eine Weile in der kosmopolitischen Bläue und Leere umgetrieben, sie zur Erkenntniß kommt, daß das Herz ein Vaterland haben muß. Ein Herz hat sie, trotz ihrer grimmigen Bitterkeit, trotz ihres verzehrenden Witzes; das eben beweist uns die lüneburger Haide und die Thräne am Fenster, die ein blinder Königssohn vergießt.

Ist es nicht zu beklagen, hören wir einige freundliche Geister ausrufen, daß solche Dichter — denn daß sie es sind, müssen auch die Andersdenkenden zugeben — ihre Stimmen nur der Zeit leihen und mit Zeitfragen ihre Poesie verkümmern? Ist es nicht zu beklagen, daß wir um deshalb die besten Ergüsse der neuern deutschen Lyrik entbehren, nur verstohlen lesen. Andere wüthen über die Krankheit der Zeit, sehen den jüngsten Tag anbrechen. Das kann man lesen, singen, entzückt sein, und sieht nicht, wie alles Große und Herrliche damit zusammenbricht — — ! Es bricht noch nicht, es wird noch eine gute Weile halten, und die alte Form, Gott weiß, um wie viel Zeit, wird den ausgestorbenen Geist überdauern.

Aber Zeichen sind es, warnende Zeichen, daß nicht in den Idealisten, Träumern, unruhigen Köpfen mehr, daß im deutschen Volke ein anderer Geist lebt, als ihr glaubt. Ich würde mit euch Wehe rufen, wenn dieser junge gährende Geist plötzlich die Zügel der Herrschaft ergriffe und seine Träume auch einmal zur Wahrheit machen wollte. Deß seid unbesorgt. Es ist ein stiller, großer Widerstand in der Pietät des deutschen Volkes. Aber ist das kein Zeichen, daß diese große träge Masse, die am Ende über jede Bewegung entscheidet, dazu schweigt! Sie ist nicht entrüstet, sie lauscht mit Vergnügen auf diese übersprudelnden Stimmen. Sie billigt keineswegs Alles darin, aber sie erkennt die Macht eines Geistes, der mächtiger ist als alle Gebote. Ein guter Wille ist auch oben da, er ist viel besser geworden, das darf nicht verkannt werden, aber die Erkenntniß des Nothwendigen, des Unvermeidlichen fehlt. Noch immer wollen sie sich täuschen in gutem Glauben, wenn man nur die alten Satzungen, etwas vom Schlamm und Rost reinige, werde sich der neue Geist da hineinbequemen. Es ist zu spät. Er geht seine eigene Wege, bricht sich seine eigenen Betten. Wie viele Wildwasser, die Mühlen treiben, Hämmer bewegen, Schiffe tragen könnten, gehen verloren, weil gerade die Bessern nicht die Augen öffnen, noch am Wahne hängen, die tobenden Bäche in die alten Kanäle zwängen zu können. Darum willkommen, ihr Lieder, was Phrasen nicht vermögen, dem lebendigen Gesange gelingt es doch vielleicht.

(Der Beschluß folgt.)

Piotrkowicer Auszüge, oder einige Auszüge aus der Büchersammlung in Piotrkowicy, herausgegeben von Andreas Eduard Kozmian. Breslau, Schletter. 1841.

Die ungeheuern Ereignisse des letzten Decenniums im vorigen Jahrhunderte gaben Europa das Ansehen einer Gegend, die von fürchterlichen vulkanischen Ausbrüchen verwüstet wird. Und Polen war das große Herculanum, das in Folge dieser Welterschütterung in Schutt und Asche sank und, mit vernichtender Lava überschüttet, aus der politischen Reihe der Staaten verschwand. Es ist an unserer Zeit, in diesen unterirdischen Gegenden Nachgrabungen anzustellen, um die glänzenden Denkmäler jener Tage aus der tiefen Finsterniß, in der sie noch verborgen ruhen, an das Tageslicht zu fördern, damit das frische, lebenswarme Colorit, in dem sie prangen, dem gegenwärtigen Geschlechte ein recht lebendiges Bild der Vergangenheit vorhalte. Und in der That beschäftigen sich gegenwärtig fast alle die fähigsten Köpfe Polens mehr oder weniger mit Geschichte; insbesondere gilt das von denen, welche im eigentlichen Polen zurückgeblieben sind; und es scheint darin nicht die einzige Ursache hiervon zu liegen, daß man sich nach den Todten mit größerer Anhänglichkeit sehnt, als da sie noch am Leben waren. Auch der Herausgeber der besagten „Auszüge" gehört zu diesen Männern, welche die Geschichte ihres unglücklichen Vaterlandes zu ihrem Lieblingsstudium erwählt haben. Sechzehn lange Jahre hindurch sammelte er allerlei Handschriften, seltene Druckwerke und dergleichen historische Quellen, die andern Forschern weniger zugänglich sein dürften; und da er der Ansicht ist, daß das Schicksal einer Nation und ihre ganze Vergangenheit ein Theil ihrer selbst ist und daher das Eigenthum der Gesammtheit werden muß, soll diese endlich zum Bewußtsein ihrer selbst gelangen, so übergibt er nun Theile seiner großen Sammlungen der Öffentlichkeit. „Es war eine Zeit der Arbeit, eine mühsame Zeit voll Sorgen und Mühseligkeit, diese Zeit des Sammelns; nun aber ist der Augenblick gekommen, wo das Gesammelte seinen Nutzen bringen soll. Das Feld, das ich bearbeitete, war viel beschränkter als so manches andere; die Ernte von demselben weit weniger ergiebig. Die Gesellschaft, zu der ich einlade, wird auch weniger überfüllt, weniger glänzend sein als so manche, zu der uns Andere einzuladen im Stande wären. Aber vielleicht könnte gerade auch mein Beispiel dazu beitragen, bei eben solchen Reichen die Lust zu erzeugen, daß auch sie an der volksthümlichen Öffentlichkeit einen bestimmten Antheil nehmen und die Schätze, die sie besitzen, zu deren Bestem verwenden."

Das Wichtigste aus diesen Schriften, die Hr. Kozmian uns mittheilt, sind die Briefe des Königs Stanislaw August an Adam Naruszewicz, dann das Tagebuch während des Aufenthaltes desselben Königs in Kaniow, und endlich die Dichtungen aus der Zeit des Interregnums nach dem Tode Johann's III., die die von Vespasian Kochowski zu sein scheinen. Dem Herausgeber fielen einige Papiere nach Adam Naruszewicz in die Hände, welche unter den ökonomischen Rechnungen der Güter des Bisthums Luck (Naruszewicz war Bischof von Luck) gefunden worden waren. Darunter waren denn mehr als 100 Briefe Stanislaw August's an Naruszewicz aus dem Zeitraume von 1773—96. Von diesen wählte Hr. Kozmian 31 für den Druck aus. Sie zeigen, in welchen freundschaftlichen Verhältnissen sie zueinander standen. Es war das natürlich eine königliche Freundschaft, obgleich die eines schwachen Königs. Man sieht nirgend, daß er ihn zum Dienste der Republik gebrauche, oder seinen Rath in Regierungssachen anspreche; nein, sondern er ladet ihn etwa bei einem Namenstage zu Tische ein und bittet ihn einige Verslein zu dieser Gelegenheit mitzubringen (Brief I), oder verlangt Aufklärung, ob die Aufschrift eines Ordens: „praemiando incitat" nicht vielleicht ein Barbarismus gegen die Sprache sei (Brief VI), wie man einen Saal gut lateinisch benennen könnte (Brief XIV), wann und bei welcher Gelegenheit die Philipower aus Moskau nach Polen gekommen, womit der König wahrscheinlich beim Landtage glänzen wollte (Brief XVII), und so Ähnliches (die Briefe XIX, XX, XXI). Man sieht aus diesen Briefen auch, wie zahlreich die Clienten des königlichen Günstlings waren und wie gern der König die von diesem begünstigten Personen mit Orden und Würden überschüttete, mit welcher sichtlichen Schwäche endlich der König handelte, wenn er dem Bischof etwas abschlagen mußte (besonders die Briefe V, VII, VIII, IX, X, XII, XXII, XXVI). Charakteristisch ist Brief XII, wo es heißt: „Ich willfahre dir gern in jedem Dinge. Ich würde dir (die Polen nennen bei der größten Höflichkeit einander du) also auch sehr gern einen Platz für die Jezierskér besorgen. Aber bei dem Landtage müssen so sehr viel Plätze gemiethet werden, und sie sind überdies theuer und schwer zu bekommen. Auch habe ich außerdem Ausgaben in Überzahl. Das ist so wahr, wie das, daß ich an dich schreibe. Wann du ankommst, wirst du mir herzlich willkommen sein."

Das Tagebuch von Kaniow im Jahre 1787 ist in französischer Sprache geschrieben, und zwar, wie der Herausgeber meint, von der Hand der Frau Marschallin Mniszchowa. Auch diese Handschrift ward unter jenen Rechnungen des Naruszewicz gefunden. „Es ist recht interessant", heißt es in diesem Tagebuch, „wie der König, der nach einer so langen Trennung nun wieder das erste Mal mit der Kaiserin zusammenkommt, ordentlich hascht nach schmeichelhaften und süßen Ausdrücken für sie; und wie die Kaiserin Katharina sich bemüht, nicht hinter ihm zurückzubleiben; wie unter diesen gekrönten Häuptern noch in ihrem vorgeschrittenen Alter der Reiz des Witzes so herrschend sich zeigt. Interessant, wie so jedes Wort mit Neugierde angehört, gelobt, bewundert wird, wie die Luft von Versailles auch die Höfe von Petersburg und Warschau umweht, und wie oft ein einziges Wort, mit etwas Witz versetzt, ein größeres

Ereigniß wird als eine verlorene Schlacht, oder ein gebrochener oder wieder erneuerter Tractat." Am Schlusse beschreibt das Tagebuch auch noch eine Zusammenkunft des Kaisers von Östreich mit Stanislaw, am 11. Mai in Korsun. Der Kaiser kam mit Begleitung des Fürsten Kinsky unter dem Namen eines Grafen Falkenstein und fuhr unmittelbar in die Wohnung des Königs, den er sogleich in seinem Cabinete aufsuchte. Fast anderthalb Stunden sprachen sie hier bei verschlossenen Thüren über die wichtigen Gegenstände der Gegenwart, zumeist aber über Polen, und der Kaiser gab in einer herzlichen Aufwallung dem Könige sein Wort: „Qu'il ne touchera pas à un seul arbre, qui appartient à la Pologne, et qu'il l'en assurait comme empereur!" Welche Wirkung müssen diese Worte jetzt auf die Polen machen!

Die beigelegten Poesien schreibt der Herausgeber mit vieler Wahrscheinlichkeit dem Verf. der „Klimaktery", der Klagen des leidenden Vaterlandes (nach dem Tode Johann's III.), Kochowski, zu. Sie sind ein schönes Denkmal der polnischen Poesie des 17. Jahrhunderts und können mehr als Satire gegen die Witwe Johann's III. gelten. Unter den kleinern Sachen erwähnen wir noch eines eigenhändigen Briefes von Joh. Grafen Czernichew in französischer Sprache, worin dieser Präsident der russischen Admiralität von Naruszewicz fodert, der gelehrte Historiker wolle ihm aus historischen Gründen darthun, daß das Geschlecht der Grafen Czernichew aus Polen, und zwar von einem gewissen Czerniecki abstamme, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Polen nach Rußland übersiedelte. Die Abhandlung von Naruszewicz, dem Grafen zu Gefallen auch in französischer Sprache geschrieben, ist ebenfalls den „Auszügen" beigefügt. (Tyg. lit.) J. P. Jordan.

Literarische Miscellen.

Kurz vor seinem Tode hat der unlängst verstorbene englische Novellist und Journalredacteur, Theodor Hook, ein Buch fertig gemacht, das seitdem unter dem Titel „The parish clerk" in drei Theilen erschienen ist. Wol mag es recht und gut und sogar christlich sein, den Todten nur Günstiges nachzureden; aber für die Kritik gilt das Alles überwiegende Gebot, wahr zu sein, und deshalb steht nicht zu leugnen, daß, ehe Hook körperlich starb, er, wenn nicht geistig, mindestens literarisch zu drei Vierteln todt war. An Euern Früchten soll man Euch erkennen, und Hook's letzte Früchte — waren wurmstichig. Das ist nun zwar mit „The parish clerk" nicht der Fall; aber Hook nennt sich nicht Verfasser, sondern Herausgeber, edited by —, hat in erster Qualität blos eine lange Introduction beigefügt und gerade durch diese obiges Urtheil bestätigt. Er erzählt darin, wie er mit dem amusanten Küster bekannt worden ist und von ihm die drei nachfolgenden Geschichten erlangt hat. Doch dürfte es weniger gereuen, das überschlagen als es gelesen zu haben. Forcirter Witz ist unter allen Witzsorten eine der geschmacklosesten. Die drei Geschichten hingegen verdienen Lob. Sie sind überschrieben „Twin squires", „Lieutenant's fall" und „Treasure finders". Hook war Humorist, als er die Redaction des „Humoristen" antrat. Da erlosch sein Humor, und hat er an den drei Geschichten einigen Autortheil, so wäre das ein Beweis, daß die Redaction ihm neben dem Humor auch die Lustigkeit genommen. Keineswegs unmöglich, weder in England noch in Deutschland. Die drei Erzählungen nämlich sind düstern Inhalts — Mord, Verführung, Vaterhaß und, von ihren fürchterlichsten Folgen begleitet, Spielwuth, Ausschweifung, Fanatismus. Manche Scene ist dem englischen Volksleben abgesehen.

Forbes Falconer, Prof. der morgenländischen Sprachen an der londoner Universität, hat unter dem Titel „Analytical account of the Sindibad Namah, or, Book of Sindibad, a persian manuscript poem in the library of the East India Company", ein Buch veröffentlicht, das ausnahmsweise mehr ist als scheint. Ein analytischer Bericht über ein persisches Manuskript verspricht im Allgemeinen wenig Unterhaltung; aber der Verf. hat sie dadurch gewährt, daß er mehre Abtheilungen des Originalwerks, abgekürzt zwar, doch nicht verstümmelt, auf eine ebenso sinnige als zierliche Weise in seine Analyse aufgenommen. Sehr interessant ist die Erklärung der Basis, auf welcher der persische Dichter sein Fabelgebäude gegründet, und nächst dem hellen Lichte, welches dieselbe auf die politischen und häuslichen Verhältnisse im Orient wirft, läßt sich auch im Occident manche heilsame Lehre daraus entnehmen. Einem mächtigen Monarchen, der lange kinderlos gewesen, wird endlich ein Sohn geboren, an welchem eine Menge Lehrer ihr Heil vergebens versuchen. Der junge Herr will schlechterdings nichts lernen. Da übergibt ihn der Vater dem weisen Sindibad, und Sindibad öffnet die verborgene Pforte seines Geistes und füllt diesen mit den Früchten seiner Studien und mit den Schätzen seiner Erfahrung. Plötzlich aber entdeckt der weise Sindibad, der in die Zukunft schaut, daß den Prinzen eine außerordentliche Gefahr bedrohe, die er nur durch sieben Tage langes Schweigen abzuwenden vermöge. Am ersten dieser verhängnißvollen Tage wird der Prinz von der Favorite seines Vaters beschuldigt, ihrer Ehre nachgestellt zu haben, und da der Prinz schweigend jede Rechtfertigung verweigert, achtet der Vater das für den Beweis seiner Schuld und befiehlt, ihn zu tödten. Die Minister vereinigen sich, den Sultan zu Gunsten seines Sohnes umzustimmen, ziehen die Wahrheit des Zeugnisses seiner Frau in Zweifel und erzählen Fabeln und Geschichten als ebenso viele Belege für die Schlechtigkeit der Weiber. Die Favorite bedient sich derselben Waffe, fodert dringend Gerechtigkeit gegen den Prinzen und erläutert die übeln Folgen der Unentschlossenheit eines Königs durch eine gleichmäßige Zahl wohlgewählter Belege. Von seinen Ministern auf der einen, von seiner Gemahlin auf der andern Seite bestürmt, leiht der schwankende Fürst beiden sein Ohr, und je nach dem Eindrucke, welchen die Erzählungen der Minister oder seiner Gemahlin auf ihn machen, befiehlt er die Hinrichtung seines Sohnes oder widerruft sie. Da es sich nun fügt, daß er sieben Minister hat und jeder einen Tag erzählt, verzögert dies die Vollstreckung des Befehls durch sieben Tage, und ehe die Minister ihren Vorrath an Geschichten erschöpft haben, hat des Prinzen Stern das Übergewicht gewonnen und die Gefahr ist abgewendet. Der alte König tritt ihm den Thron ab, und von Sindibad in den Lehren der Gerechtigkeit und Billigkeit erzogen, herrscht er lange und glücklich. Nach den von Falconer mitgetheilten Proben sind die Erzählungen vortrefflich, und es kann nur freuen zu hören, daß er das ganze, leider! nicht vollständige Manuscript übersetzen und mit einem erklärenden Commentar versehen will. Das Manuscript ist das einzige seiner Art in Europa; doch hegt Falconer die Hoffnung, ein vollständiges aus Indien zu erlangen.

Wie vor kurzem Collier in einer eigenen, auch in d. Bl. erwähnten Broschüre die Nothwendigkeit einer neuen Shakspeare-Ausgabe nachzuweisen gesucht hat, so bringt James Orchard Hallwell in einer Schrift: „On the character of Sir John Falstaff, as originally exhibited by Shakspeare in the two parts of King Henry IV." (London 1841), die Frage zur Besprechung, ob Oldcastle oder Falstaff der Name sei, welchen Shakspeare ursprünglich „diesem Berge voll Fett und Witz" gegeben. Hallwell beantwortet die Frage sowol auf den Grund von Documenten und Handschriften als durch artificielle Beweisführung, und während seine Extracte ein von dem streitigen Gegenstande unabhängiges Interesse haben, gelangt er auf scharfsinnige Weise zu dem, wie es scheint, folgerichtigen Resultate, daß Oldcastle der ursprüngliche Name sei, der später aus besondern Ursachen in Falstaff verwandelt worden. Bekanntlich ist dies seit lange eine Tradition, die hierdurch ihre Bestätigung erhält. Viel Gewicht legt Hallwell auf die Zeile: „My old lord of the castle", eine allerdings glaubliche Anspielung auf den Namen Oldcastle. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 42. — 11. Februar 1842.

Zeitstimmen.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Noch ein vierter Gesangvogel. Kein Kukuk, keine Lerche und keine Nachtigall, mir fehlt das Gleichniß für den deutschen Sänger. Doch hier brauche ich es nicht. Ich darf ihn auftreten lassen, wie er sich dem Publicum gibt. Hat doch schon der Titel seiner Gedichte meinem Aufsatze den seinen geliehen. Er lautet:

Zeitstimmen. Zwölf Gedichte von Emanuel Geibel. Lübeck, Aſchenfeldt. 1841. 8. 12½ Ngr.

Wir kennen ihn und ehren ihn, den wackern Dichter, der, lange Jahre im Hellas weilend, seine deutsche Gesinnung und sein deutsches Herz treu und rein zurückbrachte und erst jüngst uns durch seine gesammelten und geläuterten Dichtergaben erfreute. Kein Mann aus dem Lager dem Malcontenten, ein Dichter von Mark, Kraft und Gesinnung, und Liebe für die Erinnerungen und die Zukunft seines Vaterlandes. Wenn auch ein solcher klagen muß, das ist doch ein bedenklich Zeichen. Nichts als frische kräftige Wünsche tönen uns aus den zwölf Gesängen entgegen, keine Träume, ein Patriotismus, der die Verfassungsfragen bei Seite läßt, Stände lebendige Glieder sein läßt des Gesammtvaterlandes, der den Königen und dem Volke, jedem sein Recht läßt, und doch lesen wir im Abschiedsworte:

> Wer in unserm guten Deutschland Sprecher will und Dichter sein,
> Artig sei er doch vor Allem, klug gemäßigt, zahm und fein;
> Gern mit Ros' und Gänseblümchen mag er kränzen sich das Haupt,
> Lerchentriller selbst und muntre Spatzenweisen sind erlaubt;
> Aber wenn vom goldnen Bogen, der vom Gott ihm ward zu Theil,
> Er ein kühnes Wort entsendet, als entflammten Feuerpfeil,
> Wenn sein Lied, ein wilder Falke, sich empor zur Sonne schwingt,
> Daß das Rauschen seiner Flügel wie Prophetenruf erklingt:
> Ei da meint man, daß ein solches Treiben nun und nimmer nutzt,
> Und es naht die große Scheere, die ihm rasch die Fittich stutzt.
> Gleiches Loos erfuhr der Dichter, der zum Abschied vor Euch tritt,
> Da man auch von diesem Bäumchen seine grünsten Zweige schnitt.
> Gern entsagt er jenen Liedern, doch das Eine schafft ihm Gram,
> Daß man ihm als arg verdächtigt, was aus treuer Seele kam.

Schlimm, daß es ist, aber es ist. Und es ist tausendfältig gesagt und hunderttausendmal wiederholt, und in unsern Staatszeitungen steht es gedruckt, daß es ein großes, ein schreiendes Übel ist, unsere ausgezeichnetsten Staatsmänner haben es anerkannt, unsere edelsten Könige es beseufzt, und es ist doch, unumstößlich fest, wie ein mathematischer Satz: daß die deutsche Zunge gebunden bleibt. Ein doppelt, dreifach thörichtes Gebundensein, da es nur die loyale Zunge trifft. Die andere weiß sich Luft zu machen. Werden etwa die gedruckten Lieder allein gesungen! Ein Dichter leidet unter jener Schere, der Europa noch 1841 zu einem neuen Kreuzzuge aufrufen möchte, um „das Grab, darin der Heiland lag", den Muselmännern abzuringen:

> Hätt' ich ein Lied, so roth wie Blut und laut wie Kriegstrompetenschall,
> Zu allen Thronen sendet' ich's, bis daß es fände Widerhall,
> Von Land zu Lande sollt' es ziehn durch alles Volk des Occidents
> Und werben für die heil'ge Stadt wie jener Mönch von Amiens.

Zwar beweist er die Leichtigkeit der Aufgabe, ist also kein Träumer:

> Jetzt gilt es nicht mehr Jahrelang die heißen Steppen zu durchziehn,
> Nicht mehr mit braunen Reitern steht entgegen Euch ein Saladin;
> Nur eines Winkes braucht's von Euch, und Eurer Feinde Burg zerbricht,
> Nur eines Winkes, und befreit ist Zion — doch ihr winket nicht —

aber der status quo ist ein neuer Moloch, dem man viel, warum nicht auch „das Grab, darin der Heiland lag", zum Opfer bringen mag. Und er erkennt es:

> Ei, wie so anders lenkt ihr Schiff die Staatskunst jetzt in schlauer Pflicht,
> Am Steuer sitzt der Eigennutz und die Devis heißt: Gleichgewicht;
> Jetzt wird auf morschem Minaret der rost'ge Halbmond klug gestützt
> Und mit der Feuerschlünde Wuth des alten Erbfeinds Reich geschützt.

Nein, der Dichter ist kein Malcontenter, der da, „Unsere Zeit" besingend, ausruft:

> Nichts blieb uns als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
> Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten

Er predigt uns, daß wir, das große Räthsel zu lösen, woher der Strom des Bösen sich wälze, geschäftig hin und her eilten, um Wust auf Wust zu thürmen, und mit unserm Witze den Himmel zu erstürmen meinten, während es nur eines Donnerschlags brauche, um unserer Weisheit Pelion und Ossa zusammenzustürzen, er ruft uns zu:

Ich aber sage Euch, fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis Ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis Ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder,
Demüthig Euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder,
Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Lenz begonnen,
Da grünen alle Wälder auf und rauschen alle Bronnen.

— — — — — — — —

Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbesiegten Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder schaffen.

Und auch einem Sänger von dieser Gesinnung schneidet man Gedanken ab, weil sie gefährlich wirken könnten! Auch mit einer Schere kann man ermorden; mich wundert, daß man noch in keinem Lande die Scheren verboten hat.

So dünn das Büchlein ist, hat es doch viele schöne Lieder. Der Alte von Athen singt auch für die Befreiung von Kreta. Eine Spätfrucht oder eine zu frühe. Ein herrliches Lied: „Das Negerweib", empfehlen wir unsern Lesern angelegentlichst. Gern zöge ich die schönsten Stellen aus, ich müßte aber das ganze Gedicht abschreiben. Lieber theile ich einige Gesinnungsverse aus dem andern schönen Liede: „Auf dem Rhein", mit:

O heil'ger Strom, behüt dich Gott! O deutsches Reich sei stark und eins,
So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins,
Halt fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner sei du gleich, in dreißig Farben froh gestickt.
Kein Haufen sei von rohem Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch, gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Thurm,
Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.
Wenn Quader fest an Quader schließt, so steht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Baschkirenbrüderschaft;
Nur fülle jeder seinen Platz, und wer zum Eckstein nicht ersehn,
Dem sei's der Ehre schon genug, als Mauerstein im Bau zu stehn.
Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O dämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger als Ihr,
Nein, weis' und mäßig steuernd, nutzt, indem Ihr sie beherrscht, die Flut,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr das Volk ist treu und gut.

Dem Adel, dem Bürger, dem Bauer werden goldene Regeln gegeben, gewiß nichts Demagogisches, wenn dem Bürger der Dichter zuruft am alten Rechte festzuhalten:

Denn wer sich willig knechten läßt, verurtheilt selber sich zum Knecht!

Mit besonders freudiger Begeisterung hören wir ihn aber seine Sangesgenossen anreden, die Dichter, die er zum Erwachen aus dem Scherzen und Spielen aufruft, eine Mahnung, die im Ganzen wol etwas zu spät kommt:

Wie vor dem blütenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall,
Des Geistes Ritter sollt Ihr sein, der Väter Glauben sei Euch werth,
Ein klarer Spiegel Euer Sinn und Euer Wort ein flammend Schwert.
Fürwahr sie irrten, die gesagt, die deutsche Poesie sei todt,
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das Morgenroth;
Schon seh ich fern am Horizont des neuen Tages goldnen Schein,
O laßt in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine sein.

Gern schließe ich damit meine Anzeige, mit der Versicherung eines edeln Dichters, der sie durch die That bekräftigt, daß die deutsche Poesie nicht todt ist; aber es ist des Guten noch so viel, wovon ich sprechen möchte. Und doch zwingt er mich zuletzt auch ihn als Misvergnügten den Lesern zu zeigen. Auch ihn drückt eine tiefe ernste Anklage gegen unser Volk, und leider eine gerechte:

Wie viel Schönes ging vorüber, und des Großen o wie viel,
Unbemerkt und unempfunden, gleich als sei's ein bloßes Spiel!
Keinen Kranz habt Ihr gewunden um des Sängers Pilgerstab,
Dem Siciliens Lorbeer schattet auf sein viel zu frühes Grab;
Arnim schritt durch Eure Mitte, wie ein träumender Gigant,
Süßer Tiefsinn auf den Lippen, doch Ihr habt ihn nicht erkannt;
Seiner Jugend Fehler habt Ihr jenem o wie spät verziehn,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin,
Erst als in den Epigonen er zu Euch herunterstieg,
Als Münchhausisch er gefabelt, rieft Ihr: Sieg! und aber: Sieg!
Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunkner Hölderlin,
Sollte, statt der Lorberkrone, nur ein Dornenkranz umziehn!

Die politische Zeit hat's gethan, könnten die Gegner antworten. Ich habe keine Antwort dafür. Aber wenn ich alle diese Zeitstimmen, die genannten und ungenannten, zusammenfasse, es gibt ein buntes, reiches Bild, aus dem die Kritik Vieles ausmerzen könnte, aus dem aber ein Totalcharakter uns deutlich entgegenspringt, das ist eine unabweisbare Bewegung nach Vorwärts. Ist das kein Fortschritt, daß eine ganze große Dichterclasse, einst von Horaz Zeiten an, durch Racine bis auf — ich will den letzten nicht nennen — die vorherrschende, daß die höfische Poesie bis auf Stumpf und Stiel ausgestorben ist. Da finde ich unter den Kukuksliedern eines, das so überschrieben ist. Es trifft nicht mehr. Wollte der Himmel, es träfen viele nicht mehr zu. Auch der neue Götze, der status quo, dem sie opfern, das Volk thut

es nicht, es ist noch kein Dichter auferstanden, der ihn angesungen hat. 15.

Briefe über die moralische Bildung des Menschen. Von Johann Hellmann. Zwei Bändchen. Wien, Wallishausser. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn man die ungeheuere Zahl der von Messe zu Messe erscheinenden Bücher überblickt, so muß man erstaunen über den Reichthum unserer Literatur. Allein bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß nur ein sehr geringer Theil zur Literatur gehört. Die Zahl der Bücher, in denen Neues und Eigenes mitgetheilt wird, ist gering; die Zahl derer, wodurch Wissenschaft, Leben und Kunst wahrhaft gefördert wird, ist nur klein. Da ist der Speculationsgeist, der viele Bücher in ein, freilich nur ephemeres Dasein ruft; da ist die Betrügerei, die Altes, Abgestandenes, Vergessenes hervorsucht und unter neuem Namen als Neues einschwärzt; da ist die Arroganz, welche sich allgemeines Gehör verschaffen will; da ist die Eitelkeit, welche den Namen des Autors affectirt — was weiß ich, wie die Jammerquellen alle heißen und wo sie liegen mögen, aus denen diese Sündflut von Maculatur hervorströmt. Indeß eine Classe von Schreibern gibt's noch, die ich specieller bezeichnen will, weil sie bedeutend viel Mitglieder zu zählen scheint; es befinden sich in dieser Classe Leute, die ganz gute, vernünftige Gedanken und den Glauben haben, man könne doch Andern damit auch nützen, wenn man bisweilen etwas drucken lasse. Das sind nun ohne Zweifel gute und sehr respectable Menschen, die so denken; aber im Irrthume sind sie doch. Nämlich es ist eine der unerfreulichsten Theorien die vom Nutzen stiften. So wie die Welt und die Menschen darin jetzt sind, so will wol Jeder, wenn's ihm etwas einträgt, nützen; aber sehr selten sind Diejenigen, die es eingestehen, daß sie das von Andern anzunehmen nöthig haben. Namentlich was die moralischen Belehrungen anbetrifft, so ist es damit ein äußerst schwieriges Verhältniß. Heutzutage will Jeder seine eigene Moral sich zurecht machen. Der Bürger hat nicht die des Militairs, der Bauer hat nicht die des Staatsmanns, der Künstler hat eine andere als der Geistliche, der Diener eine andere als sein Herr, Jeder will nach seiner eigenen Façon nicht selig werden, sondern leben. In frühern Decennien hatte man so viel Besorgniß vor Jesuitismus, daß die Jesuitenriecher wirklich komische Personen wurden; jetzt aber herrscht in der Moral ein System, das noch viel schlimmer ist als der Jesuitismus, weil dieser denn doch seine Grenzen und seine Kennzeichen hat; wo aber die Quellen und die Grenzen der heutigen Moral liegen, das möchte schwer zu ermitteln sein.

Wenn es nun nothwendig erscheint, daß hier gebessert werde, so halten wir es jedenfalls für thöricht, durch Moraltheorien bessern zu wollen. Der Glaube ist jetzt in der Welt so schwach, daß schwerlich ein Verleumder, oder ein Rachsüchtiger, oder ein Eifersüchtiger, oder ein Undankbarer, wenn er das vorliegende Buch von Hrn. Hellmann liest, sagen wird: „Ja, der brave Mann hat Recht mit Dem, was er in seinem 59. und 60. Briefe über die Großmuth, und was er im 70. über die Faulheit sagt; ich will nun auch ein fleißiger, großmüthiger Mensch werden." Durch die nackte Theorie, durchs Zergliedern der moralischen Begriffe wird nicht leicht Jemand für die Tugend gewonnen. Der Mensch muß gehoben werden, wenn er sich emporschwingen soll. Die Moral aber gewinnt diese hebende Kraft nur durch ihre Verbindung mit der Religion. Diese Verbindung ist durchaus nothwendig und unauflöslich. Die Religion ist kein Ganzes ohne die Moral, weil ihr sonst die Anwendung, der praktische Theil fehlen würde; die Moral ist nichts ohne die Religion, weil sie sonst kein Fundament, keine Haltung hätte. Und hiermit haben wir zugleich den Grundirrthum des Verf. der oben angezeigten Schrift angedeutet; er verbindet die Religion nicht eng genug mit der Moral, daher hat sein Raisonnement schon keine andere Autorität als die seiner Subjectivität, und die möchte sich schwerlich überall Anerkennung zu verschaffen im Stande sein. Sehr nahe liegt hier die Frage, für wen der Verf. denn eigentlich schreibt. Er dedicirt sein Buch seiner Gattin, und damit scheint er anzudeuten, daß seine Schrift zunächst für Frauen bestimmt sei. Allein dann wäre sein Bemühen ein durchaus vergebliches. Denn wie könnten Frauen gewonnen oder überzeugt werden durch moralische Abhandlungen, z. B. über die Hoffnung, über die Mittel gegen die Leidenschaften, über Eifersucht, über Fadheit, über eheliche Liebe, über Sanftmuth und dergleichen — lauter Capitel, die in dem Buche abgehandelt werden. Schreibt aber der Verf. nicht für Frauen, so wünschen wir, daß recht viele Geschäftsleute Muße finden mögen, sein Buch zu lesen; denn die philosophisch Gebildeten werden schwerlich an diese Schrift sich gefesselt fühlen.

Was nun die Form der in diesen zwei Bändchen mitgetheilten Abhandlungen betrifft, so hat dieselbe keine eigenthümlichen Vorzüge und Schönheiten, aber sie erscheint als dem Gegenstande angemessen. Als ein Beispiel zu der Art wie der Verf. seine Materie behandelt, liefern wir eine Stelle aus dem zweiten Bändchen (S. 60): „Selbst die doppelte Schönheit des Körpers und des Geistes nützt zu unserer Glückseligkeit wenig, wenn sie nicht mit den moralischen Eigenschaften des Herzens verbunden ist. Nur eine solche dreifache Schönheit des Körpers, Geistes und des Herzens hat allein einen bleibenden Reiz und die damit begabte Persönlichkeit wird auch in der Ehe ein treuer Gefährte in allen Zufällen des Lebens sein. Nun fallen aber zuweilen Männer in die Schlingen der Koketterie und lassen sich von jenen weiblichen Wesen einnehmen, die bei ihrer äußern Schönheit eine künstliche Feinheit zu gebrauchen wissen und eine Sprache führen, die wol ganz jene der Liebe und des wahren Gefühls zu sein scheint, aber dennoch nichts anders als ein schlauer Betrug ist, um sich nur des Gegenstandes zu bemächtigen, den sie sich ersehen haben, theils um ihren Stolz, ihre Herrschsucht und Eitelkeit, oder sonst ein anderes Interesse zu befriedigen. Man sieht diese dann den bessern weiblichen Wesen vorgezogen, die ganz geschaffen sind durch Tugend und feine Sitte wahre Liebe mit Reinheit des Herzens zu verbinden, die aber, von einer edeln Scham und den Grundsätzen einer moralischen Erziehung zurückgehalten, ihre Gefühle blos errathen lassen. Dergleichen wohlerzogene weibliche Geschöpfe scheuen sich gleichsam, die Sprache der Liebe zu führen; sie verbergen daher dies Gefühl sorgfältig und lassen es nur unter dem Schleier der Freundschaft durchschimmern. Allein dem von Liebe verblendeten Manne ist diese holde Schamhaftigkeit Kälte und eine ihm unausstehliche Gleichgültigkeit, welche seinem glühenden Herzen unmöglich entsprechen kann. Daher glaubt er in der scheinbaren Wärme einer Kokette, die ihm allein als reine Tugend und in Engelsgestalt erscheint und die mit einer erheuchelten eigenen Lebhaftigkeit Gefühle zu äußern und von Liebe zu sprechen versteht, einen weit größern und schmeichelhaftern Lohn seiner unbegrenzten Hingebung zu finden, und indem er so den Schein für Wahrheit nimmt, wird er endlich, von der betrügerischen Verblendung hingerissen, das Opfer der Liebe unwürdiger Geschöpfe. So gehen dem Auge und dem Herzen diejenigen weiblichen Wesen verloren, die wahrhaft zu lieben fähig und allein geeignet sind, wesentliches und dauerhaftes Glück zu begründen. So fällt die wahrhafte, brennende Liebe zuweilen als Beute der entehrendsten und abscheulichsten Verstellung, so wird sie, dieses himmlische Gefühl, öfters ihres Glanzes und ihrer Harmonie beraubt, aus ihrer erhabenen Höhe gestürzt, entweiht, und statt eine Beglückerin das Verderben der Menschheit."

Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß wir die Bravheit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, welche der Verfasser überall ausspricht, mit entschiedener Achtung anerkennen und loben. 11.

Persischer Geldburst.

„Das Laster des Geizes", sagt George Fowler in seinen „Three years in Persia" (2 Bde., London 1841), „beherrscht in Persien den Fürsten wie den Bauer. Geld ist dort nicht allein der große Hebel, sondern der eigentliche Urstoff alles Seins, und Liebe zum Gelde wurzelt so tief im persischen Gemüthe, daß ziemlich kein anderer Gedanke darin aufkeimen kann. Zähigkeit im Behalten und Schlauheit im Verstecken des Geldes sind in Persien merkwürdig. Ich habe sie gesehen in Lumpen gehüllt, bin mit anscheinenden Bettlern gereist, für die ich das Geschenk einer Pfeife Taback eine Wohlthat glaubte, und ihre Sattelkissen waren mit Dukaten gefüttert. Hört man ihre Gespräche, sie handeln ausschliessend von pul, von Geld, und dabei kann doch Niemand begreifen, wo sie eigentlich ihr Geld herbekommen, denn Gold- oder Silberbergwerke haben sie nicht und die Handelsbilanz ist für Persien so ungünstig, daß fast durch jeden nach Konstantinopel gesendeten Tatar Pferdeladungen von Dukaten abgehen. Bei meiner ersten Ankunft in Persien fand ein sehr beunruhigender Mangel an Gold statt. Er war eine Folge der schweren, von Rußland als Entschädigung für den letzten Krieg aufgelegten Contribution, im Betrage von acht Crores Tomauns oder drei Millionen Pf. St. (20 Millionen Thaler). Während meines Aufenthaltes in Tabreez starb der Gouverneur von Magara, Jaffier Kouli Khan, der im Geruche großer Reichthümer stand. Das Vergraben des Geldes ist in Persien sehr gewöhnlich, und auf diese Weise sollte jener bedeutende Summen versteckt haben. Dem Tode nahe und benachrichtigt, daß seiner Tage nur noch wenige seien, konnte doch nichts ihn vermögen, den Ort anzugeben, wo er seine Schätze verscharrt. Einige Gläubiger wurden aufsässig und es bedurfte der Vermittelung des Ameer y Nizam, daß er im Frieden vor ihren Zudringlichkeiten sterben konnte. Auch von seinem Vater war es bekannt, daß derselbe zweimal ansehnliche Geldsummen vergraben und, um die Entdeckung zu vermeiden, jedesmal den ihn begleitenden Diener ermordet hatte. Der Glaube, daß Jaffier Kouli Khan große Schätze in der Erde liegen habe, war so allgemein, daß nach seinem Tode die Regierungsbehörden, gemeinschaftlich mit dem Ameer, Nachgrabungen anstellten. Damit die Diener sagen sollten, wovon sie doch nichts wußten, erhielten sie erst Geld, dann Drohworte, zuletzt die grausamste Bastonnade. Nichts geht dem Könige so sehr zu Herzen wie der Anblick von Geld. Geld ist unwiderstehlich; Geld hat ihn auf den Thron gesetzt, Geld erhält ihn auf dem Throne, Geld kauft ihm Alles ab, worüber er zu verfügen hat, sogar das Leben, wie viele geschichtliche Thatsachen bezeugen. Der König greift in die Taschen seiner Unterthanen, sei es, daß er einen Palast bauen, einen seiner vielen Söhne vermählen oder seinen Arzt für eine Wundercur belohnen will. Letzternfalls läßt er den Dörfern seine, Staunen erregende Genesung verkünden mit dem Beisatze: ‚Preiset den Herrn und helft mir den Arzt bezahlen!' Bald werden 2000 oder 3000 Tomauns (ein Tomaun 10 Schillinge, 3 Thaler 8 Groschen) zusammengetrieben; aber der Arzt bekommt höchstens die Hälfte, das übrige fließt in den königlichen Schatz. Der Shah vergißt sich in seinem Geize so weit, daß er bisweilen die Runde der Bazars macht, um zu sehen, was er er erwischen kann. ‚Recht schönes Tuch; der König möchte davon wol einen Rock haben.' Und ganz zerknirscht von der Ehre, wird es dem Gefolge behändigt. Eine der sinnreichen Erfindungen des letztverstorbenen Monarchen, Futtee Ali Shah, sich Geld zu verschaffen, bestand darin, daß er einige Khans oder Hofleute auffoderte, um eine bestimmte Geldsumme, vielleicht 400 oder 500 Tomauns, mit ihm nach einem Ziele zu schießen. Die angethane Ehre durfte natürlich nicht abgelehnt werden und Se. Maj. hatte daher auch den ersten Schuß. Er galt für einen vortrefflichen Schützen. Indessen konnte er doch fehlen, und da eine beträchtliche Summe auf dem Spiele stand, mußte man daran denken, dem Risico vorzubeugen. Also wurde das Schaf in großer Entfernung herangebracht, die Beine mit einem langen Stricke gebunden, den ein vertrauter Diener hielt. Und dieser war angewiesen, im Momente, wo der Shah feuerte, dem Thiere alle vier Beine wegzuziehen, gleich als habe die Kugel es zum Tode getroffen. Die Entfernung war so groß, daß sich annehmen ließ, die Khans sähen die klägliche Spitzbüberei nicht. Sie brauchten sie aber auch nicht zu sehen, denn ehe der Spaß anging, waren sie damit bekannt. Auf solche Weise hat Se. Maj., entzückt über das Gelingen seiner Kriegslist, seinen Khans manchen Preis abgewonnen. Während meines Verweilens in Persien wurde die Wohnung des britischen Gesandten, die er jedoch damals nicht innehatte, derb bestohlen, ebenso die Gemahlin eines englischen Obersten um einen Werth von 100 Pf. St. Aber Ersatz war nicht zu erlangen und es hieß, der Vezier habe am Raube Theil gehabt. Bürgerliche Räuberei gilt den Persern kein Verbrechen; wenn man nur das Geld bekommt, das Wie kümmert nicht. Der Gouverneur von Resht war sehr reich; der König wollte ihm von einigem Gelde helfen und in Ermangelung eines besser dazu geeigneten Vorwandes fiel Se. Maj. auf den Gedanken, ihm zu sagen, ein anderer Khan habe für seine Statthalterschaft 100,000 Tomauns geboten. ‚Bei der Seite des Königs, 's ist wahr', betheuerte der Shah, der von sich selbst stets in der dritten Person redet. ‚Ich bin Euer Sklave', erwiderte der Gouverneur, ‚und ich bin Euer Opfer.' Und das war er auch, denn er mußte das Geld bezahlen. Der verstorbene Kronprinz von Persien, Abbas Mirza, war gewiß der einsichtsvollste, ehrenhafteste und talentreichste Mensch, den das königliche Haus seit lange besessen. Der hatte es nöthig erachtet, den Statthalter von Azertijan abzusetzen. Der Abgesetzte wendete sich an des Prinzen Vater, Futtee Ali Shah, und bot für seine Wiedereinsetzung 40,000 Tomauns. Das Geld wurde angenommen und dem Khan das verlangte Schreiben behändigt, der damit frohlockend zum Prinzen eilte. Nachdem Se. Hoheit das Schreiben gelesen, rief er: ‚Es gibt keinen Gott außer Gott!' und bedeutete hierauf den Khan, daß er ein Thor und ein Bösewicht sei, und wenn er sich nicht im Augenblicke davonmache, er die Bastonnade bekommen solle. Mit bitterer Klage trat der Khan vor den König. Der lachte ihn aber aus, hatte er doch das an den Prinzen verlangte Schreiben erhalten. Dessenungeachtet nahm der Prinz die zweite Appellation an seinen Vater bedeutend übel, lockte den Exgouverneur durch schöne Versprechungen zu sich, raubte ihm seine ganze Habe und schickte ihn dann ins Exil. Die Steuern werden wie Beute behandelt; wo kein Geld zu erlangen ist, werden Naturalien genommen. Der Finanzminister genießt bei den Kaufleuten keinen Credit; während ich in Tabreez war, standen seine Wechsel fast immer 50 Procent Disconto, und wer sie dafür nahm, lief noch beträchtliche Gefahr, wenn er auf Bezahlung drang. So zerrüttet dieser allgemeine Geldburst das Fundament der Regierung und der Gesellschaft. Eine Räuberbande schickt ihre Abgeordneten an eine Stadt und droht mit Plünderung, dafern nicht jeder Kaufmann eine bestimmte Geldsumme erlege. Wer bezahlt, bleibt für jetzt verschont; wer nicht bezahlt, wird ausgeplündert, vielleicht ermordet. Auf solche Art wurde neulich Bushire geplündert; das fortgeschleppte Eigenthum belief sich auf 300,000 Pf. St.; der Districtsgouverneur bekam seinen Theil von der Beute, ja, war der eigentliche Anstifter des Überfalles, obschon ein Prinz vom Geblüte! Sir John Malcolm erzählt von einem Khan, der beim ersten Erblicken des reichen und weiten Kalkutta in die Worte ausbrach: ‚Welch herrlicher Platz zum Plündern!'" 7.

Literarische Notiz.

Vor kurzem starb zu Clifton W. Liddiard (geb. 1773), der sich durch verschiedene literarische Leistungen, besonders durch Schilderungen aus der Schweiz und durch eine Anzahl anmuthiger Dichtungen bekannt gemacht hat. Wir geben die Titel einiger seiner Schriften: „Mont St.-Jean, a poem" (1816); „The legend of Einsiedlen, a tale of Switzerland" (1828); „A three months tour in Switzerland and France" (1833). 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1842.

Ulrich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1841. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Goethe hat in seinem „Wilhelm Meister" dargethan, daß, wer sich nur selbst spielen könne, nicht zum Schauspieler berufen sei. Dasselbe kann man vom Schriftsteller sagen, denn wer in allen seinen Büchern sich und immer wieder nur sich abconterfeit, der ist kein Schriftsteller und thäte jedenfalls besser, er legte nach dem ersten Bilde, das er entwirft, die Feder ruhig aus der Hand. Gegenwärtig, wo Jeder, der denkt, auch schreiben zu können glaubt, gibt es solcher Stegreifschriftsteller eine hübsche Anzahl. Sie sind, wenn sie sich zu begnügen wissen, nicht die schlechtesten, denn sie fangen in der Regel damit an, dem Publicum Confessionen zu machen. In welcher Form dies geschieht, ist gleichgültig, meistentheils aber wählt ein solcher Autor den Roman oder die Novelle zu seinem Vehikel, als diejenige Form, in welche sich das Verschiedenartigste aufs bequemste zusammenstellen läßt. Confessionen dieser Art, die eben als solche innere Lebenswahrheit enthalten, haben eine unwiderstehliche Anziehungskraft und vermögen deshalb das große Publicum leicht überdiemaßen zu enthusiasmiren. Dieses unerwartete Glück, dieser schnell und spielend gewonnene Ruhm bringt nun einem solchen Schriftsteller die Meinung bei, daß er bedeutend sein, Beruf zum Schreiben haben müsse, und siehe da! in kurzer Zeit überreicht er dem Publicum ein neues Buch, das ebenso freundlich aufgenommen, ebenso günstig oder doch nachsichtig beurtheilt wird. Denn auch das gehört zu den seltsamen Eigenheiten wenigstens des deutschen Publicums, daß es Dilettanten stets nachsichtiger, milder, liebevoller aufnimmt, daß es sie sogar mehr hätschelt und verehrt als Leute von Fach.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn trat, wie die schriftstellernden Frauen immer, mit einer Confession in die Literatur. Sie besang anfangs in sehr schönen, doch nicht immer poetischen Versen den Schmerz, das tiefe, seelenzerstörende Weh einer unglücklichen Liebe. Zartheit und Tiefe des Gefühls, Anmuth der Darstellung, Zauber der Sprache und die Ungewöhnlichkeit, daß eine Gräfin unverhohlen damit bei dem Publicum debutirte, erwarben ihr schnell Anerkennung. Später warf sie die Lyrik bei Seite und griff zur Prosa. Auch hier überraschte sie durch kecke Gedanken, durch blitzende, geistreiche Einfälle, durch sprudelnde Laune, durch pikante Enthüllungen gesellschaftlicher Lebenszustände und durch den feinsten Conversationsstyl, den sie mit spielender, allerliebster Koketterie wie einen mit Brillanten besetzten Fächer handhabte. Sie gefiel abermals, denn sie hatte in ganz neuer Form wieder eine Confession gemacht; „Gräfin Faustine" und „Aus der Gesellschaft" sind zwei Bücher, die sich gegenseitig ergänzen und von denen das letztgenannte jenes erstere wie eine Arabeske ein mit brennenden Farben keck hingeworfenes Ölgemälde umrankt. Betrachten wir aber die darin auftretenden Personen genauer, so finden wir, daß es in beiden Büchern dieselben, nur in anderer Kleidung, anderer Maske, unter andern Namen auftretend sind. Das ist ein Übelstand; indeß was vergibt man nicht einem geistreichen, liebreizenden Weibe, vorzüglich, wenn es überdies noch eine Gräfin ist! Gräfin Ida spielt immer nur mit drei Personen — einer Königin, welche entweder Faustine, oder Gräfin Schönholm, oder Fürstin Margarita Thierstein heißt, einem Könige, der bald den Namen Mario, bald Ulrich führt, und endlich mit einem plumpen, täppischen Thurme, der sich wiederum entweder Graf oder Baron Y oder Fürst Thierstein nennt. Mit diesen drei Figuren macht unsere Gräfin immer ihre Partie und gewinnt sie auf eine oder die andere Weise, indem sie die Figuren so gegeneinanderstellt, daß entweder die Königin mit dem Thurme ein pas de deux tanzen muß, gut oder schlecht, darnach wird nicht gefragt; oder daß sie entweder vor oder nach dem Engagement mit dem Thurm in eine verhängnißvolle Verbindung mit dem Könige geräth. Ohne Bild gesprochen heißt dies: Gräfin Hahn-Hahn kennt in allen ihren Büchern nur einen Engel von Frau, einen Engel von Liebhaber und einen Teufel von Mann. Was sonst noch herbeigeholt wird, ist von keinem Belang. Alle übrigen Figuren sind entweder Statisten, oder es sind zweite Abdrücke der genannten. Wer möchte leugnen, daß zu einem wiederholten anziehenden, ja zuweilen glänzenden Spiel mit so wenigen Charakteren Geist und Talent gehört; wer aber möchte sich auch verhehlen, daß hinter diesem verdeckten Spiele eine tiefe Armuth der Erfindung, mit einem Worte ein entschiedener Mangel an Schriftstellerberufe verborgen liegt?

Alles, was wir hier ausgesprochen haben, erleidet die

vollkommenste Anwendung auf den neuesten Roman der Gräfin Hahn=Hahn: „Ulrich". Wir geben eine kurze Inhaltsanzeige, damit der mit dem Buche selbst noch nicht bekannte Leser einen Probirstein für unser Urtheil erhalte. Drei junge Mädchen, Unica, Clotilde und Margarita, verlassen die Pension und heirathen bald darauf, alle mehr nach dem Wunsche ihrer Angehörigen als aus Neigung, aus Herzensdrang. Nur Unica und Margarita fesseln uns, Clotilde, eine gemeine Kokette, dient blos als Figur in pikanten Zwischenspielen, ist aber insofern sehr gut angelegt, als sie auf die fein=malitiöseste Weise das sittlich gemeine Treiben, die übertünchte Gesinnungslosigkeit der demoralisirten Aristokratie repräsentirt und an den Pranger stellt. Nur dürfen wir dabei nicht aus den Augen lassen, daß Clotilde die einzige bürgerlich Geborene ist! Dies hat bei unserer Gräfin großes Gewicht, worüber wir uns später noch auslassen werden. Unica, Gräfin von Erberg, eine Zeit lang Geliebte des jungen Marana, Bruder Clotildens, der später zum Grafen avancirt, lernt den Grafen Ulrich von Erberg, ihren Vetter, kennen und fügt sich nach langem Sträuben, ihn dem Wunsche ihres Vaters gemäß zu ehelichen. Ulrich ist ein äußerlich kalter, unschöner Mann, von gelber Gesichtsfarbe, altem Aussehen, schläfrig=gelangweiltem Blicke, der seiner Geliebten selbst gesteht, daß er sie nicht aus Liebe, sondern nur, weil er bei ihr ruhig leben zu können hoffe, heirathet. Unica empört dies und sie nimmt sich vor, ihn dafür büßen zu lassen. Sie verweigert ihm deshalb die ehelichen Rechte. Dadurch kommt natürlich sogleich ein so greller Mißton in diese Convenienzehe, daß an eine Harmonie auch in Zukunft nicht zu denken ist. Indeß entdeckt doch Unica an ihrem Gatten so viele bedeutende Eigenschaften, daß sie die kühle Schale, die er um sein geheimnißvolles Innere gelegt, zu sprengen sucht. Ohne es sich selbst zu gestehen, noch es Ulrich merken zu lassen, liebt sie ihn, und diese Liebe wird ihr zur Gewißheit, als ihr Ulrich die Geschichte seiner ersten Liebe erzählt, von der sich sein Lebensunglück herschreibt. Diese Liebe ist äußerst sonderbar und unwahrscheinlich, noch wunderbarer aber der Gegenstand derselben, Melusine. Ulrich trifft diese Melusine in Mailand, wird von dem unsaglichen Schmerz in ihrem wunderschönen Auge bezaubert, gesteht ihr seine Liebe, findet Erhörung, muß ihr aber versprechen, niemals nach ihrem frühern Leben zu fragen und sich sogleich wieder von ihr zu trennen. Er geht darauf ein, trifft sie drei Jahre später wieder in Berlin mit einem schönen Knaben Huldarich und erfährt dabei gelegentlich, daß sie die Maitresse eines Gesandten ist. Von dieser Stunde an verzichtet Ulrich auf alle Frauenliebe. Erst später erfahren wir, daß Melusine die Tochter einer stolzen Freifrau ist, die aus Liebe einem Demagogen Hermann, der Hauslehrer im Hause ihrer Mutter war, nach Paris folgte, bei ihm, der sich nur am Adel rächen will, Magd= und Gattindienste vertritt, sich von ihm mishandeln läßt und erst, als gar kein Auskommen mehr ist, ihn verläßt, sich in die Seine stürzt, von dem Gesandten gerettet wird und zum Dank dafür sich entschließt, seine Maitresse zu werden. Trotz diesem sittenlosen Lebenswandel will uns die Frau Gräfin doch einreden, Melusine sei ein höchst respectables Weib! Diese Erzählung erweckt in Unica's Brust noch mehr die schlummernde Liebe zu Ulrich, da lernt dieser Margarita, Fürstin von Thierstein, kennen, das jugendlichere, unschuldige Ebenbild Melusinens. Sie ist Melusinens Schwester. Beide lieben einander, und sobald Ulrich Gewißheit darüber erhalten hat, kündigt er seiner Frau kurz und bündig an, daß er sich von ihr scheiden lassen müsse, um später auf irgend eine Weise Margarita sein nennen zu können. Unica widersetzt sich diesem Verlangen und gesteht jetzt jammernd dem treulosen Gatten ihre Liebe, die dieser jedoch kalt verschmäht. Da nun aber die Gräfin durchaus nichts von Scheidung wissen will, so geht Ulrich auf Reisen, nachdem er zuvor seinen vertrautesten Diener mit einem Briefe an Margarita entsendet und ihr Lebewohl gesagt hat. Dieser Brief wird an Margarita zum Verräther. Ihre Schwiegermutter, ein gemeines, ränkesüchtiges Weib, bemächtigt sich desselben, zeigt ihn dem Fürsten, der, roh und gemein sinnlich, von sich auf Andere schließt und aus diesem Briefe seine schuldlose Gattin des Ehebruchs bezichtigen will. Nach langen Debatten, in denen die Roheit des Fürsten, die Gemeinheit seiner Frau Mutter und die Engelsgeduld Margarita's sich glänzend bethätigen, kommt es zur Scheidung, worauf Margarita mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen, in die Einsamkeit am Genfersee sich zurückzieht. Ulrich bereist unterdessen den Norden Europas, und da er einen seiner Briefe an Margarita mit der Bemerkung von ihrer Hand „wird nicht angenommen" zurückerhält — eine Schlechtigkeit, die auf Anstiften der Fürsten Mutter begangen wird —, glaubt er sich vergessen und stürzt sich aufs neue in den Strudel weltlicher Zerstreuungen aller Art. Liebschaften mit Schauspielerinnen, bei denen das Herz wenig betheiligt ist, Besuche in Salons, Theatern, Concerten und Ähnliches müssen dem reichen, zerrissenen Aristokraten das elende Leben erträglich machen. Auf einmal läuft ein Brief von Melusine ein, die den Geliebten nie aus den Augen gelassen hat. Dieser Brief meldet ihm die erfolgte Scheidung Margarita's und ruft ihn in ihre Arme zurück. Ulrich reist auf der Stelle ab, spricht bei seiner Gattin blos vor, um ihr abermals zu sagen, daß er sich von ihr scheiden lasse, geht an den Genfersee, trifft hier Melusine sterbend in Margarita's Armen, die der Schwester traurige Lebensgeschicke erfahren hat, empfängt seinen Sohn Huldarich aus den Händen der Sterbenden und wird endlich der glückliche Gatte Margarita's. Unica geht nach Italien und soll nach der Versicherung der Gräfin durch ihren Starr= und Eigensinn alle Welt gequält haben, was wir ihr nach der von Ulrich erlittenen Behandlung so gar sehr nicht verdenken können.

(Der Beschluß folgt.)

Die Preßfreiheit in England, mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin, Nicolai. 1841. 8. 10 Ngr.

Wollen wir, da man jetzt alle Ursache hat, bei jeder von Staatssachen handelnden Schrift nach der Absicht zu fragen, dies auch bei der vorliegenden thun, so kann es zweifelhaft bleiben, ob es die war, zu zeigen: wie kräftige Repressivmittel

es gegen einen Misbrauch der Presse gebe, oder die andere, daß die Presse bei uns unter milderm Rechte stehe als in England. Vielleicht war es auch ein dritter: darzuthun, daß der Stand der Sache in England ein ganz eigenthümlicher und von da aus kein Schluß auf andere Staaten rathsam sei. Im Sinne der gewöhnlichen Vertheidiger der Preßfreiheit ist die Schrift jedenfalls nicht geschrieben. Der Verf. hat übrigens unsere Sympathie, wenn er empfiehlt, lieber nach England als nach Frankreich zu blicken, und ebenso stimmen wir ihm darin bei, daß er Denen, welche England, „ohne englisch gesittet zu sein", nachahmen wollten, nichts Gutes verspricht. Die Hauptsache ist, daß England und die englische Verfassung so selten richtig verstanden werden, daß man so oft sich an die Außenseite hielt, ohne in den tiefern Kern zu dringen. Die wenigen Engländer, die über die Verfassung ihres Landes speculirt haben, haben die Verwirrung nur ärger gemacht, da sie mit einer, von einem falschen Bilde von der englischen Verfassung abstrahirten, ausländischen Staatsphilosophie an das Werk gingen und so erst recht gewisse Ansichten in die englische Verfassung hineintrugen, die ihr an sich ganz fremd sind und denen auch ihre innere unverwüstliche Gesundheit zeither noch glücklich gewachsen gewesen ist. Aber auch unser Verf. vermischt in seiner in der Einleitung hervortretenden Ansicht von England vielfach Wahres und Falsches und bewährt keine richtige Grundansicht.

Im übrigen theilt diese Schrift, die als ein recht zeitgemäßer Beitrag zur Geschichte der Preßgesetzgebung mit Dank zu begrüßen ist, im Verfolg eines geschichtlichen Überblicks der in England durch das allmälige Wichtigerwerden der Presse veranlaßten Maßregeln, zuerst das am 19. Mai 1662, also im Beginn einer nicht durch auswärtigen Einfluß, nicht durch Zwang, sondern durch den Selbstwillen der Nation, vielmehr durch das allgemeine Bedürfniß bewirkten Restauration, nach dem Vorbild italienischer und spanischer Einrichtungen erlassene Censurgesetz mit, das unter dem Namen Licensing act in den Jahrbüchern der englischen Jurisprudenz eine bemerkenswerthe Stelle einnimmt und, wie der Verf. mit Recht sagt, von einer Strenge zeugt, wie sie kaum in einem despotischen Staate begreiflich ist. Sie lag jedoch, bemerkt er, in den Umständen. Statt aller Censurinstruction heißt es hier blos: „Es ist verboten, aufrührerische, schismatische und gefährliche Bücher und Flugschriften zu drucken, zu veröffentlichen und zu verkaufen." Als Strafe wird bestimmt: „Die wider gegenwärtiges Statut Handelnden werden das erstemal auf drei Jahre suspendirt, das zweitemal auf Lebenszeit und verfallen sie noch außerdem einer Geldbuße, Gefängnißstrafe, oder jeder andern Leibesstrafe, welche aber weder der Verlust des Lebens, noch der eines Gliedes sein darf und vor der Kingsbench oder den königlichen Richtern der Assisen ausgesprochen werden wird. Die Friedensrichter sind auf gleiche Weise dazu ermächtigt." Außerdem beschäftigte sich das Statut hauptsächlich mit der Bezeichnung der Behörden, durch welche die Censur bewerkstelligt werden sollte und mit sehr strengen Regulativen für Buchhändler und Drucker, wo sogar die Zahl der Pressen — kein Drucker wird mehr als zwei Pressen halten können — und der Arbeiter vorgeschrieben wird. Das Statut sollte nur auf zwei Jahre gelten, ward aber 1665 auf 13 Jahre verlängert und ist bis 1694, also noch fünf Jahre nach der letzten englischen Revolution beibehalten, dann aber, durch Nichtwiedererneuerung, stillschweigend abgeschafft worden. Von da an kannte die Presse keine andern Einschränkungen als die allgemeinen Bestimmungen gegen das Libell, „dessen Definition bald milder, bald strenger ausfiel, je nachdem die Regierung sich stark oder schwach fühlte und die Legisten der Krone dasselbe auszulegen für nöthig erachteten". „Libelle im eigentlichen Sinne erschienen wenige, die Zahl der Zeitungen und Tagesblätter war nicht beträchtlich, und scharfe Kritiken, wie z. B. „Junius' Briefe", kamen nur dann vor Gericht, wenn sie die Person des Staatsoberhaupts beleidigten, oder Injurien enthielten gegen Pairs und Mitglieder des Parlaments. Die allgemeine Abspannung nach so heftiger Bewegung hatte die Folge, daß Englands eminente Köpfe sich mehr mit der schönen Literatur als mit der Politik beschäftigen mochten." Erst der amerikanische Krieg — welcher Periode übrigens auch, wie nach den Worten des Verf. nicht scheinen sollte, „Junius' Briefe" angehören — veranlaßte wieder eine große Masse von Pamphlets und Flugschriften und die Processe gegen Zeitungsredactoren vermehrten sich in einem furchtbaren Grade. Indeß war das Parlament doch nicht zu bewegen, neue Beschränkungen der Presse zu verfügen. „Man behalf sich, wie man konnte, mit dem Libellrechte, das allerdings in vielen Punkten nicht auszureichen schien, und da es oftmals willkürlich interpretirt wurde, die allgemeine Unzufriedenheit und die Verlegenheit der Regierung noch vermehrte, ohne dem Übel abzuhelfen."

Indem der Verf. nun von dem Einfluß der französischen Revolution spricht, macht er die seltsame Bemerkung, daß ihre verderblichen Principien in England um so leichtern Eingang gefunden hätten, da jeder freie Staat stets am Abgrunde der Republik stehe. Man sollte denken, der Staat wäre am fernsten von der Gefahr einer Änderung seiner Verfassung, mit dessen Einrichtungen seine Bürger am besten zufrieden wären, unter dessen Schutze sie sich am wohlsten fühlten. Oder denkt der Verf. bei dem „freien" Staate blos an die politische Form, nicht an die Freiheit, sondern an die Herrschaft, an das politische Recht, blickt er also, wogegen er doch selbst warnt, mehr nach Frankreich als nach England, so muß es wenigstens bei seinen sonstigen politischen Ansichten befremden, daß er nur einen Staat mit englischer Verfassung für einen freien erklärt. In Folge der französischen Revolution also und ihrer Einflüsse auf die englische Presse fand man sich endlich veranlaßt, 1798 auf Pitt's Betrieb ein neues und verschärftes Repressivgesetz zu begründen, was bis auf den heutigen Tag besteht, und in 30 Artikeln die Norm enthält, nach welcher Eigenthümer und Drucker von Tagesblättern sich zu richten haben. Dieses Gesetz enthält übrigens keineswegs blos Repressiv-, sondern auch Präventivmaßregeln. Hierher gehört nämlich die den Druckern und Herausgebern von Blättern vorgeschriebene Declaration, welche Namen und Wohnung des Druckers, Redacteurs und der Eigenthümer, sowie die Nachweisung des Antheils, den sie an dem Blatte haben, die Beschreibung der Druckerei und der Form des Inhalts enthalten und bei jeder Veränderung erneuert, auch schriftlich und eidlich geschehen muß. Ferner die Zusendung eines Exemplars von jedem Zeitungsblatte, die in den ersten sechs Tagen seiner Publication an die Commission der Stempelkammer erfolgen muß. Hauptsächlich ist es die Stempelung selbst, welche indirect und durch den Einfluß, welchen sie auf die Kosten der periodischen Presse übt, als Präventivmaßregel wirkt. In Bezug auf die Preßvergehen enthält jenes Statut nur eine Verschärfung, sofern es nämlich selbst auf solche Nachrichten, die aus fremden Zeitungen entlehnt worden, wenn sie „zum Zweck haben, die Person Sr. Maj. zu beleidigen, oder Haß und Verachtung gegen die Regierung und Verfassung des Landes anzufachen und zu verbreiten", eine Arreststrafe von nicht unter sechs Monaten, nicht über ein Jahr setzt, „die Strafe nicht gerechnet, welche noch außerdem nach den Umständen für so großes Vergehen (high misdemeanor) verhängt werden könnte" und mit unumschränktester Vollmacht dem Lordkanzler anheimgestellt ist. (Jedoch nur die Strafe, während die Erklärung der Schuld von der Jury abhängt.) Im übrigen vertraute man dem bestehenden Libellrecht. Auch dieses ist sehr streng und sehr unbestimmt. Man unterscheidet zwischen dem politischen Libell und dem Privatlibell. Das politische Libell betrifft die Beleidigung: 1) gegen die Religion, wo das common law allerdings eine „decente und mäßige" Controverse in Glaubenssachen gestattet; 2) gegen die guten Sitten, in welcher Hinsicht gegen obscöne Schriften verfahren wird; 3) gegen das Völkerrecht, nämlich gegen fremde Regierungen, wo die Processe in England selten erhebliche Resultate haben dürften; 4) gegen den Staat und die Verfassung, wo nach

1772 ein Buch als Libell bestraft wurde, weil es indirect gegen die Rechte der Pairie gerichtet schien; 5) gegen den König und seine Regierung, wo Alles Libell ist, was die Person des Königs beleidigt, sein Recht bezweifelt, seine Macht erschüttert, oder die Verwaltung seiner Regierung in der Person seiner Minister der Verachtung und dem Hasse preisgibt. Die gegen den König gerichteten Libelle betrachten die Rechtsgelehrten als Hochverrath zweiter Classe (petty treason). Beleidigende Angriffe gegen die Minister sind zwar nicht Hochverrath, werden aber doch durch den Kronanwalt zur Sprache gebracht und mit Geld- oder Gefängnißstrafe gebüßt. Beleidigung des Unterhauses wird von ihm selbst, bis zu Gefängniß im Tower auf die ganze Zeit einer Session, geahndet. Das Privatlibell wird strenger bestraft, wenn es gegen Richter, Pairs, Magistratspersonen gerichtet war; aber auch gegen bloße Privatpersonen gelten Schriften als Libelle, die sie eines Verbrechens beschuldigen, ihnen in ihrem Amte, ihrer Profession, ihrem Handel Nachtheil bringen, sie lächerlich machen oder der allgemeinen Verachtung preisgeben. Selbst ein Parlamentsglied darf keine beleidigende Äußerung, die er im Parlamente gethan hat, drucken und veröffentlichen lassen, ohne sich der Belangung als Libellist auszusetzen.

Man muß, wenn man annimmt, daß nach dem allen auch wirklich fortwährend verfahren wird, dem Verf. gewiß darin beistimmen, daß durch alle diese Normen der Kreis, innerhalb dessen Jemand mit vollkommener Sicherheit, keiner Strafe zu unterliegen, schreiben kann, sehr verengt wird. Es ist ganz richtig, daß bei uns Manches mit Censur gedruckt wird, was in England, weil es gegen bestehende Einrichtungen gerichtet ist und über diese harte Urtheile fällt, unter den Begriff des politischen Libells fallen würde. Der Verf. findet dabei auch darin an sich keine Erweiterung der Freiheit, daß auch Preßvergehen von der Jury beurtheilt werden; denn er behauptet, die meisten von der Regierung eingeleiteten Libellprocesse würden für sie entschieden, da überhaupt die Jury sich streng an Recht und Gesetz binde. Allein die Jury thut das vor allen Dingen in jenem großartigen englischen Sinne, *wonach der Buchstabe des Gesetzes gilt, wenn er für, nicht aber wenn er gegen den Angeklagten spricht*, und wonach nicht blos auf den Geist des einzelnen Gesetzes, vielmehr auf den Sinn, den es seiner Zeit ausdrücken wollte, sondern *auf den sich fortbildenden Geist des englischen Staatslebens* gesehen wird. Die Geschworenen erklären für ein Preßvergehen, was, wenn es unter den Begriff des Libells fällt, auch zugleich von ihnen als der Strafe würdig erkannt wird, nicht eine jede Schrift, die allenfalls unter den Begriff des Libells gebracht werden kann, wegen deren aber das Libellgesetz gewiß nicht begründet worden wäre; und sie nehmen dabei sehr auf die Zeitumstände Rücksicht. In der That, wenn irgendwo, tritt bei den Preßvergehen das Moment der moralischen Überzeugung in Kraft und lassen sich sichere juristische Kriterien nicht feststellen. Der Verf. erkennt daher auch selbst an, daß die Regierung nur solche Sachen zur Sprache bringe, bei denen sie gewiß sei, Recht zu behalten. Er hätte sagen können: sie bringe *gar keine* politischen Libelle mehr zur Sprache; denn in der That ist das seit langer Zeit schon nicht mehr geschehen. Der Verf. hat sich wol mit dem englischen Rechte, aber, wie es scheint, weniger mit dem factischen Stande der Sache bekannt gemacht. Er schreibt der Strenge des Libellrechts den „Anstand" zu, in dem sich die englische Presse bewege. Er meint: „Heftige Ausfälle, die den Injurien gleichkommen, wird man in den englischen Zeitungen nicht finden, ebenso wenig als hämische Erdichtungen und falsche Auslegungen. Gründlichkeit und Decenz ist ihr Wahlspruch." Fast möchte man denken, er hätte niemals englische Zeitungen gelesen. Was beweist es für ihn, daß 1772 jene Schrift als Libell behandelt wurde, die nur indirect gegen die Rechte der Pairie gerichtet gewesen sei? Wissen wir nicht, wie viel directe Angriffe darauf und namentlich auf die geistlichen Lords 1835 gemacht wurden, ohne daß eine Anklage erhoben worden wäre? Wie hat Lord Brougham über Georg III. geschrieben und wer hat ihn deshalb zur Verantwortung gezogen? Was läßt sich dazu sagen, wenn der Verf. ganz ruhig schreibt: „Libelle gegen die Minister sind nicht häufig; die Nation kränkt die Männer nicht, welche die Last der Verwaltung auf sich nehmen, und überläßt es dem Parlamente, das System derselben zu würdigen." Alle seine Beispiele von strengen Bestrafungen gehören ältern Zeiten an; in den neuern sind blos im Interesse der Religion, der Moral und der Privatehre Libellprocesse geführt worden. Seltsam klingt es, wenn er sagt: „Man bedenke nur einmal, wie schwer es fällt, nach dem Begriffe vom politischen Libell etwas über Englands Institutionen zu schreiben, und wie gewählt und vorsichtig die Ausdrücke sein müssen, damit nicht der Verdacht erregt werde, als beabsichtige man eine Umänderung jener Einrichtungen." Diese Schwierigkeit macht gewiß den englischen Schriftstellern kein Herzklopfen mehr. Der Verf. ist im Irrthum, wenn er von der Strenge der englischen Gesetze die supponirte Mäßigung der englischen Presse ableitet. Denn diese Mäßigung ist in dem von ihm angenommenen Grade nicht vorhanden und jene Gesetze werden wenigstens in politischer Beziehung nicht mehr angerufen. Sie werden es nicht mehr, weil man überhaupt in England das System der Überwachung und der möglichsten Beseitigung alles Dessen, was die strenge Vernunft nicht gerade billigen mag, nicht kennt, sondern selbst von dem Gesetze gegen die Freiheit nur bei grobem und gefährlichem Misbrauche der letztern Gebrauch macht; weil in England die Preßfreiheit nicht als das Einzige ihrer Art, sondern nur als ein Glied in einer großen Kette analoger Freiheiten dasteht, nicht das einzige Sicherheitsventil ist, durch welches die überflüssigen Dämpfe sich Luft machen, sondern viele ähnliche neben sich hat; überhaupt dort der Staat und das Volk so innig verschmolzen sind, keine zahlreiche und geschlossene Beamtenhierarchie im Staatsleben herrscht, das Volk sich nicht in Administration und Administrirte scheidet, folglich auch kein Andrang letzterer auf jene zum Gegenkampfe Anlaß gibt; die lange Gewohnheit der heftigen Sprache der Presse den Eindruck abschwächt; die Minister aber die Erfahrung gemacht hatten, daß die Jury nicht geneigt war, außer bei sehr groben und gefährlichen Preßvergehen, das Schuldig in politischen Libellsachen zu sprechen, das Aufsehen aber, was ein solcher Proceß verursachte, bei dem öffentlichen Gerichtsverfahren, den Eindruck des gerügten Artikels nur erhöhte. Es liegt übrigens in dem elastischen Wesen der englischen Verfassung und Gesetzgebung, daß man diese Gesetze und Rechte weder abschafft, noch in friedlichen Zeiten in Anwendung bringt, sondern sie sich für Zeiten der Gefahr vorbehält, wo dann auch die Jury ihre Anwendung nicht hindern würde. 25.

Literarische Notizen.

Erschienen sind in Paris: „Vie de Louis XVI", von dem Vicomte de Falloux; „La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali, jusqu'en 1840", von F. Perrier, Generaladjutanten Soliman-Pascha's während der Feldzüge von 1838, 1839 und 1840; „Hommages et conseils au peuple", von Ch. Sainte-Foi, Verf. des „Livre des rois et des peuples" ꝛc.; „Du déclin de la France et de l'égarement de sa politique", von d'Herbigny. Unter der Presse befindet sich: „L'association douanière de la France et de la Belgique", von P. A. de la Nourrais, Verf. des Werkes „L'union des douanes allemandes, son passé, son présent, son avenir". 2.

F. V. Reinhard's Autobiographie ist von A. D. Taylor, mit Einleitung und Zusätzen versehen, in die englische Lesewelt eingeführt („Memoirs and confessions of *Francis Volkmar Reinhard*, court-preacher at Dresden", Boston 1841). Bereits haben verschiedene englische Blätter von diesem verdienstvollen Werke geredet und es namentlich allen jüngern Geistlichen, denen Reinhard ein würdiges Vorbild zur Nacheiferung bietet, eifrigst anempfohlen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 44. — 13. Februar 1842.

Ulrich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände.
(Beschluß aus Nr. 43.)

Wie fast immer bei Frauen, wird auch hier das reiche, unerschöpfliche Thema der Liebe jedem andern vorgezogen und, man sollte meinen mehr als genügend, auf nahe 700 Seiten behandelt. Enthusiasten werden vielleicht eine Symphonie der Liebe in dieser Behandlungsart zu hören meinen; wir, die wir von den Neben- und Seitenbemerkungen, vor Allem aber durch die Ausdrieselung einer ursprünglich interessanten Liebesgeschichte ins Endlose etwas kühl geworden sind: wir können nichts weiter darin entdecken als eine entsetzlich lange, langweilige und sehr verwässerte Variation auf das geistreiche Thema „Gräfin Faustine". Daß sich in diesem Buche die Gräfin in den Mann Ulrich verwandelt hat, kann Zufall, kann aber auch eine capriziöse Laune der Verf. sein. Das Buch enthält vielleicht ebenso viel Geist als jener frühere Roman, allein, wenn man einen Dukaten durch den Hammer tagelang breit schlagen läßt, bleibt er zwar immer noch Gold, nur nennt man ihn dann Rauschgold. Solch Rauschgold hat uns die Gräfin Hahn-Hahn in diesem „Ulrich" geschenkt. Und eben dies spricht für unsere oben geäußerte Behauptung über den Beruf der Verfasserin zur Schriftstellerin; sie schreibt immer nur sich, und wenn sie dabei doch etwas Erkleckliches zu Stande bringt, so hat sie das nicht ihrer productiven Kraft, sondern der vollendeten geistigen Koketterie zu verdanken, die sie, wie selten Jemand, zu handhaben versteht. Vom Wirbel bis zur Zeh Aristokratin, findet sie nur aristokratische Sitte erträglich. Alle Tugenden des Herzens, alle Vorzüge des Geistes vindicirt sie ohne Weiteres dem Aristokraten, ja sie geht so weit, daß sie es unverhohlen ausspricht, nur ein Aristokrat könne liberal sein.

Hermann — läßt sie Melusine sprechen — wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub treten, weil sie ihm fehlten, war liberal aus Egoismus. Später hab' ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein können, weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Misgunst verzehrt sind.

Diese Worte ehren Geist und Herz der Verf. eben nicht. Sie beweisen, wie befangen jener noch in verrosteten Vorurtheilen, wie eng und klein dieses ist. Wir sind genöthigt, hier auf eine unglückliche Eigenthümlichkeit der Verf. hinzudeuten. Sie weiß, daß in einem Romane nicht lauter Engel thätig sein können; auch das satanische Princip fodert seine Vertreter. Nun gibt sie zwar stillschweigend zu, daß es auch unter den Aristokraten Schufte geben könne und wirklich gibt, ja sie selbst führt uns diese Abart der noblen Race vor, wie die Fürstin Thierstein (die Mutter) und ihr Herr Sohn bezeugen. Allein das sind doch immer noch ganz leidliche Menschen. Woher nun die wirklich schlechten, verworfenen Subjecte nehmen? Nichts leichter als dieses. Dazu ist der Bürgerliche da, sagt die Gräfin und beweist uns das aus der Verschiedenheit der Racen. Dieser Ansicht gemäß macht sie den Demagogen Hermann, der aus Rache Melusine entführt, zum scheußlichsten Unmenschen, wie ihn die Welt nicht kennt, obschon sie ihm später eine theologische Professur an den Hals wirft. Aus diesem Grunde ist Clotilde eine gemeine, schmuzige Ehebrecherin, aus diesem Grunde muß der auf Thierstein's Schlosse lebende Demagoge und Aristokratenfeind Severin zur Anklage Margarita's mit beitragen und durchaus als ein elender, feiger, gemein egoistischer Mensch auftreten. Selbst die Dienerschaft wird, weil sie bürgerlich ist, zu lauter Schurkenstreichen benutzt. Diese ganz verkehrte, grundfalsche und schlechte Meinung der Gräfin von den Menschen ist es, die wir in ihren so geistreichen Schriften entschieden tadeln und auf das bestimmteste bekämpfen müssen. Sie ist es, die ihren Büchern einen widerlichen Beischmack gibt, die auch den Besonnensten gegen sie in Harnisch bringen muß. Die Verf. kaut dies Thema immer und immer wieder, erhebt und preist unablässig die Vorzüge adliger Geburt, und erzählt uns doch aus dieser bevorzugten Classe die jammervollsten Geschichten. Uns dünkt, das Elend der Adligen, die ja mit allen Gütern der Erde gesegnet sind, würde viel erträglicher sein, wenn diese Herren sich zu beschäftigen, mit etwas Nützlichem abzugeben wüßten. Wir meinen damit nicht etwa tagelöhnerndes Arbeiten, das nie ein Segen sein kann und dem sich auch der Bürgerliche entzieht, wenn es irgend möglich ist; wir verstehen darunter bildende Beschäftigung. Aber die Helden der Gräfin sind faule, geistreiche Träumer, die alle Arbeit scheuen, die Geld genug haben, um ihren Müßiggang auf großen Fuß treiben zu können, die aber aus der gräßlichen Öde ihres Daseins

nie herauskommen und nun vor Übersättigung an ihrem geistreichen Nichtsthun lauter dumme Streiche begehen und dadurch in ein so interessantes Elend hineingerathen, wie es die Frau Gräfin mit vielem Aufwand von Geist zu schildern weiß.

Aristokratisch, wie ihre Ansichten, ist auch ihr Styl, d. h. voller Launen, capriziös im höchsten Grade, jetzt duftig und blühend, voll Anmuth, Lieblichkeit und Grazie, und dann wieder ungenirt, legère, bequem, geschmacklos; er gleicht der Conversation einer großen Tischgesellschaft, unter der sich Personen aller Nationen befinden. Diese aristokratische Nonchalance mag für die Verf. sehr bequem sein, den Leser frappirt und stößt sie ab, und die Literatur muß sie empören. Sprachmengerei ist immer widerlich, bei unserer Gräfin aber, die, wenn sie will, gut schreiben kann, wird sie unausstehlich. Keine Nation ohrfeigt ihre Sprache aus Übermuth oder Verachtung so schmachvoll wie die deutsche, und doch hat sicher keine weniger Ursache dazu. Die deutsche Sprache ist in sich reich genug, um alles Fremde zu vermeiden. Aber die Gräfin Hahn-Hahn hat sich förmlich darauf gesteift, eine Musterkarte der allertollsten germanisirten französischen Worte in ihrem Buche anzubringen. Da calmirt, faufisirt, saisirt man, da hat man Emotionen, kurz da schleppt man die am allerfernsten Worte herbei, nur um aristokratisch gebildet zu sprechen.

Ein Buch aber, das so viele Schattenseiten darbietet, muß auch glänzende Lichtpunkte in sich verbergen. Wir haben schon darauf hingedeutet, indem wir den Geist und die Anmuth anerkannten, welche der Verf. zu Gebote stehen. Ein Hauptvorzug, den auch diese Schrift der Gräfin voraus hat, liegt in der Charakteristik derjenigen Persönlichkeiten, für welche sie uns einnehmen will. Wie fast immer, so verschwendet sie auch hier vielleicht zu viel glänzende Farben, ohne jedoch die zu Schildernden dadurch zu erdrücken. Margarita vor Allem ist eine durchaus hinreißende Gestalt, weniger Unica, obwol auch sie durch Eigenthümlichkeit, durch den edeln Stolz gekränkter Weiblichkeit für sich einnimmt. Ulrich dagegen und Melusine gefallen wenig, was wol daran liegen mag, daß die Verf. die Leser gleichsam zur Anerkennung dieser Figuren zwingen will. Ganz verfehlt bleibt Hermann, der Demagoge. Menschen dieses Schlages wird Gräfin Hahn-Hahn nie schildern können, weil ihr der Begriff der Sache, für welche sie kämpfen, vollkommen fehlt.

Sehr schön sind einige dem Buche eingelegte Gedichte aus Margarita's Feder. Wir können uns nicht versagen zwei derselben den Lesern hier vorzulegen, als reine Spiegel der tiefen, zartfühlenden Weiblichkeit Margarita's. Das erste ist ein Schlummerlied für ihre Tochter.

Über dich gebeuget
Sing' ich dir den Sang,
Der um meine Wiege
Sanft und traurig klang:

„Feuers rasche Flammen
Wassers Sehnsuchtsdrang,
Sollen glühn und wogen
In dir lebenslang.

Blumiger Erde Ketten,
Ätherflügel kühn,
Sollen bald nach unten,
Bald empor dich ziehn.

Zu den Sternen heben
Sollst du deine Hand,
Doch sie nicht erreichen,
Weil kein Mensch sie band.

In die Sonne sollst du
Trunknen Blickes sehn,
Darauf nachtumgeben
Und geblendet stehn.

Lieb- und glückesdurstig
Schlage heiß dein Herz,
Doch in Glück und Liebe
Finde heißen Schmerz.

Strahlen soll dein Wesen
Doch wie Mondenlicht,
Dem die Glut der Sonne
Und ihr Glanz gebricht."

Also sangen Stimmen
Unsichtbar gehört;
Daß sie recht gesungen,
Hat mein Leben bewährt.

Was ich habe, theil' ich
In zwei Hälften ein:
Deiner Mutter Schicksal
Wird nun deins auch sein.

In dem zweiten, „Ein Name" überschrieben, ruft das verlassen geglaubte Herz des liebenden Weibes den Himmel an und erfleht von ihm Gewährung und Erfüllung.

„Einen Namen, dich zu nennen,
Einen Namen sag' mir an,
Damit ich dich dran erkennen,
Durch die Welt dich rufen kann!

Nenne ich dich: meine Seele?
Ach, die ist so oft gedrückt,
Schmachtet so in finstrer Höhle,
Daß der Name dich nicht schmückt.

Soll: mein Engel! ich dich nennen?
Ach, mag immerhin dein Herz
Tief in Gluten für mich brennen —
Machtest doch mir bittern Schmerz.

Oder nenn' ich dich: mein Leben?
Lieblich lautet das — allein
Vor dem Tod muß es entschweben,
Und du sollst unsterblich sein.

Darum bleib' ich bei dem leisen
Wort, das stets verständlich ist,
Und: mein Liebster! sollst du heißen,
Weil du einzig lieb mir bist.

Doch wozu auf Namen sinnen?
Keiner lockt dich zu mir her,
Keiner kann dich mir gewinnen —
Deshalb nenn' ich nie dich mehr."

36.

Aus Italien.

Adrian Balbi las am 25. Nov. 1841 in einer Versammlung des k. k. lombardischen Instituts eine Nachricht über Malta, die Statistikern und Freunden der Erdkunde von Interesse sein wird. Man findet sie abgedruckt im fünften Hefte des „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo". Doch dürfte

er Widerspruch in der Behauptung finden, daß die kleinen Klippen, die Malta mit seinen Umgebungen ausmachen, nur durch ihre geschichtlichen Erinnerungen und die Begünstigungen seiner Lage von Bedeutung wären. Benutzt für seine Angaben hat A. Balbi ein kürzlich in Paris erschienenes Werk von Miège, dem ehemaligen französischen Consul in Malta: „Histoire de Malte, précédée de la statistique de Malte et de ses dépendances“, sowie Lacroix' Beschreibung von Malta, die in das „Univers pittoresque“ aufgenommen ist. Nach der hier beigebrachten Schätzung wären in Malta und den Inseln, die zu seiner Gruppe gehören, 114,236 Einwohner, von denen 91,104 zu den productiven gerechnet werden könnten. In dieser Zählung wären die Engländer, die zur Regierung gehören, und auch die Besatzung nicht begriffen. Immer ergibt sich daraus, daß nur zwei Zehntel der Bevölkerung von Malta darauf sich hingewiesen glauben, von dem Ertrage der Arbeit der Andern zu leben; und da nur eins dieser beiden Zehntel wirklich Arme begreift, so bestätigt sich dadurch jener Ruf der maltesischen Rührigkeit, der längs der Küsten des Mittelmeeres so allgemein verbreitet ist. Nach seinen ins Einzelne gehenden Angaben betrügen die regelmäßigen Einnahmen 2,473,728 Fr., die regelmäßigen Ausgaben 2,219,368 Fr., sodaß ein Überschuß von 254,360 Fr. nachbleiben würde; indem jedoch bei der Einnahme Ansätze aufgenommen worden sind, die keinen Miswachs u. s. w. voraussetzen, so kann man den Überschuß billig um 100,000 Fr. verkürzen. Alle diese Annahmen gelten ohnehin für eine Finanzperiode, die mit dem Jahre 1833 ablief; 1833 und 1837 wurden neue Erhebungssätze eingeführt, die Einkünfte stiegen daher 1838 auf 2,533,704 Fr. und die Ausgaben fielen auf 2,183,904 Fr. herab. So dürftig versorgt der felsige Boden seine zahlreichen Bewohner mit den Bedürfnissen des Lebens, daß in der angenommenen Zeit nach Balbi jährlich für 710,688 Fr. ausgeführt werden konnte, dagegen für 10,133,000 Fr. eingeführt werden mußte. An Erzeugnissen des Fleißes wurden jährlich für 3,328,480 Fr. ausgeführt und eingeführt für 5,312,600 Fr. Bei dem Namen Malta denkt jedoch Jeder nicht sowol an die Werke des Friedens als an die Werke des Krieges, und eher an Schanzen und Wälle als an blühende Fruchtfelder. Balbi erwähnt in Bezug auf diese Befestigungen, daß man oftmals erstaunen müsse über ihre Ausdehnung, ungewiß, ob man mehr den Gedanken bewundern solle, der sie ersann, oder die Hand, die sie ausführte. Meist in den Felsen gehauen, bedurfte es nur an wenigen Stellen der Mauern, um die Einbiegungen auszufüllen. Als Mittelpunkt der Befestigungen muß Valetta, die Hauptstadt auf Malta, angesehen werden, die wieder aus fünf unter sich getrennten Stadttheilen zusammengesetzt ist. Valetta liegt auf einer Halbinsel zwischen dem großen Hafen und dem Hafen von Marsa Muscat, auf einem meist senkrecht abgeschnittenen Felsen, dessen wenige schwächere Stellen zahlreiche Festungswerke vertheidigen. Viele einzelne Werke umgeben den Platz und vermehren seine Widerstandskräfte. Tiefer ins Land liegt, fast im Mittelpunkte der Insel, Città vecchia, das außer zwei vorgeschobenen Werken wenig Widerstandswerke hat. Alle Landungsplätze der Insel sind mit einem fortlaufenden Gürtel von Feldschanzen, Geschützbetten, Einschnitten und Thürmen umgeben, die sich wechselseitig unterstützen können. Gozzo, als die bedeutendere Insel nächst Malta in der maltesischen Gruppe, hat nur ein Castell, das in der Mitte der Insel sehr hoch liegt. Aber auch hier umgeben die Landungsplätze und Hafenstellen Thürme, Feldschanzen und andere Werke. Cominos (der kleinen Klippe, die zwischen Malta und Gozzo zwischeninnen liegt) Befestigungen bestehen in einem Schanzwerk, einem Stückbett und in einer Feldschanze. Zur Zeit des Ordens waren diese Werke sehr sorgfältig unterhalten und mit mehr als 2000 Stück ehernen Geschützes aller Größen besetzt. Seit die Inseln unter englische Herrschaft übergingen, verfallen aber die Mehrzahl derselben als unnütz, oder sind schon völlig eingegangen. Nur die als unentbehrlich geltenden Festungswerke werden im Stande gehalten. Das Geschütz besteht aus [illegible] eisernen Kanonen von verschiedenem Durchmesser, von denen nur die Hälfte aufgestellt ist, besonders in den Batterien, welche den Hafeneingang bestreichen. Die andere Hälfte steht in den Vorrathshäusern, doch jeden Augenblick zur Verwendung bereit. Ein Gouverneur, der die höchste kriegerische und Civilautorität in sich vereinigt, befiehlt über die Insel. Er hat den Oberbefehl über die Garnison und in Civilsachen die ausübende Gewalt, die er mit dem Beistande eines neuerdings eingesetzten Consiglio unter königlicher Genehmigung handhabt. Für die Kriegsmacht unterhält man erstens ein Regiment, das für die Sicherheit der Stadt und der Küsten zu sorgen hat, und zweitens eine Landwehr, die aus allen waffenfähigen Bewohnern der Casalen zusammengesetzt ist. Das Regiment (royal fencibles) zählt 6—700 Mann, die freiwillig und nur für bestimmte Jahre in Dienst treten und unter dem Befehle maltesischer Offiziere stehen. Den Aufwand für dieses Corps bestreitet die Colonie. Die Landwehr (milizia) wird von einem maltesischen Obersten befehligt und ist weder in ein Regiment zusammengeschart, noch bewaffnet. Nur der Stamm (die cadres), aus Ober- und Unteroffizieren bestehend, ist ausgebildet; die Waffen liegen im Zeughause, sodaß auf den ersten Wink 6000 Mann, tüchtige Schützen, dastehen können. Außer diesem maltesischen Regimente und der Landwehr hält England vier Regimenter Fußvolk, jedes zu 5—600 Mann, auf eigene Kosten dort, zwei Compagnien Artillerie und eine Compagnie Ingenieurs. Alle diese Streitkräfte, die in Friedenszeiten ungefähr 3000 Mann ausmachen, die Landwehr ungerechnet, und die im Falle eines Krieges nach den Umständen vermehrt werden können, werden vom Gouverneur befehligt, der einen Generalstab und zwei Obersten, einen für die Leitung der Artillerie und einen fürs Geniewesen, zur Seite hat. Das maltesische Seewesen bietet nichts Besonderes dar; daß dort der Hauptstandpunkt für die britischen Geschwader im Mittelmeere sei, bedarf keiner Erwähnung. Die katholische Kirche auf Malta und Gozzo wird von einem Bischofe verwaltet, der den Titel Erzbischof von Rodi führt. Kirchen gibt es im Überfluß. Von 250 Kirchen gehören nur zwei dem griechischen Ritus; außerdem zählt man 14 Klöster für die verschiedenen Orden. Auch Gozzo hat zwei Collegiatstifte, sieben Sprengel mit 39 Kirchen und vier Klöstern. Die Brüderschaften aller Arten und Farben mögen unerwähnt bleiben. Denn der Eifer für kirchliche Feste ist lebhafter als in vielen andern Ländern und selten kommen die Glocken zur Ruhe. Selbst die Kirchen fallen auf durch ihren Reichthum. Unter denen von Valetta ist die reichste die St.-Johanniskirche, auch durch die Gräber Ile-Adam's und Lavalette's bedeutend. Die Umzüge della Passione am grünen Donnerstag und am Auferstehungsfeste fallen dadurch auf, weil man dabei Büßende von beiden Geschlechtern sieht, die, um Gelübde zu lösen, manchmal 100 Pfund schwere Ketten nachschleppen. Die Auferstehungsprocession beginnt am Ostersonntag mit Anbruch des Tages. Eine Kolossalstatue des Heilands wird dabei vom Volke herumgetragen; unzählig sind die Wachskerzen und Fackeln und der religiöse Enthusiasmus bei den Theilnehmenden und den davor Knienden ist aufs äußerste angeregt. Dieser religiöse, bis zum Übertriebenen gesteigerte Eifer übt jedoch auf die bedrücktere Classe einen wohlthätigen Einfluß, indem er ohne Klagen die Mühen des Lebens ertragen hilft; doch wehe dem Unklugen, der sich in des Maltesers so hochverehrte geistliche Angelegenheiten mischen würde. Dem Vaterlande hängt der Malteser sehr an. Mit Wenigem zufrieden und mit den künstlichen Bedürfnissen der Gesellschaft unbekannt, lebt er arm und zufrieden auf seiner Insel, die er il fior del mondo nennt; und wenn er auch noch so ferne Länder bereist und sein Leben immer auswärts zubringt, so gibt er doch nie die Hoffnung auf, einst heimzukehren, um auf Malta zu sterben. 27.

Bibliographie.

Adam, Herzog von Würtemberg. Die Schlacht bei Ostrolenka, geliefert den 14/26 Mai 1831, nach Originalquellen und hauptsächlich nach dem Tagebuche eines Augenzeugen bearbeitet. Mit 2 Schlacht-Plänen. Gr. 8. Nordhausen, Schmidt. 19 Ngr.

Rheinische Aeols-Harfe, herausgegeben von J. Stang. I. Gr. 12. Bonn, Habicht. 1841. 20 Ngr.

Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von W. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 24 Ngr.

Baader, F. von, über die Nothwendigkeit einer Revision der Wissenschaft natürlicher, menschlicher und göttlicher Dinge, in Bezug auf die in ihr sich noch mehr oder minder geltend machenden Cartesischen und Spinozistischen Philosopheme. Aus einem Sendschreiben an einen alten Freund. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 5 Ngr.

v. Bagensky, Geschichte des 9ten Infanterie-Regiments genannt Colbergsches. Gr. 8. Colberg. 2 Thlr.

Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des osmanischen Reiches enthaltend den Hattischerif von Guelhane, den Ferman vom 21. November 1839, und das neueste Strafgesetzbuch. Türkisch und Deutsch in Verbindung mit *Ramis Effendi*, herausgegeben von *Petermann*. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Bienenstamm, H. von, Neue geographisch-statistische Beschreibung des kaiserlich-russischen Gouvernements Kurland, oder der ehemaligen Herzogthümer Kurland und Semgallen, mit dem Stifte Pilten. Durchgesehen von E. A. Pfingsten. 8. Mitau, Reyher. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bluntschli, Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen. Gr. 8. Frauenfeld, Beyel. 1841. 11¼ Ngr.

Bredow, G. Freiherr von, Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, Brockhaus. 18 Ngr.

Briefe zweier Freunde über die in der Württembergischen Abgeordneten-Kammer gestellte Motion des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg: die Regierung zu bitten, für die Aufrechterhaltung der Autonomie der katholischen Kirche die geeigneten Maßregeln zu Erhaltung des Kirchenfriedens treffen zu wollen. Mit beigefügtem Abdrucke dieser Motion. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 10 Ngr.

Busch, G. F., Hans Bartold und Hans Unterberg, Stifter einer Raubbande bei Andreasberg, oder die verwegenen Schnapphähne des Oberharzes. Ein historisches Räubergemälde aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 22½ Ngr.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 24 Ngr.

Chézy, W. von, Die sechs noblen Passionen. Festgeschenk für junge Cavaliere. 16. Stuttgart, Krabbe. 22½ Ngr.

Fouqué, F., Baron de la Motte, Der Pappenheimer Kürassier. Scenen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 12. Nordhausen, Schmidt. 12½ Ngr.

Frignani, Angelo, Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helfferich, A., Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen. In zwei Theilen. 1ster Theil: Entwickelungsgeschichte der christlichen Mystik. 2ter Theil: Denkmale altchristlicher Mystik. Gr. 8. Gotha, F. Perthes. 5 Thlr.

Hesse, A., Meister Wolfram der Mährchenerzähler. Roman. 8. Leipzig, Bösenberg. 25 Ngr.

Jonas, Die wandelnde Jungfrau mit dem blutigen Dolch, oder: Die Geisterbeschwörung. Ritter- und Geistergeschichte aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. 3 Theile. Mit lithographirter Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. Erster Theil: Wahl und Bildung der höheren Truppenführer. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kugler, F., Karl Friedrich Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit. Mit einem Portrait Schinkels und mit einem Facsimile seiner Handschrift. Gr. 8. Berlin, Gropius. 1 Thlr.

Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt, des geistreichen Liederdichters Paulus Gerhardt frommer Gattin. Als ein Nachtrag zu dessen Lebensbeschreibung herausgegeben von E. C. G. Langbecker. Gr. 8. Berlin, Oehmigke. 7½ Ngr.

Lynx, E., Die drei Schwestern. Roman. 8. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr.

Nürnberger, W., Faust. Ein Gedicht. 8. Berlin, Logier. 15 Ngr.

Petöcz, M., Das Unmoralische der Todesstrafe. Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt." Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1841. 18 Ngr.

Rappaport, M., Mose. Episches Gedicht. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Raumer, F. v., Rede zur Eröffnung des Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin. Gr. 8. Berlin, Duncker. 5 Ngr.

Romberg, J. H. F., Was hat die evangelische Kirche Preußens in gegenwärtiger Zeit zu fürchten oder zu hoffen? Gr. 8. Berlin, Mittler. 15 Ngr.

Rudolph und Hugo. Eine Ritter- und Räubergeschichte aus den Zeiten der Vehme. Vom Verfasser der „Ruinen der Teufelsburg" und des „Graf Günther von der Halle." 2 Bände. Mit lithographirter Abbildung. 2te, verbesserte Auflage. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiffbruch des Dampfboots „Der President." Nach dem Tagebuche eines, mit demselben verunglückten Geistlichen. Gefunden in einer Flasche an der Küste von Cap Breton unweit Newfoundland. Aus dem Englischen übersetzt. Gr. 8. Hamburg, Berendsohn. 5 Ngr.

Schröter, J. K., Weihestunden der Religion in lieben Familienkreisen. Taufreden. 12. Berlin, Logier. 1841. 15 Ngr.

Scott, W., Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tanne, F., Die Schlacht bei Frankenhausen. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des Bauernkriegs. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Über die Theilnahme an adlichen Klosterstellen in Deutschland besonders in Mecklenburg. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 22½ Ngr.

Ullmann, C., Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden. 2ter Band. Die positiven Grundlagen der Reformation auf dem populären und wissenschaftlichen Gebiete. — A. u. d. T.: Johann Wessel, der Hauptrepräsentant reformatorischer Theologie im 15ten Jahrhundert; nebst den Brüdern vom gemeinsamen Leben, namentlich: Gerhard Groot, Florentius Radewins, Gerhard Zerbold und Thomas von Kempen; und den deutschen Mystikern: Ruysbroek, Suhr, Tauler, dem Verfasser der deutschen Theologie, und Naupitz in ihrer Beziehung zur Reformation. Zugleich zweite, völlig umgearbeitete Auflage der Schrift: Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 3 Thlr. 10 Ngr.

Vision über Beendigung des Streits wegen der vom Papste abhängigen katholischen Bischöfe und über allmähligen Übergang zu einer allgemeinen christlichen Kirche von Fr. A. H. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 12 Ngr.

Wander, K. F. W., Die Volksschule als Staatsanstalt. Ein Wort für Hebung des Volksschulwesens und bessere Stellung der Volksschullehrer. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1842.

Genesis der Julirevolution mit einem Rückblick auf Deutschland oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer nothwendigen Entwickelung von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp. Siegen, Friederich. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Daß dieses Buch von einem etwas schwerfälligen, pedantischen deutschen Philosophen herrührt, verräth schon der ängstlich-weitläufige Titel. Nichtsdestoweniger möge sich der Leser von der Lecture desselben nicht abhalten lassen. Leidet die Darstellung auch an den Unarten unserer deutschen Philosophen, sobald sie das Gebiet des Rein-Abstracten verlassen und die Idee an concrete Zustände legen, so hat es doch auch wieder die Vorzüge der bessern unter ihnen. Zu diesen Vorzügen rechnen wir eine streng logische Entwickelung, ehrlichen Wahrheitsinn, wozu hier noch große Gelehrsamkeit und wirkliches historisches Studium des Gegenstandes kommt. Zu den Unarten rechnen wir aber namentlich, daß die Gegensätze schroffer hingestellt und schärfer auf die Spitze getrieben werden, als sie in der Wirklichkeit, in der concreten Erscheinung in der That vorhanden sind. Die Methode, alle Erscheinungen in eine einzige Idee zusammenzupacken und sie derselben zu subordiniren, nennt sich freilich vorzugsweise die wissenschaftliche. Zur Wissenschaft historischer Zustände gehört nun allerdings, daß man darin wirkende Ideen streng bis zur äußersten Consequenz zu durchdenken und ihre volle Bedeutung nach allen Seiten hin zu würdigen vermag, allein man muß daneben die vielen Modificationen, welche eine Zeitidee durch so manche andere aus der Vergangenheit hineinragende oder aus der Zukunft herüberblickende Potenz in der Gegenwart erleidet, ebenfalls mit einem Totalblicke zu erfassen wissen, wenn man auf wahrhaft historisches Wissen, auf Wissen des ganzen, vollen Lebens Anspruch macht. So schroff, wie sich unsere neuen Philosophen und namentlich die Hegelianer die Geschichte construiren und in Gegensätzen zu den bekannten Resultaten hinbewegen lassen, ist der Proceß der Geschichte in der Wirklichkeit nie gewesen. Daß eine Nothwendigkeit in Allem waltet, was geschieht, wollen wir gewiß nicht in Abrede stellen, aber wir halten den bloßen Versuch, diese Nothwendigkeit mit allen ihren unzähligen wirkenden und ineinandergreifenden Rädern vollständig mit logisch-mathematischer Genauigkeit darzustellen, schon für eine — freche Absurdität. Ebenso verkennen wir nicht, daß in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen eine höchste Einheit herrscht, wir sind von dieser Einheit durchdrungen, aber sie will ebenfalls unmittelbar mit einem Totalblicke angeschaut und — wenn man will — gefühlt sein, und es ist eine unredliche, nüchterne und armselige Kurzsichtigkeit, wenn man diese Einheit deduciren, sie schwarz auf weiß in allen Punkten nachweisen zu können glaubt.

*) Vergl. eine Mittheilung hierüber in Nr. 1 d. Bl.
D. Red.

Der Verf. weist nach, wie die katholische Ansicht von einer inspirirten Kirche mit einem inspirirten Oberhaupte sich nicht mit der Lehre von der weltlichen Fürstenmacht durch Gottes Gnaden vertragen habe, durch welche sie gestürzt wurde, ebenso wie diese Ansicht wiederum in Widerstreit gerieth mit der Überzeugung von der persönlichen Freiheit und Berechtigung jedes einzelnen Individuums u. s. w. Er zeigt, wie jede auf die Spitze getriebene Idee von einer entgegenstehenden gestürzt wurde und wegen ihrer Ausschließlichkeit gestürzt werden mußte, bis dann die Siegerin wiederum einem andern Gegensatze verfiel. Aber auch in diesem Nachweis thut der Verf. der Geschichte Gewalt an. Seiner Ansicht nach hat es eine Zeit gegeben, wo die katholische Weltanschauung z. B. ganz rein herrschte, dann wiederum eine Zeit, wo die Ansicht von der unbedingten Berechtigung des Fürsten durch Gottes Gnaden sich allein ohne alle Beimischung geltend gemacht habe. Einen solchen, rein nach einer einzigen Idee construirten Zustand hat es aber nie gegeben und kann es nie geben. Auch in der katholischsten Zeit gab es immer noch unzählige Elemente von andern Potenzen, auf die das Leben mitbasirt war. Nie ist z. B. das Element freier Volksvertretung, der ständischen Berechtigung u. s. w. ganz verschwunden gewesen. Das eben ist der große Grundirrthum des Verf., daß er nicht einsieht, wie das concrete Leben des Einzelnen sowol wie der ganzen Menschheit stets aus einer Mannichfaltigkeit der verschiedensten Momente zusammengesetzt ist, die in thesi sich alle widersprechen, in praxi aber gar wohl sich nebeneinander modificiren und einander bis zu einem gewissen Grade toleriren können. Weder der Einzelne noch die Menschheit in einem bestimmten Zustand ist je eine streng logische Consequenz,

die sich in allen ihren Theilen auf einen Gedanken reduciren läßt.

So können wir denn auch die politischen Anwendungen jener Constructionsmethode auf die neueste Geschichte in Frankreich nicht theilen.

Die Charte Ludwig's XVIII. bestand aus ganz disparaten Bestandtheilen, deshalb trug sie den Keim des Verderbens in sich — sagt er. — Sie war octroyirt und dennoch gestand sie dem Volke freie Selbstbestimmung für Gesetze und Steuern zu. Dieser eine Punkt schon war das Ei, aus dem sich die Julirevolution entwickeln mußte. Ebenso gestand sie Preßfreiheit zu, aber eine katholische Staatsreligion und eine Fürstenmacht von Gottesgnaden sind ganz unvereinbar mit Preßfreiheit.

Das Alles ist aber in dem Grade nicht wahr. Englands Verfassung besteht auch aus noch viel disparatern Elementen, der Idee nach; wir haben dort einen Fürsten, der sich von Gottes Gnaden nennt, wir haben eine Staatskirche, einen Feudaladel und wiederum die allergrößte politische und persönliche Freiheit und Berechtigung jedes einzelnen Individuums. Diese Verfassung dauert dennoch schon Jahrhunderte, und wiewol die verschiedenen Elemente sich stets aneinander reiben — was wollte sonst auch aus dem Leben werden? — und wiewol sie allmälig ein anderes Mischungsverhältniß auf Kosten und zu Gunsten einer andern Idee annehmen, so leben diese Elemente, von denen an und für sich jedes das andere ausschließen müßte nach logischer Consequenz, doch in praxi äußerst glücklich und für das Ganze wohlthuend und in sicherer moralischer Ordnung nebeneinander.

Mit unserm guten Deutschland sähe es nun vollends gar schlimm aus, und wir würden einer wahrhaft gräßlichen Zukunft entgegensehen, wenn alle die verschiedenen Ideen, die noch in politischer und religiöser Beziehung bunt hier durcheinander wohnen, zu einem logischen Kampfe auf Leben und Tod miteinander bestimmt wären. Das würde ja ein wahres Morden werden, bis Hegelianismus den Katholicismus und das Lutherthum, bis Volkssouverainetät das Königthum von Gottes Gnaden und den Feudaladel, bis die Einheit die Mannichfaltigkeit mausetodt geschlagen und sich siegreich auf den Thron gesetzt hätte. Allein Gottlob, wir haben so finstere Aussichten für die Zukunft nicht. Wir glauben nicht an die logische Consequenz unserer Mitlebenden und freuen uns, daß wir selbst sie auch nicht besitzen. Auch wir sind einer besondern Richtung vorzugsweise zugethan, der Demokratismus z. B. liegt uns schwer in allen Gliedern und treibt uns zu den lebhaftesten Wünschen und Strebungen. Aber so eingefleischt consequent sind wir denn doch nicht, daß wir uns nicht schon mit einem allmäligen Fortschreiten begnügen sollten und daß wir nicht ruhig und freundlich neben unserm absolutistischen Bruder wohnen könnten, dessen Princip freilich dem unsern in thesi auf Tod und Leben gegenübersteht. So sehen wir recht gut ein, daß z. B. der eigentliche Katholik, wenn er es mit der logischen Consequenz unsers Verf. wäre, gar nicht in einem weltlichen Staate geduldet werden könnte, denn er kann nimmermehr treuer Unterthan der Gesetze sein. Dennoch lassen wir ihn gern bei seinem Glauben, in der festen Überzeugung, daß er inconsequent genug sein wird, um auch der Obrigkeit zu gehorchen und uns Ketzer nicht mit der Verabscheuung zu betrachten, wie er sollte, wenn er nämlich nur von der einzigen Idee von der alleinseligmachenden Kirche belebt wäre. Wir haben zuletzt Alle die verschiedensten Ingredienzien in uns, auch die entschiedensten und einseitigsten. Wir stehen sogar Alle mit einem Beine noch in den frühern Jahrhunderten, wenn wir es selbst auch nicht wissen. Wir besitzen Alle eine Mannichfaltigkeit von Eigenschaften, Empfindungen und Gedanken, die sich freilich im Grunde auch untereinander todtschlagen sollten, es aber Gottlob nicht thun, sondern ein gütliches und zeitliches Abkommen miteinander treffen. Auch unser Verf. wird nicht so entschieden sein wie sein logischer Gedanke. Streng genommen müßte er aus Deutschland auswandern, oder eine Revolution proclamiren, oder wenigstens aus Gram über die logische Inconsequenz der Mitlebenden sich das Herz abbrechen. Aber wir sind überzeugt, daß er in praxi ein ganz behagliches Leben führt, daß er als friedlicher Nachbar mit manchen Leuten ein ganz freundliches Verhältniß hat, mit denen er bei gegenseitiger Consequenz sich den Hals brechen müßte.

Weiß übrigens unser Verf. wol, daß solche philosophische Constructionen unsere Fürsten sehr bedenklich in ihren Zugeständnissen machen könnten? Viele von ihnen wollen uns gewiß manche Rechte gönnen und mehr Freiheiten ertheilen, als wir jetzt haben, aber sie sind dabei nicht so consequente Philosophen, daß sie sich vorläufig nicht auch noch Manches aus früherer Zeit vorbehalten möchten. Was uns anbetrifft, so sind wir schon mit dem Nothwendigsten zufrieden, sind dankbar dafür und gönnen ihnen dagegen in unserer Toleranz Manches, worauf sie Werth legen, woran sie sich gewöhnt haben und dessen sie sich nicht entäußern können, wenn sie sich nicht von ihrem eigenen historischen Entwickelungsgange ganz lossagen wollen, was doch bekanntlich Niemand kann. Wir rufen ihnen immer zu: Repräsentativverfassung kann sehr wohl bestehen, ohne daß eure Legitimität, eure exclusive Stellung dadurch beeinträchtigt werde; — Preßfreiheit kann wohl bestehen, ohne daß die gewohnte Ehrfurcht gegen euch und eure Unverantwortlichkeit litte u. s. w. Das Alles predigen wir täglich und meinen es ehrlich damit. Kommt aber nun ein solcher Philosoph und sagt: „Ah was, entweder — oder; das Eine verträgt sich nicht mit dem Andern", — und deducirt das auf beliebte logische Weise, so könnte Mancher wol stutzig werden und die Concessionen zurückhalten, die er im Begriff war, zu ertheilen. Hier stimmt der Verf. mit den Ultra-Absolutisten zusammen, die auch stets behaupten, daß die ganze Hand genommen werde, sobald man nur einen Finger reichte.

Es hat aber mit unsern deutschen Philosophen nichts zu sagen, sie meinen es nicht so schlimm. Wenn sie auch Alles theoretisch auf ein System zurückführen wollen, so sind sie in der Hauptsache, im Leben, doch Gottlob sehr unsystematisch. Ihr Denken und ihr Thun sind glücklicherweise zwei sehr unterschiedene Dinge. Der theoretische Republikaner ist häufig eben der geduldigste und demüthigste

Unterthan, wenn er diesen kleinen Widerspruch selbst nicht merkt. Je ausschweifender der deutsche Gelehrte in der Contemplation ist, desto philisterhafter ist er bekanntlich im Leben.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, ebenso ist dafür gesorgt, daß die Hegel'schen Logiker nicht gar zu logisch leben und handeln. Ein vernünftiges Handeln erkennen sie nur als solches, was sich mit Bewußtsein nach ihren Principien bildet. In Beziehung auf den Staat müßte nach ihrer Consequenz nun eigentlich jeder Beamte nach Hegel'schen Grundsätzen verfahren. Wollten sie consequent sein, so dürfte bis zum untersten Gerichtsdiener und Soldaten herab Niemand angestellt werden, der nicht zuvor in der Hegel'schen Philosophie examinirt wäre, denn nur das philosophische Wissen kann vernünftig handeln. Ebenso müßte zuletzt jedes Gewerbe nach Hegel'schen Principien betrieben werden; der Schuster könnte keinen brauchbaren Schuh machen, ohne zu *wissen*, was eigentlich der philosophische Gedanke sei, der in diesem Schuh steckte, und wie sich dieser Schuhgedanke dialektisch in der Zeit entwickele. Ehen schließen, Kinder zeugen, Alles müßte verboten sein, so lange die Leute nicht philosophisch *wüßten* und in jedem Momente sich bewußt wären, warum sie Ehen schlössen und Kinder zeugten. Theoretisch steckt ein wahrhaft furchtbarer Fanatismus in unsern deutschen Philosophen der Gegenwart; die kopfabschneiderische Wuth eines Marat ist nichts gegen ihr Princip. Von Anerkennung fremder Individualität, von Anerkennung individueller Nothwendigkeit und deren Berechtigung, ebenfalls leben zu dürfen, ist keine Rede bei ihnen. Was nicht Hegelisch ist, ist unvernünftig, und der Staat ist verpflichtet, das Unvernünftige hinwegzuräumen à tout prix, mit Güte oder Gewalt. Hätten diese Herren mit ihrem philosophischen Wissen, mit ihrer absoluten Nothwendigkeit, die sie, nebenbei bemerkt, häufig genug variiren, sodaß sie heute oft gerade das Gegentheil von Dem behaupten, was sie vor einem Jahre als ganz evident und unabweislich durch die absolute Vernunft geboten hinstellten, den Staat zu regieren, es würde allen Nichthegelianern schlimm ergehen und man würde die Hegel'sche Vernunft auf Kosten aller andern Weltansichten und Religionen auf eine sehr handgreifliche Weise zur Herrschaft bringen, wenn die Herren nämlich im Handeln einen einzigen Grundsatz so blind auf die Spitze trieben, wie sie es im Schreiben thun. Aber glücklicherweise sind sie doch noch zu menschlich, sie haben noch zu viel unbewußte menschliche Gefühle und Motive in sich, als daß ein strenges Durchführen ihrer formalen Schulweisheit auf ihr eigenes Leben möglich wäre.

Ref. kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit seine Entrüstung über die intolerante, wahrhaft rohe Weise auszusprechen, in welcher das Hauptorgan der Hegel'schen Schule, die „Deutschen Jahrbücher", ihre Opposition gegen jeglichen positiv-religiösen Glauben an den Tag legen. Angenommen, jede geoffenbarte Religion wäre wirklich ein Irrthum, was wir hier dahingestellt sein lassen, so empört sich doch jedes edlere und gebildete Gefühl gegen den groben Hohn, womit jene „Jahrbücher" alle Gläubigen verfolgen und in tiefster Seele kränken. Unter allen bessern und gebildeten Menschen hat es von jeher als ein sittliches Axiom festgestanden, daß man Niemand wegen seines Glaubens verspotten soll. Einem Türken seinen Propheten, einem Juden seinen gehofften Messias vorwerfen, würde als eine gemeine Handlung gelten. Die christlichen Confessionen verdienen doch wol dieselbe Schonung als jeder andere Glaube, der sich an einen heiligen Gegenstand knüpft. Über diese einfachste Pflicht der Menschenliebe und einer gesunden Moral scheinen aber jene „Jahrbücher" in ihrem wahrhaft kolossalen philosophischen, oder vielmehr sehr unphilosophischen Hochmuthe längst weg zu sein. Wenn sie von hochgestellten Anhängern des Offenbarungsglaubens Gefahr für die freiere politische Entwickelung unsers Volks wittern, so sollten sie sich wenigstens darauf beschränken scharfe Wache zu halten, daß das Religiöse in seinen Grenzen bleibt und nicht in das Gebiet des Politischen herübertritt. Sie begnügen sich aber keineswegs damit, als Grenzwächter politischer und religiöser Freiheit gegen eine größtentheils eingebildete Gefahr dazustehen, sondern sie greifen den Glauben in seinem eigenen Gebiete, an seinem eigenen häuslichen Herde mit einer solchen Verächtlichkeit und hochmüthigem Zelotismus an, daß man sich nicht wundern darf, wenn die in ihren heiligsten Gefühlen beständig auf die inhumanste Weise Verletzten endlich zu Schritten getrieben werden, an die sie sonst vielleicht in ihrem Wohlwollen gegen Andersdenkende nicht gedacht hätten. Der große Beifall, dessen sich die „Jahrbücher" erfreuen, wurzelt gewiß nicht in ihren durchaus rohen und unwürdigen Verletzungen jeglichen religiösen Glaubens, und wäre es doch der Fall, so würden sie sich eines solchen Pöbelbeifalls nicht zu rühmen, sondern zu schämen haben. Dieser Beifall entspringt vielmehr aus dem Bedürfnisse einer zu lange mit Gewalt unterdrückten politischen Opposition, welches sich in den „Deutschen Jahrbüchern" am vollständigsten und muthvollsten, zum Theil auch — bis auf die philosophische Marotte — nicht ohne Takt und Kenntniß Luft macht. Aber *ein* Wort sollten sie, sowie alle übrigen Junghegelianer, sich jeden Morgen und jeden Abend zurufen, das Wort: Demuth, Demuth, Demuth! Sie würden hundert Procent an Erkenntniß und Sittlichkeit gewinnen, wenn sie sich von dieser zu allen Zeiten zeitgemäßen Eigenschaft etwas zulegen könnten.

Doch genug einer Diatribe, die unsern Verf., wenigstens in diesem Werke, nicht trifft. Nach so langen Ausstellungen können wir nicht umhin anzuerkennen, daß das Werk doch viele interessante und zuweilen ausgezeichnet treffende Stellen enthält. Wir rechnen dahin namentlich den Nachweis, wie nach Niederstürzung der frühern Bevorrechtungen durch die französische Revolution und nach Nivellirung der gesellschaftlichen Rangverhältnisse ein Zustand eintreten mußte, wo der ausgesprochene Grundsatz der Majoritätsherrschaft und der völligen Gleichheit aller Staatsbürger in Pöbelherrschaft und Sansculottismus ausarten mußte. Erst nach und nach konnten größere Bildung, edlere Charakterentwickelung, Capacität aller Art und

selbst der Reichthum ihren naturgemäßen und vernünftigen Einfluß gewinnen und die Gesellschaft nach diesen Elementen sich wieder organisiren und classificiren. Auch hat es uns gefreut, daß in dieser Schrift die vielen vortrefflichen Eigenschaften unserer Nachbarn, so vielen rohen Verunglimpfungen der Tagespresse gegenüber, reichlich anerkannt sind. An Ehrgefühl, an schneller Empfänglichkeit für jegliches Hohe, Große und Schöne, an einer gewissen humanen Bonhommie ist die große Masse in Frankreich der Masse in Deutschland überlegen, und das sollten wir zu eigenem Nutzen und Frommen stets im Auge haben, wenn wir auch den Franzosen nicht so unbedingt die Initiative in allen tiefern geistigen Bewegungen zugestehen, wie es der Verf. wol mit der beliebten Einseitigkeit der Schule etwas zu ausschließlich thut. Ist ihre Überzeugung leicht ausgesprochen, ihr Entschluß schnell entschieden, ihre Thatkraft schnell praktisch organisirt, so ist das Alles doch auch schnell erschöpft und der heutige Zustand von Frankreich bietet in höherer sittlichen Beziehung gewiß kein erfreuliches Element dar. Nicht Ludwig Philipp's Schuld ist es, wenn Frankreich nicht zu höherer Freiheit fortschreitet, wie der Verf. andeutet. Die Franzosen besitzen alle formelle äußere Freiheit, deren sie bedürfen, damit der innere geistige und moralische Gehalt, so weit er da ist, zur Herrschaft gelangen und im gesammten Nationalleben sich abdrücken könne. Aber da liegt der Fehler, es fehlt an diesem Gehalte. Glaubt der Verf. bei einem breitern Wahlgesetze vielleicht an eine charakterfestere, edlere, uneigennützigere Deputirtenkammer und daraus hervorgehende Minister. Er würde sich irren. Die besten Charaktere, die größten Talente, die Frankreich besitzt, sind bereits in Activität. Ein Blick in die französische Literatur, in der sich der Stand des allgemeinen Charakters eben in Frankreich ganz genau abspiegelt, möchte ihn vom Gegentheile belehren. In Deutschland ist es allerdings anders; da kann man noch von unbekannten, schlummernden Kräften sprechen, die bei Durchdringung des Repräsentativsystems und der Öffentlichkeit plötzlich erwachen und das Gesammtleben der Nation zu höherer sittlichen Thätigkeit anregen würden. Für Frankreich aber ist von einer weitern Entwickelung seiner liberalen Institutionen im Wesentlichen vorläufig nichts zu hoffen. Die Hauptsache haben sie schon; was ihnen jetzt abgeht, das kann nicht durch allgemeine Gesetzgebung, sondern durch eine langsame, innere, moralische Arbeit, wobei jeder Einzelne nach besten Kräften thätig sein muß, vielleicht auch nur durch eine neue Schule des Unglücks erworben werden. 12.

Literarische Notizen aus England.

Der „Parliamentary pocket companion" von Dodd erscheint zwar schon seit geraumer Zeit jährlich und gleich dem auf 1841 meist in drei Auflagen. Dennoch ist das Buch in Deutschland wenig gekannt, und obschon es für Engländer begreiflicherweise größeres Interesse hat als für Deutsche, verdient es doch in Deutschland mehr gekannt zu werden. Es zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste gibt eine Liste der Pairs und unterscheidet sich von andern Werken über die english peerage sehr nützlich dadurch, daß bei jedem Pair bemerkt wird, was sein politischer Glaube und wie groß sein Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten — sein Kirchenpatronat. Die zweite erklärt die parlamentarischen Ausdrücke und den parlamentarischen Geschäftsgang. Über jene herrscht bei namhaften deutschen Zeitungsredactionen beträchtliches Dunkel, und über letztern mokirt sich Mancher, der ihn nicht kennt. Die dritte Abtheilung liefert eine vollständige Statistik der Volksrepräsentation, nennt bei jedem wahlberechtigten Orte die Zahl der Einwohner, der Häuser, der stimmbefugten und der zur Zeit registrirten Wähler — ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der in Betreff der viel agitirten Nothwendigkeit einer Abänderung des Wahlsystems sich ein eigenes Urtheil bilden will. Die vierte endlich ist ein biographisches Wörterbuch sämmtlicher Unterhausmitglieder, meldet deren Herkunft, Alter, Stand, Verheirathung, Ämter, Kirchenpatronat, politische Farbe und Wohnungen in London. Das Ganze ist freilich nur eine Compilation, jedoch eine, die durch ihre Zuverlässigkeit sich Autorität erworben hat.

Der unvergleichliche Dickens, der seinen europäischen Ruhm besonders durch die naturgetreue Auffassung und Darstellung der Gegenwart mit allen ihren komischen Auswüchsen begründet hat, bewegt sich in seinem neuesten Roman auf einem neuen Gebiete. „Barnaby Rudge" ist ein historischer Roman, durch den der Verf. sein umfassendes Talent aufs neue glänzend bewährt. In diesem ersten Versuche, den Schauplatz seiner Dichtung in die Vergangenheit zu verlegen, hat er mit einem Schritte die Schar der übrigen historischen Novellisten weit hinter sich gelassen. Dieselbe Unerschöpflichkeit interessanter Scenen, dieselbe psychologisch-richtige Zeichnung seiner Charaktere, dieselbe meisterhafte Gruppirung und Anordnung der Einzelnheiten, denen alle seine bisherigen Werke den unerhörten Beifall danken, finden wir in dieser neuen gereiften Schöpfung, in der der Pinsel des Meisters noch sicherer zu sein scheint als in seinen bisherigen Werken. Bevor der fruchtbare jugendliche Dichter Hand anlegt an eine neue Dichtung, wird er, wie es heißt, eine Reise durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas machen, wohin ihm seine Werke schon längst vorausgeeilt sind.

Die ungenügende, oberflächlich absprechende Skizze, die Brougham, der sonst so gewandte Portraitist großer Staatsmänner, von Friedrich dem Großen gegeben, fand von Seiten des unermüdlichen Preuß eine gerechte Abfertigung. Preußens großer König war unter der Feder des übelwollenden Ausländers erbärmlich zusammengeschrumpft. Jetzt hat sich ein bekannter englischer Schriftsteller, Th. Campbell, ans Werk gemacht, den hervorragendsten Monarchen des vorigen Jahrhunderts seinen Landsleuten in einem würdigern Bilde vorzuführen („Frederick the great and his time"). Wenngleich diese Schrift mancherlei Berichtigung finden wird, so muß man doch anerkennen, daß dem Verf. die Zeichnung des Hintergrundes, auf dem der große Friedrich sich bewegt, sowie die Gestalt des Letztern selbst im Ganzen gelungen ist. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von Thomas Fowell Buxton. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung von Karl Ritter. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr. *)

Im Juni 1839 trat, unter dem Protectorate des Prinzen Albert, eine Gesellschaft von Menschenfreunden in London zusammen, welche den Namen einer Society for the extinction of the slave trade and for the civilization of Africa annahm. Die Zwecke der Gesellschaft sind durch die Worte ausgesprochen: Vernichtung des Sklavenhandels und Civilisirung Afrikas. England, heißt es in dem 1840 im Februar ausgegebenen Prospect, hat auf die Unterdrückung des Sklavenhandels im Ganzen schon mehr als 15 Millionen Pf. St. gewendet, und doch hat der Erfolg seiner ungeheuern Anstrengungen leider die Erwartung gänzlich getäuscht: der Sklavenhandel hat an Umfang nur zugenommen und die Leiden der ihm verfallenden Neger haben sich vergrößert. Sollte man sich dadurch entmuthigen lassen? Die Gründer der erwähnten Gesellschaft sind dieser Ansicht nicht gewesen und eine Anzahl von Negerfreunden aus verschiedenen Ständen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, sind ihnen zugefallen. Man vereinigte sich in dem Grundsatze, daß dem großen Übel, welches Afrika verheert, gründlich nicht anders abgeholfen werden könnte als durch Einführung des Christenthums. Die Gesellschaft ließ in der ersten Nummer einer Zeitschrift, welche sie gründete, einen Appeal abdrucken, worin gesagt wird: Die Gesellschaft adoptirt den Plan des Sir Fowell Buxton, inwieweit derselbe friedliche und rein menschenfreundliche Maßregeln umfaßt, und Afrika vorzugsweise wird der Schauplatz ihrer Thätigkeit sein. Der Buxtòn'sche Plan zielt auf „Afrikas Befreiung durch Erweckung der eigenen Hülfsquellen des Landes".

Wir beabsichtigen — sagt Buxton — daß Afrikas Bevölkerung, anstatt in fremde Sklaverei verkauft zu werden und zu Zehn von Tausend während des Transports umzukommen, daheim den Acker baue und Handel treibe. Um dies zu bewirken, müssen wir 1) den Sklavenhandel hemmen und entmuthigen; 2) den rechtmäßigen Handel sicherstellen und aufmuntern; 3) die Landwirthschaft lehren und befördern; 4) sittlichen und religiösen Unterricht ausbreiten. Um das Erste zu leisten, müssen wir unser Geschwader vergrößern und concentriren und mit den Häuptlingen an der Küste, an den Strömen und im innern Lande Bündnisse aufrichten. Um das Zweite zu leisten, müssen wir gebietende Positionen gewinnen, Factoreien anlegen und Handelsschiffe aussenden. Um das Dritte zu leisten, müssen wir einen landwirthschaftlichen Verein bilden; Land vertragsmäßig erwerben, um es anzubauen, und Macht genug in Händen haben, um den Sklavenhändler fern zu halten; und zwar müssen wir Land erwerben, das man uns freiwillig abtritt, in der Nähe eines schiffbaren Flusses, von so gesundem Klima, als in Afrika nur möglich ist, von gutem, zur Erzeugung tropischer Producte geeignetem Boden und von beträchtlichem Umfange. Um das Vierte zu leisten, müssen wir die wohlthätigen Vereine, welche diesen Zwecken dienen, thätig unterstützen. Von Dem, was geschehen muß, fällt ein Theil der Regierung zu, ein anderer Theil der Privatbemühung. Der Regierung fällt die Pflicht und Last anheim, den Frieden zu erhalten und den Ansiedelungen, die sich bilden, Schutz zu gewähren; das Geschwader zur Verhinderung des Sklavenhandels zu vergrößern und an den afrikanischen Küsten zu concentriren; gebietende Positionen, wie Fernando Po zu erwerben, Geschäftsträger zu bevollmächtigen, welche mit den afrikanischen Häuptlingen Verträge über Aufhebung des Sklavenhandels, über Handel und Colonisirung abzuschließen haben. Der Privatthätigkeit fällt die Bildung und Unterstützung zweier Vereine anheim, nämlich 1) eines Vereins, welcher sich die Zwecke setzt, Einzelnen oder Gesellschaften, die für die Volkserziehung in Afrika thätig sein wollen, auf alle Weise zu Hülfe zu kommen; Civilisation, Anbau und Handel direct und indirect, wie nur möglich, zu fördern; statistische, geographische und sonst das Land betreffende Nachrichten einzuziehen und bekannt zu machen; endlich die Theilnahme für die Sache Afrikas rege zu erhalten; 2) eines landwirthschaftlichen Vereins, dessen Aufgabe sein wird, solche Personen, die mit Klima und Production der Tropenländer genau bekannt sind, auszusenden; Colonien anzulegen auf Grund derjenigen Verträge, welche die Regierung abgeschlossen haben wird; Musterwirthschaften und Factoreien mit hinlänglichen Vorräthen von europäischen Waaren zu bilden; kurz, Alles anzuwenden, was die Erfahrung als geeignet herausstellen möchte, um britische Gewerbthätigkeit und britisches Capital auf dem afrikanischen Continent anzulegen. Die Grundprincipien dieses letztern Vereins müssen sein: Keine Sklaverei, kein Monopol, Geduld mit den Eingeborenen, äußerste Feindschaft wider Sklavenhandel und Sklaverei unter allen ihren möglichen Gestalten. Von einer Seite angesehen, sind diese beiden Gesellschaften verschieden, indem die eine Wohlthätigkeit, die andere Gewinn im Auge hat; und wegen dieser Verschiedenheit sollten sie auch in Bezug auf das Detail ihrer Thätigkeit getrennt voneinander gehalten werden. Jedoch ist es unmöglich, daß sie sich nicht gegenseitig dienen und einander in die Hände arbeiten sollten. Es ist unmöglich, Erziehung, Kenntnisse, den civilisirenden Einfluß des Christenthums zu verbreiten, ohne dem

*) Vgl. den Aufsatz: „Negersklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit", in Nr. 5—8 d. Bl. D. Red.

Volke zugleich Das zu überliefern, was materiell zur Förderung des Handels und des Ackerbaus wirken muß; und andererseits gibt es keinen bessern Weg, um den Zustand des Volkes geistig und leiblich zu verbessern, als die Einführung unserer Gewerbthätigkeit und eine verständige und erfolgreiche Verwendung unserer Kapitalien unter ihnen.

So weit Burton. Die Gesellschaft für Vernichtung des Sklavenhandels und Civilisirung Afrikas ist nichts Anderes als die Realisirung des erstern jener beiden von Burton vorgeschlagenen Vereine. Sie hat beschlossen, aller directen Einwirkung, aller Erwerbung und Colonisirung von Landstrichen, aller Handelsunternehmungen, sogar alles unmittelbaren Eingreifens bei der Begründung von Schulen in Afrika gänzlich sich zu enthalten. Sie stellt sich vielmehr die Aufgabe, Alles, was zur Begründung einer genauen Einsicht in die Verhältnisse des Sklavenhandels, zur Erweiterung und Sicherstellung unserer Bekanntschaft mit Afrika, oder zur Belebung des allgemeinen Interesses an Afrikas Wohlfahrt dienen kann, mit Zuverlässigkeit zu ermitteln, bekannt zu machen und auszuführen, sowie den geeignetsten Mitteln nachzuspüren, durch welche sowol die Bekämpfung des Sklavenhandels als die Civilisirung Afrikas gefördert werden kann, und diese öffentlich mitzutheilen, auch dahin zu wirken, daß dieselben in Anwendung gebracht werden mögen. In den Bereich ihrer Thätigkeit fällt die Beförderung unserer Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Sprachen Westhochafrikas, die Erforschung der klimatischen Verhältnisse und der Productionskraft seiner Landstriche, sodann des Charakters und der Sitten, Fähigkeiten und Neigungen der Eingeborenen; ferner die Ermittelung der besten Austrocknungs- und Bewirthschaftungsmethoden für Afrika, der zweckmäßigsten Ackergeräthschaften, der anwendbarsten Sämereien und der auf dortigen Märkten am meisten gesuchten Handelsartikel; endlich die Verbreitung medicinischer Kenntnisse in Afrika, die Einführung der Pockenimpfung, die Unterstützung der Unternehmer von Straßen- und Kanalbauten und die Einrichtung von Papierfabriken und Buchdruckereien. Das Organ der Gesellschaft ist die schon erwähnte Zeitschrift, welche unter dem Titel „The friend of Africa" in Monatsheften erscheint. In ihr werden die Verhandlungen der Gesellschaft selbst sowie ihrer Hülfsgesellschaften zu Glasgow, Dublin, Plymouth, New-Dorset u. s. w. bekannt gemacht, Berichte über die Fortschritte der Nigerexpedition mitgetheilt und Alles besprochen, was den Zwecken der Gesellschaft förderlich sein mag. Auch soll das Journal benutzt werden, um falsche Auffassungen alles Dessen, was die Gesellschaft unternehmen und ausführen wird, zu verhüten, Misverständnisse zu beseitigen und Anklagen zu widerlegen.

In der angeführten Stelle aus Burton's Werk ist auf das weite Feld hingedeutet, welches britischer Thätigkeit in Afrika sich eröffnen könne. Doch schon Burton selbst hat mit Nachdruck die Nothwendigkeit hervorgehoben, das britische Particularinteresse in Bezug auf Afrika in den Hintergrund zu stellen und das Unternehmen der Civilisirung Afrikas zu einer Angelegenheit der gesammten Christenheit zu erheben. Er sagt:

Die Entwürfe, welche ich der öffentlichen Beurtheilung vorlege, werden sich dadurch empfehlen, daß sie England mit keinem Theile der civilisirten Welt in Feindschaft verwickeln, denn sie enthalten keine Verletzung des Völkerrechts. Wir können mit Afrika in Verkehr und ehrlichen Handel treten, ohne irgend eine andere Macht in ihren Rechten und löblichen Interessen zu kränken. Diese Entwürfe machen kein Handelsmonopol nothwendig. Wenn andere Nationen ebenfalls mit Afrika in erlaubte Verbindung treten wollen, so werden sie unsern Endzweck nur befördern und uns helfen, den Gegenstand unsers Kampfes zu überwinden. Diese Entwürfe schließen keine Eroberungspläne ein; unser Ehrgeiz in dieser Sache ist anderer Art. Afrika ist gegenwärtig zerrissen, ist ein Opfer des härtesten Despotismus, welchen je die Welt sah, ist weit und breit von eingewurzelter Grausamkeit beherrscht. Wir aber wollen Nichts erobern, Nichts bezwingen — als den Sklavenhandel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Don Fernando. Aus dem Jugendleben des letzten Königs von Spanien. Von H. E. R. Belani. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1841. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

In seiner gewohnten Manier reiht hier wiederum Hr. Belani die Episoden einer ereignißreichen Geschichte in gewandter Erzählung zusammen, individualisirt hier und da einen Charakter oder eine Thatsache durch Dialog oder Erfindung und läßt auch nebenbei die Angelegenheiten eines liebenden Herzens einfließen. Einen historischen Roman können wir ein solches, auf Gewandtheit und Erzählertalent gegründetes Verfahren nicht nennen, denn die einzelnen Züge sind weder individualisirt genug, noch vereinen sie sich zu einem wahrhaft künstlerischen Organismus. Die höhere geschichtliche Betrachtung aber wird durch die willkürliche Zuthat und durch die Zwecke des unterhaltenden Erzählers gestört und verdunkelt. Hr. Belani ist so ein Zwitter, der nicht der Geschichte, und doch auch nicht der dichterischen Muse angehört. Derselbe hat in diesem auseinanderfallenden Stoffe gewissermaßen dadurch eine Einheit des Interesse bewirkt, daß er Ferdinand VII. in seinem öffentlichen und privatlichen Leben als ein theilnahmerregendes Opfer der Schwächen seines Vaters, der Buhlerei seiner Mutter, der Intriguen des Friedensfürsten und der egoistischen Politik Napoleon's darstellt. Don Fernando ist somit ein weicher und niedergedrückter Charakter, bei dessen Jugendschicksalen wir einen Augenblick die Schwäche und Grausamkeit des Mannes und Greises, wie die Schuld und Treulosigkeit des Regenten allenfalls vergessen. Neben der Gestalt Fernando's ist der Person des Friedensfürsten, des Don Manuel Godoy, der sich durch die Kunst seines Guitarrenspiels zum Günstlinge des königlichen Paares und zum Granden und Fürsten von Spanien emporgeschwungen, noch die meiste Aufmerksamkeit in der Charakterdarstellung gewidmet, obschon er als Politiker und Verwalter des Reichs eine höhere und achtungswerthere Rolle gespielt, als ihm der Verf. zuertheilen möchte. Karl IV. erscheint in der Erzählung als derselbe schwache und beschränkte Mensch, seine Gemahlin Marie Luise als dieselbe herrschsüchtige, eifersüchtige und in den Friedensfürsten verliebte Frau, wie die Geschichte berichtet. Die Hauptmomente der Erzählung sind folgende: Godoy will mit Fernando, dem Prinzen von Asturien, weder die Neigung des königlichen Paares noch die Regierung des Reiches theilen. Der Prinz seufzt unter der Etikette des Hofes und unter dem Drucke des Günstlings und vermählt sich als funfzehnjähriger Jüngling mit Marie Antonie von Neapel, um eine freiere Stellung zu gewinnen. Er ist in dieser Ehe sehr glücklich; allein die Verfolgungen, die die Prinzessin von dem verschmähten Godoy, wie von ihrer eifer- und rachsüchtigen Schwiegermutter zu erdulden hat, führen ihren Tod, und wie auch die Geschichte sagt, an beigebrachtem Gifte, herbei. Verlassen, vernachlässigt, von seinen königlichen Ältern bearg-

wohnt, überläßt sich Fernando ganz dem Schmerze seines Verlustes, als ihm von dem Hofe das Verlangen gestellt wird, sich aufs neue mit der Schwägerin Godoy's, der Prinzessin Marie Luise von Bourbon, zu verheirathen. Er weist diesen ihm verhaßten Antrag zurück und wendet sich unter dem Einflusse einer politischen, mit der Günstlingherrschaft unzufriedenen Partei an Napoleon, damit dieser dem Günstlinge gegenüber seine Stellung als Kronprinz protegire und für seine künftige Vermählung nach Wunsche sorge; zugleich sucht er aber auch auf Andringen derselben Partei in einem Memoire seinen verblendeten Vater von der Lage des Reiches zu unterrichten und über die eigentliche Stellung des Günstlings Godoy zur königlichen Familie aufzuklären. Fernando hat hier nur als zärtlicher und versöhnlicher Sohn gehandelt; er hat an Napoleon als Kronprinz nur sein Herz, keineswegs die spanische Politik verrathen; allein der durch seine Spione unterrichtete Godoy sucht es doch dahin zu bringen, daß der Prinz gefangen genommen und als Staatsverbrecher vor Gericht gestellt, ja mit dem Tode bedroht wird. Schon hat der verblendete Karl IV. seinen Sohn und Nachfolger vor der Welt als Verräther bezeichnet und will als zweiter Junius Brutus der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, als Napoleon der schmählichen Intrigue Stillstand gebieten läßt. Aus der Hand des schlauen Godoy muß Ferdinand die Gnade seines Vaters entgegennehmen und da Reue und Abbitte bezeugen, wo er eigentlich der Gekränkte und Gemißhandelte ist. Die politischen Ereignisse in Spanien nehmen nun eine solche Wendung, daß in dem Leben Fernando's eine neue Phase eintritt. Napoleon läßt unter Murat Spanien besetzen; zu Aranjuez muß Karl IV., durch einen Volksaufstand gezwungen, die Krone niederlegen; der Friedensfürst wird gestürzt und zum großen Leidwesen des königlichen Paares ins Gefängniß geworfen, Ferdinand aber unter dem Zujauchzen seines Volks zum Könige von Spanien erklärt. Kaum hat ihm indessen seine Familie gehuldigt, als namentlich im Interesse Godoy's die weiblichen Glieder derselben gegen den jungen König conspiriren und sich mit Napoleon zu dessen Sturze verbinden. Der König hält seinen Einzug in Madrid und nun entwickeln sich alle die schmählichen und grausamen Intriguen der Napoleon'schen Politik, wie sie die Geschichte kaum aufzuweisen hat. Murat vernachlässigt und beleidigt den König; der geschickte Unterhändler Napoleon's, Savary, weiß durch die gemeinsten Lügen und die gröbsten Vorspiegelungen Fernando zu bewegen, Madrid zu verlassen und den vermeintlichen Rath und Beistand Napoleon's in Bayonne persönlich nachzusuchen. Bald erscheint hier auch Karl IV. mit seiner Gemahlin und dem befreiten Günstlinge; und Ferdinand VII. wird, wie bekannt, unter der schmählichsten Behandlung von Seiten seiner Familie und unter der grausamsten Härte von Seiten Napoleon's seiner Krone und jeder Aussicht auf die künftige Besitznahme des spanischen Throns für eine geringe Pension aus dem französischen Staatsschatze beraubt. Hr. Belani verspricht am Schlusse der Erzählung wie gewöhnlich, daß er nun auch in dieser Weise das Leben und die Thaten des Bruders von Ferdinand VII., des Don Carlos, nächstens erzählen werde.

2. Die Brüder und der Mönch. Ein sicilianisches Sittengemälde aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts von M. Norden. Zwei Theile. Hamburg, Herold. 1841. 8. 3 Thlr.

Dieser interessante Roman ist von ebenderselben Verfasserin geschrieben, die unter dem Titel „Der Matador" voriges Jahr jene trefflichen Schilderungen aus der Gegenwart Spaniens herausgegeben. M. Norden ist eine Schriftstellerin von schöpferischer Phantasie und reichem Geiste; aber den ganz besondern Vorzug verleiht ihr eine umfassende Bildung und Lebenserkenntniß, die sie aus dem Kreise der subjectiven Herzensbewegung hinaus in die objective Welt der Geschichte führt. Ein gründliches Studium des Menschen, der Elemente der Gesellschaft, der Physiognomie der Länder und Völker, überhaupt ein kräftiges und klares Wissen liegt diesem Sittengemälde durchweg zum Grunde. Es ist wahr; die Verf. ist in der Wahl ihres Stoffs ebenso glücklich gewesen wie in der Darstellung und Behandlung desselben. Sicilien ist heute noch das Land der bizarrsten Lebensverhältnisse und der ausgeprägtesten Individualitäten und war es zu jener Zeit noch mehr. In seiner Bevölkerung spiegeln sich alle schlagenden Contraste einer sentina gentium, die alle Nationen der europäischen Geschichte aufzuweisen hat. Jene Tugenden und glänzenden Seiten, das Feuer der Leidenschaft, die Energie des Gemüths, die Reinheit, Zartheit und gläubige Hingabe desselben bilden bei dem Sicilier einen merkwürdigen Gegensatz zu der Ungebundenheit, der Roheit, dem Aberglauben und der Gesetzlosigkeit, welche von jeher der Charakter dieser herrlichen Insel gewesen ist. Sicilien ist das Land, wo die Geistlichkeit, besonders die Mönche, auf den Geist und das Schicksal der Familie und der Gesellschaft den entschiedensten Einfluß übt: und die Verf. knüpft auch darum mit vielem Geschicke an dieses Motiv die Geschichte und die Schicksale aller der Personen, in welchen sich das umfassende Sitten- und Charaktergemälde jener Zeit abschildert. Der Dominikanermönch Cyrillus ist das bewegende Princip des ganzen, reichen Gemäldes. Er ist ein Mann, dessen durch Ausschweifungen verhärtetes Gemüth von seinen überwiegenden Fähigkeiten keinen andern Gebrauch macht, als seinen hierarchischen Ehrgeiz zu befriedigen und sich zu diesem Zwecke die materiellen Mittel zu verschaffen. Unter der Maske des väterlichen Vormundes will er die schöne, reiche und gebildete Donna Felicitas Baldeschi an den feigen Stutzer Don Cornari verkaufen; er zwingt das Mädchen Haus und Hof zu verlassen und in einem Winkel der Insel ihre Freiheit und ihr Herz für ihren geliebten Albano Landroni zu bewahren. Landroni ist der Sohn einer reichen Familie, die der Mönch aus Habsucht ebenfalls zerstreut und zu Grunde gerichtet hat. Frederigo mußte jung und hülflos das väterliche Haus verlassen, weil er nach der Bestimmung des Paters nicht ins Kloster gehen wollte. Zwischen Albano und Francesco weiß der Pfaffe den brüderlichen Haß anzufachen, daß Franzesco von Albano und einem künftigen Schwager der Familie, Giovanni Battista, vermeintlich getödtet wird. Die unmittelbare, von dem Mönche eingeleitete Folge davon ist aber, daß Albano das Haus und seine Braut Felicitas verlassen und als Räuber in den Gebirgen leben muß; daß der edle Giovanni auf die Galeeren, seine Braut Teresita Landroni unter angeblichem Wahnsinn in ein Kloster geworfen wird. So steht der alte, durch Beichte und Zuspruch von dem Mönche blödsinnig gemachte und von seinen Kindern abgewandte Landroni allein da und ist sogar im Begriff, sein jüngstes und letztes Kind, die anmuthige Manuelita, dem Kloster zu widmen und das ganze reiche Erbe dem listigen Beichtiger zu übergeben. Aber wie wenig auch gegen alle diese Verbrechen des Paters die Gesetze des Landes angerufen werden können, die sämmtlichen Personen sind echte Söhne und Töchter des Landes, die durch Muth, Ausdauer, Leidenschaft und Charakterfestigkeit auf den verschlungensten Wegen und den interessevollsten Abenteuern den Pater Cyrillus und das Schicksal besiegen und ihrem Herzen Genugthuung verschaffen. Der Gegensatz zu diesen heißblutigen und sicilischen Gestalten ist von der Verf. in der Familie eines irländischen Kaufmanns hingestellt; diese Familie gewährt allen den einzelnen Gliedern der Familie Landroni, an die sie durch den aufopfernden Muth des Frederigo gebunden ist, einen Stützpunkt und ein Asyl, in welchem sich dieselben im Laufe ihrer Schicksale treffen müssen. So großartig aber die Fabel angelegt und ausgesponnen ist, so glücklich und scharf die Charaktere und, was besonders bedeutend, die männlichen Charaktere gehalten und ausgeführt sind, ebenso geschickt hat auch die Verfasserin in einer erschöpfenden Reihe von Scenen und Skizzen den Zustand der Civilisation und die Natur und Beschaffenheit des Insellandes darzustellen gewußt. Sie führt uns in die Klöster, in die Gefängnisse, in die Kämpfe mit den Corsaren, auf die Galeeren, zu den Volksfesten, zu den geistlichen Processionen; sie läßt uns auch an dem 1780

stattfindenden Ausbruch des Ätna mit aller Angst und Spannung für die gefährdeten und befreundeten Personen theilnehmen und verlegt mit dichterischer Licenz das erst einige Jahre später eintretende Erdbeben, das Sicilien und besonders Palermo so furchtbar verheerte, in die Katastrophe des Romans. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Verf., wie vieler andern, im Gebiete des Romans glücklichen Dichterinnen, daß sie durch das Interesse der Spannung zuweilen das Interesse der Ästhetik und der Poesie opfert. Hierher gehört, daß der Untergang des Pater Cyrillus erst an die Wirkung des Erdbebens geknüpft wird, damit der Verf. die Gelegenheit nicht verloren gehe, uns noch zu wiederholten Malen die schon oft empfundene Angst und Besorgniß für die glückliche Rettung der Betheiligten immer wieder durchempfinden zu lassen. Das Gemüth des Lesers wird auf diese Weise entweder gefoltert, oder leicht ganz theilnahmlos gemacht. Ferner möchten wir der Verf. anrathen, ja mit allem Fleiße auf die Gedrungenheit und Präcision des Dialogs zu sehen, damit die Handlung in allen Theilen munter fortschreiten und das rege Interesse immer lebendig erhalten werden könne. Vor allen Dingen möchten wir aber auch die Dichterin, die bisher, so viel wir wissen, das südliche Leben zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht hat, ihr Talent und ihre Bildung an einen Lebenskreis verwenden sehen, der uns näher liegt und der unter der Zucht und gleichförmigen Einwirkung moderner Bildung eine größere Kunst und Entwickelung der Charaktere zuläßt, wie im Allgemeinen jene intensiven und geschlossenen Gestalten des Südens. Ob endlich die Verf. die Motive ihrer Arbeit der Geschichte entlehnt, oder dieselben aus dem Fonds ihres eigenen reichen und erfinderischen Gemüths genommen hat, geben wir uns um so weniger Mühe zu ermitteln, indem sie das Ganze wie das Einzelne durch ihre originelle Darstellung und Verknüpfung auf jeden Fall zu ihrem Eigenthume stempelt.

3. Napoleon und die Philadelphen. Ein Roman aus den Kriegsjahren 1806—9, von Ladislaus Tarnowski. Drei Bände. Braunschweig, Meyer. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hr. Ladislaus Tarnowski versteht es allerdings, auf eine leichte und fixe Weise sein Manuscript zu verfertigen, aber von den Foderungen eines historischen Romans scheint er wenig zu halten; er hat wenigstens die Operation des dichterischen Schaffens sehr vereinfacht. Die schlecht und mit unerträglicher Geschwätzigkeit erzählten und reproducirten Berichte der Napoleon'schen Kriege und Schlachten von 1806—9 bilden die Basis und den Hauptbestandtheil seines Werks. Zwischen jedem dieser langen Capitel räuspert er sich, nimmt eine gewichtige, geheimnißvolle, lehrreiche Miene an und entdeckt der Welt nicht allein das einstige Dasein der anti-Napoleon'schen Verbrüderung der Philadelphen, sondern entwickelt auch aus der Fülle seiner eigenen Phantasie die Geschichte einer heldenmüthigen Dame, die zu diesem geheimnißvollen Bunde gehörte. Lernen wir in dieser Philadelphin auch unsern Philographen kennen! Amalie ist die Tochter des Marquis von Pontarlier, des Hauptes des geheimen Bundes. Die Glieder dieses Bundes haben sich anheischig gemacht, ihre Kinder in die Bureaus der kaiserlichen Regierung, wie in die Armee zu schmuggeln, um durch diese sichern und ergebenen Werkzeuge die Macht der Napoleon'schen Herrschaft zu brechen. Amalie ergreift das sonderbare Loos, als Lieutenant in der kaiserlichen Armee zu wirken, und wird als solcher in der Schlacht bei Jena verwundet. Napoleon sieht, entdeckt und liebt das heldenmüthige Mädchen und macht dieselbe unter den Titel einer gewissen Gräfin zu seiner Maitresse, die er in seinem Gefolge mit sich führt. Amalie gibt dem Kaiser willig ihren jungfräulichen Leib hin, weil sie Napoleon ebenfalls liebt; sie liebt aber weniger den Mann, als das große, weltbezwingende Genie. In dem russischen Feldzuge wird sie jedoch überzeugt, daß ihr Napoleon nicht treu ist; sie fühlt sich plötzlich als Weib und verläßt nach einer Scene, in welcher ihr der Kaiser das Verhältniß aufsagt, Warschau, um als Soldat in den Reihen der Feinde und als Philadelphe den treulosen Kaiser zu bekämpfen und den Raub ihrer jungfräulichen Blüten zu rächen. Sie durchzieht Spanien und agirt daselbst gegen die französischen Truppen; sie stellt sich hierauf in dem Kriege gegen Östreich als Hauptmann an die Spitze eines tiroler Jägerhaufens und ist in ihrem glühenden Hasse gegen die Person des Kaisers ein wahrer Satan von bösem Humor und militairischer Tapferkeit und Geschicklichkeit. Bei der Einnahme von Regensburg ist es Amalie, die mit einer geweihten silbernen Kugel nach dem mächtigen Treulosen schießt und ihn leider nur am Fuße verwundet. Hierauf geht sie nach Wien, um ihren gehaßten Geliebten wieder in der Nähe zu haben. Sie sucht Oudet, den Günstling Napoleon's, auf, von dem sie weiß, daß er sich gern an die Spitze der in der Armee befindlichen Philadelphen stellen wird, und es gelingt ihr auch mit dem zweiten Opfer ihrer Unschuld den Oudet in die Verschwörung gegen den Kaiser zu verstricken, der ihr die Aussicht eröffnet, daß er sich selbst den imperatorischen Mantel umhängen und sie so zur Kaiserin machen wolle. Sie wird hier ferner mit einem deutschen Philadelphen, mit einem brutalen, wahnsinnigen Menschen bekannt, der dem Kaiser mit einem Messer den Bauch aufreißen will, und auch diesem rohen, cynischen Schwärmer bringt sie ein drittes Opfer ihrer Weiblichkeit und erlaubt ihm in ihren leiblichen Reizen zu schwelgen; dieser brutale Mensch ist aber kein Anderer als der deutsche Jüngling Stapß. Allein das Geschick will, daß das haßerfüllte Gemüth Amaliens plötzlich eine andere Richtung erhalte. Bei einer Parade der französischen Truppen, der sie in holder Frauengestalt beiwohnt, geht ihr das Pferd durch und sie fällt halb ohnmächtig in die Arme ihres alten Freundes des Kaisers, der sie mit ritterlicher Zärtlichkeit, ohne sie jedoch zu erkennen, seinem Leibarzte zur Pflege überliefert. Diese Berührung und eine Niederlage, die Napoleon von den Waffen der Östreicher soeben erduldet, bewegen alle Saiten ihres weiblichen und bisher verleugneten Herzens. Amalie schreibt dem Kaiser einen anonymen Brief, in welchem sie ihm die Verrätherei des Oudet und die Treulosigkeit des siebenten Regiments, das fast ganz von Philadelphen gebildet ist, verkündigt und ihm so Gelegenheit gibt, dieses Regiment durch das mörderische Feuer der Feinde aufreiben zu lassen. Endlich wird ihr auch der andere Stein vom Herzen genommen, denn sie hört, daß das Attentat Stapß' gescheitert und derselbe gefangen und hingerichtet worden sei. Hr. Ladislaus Tarnowski, der jetzt die drei Bände seines Romans vollendet und die nach Napoleon schmachtende Amalie nun nicht mehr zum Anhaltungspunkte seiner Schlachtenmalereien und Kriegszüge nöthig hat, benimmt sich gegen dieses arme Mädchen sehr undankbar, denn er läßt nun plötzlich einen frühern Verehrer derselben, einen Philadelphen, hereintreten, ihr die treulosen Abwege und fleischlichen Vergehen vorwerfen und sie ohne Umstände durch einen Schuß in den Kopf niederstrecken. Wie der Dichter Napoleon zu zeichnen versteht, ist aus folgender Stelle ersichtlich: „Der Kaiser (nachdem er die Vernichtung der Philadelphen und den Tod des Generals Lasabe erfuhr) wandte sich ab; seine Augen wurden feucht; ein Seufzer schwellte seine Brust. — — Nun konnte Napoleon (da nicht allein der Tod Oudet's, sondern auch der des Lasabe die Ursache scheinen konnte) dem Generalmajor das feuchte Auge zeigen, ohne den Freund durch diese Äußerungen von Schmerz und Trauer zu kränken. ‚Bin ich denn solcher Opfer würdig?' sprach er in seltener Zerknirschung. ‚Muß denn jeden meiner Siegeskränze so viel kostbares Blut bethauen? Nun, die Vorsehung muß es wol so haben wollen, daß ich meine eigene Kraft nicht überschätze, sondern immer einsehe, wie viel ich der Meinigen Liebe und Treue verdanke.' Hier sank er dem erschütterten Fürsten von Neufchatel weinend in die Arme. ‚Berthier', flüsterte er, ‚Sie müssen sich gefallen lassen, auch Fürst von Wagram zu heißen!'" Ach, was für ein frommer, zärtlicher, gefühlvoller, ja empfindsamer Eroberer muß der gute Kaiser nach den Schilderungen des Hrn. Ladislaus Tarnowski gewesen sein! 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 47. — 16. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von Thomas Fowell Burton. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Die Gesellschaft hat sogleich nach ihrer Entstehung dargethan, daß diese von ihr adoptirten Grundsätze Burton's nicht leere Versicherungen bleiben sollen, daß ihr ernstlich an der Mitwirkung der civilisirtesten Völker Europas gelegen sei. Sie hat Geschäftsträger ausgesendet, um überall das Interesse für die große Angelegenheit Afrikas zu beleben, und hat insbesondere eine französische und eine deutsche Übersetzung des Burton'schen Werkes veranstaltet. Welchen Werth die Gesellschaft auf die Mitwirkung Deutschlands lege, zeigt unter Anderm ein Brief des Capitain Washington an Burton (im „Friend of Africa" mitgetheilt), worin es heißt:

Ich halte mich berechtigt, Ihnen und der Gesellschaft die Versicherung zu geben, daß wir im Verfolge unserer großen Angelegenheit auf Deutschlands Theilnahme und Hülfe zählen dürfen. Sollten auch keine Beiträge in Geld von dort uns zugehen, so wird doch Deutschland sicher seine Schiffe senden, um auf den afrikanischen Flüssen Handel zu treiben, wird uns, wenn es nöthig sein sollte, Missionnaire, jedenfalls Naturforscher, auch Handwerker aller Art liefern, welche, so Gott will, freudig den Bau werden aufführen helfen, dessen Grundstein Sie gelegt haben .... Ich hatte auf meiner Reise durch Deutschland Gelegenheit, zu bemerken, daß, außer den wissenschaftlichen und philanthropischen Interessen, welche die Nigerexpedition rege machte, auch die Vortheile erwogen wurden, welche für ein in Manufacturen lebhaft fortschreitendes Volk sich dadurch in Aussicht stellen, daß die Eröffnung von Freihäfen in Afrika den Erzeugnissen des deutschen Kunstfleißes einen neuen Markt darbieten könnte.

In einem nach Deutschland gerichteten Briefe vom 27. Sept. d. J. schreibt Washington:

Ich versichere Ihnen, daß die Erscheinung der deutschen Übersetzung hier große Freude erregt hat, und ich wünsche nur, daß dieselbe in Deutschland, wie sie es verdient, gelesen und erwogen werden möge. Deutschland muß uns behülflich sein, das große Werk auszuführen, welches wir unternommen haben, und wird ja auch, wie die Beweise von Theilnahme, die ich bisher erhielt, mich hoffen lassen.

Der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums das Burton'sche Werk recht dringend zu empfehlen, ist der Zweck dieser Anzeige. Eine unbefangene Prüfung desselben wird am besten geeignet sein, die vielen Vorurtheile, welche über die Absichten Englands, über die Motive der mehrerwähnten Gesellschaft, über die Nothwendigkeit eines wirksamern Einschreitens zum Besten Afrikas und über die Ausführbarkeit des Burton'schen Planes unter uns im Schwange sind. Die englische Regierung ist auf den Burton'schen Plan durchaus eingegangen. Die ersten Beweise davon sind gegeben durch die Unterhandlungen mit Spanien wegen der Insel Fernando Po, durch eine veränderte Aufstellung der Kaper und vorzüglich durch die Ausrüstung der Nigerexpedition, welche in diesem Augenblicke vermuthlich schon am Zusammenflusse des Kawara (Niger) und Tschadda eine feste Stellung eingenommen hat, um ihre Operationen von dort zu beginnen. Es ist daher gewiß für Jeden, der sich auch nur für diese Expedition interessirt, von Wichtigkeit, die Voraussetzungen, auf welchen das Unternehmen beruht, und die Hoffnungen, welche davon gehegt werden dürfen, in ihrem Zusammenhange kennen zu lernen.*)

Burton's Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung ist eine zweite umgearbeitete Auflage der früher erschienenen Schrift: „Über den afrikanischen Sklavenhandel." Sie versucht den gegenwärtigen Umfang des Sklavenhandels zu berechnen und die Größe des Verlustes an Menschenleben, welchen durch ihn Afrika jährlich erleidet, auszumitteln; sie macht uns bei dieser Gelegenheit mit den fürchterlichen Leiden der ihrem Vaterlande entrissenen Neger bekannt; sodann wird den Ursachen des bisherigen Mislingens aller von Großbritannien gemachten Anstrengungen, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, nachgeforscht und endlich eine Schilderung der in Afrika herrschenden abergläubischen und grausamen Sitten angehängt, welche ebenso sehr die Ursache des Sklavenhandels sind, als sie ihr Dasein durch denselben fristen. In der neu hinzugefügten zweiten Abtheilung wird der Burton'sche Plan zur Ausrottung des Übels umständlich entwickelt und die Ausführbarkeit desselben gründlich nachgewiesen. Der deutschen Übersetzung ist eine vortreffliche Abhandlung Karl Ritter's voran-

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes sind die ungünstigsten Nachrichten von der Nigerexpedition eingetroffen, welche dieselbe als größtentheils verfehlt erscheinen lassen; indeß wird dessenungeachtet das Werk Burton's nicht minder die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

D. Red.

gestellt: „Über die Nigerexpedition und ihre Bestimmung", worin zugleich Manches, das zur Vervollständigung der im Burton'schen Werke beigebrachten Thatsachen dient, aus den neuesten Berichten mitgetheilt ist.

Das Neue und Eigenthümliche — sagt Ritter — was die gegenwärtige Schrift auszeichnet, ist die kräftig nachdrücklichste Darlegung durch Thatsachen, daß alle bisherigen durch die Gewalt und Politik bedingten Mittel der Abhülfe nicht nur unzureichend waren und für immer unzureichend bleiben werden, sondern daß sie noch obenein dazu beitrugen, das furchtbare Übel der Unmündigen nur noch größer zu machen und die Thaten der Cultivirten zu den größten Abscheulichkeiten zu steigern; daß dagegen die einzig mögliche Abhülfe, die sowol in der Gegenwart, wie in der ganzen Zukunft für die dabei unglaublich Leidenden von dem segensreichsten Einflusse werden und die Vernichtung der Verbrechen jener Hartherzigen herbeiführen wird, nur auf dem Wege des Friedens stattfinden kann. Es ist nämlich die Civilisation der Afrikaner durch Weckung ihrer noch überall gegen sich selbst feindlich aufgeregten oder noch schlummernden und bewußtlosen eigenen Kräfte ihres Völkerlebens, ihrer Industrie, ihrer Weltstellung; es ist ihre Civilisation, wie sich ein großer Staatsmann kurz und sinnig ausdrückte, einzig möglich durch den Pflug und das Evangelium. Den Weg hierzu aber bahnt der Verkehr, das Element des Austausches, des Handels, dessen Gelingen auf den Eigennutz der Menschen gegründet, um so sicherer sein wird, wenn einmal der Anfang gemacht ist. Diese Ansichten kann man als wohlbegründet zugeben und ihre Ausführung für sehr wünschenswerth halten, und doch ihre Ausführbarkeit in das Reich der Träume der Philanthropen verweisen; und nur zu leicht ist der gewöhnliche, in das Alltagsleben so mannichfaltig verstrickte Mensch hierzu geneigt, durch die vielen Projecte der Zeit, durch die Oberflächlichkeit der Kenntniß und durch die Halbheit des kalten Willens in der Ausführung zurückgeschreckt, an der Möglichkeit solcher großartigen Bestrebungen und an ihrer Inswerksetzung überhaupt zu verzweifeln. Diesem aber hier zu begegnen, ist der Zweck unserer Vorrede, indem wir, da das vorliegende, in allen seinen Theilen so klar und mit tiefster Einsicht geschriebene Buch keines weitern Erklärens bedarf, uns nur zu Dem wenden, was schon praktisch aus seinem Inhalte hervorgegangen und in das Leben getreten ist.

Dieses Zeugniß, welches der große Geograph, der gründliche Kenner Afrikas dem Burton'schen Werke ausstellt, ist deshalb von der größten Wichtigkeit, weil Niemand berufener sein konnte als Ritter, die Grundlagen des ganzen von Burton aufgeführten Gebäudes zu prüfen. Daß aber die von Burton aus den Prämissen, welche Ritter auf diese Weise gebilligt hat, gezogenen Folgerungen keineswegs so abenteuerlich sind, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, dafür bürgt genugsam die Aufnahme, welche der Burton'sche Plan bei den englischen Staatsmännern gefunden hat.

Wenn nichts geschieht — sagte Burton am Schlusse seiner Arbeit — so wird Afrika in 50 und in 100 Jahren noch das sein, was es heute ist, und wir werden noch ebenso wenig wissen, wie ihm am besten zu helfen sei. Ich bin nicht so [illegible], um mir einzubilden, daß wir gleich auf den ersten Griff die Aufgabe lösen werden, welche uns vorliegt. Wir müssen uns gefaßt halten auf fortdauernde Ausgaben, auf beharrliche Anstrengungen, auf bittere Täuschungen. Aber ich glaube, daß hier die britische Nation nur zu wollen braucht, um mit Gottes Hülfe der Menschheit eine Wohlthat zu erzeigen. Geschehen kann es, daß auf ihr Geheiß tausend Völker, jetzt im Elend, in thierischer Rohheit, in vernichtendem Aberglauben untergesunken, [illegible] Handel ergeben, der schrecklichsten Pest, die je die öffentliche Wohlfahrt verderbt und den Frieden des Hauses vergiftet hat, emportauchen unter Großbritanniens Hut aus ihrer Niedrigkeit, daß sie Erziehung, Ackerbau, Handel, Frieden, Gewerbfleiß und den Reichthum, der daraus entspringt und über das Alles die christliche Religion willig aufnehmen. Ich gebe zu, daß es eine Frage ist, ob die von mir vorgeschlagenen Mittel praktisch sind und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges in sich tragen. Die Nation hat zu beurtheilen, ob diese Vorschläge, ob die Politik, welche ich so kühn bin anzuempfehlen, geeignet scheinen, das gewaltige Übel, welches Afrika verheert, Europa entehrt, die Menschheit drückt, zu besiegen. Wenn man findet, daß meine Hoffnungen nicht eingebildet sind, daß sie auf einer vernünftigen Ansicht ruhen und durch eine Masse von Zeugnissen praktisch bestätigt werden; wenn man findet, daß es sowol in Betracht der Menschlichkeit, als in Erwägung der Wohlfahrt und der Ehre Großbritanniens unsere Pflicht ist, ungeirrt durch Schwierigkeiten, Gefahren und Kosten vorwärts zu schreiten, so hege ich das Vertrauen, daß man kühn und schnell zur Ausführung schreiten werde.

Diese Erwartung ist in der That nicht eitel gewesen. Der Regierung erschienen die von Burton vorgeschlagenen Mittel nicht unpraktisch. Sie ließ sich geneigt finden, mit der Anwendung derselben unverzüglich einen ersten Versuch zu machen. Die Frucht davon ist die gegenwärtige Nigerexpedition. Lord John Russell schrieb im Februar 1840 in seinem Erlasse an die königlichen Schatzräthe:

Die vertrauten Rathgeber Ihrer Maj. sehen sich genöthigt, der Überzeugung Raum zu geben, daß es unerlaßlich ist, ein neues Präventivsystem gegen den Sklavenhandel in Ausführung zu bringen, welches darauf berechnet ist, ihn an seiner Quelle selbst aufzuhalten und so die Elemente, aus welchen er Nahrung zieht, zu bekämpfen. Ob zwar es unmöglich ist, der Habgier Derer, welche in Afrika Sklaven zur Ausfuhr kaufen, Einhalt zu thun, so kann es doch möglich gefunden werden, Denen, welche dieselben verkaufen, die Einsicht aufzunöthigen, daß sie durch diesen Handel ihren eigenen wohlverstandenen Interessen Eintrag thun. Von dieser Ansicht ausgehend, ist der Vorsatz gefaßt worden, neue Handelsverbindungen mit denjenigen Häuptlingen und Mächten in Afrika, auf deren Gebieten dem innern Sklavenhandel obgelegen und dem äußern Sklavenhandel seine Opfer zugeführt werden, anzuknüpfen. Zu dem Ende hat die Königin Ihre Minister angewiesen, Übereinkommen oder gemeinsame Maßnahmen mit solchen Häuptlingen und Mächten zu unterhandeln, und zwar auf folgender Grundlage: 1) daß der Sklavenhandel von ihnen völlig aufgegeben und untersagt werde; 2) daß unter günstigen Bedingungen der Absatz von Producten und Manufacten der ihnen unterworfenen Länder an Großbritannien verstattet werde .... Ich kann nicht auf eine genaue Auseinandersetzung des Planes selbst hier eingehen. Aber für den gegenwärtigen Zweck wird auch genügen, auszusprechen, daß die Minister der Krone nach reiflicher Erwägung der Frage und im vollen Bewußtsein der Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen in den Weg stellen können, dennoch der Überzeugung sind, daß sie das beste, wenn nicht das einzige Mittel ergriffen haben, durch welches das große, von der Königin, Ihrem Parlamente und Ihrem Volke eifrig erstrebte Ziel erreicht werden kann.

Man ersieht hieraus, daß der Burton'sche Plan von der englischen Regierung nicht etwa nur theilweise, sondern seinem Wesen und seinem ganzen Umfange nach wirklich angenommen worden ist. Dies muß offenbar für die Folgewichtigkeit desselben ein günstiges Vorurtheil erwecken. Wenn es nicht angehörig war, einigen Philanthropen zuzutrauen, daß sie ohne Kenntniß der Welt, oder in Selbsttäuschung befangen, Luftschlösser aufbauten, so ist doch

nicht glaublich, daß die erfahrenen Staatsmänner einer so verständigen und von so glücklichem Takt in ihren Unternehmungen geleiteten Nation, wie die englische ist, ihre Theilnahme und nicht unbedeutende Mittel an die Ausgeburten einer überspannten Projectmacherei wenden sollten.

Wie aber, wenn diese Staatsmänner an dem Burton'schen Plane eine Seite entdeckt hätten, welche dem eigentlichen Zwecke desselben fremd, Vortheile rein politischer Natur verhieße, und deshalb, die Unterdrückung des Sklavenhandels als willkommenen Vorwand ergreifend, sich desselben als einer neuen Handelsspeculation, als einer günstigen Gelegenheit zur Erweiterung der britischen Macht bedienen wollten? Diese Ansicht ist in der That bei uns verbreitet genug, und macht, weil so die Reinheit des Zweckes getrübt erscheint, Viele, die sonst wol Gönner des Unternehmens sein würden, mistrauisch. Aber auch über diesen Punkt hat Burton sich schon ausgesprochen, und wir glauben mit seinen eigenen Worten hier den rechten Weg zur Genüge andeuten zu können.

Es wäre sehr zu wünschen — sagt Burton — daß alle christlichen Mächte sich vereinigen, um durch ein großartiges Zusammenwirken die schlummernden Kräfte Afrikas zu wecken; wenn aber solche Einmüthigkeit nicht zu erreichen sein sollte, so hat doch England Grund genug, um allein, wenn es sein muß, das Werk zu unternehmen. Afrika und Großbritannien stehen in einer natürlichen Beziehung zueinander. Jedes von beiden besitzt, was das andere braucht, und jedes braucht, was das andere besitzt. Großbritannien braucht rohe Stoffe und braucht einen Markt für seine Manufacturwaaren. Afrika braucht Manufacturen und braucht einen Markt für seine rohen Erzeugnisse.

Hier deutet also Burton geflissentlich auf die materiellen Vortheile hin, welche das Unternehmen in Aussicht stellt; aber er fügt hinzu:

Sollte sich auch befinden, daß nur Verlust statt Vortheil, Spott statt Ehre einzuernten wäre, so glaube ich dennoch, Mitleid und Pflichtgefühl werden in der öffentlichen Meinung Großbritanniens mächtig genug sein, um uns zu dem Versuche anzutreiben.

Was ihn zu diesem Glauben führt, sagt er an einer andern Stelle:

Seit der Zeit der Abschaffung des Sklavenhandels durch Großbritannien herrscht mehr als ehedem, man darf dies behaupten, sowol bei uns als auswärts ein aufgeklärter menschenfreundlicher Sinn. Unsere Aufrichtigkeit in Bezug auf den Sklavenhandel ist durch Opfer bewiesen worden, welche keine Misdeutung zulassen. Die Principien, welche in dieser großen Maßregel lagen, sind zur Durchführung gelangt in der Aufhebung der Sklaverei und durch die Bereitwilligkeit der Nation, den hohen Preis zu zahlen, welchen die Erfüllung dieser Pflicht gekostet hat. Dadurch nun sind wir in die Lage versetzt, denn unsere Hände sind rein, die Mitwirkung der übrigen Mächte zu fodern.

Burton ist aber, und wie uns scheint mit Recht, durchaus nicht spröde gegen die Zuziehung der materiellen Vortheile zur Anregung des allgemeinsten Interesses für die Civilisirung Afrikas. Er sagt:

Die Erweiterung des afrikanischen Handels wird für uns auf alle Weise ersprießlich werden. Unser vornehmstes Augenmerk jedoch wird sein müssen, daß wir Afrika einige Vergütung der von der civilisirten Welt ihm zugefügten Unbill bieten, indem wir seinen Söhnen Christenthum, Kenntnisse und nützliche Künste überliefern. Beide Zwecke werden sich, wenn man nur den rechten Weg einschlägt, sehr wohl miteinander vereinigen lassen; denn es ist vernünftig, in rechtlichem Handel ein Gegengift zu suchen gegen den schändlichen Handel, welcher das Land so lange verwüstet und erniedrigt hat.

Rechtmäßiger Handel würde den Sklavenhandel niederhalten, indem er bewiese, daß der Mensch, den man das Land bestellen läßt, mehr werth ist als der Mensch, den man zur Waare macht; er würde, nach den Regeln der Klugheit und der Billigkeit geführt, diesen rohen, kriegliebenden, heidnischen Völkern, welche jetzt, um die Sklavenmärkte der neuen Welt zu füllen, untereinander so furchtbar wüthen, zu einem Vorläufer werden, oder besser noch, zu einem Diener der Civilisation, des Friedens und des Christenthums. Eine solche Betrachtung des Gegenstandes möge den Kaufmann, den Menschenfreund, den Patrioten, den Christen zu Bundesgenossen machen.

Ist es aber wahr, daß dem gesetzmäßigen Verkehre mit Afrika dieser zwiefache Segen folgen würde, Segen für Europa, welches Cultur und Handel bringt, Segen für Afrika, welches Cultur und Handel annimmt, so ist es ja doch, um gar nicht von Gottlosigkeit zu reden, gewiß die unleugbarste Verkehrtheit, einen Zustand zu dulden, welcher diesem Afrika jährlich eine halbe Million seiner Bewohner raubt und einen der herrlichsten Erdtheile der Wüstniß und Wildheit mit Hülfe dieser unmenschlichen Schlächtereien überliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmisch-czechische Literatur.

Volkslieder in Böhmen. Gesammelt von K. Jar. Erben. Mit Melodien. Erstes Bändchen. Prag 1842. Gr. 12.

Die deutsche Nation hat keine Volkslieder in der Bedeutung des Wortes, wie sie die slawische sich denkt. Die großen Sammlungen von Arnim und Brentano, auf welche Deutschland mit Recht so stolz ist, enthalten dennoch kein einziges Lied, das so ganz deutsch-eigenthümlich in dem Maße wäre, als die neuere Forschung slawisch Eigenthümliches in reicher Menge zu Tage gefördert hat. Neben diesem durch und durch nationellen Charakter der slawischen Volkspoesie steht die Sprache mit allem ihren Reichthum an Melodien, der prägnanten Kürze ihrer Ausdrucksweise, der eigenthümlichen Kühnheit der Bilder, welche sie zuläßt, dem reinen Klange und der reichen Mannichfaltigkeit ihrer Vocale, welche sie vor jeder Monotonie bewahrt, und der Verschmelzung und Verwandlung der Consonanten, welche die meisten slawischen Dialekte gegen jede Härte sichert. Durch beide, die Nationalität und die Sprache bedingt, ist eine andere hervorstechende Eigenschaft der slawischen Volkspoesie ihr symbolisches Element. Die zarten Verhältnisse der Natur, welche sich dem seit Jahrtausenden ackerbauenden oder doch sonst in der freien Natur beschäftigten Slawen in allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten, in ihren Freuden und Schmerzen offen vor seinen Augen entfalteten, scheinen mit dem Geiste des Volkes in eins verwachsen zu sein und widerhallen nun aus seiner ganzen Auffassungs- und Ausdrucksweise in den tiefstempfundenen Gestaltungen. Aber die Natur hat tiefe Geheimnisse; der Mensch empfindet ihr Dasein, er ahnt die verborgenen Gründe, die fernen Ursachen ihrer wunderbaren Erscheinung, er ahnet sie, aber sie zum Bewußtsein zu erheben, ist sein Auge zu schwach — und sein kindliches Gemüth glaubt. So bildet sich im Geiste des Volkes der Glaube an das Wunderbare, die Ahnung tiefer, seinem Auge unerreichbarer Einwirkungsfähigkeit. Bei dem slawischen Volke floß diese Ahnung mit dem symbolischen Charakter seines Geistes zusammen und so entwickelte sich eine der zartesten, poesiereichsten Eigenschaften des slawischen Nationalismus, der Glaube an eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen dem Geiste des Menschen und dem Geiste der Natur, der sich in den einzelnen Wesen (aus dem Thier- und Pflanzenreiche) in Beziehung auf den Menschen offenbart. Diese Wechselwirkung erscheint in den slawischen

Volksliedern als untrügliches Anzeichen, welches das nahe bevorstehende Schicksal des Menschen in bestimmten Zügen verkündet. Nicht selten hat es auch den Anschein, als sei diese Wechselwirkung selbst die wirkende Ursache der folgenden Ereignisse, unbedingt durch äußere Einflüsse, nur durch sich selbst und aus sich selbst wirkend. Nach dieser Seite hin hat sich der Charakter der slawischen Volkspoesie besonders in der Ukraine ausgebildet, wo die riesig-einförmige Steppe mit ihren hohen Mogilen und das ruhelose Geschick eines kräftigen, fanatisch-aufgeregten Menschenstammes alle Momente zu einer solchen Entwickelung in vollstem Maße darbot. Spuren davon aber findet man bei allen slawischen Nationen, obgleich bald mehr, bald weniger hervortretend. Und so kann man mit Recht sagen: Das innige Verhältniß zur umgebenden Natur ist allen Slawen ohne Unterschied eigenthümlich. Eine andere merkwürdige, aber ebenfalls aus der Lage des Volkes, in der es sich seit Tausenden von Jahren befand und befindet, und aus seiner Individualität erklärliche Erscheinung ist der fast durchaus herrschende wehmüthige, elegische Charakter der slawischen Poesie. Doch diesen hat sie auch mit vielen andern gemein, und überdies ist derselbe doch nicht ganz allgemein. Aber ein sehr unterscheidendes Merkmal der slawischen Volkslieder sind ihre eigenthümlichen Melodien und die Weise, sie zu singen; der Reichthum derselben an Melodien, ihre zarte Einfachheit und die süße Melancholie, welche in ihnen weht, haben den slawischen Weisen den Beifall der größten Meister gesichert; Schade nur, daß sie so wenig gekannt, so sparsam und unvollständig aufgezeichnet sind.

Auch die czechische Volkspoesie trägt diesen allgemeinen Charakter an sich; aber jene Eigenschaften treten hier auf eine bestimmtere Weise, modificirt durch die Lage und den Charakter des czechischen Volkes hervor. So sind Wald und Hain die Lieblingsplätze der böhmischen Volkspoesie und ein murmelndes Bächlein bespült hier die grünenden Uferränder, während z. B. in der Ukraine der stürmende Hyplopiat über Felsen und Riffe hinabstürzt oder der alte Dniepr in den weiten Lugen (tausendjährigen Forsten) rauscht. Der liebliche Ton der Lerche schallt hier auf den Feldern und ein paar Turteltäubchen girren unter dem Fenster des Liebchens, während an der Weichsel die Sperber mit ihrem wilden Geschrei die Luft erfüllen und Eulen in alten Burgen krächzen. Bald lächelt das Auge des czechischen Volkes durch Thränen, bald erhebt es sich wieder zur Heiterkeit, Fröhlichkeit und zum jugendlichen Muthwillen. Und eben dieser Muthwille ist das Eigenthümliche der czechischen Volkspoesie; wie der Deutsche stolz ist auf sein „Gemüth", so rühmt der Czeche seine heitere Laune. Ein anderer feiner Zug ist die heitere Vertrautheit, die hoffnungsvolle Hingebung an das göttliche Wesen, welche in diesen Liedern sich zeigt. Wie bei den alten Griechen durchdringt die Idee der Gottheit (obwol nach andern Begriffen) alles Leben, Wissen und Streben des Volkes; aber nicht die Idee der schrecklichen eisig-kalten Gottheit, wie wir sie in der nordischen Poesie finden, sondern die Idee eines heitern, klaranschaulichen, warmen, indischen Gottes.

Daß bei diesem Stande der Dinge eine möglichst vollständige Sammlung der czechischen Nationaldichtungen sehr wünschenswerth war, versteht sich von selbst, und jeder Freund dieses Volksstammes wird Hrn. Erben desto mehr zum Danke verpflichtet sein, wenn er bedenkt, welchen wohlthätigen Einfluß diese Sammlung gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke auf die neuczechische Poesie üben muß. Diese hat endlich die süßliche Empfindelei, die zärtliche Tändelei, das weichliche Seufzen und Liebeshärmen, den unerklärlichen, weinerlichen Schmerz, der keine Ursache hatte, sammt allen ähnlichen tausendfach zum Ekel variirten Themen überwunden; Sabina's Gedichte stehen an dem Wendepunkte; einige gehören noch in jene breiweiche Periode, aus andern strahlt schon die Aussicht auf eine kräftigere Zukunft. Aber entschieden tritt die neue Periode mit Jablonsky ein; hier ist Kraft und Energie, „väterliche Weisheit" und Erkenntniß der Quelle aller [illegible]. Die freudige Theilnahme, welche seine Gedichte bei Allen gefunden, hat dieser Richtung factisch eine unbedingte Geltung gesichert. Ein Kampf ist dadurch erregt worden, ein kräftiges, energisches Streben und Wirken hat sich entwickelt, in das Erben nun seine Nationalität als [illegible] hineingeschrieben. Das erste Bändchen bringt 150 Lieder, zu denen 100 verschiedene Melodien gehören. Letztere werden bei dem ungemein thätigen Joh. Hoffmann in Prag in separaten Lieferungen mit Forteplano-Begleitung nächstens erscheinen. In der Anordnung der Lieder selbst hat der Herausgeber, wie er es in der Vorrede selber eingesteht, keine bestimmte Ordnung festgehalten. Wir tadeln dieses als unbedingt zweckwidrig. Wir schweigen davon, daß Hr. Erben gerade dadurch Gelegenheit gefunden hätte, seine tiefe Kenntniß und sein Eindringen und geistreiches Auffassen der czechischen Volkspoesie an den Tag zu legen. Aber wie viel brauchbarer wäre sein Buch geworden! Wie sehr wäre dem Leser durch eine übersichtliche, in der Sache selbst begründete Anordnung die Auffassung des Volksgeistes, der Eigenthümlichkeiten dieser Dichtungsweise, die Vergleichung ähnlicher Gedichte in derselben oder auch in andern slawischen Sprachen erleichtert worden! Wer wird sich nun in diesem Labyrinth zurecht finden! Es ist formloses Material geblieben, welches wieder in den Schmelzofen muß, statt daß mit geringer Mühe die Ehrensäule des czechischen Geistes fertig hätte dastehen können. Die ersten 11 Lieder haben epischen Charakter, obgleich sich derselbe in den letztern allmälig mehr verliert und so aus der poetischen Erzählung in die insgemein so genannte Ballade überschlägt. So wird die bis jetzt herrschende Meinung, als entbehre die czechische Volkspoesie das epische Element gänzlich, hier factisch widerlegt. Doch scheint dieses dennoch nur wenig gangbar zu sein, da in den folgenden Nummern, sowie in den Sammlungen von Celakowsky, Rittersberg und andern überall das Lyrische und Dramatische die Oberhand behauptet.

J. P. Jordan.

Literarische Notiz.

Ein ausführlicher Bericht des thätigen Ministers des öffentlichen Unterrichts in Frankreich legt deutlich dar, wie segensvoll für Schulen und öffentliche Bildungsanstalten die Julimonarchie bisher schon gewesen ist. Wir sehen in diesem sorgfältigen Documente, wie den niedern Schulen eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet ist, um das System des öffentlichen Unterrichts von Grund aus den Foderungen der Zeit gemäß umzugestalten. Noch genauer läßt sich dieser wohlthätige Einfluß der gegenwärtigen Regierung in einer werthvollen Schrift verfolgen, die vor kurzem von einem Bureauchef des Unterrichtsministeriums herausgegeben ist. Dieses wichtige Werk trägt den Titel: „Tableau historique de l'instruction secondaire en France par *M. Kilian*" (Paris 1841). Der Verf. steigt bis zur ersten Einrichtung öffentlicher Schulen hinauf und beleuchtet im Verlauf seiner Geschichte mit Sachkenntniß, was jeder Zeitraum auf diesem weiten Felde gesäet hat. Besonders verweilt er bei Dem, was aus den Trümmern der Revolution aufgebaut ist. Ein beachtungswerther Beitrag zur Geschichte Derer, die sich um die Verbreitung öffentlicher Bildung verdient gemacht haben, ist die „Notice sur Bébian, ancien censeur des études de l'Institut royal des sourds-muets". Sie ist von Ferdinand Berthier verfaßt, der, selbst taubstumm, sich durch eine sorgfältige „Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets", sowie durch erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer am Institute der Taubstummen einen rühmlichen Namen erworben hat. Sein Werk, das vom Geiste der Dankbarkeit eingegeben und belebt ist, lehrt uns in Bébian einen Mann kennen, der seinen Beruf mit unermüdlicher Ausdauer und wahrer Begeisterung erfüllte.

32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 48. — 17. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von Thomas Fowell Buxton. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Was endlich eine Ausdehnung der englischen Herrschaft auf afrikanische Landstrecken anlangt, so bemerkt Buxton:

Der Vorschlag einer Ansiedelung macht nothwendig an unser ungeheueres Reich in Indien denken. Gewiß aber, kein besonnener Staatsmann wird eine Wiederholung des in Indien von uns zurückgelegten Laufes in einem andern Erdtheile wünschen. Ich leugne entschieden jedes Gelüsten nach Begründung eines neuen Reiches in Afrika. Im Angesichte der Leiden dieses Erdtheils, welche nunmehr an das Licht gekommen, und der Greuel, welche jeder Fleck daselbst zu jeder Stunde darbietet, würde es das höchste Maß verhärteter Selbstsucht sein, wenn wir die Lösung einer so wichtigen Frage einen Augenblick lang unsern kleinlichen Interessen hintansetzen wollten; aber auch aus anderm Gesichtspunkte betrachtet: es würde der höchste Grad von Thorheit sein, wenn wir der einzig richtigen Lösung kurzsichtig und aus Nebenrücksichten das Mindeste entzögen. Welchen Werth für Großbritannien hat die Herrschaft über einige hundert Quadratmeilen zu Benin oder Eboe im Vergleiche mit dem Vortheile, Millionen von Lieferanten roher Materialien und von Abnehmern verarbeiteter Producte dem Weltmarkte zuzuführen? Klein und geringfügig ist der eine Vortheil, der andere werth, daß alle vollkommenen Staatsmänner ihm die ernsteste Sorgfalt widmen. Übrigens scheint mir die Gefahr, daß wir von Eroberungslust hingerissen werden möchten, eine nur eingebildete zu sein; das Klima gestattet schon nicht die Entfaltung großer Streitkräfte, wenn wirklich, was doch nicht der Fall ist, Armeen in meinem Plane lägen; sodann geht meine Absicht fast ausschließlich auf die Verwendung der afrikanischen Race. Einige Europäer werden allerdings auf leitenden Posten nöthig sein, aber die Masse unserer Agenten muß afrikanisches Blut in den Adern haben; somit sind Truppen unsererseits ausgeschlossen. Ferner: Schätze, wie sie in Asien aufgehäuft waren, die Habsucht zu reizen, gibt es in Afrika nicht. In Asien wurde das Regiment einer Gesellschaft überlassen; die afrikanischen Etablissements aber sollen der Aufsicht des Parlaments unterworfen werden. Unser Eindringen in Asien geschah zu einer Zeit, wo die allgemeine Aufmerksamkeit sich wenig um entfernte Völker und um deren Leiden und Beeinträchtigungen kümmerte. Jetzt wird auf solche Dinge geachtet. Indien ist ein Warnungszeichen für uns; und wäre selbst in unsern Staatsmännern nicht die richtige Einsicht, welche ich ihnen in der That zuschreibe, so würde der Raubgier ein Damm gesetzt, der Schwäche ein Schild gegeben sein im öffentlichen [illegible].

Es ist bekannt, daß auf dem wiener Congreß Lord Castlereagh die versammelten Mächte bewog, jene Erklärung vom 8. Febr. 1815 zu erlassen, durch welche die Verbündeten als ihren gemeinsamen Wunsch aussprachen: „daß jener Plage ein Ende gemacht werde, welche seit so langer Zeit Afrika entvölkert, Europa herabgewürdigt und die Menschheit betrübt habe". Nur mit vieler Schwierigkeit ist diese Erklärung bewirkt worden. Man hat England niemals zutrauen wollen, daß es in uneigennütziger Absicht auf Unterdrückung des Sklavenhandels dringe. Der Herzog von Wellington schrieb aus Paris unter dem 15. Sept. 1814 an Wilberforce:

Man glaubt nicht, daß es uns Ernst mit der Sache sei, oder vielmehr, man glaubt nicht, daß wir aus Antrieb der Menschlichkeit gegen den Sklavenhandel auftreten. Man vermuthet eine Handelsspeculation dahinter; denn nachdem wir einmal unsererseits diesen Handel abgeschafft haben, und zwar, meint man, aus keiner andern Absicht, als um die Überfüllung unserer Lager mit Colonialproducten zu hemmen, so müßten wir nun die übrigen Nationen daran zu verhindern suchen, daß sie die Productivkraft ihrer Colonien nach Möglichkeit ausbeuten.

Dennoch darf man nur die parlamentarische Geschichte der gegen den Sklavenhandel gerichteten Gesetze mit unbefangenem Auge verfolgen, den angestrengten Kampf der Negerfreunde, den langen und hartnäckigen Widerstand der am meisten bei den materiellen Interessen betheiligten Parteien und das Zusammenwirken von Verhältnissen mannichfaltiger Art, welches erfoderlich war, um der Beharrlichkeit frommer Männer, wie z. B. Wilberforce es unleugbar war, endlich den Sieg zu verschaffen, und man wird sich überzeugen, daß wir ein Recht haben, diesen Sieg als einen Sieg der Humanität zu feiern. Als nach der Abstimmung vom 23. Febr. 1807, welche die Bemühungen eines Vierteljahrhunderts krönte, Wilberforce in freudiger Aufregung zu Thornton sagte: „Nun, Henry, der Sklavenhandel ist abgeschafft, was sollen wir weiter abschaffen?" entgegnete dieser ernste Freund: „Ich denke, die Lotterie."

Alles, was England seit jener Zeit zur Beseitigung des Sklavenhandels gethan hat, sodann die völlige Aufhebung der Sklaverei auf seinen eigenen Colonien beweist, daß es ihm wirklich um die Sache selbst zu thun ist; wenn dann aber eine Regierung den Vortheil des Landes zugleich bedenkt und darnach trachtet, die Last der dargebrachten Opfer für die Nation zu verringern, wer wollte ihr daraus ernstlich einen Vorwurf machen? Im Gegen-

theile! Man muß sich darüber freuen, daß den sittlichen Motiven, was selten genug geschieht, diesmal die weltlichen Interessen zu Hülfe kommen. Und dieses ist in der That der Fall.

Ich bin überzeugt — sagt Burton — wenn handeltreibende Nationen (er denkt hier nicht an England allein) nichts weiter als ihr wohlverstandenes Interesse befragten, an höhere Motive gar nicht denkend, so würden sie dennoch kräftige und nachhaltige Versuche, Afrika zu retten, machen müssen, nicht etwa das weite Gebiet unter sich zu theilen, das Volk zu knechten, vielmehr das Land auf eine Stufe, welche es ihnen selbst näher bringt, des gegenseitigen Vortheils wegen zu heben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Reinheit sittlicher Motive, sobald die Begierde nach Gewinn sich der Sache einmal bemächtigt hat, viele und große Gefahren drohen. Sowie die Sklavenbesitzer bis diesen Augenblick des schändlichen Vorwands sich im Kampfe gegen die philanthropischen Interessen bedient haben, daß Sklaverei das einzige Mittel sei, die Neger zu civilisiren und zu christianisiren, so könnte in der Zukunft die Habgier sich des Vorwandes, Afrika in Afrika selbst zu civilisiren, bedienen wollen, um desto ungestörter ihre eigennützigen, unsittlichen und für Afrika nur um so verderblichern Zwecke zu verfolgen. Eben diesem Misbrauche des edeln Motivs aber sich mit allen Kräften zu widersetzen, ist eine der vornehmsten Aufgaben jener nach Burton's Plan in London gebildeten Gesellschaft. Und soll man das Gute, um des Übels willen, das sich daran hängen könnte, ungethan lassen? Die drohendste Gefahr ist diese, daß die künftigen Ansiedler in Afrika selbst mit Sklavenarbeit zu wirthschaften sich möchten gelüsten lassen.

Gefahr mag sein — gesteht Burton unverhohlen —, daß neue Ketten einheimischer Sklaverei geschmiedet werden.

Wir haben zwar eine Parlamentsacte, welche die Sklaverei für immer und gänzlich abgeschafft in allen britischen Colonien, Besitzungen und Pflanzungen erklärt. Wenn aber irgend ein Fall ist, in welchem auf die strengste Befolgung dieses großen Gesetzes mit allem Ernste gehalten werden muß, während zu fürchten steht, daß es leicht vergessen oder umgangen werden könnte, so ist dies derjenige Fall, daß wir Besitzungen in Afrika erlangen. Es ist nothwendig, bei Zeiten weise zu sein und niemals zu dulden, daß jenes fürchterliche Unkraut dort Wurzel fasse. Bedenken wir, was es gekostet hat, dasselbe aus unsern alten Colonien auszurotten.

Wenn wir nicht von Anfange an durch schwere Strafen dafür sorgen, daß es für britische Unterthanen unmöglich oder doch sehr gefährlich werde, Sklaven zu halten, so werden wir wiederum in Menschenfleisch britisches Capital arbeiten und verflochtene Interessen sich bilden sehen; begehen wiederum, der warnenden Erfahrung zum Trotze, den ungeheuern Fehler, daß ich nicht Verbrechen sage, Sklaverei zu dulden; wieder wird der Sklavenbesitzer uns dereinst vorzuwerfen haben, daß wir zum wenigsten seine Mitschuldigen seien, und wieder werden wir die Opposition mit einem unmäßigen Geldopfer erkaufen müssen. Deshalb stelle ich die Foderung auf, daß wir als ersten und geheiligten Grundsatz aussprechen: Jedermann, der irgend ein Gebiet, das wir in Afrika erwerben mögen, betritt, ist von Stund an frei und aller und jeder Sklaverei ledig und Großbritannien sichert ihm Schutz wider Jeden, Civilisirten oder Wilden, der versuchen wollte, ihn zu fangen. Diese einzige Resolution würde uns Arbeiter verschaffen, würde uns die Zuneigung der Bevölkerung gewinnen, würde sie bewegen uns nachzuahmen und unsere Sitten anzunehmen, würde Thätigkeit in friedlicher Industrie und fruchtbringendem Landbau herbeiführen.

Ich hoffe aber, daß wir niemals wieder in den Fehler verfallen werden, irgend etwas wie Zwangsarbeit zu dulden. Wir werden nicht ein Unrecht durch das andere verdrängen wollen. Auch glaube ich beiher, daß freie Arbeit es über jede andere wirklich davonträgt, daß Sklaventhum, abgesehen von seiner Sündlichkeit, ein arger Misgriff ist, und daß es keine bessere und klügere Politik für uns gibt, als die standhafte Behauptung der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit. Dies bleibe uns eine der heiligsten Angelegenheiten, daß überall, wo unsere Macht gilt, die Sklaverei aufhöre, und daß dahin jeder Einfluß, den wir erlangen, ziele.

Mögen diese Anführungen dem Leser vorläufig bezeugen, mit welcher Umsicht Burton alle Möglichkeiten erwogen und wie reif er seinen Plan an das Licht gebracht habe. Räumt man ihm nun ein, daß der Sklavenhandel nothwendig wird aufhören müssen, wenn erst die afrikanischen Häuptlinge nicht mehr Lust haben werden, Sklaven herzugeben, daß diese Lust sich wird verlieren müssen, wenn jene zu der Überzeugung gelangt sein werden, daß es ihr wahrer Vortheil sei, ihre Unterthanen im Lande zu behalten, und noch mehr, wenn erst Civilisation, humanere Denkungsart, Wohlstand und Industrie mancher Art mit dem Christenthume immer ausgedehntern Boden in Mittelafrika gewinnen werden, so fragt sich nur, ob auch die Prämissen, nämlich, daß dies Alles zu erreichen möglich sei, ihre Richtigkeit haben. Indem wir in dieser Beziehung auf das Burton'sche Werk selbst verweisen, welches nach allen Seiten hin die dahin gehörigen Untersuchungen ausführlich erörtert und mit Angabe der Quellen sorgfältig belegt, beschränken wir uns hier auf einige Andeutungen. Die Natur sowol des Landes, als seiner Bewohner scheint der Civilisation die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg zu stellen. Die Hindernisse sind da, gewiß! aber so unübersteiglich nicht, als Diejenigen annehmen mögen, welche mit den Fortschritten, die in Afrika bereits gethan sind, sich nicht bekannt gemacht haben.

Die Entdeckungen der letzten zehn Jahre — sagt Burton — berechtigen uns, die Vorstellungen unserer Kinderjahre von einem unzugänglichen Continente und von endlosen Sandwüsten von uns zu werfen. Wir wissen jetzt, daß ein gewaltiger Strom, welcher sich durch mehr als 20 Mündungen in die Bai von Benin ergießt, bis fast zu seinen Quellen, über 2600 englische Meilen hinauf, mit wenigen Unterbrechungen schiffbar ist. Viele Flüsse führen diesem ihre Wasser zu, einige, wie der Tschadda oder Schaderbach, selber schiffbar, und bieten Gelegenheit zum Verkehre mit den zahlreichen Völkerschaften und Stämmen der benachbarten Länder.

Da haben wir also einen der prächtigsten Ströme, welcher uns bis in das Herz von Afrika leitet; an einem Vereinigungspunkte öffnet er uns, so viel wir bis jetzt wissen, durch seinen östlichen Arm den Weg nach Bornu, Kanem und Begharmi, durch den westlichen nach Timbuktu.

Längs der Küste, wenn man bei der südlichen Spitze der Biafrabai beginnt und die Linie der Küste von Calabar, der Sklaven-, Gold-, Elfenbein-, Korn- und Pfefferküste verfolgt, bis zur Küste von Sierra Leona fallen vermuthlich nicht weniger als 90 — 100 Flüsse in das Meer, darunter manche schiffbar, und zwei so bedeutend, daß sie mit den herrlichen Strömen Nordamerikas in Wassermenge und Länge des Laufes wetteifern. Es wird berichtet, daß den Senegal hinauf der Curs eines französischen Dampfbootes mehr als 700 englische Meilen weit gehe, und daß der Falême, welcher acht Tages unterhalb

Galam [illegible] den Senegal hält, während der Negergott für Schiffe von [illegible] Last fahrbar sei.

Gambia ist ein breiter Strom, an der Mündung gegen [illegible] englische Meilen breit und gegen vier bei Bathurst. Wie weit er in das Innere reiche, ist unbekannt; er soll aber schon einige hundert Meilen weit aufwärts befahren worden sein. Auch wird behauptet, daß man von dem obern Theile dieses Flusses den Senegal in drei, den Niger in vier Tagen erreichen könne.

Außer den genannten mächtigen Strömen sind nicht weniger als 20 andere Ströme bekannt geworden, welche sich zwischen dem Rio Lagos und dem Calabar in das Meer ergießen, einige von überraschender Größe und schiffbar, und man hat gefunden, daß diejenigen Ströme, welche vom Formosa bis zum Alt-Calabar einschließlich in das Meer fallen, durch Zwischenarme in nicht großer Entfernung von der See miteinander in Verbindung gesetzt sind.

In der Dampfkraft haben wir nun ein Mittel gewonnen, die Stromschifffahrt uns dienstbar zu machen, die ungesunden Gegenden schnell zurückzulegen, stroman zu fahren, kurz, die Beschiffung derselben ganz eigentlich zu beherrschen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Familie von Steinfels oder die Creolin. Ein Roman von der Baronin von B. Zwei Theile. Hannover, Hahn. 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 25 Ngr.

Eine neue Schriftstellerin! haben wir deren nicht schon genug? Die Kritik könnte es verneinen. Fragt in den Leihbibliotheken, fragt in den Lesecabinets, die Antwort wird anders lauten. Wer liest jetzt Romane? Sehr Viele, aber von den sehr Vielen sind drei Viertel wenigstens Damen. Jedes Publicum verlangt Schriftsteller, die ihm zu Sinne sprechen, seine Schwächen kennen und die Saiten anschlagen, die ihm zu Herzen klingen. Die Befähigung dazu will ich den männlichen Schriftstellern nicht absprechen; aber es fragt sich, ob sie so schreiben wollen? [illegible] aber, die wollen, ist nicht genug, um das Bedürfniß zu befriedigen. Hier spricht nicht ein Recensent, sondern ein Mann, der die Sache aus der Praxis kennt. Erschreckt nicht, ihr [illegible], der Markt, so groß er ist, ist noch nicht voll genug für die Nachfrage. Damenromane sind noch ein gangbarer, verkäuflicher Artikel für den Buchhändler. Sie haben ihr bestimmtes, größeres oder kleineres Publicum, immer ein respectables; und die Production ist beiweitem leichter und vereinfacht bei der Fähigkeit der berufenen Schriftstellerinnen, ihre Gefühle, Gedanken und Bilder schnell und in der Form, wie sie [illegible], auf das Papier zu gießen; beiweitem geringere [illegible] und Fabrikationskosten als die Romane der Männer, die mit Studien und Tendenzen ans Werk gehen und mehr den Geist als das Herz im Auge haben.

Brauche ich meinen obigen Satz zu beweisen? die weiblichen Schriftsteller rücken immer siegend ins Feld, mit großer Heeresmacht. Welche Triumphzüge zeigen uns die letzten Jahre. Die George Sand lasse ich aus dem Spiel; sie gehört in eine andere Sphäre. Aber hat je der Roman eines Mannes ein ähnliches populaires Aufsehn gemacht als die Romane der Verfasserin von „Godwie Castle"? Und mit welchem Sturmschritt haben die schwedischen Romane der Frederike Bremer die Herzen in Deutschland erobert, schneller als die Waffen der Schweden im dreißigjährigen Kriege unsere Provinzen. Beide haben ein ganz verschiedenes Thema; nur darin einig, daß sie beide zum weiblichen Herzen sprechen und die weibliche Einbildungskraft beschäftigen und anregen. Lassen wir jene in feudalistischen [illegible] und Herrlichkeiten schwelgende bei Seite, die ihr [illegible] ebenso positiv als negativ haben, denn wir lernen [illegible] aus dem von der Phantasie als möglich Geschilderten das [illegible] und lernen uns beschränken, auch in unsern [illegible]. Was die Schwedin uns vorführt, berührt ein Thema, welches in der germanischen Welt nie ausgegangen ist und, will's Gott, nie ausgehen soll, die Kreise der Bürgerwelt, die Freuden und Leiden der Familie. Diese Darstellungen sind ein deutsches Erbgut, und nur weil die Fremde unsere vertrauten Laute anschlug, haben wir sie so freundlich aufgenommen. Die romantische Schule hat darin in Deutschland umsonst gekämpft (aber es war nur eine Gelehrtenplänkelei), wenn sie unsern Vetter Michel aus der Literatur verweisen wollte. Er kehrt immer wieder zurück, denn er ist ein ehrbarer Verwandter und Blutsfreunden soll man nicht die Thür zeigen, auch wenn ihr Frack altmodisch, ihr Sinn für unsere ästhetischen Gefühle zu hausbacken wird. Es kommen einem Jeden Stunden, wo er aus den höhern Regionen der Anschauung gern wieder in den Schlafrock und hinter den Ofen kriecht. Darum erfreut uns wieder die leutselige Prinzessin, die aus den Salons ihres Königspalastes in die Bürgerhäuser und Comptoirstuben herabsteigt und den lieben, schlichten deutschen Mädchen zu braven Männern verhilft, wenn auch oft mit mehr Geld als in der Wirklichkeit da ist. Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Frauen mehr Talent oder mehr Geschick haben, uns in diese bürgerliche Kleinwelt zu versetzen, als die Männer. Es ist ihr Feld, und wo sie zu Hause sind, wissen sie uns Dinge vorzuführen, an die der Mann nicht denkt, daß ihnen ein Interesse abzugewinnen wäre. Freilich der Mann, d. h. der Dichter, wenn er sie einmal auffaßt, weiß sie dichterisch zu reproduciren, während die Frau in der Regel sich damit begnügt in breiter Behaglichkeit das Erschaute und Empfundene hinzustellen. Aber auch die Lesewelt dafür ist ja von dieser behaglichen Natur; sie will mit Gemächlichkeit genießen, nicht immer nachdenken und nicht immer bewundern, d. h. von der Schönheit ergriffen werden. Ist es ja auch der Charakter des Romans, daß er nicht in dramatisch gedrängter Schlußfolge, oder gar mit epigrammatischer Kürze die Handlungen sich entwickeln lasse. Er verträgt Verweilen, Ruhepunkte und Episoden; womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß alle Dichter im Roman sich sollen gehn lassen.

Diese bürgerlichen Romane, wie Frauen sie schreiben können, meine ich, sind gerade jetzt an der Zeit. Als man den Familienjammer aus der Literatur zur romantischen Zeit verbannen wollte, geschah es nur der Poesie halber, daß diese wieder zu Ehren käme. Die Poesie ist seitdem wieder zu Ehren gekommen und sie hat jetzt nichts von der Bequemlichkeit, sondern allein von der Politik zu fürchten. Wo diese das Lebensblut und den frischen Athem immer mehr in Anspruch nimmt und uns entführen möchte aus unsern vier Mauern, ist die Mahnung an die Freuden der Häuslichkeit eine willkommene. Jene Strömung will ich nicht tadeln, aber mich freut die Gegenströmung. Ich freue mich, daß das Auge zur Sonne schaut, aber unverwandt dahin blickend, wird es blind, wenn es nicht am Grün der Flur ausruht; und wenn es nicht in die eigene Brust bisweilen zurückschaut, um zu erfahren, wie es da steht, was hilft ihm aller erschaute Sonnenglanz. Noch eins. Unsere vielfach belächelten Damenromane, mit ihrer Häuslichkeit, ihrer Liebe und Entsagung sollten uns ein willkommenes Gegengift sein gegen die pikanten Giftmischereien aus der französischen Küche. Doppelt erfreuen sollte uns die Theilnahme, die sie erregen, das Vergnügen, das sie bereiten, wenn sie unsere Schönen von der nervenzerreißenden und das ganze Gebäude unserer Sittlichkeit unterminirenden Lectüre der französischen socialen Romane ablenken. Der Zuckerguß über dem Gifte ist so lockend und unsere Sittlichkeit und Ehrbarkeit ist oft so eckig und ungenießbar. Preis Denen, die sie genießbar machen. Daß wir in Deutschland noch ein großes, achtbares Publicum haben, dessen Ansichten von Ehe und Liebe, Ehre und Sitte von denen abweichen, welche die neuern Producte der französischen Schriftsteller über die lesende Welt verbreiten, ja, daß es noch sehr Viele gibt, die lieber den „Lorenz Stark" lesen als die „Memoiren der Lafarge", ist außer Zweifel, denen Sünde Sünde bleibt, mag sie auch mit dem blendendsten Schmucke vornehmer Haltung und Gesinnung oder den Flittern großer Leidenschaften

aufgeputzt erscheinen. Möchten nur auch alle Familienbildermaler, welche sich berufen fühlen den Lesern das Gift als Gift darzustellen, wo es mit Honig angemacht ist, neben dem guten Willen auch die Kraft besitzen, allen Predigerton zu verbannen und statt moralischer Vorträge und sentimentaler Tiraden eine lebendige, gesunde und anziehende Wirklichkeit hinzustellen.

Die neue Schriftstellerin, deren Roman wir bei unsern Lesern hiermit einführen wollen, begrüßen wir mit Theilnahme. Sie liefert uns nichts Vollkommenes, aber wir finden in dieser „Familie Steinfels" viele Ansätze zu einem guten Roman, eine klare Idee und mehre vortreffliche Schilderungen und Situationen. Die Feder einer Dame fließt über das Papier, und wo sie im Zuge ist, wird das Aufhören schwer. Aber ebenso schwierig ist bei einer so großen Aufgabe, als ein mehrbändiger Roman sie fodert, das Zusammenhalten der Theile, die Unterordnung und Beschränkung des Nebenwerks unter den Hauptgedanken. Daher sehen wir viele Anfänge und Ansätze, die einen Laien irren könnten, bis wir zur Sache kommen. Möchte das die Leser nicht zurückschrecken, indem der Hauptfaden allerdings da ist und eine Handlung, oder besser ein Thema, welches der ganzen und warmen Theilnahme sich versichert halten kann. Um des Gehalts willen, den der Roman eben darin hat, wäre es zu wünschen, daß die mit Talent begabte Schriftstellerin, die so warm fühlt und lebendig schildert, noch etwas in die Schule ginge, um zu lernen, wie man es anfängt, dies Talent zusammenzuhalten, auszubeuten, und wie man mit den wenigsten Mitteln das Meiste leistet. Durch Übung wird sie ganz gewiß dahin gelangen; aber die Erfahrung ist eine theure Schule, und es wäre zu wünschen, daß ihr ein Freund zur Seite stände, der, während ihres Schöpfungsprocesses, sie darauf aufmerksam machte, was vom Überfluß ist und wie sie auf kürzerm und bequemerm Wege zu demselben Ziele gelangte. Freilich eine große Anfoderung; denn wo findet sich ein Freund, der mit einem Dichter oder einer Dichterin dichtet und, dieser Ehre, Ruhm und Vortheil lassend, sich mit dem Bewußtsein begnügt, ein treuer Eckard gewesen zu sein. Vielleicht auch eine Anfoderung, die außer der Natur der Verhältnisse liegt. Wir Alle sind angewiesen unsere eigenen Lehrmeister in der Schule des Lebens zu werden, und auf dem Wege des Selbstunterrichts gedeihen, über die Schule hinaus, erst die rechten Talente. Ein Talent ist da, ganz unbestreitbar, eine Schriftstellerin, die das Leben nicht aus Büchern kennt und nicht Büchern nachschreibt, indem sie es schildert. Eine, die in den mannichfachen Conflicten und Affecten des gesunden bürgerlichen Familienlebens sich umgethan hat und weiß, woher die Störungen des Friedens kommen und durch welche Mittel der Friede wiederhergestellt wird. Eine Schriftstellerin, die, nicht ohne Phantasie, warmblütig auch die äußern Erscheinungen desselben, wie sie auf die Sinne fallen, aufzufassen und wiederzugeben weiß, die hübsch malt und gut spricht und sprechen läßt; nur daß, was den letzten Punkt anlangt, sie, wie die meisten deutschen Schriftstellerinnen, gut thäte, wenn sie die Reden ihrer handelnden Personen zusammenzöge. Bei dem getreuen Portraitiren der Wirklichkeit Seitens einer Dame versteht es sich von selbst, daß eine ideale Färbung nicht vermieden werden kann; daß bei der Liebe auch die Entsagung eine Rolle spielt, und zwar eine Hauptrolle. Es ist einmal nicht anders, und es wäre thöricht, von einer Dame zu verlangen, daß sie aus der Art schlage. Wenn nur alle Liebe- und Entsagung- oder Entsagung- und Liebe-Romane so reelle Fundamente und zugleich so freudige und erhebende Elemente hätten wie der vorliegende, in dem es an erfrischenden Gestalten nicht fehlt. Auch ist das Ende, zwar in Bezug auf zwei der Hauptpersonen ein trauriges, Entsagung und Tod, die Trennung ist aber nichts weniger als eine schwindsüchtige; und die Anlage ist so, daß es sich von selbst verstand, daß diese beiden Gestalten in ihren excentrischen Bestrebungen, die eine nur durch den Tod, die andere durch Entsagung sich mit ihrer Vergangenheit und Zukunft versöhnen konnten.

Der Roman zerfällt in zwei Theile, die Liebesgeschichte einer deutschen Familie auf dem Lande und die Geschichte einer Creolin, welche ihr Geschick nach Deutschland und in diese Familie versetzt. Was den erstern anlangt, so finden wir darin, wenn wir über die weitläufig ausgesponnenen Eingangsfäden, die nicht recht auf den Kern zurückweisen, weggehen, eine recht lebendige Charakteristik und das Spiel edler Gefühle, welches in den Herzen der Frauen immer Anklang findet. Auch schon Anlage zu den Romanverwickelungen, welche, in Spannung erhaltend, in der Lösung überraschen, ohne die Nerven zu erschüttern. Charaktere, die auf den ersten Blick leichtfertig und unedel erscheinen, erweisen sich, bei näherer Prüfung, als ernst und tief. Anscheinend glückliche und füreinander geschaffene Liebespaare trennen sich, weil ihre geheime, ihnen selbst unbewußte Neigung sie zu ihnen verwandtern Seelen hinzieht, und der Knoten löst sich, wenn auch mit einiger Großmuth und Entsagung, doch zu gegenseitiger Zufriedenheit auf. Diese Liebesgeschichten an und für sich würden uns von dem novellistischen Talente der Verfasserin noch keinen besondern Begriff geben, d. h. wir würden danach meinen, sie sei nicht schlechter und nicht besser als viele andere und auf dieser carte blanche sei noch die positive Schrift zu erwarten. Die Geschichte der schönen Spanierin aus Havanah beweist aber mehr. Mit Klarheit und fast mit plastischer Ruhe sind mehre Theile ihrer Jugendgeschichte geschrieben. Und die Art, wie die Creolin in die deutsche Geschichte hineinspielt, ist nicht minder interessant und lebendig. Das psychologische Thema, welches die Verfasserin darin ausführt, wahr und treffend, erhebt sie aber schon auf einen höhern sittlichen und ästhetischen Standpunkt, um deswillen es zu wünschen wäre, daß sie auch in den übrigen Partien mehr durchgebildet vor das Publicum träte.

Auch humoristische Scenen finden sich. In der Regel ist das keine Aufgabe für Damen. Es gibt aber auch Ausnahmen. Dahin rechnen wir die Erfindung des launigen Auftritts, wo sie den alten Jäger belauscht, der, von einem jüngern beleidigt und in seiner Autorität gekränkt, doch nicht mehr die Macht besitzt, ihn zu verdrängen oder zu bestrafen. Der alte Mann kann es aber nicht so hinnehmen, er muß dem schwer gekränkten Herzen Luft machen und seine Galle herauslassen. In der Clausur seiner vier Wände hebt er denn ein Zwiegespräch mit dem naseweisen Burschen an, dessen kecke und klägliche Rolle er natürlich selbst spielt; er läßt sich abbitten, begnügt sich aber nicht damit, sondern vollstreckt seine Rache an dem Leibe des Buben, diesmal jedoch nicht seinem eigenen, sondern einem alten Polsterstuhl, den er weidlich zerschlägt. Auch der Wirth ist eine gelungene Figur aus dem komischen Kleinleben und wahrscheinlich Portrait nach dem Leben sammt der tragischen Dupirung, die seinen Tod herbeiführt. Zu den gelungenen Partien des Buchs rechnen wir auch die Schilderungen der Gegenden und Sitten der Marschländer, welche uns anschaulich und anmuthig vors Auge geführt werden. 15.

Literarische Notiz.

Guizot's bekannte „Histoire de la civilisation en Europe" hat ein Seitenstück ähnlichen Titels erhalten in „Histoire du progrès de la civilisation en Europe par *Roux-Ferrand*" (Paris), von der vor kurzem der sechste und letzte Band erschienen ist. Der Verf., dessen Name schon durch zwei populair gehaltene Werke historischen Inhalts („Histoire de France" und „Histoire abrégée des inventions et découvertes") bekannt ist, beleuchtet im ersten Bande den weltbewegenden Einfluß des Christenthums auf den Entwickelungsgang des menschlichen Geschlechts. Er verfolgt sodann die gesammte Geschichte Europas und legt, so gut es bei ziemlich beschränktem philosophischen Horizonte ihm gelingen will, die Idee jeder Periode dar. Diese Art von Werken, an denen die neuere französische Literatur Überfluß hat, streift an das Feld, das wir in Deutschland Philosophie der Geschichte nennen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von Thomas Fowell Burton. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Zwar verursacht die eigenthümliche Terrassenbildung des *afrikanischen* Hochlandes, daß die meisten Ströme nur einen kurzen Lauf in der Ebene haben und, ihrer größern Länge nach die Bergstufen durcheilend, mit Stromschnellen und reißendem Gange der Schiffahrt hinderlich werden. Aber welch ein Gewinn ist es schon, feste und wohlbegründete Etablissements bis zu denjenigen tief landeinwärts gelegenen Punkten, zu welchen Schiffe gelangen, vorschieben zu können; von diesen Punkten aus wird ein gesicherter, wirksam umbildender Verkehr mit den Bewohnern des eigentlichen Hochlandes, welche von Natur zum Handel geneigt sind, sich unfehlbar allmälig entwickeln. Das pestilenzialische Klima, welches man in Afrika fürchtet, reicht nicht über die äußersten Küstensäume hinaus landeinwärts; und was die Besorgnisse davor noch sonst vermindern kann, möge man bei Burton des Weitern nachlesen. Das größte Hinderniß aber scheint der Charakter der Negerrace jedem auf Civilisation gerichteten Unternehmen in den Weg zu stellen.

Man hat vielfältig gesagt, daß die Unfähigkeit der Neger, Cultur anzunehmen, dadurch bewiesen sei, daß sie nicht versucht haben, aus sich selbst bisher irgend eine Cultur zu entwickeln. Aber was beweist diese Thatsache, mit historischem Auge betrachtet, anders, als daß nur Afrikas Zeit noch nicht gekommen war; denn welches Volk hätte je aus sich selbst Cultur entwickelt, d. h. ohne Berührung mit dem jedesmaligen Culturkreise, der bekanntlich [illegible] fortgerückt ist, fast sichtlich von Osten gegen Westen; es sei denn, daß man die eigenthümlichen Culturerscheinungen Mittelamerikas denken wollte, deren Culturgang aber doch auch sehr im Dunkeln liegt und, so weit er wirklich erkennbar ist, durch die Lage und Beschaffenheit der Länder, die er umfaßte, begünstigt und gefördert ward! Afrika aber ist seiner Natur nach mehr noch als irgend ein anderer Theil der Erde auf Empfangen eines befruchtenden Samens von außen her gewiesen, [illegible] einförmig gebildet, daß es nur wenig Antrieb zur [illegible] der eigenen Thatkraft seiner Bewohner gewähren konnte. Wer darf sagen, daß dieser Same, wenn er nur erst das Land berührte, nicht eine schlummernde Kraft erwecken würde? Nur die ausgemachteste Erfahrung könnte dem widersprechen, und solche Erfahrung hat noch niemals gemacht werden können, denn was bisher Europa diesem unglücklichen Continente zugeführt hat, ist nichts gewesen als Verderben und Jammer. Was Afrika an Cultur aus sich selbst hätte entwickeln können, wie wenig dieses sein möge, aber Keime dazu lassen sich allerdings erkennen, das hat der fluchwürdige Sklavenhandel seit wol drei Jahrhunderten zertreten und zernichtet. Daß die Negerrace nicht empfänglichen Geistes, nicht bildsam, nicht mit den gemeinsamen höchsten Anlagen der Menschheit begabt sei, ist eine höchst frevelhafte, durch und durch empörende, grausame, schändliche Lüge. „Der Congo (Zaire)", führt Karl Ritter in seiner „Erdkunde" an, „fließt durch fruchtbare, bevölkerte und herrlich bebaute Bergthäler, deren tapfere Bewohner bisher ihre Freiheit gegen die Eroberungszüge der Küstenbewohner behauptet haben." Von den Anzikonegern am obern Congo sagt er, es sei ein gewandtes Gebirgsvolk, rechtlich, treu, überaus tapfer und kriegerisch, das doch auch einigen Handel treibe. Die Bewohner von Asim an der Goldküste, welche von den rohen Fantis bezwungen worden, beklagt Römer in seiner Beschreibung von Guinea wegen dieses Unglücks als sehr brave, kluge, redliche und bis dahin wohlhabende Neger. Die Fulas, bemerkt Ritter noch, in deren Lobe alle Beobachter übereinstimmen, sind ein sanftes Volk, das Landbau und Hirtenleben dem Handel und den Beutezügen vorzieht, Karavanen in die Ebene nur hinabführt, um einiges Gut mit den Erzeugnissen seiner Industrie zu erwerben und damit heimzukehren; die Fulas stehen in aller Hinsicht weit über den Küstennegern, bauen das Land, schmieden Eisen und Silber, arbeiten sehr zierlich in Leder und Holz und weben dichte Zeuche, bauen auch gute Wohnungen, welche sie mit Geschick einzurichten wissen; sie haben als Mohammedaner Moscheen und Schulen fast in jeder Stadt und besitzen Schriftrollen. Die Mandingos, das herrschende Volk des Nordabfalls von Westhochafrika, bilden überall, wohin sie sich verbreitet haben, den wohlhabendsten, gebildetsten Theil der Bevölkerung, gleichsam den Adel des Landes. Sie haben, als Slatis, d. i. als Kaufleute (freilich als Sklavenhändler), als Lehrer des Islam, als Mullahs, als Künstler-

und Handwerker, als Friedensstifter, als allgemein geachtete Männer sich bis zu den Meeresküsten verbreitet und überall Reiche gestiftet. Ihr Wesen ist offen, heiter, gut; ihr Benehmen schlicht, doch gewandt und fein; sie sind wißbegierig, sie sind mitleidig und gastfrei. Ihre Volkshäupter, welche eines großen Ansehens genießen, zeichnen sich durch eine überragende Bildung aus und besitzen gewöhnlich vielerlei Kenntnisse. Sie leben in republikanischen Verfassungen, haben aber in eroberten Ländern Monarchien, beschränkt durch den Rath der Alten, eingerichtet, während in ihren Colonien ein aristokratisches Element zu erkennen ist (nach Mungo Park's und Durand's Berichten). Die Städte haben erbliche Richter. Die Freien versammeln sich zu Palavers (Berathungen) auf hohen Bühnen unter schattigen Bäumen. Die Gerichtsmänner sind gewandte Redner. Sie entscheiden ihre Processe theils nach dem Herkommen, theils nach dem Koran-Commentar Al Scharra. Als die gewandtesten, unternehmendsten, reichsten Kaufleute haben sie den Namen ihres Stammes vom Niger bis zum westlichen Meere zu einem Ehrennamen gemacht. Sie sind empfänglich für Civilisation, eignen sich mit Leichtigkeit europäische Sitte an und haben solche in einzelnen Fällen schon auf das Hochland hinauf verpflanzt. Ihre Colonien sind zweckmäßig angelegt; ihre Missionen, zur Verbreitung des Islam trefflich geleitet und ebenso eifrig als geschickt ausgeführt, geben den christlichen Missionen nichts nach, sind ihnen wol eher theilweise überlegen. Dies Alles hätte man längst nicht übersehen sollen, denn es sind Nachrichten von Mungo Park gegeben. Nach Allem darf man behaupten, daß die Negerrace nur durch Ungunst der Verhältnisse in ihrer Entwickelung bisher zurückgeblieben ist, von Natur mit allen menschlichen Anlagen und Fähigkeiten reichlich ausgestattet, großentheils harmlos und wohlgesinnt, mild und menschenfreundlich, wo nur irgend die blutigen Bräuche ihres Aberglaubens und die Greuel des Sklavenhandels verdrängt werden konnten, überall gelehrig und zu Gewerben geschickt, sehr geneigt zum Handel, arbeitsam und thätig, für Lohn zu dienen immer bereitwillig, überaus unternehmungslustig, begierig, ihre Lage zu verbessern, freien Besitz zu erwerben und sich bequem und häuslich einzurichten, nach Kenntnissen dürstend, ihren Kindern wenigstens Erziehung zu verschaffen eifrig und höchst empfänglich für die Religion. Zahlreiche Beispiele liefert Buxton. Die neuesten bieten jene Briefe der beiden mit der Nigerexpedition in ihre Heimat zurückgekehrten Ashanteeprinzen dar, welche auch von einigen deutschen Zeitungen aus dem „Friend of Africa" mitgetheilt worden sind. In derselben Nummer dieser Zeitschrift steht ein Brief des Geistlichen Griffith aus Port Antonio auf Jamaica vom 26. Aug. d. J., welcher lautet:

Ich habe in meiner Congregation über die afrikanische Expedition und den Zustand Afrikas überhaupt einen Vortrag gehalten und sodann collectirt; ebenso Hr. Orgill und Hr. Campbell, jeder in seiner Kirche. Die Beiträge (der freigelassenen Neger) beliefen sich bei mir auf 25 Pf. St., bei den andern beiden Herren auf 5 und 15 Pf. St. Auch Hr. Abby hat collectirt und, wie ich glaube, ungefähr 10 Pf. St. eingenommen .... Ich habe mehrmals der Versammlung aus dem „Friend of Africa" und andern denselben Zwecken dienenden Schriften vorgelesen. Sie scheinen sich dafür aufs lebhafteste zu interessiren, und ich glaube, Sie werden mir Recht geben, daß es für den Erfolg des Civilisationsversuchs in Afrika von Wichtigkeit ist, den Negern der westindischen Inseln immer größere Theilnahme für Alles, was die Wohlfahrt des Landes ihrer Väter betrifft, einzuflößen. Ich habe Auftrag, 80 Exemplare des „Friend of Africa" zu bestellen, und erhalte vielleicht, ehe dieselben eintreffen, schon noch mehr Aufträge. Die jungen Ashanteeprinzen erwecken hier die lebendigste Theilnahme, sonderlich bei ihren Landsleuten und deren Abkömmlingen, aber auch bei den Fantis und deren Kindern. Wir warten Alle mit Ungeduld auf Nachrichten von der Nigerexpedition.

Man hat Buxton öffentlich den Vorwurf gemacht, daß er seine Materialien, die Grundlagen seines Planes theils ohne Kritik zusammengebracht, theils sogar ungetreu wiedergegeben habe, Alles herausstreichend, was seinen Zwecken dienen, und verschweigend, was ihnen hinderlich sein könnte. Dieser Vorwurf ist reine Verleumdung und gänzlich aus der Luft gegriffen. Kein Schriftsteller kann im Mühen um vollständige Benutzung der Quellen und in gewissenhafter, ja fast zu ängstlicher Genauigkeit bei Darlegung ihrer Resultate mehr thun, als Buxton gethan hat. Jedermann wird sich aus dem Buche selbst leicht hiervon die Überzeugung schaffen, besonders wer die Quellen, die überall sorgsam citirt sind, vergleichen will. Hören wir, wie er selbst über die Entstehung und die Geschichte seiner Arbeit sich äußert.

Ich habe gezeigt, daß viele Personen, deren Aufrichtigkeit wir nicht zu bezweifeln Grund haben, deren Erfahrung uns die beste Gelegenheit gibt, ein richtiges Urtheil zu bilden, und deren Übereinstimmung nicht verabredet ist, alle genau zu denselben Resultaten gelangt sind. Das Ergebniß solcher Übereinstimmung drängt sich mir mit besonderer Kraft der Überzeugung auf. Ich selbst besaß weder die Erfahrung eines Reisenden, eines Kaufmannes, eines Colonialgouverneurs, noch die genaue Bekanntschaft mit dem geistigen Zustande der Bevölkerung, wie ein Missionar sie erwirbt, noch endlich die gründliche Kenntniß aller Schriften über Afrika, welche einen Clarkson und M'Queen auszeichnet. Dennoch gelangte ich, fast ohne irgend eine von den Meinungen, welche ich jetzt mittheilen konnte, damals zu kennen, auf ganz verschiedenem Wege und aus ganz andern Quellen schöpfend, zu dem nämlichen Resultate mit allen jenen Männern. Ich habe nämlich die Papiere sorgfältig benutzt, welche dem Parlamente jährlich vorgelegt werden; diese ergaben eine unausgesetzte Theilnahme der Regierung, in welchen Händen sie sein mochte, und ein hochherziges Mitgefühl der Nation; zu gleicher Zeit nöthigten sie mir die Überzeugung auf, daß durch diese Mittel allein das Übel nicht ausgerottet werden könnte. Schon bereit, jede fernere Bemühung aufzugeben, verzweifelnd an der Möglichkeit, einen wirklichen Nutzen zu stiften, und überdrüssig des Geschäftes, mich und Andere durch die Aufzählung unabwendlicher Leiden und stets bisher durch den Widerstand nur vergrößerter Greuel zu betrüben, sah ich noch einmal umher, ob nicht von einer oder von der andern Seite sich ein kräftiges Mittel zur Abhülfe darbieten möchte. Da fiel mir auf, daß Afrika von dem Sklavenhandel, sei der Nutzen für die civilisirten Schurken, welche den Handel treiben, wie groß er wolle, gar so unerheblichen Gewinn zieht, während die Auslage, um es so zu nennen, und Verheerung, Blutvergießen, blutiger und teuflischer Aberglaube und menschliches Elend doch so überschwenglich groß sind. „Du verkaufst dein Volk für Nichts und mehrest deinen Reichthum nicht durch den Preis dafür." Es entsprang ein Schimmer von Hoffnung aus

der Versicherung, daß Afrika in der Fortdauer des Sklavenhandels seinen eigenen Vortheil nicht habe.

Dies gab Anlaß zu der Untersuchung, ob es nicht möglich für uns sei, den Sklavenhändler zu überbieten und ihn vom Markte zu verdrängen, indem wir mehr für Producte des Landes geben, als er für die Leiber der Bewohner. Nun that sich ein neues Feld für meine Nachforschungen auf. Ich schlug alle Reisebeschreibungen nach, um mich über die natürlichen Kräfte dieses Erdtheils zu unterrichten. Ich fand nichts weniger als Mangel an Auskunft; ich fand Zeugnisse, zahlreich genug, um ganze Bände damit zu füllen, daß Afrika, obgleich jetzt eine Wildniß, mit Mitteln und Productionskraft wetteifern könnte. Die Reisenden, wie dürftig sie auch alles übrige behandeln, unterlassen nie, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von dem Elende der Bewohner zu reden. Diese beiden Gegenstände füllen drei Viertel von jedem Buche aus, das noch über Afrika geschrieben worden. Genug, aus diesem Theile meiner Forschungen gewann ich die feste Überzeugung, daß Afrika von der Natur in Fülle alles Das empfangen hat, was den Bodenreichthum eines Landes ausmacht. Da war nun weiter zu fragen: Sind Hände da, um das Land zu bestellen? Afrika ist aber, ungeachtet der jährlichen fürchterlichen Menschenausfuhr, immer noch an Bewohnern reich, und wäre nicht der Sklavenhandel, so würde es ohne allen Zweifel so dicht bevölkert sein als nur irgend ein Theil der Erde. Sodann: Kann man die Arbeit dort so wohlfeil haben als in Brasilien, oder auf Cuba und den Carolinen? Wir haben auch hierüber einigen Nachweis. Wir wissen, daß ein Sklave in Afrika ungefähr 3 Pf. St. kostet; in Brasilien mindestens 70 Pf. St., und völlig eingewöhnt, daß er wie in der Heimat ist, 100 Pf. St. So hat also Afrika dies vor Amerika voraus, daß das Land mit einem Zwanzigstel der Kosten bebaut werden kann. Wie denn? Man sollte diesem Afrika seine Bewohner entreißen, welches es mit jedem Sklavenstaate in Wohlfeilheit der Arbeit aufnehmen kann? Wo der Boden gleich ist, wird ein Arbeiter in Afrika ebenso viel bauen als derselbe Arbeiter in Amerika, und viel wohlfeiler; denn für den Preis Eines Arbeiters in Amerika kann man zehn Arbeiter in Afrika haben. Daher behaupte ich, daß Afrikas Production, wenn sie nur recht geweckt wäre, auf allen Märkten der Welt der amerikanischen Production die Spitze bieten würde.

Dazu kommt noch, daß nicht einmal alle Arbeiter, um welche man Afrika bestiehlt, nach Amerika gelangen. Das eine verliert mehr als das andere gewinnt. Afrika verliert drei Arbeiter, während Amerika nur einen gewinnt. Bei keinem Handelsartikel kommt eine solche Verschwendung des rohen Materials vor wie bei der Menschenwaare. In welchem Handelszweige opfert man wol zwei Drittel des Gutes, um ein Drittel auf den Markt zu bringen?

Wenn man also auch von aller Menschlichkeit und christlicher Gesinnung absieht und nichts bedenkt als das pecuniaire Interesse, so ist es doch gewiß eine seltsame Ökonomie, Menschen von ihren heimatlichen Feldern hinwegzuführen, denen nichts fehlt als arbeitende Hände, um sie in verminderter Anzahl und mit ungeheuern Kosten in eine andere Hemisphäre und auf einen Boden, der nicht productiver ist, zu versetzen.

Würden aber die Afrikaner willig sein, für Lohn zu arbeiten? Ich habe keine Erkundigung darüber eingezogen, ob Menschen um Lohn nicht ebenso gut oder zehn Mal besser arbeiten würden als unter der Peitsche; aber Beweise dafür boten sich von selbst an. Da ich von diesem Gegenstande weiter unten noch zu handeln habe, so will ich hier nur sagen, daß niemals das Parteiinteresse eine plumpere Erfindung, um eigenes Gewissen zu beschwichtigen oder die Welt irre zu führen, gemacht habe, als diese, daß die Peitsche mehr arbeiten mache als der Tagelohn.

Das Studium der Reisebeschreibungen belehrte mich also, daß Afrika Alles besitzt, was zu bedeutender Production und ausgedehntem Handel erforderlich ist, aber alle Elemente, so zu sagen, noch gesondert; noch sind die Hände, welche bereits zur Arbeit sind, nicht dazu geleitet worden, jenen reichen Ertrag, welchen der Boden zu liefern fähig ist, ihm abzugewinnen; und erst als ich selber diese Folgerung gezogen hatte, daß zu Afrikas Befreiung nichts Anderes zu versuchen sei als die Einführung von Ackerbau, Handel und Unterricht, erst da entdeckte ich, daß schon Andere vor mir auf dem Wege praktischer Erfahrung zu demselben Resultate gekommen waren. Und gern entsage ich dem Verdienste der ersten Entdeckung um der Freude willen, Das, was mir das Nachdenken gab, bestätigt durch die Bemerkungen der Beobachter zu finden.

Berlin, im November 1841. G. Julius.

Geschichte Friedrich's des Großen. Geschrieben von Franz Kugler; gezeichnet von Adolf Menzel. Fünfte bis funfzehnte Lieferung. Leipzig, Weber. 1841. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Nachdem wir bereits vor zwei Jahren*) von dem Anfange dieses preiswürdigen Unternehmens Bericht erstattet haben, lag es uns schon seit längerer Zeit ob von dem unausgesetzten Fortgange desselben zu sprechen. Und wir können dies jetzt, wo schon eine ansehnliche Zahl von Lieferungen, welche bereits mehr als die Hälfte des ganzen Buchs ausmacht, vor uns liegt, mit um so größerer Überzeugung von der nationellen Wichtigkeit des Ganzen thun. Denn, um zuerst von dem Texte zu sprechen, so haben wir hier keine oberflächliche Compilation, wie sie neuerdings von Fern u. A. geliefert sind, vor uns, sondern man bemerkt überall die Benutzung guter Quellen und wichtiger Schriften, vornehmlich der des Prof. Preuß, ferner eine gute, lichtvolle Anordnung, die neben den bedeutenden Kriegsereignissen auch für die Friedensgeschäfte Friedrich's Raum gewonnen und es nicht verschmäht hat, die Leser mit interessanten Zügen aus des Königs Privat- und öffentlichem Leben zu unterhalten. Zu diesen rechnen wir etwa die Schilderungen von Friedrich's Regierungsantritt, von den Friedensgeschäften vor dem siebenjährigen Kriege und von dem Leben in Sanssouci, sowie die Erzählungen von der Begegnung des Königs mit den ungarischen Candidaten Hedhessi und von seinem Aufenthalte und Verkehr mit Gottsched in Leipzig, anderer hier nicht zu gedenken. Unter den vielen gelungenen Schlachtenbeschreibungen, die auch durch zweckmäßiges Detail verschönert sind, zeichnen wir die Erzählungen von den Kämpfen bei Zorndorf, Roßbach, Kesselsdorf, Hochkirchen und Kunersdorf aus, ohne dadurch aber die übrigen Schilderungen als nicht gelungen bezeichnen zu wollen. Denn überall zeigt sich Liebe zur Sache und große Sorgsamkeit. Die letztere spricht sich auch in der richtigen Erzählung mancher gemeiniglich falsch aufgefaßten Begebenheiten aus, wie in der Scene im Kloster Kamenz und in dem Andringen des preußischen Offiziers in die Königin von Polen zu Dresden, ihm die Schlüssel zu den Archivschränken verabfolgen zu lassen (Cap. 24). Die einzig richtige Darstellung dieses vielfach entstellten Ereignisses hat Preuß in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1841, Nr. 59 u. 60, gegeben, wonach sich Hr. Kugler gerichtet hat.

Die artistische Ausstattung verdient fortwährend das ihr früher gespendete Lob. Die Bilder, sowol die größern als die kleinern, sind mit Einsicht nach den bedeutendsten Ereignissen geordnet und mit Sauberkeit und Richtigkeit ausgeführt, sodaß sie ein sehr zweckmäßiges Mittel sind, um die Kenntniß von Friedrich und seinen Thaten im deutschen Vaterlande zu verbreiten. Namentlich ist diese Art der Illustration ein sehr nützliches Hülfsmittel für das jüngere Geschlecht, das, je entfernter es von jener Zeit lebt, um so mehr einer sinnlichen Anschauung bedarf. Man sehe z. B. in dieser Beziehung die Bilder von Friedrich's Einzug in Breslau, von dem Besuche bei seinem

*) Vgl. Nr. 131 d. Bl. f. 1840. D. Red.

sterbenden Lehrer Duhan, von seiner Verkleidung im Kloster Kamenz, von dem Angriffe des Dragonerregiments Baireuth bei Hohenfriedberg, von Fouqué's Gefangennehmung, von der Capitulation der Sachsen bei Pirna und des Generals Fink bei Maxen. Oder man betrachte den alten Fürsten von Dessau vor der Schlacht bei Kesselsdorf und Seydlitz vor der Schlacht bei Roßbach, den König nach der Schlacht bei Kolin oder vor der Schlacht bei Leuthen, Schwerin's Tod bei Prag oder Voltaire's ohnmächtige Wuth gegen Friedrich (Cap. 27). Von den Schlachtenbildern zeigen unter andern die Darstellungen aus den Schlachten bei Lowositz, Kolin, Kunersdorf und Torgau, was sich selbst auf einem sehr beschränkten Raume durch die Kunst erreichen läßt. Unter den kleinen, eingedruckten Bildchen sind allerliebste Ansichten, wie der Rückzug der Schweden (Cap. 31), Gotzkowsky vor Tottleben, der Pandur im Anschlage auf Friedrich II., der König in der Dorfkirche während der torgauer Schlacht und nach der Schlacht bei Hochkirch, das Schloß Sanssouci, und einzelne Scenen aus der roßbacher Schlacht. In der Benutzung des Anfangsbuchstaben, um irgendwie den Inhalt der Capitel anzudeuten, zeigt sich große Sinnigkeit, wie schon in den ersten Lieferungen, ebenso sind die Arabesken zu Anfange und am Schlusse der Capitel geschmackvoll ausgedacht, wie z. B. die symbolische Andeutung durch die nur halb sichtbare Hand mit dem gezogenen Schwerte vor dem Anfange des siebenjährigen Kriegs. Nur einzelne Nachtstücke scheinen uns in der Ausführung zu dunkel gehalten zu sein.

Wir sehen mit freudiger Erwartung der Vollendung eines Unternehmens entgegen, wobei der Verleger es an nichts hat fehlen lassen, um eins der besten Volksbücher zu liefern, welche unsere neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat. 19.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Nach der Neuyorker Staatszeitung — es ist dies ein in deutscher Sprache in Neuyork erscheinendes geachtetes Blatt — hat sich zu Woodville auf Long-Island eine gegenseitige Erziehungs- und Handarbeit-Association für Handarbeiter und Gärtner gebildet. Der Prospectus sagt: Es soll der Zweck dieser Association sein, ein neues und verbessertes Erziehungssystem zu befördern, das den einfachsten Lehrmethoden der englischen sowol als der französischen, deutschen und spanischen Sprache angepaßt ist, mit höhern Classen für Diejenigen, welche sich für Studien in Akademien vorzubereiten wünschen, sowie auch damit mittels Landbaues und Handwerksbetriebs jeden praktischen Vortheil der associirten Arbeit unter angemessenen Regeln zu verbinden, deren Product jedoch in aller Hinsicht das Eigenthum der zur Association gehörenden producirenden Person bleibt. Es wird hierbei Zweck sein, die Interessen der größten Personenzahl mit dem möglichst kleinen Mittelbesitze zu befördern, Fleiß, Moralität und Tugend unter Ältern, Brüdern, Schwestern und allen Gesellschaftsmitgliedern ohne Einschränkung in religiösen Dingen oder Heirathsrechten zu ermuntern, während letztgenannte große Fundamentalgrundsätze in jeder Rücksicht ebenso frei gelassen werden, als in unserer Nationalconstitution dieselben aufgestellt sind. Kurz, es soll Zweck dieser Association sein, mittels Hausrents und Lebensbedürfnisse die Unterhaltsmittel für ganze Familien auf die beste und wohlfeilste Art herbeizuschaffen und die nöthigen Materialien der verschiedenen Werkstätte, wie Leder zu Schuhen, Zeuche zu Kleidern ꝛc. zu besorgen, sodaß Jedem mit diesem Industriezweige die Möglichkeit der Beschäftigung gegeben ist. Diese Zwecke werden verfolgt werden, so weit es die verfügbaren Mittel der Association gestatten. Überhaupt läßt sich nicht verkennen, daß das Streben, durch vereinte Arbeit und gute Erziehung große Resultate hervorzubringen, in Nordamerika immer mehr und mehr Anklang findet.

Das Schiff Petersburg lief kürzlich von Mobile aus mit einer Fracht von 2061 Ballen Baumwolle, die zusammen fast anderthalb Millionen Pfund wogen. Nie hat wol ein Schiff eine größere Ladung Baumwolle aus den Häfen der Vereinigten Staaten geführt. 13.

Bibliographie.

Abbé Colibri. Boudoir-Bibliothek für die fashionable Welt. Redigirt von E. M. Oettinger. 1stes Bändchen. 12. Leipzig, R. O. Schulze. Der Jahrg. 12 Thlr.

Alison, A., Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution. Deutsch von L. Meyer. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 15 Ngr.

Arnim, L. A. von, sämmtliche Werke. Herausgegeben von W. Grimm. 9ter, 10ter Band. — Auch u. d. T.: Novellen. 3ter, 4ter Band. Gr. 8. Grünberg, Levysohn. 1841. 3 Thlr.

Die Aufhebung der Aargauischen Klöster. Eine Denkschrift an die hohen Eidgenössischen Stände. Gr. 4. Aarau, Sauerländer. 1841. 20 Ngr.

Aufsätze über verschiedene Gegenstände aus der Theologie und Moral. Von Augusti, Gieseler, Lücke, Nitzsch, Sack ꝛc. In 4 Abth. Neue Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Polet. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Barth, H., Lichtenwalde. Poetische Zeichnungen. 8. Chemnitz u. Schneeberg, Goedsche, Sohn. 1841. 10 Ngr.

Barth-Barthenheim, J. L. E. Graf v., Östreichs geistliche Angelegenheiten in ihren politisch-administrativen Beziehungen. Gr. 8. Wien, Braumüller u. Seidel. 1841. 4 Thlr.

Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Auf Kosten der kaiserlichen Academie der Wissenschaften herausgegeben von *K. E. v. Baer* und Gr. *v. Helmersen*. 4tes Bändchen, gemischten Inhalts. Herausgegeben von *K. E. v. Baer:* Mit 1 Zeichnung und 2 Karten. 5tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe, in den Jahren 1833 und 1835 von Gr. *v. Helmersen*. 1ste Abtheilung. Mit 3 Karten. Gr. 8. St. Petersburg. 1841. 2 Thlr. 25 Ngr.

Gedichte zum Besten der Erziehungsanstalt auf dem Neuhof; herausgegeben von D. Hirtz und E. Hackenschmidt. 12. Straßburg, Levrault. 1841. 5 Ngr.

Hellrung, C. L., Preußen als Militairstaat, eine europäische Großmacht und deutsche Hauptmacht. Zugleich ein berichtigender Verfolg des preußischen Soldatenthums (französische Ansicht) und anderer bezüglicher Schriften. Gr. 8. Leipzig, Fest. 20 Ngr.

Schmidthammer, W., Gedichte. 2ter Theil. 8. Leipzig, Schreck. 1841. 5 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franck. Neue Folge. 1ster Jahrg. Mit dem Bildnisse Franz von Holbeins. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorschlag zur Verständigung in Sachen der gemischten Ehen mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 7½ Ngr.

Weidmann, F., Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis auf 1841. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier. Gr. 8. St. Gallen. 1841. 5 Thlr.

Weyermüller, F., Die Völker Südafrikas, nach Augenzeugen geschildert; und die Geschichte des Mufferte. 12. Straßburg, Levrault. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1842.

Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Dritter Band. Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt und Göttingen. Mit einem Anhange: Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark und Nordamerika. Berlin. Auf Kosten des Verfassers. 1841. 4. Mit einem Bilderheft in Folio. 16 Thlr.

Mit dem dritten Bande ist nun dies unstreitig kostbarste und inhaltreichste Werk über die neuere deutsche Kunst glücklich vollendet, welches uns nun als ein stattliches Ganze vorliegt, als ein ruhmwürdiges Denkmal der seltenen Beharrlichkeit und aufopfernden Kunstliebe des ebenso anspruchlosen als hochgestellten Verfassers.

Zuvörderst ist hier vom Geist und Inhalt des dritten Bandes zu berichten, wie dies in Betracht der ersten beiden Bände geschehen ist *); worauf es dann vergönnt sein wird, unsern Lesern einen Überblick des Ganzen, als solchen, zu gewähren.

Auch diesen dritten Band eröffnet eine Titelarabeske, welche jedoch, während sie viel weniger Erfreuliches verheißt als die vor den beiden ersten Bänden, an und für sich viel unklarer ist und auch viel weniger elegant radirt erscheint. Indeß lassen sich die einzelnen ganz artigen Gebilde leicht genug deuten: oben der Meister Dürer mit hellleuchtender Fackel, zwischen einem flammenden Kreuz und einem rückwärtsschiebenden Krebs. Dann auf der einen Seite Schüler, welche, unbekümmert um den officiellen Wegweiser, dem hohen Meister nachzuklimmen bemüht sind; dazu das Chamäleon auf den Symbolen der Freiheit und Gleichheit; auf der andern Seite: das Mitglied des akademischen Senats, welches die drei Grazien nächtern-mühsam in sein Netz übergetragen hat und eben den Hintern der Einen mit größter Bedachtsamkeit ausmalt, während in den akademischen Sälen die Statue des belvederischen Apolls von einem damit beauftragten Eleven mit einem Feigenblatte verschämelt wird und die mediceische Venus sich einen Reifrock muß gefallen lassen. Endlich unten: der Glaube und der Sänger (des Nibelungenliedes?), jener wie dieser von Schülern verehrt. Zu unterst endlich ein Fratz mit Eselsmaul und -Ohren, mit einer langen Schreibfeder auf einem aufgeschlagenen Buche mit der Aufschrift „Recension". Zwischen den langen Ohren sieht man neben dem Glauben einen Kelch und unter dem Sänger ein Faß. Sollte der Künstler, Herr Adolf Menzel in Berlin, mit jenem Fratz vielleicht andeuten wollen, daß, wo die Kunst auf der bezeichneten niedern Stufe steht, auch die Kunstkritik im Argen liegt? Jede andere Auslegung dürfte weniger glimpflich für den Erfinder sein. Alles in dieser Titelarabeske hat nur Bezug auf geistloses Treiben in der Malerei. Da nun der Artikel „Berlin" mehr als die Hälfte dieses Bandes einnimmt (die Ergänzungen und Beilagen ungerechnet), so erweckt dies illustrirende Titelblatt ein fast ängstliches Misbehagen, daß jene herrliche Stadt, von welcher aus sich ein so glänzendes Licht über Deutschland verbreitet, hier, in der Geschichte der neuern deutschen Kunst, eine nur untergeordnete Stelle soll einzunehmen haben. Indeß löst sich dies Misbehagen bald in eine schöne Stimmung auf, denn dieser Band ist „Friedrich Schinkel gewidmet". Bei diesem theuern Namen fällt der graue Arabeskennebel und vor unserer Seele entfaltet sich die ebenso großartige als heitere Pracht der glorreichen Königsstadt.

Folgendes ist der Inhalt dieses Bandes: Capitel I. „Die Kunst in Berlin. Geschichtliche Einleitung und allgemeine Betrachtungen." In Hinsicht der Künste sei Berlin bis 1814 eine Wüste gewesen; die neuere Kunst in Berlin beginne mit der Heimkehr Wach's und Begas' aus Rom. Eine eigentliche „berliner Schule" gebe es nicht; der Verf. gesteht nämlich das Wort Schule nur da zu, wo Schüler eines und desselben Meisters in gewissen charakteristischen Merkmalen eine Übereinstimmung unter sich zu erkennen geben und sich zugleich von Künstlervereinen unterscheiden, welche sich an andern Orten und zu andern Zeiten gebildet haben. Im Sinne des Verf. wird man den Begriff von Schule bestimmter also festzustellen haben: sie ist eine Gemeinschaft von Schülern Eines Meisters, oder auch Eines Lehrinstituts, welche einer und derselben, von diesem ausgehenden, ästhetischen Richtung und technischen Methodik folgen. Wesentlichere Merkmale einer Schule, als Gleichheit der Principien

*) Vgl. Nr. 133 u 134 d. Bl. f. 1837, und Nr. 291—294 f. 1840. D. Red.

im Richtung und Methodik, möchte man schwerlich auf finden können.

In Betreff der Förderung der Kunst durch den Staat sagt der Verf. sehr wahr:

Es wäre zu wünschen, daß die Bestellungen der Regierung stets und lediglich durch die Bedürfnisse des Staats und das Interesse der Kunst bestimmt würden. Mag immer ein Maler hochbejahrt sein und gute Dienste geleistet haben, so gewähre man ihm jede wohlverdiente Unterstützung und Auszeichnung: aber von Aufträgen sei nur die Rede, wo Fähigkeit vorhanden ist. Die Paläste des Königs und der Prinzen, die öffentlichen Gebäude sollten nur schöne Kunstwerke enthalten. Zwischen einer Unterstützung und dem Ankaufe eines schlechten Gemäldes scheint mir die Wahl nicht schwierig.

Nur der Mode mag es gestattet sein, sich in einem verderblichen Kreise zu drehen, aber Kunst und Mode sollten nie aufhören einander feindlich gegenüberzustehen. Dennoch schließt die Kunst zuweilen ein so schmähliches Bündniß, dann aber auch gibt sie sich selbst auf und geräth in baldigen Verfall.

Um der Wiedergeburt der neuern Kunst, die bereits einen so kräftigen Aufschwung genommen hat, mehr Vorschub zu leisten, wünscht der Verf., daß eine eigene Sammlung der schönsten Werke der unter uns lebenden Künstler, welche Deutschland und unsere Zeit verherrlichen, angelegt werden möge; man solle, zu Gunsten einer solchen Sammlung, den Ankauf alter Gemälde beschränken, so wünschenswerth es allerdings sei und so sehr es dem Museum noththue, sich durch gute Werke der größten Meister aus der classischen Zeit zu bereichern; nur aber sollte man nicht solche alte Bilder weiter kaufen, welche in jeder Hinsicht weniger Werth haben als so viele Werke unserer vortrefflichen neuern Meister.

Da von unserm Museum die Rede gewesen ist — sagt der Verf. S. 18 —, so sei es mir erlaubt, in Betreff einer mir bei dieser großartigen und schönen königlichen Stiftung nützlich scheinenden Reform meine Ansicht auszusprechen: ein Museum ist ein Tempel des Geschmacks. Es braucht weder vollständig noch nach der Zeitfolge geordnet zu sein, zumal wenn beides nur auf Kosten des Geschmacks zu bewerkstelligen ist; darum bin ich der Meinung, daß viele Gemälde ihre Stelle räumen müßten, um ihre Unschönheit in Gemächern zu verbergen, die ausschließlich zum Studium der Kunstgeschichte bestimmt sind und nur von Denjenigen besucht werden, die sich hauptsächlich desselben befleißigen.

S. 594 wird in diesem Sinne die Art und Kunst des Herrn Hoeyen gerühmt, mit welcher er das Museum in Kopenhagen neu eingerichtet und dasselbe „durch Ausmerzung von hundert schlechten Bildern wahrhaft bereichert hat".

Mir scheint der Hauptzweck einer Galerie der zu sein, Denjenigen, welche Geschmack haben, Vergnügen zu machen; bei Denen, die desselben entbehren, diese Gabe zu entwickeln, und bei Denen, die bereits in ihrem Besitze sind, den Geschmack in Übung zu erhalten. Sowie unser Museum jetzt dasteht, würde ich mich nicht wundern, wenn viele Leute kleinlaut wieder herauskommen und zu sich selber sagen müßten: „wenn das da alles schön sein soll, so verstehe ich wahrlich nichts davon". — Einige gehen, wenn sie viele Gemälde sehen, an denen sie keine Schönheit entdecken, an wirklich schönen Bildern, die ihnen sonst gewiß gefallen würden, theilnahmlos vorüber und verdammen dann mit Unrecht das Museum, das doch viel Schönes enthält.

Im Allgemeinen kann man dieser Ansicht des Verf. nur beipflichten, wie denn wirklich auch die Darstellung der Besucher des Museums ganz nach dem Leben ist. Da jedoch ein so großartiges Institut, wie das Museum, von sehr verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden kann, je nach den verschiedenen Zwecken, welchen es gewidmet ist, so ist die obige Ansicht freilich nur einseitig, weshalb denn auch der verehrte Verf., welchem Freiheit und Gerechtigkeit des Urtheils über Alles geht, gleich im voraus selbst darauf bedacht gewesen ist, seine persönliche Ansicht dem Urtheile von Männern zu übergeben, „welchen mit großem Rechte eine Meinung hierüber zusteht". Also finden wir in der ersten Beilage (S. 425 — 434) zwei Aufsätze vom Professor Wach und von Herrn v. Quandt: „Über den Vorzug der chronologischen Aufstellung bei großen königlichen und öffentlichen Sammlungen." Professor Wach behauptet diesen Vorzug aus dem Grunde:

es ist unwiderleglich durch die Geschichte aller Zeiten und aller Völker bewiesen, daß die höchste Blüte der Bildung eines Volks auch durch die höchste Blüte ihrer Kunst bezeichnet wird. Es ist bekannt, daß Geschichtsforscher die Grade dieser Cultur aus den Graden der Kunstbildung deducirten und immer deducirt haben.

Deshalb nun sei es entschieden, daß die chronologische Ordnung die einzige sei, welche einen Standpunkt anweist, von welchem aus es möglich wird, den Werth von Werken der bildenden Kunst, besonders bei größern Sammlungen, zu schätzen. Wenn nun aber Jemand fragt: was ist denn „die höchste Blüte der Bildung eines Volks"? so kann darauf doch nicht wohl eine andere Antwort gegeben werden, als: diese höchste Blüte ist die ungehinderte Entwickelung der geistigen Anlagen nach allen Richtungen hin, durch unverkümmerte Denk-, Schreib- und Redefreiheit in allen, namentlich auch in politischen und religiösen Dingen. Nur diese Freiheit gestattet das möglichst allgemeine geistige Wohlsein, welches hinwieder das möglichst allgemeine sinnliche Wohlsein eines Volks ethisch vollendet und somit die möglichst allgemeine, Haupt und Glieder beglückende nationale Gesundheit an Leib und Seele gedeihen läßt. Nun aber möchte es doch dem Herrn. Prof. Wach selbst schwer werden, uns in der Geschichte irgend ein Volk nachzuweisen, in welchem die höchste Blüte jener geistigen Entwickelung durch die höchste Blüte der Kunst bezeichnet würde. Die Kunst, als solche, ist ihrem Wesen nach nie dem Volke zugewandt, denn sie ist, im höchsten und edelsten Sinne, rein aristokratisch, d. h. sie lebt ausschließlich nur im und mit dem Großen, Schönen, Guten; alles Gemeine, Niedrige ist ihr durchaus und in allen Ständen verhaßt; sie ist ihm deßhalb auch durchweg unzugänglich; dessenungeachtet aber, wo sie nur irgend Gelegenheit dazu findet, steuert sie reich und anmuthig zum nationalen Glanze und Ruhme bei und erscheint eben dann am liebsten in aller ihrer Pracht. Nur in diesem Sinne erzeigt sie sich national; aber sie will weder banausisch dienen noch nützen, sondern nur verschönen, beglücken, verherrlichen. Hiermit wäre denn auch das Hauptprincip gegeben für die Wahl

und Anordnung großer öffentlicher Gemäldesammlungen als allgemeines Bildungsmittel des ästhetischen Sinnes im Volke; dieses Hauptprincip wäre dann wol dasselbe, welches der Verf. oben aufgestellt hat. Bezweckt man jedoch ausdrücklich nur eine kunstgelehrte Sammlung, für Kunstkritik oder Kunstgeschichte, dann muß jenes Hauptprincip freilich andern, der Kunst selbst theils fremdartigen, theils sehr untergeordneten Ansprüchen weichen. In diesem Falle wird jedoch die immer plebeje Schulmeisterlichkeit sich besonders geltend machen, beim Auswählen der Kunstwerke sich immer nur auf jenen Grenzgebieten umhertreibend, wo kunstgelehrtes Geschwätz und kritisches Gezänk erwünschten Stoff finden. Dergleichen Sammlungen mögen allerdings Kunstakademien gar sehr ersprießlich sein; man gewähre sie ihnen immerhin; dann aber sollten öffentliche, der allgemeinen Bildung des Kunstsinns gewidmete Sammlungen von aller anmaßlichen, aufdringlichen Schulmeisterei befreit bleiben. Auf diese Weise könnte hier der ästhetischen Richtung, dort aber der wissenschaftlichen Richtung unserer Zeit ein Genüge geleistet werden, da wir uns den Einflüssen der letztern nicht entziehen können, wie Hr. v. Quandt S. 433 sehr richtig bemerkt.

Cap. II.: „Geschichtsmaler.“ Es werden ihrer 52, theils mehr, theils weniger ausführlich namhaft gemacht. Sehr anziehend ist die kurze Selbstbiographie von Begas, welche wörtlich mitgetheilt wird. (S. 28 — 33.) Dasselbe gilt von den nähern Nachrichten von Wach und seinem berühmten Atelier. (S. 77 — 88.)

Cap. III.: „Landschaftsmaler.“ Wir lernen deren hier 20 kennen. Cap. IV.: „Genremaler“; es werden ihrer 25 aufgeführt, unter denen besonders Franz Krüger hervorragt. Cap. V.: „Maler verschiedener Fächer.“ Namentlich Bildnißmaler, Seemaler, Architekturmaler, Blumenmaler, Decorations-, Thier- und Glasmaler und Stempelschneider; ferner: Kupferstecher, Holzschneider, Lithographen, endlich auch die Gemälderestaurateurs; der letztern werden fünf namhaft gemacht.

Cap. VI.: „Architektur.“ Es werden 15 Architekten genannt; wie sich's von selbst versteht, wird der seitdem leider zu früh vollendete theuere Meister Friedrich Schinkel mit besonderer Ausführlichkeit, Verehrung und Liebe charakterisirt. Ihm und seinen Werken sind im Bilderhefte drei sehr schöne Kupfer- und Stahlstiche gewidmet: 1) sein sprechend ähnliches Bildniß, nach Franz Krüger meisterhaft gestochen von Merz in München; 2) das Museum, die Schloßbrücke und die Zollgebäude, Stahlstich von Hasse in Berlin; und 3) eine von den Compositionen für die Vorhalle des Museums, von Thäter in München. Im Bande selbst finden wir ferner von ihm: 4) das Schauspielhaus in Berlin; 5) das Innere des Concertsaales und die Wache am Zeughause, ein köstlicher Stahlstich, ebenfalls von Thäter, und endlich 6) die große Thür eines der Gemächer des Kronprinzen, in Umrissen höchst sauber gestochen von Ribault in Paris.

Unter allen bedeutenden Bauten nach Schinkel's Entwürfen — sagt der Verf. S. 158 — erscheint mir das Schauspielhaus als das großartigste. Ich kenne kein Gebäude, welchem Lande und welcher Zeit es auch angehöre, dessen Verhältnisse und Linien, zumal der Vorderseite, meinem Geschmacke mehr zusagten. Es gibt Manche, die meine Meinung nicht theilen, und das ist kein Unglück, weder für sie, noch für mich. Geschmack und Gefühl lassen sich nicht gebieten, und es ist nicht leicht, die Gesetze derselben festzustellen.

Das classische Zeitalter Griechenlands und selbst Herculanum und Pompeji sind auf die Richtung seiner Ideen und auf die Entwickelung seines Talents nicht ohne Einfluß gewesen: nichtsdestoweniger finde ich ihn in allen seinen Werken durchaus eigenthümlich und am meisten bewundere ich, daß er, bei allem Festhalten an den uns vom Alterthume überlieferten und so unabänderlich feststehenden Regeln, dennoch seine Eigenthümlichkeit so ganz zu bewahren gewußt hat.

Ich weiß nicht, ob ich im Stande bin, hier unparteiisch zu sein; so groß ist meine Vorliebe für ihn. (S. 157.)

Cap. VII.: „Bildhauer.“ Wir werden hier mit 45 Künstlern dieses Fachs bekannt gemacht, unter denen unser Christian Rauch obenan steht, von welchem uns sechs Werke in Abbildungen anschaulich gemacht werden. Außerdem erhalten wir von Rauch's neuestem Gebilde, der Gruppe der beiden Polenfürsten Mieczyslaus und Boleslaus, im Dome zu Posen, im Bilderhefte einen ausgezeichnet schönen Kupferstich von Reindel in Nürnberg, welcher wirklich in dieser Art nichts zu wünschen übrig läßt. Sehr anziehend sind auch die Mittheilungen über Rauch's berühmten Freund, unsern Friedrich Tieck. (S. 190 — 194.)

Cap. VIII.: „Die Akademie in Berlin.“ Cap. IX.: „Dresden. Die ältere und neuere Kunst.“ Wir erhalten hier Nachrichten über 39 Künstler und deren Werke. Unter den mitgetheilten Abbildungen von letztern zieht besonders Rietschel's geistreiches Basrelief im Giebelfelde des neuen Schauspielhauses in Dresden, sehr schön von Eichens gestochen, die Aufmerksamkeit auf sich.

Cap. X.: „Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt, Göttingen.“ Wir werden mit 19 Künstlern in diesen Städten näher bekannt gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonnycastle über Canada und die canadischen Wilden.

In zwei Bänden erschien: „The Canadas in 1841“, von Sir Richard H. Bonnycastle. Der Verf. bekundet darin eine genaue Bekanntschaft mit der Localität, eine rühmliche Unabhängigkeit von Vorurtheilen und Billigkeit und Ehrlichkeit des Urtheils. Um so mehr ist zu bedauern, daß ein so competenter Zeuge nicht tiefere Blicke in die moralischen Verhältnisse und politischen Aussichten des Landes gethan oder thun gewollt hat. Und doch gibt es kaum eine Colonie, an der England ein unmittelbareres Interesse zu nehmen hat, als die beiden Canadas, eingeschachtelt wie sie sind zwischen den republikanischen Vereinsstaaten und der sich bildenden kaiserlichen Niederlassung der Russen, also zwischen zwei diametral entgegengesetzten Principien, denen gegenüber in Canada ein drittes Mischprincip sich auszubilden hat, um nach beiden Seiten hin einen Schwerpunkt und ein Gegengewicht zu haben. Der Verf. steht auf keinem philosophischen Standpunkte, noch läßt er sich in tiefere historische oder politische Untersuchungen ein. Dagegen ist der beschreibende Theil auch der Darstellung nach gelungen. Er kennt das Land von dem wüsten Labrador bis zu den Einöden des

Huronsees, er bereist und schildert die Ufer des St.-Lorenzstroms, die Seeküsten Obercanadas, Quebeck, den Niagara, die Georgen- und Donnerbai, indem er die Scenerie, die geologischen Bildungen, die geographischen Verhältnisse zum Gegenstande seiner Betrachtung macht. Ein eigentliches statistisches Buch ist das Werk nicht, obgleich es zerstreute statistische Materialien genug enthält, viel eher ein Handbuch für Reisende, das aber durch den Mangel an systematischer Anordnung der wichtigern Materialien und durch längst bekannte Details, die darin eingeflochten sind, sehr an Werth und Brauchbarkeit verliert. Dennoch werden sich Pflanzer und Reisende seiner mit Nutzen bedienen können. Mehr als einmal kommt er, und mit offenbarem Interesse und Mitgefühl, auf die rasch vor sich gehende Ausrottung der Rothhäute zu sprechen, welche von den weißen Männern wie Schnee vor der Sonne hinschmelzen. Die Schilderung eines Zusammentreffens mit einer Horde an den Ufern des Huronsees entwickelt vor uns ein nach dem Leben gezeichnetes Gemälde des reinen und unvermischten Geschlechts dieser Kinder der Wälder, welches uns als ein gutes Beispiel von der Darstellungsweise des Verfassers bei Gegenständen dieser Art gelten kann.

„Ich fühlte mich", äußert der Verf., „durch die frische Entfaltung ihrer unstudirten und uncivilisirten Natur entzückt. — — Es war etwas so Edles, Einfaches und Reines in ihren Sitten, ihrer Haltung, ihrem Betragen, daß es die Achtung aller Zuschauer sich erwarb. Nur wenige Monate später sah ich meine Freunde, die Pou-tah-wah-tamins oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Pottawatamis, auf dem Rasenplatz an den Parlamentsgebäuden zu Toronto wieder, hager, gehüllt in Lumpen und schmuzigen Filz, offenbare Spuren des Hungers in ihren intelligenten Gesichtern tragend. Der Mangel hatte sie gezwungen zu thun, wovor ein Indianer mit Entsetzen zurückschreckt — die Freunde zu berauben, welche sie beschützt hatten. Whiskey, das verfluchte ‚feurige Wasser', wie ihre beredte Sprachweise es bezeichnet, hatte die klugen Männer der Vernunft, die jugendlich frischen Krieger ihrer Kraft beraubt. Ihr Vorrath an Schmucksachen und nothwendigem persönlichen Zubehör wurde dafür vertauscht, und die Vorräthe und Kleidungen, welche ihr ‚Großer Vater' so freigebig für den Unterhalt und die Bequemlichkeit seiner wandernden rothen Kinder dargereicht hatte, wurden verwendet, um eine gesetzwidrige und schurkische Race von Handelsleuten zu bereichern, welche sich mästen durch die Beraubung dieser arglosen Söhne des Landes und deren schändlicher Gelddurst den wahren Namen der alten Besitzer dieses Gebiets fast ganz vertilgt hat." — „Ich erinnere mich", erzählt der Verf. ein ander Mal, „canadische Indianer zum ersten Male gesehen zu haben, als ich den St.-Lorenzstrom heraufkam und bei dem Anbruche eines Herbsttages die malerischste und köstlichste Scene sich ebenso stufenweise entwickelte, als der Morgennebel der Sonne wich. Die weißwolligen Wasserfälle von Montmorency, die hochgegipfelten Gebirge, das kühne und stolze Vorgebirge vom Diamantencap, die glänzende silberbedeckte Stadt (denn so erscheint Quebeck einem Fremden), die furchtbare Citadelle, der breite und majestätische St.-Lorenz, mit stattlichen Kriegs- und Handelsschiffen bedeckt, stachen seltsam gegen die Wälder der Levispitze auf dem entgegengesetzten Ufer ab, wo wir ein indianisches Lager wahrnahmen. Der Gegensatz zwischen der Einsamkeit und Armseligkeit der indianischen Wigwams, in Eile aus Borke und Ästen aufgeführt und unfähig, Regen und Sturm Widerstand zu leisten, und der prachtvollen Stadt, der Menge stattlicher Fahrzeuge und den Weißen machte auf mich einen frappanten und melancholischen Eindruck. Die armen und vertheidigungslosen Eigenthümer des Bodens schienen durch die anmaßenden Eindringlinge, welche sich in ihre Geburtsrechte eingeschlichen hatten, in die Waldeinsamkeit zurückgedrängt zu sein. — — Ich habe die rothen Männer in allen Situationen gesehen, als Krieger, Jäger, Ackersleute und Verkündiger der heiligen Schrift; ich habe sie zum Theil in ganz wildem Zustande, aber nie ganz civilisirt gesehen, denn der trefflichste der indianischen Missionnaire, mit dem ich in Obercanada bekannt wurde, vergaß alle seine Vorschriften, alle seine erworbenen Gefühle und Gewohnheiten, als er mit mir dem Kriegstanze heidnischer und vollkommen wilder Krieger beiwohnte. Er war von Jugend auf sorgfältig erzogen worden, sprach das Englische vollkommen, war bescheiden, verständig und wohl unterrichtet, leitete seine junge Gemeinde vortrefflich, drang sich mit den Ansichten und Gewohnheiten seines Standes Niemanden auf und schien auch im Mindesten nicht auf seine höheren Kenntnisse eingebildet zu sein. Und doch drückte sich ein wildes Vergnügen über jene Äußerung einer unbeaufsichtigten Natur in seinem Gesichte aus. Und wenn ich ihn fragte, ob es nicht ein Glück wäre, daß die Indianer dem milden Glauben der weißen Männer Gehör gegeben und sich für fähig bewiesen hätten, ihn sich anzueignen, daß ferner er selbst das Mittel sei, die Lehren dieser Religion den Wilden vor uns, welche die Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur auf ihrer untersten Stufe darstellten, mitzutheilen, so antwortete er ruhig: ‚Es ist wahr, mein Freund, was Ihr sagt; aber ich sah auch nie früher meinen rothen Bruder in der Eigenschaft eines vollständigen und anerkannten Kriegers. Ach, er ist sehr tapfer! Mein Vater war ebenso tapfer und so wild als er und oft verbarg ich mich vor seinem Zornblick in die Tiefe der Wälder. Hört nur, der Krieger erzählt eben von seinen Schlachten! Ich will Euch die Rede des Tapfern verdolmetschen!' Und so über jeden Zwang durch seine natürlichen Gefühle hinweggerissen, übersetzte er mir die Erzählungen von den Thaten eines zweiten ‚Geh-in-das-Wasser', oder des jungen Wolfs, oder der schnappenden Schildkröte, oder einiger anderer Häuptlinge mit gleich wohlklingenden und schrecklichen Zunamen. — — In einem eifrigen Gespräch mit den heidnischen Kriegern ließ ich ihn zurück." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1842.

Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

Cap. XI.: „Die deutsche Kunst in Rom, von Ernst Förster." Auf dem ersten Blatte finden sich die Namen von 77 Künstlern, von denen hier Nachricht gegeben wird, zu welchen S. 363 noch 25 andere Künstler hinzukommen. Herr Ernst Förster hat es unternommen, in diesem sehr lebendig und herzwarm geschriebenen Aufsatze die bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der neuen deutschen Kunst in Rom dem Leser vor die Seele zu führen.

Daß die Kunst eine Sprache sei, in der man von allem Großen und Schönen in der Geschichte, in der man von göttlichen Dingen, von Gott, ja zu Gott selber reden könne; daß man deshalb Gedanken, Empfindungen, Anschauungen in sich haben und sodann sich einer Ausdrucksweise bedienen müsse, die ihnen gemäß wäre, die sich zu ihnen genau verhalte wie das Wort, dessen Stärke in der Wahrheit liege; daß Alles, was zum Geiste reden sollte, auch aus dem Geiste geboren, nicht von außen zusammengetragen sein müsse, — dieses Bewußtsein war die Quelle neuer Bestrebungen,

welche in der Geschichte der neuern Kunst Epoche gemacht haben und deren Schauplatz Rom geworden ist. Der Verf. theilt die Geschichte dieser neuen Bestrebungen in drei Perioden: 1) Von der Ausstellung, welche Asmus Jakob Carstens im Mai 1796 von seinen Zeichnungen in Rom machte, bis 1810. In diese Periode gehören Thorwaldsen, Joseph Anton Koch, Joh. Martin Wagner und der Architekt Stern. 2) Von 1810, vom Verein zwischen Cornelius, Overbeck, den Gebrüdern Veit, W. Schadow, J. Schnorr und Andern zu gemeinschaftlicher Bestrebung und Thätigkeit, bis etwa 1830. Außer den Genannten gehören hierher noch Franz Pforr, Karl Sohr, H. Reinhold, Franz Horny, Rudolf Schadow, P. Rittig, Gebr. Riepenhausen, Emil Wolf, Catel u. s. w. 3) Von 1830, da eine entgegengesetzte Richtung vorherrschend eingetreten ist, „indem die Malerei ihre Bilder mehr aus Modellen, Costums und Geräthschaften zusammensetzt und mehr die Mittel der Kunst vor Augen hat als den eigentlichen Zweck derselben". In diese Periode gehören die Bildhauer Kessels und Woltreck, der Landschafter Marko, Lindau u. s. w.

Höchst anziehend sind die ausführlichern Nachrichten von Carstens und Thorwaldsen, deren Werke hier namhaft gemacht und geistreich beurtheilt werden, nach Wahl des Gegenstandes, Auffassung, Darstellung, Anordnung, Formengebung und Charakteristik, Ausführung und Eigenthümlichem; endlich auch in Betracht ihrer Mängel. Welch ein hinreißendes Bild wird uns S. 268 — 300 von Thorwaldsen gegeben.

Nicht nur, daß Gott ihn mit künstlerischen Gaben ausgestattet wie Keinen in neuern Zeiten, er hat ihm auch ein Gemüth gegeben, das alle Herzen an sich zieht und hält. In ihm ist jene Sehnsucht erfüllt, die uns so oft beim Anblick eines seelenvollen Kindes belebt: Das, was uns an diesem entzückt, unversehrt im spätern Alter wiederzusehen. Thorwaldsen ist der Mann, von dessen Seele der erweiterte Blick in die Welt, der durchdringende Verstand, der Reichthum der Phantasie, die Erfahrung eines siebzigjährigen Lebens, Lob, Bewunderung, ja Verehrung eines ganzen Erdtheils den Hauch der Kindheit nicht verwischt haben. Trotz dem Umfange seiner Fähigkeiten und der Höhe seines Genies, jedes auch noch so junge oder geringe Talent, als wäre er dessen Gleichen, mit Theilnahme betrachtend, aufmunternd und leitend; trotz aller Ehrenbezeigungen von Fürsten und Großen, ein schlichter Künstler ohne alle äußern Zeichen seines Ranges; in der sogenannten hohen Gesellschaft voll edeln Anstandes und angeborener Würde, als sei er da zu Hause; am liebsten aber unter Kunstgenossen, in der rußigen Höhle einer Osterie, bei Gesang und Wein und unbefangenem Gespräch; trotz seines Reichthums einfach in Sitten und Lebensweise, sodaß sich seine Nahrung, Wohnung, Kleidung, selbst Bedienung in nichts von denen der Unbemittelten unterscheidet; mildthätig, hülfreich und zuverlässig Keinem feind.

Das ist der große Mann, zu dem mit Stolz und Freude die Gegenwart hinaufsieht und den drei Nationen den Ihrigen nennen: die Dänen, denn er ist ihres Stammes; die Deutschen, denn sein Geist ist der ihrer neuen Literatur und Kunst; die Italiener, denn Rom gab seinem Talente die Ausbildung, ward seine Heimat.

Und von diesem unvergleichlichen Menschen und Meister erhalten wir im Bilderhefte ein sprechend ähnliches Bildniß, nach unserm Franz Krüger ebenso geistreich als anspruchlos in Stahl gestochen von Dr. Stäbli in München.

Auch über den kindlichfrommen, seelenvollen Overbeck erhalten wir S. 324 — 338 einen ausführlichen Artikel mit fünf Abbildungen von Werken desselben. „Cornelius", sagt der Verf. S. 325, „ist mit der Seele eines Reformators, Overbeck mit der eines Katholiken als Protestant geboren."

Cap. XII.: „Über den Einfluß der Literatur auf die neuern Kunstbestrebungen der Deutschen. Von dem Ba-

ron von Rumohr." Es ist ein hochachtbarer Zug im Charakter des Grafen Raczynski, daß er überall mit größter Selbverleugnung darauf bedacht ist, seine Leser in ihrem Selbsturtheil frei zu erhalten, vollkommen unabhängig von seinen eigenen Ansichten und Meinungen.

Ich habe sehr zu besorgen — sagt er S. 21 —, daß man mich beschuldigen wird, selbst der Bescheidenheit zu ermangeln, die ich Andern anempfehle, und große Anmaßung dadurch an den Tag gelegt zu haben, daß ich mich unterfangen, drei dicke Bände mit Urtheilen über die neuern Künstler zu füllen. Aber einmal bin ich weit entfernt, meine Meinungen irgend Jemand aufzudringen; sodann greife ich selbst keine fremde Meinung an, wem sie auch angehöre; und endlich verdamme ich nur Diejenigen, die sich für unfehlbar halten und Andere tyrannisiren wollen. Ich verlange nicht, daß man meiner Meinung sei; ich möchte nur, daß ein Jeder selbst urtheilte und sich weder auf mich, noch auf Diejenigen verließe, die unfehlbar zu sein behaupten.

Wer es mir übelnähme, eine Meinung zu haben, würde den eigenen Mangel daran eingestehen, sonst gäbe es ein Monopol; nimmt man es mir übel, sie ausgesprochen zu haben, so erzeigt man mir in der That zu viel Ehre; denn meine Meinung hindert Keinen, die seinige zu haben; und wer kann wissen, ob die meinige nicht vielleicht Ideen erwecken möchte bei Leuten, die nicht immer welche gehabt haben und die nun durch meine Behauptungen aus ihrer Gleichgültigkeit gerissen worden sind.

Dieser Anspruchlosigkeit haben wir außer so vielen andern Beiträgen von dritten Personen auch diesen Aufsatz vom Herrn von Rumohr zu verdanken, „dem in die Geschichte der Künste vor Allen eingeweihten Deutschen, der diesem Fache am meisten Zeit, Studium und Sorgfalt gewidmet und auf diesem Gebiete den größten Einfluß auf das Publicum geübt hat", wie der Verf. in der Note S. 371 sagt. Was nun den Aufsatz des Hrn. v. Rumohr selbst betrifft, so schlägt er offenbar den großen Einfluß Lessing's (besonders durch „Laokoon"), der Gebrüder Schlegel, Tieck's, Novalis', ganz vorzüglich aber Goethe's und der „weimarischen Kunstfreunde" viel zu gering an. Man braucht nur die Programme von den weimarischen Preisbewerbungen zu lesen und die von den Künstlern damals eingegangenen Zeichnungen zu betrachten, um sich vollständig zu überzeugen, daß die Kränze für die Künstler dort in einer ganz andern Höhe aufgehängt wurden, als dies früher und anderwärts der Fall war und wie es die sämmtlichen Mitglieder aller damaligen deutschen akademischen Senate gewohnt waren, die ihre amtlichen Professorarme nur eben ganz bequem auszustrecken brauchten, um einen ganz handlichen Kranz herabzulangen und sich aufs Haupt zu setzen. Schon allein dieses Höherhängen der Kränze an und für sich war ein hohes Verdienst jener Schriftsteller, welchen unser Jahrhundert den mächtigen Impuls verdankt, dessen Schwingungen noch immerfort wirksam sind, nicht blos in der Kunstwelt selbst, sondern auch in der Kunstkritik, welche jener Schwingungen genießt, ohne des Impulses dankbar eingedenk zu sein, von welchem sie ausgehen. Ist doch das schon allein ein Großes, was v. Rumohr S. 374 zugesteht:

Die weimarischen Kunstfreunde haben unstreitig den neuern Kunstbestrebungen günstig vorgearbeitet, indem sie die Kunst an sich selbst der Aufmerksamkeit aller gebildeten höhergestellten Personen sehr lebhaft empfahlen, sie durch das ganze Ansehen unterstützten, welches ihnen eben zu Gebote stand.

So wenig man nun auch den nicht eben correcten historischen Linien des Hrn. v. Rumohr beipflichten darf, so kann man doch nicht anders als ihm vollkommen beistimmen, wenn er S. 380 sagt:

Demnach ist die gegenwärtige Fruchtbarkeit der deutschen Nation an Talenten für die bildenden Künste, sowie die Richtung, welche diese Talente zu nehmen pflegen, nicht sowol das Resultat literarischer Anregungen, als vielmehr des nothwendig eingetretenen Übergangs des deutschen Geistes von der poetischen Äußerung, die früher beliebter und durch alle Umstände mehr begünstigt war, zu der künstlerischen, der man gegenwärtig überall sehr freudig entgegenkömmt.

Wenn dagegen S. 382 behauptet wird: „In diesen und in allen verwandten Fällen zeigt sich demnach die wissenschaftliche Bildung mehr noch als die Dienerin, denn als die Gehülfin der Malerei", so kann man darin nur ebenso viel Sinn, Werth und Wahrheit finden, als wenn Jemand sagte: die Natur zeigt sich mehr noch als die Dienerin, denn als die Gehülfin der Malerei. Was ist denn die wissenschaftliche Bildung — unter welcher wir doch hier wol nichts Anderes zu verstehen haben, als die Gesammtheit der Einflüsse aller Bestrebungen der Poesie, Geschichte, Ästhetik und Kritik auf die ausübenden Künstler — anders, als die ewige, unversiegliche Quelle, aus welcher die Kunst ihre kanonischen Regeln, ihren reichsten, edelsten Stoff, ihre Begeisterung und ihre höchste Würde schöpft. Dergleichen aber liefert weder eine Dienerin, noch eine Gehülfin. Oder sollten wir, den Künstlern gegenüber, unter „wissenschaftlicher Bildung" etwas anders zu verstehen haben, als die wohlerworbene Fähigkeit des Künstlers, aus jenem tiefen, heiligen Brunnen mit Geist und Gemüth nach Lust und Bedarf schöpfen zu können?

Cap. XIII.: „Die Kunstvereine und Kunstausstellungen in Deutschland." Dies Capitel ist leider nur gar zu kurz für die Wichtigkeit des Gegenstandes.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der halleschen Reformation mit steter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte. Eine Festschrift zur dreihundertjährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Von Karl Chr. Lebr. Franke. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Stadt Halle hat am 31. Oct. und 1. Nov. ihr dreihundertjähriges evangelisches Jubelfest in der würdigsten Weise begangen. Die städtischen Behörden hatten alles mit Umsicht geordnet, die Universität, eingedenk ihrer hohen Verpflichtung für die Reinheit und Lauterkeit des Evangeliums, bezeugte ihre lebendige Theilnahme, die Landescollegien mit dem Oberpräsidenten der Provinz an der Spitze ehrten das Fest durch ihre Gegenwart, und die gesammte Bürgerschaft beging diese Tage wie wahre Ehrentage ihrer Stadt. Eine für die Stadt so denkwürdige Begebenheit verdiente auch durch eine ausführliche Beschreibung der Hindernisse, durch welche sich das Evangelium in Halle vor 300 Jahren Bahn gebrochen hatte, der jetzigen

Generation vor die Seele geführet zu werden, und es ist erfreulich, eine solche aus der Hand eines geachteten Predigers und Seelsorgers zu Halle in der vorliegenden Schrift zu erhalten. Eine fleissige und gründliche Forschung in den hierher gehörigen Quellen und Schriften zeichnen dieselbe ebenso wohl aus als der echt evangelische Sinn ihres Verfassers und die laute Anerkennung der grossen Wohlthaten, welche die Stadt Halle der Einführung des Evangeliums verdankt.

Wir erfahren aus dieser Schrift, daß die Stadt Halle unter der Herrschaft der magdeburgischen Erzbischöfe sich in einer übeln Lage befunden habe, daß in ihr reichbegabte Nonnen- und Mönchsklöster in grosser Anzahl gewesen sind, und daß die Geistlichkeit mit dem Heiligendienste und dem Ablaßkrame ungescheut ihr Wesen treiben durfte, sodaß Halle mehr als andere Städte des nördlichen Deutschlands ein Sitz des Katholicismus geworden war. Aber trotz dieser Einwirkung eines prachtliebenden und mächtigen katholischen Kirchenfürsten, wie der Erzbischof und Cardinal Albrecht war, hatte die Reformation in Halle doch Eingang gewonnen, schon seit 1522 sprach sich eine starke Hinneigung für dieselbe aus, es fehlte auch nicht an Geistlichen, wie Nikol. Demuth und Georg Winkler, die im Sinne Luther's predigten, den Letztern ließ der Cardinal zu sich nach Aschaffenburg kommen, entließ ihn jedoch ungestraft, mochte es aber wol nicht ungern sehen, daß der muthige Zeuge für die evangelische Wahrheit auf der Rückreise von vermummten Reitern im Spessart überfallen und ermordet wurde (25. Aug. 1527). Das Blut dieses Märtyrers ist, wie es Luther in einem schönen Trostbriefe an die Christen zu Halle gewünscht hatte, der fruchtbare Same geworden, aus welchem das Evangelium in Halle nur um so schöner aufblühte. Zehn Jahre lang (1531—41) gab sich der Cardinal alle mögliche Mühe, bald durch Einsetzung eines katholischen Rathes und Ausstoßung der Evangelischen, bald durch scharfe Mandate, bald durch Verbannung vieler Bürger mit ihren Frauen und Kindern und andere Verfolgungen die Verbreitung der Luther'schen Lehre zu hindern. Aber Alles vermochte nichts gegen den standhaften Muth der Lutherischen, die ihr Unglück freilich um so bitterer empfanden, da schon fast die ganze Umgegend sich ungestörter Ausübung der evangelischen Lehre hingeben konnte. Endlich brauchte Cardinal Albrecht im J. 1541 Geld zur Bezahlung seiner Schulden. Dazu sollte in seinen erzstiftischen Ländern eine bedeutende Steuer aufgebracht werden. Die Bürgerschaft von Halle erklärte sich vor Ostern 1541 durch einen Ausschuß aus ihre Mitte gegen den katholischen Rath dazu willig, wenn man ihr das Wort Gottes frei gäbe, auch einen guten, evangelischen Prediger und Schulmeister zukommen ließe. Der Rath gab endlich nach und so kam Dr. Justus Jonas aus Wittenberg nach Halle, hielt am 15. April 1541 seine erste Predigt in der Marienkirche und theilte auch das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt zum ersten Male aus. Wie ungern dies auch der Cardinal sah, so begriff er doch bald, daß Widerstand zu nichts führe. So erhielt die Reformation ihren ungestörten Fortgang, lutherische Prediger traten an alle Kirchen, Jonas verfaßte eine Kirchenordnung und einen Katechismus für Halle, und die Religionsfreiheit schien vollkommen gesichert, nachdem Albrecht's Nachfolger, Johann Albrecht, in dem wittenberger Vertrage (im Frühjahr 1546) die ungestörte Religionsübung und Aufhebung der Klöster zugesagt hatte. Erst nach dieser Zusicherung huldigte die Stadt dem Erzbischof am 25. Mai 1546. Der Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs vereitelte die Hoffnung der Evangelischen, fortan ungehindert ihres Glaubens leben zu können. Drangsal und Kriegsnoth jeder Art kamen über Halle, die Bürger mußten in einem Jahre (1547) viermal den Landesherrn wechseln und sollten einem jeden ewige Treue schwören, der evangelische Gottesdienst erlitt vielfache Störungen, Justus Jonas mußte Halle mehrmals verlassen und mit den Seinigen bald hier bald dort Zuflucht suchen. Zuletzt kam der Erzbischof Johann Albrecht im Aug. 1548 nach Halle, ließ sich wiederum huldigen, führte den katholischen Gottesdienst in mehren Kirchen ein, verhinderte den Superintendenten Jonas sein Predigtamt zu verwalten, und drückte die Stadt unablässig bis zu seinem Tode am 17. Mai 1550. Unter seinem Nachfolger, dem Erzbischof Sigismund, der sich selbst zur evangelischen Kirche bekannte, wurden die noch vorhandenen Klöster aufgehoben, das Kirchen- und Schulwesen im ganzen Erzstifte geordnet und die Einführung der Reformation in Halle vollendet. Seitdem ist sie mit Ausnahme einer kurzen Störung im dreißigjährigen Kriege nicht wieder gefährdet und die Gewissensfreiheit stets als ein köstliches Gut in den Mauern von Halle geehrt worden.

Dies ist ein kurzer Auszug aus der inhaltsreichen Monographie des Hrn. Franke, der mit Recht die Geschichte der allgemeinen Reformation überall berücksichtigt und seiner Schrift dadurch für den gebildeten Bürgerstand ein besonderes Interesse gegeben hat. Die der Geschichtserzählung angehängten Anmerkungen enthalten sehr dankenswerthe Zusammenstellungen, zum Theil aus ungedruckten Chroniken, über die Klöster, Kapellen, Stifter, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten in der alten Stadt Halle während der katholischen Zeit, gute biographische Nachrichten über Justus Jonas und seine Familie, über den Erzbischof Albrecht und andere Fürsten und Theologen jener Zeit; auch durfte die ausführliche Erzählung von der Gefangennehmung des Landgrafen Philipp von Hessen zu Halle am 18. Juni 1547 in einer halleschen Reformationsgeschichte nicht fehlen. 19.

Bilderbuch ohne Bilder von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. Berlin, Wolff u. Comp. 1841. Kl. 16. 7½ Ngr.

Eine ganz eigenthümliche Art kleiner, zarter, höchst poetischer Dichtungen, die eben in poetischer Rücksicht mir lieber sind als „Unpolitische Lieder", als „Lieder eines Nachtwächters", ja selbst als „Lieder eines Lebendigen". Eine solche Äußerung ist freilich eine Ketzerei, deretwegen man Gefahr läuft, gesteinigt zu werden. Dennoch muß Ref. versichern, daß er seit Jahren nichts gelesen hat, was einen so lautern und bleibenden poetischen Eindruck auf ihn gemacht hat, als diese Bilder des dänischen Dichters Andersen.

Ein junger Maler ist vom Lande in die Stadt gezogen, in eine enge Straße, wo er nichts von den malerischen Schönheiten der Natur mehr erblickt, an welche sein Auge sich gewöhnt hat. Ob es ein wirklicher Maler ist, der mit Farben umzugehen weiß, oder ob nur ein Maler mit der Phantasie, mit einer malerischen Auffassung der Welt, wird weiter nicht gesagt. Da kommt nun der Mond, wenn er einsam Abends auf seinem Zimmer sitzt, und erzählt dem jungen Manne Bilder, die er selbst nicht mehr in seiner häßlichen Umgebung sehen kann. „Eines Abends stand ich recht betrübt an meinem Fenster, ich öffnete es und sah hinaus. Nein, wie wurde ich erfreut! Ich sah ein bekanntes Antlitz, ein rundes freundliches Gesicht, meinen besten Freund dadrüben von der Heimat: es war der Mond, der liebe alte Mond, unverändert derselbe, ebenso wie er aussah, wenn er dort zu mir hineinklickte durch die Weidenbäume am Meere. Ich warf ihm Kußhände zu, und er schien gerade in meine Kammer und versprach, daß er jeden Abend, wenn er aus wäre, etwas zu mir hineinsehen wollte. Das hat er auch ehrlich gehalten. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er mir das Eine oder das Andere, was er in der vorhergehenden Nacht oder an demselben Abend gesehen hat. ‚Male nun, was ich erzähle', sagte er, ‚so wirst du ein recht schönes Bilderbuch erhalten.' Das habe ich nun viele Abende gethan." Der Mond erzählt nun allerlei Bilder aus der Welt und dem Menschenleben; bald führt er seinen jungen Freund nach den Ufern des Ganges, nach der ewigen Roma, bald nach Grönlands Eisfeldern oder in eine Bauerhütte des deutschen Vaterlandes. Es sind Genrebilder, oft von der erhabensten Art, oft freundlich und idyllisch, immer aber aus dem Leben gegrif-

sen, hochpoetisch und von einem rührend frommen Tone durchhaucht. Kein Bild, was nicht lebendig vor unsere Seele gezaubert würde und was nicht einen bleibenden Platz darin aufschlüge. Das kleine Buch ist ein wahrer Schatz reiner Phantasie und frommer, von Schönheitsgefühl durchdrungener Lebensauffassung. Ref. kann der Versuchung nicht widerstehen, einige der kleinsten Bilder hier mitzutheilen.

Der Mond erzählte: „Es liegen zwei Bauerhütten am Waldwege, die Thüre ist niedrig, die Fenster sitzen hoch und tief, aber rings um dieselben wachsen Weißdorn und Berberisse, das Dach ist bemoost und bewachsen mit gelben Blumen und Hauslaub, nur Grünkohl und Kartoffeln sind in dem kleinen Garten, aber am Zaune blüht ein Fliederstrauch und unter demselben saß ein kleines Mädchen; sie heftete ihre braunen Augen auf den alten Eichenbaum zwischen den Häusern. Dieser Baum hat einen hohen welken (?) Stamm, welcher oben abgesägt ist, und da hat der Storch sein Nest gebaut; er stand dort oben und klapperte mit dem Schnabel Ein kleiner Knabe kam heraus, er stellte sich zum Mädchen; es waren Bruder und Schwester. ‚Wonach siehst du?‘ fragte er. ‚Ich sehe nach dem Storche!‘ erwiderte sie, ‚die Nachbarin hat mir gesagt, daß er uns heute Abend einen kleinen Bruder oder Schwester bringt, nun will ich aufpassen, um sie zu sehen, wenn sie kommen!‘ ‚Der Storch bringt nichts!‘ sagte der Knabe, ‚du kannst es glauben, die Nachbarin hat es mir auch erzählt, aber sie lachte, als sie es sagte, und so fragte ich sie, ob sie darauf ‚bei Gott‘ sagen könne! das konnte sie nicht, und so weiß ich wohl, daß, was den Storch betrifft, nur etwas ist, was man uns Kindern einbildet.‘ ‚Aber woher sollte denn das kleine Kind kommen?‘ fragte das Mädchen. ‚Damit kommt unser Herrgott‘, antwortete der Knabe, ‚Gott hat es unter seinem Mantel, aber kein Mensch kann Gott sehen, und deshalb können wir nicht sehen, daß er es bringt!‘ Zu gleicher Zeit wehete es durch des Fliederbusches Zweige, die Kinder falteten ihre Hände und sahen sich einander an: das war gewiß Gott, der mit dem Kleinen kam. Und sie hielten einander bei den Händen; die Thüre des Hauses ging auf; es war die Nachbarin. ‚Kommt nur herein‘, sagte sie, ‚seht, was der Storch gebracht hat: es ist ein kleiner Bruder!‘ Und die Kinder nickten; sie wußten ja, daß er gekommen war.“

Um das allerliebste Büchelchen so recht zu empfehlen, damit es seinen Weg in alle Häuser fände, gäben wir auch gern eins von den Bildern im größern und erhabenern Style. Da dieses der Raum nicht gestattet, so möge wenigstens noch ein ähnliches kleines Idyllengemälde seinen Platz finden: „Höre, was der Mond erzählte: „Ich habe aus dem Cadetten einen Offizier werden und ihn zum ersten Male seine prächtige Uniform anlegen sehen; ich habe das junge Mädchen in ihrem Ballstaate gesehen; des Fürsten junge Braut glücklich in ihrer Festkleidung, aber Niemandes Glückseligkeit kann mit der verglichen werden, welche ich diesen Abend bei einem Kinde sah, einem kleinen, vierjährigen Mädchen; sie hatte ein neues Kleid erhalten, einen neuen, rosenrothen Hut; der Staat war eben angelegt und Alles rief nach Licht, denn die durch das Fenster fallenden Mondstrahlen waren zu matt, es mußte anders erleuchtet werden. Da stand das kleine Mädchen steif wie eine Puppe, die Arme ängstlich ab vom Kleide, die Finger weit auseinandergespreizt, o! wie ihre Augen, ihr ganzes Antlitz von Glückseligkeit strahlte. ‚Morgen sollst du ausgehen‘, sagte die Mutter, und die Kleine blickte auf zu ihrem Hut, sah nieder zu ihrem Kleide und lächelte glücklich. ‚Mutter!‘ sagte sie, ‚was mögen wol die Hunde denken, wenn sie mich in dem Staate sehen!‘“

Besonders schön, aber furchtbar tragisch ist das dritte Bild, ein ganzer Lebenslauf mit wenigen Pinselstrichen dargestellt, die junge Pfarrerstochter im Garten und zuletzt geschminkt, mit Rosen im Haare als Freudenmädchen hinter dem Fenster, das Licht dicht daneben. „Ich starrte sie an; sie saß unbeweglich, die Hände fielen nieder in den Schoos, das Fenster flog zurück, sodaß eine Scheibe sprang, aber sie saß stille, die Gardine umwehete sie gleich einer Flamme, sie war todt. Vor dem offenen Fenster predigte die Todte Moral; meine Rose aus des Pfarrhofes Garten.“ 12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein Rundschreiben Villemain's, der sich der öffentlichen Bildungsanstalten mit lobenswerthem Eifer annimmt, befiehlt den Bibliothekaren der verschiedenen Departements, sorgfältige Kataloge der ihnen untergeordneten Sammlungen zu entwerfen. Bisher lagen besonders in den Provinzialbibliotheken hohe Schichten von Manuscripten, deren Inhalt oft nicht einmal geahnt ward. Raumer in seinen „Briefen aus Paris“ erzählt, wie selbst in Paris auf der öffentlichen Bibliothek die wichtigsten Documente, weil sie in keinem Verzeichnisse aufgeführt und näher bezeichnet waren, unbenutzt und ungekannt, als wahrhaft todtes Capital dalagen. Der Anstoß, der vom Minister gegeben, hat Leben in das französische Archivwesen gebracht. Einige diensteifrige Bibliothekare hatten auf die Mahnung Villemain's nicht erst gewartet. So hat schon vor einigen Monaten der rühmlichst bekannte Le Glay eine werthvolle Übersicht über die Bibliotheken des Departement du Nord gegeben. Der kenntnißreiche Archivar führt uns in seinem Werke („Mémoires sur les bibliothèques publiques du departement du Nord par *Le Glay*“, Lille 1841) neun verschiedene Bibliotheken vor, von denen indessen eigentlich nur vier nähere Beachtung verdienen. Dies sind: Cambrai, Douai, Valenciennes und Lille. Seit Guizot zuerst sich um Veröffentlichung wichtiger historischer Documente verdient gemacht hat, bringt jedes Jahr derartige Erscheinungen. Jedes dieser Werke öffnet eine reiche Mine für den Geschichtschreiber Frankreichs. Auch das Jahr 1841 ist nicht zurückgeblieben. Unter den zuletzt herausgegebenen Handschriften, die sich auf französische Geschichte beziehen, bemerken wir 1) Procès de condemnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, dite la pucelle, publié par *Jules Guicherat*“ (Paris 1841). Ein wichtiges Werk, das aus vier Theilen bestehen wird und in dem wir noch unbekannte Actenstücke von hohem Werthe erhalten. Den Hauptbestandtheil bildet ein lateinisches Manuscript, das in der königlichen Bibliothek verwahrt wird. In demselben wird der Gang des Processes weitläufig erzählt. Es wird vervollständigt und ergänzt durch das Interrogatorium, das in französischer Sprache abgefaßt ist. 2) Die von der geschichtlichen Gesellschaft herausgegebenen Briefe der Schwester Franz I.: „Lettres de Marguerite d'Angoulème, reine de Navarre, publiées après manuscrits par *F. Génin*“ (Paris 1841). Es sind der Zahl nach 171. Der Herausgeber, Professor zu Strasburg, bekannt durch mehre fleißige historische Arbeiten, bereitet noch mehre Werke ähnlicher Art vor.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Malerei wird uns geliefert in „La vie complète de Nicolas Poussin avec une suite de gravures publié par *Gault de St.-Germain*“. Der Verf., schon bekannt durch zahlreiche und werthvolle kunstgeschichtliche Werke, hat sich ein wesentliches Verdienst erworben, daß er nicht nur das Leben des großen Malers erschöpfend behandelt, sondern seiner fleißigen Arbeit auch die wichtigsten Werke des Meisters in Kupferstichen beifügt. Ein kleiner geschmackvoller Aufsatz in der „Revue de Paris“ aus der Feder des geistreichen Arsène Houssaye (Verf. einer Gedichtsammlung unter dem Titel: „Les sentiers perdus“ und mehrer beachtungswerther Romane) behandelte das Leben Watteau's. Der Verf. streift in seiner interessanten Erzählung an das in Frankreich seltener als bei uns bebaute Feld der Kunstnovelle. Houssaye wird in dieser Art noch eine Reihe anderer ausgezeichnete Maler portraitiren. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 52. — 21. Februar 1842.

Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Cap. XIV.: „Ergänzungen." Außer bedeutenden Nachträgen zu den zwei ersten Bänden erhalten wir hier Nachrichten von „Meyer's bibliographischem Institute zu Hildburghausen", der originellsten, großartigsten und geistreichsten artistischen Betriebsamkeit, von welcher man schwerlich irgendwo etwas Ähnliches auffinden möchte, ferner von Collas' Pantographie, Liepmann's Ölbilddruck, Boy's Verkleinerung runder Bildwerke; vom Daguerreotyp und den Nielen.

„Beilagen." Der erstern ist schon oben gedacht worden; die dritte enthält ein „Verzeichniß von den Werken, welche der neuern Kunstliteratur angehören". Es ist ein Auszug aus Rudolf Weigel's zu Leipzig trefflichem Kunstkataloge, mit Anmerkungen vom Verfasser.

„Ausflüge." 1) Nach Holland, in welchem von 57 Künstlern die Rede ist. 2) Nach Belgien; dieser Artikel ist vom Hrn. van Haßelt und mit großer Wärme geschrieben, dabei umsichtig, wahr, gewissenhaft; er trägt das Gepräge jenes innigen Kunstsinns, welchen man nur in einem so kunstheimatlichen Lande findet. 3) Nach England; mit Anmerkungen von einem „Kunstkenner, auf dessen Urtheil der Verf. großen Werth legt und der besser im Stande ist, England, in Betreff der Kunst und in allen andern Beziehungen, zu kennen". Eine interessante Kunde über die Kunstausstellungen in London wird uns S. 539 gegeben:

> In der That gewährt die große Übereinstimmung, unter dieser unermeßlichen Menge von Gemälden aus so vielen verschiedenen Werkstätten, beim ersten Anblick ein überraschendes Schauspiel; der Eintretende glaubt eine von einem einzigen Künstler gemalte herrliche Theaterdecoration zu erblicken.

Diese großartige überraschende Wirkung wird dadurch erklärt: die englischen Maler, mögen sie nun die erhabensten Gegenstände behandeln, oder nur Bildnisse, Genrebilder oder Landschaften malen, sind lediglich nur auf die Wirkung bedacht, welche ihr Bild auf der Ausstellung neben andern Gemälden hervorbringen werde. Man hascht hier so sehr nach dem Gesammteindrucke, daß oft ein Bild, welches sorgfältig vollendet aus der Werkstatt kam, im Ausstellungssaale selbst sich noch eine Überpinselung gefallen lassen muß und erst im Augenblicke, wo es vor dem Publicum erscheinen soll, die kühnsten und glänzendsten Farbeneffecte erhält. Solches wird nun in den Räumen der Ausstellung und an der Stelle selbst vorgenommen, welche das Bild während der Ausstellung einzunehmen bestimmt ist. In die Werkstatt zurückgekehrt, soll dann das Bild öfter, wie man versichert, den allzu glänzenden Ausstellungsschmuck wieder ablegen. Das heißt denn doch der öffentlichen Meinung und der Mode gar zu sehr gehuldigt!

> Die Mode aber — sagt der Verf. S. 554 — ist leichtsinnig und unbeständig. Die Kunst muß von jedem Einflusse dieser Art frei bleiben und keinen andern Führer anerkennen als Natur und Wahrheit. Talent, Geist und Einbildungskraft können des Zügels nicht entbehren; die Mode ist freilich ein solcher, aber ein schlechter; sie lenkt von der Richtung ab, welche der gute Geschmack und die gesunde Vernunft vorzeichnen.

4) Ausflüge nach der Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, und 5) nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In den meisten dieser „Ausflüge" gewähren besonders die Besuche in den Ateliers der bedeutendsten Meister ein großes Vergnügen.

Vorstehendes wird hinreichen, sich einen Begriff zu machen von dem reichen Inhalte dieses Bandes, welcher überdem noch 61 meist vortreffliche Holzschnitte, Steindrücke und Kupferstiche enthält und von einem Hefte in größtem Folio begleitet ist, mit 14 ausgezeichnet schönen Kupferstichen und Steindrücken.

Was endlich die deutsche Übersetzung betrifft, so läßt sich von ihr nicht rühmen, was von der des ersten Bandes gelten darf: daß sie sich wie ein Original lesen lasse. Auch ist sie nicht ohne sinnverwirrende und entstellende Ausdrücke, von welchen nur die beiden folgenden hier angeführt seien. S. 157: „Jeder kann selber schauen und richten" (juger, hier urtheilen, da unserm edeln Verf. nichts mehr zuwider ist als eben das richten). S. 511: „durch die Farbe, die er blos mit Hülfe des Bleistifts hervorzubringen weiß, und durch kräftigen und festen Pinselstrich." Was soll man sich dabei denken? Im Original ist alles deutlich: „par la couleur, qu'il produit avec le simple sécours du crayon, et par la vigoureuse fermeté de la touche."

Nachdem nun über jeden dieser drei stattlichen Bände, als über ein auch für sich Bestehendes, in diesen Blättern berichtet worden ist, wollen dieselben auch als ein nunmehr vollendetes Ganze nach Verdienst näher betrachtet sein; und da drängt sich denn der große Reichthum sowol des Inhalts als der Ausstattung auf: wir erhalten mehr oder weniger ausführliche Nachricht von weit über 2000 Künstlern neuerer Zeit, mit einer meist vollständigen Nachweisung ihrer Werke, von denen uns 286 bildliche Darstellungen, in sehr ausgezeichneten Kupferstichen, Holzschnitten und Steindrücken von verschiedenen deutschen, französischen und englischen Meistern mitgetheilt werden. Dabei sind Papier und Druck von seltener Schönheit und letzterer durch höchst geschmackvolle Initialarabesken noch ganz besonders ausgezeichnet. Diese äußere Eleganz, dieser ungewöhnliche Aufwand in der Erscheinung, wird aber weit übertroffen durch die das Ganze beseelende sittliche Grazie in Betrachtung der Kunstwerke, durch den überall sich gleichbleibenden feinen, gewandten Weltton; durch die so willig bereite Sympathie und die so billig beurtheilende Kritik; durch die liebenswürdigste Bescheidenheit bei sehr durchgebildetem Urtheile und durch jene Urbanität, welche die schönste Blüte der höhern geselligen Bildung ist. Man fühlt bei diesem Buche das so ganz eigene Wohlbehagen einer wahrhaft vornehmen Gesellschaft, in welcher nichts die Anmuth der Unterhaltung stört, weil sie sich nur in gegenseitiger feiner Aufmerksamkeit und nur in den gefälligsten Formen bewegt.*)

Wenn der Verf. seinem Werke den Titel „Geschichte der neuern deutschen Kunst" gegeben hat, so geschah dies keineswegs aus Anmaßung oder Überschätzung, sondern nur im ersten Enthusiasmus seines großen Vorhabens; auch entspricht der erste Band jener Aufschrift noch am meisten. Wie bescheiden und klar der Verf. selbst sein Werk beurtheilt, sehen wir aus folgenden Stellen des dritten Bandes. S. 421:

> Ich verweise meine Leser auf das Nagler'sche „Künstler-Lexikon", welches ungleich vollständiger ist als mein Buch. Der Verfasser desselben hat aus allen Quellen geschöpft: ich aber hätte gern Alles selbst gesehen und nach eigener Ansicht beurtheilt .... aber ich habe nun einmal nicht Alles gesehen und also auch nicht immer nach eigener Ansicht urtheilen können. Ich habe zu viel unternommen, um Alles ausführen zu können. Ich bitte daher die Kunstwelt und das Publicum um gütige Nachsicht. Ich hatte mir übrigens weit mehr die Aufgabe gestellt, von der künstlerischen Bewegung der neuern Zeit ein Bild zu entwerfen und den Charakter derselben zu bezeichnen, als dem Leser ein vollständiges Namen- und Gemäldeverzeichniß in die Hände zu geben.

S. 457:

> Ich wollte meine drei Bände keineswegs mit Axiomen anfüllen, sondern nur von meinen Eindrücken Rechenschaft geben.

S. 526:

> Mein Buch ist nur eine Zusammenstellung von Eindrücken und ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Eindrücke, wie irrig sie übrigens sein mögen, eine Kritik hervorgerufen hätten, welche die Wahrheit zu entschleiern und ihr den Sieg zu sichern vermöchte.

Es wird also nur eines Wörtleins bedürfen, um diesem bedeutenden Werke seinen vollgültigen Titel zu geben. Mit- und Nachwelt haben dem edeln Verf. ein Hauptwerk zu danken: „Zur Geschichte der neuern deutschen Kunst", welches jeder Bibliothek zu großer Zierde, jedem Leser aber zu köstlicher Unterhaltung und vielfacher Belehrung gereicht. **Wilhelm Körte.**

*) Ich habe hier besonders das französische Original im Auge.

Romanenliteratur.

1. De Braha und sein Schwert. Historischer Roman aus dem Hussitenkriege in zwei Theilen von **Bernhard Heß.** Hamburg, Berendsohn. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Roman behandelt das schandvolle Leben des Abtes de Braha vom Kloster Wradomir zu Prag. Die Farben des Gemäldes sind etwas stark aufgetragen; sie sind deshalb, wenn auch sicherlich nach der Natur, doch nicht immer schön. Es war zur Zeit, als in Böhmen der Hussitenkrieg ausbrach, daß die reformatorische Partei in Prag von den gedungenen Meuchelmördern dieses Abtes heimgesucht wurde und einzelne Kelchner, deren er habhaft werden konnte, in den Gefängnissen seines Klosters zur Ehre und zum Heile des sinkenden Papstthums auf eine grausame Weise verendeten. Sein williges und brutales Werkzeug, womit er seine Opfer zu treffen und die Nachrichten über die fortschreitende Bewegung einzuholen wußte, war ein fanatischer Pole, Namens Tschaski, dessen schöne Tochter er einst geschändet und gemordet hatte, während er den Vater überredete, daß es ein anderer, ehrbarer, aber von ihm gehaßter Mann, ein Hr. v. Hasenau, gewesen. Natürlich wendet sich nun die ganze Wuth des Polen gegen den vermeintlichen Mörder seines Kindes: er will ihn mit dessen erwachsenem Sohne, Wladislaus, unter den ausgesuchtesten Qualen hinrichten. Eine andere Schandthat hatte der Abt in seiner Jugend begangen, indem er für Geld einem Mädchen die Unschuld raubte, das mit dem Sündenlohne ihrem sterbenden Vater auf dem Todtenbette Pflege und Erleichterung verschaffen wollte; die Verzweiflung des Mädchens über diesen Schritt wußte er aber ferner zu benutzen, die Verlassene gänzlich zu verderben und zu einem völligen Werkzeuge seiner Lüste und seiner Pläne zu machen: sie mußte zu diesem Zwecke endlich Priorin vom Kloster Apzell werden. Indessen ließ es das erwachende Gewissen der Priorin Babina nicht zu, sich als ein unbedingtes Werkzeug des Abtes brauchen zu lassen. Als die Hussiten die bedeutendsten Klöster von Prag und auch das seine zerstörten, verweigerte ihm sogar Babina den Zutritt in dem ihrigen. Die Folge davon war, daß er sie auf das grausamste mit eigener Hand ermordete. Mit dieser Frau hatte der Unmensch aber auch eine Tochter gezeugt, Ludmilla, die er insgeheim von einem prager Bürger erziehen läßt: und als das schöne und tugendhafte Mädchen für seine Machinationen reif ist und ihren Pflegevater entbehren kann, so entführt er die Tochter und vergiftet den Pflegevater. Die beiden, für sich bestehenden Intriguen hat der Verf. dadurch zu verbinden und zu verschlingen gewußt, daß er alle Personen des Romans bei der Herzensangelegenheit, die den Sohn Hasenau's, Wladislaus, mit Ludmilla verbindet, betheiligt. Als der Untergang der Liebenden nahe ist, den ihnen die Wuth des Polen und die List des Abtes zugedacht hat, erfährt der unglückliche Tschaski, daß der Mörder und Ehrenräuber seiner schönen Tochter kein Anderer als der Abt selbst gewesen; die Rachewuth Tschaski's wendet sich nun auch ungesäumt gegen den Mörder. Er erwürgt den Abt und wird so zum Richtschwerte desselben, der sich seiner so oft zum tödtlichen Instrumente bediente. Obschon wir nicht selten wünschen möchten, daß sich der Verfasser mehr auf die gründliche Entwickelung einzelner Charaktere und weniger auf die Verwickelung der Intriguen verlegt hätte, so müssen wir ihm doch nicht allein ein entschiedenes Talent für die Darstellung, sondern auch Geist und Bildung genug zugestehen, die

einzelnen Thatsachen und Charaktere seiner Erzählung unter einem höhern Gesichtspunkte aufzufassen und den Leser auf diesen Gesichtspunkt zu leiten. Mögen auch diese Greuelgeschichten der alten Chroniken nur ein geringes ästhetisches Interesse besitzen, so haben sie das Praktische, daß sie uns in dem Zeitalter, wo man so gern auch in Deutschland die Klöster und das Gefolge des römischen Stuhls zu Nutz und Frommen der Religion herstellen möchte, zeigen, welche jesuitische Brut die Anstalten der Beschaulichkeit und Frömmigkeit in ihrem Schoose erziehen.

2. Das Tiroler-Bauernspiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809—16. Zwei Bände. Magdeburg, Bänsch. 1841. 8. 2 Thlr.

Es ist in dem vorliegenden Romane weniger darauf abgesehen, die einzelnen Scenen des tiroler Aufstandes darzustellen, als vielmehr eine Reihe von Skizzen zu entwerfen, in denen sich sowol die einzelnen, bedeutenden Persönlichkeiten des heldenmüthigen Kampfes, wie auch der eigenthümliche Charakter des ganzen Volks abspiegelt. Den Verfasser hat für diesen seinen Zweck ein ausserordentliches Talent der Charakteristik, und dieses scheint überdies um so mehr ausgebildet, als derselbe wahrscheinlich ein Maler ist. Wir vermuthen ferner nach seiner innigen Bekanntschaft mit den tiroler Sitten, Gebräuchen und der Mundart, daß er in seiner Dichtung das eigene Vaterland beschreibt. Eine sehr künstlich angelegte Familiengeschichte, die vielfache Gelegenheit gibt, das häusliche Leben der Tiroler zu schildern, bildet den rothen Faden, an welchen sich die einzelnen Vorfälle im Lande und die Unternehmungen der Anführer reihen. Mit den Ereignissen im Frühlinge 1808 hebt der Verf. an. Tirol hatte von dem Bruche zwischen Östreich und Frankreich die Kunde vernommen, die Proclamation Hormayr's hatte die Gemüther des Volks aufgeregt und die allgemeine Insurrection wurde allenthalben besprochen und beschlossen. Der Verf. führt uns in die Versammlungen der tapfern und an ihrem Kaiser hängenden Bauern und enthüllt uns die ganze einfache schlichte Wirksamkeit, mit welcher die hervorragendsten Persönlichkeiten unter ihren Brüdern und Landesgenossen den Aufstand organisirten. Andreas Hofer, der Sandwirth, ein biederer, fest auf Gott und seinen Kaiser vertrauenden Mann, der muthige, aber kluge Speckbacher, der fanatische Kapuziner Joachim Haspinger, der charakterfeste Peter Mayer, alle diese der Geschichte anheimgefallenen Männer treten allmälig kurz, aber schlagend geschildert hervor. In zweiter Linie befinden sich eine Menge edler und tapferer Tiroler, die uns zum Theil weniger bekannt sind, die aber sicherlich auf geschichtlichem Boden stehen; die großen Thaten, die sie ausgeführt, die Opfer, die sie gebracht, ihr treuer heldenmüthiger Patriotismus hat nur kein anderes Andenken als die schlichte Tradition, welche sich von ihnen im tiroler Lande von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und bald ganz verlöschen wird. Unter diese Männer rechnen wir den Adjutanten Speckbacher's, den Joseph Perkhaimer, einen herrlichen, echt deutschen Jüngling, der Dichter möge nun sein Bildniß ausgeschmückt haben oder nicht. Ihm steht nicht unwürdig zur Seite der Bauer Brennauer, ein Mann von schlichten Sitten, arm, aber voll Muth, Tapferkeit und gutem Humor. Wir finden ihn, wie er eine Bauernkomödie, die heilige Barbara, dichtet; denn obgleich er schon ein gereifter Mann, so liegt er doch noch gern seiner gewohnten Kunst ob, zum hohen Vergnügen seiner Landsleute dergleichen Schauspiele zu dichten und deren Aufführungen, das „G'spiel", an Festtagen zu leiten: er wird darum „Gaukelvater" genannt. Hofer selbst ruft diesen herrlichen Bauer zum Kampfe ab. Wie das ganze Land vom 11.—13. April nun unter der Anführung von Hofer und Speckbacher erobert, die Baiern gefangen genommen, und dem Feinde die Verbindung mit Italien und Deutschland abgeschnitten wird — dies wird von dem Verf. mehr berichtet als dargestellt: nur einzelne Gefechte und Waffenthaten, in welchen sich der Tiroler ganz besonders abschildert, hebt er näher hervor. Mit großer Kunst zeichnet er auch in einzelnen Subjecten denjenigen Theil des Volks, der durch Roheit oder Laster der Sache des Vaterlandes kein höheres Interesse, als die Demüthigung des Hochgestellten und die Beraubung des Reichen abgewinnen kann. Die größern Städte des Landes, besonders Innspruck, mochten solches Gesindel an den Tag bringen, das hier in der Person eines Branntweinbrenners und eines Schneiders vortrefflich dargestellt wird. Nach der Niederlage der Kaiserlichen bei Regensburg fallen die Baiern in Tirol ein und verwüsten besonders die Dörfer und Höfe durch Brand und Mord. Chasteler erleidet bei Würgel durch die Übermacht des Feindes eine Niederlage und zieht sich an den Brenner zurück. Der Sandwirth führt ihm hier seine Bauern zu und diese tragen wesentlich dazu bei, daß im Mai 1809 in der Umgebung von Innspruck der Feind geschlagen und wiederum aus dem Lande getrieben wird. Wir hätten gerade hier gewünscht, der Verf. wäre einen Augenblick auf die Thatsachen näher eingegangen und hätte Gelegenheit genommen, Hofer'n anschaulicher zu charakterisiren, als es in der That geschieht. In der Unterredung der Häupter des Bauernaufstandes legt er dem Haspinger die Charakteristik Hofer's in den Mund, ein Verfahren, das wir dem Verf. um so weniger vergeben, als er oft minder wichtige und interessante Personen viel gründlicher behandelt. Die Waffenthat des tiroler Volks, das unter Anführung Hofer's Trient und den Grafen Leiningen rettet, wird gänzlich übergangen. Um so mehr sucht aber der Verf. den Eindruck hervorzuheben, den unter den Tirolern die Kunde von dem Waffenstillstande von Znaim machte. Die Entrüstung, die Besorgniß und das Unglück ist allgemein; von allen Seiten dringen im Anfang August 1809 die Feinde in das Land. Nochmals vereinigen sich unter den Anführern Speckbacher, Hofer und Haspinger die heldenmüthigen Bauern und treiben in einer zweiten Schlacht bei Isel, in der Nähe von Innspruck, den Feind aus dem Lande. Aber alle diese Tapferkeit, alle diese Opfer eines hingebenden und heldenmüthigen Nationalcharakters sind nicht im Stande, den großen Lauf der Weltbegebenheiten zu hemmen, und der im October zu Wien geschlossene Friede überliefert die treuen Tiroler und das verwüstete Land dem Feinde. Der Verf. schließt seine Darstellungen mit einer schönen und versöhnenden Scene, indem er die Zeiten der Fremdherrschaft überspringt und uns ins Jahr 1816 versetzt, wo am 30. Mai der Kaiser Franz die Huldigung seiner treuen Tiroler aufs neue empfing. Der Held und Dichter, der Bauer Brennauer führt bei dieser Gelegenheit sein Schauspiel „Die heilige Barbara" vor dem versammelten und freudetrunkenen Volke auf. Alte Freunde und Waffengenossen, die sich längst todt geglaubt, treffen sich hier und finden dabei Gelegenheit, die Wirren ihrer eigenen Herzensangelegenheit glücklich auszugleichen.

3. Die Jüdin von Toledo. Historische Novelle aus dem 9. Jahrhundert von Eduard Jerrmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die sehr schön erzählte Novelle zerfällt in eine Reihe von Episoden, in denen das Schicksal der reizenden Prinzessin Zuleika den Mittelpunkt bildet. Im J. 886, als in Spanien die Araber unter dem Könige Mohammed herrschten, war die Stadt Toledo in offener Empörung begriffen und wurde besonders von einem andern mächtigen Usurpator des einen Theiles des Reiches, von Calib, unterstützt. Die Toledaner hatten sich sogar mit Alfons dem Großen verbunden, von dem sie in gleicher Weise ein Heer von 4000 bewaffneten Christen unter der Anführung des Ritter Roderigo de Perez zur Unterstützung zugesandt erhielten. Nachdem Mohammed gestorben, gelang es endlich unter unzähligen Kämpfen seinem Sohne und Nachfolger, Almondhir, und dessen brüderlichem Feldherrn, Abdala, Toledo wiederzugewinnen und den Calib zu tödten. Zu Toledo wohnte während dieser unruhigen Zeiten ein Jude, der eine schöne Tochter, Namens Recha, besaß, die den Christen Roderigo heimlich liebte, aber auch zugleich von Abdala, und mit aller Roheit eines Barbaren nicht minder von Calib begehrt wurde. In einer Reihe von verwickelten Begebenheiten sieht sich indessen der alte jüdische Arzt genöthigt, die Entdeckung von

dem wahren Ursprunge seiner schönen Tochter zu machen. Derselbe wurde einst zu dem Könige Mohammed bei nächtlicher Weile beschieden und erhielt den Befehl, der schönsten und geliebtesten Gemahlin des Königs, welche die Treue gebrochen hatte, die Adern zu öffnen und das Kind derselben zu tödten. Er erfüllt diesen grausamen Auftrag, rettet aber auf Bitten der unglücklichen und in der That unschuldigen Athara das Kind. Der Zorn des Königs läßt ihn dafür seine eigenen Kinder und sein Weib tödten; aber der Jude behält dennoch die kleine unschuldige Fürstentochter, erzieht sie unter dem Namen Recha in seiner Religion und das Mädchen ist der Stolz und die Freude seines Alters. Abdala, der sich verwundet in dem Hause des Juden aufhält, liebt Recha, wirbt um sie und erfährt endlich aus dem Munde seines Wohlthäters, daß Recha seine fürstliche Schwester, die todtgeglaubte Zuleika, die Tochter seiner leiblichen Mutter sei. Recha wird nun an den Hof von Cordova gebracht und gewinnt durch ihre Anmuth und ihren bezaubernden Liebreiz Aller Herzen, auch das ihres königlichen Bruders Almondhir. Nur die Prinzessin Saida haßt dieselbe, denn Saida liebt Don Roderigo ebenfalls und wird von ihm nicht erhört. Saida beschließt darum den Mord Zuleika's; allein der böse Anschlag kostet ihr durch Zufall das eigene Leben und Roderigo und Zuleika feiern nach mancher Prüfung, nach mancher tödtlichen Gefahr den Bund ihrer treuen und reinen Liebe. Die Novelle erhält überdies einen eigenen Reiz durch die Menge arabischer Worte, die einen eigenthümlichen Wohlklang besitzen und von dem kundigen Erzähler in fortlaufenden Noten erklärt werden.

4. Novellen und Erzählungen von Karl Töpfer. Hamburg, Niemeyer. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hr. Töpfer hat jeder dieser kleinen anmuthigen Erzählungen bald das Interesse der Spannung, bald das einer schlagenden moralischen oder psychologischen Pointe zu geben gewußt. „Der unheimliche Gast" veranschaulicht die Wahrheit, daß ein Zauberglas, welches uns in dem Innern unsers Nächsten dessen wahrhaftige Gedanken und Gefühle durchschauen ließe, unsern entscheidendsten und wichtigsten Handlungen gerade die entgegengesetzte Direction geben müßte. „Der Tanzes-Zauber" erzählt in munterm Humor, wie die Lockung des Tanzes bei liebenden Herzen leicht Verstimmung und Entfernung bewirke, die nur eine tiefe und aufrichtige Neigung wiederum zu beseitigen vermöge. „Die Todtenhand" ist eine jener pikanten Anekdoten aus den Acten der pariser Policei, in welchen das Wunderbare und Unerklärliche wahrscheinlich in einem unentdeckten Verbrechen der zunächst stehenden Personen seinen Grund gehabt hat. In der längern Novelle „Der Schuß" führt uns Hr. Töpfer in die Gesellschaft der arbeitenden Classen und stellt uns in einer Reihe zwanglos hingeworfener Bilder die Überzeugung fest, daß tiefe, reine, hinopfernde Liebe auch da anzutreffen sei, wo Mancher nur Roheit oder Gefühllosigkeit anzutreffen glaubt. „Die Liebe im Souffleurkasten" erzählt von einem jungen und lustigen Bergrath, der sich sein Weibchen dadurch gewinnt, daß er sich entschließt, bei dem plötzlich eingetretenen Tode eines Souffleurs das Amt desselben zu übernehmen und einer jungen und schönen Schauspielerin, welche die Jungfrau von Orleans spielt, zu souffliren. Gerade weil er sein freiwilliges Amt schlecht versieht und die Jungfrau im entscheidendsten Momente stecken läßt, gibt ihm das Schicksal dieselbe zur Frau. „Blutiges Wiedersehen" ist eine spannende Anekdote aus der französischen Revolution; und in den „Intriguanten" bestraft Ludwig XIV. einen holländischen Gesandtschaftssecretair, weil er seine Regierung an das französische Cabinet ohne Auffoderung verrathen hatte. Die französischen wie deutschen Organe der Hierarchie und des Ultramontismus beweisen täglich mehr, wie sie ihre alte Sprache und ihre Verketzerungen gegen den Protestantismus immer unverschämter und heftiger hervortreten lassen, je mehr die politische und geistige Aufklärung der Völker die confessionellen Unterschiede auszugleichen und zu vermitteln strebt. So sagt der französische „Univers", indem er das vom französischen Ministerium gegebene Versprechen, die katholische Kirche, l'Assomption, zu Paris den deutschen Lutheranern zu überlassen, anzeigt: daß der Minister durch diese Unterzeichnung ein Sacrilegium begangen und sich einer ruchlosen Entweihung des geheiligten Orts schuldig gemacht habe; eher hätte man sollen den Protestanten die neuerbaute Magdalenenkirche überlassen, als denselben einen Tempel überliefern, welcher der Verehrung des wahren Gottes geheiligt sei. Welche Zerwürfnisse, welche grelle und unversöhnliche Gegensätze muß ein solches, vielgelesenes Organ in einer ohnedies politisch gespaltenen Gesellschaft hervorbringen und nähren; und was Alles hat der Protestantismus zu erwarten, wenn er diesem unversöhnlichen Feinde, wie es oft den Anschein hat, nur irgend wie Concessionen macht. 8.

Bibliographie.

Adami, H., Alt- und Neu-Wien. Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte. 1stes, 2tes Bändchen. 8. Wien, Mausberger. 1841. 25 Ngr.

Album der Wohlthätigkeit durch Beiträge der vorzüglichsten Dichter und Künstler. Herausgegeben von J. Wache. Ler.-8. Wien, 1841. 3 Thlr. 17½ Ngr.

Angely, L., Vaudevilles und Lustspiele. 1ster Band. Mit 1 Genrebilde. 8. Berlin, Klemann. 15 Ngr.

Arndt, E. M., Das Turnwesen nebst einem Anhang. 8. Leipzig, Weidmann. 12 Ngr.

Bomhard, C. u. A., Symposion. Von der Würde der weiblichen Natur und Bestimmung. 3te verbesserte Auflage. 16. München, Franz. 1841. 20 Ngr.

Bürkner, R., Christian Günther. Scenen aus einem Dichterleben. 8. Leipzig. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Cassander, G., Das Zeitalter Hildebrands (Gregors VII.) für und gegen ihn. Aus zeitlichen Quellen. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Cornelius, W., Schill und seine Schaar. Ein Büchlein, aus dem Volke und für das Volk geschrieben. Mit 4 Stahlstichen. 16. Berlin u. Stralsund, Cornelius. 15 Ngr.

Die Extreme. Novelle von dem Verfasser einer Alltagsgeschichte. Aus dem Dänischen von A. von Keltsch. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr..

Gerstner, Clara von, Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838 bis 1840. In Gesellschaft des Ritters Franz Anton von Gerstner unternommen. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Glaubenszwang. Gr. 8. Leipzig, Schumann. 7½ Ngr.

Hense, C. C., Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen 2c. 1ste Lieferung. 12. Sangerhausen, Rohland. 10 Ngr.

Hoffmann, J. G., Über das Verhältniss der Staatsgewalt zu den staatsrechtlichen Vorstellungen ihrer Unterthanen. Eine in der königl. Akademie der Wissenschaften am 29. October und 5. November 1840 gelesene Abhandlung. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 1841. 15 Ngr.

Luden, H., Geschichte der Teutschen. 1ster Band. Gr. 8. Jena, Luden. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Pölitz, K. H. L., Die Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 3te verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von K. Ramshorn. Gr. 8. Leipzig, Brandes. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scheerer, T., Fortunat. Ein Gedicht in zehn Bildern. Gr. 8. Leipzig, Hartung. 20 Ngr.

Das Weltgericht. Ein Freiheitslied in drei Epochen. 12. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 21. Februar 1842.

Souvenirs du lieutenant-général comte Mathieu Dumas de 1770 à 1836, publiés par son fils. Drei Bände. Paris 1839.

Das militairische und politische Leben des Generals M. Dumas umfaßt einen Zeitraum von 66 Jahren; dessen Anfang gehört somit noch der vormaligen Herrschaft der Bourbons an, während das Ende die Julirevolution überragt. Die Erinnerungen aus diesem Leben aber gewähren dem Leser ein um so größeres Interesse, als auf dessen mannichfaltigen Wandlungen die großen historischen Ereignisse, deren Zeitgenosse die betreffende Person war, Einfluß äußerten und selbst durch sie herbeigeführt wurden, indem eben diese Person bei vielen derselben sehr thätig betheiligt war. Als nämlich die französische Revolution von 1789 ausbrach, zählte Dumas bereits nahe an 20 Dienstjahre und war sohin nicht mehr jung. Er hatte als Rochambeau's Adjutant den amerikanischen Befreiungskrieg mitgemacht und namentlich der Belagerung von York-Town 1782 beigewohnt. Lafayette hatte ihn ausgezeichnet und Washington hatte ihm Merkmale seiner Freundschaft gegeben. Später sandte ihn der Marschall de Castries nach der Levante, wo er zwei Jahre auf die schwierige und mit mannichfaltigen Gefahren verknüpfte Erkundschaftung der Küsten des Archipelagus verwandte. Zwei andere kitzliche Sendungen, nach Holland und nach Deutschland, auf welchen er ebenso viel Besonnenheit als Scharfblick entfaltete, hatten ihm Ansprüche auf das Vertrauen und die Gunst der Regierung gegeben. Somit war denn Dumas bereits 1789 Oberst vom Generalstabe, Ludwigsritter, Mitglied des Kriegsraths und Director des Kriegsdepot. Zudem war er verheirathet und Familienvater, demnach befand er sich zu dieser Epoche in einer Stellung, die Viele als das Endziel ihrer Lebensthätigkeit betrachten, sich in der Gegenwart glücklich fühlen, ohne Reue über die Vergangenheit und ohne Sorgen wegen der Zukunft.

Indeß bricht nunmehr die Revolution in Frankreich aus; die Pariser schmettern mit Kanonenschüssen die Wälle der Bastille nieder; Ludwig XVI. kam von Versailles nach den Tuilerien, von dem Mistrauen eines bewaffneten Volkes begleitet; der Thron begann auf seinen Grundvesten zu wanken; der Boden erbebte. Dumas glaubte nicht, sich bei den großen Ereignissen theilnahmlos verhalten zu dürfen. Kaum hatte der Aufruhr sein erstes Zündkraut abgebrannt, so sehen wir ihm seine ganze Thätigkeit dem Dienste der bedrohten Ordnung widmen. Lafayette wird zum Befehlshaber der Bürgergarden ernannt; Dumas entwirft den Plan ihrer Organisation; von ihm rührt der erste Gedanke her, sie Nationalgarden zu nennen. Ein Aufstand bricht in Rouen aus; er eilt hin, ihn zu stillen. Der Bürgerkrieg glimmt heimlich im Süden Frankreichs; Bordeaux, Montauban, Nimes, Toulouse stehen in Waffen; drei Provinzen sind im Begriff, miteinander handgemein zu werden. Dumas erscheint in deren Mitte; bald beruhigen sich die Gemüther; sein Muth bezähmt die empörten Städte; sein Ansehen entwaffnet sie; seine Klugheit stellt in ihren Mauern Ruhe und Frieden her. Nach Paris zurückgekehrt, wartet seiner eine neue Sendung nach den entgegengesetzten Grenzen Frankreichs. Durch die gegenrevolutionnairen Ränke des ehemaligen Bischofs von Strasburg war die Treue des Elsaß erschüttert worden. Dumas begibt sich als königlicher Commissair dorthin und stellt die Ordnung mit Gefahr seines Lebens wieder her. Als endlich Ludwig XVI. gedemüthigt und besiegt von Varennes zurückgebracht wurde, sehen wir denselben Mann in Mitte eines Volkshaufens, der sich um den königlichen Wagen drängt und unter dem sich nicht selten eine übelwollende und oft feindselige Neubegier kundgibt, zu Pferde, mit dem Degen in der Hand vor dem Kutschenschlage. Ein Decret der constituirenden Nationalversammlung hatte ihn beauftragt, die Sicherheit der königlichen Reisenden zu überwachen.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, einen Auszug aus den vor uns liegenden Denkwürdigkeiten zu geben; wir begnügen uns daher ihnen einige Züge zu entlehnen, die den Charakter der Hauptperson am treffendsten bezeichnen. Dumas war ganz zum Soldaten geboren. Auf ihn im vollesten Sinne ist auch die Schilderung anwendbar, die Lafayette von der französischen Armee entwirft, die er an den Grenzen zu jener Zeit befehligte, wo das Innere Frankreichs durch Gesetzlosigkeit und Aufruhr zerrüttet ward. Dumas gehörte ihr an; und nur dadurch zeichnete er sich vor dem größern Theile seiner Waffengefährten aus, daß er, ein Sprosse des alten Régime und bereits Oberst in dem Augenblicke war, wo so viele Andere, die einst Generale werden sollten, noch den Tornister trugen, von seiner frühern Laufbahn, die ihn mit den größten Namen jenes Régime in Berührung gebracht, eine vollendete Höflichkeit und eine Feinheit der Sitten bewahrte, um deren willen man ihn als ein wahres Muster der alten französischen Urbanität aufsuchte. Und dies seltsame Verdienst blieb ihm eigen, bei dem Durcheinander aller Rangabstufungen, bei der blutigen Verwirrung aller Rechte und in Mitte des Gewühls brennender Leidenschaften und wilden Ehrgeizes, worin er sich verwickelt befand. Dieser gute Ton überlebte bei ihm alle Trümmer der vergangenen Zeit; und dieses feine äußerliche Betragen mäßigte die energische Aufrichtigkeit seiner Meinung und seines Charakters so sehr, daß von Vorurtheilen verblendete Augen ihn oftmals verkannten. Bei dem Allen fühlte sich Dumas von Kindheit an zum Soldaten berufen; und diesem Berufe blieb er treu während seines ganzen Lebens, wenngleich mehr als eine Gelegenheit sich ihm darbot, zu einer andern Bestimmung überzutreten. So versuchte es schon in frühern Jahren ein alter Oheim, Großerzdiakon des Capitels von Montpellier, vergebens ihn für den geistlichen Stand durch die Aussicht auf eine reiche Pfründe zu gewinnen. Ebenso wies er im J. 1800 die vom Consul Lebrun angetragene Präfectur der Gironde zurück. Und selbst Napoleon vermochte es nicht, ihn, der sich bereits durch ein nicht unbedeutendes Werk („Précis des événements militaires") einen gewissen literarischen Ruf erworben hatte, als Historiograph seiner Feldzüge an seine Person zu fesseln: Dumas lehnte alle diese glänzenden Anerbietungen ab. Sein Geschmack war der Krieg; seine selbst gewählte Bestimmung war, seinem Vaterlande mit dem Degen zu dienen und in den Reihen jener Armee zu bleiben, deren Veteranen er angehörte und zu deren Organisation er im J. 1792 mitwirkte, wo er einer ihrer fähigsten und geachtetsten Offiziere ward. Gleichwol nöthigten ihn gebieterische Umstände während der letzten so ereignißreichen acht Jahre des vorigen Jahrhunderts, womit die große revolutionnaire Periode Frankreichs schloß, einer andern Bestimmung zu folgen.

Anstatt bei der Armee finden wir Dumas am 10. August 1792 in der gesetzgebenden Nationalversammlung, in deren Schoose die Verfassung, zu deren Vertheidigung sie berufen war, noch vor ihr zu Grunde ging. Als an jenem verhängnißvollen Tage mehr noch die Donner der Tribune, als die des Geschützes, das Königthum zerschmettern, widerstand derselbe dieser zwiefachen Zertrümmerung. Man liest in den Erinnerungen seine warme und edle Erwiderung auf Vergniaud's Rede über die Gefahren des Vaterlandes und entnimmt daraus, daß, besaß er auch die Beredtsamkeit eines gebildeten Geistes und eines redlichen Herzens, er gleichwol seinem Gegner nicht gewachsen war, den die Begeisterung der Leidenschaft und des Genies hinriß. Vermochte indeß Dumas nicht, 1792 den Thron zu retten, so

war ihm dennoch eine schöne Rolle während der acht Jahre überwiesen, wo ihn sein Misgeschick mit allen innern Leiden und Beängstigungen des republikanischen Frankreichs in unmittelbare Berührung brachte. Es war dies die Rolle des redlichen Mannes, der muthig bei seinen Meinungen beharrt: eine Rolle, die in den Zeiten politischer Krisen und Gefahren am schwersten durchzuführen ist und deren Wechselfällen sich zu unterziehen wol nur Wenige geneigt sind. Dumas gibt die Statistik der gesetzgebenden Versammlung an, als sich dieselbe auflöste. Sie bestand, der politischen Meinungsschattirung nach, aus folgenden Bruchtheilen, nämlich: aus 230 Republikanern, Girondisten oder Jakobinern; aus 160 constitutionnellen Royalisten und endlich aus 246 Individuen, die gar keine bestimmten Meinungen hatten und sich nicht aussprachen, sohin Leute waren, die das Gesetz Solon's mit dem Tode bestraft haben würde, die aber in Frankreich das Vorrecht genossen, in Mitte der Gefahren des Thrones und der Freiheit, ruhig und unangefochten zu leben. Den größten Bruchtheil der Versammlung bildeten demnach Menschen, die in dem Augenblicke der stärksten Aufregung, wo das Heil des Staats auf dem Spiele stand, wo die dringendsten, gebieterischten und entschiedensten Fragen zu lösen waren, gar keine Meinung äußerten, die nicht gewaltthätig genug waren, um den Polterreden eines Isnard ihren Beifall zu spenden, noch kühn genug, um ihm den Mund zu schließen, die in unverbesserlicher Gleichgültigkeit zwischen den beiden äußersten Parteien der Versammlung hin und her schwankten und gleichwol an den Tagen der Entscheidung zu jenen Beschlüssen mitwirkten, die der Schreckensregierung den Weg anbahnen sollten. Es war zuweilen einige Ehre dabei, zum Vortheil der Verfassung, diese dichte und geschlossene Phalanx zu durchbrechen. Dies gelang bisweilen dem General Dumas, der stets auf dem Mauerbruch, auf Seite des Königthums, während jener langen Belagerung stand, die dasselbe bis zum 10. August von seinen Feinden auszuhalten hatte. Sogar nach diesem verhängnißvollen Tage kämpfte er noch für dasselbe; mochte er auch von Meuchelmördern bedroht, gehetzt und bis in Mitte seiner Amtsgenossen verfolgt werden, so verließ er seinen Posten doch erst nach Auflösung der Versammlung, welche die Auflösung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung nach sich zog. Nunmehr wurde Dumas der Lohn zu Theil, den sein Muth verdiente: er war Einer der Ersten, den der Nationalconvent ächtete.

Zwei Jahre später kam, nach unzähligen Leiden, Dumas nach Frankreich zurück. Hatte ihn die Ächtung harte Prüfungen bestehen lassen, so fand er unter seinem eigenen Dache nur Elend und Noth. „Bei der ersten Mahlzeit", erzählt er uns, „befremdete mich schmerzlich eine Rede der Frau Dumas an ihre Töchter. ‚Mademoiselles', sagte sie ihnen ‚ich muß Ihnen immer das Nämliche wiederholen: Sie essen zu viel Brot!'" Allein die Verbannung hatte ihn nicht verändert; die Armuth vermochte nicht, ihn zu erschüttern. Ein unheilbarer Constitutionneller, betrat er den politischen Schauplatz gerade wieder so, wie er ihn 1792 verlassen hatte, und schloß sich alsbald wieder den Hoffnungen, Bestrebungen und Mühen der gemäßigten Partei an, zu deren ausharrenden und muthigen Führern er früherhin gezählt worden war. Mit dem 18. Fructidor eröffnete sich für ihn abermals die traurige Laufbahn der Verfolgungen. Er hätte es verhindern können; allein er wollte es nicht, weil die Mittel, die man zu seiner Verfügung stellte, seine Rechtlichkeit und sein Gewissen empörten.

Da wir nicht beabsichtigen, dem General Dumas bis an das Ende seiner ruhmwürdigen Laufbahn zu folgen, so wollen wir bei der Katastrophe des 18. Fructidor verweilen, um ihn selbst redend einzuführen. Hierzu aber veranlaßt uns insbesondere der Umstand, daß er dieselbe hätte hintertreiben oder ihr eine ganz andere Entwickelung bereiten können, wofern er nicht ein so unbeugsamer und strenger Moralist gewesen, daß er den Triumph, selbst der gerechtesten Sache, nicht um den Preis des Bluts erkaufen mochte. Zudem hat der Verf. das Recht, mit der Vertheidigung seiner großmüthigen Maximen gehört zu werden; wir schließen daher den seinen „Souvenirs" gewidmeten Artikel um so passender mit dem folgenden Citat, als dasselbe mehre höchst interessante Aufschlüsse über das wichtige Ereigniß ertheilt.

„Als ich einige Tage vor dem 18. Fructidor gegen Abend nach Paris zurückkam", erzählt Dumas, „begegnete ich Herrn T. ...., einem Manne von Verstand, der aber zu Denjenigen gehörte, die, hegen sie auch gute Gesinnungen, mit einem gesunden Urtheil gepaart, doch wenig Charakter besitzen, daher den Umständen nachgeben, alle Gesellschaften besuchen und niemals andere Rollen als die des Zuschauers spielen wollen. Ich war in der großen Welt zum öftern auf ihn gestoßen; er war in den Bureaux der allgemeinen Policei angestellt gewesen, hatte viel Bekanntschaft mit Barras und noch mehr mit einigen Frauen seines Cirkels. ‚Ich treffe Sie gerade zur rechten Zeit', sagte er mir; ‚ich habe den gestrigen Abend und einen Theil der Nacht bei Barras zugebracht. Es wurde in dieser Versammlung sehr ernstlich Rath gepflogen, ob man etwa 40 Mitglieder beider Räthe erwürgen lassen, oder sich darauf beschränken sollte, Euch nach Cayenne zu deportiren. Mehre bestanden auf jener berüchtigten Maxime, daß nur die Todten nicht wiederkommen; endlich aber scheint der Entschluß, Euch alle zu deportiren, vorwiegend geblieben zu sein. Sie können dies als gewiß annehmen; treffen Sie daher Ihre Anstalten.' Ich dankte ihm und begab mich nach dem Pavillon Marsan, wo meine bereits versammelten Amtsgenossen beschäftigt waren, die immer mehr beunruhigenden Gerüchte einzusammeln und ihre größere oder mindere Genauigkeit zu erwägen. Wir waren am 15. Fructidor; gegen 10 Uhr Abends meldete mir der Huissier, daß man nach mir frage und mich ersuche, wegen einer sehr dringenden Angelegenheit herauszukommen. Ich finde im Vorzimmer den Obersten R. ...., Commandanten des Bataillons der Nationalgarde von der butte des Moulins, einen feurigen und uns ganz ergebenen Mann. ‚Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen', sagte er mir; ‚jedoch müssen wir allein sein; haben Sie genug Vertrauen zu mir, um, mich zu hören, mit mir in den Garten herunterzugehen?' Ich folgte ihm; er führte mich unter die Bäume, an den abgelegensten Ort, unterhalb der Terrasse, auf der Seite der Seine und sprach zu mir Folgendes: ‚Sie haben nur noch einen Augenblick; Sie können die Frevelthat nicht bezweifeln, die man gegen Ihre Person im Schilde führt; ich schlage Ihnen vor, sich diese Nacht die beiden Directoren Barras und Rewbell vom Halse zu schaffen; ich bin gewiß, sie umbringen zu lassen, und wegen der Folgen keineswegs in Sorgen, sofern Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie auf der Tribune des Raths der Alten erklären wollen, Sie hätten, um die Republik zu retten, den Angriff befohlen. Sie werden alsdann zwei andere Directoren ernennen und alles Übrige wird gehorchen.' ‚Sie schlagen mir vor', antwortete Dumas, ‚einen Meuchelmord zu befehlen? Sie nennen das einen Angriff? Allein vorausgesetzt, der Bürgerkrieg sei erklärt, welche Mittel würden Sie haben, einen solchen Angriff auszuführen?' ‚Ich habe', sagte er mir, ‚hundert Tapfere, ebenso entschlossen als ich bin; der Angriff ist leicht und wir laufen wenig Gefahr. Das Directorium hat keine andern Vorsichtsmaßregeln getroffen, als ein Piquet von 25 Mann am Thore des Palastes Luxemburg zu haben. Sie wissen, daß die Arcaden rechts und links des Thores offen und nur etwa vier bis fünf Schuh über der Straßenfläche erhaben sind. Wir werden diese Arcaden ersteigen und die Wache rückwärts von beiden Seiten des Porticus angreifen; das Piquet wird unversehens überfallen und in den Hof oder in die Straße zerstreut werden. Während des Gefechts werden Einige von uns, sich rechtsab vom Porticus wendend, Rewbell in seinem Gemache des Erdgeschosses ergreifen und erdolchen; einige Andere werden die Treppe links vom Porticus hinaufgehen in das Gemach Barras' im ersten Stock. Ich stehe Ihnen dafür, daß, bevor noch im Kleinen-Luxemburg und in der Caserne der Directorialgarde irgend Allarm gemacht wird, Rewbell und Barras nicht mehr bei Leben sein werden. . . .

Nicht ebenso leicht könnten wir in das Gemach von Lareveillère gelangen, der im Palais Luxembourg über Carnot wohnt, weil die Caserne in der Nähe ist.' ‚Gott bewahre mich', sagte ich ihm, ‚daß ich zu einem Meuchelmord, beträfe es den größten Verbrecher, ermächtigen oder solchen auch nur zulassen möchte. Übrigens ist Ihr Project unsinnig. Weiß ich denn nicht, daß es unter den Umständen, worin wir uns befinden, unmöglich ist, eine solche Anzahl von Männern zusammenzubringen, die entschlossen genug wären, ein so verwegenes Unternehmen zu wagen.' ‚Wenn Sie es bezweifeln', antwortete er mir, ‚so sprechen Sie mit lauter Stimme das Losungswort aus: Famille!' Ich that es und augenblicklich wurden wir von Männern umringt, die sich hinter den Bäumen versteckt gehalten hatten. Die Dunkelheit verhinderte mich, ihre Zahl zu beurtheilen. Sie beobachteten tiefe Stille. ‚Nun denn', sagte ich zum Obersten R....z, ‚ich bin zufrieden; wir wollen fortgehen.' Auf dem Rückwege nach dem Pavillon Marsan dankte ich ihm für seinen Eifer, und suchte ihn von seinem entsetzlichen Vorhaben abzubringen, indem ich es ablehnte, auf irgend eine Weise; weder für meine eigene Rechnung, noch im Namen meiner Freunde, die verbrecherische Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Ich muß beifügen, daß Kaiser Napoleon, der von diesem Abenteuer, ich weiß nicht auf welchem vertraulichen Wege, etwas gehört hatte, mich veranlaßte, ihm alle Näherumstände desselben zu erzählen, und mir hierauf sagte: ‚Sie sind ein Schwachkopf; Sie verstehen sich nicht auf Revolutionen.'" 38.

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachsmuth. Fünfter Theil. Leipzig, Vogel. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr. *)

Wenngleich es der Zweck d. Bl. verlangt, die literarischen Erzeugnisse der Gegenwart unmittelbar nach ihrem Erscheinen zu besprechen, so hofft Ref., welcher durch andere Geschäfte bisher verhindert war, dem ihm gewordenen Auftrage nachzukommen, daß es durch den Gehalt dieser „Europäischen Sittengeschichte" gerechtfertigt sein werde, wenn er auch jetzt noch sich erlaubt, seinen Mittheilungen über die frühern Theile Einiges in Beziehung auf den vorliegenden letzten hinzuzufügen. Es enthält dieser die Sittengeschichte der neuern und der neuesten Zeit, oder der drei Zeitalter des Kirchenstreits, der unumschränkten Fürstenmacht und der Revolution. Daß das Zeitalter des Kirchenstreits allein die erste der beiden Abtheilungen füllt, findet in der noch vorhandenen genauen Beziehung dieses Ereignisses auf die Gegenwart seine völlige Rechtfertigung, wenn es überhaupt einer solchen bedürfte; dagegen würde es gewiß den zahlreichen Freunden des Werks sehr willkommen gewesen sein, wenn der Verf. der neuesten Zeit eine ebenso ausgeführte Darstellung gewidmet hätte, und wir würden die Beschränkung auf eine Skizze noch mehr bedauern, wenn wir nicht wenigstens einer theilweisen Ausführung derselben in der Bearbeitung der neuesten französischen Geschichte entgegensähen, mit welcher der Verf. die von Heeren und Ukert herausgegebene „Geschichte der europäischen Staaten" bereichert. Er mag es allerdings beklagen, daß es ihm nicht vergönnt war, das Material für seine Arbeit durchgehends aus den Quellen selbst zu entlehnen; indeß bei der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit nicht weniger auf die neuere Geschichte sich beziehenden abgeleiteten historischen Werke können wir dies nicht als einen erheblichen Mangel betrachten, und das wesentliche Verdienst seiner Arbeit, welches in der Auswahl und Verknüpfung des gesammelten Stoffs bei consequentem Festhalten des einmal aufgestellten Gesichtspunktes, in der Beseelung des Stoffs durch ebenso treffendes als unbefangenes Urtheil und in einer gedrängten und doch lebendig veranschaulichenden Darstellung besteht, wird durch denselben nicht verringert.

*) Vgl. über den zweiten Theil Beil. 5 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Das Zeitalter der Reformation gewährt für die Bearbeitung der europäischen Sittengeschichte einen gleichen Vortheil wie das hierarchische Zeitalter; beiden ist nämlich in die bedeutendsten Begebenheiten durchkreuzender Zusammenhang und Gleichartigkeit in den Zuständen der meisten Länder eigen, und diese Einheit ist im erstern noch größer als im letztern, weil die Reformation in höherm Maße eine geistige und sittliche Macht war als das Papstthum, und viel tiefer als die Kreuzzüge auf die politischen Verhältnisse einwirkte. Durch sie wird der allgemeine Gang der Begebenheiten zu einem in sich genau zusammenhängenden, sich ununterbrochen fortentwickelnden Verlauf, dessen einzelne Abschnitte der Beginn der Reformation, ihre Verbreitung innerhalb und außerhalb Deutschlands, die gegen sie im Zeitalter Philipp's II. gerichtete Reaction und ihre Sicherstellung durch den dreißigjährigen Krieg sind. Die Darstellung dieses Verlaufs mußte zwar in dem vorliegenden Werke dem Plane und Zwecke desselben gemäß sich auf einen engen Raum beschränken, sie kann aber dennoch insofern als eine vollständige bezeichnet werden, als sie kein für die Entwickelung wesentliches Moment unbeachtet läßt, und sie erhält überdies durch die stete Rücksicht auf das gegenseitige Verhältniß zwischen Reformation und Volksthum, zwischen Kirche und Staat einen eigenthümlichen Charakter und Gehalt. Diejenigen Staatshändel, welche in keiner Beziehung auf den Kirchenstreit stehen, nehmen, sowie sie von untergeordneter Bedeutung sind, auch eine untergeordnete Stelle ein, und allgemeine Bemerkungen über die Umgestaltungen der Politik während des ersten Zeitalters der neuern Geschichte beschließen diesen Abschnitt. Die darauf folgende Charakteristik der gemeinsamen Zustände weist nach, wie dieselben durch die Reformation mittelbar oder unmittelbar bedingt, wie ungeachtet der Verschiedenheit der kirchlichen Systeme doch eine Gleichartigkeit der Tendenzen, eine Übereinstimmung in der Entwickelung vorhanden war, und worin auf dem den kirchlichen Einflüssen entzogenen Gebiete der allgemeine Fortschritt bestand. Recht und Duldung der Person im Staate wurde mehr vom Glauben als von der Geburt abhängig, die Stellung der Geistlichkeit wurde überall weit untergeordneter als früher, die Fürstenmacht erweiterte sich in protestantischen wie katholischen Ländern, und sowie diese Erweiterung sich in beiden hauptsächlich in der Gesetzgebung und in der Errichtung von Staatsanstalten, besonders policeilichen, ausspricht, so ist auch der Inhalt jener und der Zweck dieser überwiegend kirchlicher Art. In dem Volksleben hat die Reformation weniger einen neuen Gegensatz hervorgerufen als einen schon vorhandenen weiter ausgebildet, indem sie dem sittlichen Gefühl, durch welches ihre Verbreitung nicht wenig begünstigt wurde, auch wiederum eine Kraft gab, welche bei den katholisch bleibenden Völkern um so weniger entstehen konnte, als hier auch die überwiegend sinnliche Weise des Volksthums widerstrebte. Die Förderung, welche ihr das geistige Leben verdankte, bestand nicht sowol in der Erweiterung des Gebiets einzelner Wissenschaften, sondern vielmehr in allgemeiner geistiger Anregung, in Hervorbringung wissenschaftlichen Ernstes, welchem die Prunk- und Scheinweisheit der Jesuiten gegenübertrat. Die auf materielle Zwecke, besonders Entdeckungen und Coloniegründung gerichtete Thätigkeit steht zwar nur in sehr geringer und zufälliger Beziehung zu der sittlichen und religiösen Bewegung der Zeit, sie gewährt aber durch ihre Lebendigkeit und ihre Erfolge ein anziehendes Schauspiel. Die specielle Sittengeschichte des Zeitalters des Kirchenstreits beginnt mit der Sittengeschichte Deutschlands, und daß diese ausführlicher als die der übrigen Länder behandelt ist, wird nicht allein durch das besondere Interesse des Verf. und des Lesers gerechtfertigt, sondern noch mehr durch den weithin reichenden Einfluß, welchen Deutschland als die Heimat der Reformation auf das übrige Europa ausübte. Die allgemeine Reichsgeschichte enthält die Geschichte des Verlaufs des doppelten Zwiespalts, welchem dies Land verfallen war und durch welchen die Einheit des Reichs immer mehr aufgelöst wurde, des Zwiespalts unter den Protestanten und

das zwischen diesen und den Katholiken stattfindenden, und sodann die Geschichte der gegen die Reformation gerichteten Reaction; die Darstellung der innern Zustände bildet ein reiches, sorgfältig ausgeführtes Gemälde, welches die mannichfachen, Staats- und Volksleben durchdringenden Einwirkungen der Reformation zu klarer Anschauung bringt. Die kurze Darstellung der Beziehungen der Schweiz zum Auslande und ihrer kirchlichen Verhältnisse schließt sich der deutschen Geschichte wie ein Anhang an. Böhmen nebst Mähren, und Ungarn nebst Siebenbürgen werden zwar in einen Abschnitt zusammengefaßt, aber gesondert betrachtet. Der Gesichtspunkt, unter welchem die Osmanen vornehmlich berücksichtigt werden, ist ihr und der ihnen unterworfenen europäischen Völker negatives Verhalten und ihr Gegensatz zur Sitte und Weise dieses Erdtheils. In der Sittengeschichte der beiden Reiche der pyrenäischen Halbinsel ist von besonderm Interesse der Nachweis, wie durch die verderbliche Einwirkung der Staatsgewalt Spanien und seine Bevölkerung zu Grunde gerichtet worden ist. In dem Volksthum Italiens, welches erst im Allgemeinen, dann in Beziehung auf die einzelnen Staaten dieses Landes aufgefaßt ist, sind vornehmlich zwei, zwar sehr verschiedene, aber gleich charakteristische Seiten hervorgehoben, das Banditenwesen und die Blüte der Nationalliteratur. Dem Kampfe des niederländischen Volks gegen die spanische Fremdherrschaft und dem aus denselben hervorgegangenen Zustande ist mit Recht eine besondere Darstellung gewidmet. Frankreich und England geben für die beiden folgenden Abschnitte einen um so reichern Stoff, als die innern Zerrüttungen dieser Staaten wesentlich einer Geschichte des Volksthums angehören und in enger Beziehung zu der vorherrschenden Bewegung des Zeitalters stehen. Bei dem dänischen Staate wird neben der Verbreitung und dem Einflusse der Reformation besonders der Umstand beachtet, daß fast in keinem andern Staate die Zahl der von der Regierung ausgegangenen Gesetze und Einrichtungen so groß gewesen ist wie in diesem, und bei Schweden wird neben der kirchlichen Umgestaltung besonders erörtert, auf welche Weise dieses Reich den Charakter eines Kriegerstaats erhalten hat. Die Vermehrung der Macht des Adels und die sich gegen die Reformation wendende Reaction sind die wichtigsten, den innern Zustand bedingenden Ereignisse der Sittengeschichte Polens, welcher eine kurze Bezeichnung der Zustände Preußens, Kur- und Lieflands angeschlossen ist. Das Volksthum des russischen Reichs, welches den Einwirkungen der Cultur des westlichen Europa fast noch gänzlich verschlossen war, wird im letzten Abschnitte charakterisirt. Die Bezeichnung der zweiten Periode als des Zeitalters der unumschränkten Fürstenmacht berücksichtigt allerdings nur den vorherrschenden politischen Charakter und auch diesen nur nach einer Seite; allein was in eine auf Kürze angewiesene Überschrift nicht aufgenommen werden konnte, fügt sogleich die Einleitung hinzu. Die Anfänge jenes politischen Charakters und der unkirchlichen Politik dieses Zeitalters fallen schon in das vorhergehende, namentlich in die zweite Hälfte desselben, und sind in dieser bereits nachgewiesen. Die Unterdrückung der Selbständigkeit des Volkslebens durch die Staatsformen erschwert besonders in diesem Zeitalter die Darstellung einer Sittengeschichte, rechtfertigt es aber auch, daß der Entwickelung und den Einflüssen dieser, das Volksthum wesentlich bedingenden, Formen ein nicht unbedeutender Raum gewidmet ist. Die allgemeine Sittengeschichte dieses zweiten Abschnitts der neuern Zeit beginnt mit einer Übersicht der politischen Begebenheiten, bei welcher indeß durchgehends die Absicht festgehalten wird, durch die Staatshändel den Geist der Politik und Diplomatie und die Weise der Kriegführung darzustellen.

Die Charakteristik des Staatswesens und Volkslebens im Allgemeinen zerfällt in zwei Theile, indem mit Recht die Thronbesteigung Friedrich's II. als ein auf die Gestaltung derselben wesentlich einwirkendes Ereigniß aufgefaßt wird. In dem ersten Theile werden zunächst die Begründung und Befestigung der fast in allen europäischen Staaten sich bildenden Autokratie dargelegt und die verschiedenen Arten ihrer Wirksamkeit bezeichnet, je nachdem sie entweder nur auf Selbstgenuß und äußere Staatshändel und Eroberungen gerichtet oder im Staate selbst, bald aus Eigennutz, bald zum allgemeinen Wohl, zur Vermehrung der Kraft desselben zu gestalten und zu schaffen bemüht war; es wird sodann das Verhältniß der neben ihr und noch mehr unter ihr stehenden Kirche und der Charakter der ihr theils dienstbaren, theils aber auch schon jetzt ihr gegenübertretenden Literatur angegeben und endlich ihr Einfluß auf Personenstand und Staatsverwaltung ausgesprochen. Indem durch sie die Völker zu einer gehaltlosen Masse werden, so bezieht sich Dasjenige, was für diese Zeit über das sittliche Leben gesagt werden kann, fast nur auf den Zustand der Kirche und die Sittenlosigkeit der höhern Stände; die Fortbildung der einzelnen Wissenschaften wird als nicht einer Sittengeschichte angehörend bezeichnet, weil eine Einwirkung derselben auf das Volk fast gar nicht vorhanden war, und es wird deshalb nur eine gedrängte Skizze der geistigen Cultur dieser Zeit mit Hinweisung auf die Überlegenheit und den Einfluß Frankreichs gegeben.

Der zweite Theil beginnt mit dem Nachweis, daß Friedrich II. besonders den Bund eingeleitet hat, welcher zwischen der Autokratie und der sogenannten neuen Philosophie, ungeachtet diese nie bedeutenden Einfluß auf die Wirksamkeit jener erlangte, zu Stande kam, und mit der Charakteristik der wichtigsten literarischen Erzeugnisse dieser Philosophie. Nach Angabe der theils durch sie, mehr aber noch durch die Herrscher im Personenstande bewirkten Veränderungen wird die fast in allen europäischen Ländern hervortretende große Thätigkeit in Umgestaltung und Vermehrung der Staatseinrichtungen dargestellt. In Beziehung auf den sittlichen Zustand wird gezeigt, daß derselbe weder durch den Einfluß der neuen Philosophie noch überhaupt mehr entartete als in dem vorangegangenen Zeitalter, daß sich vielmehr einzelne Spuren einer bessern Richtung zeigen; ein rascherer, allseitiger Fortschritt tritt in dem Überblick über den Zustand der geistigen Cultur hervor, welche nicht allein durch jene Philosophie und Unterstützung von Seiten der Regierungen, sondern noch mehr durch eine allgemeine größere geistige Regsamkeit und durch einen mit sittlichem Ernst verbundenen wahrhaft wissenschaftlichen Eifer gefördert wurde. Der Darstellung der allgemeinen Sittengeschichte folgt dann wiederum in dem speciellen Theile eine Reihe ebenso inhaltreicher als durch zweckmäßige Gruppirung ausgezeichneter historischer Gemälde. Die Skizze des Revolutionszeitalters stellt erst die Hauptmomente des Staaten- und Völkerkampfes für und wider die Revolution zusammen und gibt dann eine kurze Charakteristik der innern Zustände Europas überhaupt, sowie der einzelnen Völker und Staaten. 39.

Miscellen.

Im §. 1 l. de L. Aquilia (4, 3) ist ausdrücklich bestimmt, daß die Schweine, weil sie heerdenweise weiden, unter dem Vieh (im Gegensatz von wilden Thieren) begriffen seien. Dessenungeachtet behauptete Gerhard Feltmann, ein Jurist in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Schweine gehörten zu den wilden Thieren. Ulrich Huber, Professor der Rechte zu Franecker (gest. 1694), entgegnete darauf: Es bedürfe keines weit hergeholten Beweises, daß in Westfalen (Feltmann's Vaterlande, wo, damals wenigstens, die Schweine mit den Menschen zusammen hauseten) die Schweine heerdenweise weideten.

Jemand wurde gefragt: Was ihm wol am besten gefallen habe im zweiten Theile von Goethe's „Faust"? „Die Stelle", war die Antwort, „welche, nach der Ansicht von Einigen, gewissermaßen als Selbstrecension des Ganzen gelten kann:

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun." 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1842.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer. Zürich, Literarisches Comptoir. 1841. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.*)

Die unfreie, absolutistische Richtung der deutschen Presse, die uns gern jeden Versuch selbständigen Denkens verleiden möchte, hat es bei der Besprechung des vorliegenden Buches misfällig befunden, daß die jüngste politische Aufregung in Deutschland auch eine Menge politischer, die staatlichen Probleme eigenmächtig beleuchtender Schriften zu Tage gefördert; dieselbe hat mit einem besondern Hohne auf die Schülerhaftigkeit hingewiesen, mit welcher die deutsche Presse ihren neuen Gegenstand behandelt, als ob nicht eben dieser Absolutismus die Schuld trage, wenn wir unsere nächsten und heiligsten Interessen nicht anders als ungeschickt und schief besprechen und beurtheilen können. Allein jeder aufgeklärte und gesinnungsvolle Mann wird, ungeachtet dieser Aussetzungen, selbst wenn sie gegründet wären, auf alle die literarischen Erscheinungen einen außerordentlichen Werth legen, in welchen die deutsche Presse einen reellen Einfluß auf unsere politischen und öffentlichen Zustände zu äußern und über den fliegenden Enthusiasmus, wie über die oft genug zweideutigen poetischen Versuche hinauszugehen versucht.

In dem vorliegenden Werke haben wir einen solch thatkräftigen Versuch, der die politischen Zustände unsers Vaterlandes näher ins Auge faßt, zu beurtheilen. Der Verf. bemüht sich, aus einer fortlaufenden Betrachtung der deutschen Geschichte, aus der Analyse des gegenwärtigen Weltzustandes, unsere Vergangenheit und Gegenwart, wie die Probleme, welche für uns die Zukunft bewahrt, zu unserm Bewußtsein zu bringen; ein freies sicheres Handeln, ist er überzeugt, kann nur die Frucht einer selbständigen, wohlerrungenen Einsicht sein. Die Anerkennung, daß die Geschichte Vernunft habe und daß sie denkend begriffen werden könne, liegt schon in der Natur dieses Unternehmens; indessen wird die Lösung einer solch philosophischen Arbeit über die Geschichte gar sehr von dem philosophischen Standpunkte des Betrachtenden abhängen. Wer sicher in das innerste Wesen des geschichtlichen Organismus eindringen und die Intentionen und Entwickelungen der Idee wahrhaft begreifen will, muß in seinem eigenen Denken den Organismus der Idee vorerst begriffen haben oder, mit andern Worten, er muß ein Philosoph sein, wenn er die Geschichte philosophisch erläutern will. Der Verf. steht auf diesem höchsten Standpunkte nicht; er will vielmehr reflectirend, durch die „Beobachtung" und durch das „Gefühl" die leitenden Ideen und die Knoten der deutschen Geschichte auffinden; er ist ein Mann, dem das Leben und die unmittelbare Anschauung der Geschichte mehr Vorschub leistet als das wissenschaftliche, disciplinirte Denken. Es ist anzuerkennen, daß er uns auch in dieser Weise die deutschen und europäischen Zustände auf eine anregende Art vor die Augen führt; wir empfangen eine Fülle von historischen Mittheilungen, von schlagenden Gedanken, von geistreichen Beobachtungen, die durch eine entschieden freisinnige und vaterländische Gesinnung belebt sind und wiederum beleben. Auf der andern Seite stellt sich aber auch gerade in dieser tüchtigen Arbeit heraus, daß ein solcher Standpunkt für eine strenge und consequente Darstellung nicht allein unzulänglich, sondern daß auch der glücklichste gesunde Menschenverstand unvermögend sei, die Arbeit des speculativen Geistes zu messen, oder wol gar, wie es hier versucht wird, die Probleme desselben zu lösen.

In dem ersten Theile des Buches sucht der Autor in einer fortlaufenden Charakteristik der deutschen Geschichte „die Intentionen" derselben zu entfalten, und indem er ein durch Nachdenken und Selbststudium belebtes und fruchtbares Bild derselben entwirft, müssen wir nur bedauern, daß er gerade diesem wichtigsten Theile der Arbeit den geringsten Raum zugestanden hat. Die ganze organische Geschichte des deutschen Vaterlandes zerfällt ihm bei dieser Betrachtung in zehn Epochen, deren Hauptmomente wir hier wiederzugeben versuchen wollen. Die erste Epoche charakterisirt sich als die Kindes-, die zweite als die Lehrzeit des deutschen Volks. In der Urverfassung der Deutschen, in der Ungebundenheit der einzelnen Stämme und Gemeinden lagen schon alle spätern Schicksale und Gestaltungen des deutschen Volks. Die Macht des Individuums trat unter den Deutschen stets überwiegend hervor, denn ihr Gemeinwesen bestand stets aus Freien und Adeligen, und bei wichtigen Unternehmungen wurde ein Anführer aus den edelsten Geschlechtern gewählt. Will man die

*) Vergl. eine frühere Mittheilung hierüber in dem Artikel „Politische Literatur" in Nr. 1—4 d. Bl., sowie eine „Abfertigung" des Verfassers von Seiten dieses Referenten in Nr. VIII des Literarischen Anzeigers zu d. Bl. D. Red.

modernen Unterscheidungen auf unsere älteste Verfassung anwenden, so war dieselbe weder demokratisch, noch aristokratisch, noch monarchisch, sondern, wie der Verf. sagt, eine glückliche Mischung jener drei Elemente, wie sie noch heutigen Tages das wohlorganisirte England besitzt. Indessen hat das aristokratische Element unter den Germanen stets einen überwiegenden Einfluß gehabt. Die Religion der Deutschen war so einfache Naturreligion, daß die christliche Religion denselben mehr als höhere Zugabe denn als Widerspruch erschien, und nur später entspann sich der Kampf um dieselbe da, wo mit dem alten Glauben zugleich die Freiheit bedroht wurde. Die Deutschen waren stets in unzählige kleine Völkerschaften gespalten, bis die Gefahr, in welche sie die Kriege mit den Römern brachten, sie zu kleinen Bünden vereinigte, aus denen sich später organisch die großen Stämme bildeten. Die Uneinigkeit tritt selbst in diesen Zeiten der Römerkriege, unter welchen sich die Nation eigentlich zu organisiren begann, als ein Hauptzug hervor, nicht minder die Fähigkeit, sich fremder Nationalität anzuschmiegen, die schon damals, wie später, einzelne Stämme Deutschlands dem romanischen Einflusse unterwarf.

Welthistorischer wird der Beruf der germanischen Völker in ihrer dritten und vierten Epoche. Die Germanen gehen hier über die Welt aus und befruchten und verjüngen die alten erstorbenen Volkselemente, die sich aus der zerfallenden Römerherrschaft ablösen. Ein kriegerischer Geist, einfache Verfassung, Mangel an Centralisation, Individualismus unterstützen glücklich diesen großen historischen Beruf. Die Römer, die nicht mehr lebensfähig, waren auch nicht mehr zur Aufnahme und Fortbildung des Christenthums geschickt; die Deutschen nehmen die neue Religion im Auslande unter den verschiedensten Formen an und bilden dieselbe in ihr politisches Leben hinein. So entstand der Aufbau einer neuen christlichen Weltordnung, indem gleich nah am germanischen Stammlande wie an den romanischen Ländern das Frankenreich sich bildete, das vom Ebro bis zur Raab alle germanischen Staaten allmälig vereinigte und mit Karl dem Großen die Erbschaft des römischen Westreiches sowie die Schirmvogtei der christlichen Kirche übernahm. Nur in diesem weiten Ringe konnte sich die deutsche Nation zum Staate gestalten und nach Karl dem Großen als ein einziger, selbständiger politischer Körper, als Deutschland, in die Geschichte treten. Was sich von den germanischen Stämmen in diesem Körper nicht consolidirte, vollbrachte, wie die Normannen, die Ausbreitung und Verpflanzung des germanischen Charakters.

In der fünften und sechsten Geschichtsepoche haben die im deutschen Reiche vereinigten Germanen die Aufgabe, zuvörderst in der beginnenden Entwickelung der neuen Völker und Staaten die erste, leitende Stelle einzunehmen; dann aber sind sie auch schon Die, welche die europäische Menschheit vor einer hierarchischen Universalmonarchie bewahren. Heinrich I. ist der Schöpfer von Deutschlands innerer Größe. Otto I. trägt auch die Kaiserwürde auf Deutschland über. Auf dem Kaiser und dem Papste beruht von jetzt die Einheit der christlichen Welt; die Kirche, wie sie alle Lebensverhältnisse durchdringt, ist eng verbrüdert mit dem Staate und der Glaube so unbedingt, daß selbst kein geistiger Gegensatz erstehen kann. Die Kaiser fördern darum die Macht der Hierarchie. Der deutsche Geist, ohne innere Zerrissenheit, kann sich nach außen wenden; die höchste politische Blüte wie die höchste Einheit Deutschlands fällt bis auf den heutigen Tag in diese Epoche. Allein die Hierarchie, wie sie Europa erzogen, schreitet nun auch zur politischen Vormundschaft, während das Kaiserthum, als Schirmvogtei der Kirche und des Staats, die Unterordnung dieser unter jenen begehren muß. Der Zwiespalt beschränkt sich indessen noch auf die Person des Kaisers und des Papstes; nur allmälig vertieft er sich und wird ein idealer. Das Ritterthum, die Liebespoesie, das Bürgerthum der Städte, die Baukunst, die Scholastik, dieses ganze rege und blühende Leben des deutschen Volks wurzelte noch in der einen, unbezweifelten christlichen Weltanschauung der römischen Kirche. Die Gesundheit und Fülle dieser Zeit macht sich in einem hohen, allerdings in der Bildung jener Zeit verhüllten Unternehmen, in den Kreuzzügen Luft. Die That war um so mächtiger und anhaltender, als gerade zu jener Zeit eine Menge außerordentlicher Männer zusammentrafen, wie Gregor VII., Heinrich III., Friedrich I., Alexander III., Innocenz III. und Friedrich II. Aber wie in Heinrich IV., dem Ersten dieser sechsten Epoche, nur die Willkür eines mächtigen Herrschers sich unter die kirchliche Gewalt des Papstes beugt, so strebt unter Friedrich II. schon eine tiefe geistige Opposition die Stützen des Papstthums zu untergraben. In der Mitte steht Friedrich der Rothbart. Seine Versöhnung mit Alexander III. ist der höchste Ausdruck, das erschöpfende Bild des Mittelalters. Und eben darum, weil er auf dem Gipfel des Mittelalters steht, hat sich an den Rothbart die Sage geknüpft: er schläft und träumt so lange, bis wieder eine Zeit (die neue) den Gipfel der Vollendung erreicht.

Mit Friedrich II. erlischt dieses blühende und nach außen gewandte Leben Deutschlands. Die Hierarchie besiegte mit allen Waffen des Zeitgeistes das Kaiserthum unter Beihülfe der deutschen Aristokratie und der lombardischen Städte. Deutschland war, wie der Verf. bemerken sollte, noch nicht durchbildet genug, um gegen die Idee, die sich in der Kirche verkörperte, anzustreben. Vielmehr wandte sich das Reich erst jetzt zu seiner innern Durchbildung und Scheidung. Corporationen aller Art, Erbverbrüderungen der Fürsten, Innungen und Zünfte, Städtebünde, Rittervereine, kurz die schärfste Entwickelung jedes Einzellebens charakterisirt diese Zeit. Das Kaiserthum geräth hiermit in Verfall. Das Königthum als die größte Erbmacht tritt an seine Stelle. Die Hierarchie, obgleich sie Siegerin geblieben, sinkt mit ihrer Verweltlichung von ihrer idealen und sittlichen Höhe herab und ihre innere Gewalt zerfällt. So verändert sich der Geist und die Form des Mittelalters. Die deutsche Oberhoheit über die fremden Länder, über Polen, Ungarn, Italien, Burgund, Dänemark, geht verloren; nur nach Osten hin

werden slawische Völkerschaften allmälig germanisirt. Dafür macht sich aber auch die Entwickelung des praktischen Lebens, die Blüte des Handels und der Gewerbe geltend. Deutschland ist zwar immer noch die leitende Großmacht; durch die Seemacht der Hansa liegt der Welthandel in seinen Händen; die Ausbildung seiner innern Verfassung, vornehmlich sein Bürgerthum, erreicht eine glänzende Stufe; allein schon trennen sich von ihm einzelne Glieder, wie Burgund, die Schweiz. Die innere Durchbildung Deutschlands bewirkt indessen, daß es den Kampf mit der Hierarchie allmälig von selbst wieder aufnimmt. Frankreich hatte gegen den Papst schon glücklich gekämpft; jetzt erhebt sich unter den Luxemburgern auch Böhmen und Mähren und die Hussiten widerstehen der Reichsmacht und der Kirche. Die Befreiung der Staatsgewalt von der hierarchischen Anmaßung spricht sich in dem Kurvereine zu Rense deutlich aus. Das Schisma entfremdete dem Papstthume die Gemüther. Die Concilien setzten schon die bischöfliche Macht oder wenigstens die der Kirche an die Stelle des päpstlichen Absolutismus. Allenthalben zuckte eine innere Bewegung der Geister. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, die industrielle und materielle Blüte Deutschlands, der Drang nach einer festen Gestaltung des Reichs, alles Das bereitete den Weg zur großen innern Umwälzung, zur Befreiung des Geistes aus den Ketten und Banden der Hierarchie und der alten, gläubigen Weltanschauung vor; nicht minder unterstützte die Erweckung des Geistes das Studium der alten, classischen Literatur, das von den aus Konstantinopel vertriebenen Griechen allenthalben verbreitet wurde.

Die achte große Epoche des deutschen Volks bildet das Zeitalter der Reformation, das neue Zeitalter. Die Befreiung und die Entfaltung des deutschen Geistes spricht sich zunächst als kirchliche Reformation, als die Befreiung der Christenheit von päpstlicher und kirchlicher Autorität im Gedanken und Gewissen aus. Deutschland stiftete nicht wie England und gewissermaßen Frankreich eine neue Kirche, sondern es entband das Christenthum seiner äußern Formen, übergab es der Öffentlichkeit, oder — wie sich vielmehr der Verf. hätte ausdrücken sollen — machte die Religion wieder zu einer Sache des innern Menschen. In diesem befreienden Principe der Innerlichkeit mußte sich alsbald der Streit über den dogmatischen Inhalt des Christenthums erzeugen; er trat im Allgemeinen in den beiden großen Parteien der Lutheraner und Reformirten hervor. Zwingli setzte der Kirche den gesunden Menschenverstand entgegen, Calvin mit allem Fanatismus ein neues geschlossenes System, Luther eröffnete vielmehr eine Opposition des Gemüths. Diese Richtung nach innen, dieses Leben im Geiste, ist der lebendige Trieb des Lutherthums und darum knüpft sich an dasselbe auch der Fortgang der Reformation und die innerste Geschichte der neuern Zeit und des neuen Geistes. Dem katholischen Glauben wurde seitdem stets die lutherisch-protestantische Forschung entgegengesetzt. Das eine Symbol, zu dem die Lutheraner sich bald einigten, konnte vom Geiste leicht übersprungen werden und der positiv philosophische Trieb, zu dem die Deutschen von jeher neigen, erlitt dadurch keinen Eintrag. Das geschlossenere reformirte Princip wurde hingegen der Vermittler der negativen Philosophie, der Aufklärung und des Deismus in Frankreich und Holland.

Die kirchliche Bewegung war indessen um so ungünstiger für Deutschlands politische Gestaltung. Der Verf. hätte die Ursachen davon, die freilich auf der Hand liegen, doch auseinandersetzen sollen, denn die Hierarchie hat nur zu oft diesen Umstand benutzt, um den politischen Ruin des Reiches als das Grundübel der kirchlichen Reformation darzustellen. Die Reformation spaltete das politische Deutschland, aber dieselbe that nur Das, was von dem Kaiser und den Fürsten schon längst durch ihr Streben nach individueller Macht war vorbereitet worden. Die Reformation, wenn ihr Kaiser und Reich Vorschub geleistet, mußte eigentlich Deutschland auch politisch neu gestalten. Der Glanz des Hauses Habsburg über romanische und germanische Länder, über Europa und Amerika verklärte das sinkende Kaiserthum nur scheinbar; Östreich strebte nicht mehr das deutsche Interesse an, sondern die universelle, autokratische Staatsgewalt seines Hauses über die beherrschten Länder. Der Drang nach subjectiver Macht und Freiheit zerstörte allenthalben die Bande des alten politischen Organismus und die geistige Bewegung in der Kirche mußte diesen Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang unterstützen. Die Ritterschaft lehnte sich gegen die neue Verfassung auf; die Fürsten aber strebten nach absoluter Fürstengewalt und errangen dieselbe im Laufe der kirchlichen Wirren dem Kaiser und Reiche gegenüber wirklich. Bis zur Revolution hat diese absolute, das politische Leben vom Volke trennende Fürsten- und Staatsgewalt das staatliche Leben Deutschlands immermehr untergraben.

Die ganze äußere Geschichte des Reiches, sagt der Verf., geht fortan aus dem Kampfe der Ideen hervor. Das ist wahr; denn wie auch immer die Religion selbst in den Hintergrund treten mag, die Idee des Selbstzweckes, der alten Abhängigkeit und Unmittelbarkeit gegenüber, ist das bewegende Princip aller dieser Ereignisse und Wirren. Die politische Zersetzung des Reiches und der Einfluß der Fremden nimmt nun ununterbrochen seinen Fortgang. Metz, Toul und Verdun, das Elsaß, ein Theil des Nordens wird dem Reiche entzogen. Der dreißigjährige Krieg unterwirft das Schicksal Deutschlands ganz und gar den Ausländern, die größten Talente arbeiten an der Zerstörung des eigenen Vaterlandes, und inmitten dieser Verwüstungen wird auch der blühende Privatzustand des deutschen Volks gänzlich zertreten. Die Einfälle der Türken mahnen die Deutschen wenigstens noch, daß sie Christen sind. Ohne daß der Kampf entschieden, vor Ermattung und Lähmung der Kämpfenden, wird der westfälische Friede geschlossen. Die Rechte der kaiserlichen Macht sind nun völlig vernichtet, die ständischen Rechte sind garantirt, Holland und die Schweiz gehen förmlich verloren und das Reich steht unter schwedischer und französischer Protection.

(Die Fortsetzung fo

Aus Italien.

Die auch unter uns angeregten Bestrebungen, den Zustand der Gefangenen zu verbessern und die Gefängnisse ihrem Zwecke entsprechender einzurichten, haben sich in aller Weise einflußreich erwiesen. Gutmüthigkeit und reine Humanität, aus der diese Bestrebungen in Frankreich hervorgingen, sind zwar nicht die hervorstechendsten Züge des italienischen Charakters; aber da hier Jeder mehr Zeit hat, zu reflectiren, als in den nördlichen Ländern, und die italienische Geschichte jeder Stadt, jedem Geschlechte, man könnte behaupten, fast jedem Einzelnen viel von den Peripetien erzählt, die dem Misbrauch der Kräfte und ihren großen Anstrengungen folgen, so ist das Thema der Freiheitstrafen ein freilich sehr naheliegendes. Bei diesem Anlasse hat man die Frage aufgeworfen, wie man in Frankreich dazu gekommen sei, die härteste Art der Freiheitentziehung bagno zu nennen, und eigentlich ist die Antwort darauf noch nicht gegeben. Daß der Name in Südfrankreich aufgekommen sei, erliegt wol keinem Zweifel. Die gewöhnliche Bedeutung des provenzalischen bagna (gebadet, eingeweicht) scheint jedoch keinen ganz zusagenden Sinn zu geben, wenn man nicht annimmt, daß das Wort aus der Gaunersprache der Gefangenen sich durch den Umstand in die bessere und selbst in die Sprache der Gerichtshöfe geschlichen habe, weil es an die zu Zwangshäusern verwandten Schiffe anspielend denken ließ. Bei etwas mehr Nachsuchen in den Gerichtsacten wird sich das wol finden. Ein Befehl Ludwig's XV. von 1748 über die innere Einrichtung solcher Gefangenplätze scheint das Wort bagne am frühesten in königlichen Decreten angewandt zu haben.

Durch die „Appendix Lexici totius latinitatis ab *Aegidio Forcellino* elucubrati et in tertia editione patavina ab *Jos. Furlanetto* aucti et emendati" (Patavii, ex officina sociorum titulo Minervae MDCCCXLI) gewinnt das berühmte Werk Forcellini's, auf das Italien mit Recht stolz ist, wesentliche Bereicherungen, denn mit dem mühsamsten Fleiße ist Alles nachgetragen, was die Vulgata, was Anicius Boëthius und Celius Aurelianus von bis jetzt übersehenen Sprachformen darboten. Die Zahl der neu hinzugekommenen Wörter beschränkt sich daher nicht blos auf die 3000, die, mit einem Sternchen bezeichnet, darin alphabetisch eingereiht sind, sondern zählt man alle die im Texte aufgenommenen hinzu, wodurch frühere Anführungen Forcellini's vervollständigt, verworfen oder berichtigt werden, so darf man behaupten, daß nicht weniger als 10,000 Artikel durch diesen Anhang Bereicherung gewinnen. Aus den Pressen des Seminars zu Padua ging in den Jahren 1827—34 die dritte Ausgabe des Hauptwerkes hervor; während dieser Ausgabe entstand der Anhang, den wir hier anzeigen. Nicht unterstützt bei seinem mühevollen Unternehmen durch die Theilnahme des Publicums, hätte Furlanetti darauf verzichten müssen, ihn dem Drucke zu übergeben, wenn nicht ein Freund sich ins Mittel geschlagen hätte. Aber dieser Freund starb plötzlich und so blieb von 1836 an der Druck unterbrochen. Furlanetti hatte sich viele Entbehrungen auferlegt; eine der bedeutendsten war, daß er 1833 Padua verließ, wo er lange gelebt hatte; doch nur fremde Vermittelung konnte das endliche Hervortreten ermöglichen. Nicht ohne Bitterkeit gedenkt Furlanetti der großsprecherischen Verheißungen, die sich in der Ankündigung des Forcellin'schen Wörterbuchs finden, das 1831—35 eine schneeberger Buchhandlung wiederabdrucken ließ. Alles, was dieser Wiederabdruck brachte, war von Furlanetti entlehnt, der daher Grund zu haben meint, ein solches Verfahren sehr unlöblich zu nennen.

Ein französischer Arzt, Lauvergne, erklärte in seinem Werke: „Les forçats considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon (Paris 1841) die Zwangsarbeitsanstalten, die man in Frankreich Bagnes nennt, für zweckwidrig und der Verwilderung eher zuführend als davon errettend. Diese Behauptungen, die er durch physiologische Gründe, namentlich durch Sätze der Kranioskopie zu unterstützen weiß, fanden in Italien begreiflich große Beachtung, scheinen jedoch gegen die Bündigkeit ihrer Schlußfolge ähnliche Bedenken zu erregen wie die Declamationen gegen das amerikanische Absonderungssystem in den Zuchthäusern bei vielen Juristen, die der Meinung sind, daß Zuchthäuser eben nicht Versorgungs- und auch nicht Zeitvertreibhäuser sein sollen. Mit allem Fug scheint man in Italien der Gültigkeit und der Anwendung der Zurechnungsfähigkeit etwas weitere Grenzen zu stecken, als es jetzt in vielen Ländern gebräuchlich ist, indem man an die sittliche Kraft des Einzelnen Ansprüche macht, die zu Gunsten einer wol gar als romantisch bewunderten Roheit häufig ganz aufgegeben werden. 27.

Anspruchslose Symbola Goethiana.

Das Gedicht „Freundin aus der Wolke", welches Hrn. Dr. Pfeiffer unter Goethe'schen Liedern, angeblich als von Goethe herrührend, zukam und von ihm in der uns eben erst zugekommenen Nr. 365 d. Bl. f. 1841 mitgetheilt worden ist, war längst gedruckt, und wenn dies Hr. Dr. Pfeiffer nicht wußte, so beweist das blos, daß er über der Benutzung handschriftlicher Schätze und mündlicher Mittheilungen vergißt, gedruckte Bücher, freilich solche, die ihm bei seinen Studien über Goethe gerade nicht entgehen sollten, zu Rathe zu ziehen. Es steht aber jenes Gedicht in der „Iris", einer Zeitschrift, die J. G. Jacobi vom Oct. 1774 an herausgab und in der sich bekanntlich mehre Gedichte von Goethe, nicht blos lyrische, sondern auch „Erwin und Elmire", „ein Schauspiel mit Gesang", finden. Da steht es im ersten Stück (Juli 1775) des vierten Bandes, S. 72, und unter ihm der Buchstabe, mit dem allerdings mehre Gedichte Goethe's in der „Iris" unterzeichnet sind, nämlich P.; allein in den Druckfehlern (denn nicht einmal deren Verzeichnisse darf der strebsame Literator über der Liebe zur Poesie und Fiction vernachlässigen) wird bemerkt, daß für dieses P. vielmehr L. gesetzt sein solle. So werden wir, da die Absicht, den wahren Autor gerade durch diese Angabe im Druckfehlerverzeichnisse unkenntlich zu machen, schwerlich anzunehmen ist, in Goethe kaum den Verfasser sehen können. Außer jenem P. findet sich zwar in der „Iris" auch D. Z. und N. unter zwei Goethe'schen Gedichten, auch sind ein paar gar nicht unterzeichnet; L. jedoch steht unter keinem Gedichte, das mit Sicherheit Goethe zugeschrieben werden könnte, wol aber ist damit ein anderes Gedicht (und wenn wir nicht irren, blos eben noch dieses) unterzeichnet, in demselben Bande, Stück 2, S. 147, das wir hier abdrucken lassen:

Denkmahl der Freundschaft.
Auf eine Gegend bey St.—g.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm er ohngefehr
Hier, wo wir saßen, wieder her,
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

L. an G.

Wir halten es für das Wahrscheinlichste, daß beide Gedichte von Lenz herrühren, der das erste im Geist der Freundin, das zweite, um seine eigene Empfindung auszusprechen, an Goethe dichtete, wo denn in der Überschrift des letztern St.—g. durch Strasburg zu deuten sein würde. Daß beide unter den kleinen Gedichten, die Tieck im dritten Theil der gesammelten Schriften von Lenz zusammengestellt hat, fehlen, würde eher die Unvollständigkeit dieser Zusammenstellung als die Unwahrscheinlichkeit unserer Vermuthung beweisen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1842.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Die neunte Epoche der deutschen Geschichte charakterisirt sich dem Verf. in der „allseitigen Durchbildung der innern und äußern Folgen der Reformation". Für uns liegt der Charakter dieser Epoche in der Aufklärung, die kein rein deutsches Element war, sondern erst von uns aufgenommen wurde. Der westfälische Friede verlieh den politischen und religiösen Parteien Deutschlands nichts als das gleiche Recht der Existenz. Die ganze Lebenskraft des Vaterlandes zog sich darum in seine Glieder zurück. Zwei Staaten treten vor den andern an die Spitze, deren einer, Östreich, das Princip und die Formen der alten katholischen Welt vertritt, der andere aber, Preußen, das Princip des Protestantismus. Wir hätten hier besonders gewünscht, der Verf. wäre tiefer in die Thatsachen eingegangen, um zu erklären, warum gerade Preußen und nicht das bei der Reformation so nah und warm betheiligte Sachsen die Rolle des Protestantismus übernehmen mußte; diese Frage berührt die Politik der Gegenwart sehr ernst. Das reformirte Princip, das seinem Wesen nach ein romanisch-germanisches war, vermochte keinen dritten großen Staat zu schaffen. Im Gegentheil ist es bezeichnend, daß die Pfalz, welche die Hegemonie übernahm, von Frankreich überzogen und endlich verschlungen wurde. Bei dem gänzlichen Verluste und der Lähmung des politischen Lebens durch die Auflösung des politischen Körpers, bei dem Verschwinden des deutschen Bewußtseins unter der autokratischen Staatsgewalt, flüchtete sich der deutsche Geist um so mehr in sich selbst zurück und ersetzte den politischen Selbstverlust durch die reichste und tiefste Entfaltung seiner Innerlichkeit. Die Arbeit des Geistes ist ihm eine schwere und ernste Arbeit; darum sind anfänglich die Fortschritte der protestantischen Wissenschaft anscheinend gering; der deutsche Protestantismus bleibt zuvörderst bei den religiösen Problemen stehen. In Frankreich hat den alten stehengebliebenen Formen gegenüber der reformirt-germanische Geist einen schnellern Sprung gethan, der in der Wissenschaft und Bildung der Aufklärung vorerst die deutsche Bildung verdunkelt. Der Verf. scheint aus lauter Patriotismus das Wesen und die Wirksamkeit der romanischen Aufklärung zu verkennen. Die Aufklärung, die als ein einseitiges, abstractes Freiheitsprincip allerdings nicht fähig ist, das Neue zu schaffen, hat unsers Erachtens die kirchliche Reformation in Deutschland gar sehr unterstützt, als dieselbe mit einer unfruchtbaren und die Freiheit der Forschung aufgebenden Verknöcherung drohte; nicht minder hat aber auch die Aufklärung den Protestantismus zuerst auf die Reform des Staats und des Lebens geleitet; und wir müssen sogar gestehen, daß wir hierin in Deutschland immer noch nicht das Princip der Aufklärung völlig entbehren möchten. Die Behauptung des Verf., daß die systematische Speculation, wie sie sich von dieser Zeit an in Deutschland entfaltete, nicht in die Abschilderung des Bildungsganges der deutschen Nation gehöre, ist ebenso oberflächlich. Gewöhnlich will sich mit dieser Behauptung das Gemüth und der gesunde Menschenverstand die Freiheit und das Recht des willkürlichen Denkens und Empfindens erkaufen. Keine Macht wirkt auf den allgemeinen Geist eines Zeitalters so tief, so dynamisch als das organisirte Denken. Die Geschichte der Philosophie beweist zuvörderst, daß das philosophische Bewußtsein nicht allein die Wurzel des allgemeinen, populairen Bewußtseins sei, sondern daß sie als Schule und System mit ihren neu entwickelten Gedanken und Principien unwiderstehlich auf die Fortbildung und Gestaltung alles positiven Wissens einwirkt und hierdurch bildend, vermittelnd, leitend, aufklärend an das populaire Bewußtsein anknüpft und dasselbe durchdringt. Die formelle Gestaltung eines Philosophems, die dem Verf. etwas ganz Zufälliges zu sein scheint, die Schule, ist ebenso nothwendig als das Princip selbst; die philosophische Schule eines Zeitalters ist die höchste Spitze seines Geistes, die nicht ins Blaue hinausragt, sondern von ihrem Gipfel die Vergangenheit und die Zukunft weithinein erleuchtet. Man kann sich Das, wenn man wollte, durch den unparteiischen Verfolg der Kant'schen Philosophie recht anschaulich machen.

Der Verf. unterscheidet mehre Stufen dieser Epoche. Durch die Macht seiner Persönlichkeit erhob Friedrich der Große den preußischen Staat ohne Rücksicht auf Deutschland zu einer Weltmacht, indem er den Staat materiell vergrößerte und denselben nicht, wie der Verf. meint, eine „deutsche", sondern die Form und auch den Geist der

Aufklärung verlieh. Der Verf. scheint diese Rücksichtslosigkeit Friedrich's auf Deutschland, die blutigen Bürgerkriege, die er geführt, sowie seine französische Weltanschauung tadelnswerth zu finden. Allein er muß auf der andern Seite ja selbst bekennen, daß der elende und zerrissene Zustand seines Vaterlandes seinem Streben keine Bestimmung geben konnte. Die französische Weltanschauung mit ihrer Wissenschaft und Literatur, mit ihrer abstrahirenden Aufklärung war damals die einzige Sonne der in den Banden der Despotie, der Kirche, oder wenigstens der kirchlichen Dogmatik liegenden Welt; und Friedrich zeigte sich eben als den großen Mann seiner Zeit, daß er dieses Princip der Aufklärung in sich aufnahm und auf die Fortbildung des protestantischen Staats anwendete. Auf der katholischen Seite hatte auch Maria Theresia die Reform des Staats sehr behutsam geltend gemacht; aber die östreichischen Völker, die das Princip der Reformation nicht angenommen oder aufgegeben hatten, waren für eine solche Verwirklichung des Protestantismus nicht reif: dieselbe sollte ihnen als Raub ihrer persönlichen und staatlichen Rechte auftreten. Joseph II. mußte darum in seiner politischen Reformation dem katholischen Staate und der katholischen Kirche unterliegen.

Die Grundsätze der aufklärenden, abstracten Politik hatten Friedrich und Joseph zur Theilnahme an der Theilung Polens verleitet. Diese Theilnahme war für deutsche Fürsten allerdings mehr als ein „Verbrechen", sie war ein „Fehler", denn die Abhängigkeit der deutschen Politik von Rußland, die schon genug in der „niedrigen Art" hervorleuchtet, mit welcher die Fürsten um die Gunst Katharina's buhlten, ward damit begründet und hat sich auch seitdem aufs entschiedenste gezeigt. Während aber so das politische Deutschland ganz seine geschichtliche Stellung und Bedeutung verlor, während der französische Geist Wissenschaft, Kunst, Sprache und Leben beherrschte, entwickelten sich inmitten dieses elenden nationalen Lebens aus dem deutschen Protestantismus die innersten Keime einer neuen, höhern, gewiß energievollern Reformation des Geistes. Die deutsche Wissenschaft erhob sich plötzlich, befruchtete die Gemüther, regenerirte die Sprache und vertrieb die französische Bildung. Lessing ist der Typus dieser echt protestantischen Richtung, die sich schonungslos gegen die Hierarchie wie gegen die Orthodoxie und die abstracte Aufklärung erklärte und in Kunst und Philosophie und den praktischen Wissenschaften das rationale Denken, mit andern Worten die Philosophie zum Princip erhob. Hamann, Herder, Klopstock gehören hierher. Dieses höchste Princip erweiterte den Horizont der Deutschen so sehr, daß sie, wie Schiller und Goethe, mehr dem Weltbürgerthume als dem Vaterlande angehörten und in der romantischen Kunst zuletzt allen Boden des Vaterlandes und der Geschichte unter den Füßen verloren.

Indem der Verf. jetzt der französischen Revolution und ihrem Einflusse auf Deutschland nahe rückt, beschäftigt ihn die Ursache, warum Deutschland so leicht dem französischen Anstoße unterlag und immer unterliegt. Er meint, die „Vorsehung" habe zwischen Deutschland und Frankreich eine gewisse Beschaffenheit des Grenzterritoriums eingerichtet, damit unter den beiden Völkern eine leichte Wechselwirkung und eine fortgesetzte Entwickelung und Befruchtung der europäischen Civilisation stattfinden könne. Das heißt auf einmal die ganze Geschichte sehr äußerlich genommen und die philosophische Dialektik aufgegeben. Die französische Revolution griff weder aus ganz besonderer göttlicher Fügung, noch weil es die Grenzverhältnisse so darboten, nach Deutschland hinüber, sondern weil die deutschen Fürsten, die in dem Umsturze des französischen Absolutismus auch ihr absolutes Regierungsprincip bedroht sahen, die Revolution dazu provocirt und aufgeregt hatten. Man kennt ja die Beschlüsse und Kriegserklärungen; es war eine Principienfrage. Wenn wir den damaligen Zustand Deutschlands im Auge behalten, so werden wir es aber gewiß erklärt und entschuldigt finden, wie das deutsche Volk anfänglich die französische Revolution mit Freuden begrüßte: die Sympathie zeugte von dem Erwachen des unter politischer Herrschaft und socialer Verknöcherung und Dienstbarkeit unterdrückten Geistes zu politischer und bürgerlicher Selbständigkeit. Die katholischen Länder des alten Reiches waren es darum, welche sich der französischen Revolution geradezu in die Arme warfen. Die deutschen Fürsten, die, ihrem alten Kriegssysteme und ihrer Cabinetspolitik getreu, die Völker weder gegen die revolutionnaire Bewegung einnehmen konnten noch wollten, erfuhren hier auf einmal die Schwäche ihres autokratischen Regierungsprincips, wie die Schwäche ihrer vereinzelten politischen Stellung. Erst später, als die deutsche Nation über den Verlauf der französischen Revolution enttäuscht wurde und alle Parteien, die Fürsten und die Völker, für die deutsche Nationalität und Unabhängigkeit zusammentraten, ward Deutschland von dem französischen Einflusse gerettet und Frankreich besiegt. Sehr vortrefflich hat der Verf. das Verhältniß Napoleon's zu Deutschland charakterisirt. Die Deutschen, wie das ganze alte versunkene Europa, sahen zuvörderst in Napoleon nur den Helden und den mächtigen Charakter; sie wurden in dem Augenblicke von der Macht und Gewalt des Genius überrascht, bis sie zu sich kamen und den Usurpator ihrer Nationalität, den Zerstörer ihres allerdings schwachen und hinfälligen politischen Lebens erkannten und besiegten. Nach jahrhundertlanger Trennung und Indifferenz empfanden die deutschen Stämme wieder das erste Mal, daß sie ein Volk seien und daß ihre Interessen und ihre Existenz gefährdet, wenn sie in der Constituirung ihres politischen Lebens das Bewußtsein dieser Einheit je aufgeben könnten.

Der wiener Congreß hatte für die politische Organisation Deutschlands nicht die außerordentlichen, segensreichen Folgen, wie die Nation selbst erwartet hatte. Das alte deutsche Reich mit seinen Hunderten von Staaten blieb freilich begraben, an die Stelle des Reichstags kam der Bundestag, das große Chaos ordnete sich zu einer leidlichen Menge größerer Staaten, ein gesicherterer Rechtszustand wurde hergestellt, einige Garantien gegen den

Misbrauch souveräner Gewalt wurden gegeben, aber die innere Spaltung, die äußere Schwäche, sagt der Verf., blieb; denn das alte Staatsprincip, das so viel Unheil über das Reich und das Volk gebracht, wurde beibehalten. Der Verf., nachdem er in einem ziemlich langen Raisonnement in dem Wirken des wiener Congresses merkwürdigerweise das Walten der göttlichen Vorsehung gepriesen und seine Hoffnung einer für die geistige und geschichtliche Wiedergeburt Deutschlands bessern Zeit ausgesprochen hat, die sich an das Princip des Protestantismus knüpfen wird, verläßt jetzt die Betrachtungen über Deutschland, um die moralischen und politischen Zustände der andern Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland zu untersuchen. Erst nach dieser Discursion wird das Resultat gezogen.

Herr Rohmer hält es mit Recht bei der Entwickelung der politischen Verhältnisse der Völker und bei der Bestimmung ihres geschichtlichen Berufs für nothwendig, ihre naturhistorische und geographische Seite im Auge zu haben und zu beachten. Er stellt deshalb, ehe er auf die Politik näher eingeht, ein System der Völkerfamilien auf, dessen Analyse uns hier zu weit führen würde, dessen Resultat aber ist, daß die Germanen, die Romanen und in dritter Linie die Slawen die drei großen Völkergruppen sind, in welchen das Geschick unserer Erde beruht und deren Berührung und Wechselwirkung die Geschichte der Zukunft gestalten muß. Zunächst sind es aber die Germanen und die Romanen, auf welchen der Geist der Geschichte ruht, und unter diesen wiederum, ihrer besondern Organisation halber, die Deutschen und die Franzosen. Der Grundunterschied in den hohen Anlagen der Romanen und Germanen besteht ihm darin, daß die Erstern mehr Schnelligkeit und Lebendigkeit des Willens, die Letztern aber mehr Energie und Ausdauer in der That besitzen. Dieses psychologische Verhältniß in dem Charakter der romanischen Völker leuchtet aus ihrer frühern und spätern Geschichte. Die Franzosen haben die Intention gehabt, ihre Kirche und ihre Wissenschaft zu reformiren, und sind darin nicht weiter als bis zur negativen Aufklärung gekommen, die nur den Riß zwischen den alten und neuen Lebenselementen um so tiefer und schmerzlicher machen muß. In ihrem politischen Leben sehen wir gleichfalls, wie sich von jeher allenthalben der Wille für die höchsten politischen und geschichtlichen Probleme geltend gemacht, wie es aber immer bei der leicht-fertigen Vollbringung geblieben und nie zu einer wahrhaft positiven Gestaltung der Dinge gekommen ist. Bei den Spaniern tritt dieser Zug in ihrem fortwährenden Ringen nach höhern Staats- und Lebensformen in neuester Zeit nicht minder hervor; dieselben weisen fortwährend eine entschiedene Ohnmacht auf, eine gründliche Neugestaltung ihres geistigen und politischen Lebens der alten katholischen Welt gegenüber zu gewinnen. Darum ertheilt der Verf. aber der Energie des deutschen Geistes die Mission zu, die romanischen Völker nach der geistigen Seite hin aufs neue zu wecken, zu befruchten und für eine durchgreifendere Ausführung und Lösung ihres geschichtlichen Lebens zu regeneriren. Die Schilderungen, welche der Verf. neben dieser gewiß begründeten Behauptung von der gänzlichen Verwesung des französischen Staats und seiner Gesellschaft, von dem trostlosen Zustande Spaniens macht, möchten uns indessen leicht für einseitig bedünken und viele Ähnlichkeit mit jenen Raisonnements haben, welche die Franzosen gewöhnlich über die Versunkenheit unsers politischen Lebens in Deutschland führen.

Die italienischen Völkerschaften will der Verf. nicht für romanische gelten lassen, denn es sind hier weniger keltisch-germanische Mischungen vorgekommen, sondern römisch-germanische; und dafür weiß er keinen andern Namen, als den Italienern das Prädicat antik-modern beizulegen. Über das psychologische Moment der Italiener und dessen Verhältniß zum deutschen Charakter läßt er sich dabei nicht aus. Er bemerkt nur, daß sowol die Blutsverwandtschaft wie das kirchliche Interesse die Deutschen stets nach Italien gezogen habe und daß es denselben endlich doch gelungen sei, ihren Einfluß dort wieder so geltend zu machen, wie es früher unter den deutschen Kaisern gewesen. Aus diesem Zuge der Deutschen nach Italien folgert er aber um so mehr, daß dessen moralische und politische Verwesung allein durch den Einfluß deutschen Geistes und deutscher Politik werde einen befruchtenden und neu gestaltenden Keim erhalten können, als die romanischen Völker bei ihrer Wiedergeburt selbst erst die deutsche Hülfe in Anspruch nehmen müssen.

Was der Verf. über den Charakter der Türken und ihre Stellung zu den Deutschen sagt, haben wir besonders ungenügend gefunden. Wollte er über die geschichtliche Zukunft derselben mit Entschiedenheit urtheilen, so war es nöthig, daß er das Wesen des Mohammedanismus entwickelte und seinen nothwendigen Einfluß auf die Gestaltung des Staats und des Lebens dem christlichen Geiste und dem christlichen Leben gegenüber begreiflich machte. Die Behauptung, daß das Christenthum den Islam allmälig aufheben und die europäischen Türken mit den Völkern des Ostens vermischen werde, konnte so eine Begründung erhalten. Sollte diese Chance in der That eintreten, so würden allerdings die Deutschen oder vielmehr die Germanen, die von dem Interesse der Religion durchdrungen sind und dasselbe für die ganze Welt vertreten, auf die neue Gestaltung des europäisch-türkischen Reichs, ja auf die Regeneration Kleinasiens einen entschiedenen und anhaltenden Einfluß äußern. Die ostromanischen Völker läßt der Verf. nach der Zertrümmerung des türkischen Reiches eine bedeutende Rolle spielen. Dieselben werden dann das Ansinnen einer großen slawischen Universalmonarchie, die ihre Selbständigkeit vernichten müßte, abwehren, Rußland zurückstoßen und besonders unter dem Schutze und der Einwirkung der östreichisch-deutschen Politik die Gestaltung neuer und fester politischer Zustände beginnen; schon jetzt ist ihm in dem deutschen Könige Otto von Griechenland dafür eine Bürgschaft gegeben.

Unter den eigentlichen Slawen, die über den Osten

Europas sich verbreiten und demselben die Physiognomie geben, treten zuvörderst die Polen und die Ungarn hervor, deren politische Existenz sich stets an Deutschland angelehnt hat und die auch für die Zukunft darauf angewiesen sind, die deutsche Hülfe und Stütze in jeder Hinsicht nachzusuchen. Deutschland aber hat nicht minder den Beruf, seine politische Macht unausgesetzt auf diese beiden slawischen Körper geltend zu machen, denn ihre Stärke wird ihm immer eine nothwendige Vormauer gegen das russische Slawenthum sein, obschon die Geschichte lehrt, daß Deutschland mit der Macht der Bildung bisher alle die rohen slawischen Elemente in sich aufgenommen und germanisirt hat, wenn dieselben mit ihm in Berührung kamen. Über die Zukunft der polnischen Nation verbreitet sich der Verf. bei dieser Gelegenheit mit sehr hoffnungsreichen, aber dennoch sehr unparteiischen Aussichten; besonders hebt er scharf hervor, daß dieses jetzt zertretene und in seiner Kraft verhaltene Volk gerade die Schlange sein müsse, welche den russischen Riesen einst tödtlich die Verse verwunden und in seine einfache, natürliche Stellung zurückführen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn man die Verwandtschaft der verschiedenen Völkerstämme verfolgen will, so hat man — es ist allgemein anerkannt — besondere Aufmerksamkeit dem innern Zusammenhang der Sprachen zu widmen. Es ist dies ein sichereres Kennzeichen bei der Classification der Nationen als die Zahl der Staubfäden bei der wissenschaftlichen Gruppirung der Pflanzen. Ein ethnographisches System, das die Sprachenähnlichkeiten gehörig berücksichtigt, ist ein wahrhaft natürliches, kein Linnéisch-gekünsteltes. So mag es mir denn hier erlaubt sein, zwei Werke flüchtig zu berühren, aus denen der Linguist wie der Ethnograph reiche Belehrung schöpfen kann. Das eine eröffnet uns das wenig bekannte Feld der afrikanischen Sprachenfamilien, während das andere uns einen Blick in das merkwürdig gegliederte System der Indianeridiome Nordamerikas thun läßt. 1) „Etudes sur la langue séchuane par *Eugène Casalès*" (Paris 1841). Der Stamm der Bechuana, über dessen Sprache wir hier ein gediegenes Werk erhalten, bewohnt den Landstrich, der sich nordwestlich von der Colonie am Cap der guten Hoffnung zwischen den Gebieten der Kaffern und denen der Hottentotten hinzieht. Die nördliche Grenze des von dieser Nation bewohnten Landes ist der große See Marabai. Die Sprache, deren sich dieser Volksschlag bedient, hat nach Cazalès mancherlei Ähnlichkeit mit dem Idiome von Congo und mit den semitischen Sprachenfamilien. Sie ist indessen so reich an Eigenthümlichkeiten, daß sie als selbständige Sprache und nicht als bloßer Dialekt zu betrachten ist. Klarheit und Harmonie herrschen in ihr vor. Sie ist reich an Metaphern, deren man sich oft schon bedient, um die einfachsten, alltäglichsten Begriffe auszudrücken. So bedeutet z. B. n'tate (was eigentlich heißt: „was mich liebt") Vater. Die metaphysischen Worte fehlen natürlich in dieser unausgebildeten Sprache. Indessen, sagt der Verf., sind die abstracten Ideen dem Bechuanen nicht gänzlich fremd, obgleich er sie nicht anders als unter der Form eines Verbums erkennt. Er hat wenig Gelegenheit, sich in Schlußfolgerungen zu üben, und so fühlt er das Bedürfniß, dieselben zu erleichtern und ihre Form einfacher zu gestalten. Die Ausdrücke: Gedanke, Dasein, Trost kennt er fast gar nicht. So würde er es nicht verstehen, wenn man ihm sagen wollte: „Der Gedanke des Daseins Gottes ist mein Trost." Er würde dagegen diesen Satz seiner Art nach so ausdrücken: „Ich denke: Gott ist, ich bin getröstet." Das Zeitwort spielt, wie man sieht, eine bedeutende Rolle in der Bechuanasprache und so bietet es auch eine große Vollkommenheit und Ausbildung. So redet Cazelès von drei Arten: une efficiente, une causative et une relative, z. B. ich kaufe, ich mache kaufen, ich kaufe für... Jede Art hat wiederum ein Activum, ein Passivum und ein Medium. Nachdem der Verf. die grammatischen Gesetze dieser Sprache entwickelt hat, gibt er noch wichtige Aufschlüsse über die Poesie der Bechuanen. Von Metrum oder Reim ist keine Rede. Ihre Verse sind zwar nicht ohne jede Spur von Wortfall und Rhythmus, indessen unterscheidet sich bei ihnen die Poesie von der gewöhnlichen Rede hauptsächlich durch den Adel und durch Schwung der Gefühle und Ideen, durch metaphorische Ausdrücke und durch elliptische Redeweise. Der Stamm der Bechuanen zeichnet sich unter den Völkerschaften des innern Afrikas durch Friedfertigkeit und Milde aus, aber dessenungeachtet kennt ihre Poesie die zarten Gefühle, die süßern Leidenschaften fast gar nicht. In zwei kleinen Erzählungen, die Cazelès als Probe ihrer Literatur mittheilt, herrscht eine köstliche Naivetät und wirklich poetische Erfindungskraft. Wir wollen schließlich noch ein paar Sprüchwörter ausheben: „La graisse que donnent les biens mal acquis, fait mourir: Unrecht Gut gedeihet nicht. Wenn ein Mensch getödtet ist, so erzählen es die Halme des Feldes. Der Tod kennt keinen König." 2) „Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques des nations indiennes de l'Amérique du Nord par M. *Et. du Ponceau*" (Paris). Ich habe die von unserer Talvj bearbeitete Schrift über die Indianersprachen Nordamerikas nicht zur Hand und kann deshalb die in derselben enthaltenen Forschungen nicht mit den Sätzen des Verf. vergleichen. Ich begnüge mich daher nur ein paar Bemerkungen mitzutheilen, die mir beim Durchblättern dieses interessanten Werks aufgestoßen sind. Die Idiome, die der Verf. einer nähern Beleuchtung unterwirft, sind von unsern synthetischen Sprachen gänzlich verschieden. Die Substantive haben keine Casusflexion; nur eine Art von Locativ und etwas dem Vocativ Ähnliches wird bemerkt. Bei den übrigen Formen des Substantivs muß das Verbum thätig sein. So würde amo Petrum etwa so ausgedrückt, als ob man sagen wollte, amum Petrus. So wichtig also auch in diesen Sprachstämmen die Rolle des Zeitworts ist, so fehlt demselben jedoch das Particip und der Infinitiv gänzlich.

Montesquieu's unerreichbare „Lettres persannes", die unzählbare Nachahmungen hervorgerufen haben, sind vor kurzem scharfsinnig erläutert worden: „Commentaires des Lettres persannes par *Maurice Mayer*." Der Verf. entwickelt umfassende Kenntniß und scharfe Combinationsgabe. Sein Werk verdient besondere Beachtung, da ohne Erläuterung bei der Lecture der „Lettres persannes" mancher der feinen Züge verloren geht, die Montesquieu mit verschwenderischer Hand über seine Schrift ausgestreut hat. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1842.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Die große russisch-slawische Monarchie selbst findet der Verf. in einem Zustande, daß dieselbe für die Überwältigung des germanischen Princips keine wahrhaften Befürchtungen erregen kann; vielmehr muß wie bisher der Einfluß des Germanismus weiter geltend gemacht werden, wenn Rußland überhaupt seine welthistorische Stellung begründen und behaupten will. Rußlands Gegenwart ist vor der Hand falsch und unnatürlich. Die Elemente seiner Volksbildung stehen mit den Intentionen und der Stellung seiner abstracten Staatsgewalt in gar keinem Verhältnisse, die sich auf keinen andern Geist und auf keine andere Kraft stützt als auf die rohe, mechanische Militairgewalt. Die Entwickelung einer nationalen Bildung und Erhebung hat aber in Rußland ihr hauptsächliches Hinderniß in der Kirche. Wenn bei andern Völkern der Katholicismus und der Protestantismus der mächtigste Hebel ist, durch welchen die rohe Volksnatur sich selbst überwindet und, ungeachtet aller natürlichen Hindernisse und auch der künstlichen, frei macht, so gibt das todte, starre und äußerliche Griechenthum, das in Rußland nun noch besonders unter den unfreien Tendenzen der Staatsgewalt steht, nicht nur nicht den Anstoß zu einer höhern theoretischen Ausbildung der Nation, sondern es muß auch noch die natürlichen Keime der Bewegung darniederhalten und das Genie einer Nation vernichten. Es ist darum das geist- und lebensvolle Deutschland und vorzüglich das protestantische Deutschland, das den Beruf hat, Rußland von seiner religiösen Knechtschaft zu befreien und den Genius dieser Nation, wie aller übrigen, zu erwecken.

Aber auch die germanischen Völkerschaften müssen für die Zukunft mit ihrer deutschen Mutter, wenn auch auf verschiedene Weise, in eine nähere und einflußreichere Berührung treten. Die skandinavischen Völker, die uns in jeder Hinsicht ebenbürtig sind, seufzen unter dem politischen Drucke von Rußland und England. Ihre Lage, ihre historische Stellung fodert eine neue Art calmarischer Union, und damit dieselbe ins Leben treten, sich erhalten und nach innen und außen geltend machen könne, sind diese Völkerschaften angewiesen, sich einst unter die politische und mütterliche Fahne des einen und starken Deutschlands zu stellen. Die drei von Deutschland längst getrennten Glieder, Belgien, Holland, die Schweiz, werden ihre im Grunde deutsche Nationalität für die Zukunft nicht bewahren können, sie dürfte vielleicht bei dem nächsten europäischen Kriege verloren gehen, wenn sie sich nicht auf die künftige politische Macht Deutschlands stützen könnten und wollten. Nur von England, dessen politische Verfassung der Verf. überhaupt sehr hoch hält und als die deutsche Urverfassung erklärt, die immer noch die regste und höchste Ausbildung aller Seiten des germanischen Wesens zuläßt und unterstützt, wagt er nicht zu behaupten, daß es sich für seine Zukunft unter den unmittelbaren Einfluß von Deutschland stellen müsse. Vielmehr gibt er zu, daß diese beiden großen Theile des einen germanischen Körpers die Bestimmung haben, vereint die Civilisation über den Erdball zu tragen und der Geschichte, wo dieselbe darniederliegt, aufzuhelfen.

In Bezug auf alle diese, bald tiefer gehenden, bald auf der Oberfläche hinlaufenden Betrachtungen möchte wol Jedermann dem patriotischen Verf. aus vollem Herzen zustimmen, daß Deutschlands große und unendlich einflußreiche Wirksamkeit in der europäischen Welt in Zukunft ebenso sehr, ja bei einer höhern politischen Gestaltung noch mehr als bisher in dessen geistiger Mission begründet sein werde. Allein ungeachtet dieses Übergewichts, das hierin die Deutschen immer geltend machen müssen, ungeachtet des wesentlichen Antheils, den sie so an der Erziehung des Menschengeschlechts und der Gestaltung des Lebens aller Nationen nehmen, wird auch sicherlich nicht die Wechselwirkung aufgehoben werden, die überhaupt die einzelnen Völker, wie die einzelnen Individuen untereinander auf ihre Fortentwickelung jederzeit ausüben. Wenn wir die theoretische Seite des Daseins ausbilden, für die ganze Welt denken und die Probleme des Lebens lösen, so werden wir andern Völkern gewiß, wie bisher, andere Anregungen, andere Arbeit schuldig sein und auf diese Weise stets mit denselben zusammen die Weltgeschichte machen müssen; ja, jede Hegemonie wird sich unter den Völkern um so mehr verlieren, je mehr sie sich durch Bildung und Civilisation ausgleichen und verselbständigen. Der Standpunkt des Verf. scheint uns darum für die deutsche Zukunft sehr parteiisch, während

er gerade in diesem Punkte, ohne daß wir dabei unserer nationalen Bedeutung etwas vergeben, der universellste sein sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, Mitte Januar 1842.

Seit meinem letzten Schreiben hat sich bei uns manche Veränderung zugetragen, die auch von allgemeinerm Interesse sein möchte, wenngleich sie uns und unsere geistigen und geselligen Verhältnisse nur zunächst berühret. Indem ich daran gehe, hierüber meine Bemerkungen auszusprechen, muß ich befürchten, manches schon Bekannte zu berühren; doch darf ich, um den Faden früherer Mittheilungen nicht zu verlieren, nichts verschweigen, was für uns von Bedeutung ist. Ich rechne dazu vor Allem die Entfernung des bekannten fanatischen Predigers Eberhard von seinem Amte, eines Mannes, der auf die Volksstimmung bereits in einer höchst bedenklichen Weise eingewirkt hatte und, wenn man ihm länger gestattet hätte, seine Bannflüche und Verdammungsurtheile gegen den Protestantismus öffentlich vor aller Welt auszusprechen, einen Zwiespalt zwischen den Confessionen hervorgerufen haben würde, dessen weitere Folgen nicht zu berechnen waren. Er hat sich entschlossen, die einsame Zelle eines Franziskanerklosters zu wählen, aber nicht freiwillig, getrieben von dem Zuge geistlicher Demuth. Seine Entfernung war von obenher befohlen und die Folge der herrschenden toleranten Gesinnung, die sich hier von neuem auf eine energische Weise zu bethätigen strebte; aber sie hat auch wieder Folgen ähnlicher Art hervorgerufen, obgleich noch erst jüngst wieder in drei hiesigen katholischen Kirchen, zum Besten des Ordens der Frauen vom guten Hirten, bekanntlich einer Stiftung, die von Eberhard ausging, die fulminantesten Controverspredigten gehalten und hierauf im Druck veröffentlicht worden sind; dennoch, kann man sagen, hat die Spannung, zu welcher die Verhältnisse der Parteien hinaufgeschraubt waren, seitdem allmälig wieder nachgelassen und ein natürliches gegenseitiges Verhältniß ist an ihre Stelle getreten. So bildet sich nach und nach wiederum ein fester Boden, eine Grundlage, auf welcher die Bestrebungen und Bedürfnisse der Zeit ihre entsprechende Entwickelung und Befriedigung finden werden. Als die erste und schönste Blüte des rückkehrenden Friedens nicht blos für Baiern, sondern für Deutschland, ist jenes frohe Ereigniß anzusehen, das unser Königshaus und mit ihm das gesammte Land betroffen hat, ich meine die Verlobung des Kronprinzen mit einer preußischen Prinzessin, worin jedenfalls auch zugleich die Bürgschaft für eine längere Fortdauer dieses Friedens liegt. In diesem Sinne, gewiß aber in keinem andern, war auch die etwas voreilige Ankündigung und Besprechung dieses Ereignisses in der „Münchner politischen Zeitung" zu nehmen. Der Verfasser wollte sicherlich nicht die Tendenz des gegenwärtigen Gouvernements mit der eines künftigen vergleichen, das noch nicht ist. Seiner Publication lag offenbar eine durchaus wohlmeinende, patriotische Absicht zum Grunde, wie schon aus dem Umstande erhellen könnte, daß der vorsichtige Herausgeber der erwähnten Zeitung ihr eine Stelle in derselben einräumte. Es hat aber auch jenes frohe Ereigniß so viel wahrhaft Erfreuliches nicht nur für die gegenseitige Stellung der Confessionen in Baiern und für die daran sich knüpfende höhere geistige Entwickelung der einheimischen Bestrebungen und Zustände, sondern auch selbst in Hinsicht auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse und deren geeignete, auf entsprechenden Garantien ruhende Gestaltung, sodaß selbst ein minder enthusiastischer Verehrer des deutschen Wesens, als vielleicht der Verf. war, sich zu einer ähnlichen panegyristischen Prophezeiung hätte verleiten lassen können. Jene Bekanntmachung hat für die Betheiligten manche unangenehme Folge nach sich gezogen.

Gern möchte ich Ihnen auch etwas Erfreuliches aus dem Gebiete der Literatur melden. Aber es wiederholt sich die alte Klage! Dieselbe Öde wie früher, obgleich doch, wie wir aus einer Mittheilung der „Zeitung für die elegante Welt" im vorigen Jahrgange entnehmen können, bei uns im Grunde kein Mangel an schriftstellerischen Kräften ist. Mit Rückert und Schenk hat Baiern seine Dichter, mit Schelling und Baader seine Philosophen verloren; Cornelius ist in seinem Bereich unersetzlich, aber es fehlt uns ferner nicht an großen Künstlern. Schenk und Baader kehren nicht mehr wieder; doch lassen Nachrichten aus Berlin vermuthen, daß Schelling dort nicht für immer bleiben wird, wiewol er sich, den allerneuesten Berichten nach, mit seiner gesammten Familie dort recht behaglich fühlen soll. Allgemein erwartet man, daß die Wahl eines Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, welche bevorsteht, auch diesmal auf Schelling fallen werde, sodaß er sich hierdurch gewissermaßen gezwungen sähe, zurückzukehren. Soll ich meine Ansicht über Schelling's Stellung in Berlin aussprechen, so glaube ich, man wird den tiefen, urpoetischen Geist dieses Philosophen in jener Stadt aufrichtig bewundern; man wird sich selbst hier und da von seinen geistreichen und kühnen Combinationen, von der Wärme seiner Empfindungen, von der Klarheit und Mächtigkeit seines Selbstgefühls, endlich von der hohen Vollendung seiner Darstellung hinreißen lassen; er wird mannichfach anregend, läuternd und belebend, aber nur dann etwa epochemachend auf die philosophische Geistesentwickelung jener Stadt einwirken, wenn sein Aufenthalt daselbst von längerer Dauer wäre. Schelling's Philosophie beruht, um sie auf eine etwa andere als blos schulgerechte Weise zu charakterisiren, noch zu sehr auf der Unmittelbarkeit der durch ein poetisches, ich möchte sagen naives Erfassen der Erscheinungen unterstützten und gehobenen Anschauungsthätigkeit, die sich mit dieser Unmittelbarkeit der Erkenntniß begnügt und, indem sie dieselbe als eine Thatsache im Bewußtsein festhält, dadurch zur Erkenntniß der einheitlichen Übereinstimmung des Wesens mit der Erscheinung und somit der absoluten Wahrheit hindurchzubringen strebt. Über diese unmittelbare, ich möchte sagen dichterisch-kindliche Anschauung der absoluten Wahrheit, über diesen subjectiven Idealismus ist zumal die Hegel'sche Philosophie mit ihrem analytisch-synthetischen Reflexionsprocesse längst hinaus, und wenn wir es auch nicht ohne Weiteres als einen Fortschritt betrachten wollten, daß Hegel selber jene Schelling'sche Identitätsphilosophie als ein früheres Entwickelungsmoment in der Geschichte des philosophischen Denkprocesses betrachtet und mit Bewußtsein darüber sich zu erheben gesucht hat, so sehen wir doch die nordische Geistesrichtung von der zersetzenden Denkproceßlehre Hegel's zu tief inficirt und ergriffen, als daß jenes schwächere Element der Schelling'schen Anschauungsphilosophie, der es vor Allem an der nöthigen systematischen Formentwickelung fehlt, noch einen lebenskräftigen, dauernden Niederschlag darin bewirken könnte. Doch liegen in ihr versöhnende, mildernde und vermittelnde Kräfte, die nicht ohne Folgen bleiben werden. Indeß sind die preußischen Zustände und Verhältnisse überhaupt in einer so raschen und lebendigen Entwickelung begriffen, daß die Schelling'sche Philosophie, wie sie ist, schon darum nicht jene umbildende Wirkung in dem philosophischen Geistesleben der nordischen Hauptstadt hervorbringen wird, die Viele sich von ihr versprechen. Ich glaube vielmehr, daß Schelling, der vielleicht nach Berlin in der Absicht ging, um die zu grellen Wirkungen der Hegel'schen Philosophie zu paralysiren und, wenn dies geschehen, eine neue philosophische Schule nach seinem neuesten, gegen das frühere etwas modificirten System zu gründen, selbst bald wahrnehmen wird, daß dies nicht möglich sei, und hoffe daher, ihn, wie es noch immer sein Wille sein soll, hierher, an den Ort seiner glänzendsten Triumphe, zurückkehren zu sehen.

In Verlegenheit käme ich, wollte ich jetzt ein für die Literatur bedeutendes oder nur irgend wichtiges Werk nennen, das der hiesige Buchhandel uns gebracht hat; denn Localschriften, wie die neuesten Beschreibungen der Haupt- und Residenzstadt von Mayer und Schiller, oder wie Söltl's Buch: „Die bildenden Künste in München", werden wir hierher doch wol

nicht nehmen wollen, zugleich sie sämmtlich Vorzüge darbieten, die man in frühern Schriften dieser Art vergebens sucht. Es wäre aber auch zu verwundern, wenn dies nicht so wäre, da man durch die lange Praxis doch endlich einmal zu einer zweckmäßigen Fertigkeit in diesem Literaturzweige gelangen mußte. Das Werk von Söltl enthält in ziemlich vollständiger Zusammenstellung eine Übersicht über die jetzt lebenden Künstler in München, ihre Werke und Richtungen in der Kunst; einige Partien befriedigen, doch vermissen wir die nöthige Gleichmäßigkeit der Behandlung und, was die Kritik betrifft, jene Sicherheit und Klarheit der Ansicht, die für sie unerlaßlich ist. Söltl's Betrachtungsweise der Kunst ist zu sentimental und noch immer wird das eigentliche Feld seiner literarischen Thätigkeit die Geschichte bleiben, wie seine „Elisabeth" von neuem bestätigt; doch ist dies letztere Werk nicht hier erschienen, ebenso wenig wie einige andere bemerkenswerthe Schriften, die, wie Steub's „Bilder aus Griechenland" oder Förster's „Wandgemälde in der St.-Georgenkapelle zu Padua", ebenfalls von hiesigen Schriftstellern herrühren. Interessant ist die Erscheinung eines neuen Kalenders für 1842, der auf Veranlassung und unter der Protection des Kronprinzen entstanden ist, geschmückt mit einem köstlichen Titelblatte von Cornelius und noch köstlichern Vignetten zu den zwölf Monaten von Kaulbach. Der Text besteht aus Originalspenden einheimischer Autoren; es befinden sich darunter mehre beachtenswerthe Aufsätze und Dichtungen, deren Zweck zunächst populaire Verständlichkeit und Belehrung selbst über wissenschaftliche Gegenstände ist. In der „Oberdeutschen Zeitung", wenn ich nicht irre, stand neulich eine Stelle aus Mayer's „Beschreibung von München", worin es hieß, die hiesigen buchhändlerischen Verhältnisse ständen so niedrig, daß nicht einmal Marggraff für seine „Münchner Jahrbücher für bildende Kunst" hier einen Verleger habe finden können. Wie man indeß hört, wird die Fortsetzung dieses geachteten Journals in einer hiesigen Handlung, in der Kunstverlagsanstalt von Bergmann und Koller, zwei unternehmenden und einsichtsvollen Männern, erscheinen. Hiermit wäre nun freilich der specielle Theil jenes Bedauerns widerlegt, das Factum selbst aber bleibt. Unsere buchhändlerischen Verhältnisse verschlimmern sich, statt sich zu bessern, wozu theilweise die von der Regierung wirksam unterstützte Thätigkeit des Central-Schulbücherverlags vorzüglich beiträgt. Eine Buchhandlung hat vor kurzem ihren Laden geschlossen; eine andere, bis jetzt in Bezug auf den Verlag von Büchern die unternehmendste, den Beschluß gefaßt, ihre Verlagsthätigkeit auf das Allernothdürftigste zu reduciren, während mehre andere dies schon längst gethan haben. Als eine literarische Curiosität kann ich nicht umhin eine Anzeige des Geheimraths von Wiebeking in den hiesigen Blättern anzuführen, worin er, „um die Beantwortung zum Theil eingelaufener Bestellungen zu vermeiden", *29 von ihm*, größtentheils in Quart, mit Kupfern und Karten herausgegebene Schriften namhaft macht, die bereits alle vergriffen seien. In einer spätern Anzeige bietet er eine ganze Reihe meist bändereicher Werke über Architektur von ihm zum Verkauf an, darunter eine „Description de la nouvelle et très-avantageuse construction des chemins de fer, proposée par l'auteur" (mit drei Kupfertaf., 1841), für die er den geringen Preis von nur 10,000 Fl. fodert.

Noch immer beiweitem die rüstigste und tüchtigste Thätigkeit herrscht bei uns im Gebiete der Kunst, wie denn auch die wichtigsten hiesigen literarischen Erscheinungen, wie wir gesehen haben, in näherer oder entfernterer Beziehung zu derselben stehen. Was ich in meinem letzten Schreiben als einen sehr möglichen Fall annahm, sehen wir längst eingetroffen. Ein Architekt ist an die Spitze der Akademie der bildenden Künste gestellt worden. Der Oberbaurath von Gärtner wurde, mit Beibehaltung seiner frühern Würde, zu Cornelius' Nachfolger ernannt. Wer möchte es leugnen, Cornelius ist ein Mann, fähig, durch seinen Namen allein einer Kunstanstalt Leben und Glanz zu verleihen, und mächtig genug, um durch einen einzigen Pinselzug, ja durch ein einziges, kräftig ausgesprochenes Wort eine Wirkung hervorzubringen, wie sie hundert Andern zusammengenommen niemals gelingen möchte; er ist ein seltener Genius, wie der Weltgeist ihn vielleicht nur alle Jubeljahre einmal zu Tage zu fördern vermag, und insofern eine geistige Macht, die, wir wünschen es, noch längere Zeit bestehen möge als ein festes Bollwerk gegen die Einflüsse und Übergriffe der naturalistischen und rein experimentirenden modernen Richtung, die, gefördert von einigen Handlangern des Systems der sich selbst setzenden absoluten Begriffswahrheit, auch das Gebiet der Kunst von allen Seiten zu überfluten und zu untergraben droht. Allerdings ist es vorzugsweise der Geist und das Vorbild echter Kunst, was auf die Bildung der Zöglinge einer Kunstanstalt fördernd einwirkt, besonders da sich jüngere Künstler auch überhaupt gern unmittelbar an einen bewährten und namhaften Meister anschließen; doch ist es andererseits ebenso sehr der Geist der Ordnung und der Strenge des Unterrichts und die Zweckmäßigkeit der Methode, wodurch, wenn nicht dieselben, doch ähnliche und in gewisser Hinsicht auch nachhaltigere Erfolge erreicht werden. Wo die lebendige Kunst und der unmittelbare Einfluß großer Meister zu wirken aufhören, sind auch die besten Kunstanstalten ohne Bedeutung. Mögen sie nun aber auch nichts sein als Nothbehelfe und Surrogate, entstanden in Zeiten, wo die Kunstthätigkeit sich mannichfach zu verzweigen begann und die bürgerlichen Verhältnisse unter dem Einfluß eines centralisirenden Verwaltungsgeistes eine von der frühern völlig verschiedene Gestaltung annahmen, so beweist doch die Geschichte, daß eine strengbemessene Unterrichtsmethode einzelner Meister die Kunst mehr förderte, als die größten Meister dies je vermochten. Wir sehen dies unter andern an Giorgione, wenn wir ihn als Lehrer mit Tizian vergleichen. Große Künstler sind stets aus strenger Schule hervorgegangen. Nicht minder auch beweist die Geschichte, daß zweckmäßig geleitete Anstalten der erwähnten Art oft allein nur noch im Stande waren, den unvermeidlichen Verfall der Kunst für einige Zeit aufzuhalten. Den glänzendsten Beleg dazu geben die Bemühungen der Carracci, die eben hierdurch die Begründer einer weitverzweigten und noch lange wirksamen Schule wurden, obwol zugleich nicht minder wahr ist, daß eben diese Schule nur dadurch sich zu ihrer Bedeutsamkeit erhob, daß sie sich an das Vorbild der entschiedensten Kraft und Tüchtigkeit in Zeichnung und Charakteristik, an Michel Angelo, anschloß. Offenbar sind es aber die Maßregeln methodischer Ordnung und Strenge, wodurch der neue Vorstand die Akademie auf den Standpunkt zu stellen gedenkt, auf welchem sie als eine Unterrichts- und Bildungsanstalt stehen soll. Auf dieser materiellen, festen Basis, auf der Prosa des ordnungsmäßigen und zweckmäßigen Studiums, soll und kann sich auch allein nur in freierer, schönerer Entwickelung der Blütenbaum höherer Kunst erheben. Auch darf man nicht fürchten, daß man sich von dem durch den König begründeten und von Cornelius durch die That geförderten historisch-monumentalen Geist der Kunst lossagen werde. Schon empfindet man die guten Folgen des neuen Systems. Doch hat man sich jüngst öffentlich darüber ausgesprochen, daß die Localität der Akademie, wie sie gegenwärtig besteht, ein fühlbares Hinderniß zur Erreichung ihrer Zwecke sei. Bekanntlich ist ein Theil des ehemaligen Jesuitengebäudes dafür hergerichtet; nicht allein aber, daß die verschiedenen Übungs-, Lehr- und Hörsäle oft weit voneinander getrennt liegen, so haben sie nicht einmal alle ein geeignetes Licht; andere sind so beengt, daß sie die zu ihnen gehörenden Schüler mit ihren Staffeleien nicht fassen, und es bleibt daher kein anderer Wunsch übrig, als daß die Akademie ihr eigenes Gebäude erhalten möchte, das seinen geeignetsten Platz jedenfalls in der Nähe der Glyptothek und Pinakothek, wo sich gegenwärtig auch das Kunstausstellungsgebäude erhebt, finden dürfte. Um so erfreulicher ist es, zu vernehmen, daß eine Erfüllung dieses Wunsches nicht zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheine, wie man aus einer Äußerung des Herrn Ministers von Abel schließen

will, die er gethan, als er vor einiger Zeit die neuerrichteten Localitäten der Akademie mit seinem Besuche beehrte. Überhaupt verdankt die Akademie in ihrer neuen Gestalt dem einsichtsvollen und kräftigen Bemühen dieses Staatsmannes sehr viel. Die Anordnung und Vertheilung des Unterrichts ist einfach und zweckmäßig. Professor Zimmermann leitet wie früher das Zeichnen nach der Antike, Heß die Malerclasse, Schnorr die Componirclasse, Schwanthaler die Bildhauerclasse, Voit (früher Bauinspector in Speier) die Bauschule und Amsler die Classe der Kupferstecher. Am Zeichnen nach der Antike nehmen die Anfänger der Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei Theil, am Zeichnen nach dem lebenden Modell, das alle Professoren abwechselnd leiten, auch selbst die schon geübtern Zöglinge der Baukunst. Schlotthauer hat als Inspector die Besorgung der Hauspolicei über sich und Dr. Rudolf Marggraff versieht statt des in Rom abwesenden Generalsecretairs der Akademie, Joh. Mart. Wagner, die Geschäfte des Secretariats, auch hält derselbe die Vorlesungen über Mythologie und Kunstgeschichte, welche vormals Olivier über sich hatte. Dem Professor Haindl, welcher soeben ein umfassendes Werk über Maschinenbaukunde mit vielen Abbildungen herausgegeben hat, sind die Vorträge über Perspective und darstellende Geometrie, dem Dr. Wimmer, praktischem Arzte hierselbst, der ein unterrichtendes Werk über Kunstanatomie unter dem Titel „Studien für Künstler und Kunstfreunde" mit mehren für das Studium der Kunst vorzüglich geeigneten Abbildungen nächstens erscheinen lassen wird, die Vorträge über Anatomie anvertraut. Man nennt die Wahl der jüngern Kräfte glücklich, die man für die Zwecke des Instituts gewonnen hat, und gibt der energischen Verwaltung des Vorstandes den ungetheiltesten Beifall, um so mehr, da es zugleich sein Wille zu sein scheint, die Trennung zu heben, welche hier schon seit Jahren zwischen den Vertretern der verschiedenen Richtungen und Gattungen der Kunst geherrscht hat. Wir werden hoffentlich später erfahren, welcher Mittel er sich bedienen wird, um auch die hiesigen Genre- und Landschaftsmaler näher mit den Interessen der Akademie zu verbinden. Die erwähnte Trennung, durch das Intriguenspiel einiger Übellauniger von jeher wissentlich gefördert und unterhalten, zeigte sich noch erst vor kurzem in auffallender Weise, als man von einer Seite darauf ausging, unserm Kaulbach, der als Künstler der allgemeinsten und höchsten Achtung genießt und nicht nur durch die Bestellung seiner Büste für die bairische Ruhmeshalle und durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom St.-Michaelsorden, sondern auch durch mehre höchst ehrenvolle Aufträge, wie unter andern den, seine Zerstörung von Jerusalem in Öl auszuführen, sich auch von dem Könige aufs glänzendste geehrt und anerkannt sah, ein großes Festmahl zu veranstalten, und doch Miene machte, die Akademie als solche davon auszuschließen, obgleich Kaulbach als Hofmaler bereits in einiger Beziehung zu derselben steht. Doch erreichte die Partei, in Folge des entschiedenen Benehmens eines hochgestellten Staatsmannes, ihre Zwecke nicht. Kaulbach wurde krank und der Wirth vom bairischen Hof sah sich genöthigt, das Feuer löschen zu lassen, das auf seinem Herde schon brannte. Allgemein war daher die Freude, als einige Tage darnach Kaulbach bei dem heitern Mahle erschien, welches die Professoren und Mitglieder der Akademie und mehre Kunstfreunde dem neuen Director zu Ehren gaben, dessen erster Toast der Einigkeit der Künste und Künstler galt. Auf diese Weise ist der Weg gebahnt, der, wir hoffen es, in Vereinigung aller Elemente und Kräfte des hiesigen Kunstlebens, zum gewünschten Ziele führen wird. Noch erwähne ich hier der Episode mit der Besetzung der durch den Tod von Dillis *) erledigten Stelle eines Central-Gemäldegalerieinspectors, zu welcher Se. Majestät der König den Bildhauer und gründlichen Kenner des Alterthums, Joh. Mart. Wagner, bestimmt hatte. Dieser vortreffliche, als Künstler wie als Mensch hochgeachtete Mann ist aber durch sein Alter wie durch seine Liebe zu einem zwar thätigen, aber amtlosen Leben zu sehr verwöhnt und übrigens durch einen mehr als sechsunddreißigjährigen Aufenthalt in Rom dem Klima und den Sitten seines Vaterlandes zu entfremdet, als daß er sich entschließen konnte, von der königlichen Gnade Gebrauch zu machen. Am Tage seiner Eidesleistung reichte er die Bitte um seine Entlassung ein. So behielt er seinen Titel und seine Sinecure als Generalsecretair der Akademie der Künste und kehrte nach Rom zurück, wo er für die hohen Kunstzwecke des Königs mannichfach thätig sein kann, indeß an seine Stelle Robert Langer, der Sohn des ehemaligen verdienstvollen Vorstandes der Akademie, als Central-Galeriedirector berufen wurde, ein Mann von ebenso trefflichen Kenntnissen als humaner Gesinnung, in seinen künstlerischen Sympathien seinem Vorgänger nahe verwandt, jedoch einer der Ersten, der bereits 1805 im „Deutschen Mercur" auf die Bedeutung der altitalienischen Meister des 13. und 14. Jahrhunderts für unsere Kunst und Kunstgeschichte aufmerksam machte. Obgleich daher die Erfahrung aller bedeutenden Kunstsammlungen es bewiesen, daß für die Förderung ihres künstlerischen Interesse, wodurch sie überhaupt nur Werth und Bedeutung erhalten können, von jeher besser gesorgt war, wenn ein gründlich und vielseitig gebildeter Kunstkenner, als wenn ein noch so tüchtiger Künstler an ihrer Spitze stand, so dürfen wir doch auch in dieser Hinsicht die vom Könige getroffene Wahl eine glückliche nennen. Langer war in der letzten Zeit Director der Kupferstich- und Elfenbeinsammlungen; früher bis zum J. 1825, wo Cornelius die Leitung der Akademie übernahm, bekleidete er die Stelle eines Professors an der genannten Anstalt, und man freut sich daher seiner jetzigen Erhebung, indem man darin für ihn eine, wenn auch erst späte, doch ehrenvolle Genugthuung für mannichfach erlittene Zurücksetzungen sieht. Hoffentlich wird er die ihm untergebenen Kunstsammlungen, dem königlichen Willen gemäß, der Wissenschaft und dem Genuß des Publicums noch zugänglicher machen, als dies im Allgemeinen früher bereits der Fall war.

(Der Beschluß folgt.)

*) Georg von Dillis, der Sohn eines Revierförsters im Landgericht Wasserburg, ward 1759 geboren. Im J. 1790 zum Galerieinspector zu München ernannt, besuchte er die Kunstsammlungen von Dresden, Prag und Wien, späterhin, in Begleitung Gilbert Elliot's (nachmaligen Vicekönigs von Korfu), auch Italien, das er 1805 zum zweiten Male und seitdem, zum Theil als Gefährte des regierenden Königs von Baiern, öfterer sah. Auf des Letztern (damals noch Kronprinz) Befehl besorgte er 1811 den Ankauf der Sculpturen aus dem Palast Bevilacqua in Verona für die Glyptothek und reclamirte 1815 als bairischer Commissair in Paris die dorthin entführten Gemälde. Nach Mannlich's Ableben 1822 zum Director der königlichen Galerie zu München erhoben, übernahm er die Auswahl der Gemälde für die Pinakothek sowie deren Aufstellung, die jedoch, vom künstlerischen Standpunkt aus, Vieles zu wünschen übrig läßt. Dasselbe läßt sich von dem darüber erschienenen Katalog sagen. Die Einrichtung der Gemäldesammlung in der Moritzkapelle zu Nürnberg rührt von ihm her. Vorherrschend war bei ihm die Liebe und Kenntniß der Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, zumal aus der Schule von Rubens, Rembrandt und van Dyck. Man hat von ihm mehre Öllandschaften im Styl jener Zeit, auch einige geätzte Blätter.

Literarische Notiz.

Das bewegte Leben der Tochter Balduin's von Flandern, Johanna von Konstantinopel, ist von einem jungen französischen Gelehrten in einer gründlichen Monographie behandelt worden: „Histoire de Jeanne de Constantinople, comtesse de Flandre et de Heinault par *Edward le Glay*" (Lille 1841). Dem Verf., dessen Vater sich um das französische Archivwesen bedeutende Verdienste erworben hat, standen viele bisher unbenutzte Quellen zu Gebote. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1842.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer.

(Beschluß aus Nr. 55.)

Indem der Verf. nun seine Aufmerksamkeit wiederum der deutschen Gegenwart zuwendet und zuvörderst die politische Stellung des Vaterlandes nach den andern Völkern und Staaten hin ins Auge faßt, gelangt er wieder auf einen weit sicherern und praktischerern Boden. Er geht hierbei von einer gründlichen und freimüthigen Analyse der europäischen Pentarchie aus; seine Gedanken sind etwa folgende: Dem pentarchischen Systeme, das sich allmälig gebildet, liegt der große Gedanke zu Grunde, aus den edelsten Völkern und den vollendetsten Staaten eine Macht heranzubilden, die als der höchste und gerechteste Gerichtshof die Weltangelegenheiten schlichtet; aber die Sache steht gegenwärtig in der That auf einer viel niederern und beschränktern Stufe: die Pentarchie ist gegenwärtig bald ein Hebel, bald ein Schleier des Egoismus. Frankreich vertritt in Wahrheit den romanischen Westen, der mit ihm eine religiöse, eine politische Tendenz theilt, den Katholicismus und den Liberalismus. In ähnlicher Weise repräsentirt Rußland, nachdem es Polen verschlungen, die Einheit des Ostens. Während aber der Osten wie der Westen geschlossene Mächte bilden und das romanische und slawische Princip dem germanischen entgegentritt, sind die germanischen Interessen vielfach getheilt. Östreich ist katholisch und absolut, Preußen protestantisch und conservativ, England ist bischöflich und hat seine Freiheit und seine politischen Tendenzen ganz für sich. Skandinavien ist zersplittert und steht allein. Die mitteldeutschen Staaten sind in ihrer Menge schwach und überdies von den Großmächten durch eine politische Kluft, durch die constitutionnelle Verfassung geschieden. Belgien, Holland und die Schweiz werden von romanischen Einflüssen durchkreuzt. Also nirgend eine germanische, ebenso wenig als eine deutsche Einheit! Ferner — diese Zersplitterung, an sich unheilvoll, ist es noch mehr durch die besondern Zustände und Bestrebungen der Gegenwart in der europäischen Politik, die bald das Territorialinteresse, bald den Kampf um die politischen Principien an die Spitze setzt. Der Principienkampf hat die Quadrupelallianz der Tripelallianz entgegengestellt. Das sogenannte legitime Princip hat Rußland, Östreich und Preußen, das liberale Frankreich, England, Spanien und Portugal zusammengeführt. Diesen Verbindungen widerspricht aber das Territorialinteresse. In Afrika, im Mittelmeere steht die englische Politik der französischen feindselig gegenüber; in Polen, in der Türkei und an der Donau läuft das deutsche Interesse dem russischen zuwider. Die Principienfrage im Osten ist in erster Linie von Rußland vertreten, im Westen von Frankreich; die Revolutionen, wie die Restaurationen, die abwechselnd Europa überzogen, beweisen dies. Das Territorialinteresse wird in der mächtigsten Ausdehnung einerseits von Rußland, andererseits von England gehandhabt. In allen Theilen von Asien kämpfen Rußland und England um eine Herrschaft, die keine andere Macht in Anspruch nimmt. Rußland also ist in doppelter Weise an die Spitze gestellt; die principielle und die territoriale Hegemonie vereinigt sich in seiner Hand. Während sich im Westen Frankreich und England die Wage halten, sind im Osten die deutschen Mächte durch ein zweifaches Joch an die russische Suprematie geknüpft, denn Östreich und Preußen haben hiermit das Territorialinteresse dem Principienbündnisse geopfert.

Der Verf. hat ganz Recht, wenn er diese Politik der deutschen Großmächte für einen zweifachen Misgriff hält, denn dieselben sind hierdurch nicht allein ihrer materiellen, sondern auch ihrer ideellen Kraft beraubt; besonders stellen sie sich dem übrigen Deutschland gegenüber und entfremden sich dasselbe. Auf diese Weise ist das deutsche Interesse weder von Östreich noch von Preußen vertreten und gesichert und die in Aussicht gestellte Theilung des Orients muß entweder der deutschen Politik eine bessere Wendung geben, oder Deutschland geht auch hier wieder allein leer aus. Wie leicht könnte aber Deutschland, meint der Verf., für sich selbst eine günstigere Stellung einnehmen und auch die europäische Pentarchie nach ihrem höchsten Begriffe organisiren, wenn Östreich und Preußen nicht die Politik ihrer Hausinteressen, sondern eine rein deutsche, vaterländische Politik verfolgen wollten, die den Extremen von Frankreich und Rußland gegenüber die Principien des deutschen Geistes geltend machte und Rußland und England gegenüber ohne Rücksicht das territoriale und materielle Interesse behauptete.

Von der gegenwärtigen Stellung Deutschlands zum europäischen Staatensystem geht nun auch der Verf. auf

die politischen Zustände des innern Deutschlands ein, wie sie sich auf Grund des wiener Congresses und seit dieser Zeit gebildet haben. Er findet hier mit Recht eine ungeheure Kluft zwischen dem intellectuellen und moralischen Bildungszustande der Nation, besonders der protestantischen Bildung, und zwischen der Art und Weise, wie sich dieser deutsche Geist in den Formen des Staats bisher verwirklicht und bethätigt hat. Die deutschen Staaten sind in ihren Verfassungs- und Regierungsprincipien aufs entschiedendste getheilt und eifersüchtig, sodaß sie sich gegenseitig hemmen; das ist dem Verf. der erste und hauptsächlichste Übelstand. Das alte absolutistische Staatsprincip, das seine Vernunft außer dem Volke setzt und den Geist und die Energie der Staatsgewalt der exclusiven Kaste der Beamten zuertheilt, verhindert immer noch, daß das Volk, welches der allgemeine Geist ist, durch die organische Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sein politisches Bewußtsein stärken und seine intellectuelle und moralische Freiheit bethätigen kann. Aus diesen Misverhältnissen folgt, daß die materiellen Interessen noch beiweitem nicht so entwickelt sind, als dieselben es sein könnten; ferner, daß dieselben weniger als die Mittel für höhere Staats- und Lebenszwecke, vielmehr als solche Mittel angesehen werden, wodurch der Einzelne seine Leidenschaften und seine Genußsucht befriedigen kann. Aus diesen Misverhältnissen folgt ferner, daß das Verhältniß der Kirche zum Staate und deren Einwirkung auf das praktische Leben, auf Erziehung, Unterricht u. s. w. nicht geregelt ist und oft zum Nachtheile des Staats und des Ganzen behandelt wird. Endlich folgt daraus, daß die Stände der bürgerlichen Gesellschaft immer noch nicht natürlich und nach den Bildungsprincipien der Gegenwart geordnet sind, die es verlangen, daß der Staatsbürger seine Stellung nach seinem reellen Verdienste und seiner Arbeit, nicht aber nach zufälligen, traditionnellen und heutzutage ganz bedeutungslosen Rücksichten einnehme.

Nachdem er diese hauptsächlichsten Punkte allerdings mehr gereizt und unwillig durchsprochen, als gründlich aus dem herrschenden Principe der deutschen Staatspolitik entwickelt hat, wendet er sich zu dem theoretischen Geiste der deutschen Nation, zu der Religion und Wissenschaft, und sucht nach, warum derselbe immer noch nicht Energie genug besitze, diese unvollkommenen Zustände zu besiegen und dem Vaterlande seine vollständige Organisation und Kraft zu geben. Er findet, obschon er anerkennt, daß nur aus dem Principe des Protestantismus eine neue bessere Zeit entstehen könne, das Christenthum lange noch nicht entwickelt genug, ja vielmehr ganz untauglich, den Staat nach den Erfodernissen der Jetztzeit zu gestalten. Das Christenthum, meint er, weise den Menschen von der Erde auf den Himmel an und dieser Spiritualismus verhindere uns, an der Ausbildung unserer irdischen Verhältnisse einen warmen und aufrichtigen Antheil zu nehmen. Der Verf. vergißt hierbei, daß er früher, als er die concrete Geschichte entwickelte, von dem christlich-germanischen Staate gesprochen hatte; er verwechselt ferner die protestantische Orthodoxie mit dem Wesen des Christenthums überhaupt. Indem er sich zu der Wissenschaft wendet, findet er nur die unerträgliche Eitelkeit und Selbstsucht des Subjects. Die deutsche Philosophie, namentlich der Hegelianismus, tauge darum nichts, weil er stets nur Schule geblieben, weil er sich mit gelehrtem und unpopulairem Beiwerk behangen und dergl.; die speculative Theologie sei nichts Anderes als die alte, abgedroschene französische Aufklärung, die von eiteln jungen Leuten in dunkle Redensarten gehüllt und als neue Weisheit aufgetischt werde. Freilich die Gründe für diese ziemlich barbarischen Behauptungen bleibt uns der Verf. unter dem wiederholten Vorwande schuldig, daß ein näheres Eingehen in diese Dinge hierher nicht gehöre. Allein es bleibt uns kein Zweifel übrig, daß sich der Verf. über seine Kenntniß der Philosophie und ihr Verhältniß zur Gegenwart gar sehr täuscht: er kennt weder gründlich den Stand der heutigen Wissenschaft, noch ist ihm die speculative Arbeit überhaupt bekannt. Um dies zu beweisen, ist nur nöthig, daß man einen Blick auf das neue Princip werfe, womit er der Welt und besonders Deutschland unter die Arme greifen will.

Die deutsche Geschichte ist so voll großer Intentionen, so wenig ohne Abschluß, die Wirklichkeit aber in jeder Hinsicht so unbefriedigend, spricht er, daß eine neue Revolution des Geistes und mit ihr eine höhere Phase aller deutschen Zustände darin angezeigt liege. Aus dem Protestantismus heraus müsse sich ein neues Princip und hiermit eine neue Philosophie entwickeln, die das moralische und politische Deutschland auf die höchste Stufe seiner Blüte bringen werde. Von dieser Philosophie verlangt er aber, daß sie eine wissenschaftliche Entwickelung des innern Menschen durch alle Stadien gebe, oder mit andern Worten, er will eine auf die systematische Logik gegründete Psychologie haben, welche den Geist als ein Ganzes, als einen Organismus betrachtet. Eine solche Psychologie werde erst im Stande sein, den „Grund" der Welt zu lösen, sie werde „einen Gott beweisen, mit dem ein unmittelbares persönliches Verhältniß möglich und nothwendig" sei; diese Philosophie, oder vielmehr Psychologie, werde alle die praktischen und theoretischen Gegensätze nicht „vermitteln", sondern aus eigener selbständiger Wahrheitsfülle aufheben, welche gegenwärtig unser Vaterland und die europäische Welt zerreißen. Nun, was den Verkehr mit dem persönlichen Gott anlangt, so ist dies eine von den vielen Foderungen, welche der gesunde, aber ungebildete Menschenverstand verkehrterweise immer macht, ehe er ans Philosophiren geht; was aber die andern Resultate dieser Psychologie betrifft, wie den Grund der Welt und deren Versöhnung im Denken, so sind das Probleme, die schon gelöst sein müssen, ehe ein Denker daran gehen kann, die Phänomenologie des Geistes systematisch zu entwickeln. Wenn der Verf. nur oberflächlich mit den Schriften Hegel's vertraut wäre, so müßte er alles Das recht gut wissen, so würde er seinem sonst anregenden Buche keinen solch leeren, chimärischen Ausgang gegeben haben. 37.

Correspondenznachrichten aus München.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Noch eine andere, für unsere geselligen und geistigen Verhältnisse sehr bedeutsame Stelle, ich meine die Hoftheater-Intendanz, hat durch den Abgang des Hrn. von Küstner einen neuen Vorstand erhalten, und zwar in dem königl. Kämmerer Grafen Eduard von Yrsch, Hofmarschall der verewigten Königin Karoline. Es wäre ebenso voreilig als ungerecht, über die wahrscheinlichen oder möglichen Folgen dieser Ernennung schon jetzt etwas äußern zu wollen. Graf Yrsch ist bewährt im administrativen Fach, mit dem dramaturgischen Geschäft nicht unbekannt, und wenn er, die höhern Zwecke theatralischer Kunst im Auge, zunächst nur auf dem durch seinen Vorgänger ihm vorgezeichneten Wege fortgeht, so werden die Erfolge seiner Administration für das Bestehen des Instituts wie für die Kunst selber gewiß die erfreulichsten sein. So viel kann ich sagen, wir sehen Hrn. von Küstner ungern von uns scheiden, daher sind ihm auch, besonders in der letzten Zeit, die vielfältigsten Beweise der Achtung von allen Seiten zu Theil geworden. Das Theaterpersonal feierte seinen Abschied bei einem splendiden Festmahl, und mehre hochangestellte Personen bewiesen ihm auf ähnliche Weise ihre Aufmerksamkeit. Ich führe dies an, um die Berliner über die Wahl ihres Königs auch in diesem Stücke zu trösten. Er hat schon den rechten Mann gewählt, der es versteht, einer verfallenen Bühne wieder auf die Beine zu helfen. Er bedient sich dazu allerdings zunächst eines sehr prosaischen Mittels: er bringt zuerst die Rechnungen, das Verhältniß der Einnahmen und Ausgaben in Ordnung und dann sieht er, was übrig bleibt, womit man der Kunst unter die Arme greifen könne, um sie zu fördern und zu heben. Küstner ist mithin kein bloßer Administrator, der mit dem Räderwerk der Maschine gut umzugehen weiß, er versteht es auch, die rechten Hebel einzusetzen, um die eigentlich artistischen Zwecke zu fördern. Vom Beginn seiner Verwaltung im J. 1833 an liegen alljährliche Rechenschaftsberichte vor, die in mehren Zeitschriften und Almanachen öffentlich bekannt wurden und in der letzten Zeit auch einzeln gedruckt erschienen. Ich entlehne daraus folgende für das hiesige Theater interessante Mittheilungen, aus welchen hervorgeht, daß Hr. v. Küstner auf dem Wege der finanziellen Reorganisation der Anstalt die Möglichkeit zu erringen wußte, die artistische zu bewirken. Es haftete zur Zeit seines Eintritts auf dem Theater eine Schuldenlast von 44,000 Fl., worauf seitdem 36,000 Fl. abgezahlt wurden, obgleich fortwährend noch die bedeutendsten Pensionen zu zahlen sind. Zugleich konnte der Besoldungsetat im Allgemeinen um 10,000 Fl. jährlich erhöht werden, während in Allem, was die Vervollständigung der Rollenfächer, die Decorationen, Maschinerien und Costume betrifft, die umfassendsten Verbesserungen ins Leben gerufen wurden. Gleich anfangs gingen mehr denn sieben Hauptfächer ab, für die Oper sowol wie für das recitirende Schauspiel. Die Ausfüllung der Lücken geschah allmälig, aber sicher, und wenn einige Fächer, wie das eines ersten Helden, eines zweiten Liebhabers und einer jüngern Anstandsdame bis in die neueste Zeit unvollkommen besetzt blieben, so ist es bekannt, daß die Schuld davon keineswegs in dem Mangel an Einsicht oder Willen des Intendanten zu suchen sei. Das Fach des ersten tiefen Bassisten wurde durch Pellegrini, das des Bariton durch Krause, die schwierigen Fächer der Tenore wurden durch Diez und Bayer sämmtlich trefflich besetzt. Die Fächer der beiden ersten tragischen Sängerinnen kamen in die Hände der Dem. Hasselt und Mad. Mink, inzwischen und nach deren Abgange, der bei beiden nur in einer Actricenlaune seinen Grund hatte und daher nicht abzuwenden war, in die Hände der strebsamen Dem. Jazedé und der trefflichen, liebenswürdigen Dem. Hetzenecker. Dem. Hartmann (jetzt Mad. Diez) füllt das Fach der Opernsoubretten aufs beste aus. Das Orchester ist eins der ersten in Deutschland, der Chor befriedigt mehr und mehr; an dem Kapellmeister Lachner wurde ein ebenso tüchtiger Director des Orchesters als ausgezeichneter Componist gewonnen, dessen neueste Oper „Katharina Cornaro" bald die Kunde über die europäischen Bühnen machen und den Ruhm ihres Urhebers allgemeiner verbreiten wird. Das recitirende Schauspiel erhielt Herrn und Madame Dahn für die Rollen eines ersten Liebhabers und einer ersten Liebhaberin, Herrn Lang als ersten Komiker, Herrn Jost als Darsteller von Charakterrollen und Intrigants. Eßlair konnte durch Herrn Schenk nicht ersetzt werden. Ebenso gibt das neuengagirte Mitglied, Hr. Wagner, keinen Ersatz für Emil Devrient, dessen Engagement, wie man sagt, anfangs hintertrieben, später durch andere Verhältnisse unmöglich wurde; nach mannichfachen Umwegen und Versuchen gelang es, das Fach der jüngern Anstandsdamen durch Dem. Denker würdig auszufüllen. In der bühnlichen Ausstattung und Anordnung sind die umfassendsten Verbesserungen vor sich gegangen; in den Decorationen suchte man landschaftliche und Localwahrheit, in dem Costum die historische festzuhalten; die Aufführung heroischer Opern bildete immer mehr ein künstlerisches Ganze. Das Ballet blieb untergeordnet und trat, nach ausdrücklichem Befehl, weniger selbständig, sondern mehr nur als dienender Theil der Oper auf, was sehr zu billigen ist. Das sogenannte stehende Repertoire enthält die meisten ältern classischen Werke der deutschen Dicht- und Tonkunst. Possen, zumal Localpossen, gehören in den der Hofbühne zugewiesenen Wirkungskreis; Bearbeitungen französischer Stücke waren nicht selten, doch betrugen sie kaum den vierten Theil der Theaternovitäten. Viele deutsche Stücke wurden nur aufgenommen, um jüngere deutsche, zumal bairische Bühnendichter zu ermuntern. Daher mehrten sich die Ausgaben für Manuscripte und Partituren. Alljährlich wurde durchschnittlich mit einigen 30 Opern und ungefähr 125 Stücken der übrigen Gattungen des Dramas, zusammen mit 160 Stücken abgewechselt, was außerordentlich ist, zumal wenn man bedenkt, daß in der Regel wöchentlich nur vier Spieltage sind. Zum ersten Mal oder neueinstudirt (nämlich nach mehrjähriger Ruhe und mit größtentheils neuer Besetzung) wurden binnen acht Jahren, von 1833—41 im Ganzen 329 Stücke gegeben; davon kamen 47 auf das Etatsjahr 1833—34, 39 auf 1834—35, 36 auf 1835—36, 39 auf 1836—37, 38 auf 1837—38, 41 auf 1838—39, 47 auf 1839—40, 42 auf 1840—41. Seit dem 1. Oct. 1841 (dem Beginn des Etatsjahrs) bis Mitte Januars 1842 wurden 15 neue oder neueinstudirte Stücke gegeben, ungeachtet einer vierzehntägigen Bühnensiesta wegen des Ablebens der verwitweten Königin Karoline; darunter „Patkul" von Gutzkow, „Katharina Cornaro" von Lachner, das Lustspiel „Dumm und Gelehrt" von Plötz und mehre andere. Wenn wir uns an Schröder's und Iffland's Ansichten und Vorschriften halten wollen, nach welchen eine fleißige und thätige Bühne monatlich drei neue oder neueinstudirte Stücke zur Aufführung zu bringen habe, so müssen wir gestehen, daß die münchner Bühne unter Küstner's Leitung, wie aus vorliegender Übersicht erhellt, dieser Foderung reichlich entsprochen habe. Unter den im Etatsjahre vom 1. Oct. 1840 bis 30. Sept. 1841 zum ersten Mal gegebenen oder neueinstudirten 42 Stücken befanden sich acht Opern (darunter zwei von fremden, sechs von deutschen, einschließlich zwei bairischen Componisten), sechs Singspiele und Possen mit Gesang von lauter deutschen Componisten, vier Trauerspiele von deutschen Dichtern, darunter zwei einheimische, E. von Schenk und Löhle, sechs Schauspiele und 14 Lustspiele und Possen, von welchen sechs von fremden, 14 von deutschen, einschließlich sechs bairischen Dichtern herrühren, sowie endlich vier Ballets. Die Intendanz war nur zu loben, wenn sie öfterer neue Stücke von einheimischen Dichtern zur Aufführung brachte; doch hatten sie nur selten bühnlichen, seltener noch poetischen Werth, und wenn wir manches bessere neue Stück auf dem Repertoire vermißten, so war es theils der noch vorhandene Mangel an geeigneten Darstellungskräften, welcher noch nicht hatte gehoben werden können, theils waren es andere, außer dem Bereich der Wirksam-

keit des Intendanten liegende Rücksichten, wodurch ihre Annahme verhindert wurde. An Muth fehlte es dem Vorstande in der That nicht; doch hatte er Ursache, vorsichtig zu gehen und mit der artistischen Verbesserung nur in dem Maße vorwärtszuschreiten, als die bestehenden Mittel und Verhältnisse es gestatteten. Aus dieser und andern Ursachen ist es daher zu erklären, wenn wir Hrn. v. Küstner ungern von uns scheiden sehen und die Besorgniß uns ergreift, daß das Institut, das auf einem so guten Wege war, könne wiederum abwärts gehen. Jedenfalls aber sind Diejenigen im Irrthum, welche in Hrn. v. Küstner nur einen guten Administrator und Finanzmann erblicken und für das berliner Theater etwa eine Hungerperiode, ein eisernes Zeitalter hereinbrechen sehen, indem auch wir die Überzeugung hegen, daß bei einer Bühnenanstalt die finanzielle und artistische Reorganisation sich gegenseitig durchdringen, heben und fördern müssen, daß aber jene die einzig haltbare Grundlage für die letztere ist. Wer die Großartigkeit des Ausgabesystems kennt, wie es bis jetzt an der berliner Bühne herrschte, wird eine Änderung desselben für eine Verbesserung und diese Verbesserung für die Quelle neuer Entwickelungen halten, die zuletzt, wir hoffen es, auch der theatralischen Kunst und der dramatischen Poesie, sowie den deutschen Bühnendichtern selber zu gute kommen werden. 41.

J. L. Scott's Gefangenschaft in China.

Von John Lee Scott erschien eine durch ihre Einfachheit anziehende „Narrative of a recent imprisonment in China after the wreck of the Kite". Mrs. Noble, deren Schicksale bekannt sind, kam bei demselben Schiffbruche in die Gefangenschaft der Chinesen. Scott's Erzählung ergänzt die ihrige und bringt manche Beiträge zur Kenntniß der chinesischen Sitten. Eine Stelle theilen wir hier mit. Nachdem Scott ein Examen vor einem Mandarinen bestanden und auf seine Frage, ob das Schiff Opium am Bord gehabt, eine verneinende Antwort ertheilt hatte, wurde er bei Nachtzeit in ein Gebäude gebracht. „Als ich am Morgen erwachte", erzählt Mr. Scott, „sah ich, daß ich mich in einem Tempel befand. Außerhalb des Gitters war eine geräumige Halle. Auf jeder Seite befanden sich Sitzreihen mit einem breiten Raum in der Mitte; die Seiten des Gebäudes wie die Decke waren ganz platt und schlicht. Innerhalb des Gitters befand sich ein grünseidener Baldachin und unter ihm mehre Götzenbilder, hübsch mit verschiedenfarbigen Seidenzeuchen ausgeputzt. An den Wänden hin standen noch vier Figuren von Lebensgröße, die eine ganz schwarz, die zweite roth, die beiden andern verschiedenfarbig bemalt. Diese stellten, wie ich vermuthete, ihre Götter dar und waren erträglich ausgeführt, obgleich mit denen, die ich später sah, nicht zu vergleichen. Das ganze Gebäude war von Zierathen so entblößt, daß ich ohne jene Götzenbilder nicht auf den Gedanken gekommen wäre, daß es ein Tempel sei. In der Frühe wurde das Frühstück gebracht, welches in süßen Kuchen und in Thee bestand. Als es geendigt war, wurden zwei hölzerne Käfige gebracht; die Chinesen steckten in jeden derselben einen der Unsern und schoben sie außerhalb des Gitters, zum Anschauen für den Pöbel; die Vornehmen und die bessern Classen mit ihren Familien wurden ungefähr zu zwei Dutzenden zu derselben Zeit zugelassen, um uns, die wir innerhalb geblieben waren, zu betrachten; einige Mal wurden wir von Gesellschaften besucht, welche gänzlich aus Frauen bestanden, deren Ansprüche auf Schönheit, in ihren eigenen Augen, darin zu liegen schienen, daß sie ihr Gesicht roth und weiß bemalt und die Füße zu einer hufähnlichen Gestalt verkümmert hatten. Nachdem die in den Käfigen etwa zwei Stunden lang außerhalb aufgestellt waren, wurden sie wieder hereingebracht und durch zwei Andere ersetzt. Diejenigen, welche hereinkamen, erzählten uns, daß die Körper unserer beiden den Tag vorher getödteten Genossen noch mit ihren Fesseln draußen auf dem Grase lägen. Glücklicherweise begann es bald darauf heftig zu regnen, nachdem die beiden Andern hereingebracht waren, und der Haufe zerstreute sich allmälig. Gegen den Mittag erhielten wir unser Mittagsmahl, ein Gefäß voll Reis und Gemüse, und Kuchen und Thee wie zuvor. Unsere Gefangenwärter wollten uns jedoch nie reines Wasser bringen, sondern, wenn wir um einen Trunk baten, brachten sie uns schwachen Thee. Zum Abendbrot hatten wir abermals Kuchen und Thee; dann legten wir uns für die Nacht auf unser Stroh. Den nächsten Tag verbrachten wir auf eine ähnliche Weise; gegen Abend fand eine große Ausstellung der Käfige in der Halle statt; wozu, konnte ich mir nicht denken. Nachdem die Chinesen diese schrecklichen Behälter im Mittelpunkte des offenen Raumes aufgestellt hatten, ließen sie uns Alle hinein, jeden in den seinigen. Ich vergaß noch zu sagen, daß, bevor wir in unsere Käfige gebracht wurden, unsere Gefangenwärter Jedem eine weite Jacke und ein paar schlotternde Überhosen gaben, außerdem so viele Kuchen, als wir bei uns führen konnten. In diesen hölzernen Maschinen — welche denjenigen des Cardinals Balue, wie ich mir einbilde, nicht unähnlich sein mochten, nur daß unsere von Holz und tragbar waren — hatten wir keinen Raum, zu sitzen, zu stehen oder zu liegen, sodaß wir gezwungen waren, uns in einer qualvoll gekrümmten Stellung zu halten. Einige von ihnen hatten oben eine Öffnung, weit genug, um den Scheitel hindurchzustecken; in einen von diesen war ich glücklich genug zu kommen." Späterhin wurde jedoch auch Scott in einen Käfig gebracht, der oben keine Öffnung hatte und worin seine Lage schrecklich und der Kopf immer nach der einen Seite hin eingezwängt war. In diesen Käfigen wurden die Gefangenen in Boote gebracht und den Kanal hinabgefahren, so zwar, daß sich je zwei Käfige in jedem Boote befanden und von einem Offizier und mehren Soldaten bewacht wurden. Später traf er mit dem Capitain Anstruther zusammen, welcher erzählte, daß Mrs. Noble in eben solch einem Käfig gefangen gehalten würde und daß man sie sogar grausamer behandle als die Männer, indem sie, gefesselt wie diese, aus dem schrecklichen Behälter nie herausgenommen würde, sondern darin bleiben müßte. Wir bemerken noch, daß Scott nach fünfmonatlicher Gefangenschaft am 21. Febr. 1841 freigegeben wurde. 5.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Karl's des Kühnen geheimnißvoller Tod ist bekanntlich Gegenstand eines umfassenden Epos in lateinischer Sprache von Pierre de Blarru, das abgesehen von seinem poetischen Werthe als historisches Document namentlich von J. v. Müller in seiner „Schweizergeschichte" vielfach citirt wird. Diese Dichtung, die bisher nur wenig zugänglich war, ist gegenwärtig unter dem Titel: „La Nancéide ou la guerre de Nancy, poème latin par *P. de Blarru* avec une traduction française par *Ferd. Schütz*" (2 Bde.) aufs neue herausgegeben. Bisher hatte man nur wenige benutzbare Ausgaben dieses interessanten Werks. Die beste war von 1518. Außerdem war noch eine von Cayon-Lichault veröffentlichte Auswahl („Souvenirs de la bataille de Nancy") vorhanden. Der neue Herausgeber hat seiner Übersetzung noch eine umfassende Einleitung beigefügt. Er erzählt in derselben das Leben des Verfassers, der aus niederm Stande durch eigenen Fleiß sich zu hohen kirchlichen Würden zu erheben wußte.

Neben Jacob, dem Bibliophilen, der als getreuer Zeichner altfranzösischen Lebens ausgezeichnet ist, hat in jüngster Zeit Pitre Chevalier durch mehre Werke ähnlicher Art sich bekannt gemacht. Seine Dichtungen, in denen historische Ereignisse mit poetischen Erfindungen sich verweben, spielen meistens in der Bretagne, der Geburtsgegend des phantasiereichen Dichters. So sein jüngstes Werk: „Michel Columb, le tailleur d'image" (2 Bde.), in dem er ein lebensfrisches Bild jenes eigenthümlichen, romantischen Landes gibt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1842.

Karl Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Ed. Müller. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1841. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schon einige Jahre vor seiner letzten Reise hatte K. O. Müller an eine Geschichte der griechischen Literatur Hand angelegt, der größere Theil des Werkes war sogar bereits niedergeschrieben, und wäre er zurückgekehrt, so würde die Vollendung und Herausgabe wahrscheinlich das erste literarische Geschäft in der Heimat gewesen sein. Dem sollte nicht so sein; weder vollenden noch herausgeben sollte er sein Werk: dem Bruder fiel diese Sorge als ein theures Vermächtniß zu —, so bestimmte es der letzte Wille, kurz vor dem Beginn der Reise nach Griechenland aufgezeichnet. Wie die hinterlassene Schrift jetzt an das Licht tritt, von Eduard Müller herausgegeben, dem dritten in der Reihe der trefflichen Brüder, durch seine „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten" rühmlichst bekannt, ist sie völlig das Werk des Entschlafenen, der genaue und möglichst fehlerlose Abdruck des vollkommen druckfertigen Manuscripts; nur einzelne Partien von verhältnißmäßig geringem Umfang mußten nach einem nicht völlig lesbaren Brouillon mit Hülfe der kürzlich erschienenen englischen Bearbeitung ans Licht gestellt werden —, zu Zusätzen eigener Hand, wären es auch nur Citate späterer Werke, glaubte der Herausgeber sich nicht berechtigt. Nach der ursprünglichen Anlage sollte die „Geschichte der griechischen Literatur" im ersten Bande die Ausbildung der Poesie und Prosa vor der Zeit des Vorherrschens der attischen Bildung verfolgen, im zweiten Bande die Blüte der Dichtkunst und Beredtsamkeit in Athen schildern und im dritten die Geschichte der griechischen Literatur in dem Zeitalter nach Alexander darstellen. Die beiden ersten Abschnitte fanden in dem Manuscripte sich vollständig vor, leider mit Ausnahme der wichtigen Abschnitte über Plato und Demosthenes; leichter läßt sich das Fehlen des dritten Bandes verschmerzen, denn K. O. Müller gedachte überhaupt ihn nur in der Kürze zu behandeln, da während dieses Zeitraums die Literatur, obschon reicher an Schriftwerken als vorher, doch jetzt nur Sache der Gelehrten geworden und ihren belebenden Einfluß auf die Masse des Volks verloren hatte.

Wir erkennen in diesen Worten zugleich eine Andeutung über die Tendenz der vorliegenden „Geschichte der griechischen Literatur"; man erwarte hier nicht ein streng gelehrtes Werk, den weitläufigen Anhang der Loci, Hypothesen und kritischen Berichtigungen der Darstellung beifügend, noch ein durchaus wissenschaftliches, das von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus die gesammten Erscheinungen der Literatur als ebenso viele geistige Gestaltungen und Formen des Hellenenthums schematisirt. Es sei nicht die Absicht, bemerkt die Einleitung, hier die vielen Hunderte von Schriftstellern namhaft zu machen, deren Schriften in der Bibliothek von Alexandrien nach vielen andern Unglücksfällen von dem Khalifen Omar verbrannt sein sollen, vielleicht nicht so sehr zum Schaden der Menschheit, als es scheint, da sich schwerlich eine neue Literatur hätte bilden können, wenn diese erdrückende Masse von Büchern aus dem Alterthume herübergerettet wäre; nicht die Streitigkeiten der philosophischen Schulen, die Theorien der Grammatiker und Kritiker, die allmälige Erweiterung der Naturwissenschaften unter den Griechen, kurz diejenigen Theile der Literatur sollten hier nicht behandelt werden, welche nur einzelne Gelehrte von Profession beschäftigten und nur auf Gelehrte zurückwirkten. Die letzten Worte K. O. Müller's sind der Jugend gewidmet, er rechnet vorzüglich auf jugendliche Leser seines Werkes.

Wir haben es hier mit der griechischen Literatur als einem Haupttheile der Bildung des Volkes zu thun, und unsere Aufgabe ist, zu zeigen, wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die classischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus den Zuständen ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgegangen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen andern reichbegabten Nation entfaltet.

Ein unvollendetes Werk also, wie man sieht, aber, setzen wir mit dem trauernden Bruder hinzu, es bricht dieses letzte Werk des Verstorbenen gerade so ab wie sein Leben, ein Bild frischer Kraftäußerung, lebendiger, fröhlicher, die glänzendsten Höhepunkte hier erreichender, dort sich ihnen nähernder Entwickelung steht es uns vor Augen: von ermattender Kraft keine Spur. Ein Werk, der Jugend gewidmet, nur für populaire Interessen geschrieben, aber populair in des Wortes voller Bedeutung ge-

nommen; so reicht ja die Aufgabe an die höchsten Ziele der Wissenschaft, denn nur die vollendete Erkenntniß, des Stoffes nach allen Seiten hin mächtig, findet gerade den Punkt heraus, von dem aus der Gegenstand sich in seiner ganzen Tiefe und nach allen Strahlen seines geistigen Gehalts darstellt und sein helles Licht das Auge doch nicht blendet, sondern das noch schwache zu allmälig wachsender Einsicht und Klarheit erzieht. So wird jeder dieser scheinbaren Mängel, recht erwogen, zu einem Vorzuge; ohne solchen Gegensatz und seine nähere erklärende Ausdeutung, sogleich von vornherein dürfen wir die Meisterschaft in der Form für unser Werk in Anspruch nehmen. Die neuere Schule der Philologie, die realistische, indem sie nicht die einzelnen Seiten allein, sondern, von der allen gemeinsamen Idee des Antiken getragen, die Summe des Alterthums darzustellen sich bemüht, ist, kann man sagen, wesentlich eine historische Disciplin geworden. Abgesehen von den Foderungen, welche daraus für den Inhalt der gesammten Alterthumswissenschaft als eines größern und zusammenhängenden Ganzen resultiren, ist, worauf es uns hier vorzüglich ankommt, auch in formeller Beziehung dieser Schule eine höhere Aufgabe zugefallen, die Aufgabe nämlich, das bruchstückartige Material in einen harmonischen Körper umzubilden, dessen Leben in allen, auch den entferntesten, scheinbar todtgeborenen Gliedern pulsirt. Dies geschieht nun nicht, so wenig in der Weise der speculativen Historiker, die, ihre Kategorien im Hinterhalt, nur gerade so viel des Concreten an- und aufnehmen, als nöthig ist, um die dürre Formel mit einigem Fleisch und Blute zu bekleiden, ebenso wenig als auf dem Wege, den die Anhänger der realistischen Schule meistens einschlagen, durch emsiges Zusammentragen und Sammeln des Stoffes — eine reine Holzhackerarbeit, wie wir einmal einen Philologen sein Tagewerk bezeichnen hörten —, indem man dann das erdrückende Material nach dem ersten besten Schema des gewöhnlichen Lebens vertheilt und ordnet, etwa, wie dies vorgekommen, die olympischen Roßspiele nach den verschiedenen Arten der Rosse, nämlich Hengste oder Stuten oder auch Hengste und Stuten. Nicht allein die historische Darstellung, sondern auch die historische Forschung ist eine Kunst, deren äußerliches mechanisches Handwerk, Quellenstudium, Kritik u. s. w., doch nicht ihr geheimes inneres Treiben mit Worten sich berechnen läßt: von dem Meister, seine Art beobachtend und sorglich nachbildend, lerne hier der Schüler und wer Herr zu sein meint, da er bisher nur Knecht und Handlanger gewesen. Denn nirgend tritt uns die sichere, aus dem Gegenstande selber aufkeimende Anschauung und Fixirung historischer Ideen so naturfrisch und lebendig entgegen als in K. O. Müller's antiquarischen Schriften; selten war der feine Takt, der in der einzelnen historischen Erscheinung sogleich den geheimen Pulsschlag des Geistes erkennt, der überschauende Blick, der die so erzielten Gedanken, je nachdem sie sich gegenseitig anziehen und abstoßen, zu umfassendern Ideen herausbildet, auf gegebener Grundlage so plastisch vollendet, wie in ihm, den die Wissenschaft wie die kranke Georgia Augusta noch lange als unersetzlichen Verlust beklagen wird. Er kannte nicht allein Hellas, er war Hellene!

Es liegt in der Natur eines solchen mehr populairen Interessen gewidmeten Werkes, daß die Partien, welche noch des wissenschaftlichen Abschlusses harren, bei denen also nur eine ausgeführte gelehrte Exposition den schwankenden Stand der Dinge darlegen könnte, die Erwartung nicht völlig befriedigen, daß z. B. sogleich die ersten Capitel über Sprache und Religion der Griechen, als die geistigen Thätigkeiten, welche der poetischen Composition vorangehen und ihr zu Grunde liegen, nachher über den Gang und Charakter der vorhomerischen Poesie mehr nur fragmentarisch hingeworfenen Reflexionen als einer gesetzlich fortschreitenden Composition gleichen; selbst die darauf folgende geistvolle Exposition der Grundgedanken in der „Ilias" und der „Odyssee" wird noch vielfach durch die Rücksichten verkümmert, welche seit dem „Raubthier" die kritischen Forschungen über Homeros auferlegen. Überall dagegen, wo die Untersuchung auf dem Boden des Gegebenen steht, treten uns Gestalten in festen, ausgeprägten Formen entgegen, die Heroen der hellenischen Literatur und ihre ewigen Thaten. Meistens führt dabei der nächste einfachste Weg zum Ziel: die Beziehungen eines Schriftstellers zu dem besondern Stamme und Zeitalter, welchem er angehört, führen zu der Charakteristik des Autors und seiner schriftstellerischen Tendenzen, die endlich in dem innern Getriebe der einzelnen uns überlieferten Werke nachgewiesen werden, nachdem der stoffliche Inhalt angegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Freiheit, akademische Freiheit. Eine Abhandlung von C. H. Ferdinand Koch. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 12½ Ngr.

Das Verhältniß der Wissenschaft und der Institutionen, die als zu ihrer besondern Pflege berufen sich in Deutschland herausgebildet haben, der Universitäten zur Staatsgewalt, die innere Organisation derselben u. s. w. hat seit langer Zeit schon unsere besten Köpfe und ausgezeichnetsten Geister beschäftigt. Viele haben in besondern Werken ihre Ansichten darüber niedergelegt, fast kein bedeutender Schriftsteller existirt bei uns, der nicht wenigstens gelegentlich seine Bemerkungen darüber ausgesprochen hat. Sicher wird dieser Gegenstand auch noch ferner einen bedeutenden Theil unserer socialen und politischen Literatur bilden, und von der praktischen Lösung der dahin schlagenden Fragen wird es abhängen, ob noch ferner unsere Hochschulen den innersten Sitz und die höchste Spitze der Wissenschaft darstellen werden, oder ob dieselbe sich andere Stätten, andere Organe suchen wird.

Wenn wir diese kleine Schrift mit der Erwartung zur Hand nahmen, irgend eine Bereicherung oder Förderung dieses Capitels unsers Nationallebens darin zu finden, so sind wir sehr unangenehm getäuscht worden. Im ersten Abschnitte handelt der Verf. „Von der menschlichen Freiheit im Allgemeinen". Er stützt seine Untersuchung auf die Lehre vom Sündenfall, und aus der Darstellung geht weiter nichts hervor, als daß er Julius Müller's Buch über die Sünde ziemlich fleißig studirt hat. Abgesehen aber davon, daß die Gegenwart mit diesem theologischen Standpunkte des Verf. nicht eben einverstanden sein möchte, so ist es eine unstatthafte Verwechselung der Begriffe, die schon viel Verwirrung hervorgebracht hat, daß man zwischen der metaphysischen Freiheit der Menschen und zwischen

ihrer rechtlichen und bürgerlichen Freiheit nicht scharf unterscheidet. Die erstere mag dahingestellt sein, die verschiedenen philosophischen Systeme mögen bald auf unbedingte Abhängigkeit des Menschen, bald auf einen mindern oder größern Grad von Freiheit hinauslaufen, die Möglichkeit und die Berechtigung zu einer freien Stellung unsern Mitmenschen gegenüber ist etwas absolut Gewisses, durch Geschichte und sittliches Bewußtsein Gegebenes. Dasselbe Wort Freiheit bedeutet hier zwei ganz verschiedene Sachen; das eine faßt das Verhältniß des Menschen zu Gott, zur letzten Endursache, zur Vorsehung, zum Absoluten, oder wie der einzelne Mensch es nun nach seinem Glauben oder seiner philosophischen Richtung nennen mag, ins Auge; das andere bezeichnet ein Verhältniß des Menschen zu seinem Mitmenschen. Eine Ansicht, welche die menschliche Willensfreiheit in letzter Instanz völlig negirt, kann dabei immer bürgerliche Freiheit in vollem Maße anerkennen und statuiren.

Der zweite Abschnitt spricht nun weiter aus, daß die akademische Freiheit zuletzt weiter nichts sein kann, als jene allgemein menschliche, absolute.

Der dritte Abschnitt handelt „Von der akademischen Freiheit im Leben". Der Verf. erklärt sich gegen die Duelle, hält die Freundschaft für etwas recht Gutes, die Geschlechtsliebe für etwas noch viel Höheres, misbilligt aber sinnliche Ausschweifungen. Alle übrigen akademischen Verhältnisse übergeht er mit Stillschweigen. Ein höchst armseliges Capitel.

Den vierten Abschnitt hat der Verf. überschrieben: „Von der akademischen Freiheit im Staate." Er wirft hier die Frage auf, ob der Staat überhaupt mit akademischer Freiheit unverträglich sei, und verneint sie. Da aber überhaupt Niemand eine solche absurde Behauptung aufgestellt hat, so war diese obenein noch sehr triviale und flache Widerlegung gewiß sehr überflüssig und ein willkürlich hervorgerufenes Gefecht mit Windmühlen. Eine ganz andere Frage ist die, ob nicht gewisse Gesetze eines bestimmten Staats die akademische Freiheit beeinträchtigten und wie überhaupt das Verhältniß der Universität in jetziger Zeit zur allgemeinen Staatsgewalt zu bestimmen und festzusetzen sei. Hieran hätte sich eine Kritik der einzelnen jetzt bestehenden Anordnungen der allgemeinen Staatsgewalt in Deutschland rücksichtlich der verschiedenen Universitäten anschließen müssen. Von alledem sagt der Verf. kein Wort uno wir können uns zu diesem Stillschweigen zuletzt nur gratuliren, denn nach der pfäffisch-servilen Sinnesweise des Verf. würde doch nicht viel Erquickliches zum Vorschein gekommen sein. Dagegen zieht er die Gelegenheit mit Haaren herbei, um der absoluten Monarchie eine Lobrede zu halten und die constitutionelle zu verspotten. Etwas Alberneres als diese politische Digression läßt sich jedoch nicht denken. Die absolute Monarchie wird auf folgende Weise angepriesen: „In allgegenwärtiger, allmächtiger, heiliger Persönlichkeit regiert der dreieinige Gott seine Schöpfungen. Darum ist auch in seiner Regierung Einheit des Planes, Kraft des Beherrschens und die Gewißheit einstiger Vollendung. Und wenn nun Alles, was göttlich ist, als der Nachahmung werth erscheint, warum nicht auch die Art der göttlichen Regierung, in welcher die Welten umspannt werden? Warum nicht also auch die Monarchie?" u. s. w. Weiter unten heißt es: „Wenn nun aber die Constitution, vorzüglich die durch Montesquieu anempfohlene und nach ihm hier und da recipirte, abgesehen von jedem philosophischen Standpunkte, von welchem aus sie consequenter- oder inconsequenterweise verlangt werden möchte, sich dadurch zu empfehlen scheint, daß sie jener möglichen, allzu großen und ausschweifenden Willkür des Regenten festbestimmte Schranken setzt: so ist dies, abgesehen davon, daß die Regierungen in vielen Fällen am Ende doch ihren Willen durch ein nach und nach servil gemachtes Ministerium durchgesetzt haben, im Grunde genommen nichts Anderes, als ein zu weit gehendes Mistrauen, welches man gegen die göttliche Providenz hegt." Der Verf. gibt sich viele Mühe, sich auf eine Weise auszusprechen, die man jetzt vorzugsweise die eigentlich christliche nennt, und mag auch seine guten Gründe dazu haben. Hier aber fällt er in seinem Eifer, sich zu empfehlen, doch offenbar aus dem Christenthume in einen wahrhaft türkischen Glauben. Ebenso gut kann er alle übrigen vernünftigen Vorkehrungen der Menschen, z. B. gegen die Pest u. s. w., als ein „zu weit gehendes Mistrauen gegen die göttliche Providenz" bezeichnen. Wir fürchten, daß der Verf. sich doch etwas verrechnet hat, wenn er bestimmte Zwecke für seine eigene Person bei Abfassung dieser Schrift im Auge hatte. Selbst seine spätere Äußerung über die jetzigen Zustände in Frankreich, von der er sich gewiß die beste Wirkung versprochen hat, möchte doch etwas zu grell und barbarisch sein. Wir geben auch diese unsern Lesern zum Besten, werden uns jedoch nicht wundern, wenn sie sich mit einigem Abscheu von diesem Candidaten der Theologie wegwenden. „O! Ludwig Philipp, wir hier in Deutschland, wir beklagen dich, nicht deshalb zwar, daß du jedesmal, ehe du unter dein Volk trittst, welches du so sehr liebst, allemal beten mußt: ‚Herr, in deine Hände befehle ich meine Seele'; denn in der Grundstimmung, die dieses Gebet hervorruft, soll jeder Christ zu jeder Zeit sich befinden; aber darin beklagen wir dich mit Recht, daß du ein König bist und es nicht sein darfst! Wenn es Cartouche war, welcher auf dem Grèveplatze das Schauspiel einer mit Gerechtigkeit waltenden Vorsehung gab wegen mancherlei und schaudervoller Verbrechen, so sollten auch Jene, welche sich des intendirten Verbrechens des Königsmordes schuldig gemacht haben, auf demselben Platze enden. Und nicht etwa sollten sie durch einen einzigen Streich mit dem Schwerte des Henkers vom Leben zum Tode befördert werden, nein, von unten auf bis an den Leib gerädert, an jeden Fuß und an jede Hand mit Stricken an Pferde gebunden, sollten sie zerrissen werden. Verbrechen, welche finstern Jahrhunderten angehören, in welchen das Christenthum noch nicht waltete, oder in den Gemüthern sich noch nicht entfaltet hatte, sollten auch solche Strafen nach sich ziehen, die in jenen Zeiten auf dieselben erfolgten; denn das Christenthum, recht erfaßt und in sich aufgenommen, läßt zwar Verbrechen nicht geschehen, hindert aber auch nicht, daß, wenn sie außerhalb desselben oder mit seiner Verleugnung geschehen sind, sie auch ihrer Schmählichkeit und Schändlichkeit gemäß gestraft werden, weil es die Religion ist, die, wie sie die Liebe, so auch die Gerechtigkeit Gottes auf gleiche Weise geltend macht. Darum weg mit sentimentaler Empfindelei und geschminktem Erbarmen, schnöde und abscheuliche Verbrecher von unten auf gerädert, und wenn es Majestätsverbrecher oder gar Gottesleugner sind, von wilden Pferden zerrissen!" Eine solche Sprache zu widerlegen, halten wir unter unserer sittlichen Würde. Also das Vorrecht eines Königs besteht in Rädern und Viertheilen, und Ludwig Philipp hat nicht aus Edelmuth, sondern aus Furcht Die begnadigt, welche ihm nach dem Leben strebten. Wenn unser Candidat der Theologie sich auch nicht zum Superintendenten oder Hofprediger qualificiren möchte, wie er doch wahrscheinlich glaubt und hofft, so entwickelt er dagegen vortreffliche Eigenschaften zu einem Posten, zu dem die Candidaten jetzt immer seltener werden. Das Scharfrichteramt fängt an nicht sehr beliebt zu sein, weil es dem sittlichen Bewußtsein der meisten Menschen zu sehr widerstrebt. Unserer Ansicht nach nun freilich sollte der Staat von keinem Menschen eine unsittliche Handlung verlangen, wenn er sich derselben nicht mitschuldig machen will. Wer selbst die Ausübung des Köpfens oder Räderns rücksichtlich seiner Person für etwas Unsittliches hält, der möge es auch seinem Mitmenschen nicht zumuthen. So lange aber die Staatsgewalt sich für Hinrichtungen noch nicht zu gut hält, so lange ist es ein wahres Glück für sie, wenn sie so eifrige und überzeugungsvolle Handlanger findet, als welcher sich unser Candidat ausweist. Als Resultat dieses vierten Abschnitts hofft der Verf., daß „das verrufene Politisiren sich immer mehr unter den Commilitonen verlieren möge".

Der letzte Abschnitt: „Von der akademischen Freiheit in der Wissenschaft", bezieht sich auf specielle Vorfälle in Halle selbst. Es mag sein, daß bei dem schroffen Gegensatze, der in den theologischen Ansichten der halleschen Professoren der Theologie stattfindet, eine unparteiische Prüfung der Candidaten nicht wohl möglich und daß ein rationalistischer Professor einen orthodoxen Candidaten im Examen nicht eben wohlwollend behandeln mag. Wenn der Verfasser nun auch dergleichen selbst erfahren und wohlbegründete Ursache, sich zu beklagen, haben mag, so können wir doch den gemeinen, boshaften, rachsüchtig-hinterlistigen Ton, in welchem die ganze Anklage gehalten ist, auf keine Weise billigen. Entweder gehe der Verf. mit der Sprache gerade heraus und führe specielle Facta an, oder er bleibe bei allgemeinen Facten stehen. Diese indirecte Art der Anschuldigung aber: „Es könnte doch sein, es wäre gar möglich, daß Dieses oder Jenes vorkäme", und dann die Erzählung eines speciellen Falls, wobei man deutlich sieht, daß der Verf. ihn als wirklich geschehen betrachtet, das ist keine edle Weise der öffentlichen Anklage. Das Einzige, was der Verf. dadurch erreicht, ist die Verhinderung einer Injurienklage gegen ihn; aber wer sich in seinem Rechte gekränkt glaubt, muß entweder schweigen oder eine solche nicht scheuen.

Die Schrift ist übrigens in einem Tone geschrieben, der halb kathedermäßig, halb pfäffisch, durchweg aber geschmacklos ist. Sie gibt abermals einen traurigen Beweis, wie schnell sich Liebedienerei und Maulschwätzerei einstellt, sobald von oben herab eine gewisse Gesinnung als wünschenswerth geäußert wird. Und einen traurigen Beweis liefert sie ebenfalls davon, wie niedrige Seelen den Gedanken und die Sinnesweise eines geistreichen und frommen Fürsten aufs gröblichste mißzuverstehen im Stande sind. 12.

Shakspeare-Literatur.

Nächst der Bibel hat verdrehte und verkehrte Auslegungssucht, die oft bis an Wahnwitz streifte, nicht leicht einen größern Tummelplatz gefunden als Shakspeare's unsterbliche Werke. Man hat zwar noch nicht die Buchstaben und Sylben seiner Dramen gezählt, aber welche wunderliche Käuze haben an seinen Blättern genagt! Vor uns liegt ein Katalog aller Bemühungen, sie zu erläutern, zu deuten und zu deuteln. Er führt den Titel: „Shakspeariana: a catalogue of the early editions of Shakspeare's plays and of the commentaries and other publications illustrative of his works", von James Orchard Halliwell (London 1841). Titel beachtungswerther Schriften stehen in diesem Werke neben wahren Blumenlesen menschlicher Narrheit. Im Allgemeinen enthält es indessen nicht viel, was nicht schon in einer früher (1827) erschienenen Schrift ähnlichen Titels verzeichnet wäre. Seit Erscheinen von Halliwell's Werke hat aber die Shakspearomanie, von der bereits Grabbe gesprochen, nicht geruht. Die Flut dieser Literatur ist immer im Steigen begriffen. Halliwell selbst hat ein Schriftchen über die Person des Falstaff („The character of Sir John Falstaff", London 1841) veröffentlicht.*) Man hat sich unnütze Mühe gegeben, historisch nachzuweisen, daß der große Poet den edeln Oldcastle, der auf diese Art (Gott weiß mit welchem Rechte) eine Art geschichtlicher Person geworden ist, in seinem Falstaff gezeichnet habe. Gewiß hat Shakspeare nicht ein bestimmtes Modell vor Augen gehabt, sondern wenn ihm gerade eine Erscheinung, wie Oldcastle gewesen sein mag, bekannt war, so hat er ihr unzählbare kleine Züge angehängt und so eine Person geschaffen, wie er sie brauchte. Wenn er also die Thoren zu schildern gehabt hätte, die in seine Werke das Licht in finstern Säcken tragen wollen, so würde er nicht diesen und jenen unendlich gelehrten Commentator hernehmen, sondern aus allen sich ein sauberes Stückchen zusammenzuschmelzen wissen. Unter dem vielen Schlechten und Abgedroschenen, was über den großen Briten zu Markte gebracht wird, zeichnet sich vortheilhaft aus: „Reasons for a new edition of Shakspeare's works", von T. Payne-Collier. Der Verf., schon bekannt durch eine werthvolle „History of english dramatish poetry", berichtigt hier eine beträchtliche Anzahl von Fehlern und Versehen, die den scharfbebrillten Augen der gelehrten Shakspeare-Commentatoren und -Editoren zum Trotz im Texte geblieben sind. Dieses Werk macht Epoche in der Geschichte der Shakspeare-Literatur. Es hat bereits eine Gegenschrift hervorgerufen, in der einer der neuesten Herausgeber Shakspeare's einige Behauptungen Collier's zu widerlegen sucht („Postscript to the sixth volume of the pictoral edition of Shakspeare by Charles Knight", London 1841). So beachtungswerth Collier's „Reasons" sind, so leer und nutzlos ist „The philosophy of Shakspeare extracted from his plays and interspersed with remarks", von Michael Henry Rankin (London 1841). Leer kann man indessen das Buch eigentlich nicht nennen, denn mehr als die Hälfte davon ist mit Citaten aus den Dramen des Dichters gefüllt. Die trostlosen Verwässerungen und Salbadereien abgerechnet, die der Verf. beisteuert, ist es so ziemlich in der geistlosen Art von Anthologien, die unter dem Namen Beauties oder Spirits eine Zeit lang in England bedeutend an der Mode waren und die sich auch in Deutschland eingeschlichen zu haben scheinen. Wer sich an Shakspeare's unerschöpflichen Witz gewöhnt hat, lasse ja ein trauriges Hanswurststück unberührt, in dem ein hohler Kopf mit der Maske des großen Meisters spielt. Wir meinen „Rummeo and Judy; or Oh this love! this love! this love! A serio-comic-parodi-tragodi-farcical-burlesque, in two acts", von Horace Amelias Lloyd (Edinburg). Zu Paris erscheint in Lieferungen eine prachtvoll ausgestattete Übersetzung von Ch. Lamb's bekanntem Werke u. d. T.: „Mémorial de Shakspere." Die Übersetzung ist von M. Borghers und sehr gelungen, die Einleitungen von Philarète Chasles und Amedée Pichot, zwei gründlichen Kennern der englischen Literatur, geistvoll und belehrend, die Kupfer und Vignetten, mit denen das Werk reich verziert ist, bieten eine wahre Augenweide, und so ist das Ganze im hohen Grade den Freunden Shakspeare's zu empfehlen. Es ist ein glänzendes Monument und ein sprechender Zeuge für die wachsende Anzahl von Anhängern, die der von Voltaire noch un monstre gescholtene Dichter gegenwärtig in Frankreich zählt. Wären nur erst die schrecklichen Verhunzungen der Shakspeare'schen Stücke von Ducis durch bessere Bearbeitungen ersetzt und von der Bühne verdrängt! 32.

Mit großem Eifer fährt die Shakspeare-Gesellschaft in England fort, alle ihr zugänglichen auf Shakspeare bezüglichen Actenstücke zu veröffentlichen. So befinden sich unter der Presse: Ein altes Stück vom Timon von Athen, welches dem „Timon" Shakspeare's voranging und woraus er die Gastmahlsscene und andere in seinem Drama vorkommende Partien entlehnte; eine Sammlung aller Actenstücke, welche auf Shakspeare's Lebensereignisse irgendwie Bezug haben; das Tagebuch Philipp Henslowe's innerhalb der Jahre 1590 und 1610, wovon Malone nur Theile und zwar unvollständig drucken ließ, nach dem im Dulwich-College befindlichen Originalmanuscript; die Gespräche zwischen Ben Jonson und Drummond von Hawthornden, im J. 1619. Interessant ist namentlich für uns Deutsche, daß auch ein frühes deutsches Drama, „Die schöne Sidea", mitgetheilt werden wird, wovon man glaubt, daß es die Übersetzung eines englischen Stückes sei, aus dem Shakspeare den Stoff zu seinem „Sturm" entlehnte. Außerdem werden noch die Übersetzungen von drei andern deutschen Dramen folgen, die man für ähnliche Bearbeitungen von Dramen hält, welche Shakspeare zu seinen Stücken „Viel Lärmen um Nichts", „Die beiden Edelleute von Verona" und „Titus Andronikus" benutzte. 2.

*) Vgl. eine Notiz in Nr. 41 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 58. — 27. Februar 1842.

Karl Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Ed. Müller. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Statt eines trockenen Auszugs, denn mehr erlaubte nicht der Raum, wollten wir alle diese reichen Massen überblicken, heben wir einzelne der interessantesten Partien in genauerm Eingehen heraus. Im Einklange mit ihren dürftigen Mythen, entwickelt das Capitel „Hesiodos", finden wir die Böoter auch durch ihre ganze Geschichte als einen zwar kräftigen, unverweichlichten Schlag von Menschen, doch der Geist kann aus dem körperlichen Leben sich nicht recht hervorarbeiten und ist meist auf die Sorge des nächsten Bedürfnisses beschränkt. Diese böotischen Zustände sind völlig das prosaische Gegenbild Hesiodischer Poesie.

In allen Hesiodischen Werken wird man das mächtige Walten einer jugendlichen Poesie vermissen, wie sie bei Homer die Bildung eines erhabenen Heldenalters mit dem heitersten Behagen und einem unersättlichen Vergnügen in allen Partien ausmalt und zu den schönsten Gestalten, über die kein Wunsch mehr hinausgehen kann, abrundet. Mit dieser reinen Freude und Sorglosigkeit sich einem Strom poetischer Vorstellungen zu überlassen und in den sanft sich anschmiegenden Wellen zu spielen und zu scherzen — denn auch der Scherz und ein schalkhaftes Lächeln ist der Ausbildung der Homerischen Poesie nicht fremd —, das ist nicht die Weise des Hesiodos. Seine Poesie ringt sich aus dem Gedränge des bedürftigen Lebens los, um das Leben zu veredeln oder doch erträglicher zu machen; melancholisch über das Loos des menschlichen Geschlechts überhaupt und betrübt über die Verderbniß des geselligen Zustandes, die die heitere Lebensfreude verkümmerte, sucht doch der Dichter Gedanken zu verbreiten, oder einen Glauben zu gewinnen, wodurch das Leben, es sei nun wirklich verbessert oder im Zusammenhange einer höhern Schicksalsordnung gefaßt und mit beruhigtem Gemüthe ertragen werden könnte.

Die Charakteristik der einzelnen Epopöen des Hesiodos oder vielmehr der Hesiodischen Schule individualisirt sodann dies allgemeine Urtheil. Die „Werke und Tage" verkündigen die unerschütterlichen Ordnungen und ewigen Gesetze des Lebens, die Gabe der Götter, die die Gerechtigkeit im Menschenleben schützen, die Arbeit als den einzigen Weg zum Wohlsein bestimmt und das Jahr selbst so geordnet haben, daß jegliches Werk seine rechte und dem Menschen erkennbare Zeit darin finde. Die „Theogonie" ordnet die Masse der mannichfachen Mythen und Überlieferungen über die Götter der Hellenen und entwirft ein zusammenhängendes Bild von ihren Geschlechtern und Herrschaften und überhaupt von der ganzen Geschichte der griechischen Götterwelt, nicht in blos sammlerischer Weise, nicht nach abstracten Philosophemen, sondern durch eine continuirliche Grundidee getragen, die das Leben der Welt gewissermaßen als einen animalischen Organismus, das Verhältniß des Ursprünglichen zu dem Abgeleiteten und Entwickelten als Zeugung, Wachsthum und Herrschaft einer Göttergeneration auffaßt; sobald ein Geschlecht entwickelt ist, werden die Ereignisse erzählt, durch welche sie das frühere überwand und zur Herrschaft gelangte. In beiderlei Werken aber — der andern zu geschweigen — mag der Dichter Lehren einer bürgerlichen und hausväterlichen Weisheit verkündigen, die einen an schlimmen Gebrechen leidenden politischen Zustand und einen zerrütteten Hausstand in Ordnung bringen sollen, mag er die wuchernde Mannichfaltigkeit der Erzählungen über die Götter, die ein religiöses Gemüth nicht minder beunruhigen mußten als jener gesellige Zustand den Staatsbürger, in einen Zusammenhang zu bringen suchen, worin jedem Götterwesen sein bestimmter Platz und auch dem Menschengeschlechte sein Platz so zugetheilt wurde, daß der Einzelne sich darein ergeben muß — überall erscheint nicht die Poesie als das einzige Streben des Dichters, dem er sich allein hingibt und von dem alle seine Gedanken ihre Richtung erhalten, überall mischen sich in gewissem Sinne praktische Interessen ein, der poetischen Schönheit allerdings zum Schaden, aber auch ehrwürdig durch das Bemühen, das Leben in einer tüchtigen Weise zu ordnen.

Mit besonderm Interesse lesen wir die Abschnitte über die drei großen Tragiker der Hellenen, nämlich die Charakteristik des Sophokles, der, möchten wir auf eigene Hand behaupten, dem deutschen Sinne am nächsten steht; seine Stücke, wie das echt deutsche Schauspiel, nach innen gewandt und in dem dramatischen Stoffe mit Vorliebe die Entwickelung der Charaktere und ihrer Leidenschaften und die psychologische Motivirung, beides stets zu sittlichem Endzweck in den Vordergrund stellend. Äschylos' Tragödie bezeichnet K. O. Müller als eine politisch-patriotisch-religiöse: in seinen dramatischen Trilogien waren

die großen Mythenkreise der hellenischen Nation dramatisch ausgebildet worden, die Geschicke ganzer Geschlechter, Stämme und Staaten auf solche Weise ausgeführt, daß aus der größten Verwickelung und Verdunkelung das Walten einer höhern Macht und Weisheit hervortrat und der Hörer in ihnen die göttlichen Fügungen in der Geschichte seiner Nation erblickte. Und doch blieb nach so mächtigen Schöpfungen noch der schönere Kranz für Sophokles zurück! Plutarch hat uns eine Äußerung des Sophokles aufbewahrt, die den Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung und damit zugleich das Wesen der Sophokleischen Muse ausspricht: er sei, habe er gesagt, nachdem er den Pomp des Äschylos mit den Kinderschuhen ausgetreten und dann noch eine gewisse herbe und strenge Weise, die aus übergroßer Künstlichkeit entstanden, abgelegt, zu dem Style gelangt, den er selbst für den geeignetsten zur Darstellung von menschlichen Charakteren und für den besten erachtet. Es war eine völlige Umgestaltung des ganzen Wesens der Tragödie, darauf deuten schon die Veränderungen in dem Äußerlichen, der Technik hin. Dies schon, daß Sophokles, wenn auch das Staatsgesetz und aller Brauch stets drei Tragödien und ein Satyrdrama foderte, doch den innern Verband dieser Stücke auflöste und nicht sowol in allen dreien eine mythische Begebenheit, als drei verschiedene Werke der Poesie zur Aufführung brachte, deren jedes seinen Mythus behandelte. Der Chor erhielt bei Sophokles eine andere Bedeutung und Tendenz als bei Äschylos: während es früher seine hauptsächliche Aufgabe ist, den Eindruck der Begebenheiten und Zustände auf die Nichthandelnden darzustellen und der Theilnahme wohlgesinnter Zuschauer seine Stimme zu leihen, nehmen jetzt die Vorgänge in der Brust der handelnden Personen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Endlich zweckt auch der Zutritt der dritten Person, die Sophokles einführte, auf diese psychische Entwickelung ab: das Gespräch wurde dadurch mannichfaltiger, die Charaktere konnten sich nach verschiedenen Seiten hin abzeichnen, und wenn der Tritagonist geeignet ist, durch seinen Gegensatz die erste Person zum Widerstande aufzufodern, kann der Deuteragonist im vertrautern Gespräch die sanftern Empfindungen und geheimern Gedanken ihm entlocken.

So deuten schon diese äußern Veränderungen in der Technik der Tragödie darauf, wozu Sophokles die tragische Poesie machen wollte, zu einem treuen Spiegel der Bewegungen, Leidenschaften und Kämpfe der menschlichen Seele. Indem er die großen nationalen Interessen, die dem Griechen seine Vorzeit hoch und heilig machten und deren Erregung Äschylos' Kunst großentheils gewidmet war, zur Seite liegen ließ, bekamen die mythischen Gegenstände unter seiner Hand eine allgemein menschliche und eben dadurch für das Menschengeschlecht ewige Bedeutung. Und wenn es ungewöhnlich starke und große Seelen sind, die er den Foderungen der griechischen Kunst gemäß vorführt, und mächtige Erschütterungen, die sie erfahren, so ist doch zugleich in der Darstellung derselben eine solche innere Wahrheit, daß jedes menschliche Gemüth sich selbst darin wiedererkennen kann. Die Berechtigungen und die Schranken menschlicher Willensrichtungen, die sittlichen Foderungen und Gesetze kommen hier auf die ergreifendste Art zur Sprache. Es hat schwerlich einen Dichter gegeben, dessen Werke von einer so allgemeinen und unvergänglichen sittlichen Bedeutung sind wie Sophokles' Tragödien.

Man kann in jedem der Sophokleischen Stücke diese innere Entwickelung aus den Charakteren und Affecten der handelnden Personen und wie eine ethische Idee daran sich bewährt, beobachten. Die „Antigone“ bewegt sich um den Streit der Interessen und Foderungen des Staats mit den Rechten und Pflichten der Familie; es ist eine Schuld, wenn Antigone nur der schwesterlichen Liebe gehorcht und dem öffentlichen Gesetze ungehorsam wird, aber doch hat auch sie Recht, und in dem über Kreon hereinbrechenden Unglück bestätigt der Dichter ihre Worte, daß auch der Staat außer und über sich ein Heiliges zu respectiren habe. An der Vergleichung mit des Äschylos Oresten, besonders seiner „Coephoren“, sieht man deutlich, wie es Sophokles in seiner „Elektra“ weniger um den Mythus als um ein psychologisch motivirtes Charaktergemälde zu thun war: nicht Orestes und seine That, welche Äschylos in das rechte Licht zu stellen strebt, sondern Elektra und die geheimsten Bewegungen der jungfräulichen Seele, solcher Mutter und deren Buhlen gegenüber, ihre wachsende Trauer, das glühende Gefühl der Rache, die sie mit echt weiblicher Schlauheit verfolgt, die Exposition des so reichen und bewegten Charakters war sein Ziel. Ein ähnlicher Conflict zwischen dem Mythus und der dichterischen Intention herrscht in den „Trachinierinnen“: statt des tragisch endenden Herakles ist Dejanira die Hauptperson geworden, und Leid aus Liebe, daß gerade sie, die des geliebten Mannes Gunst sich wieder erworben und sichern will, ihm tödtliches Verderben bereitet, ist das rührende Thema des Gedichts. „König Ödipus“ umfaßt nicht die Geschichte der Frevel des Ödipus und ihrer Enthüllung, sondern die Handlung des Dramas bezieht sich durchaus nur auf die Entdeckung dieser Greuel und an deren allmäligem Fortschritt; indem stufenweise der stolze gepriesene König bis zum tiefsten Jammer hinabsinkt, entwickelt der Dichter die ethische Idee des Stücks, die Verblendung des Menschen über sein eigenes Schicksal, mit jener erhabenen Ironie, die ihren Schmerz über die Beschränktheit des menschlichen Daseins in schneidenden Contrasten zwischen der Wirklichkeit und den Vorstellungen der Menschen ausdrückt, die bei Sophokles in vielen Stellen seiner Tragödien anklingt, hier aber gerade ihren eigenthümlichen Boden hat. In Sophokles' „Ajax“

> zeigt sich das ausnehmende Vermögen des Dichters, in einem durchaus eigenthümlichen Charakter, der nur sich selbst gleich ist zugleich ein Bild der Menschheit von einer allgemeinen Gültigkeit aufzustellen. Sophokles' Ajax ist wie der Homerische, durchaus wacker und edel, stets bereit seine unermüdliche Heldenkraft für das Beste seines Volks aufzubieten, er ist der Mann, der auf sich selber ruht und seiner eigenen Festigkeit in allen Fällen gewiß ist: aber in dem vollen Bewußtsein dieser festgegründeten Manneskraft hat er vergessen, daß es eine höhere Macht gibt, von der der Mensch auch in Dem abhängt, was er als sein Eigenstes und Sicherstes betrachtet, seinem in Handlungen hervortretenden Charakter; —

die göttliche Nemesis straft diese tiefer liegende Schuld des Ajax, aber nach der Strafe ehrt sie auch den Helden in der Bestattung. Im „Philoktet“ hat Sophokles allerdings

zu der [illegible] Auflösung durch einen Deus ex machina seine Zuflucht genommen, aber doch erst nachdem die innern Verhältnisse des Stücks aus der folgerechten Durchführung der Charaktere sich ergeben und Neoptolemos wieder ganz er selbst geworden, der einfache, gerade, edle Heldenjüngling, der auf keinen Fall Philoktet's Vertrauen täuschen will, erst da bewirkt die Erscheinung des Herakles den durch den Mythus gebotenen Umschwung der äußern Facta. Überall, wie wir sahen, herrscht die Tendenz, an solchen Charaktergemälden ethische Ideen auszusprechen und zu bewähren: im „Ödipus auf Kolonos" treten die religiösen Vorstellungen, die in den bisherigen Stücken nur durch das sittliche Element vermittelt erscheinen, nur auf die Gottheit in der Ferne deuten, die dem menschlichen Thun in allen Dingen das rechte Maß geben, hier treten sie so sehr in den Vordergrund, daß das ganze Drama als eine Verklärung des griechischen Götterglaubens betrachtet werden kann, der Wehmuth über das Elend der menschlichen Existenz und des Trostes, der in der endlichen Erlösung, ja Erhebung des fluchbeladenen, blinden, mishandelten Ödipus eine göttliche Versöhnung verheißt.

So erscheinen uns Sophokles' Tragödien als Seelengemälde, als poetische Entwicklungen der innern Natur des menschlichen Geistes und der Gesetze, welche dieser seiner Natur nach anerkennen muß. Unter allen Dichtern des Alterthums ist Sophokles am tiefsten in das Innere des Menschen herabgestiegen; die äußern Facta sind es bei ihm am wenigsten, auf die es ihm ankommt; sie sind fast nur ein Vehikel, um geistige Zustände zur Erscheinung zu bringen.

Für die Darstellung dieser Gedankenwelt hat Sophokles sich eine eigne Sprache geschaffen. Sein Ausdruck ist nicht so dichterisch wie der des Äschylos in der Kraft und Lebendigkeit der Anschauung: wie des Sophokles Kunst weniger in der Energie übermächtiger als in dem Reichthum mannichfaltiger und fein abgestufter Empfindungen wurzelt, so liegt das Charakteristische seines Styls weniger in der Wahl als in dem Gebrauch und der Verbindung der Worte, in einer gewissen Kühnheit und Feinheit in der Benutzung des gewöhnlichen Ausdrucks, indem er gern an den Worten etwas hervorhebt, was man nicht darin sucht, sie etwa mehr nach ihrer Grundbedeutung als nach dem herkömmlichen Usus gebraucht. Wie Sophokles durch die psychologisch ethischen Tendenzen seiner Poesie und deren nothwendige Consequenzen rückwärts von Äschylos sich unterscheidet, so vorwärts von Euripides und wiederum so, daß ihm der Sieg verbleibt; man kann die Differenz in der Kürze nicht schärfer ausdrücken als durch die eigenen Worte des Sophokles, er stelle Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides, wie sie seien; denn in der That ist die Stellung des Mythus zum Dichter, aus der schon des Äschylos und Sophokles poetische Individualität sich uns ergab, bei Euripides die geworden, daß die mythischen Überlieferungen ihm nur das Substrat sind, auf dem er mit großer Freiheit und Willkür seine Sittengemälde aufträgt, die Situationen, in welchen er Menschen seiner Zeit in geistiger Aufregung und leidenschaftlicher Bewegung zeigt.

Aus den letzten Abschnitten über die athenische Staatsberedtsamkeit zeichnen wir eine Partie aus, die in den Literaturgeschichten gewöhnlich gar nicht oder nur andeutend behandelt wird, die auch in diesem Werke, das nur das Vorliegende, die aus dem Alterthum überlieferten Stoffe behandeln will; um so erfreulicher überrascht: die Charakteristik des Perikles als Redner. K. O. Müller hat im Vorhergehenden dargelegt, wie des Perikles politische Laufbahn gerade in die Tage der höchsten Macht Athens gefallen und er dem Demos in einer Zeit, da es galt, das Gewonnene zu überschauen und der Grundsätze sich bewußt zu werden, nach denen es erhalten und erweitert werden konnte, auch die Fähigkeit der Selbstregierung theils zugetraut, theils anzueignen gehofft, darum habe er Alles gestärkt und befördert, was die Theilnahme des gemeinen Mannes an dem Gemeinwesen begünstigte. Deshalb sei sein Auftreten auf der Rednerbühne, das er mit Absicht für wichtige Anlässe aufgespart, nicht blos auf einzelne Beschlüsse abgesehen, sondern zugleich darauf berechnet gewesen, in die ganze Politik Athens, in die Ansichten der Athener über die Aufgabe ihrer ganzen Existenz einen edeln und großen Geist zu bringen. Sei auch keine seiner Reden durch die Schrift aufbewahrt, weil man damals nur die Tendenz auf den vorliegenden bestimmten Zweck als das alleinige Ziel der Beredtsamkeit faßte, so könne man doch, theils aus dem lange nachwirkenden Eindruck, theils aus dem Zusammenhange mit den ältern attischen Rednern und Thucydides, sich eine deutliche Vorstellung von der Redeweise des Perikles entnehmen.

Fürs erste charakterisirt die Redekunst des Perikles und Derer, die sich zunächst an ihn anschlossen, eine außerordentliche Fülle und Schärfe der Gedanken. Der reflectirende Verstand, der noch nicht durch die lange Gewohnheit der allgemeinen Abstractionen abgenutzt und in trivialen Raisonnements erschlafft war, greift mit frischer Kraft die Welt der menschlichen Erscheinungen an, und wie ihm eine reiche Erfahrung und feine Beobachtung entgegenkommt, wirft er seinerseits auf jeden Gegenstand das Licht scharfgefaßter genereller Begriffe.... Näher erfahren wir von Perikles' Gedanken, daß in ihnen immer ein hoher Standpunkt der Betrachtung der menschlichen Dinge hindurchleuchtete. Die Majestät, welche Perikles als Redner auszeichnete und ihm den Namen des Olympischen erwarb, beruhte besonders auf der Fähigkeit und Übung seines Geistes, alle einzelnen Vorfälle auf allgemeine Principien, durchgreifende Ideen zu beziehen und diese Principe und Ideen selbst aus einer edeln und grossartigen Vorstellung über die Bestimmung des Menschengeschlechts zu schöpfen. Darum sagt Platon von Perikles, daß er zu seiner geistigen Gewandtheit eine Erhabenheit des Geistes sich erworben, die überall auf bestimmte Zwecke hinausarbeitete... Das Treffende und für den bestimmten Fall Geeignete und zugleich Große und Idealische in Perikles' Gedanken war es also, worauf der Eindruck seiner Rede beruhte und zwar, wie wir hinzufügen können, dies allein. Perikles' Beredtsamkeit ging ganz darauf aus, Überzeugung zu bewirken und dem Geiste seines Volks eine feste dauernde Richtung zu geben; jedes Bestreben dagegen, durch Aufregung der Affecte und Leidenschaften eine augenblickliche lebhafte Wirkung, wie einen Rausch des Geistes, hervorzubringen, war ihm völlig fremd.... Wie uns die äußere Haltung des Perikles auf der Rednerbühne beschrieben wird als ein sehr ruhiges, die Gesichtszüge kaum merklich veränderte Mienenspiel, eine sehr gehaltene und würdevolle Bewegung, die Gewänder bei keiner Art rednerischer Gesticulation sich verwirrend, der Ton der

Stimme habe in gleicher Stärke und Höhe gesungen: gerade so muß man sich auch die Stimmung und Verfassung des Gemüths denken, die er selbst ausdrückte und bei Andern anregte. 42.

Die Classiker Europas in böhmischer Sprache.

Seit einigen Jahren besteht in Böhmen, Mähren und der sprachlich dazu gehörigen ungarischen Slowakei eine Gesellschaft von Männern, 200 an der Zahl, welche sich verpflichtet haben, jedes czechische Buch wissenschaftlichen Inhalts unter gewissen vortheilhaftern Bedingungen abzunehmen; und nur auf diese Weise ist es erklärlich, wie die böhmische Literatur in den letzten Jahren eine so schöne Reihe wissenschaftlicher Werke zu Tage fördern konnte ohne alle Unterstützung von oben, bei dem gänzlichen Mangel eines zahlreichen hochgebildeten Publicums. Diese Gesellschaft führet den Namen Staley, d. i. die Beständigen, und hat ihr Centrum natürlich in Prag, ist aber in jenen drei Ländern, die wir nannten, überall hin verbreitet. So einzeln dieses Beispiel von Liebe für die Literatur in der Welt dasteht, ein so scharfes Licht wirft es auch auf den gegenwärtigen Zustand und auf die nächsten Bestrebungen der czechischen Literatur. Ihr mangelt die wissenschaftliche Grundlage, die Durchbildung der Begriffe durch alle Gebiete der Kenntniß, und doch ist nur sie im Stande, der Literatur und Aufklärung einen festen Boden zu sichern, daß er ihr nicht unter den Füßen verschwinde. Zwar hatte die czechische Literatur in ihrer frühern Periode eine auch wissenschaftliche Entwickelung erlangt, die sie allen damaligen kühn an die Seite stellen durfte; böhmische Kunst und Wissenschaft, böhmische Sprache war auch über die Marken der czechischen Heimat hinaus bekannt, und Palacky hat noch im vorigen Jahre czechische Briefe und Urkunden aus den deutschen Reichsarchiven mitgetheilt. Sie hatte eine Bildung und philosophische Bestimmtheit, welche in manchen Wissenschaften selbst die gebildetsten Sprachen Europas zu jener Zeit überragte. Wir erinnern hier nur an die theologischen Streitschriften der Hussiten, deren Inhalt und Form manchen Forscher in Erstaunen setzen würde, wenn sie ihm anders zugänglich wären. Aber das 17. Jahrhundert kam und legte mit den Greueln seiner Verwüstung eine schwarze Nacht auf alle diese Bestrebungen des czechischen Geistes, aus welcher nur hier und da Scheiterhaufen hervorflammten, wo die Producte der czechischen Wissenschaft in Asche verwandelt wurden. (Ein Jesuit rühmte sich, mit eigener Hand 80,000 solcher Streitschriften verbrannt zu haben.) Anderthalb Jahrhunderte vergingen, ehe die Nation sich von diesem Schlage und dem Drucke der Fremdheit erholen konnte. Es bildete sich eine neue Literatur, aber losgerissen von der frühern Glanzperiode. Eine Verbindung zwischen beiden herzustellen ist das Bestreben der Gegenwart und die Staley tragen das Wesentlichste dazu bei.

Auf ihre Mitwirkung vertrauend, sind nun die vorzüglichsten Literaten Böhmens zusammengetreten, um die ausgezeichnetsten Werke classischer Schriftsteller des Auslandes, sie mögen in welcher Sprache immer geschrieben sein, durch treue Übersetzung der czechischen Literatur zu gewinnen. Diese Idee ward zuerst von Dr. Stanek (Verf. einiger sehr werthvollen wissenschaftlichen Werke über Medicin) angeregt und sogleich von den meisten Freunden des Czechismus mit Freuden aufgenommen. Die Übersetzungen werden unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Bibliothek der Classiker" heftweise nacheinander erscheinen. Der Anfang wird mit „dem Vater der Poesie" gemacht: die „Iliade" erschien vor kurzem als erstes Bändchen der „Bibliothek der Classiker". Die Übersetzung, von Wickowsky, im Metrum des Originals gehalten, ist ausgezeichnet und dem Ruhme Homer's angemessen. Nur bei der Schmiegsamkeit der czechischen Sprache und der ihr auch eigenthümlichen quantitativen Prosodie ist es begreiflich, wie die Übersetzung das Original so glänzend erreichen konnte, und dabei doch reine Übersetzung, nicht sclavisch-wörtliche Übertragung, gibt. Das zweite Werk der „Bibliothek" werden Thomson's „Jahreszeiten" sammt einer Biographie des Dichters, übersetzt (ebenfalls in Hexametern) und bearbeitet vom ehrwürdigen P. [illegible] sein; eine gediegene Arbeit, wie es die Proben in der „Zeitschrift des böhmischen Museums" und dem „Vaterlandsfreunde" genügend dargethan. Überdies hat Schafarik die „Neun Musen" zugesagt, und für Shakspeare vereinigen sich Tyl, Kolar u. A. So wird das Unternehmen rüstig fortschreiten, um bald einen der Glanzpunkte der böhmischen Literatur zu bilden. Die Namen, welche an der Spitze desselben stehen, verbürgen uns auch, daß hier nicht Fabrikarbeit geliefert wird; dem entschiedenen Talent ist diese fern.

J. P. Jordan.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Capitain Miller, Führer des Dampfschiffs Acadia, war genöthigt, wegen Unpäßlichkeit in Boston zurückzubleiben, als sein Schiff jüngst von dort abging. Er schiffte sich indessen am 1. Mai 1841 in Boston am Bord des Dampfschiffs Columbia nach Liverpool ein, verweilte daselbst vier Tage, übernahm das Commando über sein Schiff, das dort vor Anker lag, und traf am 1. Juni mit demselben wieder in Boston ein, nachdem er in einem Zeitraume von 30 Tagen zweimal das atlantische Meer durchfahren hatte.

Reisende, die aus Brasilien in Philadelphia angekommen, bestätigen die in englischen Blättern gemeldete Nachricht, daß der Naturforscher Dr. Lund, der gegenwärtig sich zu Lagoa Santo aufhält, auf einer Reise ins Innere von Brasilien wirkliche versteinerte Menschenknochen neben versteinerten Skeletten von anerkannt vorweltlichen Thierarten entdeckt hat, die allem Anschein nach einer frühern Erdperiode angehören.

Die Gesetzgebung des Staats Newyork hat durch ein in diesem Jahre erlassenes Gesetz eine Prämie auf den Seidenbau ausgesetzt. Für jedes Pfund Cocons werden 15 Cents und für jedes Pfund abgehaspelte Seide 50 Cents Prämie aus dem Staatsschatz bezahlt. Dieses Gesetz bleibt bis zum 1. Juni des Jahres 1846 in Kraft.

Die Brothertown-Indianer im Territorium Wisconsin sind als Bürger desselben aufgenommen und benehmen sich als tüchtige Landwirthe. Sie sowol als die Stockbridge-Indianer gestatten nicht, daß geistige Getränke innerhalb ihres Gebiets verkauft werden. Auch die christliche Religion macht unter diesen Indianern bedeutende Fortschritte.

Eine Anzahl Freunde und Landsleute des jetzigen Generalanwaltes der Vereinigten Staaten in Washington, Hrn. Crittenden aus Kentucky, haben demselben einen eleganten in Kentucky erbauten Staatswagen mit einem schönen Gespann von vier kentuckischen Pferden zum Geschenk gemacht. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 59. — 28. Februar 1842.

1. Abraham Gotthelf Kästner's gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Vier Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Enslin. 1841. 8. 2 Thlr.
2. Anthologie aus den Poesien von Sophie Albrecht. Erwählt und herausgegeben von Fr. Clemens. Mit einem Portrait und einer Vignette. Altona, Hammerich. 1841. 8. 1 Thlr.

Man kann zweifelhaft sein, ob das neuerlich mannichfach sich kundgebende Bestreben, literarische Größen oder doch einigermaßen klanghafte Namen des 18. Jahrhunderts durch neue Ausgaben dieser Schriften, durch Nachlesen oder verbesserte Redactionen solcher, in das Gedächtniß der Gegenwart zurückzurufen — abgesehen von materiellen Beweggründen —, mehr in einer gewissen Pietät oder in einem wirklich erkannten Bedürfnisse der Erinnerung seinen Grund habe, einem Bedürfnisse, das mit dem Bewußtsein einer theilweisen Leere unserer modernen Literatur die Überzeugung von einer Solidität der frühern verknüpfte. Jedenfalls würde, wo nicht den Herausgebern, doch dem, solcher Herausgabe willig entgegenkommenden großen Theile der Leser, doch der Aufnahme, die jenes Bestreben bei dem Publicum findet, einer dieser Beweggründe zu Grunde liegen müssen. Dem sei nun wie ihm wolle, so wird immer diese Aufnahme wie das ihr entsprechende Bestreben eine Gewissenhaftigkeit erfodern, die sich sowol in der Wahl des Gegenstandes als in der Behandlung desselben darzulegen hat: und hier kann man von dem Standpunkte der Kritik aus allerdings minder zweifelhaft sein, ob man diese Gewissenhaftigkeit und mit ihr in der Regel das einzige Verdienst des Herausgebers demselben ab- oder zusprechen soll; denn die gewissenhafte Wahl des zu edirenden Schriftstellers wird nur wahrhaft Bedeutendes, der erneuerten Überlieferung Würdiges, die gewissenhafte Behandlung wird dieses Bedeutende in der richtigsten, angemessensten Form und mit kritischer Sorgfalt geben; jene hat ebenso viel Achtung vor den großen Leistungen der jüngern Literaturepoche, wie diese Achtung vor dem Namen des großen Todten zu zeigen, mit dem sie sich beschäftigt, und nur beide Seiten der gewissenhaften Thätigkeit vereinigt können eine wirklich verdienstvolle, wenngleich nur secundaire Arbeit hervorbringen. Es gilt, hier gewissermaßen ein literarisches Gleichgewicht zwischen der Stellung verschiedener Epochen der deutschen Literatur und den Vertretern einzelner Richtungen derselben hervorzubringen; nur wo in der That ein solches fehlt, ist einzugreifen, aber behutsam und umsichtig. Das Unbedeutende wieder an das Tageslicht zu bringen, kann ebenso bedenklich sein, als das Bedeutende in ein ungeeignetes Licht zu stellen.

Beides leidet nach unserer Ansicht auf vorstehend genannte Schriften Anwendung. Das letztere hinsichtlich des ungenannten Herausgebers der Schriften eines vielgenannten Gelehrten; das erstere hinsichtlich des bekannten Herausgebers der Gedichte einer wenig bekannten Schauspielerin.

Von Kästner sind bis zum J. 1783 nicht nur zwei Bände „Vermischter Schriften" in mehren Auflagen erschienen, sondern der Obertribunalrath Höpfner in Darmstadt veranstaltete auch schon 1781 eine neue Sammlung von Kästner's „Sinngedichten und Einfällen", die später, vermehrt von Justi, zweimal wiederabgedruckt worden ist. Diese und noch eine unbedeutendere kleinere Sammlung der Frau von Gehren waren das Material, welches der Herausgeber in vorliegende neue Ausgabe redigirte. Er übersah aber hier zuvörderst, daß die Justi'sche Sammlung anerkannt manches Unechte enthält; daß ferner wol nicht alle, wenn auch echte, doch oft sehr unbedeutende Sinngedichte der Aufnahme würdig waren, und daß auch bei denen, gegen deren Aufnahme weder der eine noch der andere Grund vorlag, oft zu ihrem Verständniß eine Erläuterung nöthig war, die wir von ihm billig erwarten durften. Der erstern Art sind z. B. alle vier auf S. 106 des ersten Theils stehenden, ferner die beiden französischen Nr. 18 und 19; von den letztern, den ohne Erläuterung geradehin unverständlichen führen wir beispielsweise Nr. 349 „Nationalstolz eines Dekans" an, das sich auf eine in einer Gesellschaft gethane Äußerung eines göttinger Professors bezieht. Andererseits ließe sich ebenso gegen die Anordnung und Rubricirung Manches einwenden — so rangirt S. 106 des zweiten Theils ein Epitaphium unter den Lehrgedichten —, als gegen die Gewissenhaftigkeit hinsichtlich eines vollständigen Abdrucks. Nachstehendes „Räthsel", das im ersten Bande der „Vermischten Schriften" steht, haben wir nirgend wiedergefunden:

> Mein Beistand mehrt des Weisen Wissen,
> Wenn er mit festverknüpften Schlüssen

Das x in einer Gleichung sucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
Ich pflege sein Gehirn zu füllen
Und bin oft seiner Arbeit Frucht:
Mein weiter Raum muß Alles fassen
Auch Das, was nichts umfassen kann;
Man trifft mich in der Großen Kassen
Und in der Dichter Liedern an.
Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
Des schlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Besitz' ich schon seit langer Zeit.
Mir gleichen *** kluge Werke,
*** Witz, und *** Stärke.

Man weiß ferner nicht, warum die „Kleinen prosaischen Aufsätze" in drei Sammlungen auf den ersten, zweiten und vierten Theil vertheilt sind, während andererseits auch die größern prosaischen Aufsätze und Abhandlungen füglich in Einem Theile concentrirt werden konnten und nicht auf den letzten Bogen des zweiten Theiles damit begonnen zu werden brauchte. Man sieht noch weniger ein, was es mit der besondern Rubricirung „Einiger von den in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen" im vierten Theile für Bewandtniß habe, nachdem in den „Größern prosaischen Aufsätzen" vorher schon eine Anzahl solcher Vorlesungen mitgetheilt ist. Man würde endlich die „Nachlese von Epigrammen" der Sammlung derselben in den frühern Theilen beigegeben wünschen. Alles Beweise für die geringe Ordnung dieser Ausgabe, für die Nachlässigkeit bei ihrer Zusammenstellung und für den Mangel einer planmäßigen Redaction. Und doch waren dieses die Hauptverdienste, die sich der Herausgeber überhaupt erwerben konnte; wir können ihm nur das Eine nachrühmen, daß er eine gute Biographie Kästner's beigegeben hat.

Die Erneuerung dieser Schriften selbst kann man nur billigen, wenn man erwägt, welcher Mangel an Büchern vorhanden ist, die von einer solchen Schärfe des Denkens sowol als des Ausdrucks zeugen, wie wir sie hier finden. Die Sprache und der Gedankengang des Mathematikers prägt sich im Einzelsten, selbst da aus, wo es noch anderer geistigen Vorzüge bedurfte, um nicht in eine sterile Trockenheit bei deren Anwendung zu verfallen. Es hat etwas ungemein Klärendes und Stärkendes, diese Schärfe des Verstandes in ihren vielfachen Beziehungen auf Gegenstände wissenschaftlicher Forschung wie socialer Verhältnisse; in Ernst und Scherz ist es wohlthuend, statt der so oft hohlen Unterlage bei modernen Producten die feste Basis gleichsam mathematisch sicherer Anschauung und Beurtheilung zu haben; und wie das satirische Talent Kästner's in unverkennbarer Beziehung zu der ihm sonst gewohnten scharfen Beobachtungsweise stand, so mildert es selbst den Gegensatz dieser kritischen Schärfe bei Betrachtung ernster Gegenstände durch den Witz, welcher diese Verstandesoperationen stets begleitet. Mögen daher immerhin die nächsten Objecte der Kästner'schen Satire ebenso wie die nächsten Punkte seiner wissenschaftlichen Untersuchungen zum großen Theile einem jetzt antiquirten Standpunkte angehören, so mangelt es doch weder an Analogien für diese wie für jene, noch ist ihr formeller Werth mit ihrem materiellen Interesse untergegangen. In dem erstern darin, daß es genug Bezüge gibt, auf die sie mit geringen Veränderungen anwendbar sind und zwar so anwendbar, als ob sie ein Kind der jüngsten Gegenwart wären, liegt der Beleg für die Höhe und Reinheit des Standpunktes ihres Verf., in dem letztern, ihrer formellen Bedeutung für unsere Zeit, der sie mannichfach als Muster consequenter Auffassung und Darstellung gelten können, liegt der Beleg für die Wahrheit und Richtigkeit der für den Gedanken gewählten Form.

Wir wenden uns zu Nr. 2. Der Name Sophie Albrecht hat in unserer Literaturgeschichte keinen solchen Klang, daß es für etwas Überflüssiges zu achten gewesen wäre, einige biographische Notizen dieser Anthologie vorzusetzen. Es scheint etwas Derartiges auch in der Absicht des Herausgebers gelegen zu haben; aber was er uns in seinem Vorworte wirklich bietet, ist so nebulos gehalten, daß man von der Unfähigkeit des Verf. zu biographischer Charakteristik einen viel deutlichern Begriff, als von den Schicksalen der Dichterin erhält.

Sie floh in das Reich der Ideale, um unter den lullenden Palmen eines künstlichen Edens die kalte Wirklichkeit mit ihren Dornenkronen zu verträumen u. s. f. — —, eine Gattung weiblichen Faust's, von ihrem Gatten mit der Hahnenfeder durch alle Länder geführt, den schäumenden Becher und die tönende Lyra in der Hand, den Lorber um die Stirn: so stürzte sie sich in den Strudel der Welt —; und wenn mitleidige Nereiden in lauen Sommernächten, einsam unter dem Geflüster der heilig-stillen Natur sie auf ihren rosigen Armen emportrugen über die blinkenden Wellen zu dem Strahle des keuschen Lichtes der jungfräulichen Artemis u. s. w., dann sang sie diesen ihre Lieder über Liebe und Sterben aus der schmerzlich wunden Brust.

In diesem phantastischen Style (der aber freilich auch durch Constructionen wie: die Götter rächten sich an dieses ätherische Wesen, S. XI, arg entstellt wird) erzählt uns der Verf. ungefähr so viel, daß die Dichterin, die Tochter eines erfurter Professors, Baumer, in ihrem vierzehnten Jahre an einen Arzt sich verheirathet, nach dem Tode ihres Vaters aber die Bühne betreten und sich der mimischen Kunst mit vieler Liebe gewidmet habe, in Dresden namentlich sei sie hoch gefeiert worden, auch von Schiller (der S. XIV höchst unwürdig als der „vielpreisende und vielgepriesene" geschildert wird!); über ihre spätern Schicksale läßt uns der Verf. völlig im Dunkel und sagt blos, daß sie am 16. Nov. 1840, fast 90 Jahre alt, in Hamburg gestorben sei. Wenigstens hätte er doch von ihr, aus deren Gedichten er eine Anthologie sammelt — von deren Ertrage er ihr übrigens ein Grabdenkmal setzen lassen will —, von ihr als Schriftstellerin hätte er berichten sollen; er hätte sagen sollen, daß drei Bände Gedichte und Schauspiele in den J. 1782—91 von ihr veröffentlicht worden seien, daß sie in andern drei Bänden „Aromena, eine syrische Geschichte", nach einem Roman Herzog Ulrich's von Braunschweig um dieselbe Zeit herausgegeben, außerdem verschiedene „romantische" und Geistergeschichten geschrieben und an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes mannichfachen Antheil gehabt habe; insbesondere hätte er erwähnen mögen, daß sie mit ihrem Manne

1790 ein Nationaltheater zu Altona gestiftet und mit einer von ihr verfaßten Antrittsrede eröffnet habe, welches sehr bald zu einer höhern Stufe gelangte. Statt dessen erzählt er uns Sonderbarkeiten und Anekdoten von ihr, die nichts weniger als zur Darstellung ihres poetischen und künstlerischen Wesens beitragen. Und verdienten denn nun überhaupt, fragen wir schließlich, diese Lieder über „Lieben und Sterben" — so bezeichnet sie der Herausgeber richtig — nach mehr als einem halben Jahrhundert (sie fallen lediglich in die Zeit von 1779—90) in das Gedächtniß der Gegenwart zurückgerufen zu werden? Wir zweifeln sehr. Weder ihr innerer noch ein besonderer geschichtlicher Werth befähigt sie dazu. Eine begabte, talentvolle Schauspielerin, lebhaften Geistes und Gemüthes, dichtet Lieder, in die sie ihren Erlebnissen, ihren Empfindungen Worte leiht, die auch von Talent zur Poesie zeugen, aber — wer mag das jetzt genau entscheiden können? — ebenso aus Reminiscenzen hervorgegangen sein können; sie erheitert und erhebt dadurch ihre Zeitgenossen in nähern und fernern Kreisen; aber sie hat damit kein Anrecht auf einen Ruhm für die Nachwelt, welche eine ganz andere Lyrik als die ihr eigene kennt; vielmehr hat die Gegenwart das Recht, solche Wiederbelebungsversuche zurückzuweisen, durch welche wir bald die Räume der lyrischen Poesie mit Schatten der Abgeschiedenen und zwar mit solchen Schatten gefüllt sehen dürften, neben denen mancher moderne dichterische Schwächling doch immer noch vollblütig erscheinen würde. Wenn irgend, ist hier der Zuruf an seinem Orte: Lasset die Todten ruhen! 28.

Romanenliteratur.

1. Novellen aus dem Süden, von Robert Heller. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1841. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Productionen des Verf. zeichnen sich im Allgemeinen durch eine gewisse Besonnenheit aus, welche allzu lebhafte Farben verschmäht und lieber einfach erzählt, als durch die Bemühung, die handelnden Personen selbständiger auftreten zu lassen, sich der Gefahr bedenklicher Aufregung aussetzt. Dieser Besonnenheit aber fehlt es keineswegs an jenem poetischen Schmelz, ohne welchen überhaupt eine Darstellung nicht als beachtenswerth anzusprechen wäre. In den hier gegebenen Erzählungen liegt meistentheils die Poesie da, wo der gewöhnliche Leser sie vielleicht vermißt, nämlich im Schlusse. Dieser muß ungenügend erscheinen, wenn wir einen Mord, eine Hochzeit, überhaupt irgend ein Ereigniß erwarten, welches wir durch lange Gewohnheit nun einmal als unerlaßlich für das Ende eines Gedichtes halten, um dann den Vorhang fallen zu sehen, oder das Buch zuzumachen. Lieben wir aber eine weite Aussicht rück- und vorwärts, so bietet sie der Verf. eben mit dem letzten Punkte seiner Erzählung. In den vorliegenden Erzählungen, die ein Zusammentreffen zwischen Franken und Orientalen zeichnen, heben wir den Zug besonders hervor, welcher jene Franken in ein mehr oder weniger lächerliches Licht stellt. Darin liegt gewiß sehr viel Wahrheit. Wie sehr jene Völker gegen uns Abendländer zurückstehen mögen, so haben sie, unsern aufdringlichen Anmaßungen gegenüber, doch immer Recht in ihrem Lande, wie meistens Kinder gegen den Erwachsenen Recht haben. Ref. kann hier die acht Erzählungen nicht einzeln verfolgen: doch muß er an „Die Schwestern des Lazarus", im ersten Bande, einige Betrachtungen knüpfen. Diese Erzählung nämlich gehört in jenen Kreis, welchen wir als einen heiligen bezeichnen. Die Dichter sind darin nicht eben thätig gewesen, vielleicht, weil sie fürchteten, irgend ein Blatt in dem heiligen Kranze zu verletzen, mit welchem die vier Evangelien unsern Erdball umwinden, und lassen wir Venturini's Buch, mit welchem er uns eine sogenannte natürliche Geschichte Jesu bieten wollte, aber nur eine Reihe abenteuerlicher Legenden gegeben hat, unbeachtet, so gehört die Erzählung des Verf. in Deutschland zu einem der ersten Versuche, uns jene Zeit, jenes Leben vor Augen zu stellen, welche der unerschöpfliche Born für alle Zeit, alles Leben sind. Parabeln und Gedichte, die nur einzelne Situationen, meistens für specielle Zwecke darstellen, und woran wir allerdings nicht arm sind, können hierher, wo von Darstellung der Zeit und des Lebens die Rede ist, nicht gerechnet werden. Ref. bezeichnete sie eben als einen unerschöpflichen Born; das mag denn auch mit einem Blick auf die Controversen, welche Strauß erweckte, nicht unrichtig sein. Warum aber unsere Dichter dabei so ganz und gar geschwiegen? Hat Deutschland etwa keinen? Oder sind sie vielleicht der Meinung, ihr schöpferischer Geist athme und wurzle anderswo sicherer und bequemer, und man müsse den Consistorialräthen auch etwas Arbeit gönnen? Ref. will keineswegs, daß der Dichter sich in eine Polemik einlasse, die auf seinem Gebiete nicht heimisch sein darf; daß aber auch Keiner durch jenen Kampf sich an den reichen Schatz erinnern ließ, den er mittlerweile davontragen konnte, das ist immer auffallend. Der Verf. hat es versucht, einige Körnlein dieses Schatzes zu erbeuten, indem er ein zartes Verhältniß der lieblichen Maria zum Erlöser benutzt, für Judas ein neues Motiv des Verraths in der Eifersucht aufzufinden. Ob damit etwas gewonnen sei, will Ref. nicht weiter erörtern, wol aber darf er fragen: wo liegt in dieser Erzählung überhaupt für die Priester ein Grund, sich Christi zu bemächtigen? Wir sehen ihn einmal an einer Tafel; wir sehen ihn mehre Male nach Jerusalem gehen und mit Enthusiasmus begrüßt, wir hören von der Herrlichkeit seiner Lehre, seiner Thaten: allein das geschieht so durchaus gelegentlich, daß an einen Bezug derselben auf das Leben jener Zeit, auf Staat und Kirche kaum zu denken ist. Eine genaue Bekanntschaft des Lesers mit dem Inhalte der Evangelien darf der Dichter nicht voraussetzen, seine Darstellung wäre ja sonst überhaupt überflüssig. Oder sollten hier die letzten Tage des Erlösers nur eine Episode bilden, so nimmt sie doch wol einen zu bedeutenden Raum ein, sodaß Maria's Verhältniß zu Christus, welches wir doch als das Hauptmotiv der Erzählung betrachten müssen, dagegen vielmehr als Episode erscheint. Die Charakteristik ist im Allgemeinen nur schwach; eine Ausnahme ist Aristobulos, welcher den Judas sehr geschickt für seine Zwecke zu umspinnen weiß. Damit wäre denn die alte Wahrnehmung von neuem bestätigt, daß es dem Dichter, und diesem nicht allein, leichter werde, die Hölle zu malen als den Himmel. Ref. ist schließlich durch diese Erzählung an eine ähnliche der Herzogin von Abrantes „Salomith" erinnert worden, und wenn er hier die Leser ebenfalls daran erinnert, so geschieht das, um ihnen selbst die Parallele zu überlassen zwischen Darstellung einer südländischen Katholikin und eines deutschen Protestanten.

2. Der Schmuggler. Die Nonne. Zwei Erzählungen von Roderich Benedix. Wesel, Klönne. 1841. 8. 1 Thlr.

„Der Schmuggler" leidet an zwei Fehlern. Der erste ist die Introduction, deren Personen mit der fernern Erzählung nichts zu thun haben. Sie ist lediglich von der Willkür eingegeben, um uns den Schmuggler möglichst grandios vorzuführen. Der zweite Fehler ist, daß dem Leser ein Tagebuch und Briefe vorgelegt werden, um sich mit der Vorgeschichte bekannt zu machen. Im Leben selbst hat es gewiß für viele Menschen einen besondern Reiz, alte Papiere durchzublättern, in einem Kunstwerke jedoch — und jeder Novellist hält sein Manuscript dafür — wirken solche Papiere gewöhnlich störend. Meistens sind sie vom Verf. selbst gemacht, und da kann es kaum fehlen, daß er zu viel oder zu wenig thut. Man glaubt nicht an ihre Wahrheit, besonders, wenn ein Bösewicht sie geschrie-

den haben soll, denn man weiß, daß nur die Edeln dieser Welt sorgfältig Bedacht nehmen, ihre Werke für die dankbare Nachwelt zu bewahren. Die zweite Erzählung „Die Nonne" betrachten wir als ein besonderes Kleinod. Im Grunde ist es kaum eine Erzählung zu nennen: es ist das Tagebuch einer stillen Seele, die im Kloster aufblüht und verblüht, und eben die durchaus kindliche Darstellung dieses Blühens und Verblühens, die uns tiefe Einsichten in den Gemüths- und Seelenzustand der unglücklichen Ludmille gestattet, eben diese Darstellung der traurigen Folgen eines Irrthums ist es, die uns fesselt und befriedigt. Auch hier liegt uns ein Tagebuch vor, hier aber ist es Product einer innern Nothwendigkeit.

3. Friedrich der Große, als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jene Zeit, die mit dem aufwachenden Geiste sich loszuringen strebte aus gemeinem Materialismus und steiffrisirtem Nichts, war gewiß eine der merkwürdigsten in Deutschland, besonders in dem weiten Kreise, welchen Friedrich's des Großen Augenblick überwachte, und da eben dieser König mehr, wie irgend Einer in langer Zeit, der Welt gehört, so muß sein Thun und Lassen überall von gleichem Interesse sein. Haben wir nun auch Anekdotensammlungen, so sind die darin gegebenen Facta doch zum Theil gemacht, zum Theil der Gegenwart ungenügend, da es meistens langweilig gefunden wird, eine Reihe solcher nackten Anekdoten, selbst wenn sie alle gleich gut und ansprechend wären, hintereinander wegzulesen. Die Herausgeber des vorliegenden Buchs können daher freundlicher Aufnahme gewiß sein, besonders da das Gegebene meistens sehr gut bearbeitet ist. Wir rechnen dahin vorzugsweise den „Fuchsberg" und den „Candidaten im siebenjährigen Kriege" von A. v. Sartorius. Recht freundlich sind auch „Die Christbescheerung" und „Die blechene Dose" von E. Karoli.

4. Linchen, oder Erziehungsresultate. Novelle von Schiff. Hamburg, Berendsohn. 1841. 8. 1 Thlr.

Das sind gar närrische Leute in dem Buche da! Und damit könnten wir im Grunde unsere Anzeige schließen, wenn wir nicht den Theil des Buchs, welcher als Vorgeschichte betrachtet werden muß, mit wahrem Vergnügen gelesen hätten. Es ist Heinrich's, des Helden im Buche, Schul- und Erziehungszeit. Sie ist recht hübsch dargestellt und spricht nebenher eine große Wahrheit aus, die nämlich, daß oft genug aus solchen Knaben so viel eben nicht wird, die den Lehrern als Sterne erster Größe erscheinen, wogegen solche Kinder, die Alt und Jung als Zielscheibe des Spottes und Verdrusses dienen, über alle Erwartung gerathen können. Ob Heinrich nun gerathen ist, mögen die Leser entscheiden: Ref. kann nur sagen, daß das Buch in Briefen geschrieben und insofern ohne alle Farbe ist, als alle Briefe aus einer und derselben Feder geflossen sind und das ganze Buch sich ansehen läßt, als stehe auf der Rückseite eigentlich erst Das, was der Verfasser darstellen wollte.

5. Liebe und Leben. Novellen von Eduard Brinckmeier. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einigen, wenn nicht allen, der hier gesammelten Darstellungen glauben wir früher in Zeitschriften begegnet zu sein, vielleicht in der „Mitternachtzeitung", welche der Verf. eine Zeit lang redigirte, und mehre derselben, z. B. „Erste und letzte Liebe", „Dante", „Letzte Nacht eines Poeten", mögen leicht der frühern Jugend des Verf. angehören. In allen ist ein gewisses Ringen nach eigenthümlicher Form sichtbar, die nicht selten einen märchenhaften Reiz gewährt. Wie aber alles Ringen noch Entfernung vom Ziele bethätigt, so müssen wir uns auch hier bei jeder Erzählung sagen: sie ist noch nicht fertig. Oft verwischt der Verf. den Eindruck, welchen er glücklich hervorrief, z. B. in der Erzählung „Nelly" durch die beiden letzten Zeilen. Am vollendetsten ist die letzte Erzählung „Die Tochter des Pflanzers", diese aber ist nicht sein ausschließliches Eigenthum; die Grundlage gehört der Miß Martineau. 43.

Bibliographie.

Benicken, F. W., Chronik des Jahres 1840. Mit Freiheit, Wahrheit und Humor bearbeitet. — Auch u. d. T.: Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 1ster Band. (1840.) Gr. 8. Erfurt, Expedition d. Thüringer Chronik. 1841. 3 Thlr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 11ter Band. — Mit d. T.: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Von A. F. P. d'Exiles. Aus dem Französischen übersetzt von E. v. Bülow. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.

Fuhr, M., Pytheas aus Massilia. Historisch-kritische Abhandlung. 4. Darmstadt, Leske. 25 Ngr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 5te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Mit neuen Beilagen und neuen Stammtafeln. 1ster Band. Mit 4 Beilagen. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 3 Thlr.

Hase, K., Evangelische Dogmatik. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2 Thlr.

Heinsius, T., Concordat zwischen Schule und Leben oder Vermittelung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkt betrachtet. Gr. 8. Berlin, Schultze. 15 Ngr.

Das Buch Hiob, rhythmisch gegliedert und übersetzt, mit exegetischen und kritischen Bemerkungen von J. G. Stickel. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hoffmann, C. O., Umrisse und Skizzen. Novellen und Erzählungen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Keferstein, G. A., Über das Verhältniss der Musik zur Pädagogik. Eine Vorlesung, bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, am 15. October vor der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt gehalten. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1841. 3¾ Ngr.

Leibrock, A., Die Wittwen und ihre Pflegekinder, oder: der Enterbte. Ein Familiengemälde. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Linck, A. A. v., über das academische Studium und seine Aufgabe nach den Anforderungen der deutschen Wissenschaft und Nationalität. Gr. 4. Würzburg, 1841. 15 Ngr.

Reybaud, C., Lucie und Alonzo. Aus dem Französischen, von O. von Birkeneck. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Rudolphi, J., Valerie. Novelle. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Schwarz, T., Sonntagsgespräche über christliche Erziehung. Ein Volksbuch. 8. Hamburg und Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1 Thlr.

Tegnér, E., Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 5te unveränderte Octav-Auflage. Gr. 8. Leipzig, Gnobloch. 1 Thlr.

— —, Die Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 2te Auflage. 8. Leipzig, Gnobloch. 5 Ngr.

Die Urform, der Grund des Seins. Beiläufig eine Widerlegung der Hegelschen Insichzurücknehmungs-Philosophie. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 8. Würzburg. 10 Ngr.

Werg, A., Die Erscheinung der Königin oder die Nach des Lithauers. Romantische Erzählung. 8. Berlin, Lüderi 1 Thlr.

Winter, Amalie, Frauenbilder. 3te Sammlung. 8 Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 60. — 1. März 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß Revolutionen, welche das ganze Gebäude der Gesellschaft von Grund aus zerstören, eine endemische Krankheit katholischer Länder sind, indem diese durch eine ungeheure Kraftanstrengung versuchen müssen, ihre gewaltsam zurückgestaute Entwickelung der vorangegangenen langsamen, aber organischen Auslebung protestantischer Länder gleichzusetzen. Wenn der gewaltige Strom der Geschichte Menschen, Staaten, Völker und ihre Monumente von dem Angesicht der Erde wegspült und den Weltzusammenhang der Vergangenheit zertrümmert, daß sich andere Gegenstände der Betrachtung des lebenden Geschlechts bieten, so müssen auch in der Seele des Volks andere Gedanken erzeugt, zur Weltansicht erzogen und in einer Gesittung thätig werden, die in die Formen der Vergangenheit nicht paßt. Weiß der Gesetzgeber diese Formen nach dem veränderten Leben, das in ihnen treibt, klüglich umzubilden, so windet sich die Strömung der Geschichte ruhig im gewohnten Bette fort; will er sie aber eigensinnig und eigenmächtig festhalten, so ist Hemmung, Zwang und Kampf der alten Formen und des neuen Lebens unvermeidlich, und je länger, je höher steigt die Spannung. Endlich nur der Druck einer kühnen oder unvorsichtigen Hand, und mit schreckender Erschütterung bricht der alte Bau der Welt zusammen, in seinem Sturz und Fall Alles zersprengend, zerstörend, zermalmend und begrabend.

Nie und nirgend aber ist der Zusammenhang der historischen Verhältnisse mehr zerrissen und anders gefügt worden, als am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, wo schon lange das politische Staatsgebäude durch die Ungeschicklichkeit und den Leichtsinn der Machthaber zerrüttet, aus den religiösen Institutionen durch die Schuld der Geistlichkeit jede Beziehung zum innern Leben der Nation gewichen, in den höhern, gebildeten Ständen, durch den Einfluß seichter, maschinistischer Lehren über Staat und Kirche und die in ihnen wirksamen Gewalten, Freigeisterei, Sittenverderbniß und Verneinungswuth durchweg verbreitet und in den Sitten des Volks, durch die Wirkung des Beispiels, eine faulichte Gährung, bei der die edelsten Kräfte den Charakter der Giftigkeit annehmen, eingetreten war. Wenn man bedenkt, wie dem römischen Katholicismus die ausschließende Herrschaft in Frankreich verschafft wurde, wie Regierung und Geistlichkeit vereint an der Unterdrückung aller Freiheiten während zweier Jahrhunderte arbeiteten, wie die Pornokratie des Hofes, die polirte Lasterhaftigkeit des Hofgesindes, die allem Gefühl für das Gute und Heilige Hohn sprechende Aufführung der Geistlichkeit die Nation entsittlichten, so muß man sich wundern, daß das französische Volk nicht noch viel gottloser und unmenschlicher geworden ist, als es in den tollsten Tagen der Revolution sich gezeigt hat.

Für uns, die wir, den Gang der französischen Geschichte durch seine verschlungenen Wege vor Augen haben, ist wenigstens klar, wie gekommen ist, was wir kommen sahen, und wie es hätte anders kommen können und kommen müssen, wenn Die sich anders benommen hätten, denen von dem Schicksal die Leitung der Angelegenheiten Frankreichs übertragen war. Offenbar lag es nicht nur im Interesse Frankreichs und der Menschheit, sondern selbst im Interesse des regierenden französischen Königshauses, dem Protestantismus von seinem ersten Auftreten an zu schützen, inwiefern dies ohne offenbare Ungerechtigkeit gegen Diejenigen, so katholisch bleiben wollten, geschehen konnte. Ein hellsehender Fürst hätte sich an die Spitze der großen Ideenbewegung und freiern Weltansicht gestellt, welche sich innerhalb des 16. Jahrhunderts in Europa überhaupt und in Deutschland insbesondere zu entwickeln begann und von da aus auf Frankreich überging. Aber die Valois, so gut wie ihre

Nachfolger, die Bourbons, waren mit Blindheit geschlagen; man fürchtete jede freiere Regung, jede Erschütterung in der Geisterwelt, weil man ein böses Gewissen hatte, welches zur Verfolgung der Hugenotten antrieb, was auch am bequemsten und natürlichsten war gegen eine Sekte, die in ihrem moralischen Übermuth Laster für todeswürdig erklärte, welche am französischen Hofe selbst die Schande verloren hatten. Franz I., Heinrich II., Franz II., Karl IX., Heinrich III. — alle Valois verfolgten; das von den Bourbons im Januar 1562 zugestandene Recht des freien Gottesdienstes außerhalb der Städte ward alsbald von Guise mit blutiger Gewaltthat verhöhnt; ein nach achtjährigem Kriege abgerungener Frieden (zu Saint-Germain, 1570), der den Hugenotten neuerdings Gewissensfreiheit, gleiche politische Rechte und Sicherheitsplätze gewährte, ward schon nach zwei Jahren in der Bartholomäusnacht gebrochen, und als endlich nach Heinrich's III. Ermordung und nach der Niederlage der Ligue Heinrich IV. den lang entbehrten Frieden wiederherstellte und seinen ehemaligen Glaubensgenossen in dem unwiderruflichen Edict von Nantes (1598) das Staatsbürgerrecht, bei übrigens beschränkter Öffentlichkeit ihres Gottesdienstes, ertheilte, da war vorauszusehen, daß diese ganze neue Einrichtung nur ein provisorischer Zustand, nur ein Waffenstillstand sein würde. Der religiöse und sociale Gegensatz war nicht wahrhaft versöhnt und aufgehoben, sondern nur zum Schweigen gebracht worden und das Gewitter, welches jetzt schlummerte, mußte sich dereinst als Revolution entladen. Die Kirche hatte diesmal über die Reformation gesiegt, der Protestantismus, den der große Richelieu nur als politische Partei vernichtete, wurde von Ludwig XIV. in wahnsinniger Bigoterie ganz zu vertilgen gesucht (1685). Zwar wurde seit 1743 wieder protestantischer Gottesdienst geduldet, der außerhalb der Städte und unter freiem Himmel gehalten werden mußte, und am 29. Jan. 1788 war die französische Regierung endlich auch so weit gekommen, wenigstens das Privatrecht der Protestanten durch ein königl. Gesetz zu sichern, aber die naturgemäße, organische Entwickelung des religiösen und socialen Lebens war gestört worden und die traurige Frucht der schlimmen Saat war die Revolution. Wo man Gewaltthat, Betrug, Scheinheiligkeit und Wortbruch gesäet, darf es befremden, wenn sie aufgegangen und zu blutigen Früchten gezeitigt sind? Sollte den Kleinen und Schwachen als heiliger Ernst erscheinen, woraus die Großen und Mächtigen ein leichtfertiges Spiel machten?

Denke man sich dagegen ein ganz oder nur zur Hälfte protestantisches Frankreich! Wie anhänglich an das historische Princip, wie treu gegen Fürsten, Ordnung und Gesetz, wie ernst und bedächtig voranschreitend sind die Engländer! Was verleiht dem auf die so bewegliche Grundlage des Handels und der Industrie gestellten englischen Staate seit Jahrhunderten seine innere Ruhe und sein glänzendes äußeres Wachsthum? Die intellectuelle und moralische Überlegenheit der reformirten Staatskirche und Regierung, welche die Einsicht und Aufklärung der Nation beständig in sich aufnehmen und das Interesse und den Willen des Kerns derselben zu dem eigenen Interesse und Willen machen.

Nachdem die reformirte Kirche in Frankreich gewaltsam unterdrückt worden war, hatte die katholische keinen Segen davon, indem sie als hierarchisches Institut den vereinten Angriffen des Königs, der Bischöfe und der Parlemente, als religiöse Einrichtung aber den Schlägen des philosophischen Geistes der Zeit erlag. Wie Ludwig XIV. das positive Recht der katholischen Kirche aufs willkürlichste antastete (indem er das königliche Hoheitsrecht auf alle bis dahin von demselben eximirten Bisthümer ausdehnte, 1673); wie er selber das Princip des blinden Glaubens und des leidenden Gehorsams gegen den Stellvertreter Christi bis auf den Tod verletzte (in der Erklärung von 1682 und in dem Streit mit dem Papst wegen des Asylrechts der Gesandten, 1687); wie endlich die Parlemente, von aufgeklärten Geistlichen und Doctoren der Sorbonne, zumeist aber von der öffentlichen Meinung unterstützt, durch hartnäckige Verweigerung, die berüchtigte Bulle Unigenitus einzutragen, sich sogar zu Richtern selbst über das Dogma aufzuwerfen wagten, ist bekannt. Welch eine mächtige Feindin die Kirche (in Wahrheit nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat, und überhaupt jede tiefere Ansicht von Religion, Moral, Staatsverfassung u. s. w.) in der gesammten intellectuellen Bildung der Zeit fand, weiß Jeder, der das Facit der Culturgeschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts (Regierung aller göttlichen und menschlichen Autorität) gezogen hat. Unter dem Einfluß dieser Bildung waren alle wesentlichen und nicht wesentlichen Institutionen der Kirche, das materielle und intellectuelle Rüstzeug der frühern Zeit: Capitel, Klöster, Ritterorden, Kirchensatzungen, Lehren und Gebote morsch und, was noch schlimmer, lächerlich geworden; Geist und Leben war aus ihnen geflohen und der Glaube an sie gewichen. Da kam der Sturm der Zeiten, der Alles niederriß, was nicht in voller Geistes- und Lebenskraft dastand; sie sanken, und mit ihnen verlor die Kirche ihr irdisches Gut und zugleich auch ihre eigentlichste, kostbarste Domaine, die Seelen, die sich von ihr zu lösen begonnen und der Abgötterei des Menschenverstandes zugewandt.

Einen schweren Fluch hat Bonaparte auf sich geladen, indem er, als nach Erlöschung des revolutionnairen Irrwahns das Bedürfniß neuer kirchlicher Einrichtungen gefühlt wurde, die Nation und das Zeitalter, beide seinem scheinbaren Herrschervortheil unterordnend, so gering achtete, daß er die alte verfallene Staatskirche einfach (indeß ohne die ehemalige glänzende äußere Stellung) restaurirte und so das eigentlich religiöse Bedürfniß fast ganz unbefriedigt ließ. Als die alten Herrscher über den neuen Emporkömmling siegten und das Historische in seiner irdischen Wurzel gerettet ward, hätten die Geretteten vor Allem ihre Pflege jener andern höhern Wurzel, aus der alle ihre Autorität hervorgegangen, zuwenden sollen; aber leider war die moderne Legitimität nur vom Vater halb recht historisch edelgeboren, von der Mutter her aber ein Kind der Zeit, und so geschah es denn, daß die Dinge

geordnet wurden, als sei die Erde der Mittelpunkt der Welt, der Himmel aber nur eine policeiliche Anstalt, um ihre finstern Nächte zu beleuchten. Wie Ludwig XVIII. die von der Revolution erfundene und von Bonaparte vervollkommnete weltliche Regierungsmaschine unverändert bestehen ließ, so fand er auch für gut, die kirchlichen Verhältnisse in der veralteten, von Napoleon wiederhergestellten Form zu lassen; bei aller Begünstigung wurde die Kirche sorgsam in Fesseln gehalten, die Religion nur als ein Werkzeug der Politik und der Priester als ein Mensch angesehen, der um ein bedungenes Jahrgehalt zum Vortheil der weltlichen Macht die Gewissen administrire. Noch schwerer an der Nation wie am Christenthume haben sich Karl X. und seine jesuitische Camarilla versündigt, indem sie die Religion zum Vorwande nahmen, um mit Hülfe derselben ihre allen Interessen und Rechten des Volks feindlichen Privatvortheile und Privilegien durchzusetzen. Dieser eigennützige Beistand des Staats hat dem Christenthume mehr geschadet als alle Anfeindungen der Pseudophilosophie und Verfolgungen der Revolutionswuth. Die Folge dieser unnatürlichen, geschraubten und falschen Stellung der Majorität der Gebildeten, den officiellen, politischen und religiösen Doctrinen gegenüber, war, außer dem absoluten Hiatus, welcher zwischen dem natürlichen Bewußtsein der gleichzeitig Lebenden und den Geboten der sich wieder ins Mittelalter zurückgesetzt glaubenden Kirche stattfand, — eine giftige Gereiztheit, die, da öffentliche Äußerung, offene Nichtanerkennung und Nichtbeobachtung der officiellen Lehren, Gebräuche und Zumuthungen nachtheilig oder auch gefährlich, sich zu listiger Verstellung genöthigt sah, wodurch denn die Heuchelei in alle Poren des geistigen und geselligen Lebens eindrang und der französischen Bildung und Literatur den corrosiv-kaustischen Charakter wieder aufzwang, der die religiöse, moralische, intellectuelle und politische Cultur der französischen Nation im 18. Jahrhundert auszeichnete und ihr jene eigenthümlich misfarbige Mischung von Gegensätzen und Unwahrheiten verlieh, deren Lösung auf friedlichem Wege unmöglich wurde.

Als im vorigen Jahrhundert einige Encyklopädisten das Aufklären gar zu arg trieben und den Atheismus mit einem wahren Missionseifer predigten, rief ihnen Voltaire verdrüßlich zu: „Ihr macht noch, daß ich in die Messe gehe"; ganz im ähnlichen Falle befand sich seit der Restauration der größte und beste Theil der französischen Nation. Man war der unerquicklichen Freigeisterei herzlich müde und das Christenthum aufzunehmen bereit und willig; der gesunde Menschenverstand aber sagte Jedem, es sei besser mit Holbach in der Philosophenclique Gott zu leugnen, als mit Karl X. und der Congregation ihn anzubeten. Frankreich kann, wenn es an die Restauration denkt, mit Tacitus sagen: dedimus profecto grande patientiae documentum. Man irrt sehr, wenn man die letzte Revolution für eine blos politische hält, sie war ebenso sehr eine religiöse; daß sie durch die Geistlichkeit hervorgerufen wurde, ist bekannt. Nicht blos das Regentenhaus der Bourbons, auch der römische Stuhl wurde in den drei Tagen überwunden, nur mit dem Unterschiede, daß die Mitglieder des einen verbannt und vertrieben worden, während die Repräsentanten des andern im Lande und in Wirksamkeit geblieben sind. Ein kluges Nachgeben und eine scheinbare, heuchlerische Versöhnung mit der neuen Regierung rettete die Hierarchie noch einmal von ihrem Untergange in Frankreich und noch kein volles Jahr nach der Julirevolution (März 1831) konnte der kürzlich verstorbene Erzbischof von Paris schon wieder wagen, dem constitutionnellen Bischof Grégoire, der seinem kirchlich-politischen Charakter unerschütterlich treu gestorben, die Sacramente und ein christliches Begräbniß zu verweigern. Wenn nun auch der Einfluß der Hierarchie in Frankreich immer noch viel größer und mächtiger ist, als man auf entgegengesetzten Seiten glaubt, so ist doch so viel gewiß, daß der römische Katholicismus auch in Frankreich eine ausgelebte Form, ein Körper ohne Geist ist, und daß die Wirksamkeit des Klerus auf die Gemüther zukünftig nur eine höchst geringe sein kann, wenn er, wie zu erwarten, in dem bisherigen Verhältniß zur täglich fortschreitenden Bildung der Nation beharrt.

Die französische Geistlichkeit ist durch ihre finstere Strenge, durch ihr verkehrtes und verstocktes Anstreben gegen den Zeitgeist so bekannt, daß selbst die Römer sagen, aus einem französischen Geistlichen könne man neun Jesuiten schneiden und es bleibe noch ein guter Weltgeistlicher übrig. Die Scenen mit Verweigerung des Begräbnisses der Schauspieler und Sänger, die Strenge, mit welcher den Kindern, die beichten, sie seien mit ihren Ältern im Theater gewesen, die Absolution versagt wird, die unglaubliche Indiscretion, mit welcher im Beichtstuhl die verheiratheten Frauen über gewisse Ehrgeheimnisse ausgeforscht werden, die noch unglaublichere, allem Schamgefühl hohnsprechende, fast einen castratenhaften Kitzel verrathende Indelicatesse, mit welcher Beichtväter junge Mädchen ausfragen, kurz das hartnäckige, blödsinnige Ankämpfen gegen Alles, was den Franzosen der neuern Zeit im täglichen Leben und Umgang lieb und theuer, decent und anständig ist, — sind weltbekannte Facta. Seit den Julitagen befindet sich die französische Geistlichkeit in der Lage des preußischen Heeres nach der Schlacht bei Jena. Ob auch sie ihren Scharnhorst finden werde, ist eine Frage. In Lamennais hat sie ihn nicht gefunden; in Lacordaire steckt schwerlich ein Restaurator des Katholicismus, und daß in Rom ein geistlicher Napoleon, ein zweiter Gregor VII., aufstehen werde, möchte ich bezweifeln. Rom ist ein Steinhaufen; dort wird sich der Demiurg nicht finden. Nicht der alte Mann in der Engelsburg hat das Schicksal der Welt in seiner Hand; es ist ein besserer und stärkerer, der heilige Geist selbst ist es, der die Menschheit in alle Wahrheit führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachtschatten. Gedanken eines lebendig Begrabenen. Skizze von Chlodwig. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 7½ Ngr.

Zu einer Zeit, wo Jeder schreiben will, kommen oft seltsame Ausgeburten ans Licht. Zu den allerseltsamsten gehört

dieses Buch, was der Verf., Chlodwig — wahrscheinlich ein Nachkomme des berühmten Frankenkönigs — mit dem Namen „Nachtschatten" betitelt hat. Warum er es „Nachtschatten" nennt, haben wir nicht enträthseln können. Er hätte ebenso gut Vergißmeinnicht, oder Hokuspokus, oder Orion, oder sonst irgend eines der Millionen Hauptwörter der menschlichen Sprache wählen können, wenn er einmal einen Titel ohne Sinn und Verstand, der zu dem Inhalte des Buchs nicht im mindesten Bezuge steht, haben wollte. Die Tendenz des Buchs ist die, zur Errichtung von Leichenhäusern aufzufodern. Es mag eine fatale Sache sein, lebendig begraben zu werden, und das Bestreben wackerer und sachverständiger Leute, den nöthigen Vorsichtsmaßregeln dagegen überall Eingang zu verschaffen, soll gewiß nicht getadelt oder lächerlich gemacht werden. Wir bezweifeln aber, daß durch solche alberne Bücher, wie dieser „Nachtschatten" eins ist, der ernste und löbliche Zweck gefördert werden könne. Der Verfasser gehört zu den seltsamen Käuzen, die durch ihre Theilnahme auch die ernsteste Sache, ohne es zu wollen, travestiren und ihr einen unwiderstehlichen Reiz des Lächerlichen mittheilen.

Der Inhalt ist folgender. Ein junger Mann träumt, er sei lebendig begraben, und erzählt nun die Gedanken und Empfindungen, die er während dieses Traumes gehabt. Zuerst bemüht er sich die furchtbaren Qualen eines lebendig Begrabenen zu schildern, und in der That, er thut es auf eine fürchterliche Weise, besonders was den Styl anbetrifft: „Alle Scenen des Schreckens, die ich gelesen, eiskalt und verbrennend das Herz durchbohrend, von lebendig begrabenen Menschen, deren Körper, später, nachdem sie qualvoll verschieden, wieder an das Licht gebracht worden waren, durchzuckten meine Seele und meine Phantasie rief sich glühend solche Zerrbilder menschlicher Leiber hervor. Zerrauften Haares, tiefliegenden, zerrütteten, erloschenen Augen, Verzweiflung thronend im Gesicht und Verwünschung abgedrückt auf der zerrissenen und zerkratzten Stirn und den eingefallenen, bleichen, abgezehrten Wangen gegen die thörichten und unmenschlichen Gebräuche der Menschen: einschließend die Menschen in hölzerne Kasten, aus denen jede Rettung eines Wiedererwachenden unmöglich und er sich selbst schnell zu tödten nicht im Stande, nicht klüger, nicht menschlicher werdend durch die gräßlichen, kläglichen Beispiele, sondern gefühllos bei ihren Thorheiten verharrend, abgenagten Armen und krummen Fingern, erstarrt in der vergeblichen Anstrengung, die schauerliche Gruft zu durchbrechen, zerrissenen Kleidern und endlich dumpfes Hinbrüten oder Toben des rasendsten Wahnsinns, bis der Geist entweicht, noch einen wüthenden Blick werfend auf die Gefühllosigkeit der Menschen, die ihm diese unnennbaren Schmerzen bereitet" u. s. w. Allmälig wird der Traum ruhiger und er träumt nun eine vollständige Abhandlung, wie sich am besten Leichenhäuser einrichten ließen. Der Traum geht sehr ins Detail, untersucht den Kostenpunkt, das Material der Leichenhäuser, ob Steine oder Breter, geht aufs Expropriationsgesetz ein, verschmäht die Hülfe religiöser Gesellschaften, der Missionnaire u. s. w., womit der Verf. nichts zu thun haben will, u. dgl. Diese Abhandlung hat wenigstens das Verdienst, daß sie ihrem Charakter einer im Traume entworfenen nicht untreu wird, indem bekanntlich der Traum es mit logischer Folge nicht sehr genau nimmt und sich allerlei Absprünge erlaubt. Endlich erwacht der Träumende und freut sich, daß er nur geträumt habe. Aber wer entschädigt den armen Leser für diesen Traum? Wir denken uns den Verf. als einen guten, wohlmeinenden Jüngling, der mehr Phantasie besitzt wie Orthographie, und mit der Elle besser umzugehen weiß wie mit der Feder. Nachdem derselbe nun den Genuß gehabt hat, einen seiner Träume gedruckt gesehen und sich in seinen Kreisen als Genie und gebildeter Mensch legitimirt zu haben, wird er es hoffentlich dabei bewenden lassen und uns in Zukunft mit seinen Träumen verschonen. 12.

Literarische Notizen aus England.

Von G. P. R. James erschien: „A history of the life of Richard Coeur-de-Lion, King of England" (2 Bde.). Ein britisches Journal macht über dies Werk, welches nur bis zu der Eroberung von Antiochien reicht, folgende Bemerkungen: „Die Autorschaft schien uns in die geeigneten Hände gefallen zu sein; denn die Geschichte eines Königs, dessen wirkliche Geschichte sich wie ein Capitel aus einem Roman liest, war ein passender Gegenstand für einen Schriftsteller, der nicht blos unter unsern Geschichtschreibern, sondern auch unter unsern Novellisten einen Platz einzunehmen Anspruch macht, während zugleich ein Autor, welcher wie Mr. James die Geschichte Frankreichs so eifrig studirt hat, geeignet schien, einiges neue Licht auf die Vorfälle zu werfen, die mit Richard's und Philipp August's streitiger Angelegenheit in Verbindung stehen." Bei der nähern Einsicht, die er von dem Werke genommen, gesteht der Recensent, etwas getäuscht worden zu sein; doch sei in unserer Zeit der Auszüge und Bruchstücke ein Werk nicht zu verdammen, welches wie dieses bekennen dürfe, aus gleichzeitigen Quellen und nicht aus den Quellen zweiter Hand geschöpft zu haben.

Von Neander's „History of the Christian church" in der Übersetzung von Rose erschien jetzt, nach jahrelanger Unterbrechung, der zweite Theil. Man rühmt die große Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit welcher Herr Rose den Text übertragen hat. Es sei ein um so schwierigeres Unternehmen, sagt ein englisches Journal, da Neander ein entschiedener Neologist sei und neue Ausdrücke und Phrasen zu der technischen Terminologie hinzugefügt habe, womit die deutschen Theologen die Ethik und Metaphysik zu verwirren liebten. Der jetzt erschienene 34. Band des „Biblical cabinet" enthält Rosenmüller's „Biblical geography", in der Übertragung von N. Mouen.

Die reichhaltige politische Literatur Frankreichs hat sich abermals vermehrt durch folgende Schriften: „Histoire politique de l'année mil huit cent quarante-et-un", von Hrn. Serre, und „Le miroir politique de la France", worin vieles Interessante enthalten sein soll. 2.

Bisher hatten vorzugsweise englische Reisende dazu beigetragen, den Schleier zu lüften, der seit dem Mittelalter auf dem classischen Wohnsitze der Hellenen lag. Seit mehren Jahren haben indessen deutsche Gelehrte sich das Wort gegeben, den Briten auf diesem Gebiete den Rang abzulaufen. In diesen Blättern sind zu wiederholten Malen Werke besprochen, welche hellenische Localverhältnisse und Fragen der Archäologie aufklären, und so dürfen wir wol auf ein werthvolles Werk: „Journal of a tour in Greece and the Ionian islands", von W. Mure (London 1841) hinweisen. Außerdem darf man sich mancherlei Belehrung aus einer andern englischen Schrift versprechen, die u. d. T. „Greece revisited in 1840" von Garston nächstens erscheinen wird.

„Greift nur hinein ins volle Leben und wo ihr's packt, da ist's interessant", sagen sich mit Goethe die literarischen Genremaler, denen der Aufenthalt in großen Städten unzähligen Stoff zu mannichfaltigen Bildern, Skizzen und Schilderungen liefert. So ist das londoner Leben ein Feld, das, so oft es auch schon gepflügt und bebaut ist, doch noch stets neue Früchte trägt. Nicht Jeder hat das Talent eines Dickens, um die Scenen des bunten Lebens in unentstellter Natürlichkeit abzuzeichnen, indessen ist doch unter Denen, die ihm nachstreben, manches bedeutende Talent zu bemerken. So haben wir in einem kürzlich erschienenen Buche („Lights and shadows of London life, by the author of the great Metropolis", 2 Bde. London 1841) interessante Skizzen und Bilder aus London gefunden. Als Verf. wird R. Grant genannt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 61. —— 2. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Die französische Geistlichkeit wird der Mehrzahl nach aus den untersten Volksclassen ergänzt, und wenn zuweilen ein Mann von Kopf auftaucht, so wird er wenigstens von seinen Amtsgenossen nicht kräftig unterstützt und häufig bei der römischen Curie angeschwärzt, wie z. B. der geistvolle Abbé Bautain in Strasburg, der in Rom als Ketzer angegeben worden. Unter den jungen Geistlichen, welchen man begegnet, sieht man ganz eigene von der allgemeinen französischen Nationalphysiognomie durch einen besondern Ausdruck ausgeschiedene Gesichter, die an das Landvolk zwischen Trier und Mastricht mahnen. Die Prediger sind, deutschem Gefühl nach, zu declamatorisch, zu theatralisch. Statt Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks sind ihnen leere, hohle Phrasen, anstatt natürlicher, gemäßigter Gesten gespreizte, ja fast krampfhafte Bewegungen eigen. Ich habe hier die berühmtesten und bedeutendsten neuern Kanzelredner gehört, die Abbés Lacordaire, Ravignon und A.; Ton, Bewegung, Manier, kurz der ganze lebende Mensch, mit Allem, was aus ihm zu andern Menschen reden kann, war mir misfällig an diesen Seelsorgern; die Art, wie sie ihr Auditorium für die höhern Wahrheiten des Christenthums zu interessiren suchten, wie sie ihm Menschenveredlung, Menschenbestimmung wichtig machten, schien mir zu parlementarisch; ich vermißte namentlich den sanft belehrenden väterlichen Ton, der nie ohne eine gewisse Herzlichkeit sein kann und mit dem sich eine Lebendigkeit und Wärme sehr wohl verträgt, die um so sicherer wirkt und um so mächtiger ergreift, da weder Vernunft noch Gewissen das Geringste dagegen einwenden können, sondern unfehlbar auf Seiten des Redners hinübergezogen werden. Anstatt ihren Vortrag den religiösen und sittlichen Bedürfnissen ihrer Zuhörer gemäß einzurichten, anstatt auf Versöhnung und Erhebung der Gemüther zu dem Unendlichen, Ewigen hinzuwirken, klagen die geistlichen Redner den verderbten Zeitgeist und somit im Grunde sich selbst an, polemisiren gegen den Protestantismus, malen die Schrecken der Hölle und des Fegefeuers aus, ereifern sich gegen das Theater, die Maskenbälle u. s. w., kanzeln die modernen Romanschreiber und Bühnendichter in heftigen Ausfällen ab, und wenn zufällig von kirchlichen Dogmen die Rede, so suchen sie dieselben mitunter durch die wunderlichsten Argumente zu beweisen. So hörte ich in den Fasten einen katholischen Prediger, der unter den Beweisen für die Gottheit Christi die Privatmeinung Napoleon's über diesen Glaubenspunkt als eine gewichtige, unleugbare Autorität anführte. Am rathsamsten für solche Köpfe ist allerdings das heroische Mittel, welches die römische Kirche seit Jahrhunderten anwendet, nämlich alles Denken über den Inhalt der Dogmen zu untersagen, ungefähr wie man in Genf, um des lieben Friedens willen, den reformirten Predigern ein behutsames Stillschweigen über die Gottheit Christi auferlegt. Die einsichtsvollsten der neuern französischen Prediger kann man durchgängig der formalen Ketzerei bezüchtigen, indem alle mehr oder minder von dem kritischen oder gnostischen Geiste der Zeit so weit angesteckt sind, daß sie auf ein Begreifen des Inhalts der Dogmen den Boden der Kirche sichern und die Vernunft zum Glauben daran zwingen wollen, was nach des jetzigen Papstes Ausspruch (in dem Rundschreiben gegen Lamennais) „ein unvernünftiges Beginnen" ist. Sie selbst halten sich übrigens für gute rechtgläubige Christen und predigen mit vielem Eifer die Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche, indem sie ihrem Auditorium begreiflich zu machen suchen, daß der katholische Glaube die Philosophie oder die allgemeine Wissenschaft erzeugt, daß die katholische Hierarchie den Stützpunkt abgibt für sociale Ordnung und ihre Fortbildung, daß die katholische Liebe, verbunden mit den Resultaten der Wissenschaft, allein auf vollständige und dauernde Weise die wichtigsten Probleme der Staatsökonomie auflösen kann, daß alle Kunst christlich sein muß, und daß alles Christliche aus dem Katholicismus stammt und in ihn zurückkehrt. Diese culturhistorischen Fragen sind allerdings von hohem Interesse und werden von einzelnen geistlichen Rednern mit ausgezeichnetem Talent verhandelt, passen jedoch, meines Erachtens, nicht zu Gegenständen von Predigten und können ebenso wenig dem Katholicismus als dem Christenthume überhaupt frommen. Es geht darüber der Zweck aller christlichen Predigten verloren — Erbauung, d. h. Erhebung des Gemüths zu dem Unendlichen; Beförderung des Wachsthums in Frömmigkeit oder religiöser Sittlichkeit, Nährung und Belebung des religiös-sittlichen

Sinnes. Freilich kann nicht Einer auf die Art erbauen wie der Andere, und nicht Einer erbaut werden wie der Andere, und der nämliche Mensch nicht zu Einer Zeit erbaut werden, wie er zu anderer Zeit dazu empfänglich ist. Die Verschiedenheit der Talente, des Sinnes, der religiösen Tendenz, des Grades der Bildung, die durch Lagen und Schicksale veranlaßte Gemüthsstimmung machen die verschiedenartigste Erbauung auf den mannichfaltigsten Wegen möglich. Aber es ist damit wie mit Physiognomien, mit dem Gang der physischen, intellectuellen und sittlichen Entwickelung. Die Physiognomien und Entwickelungswege sind so verschieden wie die Individuen; aber es gibt doch allgemeine Gesetze für die Entwickelung, sowie allgemeine Prädicate, die für die Physiognomien gelten. Da es immer Menschen sind, die Menschen erbauen sollen, so gibt es auch allgemeine psychologische Gesetze, die man nie aus den Augen verlieren darf, wenn man die bezweckte Wirkung hervorbringen will, und wogegen von den französischen geistlichen Rednern am meisten gefehlt wird, und gerade am wenigsten gefehlt werden sollte, da sie verfehlte Wirkungen am schwersten büßen.

Einmal kann Licht ohne Wärme so wenig wie Wärme ohne Licht erbauen. Man hat einen Menschen noch nicht für das Höhere, Ewige belebt, wenn man ihn blos belehrt, und ebenso wenig, wenn man ihn blos rührt; so gründlich auch die Belehrung, so wahr auch die Rührung sein mag. Belehrung allein erbaut nicht, weil es daran am seltensten fehlt. Wer weiß es nicht, daß er eine höhere Bestimmung als für diese Erde habe, daß er sich also über die Erde erheben, auf seine Bestimmung jenseits sich vorbereiten müsse, also keiner Erdenlust hienieden sich hingeben dürfe? Aber darum thut er das Erste doch nicht und lebt doch für Erdenlust. Die gründlichste Religionskenntniß macht noch keine religiösen Menschen. Es ist unbegreiflich, wie man die tägliche Erfahrung für sich haben kann, daß Menschen von etwas fest überzeugt sein können und doch dagegen handeln, und wie man doch den homiletischen Grundsatz befolgen kann, es komme nur Alles auf Überzeugung des Verstandes an. „Der Mensch muß, wie alte Gebäude, erst gehoben werden, ehe er reparirt werden kann", sagt treffend Jean Paul, was insbesondere die Prediger eines Landes beherzigen sollten, wo der Mensch durch die gänzliche Durchschneidung aller religiösen Bande am tiefsten gesunken ist und einer völligen sittlich-religiösen Reparatur bedarf; — und wahrlich durch bloße Belehrung hebt man ihn nicht. Oder wenn Jemand blos diese bedürfte, was nur bei ganz Einzelnen sehr selten der Fall sein wird, so geht die Predigt nicht tief, sie ist nicht gründlich, nicht ausführlich genug; ein gedruckes Werk über denselben Gegenstand thut in dem Falle kräftigere Wirkung. Eine blos belehrende Predigt geht aus dem Verstande zu dem Verstande. Wenn der Zuhörer das gefaßt hat und die religiöse Wahrheit auch deutlich darstellen, auch beweisen kann, so hat die Predigt Alles gewirkt, was sie wirken konnte, hat aber das Organ aller Religiosität noch nicht berührt, weil die Elemente aller Religion, Vertrauen, Dankbarkeit und Liebe gegen das höhere Wesen nicht im Verstande liegen und nicht durch den bloßen Verstand aufgeregt werden können.

Aber auch Wärme ohne Licht erbaut nicht. Sie kann wol für den Augenblick erheben, zu einer einzelnen guten Handlung entflammen; durch günstige Umstände kann es sich treffen, daß die Erwärmung, selbst die Leidenschaftlichkeit etwas auf die Religiosität wirkt; aber ohne solche günstige Umstände bleibt nichts zurück. Die Wärme verraucht; Erschlaffung folgt der Anspannung und der Mensch ist unmittelbar darauf gerade am schwächsten, weil er am weichsten ist. Sein Wesen hat keine ganz bestimmte Tendenz auf Religion genommen und die aufgeregte Einbildungskraft, das bewegte Herz führt vielleicht in die Arme der Wollust, statt daß es vor den Thron der Gottheit führen sollte. Oder wenn auch der Eindruck religiös bleibt, wenn wir ihn auch immer vor uns sehen, den sterbenden Christen, den seinen Isaak zu opfern entschlossenen Abraham, den die Kinder segnenden, über Jerusalems Versunkenheit und menschliches Elend weinenden, leidenden, sterbenden Jesus; es bleibt blos der Eindruck der Einbildungskraft, ohne daß wir bestimmt wissen, was er uns solle, was wir sollen, ohne daß irgend ein Element der Religion uns zum Bewußtsein gekommen wäre, wie man es an der Religiosität der neupoetischen Katholiken sehen kann, welche etwas so Vages und Flüchtiges, das sich allen Launen und Einfällen des Geistes hingibt und anschmiegt, ein Irrlicht, das schimmert und entschwindet, ein Schatten, den man nicht fassen kann.

Nein, der ganze Mensch muß in Anspruch genommen werden, wenn man erbauen will. Religion hat ihren Sitz im Gemüth, in dem Tiefsten, Allerheiligsten der Menschheit, wo noch alle Seelenkräfte Eins sind. Aus dem Gemüth muß auf das Gemüth gewirkt, Lust und Trieb muß aufgeregt werden, sich zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben, für dies Ewige zu leben und sich zu reinigen von allen Schlacken des Erdensinnes. Aus dem Gemüth müssen sie dann zum Bewußtsein gebracht werden, die heiligen Wahrheiten, die sich aus dem Eindruck entwickeln; sie müssen das Herz in Bewegung setzen, die Einbildungskraft ergreifen, das Gedächtniß beschäftigen, das Gewissen auf den Thron setzen. Der äußere Prediger muß einen innern anstellen, der seine Stelle vertritt und ihn doch nicht entbehrlich macht, sondern Lust erweckt nach der Geistesnahrung, und Freude, wenn sie empfangen ist. Das heißt erbauen. So zu wirken, muß Zeit und Streben des christlichen Predigers sein.

Natürlich darf er also, wie es hier wol geschieht, weder eine gewisse Lebensphilosophie oder gar Lebensklugheit predigen, noch culturhistorische Fragen auf der Kanzel verhandeln, so gut und wichtig sie auch an sich sein mögen; nur das Heiligste, das Unvergängliche, Unendliche, Religion und Menschenbestimmung durch Religion ist ein würdiger Gegenstand seiner Rede. Er muß sich dabei auf etwas Positives gründen und darf sich nicht irre machen lassen durch die engherzige Bedenklichkeit, daß dadurch die Offenbarung verächtlich werden könne bei den Einsichts-

vollern und Gebildetern. Das wären sie schon deswegen nicht, wenn sie in der Offenbarung Das nicht wollten, was sie zur Offenbarung macht. Avolent quantum volunt! sagt er mit Augustinus und Lessing! Nur das Bestimmte, unleugbar Gewisse wirkt auf den Menschen. Sowie es zweifelhaft ist oder gemacht werden kann, hat es seine Kraft verloren. Und nur das Positive ist dem großen Haufen gewiß, vor und zu dem der christliche Prediger zu reden hat. Nicht als ob es für den scharfen Denker keinen andern Weg gäbe. Er kommt nur durch einen weiten Umweg dahin, wenn er den Cyklus seines Denkens vollendet hat, und nur dann nicht, wenn er bei ihm unvollendet bleibt. Auf ihn kann indeß der geistliche Redner auf keinen Fall Rücksicht nehmen, insofern er Denker, sondern nur, insoweit er Mensch ist. Die Menschheit kann so wenig ohne positive Religion zu ihrer Bestimmung geleitet werden, wie ein Staat ohne positive Gesetzgebung blos durch ein sogenanntes Vernunft- und Naturrecht regiert werden kann. „Gott hat es bestimmt, offenbart, verheißen, befohlen, verboten!“ Das ist dem geraden Menschensinne, dem Menschlichsten im Menschen genug, aber auch unentbehrlich. Das Positive ist aber nicht allein eine geschriebene Offenbarung. Weiß der christliche Prediger das Gewissen zu erfassen, wie es Jesus so einzig konnte; weiß er so zu reden, daß er sicher ist, im Innern sei Etwas, das für ihn zeugt; weiß er die Natur zu commentiren, wie sie Jesus commentirte, und aus ihr die bestimmten Geistesoffenbarungen zu entwickeln, wie der Einzige that; ist ihm ein Licht aufgegangen, woher die Ähnlichkeit in dem Gang, in den Entwickelungsperioden der äußern und innern Natur, und weiß er diese Ähnlichkeit zur Evidenz zu erheben bei seinen Zuhörern: so mag er getrost aus diesen positiven Offenbarungen schöpfen und er kann in dem Gemüthe seiner Zuhörer eine Dreieinigkeit von Zeugniß constituiren, das keinen Zweifel aufkommen läßt.

Aber Hauptsache wird und soll doch bei dem christlichen Prediger die Bibel sein; dies Buch, das auf die tiefsten, heiligsten und unbefriedigten Bedürfnisse der Menschheit antwortet, alle Zweifel und Räthsel der Erdenschicksale löset, das den Naturoffenbarungen für uns erst bestimmten Umriß und Farbe gibt und das Gewissen als Statthalter Gottes in unserm Innern proclamirt. Er soll nicht etwa seinen Predigten ein Motto aus der Bibel vorsetzen, wie er eins aus Epiktet, Cicero, Milton oder Goethe vorsetzen könnte; nein, mit Bibelstellen soll er beweisen, stärken, beruhigen, trösten; durch den Geist der Bibel, die Handlungsweise Gottes und seines menschlichen Ebenbildes Jesus soll er Dankbarkeit, Vertrauen und kindliche Liebe aufregen zu dem Sohn im Himmel; durch Vergegenwärtigung Jesus, seines Sinnes, seiner Handlungsart soll er die Gottheit in den Kreis der Menschen führen; durch Darstellung des Gangs und Ausgangs seines Einzigen soll er den Menschen ihren Gang und ihr Ziel vorzeichnen. Man personificirt Religion und Tugend, wenn man sie recht liebenswürdig darstellen und Liebe gegen sie erregen will. Besser ein Wesen, das man nicht zu personificiren braucht, weil es schon eine Person ist, und eine so liebenswürdige, mit Liebe so zuvorkommende Person, daß man sie zu lieben fast unwiderstehlich hingezogen wird und in ihr nothwendig auch Religion und Tugend lieben muß. Der christliche Prediger kann dies desto sicherer, da es sein Beruf nicht ist und sein kann, die Menschen erst zum Glauben an die Bibel als Gottes Offenbarung zu bringen, da er vielmehr nur zu Bibelgläubigen reden soll oder wenigstens sollte, was in Frankreich leider selten der Fall, weil der Inhalt der heiligen Schriften daselbst ebenso wenig bekannt als positive christliche Religion, wodurch der Stand und die Wirksamkeit des französischen Geistlichen bedeutend erschwert wird. Allein fehlten auch alle schädlichen Elemente und deprimirenden Unpotenzen Seitens der Laien, so würde die Wirksamkeit des Klerus in Frankreich doch nur eine höchst beschränkte sein können, und dieses wegen seiner eigenen Beschränktheit und dürftigen Ausbildung.

Die Jansenisten, welche unstreitig zu den gebildetsten Mitgliedern der französischen Geistlichkeit gehörten und zum rechtgläubigen Katholicismus ungefähr dasselbe Verhältniß haben, welches die speculative Theologie in Deutschland zum orthodoxen Protestantismus einnimmt, sind durch Verschwinden des Gegendrucks der Jesuiten und durch die öffentliche Duldung des Protestantismus, von welchem sie eigentlich eine hybride Ausgeburt waren, in den Schatten zurückgetreten; ihre Grundsätze leben zwar noch unter vielen, besonders unter ältern Geistlichen; aber die Lage des Klerus überhaupt macht seinen Gliedern zur Pflicht, vor der Hand die Verschiedenheit der Denkart einzelner Mitglieder mit dem Mantel der Liebe zuzudecken und dem allgemeinen Wohl stillschweigend zum Opfer zu bringen, weil die Zeiten eine offene Fehde beider Hauptparteien nicht ertragen würden, ohne Untergang des Ganzen. Die meisten jetzigen französischen Bischöfe, namentlich die von der neuen Regierung ernannten, sind Gegner der gallikanischen Kirche, Ultramontane und Freunde des Jesuitenordens, und weigern sich, nach dem Beispiele ihrer Vorgänger unter der Restauration, jedem jungen Manne die Weihen zu ertheilen, der in den öffentlichen Unterrichtsanstalten des Staats, in den königlichen Colléges oder theologischen Facultäten seine Bildung genossen. In den Augen der Bischöfe sind die königl. Colléges heidnisch und die theologischen Facultäten ketzerisch, und wenn sie auch, da man doch ganz Frankreich nicht füglich excommuniciren kann, ungehindert geschehen lassen müssen, daß jene weltlichen Anstalten besucht werden, so wollen sie doch den Klerus wenigstens vor den schlimmen Lehren und Einflüsterungen der profanen Bildung schützen, als ob diese Bildung in neuerer Zeit nicht die kräftigsten Stützen und beredtesten Vertheidiger des Katholicismus hervorgebracht hätte. Die entschiedensten und geistreichsten Ultramontanen der Restauration, J. de Maistre, Bonald und Eckstein, waren Staats- und Geschäftsmänner; der katholische Graf und Schriftsteller Montalembert ist Pair von Frankreich; Lamennais und die aus seiner Schule hervorgegangenen Abbés Lacordaire und Gerbet, der bekannte Redacteur en chef der „Gazette

Das x in einer Gleichung sucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
Ich pflege sein Gehirn zu füllen
Und bin oft seiner Arbeit Frucht:
Mein weiter Raum muß Alles fassen
Auch Das, was nichts umfassen kann;
Man trifft mich in der Großen Kassen
Und in der Dichter Liedern an.
Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
Des schlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Besitz' ich schon seit langer Zeit.
Mir gleichen *** kluge Werke,
*** Witz, und *** Stärke.

Man weiß ferner nicht, warum die „Kleinen prosaischen Aufsätze" in drei Sammlungen auf den ersten, zweiten und vierten Theil vertheilt sind, während andererseits auch die größern prosaischen Aufsätze und Abhandlungen füglich in Einem Theile concentrirt werden konnten und nicht auf den letzten Bogen des zweiten Theiles damit begonnen zu werden brauchte. Man sieht noch weniger ein, was es mit der besondern Rubricirung „Einiger von den in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen" im vierten Theile für Bewandtniß habe, nachdem in den „Größern prosaischen Aufsätzen" vorher schon eine Anzahl solcher Vorlesungen mitgetheilt ist. Man würde endlich die „Nachlese von Epigrammen" der Sammlung derselben in den frühern Theilen beigegeben wünschen. Alles Beweise für die geringe Ordnung dieser Ausgabe, für die Nachlässigkeit bei ihrer Zusammenstellung und für den Mangel einer planmäßigen Redaction. Und doch waren dieses die Hauptverdienste, die sich der Herausgeber überhaupt erwerben konnte; wir können ihm nur das Eine nachrühmen, daß er eine gute Biographie Kästner's beigegeben hat.

Die Erneuerung dieser Schriften selbst kann man nur billigen, wenn man erwägt, welcher Mangel an Büchern vorhanden ist, die von einer solchen Schärfe des Denkens sowol als des Ausdrucks zeugen, wie wir sie hier finden. Die Sprache und der Gedankengang des Mathematikers prägt sich im Einzelsten, selbst da aus, wo es noch anderer geistigen Vorzüge bedurfte, um nicht in eine sterile Trockenheit bei deren Anwendung zu verfallen. Es hat etwas ungemein Klärendes und Stärkendes, diese Schärfe des Verstandes in ihren vielfachen Beziehungen auf Gegenstände wissenschaftlicher Forschung wie socialer Verhältnisse; in Ernst und Scherz ist es wohlthuend, statt der so oft hohlen Unterlage bei modernen Producten die feste Basis gleichsam mathematisch sicherer Anschauung und Beurtheilung zu haben; und wie das satirische Talent Kästner's in unverkennbarer Beziehung zu der ihm sonst gewohnten scharfen Beobachtungsweise stand, so mildert es selbst den Gegensatz dieser kritischen Schärfe bei Betrachtung ernster Gegenstände durch den Witz, welcher diese Verstandesoperationen stets begleitet. Mögen daher immerhin die nächsten Objecte der Kästner'schen Satire ebenso wie die nächsten Punkte seiner wissenschaftlichen Untersuchungen zum großen Theile einem jetzt antiquirten Standpunkte angehören, so mangelt es doch weder an Analogien für diese wie für jene, noch ist ihr formeller Werth mit ihrem materiellen Interesse untergegangen. In dem erstern darin, daß es genug Bezüge gibt, auf die sie mit geringen Veränderungen anwendbar sind und zwar so anwendbar, als ob sie ein Kind der jüngsten Gegenwart wären, liegt der Beleg für die Höhe und Reinheit des Standpunktes ihres Verf., in dem letztern, ihrer formellen Bedeutung für unsere Zeit, der sie mannichfach als Muster consequenter Auffassung und Darstellung gelten können, liegt der Beleg für die Wahrheit und Richtigkeit der für den Gedanken gewählten Form.

Wir wenden uns zu Nr. 2. Der Name Sophie Albrecht hat in unserer Literaturgeschichte keinen solchen Klang, daß es für etwas Überflüssiges zu achten gewesen wäre, einige biographische Notizen dieser Anthologie vorzusetzen. Es scheint etwas Derartiges auch in der Absicht des Herausgebers gelegen zu haben; aber was er uns in seinem Vorworte wirklich bietet, ist so nebulos gehalten, daß man von der Unfähigkeit des Verf. zu biographischer Charakteristik einen viel deutlichern Begriff, als von den Schicksalen der Dichterin erhält.

Sie floh in das Reich der Ideale, um unter den lallenden Palmen eines künstlichen Edens die kalte Wirklichkeit mit ihren Dornenkronen zu verträumen u. s. f. — —, eine Gattung weiblichen Faust's, von ihrem Gatten mit der Hahnenfeder durch alle Länder geführt, den schäumenden Becher und die tönende Lyra in der Hand, den Lorber um die Stirn: so stürzte sie sich in den Strudel der Welt —; und wenn mitleidige Nereiden in lauen Sommernächten, einsam unter dem Geflüster der heilig-stillen Natur sie auf ihren rosigen Armen emportrugen über die blinkenden Wellen zu dem Strahle des keuschen Lichtes der jungfräulichen Artemis u. s. w., dann sang sie diesen ihre Lieder über Liebe und Sterben aus der schmerzlich wunden Brust.

In diesem phantastischen Style (der aber freilich auch durch Constructionen wie: die Götter rächten sich an dieses ätherische Wesen, S. XI, arg entstellt wird) erzählt uns der Verf. ungefähr so viel, daß die Dichterin, die Tochter eines erfurter Professors, Baumer, in ihrem vierzehnten Jahre an einen Arzt sich verheirathet, nach dem Tode ihres Vaters aber die Bühne betreten und sich der mimischen Kunst mit vieler Liebe gewidmet habe, in Dresden namentlich sei sie hoch gefeiert worden, auch von Schiller (der S. XIV höchst unwürdig als der „vielpreisende und vielgepriesene" geschildert wird!); über ihre spätern Schicksale läßt uns der Verf. völlig im Dunkel und sagt blos, daß sie am 16. Nov. 1840, fast 90 Jahre alt, in Hamburg gestorben sei. Wenigstens hätte er doch von ihr, aus deren Gedichten er eine Anthologie sammelt — von deren Ertrage er ihr übrigens ein Grabdenkmal setzen lassen will —, von ihr als Schriftstellerin hätte er berichten sollen; er hätte sagen sollen, daß drei Bände Gedichte und Schauspiele in den J. 1782—91 von ihr veröffentlicht worden seien, daß sie in andern drei Bänden „Aromena, eine syrische Geschichte", nach einem Roman Herzog Ulrich's von Braunschweig um dieselbe Zeit herausgegeben, außerdem verschiedene „romantische" und Geistergeschichten geschrieben und an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes mannichfachen Antheil gehabt habe; insbesondere hätte er erwähnen mögen, daß sie mit ihrem Manne

1798 ein Nationaltheater zu Altona gestiftet und mit einer von ihr verfaßten Antrittsrede eröffnet habe, welches sehr bald zu einer hohen Stufe gelangte. Statt dessen erzählt er uns Sonderbarkeiten und Anekdoten von ihr, die nichts weniger als zur Darstellung ihres poetischen und künstlerischen Wesens beitragen. Und verdienten denn nun überhaupt, fragen wir schließlich, diese Lieder über „Lieben und Sterben" — so bezeichnet sie der Herausgeber richtig — nach mehr als einem halben Jahrhundert (sie fallen lediglich in die Zeit von 1779—90) in das Gedächtniß der Gegenwart zurückgerufen zu werden? Wir zweifeln sehr. Weder ihr innerer noch ein besonderer geschichtlicher Werth befähigt sie dazu. Eine begabte, talentvolle Schauspielerin, lebhaften Geistes und Gemüthes, dichtet Lieder, in die sie ihren Erlebnissen, ihren Empfindungen Worte leiht, die auch von Talent zur Poesie zeugen, aber — wer mag das jetzt genau entscheiden können? — ebenso aus Reminiscenzen hervorgegangen sein können; sie erheitert und erhebt dadurch ihre Zeitgenossen in nähern und fernern Kreisen; aber sie hat damit kein Anrecht auf einen Ruhm für die Nachwelt, welche eine ganz andere Lyrik als die ihr eigene kennt; vielmehr hat die Gegenwart das Recht, solche Wiederbelebungsversuche zurückzuweisen, durch welche wir bald die Räume der lyrischen Poesie mit Schatten der Abgeschiedenen und zwar mit solchen Schatten gefüllt sehen dürften, neben denen mancher moderne dichterische Schwächling doch immer noch vollblütig erscheinen würde. Wenn irgend, ist hier der Zuruf an seinem Orte: Lasset die Todten ruhen! 28.

Romanenliteratur.

1. Novellen aus dem Süden, von Robert Heller. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1841. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Productionen des Verf. zeichnen sich im Allgemeinen durch eine gewisse Besonnenheit aus, welche allzu lebhafte Farben verschmäht und lieber einfach erzählt, als durch die Bemühung, die handelnden Personen selbständiger auftreten zu lassen, sich der Gefahr bedenklicher Aufregung aussetzt. Dieser Besonnenheit aber fehlt es keineswegs an jenem poetischen Schmelz, ohne welchen überhaupt eine Darstellung nicht als beachtenswerth anzusprechen wäre. In den hier gegebenen Erzählungen liegt meistentheils die Poesie da, wo der gewöhnliche Leser sie vielleicht vermißt, nämlich im Schlusse. Dieser muß ungenügend erscheinen, wenn wir einen Mord, eine Hochzeit, überhaupt irgend ein Ereigniß erwarten, welches wir durch lange Gewohnheit nun einmal als unerlaßlich für das Ende eines Gedichts halten, um dann den Vorhang fallen zu sehen, oder das Buch zuzumachen. Lieben wir aber eine weite Aussicht rück- und vorwärts, so bietet sie der Verf. eben mit dem letzten Punkte seiner Erzählung. In den vorliegenden Erzählungen, die ein Zusammentreffen zwischen Franken und Orientalen zeichnen, heben wir den Zug besonders hervor, welcher jene Franken in ein mehr oder weniger lächerliches Licht stellt. Darin liegt gewiß sehr viel Wahrheit. Wie sehr jene Völker gegen uns Abendländer zurückstehen mögen, so haben sie, unsern aufdringenden Anmaßungen gegenüber, doch immer Recht in ihrem Lande, wie meistens Kinder gegen den Erwachsenen Recht haben. Ref. kann hier die acht Erzählungen nicht einzeln verfolgen: doch muß er an „Die Schwestern des Lazarus", im ersten Bande, einige Betrachtungen knüpfen. Diese Erzählung nämlich gehört in jenen Kreis, welchen wir als einen heiligen bezeichnen. Die Dichter sind darin nicht eben thätig gewesen, vielleicht, weil sie fürchteten, irgend ein Blatt in dem heiligen Kranze zu verletzen, mit welchem die vier Evangelien unsern Erdball umwinden, und lassen wir Venturini's Buch, mit welchem er uns eine sogenannte natürliche Geschichte Jesu bieten wollte, aber nur eine Reihe abenteuerlicher Legenden gegeben hat, unbeachtet, so gehört die Erzählung des Verf. in Deutschland zu einem der ersten Versuche, uns jene Zeit, jenes Leben vor Augen zu stellen, welche der unerschöpfliche Born für alle Zeit, alles Leben sind. Parabeln und Gedichte, die nur einzelne Situationen, meistens für specielle Zwecke darstellen, und woran wir allerdings nicht arm sind, können hierher, wo von Darstellung der Zeit und des Lebens die Rede ist, nicht gerechnet werden. Ref. bezeichnete sie eben als einen unerschöpflichen Born; das mag denn auch mit einem Blick auf die Controversen, welche Strauß erweckte, nicht unrichtig sein. Warum aber unsere Dichter dabei so ganz und gar geschwiegen? Hat Deutschland etwa keinen? Oder sind sie vielleicht der Meinung, ihr schöpferischer Geist athme und wurzle anderswo sicherer und bequemer, und man müsse den Consistorialräthen auch etwas Arbeit gönnen? Ref. will keineswegs, daß der Dichter sich in eine Polemik einlasse, die auf seinem Gebiete nicht heimisch sein darf; daß aber auch Keiner durch jenen Kampf sich an den reichen Schatz erinnern ließ, den er mittlerweile davontragen konnte, das ist immer auffallend. Der Verf. hat es versucht, einige Körnlein dieses Schatzes zu erbeuten, indem er ein zartes Verhältniß der lieblichen Maria zum Erlöser benutzt, für Judas ein neues Motiv des Verraths in der Eifersucht aufzufinden. Ob damit etwas gewonnen sei, will Ref. nicht weiter erörtern, wol aber darf er fragen: wo liegt in dieser Erzählung überhaupt für die Priester ein Grund, sich Christi zu bemächtigen? Wir sehen ihn einmal an einer Tafel; wir sehen ihn mehre Male nach Jerusalem gehen und mit Enthusiasmus begrüßt, wir hören von der Herrlichkeit seiner Lehre, seiner Thaten: allein das geschieht so durchaus gelegentlich, daß an einen Bezug derselben auf das Leben jener Zeit, auf Staat und Kirche kaum zu denken ist. Eine genaue Bekanntschaft des Lesers mit dem Inhalte der Evangelien darf der Dichter nicht voraussetzen, seine Darstellung wäre ja sonst überhaupt überflüssig. Oder sollten hier die letzten Tage des Erlösers nur eine Episode bilden, so nimmt sie doch wol einen zu bedeutenden Raum ein, sodaß Maria's Verhältniß zu Christus, welches wir doch als das Hauptmotiv der Erzählung betrachten müssen, dagegen vielmehr als Episode erscheint. Die Charakteristik ist im Allgemeinen nur schwach; eine Ausnahme ist Aristobulos, welcher den Judas sehr geschickt für seine Zwecke zu umspinnen weiß. Damit wäre denn die alte Wahrnehmung von neuem bestätigt, daß es dem Dichter, und diesem nicht allein, leichter werde, die Hölle zu malen als den Himmel. Ref. ist schließlich durch diese Erzählung an eine ähnliche der Herzogin von Abrantes „Salomith" erinnert worden, und wenn er hier die Leser ebenfalls daran erinnert, so geschieht das, um ihnen selbst die Parallele zu überlassen zwischen Darstellung einer südländischen Katholikin und eines deutschen Protestanten.

2. Der Schmuggler. Die Nonne. Zwei Erzählungen von Roderich Benedix. Wesel, Klönne. 1841. 8. 1 Thlr.

„Der Schmuggler" leidet an zwei Fehlern. Der erste ist die Introduction, deren Personen mit der fernern Erzählung nichts zu thun haben. Sie ist lediglich von der Willkür eingegeben, um uns den Schmuggler möglichst grandios vorzuführen. Der zweite Fehler ist, daß dem Leser ein Tagebuch und Briefe vorgelegt werden, um sich mit der Vorgeschichte bekannt zu machen. Im Leben selbst hat es gewiß für viele Menschen einen besondern Reiz, alte Papiere durchzublättern, in einem Kunstwerke jedoch — und jeder Novellist hält sein Manuscript dafür — wirken solche Papiere gewöhnlich störend. Meistens sind sie vom Verf. selbst gemacht, und da kann es kaum fehlen, daß er zu viel oder zu wenig thut. Man glaubt nicht an ihre Wahrheit, besonders, wenn ein Bösewicht sie geschrie-

den haben soll, denn man weiß, daß nur die Edeln dieser Welt sorgfältig Bedacht nehmen, ihre Werke für die dankbare Nachwelt zu bewahren. Die zweite Erzählung „Die Nonne" betrachten wir als ein besonderes Kleinod. Im Grunde ist es kaum eine Erzählung zu nennen: es ist das Tagebuch einer stillen Seele, die im Kloster aufblüht und verblüht, und eben die durchaus kindliche Darstellung dieses Blühens und Verblühens, die uns tiefe Einsichten in den Gemüths- und Seelenzustand der unglücklichen Ludmille gestattet, eben diese Darstellung der traurigen Folgen eines Irrthums ist es, die uns fesselt und befriedigt. Auch hier liegt uns ein Tagebuch vor, hier aber ist es Product einer innern Nothwendigkeit.

3. Friedrich der Große, als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jene Zeit, die mit dem aufwachenden Geiste sich loszuringen strebte aus gemeinem Materialismus und steiffrisirtem Nichts, war gewiß eine der merkwürdigsten in Deutschland, besonders in dem weiten Kreise, welchen Friedrich's des Großen Augenblitz überwachte, und da eben dieser König mehr, wie irgend Einer in langer Zeit, der Welt gehört, so muß sein Thun und Lassen überall von gleichem Interesse sein. Haben wir nun auch Anekdotensammlungen, so sind die darin gegebenen Facta doch zum Theil gemacht, zum Theil der Gegenwart ungenügend, da es meistens langweilig gefunden wird, eine Reihe solcher nackten Anekdoten, selbst wenn sie alle gleich gut und ansprechend wären, hintereinander wegzulesen. Die Herausgeber des vorliegenden Buchs können daher freundlicher Aufnahme gewiß sein, besonders da das Gegebene meistens sehr gut bearbeitet ist. Wir rechnen dahin vorzugsweise den „Fuchsberg" und den „Candidaten im siebenjährigen Kriege" von A. v. Sartorius. Recht freundlich sind auch „Die Christbescheerung" und „Die blechene Dose" von E. Karoli.

4. Linchen, oder Erziehungsresultate. Novelle von Schiff. Hamburg, Berendsohn. 1841. 8. 1 Thlr.

Das sind gar närrische Leute in dem Buche da! Und damit könnten wir im Grunde unsere Anzeige schließen, wenn wir nicht den Theil des Buchs, welcher als Vorgeschichte betrachtet werden muß, mit wahrem Vergnügen gelesen hätten. Es ist Heinrich's, des Helden im Buche, Schul- und Erziehungszeit. Sie ist recht hübsch dargestellt und spricht nebenher eine große Wahrheit aus, die nämlich, daß oft genug aus solchen Knaben so viel eben nicht wird, die den Lehrern als Sterne erster Größe erscheinen, wogegen solche Kinder, die Alt und Jung als Zielscheibe des Spottes und Verdrusses dienen, über alle Erwartung gerathen können. Ob Heinrich nun gerathen ist, mögen die Leser entscheiden: Ref. kann nur sagen, daß das Buch in Briefen geschrieben und insofern ohne alle Farbe ist, als alle Briefe aus einer und derselben Feder geflossen sind und das ganze Buch sich ansehen läßt, als stehe auf der Rückseite eigentlich erst Das, was der Verfasser darstellen wollte.

5. Liebe und Leben. Novellen von Eduard Brinckmeier. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einigen, wenn nicht allen, der hier gesammelten Darstellungen glauben wir früher in Zeitschriften begegnet zu sein, vielleicht in der „Mitternachtzeitung", welche der Verf. eine Zeit lang redigirte, und mehre derselben, z. B. „Erste und letzte Liebe", „Dante", „Letzte Nacht eines Poeten", mögen leicht der frühern Jugend des Verf. angehören. In allen ist ein gewisses Ringen nach eigenthümlicher Form sichtbar, die nicht selten einen märchenhaften Reiz gewährt. Wie aber alles Ringen noch Entfernung vom Ziele bethätigt, so müssen wir uns auch hier bei jeder Erzählung sagen: sie ist noch nicht fertig. Oft verdirbt der Verf. den Eindruck, welchen er glücklich hervorrief, z. B. in der Erzählung „Nelly" durch die beiden letzten Zeilen. Am vollendetsten ist die letzte Erzählung „Die Tochter des Pflanzers", diese aber ist nicht sein ausschließliches Eigenthum; die Grundlage gehört der Miß Martineau. 43.

Bibliographie.

Benicken, F. W., Chronik des Jahres 1840. Mit Freiheit, Wahrheit und Humor bearbeitet. — Auch u. d. T.: Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 1ster Band. (1840.) Gr. 8. Erfurt, Expedition d. Thüringer Chronik. 1841. 3 Thlr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 11ter Band. — Mit d. T.: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Von A. F. P. d'Exiles. Aus dem Französischen übersetzt von E. v. Bülow. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.

Fuhr, M., Pytheas aus Massilia. Historisch-kritische Abhandlung. 4. Darmstadt, Leske. 25 Ngr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 5te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Mit neuen Beilagen und neuen Stammtafeln. 1ster Band. Mit 4 Beilagen. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 3 Thlr.

Hase, K., Evangelische Dogmatik. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2 Thlr.

Heinsius, T., Concordat zwischen Schule und Leben oder Vermittelung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkt betrachtet. Gr. 8. Berlin, Schultze. 15 Ngr.

Das Buch Hiob, rhythmisch gegliedert und übersetzt, mit exegetischen und kritischen Bemerkungen von J. G. Stickel. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hoffmann, C. O., Umrisse und Skizzen. Novellen und Erzählungen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Keferstein, G. A., Über das Verhältniss der Musik zur Pädagogik. Eine Vorlesung, bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, am 15. October vor der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt gehalten. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1841. 3¾ Ngr.

Leibrock, A., Die Wittwen und ihre Pflegekinder, oder: der Enterbte. Ein Familiengemälde. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Linck, A. A. v., über das academische Studium und seine Aufgabe nach den Anforderungen der deutschen Wissenschaft und Nationalität. Gr. 4. Würzburg, 1841. 15 Ngr.

Reybaud, C., Lucie und Alonzo. Aus dem Französischen, von O. von Birkeneck. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Rudolphi, J., Valerie. Novelle. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Schwarz, T., Sonntagsgespräche über christliche Erziehung. Ein Volksbuch. 8. Hamburg und Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1 Thlr.

Tegnér, E., Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 5te unveränderte Octav-Auflage. Gr. 8. Leipzig, Cnobloch. 1 Thlr.

— —, Die Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 2te Auflage. 8. Leipzig, Cnobloch. 5 Ngr.

Die Urform, der Grund des Seins. Beiläufig eine Widerlegung der Hegelschen Insichzurücknehmungs-Philosophie. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 8. Würzburg. 10 Ngr.

Werg, A., Die Erscheinung der Königin oder die Rache des Lithauers. Romantische Erzählung. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Winter, Amalie, Frauenbilder. 3te Sammlung. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 60. —— 1. März 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß Revolutionen, welche das ganze Gebäude der Gesellschaft von Grund aus zerstören, eine endemische Krankheit katholischer Länder sind, indem diese durch eine ungeheure Kraftanstrengung versuchen müssen, ihre gewaltsam zurückgestaute Entwickelung der vorangegangenen langsamen, aber organischen Auslebung protestantischer Länder gleichzusetzen. Wenn der gewaltige Strom der Geschichte Menschen, Staaten, Völker und ihre Monumente von dem Angesicht der Erde wegspült und den Weltzusammenhang der Vergangenheit zertrümmert, daß sich andere Gegenstände der Betrachtung des lebenden Geschlechts bieten, so müssen auch in der Seele des Volks andere Gedanken erzeugt, zur Weltansicht erzogen und in einer Gesittung thätig werden, die in die Formen der Vergangenheit nicht paßt. Weiß der Gesetzgeber diese Formen nach dem veränderten Leben, das in ihnen treibt, klüglich umzubilden, so windet sich die Strömung der Geschichte ruhig im gewohnten Bette fort; will er sie aber eigensinnig und eigenmächtig festhalten, so ist Hemmung, Zwang und Kampf der *alten* Formen und des neuen Lebens unvermeidlich, und je länger, je höher steigt die Spannung. Endlich nur der Druck einer kühnen oder unvorsichtigen Hand, und mit schreckender Erschütterung bricht der alte Bau der Welt zusammen, in seinem Sturz und Fall Alles zersprengend, zerstörend, zermalmend und begrabend.

Nie und nirgend aber ist der Zusammenhang der historischen Verhältnisse mehr zerrissen und anders gefügt worden, als am Ende des vorigen Jahrhunderts [in] Frankreich, wo schon lange das politische Staatsgebäu[de] durch die Ungeschicklichkeit und den Leichtsinn der Machthaber zerrüttet, aus den religiösen Institutionen durch die Schuld der Geistlichkeit jede Beziehung zum innern Leben der Nation gewichen, in den höhern, gebildeten Ständen, durch den Einfluß seichter, maschinistischer Lehren über Staat und Kirche und die in ihnen wirksamen Gewalten, Freigeisterei, Sittenverderbniß und Verneinungswuth durchweg verbreitet und in den Sitten des Volks, durch die Wirkung des Beispiels, eine faulichte Gährung, bei der die edelsten Kräfte den Charakter der Giftigkeit annehmen, eingetreten war. Wenn man bedenkt, wie dem römischen Katholicismus die ausschließende Herrschaft in Frankreich verschafft wurde, wie Regierung und Geistlichkeit vereint an der Unterdrückung aller Freiheiten während zweier Jahrhunderte arbeiteten, wie die Pornokratie des Hofes, die polirte Lasterhaftigkeit des Hofgesindes, die allem Gefühl für das Gute und Heilige Hohn sprechende Aufführung der Geistlichkeit die Nation entsittlichten, so muß man sich wundern, daß das französische Volk nicht noch viel gottloser und unmenschlicher geworden ist, als es in den tollsten Tagen der Revolution sich gezeigt hat.

Für uns, die wir, den Gang der französischen Geschichte durch seine verschlungenen Wege vor Augen haben, ist wenigstens klar, wie gekommen ist, was wir kommen sahen, und wie es hätte anders kommen können und kommen müssen, wenn Die sich anders benommen hätten, denen von dem Schicksal die Leitung der Angelegenheiten Frankreichs übertragen war. Offenbar lag es nicht nur im Interesse Frankreichs und der Menschheit, sondern selbst im Interesse des regierenden französischen Königshauses, dem Protestantismus von seinem ersten Auftreten an zu schützen, inwiefern dies ohne offenbare Ungerechtigkeit gegen Diejenigen, so katholisch bleiben wollten, geschehen konnte. Ein hellsehender Fürst hätte sich an die Spitze der großen Ideenbewegung und freiern Weltansicht gestellt, welche sich innerhalb des 16. Jahrhunderts in Europa überhaupt und in Deutschland insbesondere zu entwickeln begann und von da aus auf Frankreich überging. Aber die Valois, so gut wie ihre

Nachfolger, die Bourbons, waren mit Blindheit geschlagen; man fürchtete jede freiere Regung, jede Erschütterung in der Geisterwelt, weil man ein böses Gewissen hatte, welches zur Verfolgung der Hugenotten antrieb, was auch am bequemsten und natürlichsten war gegen eine Sekte, die in ihrem moralischen Übermuth Laster für todeswürdig erklärte, welche am französischen Hofe selbst die Schande verloren hatten. Franz I., Heinrich II., Franz II., Karl IX., Heinrich III. — alle Valois verfolgten; das von den Bourbons im Januar 1562 zugestandene Recht des freien Gottesdienstes außerhalb der Städte ward alsbald von Guise mit blutiger Gewaltthat verhöhnt; ein nach achtjährigem Kriege abgerungener Frieden (zu Saint-Germain, 1570), der den Hugenotten neuerdings Gewissensfreiheit, gleiche politische Rechte und Sicherheitsplätze gewährte, ward schon nach zwei Jahren in der Bartholomäusnacht gebrochen, und als endlich nach Heinrich's III. Ermordung und nach der Niederlage der Ligue Heinrich IV. den lang entbehrten Frieden wiederherstellte und seinen ehemaligen Glaubensgenossen in dem unwiderruflichen Edict von Nantes (1598) das Staatsbürgerrecht, bei übrigens beschränkter Öffentlichkeit ihres Gottesdienstes, ertheilte, da war vorauszusehen, daß diese ganze neue Einrichtung nur ein provisorischer Zustand, nur ein Waffenstillstand sein würde. Der religiöse und sociale Gegensatz war nicht wahrhaft versöhnt und aufgehoben, sondern nur zum Schweigen gebracht worden und das Gewitter, welches jetzt schlummerte, mußte sich dereinst als Revolution entladen. Die Kirche hatte diesmal über die Reformation gesiegt, der Protestantismus, den der große Richelieu nur als politische Partei vernichtete, wurde von Ludwig XIV. in wahnsinniger Bigoterie ganz zu vertilgen gesucht (1685). Zwar wurde seit 1743 wieder protestantischer Gottesdienst geduldet, der außerhalb der Städte und unter freiem Himmel gehalten werden mußte, und am 29. Jan. 1788 war die französische Regierung endlich auch so weit gekommen, wenigstens das Privatrecht der Protestanten durch ein königl. Gesetz zu sichern, aber die naturgemäße, organische Entwickelung des religiösen und socialen Lebens war gestört worden und die traurige Frucht der schlimmen Saat war die Revolution. Wo man Gewaltthat, Betrug, Scheinheiligkeit und Wortbruch gesäet, darf es befremden, wenn sie aufgegangen und zu blutigen Früchten gezeitigt sind? Sollte den Kleinen und Schwachen als heiliger Ernst erscheinen, woraus die Großen und Mächtigen ein leichtfertiges Spiel machten?

Denke man sich dagegen ein ganz oder nur zur Hälfte protestantisches Frankreich! Wie anhänglich an das historische Princip, wie treu gegen Fürsten, Ordnung und Gesetz, wie ernst und bedächtig voranschreitend sind die Engländer! Was verleiht dem auf die so bewegliche Grundlage des Handels und der Industrie gestellten englischen Staate seit Jahrhunderten seine innere Ruhe und sein glänzendes äußeres Wachsthum? Die intellectuelle und moralische Überlegenheit der reformirten Staatskirche und Regierung, welche die Einsicht und Aufklärung der Nation beständig in sich aufnehmen und das Interesse und den Willen des Kerns derselben zu dem eigenen Interesse und Willen machen.

Nachdem die reformirte Kirche in Frankreich gewaltsam unterdrückt worden war, hatte die katholische keinen Segen davon, indem sie als hierarchisches Institut den vereinten Angriffen des Königs, der Bischöfe und der Parlemente, als religiöse Einrichtung aber den Schlägen des philosophischen Geistes der Zeit erlag. Wie Ludwig XIV. das positive Recht der katholischen Kirche aufs willkürlichste antastete (indem er das königliche Hoheitsrecht auf alle bis dahin von demselben eximirten Bisthümer ausdehnte, 1673); wie er selber das Princip des blinden Glaubens und des leidenden Gehorsams gegen den Stellvertreter Christi bis auf den Tod verletzte (in der Erklärung von 1682 und in dem Streit mit dem Papst wegen des Asylrechts der Gesandten, 1687); wie endlich die Parlemente, von aufgeklärten Geistlichen und Doctoren der Sorbonne, zumeist aber von der öffentlichen Meinung unterstützt, durch hartnäckige Verweigerung, die berüchtigte Bulle Unigenitus einzutragen, sich sogar zu Richtern selbst über das Dogma aufzuwerfen wagten, ist bekannt. Welch eine mächtige Feindin die Kirche (in Wahrheit nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat, und überhaupt jede tiefere Ansicht von Religion, Moral, Staatsverfassung u. s. w.) in der gesammten intellectuellen Bildung der Zeit fand, weiß Jeder, der das Facit der Culturgeschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts (Negirung aller göttlichen und menschlichen Autorität) gezogen hat. Unter dem Einfluß dieser Bildung waren alle wesentlichen und nicht wesentlichen Institutionen der Kirche, das materielle und intellectuelle Rüstzeug der frühern Zeit: Capitel, Klöster, Ritterorden, Kirchensatzungen, Lehren und Gebote morsch und, was noch schlimmer, lächerlich geworden; Geist und Leben war aus ihnen geflohen und der Glaube an sie gewichen. Da kam der Sturm der Zeiten, der Alles niederriß, was nicht in voller Geistes- und Lebenskraft dastand; sie sanken, und mit ihnen verlor die Kirche ihr irdisches Gut und zugleich auch ihre eigentlichste, kostbarste Domaine, die Seelen, die sich von ihr zu lösen begonnen und der Abgötterei des Menschenverstandes zugewandt.

Einen schweren Fluch hat Bonaparte auf sich geladen, indem er, als nach Erlöschung des revolutionnairen Irrwahns das Bedürfniß neuer kirchlicher Einrichtungen gefühlt wurde, die Nation und das Zeitalter, beide seinem scheinbaren Herrschervortheil unterordnend, so gering achtete, daß er die alte verfallene Staatskirche einfach (indeß ohne die ehemalige glänzende äußere Stellung) restaurirte und so das eigentlich religiöse Bedürfniß fast ganz unbefriedigt ließ. Als die alten Herrscher über den neuen Emporkömmling siegten und das Historische in seiner irdischen Wurzel gerettet ward, hätten die Geretteten vor Allem ihre Pflege jener andern höhern Wurzel, aus der alle ihre Autorität hervorgegangen, zuwenden sollen; aber leider war die moderne Legitimität nur vom Vater halb recht historisch edelgeboren, von der Mutter her aber ein Kind der Zeit, und so geschah es denn, daß die Dinge

geordnet wurden, als sei die Erde der Mittelpunkt der Welt, der Himmel aber nur eine polizeiliche Anstalt, um ihre finstern Nächte zu beleuchten. Wie Ludwig XVIII. die von der Revolution erfundene und von Bonaparte vervollkommnete weltliche Regierungsmaschine unverändert bestehen ließ, so fand er auch für gut, die kirchlichen Verhältnisse in der veralteten, von Napoleon wiederhergestellten Form zu lassen; bei aller Begünstigung wurde die Kirche sorgsam in Fesseln gehalten, die Religion nur als ein Werkzeug der Politik und der Priester als ein Mensch angesehen, der um ein bedungenes Jahrgehalt zum Vortheil der weltlichen Macht die Gewissen administrire. Noch schwerer an der Nation wie am Christenthume haben sich Karl X. und seine jesuitische Camarilla versündigt, indem sie die Religion zum Vorwande nahmen, um mit Hülfe derselben ihre allen Interessen und Rechten des Volks feindlichen Privatvortheile und Privilegien durchzusetzen. Dieser eigennützige Beistand des Staats hat dem Christenthume mehr geschadet als alle Anfeindungen der Pseudophilosophie und Verfolgungen der Revolutionswuth. Die Folge dieser unnatürlichen, geschraubten und falschen Stellung der Majorität der Gebildeten, den officiellen, politischen und religiösen Doctrinen gegenüber, war, außer dem absoluten Hiatus, welcher zwischen dem natürlichen Bewußtsein der gleichzeitig Lebenden und den Geboten der sich wieder ins Mittelalter zurückgesetzt glaubenden Kirche stattfand, — eine giftige Gereiztheit, die, da öffentliche Äußerung, offene Nichtanerkennung und Nichtbeobachtung der officiellen Lehren, Gebräuche und Zumuthungen nachtheilig oder auch gefährlich, sich zu listiger Verstellung genöthigt sah, wodurch denn die Heuchelei in alle Poren des geistigen und geselligen Lebens eindrang und der französischen Bildung und Literatur den corrosiv-kaustischen Charakter wieder aufzwang, der die religiöse, moralische, intellectuelle und politische Cultur der französischen Nation im 18. Jahrhundert auszeichnete und ihr jene eigenthümlich misfarbige Mischung von Gegensätzen und Unwahrheiten verlieh, deren Lösung auf friedlichem Wege unmöglich wurde.

Als im vorigen Jahrhundert einige Encyklopädisten das Aufklären gar zu arg trieben und den Atheismus mit einem wahren Missionseifer predigten, rief ihnen Voltaire verdrüßlich zu: „Ihr macht noch, daß ich in die Messe gehe"; ganz im ähnlichen Falle befand sich seit der Restauration der größte und beste Theil der französischen Nation. Man war der unerquicklichen Freigeisterei herzlich müde und das Christenthum aufzunehmen bereit und willig; der gesunde Menschenverstand aber sagte Jedem, es sei besser mit Holbach in der Philosophenclique Gott zu leugnen, als mit Karl X. und der Congregation ihn anzubeten. Frankreich kann, wenn es an die Restauration denkt, mit Tacitus sagen: dedimus profecto grande patientiae documentum. Man irrt sehr, wenn man die letzte Revolution für eine blos politische hält, sie war ebenso sehr eine religiöse; daß sie durch die Geistlichkeit hervorgerufen wurde, ist bekannt. Nicht blos das Regentenhaus der Bourbons, auch der römische Stuhl wurde in den drei Tagen überwunden, nur mit dem Unterschiede, daß die Mitglieder des einen verbannt und vertrieben worden, während die Repräsentanten des andern im Lande und in Wirksamkeit geblieben sind. Ein kluges Nachgeben und eine scheinbare, heuchlerische Versöhnung mit der neuen Regierung rettete die Hierarchie noch einmal von ihrem Untergange in Frankreich und noch kein volles Jahr nach der Julirevolution (März 1831) konnte der kürzlich verstorbene Erzbischof von Paris schon wieder wagen, dem constitutionnellen Bischof Grégoire, der seinem kirchlich-politischen Charakter unerschütterlich treu gestorben, die Sacramente und ein christliches Begräbniß zu verweigern. Wenn nun auch der Einfluß der Hierarchie in Frankreich immer noch viel größer und mächtiger ist, als man auf entgegengesetzten Seiten glaubt, so ist doch so viel gewiß, daß der römische Katholicismus auch in Frankreich eine ausgelebte Form, ein Körper ohne Geist ist, und daß die Wirksamkeit des Klerus auf die Gemüther zukünftig nur eine höchst geringe sein kann, wenn er, wie zu erwarten, in dem bisherigen Verhältniß zur täglich fortschreitenden Bildung der Nation beharrt.

Die französische Geistlichkeit ist durch ihre finstere Strenge, durch ihr verkehrtes und verstocktes Anstreben gegen den Zeitgeist so bekannt, daß selbst die Römer sagen, aus einem französischen Geistlichen könne man neun Jesuiten schneiden und es bleibe noch ein guter Weltgeistlicher übrig. Die Scenen mit Verweigerung des Begräbnisses der Schauspieler und Sänger, die Strenge, mit welcher den Kindern, die beichten, sie seien mit ihren Ältern im Theater gewesen, die Absolution versagt wird, die unglaubliche Indiscretion, mit welcher im Beichtstuhl die verheiratheten Frauen über gewisse Ehegeheimnisse ausgeforscht werden, die noch unglaublichere, allem Schamgefühl hohnsprechende, fast einen castratenhaften Kitzel verrathende Indelicatesse, mit welcher Beichtväter junge Mädchen ausfragen, kurz das hartnäckige, blödsinnige Ankämpfen gegen Alles, was den Franzosen der neuern Zeit im täglichen Leben und Umgang lieb und theuer, decent und anständig ist, — sind weltbekannte Facta. Seit den Julitagen befindet sich die französische Geistlichkeit in der Lage des preußischen Heeres nach der Schlacht bei Jena. Ob auch sie ihren Scharnhorst finden werde, ist eine Frage. In Lamennais hat sie ihn nicht gefunden; in Lacordaire steckt schwerlich ein Restaurator des Katholicismus, und daß in Rom ein geistlicher Napoleon, ein zweiter Gregor VII., aufstehen werde, möchte ich bezweifeln. Rom ist ein Steinhaufen; dort wird sich der Demiurg nicht finden. Nicht der alte Mann in der Engelsburg hat das Schicksal der Welt in seiner Hand; es ist ein besserer und stärkerer, der heilige Geist selbst ist es, der die Menschheit in alle Wahrheit führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachtschatten. Gedanken eines lebendig Begrabenen. Skizze von Chlodwig. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 7½ Ngr.

Zu einer Zeit, wo Jeder schreiben will, kommen oft seltsame Ausgeburten ans Licht. Zu den allerseltsamsten gehört

dieses Buch, was der Verf., Chlodwig — wahrscheinlich ein Nachkomme des berühmten Frankenkönigs — mit dem Namen „Nachtschatten" betitelt hat. Warum er es „Nachtschatten" nennt, haben wir nicht enträthseln können. Er hätte ebenso gut Vergißmeinnicht, oder Hokuspokus, oder Orion, oder sonst irgend eines der Millionen Hauptwörter der menschlichen Sprache wählen können, wenn er einmal einen Titel ohne Sinn und Verstand, der zu dem Inhalte des Buchs nicht im mindesten Bezuge steht, haben wollte. Die Tendenz des Buchs ist die, zur Errichtung von Leichenhäusern aufzufodern. Es mag eine fatale Sache sein, lebendig begraben zu werden, und das Bestreben wackerer und sachverständiger Leute, den nöthigen Vorsichtsmaßregeln dagegen überall Eingang zu verschaffen, soll gewiß nicht getadelt oder lächerlich gemacht werden. Wir bezweifeln aber, daß durch solche alberne Bücher, wie dieser „Nachtschatten" eins ist, der ernste und löbliche Zweck gefördert werden könne. Der Verfasser gehört zu den seltsamen Käuzen, die durch ihre Theilnahme auch die ernsteste Sache, ohne es zu wollen, travestiren und ihr einen unwiderstehlichen Reiz des Lächerlichen mittheilen.

Der Inhalt ist folgender. Ein junger Mann träumt, er sei lebendig begraben, und erzählt nun die Gedanken und Empfindungen, die er während dieses Traumes gehabt. Zuerst bemüht er sich die furchtbaren Qualen eines lebendig Begrabenen zu schildern, und in der That, er thut es auf eine fürchterliche Weise, besonders was den Styl anbetrifft: „Alle Scenen des Schreckens, die ich gelesen, eiskalt und verbrennend das Herz durchbohrend, von lebendig begrabenen Menschen, deren Körper, später, nachdem sie qualvoll verschieden, wieder an das Licht gebracht worden waren, durchzuckten meine Seele und meine Phantasie rief sich glühend solche Zerrbilder menschlicher Leiber hervor. Zerrauften Haares, tiefliegenden, zerrütteten, erloschenen Augen, Verzweiflung thronend im Gesicht und Verwünschung abgedrückt auf der zerrissenen und zerkratzten Stirn und den eingefallenen, bleichen, abgezehrten Wangen gegen die thörichten und unmenschlichen Gebräuche der Menschen: einschließend die Menschen in hölzerne Kasten, aus denen jede Rettung eines Wiedererwachenden unmöglich und er sich selbst schnell zu tödten nicht im Stande, nicht klüger, nicht menschlicher werdend durch die gräßlichen, kläglichen Beispiele, sondern gefühllos bei ihren Thorheiten verharrend, abgenagten Armen und krummen Fingern, erstarrt in der vergeblichen Anstrengung, die schauerliche Gruft zu durchbrechen, zerrissenen Kleidern und endlich dumpfes Hinbrüten oder Toben des rasendsten Wahnsinns, bis der Geist entweicht, noch einen wüthenden Blick werfend auf die Gefühllosigkeit der Menschen, die ihm diese unnennbaren Schmerzen bereitet" u. s. w. Allmälig wird der Traum ruhiger und er träumt nun eine vollständige Abhandlung, wie sich am besten Leichenhäuser einrichten ließen. Der Traum geht sehr ins Detail, untersucht den Kostenpunkt, das Material der Leichenhäuser, ob Steine oder Breter, geht aufs Expropriationsgesetz ein, verschmäht die Hülfe religiöser Gesellschaften, der Missionnaire u. s. w., womit der Verf. nichts zu thun haben will, u. dgl. Diese Abhandlung hat wenigstens das Verdienst, daß sie ihrem Charakter einer im Traume entworfenen nicht untreu wird, indem bekanntlich der Traum es mit logischer Folge nicht sehr genau nimmt und sich allerlei Absprünge erlaubt. Endlich erwacht der Träumende und freut sich, daß er nur geträumt habe. Aber wer entschädigt den armen Leser für diesen Traum? Wir denken uns den Verf. als einen guten, wohlmeinenden Jüngling, der mehr Phantasie besitzt wie Orthographie, und mit der Elle besser umzugehen weiß wie mit der Feder. Nachdem derselbe nun den Genuß gehabt hat, einen seiner Träume gedruckt gesehen und sich in seinen Kreisen als Genie und gebildeter Mensch legitimirt zu haben, wird er es hoffentlich dabei bewenden lassen und uns in Zukunft mit seinen Träumen verschonen. 12.

Literarische Notizen aus England.

Von G. P. R. James erschien: „A history of the life of Richard Coeur-de-Lion, King of England" (2 Bde.). Ein britisches Journal macht über dies Werk, welches nur bis zu der Eroberung von Antiochien reicht, folgende Bemerkungen: „Die Autorschaft schien uns in die geeigneten Hände gefallen zu sein; denn die Geschichte eines Königs, dessen wirkliche Geschichte sich wie ein Capitel aus einem Roman liest, war ein passender Gegenstand für einen Schriftsteller, der nicht blos unter unsern Geschichtschreibern, sondern auch unter unsern Novellisten einen Platz einzunehmen Anspruch macht, während zugleich ein Autor, welcher wie Mr. James die Geschichte Frankreichs so eifrig studirt hat, geeignet schien, einiges neue Licht auf die Vorfälle zu werfen, die mit Richard's und Philipp August's streitiger Angelegenheit in Verbindung stehen." Bei der nähern Einsicht, die er von dem Werke genommen, gesteht der Recensent, etwas getäuscht worden zu sein; doch sei in unserer Zeit der Auszüge und Bruchstücke ein Werk nicht zu verdammen, welches wie dieses bekennen dürfe, aus gleichzeitigen Quellen und nicht aus den Quellen zweiter Hand geschöpft zu haben.

Von Neander's „History of the Christian church" in der Übersetzung von Rose erschien jetzt, nach jahrelanger Unterbrechung, der zweite Theil. Man rühmt die große Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit welcher Herr Rose den Text übertragen hat. Es sei ein um so schwierigeres Unternehmen, sagt ein englisches Journal, da Neander ein entschiedener Neologist sei und neue Ausdrücke und Phrasen zu der technischen Terminologie hinzugefügt habe, womit die deutschen Theologen die Ethik und Metaphysik zu verwirren liebten. Der jetzt erschienene 34. Band des „Biblical cabinet" enthält Rosenmüller's „Biblical geography", in der Übertragung von N. Mouen.

Die reichhaltige politische Literatur Frankreichs hat sich abermals vermehrt durch folgende Schriften: „Histoire politique de l'année mil huit cent quarante-et-un", von Hrn. Serre, und „Le miroir politique de la France", worin vieles Interessante enthalten sein soll. 2.

Bisher hatten vorzugsweise englische Reisende dazu beigetragen, den Schleier zu lüften, der seit dem Mittelalter auf dem classischen Wohnsitze der Hellenen lag. Seit mehren Jahren haben indessen deutsche Gelehrte sich das Wort gegeben, den Briten auf diesem Gebiete den Rang abzulaufen. In diesen Blättern sind zu wiederholten Malen Werke besprochen, welche hellenische Localverhältnisse und Fragen der Archäologie aufklären, und so dürfen wir wol auf ein werthvolles Werk: „Journal of a tour in Greece and the Ionian islands", von W. Mure (London 1841) hinweisen. Außerdem darf man sich mancherlei Belehrung aus einer andern englischen Schrift versprechen, die u. d. T. „Greece revisited in 1840" von Garston nächstens erscheinen wird.

„Greift nur hinein ins volle Leben und wo ihr's packt, da ist's interessant", sagen sich mit Goethe die literarischen Genremaler, denen der Aufenthalt in großen Städten unzähligen Stoff zu mannichfaltigen Bildern, Skizzen und Schilderungen liefert. So ist das londoner Leben ein Feld, das, so oft es auch schon gepflügt und bebaut ist, doch noch stets neue Früchte trägt. Nicht Jeder hat das Talent eines Dickens, um die Scenen des bunten Lebens in unentstellter Natürlichkeit abzuzeichnen, indessen ist doch unter Denen, die ihm nachstreben, manches bedeutende Talent zu bemerken. So haben wir in einem kürzlich erschienenen Buche („Lights and shadows of London life, by the author of the great Metropolis", 2 Bde. London 1841) interessante Skizzen und Bilder aus London gefunden. Als Verf. wird M. Grant genannt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 61. — 2. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Die französische Geistlichkeit wird der Mehrzahl nach aus den untersten Volksclassen ergänzt, und wenn zuweilen ein Mann von Kopf auftaucht, so wird er wenigstens von seinen Amtsgenossen nicht kräftig unterstützt und häufig bei der römischen Curie angeschwärzt, wie z. B. der geistvolle Abbé Bautain in Strasburg, der in Rom als Ketzer angegeben worden. Unter den jungen Geistlichen, welchen man begegnet, sieht man ganz eigene von der allgemeinen französischen Nationalphysiognomie durch einen besondern Ausdruck ausgeschiedene Gesichter, die an das Landvolk zwischen Trier und Mastricht mahnen. Die Prediger sind, deutschem Gefühl nach, zu declamatorisch, zu theatralisch. Statt Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks sind ihnen leere, hohle Phrasen, anstatt natürlicher, gemäßigter Gesten gespreizte, ja fast krampfhafte Bewegungen eigen. Ich habe hier die berühmtesten und bedeutendsten neuern Kanzelredner gehört, die Abbés Lacordaire, Ravignon und A.; Ton, Bewegung, Manier, kurz der ganze lebende Mensch, mit Allem, was aus ihm zu andern Menschen reden kann, war mir misfällig an diesen Seelsorgern; die Art, wie sie ihr Auditorium für die höhern Wahrheiten des Christenthums zu interessiren suchten, wie sie ihm Menschenveredlung, Menschenbestimmung wichtig machten, schien mir zu parlementarisch; ich vermißte namentlich den sanft belehrenden väterlichen Ton, der nie ohne eine gewisse Herzlichkeit sein kann und mit dem sich eine Lebendigkeit und Wärme sehr wohl verträgt, die um so sicherer wirkt und um so mächtiger ergreift, da weder Vernunft noch Gewissen das Geringste dagegen einwenden können, sondern unfehlbar auf Seiten des Redners hinübergezogen werden. Anstatt ihren Vortrag den religiösen und sittlichen Bedürfnissen ihrer Zuhörer gemäß einzurichten, anstatt auf Versöhnung und Erhebung der Gemüther zu dem Unendlichen, Ewigen hinzuwirken, klagen die geistlichen Redner den verderbten Zeitgeist und somit im Grunde sich selbst an, polemisiren gegen den Protestantismus, malen die Schrecken der Hölle und des Fegefeuers aus, ereifern sich gegen das Theater, die Maskenbälle u. s. w., kanzeln die modernen Romanschreiber und Bühnendichter in heftigen Ausfällen ab, und wenn zufällig von kirchlichen Dogmen die Rede, so suchen sie dieselben mitunter durch die wunderlichsten Argumente zu beweisen. So hörte ich in den Fasten einen katholischen Prediger, der unter den Beweisen für die Gottheit Christi die Privatmeinung Napoleon's über diesen Glaubenspunkt als eine gewichtige, unleugbare Autorität anführte. Am rathsamsten für solche Köpfe ist allerdings das heroische Mittel, welches die römische Kirche seit Jahrhunderten anwendet, nämlich alles Denken über den Inhalt der Dogmen zu untersagen, ungefähr wie man in Genf, um des lieben Friedens willen, den reformirten Predigern ein behutsames Stillschweigen über die Gottheit Christi auferlegt. Die einsichtsvollsten der neuern französischen Prediger kann man durchgängig der formalen Ketzerei bezüchtigen, indem alle mehr oder minder von dem kritischen oder gnostischen Geiste der Zeit so weit angesteckt sind, daß sie auf ein Begreifen des Inhaltes der Dogmen den Boden der Kirche sichern und die Vernunft zum Glauben daran zwingen wollen, was nach des jetzigen Papstes Ausspruch (in dem Rundschreiben gegen Lamennais) „ein unvernünftiges Beginnen" ist. Sie selbst halten sich übrigens für gute rechtgläubige Christen und predigen mit vielem Eifer die Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche, indem sie ihrem Auditorium begreiflich zu machen suchen, daß der katholische Glaube die Philosophie oder die allgemeine Wissenschaft erzeugt, daß die katholische Hierarchie den Stützpunkt abgibt für sociale Ordnung und ihre Fortbildung, daß die katholische Liebe, verbunden mit den Resultaten der Wissenschaft, allein auf vollständige und dauernde Weise die wichtigsten Probleme der Staatsökonomie auflösen kann, daß alle Kunst christlich sein muß, und daß alles Christliche aus dem Katholicismus stammt und in ihn zurückkehrt. Diese culturhistorischen Fragen sind allerdings von hohem Interesse und werden von einzelnen geistlichen Rednern mit ausgezeichnetem Talent verhandelt, passen jedoch, meines Erachtens, nicht zu Gegenständen von Predigten und können ebenso wenig dem Katholicismus als dem Christenthume überhaupt frommen. Es geht darüber der Zweck aller christlichen Predigten verloren — Erbauung, d. h. Erhebung des Gemüths zu dem Unendlichen; Beförderung des Wachsthums in Frömmigkeit oder religiöser Sittlichkeit, Nährung und Belebung des religiös-sittlichen

Sinnes. Freilich kann nicht Einer auf die Art erbauen wie der Andere, und nicht Einer erbaut werden wie der Andere, und der nämliche Mensch nicht zu Einer Zeit erbaut werden, wie er zu anderer Zeit dazu empfänglich ist. Die Verschiedenheit der Talente, des Sinnes, der religiösen Tendenz, des Grades der Bildung, die durch Lagen und Schicksale veranlaßte Gemüthsstimmung machen die verschiedenartigste Erbauung auf den mannichfaltigsten Wegen möglich. Aber es ist damit wie mit Physiognomien, mit dem Gang der physischen, intellectuellen und sittlichen Entwickelung. Die Physiognomien und Entwickelungswege sind so verschieden wie die Individuen; aber es gibt doch allgemeine Gesetze für die Entwickelung, sowie allgemeine Prädicate, die für die Physiognomien gelten. Da es immer Menschen sind, die Menschen erbauen sollen, so gibt es auch allgemeine psychologische Gesetze, die man nie aus den Augen verlieren darf, wenn man die bezweckte Wirkung hervorbringen will, und wogegen von den französischen geistlichen Rednern am meisten gefehlt wird, und gerade am wenigsten gefehlt werden sollte, da sie verfehlte Wirkungen am schwersten büßen.

Einmal kann Licht ohne Wärme so wenig wie Wärme ohne Licht erbauen. Man hat einen Menschen noch nicht für das Höhere, Ewige belebt, wenn man ihn blos belehrt, und ebenso wenig, wenn man ihn blos rührt; so gründlich auch die Belehrung, so wahr auch die Rührung sein mag. Belehrung allein erbaut nicht, weil es daran am seltensten fehlt. Wer weiß es nicht, daß er eine höhere Bestimmung als für diese Erde habe, daß er sich also über die Erde erheben, auf seine Bestimmung jenseits sich vorbereiten müsse, also keiner Erdenlust hienieden sich hingeben dürfe? Aber darum thut er das Erste doch nicht und lebt doch für Erdenlust. Die gründlichste Religionskenntniß macht noch keine religiösen Menschen. Es ist unbegreiflich, wie man die tägliche Erfahrung für sich haben kann, daß Menschen von etwas fest überzeugt sein können und doch dagegen handeln, und wie man doch den homiletischen Grundsatz befolgen kann, es komme nur Alles auf Überzeugung des Verstandes an. „Der Mensch muß, wie alte Gebäude, erst gehoben werden, ehe er reparirt werden kann", sagt treffend Jean Paul, was insbesondere die Prediger eines Landes beherzigen sollten, wo der Mensch durch die gänzliche Durchschneidung aller religiösen Bande am tiefsten gesunken ist und einer völligen sittlich-religiösen Reparatur bedarf; — und wahrlich durch bloße Belehrung hebt man ihn nicht. Oder wenn Jemand blos diese bedürfte, was nur bei ganz Einzelnen sehr selten der Fall sein wird, so geht die Predigt nicht tief, sie ist nicht gründlich, nicht ausführlich genug; ein gedruckes Werk über denselben Gegenstand thut in dem Falle kräftigere Wirkung. Eine blos belehrende Predigt geht aus dem Verstande zu dem Verstande. Wenn der Zuhörer das gefaßt hat und die religiöse Wahrheit auch deutlich darstellen, auch beweisen kann, so hat die Predigt Alles gewirkt, was sie wirken konnte, hat aber das Organ aller Religiosität noch nicht berührt, weil die Elemente aller Religion, Vertrauen, Dankbarkeit und Liebe gegen das höhere Wesen nicht im Verstande liegen und nicht durch den bloßen Verstand aufgeregt werden können.

Aber auch Wärme ohne Licht erbaut nicht. Sie kann wol für den Augenblick erheben, zu einer einzelnen guten Handlung entflammen; durch günstige Umstände kann es sich treffen, daß die Erwärmung, selbst die Leidenschaftlichkeit etwas auf die Religiosität wirkt; aber ohne solche günstige Umstände bleibt nichts zurück. Die Wärme verraucht; Erschlaffung folgt der Anspannung und der Mensch ist unmittelbar darauf gerade am schwächsten, weil er am weichsten ist. Sein Wesen hat keine ganz bestimmte Tendenz auf Religion genommen und die aufgeregte Einbildungskraft, das bewegte Herz führt vielleicht in die Arme der Wollust, statt daß es vor den Thron der Gottheit führen sollte. Oder wenn auch der Eindruck religiös bleibt, wenn wir ihn auch immer vor uns sehen, den sterbenden Christen, den seinen Isaak zu opfern entschlossenen Abraham, den die Kinder segnenden, über Jerusalems Versunkenheit und menschliches Elend weinenden, leidenden, sterbenden Jesus; es bleibt blos der Eindruck der Einbildungskraft, ohne daß wir bestimmt wissen, was er uns solle, was wir sollen, ohne daß irgend ein Element der Religion uns zum Bewußtsein gekommen wäre, wie man es an der Religiosität der neupoetischen Katholiken sehen kann, welche etwas so Vages und Flüchtiges, das sich allen Launen und Einfällen des Geistes hingibt und anschmiegt, ein Irrlicht, das schimmert und entschwindet, ein Schatten, den man nicht fassen kann.

Nein, der ganze Mensch muß in Anspruch genommen werden, wenn man erbauen will. Religion hat ihren Sitz im Gemüth, in dem Tiefsten, Allerheiligsten der Menschheit, wo noch alle Seelenkräfte Eins sind. Aus dem Gemüth muß auf das Gemüth gewirkt, Lust und Trieb muß aufgeregt werden, sich zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben, für dies Ewige zu leben und sich zu reinigen von allen Schlacken des Erdensinnes. Aus dem Gemüth müssen sie dann zum Bewußtsein gebracht werden, die heiligen Wahrheiten, die sich aus dem Eindruck entwickeln; sie müssen das Herz in Bewegung setzen, die Einbildungskraft ergreifen, das Gedächtniß beschäftigen, das Gewissen auf den Thron setzen. Der äußere Prediger muß einen innern anstellen, der seine Stelle vertritt und ihn doch nicht entbehrlich macht, sondern Lust erweckt nach der Geistesnahrung, und Freude, wenn sie empfangen ist. Das heißt erbauen. So zu wirken, muß Zeit und Streben des christlichen Predigers sein.

Natürlich darf er also, wie es hier wol geschieht, weder eine gewisse Lebensphilosophie oder gar Lebensklugheit predigen, noch culturhistorische Fragen auf der Kanzel verhandeln, so gut und wichtig sie auch an sich sein mögen; nur das Heiligste, das Unvergängliche, Unendliche, Religion und Menschenbestimmung durch Religion ist ein würdiger Gegenstand seiner Rede. Er muß sich dabei auf etwas Positives gründen und darf sich nicht irre machen lassen durch die engherzige Bedenklichkeit, daß dadurch die Offenbarung verächtlich werden könne bei den Einsichts-

vollern und Gebildetern. Das wären sie schon deswegen nicht, wenn sie in der Offenbarung Das nicht wollten, was sie zur Offenbarung macht. Avolent quantum volunt! sagt er mit Augustinus und Lessing! Nur das Bestimmte, unleugbar Gewisse wirkt auf den Menschen. Sowie es zweifelhaft ist oder gemacht werden kann, hat es seine Kraft verloren. Und nur das Positive ist dem großen Haufen gewiß, vor und zu dem der christliche Prediger zu reden hat. Nicht als ob es für den scharfen Denker keinen andern Weg gäbe. Er kommt nur durch einen weiten Umweg dahin, wenn er den Cyklus seines Denkens vollendet hat, und nur dann nicht, wenn er bei ihm unvollendet bleibt. Auf ihn kann indeß der geistliche Redner auf keinen Fall Rücksicht nehmen, insofern er Denker, sondern nur, insoweit er Mensch ist. Die Menschheit kann so wenig ohne positive Religion zu ihrer Bestimmung geleitet werden, wie ein Staat ohne positive Gesetzgebung blos durch ein sogenanntes Vernunft- und Naturrecht regiert werden kann. „Gott hat es bestimmt, offenbart, verheißen, befohlen, verboten!" Das ist dem geraden Menschensinne, dem Menschlichsten im Menschen genug, aber auch unentbehrlich. Das Positive ist aber nicht allein eine geschriebene Offenbarung. Weiß der christliche Prediger das Gewissen zu erfassen, wie es Jesus so einzig konnte; weiß er so zu reden, daß er sicher ist, im Innern sei Etwas, das für ihn zeugt; weiß er die Natur zu commentiren, wie sie Jesus commentirte, und aus ihr die bestimmten Geistesoffenbarungen zu entwickeln, wie der Einzige that; ist ihm ein Licht aufgegangen, woher die Ähnlichkeit in dem Gang, in den Entwickelungsperioden der äußern und innern Natur, und weiß er diese Ähnlichkeit zur Evidenz zu erheben bei seinen Zuhörern: so mag er getrost aus diesen positiven Offenbarungen schöpfen und er kann in dem Gemüthe seiner Zuhörer eine Dreieinigkeit von Zeugniß constituiren, das keinen Zweifel aufkommen läßt.

Aber Hauptsache wird und soll doch bei dem christlichen Prediger die Bibel sein; dies Buch, das auf die tiefsten, heiligsten und unbefriedigten Bedürfnisse der Menschheit antwortet, alle Zweifel und Räthsel der Erdenschicksale löset, das den Naturoffenbarungen für uns erst bestimmten Umriß und Farbe gibt und das Gewissen als Statthalter Gottes in unserm Innern proclamirt. Er soll nicht etwa seinen Predigten ein Motto aus der Bibel vorsetzen, wie er eins aus Epiktet, Cicero, Milton oder Goethe vorsetzen könnte; nein, mit Bibelstellen soll er beweisen, stärken, beruhigen, trösten; durch den Geist der Bibel, die Handlungsweise Gottes und seines menschlichen Ebenbildes Jesus soll er Dankbarkeit, Vertrauen und kindliche Liebe aufregen zu dem Sohn im Himmel; durch Vergegenwärtigung Jesus, seines Sinnes, seiner Handlungsart soll er die Gottheit in den Kreis der Menschen führen; durch Darstellung des Gangs und Ausgangs seines Einzigen soll er den Menschen ihren Gang und ihr Ziel vorzeichnen. Man personificirt Religion und Tugend, wenn man sie recht liebenswürdig darstellen und Liebe gegen sie erregen will. Besser ein Wesen, das man nicht zu personificiren braucht, weil es schon eine Person ist, und eine so liebenswürdige, mit Liebe so zuvorkommende Person, daß man sie zu lieben fast unwiderstehlich hingezogen wird und in ihr nothwendig auch Religion und Tugend lieben muß. Der christliche Prediger kann dies desto sicherer, da es sein Beruf nicht ist und sein kann, die Menschen erst zum Glauben an die Bibel als Gottes Offenbarung zu bringen, da er vielmehr nur zu Bibelgläubigen reden soll oder wenigstens sollte, was in Frankreich leider selten der Fall, weil der Inhalt der heiligen Schriften daselbst ebenso wenig bekannt als positive christliche Religion, wodurch der Stand und die Wirksamkeit des französischen Geistlichen bedeutend erschwert wird. Allein fehlten auch alle schädlichen Elemente und deprimirenden Unpotenzen Seitens der Laien, so würde die Wirksamkeit des Klerus in Frankreich doch nur eine höchst beschränkte sein können, und dieses wegen seiner eigenen Beschränktheit und dürftigen Ausbildung.

Die Jansenisten, welche unstreitig zu den gebildetsten Mitgliedern der französischen Geistlichkeit gehörten und zum rechtgläubigen Katholicismus ungefähr dasselbe Verhältniß haben, welches die speculative Theologie in Deutschland zum orthodoxen Protestantismus einnimmt, sind durch Verschwinden des Gegendrucks der Jesuiten und durch die öffentliche Duldung des Protestantismus, von welchem sie eigentlich eine hybride Ausgeburt waren, in den Schatten zurückgetreten; ihre Grundsätze leben zwar noch unter vielen, besonders unter ältern Geistlichen; aber die Lage des Klerus überhaupt macht seinen Gliedern zur Pflicht, vor der Hand die Verschiedenheit der Denkart einzelner Mitglieder mit dem Mantel der Liebe zuzudecken und dem allgemeinen Wohl stillschweigend zum Opfer zu bringen, weil die Zeiten eine offene Fehde beider Hauptparteien nicht ertragen würden, ohne Untergang des Ganzen. Die meisten jetzigen französischen Bischöfe, namentlich die von der neuen Regierung ernannten, sind Gegner der gallikanischen Kirche, Ultramontane und Freunde des Jesuitenordens, und weigern sich, nach dem Beispiele ihrer Vorgänger unter der Restauration, jedem jungen Manne die Weihen zu ertheilen, der in den öffentlichen Unterrichtsanstalten des Staats, in den königlichen Colléges oder theologischen Facultäten seine Bildung genossen. In den Augen der Bischöfe sind die königl. Colléges heidnisch und die theologischen Facultäten ketzerisch, und wenn sie auch, da man doch ganz Frankreich nicht füglich excommuniciren kann, ungehindert geschehen lassen müssen, daß jene weltlichen Anstalten besucht werden, so wollen sie doch den Klerus wenigstens vor den schlimmen Lehren und Einflüsterungen der profanen Bildung schützen, als ob diese Bildung in neuerer Zeit nicht die kräftigsten Stützen und beredtesten Vertheidiger des Katholicismus hervorgebracht hätte. Die entschiedensten und geistreichsten Ultramontanen der Restauration, J. de Maistre, Bonald und Eckstein, waren Staats- und Geschäftsmänner; der katholische Graf und Schriftsteller Montalembert ist Pair von Frankreich; Lamennais und die aus seiner Schule hervorgegangenen Abbés Lacordaire und Gerbet, der bekannte Redacteur en chef der „Gazette

de France", der Abbé Genoude, Bautain und die meisten von den jetzigen katholischen Hauptautoren, wie E. Boré, de Coux, Ch. Sainte-Foi (Abbé Jourdain), Villeneuve-Bargemont, Lourdoueix, Ozanam, E. de Cazalès und A. verdanken sämmtlich ihre Bildung weltlichen Studienanstalten und zum Theil ausländischen Universitäten. Dessenungeachtet bleiben sowol die inländischen als die ausländischen Unterrichtsanstalten dem französischen Klerus nach wie vor streng verpönt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Englische Journale veröffentlichen jetzt das Schreiben von Ch. Knight über einige Shakspeare betreffende Bemerkungen Halliwell's, des Herausgebers der in Nr. 57 dieser Blätter erwähnten „Shaksperiana" etc. Wenn schon in diesem offenen Schreiben sich der Sinn eines Kleinigkeitskrämers ausspricht — und die Briten sind oft kleinlich genug, wenn sie sich einmal auf einen Gegenstand ihres Studiums und ihrer ausschließlichen Liebe versessen haben — so enthält es doch einige für Shakspeareomanen und Shakspeare-Bewunderer nicht uninteressante Notizen. „Mr. Halliwell", sagt Knight, „hat jüngst eine Abhandlung über den Charakter des Falstaff herausgegeben, zugleich mit einigen Anmerkungen, welche Shakspeare betreffen, ohne mit dem eigentlichen Gegenstande der Abhandlung unmittelbar verbunden zu sein. In diesen Noten ist eine Stelle, welche von der Art ist, daß sie den gewöhnlichen Vorurtheilen, die man über die Erziehung Shakspeare's und den Charakter seiner Ältern hegt, neue Nahrung gibt. Es ist diese: ‚Man erinnert sich, daß Aubrey in seinem Leben d'Avenant's im Ashmolean museum uns zwei Anekdoten in Betreff Shakspeare's erzählt. Sie sind häufig gedruckt worden; aber bei einem neuen Besuche in Oxford war ich neugierig, in das Originalmanuscript einen Blick zu thun, und fand, daß zwei Paragraphe, durchgestrichen (aber nicht von der Hand eines Zeitgenossen), nicht bemerkt worden sind. Mit Hülfe eines starken Lichtes und eines tüchtigen Vergrößerungsglases vermochte ich sie, wenige Buchstaben ausgenommen, zu lesen. Hier bieten wir sie dem Leser (wir theilen sie der Curiosität wegen in d. Bl. im englischen Originaltext mit): ‚I have heard parson R— b — say, that Mr. W. Shakspeare here gave him a hundred kisses.' Die unmittelbar vorhergehende nicht ausgestrichene Stelle ist folgende: ‚Mr. William Shakspeare was wont to goe into Warwickshire once a yeare, and did commonly in his journey lye at this house in Oxon, where he was exceedingly respected.' Das Wort here im obigen Paragraphen bezieht sich natürlich auf Oxford. Aubrey spricht wiederum von Shakspeare, und in der andern ausgestrichenen Stelle fand ich folgendes: ‚His mother had a very light report.' Die erste Stelle ist auffallend, aber in Betracht der Periode eine nicht im mindesten unwahrscheinliche Anekdote von der Freundschaft, welche zwischen Shakspeare und d'Avenant bestand; über die zweite will ich keinen Commentar geben.'" So weit Halliwell. Knight bemerkt nun: „Wenn Mr. Halliwell uns erzählt, daß Aubrey ‚wiederum von Shakspeare spricht' und mit seinem tüchtigen Vergrößerungsglase die durchgestrichenen Worte: ‚His mother had a very light report' wiederhergestellt, so müssen wir annehmen, daß Shakspeare's Mutter einen zweideutigen Ruf gehabt habe. Mr. Halliwell sagt, daß Aubrey in seinem Leben d'Avenant's uns über Shakspeare zwei Anekdoten mittheilt. Aubrey erwähnt aber Shakspeare nur in Verbindung mit einem Umstande, welcher ebenso gegen d'Avenant's Eitelkeit als gegen Shakspeare's Höflichkeit für d'Avenant's Mutter, die Dame von der Krontaverne, spricht, und wir können nur eine Anekdote über Shakspeare finden, wenn sie eine Anekdote genannt werden kann. Sie beginnt mit den bereits von Halliwell angeführten Worten: ‚Mr. William Shakspeare was wont to go.' In der schätzbaren Ausgabe von Aubrey's Schriften (1813) folgt hier eine Zeile mit Sternchen, zum Zeichen, daß hier etwas ausgelassen ist, was nicht entziffert werden konnte. Halliwell's erste Entdeckung ergänzt das Ausgelassene. Weiter folgt bei Aubrey: ‚Now Sr. Wm. would sometimes, when he was pleasant over a glasse of wine with his most intimate friends — e. g. Sam. Butler (author of Hudibras) etc. — say, that it seemed to him that he writt with to very spirit that Shakspeare, and seemed contended enough to be thougt his son.' Hier folgt eine zweite Zeile mit Sternchen und hier folgt ohne Zweifel Halliwell's zweite Entdeckung: ‚His mother had a very light report.' Das ist Alles, was darin in Bezug auf Shakspeare enthalten ist. — — Mr. Halliwell sagt, daß die beiden von ihm entdeckten Fragmente bisher den Nachforschungen aller Biographen unsers großen dramatischen Dichters entschlüpft sind. Auf d'Avenant und d'Avenant's Mutter angewendet, fügen sie nichts zu Dem hinzu, was Aubrey's Klatschgeschichte nicht schon bei Jedermann zur Gewißheit gemacht hätte. Aber so angewendet, wie Mr. Halliwell sie offenbar anwendet, würde eins dieser Fragmente einen Glauben zerstören, welcher jedem Verehrer Shakspeare's theuer sein muß, nämlich den, daß seine treffliche Mutter das Werkzeug bei der Erziehung ihres unvergleichlichen Sohnes gewesen und ihn besonders zu jenen Auffassungen weiblicher Reinheit und Liebenswürdigkeit angeleitet habe, welche ihm, unterschiede ihn auch sonst nichts von allen andern Dichtern, eine glorreich hervorragende Stellung zusichern würden." Wir erwähnen noch, daß Knight in Shakspeare-Angelegenheiten auch von Collier ein Rival ist. Von Letzterm erscheint eine neue Shakspeare-Ausgabe, jeden Monat ein Band, vom ersten Februar an, mit einer Lebensbeschreibung, Anmerkungen (wobei auch deutsche Kritiker, besonders Schlegel und Tieck, berücksichtigt sind) und eine Geschichte des Ursprungs und der Fortschritte der dramatischen Kunst in England. Der Herausgeber hat schon früher einen Prospect veröffentlicht, welcher jetzt unter dem Titel: „Reasons for a new edition of Shakspeare's works", eine zweite Auflage erlebt hat und worin er die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe zu erweisen sucht. Wie man hört, will nun Knight ebenfalls in diesem Jahre eine neue Ausgabe der Werke Shakspeare's veranstalten, eine „library edition", wie er sie, den illustrirten Ausgaben gegenüber, selbst nennt. Sogar bis auf die Schreibart des Namens Shakspeare's erstreckt sich die Wirkung dieser Rivalität, indem Collier „Shakespeare", Knight aber einfach „Shakspere" schreibt.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 62. —— 3. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Da nun kein künftiger Geistlicher die öffentlichen Staatsschulen besuchen darf, so haben die Bischöfe natürlich eigene Dressiranstalten für die Geistlichkeit errichten müssen. Dies sind die Seminarien, die man in große und kleine theilt, jene bestimmt, die Universität, diese, die Colléges zu ersetzen. Daß der hohe Klerus unter den Bourbons obendrein diese Schulen den Jesuiten in die Hände zu spielen suchte und darin von der Regierung Karl's X. unterstützt wurde, ist bekannt. Ludwig Philipp hat bisher den Kampf mit dem Klerus gescheut oder absichtlich nicht gewollt und die großen und kleinen Seminarien mit all ihrem Unfug bestehen lassen; ja, das in der vorigen Sitzung von Villemain bei der Kammer beantragte Gesetz über die Freiheit des Secondairunterrichts schien den kleinen Seminarien, wie den sogenannten Ecoles secondaires ecclésiastiques ihre ungesetzlichen Privilegien gesetzlich sichern zu wollen. Diese letztern Institute sollten nämlich ursprünglich unter der Abhängigkeit von der Universität von Frankreich stehen, und der Staat hatte folglich neben den Bischöfen die Leitung der Sache und schrieb vor, daß der Unterricht in diesen geistlichen Unterrichtsanstalten mit dem der königlichen Colléges gleichen Schritt halte. Diese schon zwecklose, dem Klerus zu Gefallen vorgenommene Theilung und Absonderung des Schulunterrichts genügte aber den Bischöfen nicht, sondern sie legten Schulen an, welche im Grunde Ecoles secondaires ecclésiastiques waren, die sie aber kleine Seminarien nannten und als Anhängsel der großen Seminarien betrachtet wissen wollten, um diese Institute mit einem lächerlichen Sophismus der Oberaufsicht des Staatsministeriums zu entziehen und die Leitung ausschließlich den Bischöfen zuzuwenden. Dagegen beriefen sich nun viele Beamte und der ganze Liberalismus auf das Gesetz; Gueneau de Mussy, damals Generalinspector der Universität, drang auf Schließung der kleinen Seminarien; aber die Bischöfe waren mächtiger und erwirkten von Ludwig XVIII. schon am 5. Oct. 1814 eine Ordonnanz zu Gunsten der kleinen Seminarien. Bald ging man noch weiter; einige Bischöfe übergaben ihre kleinen Seminarien den Jesuiten und endlich gestatteten die Bischöfe auch der nicht zum geistlichen Stande bestimmten Jugend kostenfrei den Besuch der kleinen Seminarien, deren 1830 über 200 bestanden.

Seit der Julirevolution hat man diese geistlichen Winkelschulen in dem alten Statu quo gelassen; denn wiewol es ihnen untersagt war, sogenannte Externes, d. h. nicht zum geistlichen Stande bestimmte Kostgänger, aufzunehmen, so ist doch auf das Einhalten dieses Verbots nie strenge gesehen worden; und der von Villemain vorgeschlagene Gesetzentwurf über die Freiheit des Secondairunterrichts beschränkte jene geistlichen Winkelschulen nur in einzelnen unwesentlichen Punkten und ließ ihnen Hauptprivilegien. Dieses Project war ein unreifes, undurchdachtes Product, ein Gemisch von halben Maßregeln und widersprechenden Bestimmungen in Bezug auf öffentlichen Unterricht. Keine Partei zeigte sich damit zufrieden. Die liberalen und radicalen Journale, die im Unterrichts- wie im Verwaltungswesen die absoluteste Centralisation predigen, sahen darin eine Zersplitterung des Schulunterrichts und eine Begünstigung der klerikalischen Wünsche; die religiösen und legitimistischen Blätter hingegen schrien über Beschränkung der Lehrfreiheit und Verbannung der Religion aus der öffentlichen Erziehung. Der Opposition der legitimistischen Blätter hatte sich sogar eine gewisse Zahl von Bischöfen angeschlossen, die in mehr oder minder heftigen Manifesten gegen das Villemain'sche Gesetz protestirten. Sehr richtig bemerkt Villemain in der Einleitung des Gesetzentwurfs, daß „der Charakter des politischen Lebens und der öffentlichen Freiheit gewöhnlich von der ausschließlichen, unbedingten Oberaufsicht des Staats über die Erziehung der Jugend abhänge"; und wirklich haben gerade die Regierungen, welche sich um das intellectuelle Wohl ihrer Völker am verdientesten gemacht, in dem Unterrichtswesen die strengste Disciplin und Aufsicht eingeführt und der Initiative des Einzelnen den wenigsten Spielraum gelassen. Offenbar ist der Zweck aller Erziehung, tüchtige Bürger und Menschen für den Staat zu bilden. Der Staat besteht aber nicht etwa blos durch die Cohäsion physisch gleichartiger Individuen, sondern durch die Gemeinschaft des Bewußtseins und der Weltanschauung seiner Bürger, in der Einheit ihres Strebens und Wollens; und jedes gesellschaftliche Zusammensein legt Verpflichtungen und Verbindlichkeiten auf. Was soll nun auf die Dauer daraus entstehen, wenn man die Auslegung der

socialen Pflichten und die moralisch-religiöse Unterweisung der Willkür eines Jeden freistellt? Nichts, als eine ungeheuere Verwirrung, ein intellectuelles und sittliches Chaos.

Daß die Legitimisten in ihrer jetzigen Lage unbedingte Lehrfreiheit ansprechen und daß viele Bischöfe sich gegen die Beschränkung des Unterrichts erheben, ist begreiflich und verdient Entschuldigung. Erstere hoffen von dem durch die Geistlichkeit geleiteten Unterricht eine dritte Restauration des Königthums, Letztere eine Erneuerung der alten Staatskirche. Übrigens wollen wir dem Klerus nicht unbedingt unlautere, selbstische Zwecke bei seiner Opposition vorwerfen; er hat in der That Ursache, gegen den öffentlichen Unterricht in Frankreich mistrauisch zu sein, der keineswegs den Anfoderungen der Gegenwart genügend entspricht. Die öffentliche Erziehung, die Université de France, hat noch im Ganzen die Verfassung, welche ihr das Kaiserreich gegeben, und trägt das Gepräge aller französischen Staatseinrichtungen jener Zeit. Die Schulen sind Anstalten im Dienste und zum Zwecke des Staats, und die Lehrer seine Bedienstete, unter der Aufsicht des Ministeriums und von den Schatzkammern abhängig. Wenn daher die französischen Kirchenfürsten gegen die Abhängigkeit der Kirche vom Staat opponiren, so ist das leicht zu erklären und vollkommen consequent. Man kann es den Katholiken, so lange sie Katholiken sind, nicht verdenken, wenn sie die Kirche außerhalb des Staats sehen, von allem weltlichen Einflusse frei haben wollen. Als Katholiken haben sie Recht, die Staaten haben aber auch Recht. Das protestantische Princip ist allein im Stande gewesen, Kirche und Staat auszusöhnen; die katholische Kirche muß herrschen oder dienen. Das protestantische Christenthum ist die Religion der Freiheit; und überall, wo das religiöse Princip des Protestantismus, wiewol factisch bestehend, doch noch nicht rechtmäßig sanctionirt und zum Staatsgrundgesetz erhoben worden, ist offene oder heimliche Fehde zwischen Staat und Kirche unvermeidlich. Aufhören wird dieser lautere oder stillere Kampf zwischen den Regierungen und der römischen Curie erst, wenn der Katholicismus selbst aufgehört haben wird. Dem religiösen Princip der katholischen Kirche entspricht nur eine Gesetzgebung und Verfassung der rechtlichen und sittlichen Unfreiheit. Es hilft nichts, daß die Gesetze und die Staatsordnung vernünftig und rechtlich organisirt werden, wenn nicht in der Religion das Princip der Unfreiheit aufgegeben wird. Der Mensch hat nicht zweierlei Gewissen, er kann nicht politisch frei, religiös unfrei sein wollen. Auch hat ja in Frankreich die Erfahrung gelehrt, daß die echten Katholiken immer Gegner der Charte, die Constitutionnellen dagegen stets Feinde der katholischen Kirche gewesen sind. Seit der Julirevolution erstreben zwar einige ehrenwerthe Männer, nach Lamennais' Vorgang, Vereinigung des römischen Katholicismus mit bürgerlicher, politischer und wissenschaftlicher Freiheit; wie aber diese Katholiken, welche die Untrüglichkeit des Papstes obenanstellen und sich in allen Streitfragen den Entscheidungen des heiligen Stuhls unterwerfen, ihre Aufgabe erfüllen wollen, ist bei ihnen ebenso wenig abzusehen als bei Lamennais. Um darüber ins Reine zu kommen, braucht man nur nachzulesen, was der Stellvertreter Christi in seinem Encyclicum ex cathedra vom 15. Aug. 1832 verkündet und was alle römisch-katholischen Christen als göttliche Wahrheit anzusehen haben. Unter diesen Wahrheiten, welche der Himmel und besonders die heilige Jungfrau dem heiligen Vater eingegeben haben, finden sich z. B. folgende: Wahnsinn (deliramentum) ist es, zu behaupten, jedem Menschen sei Gewissensfreiheit zuzugestehen; — nicht genug zu verabscheuen ist die Preßfreiheit; — Trennung der Kirche vom Staat ist verwerflich und beider Einigkeit nur von den schamlosesten Freiheitsschwindlern gefürchtet; — Sache eines Stolzen oder vielmehr Thoren ist es, die überschwenglichen Glaubensgeheimnisse erforschen und ergründen zu wollen.

In den kleinen Seminarien nun empfängt der zum geistlichen Stande bestimmte Knabe oder Jüngling seine Schulbildung. „Christum lieb haben, ist besser als alles Wissen", scheint in diesen Anstalten Wahlspruch, dessen letzte Hälfte wenigstens gewissenhaft befolgt wird. Was die erste betrifft, so wird genug gebetet und gefastet, und wir zweifeln auch nicht, daß es Vorstehern und Schülern größtentheils mit ihrer Frömmigkeit wirklich und gründlich Ernst ist. Leider ist die Art von Frömmigkeit, wie sie der größere Theil des katholischen Klerus in Frankreich erstrebt, heutiges Tags zu gar nichts nütze.

Die großen Seminarien sollen Facultäten der Theologie sein, sind aber nichts weniger als dies. Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache darf man bei dem französischen Klerus nicht suchen, grammatisch-historische Interpretation der heiligen Schrift, biblische Philologie und Alterthumskunde sind in den großen Seminarien völlig unbekannt. Selbst die Felder, worin ehedem die französischen Theologen geglänzt und für das gelehrte Europa den Ton angegeben haben, liegen brach; auch Kirchengeschichte und kanonisches Recht werden nicht angebaut. So bleibt nichts als Dogmatik und Moral, und als Vorbereitung Das, was man in den Seminarien Philosophie nennt. Die Philosophie und Dogmatik der Seminarien trägt ein sehr veraltetes, Cartesianisches Gewand — in der Moral steht man noch bei der Casuistik — und eine Reform wäre höchst nöthig. Ob es Bautain in Straßburg, der aber mit seinem Bischof in Streitigkeiten gekommen ist, gelingen wird, eine neue philosophisch-theologische Schule zu stiften, muß die Zukunft lehren und scheint zweifelhaft; die Schule von Lamennais, Lacordaire, Gerbet hat nach einem glänzenden Anfange doch auf die Dauer kein Glück machen können und ist seit den „Worten eines Gläubigen" „auch in sich gespalten und aufgelöst", da Lacordaire und Gerbet ihren Meister Lamennais verlassen und die übrigen Mitarbeiter am „Avenir" sich ebenfalls von ihm losgesagt. Andere Geistliche, welche den französischen Klerus aus seiner Lethargie erwecken und für den Katholicismus in Frankreich eine wissenschaftliche Regeneration herbeiführen möchten, suchen — so z. B. Didon, Gaume und A. — durch wohlfeile Ausgaben der Patres, oder — wie Saint-Cheron, Freyre und A. — durch Übersetzungen von deutschen

historischen Werken (Ranke, Voigt, Hurter, Görres, Baader, Windischmann und A.) zu theologischen Studien aufzumuntern; aber der Erfolg dieser Bemühungen ist gering, weil den meisten französischen Geistlichen die philologische, historische und philosophische Bildung fehlt, welche Demjenigen unerlaßlich ist, der sich mit den Kirchenvätern und den Werken deutscher Autoren erfolgreich beschäftigen will. So beschränkt sich denn die Lecture der meisten Kleriker auf die durch zahlreiche neue Ausgaben weit verbreiteten ältern Theologen: Fleury, Bossuet, Fénélon, Massillon, Calmet, Bergier, den tridentinischen römischen Katechismus und auf die vielen ascetischen Schriften, unter denen es wunderschöne gibt, z. B. die Werke des heiligen Franz von Sales. Auch die Werke von Maistre, Bonald, Lamennais, und Chateaubriand's „Geist des Christenthums", sowie alle apologetischen Schriften, haben unter den Geistlichen viele Leser. Endlich existiren auch religiöse Journale, welche die Sache des Katholicismus verfechten. Die besten davon, wie die „Revue européenne" (1831—34), haben sich leider nicht halten können, und der übrig gebliebenen, wie das „Univers religieux", der „Ami de la religion", die „Université catholique", bringen zuweilen schätzbare Artikel, wollen indeß durchschnittlich nicht viel besagen.

Zu dieser höchst mangelhaften und dürftigen, ja wesentlich fehlerhaften Bildung des französischen Klerus, die begreiflicherweise seine geistliche Wirksamkeit sehr verringern muß, kommt die schlechte äußere Stellung, die ungeziemend dürftig zu nennen ist. Nach dem organischen Gesetz vom J. 1801 — 2 haben die Erzbischöfe 15,000, die Bischöfe 10,000, die Cantonspfarrer (erster Classe) 1600, die Dorfpfarrer (zweiter Classe) 1000, die sechsmal so zahlreichen Unterpfarrer (Desservants) nur 500 Francs, — gewiß kein beneidenswerthes Loos. Die Restauration hatte diese Gehalte um ein Geringes erhöht; die Julíregierung hat aber die Einkünfte der Bischöfe wieder reducirt, jedoch das Einkommen der Pfarrer nicht vermindert. Es ist noch immer viel zu gering und die Existenz des Priesters zu ausschließlich durch die Sporteln des Altars bedingt. Die nächste Folge dieser mislichen äußern Lage ist, daß sich der französische Klerus häufig von der allzu industriellen und materiellen Bewegung des Tags angesteckt zeigt. Was dem eleganten zuletzt verstorbenen Erzbischof von Paris, Hrn. von Quelen, vorgeworfen wurde, ist bekannt; sein Nachfolger, Hr. Affre, dessen Portrait zweimal (in Lebensgröße und als Kniestück) auf der Kunstausstellung figurirte, hat eben keine strenge Cönobitenfigur; und der famöse Expfarrer von Saint-Roch, Abbé Olivier, nachher zum Bischof von Evreux ernannt, zeigte eine echt pariser, eines Boutiquiers würdige Betriebsamkeit, um sich Besucher seiner Kirche zu verschaffen und sein jährliches Einkommen bis auf 50,000 Francs zu steigern. Sein Nachfolger wird sicherlich diese guten Traditionen nicht untergehen lassen, welche übrigens die Pfarrer von Saint-Sulpice, Saint Thomas d'Aquin, Saint-Eustache, Notre-Dame-de-Lorette, jeder nach Maßgabe seines Talents für theatralische Schaustellung und Industrie, aufrecht zu erhalten sich angelegen sein lassen. Man muß gestehen, daß jene Kirchen mit ihren modernen Decorationen, mit den geschmackvoll vertheilten Bildern, den herrlichen Gypsmarmorbekleidungen, den goldenen Rosetten, den sammetgepolsterten Beicht- und Betstühlen prächtige Räume bilden, wenngleich nicht dem ernsten Styl einer Kirche, sondern mehr dem eines modernen Schauspielsaals entsprechend, und so darf man sich nicht wundern, daß diese reich geschmückten, heitern Hallen in dem frivolen Paris gegenwärtig, wo das Kirchengehen zum guten Ton gehört, Sammelplätze der fashionablen Welt geworden sind. Auch ist Alles so eingerichtet, als ob es darauf angelegt wäre, die Kirche mit dem Theater in gleiche Linie zu stellen und in Concurrenz treten zu lassen. Die der römischen Kirche schon so oft vorgeworfene Geldschneiderei ist vielleicht nie ärger und schamloser betrieben worden als jetzt. Die zahllosen Armenbüchsen, die endlosen Collecten zum Besten armer Geistlichen, für Reparaturen von Kapellen und Heiligenbildern, für Ausschmückung des Hochaltars, kurz das ganze kirchliche Fiscalsystem unter allen möglichen Formen und Vorwänden, welches den pariser katholischen Gottesdienst so kostspielig und fast nur den Reichen zugänglich macht, bringt Einen unwillkürlich auf den Gedanken, daß man an einem Orte ist, wo das goldene Kalb angebetet wird. Geht man Stück bei Stück den schmählichen Schacher und Unfug durch, der hier mit heiligen Dingen getrieben wird, so fragt man am Ende, wo der Herr sei, der die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb und die Wechslertische umstieß; es springt leider in die Augen, daß der geistliche Beruf ein Gewerbe und die Kirche ein Kramladen geworden, wo Alles feil und käuflich ist. An jeder Kirchenthür stehen zwei alte Männer mit Weihwedeln und halten den Eintretenden mit der einen Hand das Weihwasserbecken, mit der andern eine offene Truhe entgegen; wer seine Rechte geltend machen will, braucht nichts zu geben; wer aber billig denkt, wird gern sein Scherflein beitragen; in den meisten Theatern kommt man nicht so wohlfeil an der Kasse weg. Der arme Zöllner bleibt vorn an der Thür, wo er mit knapper Noth ein unentgeltliches Plätzchen zum Niederknien findet, während der reiche Pharisäer mitten im Schiff Platz nimmt und nach seiner Bequemlichkeit betet, wofür er mehr oder weniger zahlt, je nach der Wichtigkeit des Tags. Seitdem die Kirche ein Bedürfniß der fashionablen Welt geworden, gibt es fast keine reiche oder vornehme Familie, die nicht in Saint-Sulpice oder Saint-Roch ihre Stühle und Bänke, entweder ganz oder theilweise, aufs Jahr gemiethet hat, wie man sich bei den Bouffes oder in der großen Oper auf eine ganze oder eine halbe Loge abonnirt. Die Kirchenstühle sind nummerirt und mit Zetteln beklebt wie die Theaterlogen, und der Miethpreis dafür steigt oder fällt nach dem Platze, wo sich die Stühle befinden. Je näher dem Altare, desto mehr wird gezahlt; es ist ganz derselbe Unterschied wie zwischen den ersten und zweiten Ranglogen. Dicht bei der Sakristei findet man in einer mit Eisendrathgitter versehenen Wandvertiefung einen Anschlag, worauf, wie auf

einem Theaterzettel, der Anfang und die Eintheilung des Schauspiels, das Programm und der Name der Schauspieler zu lesen steht:

Aujourd'hui dimanche
A sept heures, première messe,
A dix heures à demie, deuxième messe solennelle.

Nach dem kleinen das große Stück:

A trois heures et demie, vêpres, sermon, complies, Procession et salut du Saint-Sacrement.
M. l'Abbé NN. débutera dans le sermon.
M. le Supérieur du grand Séminaire de St.-Sulpice officiera.

Es ist wahrlich ein Jammer, die römische Kirche in Frankreich in die materielle und industrielle Strömung der Zeit, wogegen sie selbst am heftigsten eifert, so ganz mit hineingerissen zu sehen, wie sie eine echte Krämergesinnung an den Tag legt und aus ihrem Beruf ein Gewerbe, eine Waare macht. Durch politische Staatsumwälzungen ihrer irdischen Macht und Habe beraubt und von den Regierungen dürftig entschädigt, ist sie genöthigt worden, auf kaufmännische Speculationen einzugehen, und hält, unter dem Schutz und Beistand des Staats, ein großes Waarenlager, wo verschiedene Artikel, wie Seelenmessen, Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, zu allen Preisen vorräthig zu haben sind. Es existirt ein eigener, von der Regierung gestempelter Tarif für die Kirchengebete; Alles wird zu Geld gemacht und Jeder bedient, je nachdem er honorirt. Die Todten sind vor dieser Religion ebenso wenig gleich, als die Lebenden vor dem Gesetze, die französische Kirchenconstitution ist eine Wahrheit wie die französische Charte, und die himmlischen Thürsteher sind eine ebenso feile Brut als die pariser Thürsteher. In der Taufkapelle steht eine silberne Kanne mit lauwarmem Wasser für die Kinder des Reichen und ein bleierner Krug mit kaltem Wasser für die Kinder des Armen. Wer gut zahlt, dessen Sarg wird bei seinem Tode mit 20 Wachskerzen umstellt und mit einem Leichentuch von Sammet umhängt; dem schlechten Zahler werden an seiner Bahre vier Unschlittlichter angezündet und einfach schwarz und weiß gestreifte Wollentücher umgehangen; Ersterer wird wie eine kostbare Reliquie zur großen Flügelthür hinausgetragen, Letzterer wie ein werthloser Gegenstand zu einer Seitenthür hinausgeschoben. Es gibt verschiedene Classen von Begräbnissen, Kirchenceremonien und Kirchengebeten; es existiren sogar liebe Herrgotts zu unterschiedlichen Preisen und Gebräuchen: ein goldener Herrgott für Die, welche viel, ein silberner für Die, welche anständig, ein messingener für Die, welche wenig, ein hölzerner für Die, welche am wenigsten zahlen. Bei so bewandten Umständen begreift man, daß nicht alle Christen in den Himmel gelassen werden; wer gar seinen Herrgott zahlen kann, fährt nothwendig in die Hölle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Ein wahrscheinlich in Turin selbst lebender Arzt, der Ritter C. F. Bellingeri hat eine Bedeutung der Osterfasten ausfindig gemacht, von der sich die alten strengen Asceten eigentlich nichts träumen lassen durften. Gewöhnlich nimmt man als Grund der Einsetzung dieser Fastenzeit an, daß sie als Hauptvorbereitung zu den religiösen feierlichen Handlungen dienen sollte, welche mit dem Paschah die christliche Kirche beging. Vielen galt diese Vorbereitung als ein sehr ernstes heiliges Werk, dessen letzter Zweck sei, von dem Weltlichen abzuziehen, oder, wie die Bibel sagt, das Fleisch zu ertödten. Eine sehr richtig berechnete physiologische Anordnung meint dagegen Ritter Bellingeri darin ausgespürt zu haben, die der altbiblischen Satzung: crescite et multiplicamini et replete terram zu Hülfe kommen sollte. Seine Untersuchungen nämlich über den Einfluß von Speise und Trank auf die Fruchtbarkeit der menschlichen Race und auf das Verhältniß der Geschlechter in den Neugeborenen führten ihn auf diese tiefsinnige Wahrnehmung, Mäßigung im Genusse von Speise und Trank befördern nach seinen Beobachtungen in früher gutgenährten Körpern die Fruchtbarkeit; und selbst die thierische Ökonomie belehrte ihn, daß die höchste prolifike Kraft sich in Zeiten eines freiwilligen Fastens entwickelte, wenn reichliche Atzung vorausging. Ritter Bellingeri erinnert an die Hirsche. Diese von den Theologen wahrscheinlich noch ungeahnete Erklärung einer altchristlichen Kirchensatzung hat Ritter Bellingeri in seiner Schrift: „Della influenza del cibo e della bevanda sulla fecondità e sulla proporzione dei sessi nelle nascite del genere umano" (Turin 1840), niedergelegt und er findet sich in seiner physiologischen Beobachtung durch den Umstand bestärkt, daß die christlich strengen 40tägigen Fasten vor Ostern (in seiner Gegend) mit den Tagen zusammenzufallen pflegen, wo die ersten Regungen des Frühlings sich bemerklich machen. Alles dieses bestimmt ihn, im Carneval und der darauf folgenden Quaresima ein etwas höchst Philosophisches, „una istituzione sommamente filosofica, sowol für das Heil und Wohlsein der Individuen, als für das Wachsthum des ganzen menschlichen Geschlechts anzuerkennen". Befremden wird es nicht, daß Ritter Bellingeri, ohne Zweifel ein guter katholischer Christ, bei seinen physiologischen Erörterungen der ketzerischen Protestanten gar nicht gedacht hat, die in ihrer Faschingszeit — wenn sie Geld haben — vielleicht ein paar Leckereien mehr essen als zu andern Zeiten des Jahres, indessen mit ihrer Kost während dieser Zeit doch keine sehr wesentliche Veränderung vornehmen, dafür aber auch nach Aschermittwoch keine ungewöhnliche Enthaltsamkeit sich gebieten. Er mag sich erkundigen, ob es in den Kinderstuben dieser Protestanten etwa leer aussieht, oder ob der wechselnde Ramazan der Mohammedaner seinem Systeme zu Hülfe kommt, das an den Wahrnehmungen in den östlichen Ländern eine besondere Stütze finden müßte. Alle seine Beobachtungen über die Einflüsse von Speise und Trank auf die Fruchtbarkeit der menschlichen Race scheinen auf gleich bedeutenden Beobachtungen zu ruhen; und Naturforscher werden daher leicht abnehmen, was sie auf die Versicherung zu geben haben, daß Kost aus dem Pflanzenreiche eine vorherrschende Anzahl männlicher Kinder, animalische Kost dagegen, namentlich von roth- und warmblütigen Thieren, eine vorherrschende Anzahl weiblicher Geburten bedingt. Bei Wassertrinkern will er mehr Knaben, bei Trinkern geistiger Getränke mehr Mädchen gefunden haben &c.

Vehse's „Tafeln der Geschichte" (Dresden 1834) sind unter dem Titel: „Storia dell' incivilimento, esposta in tavole cronologiche da *Edoardo Vehse*, volgarizzata dal tedesco da *C. B.*" (Mailand 1841) ins Italienische übersetzt worden. Aber die ersten fünf Blätter sind in die Hände eines, wahrscheinlich ausländischen Übersetzers gefallen, der an ihrem Inhalte so großen Antheil nahm, daß er an die Sprache, in der er ihn wiedergab, sehr wenig dachte. Es ist zu wünschen, daß die befremdlichen Sprachformen dem Verdienste des Buches, in dessen Anerkennung sich die beurtheilenden Stimmen vereinigen, nicht bei dem italienischen Publicum Eintrag thun. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 63. —— 4. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

Vom Handelsgeiste angesteckt, hat sich die Geistlichkeit neuester Zeit zu gewissen Unternehmungen verleiten lassen, die, unter dem Vorwande christlicher und barmherziger Zwecke, fein berechnete Speculationen verbergen: ich meine damit die ganz nach dem Modell von Nonnenklöstern eingerichteten Congregationen für Mädchen aus allen Ständen und die Wohlthätigkeitsanstalten, wo alle Dienstmädchen, die keine Herrschaft haben, unentgeltlich aufgenommen werden. So großmüthig und barmherzig diese Institute auf den ersten Blick scheinen mögen, so wird man doch, wenn man sie genauer bei Licht betrachtet, finden, daß sie der Geistlichkeit allerdings Vortheil und Gewinn, der Gesellschaft aber Verderben und Elend bringen. Die Mädchen werden nämlich in diesen Anstalten nicht blos zu strenger Zucht und Frömmigkeit, sondern auch zu fleißigem Arbeiten angehalten, und da man ihnen keinen andern Lohn als die tägliche Leibesnothdurft verabreicht, so finden sich die Vorsteherinnen in den Stand gesetzt, das Beschaffte zu billigern Preisen in den Handel zu geben als die Fabrikherren, welche ihren Arbeiterinnen einen hohen Tagelohn zahlen müssen. Der Kaufmann oder Zwischenhändler, welcher die in den Klöstern verfertigten Waaren verschließt, wird bald ein gefährlicher Mitbewerber für Alle, welche dieselben Gegenstände halten; diese müssen weichen und fallen als Opfer der ungeregelten Concurrenz, welche man ihnen im Namen der Religion und Barmherzigkeit erweckt. In Paris treten die Übelstände dieser verschleierten Manufacturen, welche weder Grund- noch Patentsteuer zahlen und also doppelte und dreifache Vortheile vor den gewöhnlichen Fabriken voraus haben, minder grell ans Licht; wenn eine Fabrik in Folge dieser Concurrenz eingeht und ihre Arbeiterinnen entläßt, so finden diese leicht anderswo Unterkommen und Verdienst; in den Departements hingegen entspringen daraus die himmelschreiendsten Misbräuche. Es gibt Provinzialstädte, in deren Umgebung es von solchen modernen Arbeitsklöstern wimmelt, welche alle weibliche Handarbeit an sich griffen und den Arbeitslohn so herabgedrückt haben, daß die Mädchen der arbeitenden Classen, um ihr Dasein zu fristen, sich nothgedrungen preisgeben müssen, und daß Mütter es für ein Glück ansehen, wenn ihre Töchter unter den Beamten oder wohlhabenden Bürgersöhnen einen Entreteneur finden, weil ihnen auf diese Weise wenigstens die Aussicht eröffnet ist, mit der Zeit etwas zurücklegen und sich ehrlich verheirathen zu können. Es wäre hohe Zeit, daß der Staat diesen Winkelmanufacturen, unter der Firma der Religion und christlichen Nächstenliebe, im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und Sicherheit das Handwerk legte; aber leider geht er in seiner Sorglosigkeit mit bösem Beispiel voran, indem er einzelnen Fabrikanten gestattet die weibliche Bevölkerung der Zuchthäuser zu exploitiren und auf diese Weise ihre Concurrenten zu vernichten. Daß Fabrikanten, mit Erlaubniß des Staats, die verworfene Weiberclasse in den Gefängnissen zu ihrem Vortheil benutzen, läßt sich allenfalls erklären, wiewol schwer mit den Grundsätzen einer vernünftigen Staatshaushaltung vereinen; daß aber Geistliche mit scheinheiliger Menschenfreundlichkeit und Religiosität arme, obdachlose Mädchen in ihre Congregationen und Wohlthätigkeitsanstalten aufnehmen, um aus deren Hände Arbeit baaren Gewinn zu ziehen und auf indirectem Wege die Grundlage der öffentlichen Sittlichkeit zu untergraben, — das übersteigt alle Begriffe. Die grassesten Materialisten, die Fourieristen und Saint-Simonisten, sind dem Christenthum näher oder wenigstens ebenso nah als dieser Klerus, welchem Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit sieben Siegeln verschlossene Bücher sind. Wenn man erst einmal anfangen wird, die Immoralität menschlicher Handlungen nach der Masse von Elend und Unglück zu beurtheilen, die dadurch erzeugt werden, so wird die Gunst, deren sich jene philanthropischen Anstalten der Geistlichkeit jetzt bei den Meisten erfreuen, sich in Abscheu verwandeln. Es ist nicht nur Pflicht der Menschenfreunde, es wird Pflicht für Alle, welche die Fortdauer eines geordneten gesellschaftlichen Zustandes wollen und dagegen das Eindringen einer neuen Barbarei nicht wollen, aus allen Kräften an der sittlichen und physischen Besserung der untern Classen des Volks zu arbeiten; denn die Achtung für das historische Recht, für die Dogmen der Kirche hält diese nicht mehr und die öffentliche Meinung und die politische Erziehung hält sie noch nicht vollständig; und zudem hat man von allen Seiten gerade dieser Classe am meisten geschmeichelt, sie am anhaltend-

sten bearbeitet, um sie für Zwecke zu gebrauchen und zu misbrauchen, von welchen sie kaum eine Ahnung hatte. Wir möchten nicht absolut behaupten, daß aus einer Einigung oder Durchdringung des Katholicismus und der Demokratie nicht mit der Zeit eine neue Culturform und Weltanschauung auf concreten, sittlichen Grundlagen für Frankreich hervorgehen dürfte, — freilich Lamennais und Chateaubriand geben wenig Hoffnung auf etwas Vernünftiges; der Impuls muß von Andern kommen; aber dann geht der jetzige Katholicismus gewiß verloren, was er indeß ohnehin schon ist.

Zu den beiden angeführten Ursachen der geringen Wirksamkeit des französischen Klerus, der mangelhaften, dürftigen Bildung und schlechten, äußern Stellung, kommt nun noch die allgemeine kirchliche Indifferenz, die das Übrige thut und den Ruin der Kirche vollendet. Daß die katholische Kirche gegenwärtig in hartem Trübsal sei, läßt sich denken. Der Pariser hat gegen sie die vollkommenste Gleichgültigkeit; denn in den letzten zehn Jahren, nachdem in der ersten Hitze die Reaction gegen den Katholicismus sich noch durch Kreuzabwerfen, Zerstören des erzbischöflichen Palastes und ähnliche Unordnungen Luft gemacht, hat sich der Haß gegen die katholische Kirche ziemlich allgemein gelegt; der Pariser haßt sie nicht, er verfolgt und schmäht sie nicht mehr, sondern, was noch schlimmer für sie ist, er läßt sie gehen. Derselbe Fall scheint im ganzen nördlichen Frankreich zu sein. Im südlichen hat wechselsweise Haß und Verfolgung beide Parteien schärfer gezeichnet und der Katholicismus hält sich dort als politische Partei, wie dieses auch zum Theil in Paris noch der Fall ist. Ob diese Kälte der Trübsal ebenso wirken werde wie ein Feuer der Trübsal, wird sich ausweisen.

Die Kirchen sind zwar seit zehn Jahren fleißig wiederhergestellt und prächtig ausgeschmückt und sogar mit neuen vermehrt worden; aber im Allgemeinen stehen dieselben leer und man sieht nur Kinder und alte Weiber darin, und es kommen wenigstens zehn Frauen auf einen Mann. Das Betragen des Publicums ist anständig, ungefähr wie in deutschen katholischen Kirchen. An Fasten und andere Gebote der Kirche kehrt sich beinahe Niemand mehr. Viele junge Leute, welche ihre erste Communion machten, beichteten nicht vorher. Der Religionsunterricht ist so schlecht als möglich, man lernt den Katechismus auswendig, und in den Colléges ist es nicht viel besser.

Während der Fasten des J. 1841 ist der Kirchenbesuch allerdings auffallend stark gewesen, zum großen Jubel der legitimistischen Journale, welche jeden Morgen Gott gedankt für die Rückkehr der Gemüther zu den Principien der Religion und Legitimität. Diese Thatsache findet jedoch ihre sehr natürliche Erklärung: in neuester Zeit sind einige Prediger Mode geworden, z. B. Lacordaire, Ravignon, Combalot und A.; die Gesetze der Fashion verlangen, daß man einen von diesen geistlichen Rednern höre, um im Nothfall davon sprechen zu können; und so kam es, daß, wenn Lacordaire in seinem koketten Dominicanercostum in Notre Dame predigte, bisweilen an 12—14,000 Zuhörer zusammenströmten. Auch schwellt gerade ein günstiger Wind die Segel des Schiffs der Kirche. Die neupoetischen Katholiken besingen wetteifernd die Kathedralen und Dome des Mittelalters und widerlegen die Zweifel der Philosophie mit den Glasmalereien der gothischen Chöre, mit der Musik der Peterskirche in Rom und den Miniaturen von Fiesole. Der Cassationshof hat in seinem Sitzungssaal wieder ein Crucifix aufgehängt und das Arbeiten am Sonntag verboten; Saint-Germain-l'Auxerrois ist mit großer Feierlichkeit wieder eingeweiht worden; die Processionen wagen sich schon wieder ins Freie heraus, man hat sogar neulich die Seligsprechung einer Heiligen gefeiert, welche die erste Revolution unterbrochen hatte; die Missionnaire predigen frisch. Der Hof beschenkt die alten Kirchen mit seidenen Stickereien und ansehnlichen Mitteln; der pariser Spießbürger, bei aller Voltaire'schen Gesinnung, thut ordentlich stolz auf die gravitätische Haltung des katholischen Klerus und geht er auch eben nicht selber in die Messe, so schickt er doch seine Frau und Töchter hin und will, daß auch seine Söhne dem römisch-katholischen Glauben und den guten Grundsätzen nachleben, so lange sie in Pension oder auf dem Collége sind; denn er hält viel auf Rechtgläubigkeit und gute Grundsätze, der wackere Mann! Selbst die ärgsten Jesuitenfresser während der Restauration, die liberalen Oppositionsjournale, der „Constitutionnel", „Courrier français" u. s. w., haben seit einiger Zeit mildere Saiten aufgespannt; sie geben sich bisweilen im Ernst mit religiösen Fragen ab, gebrauchen den stehenden Ausdruck le besoin d'une forte croyance und beschäftigen sich mit dem Christenthum, ohne darüber zu spotten. Jedoch ist von diesem salbadernden Gerede kein großer Gewinn zu hoffen, da jene Blätter im Wesentlichen nicht weiter sind, als sie vor 15 Jahren waren. Ließe die Regierung nur einigermaßen entschieden das Streben, sich mit dem Klerus zu verbinden, sichtbar werden, so würde die liberale Opposition in der Presse und Deputirtenkammer sofort eine neue, d. h. ihre alte Stellung im Kampfe gegen dieselbe wieder annehmen, die Auflagen der Werke von Voltaire, Rousseau, Diderot vervielfältigen, den Deismus, nach Umständen auch Atheismus predigen und, was auf Dasselbe hinauskommt, sich einem absoluten Indifferentismus in die Arme werfen. Die Religion dient diesen Journalen zu einem Mittel der Opposition; ist die Regierung entschieden christlich, so muß die Opposition antichristlich sein; ist oder thut jene indifferent, so kann diese es halten, wie sie will. Die legitimistischen Blätter geben gerade auch nicht viel mehr auf Religion und wollen sie blos zum Bundesgenossen ihrer politischen Absichten machen; aufrichtig und erhaben meint es keine Partei mit ihr. Überhaupt sehen die Franzosen aller Meinungsschattirungen in der Religion nicht sowol ein Innerliches, den ganzen Menschen Durchdringendes, allem andern Inhalte Formgebendes, ihn organisch Umwandelndes, Transsubstantiirendes, sondern mehr ein politisch-pädagogisches Institut, wenn's hoch kommt, ein Cultur- und Civilisationsmoment. Ist man nun ein praktisch verständiger Mensch und der Meinung, daß ein Umsturz des socialen Zustandes nicht zu wünschen, so wird

man, obgleich entschieden ungläubig, für die Existenz der officiellen Religion und Kirche in die Schranken ziehen, ja wol gar ein Übriges thun und des guten Beispiels wegen in die Messe oder in die Predigt gehen. Je nachdem nun in der französischen Nation irgend eine politische Gesinnung momentan die Oberhand hat, die gouvernementale, conservative, liberale oder revolutionnaire, hat die Religion Ebbe oder Flut. Die Religion gleicht in Frankreich ein wenig den Staatspapieren, die bald steigen, bald fallen, gewöhnlich aber doch unter dem Nominalwerth stehen, weshalb man sich auch nicht wundern darf, wenn die Mäkler derselben mit ihren Actien Agiotage und Stockjobberei treiben. Man kann nicht leugnen, daß in diesem Oscilliren und Schwanken des französischen Bewußtseins eine große und nur den Franzosen eigenthümliche Lächerlichkeit liegt: sie haben innerlich mit dem Katholicismus gebrochen und wollen nicht äußerlich mit ihm brechen, weshalb das französische Leben seit langen Jahren eine große, permanente Lüge ist, wo Alle mehr oder weniger Komödie spielen, wo Keiner Das sagt, was sein Ernst ist, sondern was die freiwillig oder gezwungen übernommene Rolle verlangt.

Man kann darum vor der Hand die seit einiger Zeit eingetretene katholische Reaction ruhig gewähren lassen; die Wasser werden sich schon wieder verlaufen und dann sieht man das kahle, nackte Erdreich. Der Katholicismus täuscht, wie alte durch und durch wurmstichige Bäume, die häufig, weil zwischen Bast und Rinde noch ein wenig Leben sitzt, einige frische Zweige treiben. Das ist die Heuchelei der Schwindsucht. Selbst wenn ein Baum in seinen Wurzeln schadhaft geworden, kann er dem Anschein nach noch lange in seinen Zweigen fortleben. Der Mensch, der eben seinen Geist aufgegeben, bleibt noch einige Stunden nach dem Tode warm und äußerlich unverändert; ist er auch kein Mensch mehr, so ist er doch noch nicht Nichts. Zwischen dem Tode und der Verwesung liegt gleichsam das Leichenleben, die Dauer des seelenlosen Körpers, ein Zustand, der sich sogar auf unbestimmte Zeit verlängern läßt. Man kann dem entseelten Leichnam die Ehre eines Princips anthun und sein Scheinleben verewigen wollen, entweder aus Frömmigkeit, wie bei den alten Ägyptern, oder aus politischen und eigennützigen Absichten, wie bei jenem Könige von Spanien, den man noch einen Monat lang nach seinem Ableben fortregieren ließ. Es hat daher nichts Auffallendes, daß man alte abgelebte Institutionen prächtig einbalsamirt oder noch für lebendig ausgibt, während sie schon längst zu Mumien zusammengeschrumpft sind. Der jetzige Katholicismus in Frankreich ist eine solche Mumie, welche eigennützige Hände mit bunten Bändern umwickeln und mit wohlriechenden Essenzen parfumiren; allein wenn er auch noch Körper und Ansehen hat, Geist und Leben sind entwichen: es ist ein eitel Götzenbild, zu dessen Innern sich mancherlei Gethier durchgenagt und das einst plötzlich in Staub zerstieben wird, wie ein verkohltes Stück Papier, das, nichts wie ein Aschenblättchen, der Anhauch eines Kindes verbläst.

In Frankreich hat der Katholicismus vor der Hand keine Aussicht aus demselben Grunde, warum der Protestantismus vor der Hand ebenfalls keine hat. Das religiöse Bedürfniß fehlt der Mehrheit der Nation. Mögen die Legitimisten (die schon deshalb sich gar grimmig katholisch geberden, weil der Herzog von Orleans eine Protestantin geheirathet) ihre Komödie fortspielen; mag ab und zu ein königlicher Procurator ein entrüstetes Requisitorium gegen die Beleidiger des katholischen Cultus schleudern; mag der Klerus hier und da auf dem Lande im Süden und Westen von Frankreich noch Einfluß haben: die Nation, d. h. die Mehrheit der Nation, ist nicht mehr katholisch. Oder glaubt etwa diese Mehrheit an die wirkliche Gegenwart Christi im Sacrament des Altars? Nein, fürwahr nein!

(Der Beschluß folgt.)

Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Herausgegeben von Friedrich Karl v. Strombeck. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Königreich Schweden ist länger als ein Vierteljahrhundert lang unter seinem energischen, geistvollen Könige einer glücklichen und schönen Frau vergleichbar gewesen, von der kein Mensch spricht. Denn nach dem tiefsten Elende im J. 1809 ist das Reich zu einem sehr bedeutenden Grade von Wohlhabenheit gelangt, die Landbesitzungen sind vermehrt, die Schulden bezahlt, ein ansehnlicher Schatz ist gesammelt und doch sind die öffentlichen Abgaben vermindert, der Handel blüht, Wissenschaften und Künste erheben sich mit neuem Glanze, die Heerverfassung ist vortrefflich eingerichtet. Norwegen hat eine der freiesten Verfassungen in Europa, es gewinnt zusehends an Kraft und Wohlstand, es ist das einzige Land in Europa, wo schon seit fünf Jahren jede Grundsteuer abgeschafft ist, — nur der Geist der Theorien horstet noch auf seinen Schneebergen und zeigt sich unzufrieden mit der schönen Sonne des nordischen Himmels, der er das trügerische Irrlicht vorzieht.

Der beiweitem größte Theil der schwedischen Nation und das Ausland, welches die skandinavische Halbinsel seit zehn Jahren auch in den Bereich seiner Reisenden gezogen hat, erkannten, daß so glückliche Veränderungen unter den schwierigsten Zeitumständen vorzugsweise das Werk eines Mannes wären, des Königs Karl XIV. Johann. Um so mehr Verwunderung mußte es daher erregen, daß inmitten dieses Wohlbehagens während langer Friedensruhe und bei einem gesicherten Rechtszustande im Innern dennoch seit mehren Jahren eine fieberhafte Aufregung und eine nicht zu leugnende Differenz mit den Geiste der Regierung wahrzunehmen gewesen ist. Der Grund dazu liegt nicht mehr in dem früher schmerzlich gefühlten Verluste Finnlands und der scheinbar versäumten Gelegenheit, dasselbe wiederzugewinnen, sondern er liegt in der sonderbaren Meinung der sogenannten gebildeten Classe, man müsse auch Fortschritte machen, man dürfe in politischen Verbesserungen nicht hinter andern Völkern zurückbleiben, man müsse sich dem Zeitgeiste anschließen. Zur Irreleitung des gesunden Urtheils einer sonst tüchtigen Nation hat die Presse das Ihrige in Schweden wie in Griechenland beigetragen und Journalisten, denen das Vermögen beiwohnt, politische Fragen selbst für Dienstboten verständlich zu erörtern, haben dem Zeitgeiste in den untersten Schichten der Gesellschaft viele Priester gewonnen.

Am auffallendsten aber waren die Vorschläge des letzten Reichstags, der sich im Jan. 1840 versammelt und im Juli 1841 den von jedem schwedischen Patrioten längst gewünschten Schluß gefunden hat. Auf ihm wurde eine neue Verfassung vorgeschlagen, die, wenn sie zu Stande gekommen, Schweden an den Rand des Verderbens, ja an eine Auflösung hätte führen können. Die

vormaligen und gegenwärtigen Staatsräthe wurden in Anklagezustand versetzt, nicht weil sie dem Vaterlande Unglück veranlaßten, sondern weil sie zu Administrationsmaßregeln beitrugen, die das Reich (freilich auf unconstitutionnelle Weise) zu einer bis dahin ungekannten Blüte emporgehoben hatten, man weigerte sich die Schuld der Cabinetskasse von einigen Hunderttausend Thalern auf die Kasse des Staats zu übernehmen, obschon jene Schulden sämmtlich zum Besten des Reichs verwendet waren und der Staat einen Schatz von mehren Millionen baar liegen hat. Solches wollten die constitutionnellen Ausschüsse, die von jeher auf schwedischen Reichstagen den größten Einfluß geübt haben, und wurden dabei von der oppositionnellen Presse unterstützt, die schon lange vor dem Beginn des letzten Reichstags ihre unbeschränkte Freiheit benutzt hatte, die vorzüglichsten schriftstellerischen Talente, die sich vernachlässigt oder gekränkt achteten, auf ihre Seite zu ziehen, und darauf jede Verleumdung der Regierung für erlaubt hielt.

Wir können uns recht wohl denken, daß eine so arge Undankbarkeit gegen den reinen und edeln Willen eines trefflichen Königs den Hrn. v. Strombeck zur Abfassung der vorliegenden „Memorabilien" veranlaßt hat. Hr. v. Strombeck ist ein Zeitgenosse der Thaten Karl Johann's, er kennt als Augenzeuge das Wirken des Königs, er ist endlich ein rechtlicher und liberaler Mann im guten Sinne des Worts — Alles Eigenschaften, die ihn wohl befähigen konnten, im gegenwärtigen Falle als Schriftsteller aufzutreten. Sein Buch ist kein Panegyrikus, wie die Werke der Franzosen Daumont und Touchard-Lafosse, oder des Norwegers Wergeland, es enthält vielmehr fast nur Thatsachen und Actenstücke, von denen namentlich die letztern interessant sind, weil sie nicht einem Jeden zu Gebote stehen, sich leicht in den Zeitungen verlieren und doch von der größten Wichtigkeit für die schwedische Geschichte seit Karl Johann's Thronbesteigung sind, da aus ihnen die Grundlosigkeit der Klagen vollkommen erhellt, die auf dem Reichstage des Jahres 1840 vorgebracht worden sind.

Der erste Abschnitt enthält charakteristische Züge aus dem Leben des Königs, betreffend seine Politik und seinen Unabhängigkeitssinn. Hier ist nun wol das Wenigste ganz neu, aber man liest gern die Skizzen und Mittheilungen über Bernadotte als General in den italienischen Feldzügen, als Kriegsminister, als Privatmann um die Zeit des 18. Brumaire, als Gouverneur Hanovers und der Hansestädte, bis zu der Zeit, wo ihn König Karl XIII. von Schweden adoptirte. Über die Liberalität, mit welcher der Letztere nebst dem Kronprinzen auf die norwegische Civilliste verzichtete, ist Strombeck in den Stand gesetzt, authentische Eröffnungen zu machen, ferner über die Art und Weise, wie Karl Johann das Andenken seiner großen Vorfahren ehrte, und endlich die Botschaft des Königs an den Reichstag im J. 1841 mitzutheilen, durch welche der Erstere die Abschaffung der ihm im Höchsten-Gerichte zustehenden zwei Stimmen verordnet — gewiß ein ausgezeichneter Beweis der Sorgfalt, mit welcher Karl Johann der schwedischen Nation nicht nur ihre freie Verfassung zu erhalten, sondern dieselbe auch noch zu verstärken bemüht gewesen ist. Als Belege für den Unabhängigkeitssinn des Marschalls Bernadotte wird sein Benehmen in verschiedenen Zeiten der Revolution angeführt, zuletzt seine Mishelligkeit mit Napoleon in dem östreichischen Feldzuge 1809 und seine Berichtigung des für ihn beleidigenden kaiserlichen Bulletins vom 11. Juli 1809 ausführlicher geschildert, jedoch ohne specielle Bezugnahme auf französische oder deutsche Schriften, wie auf Savary's und Bourrienne's „Memoiren" (VII, 173—177 und VIII, 180—182) und auf die Reclamation des sächsischen Generals v. Gersdorf: „Deux lettres adressées au lieutenant-général comte Gérard et au maréchal-de-camp Baron Gourgaud" (Dresden 1823). Die edle Bereitwilligkeit, mit welcher der Fürst von Pontecorvo sich gleich nach jenen Beweisen kaiserlicher Ungnade an die Spitze einer Armee stellte, um die Engländer von der Insel Walcheren zu vertreiben, und allen Unwillen gegen den Kaiser hintansetzte, macht den Schluß dieser Skizzen.

Der zweite Abschnitt beginnt mit einer Schilderung der Wohlthaten, die Schweden seinem Könige verdankt, darauf folgen Betrachtungen aus einer schwedischen Schrift über die in Antrag gebrachte Verfassungsveränderung, eine sehr richtige Würdigung des historischen Elements in den schwedischen Reichsständen. Ein anderer Abschnitt schildert die Lage des schwedischen Bauernstandes im J. 1809 nach officiellen Angaben mit den traurigsten Farben und macht auf den jetzt so ganz veränderten Zustand aufmerksam. Die drei Reden des Königs, die eine im Staatsrathe am 6. Dec. 1838, die andere bei der Eröffnung des Reichstags am 6. Dec. 1840, die dritte am Schlusse desselben am 16. Juni 1841, sind Muster einer politischen Beredtsamkeit, einfach, klar, aber voll des edelsten Selbstgefühls und der reinsten Liebe zu dem schwedischen Volke: mit Recht sagt Strombeck, daß diese Reden den schönsten Denkmalen des griechischen und römischen Alterthums vergleichbar wären. Wieder ein anderer Abschnitt behandelt in unbefangener Würdigung die Geschichte des Reichstags von 1840. Die Opposition war hier beharrlich, wenngleich keineswegs systematisch, ihre Consequenz lag aber nur in dem Bestreben, alle von der Regierung ergriffenen Maßregeln zu tadeln und ihre eigenen Ansichten, ohne Rücksicht auf deren praktische Anwendbarkeit, durchsetzen zu wollen; ihre beste Stütze waren gewisse Zeitungen. Die Parteien waren blos von artificieller Natur, ohne natürlichen oder historischen Grund und Boden, überall stieß man auf Persönlichkeiten, deren Muth und Patriotismus sehr verdächtig war. Mit diesem Aufsatze stehen zwei in Verbindung, der eine „Die Anklage der schwedischen Minister" ist ein wörtlicher Abdruck aus der Beilage zur „Leipziger Allgemeinen Zeitung" vom 23. April 1841, der andere enthält die Botschaft des Königs vom 30. März 1840 an die Stände über die Zusammensetzung einer Commission zur Prüfung des Civil- und Criminalgesetzbuchs, wozu der auch als Criminalist rühmlich bekannte Verf. sehr sachgemäße Zusätze über die vom Kronprinzen Oskar von Schweden beabsichtigten Verbesserungen in der Einrichtung der Gefängnisse und Strafanstalten gemacht hat.

Über den Letztern hat der Verf. viel Gutes und Wahres gesagt. Und es ist in der That ein großes Glück für die schwedische Nation, deren größter Theil in der frischen, kräftigen Luft des Landes bald von dem Miasma ausländischer Theorien gesunden wird, daß sie die Hoffnung hat, im Sohne den Geist des Vaters fortleben zu sehen, wenn für den achtundsechzigjährigen Greis der Moment erschienen sein wird, wo die Natur ihr Recht fodern muß. 19.

Literarische Notizen.

Die irländische archäologische Gesellschaft hat soeben ihren ersten Band erscheinen lassen. Die Merkwürdigkeiten, die er enthält, führen wir mit ihren englischen Titeln an: „The circuit of Ireland", von Muirchceartach Mac Neil, ein im J. 942 verfaßtes Gedicht, und „A brief description of Ireland", aus dem Jahre 1590. Die folgenden Bände werden unter Anderm enthalten: „The battle of Moira", nach einem alten irischen Manuscript, und Grace's „Annals of Ireland", ein lateinisches Manuscript, beide im Trinity college befindlich; ferner „Cormac's Glossary", in der irischen Originalsprache, mit Übersetzung und Noten; „The royal visitation books of the province of Armagh in 1622" und „The progresses of the Lords Lieutenants".

Von der Verfasserin der Romane „Louise de France", „La chaine d'or", „Le fruit défendu" ꝛc., der Gräfin d'Ash, erschien ein neuer Roman: „La marquise de Parabère", und ein anderer von derselben Verfasserin: „Les bals masqués", wird uns für nächstens versprochen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 64. —— 5. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 63.)

Nimmt man dies Alles zusammen, so darf das Resultat nicht auffallen, daß der französische Klerus fast gar keine Macht über die Gewissen ausübt und in der That ein ganz überflüssiges, abgestorbenes Organ im Leben der Nation ist. Einzelne Ausnahmen hoher Tugend und Einsicht abgerechnet, scheint diese Geistlichkeit weder den Willen noch die Macht zu haben, dem Leben der Nation, wie dieses sich nun einmal seit der Revolution und in der constitutionnellen Monarchie entwickelt hat, sittlich-religiöse Grundlagen zu geben, und wenn sie auch aufrichtig für diesen Zweck arbeiten wollte, so würde dieses doch aus dem einfachen Grunde unmöglich sein, weil nun einmal eine Religion der Unfreiheit sich nicht mit freien Institutionen verträgt. Entweder der Katholicismus muß weichen, oder die politische Freiheit; friedlich nebeneinander leben können sie nicht, wie die Restauration gezeigt hat, und eine Vereinigung ist unmöglich, wie am auffallendsten die verschiedenen Versuche von Lamennais bewiesen haben. Ein kluges Nachgeben und eine scheinheilige Versöhnung mit der Julirevolution hat die französische Hierarchie noch einmal vom Untergang gerettet. Wie lange ein solch ohnmächtiges, äußerliches, negatives Verhältniß einer unverbesserlichen Geistlichkeit zur stets voranschreitenden Bildung der Nation bestehen kann und wird, ist nicht vorauszusehen, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß der Augenblick kommen muß, wo die gegenwärtige Geistlichkeit, sie ändere sich denn, wie ein abgestorbenes Glied von dem lebendigen Organismus der Nation abgelöst und durch ein neues, passenderes Organ ersetzt werden wird.

Guizot's Wort in der Deputirtenkammer: „Wir haben heutiges Tags keinen Glauben, keine politische, keine moralische und religiöse Überzeugung", und die Behauptung des „National": „Die Majorität der Franzosen übt keinerlei Gottesdienst" — sind traurige und zugleich schreckliche Wahrheiten. So weit mußte es indessen kommen, so weit mußte trostlose Grübelei und Abgötterei des Menschenverstandes das Geschlecht aus allen wirthbaren Regionen in die Wüste hinaus verleiten, so weit mußte nichtiger Hochmuth die Geister zur Höhe treiben, daß sie endlich in einen Luftkreis hineingelangten, wo sie nicht länger zu athmen vermochten und in grauenvoller Öde überall nur ein leeres Nichts die Strebenden umfing, um sie dahin zu bringen, daß sie nachdenkend in sich selber einzuschlagen und endlich zur Umkehr einzulenken angefangen. Wenngleich im gegenwärtigen Augenblick der Mehrheit der Nation das religiöse Bedürfniß fehlt, so fühlt doch die jüngere Generation der Gebildeten die nüchterne Leere der Abstraction und die Nothwendigkeit einer allgemeinen, vor allen Dingen religiösen Wiedergeburt, einer neuen Welt- und Lebensordnung; ja, es ist die Sehnsucht nach einer Wahrheit, an die man glauben kann und die uns frei macht! —, das Verlangen nach dem geheimnißvollen Worte, welches, indem es die Widersprüche löset, von denen heutzutage die meisten Gemüther gefoltert werden, auch die Ordnung der äußern Welt herstelle, den Krater des revolutionnairen Vulkans endlich schließe, so groß, daß es nicht zu verwundern ist, wenn alle Tage neue Versuche gemacht werden, um das Welträthsel zu lösen, und wenn jede dargebotene Lösung augenblicklich von Hunderten mit leidenschaftlicher Hast ergriffen und von ihr das Heil, der Frieden, die Ruhe der Seele erwartet wird; es ist ein Rennen und Laufen, ein Hasten und eine Unruhe, wie wenn ein böses Gewissen oder ein nicht abzuweisendes Gefühl der Unsicherheit die an sich selber Irregewordenen zur Eile triebe. Die große Unbekanntschaft mit dem Inhalte der heiligen Schriften, der fast völlige Mangel wissenschaftlicher Theologie in Frankreich sind in dieser kritischen, ängstlich ungewissen Zeit am meisten zu beklagen, sowie denn auch die ewige Verwechselung der römischen Kirche mit dem Christenthum schädlich wirkt. Daß bei dieser Lage der Dinge und bei dieser Stimmung der Gemüther jede philosophische und unphilosophische Doctrin, welche auftaucht, die Tendenz hat, Religion zu werden, und Anspruch macht, Religion zu sein, hat eine innere Nothwendigkeit und ist für ein gutes Auge eines der wichtigsten und vielsagendsten Zeichen der Zeit. So sahen wir in den letzten zehn Jahren wenigstens ein Dutzend neuer Religionen und Religionssekten auftauchen: den Saint-Simonismus und seine plumpen Skandale, den neupoetischen Katholicismus von Buchez, den Messianismus von Wronski, den Industrialismus von Fourier, den Theophilanthropismus des Komödianten Châtel, die Anhänger der Lehre des Abbé Auzou, die Gesellschaft der Kinder Gottes,

die neuen Templer, die Swedenborgianer, die Anhänger des Mapa; — alle machten Ansprüche und Versuche, der abgelebten, in Atome zerstiebenden Gesellschaft einen neuen Mittelpunkt, ein neues Princip zu geben, welches geeignet wäre, die Trümmer wieder zu vereinigen, aufzurichten, zu beleben und organisch zu verbinden. Wenn die genannten Schismatiker, wovon die meisten jetzt beinahe gänzlich verschollen sind *), nach den Julitagen ihre Kräfte vereinigt gegen den Katholicismus gerichtet hätten, so würde es diesem schwer geworden sein, dem Stoße, in Paris wenigstens, zu widerstehen.

Wie ungenügend alle diese Versuche auch gewesen sind und fürder sein werden, da nun einmal kein anderer Name des Heils gegeben ist als Christus, so beweisen sie doch, daß die Geister, in der einseitigen Richtung der Negation ermüdet und durch ungesegnete Anstrengung erschöpft, den bisher eingeschlagenen Weg verlassen haben und eine neue Bahn suchen. Sogar in der Politik fangen die Absolutismen nachgerade an, ihrer Einseitigkeit und Unzulänglichkeit geständig zu werden. Die pure, nackte Revolution, bisher in einer leeren Negation versunken, erkennt sich seit mehren Jahren als überwunden; sie fängt sogar an, der Weisheit der Überlieferung und der Geschichte zu huldigen, und strebt, sich zum Christenthum wendend, daraus das Leben neu zu gestalten. Welche Fragen an die Zukunft drängen sich hierbei nicht auf! Ist dies vielleicht die letzte Anstrengung einer aus früherer Zeit ererbten edeln Kraft, die wie ein verlöschendes Licht noch einmal hell aufflammt, ehe sie ganz vor dem übermüthigen Gegner versinkt? Oder war wirklich das gerade die göttliche Führung, daß das revolutionnaire Geschlecht sich bis zu jener schroffen Höhe der Erkenntniß versteigen sollte, um den bodenlosen Abgrund desto klarer zu sehen, den Gegensatz hervorzurufen und damit zur Umkehr einzuleiten? Wie es aber auch damit sein mag, so viel ist gewiß, die Revolution in Frankreich sucht sich zum Christenthum zu gestalten und hofft nur durch christliche Ideen zu siegen. Wir dagegen hoffen, daß diese christlichen Ideen, einmal aufgenommen, die göttliche Kraft haben werden, die Revolution selbst umzugestalten, ihre Grundsätze zu läutern und sie allmälig bis dahin zu verändern, daß von ihrem ursprünglichen Charakter nur diejenige Freiheitsliebe übrig bleibt, welche mit der Herrschaft der objectiv-sittlichen Mächte bestehen kann. Man wird sich alsdann auf beiden Seiten viel zu vergeben haben; aber warum sollte im Geistigen unmöglich sein, was jeder Gärtner alle Tage möglich macht, wenn er ein edles Reis auf einen wilden Stamm pfropft?

Wie häufig aber auch die Anzeichen einer allgemeinen, religiösen Wiedergeburt in Frankreich sind, so darf man sich doch nicht täuschen und die Sehnsucht, das Verlangen, oder gar das blinde Hin- und Hersuchen und Tasten nach dem Heil schon für das Heil selbst halten, nicht glauben, daß, wenn nun die Gemüther endlich den Fleck entdeckt haben, wo die Religion in ihnen sein sollte, dieses Gefühl des leeren Flecks schon die Religion selbst wäre. Noch dauert die Verwirrung fort, ja die herrschende Literatur in Frankreich ist erst jetzt der Revolution voller Widerschein und hat etwas furchtbar Auflösendes, das indeß, weil nicht aus dem kalten Spotte und Hochmuthe der philosophischen Selbstgenügsamkeit, sondern aus dem schmerzlichen Gefühl der Zerrissenheit stammend, zugleich den Keim des Lebens in sich trägt. Die von Zeit zu Zeit auftretenden neuen Versuche aber, den Atheismus wieder von den Todten zu erwecken, dürfen unserer Meinung nach nicht schrecken und sind nur ohnmächtige Reaction gegen den bessern Geist, dessen Sieg nicht zweifelhaft sein kann. Die Keime eines bessern Zustandes sind wirklich vorhanden und sie werden und müssen sich entwickeln und unsere Enkel werden ihre Frucht genießen. Nach religiöser Freiwerdung und Verjüngung streben bald mit mächtigem Verlangen, bald in dunklem Sehnen die Geister; nur das Wort der Verständigung fehlt noch und wird noch eine Zeitlang fehlen; aber schon dieses allgemeine Streben nach Höherem, nach ernstlicher Herausstellung des Innerlichen ist ein Pfand der Hoffnung für eine erfreulichere Gestaltung der Zukunft. Wie es auch am Horizonte dunkle, es ist nicht erlaubt zu glauben, daß die Vorsehung die Menschheit verlassen könne; sie hat eine neue Welt aus dem Chaos hervorgehen lassen, als die Herrlichkeit des Alterthums in Schutt und Asche gesunken war; sie wird auch aus der gegenwärtigen Verwirrung herausführen und, „wenn die Zeiten erfüllt sind", das einigende und versöhnende Wort für die jetzt noch in wilder Wuth streitenden Gegensätze offenbaren und zu allgemeiner Anerkennung bringen. Es ist wahr, in Frankreich ist bereits eine Götterdämmerung eingetreten, man hat Gott nicht mehr, aber man sucht ihn; und er ist ja Denen nah, die ihn suchen. Auch ist es wirklich, als kündige

---

*) Die Saint-Simonistische Heerde hat sich zerstreut seit 1832: eine Colonie von Enfantin's Anhängern ging mit diesem nach Ägypten, von wo der Saint-Simonistische Papst 1839 zurückgekehrt ist, um eine Postmeisterstelle auf dem Wege nach Lyon anzunehmen; ein anderes Häuflein begleitete Barrault nach Kleinasien. Die meisten Apostel sind zu ihren Geschäften zurückgekehrt, sind Ärzte, Advocaten, einige sind Professoren, andere, wie Saint-Cheron, katholische Journalisten, noch andere, wie Michel Chevalier, gouvernementale Staatsräthe. Wenn es nun in diesem Augenblicke keine Saint-Simonisten mehr gibt, so gibt es dagegen noch Saint-Simonismus in Hülle und Fülle, sogar bis in das vorsichtige „Journal des débats" ist er gedrungen und die auseinandergesprengten Jünger halten zusammen wie die Juden. Die Kirche des Abbé Auzou, der sich der Form zuneigte, welche die Wessenberg'sche Schule in Deutschland einzuführen gedachte, ist eingegangen und er selbst, nachdem er die Absolution des Papstes erhalten, Trappist geworden. Buchez hat seinen Ansprüchen auf Erneuerung des Katholicismus entsagt und ist in den Schoos der alten alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt. Der Abbé Châtel und die Templer halten zwar noch offene Kapellen, die aber gewöhnlich leer stehen und wo es echt charlatanmäßig hergeht: die Kapelle der Templer hat einen dreieckigen Altar, von Männern im weißen Mantel mit dem rothen Kreuze umgeben, die Emporkirche mit den Wappen der Großmeister nach der Clermont'schen Fiction geziert, der Beauséant im Chor aufgehängt.

ein leichter, sich stets mehr erhellender Schein am fernen Horizonte für Frankreich den Anbruch eines neuen Tages an. Es hat angefangen sich zu purificiren, und wird sich künftig auch regeneriren.

Die beobachtende Sternkunde, wenn sie an einem jener Wandelsterne, die in ablangen Bahnen um die Sonne laufen, wahrnimmt, daß die Lichtatmosphäre, die ihn umhüllt, sich gegen den Kern mehr und mehr zusammenzieht, daß sein Glanz erbleicht und mehr und mehr erlöscht, daß seine Bewegung immer träger und träger wird, dann schließt sie daraus, daß er gegen seine Sonnenferne geht und ferner von der Quelle seines Lichts und Lebens tiefer in das Reich der Finsterniß und der Winternacht eindringt. Umgekehrt, wenn sie gewahr wird, daß er, in verjüngtem Licht entglommen, seine leuchtende Umhülle immer weiter ausbreitet und in stets wachsendem Glanze mit immer zunehmender Raschheit in der Bewegung durch die Himmelsräume sich bewegt, dann urtheilt sie, er eile also zu seiner Sonnennähe und, analog den Erscheinungen an der Erde, sei der sommerlange Tage nun auf ihm angebrochen und die Natur überlasse sich, ihrer Fesseln jetzt entkettet, ungehindert dem freien Triebe ihrer fruchtbaren Bildungskraft.

Ebenso ist es auch im Geisterreich. Excentrischer als irgend ein Weltkörper ist des Menschen geistige Natur: sie könnte nach ihrer Anlage ruhen in Gott und in steter Nähe sich seines Wesens freuen; da ist aber ein Störendes dazwischen eingedrungen, das sie stets abtreibt und in die weiten Räume der creatürlichen Welt hinüberdrängt. Da folgt sie dann diesem Triebe, wähnend also im Freien sich nach Herzenslust zu ergehen; aber sie bemerkt nur allzu bald, daß sie die wahre Freiheit mit schmählicher Gebundenheit vertauscht. Je mehr sie sich in ihrem Laufe von Gott entfernt, um so öder wird es um sie her; alle physischen Kräfte kommen nacheinander, um mit ihrer psychischen zu ringen, und sie ringt sich lahm an ihnen; die Materie legt sich in immer dichtern Krusten um sie an, und in der schweren Hülle ermattet mehr und mehr das Leben und jeder bessere Trieb zerrinnt in der Feiste, oder erstarrt in der todten Masse. Endlich ist der Punkt der größten Gottesferne erreicht; da erwacht in der gebundenen Seele ein Sehnen nach dem verlorenen Gut, und ein Verlangen, aus diesen trostlosen Finsternissen erlöst, wieder dem Reiche des Lichts zu nahen, und dem Sehnen und Verlangen kommt ein Zug von oben erbarmungsvoll entgegen und lenkt die erstarrte gegen die höhere Lichtmasse.

Das ist ein Bild Dessen, was wir in Frankreich und auch anderswo während der letzten 50 Jahre gesehen, was wir täglich um uns her erblicken und was wir in Zukunft noch erleben werden. Haben wir früher mit Betrübniß die stets dunkler ergrauende Finsterniß wahrgenommen und den wachsenden Frost und die Kälte der winterlichen Nächte, und daraus auf die immer zunehmende Elongation den Schluß gemacht, dann können wir uns jetzt aufrichtig der beginnenden Umkehr freuen und den grauenden Morgen in den ersten matten Strahlen seines kaum aufdämmernden Zwielichts fröhlich und vertrauensvoll begrüßen. 44.

Romanenliteratur.

1. Der Student von Ulm. Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von Hans Scherr. Ulm, Wagner. 1841. 8. 20 Ngr.

Es kommt hier nicht darauf an, ob der unglückliche Student von Ulm jemals gelebt und gelitten habe, ob wir es also mit einer Sage oder Thatsache zu thun haben: die Sage ist oft wahrer als ein verbrieftes Factum. Von der Sage aber, welche diesem Zeit- und Sittengemälde zum Grunde liegt, behaupten wir, da sie dem Forum der Kunstkritik überliefert ist, sie sei nicht wahr. Die Tochter eines reichen und angesehenen Magistratsherrn wird von einem Menschen verführt, dem alle Glücksgüter fehlen und der eben durch eine Erbschaft zu großem Reichthum gelangt, als der Zustand der Unglücklichen bekannt wird. Der Vater verstößt sie; der Geliebte will von der Gefallenen nichts wissen, und von aller Welt verlassen, gibt sie einem Kinde das Dasein, welches wir nun als Student von Ulm vor uns haben. Er ist weit umher gewesen, kommt endlich, geleitet von einer Wahrsagerin, welche ihm Aufschluß über seine Herkunft verheißt, nach Ulm und findet bei dem ersten Bürgermeister eine Stelle als Hauslehrer. Jener hartherzige Vater sieht, erkennt ihn als Großsohn und schmiedet nun den schrecklichsten Racheplan, der jemals erdacht worden ist. Der Student nämlich will Ulm verlassen, da weiß der alte Herr geschickt einen werthvollen Pokal des Bürgermeisters in sein Wanderbündel und ihn so als Dieb ins Gefängniß zu schaffen. Er hetzt den Bürgermeister und die Criminalrichter an, daß der Unglückliche auf die Folter gebracht und, obgleich er nichts eingesteht, zum Tode verurtheilt wird. Auf dem Richtplatze verflucht der Student den Bürgermeister und nach der Hinrichtung erfährt dieser von dem Alten, daß er seinen eigenen Sohn gemordet habe, worauf der Fluch sogleich in Erfüllung geht, indem der Bürgermeister wahnsinnig wird. Daß der Alte sein Großkind gemordet hat, ficht ihn nicht an, hat er doch seine Tochter gerächt! Mehr Unnatur kann man nicht verlangen. Der Bürgermeister hatte gar keinen Grund, wahnsinnig zu werden; obgleich ein harter Sünder, konnte er dem Alten dreist zurufen: wir sind quitt! Er mußte den Alten vor Gericht ziehen und hinrichten lassen, da er seine Tochter in jenem Wesen, welches den Großältern stets Gegenstand der innigsten Liebe ist, im Großsohn, zum zweiten Male gemordet hat. Wir haben das Buch mit Widerwillen aus der Hand gelegt. Ist es nur eine Sage, so bedauern wir, daß es solche Sagen geben könne; ist es ein Factum, so haben wir nichts damit gewonnen als die traurige Überzeugung, daß es in der Welt eine Greuelthat mehr gegeben habe.

2. Die schwarzen Husaren. Kriegerischer Halbroman aus dem Jahre 1809, von August Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr.

Gegenstand des Buchs soll der merkwürdige Zug des Herzogs von Braunschweig-Öls mit seiner kleinen Schar sein, und wir beklagen dabei nur das gewöhnliche deutsche Geschick, welches die herrlichsten Stoffe meist in unrechte Hände schleudert. Der Verf. hat jene Zeit nur halb verstanden, vielleicht nennt er eben deshalb sein Buch einen Halbroman; er hat jene Zeit, oder doch jenen Zug kaum selbst erlebt, wenigstens nicht mit Bewußtsein durchdrungen, und so ist denn sein Buch ein Résumé von Zeitungsartikeln, durch eine, oder eigentlich zwei trostlose Liebesgeschichten zusammengenäht. Es ist recht hübsch von den beiden Damen, daß sie gar getreulich hinter dem Corps herziehen, und die Eine ist insofern ganz wahr gezeichnet, als sie bei einem Alter von 25 Jahren einem verschämten Rittmeister recht resolut die Zunge löst. Sonstiges wüßte Ref. über das wol nur für Marktfleckenleihbibliotheken bestimmte Buch nicht zu sagen.

3. Die Familie Kreuenfels. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege von Moritz Richter. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Geschichte ist einfach die, daß Isabelle einem Kreuenfels Liebe zugesagt, der zum Verdruß seines Vaters unter den Pappenheimern dient. Sein Bruder liebt das Mädchen ebenfalls, und da diese seine Liebe nicht erwidern kann, Liebe und Gegenliebe aber doch einmal in der Welt sein müssen, so ist die letztere einem edeln Zigeunermädchen übertragen, die, als Isabelle vom rohen Gegenstand ihrer Liebe gewaltsam entführt ist, den Bruder desselben als Page begleitet, die Entführte aus den Kriegstroubeln und den Händen des Entführers glücklich erlöst und dann stirbt, damit auch nicht das kleinste Hinderniß dem Glück des heimlich Geliebten in den Weg trete. Dieser heirathet Isabelle, da ihr Entführer, dessen Roheit sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in der Schlacht bei Lützen geblieben ist. Vom dreißigjährigen Kriege erhalten wir die Schlacht bei Breitenfeld, von weitem die Erstürmung Magdeburgs, dann das Gefecht am Lech, das seltsame Schach im Lager von Nürnberg und die Schlacht bei Lützen, nebst dazu gehörigen Persönlichkeiten nach Anleitung von Schiller's Geschichte dieses Kriegs. Da der Verf. ein höflicher Mann ist, indem er uns stets als „verehrte Leser" anredet, so schließen wir damit billig unsere Anzeige.

4. Das Geheimniß der Beichte, und der Zerstreute. Von Alexander v. Lavergne. Übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 1 Thlr. 11½ Ngr.

Es ist gewiß schwierig, solche verwickelte Begebenheiten, wie sie nicht selten dem Criminalrichter in die Hände fallen, genügend künstlerisch darzustellen, jedenfalls erfodern sie eine Ruhe und Besonnenheit, die dem Dichter manche Fesseln anlegt. „Das Geheimniß der Beichte" ist eine solche Begebenheit, und der Verf. hat geglaubt, nichts aufgeben, nichts einschieben zu dürfen. Dadurch stellt sich indeß manches ungenügend uns entgegen, insbesondere können wir Anstoß nehmen an der Frau von Puylerade, und daran, daß einigen Hirten zu viel Raum gestattet ist. Für alles entschädigt jedoch der Pfarrer von Sainte-Saturein, der, um ein Beichtgeheimniß nicht preiszugeben, sich selbst als Mörder behandeln, auf die Folter, auf das Schaffot bringen läßt; der sogar, als der wirkliche Mörder ihn dem Tode durch Selbstanklage entrissen, für diesen Begnadigung erwirkt, obgleich er der Vernichter des heimlichsten und schönsten Lebensglücks des Pfarrers ist. „Der Zerstreute" stellt eine jener interessanten Begebenheiten dar, wie Brantome u. A. uns aufbewahrt haben. Das Buch gehört zu den bessern Erscheinungen auf dem Felde der Übersetzungsliteratur.

5. Novellen von Bruno Henricus. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der ganze innere und äußere Habitus der beiden mitgetheilten Erzählungen: „Der relegirte Student" und „Der Rächer seiner Ehre", erinnert so lebhaft an die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß man sich eines Lächelns nicht erwehren kann, diese Zeit des Dranges und der Sentimentalität eben gegenwärtig wieder auftauchen zu sehen. Man könnte sagen: es sei die liebe Langeweile, die mit der Gegenwart nichts anzufangen wisse und daher bei der Vergangenheit bettle. Man kann aber noch etwas mehr sagen! Die beiden genannten Erzählungen nämlich dämmern wie eine blasse Erinnerung als schon einmal dagewesen im Gedächtnisse des Lesers wieder auf: es ist nur für den Augenblick nicht möglich, diese Erinnerung weiter zu verfolgen. Der Schluß des „relegirten Studenten" ist indeß vom Verf. über ein ansehnliches Stück Zeit weggezogen: er wird in das Jahr 1812 verlegt, wo denn die Geliebte schon zu sehr verständigen Jahren gekommen sein muß, und das gute deutsche Sprüchwort „alte Liebe rostet nicht" sich auf das eclatanteste bewährt. Außerdem ist in dieser Erzählung eine überflüssige Pastorin, die uns, obgleich durch den Werther und eine misliebige Heirath in eine Art Ophelia verwandelt, nicht weiter angeht.

6. Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz, von Eugen Rispart. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die blutigen Verfolgungen, welchen die Juden in verschiedenen Perioden des Mittelalters unterlagen, wiederholten sich insbesondere zu den Zeiten der Kreuzzüge, wo das mit dem Kreuze bezeichnete Gesindel auf seinem Heuschreckenzuge die Judenvertilgung als eine gute Vorübung zu Bekämpfung der Heiden betrachten mochte. So mußten denn auch die Juden an verschiedenen Orten in England unter Richard Löwenherz das allgemeine Loos theilen, und was sie zu leiden hatten, wie sie hingeopfert wurden, ist der Gegenstand dieses Romans. Es ist wahrscheinlich, daß der Verf. selbst den Altgläubigen angehört, und in diesem Falle müssen wir jene Ruhe, mit welcher er zwischen Juden und Christen hinwandelt, lobend anerkennen. Diese Ruhe erstreckt sich aber insofern zu weit, als sie sich vorzugsweise in langen Dialogen und Reden gefällt und sich häufig die schönste Gelegenheit zur Darstellung entschlüpfen läßt. Außerdem ist es nicht jene Zeit des 12. Jahrhunderts, vielmehr die Gegenwart, welche sich in Ansichten und Gesinnungen kund gibt. Auch eine specielle Tendenz und eine zusagende Durchführung des Einzelnen im Ganzen darf man in dem Buche nicht suchen; dennoch hat Ref. dasselbe nicht ohne Vergnügen gelesen und hebt insbesondere die gute Zeichnung des alten Benedict und seiner Frau Schiffra, sowie die des Rabbi in York hervor.

7. Passifloren. Novellen und Erzählungen von Julius Krebs. Leipzig, Fritzsche. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den sechs Erzählungen, welche dieses Buch gibt, ist es wol nur die dritte: „Das Kroatenmädchen", welche durch die eigenthümliche Persönlichkeit Theodorens vorzugsweise anspricht, obgleich die Form etwas schlaff ist. Die zweite Erzählung: „Deutsch und Polnisch", blickt aus dem abgeschlossenen Kreise des jungen Deutschlands in die Gegenwart fremd herein; der Schluß aber ist sehr hübsch. Unter den übrigen Darstellungen nennen wir noch die erste: „Der gefährliche Kamerad", obgleich sie, ungeachtet der Zuthaten, kaum mehr als Anekdote ist. Wir würden überhaupt dem Verf. rathen, die Bezeichnung „Novelle" aufzugeben und nur die „Erzählung" beizubehalten, wenn überhaupt auf den Rath eines Recensenten etwas gegeben würde. 43.

Bibliographie.

David, C. G. N., Über die neueren Versuche zur Verbesserung der Gefängnisse und Strafanstalten. Mit einem Vorwort von N. Falck. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 20 Ngr.

Fuchs, A., Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Gr. 8. Dessau, Aue. 22½ Ngr.

Hahn, K. A., Mittelhochdeutsche Grammatik. 1ste Abth. Laut- und Flexionslehre. Gr. 8. Frankfurt a. M., Brönner. 18¾ Ngr.

Koester, H., Schauspiele. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Leo, H., Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Lehrbuche der Universalgeschichte besonders abgedruckt. Gr. 8. Halle, Anton. 2 Thlr. 15 Ngr.

Noback, K., Lehrbuch der Waarenkunde. In 8—10 Heften. 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 15 Ngr.

Draphesoi, S. N., Das Lied vun die Kuggel. Ein Scherz. 8. Hamburg, Berendsohn. 7½ Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 1ster Theil. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wenzel, A., Zeitfragen aus dem Rechtsgebiete. 1stes Heft. Gr. 8. Halle, Mühlmann. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 65. — 6. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Christenthum erscheint wol nie größer, gewaltiger, nicht deutlicher als eine Kraft Gottes, wie bei der Erwägung, daß es selbst durch das schlechte Priester- und Pharisäerthum nicht hat zu Grunde gerichtet werden können, das, Geisteskämpfen durch Geisteswaffen in seiner Unmacht und Armseligkeit nicht gewachsen, vermöge äußerer Mittel seine Ziele zu erreichen trachtet, indem es den Pöbel oder den Landpfleger zu verführen und zu betrügen sucht, das blinde Volk zum Fanatismus aufstachelt oder Pilatus hofirt und ins Interesse zieht, zur Unterdrückung der Ideen und Gesinnungen, welche seinen Besitzstand bedrohen oder seinen Zorn erregen, ihm mit der weltlichen Macht behülflich zu sein. Es tauchte inmitten der Gemeinde des Göttlichen und Starken, von welchem es so hart angegriffen, so schmählich und für alle Zeiten gebrandmarkt war, nur zu bald in andern Gestalten wieder auf, rang um die Herrschaft, bemächtigte sich derselben, behauptete sie in langen Zeiträumen, wurde nie ganz bewältigt und hebt eben jetzt von neuem, sogar im Gebiete des Protestantismus, das Haupt keck und frech empor wider das christliche Princip. Ein Vertreter des letztern wie immer, erhebt sich gegen solch Beginnen Dr. Bretschneider in dem oben benannten Erzeugnisse seiner edeln, erleuchteten christlichen Wärme und Thätigkeit. Ein gutes Buch, aber ein Zeichen einer schlechten Zeit oder doch eines argen Aussatzes derselben, sofern es ein wahrer Jammer, ein Schimpf und eine Schande ist, daß Bücher solcher Art nöthig geworden sind, daß die deutsche protestantische Gemeinde und Christenheit — denn von dieser handelt es sich zunächst — fortwährend so viel blindes, blinden Führern folgendes Volk in ihrem Schoose hat, daß sie so sorglos, so faul oder feig sich gezeigt gegen den gefährlichen wühlenden Feind und Verderber aller wahrhaft christlichen Gesinnung und Frömmigkeit. Denn wie hätte es sonst so weit kommen können! Wohin gerathen wir — sind wir bereits gerathen? Und so Viele sehen, scheint es, noch immer nichts davon! Freilich, es wird verdecktes Spiel getrieben, bei aller Schlauheit doch aber so plump, daß der Betrug Niemanden entgehen kann, der den Falschspielern nur einigermaßen achtsam auf die Finger merkt. Orientiren wir uns ein wenig. Es handelt sich am Ende nur um offenbare weltkundige Geheimnisse, um die hohe Kunst, zu sehen, was Jedermann sehen kann, wenn er will.

Die christliche Kirche bestand und zwar sehr gut in ihren ersten Jahrhunderten bei einem sehr einfachen Glaubensbekenntnisse und großer Verschiedenheit wie Freiheit der Vorstellungen und Lehrweisen in Betreff der Person des Erlösers und anderer Meinungs- und Lehrpunkte, die man im Fortgange der kirchlichen Entwickelung auch wissenschaftlich zu begreifen und darzustellen sich befleißigte. Die natürliche Entwickelung aber, das wissenschaftliche Fortschreiten wurde gehemmt und unterbrochen, die schlechten und schlechtesten Zeiten der Kirche nahmen ihren Anfang, als man die Lehre systematisch-spitzfindig festzustellen trachtete, ohne Liebe über Das haderte, was vom Herrn selbst freigelassen und von den Aposteln, der ursprünglichen Kirche, geistig und frei aufgefaßt und behandelt war; als man die kirchliche Einheit in einem die Einigkeit zerstörenden, begriffspaltenden exclusiven Dogma suchte, äußere Mittel, Drohungen, Hofgunst und Ungunst, feine und grobe Vergewaltigung anwendete, um theologische Zeit- und Parteimeinungen als Orthodoxie zur Herrschaft zu bringen und den lebenden und allen zukünftigen Geschlechtern aufzudringen als ewig gültige Form untrüglicher Wahrheit, als allein echten Gehalt und einzig richtiges Verständniß der christlichen Lehre. Vorstellungen, welche durch eine nur zu oft in verwegenen Aberwitz sich verlierende Speculation ermittelt, in der Schrift, jeglicher unbefangenen Einsicht deutlich, nimmer enthalten, in gehässigem Streit und unreiner Leidenschaft geboren und ausgebildet waren — solche Vorstellungen von dem göttlichen Wesen und dem Erlöser sollten nunmehr allein den wahren Christenglauben in sich begreifen, sodaß Denen, die ihn nicht ganz und rein hielten, die Seligkeit abgesprochen, die Verdammniß in jener Welt angekündigt und das Leben in dieser verleidet, oft zur Hölle gemacht, die Liebe versagt und die Kirche verschlossen wurde. Wahrlich die Christenheit hatte sich der Art und Weise des Zustandekommens und des Verdammungseifers ihrer ersten großen Symbole der Rechtgläubigkeit nicht wenig zu schämen und die Siege der Orthodoxie nicht minder zu bedauern. In den Streitigkeiten

über dieselbe nahm das Priester- und Pharisäerthum die Stühle ein, die der Herr seinen Jüngern bestimmt hatte, ging der beste Theil der christlichen Freiheit und Gesinnung zu Grunde, wurde die Gemeinde aus ihrem guten Rechte der Mitsprache bei den kirchlichen Dingen verdrängt, gelangte der ehrgeizige, streit- und herrsch- und gewinnsüchtige Klerus zu dem Einflusse und der Stellung, gerieth die Kirche in die Verhältnisse zum Staat, worin die Keime wucherten des Geistesdrucks, der Verfälschung und Schändung des Evangeliums und all der Greuel, welche in der spätern Entwickelung der römischen, dem Papat unterworfenen Kirche üppig hervorwuchsen — der Kirche, die durch ihre Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, ihre schmach- und strafwürdigen Ausartungen, ihre alles Maß des Erträglichen überschreitenden Frevel eine radicale Reform nöthig machte, dieselbe nur zu lange verhinderte und endlich die Revolution und mit ihr die große, nicht wieder geheilte Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts herbeinöthigte, nachdem sie bereits vorzugsweise die Trennung der abend- und morgenländischen Kirche verschuldet hatte.

In jenen Streitigkeiten, bei welchen sich das neue, die Oberhand erzankende und erschleichende Pharisäerthum sofort mit neuen Pilaten und dem verblendeten fanatisirten Volke zu neuer Kreuzigung Christi verbündete, zelotische, egoistische Staats- und Kirchenhäupter beiderseits trachteten einander zu den eigenen selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen, die Pflicht christlicher Obrigkeiten vorschützten und dieselbe als Heiden übten, auf Antrieb des heiligen Geistes zu verhandeln und zu beschließen vorgaben und die Sünden gegen denselben begingen, den wahren Glauben und das Seelenheil der Gemeinde stets zum Schiboleth nahmen, um allezeit die Gläubigen zu betrügen — in jenen Kirche und Staat zerrüttenden Streitigkeiten kam die Hierarchie empor, der die Welt Großes verdankt und die dafür die Welt zum Lohne zu nehmen trachtete, die sich insbesondere um die germanischen Völkerschaften vielfach verdient machte, auch um der von ihr repräsentirten heiligen Sache und hehren Idee willen von den Deutschen geschützt und groß gemacht wurde, und die zum Dank dafür von Anbeginn die nationale Freiheit und das nationale Recht und Leben derselben zu zerstören trachtete, ihre Stellung als Repräsentantin des geistigen Weltprincips dem Kaiserthume gegenüber, sowie deutschen Glauben und Treue unerhört misbrauchte, um die vertrauendste und stärkste aller Nationen nach eigennützigen Zwecken zu beherrschen, was ihr auch durch die schlechtesten widerchristlichsten Mittel gelang, indem sie die Nation entzweite, die Centralgewalt in Ohnmacht, das Reich in eine Zerrüttung stürzte, in welcher sie „das Land des Gehorsams" aussog, so viel an ihr lag, entsittlichte, elend machte, obenein verhöhnte und um seine ganze große Zukunft in den kommenden Jahrhunderten betrog.

Denn zu gründlich war das von ihr ausgegangene Werk der Zerstörung vorgenommen, zu weit schon die durch sie verschuldete Zerrüttung gediehen, als daß die Empörung, zu welcher ihre Schlechtigkeit und Unverbesserlichkeit, ihr Geistesdruck und Übermuth die deutsche Nation nöthigte, als daß die angestrengten Bemühungen der letztern, das Reich wieder in Ordnung zu bringen und die Kirche zu bessern, ohne die kirchliche und nationale Einheit aufzuheben, hätten gelingen können. Die, noch einmal in den Streitigkeiten über das Dogma emporgekommene, auf dem Wahne, daß das Dogma der Kirche die Christlichkeit und Seligkeit bedinge, die Völker gängelnde Hierarchie trifft die Hauptschuld namentlich des großen Schadens, daß die Reformation nicht im ganzen Reiche durchgeführt werden konnte; ihrem Entgegenwirken, ihren Intriguen und Aufhetzungen, ihrer Herrschsucht und ihrem Starrsinn, der schlechterdings keine wesentliche Besserung zulassen wollte und auch die mäßigsten und rechtmäßigsten Foderungen, die Anerbietungen selbst des Möglichsten verwarf, verdanken wir es hauptsächlich, daß wir in der Reformationsepoche keine eng verbundene Nation wieder wurden, daß sich das Reich damals nicht vollständig vom Römerthum emancipirte, kirchlich wie staatlich einigte, daß die Spaltungen nur um so größer und unheilbarer wurden.

Es war ein Nationalunglück, ja es ist das schwerste Nationalunglück deutscher Nation gewesen, daß die Reformation nicht im ganzen Reiche durchgeführt wurde, daß es ihrer Zeit zu keiner echten Einigung, nicht zu vollkommener Rechtsgewährung in der Religionssache kam, sondern nur zu einem Frieden, der die Freiheit der religiösen Selbstbestimmung, um die das Volk gekämpft und gelitten, lediglich den Fürsten und Obrigkeiten gab, der die organische Einrichtung der neuen Kirche bei unklar-schwankenden Verhältnissen in die drangvolle Zukunft schob, der viel weniger ein Frieden als ein bloßer momentaner Waffenstillstand der erbitterten, bis an die Zähne gewaffnet bleibenden Parteien, nur ein dürftiger Vergleich war, der einen halben Kriegszustand verewigte und die Keime zu den fluchwürdigen Religionskriegen in sich trug, in welchen die Verfassung, die Reichseinheit, das heimische Recht, die bürgerliche Freiheit, Macht und Ehre der Nation, so viel davon noch übrig war, zu Grunde ging, die Zustände erzeugt und befestigt wurden, die zu immer größerer Schmach, Erniedrigung und Ohnmacht und endlich zur Knechtschaft führten, von der nur die Reste des unerschöpflichen Reichthums edler germanischer Elemente und Kräfte erretteten, aus welchem ein so viel anderes, größeres Volkswesen hätte erbaut werden mögen.

Rom und die Römlinge sind die Hauptschuldigen, doch einen andern und nicht geringen Theil der Schuld tragen auch die abermaligen dogmatischen Streitigkeiten, die schon von den Reformatoren begonnen und von ihren nächsten Nachfolgern nach dem Schlusse der eigentlichen Reformationsepoche fortgesetzt wurden. Den Reformatoren stand dabei unter andern Momenten eine weitere Verschuldung der Hierarchie als bevormundender Völkerbildnerin und Erzieherin mildernd zur Seite, nämlich daß ihnen durch jene und die, Seitens derselben empfangene Bildung und Art, die Streitsucht bei Glaubensmeinungen und der Wahn, als hänge die Seligkeit von Begriffen ab, als erfodere die kirchliche Einheit Gleichförmigkeit der scholastisch genau be-

stimmten Lehre; auf das Gebiet [illegible] war. Gleichviel aber was ihnen zur Schuld oder Entschuldigung gereicht, ob sie bei der ganzen Gestalt der Zeit anders hätten sich [illegible] verhalten können und sollen, ihre Streitigkeiten über die Nachtmahlslehre und welche Verschiedenheit der [illegible] sonst die Anhänger des sächsischen und schweizerischen Bekenntnisses gegeneinander erhitzte, brachten Spaltung in die reformatorische Partei, entfremdeten ihr unzählige bereits innerlich Gewonnene, gaben zu scheinbaren Anklagen und wirksamen Verhetzungen Anlaß, schwächten sie, hinderten ihren vollkommenen Sieg, der nur der getrennten entgehen konnte, den die einige unfehlbar errungen haben würde.

Das Alles wäre zur Warnung wol genug und übergenug gewesen; aber sofort nach Luther's Tode, nachdem die, um unerträglicher Geistes- und Glaubensbedrückung Abgewichenen zu einigem Bestande im Kreise ihrer Vorstellungen und neuen Einrichtung kaum gelangt waren, begann in der lutherischen Kirche die allerbedauerlichste, schimpflichste Periode, eine Zeit erneuerter dogmatischer Streitigkeiten, welche sogleich zur würdigen Einleitung dem edeln, wegen Ermangelung der wahren lutherischen Rechtgläubigkeit verketzerten und verfolgten Melanchthon das Herz brachen, wie die Nachtmahlslehrfehde Luther's Gemüth verbittert und seinen königlichen Geist verfinstert hatte. Es war die ursprüngliche Tendenz der ganzen Erhebung gewesen, die biblische Lehre wieder ans Licht zu bringen, in Freiheit und Wissenschaft von menschlichen Zusätzen zu reinigen, Kirche, Gesinnung und Leben nach ihr christlich zu gestalten, die Gemeinde und die Gewissen allein dem göttlichen Worte zu unterwerfen und von dem Zwange priesterlicher Autorität zu erlösen. Was konnte der Protestantismus sein, wenn sein Wesen nicht darin bestand, dem Katholicismus — als der da behauptete, allein und ausschließlich die christliche Idee und Wahrheit in sich zu enthalten und darzustellen, der da sich anmaßte, die Kirche und Glauben und Gewissen der Gläubigen seinem Herrschgebot zu unterwerfen —, dem Katholicismus wie jedem dem seinigen ähnlichen Princip von dem Standpunkte der frei zu erforschenden christlichen Wahrheit aus zu widerstreben? Die aber in solchem Sinne redeten, wurden überschrien, das eigene Princip des Geistes und der Freiheit wurde vergessen, verleugnet, mit aller die besten Kräfte erschöpfenden Anstrengung daran gearbeitet, im geraden Gegensatze mit demselben in einem engherzigen Lutherthume eine neue geistliche, noch viel gehässigere Zwinganstalt zu errichten, die Ansicht emporzubringen, daß das Wesen von jenem, die Grundlage der lutherischen Kirche in dem scharf bestimmten, unverrücklich festzuhaltenden Systeme der dogmatischen Ansichten Luther's bestehe. Aufgehalten, aber nicht gehindert durch die Reformation, gesichert durch ihren unheilvollen Verlauf, die Halbheit ihrer Erfolge, gefördert namentlich durch die Erbärmlichkeit der Periode der Rechtgläubigkeitszänkereien, nahete die Zeit des Sinkens, der Erniedrigung des freien deutschen Bürger- und Volksthums, des Emporsteigens der Fürstenmacht zur Unumschränktheit, ihres Ausartens in despotische Herrschaft, deren [illegible] und [illegible] [illegible] war und ist, die geistlähmende Priestergewalt bis auf einen gewissen Punkt zu begünstigen; die Zeit des ärgsten Misbrauchs der Reformation zu egoistischen Zwecken, zur Befriedigung namentlich der Machtgelüste kleiner und großer weltlicher und kirchlicher Häupter oder solcher, die es zu werden trachteten. Die Kirchengewalt erschien im Lichte einer anlockenden Verstärkung der Staatsgewalt. Die klägliche Ansicht des Zeitalters, daß ein dogmatisch genau bestimmtes Glaubensbekenntniß eine Nothwendigkeit und Abweichung von der für alle Zeiten fixirten oder zu fixirenden Kirchenlehre nicht zu dulden sei, gab der Herrschsucht der Theologen die Grundlage und wurde wiederum von ihnen befestigt und ausgebeutet, wie sie der weltlichen Macht zum Anlaß und Vorwande diente, immer tiefer in die Kirchen- und Glaubenssachen hineinzugreifen und ihre Stellung immer mehr zur Erlangung eines übermäßigen Einflusses bei den geistlichen Angelegenheiten zu benutzen. Der herrschsüchtige zelotische Klerus konnte seine Zwecke nur erreichen, indem er die Fürsten in seine Fehden hineinzog, sie zu bewegen wußte, ihm mit der weltlichen Macht zur Unterdrückung der Andersdenkenden zu dienen. Die Fürsten mochten hoffen, wenn sie sich hierzu hergaben, wenn sie Partei nahmen in den theologischen Meinungskämpfen, daß sie zuletzt im Stande sein würden, die geistlichen Anmaßungen zu bewältigen und als Preis ihres Entgegenkommens die unumschränkte Herrschaft über die Kirche davonzutragen. Die Gemeinde hatte kein Organ ihres Gesammtwillens, des gesetzmäßigen Ausdrucks ihrer Meinung, in einer den Grundsätzen der Schrift und den Erklärungen der Reformatoren angemessenen Verfassung erhalten, und der Gedanke daran mußte im ewigen Gelärm und Getümmel dogmatischen Kriegs immer mehr in Vergessenheit gerathen und versäumt werden. Um so leichter mochte sie, großentheils selbst engherzig, unduldsam und fanatisch noch von der katholischen und der Zeit der großen Glaubenskämpfe her, beherrscht, bethört, von ihrem wahren Interesse abgelenkt werden. Nun schlug die schützende Stellung, für welche die neue Kirche den protestantischen Fürsten dankbar gewesen war, für dieselbe zum Unsegen aus, traten die unseligsten Folgen davon an den Tag, daß die weltlichen Häupter in der Reformation mehr Gewalt an sich genommen, forthin behaupteten und noch erweiterten, als sie, selbst bei Wohlmeinung, auf die Länge weise, christlich und zum kirchlichen Besten zu gebrauchen verstanden. Jetzt in guter Absicht, aber befangen, verblendet, frömmelnd, jetzt selbstsüchtig, zelotisch oder machiavellistisch, mischten sich nur zu viele von ihnen auf das Verkehrteste in die Streite der Theologen ein, maßten sich die, nur dem freien Ansehen und Wirken der Wissenschaft oder der ungehemmt abzugebenden Stimme des christlichen Volks gebührende Entscheidung der Kirchenfragen an, dienten dem Klerus mit ihrer Gewalt, um den rechten lutherischen Glauben zur Herrschaft zu bringen, die lutherische Rechtgläubigkeit und die kirchliche Einheit zu bewahren, oder aber ihren individuellen Ansichten, dem Bekenntnisse den Sieg zu verschaffen, dem sie persönlich anhingen.

Nun sollte man den Buchstaben einer angeblichen lutherischen Orthodoxie an die Stelle der päpstlichen Autorität, die Aussprüche der Theologen und fürstliche Machtsprüche an die der Väter und Conciliensschlüsse; nun wurden die kostbarsten Zeugnisse der Glaubensfreudigkeit und Geistesfreiheit der reformatorischen Epoche zu neuem Geistesdruck, neuer Gewissensverstrickung misbraucht, indem man sie durch die strengsten Verpflichtungen auf ihren Wortlaut zu symbolischen Büchern mit papistischem Zwangsansehen erhob. Die kirchlichen Bekenntnißschriften waren Ergebnisse freier Forschung und Prüfung gewesen, erklärten sich deutlich genug für die Gemeinderechte, widerredeten bestimmt genug jeglicher in Glaubenssachen zu übender äußerer Gewalt, hatten Schutzschriften für die Freiheit; und sollen jedenfalls nur der Ausdruck der Überzeugungen sein, zu welchen im Moment ihrer Abfassung die Reformpartei gelangt war; sie enthielten die offenkundigsten Spuren menschlicher Fehlbarkeit in mannichfachen Irrthümern. Und nun mußten sie dienen, die theuer erkaufte Freiheit zu verkümmern; dienen zu dem Misbrauch, durch Verpflichtung auf ihren Buchstaben den Geist zu tödten; auch ihre Irrthümer sollten vollgültige christliche Wahrheit für alle Zeiten und damit die denselben entgegenstehende christliche Wahrheit gesetzlich verdrängt, als Ketzerei geächtet sein; ihr schönster Sinn ward in den Staub gezogen. Also trat man die Heiligthümer der neuen Kirche mit Füßen, ihre edelsten Perlen in den Koth; also achteten die Nachfolger Luther's und seiner Gesinnungs- und Kampfesgenossen die an die schönsten Tage der Erhebung der deutschen Nation für die Reinheit des Glaubens und die Freiheit des Geistes erinnernden Bekenntnißschriften, daß sie alle die Bestimmungen derselben unbeachtet ließen, wider alle die Erklärungen derselben frevelten, die dem Recht der Gemeinde und der Freiheit günstig waren. Und wenn sie wenigstens consequent im Unsinn und Unrecht gewesen wären! Allein sie blieben doch am Ende bei der Confession, der Apologie nicht stehen, stellten neue Lehrformeln auf und dann sollte ihre Ansicht, die der Reformatoren, die Kirchenlehre, die alleinige Wahrheit sein. Oder wenn ihre an den reformatorischen Bekenntnißschriften sich übende Theologie wenigstens geist- und gemüthvoll gewesen wäre! Allein sie bemächtigten sich der frischen Geistesausströmungen der Reformatoren mit einer Scholastik, unwissenschaftlicher und barbarischer wie die gewesen, die von allem Anfang Luther's Zorn so sehr erregt und wider welche er den Kampf nie hatte ruhen lassen. Trotz aller Erfahrung, daß auf diesem Wege kein Frieden, keine Einigung zu erreichen war, sondern nur Krieg und Trennung geboren wurde, sollten neue Symbole, neue Formeln zur Herrschaft erhoben werden, um zuletzt, ungeachtet aller für sie aufgewendeten List und Gewalt, Wahrzeichen der Verkehrtheit und Formeln der Zwietracht Derer und unter Denen zu werden, die ohne Geist und Liebe und voll Gift und Haß um sie zankten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Guizot hat vor kurzem eine Broschüre unter dem Titel „Madame Rumford 1758—1836" drucken lassen und dieselbe als ein Angedenken an eine alte, abgeschiedene Freundin dem engern Kreise seiner Bekannten gewidmet. Die wenigen Blätter dieser Broschüre sind indessen durch das „Journal des débats" und die „Presse", wenigstens zum größten Theil, auch einem weitern Publicum mitgetheilt. Es ist uns unbekannt, ob dieses geistvolle Büchlein unmittelbar nach dem Hinscheiden der Witwe Lavoisier's geschrieben ist, oder ob Guizot mitten im Gewühl der aufgeregten Wellen, durch die er das Staatsschiff Frankreichs hindurchzusteuern strebt, die Feder des Feuilletonisten ergriffen hat, um das gemüthliche Bild eines gesellschaftlichen Cirkels zu zeichnen. Mit wenigen Zügen gibt er uns eine lebendige Anschauung der mannichfachen Veränderungen, die das französische Salonleben im Sturm der Revolutionsjahre erlitten hat. Er flicht seiner Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes zu Paris einzelne meisterhafte Porträts und Charakteristiken verschiedener bekannter Persönlichkeiten ein, die, ohne durch literarische Thätigkeit sich hervorzuthun, durch die Vollendung ihrer gesellschaftlichen Formen, durch den Glanz ihrer Conversation und durch Ausbildung ihres Geschmacks sich einen fast europäischen Ruf erworben haben. Dahin zählen wir Suard, von dem vor kurzem die „Revue de Paris" eine geistreiche Charakteristik gebracht hat. Wo übrigens ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in Guizot's Broschüre einen stylistischen Fortschritt bemerkt hat, kann ich nicht recht einsehen. Seine Perioden haben stets etwas Versteinertes, Eckiges, Kantiges. Die Grazie eines leichten, gefälligen Styls ist dem tiefsinnigen Verf. der „Histoire de la civilisation" nicht verliehen. Indem wir einmal von Guizot, dem Schriftsteller, reden, wollen wir noch eine literarische Notiz hinzufügen, die in Deutschland ziemlich unbekannt sein dürfte. Die französische Übersetzung von Gibbon's berühmtem Geschichtswerke, die er herausgegeben hat, rührt von Ludwig XVI. her, der sie, sich des Pseudonym Leclerc de Septchênes bedienend, selbst angefertigt hat.

Es ist durch politische Blätter bereits zur öffentlichen Kunde gekommen, daß der Herzog von Leuchtenberg die Papiere seines Vaters zur Herausgabe vorbereiten läßt. Die Memoiren des Prinzen Eugen, dessen Laufbahn, von den Pyramiden beginnend, bis zu Napoleon's Abtreten vom politischen Schauplatz eine Reihe glänzender Heldenthaten war, werden einen reichen Beitrag zur Geschichte der von der französischen Revolution veranlaßten Feldzüge bieten. Napoleon's Stiefsohn, diesem Verhältnisse zum Trotz Freund des hochherzigen Alexander's, hätte längst verdient, Gegenstand einer besondern Besprechung zu werden. Von verschiedenen Seiten hat man den ihm gebührenden Ruhm geschmälert. So wird in dem bekannten Werke „Victoires et conquêtes" der Sieg bei der Raab, der von ihm hauptsächlich erfochten, sei es aus Versehen, sei es aus Übelwollen gegen den Prinzen Eugen, dem Marschall Macdonald zugeschrieben, der sich während des Treffens nicht einmal an Ort und Stelle befand. Auf diese falsche Annahme sich stützend, hat sodann Ph. de Ségur in seiner Lobrede auf den Fürsten von Tarent auch die Lorbern dieses Sieges in den reichen Kranz Macdonald's geflochten. Der Herausgeber, dessen Händen diese wichtigen Papiere des Prinzen anvertraut sind, ist Hr. Derode, vormaliger Lehrer zu St.-Cyr und durch historisch-militairische Werke bekannt. 32.

Aufmerksam machen wir auf einen Aufsatz von Leo Lespès, welcher in der „Audience, journal général des tribunaux" unter dem Titel enthalten ist: „Les noirs mystères de la Tour de Londres, épisodes terribles auxquels l'incendie qui vient de dévorer cette antique prison donna un à-propos et un intérêt nouveaux." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 66. — 7. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Überdenkt man jene Periode, so fühlt man sich nur zu lebhaft und unangenehm an die barbarischen, von Glaubenszwang erfüllten Zeiten der ersten christlichen halb heidnischen Kaiser erinnert; Zeiten, die Gibbon nicht ohne Einseitigkeit, doch meisterlich und mit schlagendem gerechten Spott geschildert hat. Von den Höfen gingen theologische Widerlegungen der Irrthümer Andersdenkender, theologisirende Proclamationen der Orthodoxie aus. Kirchen- und Staatsdiener wurden genöthigt, die zu Zwangsgesetzen erhobenen theologischen Formeln zu beschwören. Die Lehr- und Pfarrämter wurden je nach der herrschenden Richtung des Fürsten oder der von ihm begünstigten Geistlichen an die Gleichgesinnten, die sich herzudrängten, die Schwachen, die sich anbequemten, die Elenden, welche Beistimmung und Eifer heuchelten, vergeben, die Andersglaubenden Quälereien aller Art ausgesetzt, beschimpft, vertrieben, Landes verwiesen, eingekerkert. Den Orthodoxen wurden gegen die Abweichenden Censur und Bannrechte übertragen, Inquisitionstribunale wurden errichtet, Todesurtheile ausgesprochen und vollstreckt. Hier suchten die um die Rechtgläubigkeit Zankenden ihre Zwecke zu erreichen, indem sie zu gewaltsamen Volksbewegungen, zu Pöbelaufständen anhetzten, dort indem sie Fürsten und Minister zum Gewaltmisbrauch anstifteten, hier indem sie trotzig dominirten, dort indem sie pfäffisch intriguirten. Die Ansichten der Theologen wechselten und so die der Fürsten, waren verschieden in den vielen verschiedenen Ländern, in verschiedenen Zeiträumen. Und was hätte nun widriger, heidnischer und in christlichen Ländern sündhafter und empörender sein können, als daß Länder und Ländchen, größere und kleinere Gebiete die Lehre, die Weise des Gottesdienstes, den Glauben oder doch die äußere Gestalt desselben tauschten, je nach der persönlichen Ansicht des Gebieters oder seiner geistlichen Berather, die wiederum von den verächtlichsten Motiven geleitet, von der weltlichsten Gesinnung erfüllt, vom beschränktesten Geistesmaße waren; daß die theologischen Parteien zugleich Hofparteien waren, von denen je nach der fürstlichen Willkür oder der Richtung des oder der hinter den Coulissen stehenden Geistlichen bald die eine, bald die andere siegte; daß heute ein Dogma als alleinige Wahrheit galt, dessen Bekenner morgen als Lügner und Ketzer verjagt wurden; daß jetzt das Lutherthum, jetzt der Calvinismus, jetzt der Katholicismus bei Hofe, durch Wechsel der Person oder durch Meinungsänderung des Fürsten, die Oberhand bekam und die gedrückte Landeskirche, die protestantische Gemeinde des Landes, dem Impulse folgte, gequält, zerrüttet, erniedrigt und sich hingebend an den fürstlichen Glauben, oder Widerstand leistend und noch mehr gequält.

Und viel eher noch wäre es zu leiden oder doch einigermaßen zu entschuldigen gewesen, daß man zur Autoritätsherrschaft, zum katholischen Princip zurückkehrte, hätte man nur offen und ehrlich das protestantische der Selbstbestimmung der Gemeinde, der Individuen aufgegeben. Aber man führte es fortwährend gegen die feindliche Kirche, die Gläubigen der eigenen im Munde, frevelte in seinem Namen dawider, fügte der Sünde dawider den augenfälligsten Selbstwiderspruch, die ärgste Heuchelei hinzu. Nicht leicht widerwärtiger als von dieser Seite erscheint die protestantische Glaubenswuth und Despotie, der blinde oder jesuitisch-machiavellistische Eifer um die dogmatische Rechtgläubigkeit in jener Periode. Die Gemeinde freilich, deren Sache es war, deren Seelenheil es galt, wurde selten befragt, wenn daran gearbeitet wurde, ihr dieses oder jenes theologische, eben als orthodox geltende System, diese oder jene besondere Richtung einzuimpfen durch julianische Besetzung der Lehrerstellen im Sinne derselben, durch erzwungene Unterschrift von symbolischen Büchern, durch Anordnung und Einführung von gottesdienstlichen Gebräuchen, Kirchenbüchern oder Lehrweisen. Man gedachte der Gemeinde und ihrer Rechte selten anders, als wenn man fanatisches Ketzergeschrei oder formelle Zustimmung nöthig zu haben meinte. Sowie aber versichert wurde, es geschehe zur Ehre des göttlichen Worts, um des Seelenheils der Gläubigen willen, aus Pflichtgefühl und Gewissensdrang, wenn man die Gläubigen zu einer Confessionsänderung gewaltsam nöthigte: ebenso versicherte man, die Gewissens- und Gemeinderechte, die Glaubens- und Gewissensfreiheit bliebe vollständig gewahrt, ja es geschehe eben, um die Gemeinde bei ihrem officiellen Glauben gegen die Willkür abweichender Lehrer, bei ihren Rechtsansprüchen auf die Predigt der festgestellten Kirchenlehre, bei ihrer Freiheit durch Abwehr des Mis-

brauchs zu schützen, wenn man bei den mancherlei Maßregeln für das Ansehen der Orthodoxie, oder Dessen, was einer Partei oder Einzelnen eben dafür galt, die Stimme der Gemeinde nicht hörte, auf keinen Protestanten [illegible], den Gläubigen Ansichten, [illegible] [illegible] unterlegte, die sie nicht hatten, die sie in Abrede stellten, wenn man blos indirect in die Lehr- und Glaubenssachen eingriff, blos das Äußere dem Sinn der Gemeinde zuwider ordnete, blos zum Äußern die innerlichsten Dinge rechnete; gerade wie man gleichfalls versicherte, daß die Gemeinde und die Lehrer bei der vollkommensten Prüfungs- und Lehrfreiheit gelassen und geschützt würden, indem sie frei in Vernunft und Schrift nach der christlichen Wahrheit forschen dürften, nur daß sie gehalten wären zum Resultate der Orthodoxie zu gelangen und nichts Anderes fänden in Vernunft und Schrift als Das, was die Kirchenlehre oder die Usurpatoren der Rechtgläubigkeit nach ihren jeweiligen Inspirationen für christliche Wahrheit erklärten. Sodaß es mit der protestantischen ungefähr wie mit der weiland sogenannten deutschen Freiheit ging, daß sehr schlimme Sachen unter dem schönen Namen verfochten wurden.

Sowie die lutherischen Zeloten und Hierarchen ihre fanatischen und pfäffischen Zwecke, ihr Absehen auf die Errichtung eines neuen Papstthums in der Autorität einer alleingültigen und herrschenden Kirchenlehre nur durch Aufopferung der Glaubens- und Kirchenfreiheit, nur dadurch erreichen konnten, daß sie das noch so wenig gesicherte, der Ausbildung und Feststellung dringend bedürftige Gemeinderecht in die äußerste Gefahr brachten, an die Staatsgewalt verriethen, ebenso waren die glorreichen Resultate für die Ausdehnung der Machtvollkommenheit der Staatsgewalt auch auf dem geistig-kirchlichen Gebiete zunächst nur um den Preis eines nicht unbeträchtlichen, der Geistlichkeit zuzubilligenden Einflusses zu erzielen; und so bildete sich unversehens wieder eine Hierarchie, sagen wir lieber ein Pfaffenthum in der Kirche, die mit Fehde wider dasselbe begonnen und fortwährend von demselben bedrängt wurde, ein Pfaffenthum, dem man aber viel zu viel Ehre anthun würde, wenn man es mit dem katholischen Priesterthume der mittlern Jahrhunderte vergleichen wollte, ein Pfaffenthum, das so weit möglich alle Schlechtigkeiten der römischen Hierarchie wiederholte, ohne die Größe, und was sonst derselben als Sühne zu gute kommen mag, sich aneignen zu können. Nichts nütze für die bürgerliche Freiheit, das Leben des Geistes, die höhere Gesittung der Zeit; nur kleinliche Zwecke in kleinlichen Verhältnissen durch kleinliche Mittel verfolgend; nicht von fern einer großen, ob auch getrübten, misverstandenen Idee oder Sache dienend; beschränkt und roh, wenn redlich und ehrenhaft; in vielen Fällen perfid, herrschsüchtig wie die herrschsüchtigsten Gregore, bisweilen wahrhafte Wütheriche — waren die orthodoxen Professoren und Pastoren, Consistorialen und Hofprediger zwar nicht selten wahnvolle Märtyrer eines bornirten Zelotismus, allein viel häufiger Kriecher, Schmeichler und Schleppträger der weltlichen Macht, häufig genug wahrhafte Bonzen, denen an Langweiligkeit und Herzlosigkeit nur ihr Lebenselement gleichkam, die dogmatischen Zänkereien, in deren Wuste sie wühlten.

Und da war es nur ein trauriger Trost, daß die Nemesis ihr Amt zunächst an der Geistlichkeit selbst übte, die sich in der Zeit und Localität so gewaltig verrechnet hatte, zu glauben, daß in deutschen Landen nach dem 16. Jahrhundert ein Priesterthum zur Herrschaft gelangen könne wie ehedem; zu Macht und Ansehen gelangen könne, anders denn als Werkzeug der weltlichen Fürstenschaft; dieser zu Häupten wachsen, ja auf die Länge sich nur in einigem Gleichgewicht halten könne neben ihr. Gar bald ging die Zeit eines verhältnißmäßig bedeutenden persönlichen Einflusses der lutherischen Päpstlein vorüber, um einer Periode zu weichen, in welcher ihr Ansehen schließlich auf Null hinabsank. Zur gerechten Strafe ihrer hierarchischen Gelüste, ihres einfältigen unchristlichen Rechtgläubigkeitseifers hatten sie, und zwar ohne die Gregorische Genugthuung, daß ihre Ideen die Welt eroberten, während sie aus Rom verjagt wurden, die grausamste Willkür zu erdulden, wobei denn freilich die Härten der Entsetzungen, Landesverweisungen, Gewissensbeängstigungen u. s. w. nur zu oft gerade die Bessern, die Gesinnungstreuen, Gewissenhaften, Freidenkenden, friedlich und mild Gesinnten trafen. Was aber noch schlimmer war für die lutherische Geistlichkeit, sie wurde demoralisirt, indem sie über der Herrlichkeit des Buchstabenglaubens, Dienstes und Regiments den Halt und Ruhm der Geistesfreiheit und Wissenschaftlichkeit einbüßte, indem sie bald Gunst suchte bei den Machthabern und schlechte Künste und Schliche gebrauchte, um die Zwecke ihrer Herrschsucht zu erreichen, bald an Ehre, Gewissen und Treue Schaden nahm, dadurch, daß sie, durch Zwangsmaßregeln bedroht, durch Zurücksetzung und Hunger bedrängt, aus Furcht sich fügte und heuchelte, zu schwach zur Pflichttreue und Entsagung, nicht verschmähte, den Schein der Rechtgläubigkeit der eben dominirenden Richtung anzunehmen.

Durch Geistesohnmacht und Roheit, hierarchische Anmaßlichkeit und unterkriechende Servilität gerieth sie dann weiter in immer größere Misachtung und in demselben Maße wurde ihre Wirksamkeit in den meisten Beziehungen geschwächt. Nicht in allen; denn fortwährend unter den dogmatischen Händeln wirkte sie allerdings sehr kräftig zur Unterhaltung einer engherzigen, verdumpfenden und frömmelnden Kirchlichkeit und Kirchgläubigkeit, zur Nährung des Confessionshasses bei den Gemeinden; dazu, daß die neue Kirche immer mehr den innern Frieden und die würdige Haltung und hiermit Kraft und Achtung einbüßte; dazu, daß in manchen deutschen Ländern der Katholicismus um so leichter wieder die Oberhand gewann und den Protestantismus verdrängte, dazu, daß die Abneigungen und Zerwürfnisse in Deutschland verstärkt, vermehrt, verbittert wurden, die neue Kirche in die Gefahr des Untergangs, das Vaterland durch Religions- und Bürgerkriege an den Rand des Verderbens gerieth, und schwach, uneinig, ausländischem Einflusse preisgegeben blieb bis auf die neueste Zeit.

Die [illegible] den Unglauben, die Kirchen[illegible] Gleichgültigkeit, die nicht ausbleiben konnten nach den Rechtgläubigkeits- und Confessionseifer begleitenden Erscheinungen. Wie hätte eine starre, nur angelernte, sogar aufgezwungene, dem Princip der Kirche widerstreitende Lehr- und Glaubensform die Geister noch fesseln können, sobald die Bewegung derselben auch nur auf einem einzigen Punkte einmal wieder rascher und freier wurde, wenn die übrige Bildung fortschritt, während die theologische und kirchliche stagnirte? Kann man doch nicht schlechter sorgen für die Kraft des Zweifels und die Unkraft des Glaubens, als wenn man das Object des letztern auf Autorität stützt und doch die Prüfung nicht ausschließt, so sehr man diese auch durch jene zu beengen sucht. Der Glaube, weil er hier gefangen genommen wurde, dort gewechselt werden mußte wie ein Gewand, mußte ja wol gründlich genug verloren gehen. Wo man das Volk aus einer Confession in die andere hetzte, heute calvinisch und morgen lutherisch zu sein nöthigte oder zu machen planmäßig arbeitete; wo man über die Kirchenlehre innerhalb der Confession ohne Aufhören ärgerlich zankte, sich selten einigte und sich dann aufs neue über die Zwangsmaßregeln zur Einführung des wahren Glaubens entzweite; wo man die dogmatischen Vorstellungen einer vorübergegangenen Zeit, deren Mittel zur Erforschung der echten, so lange verborgen gehaltenen christlichen Wahrheit noch sehr dürftig gewesen waren, einer Sturm- und Drangperiode, für alle Zeiten fixiren wollte und obenein das der Schrift und Vernunft Widersprechendste darin am sorgfältigsten entwickelte, weiter ausspann, ausbaute; wo man Subtilitäten des Systems und der Schulsprache an die Stelle erbaulicher Rede setzte und die rationelle Begründung, die praktische Frömmigkeit, die Auslegung der heiligen Schrift im Volksunterricht wie in der Theologie gleich sehr vernachlässigte; wo die Gemeinde immer rücksichtsloser behandelt, immer willenloser gemacht, die Kirche immer mehr verweltlicht wurde: — wie hätte da Glaube und Kirchlichkeit, Achtung und Liebe der Kirche und kirchlicher Gemeinsinn sich erhalten können?

Immer mehr verweltlicht wurde; denn damit kommen wir zum Endergebnisse. Die Geschichte der ersten großen dogmatischen Kriege zeigt, wie sehr sich hier die weltlichen, doch die geistlichen Häupter verrechnet hatten, als diese zuerst die Staatsgewalt in die theologischen Streitigkeiten hereinzuziehen gesucht, jene sich einzumischen beflissen gewesen waren. Im Occident bewältigte die Hierarchie die Staatsgewalt, im Orient wurde der Klerus unterthänig, die Kirche eine Sklavin der weltlichen Macht und eine Grabstätte des Geistes, das Reich dennoch ohnmächtig. Ähnliche Ausgänge der Rechtgläubigkeitszänkereien in der lutherischen Kirche. Sie hatte ihren Ursprung genommen in der Entrüstung über die Verweltlichung der katholischen durch die Hierarchie, in dem lebendigen Streben, das kirchliche Institut wiederum auf seine Idee zurückzuführen. Luther's Hauptbemühen, sein Stolz und sein Ruhm war es gewesen, die weltliche Macht wieder zu Ehren, in ihre gebührende Stellung, die Rechte der Gemeinde wieder ans Licht gebracht, die unheilvolle Vermengung der weltlichen und geistlichen Gewalt aufgehoben, die Herrschaft über die Seelen menschlicher Anmaßung und Tyrannei entrissen und dem unsichtbaren, durch die göttliche Wahrheit und ihre freie Aneignung, ihre Gewalt allein herrschenden Oberhaupte der Kirche zurückgegeben zu haben. In den dogmatischen Streitigkeiten der nächstfolgenden Periode wurden aber dieser Ursprung, diese Vergangenheit rein vergessen, diese Gesichtspunkte, diese Principien wie Handschuhe umgekehrt. Melanchthon's Ahnungen, schon zu Augsburg ausgesprochen, was man für eine Kirche haben werde, wenn man den weltlichen Obrigkeiten so viel gebe, der geistlichen der Bischöfe so viel entziehe, ohne an ihrer Stelle ein besseres kirchliches Regiment zu organisiren, gingen in Erfüllung. Luther's Warnungen, seine Zornworte über solche, in seinen spätern Jahren bereits angehende Erfüllung, wie da der leidige Teufel regiere, wo die Kirche nach lediglich weltlichen Gesichtspunkten regiert werden wolle, waren in den Wind geredet. Man übersah gänzlich die warnende Geschichte der griechischen Kirche, verkannte gänzlich die historische Bedeutung der katholischen Hierarchie, die doch wesentlich mitgewirkt, den Occident vor dem Geschicke des christlichen Orients zu bewahren, die doch dem Streben, Idee und Kirche weltlich zu beherrschen und zu Mitteln materialistisch-despotischer Zwecke zu erniedrigen, einen bis zur Reformation unübersteiglichen Damm entgegengesetzt hatte. Man protestirte ganz richtig fort wider die Anmaßung der Hierarchie, die Welt nach geistlichen Gesichtspunkten sich unterthänig zu machen, hatte aber desto weniger Grund, fort und fort über die Zertrümmerung der hierarchischen Geistermacht zu frohlocken, wider sie zu declamiren und mit dem errungenen Siege über sie groß zu thun, da nicht blos das herrische Streben des lutherischen Klerus verunglückte, sondern obenein der Kirche die Eigenschaft und Würde eines eigenthümlichen geistigen Reichs, das nicht von dieser Welt, und damit der Gedanke an Kirche und kirchliches Leben verloren ging und bei dem Gange, den die Dinge genommen, trotz des ohnmächtigen Scheltens der Geistlichen auf die Übergriffe der von ihnen selbst hereingezogenen Politici, verloren gehen mußte. Das lutherische Gleichniß von dem trunkenen Bauer, der an der einen Seite auf das Pferd gehoben, von der andern wieder herunterfällt! Man hatte sich von der katholischen Kirche wegen ihrer Profanirung durch die Hierarchie getrennt und führte die Entheiligung in die neue Kirche von einer andern Seite wieder herein. Die Kirchengewalt sollte nun ein wesentlicher Bestandtheil der Staatsgewalt sein, ehe man sichs versah, war eine neue babylonische Gefangenschaft der Kirche vorhanden, die als Policeianstalt und oft noch viel weniger rücksichtsvoll als die weltliche Policei behandelt wurde, um natürlicherweise als Policeiinstitut gerade so viel zu wirken, wie die Policei durch väterliche Ermahnungen wirken würde, um als Staats- und Policeiagentin in dieselbe Misachtung zu gerathen, in welche Policei- und Staatsgewalt gerathen würden, wenn sie lediglich durch religiöse und moralische Gebote

regieren wollten. Die Staatskirche verlor ihr Ansehen bei den Gläubigen und die Gemüther wandten von der so sehr, wie weiland die katholische, und mal in noch häßlicherm Sinne verweltlichten, entwürdigten zuletzt sich ab. Sofern der kirchliche Sinn sich erhielt, waren seine wesentlichen Elemente engherzige, bornirte Bigoterie, die traurigste Geisteserstarrung. In jedem Falle bezeichneten, abgesehen von manchen andern nebenhergehenden kläglichen Erscheinungen der Schwärmerei, des Absonderungswesens u. s. f. Frömmelei und Verfolgung, Gezänk und Zwietracht, Zwang und Gewalt, Verhöhnung der Wissenschaft, Ertödtung des christlichen Lebens, Barbarei der Sprache und Sitte, Ängstigung der Gewissen, Verwirrung der Geister, Pharisäer- und Pfaffenthum und endlich heidnischer Materialismus die Periode, in welcher die ganze Bewegung der Reformationsepoche zum Rückgange gebracht wurde; die Periode, in welcher die Ansicht herrschte, daß der Protestantismus ein festbestimmtes dogmatisches System sei, daß das Lutherthum in Fixirung und scholastischer Ausbildung der Theologie Luther's bestehe; die Periode, in welcher die riesenhaften und kleinlichen Anstrengungen gemacht wurden, durch Erzwingung der Herrschaft einer starren kirchlichen Rechtgläubigkeit die Einheit, die angebliche Grundlage der Kirche zu sichern; in welcher die Verkehrtheit und bezüglich Schlechtigkeit waltete, von der einen Seite die weltliche Macht in die kirchlichen Händel hereinzuziehen, von der andern in die Glaubenssachen theologisirend aus redlicher aber irrender Meinung oder häßlicher Berechnung sich einzumischen. Dies die mittel- und unmittelbaren Folgen, die schönen Früchte jener Ansicht, jener Anstrengungen, dieser Verkehrtheit, dieses Heidensinnes, nur in flüchtiger Skizze viel zu unvollständig, zu schonend dargestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

In der neuern dänischen Literatur verdienen rühmlich erwähnt zu werden: „Digte" von Christian Winther und „To Fortällinger" von demselben Verfasser (Kopenhagen 1839). Die Gedichte machen die dritte Ausgabe der Sammlung aus, welche 1832 unter dem Titel „Digte gamle og nye" erschien. Diese Gedichte enthalten ewig jugendliche Schilderungen von Allem, was sich tief in der Menschenbrust bewegt und sind dem Leser alte, willkommene Bekannte, welche liebe Erinnerungen von Freude und Schmerz, von Jugendträumen, von Verlust und Sehnsucht, von kühnen Hoffnungen, von den ersten Strahlen der Frühlingssonne der Liebe und von so Vielem, was ihm theuer war und ist, auffrischen. Die beiden Erzählungen sind ebenfalls meisterhaft in ihrer Art. In dem Augenblicke, wo eine Person, ja sogar eine Nebenperson hervortritt, steht sie gleich so lebendig und mit so klaren und bestimmten Umrissen vor uns da, daß selbst des vortrefflichsten Schauspielers und Malers Darstellung derselben in dem gegebenen Momente kaum eine klarere Auffassung von ihrem Charakter bewirken könnte. Bei jedem Wort, welches die handelnden Personen aussprechen, bei jeder Bewegung, die sie machen, tritt dieses [illegible] mit einer Klarheit, welche davon zeugt, daß der Pinsel von sicherer Hand geführt worden. Die ganze Erzählung ist [illegible] in einer [illegible] Situation [illegible] darstellt, daß eine Reihe [illegible] vor dem Auge des Lesers vorüberzuziehen scheint, mit einer Anschaulichkeit, welche leichter zu bewundern als nachzuahmen ist.

Ein eigenes Product ist Grundtvig's Schrift: „Skjalde-Blik paa Danmarks Stjerne i Sölv-Bryllups- og Krönings-Aaret 1840" (Kopenhagen 1840). Sie enthält Reden und Gedichte in des Verfassers bekanntem charakteristischen Style, veranlaßt durch die Thronbesteigung, silberne Hochzeit und Krönung Christian's VIII. Die leitenden Ideen sind: lateinischer Styl und dänische Nationalität, Muttersprache und dänische Gemeinschaft, Volksleben, Volksgeist und Volksrath, altväterische Christen und altväterische [illegible], väterliche Regierung und kindlicher Geist, die schwarze Schule und die dänische Hochschule, Dänemarks [illegible] u. s. w. Diese Ideen treten hier überall auf dieselbe Weise, mit derselben päpstlichen Unfehlbarkeit, derselben Anmaßung und Selbstsucht, derselben Unklarheit und Folgewidrigkeit, die man von diesem Verfasser so lange gewohnt ist, hervor.

Im vorigen Jahre erschienen in Kopenhagen die beiden ersten Hefte einer Zeitschrift, die den Titel führt: „Polemiske Blade", herausgegeben von H. Engel und [illegible], Candidaten der Rechtskunde. Die Schrift will der demokratischen Richtung in Dänemark entgegenwirken. Sie enthält der Worte viel, aber wenig Kern, wenig Klarheit und Wahrheit.

Besondere Beachtung verdienen: „Efterladte Skrifter", von Paul M. Möller, herausgegeben von Christian Winther. Das ganze Wesen des verstorbenen Verfassers war Ausdruck einer hoch begabten und allseitig entwickelten primitiven Natur. Fast jeder seiner Gedanken, er mochte objectiv richtig sein oder nicht, kam mit einer bewundernswerthen Frische und Naivetät aus der innersten Tiefe seines Gemüthes und es gehört zu dem höchst Charakteristischen bei Paul Möller, daß seine eigene geistige Gesundheit und Natürlichkeit sich in ihm als einem beobachtenden und denkenden Kopf reflectirte in einer ungewöhnlichen Klarheit der Anschauung von Allem, was bei Menschen in irgend einer Beziehung angenommen oder affectirt ist, oder was in Handlung, Rede oder Wesen nicht entweder als die unmittelbare und freie Äußerung der Seele oder als Resultat einer durchgekämpften Reflexion, sondern als die unreife Frucht einer unselbständigen, unfreien und wankenden Gedankenbewegung hervortritt. Er hatte über diese Region der menschlichen Seele viel beobachtet und nachgedacht, und so zerstreut und träumerisch er auch oft war, so überraschte er in dieser Hinsicht nicht selten durch eine außerordentlich scharfe und richtige Beobachtung des wirklichen Lebens, durch einen Blick, der bis in die innerste Tiefe der Seele gedrungen war. Seine eigenthümliche Natur führte ihn mehr zu einzelnen genialen Blicken, discreten Äußerungen von seltener Tiefe und Geistesfülle, als zu durchgeführten Entwickelungen. Auch hatte er in keinem der bestehenden Systeme der Philosophie Frieden und Ruhe finden können. Von Fach war er Theolog, beschäftigte sich aber auch eifrig mit der schönen Literatur. Sodann widmete er sich der Philologie und erst in einer spätern Periode seines Lebens nahmen seine Studien eine streng philosophische Richtung an. Auch der philosophischen Literatur nach Hegel folgte er mit großer Aufmerksamkeit. Der erste Band seiner nachgelassenen Schriften enthält seine dichterischen Arbeiten; der zweite seine prosaischen Schriften und Aufsätze, namentlich über Philosophie, Literatur und Kunst.

45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 67. —— 8. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Das Alles ist kein Geheimniß, die unselige Periode des Confessions- und Rechtgläubigkeitsfanatismus ist doch auch den Laien, wenn sie sich zu den auch ihnen zugänglichen und genießbaren kirchen- und dogmenhistorischen Werken eines Planck z. B. nicht wenden, wenigstens durch Geschichtswerke wie das von K. A. Menzel ihrem Inhalte und Charakter nach wohlbekannt. Wie aber? Man beschäftigt sich ein Weilchen mit ihrer — der längst vorübergegangenen — Betrachtung, heftet — erfüllt von Betrübniß, Entrüstung und Ekel — den Blick wiederum auf die fortgeschrittene Gegenwart und — wird von dem Gefühle bewältigt, als ginge Einem ein Mühlrad im Kopfe herum. Wahrhaftig! da haben wir dieselben Erscheinungen, die eigentlichsten Kennzeichen der vermeintlich für immer vorübergegangenen Periode — bei unserm Leben, sie wiederholt sich, wir sind bereits mitten, wenigstens mitten in den Anfängen ihres Wiederauflebens darin: da sind sie, jene Ansicht, jene Anstrengungen, jene Verkehrtheit und bezüglich derselbe Eifer; da soll eine kirchliche Orthodoxie errichtet werden, da wird Vernunft und Vernunftgebrauch verschrien, da spricht eine Partei den Andersdenkenden den Anspruch auf die Christlichkeit, auf das Recht der Theilnahme an dem kirchlichen Verbande ab, da soll Lehrzwang wiedereingeführt, sollen die Abweichenden entsetzt, gemieden, vertrieben werden, da wird das Volk aufgehetzt, die Nichtzustimmenden werden verdächtigt, den Regierungen denuncirt, da wird dominirt und intriguirt von den Eiferern, da zanken sie ohne Liebe, da toben sie laut oder schleichen sacht sich ein, da trachten sie darnach, alle geistlichen und Lehrstellen durch ihre Geistesverwandten zu füllen, da trachten sie die Staatsgewalten zu verführen, in den theologischen Händeln Partei zu nehmen und durch äußere Mittel ihre Richtung emporzubringen, da streben sie durch Hof- und Adelsgunst, durch neue Stellungen wie durch die Gewalt gewisser religiöser Vorstellungen hierarchischen Einfluß zu gewinnen, da ist hinter ihnen der ganze Troß der Charakterlosen und der Heuchler, da — —

Doch genug. Jedermann kennt die weitern Züge des Gemäldes, denen Magistri nostri, unsere neuen Dunkelmänner und Ketzermeister täglich neue hinzufügen. Ein feiner Ruhm, daß die Laien sich gemüßigt sehen, Toleranzvereine zu gründen, um sich und das Christenthum vor der Wuth der Theologen, vor den von den Allerchristlichsten und allein Rechtgläubigen ausgehenden Gefährden zu schützen! Ist es denn aber möglich, daß wir in die vor dem geschichtlichen Gericht geächtete, vollständig verurtheilte Periode des Glaubensgezänks und Zelotismus wieder hineingerathen konnten — befinden wir uns so sehr im Rückschreiten?

Es ist wirklich, erklärt sich auch natürlich genug, nur wird die Sache dadurch nicht besser, ihr Vorhandensein weder ehrenvoller noch erfreulicher für uns. Wie hat es aber wirklich werden können? Wir verweisen auf die bereits vorgekommenen betreffenden Andeutungen und fügen noch die folgenden hinzu.

Die Ansprüche des Papstthums auf Weltbeherrschung waren in dem Maße unhaltbar geworden, seine Macht hatte den Boden, in welchem sie wurzelte, in dem Maße verloren, als neben und trotz der hierarchischen von ihm repräsentirten Weltansicht eine andere derselben widerstrebende sich verbreitet, als es dem frommen Gefühl nicht mehr hatte genügen, das Bedürfniß reinerer dogmatischer und kirchlicher Formen, oder aber einer, mit der vorgeschrittenen Anschauung und Intelligenz harmonirenden Lehre, eines mit solcher wiederum harmonirenden Kirchenthums nicht mehr hatte befriedigen können. Die Orthodoxie der neuen Kirche aber, das neue kleine lutherische Papstthum des Symbolbuchstabens, der lutherischen Pastoren, Hofprediger, Universitätstheologen, Consistorialen und Regenten war von allem Anfang in unauflöslicher harter Disharmonie mit der neuen Weltanschauung und den neuen Bedürfnissen, die in ihrem Bereiche das römische Papstthum gestürzt hatten, mit dem, wenn auch noch nicht deutlich genug erkannten, doch gefühlten und einmal laut und unwiderruflich proclamirten protestantischen Princip, ruhete nur auf den Resten der katholisch-hierarchischen Ideen und vermochte der Lage der Dinge nach den Gegensatz der ganzen neuern Bildung nur in sehr dürftiger Weise zu überwinden, den einmal begonnenen Fortschritt nur äußerst mühsam aufzuhalten. Nie stand es so an der Spitze der Intelligenz, nie fand das christliche Volk so in ihm seine Befriedigung, wie dies

bei dem römischen Papstthume der Fall gewesen war, das nur in den Zeiten seiner gröbsten Ausartung so sehr im Widerspruch mit den ihm zum Grunde liegenden Ideen gestanden, als das päpstelnde Lutherthum von vorn herein mit dem Prinzip der Kirche stand, in welcher es sich geltend zu machen suchte. Dies Lutherthum mußte daher nothwendig um so eher vorübergehen, und auch nur so lange, als es sich hielt, wurde es nicht getragen, wie einst das Papstthum, durch innere Kraft, Würde, mannichfache Verdienste, Achtung und Liebe, sondern lediglich durch die Nationalcalamitäten, die es herbeiführen, den Confessionshaß und die Parteiwuth, die es nähren, die Religionskriege, die es entzünden half, die damit Hand in Hand gehende Barbarei in Wissenschaft und Leben, die es vergrößerte und befestigte. Sein Sturz war entschieden, sobald die Nation zu so viel Ruhe gelangte, um zu wahrer Besinnung zu kommen, einen neuen Aufschwung nehmen zu können.

Zunächst wurde die Herrschaft des Buchstabenglaubens und seiner zelotischen Priester durch den Spener'schen, mit dem jetzt sogenannten nicht zu verwechselnden Pietismus bedroht und erschüttert, der von dem Bedürfniß des christlichen Lebens und dem Begriff der Religion als Herzenssache ausging, zu der Ansicht fortschritt, daß die zankende Schultheologie für das wahre Christenthum und dessen Erbauung in den Gemüthern unnütz und verderblich sei, und schließlich bei der Überzeugung und Behauptung der Nothwendigkeit einer Reform des ganzen lutherischen Kirchenthums anlangte. Ihm folgten gewisse Bewegungen in der Philosophie und Theologie, mancherlei Fortschritte in allen übrigen Wissenschaften und neue Weltverhältnisse, um der ganzen Zeitbildung eine Gestaltung zu geben, welche der kirchlichen Dogmatik und ihrem Zwange, der in jener und in diesem sich ausdrückenden religiösen und Weltanschauung immer mehr widersprach, um eine Periode einzuleiten, in welcher der widernatürlich gehemmte Fortschritt überstürzt wurde, die Periode der Freidenkerei, des Naturalismus, der Neologie, in welcher man Christenthum und Kirche befehdete, verwarf, indem man die kirchliche Lehre mit der christlichen, das officielle Christenthum mit dem Seitens des neuen Priesterthums nach Möglichkeit abermals vergrabenen schriftmäßigen, die freie Herrschaft der christlichen Wahrheit mit der Zwangsherrschaft der Schultheologie, ihrer Repräsentanten und Zwangsanstalten verwechselte.

Diese Wendung war nur zu natürlich, wo nicht eine nothwendige. Die Orthodoxen hatten die Vernunft so wüthig verschrien und allem wahren und wahrhaft freien Vernunftgebrauche so hartnäckig widerstrebt, daß der Misbrauch schon einmal eintreten mußte. Sie hatten die Bewegung der Geister so eingeschnürt, daß auf die Länge das Gelüst nicht ausbleiben konnte, jeglicher Autorität in Glaubenssachen, und so auch dem echten und zu achtenden Ansehen der christlichen Lehre, das auf der innern Wahrheit derselben beruhete, den Krieg zu erklären. Sie hatten alles Mögliche gethan, den Fortgang der Schrifterforschung und den Anbau aller der Wissenschaften zu hindern, deren Vorschreiten erfoderlich war, die ursprüngliche christliche Wahrheit, das echte christliche Alterthum genügend zu erkennen und zu würdigen. Sie selbst hatten zuerst die Schultheologie mit dem Christenthume verwechselt; hatten sich eifrigst bemüht, dem Zeitalter so tief als möglich einzuprägen, daß nur in ihren dogmatischen Formeln die ganze und alleinige christliche Wahrheit enthalten sei; hatten schlechterdings kein Christenthum gelten lassen wollen als das kirchliche, das in immer größere Disharmonie mit der Zeitbildung gerieth; hatten es an nichts fehlen lassen, zumal den Denkenden alle positive Religion zu verleiden, den lebhafter vom religiösen Gefühl und Bedürfniß Erregten Widerwillen gegen Kirche und Christenthum einzuflößen, die Freigesinnten wider das ganze kirchliche Wesen in Harnisch zu bringen. So war es nur zu natürlich, daß die kirchliche Zwangsgläubigkeit jene Opposition hervorrief, die, statt die kirchlichen Gebrechen, die Auswüchse und Unhaltbarkeiten der Kirchenlehre zu bestreiten und sich in dem Bestreben zu vereinigen, den echten Gehalt der christlichen Lehre ans Licht zu bringen, ihren Angriff gegen das Christenthum, die Glaubens- und Sittenlehre, den Ursprung, die Geschichte desselben, die Kirche und deren Institutionen selbst kehrte, Christenthum und Kirche in feindseligem Geiste negirte, schwächte, verspottete, in den Staub zog. So war es gleichfalls nur zu natürlich, daß die mechanisch angelernte orthodoxe Frömmigkeit diesem Stoße nicht gewachsen war und mit Indifferentismus oder Verachtung der christlichen, der Religion überhaupt, oder doch alles Kirchenthums vertauscht wurde.

Die Zeloten der Rechtgläubigkeit konnten den Schaden nicht heilen, ohne die Orthodoxie und deren Ansprüche aufzugeben; sie machten übel ärger, indem sie jene nicht blos zu läutern suchten, diese nicht blos nicht ermäßigten, sondern sich in jener wo möglich noch mehr befestigten, diese auf das strengste festhielten und von ihrem Standpunkte aus ebenso heftig als ungeschickt widersprachen. Wodurch war zu helfen? Es galt zunächst, die in der Reformation begonnene und seit ihrer Zeit unterbrochene Prüfung der ältern Kirchenlehre wiederaufzunehmen, um zu einer neuen gründlichen Prüfung der lutherischen Dogmatik und der Ausbildung, welche dieselbe von ihren Helden, den eifernden theologischen Klopffechtern, erhalten hatte, fortzuschreiten. Die Reformatoren selbst hatten zwar den formalen, von ihren Nachfolgern wiederholten aber mishandelten Grundsatz ausgesprochen, nur die heilige Schrift als Norm der Lehre und des Glaubens gelten zu lassen, waren zwar redlich bemüht gewesen, den reinen Lehrgehalt der christlichen Urkunden zu eruiren, hatten jedoch das Problem, wie es nicht anders sein konnte, nur unvollkommen gelöst. Sie waren mit Luther und auf den von demselben ausgehenden Impuls nur zu befangen gewesen in der paulinisch-augustinischen Auffassung der christlichen Wahrheit, die ohnehin ihr Licht und ihre Wärme unter den Händen der spätern Theologen einbüßte, welche die Schwächen und Fehler Luther's geerbt hatten und überboten, seiner Tiefe,

seines Gemüthes, seiner echten Begeisterung aber nur gar zu fern standen. Die Reformatoren waren endlich fest ohne volle unbefangene und gründliche Begründung bei dem Theile der katholischen Kirchenlehre stehen geblieben, der in der Schultheologie der Partei, die im 4. Jahrhundert den Sieg davontrug, in den dogmatischen Resultaten der großen nach unter den römischen Kaisern von Konstantin an abgehaltenen Concilien bestand. Bei Lage der Dinge konnte nun wahrhaft nur geholfen werden durch Lösung der Aufgabe, nach einer ganz neuen gründlichen Prüfung der Kirchenlehre das Willkürliche in derselben, das nicht durch echte innere Entwickelung Hinzugekommene, die fremdartigen, in der Schrift wahre Begründung nicht findenden, jüdischen, heidnischen, aus morgenländischen Philosophemen oder irrender christlicher Speculation entnommenen, dem hierarchischen Interesse oder der Laune und Berechnung weltlicher Machthaber entquollenen Elemente auszuscheiden, das ursprüngliche Christenthum hell zu erkennen und auf dem Grunde dieser Erkenntniß eine Theologie und Kirche zu errichten, welche geeignet war, die Zeit, als harmonirend mit der Bildung und dem Bedürfniß derselben, als zugleich den freiesten Foderungen der Vernunft wie dem Richtmaß des positiv gegebenen Glaubensgrundes genügend —, die Zeit, sagen wir, zu gewinnen und somit die Reformation bis zu dem Momente, in welchem man sich befand, fortzuführen und für ihn zu vollenden.

Diese Aufgabe jedoch wurde in der weiterfolgenden Periode der Aufklärung und des Rationalismus erst allmälig und nur theilweis als nothwendig erkannt und ergriffen, und sofern sich die Kräfte an ihrer Lösung versuchten, blieb diese doch lange äußerst mangelhaft. Anfänglich war der Eifer des Negirens noch zu lebhaft, wurde die Kirchenlehre noch zu einseitig vertheidigt, galt es noch zu sehr dem Hinwegräumen des Unhaltbaren, das dem neu Aufzuerbauenden Raum und Recht zu sein wehrte; späterhin, als Orthodoxie und Supranaturalismus und Symbol- und Kirchenzwang so gut wie überwunden waren, fehlten noch die erfoderlichen Vorkenntnisse, die Erforschung der Tiefe zu einem haltbaren Neubau, fehlte den Gemüthern theils die nöthige Ruhe und theils die nöthige Wärme, Hand an einen solchen zu legen, ihm Achtung und Theilnahme zuzuwenden. So wurde mit viel Unwesentlichem, Hinderlichem viel Nöthiges und Echtes beseitigt, wurden mit fremdartigen sehr christliche Elemente ausgeschieden; die Lehre der Altgläubigen ward sammt ihrer Begründung um Ehre und Reputation gebracht, eine neue auf fester Grundlage und ohne das Walten unzurechtfertigender Willkür aber nicht aufgestellt, die zur Achtung und Anerkennung hätte gelangen können. Die Richtung einer oberflächlichen, von tieferer Kunde des christlichen Alterthums, von echter Würdigung der ursprünglichen christlichen Wahrheit entblößten, religiöser Wärme und Begeisterung baren Aufgeklärtheit bemächtigte sich namentlich der Vornehmen, der Höfe und großentheils durch diese auch der kirchlichen Häupter und Behörden und oft genug übte nun die siegende Heterodoxie ihrerseits Intoleranz gegen viele noch haltbare, lebendige und wesentliche Elemente der Lehre, des Glaubens, der kirchlichen Einrichtungen, übte auch ihrerseits ein verwüstendes Regiment in der Kirche, welcher sie ihre Richtung, ihre Liturgien, Lehrbücher und Lehrweisen, Kirchengesänge, Lehrer und Prediger aufnöthigte, nicht so brutal, wie dergleichen so oft orthodoxer Seits geschehen war, wol aber durch jene indirecten Einwirkungen, die kein Zwang sein wollen, ja sich stellen als verabscheuten sie denselben und hielten die Freiheit hoch, aber zu den gefährlichsten und hassenswürdigsten gehören. Im Ganzen herrschte wol das Princip, daß es Jedermann zu überlassen sei, auf seine Façon selig zu werden, aber der verneinende Hohn hatte nichtsdestoweniger seine nöthigende Wirkung.

Die Orthodoxen und Rechtgläubigkeitseiferer hatten schwer gesündigt, ihr theologisches System oder doch ihr Princip hatte den Untergang verdient. Überreste von ihnen mit den alten schlechten Ansprüchen und Anmaßungen gab es in der Kirche wol noch immer, warum aber mußte für Jene und Diese leiden, entgelten, was sie gesündigt hatten, sündigten, ferner sündigen konnten — die Kirche, der noch immer bedeutende Theil der Gemeinde, der in gutem Glauben an der Kirchenlehre, oder doch an den echt christlichen Elementen derselben, an den alten oder doch manchen der alten kirchlichen Gebräuche, Gebete, Gesänge u. s. w. festhielt, welche der Aufklärungsvandalismus verwarf und zu entfernen wußte? Warum konnte der letztere so viel Echtes, der Erhaltung Würdiges zerstören, warum konnte dieses nicht kräftiger geschützt werden, die Kirche hier mehr, dort weniger so mancher Willkür und so manches Willkürlichen, ja des Unglaubens und Antichrists im Lehramt und Regiment sich nicht erwehren? Eben weil es ihr, Dank der Fürsorge der Rechtgläubigkeitszeloten, fortwährend an aller naturgemäßen eigentlichen Organisation gebrach, weil die Gemeinderechte nicht von der Gemeinde geübt wurden, sondern an anderer Stelle aufgehoben waren. Ehedem war Orthodoxie die Losung in den höchsten weltlichen und geistlichen Regionen gewesen und die Gemeinde hatte die Freiheit des Glaubens sich verkümmern, sich lehren lassen und beten und singen müssen, wie es dort gefiel; jetzt war Heterodoxie in jenen Regionen an der Tagesordnung, und nun hatte sie, sofern sie mehr oder minder altgläubig, oder auch sofern sie nur überhaupt gläubig geblieben, selbst von den mit der Verwaltung ihrer Angelegenheiten und dem Schutz ihres Glaubens betrauten Stellen her, Anfeindung ihrer Frömmigkeit zu erdulden und mußte sich von Rechtswegen gefallen lassen, mitten in ihrem Heiligthume mit ihrem Glauben verhöhnt und systematisch zur alleinseligmachenden Vernunftgläubigkeit, gleichgültigen Aufgeklärtheit oder verkappten Ungläubigkeit herangezogen zu werden. Vorhin waren ihre Priester durch Buhlerei mit dem Hofglauben emporgekommen, jetzt stiegen sie allenfalls durch Anbequemung an hoch fürstlichen Unglauben. Die gläubige Gemeinde ärgerte sich und duldete, bis sie sich ermannte und etwas that? Nicht doch; was hätte sie thun können, bis etwas geschah, was sie we-

der fördern noch hindern konnte, bis eine Meinungsänderung in allerhöchsten Regionen eintrat.

Es kam — nicht für alle lutherischen Länder, am wenigsten in derselben Zeit, denn die Dinge nahmen die Wendung hier so, dort anders; dennoch aber kann, was im einen Lande, als Typus gelten für Das, was gemeinhin geschah — die Wöllner'sche Periode mit dem nachgeborenen plumpen Versuche, der Lehre und durch diese dem Glauben und der individuellen Freiheit die abgestreiften Fesseln wieder anzulegen, der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts die verloren gegangene Herrschaft zurückzugeben. Der Versuch mislang, nicht durch den Widerstand der willenlosen Kirche als solcher, obwol die Mehrheit in derselben ohne Frage jedenfalls dem Zwange abhold war, sondern einerseits durch die Kraft der erstarkten öffentlichen Meinung, die mindestens das Gröbste verhinderte, und andererseits durch einen abermaligen und diesmal der Sache der Vernunft, der Freiheit und reinern Christlichkeit günstigen Regentenwechsel. Wiederum stand nun der Weg der natürlichen Entwickelung frei und offen und alle Kraft mochte an die endliche Lösung der oben gedachten Aufgabe gesetzt werden. Und in der That drangen bedeutende Talente, große Geister, christlich erwärmte Gemüther immer tiefer in die Tiefen des Schachts der christlichen Wahrheit ein und arbeiteten rüstig an dem Werke einer geläuterten Theologie, wie sie einem neuen Erwachen und Walten des christlichen Geistes und Lebens, einer neuen bessern Gestaltung der Kirche vorhergehen mußte: einer Theologie, welche auf der Grundlage des heller erkannten ursprünglichen Christenthums ruhete, und bei einer in Wahrheit, nicht pseudo-rationellen Behandlung wol noch entschiedener das Willkürliche ausschloß, aber auch das Reife und Wahre der spätern Entwickelungen wiederaufnahm und zu Ehren brachte; die die Rechte des Ansehens der göttlichen Wahrheit, des thatsächlich-höhern Ursprungs, der welthistorischen Bedeutung von Christenthum und Kirche mit den echten Ansprüchen der Vernunft, der Freiheit, der neuern Bildung versöhnte; sowol die unvollkommenen Formen, worin eine frühere Zeit den Gehalt des Christenthums mehrfach irrig erfaßt zu haben meinte, als den Gegensatz, die Negirung christlicher Elemente, beseitigte, die letztern sammelte und den ihnen selbst wie den Fortschritten der Wissenschaft angemessenen Ausdruck für sie zu finden trachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches aus Holland.

Bei dem Buchhändler Roten zu Utrecht ist bereits 1837 eine „Diatribe in Joannis Wiclifi vitam, ingenium, scripta“ von G. A. J. de Ruever-Gronemann erschienen und mit verdienter Anerkennung aufgenommen worden. Das Buch verdient auch in Deutschland eine größere Anerkennung, als ihm bis jetzt zu Theil wurde. Um auf diese verdienstliche Schrift aufmerksam zu machen, mögen hier ein paar interessante Züge aus Wiclef's Leben daraus entlehnt werden. Bekanntlich war Wiclef den Bettelmönchen ein Dorn im Auge und sie boten Alles auf, ihn zu vernichten und seinen Einfluß unschädlich zu machen. Als er daher 1379 in eine schwere Krankheit verfallen war und man fast allgemein an seiner Wiedergenesung verzweifelte, gingen vier Doctoren zugleich aus verschiedenen Mendicantenorden, begleitet von vier Aldermännern der Stadt Oxford, unter dem Scheine eines theilnehmenden Besuches zu ihm. Sie grüßten ihn freundlich, bezeigten Mitleid mit seinem Zustande und wünschten ihm eine baldige Wiederherstellung. Darauf aber erinnerten ihn die Brüder an die mancherlei Unannehmlichkeiten, die er sich durch seine hartnäckig vertheidigten Sätze und Lehren zugezogen hätte, und ermahnten ihn endlich, daß er doch jetzt am Rande des Grabes seine Irrthümer und Vergehungen bereuen, sein Unrecht bekennen und, was er gegen sie gesagt und geschrieben hätte, im Beisein der Aldermänner widerrufen möchte. Als Wiclef dies gehört hatte, schien er neu aufzuleben, winkte einige Freunde zu sich ans Bett und bat sie, ihn etwas aufzurichten; dann wandte er sich zu den Mönchen und sprach mit lauter Stimme: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und nie aufhören, den Bettelbrüdern ihre Ruchlosigkeiten vorzuhalten!“ Beschämt schlichen sie sich fort und er hielt sein Versprechen.

Ein Hauptverdienst Wiclef's besteht darin, daß er die Bibel in seine Landessprache übersetzte und dadurch zur Aufklärung des Volkes ungemein viel beitrug. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Stelle, welche der Verf. S. 112 aus dem alten Chronisten Knyghton, einem Zeitgenossen und heftigen Gegner Wiclef's, anführt. Sie lautet: „Dieser Magister Johannes Wyclef hat das Evangelium, welches Christus den Klerikern und Kirchenlehrern gegeben hat, damit sie es den darnach hungernden Laien und schwächern Personen, je nach dem Erfodernisse der Zeit und dem Bedürfnisse der Personen mittheilten, aus dem Lateinischen in die englische, nicht engelische Sprache (in anglicam linguam, non angelicam) übersetzt. So wird es nun durch ihn gemein und von Laien und des Lesens kundigen Weibern besser verstanden als selbst von Geistlichen, die für gar gelehrt und einsichtsvoll gelten. So wird die Perle des Evangelii weggeworfen und von den Säuen zertreten, und was Geistlichen und Laien theuer zu sein pflegt, wird nun beiden gleichsam zum Gespött, und die Perle der Geistlichen wandelt sich um in einen Spott der Laien, sodaß den Laien das Ewige ein Gemeingut wird, was bisher der Geistlichen und Kirchenlehrer hohes Eigenthum war. Und so klagt denn der Bräutigam und kann mit dem Propheten ausrufen: Die Ehre der Kirche wird verlassen sein, weil er sich über sie erhoben hat!“

Genug, Ref. empfiehlt diese gediegene Schrift allen Denen, die sich über Wiclef gründlich belehren wollen. Die S. 75 ec. vorkommenden Notizen über Robert Longland's satirisches Gedicht „The visions of Peirce plowman“, sowie über Chaucer und sein Verhältniß zu Wiclef sind anziehend und lehrreich.

22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 68. —— 9. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 67.)

Dies auferbauende Streben ward begünstigt und gefördert durch die ganze Summe des christlichen Sinns, der Liebe und Verehrung des Christenthums, so viel davon noch vorhanden war, durch Zeitumstände, welche das religiöse Gefühl wieder lebhaft anregten und den kirchlichen Gemeingeist weckten, mancher anderweiten Gunst der Verhältnisse zu geschweigen, durch welche die schönsten Aussichten begründet wurden, machte auch das Princip einer schrankenlosen Fortbildung sich geltend zu machen suchen, welche aus dem Christenthume geradezu hinausführte, in den directesten Widerspruch mit demselben gerieth. Doch abermals wirkte verderblich der Fluch der lutherischen Kirche, ihr Mangel an eigenem Bestande, eigenen Formen und Ordnungen. In ihm lag es, daß es so leicht war, Herrschgelüste geltend zu machen, und Fleisch und Blut waren zu schwach, der Versuchung bei der nächsten lockenden, Gelegenheit zeigenden Verknüpfung der Umstände zu widerstehen. Immerhin hätten die Geister, die Gegensätze aufeinanderfolgen, hätten die Altgläubigen jede Kraft aufbieten mögen, nicht blos die naturalistische, sondern auch die rationalistische Ansicht zu überwinden, die Gemüther nicht blos für das Haltbare, das Beste der Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts, sondern für jede Formel, jeglichen Buchstaben der altorthodoxen Schultheologie wieder zu gewinnen, nicht blos den Grundsatz der schrankenlosen, das ganze positive Christenthum negirenden Fortbildung, sondern jede lebendige Entwickelung des geschichtlichen Protestantismus zu bekämpfen: hätten sie nur die wissenschaftliche und christliche Haltung bewahrt, den Geist und die Liebe walten lassen, sich nur befehlshaberischen Eifers, hierarchischer Tendenzen und hierin der Dummheit und Schlechtigkeit enthalten, ihre Richtung, ihre Ansicht durch äußere Einwirkungen, Gunst, Beförderung und Auszeichnung, Drohung und Vergewaltigung, Intriguen und Denunciationen zur Herrschaft zu bringen. Allein nur zu Viele enthielten sich dessen mit nichten; ja, welche noch so schlechten Mittel hätten die altgläubigen Zeloten unversucht gelassen, die religiöse Erregtheit zu fanatischer Hitze zu steigern, einen christlichen Pöbel heranzuziehen und gegen die Andersmeinenden aufzuhetzen, die christliche Wärme in Unduldsamkeit zu verwandeln; abermals die weltliche Macht in die Glaubenshändel hereinzuziehen, sie anzustiften, ihr die Wege zu zeigen und zu ebnen, den Streit der Ansichten durch weltliche Einmischung zu entscheiden, gewisse politische Meinungen, [illegible], Rücksichten hoher Regionen, die dort waltende Frömmigkeit auszubeuten und in Tendenzen zu verwandeln, die Geister wiederum unter falsche Autoritätsachtung zu beugen, den religiösen Glauben und durch ihn die Gemüther, das Leben in allen Richtungen und Kreisen zu beherrschen? Unter dem Vorwande, die lutherische Kirche auf ihre Grundlage und Wesenheit zurückzuführen, bemüheten sie sich die letztere durch Ertödtung des lutherischen Geistes und durch Erhebung des lutherischen Buchstabens zum Glaubens-Zwing-Uri, durch Freiheitsraub und das [illegible] aller neu aufgestutzter dogmatischer Herrlichkeiten zu zerstören. Unter dem Vorwande, das Christenthum zu retten, weckten und nährten sie die unchristlichsten Leidenschaften, schmeichelten sie den selbstsüchtigsten Gesinnungen, bemüheten sie sich die eigennützigste Berechnung ins Spiel zu bringen, repristinirten sie längst beseitigten Wahn. Unter dem Vorwande, die Würde der Kirche herzustellen, riethen sie, eine vornehme Prälatenschaft einzuführen, begreiflicherweise um sich derselben zu bemächtigen, die dann, in Demuth nach oben und Hochmuth nach unten, ein neues Subordinationsverhältniß begründet, Subordinationssinn überhaupt und so auch in Meinungs- und Glaubenssachen bei dem übrigen Klerus gefördert und dergestalt zum Werkzeuge gedient haben würde, durch jenen die Gemeinde zur blinden Hingebung an Autorität zu gewöhnen und ihr ganz sacht so viel unabhängige sachkundige Sprecher zu entziehen, als ihrer Prediger sich unterthänig machen ließen. Mit Einem Worte: die geistige Armuth, die durch Wahrheit und Wissenschaft nicht zu siegen vermag, doch aber herrschsüchtig ist, zelotischer Unverstand, der von jeher durch Gewalt seinen Glauben zum allein wahren stempeln und zur Alleingeltung zu bringen trachtete, hierarchisch-eigennützige, sowie anderweite Machtgelüste, die Wehr- und Organisationslosigkeit der lutherischen Kirche, die das Aufleben, die Eingriffe aller jener Factoren nur zu sehr erleichtert: darin liegen die vornehmsten Erklärungsgründe der Wiederholung, das

oben geschilderten Spuks und Unfugs, der Pietisterei und des Zelotismus für die alte Dogmatik, denen Dr. Bretschneider in seiner neuesten Schrift entgegentritt.

Er führt in derselben mit Gewandtheit und Glück den Plan durch, die heutzutage im Leben vorkommenden Erscheinungen der Pietisterei und des altgläubigen Zelotismus darzustellen, die verschiedenen Formen derselben, die würdigen sowol als die unwürdigen, und zwar in dem Rahmen eines einfachen „Gemäldes aus dem häuslichen Leben" zu zeichnen, erzählend und dialogisch das ihnen zum Grunde liegende Irrige aufzudecken und das Schroffe, Einseitige, Übertriebene dieser Art von christlicher Frömmigkeit auf ein richtiges und gesundes Maß zurückzuführen. So reiht sich die Schrift der Tendenz nach zunächst dem „Sendschreiben an einen Staatsmann", in welchem Dr. Bretschneider der Zelotenpartei in der Denunciationssache des halleschen Rationalismus zuerst entgegentrat, und seiner jüngst erschienenen Schrift gegen den Symbolzwang, der Form nach zunächst an den „Heinrich und Antonio", der dem Treiben jesuitischer Proselytenmacherei galt, und den „Freiherrn von Sandau" desselben Verf. an, der wider die Quälereien des Ultramontanismus mit den gemischten Ehen gerichtet war. Die wahre gesunde christliche Frömmigkeit wird in der Heldin der Erzählung, Clementine, dargestellt, die jedoch zu jener erst gelangt, nachdem die pietistischen Lehren vom Sündenfall, der Verderbniß der menschlichen Natur u. s. w., worin sie erzogen worden, sie schwer im Gewissen beängstigt und ihr Leben getrübt haben. Sodann treten der Reihe nach auf und finden ihre Repräsentanten: der eingelernte und dann größtentheils vergessene lutherische Kirchenglaube — die Andächtigkeit, die, um das Heilmittel für jede Unsittlichkeit in der Gnade stets bei der Hand zu haben, im Glauben streng, sich doch gar gern in Werken Abweichungen von den zur Schau getragenen Principien erlaubt — die aufrichtige, aber einseitige beschränkte Frömmigkeit der Brüdergemeinde — die Sinnesart eines helldenkenden aufgeklärt-religiösen Mannes der Welt — der Zelotismus für den Kirchenglauben bei einem geistlichen geistig armen Inspector, der, brutal gegen Abhängige und Scherwenzel gegen Obere, Mitglied einer Art jesuitisch-orthodoxen Propaganda, geborener Großinquisitor, für die Orthodoxie eifert, weil von oben her nur Leute solchen Schlags gesucht und zu höhern Ämtern berufen werden — die Heuchelei und Selbstwegwerfung eines unwissenden Candidaten, der den Mantel der Orthodoxie umhängt, um durch ihn ins Pfarramt zu gelangen — die erleuchtete Frömmigkeit und Gesinnungstreue eines Predigers und eines Candidaten, die für jene nach Gebühr belauert und angefeindet, übrigens aber nichts werden — die vornehme, für die kirchliche Rechtgläubigkeit und für geistliche Übungen eifernde Gesellschaft, die beim Thee in geistlichen Gesprächen, Tractätchen und Missionsberichten sich ergeht, aberwitzige und widerchristliche Verfluchungspredigten bewundert, frommes Reden und Thun aus Politik und Condescendenz, Wohldienerei und Modesucht affectirt, aus verschrobenen mittelalterlichen Damen und Blaustrümpfen, urplötzlich fromm gewordenen hohen Beamten, Militairs u. s. w. besteht, aristokratisch-politische Zwecke verfolgt, die Höfe zu überreden sucht, daß die nothwendige politische Restauration nur durch Restauration des Autoritätsglaubens gesichert werden könne, durch ihren weitreichenden Einfluß sich bestrebt, die kirchlichen und auch wol weltlichen Ämter nur mit solchen Männern zu füllen, die sich durch ihre Altgläubigkeit empfehlen, die auch kein Geldopfer scheut und sich keiner schlechten Manipulation schämt, die Dumpfgläubigkeit in allen Ständen zu verbreiten. Weiter werden beleuchtet die jesuitischen Beschönigungsgründe der Zwangsverpflichtung auf die Bekenntnißschriften der Kirche, heidnischer Führung des Kirchenregiments von Seiten der protestantischen Fürsten, endlich das Muckerthum.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Entdeckungsreisen vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie. Nach den Quellen bearbeitet von Ph. H. Külb. Erste Abtheilung. Erster Band. — Auch u. d. T.: Geschichte der Reisen und Entdeckungen in Afrika. Erster Band. Mit einem Portrait und zwei Karten. Mainz, Kupferberg. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem Verf. sind wir der Meinung, daß so reich auch die deutsche Literatur an Sammlungen von Reiseberichten und von Übersetzungen fremder Werke über Länder- und Völkerkunde ist, eine Verarbeitung des überreichen Stoffs zu einer zusammenhängenden und ein bestimmtes Ziel erstrebenden Geschichte der Entdeckungsreisen doch vermißt werde. Es gehört zu diesem großen Unternehmen aber nicht blos eine nicht geringe Masse des Wissens, sondern auch ein ganz besonderes Taktgefühl und ein geläuterter Geschmack, wenn sie das Bedeutende von dem Unerheblichen und in der Masse des vorhandenen Materials das Wichtige von dem Unwichtigen sondern soll. Es gehört ferner dazu eine gewisse Schonung des Publicums, dem mit dem neuen Abdruck veralteter Berichte und Erzählungen von Dingen, die wir auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft weit besser übersehen, nicht gedient sein kann. Diese Sichtung der Quellen ist gerade eine Hauptaufgabe bei dieser Unternehmung, und es steht für jetzt dahin, ob unser Verf. hierbei allen Ansprüchen genügt hat oder nicht. Unstreitig geht er, mit achtbaren Mitteln zu seinem Beginnen ausgestattet, ans Werk; aber eben darum wollen wir ihm schon jetzt und beim Beginn dieser schwierigen Arbeit zu bedenken geben, ob es wohl gethan ist, dasselbe auf einen Plan von fast unübersehbarer Breite anzulegen, und zu welchen Consequenzen, zu welchen verlorenen Mühen es ihn führen wird, wenn er, wie hier geschieht, von Reiseberichten, wie Leo des Afrikaners, ferner so reiche Auszüge liefern will. Er beurtheile selbst, wo sein Unternehmen ein Ende findet, wenn der vorliegende über 500 Seiten starke Band nicht mehr als die ersten 100 Jahre der Entdeckungen in Afrika allein umfaßt!

Es ist hiernächst zuerst von den Quellen zu sprechen, welche den Stoff zu dem vorliegenden ersten Bande der „Entdeckungsreisen" lieferten. Der Verfasser hat sich keine derselben entgehen lassen. João de Barros (geb. 1496) mit seinen zahlreichen Schriften, unter welchen die „Asia, dos feitos dos Portuguezes no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente" obenansteht, Lopez de Castañeda's „Historia do descobrimento e conquista da India", de Goes' „Cronica do Principe João", Maffei's „Hist. indicarum Lib. XVI.", Alvise da Cadamosto's „Itinerarium Portugallensium", das einzige der erhaltenen Reisetagebücher der ersten Entdecker, Barthema und

[illegible] der berühmte Araber Ibn-Mohammed Alwazzan, gewöhnlich Leo der Afrikaner genannt (geb. 1483 zu Granada), mit seinen zahlreichen Schriften geben ihm den Stoff zu diesem ersten Band seiner Arbeit. Außer ihnen standen ihm die neuern Sammlungen von Prevost d'Exiles (Paris 1740—89), die „Collection of voyages“ (London 1744), Walkenaar's „Histoire générale des voyages“, Barrow's und Leyden's Werke zu Gebote und sind benutzt worden.

Seine Arbeit beginnt der Verf. mit einer historischen Übersicht der ältern afrikanischen Länderkunde, der Entdeckungen der Phönizier, der Fahrten nach Ophir, der Umschiffung Afrikas, Hanno's Reisen, den Reisen der Römer, der Araber, endlich der Catalonier, Genueser und Franzosen im 14. und 15. Jahrhundert. Von allen diesen Versuchen blieb keine Spur zurück. Der Verf. beginnt daher sein Werk selbst mit dem J. 1415, der Eroberung von Ceuta unter Dom Henrique, König João's I. Sohn, dem Erwecker des späterhin so herrlich entfalteten Entdeckungstriebes in dem portugiesischen Volke. Zu dieser Zeit hatte man dunkle Kunde von Afrika bis zum Cap Non hin. „Wer Cap Non umfährt, weiß nicht, ob er wiederkehrt“, sagte ein damaliges Sprichwort. Dom Henrique lächelte zu diesem Vorurtheil und sandte 1415 zuerst zwei Caravellen auf Entdeckungen jenseit Cap Non aus, die bis Cap Bojador, 60 Seemeilen weiter, gelangten. Dies war der kleine Anfang von Unternehmungen, die binnen etwa 100 Jahren, bis auf Australien, die sämmtlichen größern Ländermassen der Erde in den Kreis unserer Kenntniß zogen. Fürwahr, wäre die Welt gerecht, sie müßte Dom Henrique's Namen über den Colombo's stellen; denn wo wäre des Letztern Ruhm, wenn Dom Henrique seine Zeit und sein Volk nicht für Unternehmungen dieser Art vorbereitet hätte? Dieser ersten, für die Schiffahrt der damaligen Zeit kühnen Unternehmung folgten nun Jahr auf Jahr neue und kühnere, 1418 ward Porto Santo, 1419 von Gonsalvez und Tristam Vaz die Insel Madeira entdeckt. Kaum scheint es uns bei dem heutigen Zustande der Schiffahrt und des geographischen Wissens denkbar, daß es einer förmlichen Entdeckungsreise bedurfte, um ein Land, das von der Mündung des Tajo kaum sieben Längengrade entfernt liegt, wirklich aufzufinden! Und doch war es so; hören wir nur: „Längst hatten Gonsalvez und Vaz nämlich am Rande des Horizonts einen Nebelfleck bemerkt, der ihnen dadurch auffiel, daß er sich nie zertheilte. Sie fingen daher an, in dieser Richtung Land zu vermuthen, erbauten mehre kleine Schiffe und nahmen einst bei günstigem Wetter ihren Lauf auf den Gegenstand ihrer Neugier zu. Als die Nacht kam, vernahmen sie ein Getöse im Meere, welches sie mit Furcht erfüllte und Veranlassung zur Heimkehr geworden wäre, wenn nicht zwei tapfere Männer, welche sich in Böten voranwagten durch den Nebel der Nacht, Berge erblickt hätten. Bald darauf landeten alle Fahrzeuge an einer Landspitze — es war die Insel San-Laurenzo, später Madeira genannt, die der Infant den Entdeckern schenkte. Die neue Colonie, fruchtbar und von Wäldern bedeckt, die angezündet sieben Jahre lang brannten, ward in zwei Capitanien eingetheilt, von Sicilianern bevölkert und bald ein ertragreiches Besitzthum.“ Nach einer andern Sage soll Madeira jedoch schon um 1350 von einem Edelmanne aus Bristol entdeckt worden sein. Von nun an folgte Entdeckung auf Entdeckung. Gonſ. Veljo Cabral sah 1430 die Azoren (Formigas), die er im folgenden Jahre in Besitz nahm. (Den Alten waren die Azoren nicht unbekannt, man fand carthaginensische Münzen auf Corvo) Im J. 1432 segelte der Hofjunker Gilianos über Cap Bojador hinaus, 1434 kam dieser bis in die Angra-Boi und machte Streifzüge zu Pferde ins innere Land; 1441 ward Cabo Branco entdeckt und der — erste Menschenraub begangen; 1443 wurde die Inselgruppe Arguin und das Cap Verde entdeckt und die Lust an Unternehmungen dieser Art stieg nun bis zu wahrer Volksleidenschaft an. Es wäre zu wünschen gewesen, daß bei der Erzählung dieser ersten Entdeckungen Dom Henrique's der Verf. sich herbeigelassen hätte, uns eine Vorstellung von dem damaligen Zustande der Schiffahrt, als Kunst des Baus der Schiffe und der Einrichtung der Schiffe zu geben, mit welchen damals so große, uns jetzt so gering erscheinende Dinge ausgerichtet wurden. Wahrlich, das natürliche Interesse an diesen so folgereichen Unternehmungen würde bei dieser Darstellung nicht wenig gewonnen haben; aber leider finden wir diesen Punkt bei keinem der Berichterstatter über diese ersten Entdeckungen auch nur im geringsten erörtert, und der Verf. macht keine Ausnahme von dieser allgemeinen und auffallenden Versäumniß.

Um in aller Kürze die vorzüglichsten der fernern Daten in der Geschichte der Entdeckungen anzugeben, mag bemerkt werden, daß 1444 die erste Flotille einer Privatgesellschaft von Lagos auf Entdeckungen auslief und bald zu einer Raubflotille ward, die mit einer guten Ladung armer Schwarzer nach Hause kam; 1445 ward Terceira entdeckt; 1446 eine Expedition nach dem Goldflusse unternommen und auf den canarischen Inseln geraubt. Zu gleicher Zeit begann Cadamosto seine Reisen zur Entdeckung der Westküste Afrikas und der Verf. gibt einen vollständigen Auszug seiner Tagebücher. Hier, meinen wir, wäre Abkürzung von nöthen gewesen und müssen für besser halten, wenn der Verf., wie bis dahin, den Ton raisonnirender Erzählung, allenfalls mit einzelnen Berichtsauszügen zur Beglaubigung, beibehalten hätte, da aus dem Berichte Cadamosto's selbst für uns kaum etwas zu lernen ist, wie anziehend er auch zu seiner Zeit sein mochte. Im J. 1446 erreichte Tristao den Rio grande, 1460 stirbt Dom Henrique, 1471 wird die Goldküste Don Fernão do Po, die Linieninseln und die Pfefferküste entdeckt. Im J. 1482 segelt Diego d'Azambaja nach Guinea, Diego Cam entdeckt 1481 das Reich Congo und gelangt 1485 bis zum Cap Serra, bis endlich Bartolomeo Diaz und Juan Infante 1486—87 das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegeln und hiermit in 70 Jahren die Entdeckung Westafrikas vollendet war. Zugleich kam eine Gesandtschaft aus Abyssinien 1488 nach Lissabon und erregte sogleich den höchsten Eifer für die Kenntniß der Ostküste des afrikanischen Continents. Doch wir verweilen einen Augenblick bei der so wichtigen Entdeckungsreise B. Diaz', die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Das Reich des Priesters Johannes in Afrika (s. Ritter's „Erdkunde“, Bd. 1, S. 283) war damals das gesuchte Eldorado; durch ihn hoffte man eine Verbindung mit Indien zu bewirken. Dies fabelhafte Land zu suchen, schickte König João 1486 zwei Schiffe zu 50 Tonnen jedes und eine kleine Proviantbarke unter Befehl B. Diaz' aus. Eine Anzahl Neger, die Cam mitgebracht hatte, sollte an mehren Punkten der Westküste ausgesetzt werden, um dies mythische Reich zu suchen, oder ihm den Weg nach Portugal zu zeigen. Diaz segelte ohne Aufenthalt bis zum Congo, setzte seine Neger aus, erreichte San-Jago, Angra das voltas und nach einem schweren Sturme Padrão da Cruz, 33′ 45′ südl. Br. Hier fing seine Mannschaft zu murren an und er mußte sein Schiffe wenden; allein vom Sturme erfaßt, segelte er, ohne es zu wissen, an jenem Cap vorüber, das den Weg nach Indien hemmt und das er Cap Formentoso nannte, während König João ihm den Namen Cap der guten Hoffnung beilegte. Alle Bemühungen aber, das Reich des Priester Johannes aufzufinden, blieben fruchtlos und nach einer sechzehnmonatlichen Reise, auf welcher er eine Küstenstrecke von 375 Meilen Länge entdeckt hatte, kehrte Diaz, mit Gold beladen, nach Lagos zurück. Im J. 1493 kam Chr. Columbus, von seiner ersten Entdeckungsreise im Westen zurückkehrend, nach Lissabon, wo er früher als ein Phantast abgewiesen worden war. Seine Nachrichten gaben den Anlaß zu dem berühmten, noch in demselben Jahre von Spanien und Portugal beschworenen, vom Papste Alexander VI. bestätigten Erdtheilungsvertrage, nach welchem alle Entdeckungen jenseit des 21. Grades westlich vom Cap Verde bis zum 180. Grade der Länge Spanien, alles Land diesseit aber Portugal gehören sollte. Unter König Emanuel verbreitete die Entdeckungslust sich immer mehr und mehr, 1497 ward endlich Vasco de Gama mit einem kleinen Geschwader zur Auffindung des Seeweges nach

Indien abgesendet. Er umschiffte das Cap, gelangte nach Mozambique, Mombaza, Melinde, wo man eine unkriegerische, maurische Bevölkerung fand, und kehrte von hier mit einem Gesandten des Königs von Melinde nach Portugal zurück, mehr als zwei Drittheile seiner Mannschaft hatten ihren Tod gefunden. Im J. 1500 am 23. Aug. endlich erreichte Pedralvarez Cabral den so lange gesuchten Continent von Indien. Juan de la Nueva entdeckte 1502 St.-Helena, das Heil der Seeleute, wie es genannt wurde. Franz d'Almeida, mit einer starken Flotte nach Indien gesandt, fand 1506 die Insel Madagascar; überall, an der Ost- und an der Westküste Afrikas hatten die Portugiesen nur Tauschplätze und jede Sendung brachte reiche Ladungen nach der Heimat zurück. Albuquerque erweiterte 1506 den Kreis der portugiesischen Besitzungen, Indien gegenüber, und gelangte 1510 in das rothe Meer. Das an der Westküste Afrikas so lange umsonst gesuchte Reich des Priesters Johannes war hiermit nun endlich auch entdeckt, denn es zeigte sich nun, daß dies kein anderes war als das halbmaurische, halbchristliche Abyssinien. So war denn, noch vor dem Tode König Emanuel's, der ganze äußere Umriß des afrikanischen Continents von den Portugiesen in den Bereich der abendländischen Völker gezogen, und hiermit schließt denn auch der Verf. die erste Abtheilung seines Werks.

Das zweite Buch umfaßt die Entdeckungsreisen im Innern Afrikas während des 16. Jahrhunderts. Hier kommen die Reisen Anghiera's nach Ägypten (1502), und die Martins v. Baumgarten, eines deutschen Ritters, ebendahin (1507) zur Erörterung. Die beiden übrigens unbedeutenden Berichte über des Letztern Reise: „Peregrinatio in aeg. Arab. palaest." und „Ephemeris peregrin. transmarinae", sind selten geworden. Westafrika ist in Leo des Afrikaners Werken ausführlich und verhältnißmäßig gut geschildert, obgleich die Auszüge aus seinen doch nur theilweise noch brauchbaren Nachrichten uns zu reichlich ausgefallen zu sein scheinen. Die Unzahl kleiner Reiche, deren er gedenkt, muß uns überraschen; unsere jetzige Kenntniß Nordafrikas zeigt es, was es mit diesen Reichen und diesen Städten auf sich hat. Marokko und Fez finden sich noch jetzt beinahe in dem von dem gelehrten Araber geschilderten Zustande; dagegen scheint die libysche Wüste seit 300 Jahren allerdings noch mehr Wüste geworden zu sein, als sie es zu seiner Zeit war. Leo kennt Gabra und Tombutto (Tombuktu), das er als einen großen gewerbsamen Staat malt; ja, er kennt 400 Meilen südöstlich von Tombuktu, wo alle unsere Wissenschaft längst aufhört, das Land Gago und die von reichen Kaufleuten bewohnte gleichnamige Hauptstadt desselben, und noch 300 Meilen weiter östlich das Reich Guber, Tombutto unterworfen, und in hohen Bergen, die inner-afrikanischen Alpen, belegen. Es fehlt viel, daß unsere Kenntniß so weit reichte, wollten wir die Entfernungen auch auf ihren vierten Theil reduciren. Alegh. Geraldini's Reisen an der Westküste Afrikas (1520) sind offenbar zu sehr mit Fabeln gemischt, um einen großen Werth ansprechen zu können. Um von der Unglaubwürdigkeit dieses oft citirten, aber selten näher betrachteten Berichterstatters nur ein Beispiel anzuführen, sei bemerkt, daß er in Äthiopien einer Stadt Gannáa erwähnt, deren Bevölkerung so unermeßlich ist, daß er ihre waffenfähige Mannschaft auf 428,000 Mann angibt! Mehr Werth als dieser hat der Bericht in italienischer Sprache (s. Ramusio's Sammlung, Bd. 1) von einem ungenannten portugiesischen Piloten (1520) über eine Reise nach S.-Toma, der Linieninsel, in dem über die Serra Liona, Guinea, Benin und die Inseln sehr gute Nachrichten gegeben sind. Des Sternbildes des südlichen Kreuzes erwähnt der Pilot nicht zuerst, wie man behauptet hat, sondern schon Cadamosto gedenkt seiner.

Wir müssen unsern Bericht hier schließen und thun dies mit voller Anerkenntniß des Fleißes und des Verdienstes, das dieser Sammlung beiwohnt. Wir wünschen, daß der Verfasser Muße und Beruf finde, uns bald eine Fortsetzung derselben zu geben, wiederholen jedoch unsere Meinung, wie zu große Prolixität und einer Ausdehnung, die dem Absatze des Werks gefährlich werden könnte. Das Material liegt nicht unübersehbar viel vor, und Schriften von der Bedeutung jener Leo des Afrikaners können darin unmöglich Hunderte von Seiten in Anspruch nehmen. Die wissenschaftliche Befähigung des Verfassers aber und seine zweckmäßige Einkleidung des Stoffs wird Niemand, der diesen ersten Band seiner Arbeit näher gewürdigt hat, bezweifeln können. 46.

Notizen.

Das „Athenaeum" läßt sich eine lange und eben nicht sehr inhaltreiche Correspondenz aus Berlin schreiben, datirt vom 20. Januar 1842. Zuvörderst wird darin über die Vorträge des wissenschaftlichen Vereins berichtet und namentlich der Vortrag von Steffens über die Literatur Skandinaviens und Islands rühmlich hervorgehoben, da die Lebhaftigkeit des Vorlesenden und das Feuer seines Vortrags ein ganz eigenthümliches Interesse erweckt hätten. Man muß auch in der That Steffens gehört haben, um sich die durchgreifende Wirkung seines Vortrags auf junge, poetisch lebendige Gemüther erklären zu können. Der Mensch, der Poet sprechen aus ihm, nicht der Professor. Wir haben niemals auf dem Katheder mehr aus dem Herzen sprechen hören, als von Steffens geschieht, sobald er nicht mit bloßen Abstractionen zu thun hat. Eine Bemerkung in Nr. 740 des „Athenaeum" soll, zufolge der Behauptung des Correspondenten, in Berlin großes Interesse erregt haben. Diese Bemerkung lautet, daß Friedrich der Große nie die berliner Zeitungen gelesen habe, weil sie nur aus ausländischen Journalen ausgezogene Artikel enthielten. Dies, meint der Correspondent, sei auf den gegenwärtigen Zustand der berliner Zeitungen vollkommen anwendbar. Zwei Morgen- und ein Abendjournal erschienen in Berlin, aber keinem von ihnen sei es gestattet, einen solchen Originalartikel zu haben, welchen man in England den leitenden nenne. Die einheimischen Neuigkeiten bestünden aus Notizen über die Beschreibung von Kirchen und mildthätigen Anstalten, aus Berichten über die Feier von Sr. Majestät Geburtstage oder über die Unglücksfälle, welche sich in der Hauptstadt ereigneten. Wenn die Berliner wissen wollten, was eigentlich in ihrer Stadt vorfiel, so müßten sie die „Leipziger Allgemeine Zeitung" zur Hand nehmen, welche in der preußischen Hauptstadt außerordentlich verbreitet und mit Correspondenzen aus Berlin täglich versehen sei. Von den beiden Morgenzeitungen Berlins habe die von Spiker redigirte etwa 8000 Subscribenten und vortreffliche literarische Artikel; aus der Staatszeitung, die nur 2000 Abnehmer zähle, könne man besonders erfahren, wie viel Ritter ernannt würden. Es seien seit dem October 1841 ungefähr 600 Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens rc. creirt worden. Das Censuredict vom 24. Dec. habe allgemeine Lobsprüche eingeerntet; dagegen seien die Buchhändler nicht wenig erstaunt gewesen, als am 31. Dec. ein anderes Edict den Hoffmann und Campe'schen Verlag, selbst die in Zukunft darin erscheinenden Werke verboten hätte.

In London hat man eine neue Art künstliches Eis zum Gebrauche für Schlittschuhläufer erfunden. Diese Composition hat mit den durch die Kälte in Eis verwandelten Wasser eine außerordentliche Ähnlichkeit und dieselben Eigenschaften unter den Füßen der Schlittschuhläufer. Der Erfinder, Namens Kirk, errichtet in London ein für den Club der Schlittschuhläufer bestimmtes Gebäude, dessen Inneres eine Ansicht der Alpen darbieten wird. In der Mitte soll das künstliche Eis eine Art See und eine Eisbahn von mehr als 200 Fuß Breite und 250 Fuß Länge darstellen. Man erfährt, daß Prinz Albert, ein großer Liebhaber des Schlittschuhlaufens, sich bereits als Protector dieses merkwürdigen echt englischen Etablissements erklärt habe. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 69. —— 10. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Die Pietisterei und der Zelotismus für eine vorgebliche kirchliche Rechtgläubigkeit mit alle Dem, was eng damit zusammenhängt und sich daran knüpft, ist derzeit, obwol eine nothwendig vergängliche Anomalie, das schlimmste Gebrechen der lutherischen Kirche, ihre größte Gefahr. Das Übel hat starke Stützen, in mächtigen Protectionen, zahlreichen, eifrigen und gewandten Förderern, mancherlei verbreiteten Misverständnissen, selbst in den preiswürdigen und tüchtigen Elementen, Motiven und Tendenzen, die allerdings der Pietisterei und dem Eifer für die Altgläubigkeit nicht fehlen, mit der Lüge und Schlechtigkeit derselben verknüpft sind, diese verstecken, sie selbst empfehlen und über ihren wahren Charakter und die von ihnen drohenden Gefahren täuschen. Freuen sich doch manche, dem Zwange wie dogmatischer Übertreibung Abholde, aber aus redlicher Überzeugung dem ältern schlechten oder überhaupt dem Rationalismus Abgeneigte und Wackere der Förderung, welche dem Positiven von oben her zu Theil wird, kurzsichtig außer Acht lassend, nach welchem Princip und unter welcher Gefährde es geschieht und, wie die Dinge liegen, allein geschehen kann. Wir haben uns daran erinnert, wie hülf- und rathlos die lutherische Kirche bei ihrer Lage, in welcher sich die Gemeinde ihre Lehrer setzen, ihre Einrichtungen ordnen, ihre Angelegenheiten leiten lassen muß, ohne irgend die Organe zu besitzen, ihren Willen, ihre Meinung geltend zu machen, ja nur auszudrücken — wie hülf- und rathlos die lutherische Kirche war und ist, wenn und wo der Versuch gemacht wurde oder wird, ihre und ihrer Lehre, ihres Geistes, ihres eigenthümlichen Lebens freie Entwickelung zu hemmen, ihr die Richtung einer Partei oder selbst einzelner Individuen aufzudringen, sie selbst sammt ihren Mitteln und Kräften fremden, unprotestantischen, ja unkirchlichen und unchristlichen Zwecken dienstbar zu machen. In dieser schwersten Gefahr kann sie nun vor dem Schlimmsten und vor dem Schlimmen nur in dem Maße Schutz finden und bewahrt bleiben, in welchem der gute Geist echter erleuchteter Frömmigkeit, des edeln Gemein- und Freiheitssinns in ihren bessern Gliedern lebendig ist und sich kund gibt, so gut er es ohne kirchliche Versammlungen und eine vollkommen freie Presse vermag; sich kund gibt namentlich auch in Druckschriften, die das Übel mit Sachkunde und Freimuth aufdecken und ihm — den Feind zeichnend, die Freunde der bessern Sache stärkend, die Schläfer weckend, die Trägen spornend, die Unkundigen lehrend, die Eingenommenen, Irregemachten aufklärend — kräftig entgegentreten.

Sagen wir nun, daß Dr. Bretschneider's „Clementine" zu den besten Schriften dieser Art gehöre, so ist ihre Stellung und Bedeutung im Allgemeinen schon klar genug bezeichnet. Noch deutlicher aber wird dieselbe hervortreten, wenn wir hinzufügen, daß das Büchlein geschrieben ist mit Klarheit und Faßlichkeit, Unbefangenheit und Gemüthlichkeit, Umsicht und Mäßigung, Kraft und Freimuth, dem Scharfsinn, der die Schwächen des Gegners zu finden und zu treffen weiß, der ruhigen unparteilichen Würdigung, die ihm aber auch Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie man das Alles bei diesem Verf. gewohnt ist. Die Zeloten freilich werden lärmen und ihn schmähen, wie sie es bei frühern ähnlichen Anlässen gethan, und diesmal vielleicht, und zwar nicht ohne Grund, mit einer extraordinairen Zuthat von Gift und Galle. Doch wie Dr. Bretschneider darum zu beneiden ist, so ist ihnen diese kleine Freude als Entschädigung für den Verdruß und Kummer, der ihnen bereitet wird, die Beschämung, der sie ausgesetzt werden, und den Verlust an verführten und zu verführenden Seelen zu gönnen, den sie erleiden müssen. Alles durch den unangenehmen Dr. Bretschneider, der in seinem Eigensinn die Fahne der unterdrückten oder doch zur Unterdrückung bestimmten Sache emporhebt und es verschmäht, der „dominirenden" Richtung sich anzuschließen, welchen Falls er doch etwa im Reiche der Superlativ-Gläubigen so viel höher steigen, so viel heller glänzen könnte. Es ist fürwahr höchst verdrüßlich für die allein Rechtgläubigen und Hochtory-Heiligen. Sie scheinen in der That zu glauben, und Mancher glaubt wol mit ihnen in verzeihlicher Täuschung, ihre Richtung herrsche wirklich, d. h. im Geist, weil sie herrscht in der Gunst. Sie rufen fortwährend mit großer Ostentation in die Welt hinein, der Rationalismus sei todt und ab, und meinen nicht blos den in der Begründung wie im Resultat ungenügenden einer vorübergegangenen Periode, sondern jede, mit der ihrigen nicht übereinstimmende, mit

der vorgeschrittenen Wissenschaft, der ganzen heutigen Bildung harmonirende, im Geist und protestantischer Freiheit errungene, die wahrhaften tiefern Bedürfnisse befriedigende, vernunft= und schriftmäßige Auffassung der christlichen Wahrheit. Und siehe da, er lebt, obwol todtgesagt, dieser Rationalismus — wie oft doch sein Tod verkündet werden muß zum Zeichen seines Lebens! — und hier ist er abermals zu schauen, hebt mit männlicher Würde Haupt und Angesicht empor, greift wacker in das so kunstreich gesponnene Gewebe hinein und macht demselben einen Riß, an dessen Verhüllung oder Ausbesserung die Spinner des neuen Glaubensnetzes freilich lange genug zu thun haben werden. Hier ist der Todtgesagte abermals und erweist sein Leben in Frische und Kraft, trotzdem daß sie unredlich und schwächlich auf äußerliche Weise ihm den Garaus zu machen suchten, äußerliche Mächte gegen ihn in Kampf brachten, und abermals tritt es an den Tag, wie eitel ihr Rühmen ist, ihn zu Grabe getragen zu haben, wie gewiß das laut proclamirte Herrscherthum der zelotischen Richtung, zu welcher sie sich durch die Schürze der Protectionen emporzuschwingen suchten, nur ein künstliches, erlogenes, äußeres ist. Und hier tritt er auf, repräsentirt durch einen Mann, dessen Stimme trotz ihrer Verdächtigungen und Schimpfreden weithin den besten Klang behauptet, weithin gerade auch in den höhern Regionen behauptet, welche sie sich vorzugsweise gerne eignen, um aus ihnen heraus und durch sie die niedern zu umgarnen oder zu vergewaltigen; durch einen Mann, dessen Wort um so empfindlicher und wirksamer ist, weil sein Charakter unantastbar, sein Ansehen als Theolog bedeutend ist und nicht abgeleugnet werden mag, seine äußere Stellung den von ihm ausgehenden Darstellungen und Anklagen doppeltes Gewicht gibt, seine Kunst populairer Schreibart so hoch geht, daß das tiefste Eindringen seiner Richtung gerade in den Kreisen der Denkenden und Gebildeten in der Gemeinde befürchtet werden muß; die nicht befördert oder angestellt, eingeschüchtert oder verlockt werden können und am Ende doch, im Verein mit den Repräsentanten der unzelotischen und raisonnabeln Theologie, trotz der Berechnung und Heuchelei in den höhern und der Stumpfheit der niedrigsten Regionen, auf welche der Zelotismus sich stützt, den Ausschlag geben. Man muß sagen, es ist höchst verdrüßlich; aber weil es Euch verdrießt, freut es uns und wir begrüßen Dr. Bretschneider's neueste Gabe froh und dankbar und sehen gern über ein paar kleine Mängel hinweg, eine gewisse Unvollkommenheit der Form, die jedoch diesem Genre theologischer Schriften fast nothwendig ankleben dürfte, sodann die verwundbaren Stellen, wo den Wortführern der nebelhaften, übertäppischen theologischen Richtung, ohne Furcht und noch besser, ausführlichere und geistvollere Rede in den Mund hätte gelegt werden mögen.

Sagen wir kurz, Bretschneider's „Clementine" verdient im höchsten Maße empfohlen zu werden, wo es bei den Mitgliedern der Kirche hell und christlich, wo es halbdunkel, wo es finster und altlutherisch oder neuevangelisch ist. Wo sie am wohlthätigsten wirken möchte, darüber könnte gestritten werden; aber das ist gewiß: die Hengstenberg'sche „Kirchenzeitung" und Consorten werden auf sie schelten und sie wird gelesen werden und wirken; die „Evangelische Kirchenzeitung" und Consorten werden Dr. Bretschneider verketzern und er wird nichts darauf geben; die hochgebietende Partei — Congregation, kirchliche Camarilla, oder wie man sie sonst nennen mag — wird sich ungeberdig anstellen, stolz herabblickende vornehmthuerische Airs annehmen, die weltliche Macht anrufen um Preßbeschränkungen und dergl. oder neue Intriguen anspinnen, neue Minen wühlen und sich aufs neue verhaßt und lächerlich machen überall in der Gemeinde, wo man helle offene Augen hat, wo man heller sehen und sich keine Brillen aufsetzen lassen will, wo man Frömmigkeit liebt, aber keine Frömmelei, die Kirche achtet und ehrt, aber keine zänkische, fanatische mag, alle Welt christgläubig sehen möchte, aber nicht alt= und allein rechtgläubig, ja nicht einmal gläubig durch Zwingerei und Dringerei, was nur einen schlechten erheuchelten Namen gibt und am Ende Unglauben die Fülle. Ceterum censeo —

Noch zwei Worte von der Cäsareopapie. Vergessen wir nicht, daß Schriften und Bestrebungen, wie die besprochenen Dr. Bretschneider's, nur das Schlimmste, das Schlimme nur in einem gewissen Maße abwehren können. Die Zeloten können die Nacht nicht zurückführen, aber die Wirksamkeit des Lichts vielfach hemmen, die Geistesfreiheit und Wissenschaft nicht mehr unterdrücken, ihr aber doch viel Abbruch thun, der protestantischen Kirche ihre Herrschaft nicht aufnöthigen, sie aber doch sehr belästigen durch Herrschbestrebungen, vernünftiges Christenthum nicht verdrängen, aber doch viel combustibles Gehirn verbrennen und zumal der Kirchlichkeit wesentlich schaden, überhaupt die ganze Entwickelung der Gegenwart mehrfach stören, in Staat und Kirche Verwirrung anrichten. So lange die lutherische Kirche ohne eigenthümliches Leben, ihre eigenen selbständigen Ordnungen bleibt, so lange liegt auch die Versuchung und mit ihr die Gefahr nahe, daß das in einer Zeit überwundene beseitigte Unwesen der Herrschgelüste, Prätensionen und Versuche, Parteirichtungen oder Privatmeinungen der Gemeinde aufzudringen oder aufzulisten, zu einer andern Zeit wiederum zum Vorschein komme. Nur da und dann, wo und wenn die Gemeinde in ihren eigenen Sachen selbst reden und handeln kann, ist es unmöglich, daß in ihrem Namen und aus Fürsorge für sie geschehen kann, was sie nicht will, wodurch sie ihr echtes Leben geschädigt sieht und glaubt; daß man behaupten kann, ihr Glaube sei oder müsse sein, wie er doch nicht ist, nach ihrer eigenen Meinung nicht sein sollte; daß ihr innerstes Leben gedreht und gewendet werden kann gleich einer Wetterfahne je nach dem Winde, von welchem man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, statt nach dem Princip desselben, je nach individueller Willkür statt nach dem Gesammtwillen; daß man sagen kann, man wolle nur der Willkür steuern, indem man Willkür eben übt, dadurch übt, daß man seinen individuellen Willen zum Könige macht und den der Gemeinde verachtet, ihm Ge-

walt anthut. Von den protestantischen, wahrhaft frommen und erleuchteten Fürsten ist zu hoffen, daß sie Noth und Recht ihrer Kirche erkennen und die Initiative ergreifen werden zur Rechtsgewährung und Abhülfe, womit sie sich zugleich selbst helfen würden in dem Bemühen, christlichen Sinn und Christenthum wahrhaft zu fördern, woran sie eben durch ihre Stellung, nach welcher sie dasselbe administriren und durch Administriren fördern sollen, verhindert werden — sich selbst helfen würden in der Noth der Confessionsconflicte, welcher sie sich allein und sehr einfach dadurch entledigen könnten, wenn sie jede Kirche ihre Angelegenheiten selbst besorgen ließen und sich auf die Fürsorge beschränkten, daß eine jede das Gesetz einhielte und die Hände von dem weltlichen Schwert ließe. Aber die Gemeinde muß auch etwas thun — der Sache nachdenken, den Schlaf aus den Augen reiben, Vorurtheile abschütteln, ihren Wunsch der Besserung des christlichen Standes zu erkennen geben, wie sie kann — sonst wird auch schwerlich etwas daraus. Nicht als wenn von äußern Verfassungsformen an sich selbst Alles oder nur überhaupt etwas zu erwarten wäre; aber noth vor Allem und zu jeder Zeit ist vollkommen freie Entwickelung des christlichen Geistes in der Wissenschaft und im Leben, und diese vollkommen freie Entwickelung ist nur bei kirchlicher Autonomie, nur bei einer organischen Ordnung der selbständigen Gemeinde möglich, auf die Dauer vor Hemmungen und Eingriffen gesichert, wären dergleichen auch für den Moment nicht vorhanden oder zu fürchten, was aber allerdings der Fall ist. „Die Gestalt der Erden und des Himmels könnet ihr prüfen, wie prüfet ihr aber diese Zeit nicht?" Sanct Luca am Zwölften.

Es ist uns noth in Deutschland, daß wir, Begonnenes weiterführend, die Einheit herstellen und mit ihr die Grundlage der Kraft, des Friedens, der Sicherheit, des Gedeihens in allem Guten, darum keine Confessions- und Glaubenswuth und Streitigkeiten! Die Höhe, die Freiheit unserer Wissenschaft ist unser ureigenstes Gut, sie ist gefährdet, sobald wir Zwang leiden auf dem religiösen Gebiet. Zum Bestehen, zum nothwendigen Gedeihen und Fortschreiten ist wesentlich gelegen an Bewahrung und Ausbildung unserer politischen Freiheit, sie ist gefährdet, sobald wir Zwang leiden in Glaubenssachen, und wir werden ihn leiden, wenn unsere allein Rechtgläubigen die Zügel in die Hände bekommen. Unsere Glaubens- und Geistesfreiheit ist unser vornehmster Ruhm, unser am theuersten erkauftes Gut, unsere lichtflüchtigen Zeloten sind es, von denen Gefahr dafür droht. Wir Deutschen waren von Alters her ein frommes christliches Volk und haben Christenthum und Kirche stets hoch gehalten, unsere Allerchristlichsten sind wacker darauf und daran, uns einmal wieder, gleich der ausgearteten römischen Klerisei der mittlern Jahrhunderte und der ausgearteten lutherischen Priesterschaft des lutherischen finstern Mittelalters, die Frömmigkeit zu verleiden, Christenthum und Kirche zu verderben. Gerngläubig und arglos ließen sich die Deutschen betrügen, ihr Reich, ihr Land, ihre Sitte, ihr Recht und ihre Religion verwüsten, sich gängeln durch die Priester, die sie um des Schafkleides willen ehrten und die sich als Wölfe erwiesen — die Wölfe in den Schafpelzen treten abermals daher. Wir haben uns derzeit aus bewegenden Gründen eifrigst unserer materiellen Interessen anzunehmen, die Glaubenszänkereien sind da auch eine so überflüssige als unbequeme Störung. Die Sorge um die materiellen Interessen führt große Gefahren für das höhere edlere Dasein und Leben mit sich, arbeiten der destructiven, auf die Herrschaft des Fleisches gerichteten Kräfte und Ideen noch nicht genug an der Entgeisterung und Entsittlichung der Zeit, müssen die Zeloten ihren Quark noch hinzuthun zur Entweihung und Untergrabung der wahren Religion und Religiosität? Mächtig regt sich der Katholicismus, der Ultramontanismus führt nur Zwangsorthodoxie wieder ein, und ihr ebnet jenem die Pfade, weil ihr den Protestantismus aufgebt und einen Katholicismus in lutherischem Gewande aufrichtet, der die Vergleichung mit dem katholischen nicht aushält, und ihr seid nimmer dem Römerthume gewachsen, das nur durch Geistesfreiheit, nicht aber durch Begehung seiner eigenen Sünde auf ungünstigerm Boden, nicht durch gleiche Engherzigkeit und gleiche Confessionsbeschränktheit bei stumpfern Waffen und beschränktern Mitteln überwunden werden kann. Die Zeit ist eine unruhige, gährende, als in welcher jede Hitze leicht eine übermäßige wird, leicht könnte die des Glaubenseifers, der religiösen Schwärmerei ein Ferment werden, ein Feuer anrichten, worin alle Leidenschaften entfaltet würden, alle Haltung verloren, aller Friede und die ganze Arbeit der Generation zu Grunde ginge. Der Moment ist sehr ernst. Unsere Überfrommen sind zum Theil nur große Thoren, zum Theil sehr nichtswürdig, aber doch sehr gefährlich, weil wir sie verachteten als zu geringe Gegner und Schädiger, weil wir sie schon zu hoch emporkommen ließen, weil unsere Stellung viel minder geschützt ist als die ihrige. Machen wir unserer Versäumniß ein Ende, hüten wir uns, sehen wir gespannten Blicks den Heiligen auf die Finger und bauen wir uns vor Allem eine Kirche, in welcher sie ihren Sitz und auch eine Kanzel erhalten mögen, wenn sie segnen und nicht fluchen, den Gottesfrieden halten und das Wort nicht allein haben wollen, sonst mögen sie sich eine Kapelle daneben bauen, um darin zu poltern und zu koboldем, so viel ihnen beliebt, und wenn sie es nicht lassen können, auch dem Rechthaberei- und Zankteufel einen Altar zu errichten. Der aber sammt dem ganzen Bau wird seiner Zeit ohne Poltern und Gewalt schon fallen durch das leise Wehen des christlichen Geistes, welcher, nicht ohne Kampf, doch ohne irdische Leidenschaft und äußerliche Waffen die Welt überwindet. 33.

Frauenalter in der Poesie.

Es ist bekannt, welche Noth das Alter der griechischen Helena manchen Chronologen und Alterthumsforschern gemacht hat, die nicht begreifen konnten, wie Menelaos die nach ihren Berechnungen längst zur Greisin gewordene Frau aus Troja von neuem als seine Gemahlin habe zurückführen mögen. Es steht aber dieser Anachronismus nicht allein, sondern es scheint

als ein allgemeines Gesetz der alten und, mit einiger Einschränkung, auch der neuen Poesie angesehen werden zu können, daß sie Frauen nur dann als alt darstellt, wenn entweder der an ihnen hervorzuhebende Hauptzug die Mütterlichkeit ist — so Hekuba, die Gräfin Capulet, die Pfarrfrau von Grünau, die Mutter in „Hermann und Dorothea" — oder wenn sie als Das erscheinen sollen, was wir mit nicht schmeichelhaftem Überbegriff ein „altes Weib" nennen — so manche Gestalt des Aristophanes, Frau Martha Schwerdtlein. Sonst werden die Frauen, selbst gegen die historische Wahrheit oder ausdrückliche Zahlangaben des Gedichts, immer jugendlich oder doch nicht als gealtert dargestellt, und bleiben dies, welcher Zeitraum auch im Verlaufe der Sage oder des Gedichts über sie dahinrauschen mag. Um der Heldinnen indischer Gedichte gar nicht zu gedenken, an denen die Jahre stets zu Tausenden spurlos vorübergehen, so finden wir unter den Heldinnen der altgriechischen Sage Jokaste, die nach langer kinderloser Ehe den verhängnißvollen Sohn geboren hat und, als dieser Sohn herangewachsen, nicht durch ihr Alter gehindert wird jene verderbenbringende Verbindung einzugehen; Iphigenia, als blühende Jungfrau nach Taurien entrückt, kehrt bei den alten Dramatikern und bei Goethe nach langen Jahren als dieselbe blühende Jungfrau zurück; Penelope tritt dem nach 20 Jahren heimkehrenden Gemahle entgegen, wie er sie verlassen, während Odysseus der besondern Fürsorge Athene's bedarf, um keine allzu klägliche Figur neben der jugendlichen Gattin zu machen. Ebenso in der ältern deutschen Poesie: Kriemhild ist, wie W. Grimm bemerkt, am Schlusse des Nibelungenliedes wenigstens 56 Jahre alt, nichtsdestoweniger aber heißt sie nicht nur wiederholt die „schöne", sondern in der „Klage" (V. 387) wird ihre Schönheit ausdrücklich über die anderer Frauen erhoben. Nicht minder scheinen sich die Damen an König Artus' Hofe und in anderer mittelalterlicher Ritterdichtung einer ziemlich unverwüstlichen Jugend zu erfreuen, selbst wenn sie wie Sigune im „Parcival" ihr Leben in Schmerz und Trauer hinbringen. So, um endlich noch einige Beispiele aus der neuern Poesie zu erwähnen, ist Laura fast 20 Jahre der Gegenstand von Petrarca's Liebesliedern, und nirgend lassen diese die Veränderungen ahnen, die mancherlei Leiden in dem Äußern der verherrlichten Frau angerichtet hatten. Wer denkt bei Schiller's „Maria Stuart" an die 45 Jahre der unglücklichen Königin oder gar an die 54 Jahre ihrer großen Gegnerin? Wer denkt bei der Prinzessin in Goethe's „Tasso" daran, daß sie dem schwärmerischen Dichter an Jahren nicht wenig überlegen war? Bestimmte Hinweisungen auf diese Altersverhältnisse haben die Dichter in beide Dramen nicht hineingelegt und unsere Schauspielerinnen pflegen sich auch gerade nicht zu bemühen, in dieser Beziehung die historische Treue zu retten. Einzelne Ausnahmen fehlen allerdings nicht, namentlich in der neueren Poesie, am meisten in dem historischen Drama, wo die an sich mannichfaltigern und zugleich nicht ganz des Dichters Willkür überlassenen Stoffe die Einführung bejahrterer Frauen nicht immer umgehen lassen.

Vergleichen wir damit das Auftreten der Männer in der Poesie, so begegnen uns deren aus allen Lebensaltern, von dem zarten Arthur in Shakspeare's „König Johann" bis zum achtzigjährigen Attinghausen und zum neunzigjährigen Nestor, der neben der ewig jungen Helena den Lauf seiner Jahre nicht aufhalten kann. Die Übereinstimmung aller Zeiten und Völker in diesem Punkte wird wol zu dem Schlusse berechtigen, daß jugendliche Schönheit und mütterliche Würde die beiden einzigen poetischen Elemente im Wesen der Frauen sind; oder, was in weiblichen Ohren vielleicht besser klingen dürfte, daß die Poesie jeder weiblichen Gestalt die Weihe eines jener beiden Vorzüge verleiht. 34.

Literarische Notiz.

In dem von tausend und aber tausend Touristen durchstreiften Italien, von dem man meinen sollte, daß jeder Stein umgedreht sein sollte, fand F. v. Raumer bekanntlich noch eine reiche Lese wichtiger Beobachtungen, die den Augen seiner schreiblustigen Vorgänger entgangen waren. Unter den französischen Reisenden, die leichten Fußes und leichten Sinnes die hesperischen Gefilde durchziehen, dürfte seinem verdienten Werke über Italien eine Schrift aus der Feder des Deputirten Fulchiron an die Seite gestellt werden. Auch er richtete besonders sein Augenmerk auf das gänzlich vernachlässigte Gebiet der italienischen Statistik u. s. w. Fulchiron's „Voyage dans l'Italie méridionale", von dem der zweite Theil vor kurzem die Presse verlassen hat, können wir als ein gewissenhaftes, stoffreiches Werk empfehlen. 32.

Bibliographie.

Attomyr, Theorie der Verbrechen auf Grundsätze der Phrenologie basirt. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 10 Ngr.

Bertheau, E., Zur Geschichte der Israeliten, zwei Abhandlungen. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 2 Thlr.

Bobrik, H., Griechenland in altgeographischer Beziehung. Für Gymnasien und zum Selbstunterrichte dargestellt. Nebst 1 Karte von Griechenland. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr.

Bockel, F., Das Lied von dem Schiffe. Eine Nachahmung nach Schillers Gedicht: Das Lied von der Glocke. 2te veränderte Auflage. 8. Itzehoe. 10 Ngr.

Dorner, J. A., Das Princip unsrer Kirche nach dem innern Verhältniß seiner zwey Seiten betrachtet. Eine dogmatische Abhandlung zur Feyer des 25jährigen Jubiläums des Amtsantrittes von Dr. Harms in Kiel. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchhandlung. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Eginhardt, Neue Abendgenossen. 2 Bände. 8. Altenburg, Pierer. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forchhammer, P. W., Panathenäische Festrede gehalten am 28. Juni 1841 in der akademischen Aula zu Kiel. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1841. 5 Ngr.

Hillebrand, J., Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Gr. 8. Dresden, Arnold. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lafaurie, Die materiellen Interessen. Eine kritische Beleuchtung der politischen Ökonomie in ihrer gegenwärtigen Gestaltung als Wissenschaft. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchh. 1841. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ludwig Pauli. Ein Denkmal zur Erinnerung an ihn. 8. Dresden. 5 Ngr.

Preußens Staatsmänner. II. Hardenberg. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 10 Ngr.

Rammoser, Die triumphirende, leidende und streitende Kirche in drei Kanzelvorträgen. Gr. 8. Regensburg, Manz. 10 Ngr.

Seyffarth, W., Briefe aus London. 2ter Theil. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 10 Ngr.

Shelley's, Percy Bysshe, poetische Werke in Einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von J. Seybt. 2te Lief. Die Cenci. Hellas. Oedipus Tyrannus. Rosalinde und Helene. Julian und Maddalo. Schmal 4. Leipzig, Engelmann. 20 Ngr.

Vehse, C. E., Die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika. Mit Actenstücken. Wohlfeile Ausgabe mit dem Bildnisse Stephans. 8. Dresden. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Volksbücher. 24. Herausgegeben von G. O. Marbach. Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Johann Faust. 8. Leipzig, O. Wigand. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Willemsen, P., Die Rheinprovinz unter Preußen. Eine aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte Topographie und Statistik dieser Provinz. Gr. 8. Elberfeld, Büschler. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 70. — 11. März 1842.

Der Missionnair Gützlaff über China.

China opened; or a display of the topography, history, customs, manners, arts, manufactures, commerce, literature, religion, jurisprudence etc. of the chinese empire. By *Charles Gutzlaff*. Revised by *Andrew Reed*. Zwei Bände. London 1838.

China nimmt nicht nur als der älteste Staat der Welt und als ein Reich, welches ein Zehntel der Erdoberfläche und ein Drittel des Menschengeschlechts in sich einschließt, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; in gleichem Grade, als es dem Zeitpunkt entgegengeführt wird, in welchem es sich den Handelsverbindungen mit Europa und damit dem Eindringen des Christenthums nicht mehr wird entziehen können, gewinnen auch alle gründliche Nachrichten über dasselbe an Werth. Die Bewunderung erregende, an den bekannten römischen Abbate erinnernde Fähigkeit des Verf. für Erlernung fremder Sprachen, die unermüdlichen Anstrengungen desselben, sich mit dem Leben der chinesischen Küstenbevölkerung zu befreunden, die glückliche Gabe, Verhältnisse, welche der europäischen Gesittung durchaus fremdartig sind, mit möglichster Unbefangenheit aufzufassen — Alles dieses läßt jede Mittheilung desselben über China gerade in unsern Tagen doppelt willkommen heißen. Deshalb und bei der eigenthümlichen Stellung, welche China, England und Rußland gegenüber, einnimmt, glaubt Ref. auf die Nachsicht der verehrten Leser rechnen zu dürfen, wenn er über ein schon vor drei Jahren erschienenes, in Deutschland jedoch wenig verbreitetes Werk berichtet.

Von den 27 Capiteln, in welche die beiden Bände zusammen zerfallen, mögen die elf ersten Capitel, welche sich mit der Geographie und einer skizzirten Geschichte des Riesenstaats beschäftigen, hier übergangen werden und Ref. verstattet sein, seine Mittheilungen auf die in den folgenden Capiteln enthaltenen Abhandlungen über das öffentliche und häusliche Leben des chinesischen Volks, den Standpunkt seiner Bildung, wie sich derselbe in der Literatur und den herrschenden Glaubensansichten ausspricht, die Richtungen der Regierung und deren Verhältniß zu den Unterthanen zu beschränken.

Der Verf. tadelt alle chinesischen Grammatiken, auch die neueste, von Abel Rémusat herausgegebene; von den Wörterbüchern erklärt er das von Morrison, trotz seiner vielen Schwächen, für das beste und setzt hinzu, daß man am meisten von einem chinesischen Wörterbuche erwarten dürfe, welches eine Anzahl von Sinalogen in Asien gemeinschaftlich zu veröffentlichen beabsichtige. Die zahlreichen lexikographischen Handschriften stehen an Werth noch unter den Drucken. China selbst besitzt zahlreiche Wörterbücher aus verschiedenen Zeiten, von denen das unter Kang=he in 32 Bänden abgefaßte am meisten geschätzt wird und namentlich das auf Betrieb des nämlichen Kang=he in 131 Bänden zusammengestellte weit übertrifft. Die zahlreichen Dialekte, von der eintönigen Sprache der Tibetaner, bis zu der klangreichen, ausdrucksvollen, durchgebildeten Sprache der Japanesen, sind es vornehmlich, welche eine Arbeit dieser Art erschweren. Der einzige Ton E hat 2000, Che 1000 verschiedene Bedeutungen und es ließe sich allein über sie eine weitläufige Abhandlung schreiben. Die Werke, welche in China von den Zeiten des Confucius bis auf unsere Tage geschrieben sind, bilden eine größere Bibliothek als die irgend eines andern Volks. Es möchte schwerlich einen Zweig menschlichen Wissens geben, über welchen China nicht einige Werke, mögen die Buchstaben in Bambus eingegraben oder durch Holzdruck vervielfältigt sein, aufzuweisen hätte. Das Reich zählt, nach dem Dafürhalten des Verf., unter seinen 360 Millionen Menschen mindestens zwei Millionen Literaten und wenn von diesen nur ein Tausendtheil nach Autorschaft strebt, so müssen in China jährlich mehr Bücher erscheinen als bei irgend einem Volke Europas. Aber in neuerer Zeit liegt die Schriftstellerei aus dem Grunde darnieder, daß man sich der Meinung hingibt, das menschliche Wissen sei bereits in seinen Tiefen ergründet und jeder Zusatz desselben entweder irrig oder gefährlich. Nur wenn mit der Verbreitung des Christenthums eine völlige Umgestaltung des Denkens der Chinesen erfolgt, wird hier eine neue Ära der Literatur beginnen. Wie bedeutend übrigens dem Umfange nach die chinesische Literatur ist, geht daraus hervor, daß die von Keen=lung gesammelte, fast ausschließlich aus Werken über Politik und Geschichte bestehende Bibliothek sich auf 168,000 Bände beläuft; unter diesen eine Encyklopädie von 450 Bänden, die den Auszug einer größern Arbeit von 3000 Bänden bildet.

Die Bevölkerung Chinas zerfällt in große Familien

(Erkbus), deren jede viele Tausend Glieder zählt, die aber alle den nämlichen Vornamen führen und sich als Stammverwandte betrachten; von den 454 chinesischen Vornamen und folglich Familien sind 30 zweisylbig, alle übrigen einsylbig. Jeder Mann darf seine Frau nur aus einem andern Stamme wählen und erwirbt dadurch das Vorrecht, zwei Namen zu führen. Zwischen solchen Namensstämmen kommt es häufig zu heftigen Kämpfen, auf welche die Regierung jedoch keine Rücksicht zu nehmen pflegt. Übervölkerung treibt zu der höchsten Thätigkeit und Industrie; der Chinese behält keine Muße, im ruhigen Nachdenken sich dem Ewigen zuzuwenden; er ist zu aufgeklärt, um an die lächerlichen Fabeln des Buddhaismus zu glauben, aber er kommt den Religionsvorschriften im Allgemeinen gewissenhaft nach. Weil nur Das für Unrecht gilt, wofür die Gesetze Strafe gesetzt haben, bedingt eine schmuzige Selbstsucht jede Handlungsweise. Furcht vor Gott kennt man ebenso wenig als Scheu vor der öffentlichen Meinung. Nur die Sinnenwelt ist dem Chinesen geöffnet, das Übersinnliche kümmert ihn nicht. Weil nur Haschen nach Gewinn sein Leben einnimmt, ist ihm seine politische Stellung so gleichgültig wie Fragen aus dem Gebiete der Religion. Überall erkennt man das Gepräge der despotischen Regierung: sklavische Naturen, die sich durch Lug und Trug wegen des auf ihnen lastenden Druckes zu entschädigen suchen; kein Aufschwung, kein heiliger Zorn gegen die schlaue Gewalt, aber ein allverbreitetes Jagen nach Kenntnissen, weil nur nach diesen, ohne Rücksicht auf Geburt, die Beamten erkoren werden. Mit Zähigkeit hängt man am Hergebrachten, jeder Neuerung abgeneigt. Auch in den den Europäern zugänglichen Gegenden hat sich der empörende Gebrauch erhalten, daß eine Menge von Mädchen unmittelbar nach ihrer Geburt dem Untergange geweiht werden, während der Vater nur äußerst selten den Tod eines Knaben verlangt.

Der Standpunkt, welchen die Industrie im himmlischen Reiche einnimmt, ergibt sich daraus, daß Handwerker und Künstler zu der am wenigsten geachteten Classe gehören. In allen mechanischen Arbeiten zeichnet sich der Chinese aus, während er in solchen, die Nachdenken erfodern, eine sehr niedrige Stufe einnimmt. Die Frage, wie dieses Volk, nachdem es zu einem gewissen Grade der Cultur gelangt war, so plötzlich still stand, ist noch nie genügend beantwortet. Ein ähnliches Beispiel bietet die Geschichte nicht. Andere Völker schritten entweder weiter, oder sie gingen zurück und nur der Chinese blieb stationair. Unverdrossene Ausdauer und Zahl der Menschenhände ersetzt die Mängel seines Maschinenwesens. Die Zeit, in welcher chinesische Handarbeiter mit europäischen wetteifern konnten, ist längst vorüber und nur in einzelnen Zweigen des Ackerbaus behaupten sie, vermöge der großen Menge von Arbeitern, noch den Vorrang. Und doch hätte ein durch Küsten, Ströme und die glücklichste Wasserverbindung im Innern begünstigtes Volk sich gerade durch Industrie auszeichnen müssen, um so mehr, als mit Ausnahme des Salzes, welches ein kaiserliches Monopol abgibt, der Verkehr im Innern völlig ungehemmt ist. Der Staat verdankt seine Größe, seinen Reichthum, seine Bevölkerung ausschließlich dem Ackerbau. Jeder Morgen Landes gleicht einem sorgfältig bestellten Garten, nirgend Äcker, welche brach liegen oder als Weideland benutzt werden; auch steile Hügel sind terrassenförmig urbar gemacht.

Schwerlich besitzt, außer Holland, ein Land der Welt solche Vortheile zur Betreibung des Binnenhandels; überall Wasserstraßen, ein scharfsinnig durchgeführtes Kanalsystem setzt alle großen Städte miteinander in Verbindung. Aus allen Provinzen strömen Waaren nach der Hauptstadt, welche ihrerseits, außer Büchern, keine Erzeugnisse ausführt; dem dortigen Markte führen jährlich 6000 Junken Reis, Züge von Bewohnern der Mantschurei und Mongolei Schlachtvieh zu. Der lebhafteste Verkehr findet sich in der Küstenprovinz Keang-nan, in dessen Hafenstadt Shang-hae der Verf. an einem einzigen Tage 300 Junken einlaufen sah. Auch der auswärtige Handel ist in neuerer Zeit beträchtlich geworden, aber nur durch Schiffer aus Fokien oder Kwang-tung; so nach Anam, Cambodia, Manilla und vor allen Dingen nach Siam. In den Hafen von Bangkok laufen jährlich gegen 100 Junken ein und kehren mit Ladungen von Zucker, Sandelholz, Gewürzen u. s. w. zurück. Auch in dem Freihafen Singapore erblickt man häufig Schiffe aus Kanton, Amoy und Hae-nan, welche Papier, trockene Früchte und Rohseide einführen. Den Werth von 18 im J. 1830 dort eingelaufenen Junken schätzte man auf 218,927 Dollars. Ebendaselbst langen im Durchschnitt jährlich 2000 chinesische Einwanderer an, die sich von hier nach den benachbarten Colonien verbreiten, weniger nach Java, dessen Besuch sich wegen der durch die Holländer erhöhten Abgaben bedeutend vermindert hat, als nach Makassar, Amboina und verschiedenen holländischen Colonien auf Borneo. Diese Verbindung Chinas mit den indischen Inselgruppen geht über 1000 Jahre hinauf. In alten Zeiten sah man die Junken in den persischen Meerbusen hineinfahren, von wo die Erzeugnisse Chinas zu Lande oder durch das rothe Meer nach Alexandrien und von hier nach den europäischen Häfen des Mittelmeers gebracht wurden. Bedeutender noch ist der Landverkehr mit der Fremde, vornehmlich mit Tunkin und den Birmanen.

Der zum ersten Male nach Kanton kommende Europäer kann seine Bewunderung über den Kunstfleiß der dortigen Handwerker nicht zurückhalten, wenn er ihre lakirten Waaren, oder ihre Niederlagen von Arbeiten in Elfenbein und Perlmutter erblickt. Dagegen waren die Chinesen immer schlechte Arbeiter in Eisen und Stahl und schwerlich würde, nach der Meinung des Verf., im ganzen Umfange des himmlischen Reichs ein großer Schiffanker geschmiedet werden können; aber in Verfertigung kleiner Eisenwaaren, bei denen es auf Fleiß und Geduld ankommt, sind sie unübertrefflich. In Gold- und Silberarbeiten können sie mit jedem Volke wetteifern. In allen Straßen Kantons stößt man auf wandernde Handwerker, die Bude und Geräth mit sich führen und, wo man ihrer bedarf, sogleich zur Aushülfe bereit sind. Die chinesischen Künstler

und Handwerker sind schwerfällig in der Erfindung, aber nach einem vorgelegten Probestück arbeiten sie mit bewundernswürdiger Genauigkeit. Am meisten glänzen sie in der Verfertigung von lakirten Waaren, Porzellan und Seidenzeuchen. Das unendlich zarte Gewebe schillert in den lebhaftesten Farben; in einem Lande, wo Männer und Frauen, Alt und Jung sich in Seide kleiden, wo selbst Stiefel und Schuhe aus diesen Stoffen gefertigt werden, mußte die Bereitung derselben nothwendig zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gedeihen. Der Absatz des Porzellans ist heutzutage gering, weil sich die Güte desselben seit Jahrhunderten nicht gebessert hat, und es pflegt nur der Curiosität halber von Fremden gekauft zu werden. Dasselbe gilt nicht von den lakirten Waaren, obgleich hinsichtlich ihrer Japan noch höher steht. Auch künstliche Blumen, sowie durchbrochene Arbeit von Elfenbein und Perlmutter führt man gern nach Europa. Die Kattune Chinas sind äußerst dauerhaft, aber theurer als die englischen. Papier und Tusche finden zu einem bedeutenden Werthe bei Europäern Absatz. Noch jetzt gelten die Chinesen als kunstfertige Feuerwerker; doch bedürfen sie zur Bereitung des Pulvers der Einfuhr von Salpeter aus Bengalen.

Die eigentliche Kunst steht auf einer geringen Stufe. Malerei ist sehr verbreitet, aber man kennt die Bedingungen, unter denen sie geübt wird. Ungleich tiefer noch steht die Sculptur.

Trotz meiner wiederholten Wanderungen durch China — sagt der Verf. — würde ich behaupten, daß der Chinese keine Musik habe, wenn nicht eine Abhandlung in den „Mémoires sur les Chinois" das Gegentheil versicherte.

Die Architektur ist fern von Schönheit, ein so seltsam buntes Gemisch, daß es schwer fällt, eine Bezeichnung dafür zu finden. Doch zweifelt der Verf. keinen Augenblick, daß der Chinese in dieser Kunst etwas Erhebliches leisten werde, sobald man ihm ein genügendes Modell vorlege.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Mordnacht von Luzern. Novelle von J. J. X. Pfyffer zu Neueck. Mit vier Kupfern. Basel, Schabelitz. 1841. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Diese Novelle würde als eine neue und sehr merkwürdige Erscheinung rücksichtlich der Form anzusprechen sein, wenn diese nicht zugleich als eine verfehlte bezeichnet werden müßte. Das einfache Factum ist, daß Luzern, müde der Drangsale östreichischer Herzöge und ihrer Creaturen, lange schon trachtete, sich unabhängiger zu stellen, besonders seit jener Zeit, wo Schwyz, Uri und Unterwalden den bekannten Bund geschlossen hatten. Endlich gelingt es, mit diesen drei Waldstädten am Samstage vor Sanct Martini 1332 einen ewigen Bund aufzurichten, und obgleich in der darüber ausgestellten Urkunde alle Rechte der Herzöge, sowie die ihnen gebührenden Dienste, Abgaben und Gefälle ausdrücklich vorbehalten blieben, empfand Herzog Otho doch diesen kühnen Schritt seiner Stadt Luzern gar übel. Schon im Anfange des Jahres 1333 ließ er es nicht an Gewaltmaßregeln gegen die Stadt fehlen, bis endlich auch mit Hülfe der herzoglich Gesinnten in der Stadt diese durch Verrath in ihr altes Joch wieder zurückgezwängt werden sollte. Das war die Nacht des Peter-Paulstages 1333, und das ganze klug eingeleitete Unternehmen scheiterte nur an einem armen Knaben, der, auf einer Bank im Winkel eines Hauses schlafend, von dem Geräusch der schon in die Stadt gedrungenen Kriegsvölker geweckt, nach dem Metzgerhause eilt und erzählt, was er gehört und gesehen. Der Verf., von der Idee geleitet, dieses schnell vorübergehende Ereigniß aus seinen Keimen zu entwickeln, wählt nun einen gar eigenthümlichen Weg. Nach einer Einleitung folgt die Darstellung der luzernischen Verhältnisse nach dem Bunde der schon genannten drei Waldstädte bis zur Schlacht am Morgarten. „Um aber", sagt der Verfasser (S. 22), „Personen und Ereignisse in ihren gegenseitigen Beziehungen und charakteristischen Nuancen naturgetreuer bezeichnen und die Scenen zur Belebung des Gemäldes bald da, bald dorthin verlegen zu können, werde ich den folgenden Blättern eine mehr dramatische Form geben" u. s. w. Diese dramatische Form besteht nun in einer Reihe von Briefen, welche verschiedene Personen einander schreiben. Wenn es nun schon auffallen muß, solche Briefe überhaupt, und zum Theil so lange Briefe aus einer Zeit vor sich zu sehen, wo die Schreibkunst eben noch nicht sehr verbreitet war, wo jedenfalls die in dieser Kunst Erfahrenen sich ungefähr ebenso kurz faßten, wie es in den öffentlichen Urkunden meistens der Fall war: so bringt sich uns ein unwillkürliches Lächeln auf, hier moderne Sprache, moderne Gesinnungen und Empfindungen zwischen alte Überschriften und Schlußformeln eingeschoben zu sehen, ja wir finden darunter auch hier und da ein Schreiben in der Sprache des 14. Jahrhunderts, sowie ein langes steifes Gedicht aus dem 17. Jahrhundert zum Lobe des Lützelaubades, und an urkundlichen Mittheilungen in jener ältern Sprache fehlt es ebenfalls nicht. Wollte man nun auch über diese bunte Zusammenstellung hinwegsehen, so ist es doch dem Verfasser nicht gelungen, durch jene Briefe unser Interesse für die Schreiber derselben, oder für Luzerns Schicksal zu erwecken. Die Verhältnisse der Erstern sind nicht organisch verbunden und entwickelt; für Luzern gewinnt der Leser durch diese Briefe ebenfalls nichts, als was er schon weiß. Dann folgt noch eine Darstellung Luzerns nach der Schlacht am Morgarten bis zum ewigen Bund mit den Waldstädten, die in derselben Weise gegeben ist. Endlich noch eine Versammlung der Patrioten, die insofern dramatischer, als jene Briefcollection ist, als hier die Theilnehmer mit ihren Wechselreden vorgeführt werden, und den Schluß macht die Mordnacht selbst, von S. 176—208, und eben in diesem Schlusse werden wir vollständiger, anschaulicher von allen Verhältnissen unterrichtet als durch alles Vorangegangene. Daß man eine solche willkürliche Zusammenstellung, die nur ein Schwanken in der Wahl zwischen historischer und poetischer Darstellung bethätigt, keine Novelle nennen könne, liegt vor Augen, und so kann denn auch weder der Historiker noch der gebildete Leser sich das Buch aneignen. Ref. muß das bedauern, denn der Verf. gibt sich als denkend und einsichtsvoll und als festen warmen Patrioten kund.

2. Georginen. Novellen, Novelletten und Humoresken, von H. E. R. Belani. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1842. 8. 3 Thlr.

Das Publicum dieses Schriftstellers, denn ein solches wird er ja wol haben, kennt seine Art und Weise schon hinlänglich und wird daher die in diesen beiden Theilen gegebenen Unterhaltungsstoffe ganz gern aufnehmen, ist doch auch ein „gepfeffertes Genrebild" darunter! Das Publicum findet sodann „Schön-Täubchen", bekannter unter dem Namen Täubchen oder Düveke von Amsterdam, deren Schicksale in älterer und neuerer Zeit in verschiedener Form bereits dargestellt sind. Sodann Einiges aus dem Leben Martin Luther's, welches ebenfalls so neu und unbekannt gerade nicht ist; ferner, außer einigen Novelletten, Humoresken u. s. w., noch eine größere Novelle „Der Liebe Täuschung". Der Verf. weiß Manches recht klar aufzufassen und wiederzugeben, allein er hält nichts fest,

es soll nur einem augenblicklichen Zwecke dienen, und es geht ihm wie der Eidechse, welche die Spur der Füße mit dem Schwanze wieder verwischt.

3. Der Krüppel von Verona. Historische Novelle aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, von Emanuel Straube. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1842. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wenn es bei einem poetischen Kunstwerke nur darauf ankäme, eine Masse von Stoffen mit einigen Reflexionen zusammenzustellen, so würde gegen diese zweibändige historische Novelle so viel eben nicht einzuwenden sein. Bekanntlich aber wird doch etwas mehr gefodert als ein solches Product der Nüchternheit. Schon die Einleitung der Novelle ist unglücklich, denn sie nöthigt den Verf., stets rückwärts zu gehen, um Vorgeschichten herbeizuziehen. Eine Nachweisung des Inhalts ist nicht wohl möglich; für Diejenigen aber, welche dergleichen lieben, genüge die Anführung, daß an Mord und sonstigen Entsetzlichkeiten hoffentlich genügender Vorrath ist. Das Historische des 17. Jahrhunderts besteht in der Beschreibung der Festlichkeiten am letzten Carnevalsfreitage zu Verona, wie sie, etwas abweichend, noch heute bestehen. Im übrigen erinnert die Darstellung an jedes oder an kein Jahrhundert.

4. Das Schloß Rambouillet. Fortsetzung der Burgen Frankreichs. Aus dem Französischen nach Leon Gozlan, übersetzt von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1 Thlr. 17½ Ngr.

An viele der französischen Burgen knüpfen sich merkwürdige Ereignisse, sodaß man sagen möchte, die Geschichte dieser Burgen sei die Geschichte Frankreichs bis zur Revolution von 1789. Unter denselben ragt insbesondere Rambouillet durch sein unbekanntes Alter und die Erinnerungen hervor, welche die Geschichte in seine zerbröckelnden Mauern geschrieben hat. Hier starb Franz I.; hierher flüchtete, fast wie ein Bettler, Heinrich III. vor dem Herzog von Guise; wenig anders Karl X. 1830; hierher wandte sich Ludwig XV. mit seinem Jagdschwarme, um sich von nagendem Hunger zu befreien; hierher verpflanzte Ludwig XVI. die ersten spanischen Schafe, denen eine so große Änderung in der europäischen Industrie folgte; hierher kam Napoleon, um über neuen Siegen zu brüten. Hier aber auch thronte die berühmte Marquise von Rambouillet, die um sich her Alles versammelte, was Geist und Bildung besaß, und dadurch einen kaum zu berechnenden Einfluß auf die geistige Entwickelung Frankreichs ausübte. Eine merkwürdige Coterie, die sogar sich eine eigene Sprache schuf, welche der mit der deutschen Literatur Vertraute sich am besten durch des versgewandten Philipp von Zesen Bestrebungen anschaulich machen kann. Hier wetteiferte auch der edle Herzog von Penthièvre mit dem Dichter Florian im Aufsuchen von Gegenständen der großartigsten Wohlthätigkeit; hier ward die Mutter des jetzigen Königs der Franzosen geboren, und jetzt ist Schloß und Länderei an einen preußischen Landwirth verpachtet. Es verfällt von Tage zu Tage. Wir haben nur dürftig und flüchtig einige der Momente bezeichnet, welche dieses Schloß zu einem historischen Denkmal erheben, um den Leser einzuladen, einige seiner besten Feierstunden der reizenden Darstellung zu widmen, welche Gozlan seinem Gegenstande verliehen hat. Es ist ein eigenes Zeichen, daß die Franzosen, die zweimal, 1789 und 1830, ihre Vergangenheit in den Abgrund des Vergessens zu stürzen eilten, zunächst freilich jene, welche sie sonst als ihre classische Glanzperiode verehrten, daß sie gegenwärtig zu der Einsicht kommen, ohne jene Vergangenheit doch nicht eigentlich existiren zu können. Zuerst führte Victor Hugo ihnen lebhaft colorirte Schreckbilder vor, und seine Nachtreter ermangelten nicht, unermüdlich altes Gerümpel herbeizuschleppen. Die Zeit dieser schroffen Romantik, die Schutt aufwühlte, um der Gegenwart zu sagen, das sei Schutt, diese Zeit ist vorüber. Das neue Frankreich wendet sich, wenn nicht mit Andacht, doch mit dem lebhaftesten Antheil seiner Vergangenheit wieder zu, vielleicht, um nur erst die bei aller tausendfältig [illegible] Aufregung dennoch überall sich hervordrängende Nüchternheit der Existenz zu vergessen. Ref. ist kein Prophet, aber er glaubt diese Richtung als eine für Frankreich Gutes verheißende andeuten zu können, und betrachtet Gozlan's Buch als einen beachtenswerthen Beitrag zum Weiterschieben dieser Richtung. 43.

Literarische Notizen.

Es ist über die Vorlesungen, welche Mickiewicz zu Paris über den Slawismus und die slawische Literatur hält, schon hier und da in deutschen Journalen gesprochen und die Unparteilichkeit, deren sich der berühmte polnische Dichter bestrebt, welche ihm aber die gehässigsten Vorwürfe von Seiten der radicalen polnischen Partei zugezogen hat, anerkannt worden. Die mancherlei Mängel in diesen Vorlesungen hat man aber weniger hervorgehoben. Sie bestehen vorzüglich in einer gewissen brillanten Manier, zu bildern und zu vergleichen, in einem zu ansehnlichen Vorrath von glänzenden Phrasen und blendenden Antithesen, die höchstens dadurch entschuldigt werden können, daß Mickiewicz auf sein an Phrasen gewöhntes französisches Publicum Rücksicht nimmt. Wenn Mickiewicz sagt: „Rußland ist das modificirte Deutschland", so möchten wir wol allen Ernstes bitten, die Ähnlichkeiten nachzuweisen, welche zwischen Deutschland, diesem Conglomerat von kleinen Freistaaten, kleinen und größeren constitutionnellen Staaten und beschränkten oder absolutistischen Monarchien, und Rußland, dieser einigen compacten Masse mit seinem absoluten Zarismus, bestehen sollen. Hätte man diese erst gefunden, so würde es auch möglich sein, die Modificationen zu finden. Wie läßt der germanische und der slawisch-russische Volksgeist überhaupt nur einen Vergleich zu, auch von den politischen Institutionen abgesehen? Solche Phrasen, wie die eben angeführten, fehlen noch, um die Franzosen über Wesen und Charakter Deutschlands irre zu führen. Gleich darauf vergleicht Mickiewicz Rußland sogar mit England; er findet dort wie hier dieselbe Ausdauer, denselben kräftigen Nachdruck in der Ausführung und dieselbe Raschheit, Eigenschaften, die sich in Rußland noch von den Streif- und Eroberungszügen der Normannen herschreiben sollen. Dagegen bemerkt Joseph Tanski ganz richtig, daß dieser Vergleich nicht zutreffe, ist aber ebenso schnell zur Hand, Rußland mit Spanien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu vergleichen. Diese Vergleichungssucht droht noch alle historische Kritik bis auf die Wurzel zu zerstören. Serbien vergleicht Mickiewicz mit den Bergländern Spaniens, mit Catalonien und Navarra, und die Böhmen nennt er ein Volk von Gelehrten und Philosophen! Die Polen, schmeichelt er sich, glichen den Franzosen, selbst darin, daß sie von ihren Eroberungen nichts weiter behalten hätten als eine unermeßliche Erinnerung und die Sympathie der Völker. Aber die Sympathie der Völker für die Polen schreibt sich doch wahrlich nicht von ihren Eroberungen, sondern von ihrem leider nicht unverdienten Misgeschick her. Treffend dagegen ist folgende Bemerkung: „Die Slawen haben ihre Thätigkeit nicht auf die Baukunst, noch auf die Künste erstreckt; sie haben weder Gebäude, noch Medaillen, noch Inschriften hinterlassen; ihr einziges Denkmal ist die Sprache, die sich in aller ihrer Einheit, Ursprünglichkeit und Universalität erhalten hat."

O. Leroy gab heraus: „Corneille et Gerson réhabilités dans l'Imitation de Jesus Christ." In Bezug auf Gerson ist aus einem zu Valenciennes befindlichen Manuscripte, dessen historische Miniaturen in der Form von Durchzeichnungen das Werk schmücken, Mehres mitgetheilt worden. Ein Brief an Billemain über die Erziehung des weiblichen Geschlechts &c. bildet den Schluß. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 71. —— 12. März 1842.

Der Missionnair Gutzlaff über China.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Über die chinesischen Schulen gebührt Gutzlaff um so mehr ein Urtheil, als er selbst superintended some of them. Der große Gegenstand der gesammten Erziehung besteht darin, die Kinder lesen und schreiben zu lehren und sie mit der Geschichte ihres Landes bekannt zu machen. Gewöhnlich geht ein Zeitraum von sieben Jahren darüber hin, bis ein Kind lesen und sich der Schriftzüge bedienen lernt. Jeder Schüler hat sein eigenes Tischchen, an welchem er laut das ihm aufgegebene Pensum lernt, oder seine Vorschrift nachmalt; an Methode ist dabei nicht zu denken. Alle Schulen, in den größten Städten wie in den kleinsten Dörfern, haben denselben Zuschnitt und werden selten von mehr als 20, gewöhnlich von 8—12 Knaben besucht. Das Verhältniß der Mädchen- zu Knabenschulen ist wie 1 zu 1000. An Realkenntnisse ist so wenig zu denken als an Religionsunterricht. Bis auf die Elemente der Arithmetik und Astronomie liegt die Mathematik völlig darnieder.

Der Verf. versichert, in keinem der ausgezeichnetsten Religionsbücher der Chinesen die Lehre von der Einheit der Gottheit gefunden zu haben. Wie in der grauesten Vorzeit, so jetzt, ergeben sich die Chinesen dem Götzendienst, nur daß dieser früher weniger roh war. Der größere Theil des Volks ist gegen jede Religion völlig gleichgültig, alle aber glauben, gewisse gottesdienstliche Gebräuche so wenig verabsäumen zu dürfen wie die Regeln gemeiner Höflichkeit. Es genügt ihnen, vorgeschriebenen Pflichten zu entsprechen, die Ältern zu ehren, den Freund nicht zu betrügen, der Obrigkeit gehorsam zu sein, die Abgaben zu entrichten und äußerlich die Vorschriften der Religion zu üben. In Glaubenssachen herrscht die unbedingteste Toleranz, es sei denn, daß Zahl und Einfluß einer Sekte die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zöge und diese die alten Ketzergesetze mit ganzer Strenge anwendete. Der gleiche geistige Zuschnitt des Volks zeigt sich darin, daß verhältnißmäßig wenige Sekten aufgetaucht sind. Der Chinese verachtet seine Religion und hängt zu gleicher Zeit mit Zähigkeit an ihr und, setzt der Verf. hinzu (Bd. 2, S. 185):

The propagation of Christianity must be carried on with a fervent and persevering zeal, and nothing in the spirit of love and meekness must be left untried, to bring these myriads to the fold of God.

Ehemals verrichteten die Kaiser auf der Spitze der Gebirge ihr Opfer; diese waren seit der frühesten Zeit gebräuchlich, anfangs nur zur Zeit der Solstitien, dann auch bei Äquinoctien und andern Gelegenheiten. Hierauf entstanden Tempel, in denen aber nur Priester am Gottesdienste Theil nahmen, weshalb sich jeder im Volke seine eigenen Hausgötter schuf. Auf die Einführung des Buddhaismus folgte die Zeit des Skepticismus; man leugnete das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele; der frühere Aberglaube ging unter und nichts wurde an die Stelle desselben gesetzt. Dieser Skepticismus, der unter der Ming-Dynastie sich ausbildete, ist noch jetzt die Modephilosophie der Gebildeten in China, bis sie, wenn Noth hereinbricht, die entsetzliche Öde in sich fühlen und sich dann häufig zu den Priestern des Buddha wenden.

China gibt unter dem schönklingenden Namen einer patriarchalischen Regierung das Ideal für den Despotismus ab. In der Familie gebietet der Vater, in dem District der Mandarin, in der Provinz der Vicekönig, über das ganze Reich der Kaiser mit unumschränkter Gewalt. Jeder in seiner Art sucht Alles zu beseitigen, was den bleiernen Frieden stören könnte. Der nur dem Himmel verantwortliche Kaiser ist von keinem Adel, keinen Großwürdenträgern abhängig. Auf seinen Wink sinkt auch der mächtigste Mandarin in den Staub. Prinzen von Geblüt sind an sich ohne Bedeutung, da der Kaiser in der Ernennung seines Nachfolgers durch nichts beschränkt ist. Der Einfluß der Volksgunst ist unbekannt und nur vom Kaiser hat man Alles zu fürchten, Alles zu hoffen. Und trotz dieser in der Hand eines Einzigen concentrirten Gewalt zeigt sich kein Leben, keine Bewegung in dem Riesenstaat. Jedem Durchgreifen von oben herab steht das Herkommen, der schleppende Geschäftsgang entgegen. Die policeiliche Überwachung aller Beamten hat zu einem System von Lüge, Bestechlichkeit und Betrug geführt, welches jeden Keim des sittlichen Lebens absterben läßt. Dadurch, daß die höhern Beamten unaufhörlich mit den Provinzen wechseln, ist es ihnen unmöglich gemacht, irgendwo einen bedeutenden Anhang zu erwerben.

Das Hauptgeschäft des Sohnes des Himmels besteht darin, daß er jeden fünften Tag den Mandarinen Audienz gibt. Staatsgeschäfte bespricht er mit seinen Räthen, aber auch hier setzt das Ipse dixit des Herrschers jeder Discus-

ssion ein Ziel. Und wie möchte es anders sein, da unmöglich ein Unterthan an Weisheit reicher sein kann als der Sohn des Himmels? In Folge der Polygamie belaufen sich die Mitglieder des kaiserlichen Hauses auf mindestens 1000 Köpfe, aber selten wird eines derselben zu einem hohen Amte berufen und sie stehen unter einer strengern Aufsicht als irgend ein Unterthan. Was die Gleichheit der Stände anbelangt, so hätten selbst die Conventsmänner von China lernen können, nur daß hier jeder Vorzug der Geburt um deswillen verwischt ist, damit die Abstufung zwischen dem Oberherrn und den Unterthanen fehle.

Jede Provinz hat ihr Finanzcollegium, welches unter dem in 14 Kammern zerfallenden Generalfinanzcollegium in Peking steht, dem der Staatsschatz überwiesen ist. Von letzterm unabhängig ist der kaiserliche Schatz, der ausschließlich zur Verfügung des Regierenden steht und „in riches and valuables perhaps exceeds any similar deposit in the world". Die behufs der Besteuerung alle zehn Monate angestellte Volkszählung geht um so leichter vor sich, als je zehn Familien unter einem Constabel, je 100 unter einem Amtmann stehen. Die Abgaben bestehen in Grund- und Kopfsteuer, vornehmlich aber in Steuern, welche auf den Verbrauch von Salz und Thee gesetzt sind.

Nur durch Gelehrsamkeit, ohne Rücksicht auf Geburt, soll man zu höhern Ämtern aufrücken. Hat sich ein Jüngling mit den chinesischen Classikern befreundet, so wirft er sich auf die besten Commentatoren, studirt die Gesetze der Poetik und übt sich täglich in Nachahmung der größten Vorbilder. Wer reich ist, nimmt zu diesem Zwecke Privatlehrer in sein Haus, der Ärmere muß sich mit dem Besuche eines der zahlreichen Seminarien begnügen. In der Prüfung muß der Candidat durch Ausführung eines ihm aufgegebenen Themas seine Bekanntschaft mit den Classikern erhärten; er muß vorschriftsmäßig angefertigte Verse in der saubersten Handschrift vorweisen, aber sich wohl hüten, bei dieser Gelegenheit einen Gedanken hervortreten zu lassen, der nicht in den Commentaren enthalten ist. Nur erlernte Ansichten soll er wiedergeben, sein Gedächtniß spielen lassen, auf keinen Fall sich einen eigenen Gang erlauben. Jede Originalität würde als Frechheit erscheinen. Oder soll die unerfahrene Jugend von dem Gedankengange der weisesten Männer der Vorzeit abirren? Zweimal in jedem Jahre bereist ein Unterbeamter den ihm angewiesenen District, um sich durch Vorprüfungen von den Fortschritten der Studirenden zu überzeugen. Hiernach stellen sich Letztere jährlich vor die Oberbeamten, um sich der eigentlichen Prüfung zu unterziehen, deren Erfolg durch Anschlagzettel an den Straßenecken bekannt gemacht wird. Im Jahre darauf stellen sie sich vor eine noch höhere Prüfungscommission und weisen sich auch hier ihre Leistungen als genügend aus, so werden sie nach einer dritten Prüfung in die unterste Classe der Literaten aufgenommen. Um aber zu verhüten, daß nicht von den Prüfenden ein falsches Prädicat ertheilt werde, wacht man wiederum über diese, daß sie sich strenge an die Vorschriften eines lediglich zu diesem Behufe abgefaßten dicken Gesetzbuches halten. Es können in England Parlamentswahlen keine größere Bewegung im Volke hervorrufen, als in China diese öffentlichen Prüfungen, nach deren Beendigung die Namen Derer, welche mit Erfolg bestanden, von einem Ende der Provinz zum andern gehört werden. Die Candidaten werden, nachdem sie das Thema für schriftliche Arbeiten empfangen haben, einzeln in kleine Zellen gesperrt, die sie erst nach Vollendung der Aufgabe verlassen dürfen. Wie groß der Zudrang der Candidaten ist, ergibt sich daraus, daß man unter ihnen häufig Greise von 70 Jahren erblickt. Die höchste Strafe, welche eine Provinz treffen kann, ist, daß der Kaiser ihr für eine Zeit das Prüfungsrecht nimmt. Trotz der peinlichen Vorsicht in Überwachung der Examinanden ist Unterschleif nicht ungewöhnlich und vor nicht langer Zeit wurde in Kanton ein unterirdischer, in das Prüfungszimmer führender Gang entdeckt, durch welchen den Candidaten Abhandlungen zugesteckt wurden.

Also auch in dieser Hinsicht wäre China der europäischen Gesittigung vorangegangen? Difficile est, satiram non scribere! 47.

Der französische Handwerksbursche. Von George Sand. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ganz Europa hat seit mehren Jahren seine Aufmerksamkeit auf Frankreich gerichtet, dessen Gähren, Regen und Bewegen an das Brausen und Rauchen und an den innerlichen Donner eines Vulkans erinnert, welcher einen Ausbruch sucht. Wie der Naturforscher vor diesem, so steht der Politiker fragend vor jenem, und wenn die Frage, nach welcher Seite hin der Ausbruch erfolgen werde, ihm wichtig scheint, so ist doch die, nach der Art der sich regenden Kräfte oder der Veranlassung der Gährung gewiß nicht weniger des Forschens werth, und dankbar muß man dem Autor sein, der die Sonde führt und die einzelnen Bestandtheile des Übels, das jenen fieberkranken Gesellschaftskörper zum Eiterungszustand zu treiben scheint, zu ergründen sich bemüht. Nach den Aufregungen der Revolution und der Napoleon'schen Kriege genügt dem Franzosen die Monotonie einer geordneten Staatsverfassung nicht mehr; nach der begebnißreichen Vergangenheit drückt ihn die bescheidene Gegenwart, und noch mehr als diese die nichts versprechende Zukunft. Der Mann, der gewohnt war, thätig einzugreifen in die Schicksale der Völker, will auch jetzt noch eine Hand im Spiel haben. Er will etwas zu hoffen, zu erwarten, zu erfragen haben, und das einfache Morgen, das im einfachen Heute wurzelt, das vom Fleiß des einen Tages bedingte Schicksal des andern genügt ihm nicht mehr. Die arbeitende, sonst in diesen Arbeiten zufriedene Menschheit hat sich in wenigen Jahren zu einer denkenden Menschheit umgewandelt, die sich Rechenschaft gibt über die Mängel der bestehenden Zustände — und die, es koste was es wolle, diesen Mängeln abhelfen möchte. Da erstanden denn die verschiedenen Meinungen, da bildeten sich die verschiedenen Parteien, deren äußerstes Ziel zwar verschieden war, die aber alle in der Nothwendigkeit einer Umwälzung des Bestehenden übereinstimmten. Da sah man Lieutenants und Fähnriche für Napoleon's Nachkommen conspiriren, bartlose und ergraute Marquis nach den Bourbons seufzen, Commisvoyageurs und Ladendiener von Plato's und andern Republiken schwärmen, und die Handwerker eine Gesellschaft der Menschenrechte gründen, während ein zahlreicher, aus hungernden, unbeschäftigten, trägen, untauglichen Subjecten bestehender Pöbel das Instrument ist, worauf alle diese Parteien spielen, das

sie umstimmen zu lustigen Accorden und dessen heftig angeschlagene, oft zerspringende Saiten ganz Europa durchzittern. Dieser arme, leicht bewegliche Pöbel ist es, den man für die Krankheit Frankreichs hält, er ist aber nur das Instrument, andere Hände greifen in die Saiten — und diese andern Hände, mögen sie nun die Marseillaise spielen oder ein frommes Lied anstimmen, sind alle von einem heftigen Fieber durchglüht. Dieses verderbliche Fieber ist die Nivellirungswuth, die ganz Frankreich befallen, nicht nur die niedern Stände, welche, zufolge des Naturgesetzes der Dünste, überall emporstreben, nein, es findet auch bei allen andern Ständen statt. Die ganze Stufenleiter der Menschheit ist vom Nivellirungsgeist beseelt, vom Tagelöhner und Handwerker bis zum König hinan, zum König der Franzosen von Volkes Gnaden, der dem Niedrigsten die Hand reicht und sie ihm reichen muß, da er ihn zum König erhoben, und darauf stolz ist sein Lebelang.

Die obenauf schwimmenden Stoffe sind nicht zu allen Zeiten dieselben und jedes Jahrhundert hat seine eigene Aristokratie, die das vergangene Jahrhundert nach und nach emporgetragen hat, das folgende oft allzu plötzlich absetzt. Die Aristokratie der Kräfte schwand aus den Zeiten des Faustrechts, die der Geburt erstickte im eigenen Blute auf der revolutionnairen Guillotine, und eine andere Aristokratie stieg empor, die Aristokratie der *Intelligenz*. Jetzt herrscht die des Geldes; Kraft, Genie und Geld sind die verschiedenen Locomotive zur Größe, und wo deren mehre sich vereinen, muß es rasch emporsteigen. Auch Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit können zu Locomotiven werden, die in die Aristokratie emporsausen, und wenn Luxus und Wohlleben die Mehrzahl der Menschen entnervt und zur Arbeit unfähig gemacht hat, wenn das misverstandene Streben nach Oben sich vielleicht gar der Arbeit schämt, die Eitelkeit einer Überbildung sich in die Würde der Philosophie hüllt, wenn der Vornehme nicht arbeiten *kann*, der Geringe vornehm scheinen und nicht arbeiten *will*, da kann es wol geschehen, daß der nützliche Handwerkstand, der allen Ständen unentbehrlich ist, nach einigen Decennien sich zu der Aristokratie emporschwingt und daß der würdige Meister mit seinem gewonnenen Reichthum und seinen unzähligen Gesellen dereinst besternt und bebändert obenansteht. Wer weiß, was die Jahre mit sich bringen können! Wir sahen schon Potentaten sich vor einem Rothschild beugen — warum nicht einst auch vor einem würdigen Tischler, der, indem er Wiege und Sarg liefert, das Schicksal der Menschen schon ziemlich kräftig mit seiner ehernen Faust bezeichnet.

Unser jetziges Jahrhundert scheint bestimmt zu sein die Apotheose des Volks zu beginnen, und dem Manne des Volks werden tausend Hände entgegengereicht, um ihn empor aus der Vergessenheit zu ziehen. Aus dem Sumpf der Gemeinheit und der niedern Werkstatt steigt er herauf, und siehe da, er ist um *einen Kopf höher* als man glaubt, und die Rechte, die man ihm nicht willig gibt, wird er mit Gewalt fodern. Bei den Emeuten hat der Handwerker eine große Stimme und er ist bewaffnet. Er schwingt den Hammer des Schmieds, das Beil des Fleischers, die Feuerzange des Bäckers, den Feuerbrand des lange zurückgehaltenen Übermuths und alle andern Stände begegnen ihm mit Achtung. Die Reichbegüterten brauchen und fürchten ihn, der hohe Adel zieht höflich den Hut vor dem Handwerker, dessen Macht er einst erkannt, er kann nicht nur nützen, sondern auch schaden; des Plebejers Blut setzte einst die Guillotine in Bewegung, worauf das des Patriziers fließen mußte. Solche Dinge lassen sich nicht vergessen. Der Schriftsteller will ein großes Publicum, er schreibt für das Volk und will, daß das Volk ihn lese und Beifall zolle, deshalb muß er den Mann des Volks hochstellen, während das allgemeine Streben nach Humanität, welches jetzt Kerker zu comfortabeln Wohnungen, Armenhäuser zu Palästen umwandelt und Verbrecher begnadigt, die Menschenrechte stets im Munde führt und, wie vor Gott und Gesetz, auch in der socialen Stellung allen Menschen gleiche Rechte einräumen möchte.

Dieses Streben nun, welches sich jetzt in allen civilisirten Ländern regt, läßt in Frankreich sich lauter als irgendwo vernehmen und George Sand hat in dem vor uns liegenden geistreichen Werke dieses Streben in seinen Quellen und Motiven uns vor Augen gebracht. Das ganze Buch soll ein Schrei sein des jetzigen Frankreichs, wobei man die verschiedenen Stimmen deutlich vernehmen kann. Da sieht man den alten Grafen Villepreux, der dem Mann des Volks die Hand bietet, der die liberalsten Gesinnungen äußert, dem Carbonarismus und der Republikanerpartei sich zuneigt, dem Volke schmeichelt, weil er es fürchtet, doch es mit keiner Partei verderben, das Bestehende nicht umstoßen will, und während er sich häufig für die gleichen Rechte aller Menschen ausspricht, sich die eigenen Vorrechte recht gern gefallen läßt. Ihm gegenüber steht der alte Tischlermeister Huguenin, der in der Revolution die Axt geschwungen für Freiheit und Gleichheit, und die Kapelle zerstört, die er jetzt mit seinen Tischlergesellen wieder in Stand setzt. In ihm spricht sich die gezwungene Resignation in dem untergeordneten Verhältniß des Volks zu den Großen der Welt in einem gewissen Stolz aus, er dient ihm, weil es ihm selbst nützt.

In dem Schicksal der Kokette Marquise Desfresné, der Tochter eines Färbers, die den alten, abgelebten, bankrotten Marquis geheirathet, erkennt man besonders eine Stimme des Nivellirungsstrebens. Überall sieht man jetzt Vornehme, Adelstolze, Hochgestellte die Töchter reicher Banquiers und Kaufleute, die sie verachteten, heirathen. Das nennt man „fumer les terres", und der reiche Kaufmann gibt seine Töchter und sein mühsam errungenes Vermögen, um einen Marquis in der Familie zu haben, nachdem er sein halbes Leben achselzuckend und mit Nichtachtung sich über den Adel und dessen gemachte und gewährte Ansprüche geäußert hat. Das Volk, mit all seinem Herabblicken auf die höhern Stände beugt sich doch vor ihm und strebt unter ihn zu gehören; und wenn es nicht dazu gehören kann, so gibt es sich doch den Anschein. Fräulein Villepreux, der schönen, ruhigen Yseult, ist es wirklich Ernst mit der gleichen Vertheilung der Menschenrechte. Im Anfange sind zwar die Gewohnheiten des Lebens noch stärker als ihre Theorien, und sie meint, sie sei allein — wenn nur ein Handwerksbursche in ihrem Zimmer beschäftigt ist; des Handwerksburschen hohe Bildung, edles Streben und großer Charakter räumt aber den letzten Zweifel hinweg und sie liebt den Mann des Volks. Vielleicht stellt die Verf. die Vermuthung, daß sie eine Tochter Napoleon's, auf, um die Richtung ihrer Ideen für eine Napoleon'sche auszugeben.

Der Handwerker, Peter Huguenin, ist nun ein wahres Ideal von Handwerksburschen, und Ref. möchte zweifeln, daß es solche in Frankreich oder irgendwo gebe. Es ist in der That schwer für Leute, die den ganzen Tag in der Werkstatt arbeiten, den rauhen Hobel in der Hand, in der Gesellschaft roher Gesellen, durch Lecture der Werke von Rousseau, Franklin u. A. sich auf so hohen philosophischen Standpunkt emporzuschwingen und die feinen Manieren und Sprache der höhern Gesellschaft, nebst der so gründlichen Bildung sich anzueignen. Peter Huguenin ist der Typus der Handwerker, wie sie sein könnten, vielleicht *einst* sein werden. Mit der gesteigerten Kunst muß sich auch die Intelligenz steigern; was sonst nur mit der Geschicklichkeit der Hand vollbracht wurde, geschieht jetzt mit Hülfe mathematischer Berechnungen; das Handwerk schließt jetzt schon die Wissenschaft ein und diese ist ein Boden, worauf allerdings sich ein stolzes Gebäude aufführen läßt. Daß der nicht nur zum Arbeiten, sondern auch zum Denken gebildete Handwerker einen Einfluß im Staate haben, eine Umwälzung herbeiführen kann, ist nicht zu leugnen. Jedermann weiß, daß ein großer Theil der arbeitenden Classe in verschiedene geheime, nicht durch die Gesetze anerkannte, aber lange durch die Policei geduldete Gesellschaften, welche den Namen Verpflichtungen (devoirs) annehmen, verbündet ist. Verpflichtung ist in diesem Sinne synonym mit Doctrin, und die große, wenn nicht einzige Doctrin

dieser Verbindung ist das Princip von Verbindung selbst. Vielleicht war im Anfange dieses heute so abgesondert bestehende Princip auf einen Körper von religiösen Grundsätzen, von durch den Geist der Zeit eingeflößten Dogmen und Symbolen gestützt. Verschiedene Gebräuche dieser Verpflichtungen gehen nach dem Einen bis ins Mittelalter, nach Andern zu einem noch höhern Alterthum hinauf, und das Symbol des Salomon'schen Tempels herrschte meistentheils in ihnen vor, sowie man es auch bei den Freimaurern sieht.

Die Verfasserin, welche aus einem kleinen, kürzlich vom Schreinergesellen Avignonnales herausgegebenen Buch: „Die Gesellenzunft“, ihren Stoff geschöpft, sagt unter andern in der Vorrede: „Lautier hat im J. 1836 ein sehr gut ausgeführtes Gedicht über die Verfolgungen bekannt gemacht, in denen sich die Verpflichtungen der Schuhmacher siegreich behaupteten. Es sind in diesem Gedichte sehr schöne Verse, was den volksthümlichen Barden nicht abhielt, vortreffliche Stiefeln zu machen. Auch von einem Bäcker im südlichen Frankreich las man schon öfters Gedichte. Es wird mit den wahren, den andern Classen so wenig bekannten Volkssitten eine neue Literatur zu schaffen sein; diese Literatur beginnt in der Mitte des Volks selbst und wird, bevor wenig Zeit verflossen, siegend aus ihr hervorgehen. Dort ist es, wo die romantische Muse sich an der auf das äußerste revolutionnairen Muse, die seit ihrem Erscheinen in der Literatur sich ihren eigenen Weg sucht, wieder stählen wird. In dem kräftigen Geschlecht wird sie die verständige Jugend finden, die sie zu ihrem Aufschwung bedarf.“ In Deutschland zeigte sich bisher das Aufwärtsstreben der Handwerker nur durch vermehrtes Wohlleben, vergrößerten Luxus, und indem sie sich Künstler nannten, wenn auch die Kunst nichts von ihnen zu wissen schien, und die politischen Tendenzen, die sich in die Verbindungen der französischen Handwerksburschen seit einigen Jahren zu mischen anfingen, waren den deutschen noch fremd. Doch in neuerer Zeit hat sich auch in Deutschland eine Verzweigung der Gesellschaft der Menschenrechte bemerken lassen, welche mit dem französischen Musterstamme in Verbindung steht, und die jungen, auf ihrer Wanderschaft durch Frankreich angeworbenen Handwerker gaben hinlängliche Nachweisung über die neuerdings den Verbindungen eingeimpften politischen Tendenzen, die sich sogar mit Absetzung der Monarchen und Einsetzung von Republiken beschäftigen. So steht denn zu vermuthen, daß dieses geistreiche Werk von George Sand auch in Deutschland Leser finde. Ob nun George Sand wohlthat es zu schreiben, ob der Übersetzer wohlthat es zu übersetzen? Worte haben oft die wunderbare Kraft der Posaunen Israels vor den Mauern von Jericho. Sie können Schranken niederreißen, besonders wenn diese Schranken schon so wankend sind. „Leicht aufzuregen ist das Reich der Geister“, und wenn der jetzt in allen Leihbibliotheken abonnirte Handwerker ein Buch mit dem Titel „Der Handwerksbursche“ im Katalog findet, wird er gewiß nicht ermangeln es zu lesen. Man möchte wol nicht leicht einen Peter Huguenin unter unsern Handwerkern finden, sie sind noch nicht reif zur Aristokratie, weder im Einzelnen noch in der Masse, und wenn auch ein solches Buch bei uns noch nicht eine Revolution herbeiführen und reifen wird, so kann es doch auf einzelne Gemüther — auf den Geist der Verbindungen schädlichen Einfluß haben.

Die Übersetzung ist nicht gut, man fühlt zu sehr die Originalsprache in den oft ganz französischen Wendungen heraus. Eine gelehrte Feder hat zwar richtig ins Deutsche übertragen und dieses Buch bietet manche Schwierigkeit — aber das französische Meisterwerk muß auch ein deutsches werden, und hier ist das nicht der Fall; manche Stellen sind ganz sorglos und schwerfällig und schaden dem Ganzen. Fanny Tarnow übersetzt besser. „Der französische Handwerksbursche“ ist für ein gebildetes Publicum geschrieben, bei welchem es viele Gedanken anregen muß. Die beiden Liebesverhältnisse der vornehmen Damen mit den Handwerkern möchten wol unsern deutschen Begriffen mit Recht Anstoß geben. Das Volk im Ganzen ist schön und groß, im Einzelnen aber gemein, roh und unbedeutend. Wenn auch mancher Cavalier sich zu dem Worte in „Faust“ bekennt: „Die Hand, die Samstags ihren Besen führt, wird Sonntags mich am besten caressiren“, so möchten wol unsere wohlerzogenen, feingebildeten Damen den Hobel führenden Händen nicht gleiche Rechte zugestehen. Doch wußte die Verfasserin der Liebe der edeln Yseult von Villepreux zu dem Helden Peter Huguenin das ganze Interesse des Lesers zuzuwenden, sodaß er eingestehen muß, daß, wenn der Handwerker auf dieser Stufe steht und das Fräulein die geselligen Vorurtheile in diesem Grade abgestreift hat, keine Kluft mehr zwischen beiden existirt und jene wahre, auf Achtung basirte, von der Phantasie beflügelte Liebe zum höchsten Schwung berechtigt ist. Die Neigung der frivolen, koketten Marquise zum jungen, schönen Amaury, Peter's Freund, ist weniger edel gehalten, sie beruht auf Sinnenrausch von Seiten der Frau, auf Eitelkeit von Seiten des Mannes, sie muß an den Verhältnissen scheitern, da kein höheres geistiges Princip sie über die Verhältnisse erhebt. Die vornehme Dame konnte wol aus Liebe ihres Ranges vergessen, aber nicht ihn aufgeben. Wenn auch ehedem die hochgestellte Marquise und Weltfrau den Bedienten, den gemeinen Mann zum Amant nehmen, entlassen und in die niedere Sphäre zurückschicken konnte, so geht das doch jetzt nicht mehr mit dem Manne des Volks. Mit ihrer Umarmung räumt die vornehmste Frau ihm Rechte ein und erhebt ihn zu ihres Gleichen, vielleicht sogar zu ihrem Tyrannen, und solche Verhältnisse lösen sich nur mit Kampf. Sehr fein ist die Schattirung der liberalen Gesinnung des Grafen herausgehoben, indem er der Nichte seine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem geliebten Amaury gibt, und als Yseult, seine Enkelin, dadurch ermuthigt, ihre Liebe zu Peter Huguenin, den der Graf so hochstellte und auszeichnete, gesteht, vor Schreck ohnmächtig wird. Ein sprechender Beweis, daß die Stände trennenden Schranken zwar wankend, aber noch nicht zusammengefallen sind. Gott Lob! denn wer weiß, was aus deren Trümmern hervorgehen wird! 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 72. —— 13. März 1842.

Theaterroman. Von August Lewald. Mit Federzeichnungen. Fünf Bände. Stuttgart, Krabbe. 1841. 8. 8 Thlr. 22½ Ngr.

Der unermüdlich fleißige Lewald hat vor den Coulissen viel und noch mehr hinter ihnen erlebt und beobachtet. In gegenwärtigem „Theaterroman" kramt er nun den reichen Schatz seiner Erfahrungen vor dem Leser aus, in der Bude eines Romans, dessen Inhalt bunt genug ist, dessen Interesse jedoch weniger in den romanhaften Verwickelungen liegt als in den Personen, in den eigenthümlichen Conflicten und seltsamen Abenteuerlichkeiten, wie sie auf der Welt der Breter und hinter ihr sich ereignen; der Verf. schreibt weniger einen Roman als ein Lebensbild, er portraitirt und stellt seine Portraits zu Genrebildern zusammen. Er zerlegt eine Welt, aber jene Welt in einer Nuß, die man Theater nennt. Lewald spricht sich über seine Tendenz in der Vorrede deutlicher aus.

Das Theater — sagt er — bildet in unsern gesellschaftlichen Beziehungen im engern Sinne das einzige, öffentliche Element, und wer fühlte nicht die bittere Ironie, die in den Worten liegt: um das Theater gruppirt sich unser ganzes Leben? Der Schein dient der Wirklichkeit zur Folie, ergänzt sie, verleiht ihr das, was sie reizvoller erscheinen läßt u. s. w.

Es ist wahr, wir Deutschen fallen aus den Wolken der erhabensten Abstractionen, von den Gipfeln der gelehrtesten Combinationen, von der Montblanc-Spitze der Weltgeschichte selbst immer wieder auf die geduldigen Breter der Bühne zurück, welche nur für uns Deutsche die Welt bedeuten. Jeder junge Hegelianer in Berlin, der sich mit dem Anschein des Fürsichseins aufs angelegentlichste beschäftigt, gukt ebenso gern einmal hinter die Coulissen und secirt Seydelmann's letzte Darstellung; der tiefste Schüler Hegel's, welcher die Logik mit dem Sprachnebel eines religiösen Mystikers umgibt, sucht mit einem Trauerspiele die Bühne zu erobern? Rötscher schreibt ein Lehrbuch für Schauspieler, Böckh, der den Philologen nicht verleugnen darf, richtet die „Antigone" ein und schreibt gelehrte Artikel über deren Aufführung und das athenienſische Theater, ja selbst manche preußische Gardelieutenants sehen lieber die „Sieben" oder „Vierzehn Mädchen in Uniform" als ihre Compagnie aufmarschiren, und unsere Radicalen begnügen sich zuletzt mit dem „Aufruhr im Serail". Die Engländer und Franzosen sind allerdings besser daran, sie spielen selbst auf der Bühne der vaterländischen Geschichte mit, ohne wie die Deutschen, welche demselben Gelüste fröhnen wollten, aus dem Lande weggetrommelt und weggepfiffen zu werden. In England und Frankreich ist jeder Minister ein Schauspieler, welcher öffentlich auftritt und sich in den Journalen recensiren läßt; in Deutschland ist eben das Theater selbst der Abzugskanal für die stürmischen Empfindungen des Parterre, oder in kleinen Städten, welche kein Theater besitzen, wenigstens der Prediger auf der Kanzel, dessen Mimik, Gesticulation und Recitationen von den Frauen, Muhmen und Basen der Stadt recensirt werden; denn ohne Ausübung der Kritik läßt sich in unsern recensirlustigen Tagen auch die gläubigste Frau Muhme nicht denken. Diese Vorliebe für das Theater läßt Lewald's „Theaterroman" als ein durchaus nicht unzeitgemäßes Unternehmen erscheinen, und es kann ihm um so weniger an Lesern und Käufern fehlen, da der Name des Verf. unter den Liebhabern und Mitgliedern der Bühnenwelt ein viel genannter und geachteter ist.

Seine Tendenz geht dabei dahin, alle schönen Illusionen, womit das Theater gegenwärtig vor den Blicken der Welt prunkt, wegzulöschen, den Körper der Bühnenwelt langsam zu skelettiren, die kranken und faulen Stellen im Organismus derselben aufzudecken und zu zeigen, wie wenig Mark in den Knochen dieses Körpers, wie wenig Saft in seinen Gefäßen, wie wenig echtes Lebensblut in seinen Adern ist. Diese Operation ist ihm denn auch in gewisser Hinsicht trefflich gelungen; alle kleinen und großen Schwächen, alle Lächerlichkeiten und blendenden Laster Derer, welche die Bühne verwalten oder von den Verwaltern verwaltet werden, treten dabei an das Licht des vor seiner eigenen grellen Helligkeit zusammenschreckenden Tages. Die Liebe und Rücksichtslosigkeit, womit Lewald hierbei verfährt, mag insofern nicht ohne Verdienst sein, als sie bewirkt, daß die Getroffenen, oder Diejenigen, welche sich getroffen fühlen sollten, in ihre eigene Hohlheit und Flachheit einen lehrreichen Blick werfen können, wenn sie sich in dieser Gestalt widergespiegelt sehen. Man dürfte sich davon eine tief greifende moralische Wirkung versprechen, wäre nur eben jene Herz- und Rücksichtslosigkeit wenigstens in dem Grade rein sittlich, als sie unpoetisch ist. Die Tendenz dieses Buches

aber ist theilweis zu boshaft, um einen moralischen Eindruck zu erzielen, und eine boshafte Tendenz wird nie poetisch wirken. Daher ist, bis auf wenige Stellen, die nackte Lebensprosa in diesem Romane vorherrschend, oft sogar wol noch überboten und carikirt. Figuren, wie der Jude Aaronheim, der Recensent Ladewitz, der Intendant Freiher Pissjahn von Hegelfingen, der berühmte Schauspieler Leinweber und dessen Frau sind mit wahrhafter Wollust bis auf die kleinsten Fasern und menschlichen Schwächen secirt und dargestellt. Man sieht ihnen leider nur allzu sehr die Protraitähnlichkeit an; man erstaunt und erschrickt über die Wahrheit des Conterfeis, die freilich nicht selten überwahrheitet sein dürfte, man findet diese Figuren naturgetreu, aber unpoetisch. Zudem sind sie mit einer ungemeinen Umständlichkeit, die überhaupt für dieses Buch charakteristisch ist, ausgemalt, bis auf die Fingernägel, Zähne, Haare und Waden, bis auf den kleinsten Fleck und Flick an den Kleidern. Über diese Copirtreue mögen Andere, wie auch Lewald selbst, anderer Meinung sein als der Berichterstatter, der, bei allem Respect vor Lewald's Geschicklichkeit, zu schildern und zu malen, doch mit dem Princip nicht einverstanden ist. Lewald selbst sagt in der Vorrede:

Es wurzelt eine fromme Scheu bei Vielen vor allem Dem, was die Persönlichkeit berührt. Es gibt sogar Eiferer, welche diese für etwas so Heiliges erachtet wissen wollen, daß sie eine Schilderung derselben, und trüge sie auch unverkennbare Spuren der Meisterschaft an sich, als etwas Unerlaubtes und höchst Strafbares bezeichnen. Ist es jedoch nicht der niedrigste Grad von Egoismus, der diese Eiferer antreibt? Ist es nicht die lächerliche Eitelkeit, die es übel nimmt, wenn der Maler die Warze wiedergibt, die dem weisen Manne einige Ähnlichkeit mit Klaus Narr oder Eulenspiegel verleiht? u. s. w.

Das wäre etwa die mikroskopisch genaue Manier Denner's; der Berichterstatter seinerseits erklärt jedoch, daß er ein Portrait von der nobeln Auffassung eines Tizian oder van Dyck den Denner'schen Portraits beiweitem vorzieht. Aus demselben Principe, welches Lewald befolgt, resultiren auch die Portraits von Schriftstellern, wie sie gewisse Journalisten und Broschürenschreiber unter dem Titel: „Zahme Persönlichkeiten", „Literarische Bildergalerie" u. s. w. veröffentlicht haben. Da liest man von niedergetretenen Stiefeln, gebückter Haltung, hochblonden Haaren, schielenden Augen u. dgl., es sind förmliche Steckbriefe, womit man vorkommenden Falles der Policei vorarbeitet, die dann nur auf Nummer so und so des Blattes so und so sich zu berufen hat. Oder dient die Schilderung einer zufälligen Warze, eines Leberflecks, eines Muttermaals wirklich dazu, uns auch die Psyche des Geschilderten zu erklären? Neben jene Gestalten und andere der Art hat nun freilich Lewald auch Figuren besserer Art gestellt, die schwärmerischen Kunstjünger Lucile, Alfred, vor Allen den redlichen und darum hypochondrisch vereinsamten Künstler Balder, den Antipoden Leinweber's, und den verwilderten originellen Schauspieler Stein. Dies ist auch die Partie, worin wir dem edlern und poetischern Theile des Verf. begegnen. Namentlich enthält eine Unterredung zwischen Stein und Balder über Iffland eine vortreffliche Analyse mehrer Iffland'schen Darstellungen, die wir allen Künstlern und Kunstjüngern zur Beachtung empfehlen müssen. Dabei wird viel Interessantes über das eigenthümlich eifersüchtige Verhältniß des großen Schröder zu Iffland erzählt, manche anziehende und ergötzliche neue Anekdote beigesteuert und namentlich mit großer und ehrenwerther Begeisterung Iffland nicht blos als Künstler, sondern auch als Mensch und Charakter gefeiert. Sehr treffend ist, was Lewald durch seinen Liebling Balder am Schlusse dieser Unterhaltung über Jetzt und Sonst bemerken läßt.

Wie heute Iffland — sagt Balder —, so war es auch sonst wol irgend eine erhebende Rückerinnerung der Kunst und des Lebens, oder eine neue Vorstellung an dem Abende gewesen, deren Interesse uns aufregte, zu Debatten anfeuerte und den Schlaf von unsern Augen scheuchte. Dies hat sich Alles mächtig geändert, und ich glaube nicht, daß die jüngern Mitglieder unsers Hoftheaters jetzt solchen Geschmack theilen würden. Was sollte auch eine schon vorübergegangene Vorstellung ihnen noch zu sprechen geben, gibt sie ihnen doch vorher nicht einmal viel zu denken! Es ist nicht zu hart, was ich da sage, wenn es gleich so klingen mag. Heutzutage sieht Alles nur zu sehr auf den materiellen Gewinn. Das fatale Wort „praktisch" ist Mode geworden, und wahrlich, die blos praktischen Menschen sollten überall anzutreffen sein, nur nicht auf dem Kunstgebiete. Was kümmerten wir uns sonst wol viel um die Gage? Rollen wollten wir vor Allem, kein Geld! Von Rollen lebten und athmeten wir, nicht von Essen und Trinken. Ich kannte einen jungen Schauspieler, dem die Gage sehr knapp zugeschnitten war, der aber, als sein Contract zu Ende lief und man ihm einen neuen mit Gehaltsverbesserung antrug, die Bedingung stellen wollte: noch weniger Gage wie bisher, aber bessere Rollen! Das ist schön und edel, aber es ist wahr, und klinge es wie ein Märchen. Die liebenswürdige Naivetät des Künstlers schwindet immer mehr von der Bühne und das Bewußtvolle macht sich immer breiter zum großen Nachtheile der Leistungen. Alles strebt nach Gagenvermehrung, um außer dem Theater den größten Glanz um sich zu verbreiten, alle Moden mitzumachen, sich mit Comfort zu umgeben und es so zu treiben, wie es alle andern gemeinen Creaturen der Schöpfung haben können, die nicht Künstler sind u. s. w.

Solche Raisonnements, die von tiefer Kenntniß der gegenwärtigen Bühnenverhältnisse zeugen, finden sich in diesem Buche noch viele. Überhaupt ist die Episode mit Stein vorzüglich gelungen und seine Art zu sein wie sein Tod, bei aller Einfachheit der Darstellung, eigenthümlich rührend. Man wird durch ihn zugleich in das Elend kleiner herumziehender Truppen eingeweiht. Folgender Zug scheint, wie das Meiste in diesem Buche, dem Leben entnommen zu sein. Der eben genannte Schauspieler Stein befand sich bei einer Truppe, deren Director in einer kleinen Stadt wegen des allzu dürftigen Besuchs in die größte Verlegenheit und in Schulden gerieth. Wie sollte er seinen Abzug aus dem Städtchen bewerkstelligen? Da kam er auf ein sinnreiches Mittel. Der älteste Schauspieler bei der Truppe war Stein.

Am andern Morgen — läßt Lewald seinen Balder erzählen — verkündeten die Zettel, daß nach dem Schauspiele ein ausgedienter Künstler sein funfzigjähriges Jubiläum feiern werde und von dem Director eine Benefiz und dann, im Beisein aller Collegen und des Publicums, einen Pokal, als Lohn für seine Verdienste, erhalten solle. Eine höfliche Einladung und Bitte um zahlreichen Besuch an den hohen Adel, das hochlöbliche Militair und das verehrungswürdige Publicum, wie solches

üblich war, fehlte nicht. Dies lockte und das Haus war voll. Ich war unter den Zuschauern. Das Stück war zu Ende und nach einer Pause rauschte der Vorhang wieder in die Höhe. Ein wirklich rührendes Schauspiel zeigte sich den Blicken. Auf der einen Seite der Bühne waren die Herren in schwarzer Kleidung, auf der andern Seite die Damen in weißer Kleidung rangirt; in der Mitte stand mein Freund, in trübseligster Verfassung, ein weißes Schnupftuch in den Händen. Der Requisiteur hatte einen großen zinnernen Humpen, das Prachtstück seiner Vorräthe, blank scheuern müssen, und der Director stand jetzt da, um dies Kleinod dem Jubilar zu überreichen. Obgleich die Worte, die er dabei sprach, nicht ohne die gehörige Salbung waren und bei vielen Zuschauern auch nicht ohne Rührung vorüberschwebten, so wunderte ich mich doch, daß mein Freund wirklich so ergriffen war, daß er die einstudirte Antwort vor Thränen nicht herauszubringen vermochte. Der Eindruck, den die Scene machte, war von der höchsten Wirkung und der Erfolg so belohnend und aufmunternd, daß das Publicum am folgenden Tage zu einer Wiederholung des Festes eingeladen werden konnte. Der Director war durch diesen unschuldigen Kunstgriff in den Stand gesetzt, seine Schulden zu bezahlen und die Gesellschaft flott zu machen. Später verließ er keine Stadt, ohne das beliebte Intermezzo zu feiern, denn der geschenkte zinnerne Pokal wanderte immer wieder, nach beendigter Feierlichkeit, in die Requisitenkammer zurück, und wenn die Noth manchmal aufs Höchste gestiegen war und die Leute nicht aus noch ein wußten, dann umdrängten sie meinen armen Freund und riefen: Jubiliren Sie doch — Herr Director, lassen Sie ihn doch wieder einmal jubiliren — und so ward auch endlich immer der Mangel für den Augenblick bewältigt.

An solchen aus dem Leben gegriffenen Zügen — denn dergleichen kann nur das gequälte Gehirn eines verschuldeten Theaterdirectors ersinnen — ist das Buch überaus reich. Die tragikomische Scene ist auch in einer Federzeichnung dargestellt, welche unter den Bilderzugaben im ersten und zweiten Bande wol die gelungenste genannt werden kann. Sonst haben wir den Federzeichnungen, welche die bekannten englischen zu Boz' Romanen ängstlich sich zum Muster genommen haben, wenig Geschmack abgewinnen können. Carikirte Darstellungen gelingen den deutschen Zeichnern überhaupt nicht.

Dies waren etwa des Berichterstatters Ansichten über Lewald's Roman, nachdem er die beiden ersten Bände gelesen hatte. Inzwischen erschien auch die Fortsetzung und der Schluß des Buches, in nicht weniger als fünf Bänden bestehend. Der Verf. hatte uns als didaktischer Schriftsteller so viel zu sagen, daß er als Romanschreiber das gewöhnliche Maß von drei bis vier Bänden überschritten und sogar unsern Romanlesern von Profession die Lecture seines Buches zu einer etwas schwierigen Aufgabe gemacht hat, zumal da zwischen den verschiedenen Partien der romanhafte Faden oft abreißt und der Thatbestand sich immer nur auf der beschränkten Scheibe des Theaterlebens hin und herdreht. Daß sich in Beziehung auf das Schauspiel- und Schauspielerwesen auch in diesen drei Bänden vieles Gute, vieles Beherzigenswerthe findet, wollen wir nicht leugnen. Das Buch nimmt sogar in der ersten Hälfte des dritten Bandes einen schönen und spannenden Anlauf zu einem wirklichen Roman. Namentlich erregt Erlinde, das geheimnißvolle zarte Wesen, welches sich in der Gewalt eines herumziehenden Grimassiers befindet, das Interesse des Lesers. Ihr Verhältniß zu dem schwärmerischen Alfred ist von dem Verf. tief gefühlt, innig dargestellt und fast die einzige Partie des Buches, über welcher ein gewisser poetischer Anhauch schwebt, während sonst die nackte Lebensprosa vorherrschend ist oder sich jeden Augenblick in die poetischen Mysterien, oft ebenso unerwartet wie unerwünscht, eindrängt und dem Buche gleichsam wie einem Schmetterlinge den farbigen Schmelz von den Flügeln wischt. Gleich im letzten Drittel des dritten Bandes findet sich diese Prosa, um so zu sagen, faustdick und in peinigender Weise aufgetragen, in der Verführungsgeschichte der unglücklichen Choristin Henriette Kanter, welche einem Fürsten, dann einem Banquier zum Opfer fällt und, nachdem sie durch viele, immer schmuzigete Hände gegangen ist, endlich im Elende endet. Die planmäßige Unterminirung ihres Rufes und ihrer Unschuld mag leider im wirklichen Leben nicht ohne Beispiel sein und ist vielleicht einem wirklichen Lebensbegebnisse nachgezeichnet; doch glauben wir kaum, daß diese ungeschminkte Darstellung, die oft an das Ekelhafte streift, einem Romanschreiber vom ästhetischen Standpunkte erlaubt werden könne. Das Portrait der Kupplerin, die unsaubern Gespräche zwischen dem Schauspieldirector, der Schauspielerin Hauptmann und dem Arzte — wobei letzterer behauptet, daß, medicinisch betrachtet, die häßliche Krankheit, woran Henriette angeblich leiden solle, nicht ehrenrühriger sei als ein verdorbener Magen —, die ärztliche Untersuchung, welcher sich endlich die Unglückliche in Gegenwart ihrer Schwester unterwirft, dies Alles sind Momente, welche dem ästhetisch fühlenden Leser wirklich den Magen verderben können. Die mit moralischer Entrüstung vorgetragene Betrachtung über das Elend gefallener und zu feilen Dirnen ausgearteter Mädchen billigen wir ihrem Inhalte, nicht ihrer Form nach; wie jene ausgestoßenen Mädchen selbst sollten dergleichen nackte Betrachtungen ausgestoßen bleiben in einem Romane, welcher doch immer die Bestimmung hat, ein gemischtes Publicum ästhetisch gebildeter Leser zu befriedigen und in die Hände zartfühlender Leserinnen zu gelangen. Im Übrigen verfolgt Lewald auch in den drei letzten Bänden mit eiserner Consequenz seine Tendenz, in Situationen und Personen darzuthun, wie faul, wie schadhaft, wie leer an wahrem Gehalte die gegenwärtigen Theaterverhältnisse sind. Selbst Lucile, von dem man einen höhern Aufschwung erwartete, geht unter und jagt sich zuletzt eine Kugel durch den Kopf; Erlinde, der wir ein besseres Loos gewünscht, tritt zuletzt bei einer Bande herumziehender Schauspieler in armseligster Gestalt wieder auf, und Alfred, der noch am dauerndsten in diesem Romane beschäftigt ist, während die meisten Übrigen alle Augenblicke außer Curs kommen oder nach flüchtigem Auftreten ganz beseitigt werden, verkümmert mit all seiner Poesie in einer philisterhaften Ehe, bis endlich noch auf dem Sterbebette der Schauspieler in ihm wiedererwacht. Die geheimen Familienverwickelungen, worin unter andern auch Erlinde und die schöne Tänzerin St.-Viol verflochten sind, regen noch hier und

du das Interesse des Lesers am Buche als Roman wieder an, ohne es ganz zu befriedigen; die letzten Capitel scheinen aber sehr auf der Flucht geschrieben zu sein und sprechen das innere Bedürfniß des Verf., recht bald mit seinen Personen zum Abschluß zu kommen, deutlich aus. Der Verf. hat nach eigenem Geständnisse an diesen fünf Bänden nur sechs Monate gearbeitet. Diese Fruchtbarkeit scheint uns zu luxuriös und übereilt, obgleich wir unsere Bewunderung ausdrücken müssen, daß trotz dieser Dampfschnelle, abgesehen von der oft vernachlässigten Sprache, viele Partien sauber und sorgsam ausgearbeitet und gelungen erscheinen. Namentlich sind auch die drei letzten Bände reich an einzelnen trefflichen und beachtenswerthen Reflexionen über Schauspieler, Schauspielwesen und theatralische Kunst. Von den Illustrationen gilt so ziemlich Dasselbe, was über diejenigen der beiden ersten Bände gesagt ist, obgleich das Titelbild vor dem dritten Bande eine gelungene Ausnahme macht. Das Ganze, außerdem durch die Mannichfaltigkeit und Fülle von Situationen, Lebensbildern und Personen anziehend, ist jedenfalls Allen zur Lecture zu empfehlen, welche in das intriguante, eitle, scheinbar glänzende, theilweise faule, bornirte, lügenhafte und selbst demoralisirte Wesen der gegenwärtigen Bühnenverhältnisse einen lehrreichen Blick gewinnen wollen. Gegen einzelne Caricaturen, Verzeichnungen und absichtliche oder unabsichtliche Übertreibungen, von denen wir den Verf. durchaus nicht ganz freisprechen können, muß der Leser freilich auf seiner Hut sein. 29.

Notizen aus Rußland.

Am 1. Januar 1842 hielt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ihre erste Plenarsitzung, seit dieses Institut durch die bisherige russische Akademie erweitert worden ist und dadurch an Bedeutung für die russische Literatur gewonnen hat. Die russische Akademie, die nur einen integrirenden Theil der Akademie der Wissenschaften bildet, wurde unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. gestiftet und am 21. October 1783 wurde unter dem Vorsitze der Fürstin Daschkow, einer geschätzten Schriftstellerin, die vielen gelehrten Gesellschaften angehörte, die erste Sitzung gehalten. Ausbildung und Erforschung der russischen Sprache war der besondere Zweck dieser Akademie. Vom Jahre 1813 an war der berühmte Admiral Schischkow Präsident derselben. Unter ihm erhielt die Akademie von der russischen Regierung eine neue Organisation und seitdem eine jährliche Aussteuer von 60,000 Rubeln. Das wichtigste Werk, das von dieser Akademie ausgegangen ist, ist das große etymologische Wörterbuch der russischen Sprache, zu dem Katharina II. selbst den Plan entwarf und dessen dritte Ausgabe gegenwärtig erscheint. Außerdem aber hat die Akademie in einem fortlaufenden periodischen Werke über ihre Wirksamkeit Bericht abgestattet. Um die geistigen Kräfte Rußlands zu concentriren, hat der Kaiser Nikolaus neuerdings durch einen Ukas vom 31. October v. J. diese russische Akademie der großen Akademie der Wissenschaften einzuverleiben befohlen. „Die russische Literatur auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte", sprach der Präsident der Akademie, Minister Uwarow, in der obenerwähnten Sitzung, „bedarf zu ihrem weitern Fortschreiten des Zuflusses von allen menschlichen Wissenschaften und Kenntnissen, und in aufmerksamer Sorge um ihr künftiges Gedeihen hat der Kaiser die beiden höchsten wissenschaftlichen Institute zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden." Demnach besteht nun die Akademie der Wissenschaften aus drei Abtheilungen: 1. aus einer Abtheilung für Physik und Mathematik, 2. aus einer Abtheilung für russische Sprache und Literatur, 3. aus einer Abtheilung für Geschichte und Philologie. Der Wirkungskreis der zweiten Abtheilung besteht besonders in Erforschung der Eigenthümlichkeiten der russischen Sprache und in faßlicher und einfacher Darstellung der Sprachgesetze, ferner in Erforschung der übrigen slawischen Mundarten mit Bezug auf die großrussische und in Ausarbeitung einer vollständigen russischen Literaturgeschichte. Die ausgezeichnetsten russischen Literaten sind Mitglieder dieser Section für russische Sprache, wie der Metropolit von Moskau, Philaret, der Staatsrath Arsenjew, der Staatsrath Wostokow, der Fürst Wjasemski, der Professor Dawidow zu Moskau, der Staatsrath Zukowski, der Prof. Kaczenowski zu Moskau, der Staatsrath Krylow, der General Michailowski-Danilewski, der Prof. Pogodin in Moskau, der Staatsrath Jasykow; unter den Adjuncten derselben Section befinden sich der Collegienrath Strojew und der Prof. Schewyrew zu Moskau. Der Präsident der zweiten Abtheilung erhält jährlich 1429 Rubel, zu Prämien für Akademiker sind jährlich 8500 Rubel ausgesetzt, zur Unterstützung und zu Reisen junger Gelehrten 1000 Rubel, zu den Arbeiten der Akademiker 4000 Rubel, der ganze Etat dieser Abtheilung ist auf 15,272 Rubel 70 Kopeken Silber bestimmt. Ein ordentliches Mitglied derselben ist auch in das Verwaltungscomité der Akademie aufgenommen worden, überhaupt sind die bisherigen Mitglieder der russischen Akademie in die Rechte der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften getreten.

In Rußland erscheinen gegenwärtig 56 periodische Schriften: 1) Die Moskauer Zeitung; 2) die Gouvernementszeitung; 3) die Bekanntmachungen des Senats; 4) Pariser Modenzeitung; 5) das Bildermagazin; 6) Journal für Landwirthschaft; 7) der Moskwicin; 8) das Therapeutische Journal; 9) die Jahrbücher des Gartenvereins; 10) die Petersburger russische Zeitung; 11) die Petersburger deutsche Zeitung; 12) Bulletin scientifique; 13) der Russische Invalid; 14) die Literaturzeitung; 15) die Petersburger Senatszeitung; 16) die Russische Handelszeitung; 17) die Deutsche Handelszeitung; 18) das Journal de St.-Petersbourg; 19) die Bergwerkszeitung; 20) das Journal für Industrie und Handel; 21) der Sohn des Vaterlandes; 22) die Lesebibliothek; 23) die Vaterländischen Memoiren; 24) die Nordische Biene; 25) das Kriegsjournal; 26) das Militairisch-medicinische Journal; 27) das Journal des Ministeriums des Innern; 28) die Lecture für Christen; 29) Revue étrangère; 30) das Journal des Ministeriums der öffentlichen Aufklärung; 31) der polnische Tygodnik petersburski; 32) der Freund der Gesundheit, ein populair-medicinisches Blatt; 33) das Journal für Forstwissenschaft; 34) die Landwirthschaftliche Zeitung; 35) die Odessaer Zeitung; 36) der Zeitgenosse; 37) die Musikalische Anthologie; 38) Repertoire, Sammlung von Concerten; 39) Thalia, 40) Filomela, 41) Abende der Musen, drei musikalische Sammlungen; 42) das (deutsche) Journal der Pharmazie; 43) die Schrift für Weltleute; 44) Sammlungen von Stickereien; 45) Industrielle Nachrichten; 46) Journal der Landescommunication; 47) der Nouvellist, musikalische Zeitschrift; 48) das Journal für Veterinairkunde; 49) Zeitung für Realwissenschaft; 50) der Leuchtthurm; 51) Messager de Petersbourg; 52) der Russische Bote; 53) der Ökonom; 54) das Journal des Ministeriums der Staatsländereien; 55) das Repertoire des russischen Theaters und 56) The St. Petersburg english-review. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 73. —— 14. März 1842.

Französische Kritik deutscher Philosophie.

Von der Beschäftigung französischer Literaten mit deutscher Sprache, deutscher Poesie, selbst deutscher Wissenschaft haben deutsche Blätter schon oft Rechenschaft zu geben und Proben darzubieten gehabt; selten aber ist ein Versuch zu besprechen, welchen der französische Geist macht, sich an den schwierigsten Theil unserer Literatur zu wagen, an die deutsche Philosophie. In Berlin bei Asher und Comp. ist vor kurzem ein Schriftchen des Dr. Gros erschienen: „De la personnalité de dieu et de l'immortalité de l'âme. Examen de quelques résultates de la philosophie allemand." (8. 1 Thlr.) Daß ein Pamphlet von 134 Seiten nicht geeignet sein kann, die französische Nation mit unserer Art des Philosophirens näher bekannt zu machen, versteht sich von selbst; überdies tritt der Verf., der es in seiner Schrift nur mit der Hegel'schen Schule zu thun hat, als ein Gegner nicht blos der sogenannten Linken, sondern des Systems überhaupt auf. Es ist in der That gar nicht seine Absicht, den Franzosen eine Brücke herüber in das Land unserer Philosophie zu bauen; vielmehr will er offenbar auf unserm eigenen Boden in die Reihen der Kämpfer treten, und daß er französisch schreibt, geschieht wol nur deshalb, weil er in seiner Muttersprache sich mit größerm Selbstvertrauen bewegen kann. Um so willkommener muß uns eine solche Schrift sein; denn sie stellt sich von vornherein als ein Product nicht jener Charlatanerie, der wir bei seinen literarischen Landsleuten so oft begegnen, sondern ernster und wahrhaften Antheil an der Arbeit des deutschen Geistes nehmender Bestrebungen dar. Daß der Verf. bei der Wahl seines Gegenstandes gleich in das Schwarze treffen würde, ließ sich von einem Franzosen erwarten, und wirklich hat Herr Gros mit sicherm Takt die Angel, um welche sich jetzt alle unsere philosophischen Debatten drehen, herausgefunden, die Frage nach dem Begriffe der Persönlichkeit. Unsere erste Neugier richtet sich natürlich auf die Geberdung unserer philosophischen Kunstsprache in dem fremden Gewande. Wir finden in dieser Beziehung, daß Hr. Gros die dialektischen Wendungen, manchmal Hegel's selbst, mit Glück übertragen hat, obgleich ihm für gewisse echt deutsche Begriffe, wie „Gemüth" und dergl., das französische Wort fehlte; doch nehmen sich die deutschen Bezeichnungen der logischen Kategorien, die er als Schlagwörter unübersetzt lassen mußte, mitten in französischen Phrasen wunderlich genug aus; z. B.:

Or, si le tems n'est que le passage du *Sein* et du *Nichts* au *Werden*, il ne peut être avant le *Werden*. Mais il faudrait que dans le *Sein* il y eut déjà le passé qui ne peut être que dans le *Gewordene Sein*.

Der Sprache scheint Hr. Gros vollkommen Meister geworden zu sein, und es ist ihm gewiß hoch anzurechnen, daß er vor den starren Formeln des Systems nicht zurückgebebt ist, welche doch so manchem Deutschen, sogar der auf gelehrte Bildung Anspruch macht, Grausen erregen. Indessen, wie weit er mit der Durcharbeitung der strengern Hegel'schen Schriften Ernst gemacht hat, wagen wir aus seinem vorliegenden Werkchen nicht zu entscheiden; zwar citirt er Paragraphen aus Hegel's „Encyklopädie", aber doch nur en passant und mit einer Art von Scheu; in der Sache macht er sich eigentlich immer nur mit den bequemern Büchern der Hegelianer zu schaffen und zeigt da allerdings Belesenheit. Er hat sich mit den Arbeiten der Schule bis auf den jüngsten Augenblick au niveau erhalten; er citirt Strauß, Feuerbach u. s. w., der Hauptgegner aber, auf welchen es seine Schrift abgesehen hat, ist Michelet. Die wichtigere Frage ist nun diese: hat Hr. Gros auch vermocht, sich in die Gedankenwelt des Systems hineinzuleben? Ihm selbst ist hierüber kein Zweifel aufgestiegen; denn er begnügt sich nicht einmal mit einem Versuche, es zu reproduciren, nein! er ist darüber schon hinaus; er verhält sich kritisch dagegen; er weiß genau, wo das System wund ist, und hat dafür ein Pflaster erfunden, durch dessen Applicirung er ohne alle Kunst und Mühe in wenigen Secunden eine vollkommen heile, fix und fertige Philosophie an den Tag bringt. Da erkennen wir wieder den Franzosen! Es ist merkwürdig, an seinem Beispiele zu sehen, und nicht blos damit wir ein höhnisches Gesicht darüber machen, sondern unserm lieben Deutschlande selber zur Lection, wie Einer die ganze Schule durchlaufen mag und hinterher genau so klug herauskommt, als er hineingegangen; er geht immer unter dem Regen hin und wird nicht naß; er hat alle Kategorien in der Hand und spielt sie alle aus und macht damit keinen einzigen Stich. Dies kritisch nachzuweisen, ist hier nicht am Orte, wol auch gar nicht der Mühe werth; aber ein paar Beispiele von seiner Verfah-

rungsart werden wir geben dürfen, indem wir zugleich den Gang der ganzen Untersuchung kurz andeuten.

Der erste Abschnitt handelt von der Seele und dem Geiste (âme et esprit). Hr. Gros gibt nämlich der Hegel'schen Schule und ihrem Meister an der Spitze eine unbedeutende Kleinigkeit von Misgriff Schuld, nichts weiter als die unschuldige Verwechselung von Seele und Geist. Alles, was sie vom Geiste aussagen, sagt Hr. Gros, das gilt von der Seele; und dieses anerkannt, sei das System im Übrigen durchaus vollkommen richtig. Der Geist im Hegel'schen System sei blos das Resultat oder die Spitze jener stufenweise zum Höhern aufsteigenden Erscheinungsformen der Natur, zu einem freien, sich selbst bestimmenden Geiste bringe es Hegel und noch mehr die Hegel'sche Linke gar nicht, sie leugne die indépendance und die autonomie des Esprit individuel. Der ganze Geist, von dem die Hegelianer immer reden, ist nichts Anderes als die organische Seele (l'âme organique); das System ist theilweise richtig, nämlich in Bezug auf das Leben, die Seele, die Thätigkeit, die Weltseele (l'âme universelle) oder wie man's nennen will. Nun thut Hr. Gros seinen ungeheuern Griff. Wahrhaft Geist ist Gott, sagt er. Gott ist ewig, das heißt: ruhend in sich selbst, unbeschränkt, ohne Zeit und Raum; Gott hat dies Alles zwar in sich, aber wird dadurch weiter nicht afficirt. Hr. Gros sieht also den Esprit, den wahren Geist oder das eigentlich Absolute, Gott, wie eine Schachtel an, in welcher allerhand solche Dinge wie Zeit, Raum, Natur ruhig und verträglich beieinander liegen. Denn Gott, sagt er, ist nicht Thätigkeit (mouvement), aber er hat die Thätigkeit an sich; die Thätigkeit ist nur sein Prädicat, ist seine manière d'être, aber nicht er selbst. Die Hegelianer begehen nach Hrn. Gros' Meinung eben diesen Fehler, daß sie auf Gott selbst übertragen, was nur die Äußerung oder Erscheinungsweise Gottes ist. Dieser Hegel'sche Irrthum wird in dem zweiten Abschnitt: „Nature de l'essence divine" dargestellt und widerlegt. Die Weltseele, fährt Hr. Gros fort, erscheine allerdings zertheilt, organisch gegliedert; ihr fehle die Persönlichkeit. Die Hegelianer nun, weil sie immer und überall nur an die Seele dächten und gar nicht zu dem Geiste, der durchaus persönlich sein muß, gelangten, könnten deshalb Gott keine Persönlichkeit zugestehen, und damit leugneten sie, daß Gott der Schöpfer sei; denn zum Schaffen gehöre doch nothwendig eine schaffende Persönlichkeit. Hier jubelt Hr. Gros auf, hier hat er das punctum saliens gefunden. Der Hegel'sche Gott kann nicht schaffen. Richtig! er denkt auch immer nur. Hegel setzt Alles in das Denken. Da haben wir's. Denken und Sein ist Eins. Nun soll einmal das Denken, sagt Hr. Gros, diesen Spaß sich machen, eine Welt zu schaffen. Kann es dies leisten? Haha! Also der erste, freie Act, le mouvement primitif, die schöpferische Macht fehlt dem Denken, der Logik und somit dem Hegel'schen Gotte. Nun räumt Hr. Gros allerdings ein, daß Gott, indem er schafft, ein Anderes von sich unterscheide; aber er sagt: Gott unterscheidet sich in sich selbst, ohne sich damit von seinen Ideen zu unterscheiden; Gott trennt sich von den Ideen, die ewig in ihm sind (il s'en sépare), aber er unterscheidet sich nicht von ihnen (il ne s'en distingue pas); sie bleiben doch in ihm; er entläßt sie; Gottes Ideen sind ohne Weiteres Realitäten, geschaffen; aber sie beschränken ihn nicht, denn — Gott ist unbeschränkt, erhaben über Zeit und Raum. Die Selbstunterscheidung Gottes erklärt Hr. Gros weiter in dem Abschnitt: „Trinité, Création, Nature." Wir erfahren aber nichts Neues. Auch in dem Abschnitt: „Tems et éternité" und in den folgenden: „Vie éternelle de l'homme", „Personalité éternelle de l'esprit", „Apologie de la personalité de Dieu" und „De l'immortalité" wird nur derselbe Gedanke fortgesponnen, daß Gott sich zwar von sich unterscheide, aber daß dieser Unterschied nicht die Welt berühre; er habe seinen Verlauf in Gott selbst, in dem außerweltlichen Gott, dem persönlichen Gott; dieser Unterschied bestehe in Dem, was der kirchliche Glaube sagt, daß Gott sowol Vater als Sohn sei. Darüber können wir Menschen nichts weiter denken, denn wir erkennen nur die Bewegung als Weltseele; wir wissen aber, daß diese nur das Abbild, das Schemen, des Esprit sei, nur eine phase ténébreuse der ewigen Menschheit, welche in Gott immanent, in ewiger Ruhe und Glorie und ohne mouvement ist. Die Thätigkeit, das mouvement selbst, vermögen wir aber eigentlich auch nicht einmal zu erkennen, weil wir ganz darin stecken, das Product davon sind. Wir sehen und erkennen nur die Erscheinungsformen des mouvement éternel, nicht sein ideelles, göttliches Wesen, und dieses mouvement wieder ist nur die Außenseite, so zu sagen, die manière d'être Gottes, nicht Gott selbst.

Um dies Resultat herauszubringen, hat sich nun Hr. Gros die Mühe gegeben, Philosophie zu studiren. Er hat den dialektischen Gang verfolgt und dabei nicht gelernt, daß die Gedankenbestimmungen nothwendig in beständigem Flusse sind, oder vielmehr er geräth in eine namenlose Angst vor dieser Unruhe des Denkens und meint deshalb, in Gott müsse das Ding doch anders sein, denn wie könnte Gott die beständige Bewegung, das stürmende, stets sich wandelnde Leben aushalten, da nicht einmal Hr. Gros es aushalten kann; deshalb befreit er vor allen Dingen Gott von diesem Jammer und wenn er nun beruhigt von da zurückschaut auf das Treiben hienieden, so scheint ihm mit einem Male die Dialektik, welche zuvor ihn unwiderstehlich in ihrem Strudel fortgerissen (qui vous entraîne malgré vous), gar nicht so fürchterlich mehr; er reißt ihr ein Glied nach dem andern ab, hält den leblosen Rumpf in die Höhe und ruft triumphirend: Sehet da, dies nennen die Hegelianer einen Arm und dies ein Bein; es ist ja nichts als Tod und Moder; ihr Gott ist ein Dieu des morts.

Wahrlich — ruft er am Schlusse aus — es ist eine große Frage, eine Lebensfrage, eine Frage, die uns Alle nahe angeht, diese Frage der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele. Die Hegel'sche Philosophie beantwortet dieselbe so: Gott ist nicht persönlich und die Seele ist nicht unsterblich. Wir sehen, daß diese Antwort, welche sich auf die geschlossensten logischen Formen gründet, darauf ausgeht, die gewissesten

Glaubensfähige umzugestalten, daß sie dem Christenthum den Todesstoß zu geben und in Rauch zu verwandeln scheint, was im Bewußtsein aller Völker lebt. Um die Welt der Vernunft und des Bewußtseins auf neue Grundlagen zu stellen, war es nöthig, die Gesetze dieser Vernunft und die Ergebnisse dieses Bewußtseins zu untersuchen, und um die Errichtung eines Riesenbaus, welcher der ganzen Menschheit zum Obdach dienen könnte, mit Erfolg zu unternehmen, galt es die Richtigkeit jener in der Welt der Vorstellungen und des unmittelbaren Bewußtseins errichteten Hütten aufzuweisen und die Wahrheiten zu prüfen, auf welche sich bisher Religion, Staat, Familie, Individuum gestützt haben. Durch strenge metaphysische Entwickelung mußte man beweisen, daß die christliche Dreieinigkeit nur ein Symbol sei, noch nicht bisher von seiner Hülle entkleidet, um den verschlossenen Kern der Wahrheit herauszunehmen; daß Gott sein Selbstbewußtsein nur im Menschen habe und daß Gott nur in der Geschichte sei; daß Gott die Welt bewußtlos hervorgebracht habe und daß die Welt, wo nicht der Mensch gleich ewig wie Gott sei; daß die Schöpfung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes unmöglich, weil Schaffen Wollen sei, ein freier Act, der nur aus Bewußtsein entspringe; daß die Erde der einzige Planet sei, der einzige Himmelskörper, auf welchem der Geist wohne (dieses ist ein wichtiger Punkt); daß die allgemeine Vernunft, d. i. Gott selbst, verloren, zerstreut in der Natur, sich sammele und sich darstelle in dem menschlichen Bewußtsein; daß die individuelle Vernunft frei sei in ihrer Selbstbestimmung und in sich trage das ewige Gesetz der Natur und der historischen Entwickelung; daß der Mensch diese sich selbst entfremdete Vernunft rette und aufrichte, sodaß im Menschen, der das zweite Moment der wahren Trinität ist, Gott erst auftauche; daß Christus, der zuerst die Einheit des Bewußtseins und des Selbstbewußtseins enthüllte, kein anderes Verdienst habe als das des Entdeckers; daß die Seele in einem zukünftigen Leben weder Lust, noch Schmerz, noch Lohn zu erwarten habe; daß die Ewigkeit nichts sei als die Gegenwart und ihre Darstellung die Geschichte, welche den Inhalt des Gesammtbewußtseins in sich trage; daß demnach unsere Bestimmung sei, zu kennen und zu üben alle Pflichten, welche uns die allgemeine Vernunft auferlegt, und daß wir, demgemäß lebend, im Besitz der ewigen Güter seien, weil Ewigkeit nur Gegenwart.

Es ist nicht schwer, den Ursprung dieses Systems zu entdecken; er liegt in der Anschauung des Organismus. Schelling, der den Elementen des Lebens nachspürte, war zu der Weltseele gelangt; dann hat Hegel die Lebensthätigkeit auf den immanenten und absoluten Begriff zurückgeführt und in Formeln gebracht. Seine der organischen Thätigkeit entlehnten Kategorien hat man später auf den Geist übertragen, den man als das Wissen des Seins begriff, d. h. indem der Geist schöpferisch (reproducirend) die Kategorien, welche in seinem Wissen allerdings sind, sich zum Gegenstande machte, hat er geglaubt, die Kategorien des absoluten Geistes selbst, die Bestimmungen Gottes selbst (des Seins) zu setzen.

Er hat Alles gethan, hat Alles gefunden, was nöthig war, um die Welt der Ideen zu construiren, demnach um eine Welt zu schaffen. Ihm fehlte nur ein einziges Ding: die Überzeugung; die hat er nicht in sich gefunden, hat sie aber der Intuition abgeborgt. Erkennt man dieses an, so kann man Alles unterschreiben, was die Wissenschaft über den Inhalt der Thätigkeit aussagt. Das System trifft nur die Seele, ist consequent und ein Ganzes nur in Bezug auf den Zusammenhang von Seele und Leib; aber vergeblich hat er sich angestrengt, seinen Weg fortzusetzen bis zu dem Geiste . . . . .

Aus unserer Untersuchung scheint das Ergebniß sich in Folgendem zusammenzufassen: 1) Man hat das Wesen der Schöpfung nicht wohl unterschieden. 2) Die Idee gelangt niemals bis zum wahren Ich. 3) Die Ewigkeit ist nicht die Gegenwart oder diese Vergänglichkeit. 4) Die Seele, die absolute Idee, das allgemeine Leben, welche nur dem Ganzen der Natur angehören, sind keineswegs absolut. 5) Die göttliche Persönlichkeit ist ewig in drei Personen. 6) Die menschliche Persönlichkeit ist durch die göttliche gesetzt. 7) Der Geist des Menschen ist nicht der einzige, welcher in der Natur existirt. 8) Die Wissenschaft scheint uns hinlänglich sichere Daten für die Unsterblichkeit der Geist-Seele (âme-esprit) zu bieten.

Es genügt, dieses Résumé mitzutheilen. Wirklich hat man darin den Inhalt der ganzen Schrift; denn was in den vorangehenden Abschnitten zur Begründung der gegen die Hegel'sche Philosophie aufgestellten Behauptungen vorgebracht wird, dreht sich sammt und sonders um die Entdeckung, daß die Hegelsche Schule die Seele mit dem Geist verwechselt habe. Nur an wenigen Stellen läßt sich der Verf. auf die logischen Kategorien wirklich ein, und da ist seine Kritik so unglücklich, daß er dadurch nur zeigt, wie er, das dialektische Schwert bei der Klinge fassend statt beim Hefte, sich arg in die Finger schneidet. Z. B.:

Il ne reste que cette petite difficulté, savoir de dire comment le *Sein* ou le *Nichtsein* se donne le mouvement; *pourquoi* l'idée absolue sort d'elle même et comment elle peut en sortir?

Mit diesem trübseligen pourquoi zeigt der Verf. seine dialektische Ohnmacht aufs unzweideutigste. Was das comment elle peut en sortir betrifft, so ist freilich auch Werder in eine seltsame Verkennung des dialektischen Übergangs von Sein zu Nichts verfallen, aber er macht doch wenigstens den Versuch, die selbstgeschaffene Schwierigkeit zu lösen; unser Verf. dagegen zieht aus derselben nur den Triumph, daß der Logik das mouvement primitif fehle. Noch unglücklicher geräth an einer andern Stelle seine Kritik der Kategorie des Werdens. Aber da es hier nicht um Antikritik zu thun ist, so wird es besser sein, den Leser mit weiterm Detail zu verschonen.

G. Julius.

Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1841. 8. 7½ Ngr.

Eine von jenen unbescheidenen Productionen eines jungen, unreifen Mannes, der, sobald die ersten eigenen Gedanken in ihm aufdämmern, sich sogleich zum Kritiker und Reformator seiner Zeit und seines Volks berufen glaubt. Der junge Mann leidet an Zeit- und Weltschmerz. Eins drückt ihn besonders, daß wir Deutschen noch keine Literaturgeschichte haben, und daß die „Frage über Würdigung und Bedeutung unserer beiden großen Schriftsteller, Schiller und Goethe, noch immer kein Resultat errungen habe". Er glaubt sich berufen, die Sache aufzuhellen und zur Entscheidung zu bringen und die Gegenwart dadurch von der schwersten Last, die sie drückt, zu erlösen. Jedenfalls eine eigenthümliche Ansicht dies — die Mängel unserer Zeit liegen in dem Mangel einer Literaturgeschichte und in der ungelösten Frage über die Bedeutung Schiller's und Goethe's.

Eine Literaturgeschichte haben wir deshalb noch nicht, meint er, wegen des einen Satzes: Goethe und Schiller seien die höchste Spitze des deutschen Geistes, als Maßstab für Alles, was war, ist und sein wird; „dieser eine Satz macht, daß wir keine Literaturgeschichte, keinen frischen, originellen Geist und so viele pretentiöse Dichterlinge und charakterlose, thatlose Armseligkeiten in Deutschland beherbergen." Das wäre allerdings schlimm, lieber, junger Mann, wenn dieser Satz eine allgemeine Geltung hätte. Unsers Wissens ist er übrigens nie ausgesprochen, weder in einer Literaturgeschichte, noch sonst irgendwo.

Bei Gervinus z. B. werden Sie nichts davon finden; doch den kennen Sie vielleicht nicht. Sie sind ein sehr tapferer Ritter, Ihrer Sprache nach zu urtheilen, aber Sie kämpfen blos gegen Windmühlen. Wenn unserer jungen Literatur etwas fehlt, so ist es gewiß nicht übergroße Unterordnung der Jüngern unter frühere große Geister. An Pietät haben wir eben nicht zu viel, sondern eher etwas zu wenig. Jedes Jahr wird uns eine neue Phase der Literatur angekündigt, ein Fortschritt über Goethe hinaus, wie Sie das in manchen Blättern häufig lesen können. Der Streit über Goethe und Schiller hat ferner nach unserm Verf. kein Resultat geliefert: 1) „weil seit der französischen Revolution nach Deutschland sich ein Element gedrängt hat, das wir vergessen zu haben schienen — das Bewußtsein, daß ohne freie That kein Denken und kein Dichten wahr sei," und 2) „weil man die Lehre vom Schönen aus allgemeinen abstracten Sätzen begreifen will, nicht aus der psychologischen Würdigung des einzelnen Geistes, der das Kunstwerk geboren hat." Ohne uns auf die Gründe einzulassen, weshalb verschiedene Meinungen über Schiller und Goethe, sowie über viele andere wichtige Gegenstände und Menschen in Deutschland herrschen, so sind wir jedenfalls der Meinung, daß das viele unverdaute Zeug, was in Deutschland geschrieben wird, eben nicht zur Aufhellung und Verständigung führt.

Das Resultat, was der Verf. findet und womit er unsere Zeit erlöst, ist das alte abgedroschene: Goethe war ein besserer Dichter, Schiller ein besserer Mensch. Übrigens ist die Broschüre in einem überschwänglichen Style geschrieben, dabei äußerst confus und unzusammenhängend. Es ist der pathetische Ton eines verzückten Sehers, der diese Geheimnisse andeutet, sich aber nicht die Mühe gibt, uns andern Menschenkindern dieselben deutlich zu enthüllen. Davon eine Probe:

„Schreibe mir doch das nächstemal, ob irgend ein Urtheil Schiller's über Napoleon existirt. Das wäre mir psychologisch sehr wichtig. Hat er wol die Sendung Napoleon's begriffen? Wußte er, warum Napoleon auf Corsica geboren werden mußte, warum er der wahrhafte Herrscher von Spanien, Frankreich und Italien war, und als Spitze des romanischen Geistes England haßte, weil es groß war; Deutschland oft verachtete und doch fürchtete? Hat Schiller's großartige Phantasie nicht geahnt, welcher Zug und welches Geheimniß Napoleon unwiderstehlich nach Osten lockte?"

Bei diesen mysteriösen Fragen bleibt es nun; eine Antwort gibt der Verf. selbst nicht, worüber wir uns freilich nicht zu beklagen haben. Von Goethe's Verhältniß zur Kunst sagt er: seine Bildung habe sein Verständniß weit übertroffen. Was versteht der junge Mann eigentlich unter Bildung? Vielleicht ein Nachsprechen und Schwatzen über Dinge, die man nicht versteht? Diese Afterbildung, die wir unserm Verf. in vollem Maße zusprechen, war nicht die Goethe'sche; seine Bildung bestand eben in dem Verständnisse der Natur und Kunst und seines Verhältnisses zu denselben.

Goethe als Naturforscher wird kurz abgefertigt: „Wie Goethe die Naturwissenschaften gefördert hat, darüber kann und will ich nichts sagen; ich will keine Kritik seiner Kenntnisse, seines Gedächtnisses und Fleißes geben, sondern nur eine Beurtheilung seines Geistes." (Der Geist hat also mit dem Erforschen und Erkennen der Natur nichts zu thun.) „Seine Metamorphose der Pflanzen ist eine strahlende Blume in seinem Siegerkranz, den ihm Niemand entreißen wird, wenn der Böse auch manch buntes Unkraut zwischen die Ähren geflochten hat." Mit diesem Gemeinplatze schließt die Broschüre. Wenn der Verf. Rechenschaft über die „Metamorphose der Pflanzen" geben kann, so soll mich Dieser und Jener holen. O, der Eitelkeit und Arroganz unserer lieben Jugend. Es wäre nicht übel, wenn der Verf., ehe er von strahlenden Blumen und Siegerkränzen und Metamorphosen der Pflanzen schwatzt, sich selbst ganz mit einer Blume zierte, die freilich nicht strahlt, aber immer ihren Mann ziert, mit dem Blümchen „Bescheidenheit". 12.

Literarische Notizen.

Königin Victoria und der Bijou Almanac.

Seit einigen Jahren erscheint in London der „Bijou Almanac", von so kleiner Composition, daß unbewaffnete Augen ihn kaum lesen können und deshalb jedem Exemplare ein Vergrößerungsglas beiliegt. Er ist weder mehr noch weniger als eine Curiosität und ein zierliches Toilettengeschenk, und der Herausgeber heißt Schloß, ein Deutscher. Wie besagter Herr Schloß ein Exemplar seines „Bijou Almanac" auf 1842 der Königin Victoria überreicht hat, macht seinem Geschmacke alle mögliche Ehre. Aus einem Fußgestelle von Perlmutter erhebt sich die Rose von England. Das Fußgestelle ruht auf einem Kissen von karmoisinem Sammt, das ringsum mit in Gold gefaßten Amethysten bestreut ist. Die halb erschlossene Rose ist von weißester Perlmutter, Stengel und Blätter vom reinsten Gold, und im Kelch der Blume liegt der Almanach sammt Vergrößerungsglas. An fast unsichtbarem Golddrahte schwebt überm Rande der Rose ein Kolibri, so zart aus rother Perlmutter geschnitten, daß der Glanz der Farbe dem Glanze und der Pracht des natürlichen Gefieders kaum nachsteht. Neugierig schaut das Vöglein auf den Almanach, und mit einiger Phantasie läßt sich glauben, es denke: wie schön bist du. Am Saume des Fußgestelles steht: 1842, und darunter: British Industry. Über das Ganze wölbt sich eine Krystallglocke, und die Königin erhielt es in einem mit weißem Atlas gefütterten Maroquinkästchen. Die baare Auslage des Herrn Schloß wird auf 600 Thlr. geschätzt, und auch in England sind 600 Thlr. für den Herausgeber eines Almanachs keine Bagatelle. Die Königin hat jedoch Herrn Schloß in einem eigenhändigen Schreiben ihres Secretairs den Empfang des Geschenks und ihre Zufriedenheit melden lassen. Herr Schloß soll sich ungeheuer gefreut haben.

Der „Parliamentary pocket companion" von Dodd erscheint zwar schon seit geraumer Zeit jährlich und gleich dem auf 1841 meist in drei Auflagen; dennoch ist das Buch in Deutschland wenig gekannt und obschon es für Engländer begreiflicherweise größeres Interesse hat als für Deutsche, verdient es doch auch in Deutschland mehr gekannt zu werden. Es zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste gibt eine Liste der Pairs und unterscheidet sich von andern Werken über die english peerage sehr nützlich dadurch, daß bei jedem Pair bemerkt wird, was sein politischer Glaube und wie groß sein Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten, sein Kirchenpatronat ist. Die zweite erklärt die parlamentarischen Ausdrücke und den parlamentarischen Geschäftsgang. Über jene herrscht bei namhaften deutschen Zeitungsredactionen beträchtliches Dunkel und über letztern mokirt sich Mancher, der ihn nicht kennt. Die dritte Abtheilung liefert eine vollständige Statistik der Volksrepräsentation, nennt bei jedem wahlberechtigten Orte die Zahl der Einwohner, der Häuser, der stimmbefähigten und der zur Zeit registrirten Wähler — ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der in Betreff der viel agitirten Nothwendigkeit einer Abänderung des Wahlsystems sich ein eigenes Urtheil bilden will. Die vierte endlich ist ein biographisches Dictionnaire sämmtlicher Unterhausmitglieder, meldet deren Herkunft, Alter, Stand, Verheirathung, Ämter, Kirchenpatronat, politische Farbe und Wohnung in London. Das Ganze ist freilich nur eine Compilation, jedoch eine, die durch ihre Zuverlässigkeit sich Autorität erworben hat. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 74. — 15. März 1842.

1. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht von Joh. Heinr. Krause. Zwei Bände. Leipzig, Barth. 1841. Gr. 8. 7 Thlr.
2. Die Pythien, Nemeen und Isthmien, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt von Joh. Heinr. Krause. Leipzig, Barth. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Man sage, was man will, es ist doch ein trefflich Ding um Vorreden, Einleitungen, Inhaltsanzeigen. Wie nascht es sich doch so angenehm an diesem vorläufigen Etwas, das einen Vorgeschmack gibt von allen den interessanten Dingen, die in dem Werke uns erwarten, ohne die Sättigung des Genusses. Und wie reiche Früchte lohnen die geringe Mühe! Du hast, geneigter Leser, eben ein neues Buch empfangen, es ist zwar in diesem Augenblick erst erschienen und fodert eifriges Studium schon zum bloßen Verständniß, aber du mußt doch schon heute Abend beim Thee die leidige Frage erwarten: „Was halten Sie davon?" oder du sollst das recensirende Richteramt verwalten an einem Werke, von dessen Autor die Tradition oder frühern Schriften keine Handhabe des Urtheils gewähren — ich rathe dringend, man lese die Vorrede, die eine tadelnswerthe Sitte bisher überschlagen lehrte, lese sie aufmerksam und sorgfältig, und wenn diese Worte, die nach dem Ende der schweren Geburt in des Herzens vollstem Ergusse niedergeschrieben, so recht ruhig und kräftig gewirkt, wie die Ärzte in leiblichen Dingen vorschreiben, eine Wette will ich darauf eingehen, daß das erste fast unwillkürlich daraus gebildete Urtheil sich auch nachher als probehaltig bewähren wird, mehr als orientiren über Sinn und Tendenz des Werkes, ein Leitstern sein wird durch das dunkle, oft so höchst langweilige Dickicht der Buchstaben, die des Wanderers harren. Vorurtheile! hör' ich rufen, höchst schädliche Irrthümer der Recensenten, dieser autoren-, also mehr als menschenmörderischen Zunft! Man kennt die Sitte eines berühmten Kirchenhistorikers unserer Tage, in der Vorrede jedes der Werke, die er „der öffentlichen Mittheilung übergibt", von der Einen Wahrheit zu sprechen, die durch allen Wechsel der Formen sieghaft sich bewährt, und gegen den Greuel jeglichen Papstthums, sei es ein orthodoxes oder ein speculatives, ziemlich in denselben Phrasen zu eifern. Liegt nicht in diesen Vorbemerkungen schon das Wesen dieser theologischen Richtung deutlich ausgesprochen, ebenso wol das tiefe gemüthliche Element, als die Langeweile dieses „christlichen" Standpunktes, der mit seiner Pectoraltheologie bei jedem Anlaß sich brüstet und scheel blickt auf die zu dogmatischer Bestimmtheit und kirchlicher Entschiedenheit fortschreitende Zeit? Ist es doch auch in der Natur der Sache begründet, daß unsere Norm aufs geringste hin in den meisten Fällen richtig messen wird. So groß auch der Schein einer objectiven Haltung sein mag: Das, was der Vorredner als ein Höchstes für seine Wissenschaft aufstellt, dies hat er gewollt, aber auch die Fehler, die mit solchem Standpunkte verknüpft sind, kann man in reichlichem Maße erwarten; was er ins Allgemeine hin als fehlerhaft angibt, davon hat er auch die guten löblichen Seiten übersehen.

Die Werke, die zur Besprechung vorliegen, umfassen drei Bände in groß Octav, mehr Seiten zählend als Jahre nach Christi Geburt, compressen und in den fortlaufenden Anmerkungen engsten Drucks. Wo wäre der Gebrauch unsers hülfreichen Recipe anwendbarer? Ehe wir an die Lecture selbst uns begeben, was bringt die Vorrede?

Viel Rühmens wird gemacht von unserm theuern Vaterlande, das mehr als andere Länder der Boden ernster Wissenschaft überhaupt und insbesondere ein fruchtbarer Garten der Philologie mit gründlicher, kritisch sprachlicher und antiquarischer Forschung genannt werden dürfe.

> Wie imponirend auch die anderweitige literarische Productivität der Gegenwart in tausendfarbigem Gewimmel mit Stoff und Form ringend herantritt, bald in Aurora's Rosenlichte auftauchend, bald durch düsteres Gewölk wandelnd, hier mit elektrischen Funken sprühend, dort wie ein mattes Irrlicht erblassend, hier mit Jubeltönen renommirend, dort mit Jeremiaden betäubend, bald im mächtigen Fortschritt, bald im Krebsgang begriffen: wie ruhig auch Germania als große Officin rastloser Geister ohne Zahl sich manifestirt, so dürfte doch für jetzt noch seine schönste Palme auf dem Gebiete solider gründlicher Wissenschaft grünen, eine Thatsache, in der sich sowol der Ernst und die Tiefe als die Beharrlichkeit des echt deutschen Sinnes und Charakters abspiegeln.

Also gediegene Gelehrsamkeit die Hauptsache! — aber wird die Geistlosigkeit, die unter dem Schutze philologischer Erudition so gern ihre Hütten baut, auch hier sich angesiedelt haben? Wenigstens scheint die so objectiv aufgestellte

und aus dem Begriffe des deutschen Vaterlandes construirte Thatsache nach dieser Seite leise sich zu beugen, wenn wir einen apologetisch-polemischen Passus eben auch in der Vorrede damit vergleichen:

> In Bezug auf die massenhaften Anmerkungen, welche hier durchgehends den Text begleiten, dürfte es wol meinerseits einer Apologie bedürfen, da gegenwärtig, wenn auch Gründlichkeit liebende Philologen solche Anmerkungen theils als nothwendige (wie alle Citate der Quellen), theils als dankenswerthe Zugabe betrachten, doch so manche andere stimmführende Literaturfreunde sich mit solchem Apparat wenig befreunden mögen, vielmehr nette, rasch genießbare Producte im zierlichen Gewande begehren, welche ohne Notenballast, glatt wie ein Fisch vom Munde in den Magen schlüpfen und nebenbei das ästhetische Köpfchen urplötzlich mit hellleuchtendem Gas illuminiren.

Wir wiederholen: was eine Vorrede so in Bausch und Bogen verwirft, davon sind auch die löblichen Seiten im Werke übersehen! Endlich, sollte man nach diesen Anführungen noch bei Hrn. Krause übergroße Kürze und taciteische Dunkelheit des Styles befürchten, so haben wir nur hinzudeuten auf die gemüthlich naiven Äußerungen der Dankbarkeit gegen alle die verdienten und allgemein gefeierten Veteranen im Reiche der Wissenschaft, deren wohlwollender Theilnahme Hr. Dr. Krause sich erfreute, als wissenschaftliche Motive im November des Jahres 1840 nach der stattlichen Residenz — es ist Berlin gemeint — ihn führten. Da lesen wir von A. v. Humboldt's, Olfers' und Böckh's erprobter Humanität und liebenswürdiger Gesinnung, von der ungemeinen Gefälligkeit der rüstigen Bibliothekscustoden Pinder und Friedländer, von der großen Liberalität des Hrn. Prof. Gerhard, von dem überaus thätigen und mit vielbewährter Kenntniß seines Fachs ausgestatteten Hrn. Prof. Panofka, und wer sonst noch von hochzuverehrenden Herren in liebevollster Theilnahme und ähnlichen Superlativen sich bewährt: — eine Art Staatskalender, noch dazu mit den gehörigen Epithetis ausgestattet.

Die einleitenden Betrachtungen enthalten Mancherlei — Ref. wenigstens hat den allgemeinen ordnenden Gesichtspunkt nicht erkennen können — über die Quellen der hellenischen Gymnastik, die schon mit der ganzen Volksthümlichkeit, mit dem lebendigen Sinn für Schönheit und Rhythmus der Gestalt gegeben, aber durch religiöse Culte und Verordnungen noch gehoben wurde, über ihre innige Beziehung zu dem Lebensideal der Hellenen und über die physischen, kriegerischen, ethischen und ästhetischen Zwecke der Gymnastik, durch deren Vermittelung eben jene griechischen Lebensziele des Gesund- und Schönseins realisirt werden konnten. In dem Capitel über die gymnastischen Übungsplätze, über die Gymnasien und die Palästra, das Stadion und den Hippodromos notiren wir uns den sorgfältig ausgeführten Versuch, die gymnastischen Baulichkeiten nach ihren verschiedenen Zeiten scharf auseinander zu halten, sowie auch die Geschichte der Baukunst in den Forschungen über Vitruv's Normalgrundriß einer Palästra mannichfache (denn evidente Klarheit in aller und jeder Beziehung erklärt der Hr. Verf. hier für schwerlich je erreichbar) Bereicherungen und Berichtigungen erhalten dürfte. Neben der nur antiquarischen Gelehrsamkeit über Vorsteher, Aufseher, Lehrer und das übrige auf den Übungsplätzen thätige Personal, das im dritten Abschnitte die Revue passirt, ist die Untersuchung über die Gymnasiarchie als eine der enkyklischen Liturgien von allgemeinem historischen Interesse, in Bezug nämlich auf den Haushalt und das öffentliche Leben hellenischer Staaten. Von gleichem Werthe würde auch das nächste Capitel über die gymnastischen Institute, Bräuche und Verordnungen, die Eintheilung der Übungen, die Gesetze in Betreff des Alters der Zöglinge sein, wenn die spärlich fließenden Quellen, ihre gewöhnlich nur fragmentarischen Notizen eine Gesammtanschauung vergönnten. Drei folgende Abschnitte schildern die einzelnen gymnastischen Übungen von dem heitern, an das jugendliche Vergnügen sich anschmiegenden Ballspiele an bis zu ihrer höchsten technischen Vollendung, die aber zugleich die Ausartung nach der ethischen Seele hin ist, in der Athletik, welche nur die höchste Steigerung der Leibeskraft und die möglichste Kunstfertigkeit, dadurch die glänzenden Ehren eines Siegerpreises in den öffentlichen Spielen erstrebte: zwischen Jugendspiel und Athletik in der Mitte liegen die bekannten Formen der Kampfspiele, deren jede nach ihrer historischen Entwickelung von dem mythischen Heroenalter bis zu den römischen Kaisern in erwünschtester Ausführlichkeit dargestellt wird. In ähnlicher Weise wird die Gymnastik auch nach der Eigenthümlichkeit der wichtigsten hellenischen Stämme und Staaten durchmustert; die bekannten Volksphysiognomien, die uns überlieferten Institute, besonders auch die Angaben der Siegerverzeichnisse kommen hierbei in Betracht, freilich ohne daß bei dem durchaus nationalen und darum wesentlich Gleichartiges allenthalben zeugenden Kern dieses echt hellenischen Products tiefere Differenzen sich herausstellen könnten, als in historischer Hinsicht, daß die Gymnastik ihre erste Pflege bei den Doriern und namentlich in den politisch-pädagogischen Instituten Spartas gefunden, und den Stammesunterschieden analog, daß

> die ionische und vorzüglich die attische Gymnastik eine zum kräftig schönen Hellenen oder zum brauchbaren Weltbürger (?) bildende, die dorische und besonders die der Spartiaten eine zum starken kampfkräftigen Staatsbürger erziehende gewesen.

Auf allgemeine Bemerkungen über Idee und Wesen der hellenischen Orchestik folgen endlich in dem letzten hierher gehörigen Abschnitt deren einzelne Bestandtheile und Arten. Denn auf das Schlußcapitel und seine Ansichten über die hellenische Gymnastik im Vergleich mit der neuern Turnkunst kommen wir weiter unten noch einen Augenblick zurück.

Aus dem andern zur Anzeige vorliegenden Werke theilen wir den hauptsächlichen Inhalt des ersten Abschnitts „die pythischen Spiele" mit. Sie wurden bekanntlich zu Delphi gefeiert, am südlichen Abhange des Parnassus, nach hellenischer Ansicht dem Mittelpunkte von Hellas, also auch der bewohnten Erde, in der krissäischen Ebene, wo der Hippodromos, Stadion und was sonst von Baulichkeiten nöthig, sich befanden. Wie schon der Mythus Apollon als Urheber und Schutzgott des Agons nennt

und sein Ursprung in den vielgestaltigen apollonischen Sagenkreis sich verschlingt, so bezieht sich dieses Fest in seiner ursprünglichen Form lediglich auf den Cultus dieses Gottes; es war ein panegyrisches Tempelfest, das auf die Celebrität des pythischen Orakels sich gründete, und ein Hymnus zum Preise Apollo's, der als Musagetes und Kitharödos den musischen Künsten vorstand, ein nicht einfacher, sondern vom Kitharspiel begleiteter Gesang; dieser musische Agon ist als der frühste unter den Festspielen zu betrachten. In der ältern Zeit führten die Delphier selbst die Agonothesie: seit dem heiligen Kriege, nachdem der Thessaler Eurylochos und Kleisthenes von Sikyon die frevelnden Krissäer besiegt, übernahmen die Amphiktyonen mit der allgemeinen Sorge über die delphischen Angelegenheiten auch die Anordnung und Aufsicht der pythischen Spiele, die auch sogleich in der ersten Pythiade durch neue musische und die Aufnahme der gymnischen Wettkämpfe erweitert und zu deren Vorstand Epimeleten wahrscheinlich in collegialischem Verhältnisse eingesetzt wurden. So in den Hauptsachen ohne Veränderung überdauerten die pythischen Spiele noch die Freiheit des Volks: unter den römischen Kaisern, namentlich seit Hadrian, feierten auch einzelne Städte ihre Pythien neben den allgemeinen, wie man ja überhaupt durch herrliche Tempel und Altäre, durch Priester und pentaeterische Festspiele den Beherrschern des Erdkreises schmeichelte: etwa Ol. 293, um 394 v. Chr. hörten wie Olympien auch die pythischen Spiele auf. Die Beschreibung der musischen gymnischen und ritterlichen Kämpfe, besonders des pythischen Nomos, möge man in dem Werke selbst nachsehen, das auch die Zeit der Feier, namentlich die Frage über Herbst oder Frühjahr, mit gründlicher Gelehrsamkeit erörtert; nach den Spielen erhielten die Sieger den Lorberkranz und Dankopfer, Processionen und Siegesschmäuse beschlossen auf dem Schauplatze wie später in der Heimat. In ähnlicher Weise werden auch die Nemeen und Isthmien sowol topographisch und historisch als nach ihren Kampfarten u. s. w. dargestellt.

Das wäre einmal wieder der Pflicht gehorcht und nicht dem eigenen Triebe; diese Anzeige ist uns sauer geworden und doch mundet vielleicht der mühsam zubereitete Fünftelsaft nicht einmal. Es wird immer schwierig sein, kritische, echt philologische Gelehrsamkeit der literarischen Unterhaltung geniesbar zu machen, denn neben der Belehrung, die wir empfangen, kann dabei nur die Form der gründlichen Forschung Interesse gewähren, ein Interesse, das denn freilich nicht beschrieben, sondern durch eigenes selbständiges Studium erweckt sein will. Ohne dem Urtheil stimmberechtigterer Philologen vorzugreifen, hat Ref. ein gutes Vertrauen, wenn er diese löblichen Eigenschaften, das Belehrende des Inhalts und dies Anregende der Form dem vorliegenden Werke zuschreibt; er sieht mit Vergnügen, wie richtig seine Divination aus jenem Passus der Vorrede war, in welchem solide und gründliche, d. i. kritisch sprachlich antiquarische Forschungen als die höchsten wissenschaftlichen Ziele der Gegenwart aufgestellt wurden.

Doch auch die anderweitigen Vermuthungen, die auf Anlaß der Vorrede sich uns aufdrängten, sind durch die Wirklichkeit des nachfolgenden Werkes bestätigt worden. Oft genug verliert sich die soeben anerkannte wissenschaftliche Gediegenheit in pedantische Sylbenstecherei, in eine Kleinkrämerwirthschaft mit antiquarischen Notizen, die bei dem heutigen Stande der Philologie, da die Meister es zum Grundsatz erhoben, das Material nicht blos zu prüfen, sondern auch nach seinem geistigen Gehalte zu erkennen und den andern nichtsnutzigen Ballast über Bord zu werfen, auch die Männer von Fach von der Lecture zurückschrecken muß. Quellenstudien, kritische Sichtung des Stoffes, Citate sind gewiß höchst nützliche, ja nothwendige Dinge, man fördere eifrig und immer eifriger aus dem nie versiegenden Stoffe das edle Metall zu Tage, aber man insinuire doch nicht, daß die rohen, meist vor unsern Augen erst gebrochenen und behauenen, kaum geglätteten Stücke, daß jeder beiher am Wege gefundene Kieselstein uns erfreuen soll. Ein berühmter Professor, erzählt man, pflegte beim Doctorexamen die Frage vorzulegen: „Was lacht über Griechenland?" worauf denn hergebrachter Weise die geistvolle Antwort hieß: „Ein heiterer Himmel!" Hr. Dr. Krause belegt auch dies mit Citaten! So hat die Vorrede auch gut warnen vor hellleuchtendem Gas der Geistreichigkeit und davon illuminirten Köpfchen; der Hr. Verf. ist davor gesichert — „aus gröberm Stoffe formt' ihn die Natur". Wir wissen recht gut: überall Beziehung des Einzelnen auf eine allgemein durchgreifende Idee ist bei so detaillirtem auseinanderfallenden Stoffe unmöglich, aber geistige Durchdringung des Einzelnen und der Nachweis des gemeinsamen Gehalts in einer Reihe von Einzelheiten, von dieser Aufgabe und ihrer dürftigen Lösung können wir Hrn. Krause nicht freisprechen, um so weniger, da er bisweilen selber einen Anlauf dazu nimmt. Z. B. soll die Gymnastik als ein nationales Element des Hellenenthums und besonders der Erziehung nachgewiesen werden:

Nun darf man aber nicht meinen, daß die Gymnastik der Hellenen erst in späterer Zeit durch jene von Philosophen und Aerzten zur Klarheit gebrachten Ideen und Ansichten in ihr Leben eingeführt worden sei. Diese belebten blos und gestalteten das schon längst vorhandene Institut. Denn die Quellen der hellenischen Gymnastik, zu deren Aufsuchung wir uns nun wenden, gehen viel weiter zurück. Die Gymnastik war den Hellenen ein nationales Element ihres Lebens, mit diesem schon seit der altheroischen Zeit vielfach verschmolzen und verwachsen. Wenn nun überhaupt jedes Volks Nationalität durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände und Impulse ursprünglich bedingt und bestimmt wird, so war auch die Volksthümlichkeit der Hellenen das Werk zusammentreffender Verhältnisse und Einflüsse. Und wie sich überhaupt aus jeder Volksthümlichkeit eine ihrer Natur entsprechende Erziehungsweise der jungen Geschlechter entwickelt und herausbildet, so war auch die Erziehung der Hellenen Erzeugniß ihres nationalen Sinnes, Charakters und Lebens. Da nun aber die Gymnastik, die Basis ihrer physischen Erziehung, einen Haupbestandtheil ihrer Pädagogik ausmachte, so folgt, daß jene wie diese, der Theil wie das Ganze, als Erzeugniß der Volksthümlichkeit mit dieser letztern selbst eine und dieselbe Quelle hatte.

Nennt Hr. Dr. Krause diesen mühseligen Kettenschluß, gedankenlos genug, um in jeder Logik eines Kantianers

zu glänzen, eine philologische Entwickelung? Bei dem Überblick der Inhaltsanzeige zog Ref. das Capitel an, das die Gymnastik der Hellenen mit der neuern Turnkunst zu vergleichen verspricht, und was finden wir? Den einfachen, auf der Hand liegenden Satz, daß jene, eine natürlich erwachsene, dieser, der nur künstlich übertragenen vorzuziehen sei, weitläufig, auf 50 Seiten, durch alle Institute und Elemente der Gymnastik hin durchgesprochen; sogar daß die Turner sich nicht salben und beölen, bedauert der Hr. Verf. Man halte schließlich unserm kritischen Gewissen noch die Hindeutung auf die Redseligkeit zugute, in der Hrn. Krause's übergroße Gelehrsamkeit sich ergießt: auch die langmüthigste Geduld möchte hier vor desperaten Zuständen nicht sicher sein, daher wir uns auch aller Belege enthalten, als zu gefährlich für den geneigten Leser. 42.

Literarische Notiz.

Louise Bertin, Tochter Bertin's, welcher das „Journal des débats" gründete, gab eine Sammlung ihrer Gedichte unter dem Titel „Glanes" heraus, über welche der bekannte Saint-Marc Girardin eine sehr ausführliche Kritik in demselben Journale drucken ließ. Der Berichterstatter geht von sehr bequemen Grundsätzen aus. „Ich will nicht sagen", drückt er sich aus, „daß alle Verse dieser Sammlung vortrefflich wären; Fräulein Bertin selbst würde es nicht glauben, wenn ich es ihr sagte; aber diejenigen, welche gut sind oder wenigstens mir gefallen, gefallen mir außerordentlich." Übrigens besitzt Louise Bertin eine große Gewandtheit in der Versification und Zartheit der Empfindung. Viele ihrer Gedichte gehören dem beschreibenden Genre an, erinnern an Delille und sind, wie auch Saint-Marc Girardin selbst bemerkt, häufig zu minutiös. Dabei rühmt er aber an ihr, daß sie die Mythologie und Allegorie nicht verschmäht habe und gut zu brauchen wisse. Des Beispiels wegen theilen wir aus einem Gedichte über den Frühling eine Stelle in deutscher Nachbildung mit:

Sieh da! er ist's, der Lenz! Von seinen Blumenflügeln
Sinkt reiche farb'ge Pracht herab zu grünen Hügeln.
Sein Mantel ist Azur, durchduftet ist sein Haar,
Wie der Geliebten Blick, so lacht sein Auge klar.
Mit leicht muthwill'gem Schritt tanzt er hinab die Bäche,
Da schmilzt und löst sich gleich des Eises Spiegelfläche.
Das Echo lernt von ihm manch reizend süßes Lied;
Er ist Auroras Freund, der Rosen pflanzt und zieht
Auf Hügeln, roth vom Kuß, den mit entzückten Lippen
Die Knospen von Zephyrs bethautem Munde nippen u. s. w.

Ist dies nicht ganz die veraltete beschreibende Rococopoesie in Alexandrinern, die wir in Deutschland schon längst hinter uns haben? Da gibt es Azur, parfumirtes Haupt oder Haar, Aurora, Echo, Zephyr und andere dergleichen Sächelchen und mythologisches Zeug. Aber der französische Kritiker rühmt diese Verse dennoch als glänzend, Delille's würdig, wenn auch ein wenig „parés"; er weiß es der Dichterin Dank, daß sie die Allegorie wieder zu Ehren zu bringen suche und sich nicht scheue, von der Aurora mit ihren classischen Rosenfingern zu sprechen u. s. w. Hin und wieder tadelt er die Flickworte und Flickverse, die um des Reimes willen wie an den Haaren herbeigezogen seien. Folgende Strophe aus einer Ode an Alfred de Wailly finden auch wir ansprechend. Der Dichter, sagt Louise Bertin, versteht Alles,

Ce que, dans son orgueil superbe,
Le soleil promet à la gerbe,
Ce que la pluie a dit à l'herbe,
Ce qu'aux forêts chante le vent;
Et près d'une crèche, heureux père,
Auquel nul sens ne peut se taire,
Il comprend, même avant la mère,
Le babil du petit enfant.

Aber als Flickvers in dieser gewiß hübschen Strophe tadelt er die Stelle: „Auquel nul sens ne peut se taire", und mit Recht. Zum Schlusse äußert sich der Berichterstatter über die echte Weiblichkeit, welche sich in den Gesängen der Dichterin ausspricht und in der That deren wesentlichste Zierde ist. „Gott", ruft er aus, „gab den Frauen eine viel größere Fähigkeit, zu lieben und zu glauben, ohne zu begreifen. Im Manne sind Liebe und Glauben eine Art Opfer und Zwang, seinem Geiste auferlegt, im Weibe sind sie natürlicher Hang und Trieb ihrer Seele selbst. Ich kann kaum sagen, wie sehr mir die dogmatische Revolte und Unabhängigkeit der Natur des Weibes zu widerstreiten scheinen, wie viel sie dem Weibe kosten und es zum Manne und schlechter als den Mann machen; denn das Weib hat die Kraft des Urtheils nicht, welche der Mann besitzt und seinem Zweifel, seinem Zwiespalt mit sich einen gewissen Anstrich von Kühnheit ertheilt; das Weib verliert dann vorsätzlich jene wunderbare Fähigkeit des Hellsehens, welche bewirkt, daß es durch die Dunkelheit der es umgebenden Geheimnisse den rechten Weg geht. Ich füge hinzu, daß das Weib, selbst wenn es sich gegen Gott und die Gesellschaft empört, was allerdings kühn und groß erscheinen kann, doch fast immer damit angefangen hat, sich gegen den Gatten zu empören, wodurch der Kampf zu dem kleinlichen Maßstabe eines bloßen Familienzwistes zusammenschrumpft. — — Der mächtige Zweifel, der mächtige Groll, die mächtigen Ironien Lord Byron's kleiden ein Weib schlecht. Was ist leichter, als auf diesem Gebiete zu zweifeln und zu bestreiten? Dazu bedarf man nur etwas Geist und viel Stolz. — — Der Himmel bewahre mich davor, den Frauen das Verdienst der Intelligenz und geistigen Pein ableugnen zu wollen. Auch sie haben ihre Zweifel, ihre geistigen Bewegungen, ihre Ängste. Ihr Herz leidet in eben dem Maße und vielleicht noch hundertmal mehr als die stolze Vernunft des Mannes. Aber wenn die Heftigkeit der menschlichen Leidenschaften nur nicht den Neigungen ihres Herzens Abbruch thut, endigen sie damit, zu ihrer seelenvollen und enthusiastischen Duldsamkeit zurückzukehren. — — Sich selbst überlassen, wird es unter den Frauen immer mehr heilige Theresien als Lelien geben, mehr mystische Bräute Gottes als kecke Umwälzerinnen." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 75. —— 16. März 1842.

Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von A. M. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. Zwei Theile. Hamburg, F. Perthes. 1839—41. Gr. 8. 4 Thlr.

Diese „Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der Skandinavier", welche hier in deutscher Übersetzung erscheinen, bilden einen Theil des von dem schon durch mehre historische Schriften rühmlich bekannten Verf. begonnenen größern Werkes: „Svenska folkets historia från äldsta till närvarande tider", wovon die beiden bis jetzt in Stockholm 1834 u. 1835 erschienenen starken Bände auch unter dem Titel „Skandenavien under hedna-äldern" ein in sich geschlossenes Ganze bilden. Daß hier nicht das ganze Werk in Übersetzung erscheint, wie es sonst wol verdient hätte, hat seinen Grund darin, daß die eigentliche politische Geschichte Skandinaviens während des heidnischen Zeitalters, so höchst interessante, ja höchst poetische Züge dieselbe auch immer darbieten mag, doch in die Geschichte des übrigen Europa wenig oder gar nicht eingreift. Was nun die hier in deutscher Übersetzung gelieferten Abschnitte insbesondere betrifft, so sind die Wikingszüge, welche der erste Theil darstellt, von welthistorischer Bedeutung und noch nie in ihrer ganzen Ausdehnung umfassend zusammengestellt erschienen, so viele vortreffliche Werke auch über einzelne Theile derselben vorhanden sind. Die Staatsverfassung, die Sitten und Gebräuche der heidnischen Skandinavier, welche der zweite Theil des hier angezeigten Werkes schildert, sind in allen Geschichtswerken zu kurz behandelt, gewiß aber als die eines sprach- und stammverwandten Volks auch den Deutschen von höchster Wichtigkeit.

Das heidnische Zeitalter der Schweden ist im Allgemeinen von den bisherigen Geschichtschreibern zu kurz behandelt worden. Was aus dieser Zeit in den alten Sagen und Schriften sich über dieses Volk insbesondere aufgezeichnet findet, ist freilich nicht viel. Aber der ganze Charakter des Lebens, die Denkweise, die Sitten, der Sinn für Abenteuer, Fahrten und große Unternehmungen, Sprache, Cultur und Wissenschaften, die Fertigkeiten im Kriege und im Frieden waren in der Vorzeit ein und dieselben für den ganzen skandinavischen Norden. Für die Kenntniß derselben besitzen wir in den isländischen Sagen, sowie in den alten Chroniken Englands, Frankreichs und anderer Länder nicht nur reichhaltige, sondern auch zuverlässige Materialien, welche auch von Hrn. Strinnholm gewissenhaft und mit kritischer Sichtung benutzt worden sind. Es gibt kein Volk, welches aus seinem heroischen Zeitalter so viele rein historische Erinnerungen übrig hat, und die skandinavische Heldenzeit ist einer Darstellung in ihrem ganzen Umfange im höchsten Grade werth. Übrigens, sowie in allen andern Dingen, ist es auch in der Geschichte nothwendig, die äußersten Grundsteine, auf denen das Ganze ruht, die Quelle, von welcher Alles ausgegangen, zu kennen. Hat man die Anlagen, den Charakter, die Eigenschaft eines Volks in einem Zeitalter, in welchem es der Natur und seinem Ursprunge noch näher steht, klar und anschaulich aufgefaßt, und hat man sich mit dem Charakter jener ältesten Staatsverhältnisse und mit der Art des ersten für die Cultur ausgestreuten Samens vertraut gemacht, so überschaut man mit um so klarerm Blicke den ganzen Gang der darauf folgenden Entwickelungsperioden, und Vieles bekommt ein höheres Interesse dadurch, daß man entdeckt, wie nach einem tausendjährigen Zeitlaufe und nach vielen durchlebten wechselnden Veränderungen sich noch unverkennbare Züge der uralten Verfassung, die uralten Sitten und der ursprüngliche Volkscharakter erhalten haben.

Die erste Abtheilung des ersten Theils handelt von den Zügen der Skandinavier in die westlichen und südlichen Länder Europas und von den Niederlassungen derselben besonders in Britannien, Frankreich, Italien und der Schweiz, die zweite von ihren Zügen in andere europäische und außereuropäische Länder. Da der uns in d. Bl. gegönnte Raum es nicht gestattet, daß wir dem Verf. im Gange seiner Geschichtserzählung folgen, so müssen wir uns darauf beschränken, nur einzelnes besonders Interessante daraus hervorzuheben.

Während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hatten alle Nationen des gothisch-germanischen Stammes für ihre Waffenthaten ein einziges, großes, gemeinsames Ziel — den Sturz der römischen Macht. Auf den Schauplatz dieses gegen die kolossale römische Herrschaft viele Menschenalter hindurch ununterbrochen fortdauernden Riesenkampfes, welcher die Kräfte Aller in Bewegung setzte und den Helden eine Kriegsschule war, sind auch aus dem

skandinavischen Norden alle Diejenigen gezogen, welche vor Kampflust und vor Begierde nach Ehre und Beute in den reichen römischen Provinzen brannten. Denn von Skandinavien an bis in die Gegenden des schwarzen Meeres breitete sich in diesen Zeiten der große gothische Volksstamm aus. Dies erleichterte die Fahrten der streitlustigen Männer des Nordens zu ihren gothischen Stammverwandten im Süden. Und daß zwischen den Stämmen im Süden und Norden eine große Verbindung stattgefunden habe, bezeugen sowol die aus diesen Zeiten in Heldengedichten und Sagen aufbewahrten Erinnerungen, als auch die zerstreuten Nachrichten, die da vorkommen in den Arbeiten gleichzeitiger italienischer und byzantinischer Schriftsteller über Wanderungen von Völkern nach und von dem skandinavischen Norden. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Heerfahrten nordischer Kämpfer während des ersten halben Jahrtausends n. Chr. hauptsächlich auf die Heimatsländer ihrer südlichen gothischen Stammverwandten und auf die berühmten Tummelplätze ihrer großen Kriege gegen die römischen Kaiser gerichtet gewesen sind. Die Verhältnisse änderten sich, als, nach dem Fall des weströmischen Reichs, nach der Einwanderung der Westgothen in Spanien und dem Untergang der Ostgothen in Italien, und nachdem alle früher an den Küsten der Ostsee wohnenden gothischen und germanischen Völker landeinwärts in die eroberten römischen Länder gezogen waren, zahlreiche Haufen anderer, slawischer Völkerschaften eindrangen und die erledigten Ostseeländer in Besitz nahmen, die schwachen daselbst noch zurückgebliebenen Überreste des gothisch-germanischen Volksstammes vertreibend und unterjochend. Erst nach dieser Zeit beginnen recht eigentlich die berühmten Wikingsfahrten der Bewohner des Nordens.

Schon Tacitus erwähnt der Svionen als eines durch Waffen und Schiffe mächtigen Volks, und er beschreibt diese letztern auf eine Weise, als hätte er selbst ihre Flotten gesehen. Des großen caledonischen Barden Ossian großes Gedicht „Fingal" besingt die Landung Svaran's, eines Königs in Lochlin, wie Skandinavien auch in den irländischen Annalen genannt wird, in Irland und seinen Krieg gegen Cuchullin. Sehr wahrscheinlich ist es auch, daß in uralten Zeiten Skandinavier sich auf den shetländischen und orkadischen Inseln niedergelassen haben und daß die Pikten in Schottland von ihnen herstammten. In der Sprache, welche noch gegenwärtig in den schottischen sogenannten Niederländern gesprochen wird, offenbart sich eine nahe Verwandtschaft mit den skandinavischen Dialekten. Dieses und eine lebendige Schilderung der altnordischen Sitten und Gebräuche, die man in Ossian's Gesängen wiederfindet, in welchen oft das waldreiche Lochlin und die vielen Kämpfe der Helden Lochlins und Caledoniens besungen werden, bestätigen, was auch noch andere Gründe wahrscheinlich machen, daß Verbindungen und Fahrten, sowol friedliche als kriegerische, zwischen Skandinavien und den britischen Inseln seit uralten Zeiten stattgefunden haben.

Die ununterbrochenen Heerfahrten nach Britannien während des langen Kampfes der Angelsachsen mit den Briten und das Glück, womit ein so großes Land wie England mit den Waffen erobert wurde, hatten zur Folge, die Skandinavier immer vertrauter mit den Fahrwassern in diesen Gegenden zu machen und ihren Sinn und ihre Fahrten auf die südlichen Länder zu richten. Sie wurden noch mehr dazu angereizt durch die drohenden Waffen Karl's des Großen, als er durch die Bekriegung und Unterjochung der Sachsen und durch die Ausdehnung der fränkischen Macht bis in die Länder an der Elbe bei den nordischen Völkern Furcht und Rache weckte. Auch die Veränderungen, welche im Norden selbst zu derselben Zeit vorgingen, durch Unterdrückung und Aufhebung der Gewalt der kleinen Könige, zuerst in Schweden darauf auch in Dänemark und Norwegen, erschütterten und bewegten alle Kräfte und jagten eine Menge Unterkönige und Königssöhne auf das Meer, sodaß die Wikingszüge der vorhergehenden Zeiten aus der Sage und aus den Annalen verschwunden sind, als kaum bemerkbar in Vergleich mit den gewaltigen Heerfahrten, welche nun von dem Norden aus unternommen wurden und gleich einem zerstörenden Gewitter länger als zwei Jahrhunderte hindurch Schrecken über alle Länder Europas verbreiteten.

Zwei umgebende Meere, eine unermeßliche Küste, Scheeren mit breiten Wasserstraßen und unzähligen Buchten, Holmen (Eilande), Inseln und Klippen; dazu große Wassersysteme von ansehnlichen und zahlreichen Landseen, Flüssen und Strömen, welche in allen Richtungen die nordischen Länder durchschneiden — eine solche Lage und eine solche Natur, welche in den ältesten Zeiten die Bewohner Skandinaviens weit mehr trennte als in den unserigen, sodaß sie zu Wasser fast mehr Gemeinschaft miteinander hatten als zu Lande, und nicht weniger der Umstand, daß sie aus der reichen Vorrathskammer des Meeres einen nicht unwesentlichen Theil ihrer Nahrung holen mußten, machten, daß die alten Skandinavier ihr Leben zwischen Wasser und Land theilten. Dieses hatte die Folge, sie von Kindheit auf mit dem Elemente des Wassers vertraut zu machen und zu Seeleuten zu bilden. Die im Verhältniß zu dem geringen Anbau große Bevölkerung zwang sie, fremde Küsten aufzusuchen, um sich mit dem Schwerte die Lebensmittel zu verschaffen, die ihnen zu Hause fehlten. Das Meer wurde ihre Sommerheimat, der Heerzug ihre Sommerarbeit, die Kriegsbeute und Raub ihre Ernte. Daher war auch eines der heiligen Opferfeste, das große Frühlingsopfer, dem Siege geweiht. Gegeneinander kehrten in diesen Zeiten die skandinavischen Völker selten ihre Waffen in langwierigen und zerstörenden Kriegen, obgleich gewiß zuweilen blutige Kämpfe zwischen ihnen stattfanden. Sie hatten alle ein an Gütern gleich armes Land, und das nordische Land war überdies ein allzu beschränkter Tummelplatz für den unbändigen Heldengeist derselben und für das ihnen einwohnende Übermaß an brausenden Kräften, für welche ein ganzer Welttheil beinahe zu enge war. So mußte geschehen, was auch wirklich geschah, daß sie überall auf der ganzen Erde Beute, Ruhm und Ehre suchten und

in blutigen Spielen ihre Kräfte fast mit dem ganzen menschlichen Geschlecht prüften. Die Küsten von ganz Europa, vom westlichen Asien, von Nordafrika und Nordamerika (letzteres von Island und Grönland aus) wurden von ihnen heimgesucht und gefunden.

Als demnach der harte, langwierige Kampf der gothisch-germanischen Völker mit der römischen Macht geendigt war, als darauf die Angelsachsen den langen blutigen Streit mit den Briten um Land und Reich ausgekämpft hatten, als der Sturm der Völkerwanderung sich gelegt hatte und das Waffengetöse in den frühern großen Tummelplätzen für die Waffenthaten der Kämpen und Helden verhallt war, da neue Felder für Thaten, neue Gelegenheit für Kriegsbeute und Raum für die überflüssige Volksmenge, die der Norden nicht zu ernähren vermochte, suchend, wenden die streitlustigen Kämpen Skandinaviens ihre Waffen gegen alle Länder und Völker, suchen auf ihren Heerschiffen alle Küsten heim und werden, als nunmehr allein auf dem Meere umherschwärmend, nachdem die Franken und Sachsen nach ihrer Niederlassung in den eroberten Ländern von dem Schauplatze abgetreten waren, über alle Länder unter dem gemeinschaftlichen Namen Dani oder Nordmanni bekannt, unter welchem man in den Chroniken dieser Zeiten Leute aus dem skandinavischen Norden, Schweden, Dänemark und Norwegen versteht.

Besonders merkwürdig ist die Geschichte ihrer Niederlassungen auf Island. Gardar Svafarson, ein Schwede, wurde im Herbst 861 durch einen Sturm dahin getrieben. Er überwinterte daselbst, kam im Frühling nach Norwegen und lobte die entdeckte Insel als ein sehr schönes, gutes und mit Wald bedecktes Land. Einige Jahre später wurde Naddoddr, ein großer Wiking, auf einer Fahrt von den Färöern nach Norwegen ebenfalls von einem Sturm dahin verschlagen und nach ihm noch ein Anderer. So wurde Island den Skandinaviern bekannt. Auf dieser an Wundern der Natur von großem und erschrecklichem Charakter so reichen Insel errichteten sie in der Folge einen Freistaat, welcher in den Annalen der Weltgeschichte wol einzig in seiner Art ist und welcher für die Geschichte Skandinaviens unendlich wichtig geworden ist, weil ohne die isländischen Sagen und Geschichtswerke viele Erinnerungen der Vorzeit ganz verschwunden und Das sehr gering sein würde, was wir von der Götterlehre, den Sitten, den Gesetzen, der Verfassung und der Sprache Skandinaviens, sowie von den Verhältnissen, worin die nordischen Staaten zueinander standen, gewußt haben würden. Die ersten und zahlreichsten Einwanderungen in diese Insel geschahen von Norwegen aus zu der Zeit, da Harald Hårfager durch glückliche und siegreiche Waffen sich das eine Fylke nach dem andern unterwarf und nicht nur die Kleinkönige unterjochte, sondern sich allen Odal, allen Grund und Boden, sowol den bebauten als den unbebauten, ja sogar Seen und Gewässer zueignete und die freien, stolzen Odalbauern in untergeordnete Dienstleute verwandelte. Viele Männer zogen damals aus dem Lande, ein Theil über die Gebirge in die Wüsteneien von Jemtland und Helsingland in Schweden, Andere nach den Färöern, nach Hjaltland, nach den Orkney- und Söderinseln, wieder Andere suchten ihr Glück auf dem Meere und machten Heerfahrten in die Westländer, aber Einige wählten sich die neuentdeckte Insel im Ocean zur Freistatt. Wer von allen den Zügen, Heerfahrten und Niederlassungen der alten Skandinavier und namentlich auch von der Entstehung und Errichtung der Republik auf Island sich näher unterrichten will, kann im ersten Theile des Strinnholm'schen Werkes seine Wißbegierde befriedigen.

Der Anblick so vieler verschiedenen Länder mit ihren verschiedenen Naturmerkwürdigkeiten, so vieler Völkerschaften mit ihren abweichenden Sitten und Gebräuchen, nicht weniger in religiöser Hinsicht als in den übrigen Verhältnissen des Lebens von dem Wildesten und Rohesten bis zu schönen Künsten und Wissenschaften hinauf, mußte natürlich den Gesichtskreis der neugierigen, auf Alles aufmerksamen Nordländer erweitern und eine Masse von Ideen in ihnen erwecken. Die Schätze an Gold und andern Kostbarkeiten, welche sie als Beute und Raub von ihren Plünderungszügen heimführten, verschwanden zwar ebenso schnell, als sie gekommen waren, indem sie auf andern Wegen während der folgenden Jahrhunderte wieder aus dem Lande gingen; nur das allein bewirkten sie, daß sie den Sinn und die Neigung der Nation für glänzende Pracht weckten und nährten. Wichtiger waren die Verbindungen, in welche diese Züge die Bewohner des Nordens mit denen des Ostens und des Südens brachten, und die Wege, welche dadurch einer größern Handelsgemeinschaft zwischen den südlichen und nördlichen Ländern gebahnt wurden, sowie die Übung, Gewohnheit und Neigung, welche durch dieselben dem Nordländer eingepflanzt wurde, für weite Fahrten und fremde Länder zu besuchen, nicht minder um Kenntnisse einzusammeln als um Reichthümer zu gewinnen und um mit andern Nationen zu wetteifern in Anstand und Bildung.

Das Kämpferleben überdies, welches die Nordländer eine Reihe von Jahrhunderten hindurch stets führten, die Gewohnheit, unermeßliche Räume zu durchfahren, in unaufhörlichem Streit mit dem wildesten aller Elemente zu leben, durch eine trotzende Verachtung des Todes Großthaten auszuführen, welche zeigten, was Männer vermögen, die zu Allem entschlossen sind, mußte ihrem Charakter eine Art wilder Größe geben und ihren Blick auf das Unermeßliche richten. Der Same des Sinnes für große und unermeßliche Unternehmungen, welcher dadurch in das Blut gestreut wurde, der trotzige Muth, der stolze, kühne, zu Abenteuern geneigte, kriegerische Charakter und der unbezwingbare Selbständigkeits- und Freiheitssinn, der dadurch erzeugt und ernährt wurde, dazu die durch hundertjährige Fahrten über alle Meere und alles Land gewonnene Bekanntschaft mit der Welt, ein durch Prüfungen mancherlei Art geübter Verstand, ein aus dem großen Schauplatze in Thätigkeit gesammelter Schatz an Lebensweisheit, die geweckte Wißbegierde, die genährte Lust, an Dem Theil zu nehmen und Das zu erfahren, was sich

in der Welt zutrug — dieses war für die skandinavischen Völker das Resultat ihrer Wikingszüge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Roman aus dem Leben.*)

„Getraut am Dienstage von Seiner Ehrwürden, Herrn William Ash, Thomas Mowitt und Charlotte Conroy, Beide aus hiesiger Stadt."

Obige Trauung wurde vorigen Dienstag in Neuyork vollzogen und daran hängt eine wunderbare Geschichte. Herr Mowitt ist ein achtbarer Schuhmacher, der stets mehre Gesellen hält. Unter diesen befand sich John Pelsing, der durch Treue, Fleiß und Mäßigkeit sich bei seinem Meister dergestalt in Gunst brachte, daß Herr Mowitt vor ungefähr drei Jahren ihn zum Compagnon annahm und nie Ursache hatte, seine Güte zu bereuen. Von jener Zeit an waren die Herren Mowitt und Pelsing stets Freunde und Gefährten und wohnten beisammen in Einem Hause bis vor, mag sein, zwölf Monaten, wo sie eines Tages als Geschworene zu einer Leichenschau berufen wurden. Der Todte war ein aus dem Maiden Land Dock gezogener Mann, allem Anscheine nach ein ordentlicher Dockarbeiter und, wie die Zeugen aussagten, vermuthlich im Zustande der Trunkenheit ins Wasser gefallen. Aber das Verdict, wozu die Jury nur wenige Minuten bedurfte, lautete blos: „ertrunken gefunden." Nachdem die Geschworenen entlassen waren, sah Herr Mowitt sich nach seinem Freunde und Mitgeschworenen um, der bis dahin neben ihm gestanden; doch der war fort, und bald darauf sah er ihn aus Leibeskräften Maiden Lane hinablaufen. Das dünkte ihm höchst seltsam und nun erinnerte er sich eines andern seltsamen Umstandes — seltsam wenigstens unter Bezugnahme auf die Flucht —, nämlich, daß Herr Pelsing beim ersten Erblicken der Leiche geschaudert hatte und todtenblaß geworden war. Herr Mowitt ging nach Hause und von da in sein Geschäft; aber sein Compagnon war weder hier noch dort, stellte sich auch zur Nachtzeit nicht ein und kam ebenso wenig am nächsten, wie am übernächsten Tage. So vergingen zwei Monate, ohne daß irgend etwas von ihm bekannt wurde, und Herr Mowitt war bei sich überzeugt, daß zwischen seinem Freunde und dem Ertrunkenen irgend eine geheimnißvolle Verbindung stattgehabt und in deren Folge Herr Pelsing sich ein Leid zugefügt. So standen die Sachen bis zu einem gewissen Tage im letzten Juni, wo eine Dame bei Hrn. Mowitt einsprach und nach Hrn. Pelsing fragte. Sie erfuhr, was Hr. Mowitt wußte. „Und ist er denn seitdem nicht hier gewesen?" fragte sie. „Mit keinem Tritte", sagte Hr. Mowitt. „Das weiß ich besser", sagte die Dame. „Können Sie's beweisen?" fragte der Schuhmacher. „Sehr leicht", antwortete die Dame, „denn Sie sehen mich, und ich und Hr. Pelsing sind Eine Person." Und sonderbar, wie es scheinen mag, aber so war's. Nun fragte es sich, war Hr. Pelsing ein Herr oder eine Dame? Und es ergab sich, daß er nicht blos eine Dame, sondern auch sein Name nicht John Pelsing, sondern Charlotte Conroy, ja, er die Witwe des Ertrunkenen war. Sothane Witwe erzählte, ihr Ehemann sei ein Schuhmacher in Philadelphia und sie fast zwei Jahre seine Frau gewesen. Weil er sie aber schlecht behandelt, habe sie ihm heimlich sein Handwerk abgesehen und sich dann in Männerkleidung nach hier begeben. Unmittelbar nach der Leichenschau war sie nach Philadelphia gegangen und hatte daselbst erfahren, daß ihr Ehemann in Folge eines erhaltenen Winkes vor einer Woche sich nach York aufgemacht, um sie aufzufinden. Statt einer gemißhandelten Frau hatte er ein Wassergrab gefunden. Hr. Mowitt ersuchte nun Mrs. Conroy, es sich häuslich bei ihm gefallen zu lassen, gewahrte nach einiger Zeit, daß Mrs. Conroy ihm noch lieber sei als Herr Pelsing, proponirte eine Erneuerung der Compagnonschaft und wurde demgemäß vorigen Dienstag mit dem ehemaligen Hrn. John Pelsing getraut. Dies vermuthlich das erste Beispiel, daß eine Frau bei der Schau über die Leiche ihres Mannes als Geschworener fungirt und der Geselle seinen Meister geheirathet hat.

*) Laut der amerikanischen Zeitung „The New-York Sunday morning News".

Englisches Deodand.

Man wundert sich bisweilen in Deutschland, wenn die Zeitungen berichten, daß die englischen Geschwornen bei eingetretenen Unglücksfällen dem — kann sein — völlig schuldlosen Eigenthümer des — kann sein — leblosen Gegenstandes, der die Ursache des Unglücksfalls gewesen, zu einer Geldbuße unter dem Namen Deodand verurtheilen, wie das neuerlich wiederholt bei Verunglückungen auf den Eisenbahnen vorgekommen, wo jüngst die Actionnairs der Great Western railroad als Eigenthümer der Locomotive, welche das Unglück veranlaßt, das hübsche Sümmchen von 2000 Pf. St. bezahlen mußten. Selbst in England wird dieser Gebrauch häufig aus dem Mosaischen Rechte abgeleitet, und zwar aus dem zweiten Buche Mosis, Cap. 21, Vers 28: „Wenn ein Ochse einen Mann oder Weib stößt, daß er stirbt, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen, so ist der Herr des Ochsen unschuldig." In Wahrheit gründet sich aber der Gebrauch auf ein ausdrückliches Gesetz aus der Regierung Jakob's I., das indessen auch nur einer schon bestandenen Gewohnheit Rechtskraft verlieh. Zufolge dieser Gewohnheit war Deodand, laut der „Encyclopaedia britannica": „in our customs a thing given or forfeited as it were to God, for the pacification of his wrath in case of a misadventure by which a Christian comes to a violent end, without the fault of any reasonable creature, to be given to God, that is, to the King, to be distributed to the poor by his almoner for the expiation of this dreadful event." Diese Verwendung der Geldbuße und damit das einzige, einigermaßen Vernünftige des ganzen Gebrauchs hat Jakob's Gesetz aufgehoben. Statt dem Könige oder vielmehr den Armen, unter welche der König zu Sühnung des göttlichen Zorns (!!) sie vertheilen lassen soll, gibt sie das Gesetz dem Lord of the manor, d. h. dem Eigenthümer des Grund und Bodens, wo der Unglücksfall sich ereignet, und zwar nicht etwa zu ebenmäßiger Vertheilung unter die Armen, sondern zu beliebiger Anwendung. Obgleich die Grundeigenthümer meistens generös oder billig genug denken, das Geld den Verunglückten oder deren Angehörigen zu überlassen, so springt doch in die Augen, daß solches nicht Sache ihrer Willkür sein, folglich das Gesetz verbessert werden sollte. Und das läßt sich denn auch im erleuchteten England — mit der Zeit erwarten.

Beim Gerichtshofe zu Eye in Schottland verklagte vor kurzem eine sehr achtbare und nicht sehr junge Dame den Ortsschulmeister wegen eines auf offener Landstraße an ihrer Person verübten Ungebührnisses — for committing on the Queen's highway a misdemeanor on her person. Der Schulmeister war nämlich der Dame begegnet, als diese, zu Roß und allein, durch das Lockerwerden des Sattels sich in großer Verlegenheit befunden. Ritterlich hatte er ihr vom Rosse geholfen, den Sattel befestigt und für seine Mühe sich einen Kuß genommen. Das war das klagbar gemachte Ungebührniß. Der Schulmeister konnte oder wollte nicht leugnen und der Gerichtshof strafte ihn um fünf Schillinge und die Kosten, und verwies ihm außerdem das geklagte Ungebührniß „als ein für einen Schulmeister sich am wenigsten geziemendes". 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

— 76 —

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 76. —— 17. März 1842.

Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von A. M. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, wozu uns der erste Theil den Stoff dargeboten, gehen wir zum zweiten über, um aus demselben einige Züge hervorzuheben.

Wie nach altnordischen Sitten unbewohnte Gegenden in Besitz genommen wurden und wie durch eine Vereinigung patriarchalischer Familien die ersten gesellschaftlichen Verbindungen entstanden sind, lernt man kennen aus der Art, wie die Skandinavier Island in Besitz nahmen und anbauten. Zu dieser Insel nämlich nahmen Viele, besonders aus Norwegen, ihre Zuflucht zu der Zeit, da Harald Hårfager mit Gewalt die Macht des Oberkönigs an sich riß und sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes aufwarf. Die Auswandernden waren Häuptlinge von hohem Herkommen und reiche Männer, solche, deren stolzer Sinn sich ungern unter den Willen eines Andern beugte und welche zugleich Schiffe und Vermögen besaßen, um Ausrüstungen zu weiten Fahrten zu machen. Der Häuptling nahm Familie, Knechte, Vieh, Hausgeräth und alle andern für die künftige Heimat nothwendigen Geräthschaften mit. Zu eben dieser Fahrt vereinigten sich mit ihm Freunde, Verwandte und andere freie Männer, solche, die ihn vorher auf seinen Wikingszügen begleitet hatten und gewohnt waren, ihn als den Vornehmsten unter sich zu betrachten. Auf dieser Reise begleiteten ihn auch die schützenden Hausgötter, sichtlich durch die mit Götterbildern ausgeschnitzten Pfeiler bezeichnet, welche in den Gebräuchen der Alten stets zu beiden Seiten des Hochsitzes des Hausvaters standen.

Wenn man dem neuen Lande so nahe kam, daß man die Küste desselben zu Gesicht bekam, nahm der Häuptling des Schiffes, der Regent der wandernden Colonie, seine Hochsitzpfeiler und warf dieselben unter Anrufung des Thor in das Meer; wo sie ans Land trieben, da, in derselben Gegend, legte er den Grund seines neuen Hofes und richtete die Pfeiler wiederum auf zu seinem Hochsitze. Darauf ging er mit Feuer rund um einen gewissen Landstrich, oder zündete rund um denselben große Feuer an, sodaß das eine Feuer von dem andern gesehen werden konnte. Nachdem er auf diese Weise förmlich die Grenzen des Landstriches bezeichnet hatte, dessen er sich bemächtigen wollte, welches man „sich das Land mit Feuer heiligen" nannte, theilte er unter seine Verwandten, Freunde und übrigen Begleiter Loose davon aus. Diese alle, welche miteinander durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft vereinigt waren, bildeten eine besondere Gesellschaft, eine Familie, einen Stamm. Der Anführer des Auszugs wurde der Anführer des Haufens, der sich dort niedergelassen hatte, und das in der Nähe seines Hofes erbaute Götterhaus mit Frei's heiligem Ringe auf dem Altar wurde der Vereinigungspunkt des jungen Staats. Dort wurden die Opfer verrichtet, dort war auch die Tingsstelle (der Gerichtsplatz), wo man zusammentrat zu gemeinschaftlichen Überlegungen und zur Abmachung oder zum Vergleiche der Zwistigkeiten nach natürlicher Billigkeit oder nach den gesetzlichen Gebräuchen, welche man aus dem Mutterlande mitgebracht hatte. Der Häuptling war der Wärter des Tempels und der Vorsteher des Opferdienstes; als solcher saß er mit zwölf von ihm erwählten Männern auf dem Tinge und leitete die Rechtshändel; da hielt er in der Hand den heiligen Tempelring, das Symbol der Ewigkeit; bei diesem Ringe, getaucht in das Blut der Opferthiere, schwur man alle Eide unter Anrufung des Frei und Niord und des allmächtigen As.

Nachdem dieser Zustand 54 Jahre nach der ersten Einnahme der Insel gedauert hatte, wurde mit dem Rathe sämmtlicher Einwohner derselben ein allgemeines höchstes Gericht für das ganze Land eingerichtet, nämlich das sogenannte Alting oder Landsting, von welchem unter der Führung eines Lagmannes alle die Sachen, welche bei den andern Gerichten nicht hatten aufgenommen und abgemacht werden können, entschieden oder verglichen wurden, und wo, nach gemeinschaftlicher Überlegung der sämmtlichen Häuptlinge und der übrigen weisesten und verständigsten Männer der Insel, die Gesetze, welche für das ganze Land gelten sollten, gegeben und zum allgemeinen Nachleben ausgerufen wurden. Darauf wurde die Insel in vier Theile eingetheilt, jeder derselben wieder in drei Gerichtsdistricte, der nördliche ausgenommen, welches wegen seines größern Umfanges und der größern Volksmenge in vier getheilt wurde. In der allgemeinen Rathsversammlung führte der durch Wahl ernannte Lag-

mann das Wort. Er, der höchste Beamte im Lande, der Häuptling des ganzen Bundes, leitete als solcher die gemeinschaftlichen Überlegungen. Ihm kam es zu, bei jeder Gelegenheit, sowol auf dem Landsting als zu Hause Allen, die ihn fragten, zu sagen, was das Gesetz enthielt. Er war außerdem verpflichtet, den auf den Alting versammelten Einwohnern alle Bücher des Gesetzes vorzulesen und zu erklären, und es sollten die Proceßordnungen jedes Jahr vorgelesen, das Lesen der übrigen aber in drei Jahren vollendet werden. *So war die ganze isländische Staatseinrichtung ein Bund freier Vereinigungen zu gemeinsamem Schutze für Freiheit, Gesetz und Recht.*

Die Auswanderungen nach dieser Insel geschahen in einer Zeit, da die Staatsverfassung, die Gebräuche und die Sitten noch die Züge in ihrer ursprünglichen, altnordischen Gestalt beibehalten hatten und noch dieselben Götter verehrt wurden, welche mit den Stammvätern in die nordischen Länder eingewandert waren. Wir können daher die isländische Staatsvereinigung als einen Widerschein der nordischen Urverfassung betrachten, weil in diesen Zeiten, die den abstracten, philosophischen Ideen noch fremd waren, die Auswandernden in das neue Vaterland keine andern Grundsätze, Sitten und Begriffe mitnehmen konnten, als solche, die sie im Mutterlande von ihren Vorvätern geerbt hatten, *und dies um so mehr, da diese Auswanderungen hauptsächlich gerade geschahen, um die alte Freiheit und Selbständigkeit zu erhalten.*

Die Religion wurde in Skandinavien der vornehmste Pfeiler des Staatsgebäudes, die Hauptstütze, auf welcher die Verfassung in ihrer Kindheit ruhte. Was Genossenschaft im Kriege war, das wurde gemeinschaftlicher Gottesdienst und Urtheil im Frieden, Opfer- und Tingsstellen Vereinigungspunkte und der Häuptling Oberpriester und Richter. In diesem Geiste war das Härad ein Kriegs- und Staatenbund mehrer Hausväter, die Landschaft ein größerer Bund mehrer Härade, das Reich wiederum ein Bund der Landschaften; die Hausväter des Härads hatten ihren Vereinigungspunkt in dem Häradstinge, die Härade der Landschaften gemeinschaftlich den ihrigen im Landstinge, das *Allherjating* aber war das große Vereinigungsband der Landschaften. Um zwischen den Stämmen dieses Verhältniß der Einigkeit des Bundes dauernd zu gründen und ihnen stets den Gedanken in das Gedächtniß und das Herz zurückzurufen, daß sie alle unter dem Schutze derselben Götter ständen und eine Nation ausmachten, für diesen Endzweck und um die Überlieferungen der Vorwelt zu befestigen, stiftete Oden drei Nationalfeste, an denen, besonders zu dem großen Hauptfeste im Göje-Monat (Februar), Alle sich um das große Heiligthum der Nation versammeln sollten, um den Göttern das gemeinsame Opfer des Volks darzubringen.

Zu den feierlichen Festen, welche um das der Nation gemeinsame Heiligthum gefeiert wurden, kamen in Skandinavien Könige, Heerführer und die freien Hausväter (Odalbauern) zusammen und nahmen alle Theil an den großen feierlichen Opfern, die man damals den Göttern des Landes brachte. Diese gemeinschaftliche Verehrung gemeinschaftlicher Götter, die großen, feierlichen Opfermahlzeiten, welche damit vereinigt waren, die gemeinschaftlichen Berathschlagungen über allgemeine Angelegenheiten, die man ebenfalls bei den großen Zusammenkünften vornahm, der heilige Frieden, welcher über diese geheiligten Stätten und Zusammenkünfte ausgesprochen war, und der große Markt, der unter dem Schutze der Religion hier ebenfalls von dem versammelten Volke gehalten wurde; dieses in Verein mit dem Wiedersehen weit voneinander wohnender Verwandter und Freunde, zugleich auch vermischt mit Spielen und Lustbarkeiten und Wettkämpfen in mannichfaltigen Fertigkeiten, auch die Verabredung und Verbindung Einiger zu Wikings- oder Kaufmannsfahrten, Anderer zur Errichtung von Verwandtschafts- und Freundschaftsverbindungen: alle diese vereinigten Umstände, welche in vielfacher Hinsicht diese Opferfeierlichkeiten zu großen Nationalfeierlichkeiten machten, stärkten und befestigten die Bande der Einigkeit und des Wohlwollens.

Der Pflege des großen Nationalheiligthums folgte das höchste Ansehen im Staate. Daß dieses nicht, wie in den Staaten des Orients, eine hierarchische Verfassung gründete, kam daher, daß die Priester, die Vorsteher des Heiligthums, hier keine vom Volke abgesonderte, in sich geschlossene Kaste bildeten. Die Wirkung der Religion auf Staat und Volk steht in naher Verbindung mit dem Verhältnisse, in welchem die Personen, welche vorzugsweise zum Dienste der Gottheit bestimmt sind, zu der bürgerlichen Gesellschaft sich befinden. Im skandinavischen Norden bildet diese keine eigene Gesellschaft, wie die der Magier in dem alt-persischen Reiche und die Druiden in Gallien; keine Grenzmauer sonderte sie, wie die Brahminen in Indien und die priesterliche Kaste in Ägypten, von dem übrigen Volke ab. Die Männer, welche in Skandinavien die Opfer des Volks den Göttern darbrachten und die heiligen Religionsgebräuche verrichteten, waren auch zugleich die Häuptlinge des Volks im Frieden und die Anführer desselben im Kriege. Die Druiden hielten ihre Lehre geheim. Bei den Bewohnern Skandinaviens besangen die Skalden offen und frei die Götter und ihre Thaten und Schicksale. Unter solchen Verhältnissen konnte kein hierarchischer Geist entstehen, keine geistliche Herrschaft sich bilden; die geistliche und weltliche Gewalt waren hier auf das genaueste miteinander vereinigt. Dazu trug wesentlich die kriegerische Lehre bei, welche der Gesetzgebung des Oden zum Grunde lag, der heroische Geist, welchen diese Lehre dem Volke einflößte, und außerdem die ganze militairische Einrichtung des Staats.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Taschenbücher für 1842.

Tadeln ist leichter als loben. Das mag eine der mehren Ursachen sein, warum auch in England gewisse Aug sein wollende Aristarchen jährlich ihre Stimmen zu Ungunsten der Taschenbücher (Annuals) abgeben. „Elende Verse — unnatürliche Zeichnung — gekünstelte, kunstlose Stiche — ein paar

Zeilen von Lord Alfred T. — Sonette von Lady Emilie B. — uns schaudert": das sind die Urtheile der richtenden Aristarchen. Elende Verse, nun, die schleichen sich wol in jede Sammlung vermischter Gedichte ein. Unnatürliche Zeichnung, die Anklage dürfte im Allgemeinen des Grundes ermangeln. Fehlerhaftes, d. h. unkünstlerisches Zeichnen ist unter den englischen Künstlern selten. Schlechten Geschmack gibt es unter ihnen, hat es von jeher unter den besten Malern gegeben und wird es wahrscheinlich in alle Zukunft geben. Das verrathen die Farben. Aber mag das Fleisch wie Mark oder wie Sammt oder wie Email aussehen und züchtiges Erröthen dunkelroth glühen — die Graveurs, die für die Taschenbücher arbeiten, sind meist zu geschickt, sich irren zu lassen. Und der Ausfall gegen die dichtenden Lords und die dichtenden Ladies ist mindestens unfreundlich. Hat England seinen Byron gehabt, mag es sich einen Thurlow gefallen lassen, und wo liegt das Unglück, wenn auf ein Lied von Moore ein Hosianna von Montgomery folgt? Wollte der Himmel, die Lords und Ladies unternähmen nichts Schlimmeres als literarische Versuche. Einige Bildung, einige Anstrengung muß doch vorhanden sein, um auch nur ein Schneeglöckchen oder den Frühling anzusingen. Und mit einer oder zwei Ausnahmen ist es der Zweck der Taschenbücher weniger, zu belehren als zu gefallen, mehr dem Auge zu behagen als den Geschmack zu läutern. Sie sind vorzugsweise für Reiche und Müßiggänger bestimmt, und schon daß der Engländer sie ein Jährliches nennt, deutet an, daß sie nicht Jahre dauern sollen. Kurz, wie die Anzeige der für 1842 erschienenen in diesen Blättern sein muß, beginne unter fünf vorliegenden

The Keepsake.

Der goldgeschmückte Einband von carmoisiner Seide harmonirt mit dem Inhalte — mehr Seide als Gold. Dem Titelblatte gegenüber ein Portrait des Prinzen Albert, von Robinson nach Drummond, gut und nicht zu sehr geschmeichelt; auf dem Titelblatte eine liebliche Vignette, dann sogleich die literarischen Schüsseln. „Circumstantial evidence" von dem, weiß Gott, auf Flügeln der Morgenröthe schreibenden G. P. R. James ist eine vortrefflich erzählte, alte englische Geschichte, ausnahmweise mit dem einzigen Fehler, zu kurz. Den entgegengesetzten Fehler haben „The Glenroys". An gleichem Übel leidet ein Gedicht der Miß Theodosia Garrow: „The doom of Cheynholme"; doch hat es im Ganzen bessern Sinn als Reim. Glaube Niemand, daß set und hate, kin und been, days und race, gone und stone, swamp und damp, waterfowl und pool sich reimen. „The king", eine Stuarts-Geschichte, ist gut und interessant gehalten, „A ballade of 1660" einfach und männlich. Letztere berichtet, wie John Bailey Karl II. die Nachricht bringt, London habe sich für ihn erklärt. Weil es indessen Leser und verständige Menschen gibt, die für Karl I. wenig Sympathie empfinden und den Charakter seines Sohns und Nachfolgers herzlich verachten, und dies Gefühle sind, die das Vergnügen an dergleichen Geschichten und Balladen beeinträchtigen, übrigens die Stuartsperiode und die Stuartsmenschen nachgerade aus- und abgedroschen sind, so wäre es wol an der Zeit, den kopflosen Vater und den gedankenlosen Sohn in Frieden ruhen zu lassen. „The wanderer" ist eine hübsche, mit Versen untermischte Erzählung. „The Lady Emmeline's picture" hat die Baronin von Calabrilla zur Verfasserin. Die Frau Baronin mag bis auf schriftstellerisches Verdienst eine ausgezeichnete Dame sein. Gräfin Blessington hat „The Lady Jemima Heathenfield" gesteuert. Möglich, daß Mancher und Manche am Namen der Gräfin genug haben. Verstehe man das, wie man wolle. Aber auch das verstehe man, wie man wolle, daß laut eines von London vorgeblich aus dem Griechischen übersetzten Skolion die Muschel der Venus nur auf dem Boden krystallreiner Gewässer zu finden sei. Den Beschluß macht ein kleines Gedicht von Tyrone Power. Es verdanke seine Aufnahme dem muthmaßlichen Wellengrabe des geachteten Schauspielers. Der eingestreute Bilderschmuck bietet zwar nichts, das noch nicht dagewesen wäre, aber auch completem Tadel keinen Stoff.

Forget me not

erinnert unwillkürlich an die deutsche Taschenbuchsperiode, die allerdings vom Ruhme der „Rosen und Vergißmeinnicht" kein Wörtchen, aber viel von der Einträglichkeit eines „Vergißmeinnicht" wußte. Der deutsche Ackermann in London führte das deutsche „Vergißmeinnicht" in englischem Gewande und dadurch die Taschenbücher in England ein. Es scheint jedoch, als bereite sich der Anfang auf das Ende vor. Shoberl, der Herausgeber, beginnt sein Vorwort mit einem Stoßseufzer und schließt es mit einem Eigenlobe. Das heißt doch kaum etwas Anderes, als: wenn ich sterbe, seid Ihr Schuld, und daß Shoberl von seinem nahen Tode redet, darf ein Zeichen seines gewissen Todes gelten. Inzwischen dürfte die Abrechnung richtiger werden, wenn vom Eigenlobe ein Sümmchen abgezogen und zu Gunsten der öffentlichen Schuld gebucht würde — das freilich insofern, als der Herausgeber für die Folgen der Sparsamkeit des Verlegers verantwortlich bleibt. Kein Geld, keine Schweizer; kein Honorar, keine guten Beiträge. Früher waren die Kupfer gut und die Beiträge hielten sich ihnen gleich. Ohne daß jene besser wurden, blieben diese Schritt um Schritt zurück, und in gegenwärtigem Jahrgange ist die Kunst fast Alles, die Literatur fast Nichts. In „Ernesta" erblicken wir ein frisches Mädchen und lesen eine aufgewärmte Stuarts-Geschichte. Mit den „Scenes in Wales" hat Mistreß Lee sich etwas aufbinden lassen. Gehe sie nur nach Wales und reite gleich ihrer Heldin, und wäre das Roß ebenfalls eine Vollblutstute, whose pedigree was as faultless as were her form and action, durch die Schluchten und über die Abhänge von Süd- und Nord-Wales, und wird sie nicht von Engeln gehütet, möchte sie nimmermehr heimkehren an ihr Schreibepult, „zu der Stahlfeder in goldenem Gehäuse". Das hierzu gehörige Kupfer soll ein walliser Milchmädchen sein, ebenso treu wie die Scenen, mit Händchen, Blumen zu pflücken, mit Füßchen, im Thaue zu baden. Leidlich erzählt und gut illuminirt ist „Louis XI at Plessis-les-Tours". Beides gilt nicht von „Miranda". Dem besten Kupfer, Rouen, gemalt und gestochen von Brandart, ist eine Anekdote beigegeben, deren Pointe darin besteht, daß ein normännisches Mädchen für einen neu acquirirten Esel mehr Sympathie zeigt als für die Asche Napoleon's. Mach Witz, Schmuhl, oder ich prügele dich! „The surprise of Montrose", von Allan Cunningham, ist nicht übel; das einzige Literarische aber, das besser als sein Kupfer, ist „The double lesson", von Laman Blanchard, doch eine Kleinigkeit, die kaum zählt.

Friendship's offering and Winter's wreath, herausgegeben von Leitch Ritchie, ist auch ein alter Bekannter; es geht ihm aber wie dem „Vergißmeinnicht" — er neigt sich zum Sterben. In der viel zu langen Erzählung: „The sortes", träumt ein Mädchen, ihr Geliebter sei ein Ariel. Damit ist das Pikanteste hervorgehoben. Besser erzählt ist „The fate of Gaston", und wären alle Kupfer nur halb so gut wie „The town and castle of Foix", so verdienten sie insgesammt Lob. Unter den Poesien sind neun Zeilen von Lady Blessington. „Meinem Hofe mehr Glanz zu geben", mag Ritchie gedacht haben, als er die Lady um einen Beitrag bat. Aber sie hat ihn schmälich getäuscht. Indessen hat Ritchie mit einer eigenen Poesie sich an den Lesern gerächt. Ein Lied, mit der Überschrift „Sing away" endigt er o:

> The heart of a young girl is but a piano,
> For love with his magical fingers to play;
> Mar not the beautiful strain, naughty man, o!
> But sing, sing away — sing away!

Dagegen ist eine hübsche Skizze nach Watteau („The swing") von einem Gedichtchen begleitet, dessen eine erlesene Sammlung sich freuen könnte. Hier ists:

> Upwards she wings her flight afar,
> A bird amid the quivering bowers;
> Then shooting downwards like a star,
> Just skims the dew and stirs the flowers.

One moment, like the Hambress fair,
She steeps to kiss Endymion's eyes;
The next, rebounding in the air,
Shoots Parthian arrows as she flies.

Love-banished, and recalled by love,
She paints the passion false and vain;
Yet, no, for though she seems to rove,
She still obeys the master's chain.

Now on the earth, now in the air, —
Now won, now lost, — her fleeting charms
Gliding aloft a phantom fair,
Then pressed an instant in my arms.

Ah, cease, dear wayward girl, to fly,
And from thy wild vagaries rest;
Leave, leave the angel in the sky,
And give the woman to my breast.

The book of beauty

hat, wäre es auch nicht von der Gräfin Blessington edirt, schon kraft seines Titels Anspruch auf Schönheit und, wo diese fehlt, auf Verschönerung. Davon gibt sofort das erste Kupfer Zeugniß, ein Bild der Königin Victoria, nach Drummond von Mote. Miß Garrow hat in gleichem Geiste die Verse dazu geschrieben und, was outrirtem Lobe bisweilen geschieht, aus dem ihrigen fast eine Satire gemacht. Sie sagt zur Königin:

Thou hast steep'd
Thine energies in *Nature's fount of love:*
Then do'st fulfil the aim of woman's being.

Das thut die Königin nicht, kann sie als regierende Königin (man bedenke ihre stundenlange Anwesenheit im Geheimenrathe) füglich nicht thun und muß deshalb auch der Prinz von Wales einer der Vielen sein,

„die nie den Mutterbusen küssen,
Die Stimme der Natur als Jüngling kaum verstehn,
Zur Amme freudenvoll, zur Mutter traurig gehn."

Chaton, einer von den drei in London beigenamsten Damen-Ausbesserern (Lady-menders), er, Etty und Lane, hat durch sein Portrait der Prinzessin von Capua dem Schönheitssinne des Königs von Neapel, der das Original wegen des frühern unromantischen Namens Smith an seinem Hofe nicht zulassen will, einen unverlöschlichen Schimpf angehangen. Ähnliche Bemerkungen ließen sich zu den Portraits der Marquise von Hastings, der Gräfin Sydney, der Lady Egerton, der Lady Vivian und Anderer machen. Es genüge jedoch zu wissen, daß nächst der Geschicklichkeit der Künstler Sammet und Atlas, Spitzen und Brillanten, Federn und Toilettenkünste ihren Theil an der Bewunderung fodern. Die Literatur war in diesem Taschenbuche von jeher Nebensache, ist aber im jetzigen Jahrgange noch weniger geworden. Die Mühe des Lesens lohnen nur: „Corinna discovering Lord Nevil's engagement to her sister", von Miß Pardoe, „The Abyssinian slave", von Wilkinson, und „The sculptor of Verona", letzteres das Beste. Wie ein Aufsatz über die Thugs in das „Buch der Schönheit" kommt, gehört zu den Räthseln des weiblichen Herzens, nämlich des der Gräfin Blessington.

Heath's picturesque Annual

ist kein Taschenbuch im deutschen Sinne, sondern eine jährlich erscheinende und stets von trefflichen Kupfern begleitete Beschreibung irgend eines Landes oder einer berühmten Stadt. Der Werth der Kupfer wie der Beschreibung besteht unter Anderm darin, daß letztere die Gegenstände schildert, wie sie dermalen sind, und erstere nach an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen gefertigt werden. Das ist auch jetzt mit Paris der Fall gewesen. „To introduce the modern improvements and newly erected monuments of Paris", sagt Mrs. Gore, die Herausgeberin, „is the especial object of this annual". Hier und da sind vergleichende Bemerkungen mit London eingelegt, die jedoch sonderbar genug den schwächsten und unzuverlässigsten Theil des Buchs ausmachen. 18.

Literarische Notizen.

Die lateinische Poesie des Mittelalters gleicht den gemachten Blumen: ihre Farben mögen lieblich und täuschend sein, es fehlt ihnen der Duft, der wahre poetische Hauch. Man sieht es ihnen an, daß sie künstlich getrieben und keinem natürlichen Boden entsprossen sind. Herder hatte einige dieser Poesien von ihrem Staube gesäubert und sie in den Kranz seiner Volkslieder eingeflochten. Seitdem aber hat man sie selten anders als mit philologischem oder historischem Interesse betrachtet. Am meisten hat man sich mit diesem traurigen Wuchse, worin kein Saft einer Nationalität pulsirt, in Deutschland beschäftigt. So ist noch in jüngster Zeit eine beträchtliche Anzahl von Grimm und Schmeller herausgegeben. Seit einiger Zeit fängt man indessen auch in England an, die alten Bibliotheken ein wenig auszustäuben. Beachtungswerth ist eine Veröffentlichung der bekannten Camden society. Es handelt sich um die gewöhnlich Walter Moper zugeschriebenen lateinischen Gedichte, die vom gelehrten Thomas Wright mit werthvollen Einleitungen und Bemerkungen versehen sind („The latin poems commonly attributed to *Walter Moper*, collected and edited by *Th. W.*", London 1841). Schon vor einer Reihe von Jahren war eine Geschichte der mittelalterlichen gereimten lateinischen Verse von einem Engländer verfaßt (Alex. Croke's „Essay on the origin, progress and decline of rhyming latin verse, with many specimens", Oxford 1827), aber diese neuen gelehrten Untersuchungen Wright's bieten noch eine reiche Nachlese zu allen hierin einschlagenden bisherigen Arbeiten. Diese Ausgabe der Pseudo-Moper'schen Gedichte ist um so wichtiger, da dieselben durchaus nicht ohne Bedeutung besonders für die englische Geschichte sind. Sie sind dreifacher Art: satirische, heitere und religiöse. Die erste Abtheilung überragt die andere an Wichtigkeit bedeutend. Es spricht sich in den Liedern, die in diese Rubrik gehören, ein bitterer Haß gegen den Papst und gegen den Druck der Hierarchie aus, der sich oft in den lebhaftesten, heftigsten Ausdrücken Luft macht. Diese bisher oberflächlich hin dem Walter Moper zugeschriebenen Gedichte bieten mit denen von Piers Ploughman in englischer Sprache verfaßten Liedern, von denen eine gelehrte Ausgabe ebenfalls von Th. Wright zu erwarten steht, wichtige Documente in der Geschichte der Reformation in England.

Ganz im Geiste der besonders unter Vinet's Einfluß redigirten Zeitschrift „Le semeur" sind zwei Werke von G. Monod erschienen, von dem dieses methodistische Blatt schon manchen Aufsatz mitgetheilt hat. Das erste ist „Esquisse d'une philosophie du goût" (Paris 1841). Sein Zweck ist rein praktisch und der Inhalt läßt sich auf folgenden Satz zurückführen: „Das beste Mittel, den Geschmack zu bilden, ist eine vollständige Ausübung aller unserer Fähigkeiten und besonders eine Entwickelung der Intelligenz." Ferner: „Essai d'une histoire universelle des temps antérieures à la naissance de Jésus-Christ" (Paris 1841). Monod betrachtet in dieser Schrift die vorchristliche Geschichte vom protestantischen Standpunkte aus etwa in der Art, wie sie Giraud in seiner „Philosophie catholique de l'histoire (1841) vom katholischen Gesichtskreise aus beleuchtet. Monod's „Essai" bildet den ersten Band eines „Recueil encyclopédique chrétien", in der alle Wissenschaften mit methodistischer Elle durchmessen werden sollen. Sein Styl ist rein, sauber, aber auch unendlich nüchtern, wie alle Schriften aus derselben religiösen Sekte. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 77. —— 18. März 1842.

Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von A. M. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 76.)

So große Ähnlichkeit man zwischen den verschiedenen Nationen des großen gothisch-germanischen Hauptstamms findet, nicht nur in Hinsicht ihrer Grundsätze in den ältesten Gesetzen, sondern auch in ihren Sitten und Gebräuchen, so verschieden bildete sich im Fortgang ihrer Ausbildung die Staatsverfassung bei den skandinavischen Nordbewohnern und ihren Stammverwandten in dem übrigen Europa. Die Skandinavier wurden nicht die Herren unterjochter Völker und noch weniger kamen sie sogleich in den Besitz bearbeiteter Ackerhöfe und großer Landgüter; sie fanden keine volkreichen Städte und sie schlugen nicht ihre Wohnsitze auf unter Einwohnern, die schon bekannt waren mit vielen Bedürfnissen und reich an Mitteln, dieselben zu befriedigen. Nur durch angestrengte Arbeit konnten sie ihre Nahrung und ihren Lebensunterhalt gewinnen, Vermögen erwerben und die Erde zwingen, mäßige Ernten zu geben. So im beständigen Streite mit einer wilden und großen Natur, ohne andere Mittel als die, welche durch eine kraftanstrengende Arbeit und in blutigen Kämpfen mit den wilden Thieren im Walde und mit dem Feinde auf dem Meere errungen wurden, stets gezwungen, durch Geschicklichkeit und Muth die Geringheit der Mittel zu ersetzen, wurden die Skandinavier zu kraftvollen, an Arbeit gewohnten, abgehärteten und verständigen Männern gebildet, welche es lernten, sich selbst Alles in Allem zu sein, und welche darein die größte Ehre setzten, **Männer für sich zu sein und auf ihrem eigenen Grunde zu stehen. Und Das, was jeder Einzelne für sich war, das war die ganze Masse der Nation, ein freiheitsstolzes und selbständiges Volk, Niemandes Herr und Niemandes Sklave. Gleichheit in Sitten und Gewerben erzeugte Gleichheit der Rechte.**

Der König besaß kein anderes Land, als das er selbst nach der Odalmänner Weise sich hatte urbar machen lassen, und die königlichen Höfe, welche auf diese Weise entstanden, wurden nicht mehr und nicht größer, als zum Unterhalte des Königshofes erfoderlich war, auch standen ihm keine andere Einkunftsquellen zu Gebote, weil er nur über freie Männer gebot; er hatte also keine großen Domainen zu vertheilen oder zu verlehnen, keine einträglichen Reichsämter zu vergeben, keine Mittel, seine Getreuen zu mächtigen, bedeutenden Männern zu erheben; **die Nation blieb deshalb um so freier und die Königsmacht in den Augen des Volks um so heiliger, als der König nur durch die Gesetze und mit Zuziehung seines Volks regierte.** In Entlegenheit von dem Sturme der großen Volksbewegungen, geschützt vor den Schicksalen, welche in dem übrigen Europa Alles gewaltsam durcheinander warfen und eine chaotische Vermischung der Völker, Religionen, Staatsformen, Gesetze, Sitten und Sprachen verursachten, blieben die Skandinavier in ursprünglicher Einfalt ihren Sitten getreu, und ohne vom fremden Einflusse erstickt zu werden, bildete sich hier die älteste Verfassung aus, wie sie der ursprünglichen Volksfreiheit angehörte, in natürlicher Übereinstimmung mit den Bedürfnissen des Landes, mit dem Charakter des Volks und mit der fortschreitenden Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft. So geschah es denn, daß zwischen Skandinaviens Felsen, Thälern und Bergen der Baum der Freiheit frisch in die Höhe schoß und herrliche Früchte trug, da bei Völkern, die ehedem nicht weniger freiheitliebend und tapfer gewesen waren als ihre nordischen Stammverwandten, und in Ländern, welche die Natur mit ihrer ganzen mütterlichen Zärtlichkeit umfaßte, die Dornen des Feudalismus auf den Ruinen der alten Freiheit üppig gediehen.

Die Jünglinge des alten Skandinaviens wurden durch ihre ganze Erziehung zu Männern mit Heldenkraft gebildet. Unter Waffen erzogen, wurde der Knabe früh gewöhnt, mit denselben umzugehen. Jagd und alle solche Übungen, welche den Körper stark und geschmeidig, den Geist hurtig und muthig machen, gehörten zu den beliebtesten Beschäftigungen des Knaben- und Jünglingsalters. Kämpferidrotten waren jedoch nicht die einzigen, welche in Skandinavien ausschließend geübt und geehrt wurden. Auch schöngeistige Spiele zur Ausbildung des Verstandes und zur Übung der Seelenkräfte in schönen Künsten und Wissenschaften hatten ein nicht weniger großes Ansehen. Die Skaldekunst (Dichtkunst) war eine über den ganzen Norden hochgeschätzte Kunst. In Gesängen von tiefer Bedeutsamkeit wurden die von den Urvätern geerbten Ideen

und Überlieferungen über die Erschaffung der Welt und die Entstehung und den Streit der Naturkräfte, über die ersten Zeiten des Erdenlebens und über die Schicksale der Götter und des Volkstammes während der langen Wanderung aus der Heimat der Vorwelt bewahrt; in Gesänge von edler Einfalt wurden die Weisheitsregeln und die Lebensvorschriften eingekleidet, welche höhere Einsichten, reiche Erfahrung und aufmerksame Beobachtung des Menschensinnes denkenden Wesen an die Hand gaben; in Gesängen von hohem, kriegerischem Geiste wurden die Thaten der Helden aus der Gegenwart verherrlicht und das Andenken an die ruhmvollen Werke der Abgeschiedenen gefeiert.

Ein guter natürlicher Verstand, ein gewisser Scharfsinn und große Wißbegierde gehören zu den allgemeinen, auszeichnenden Zügen der Skandinavier. Sie gaben genau Acht auf Alles, was um sie her vorging. Ihr weites Umherspähen in jungen Jahren machte sie reich an Erfahrungen und die Einsamkeit in ihrem dünnbevölkerten Vaterlande gab ihnen Muße zum Nachdenken. Ohne alle von der Wissenschaft in den spätern Jahrhunderten bereiteten Hülfsmittel, welche die Seefahrer in unsern Tagen besitzen, ohne Compasse und ohne Quadranten, ihre Aufmerksamkeit nur auf die Sonne, den Mond und die Sterne und auf die Bewegung und Stellung derselben am Himmel gerichtet, steuerten sie über die weiten Meeresräume weit entlegenen Ländern zu und irrten sich selten in der Richtung; selbst dann, wenn sie auf dem offenen Weltmeere von starken, anhaltenden Stürmen überrascht wurden und sie, wie sie es in solchen Fällen zu thun pflegten, mit dem Winde dahin steuernd, in fremde, ihnen gänzlich unbekannte Meere und Gegenden verschlagen wurden, wußten sie ohne große Schwierigkeit sich wieder zurechtzufinden und den richtigen Weg zu treffen.

Sie hatten Begriffe über die Länge des Sonnenjahres und die Nothwendigkeit der Schalttage. Das Jahr wurde in zwei Hälften, die Winter- und Sommerhälfte eingetheilt. Von dem Winteranfange an wurde auch der des Jahres gerechnet, denn nach der alten mythologischen Lehre, daß die Dunkelheit und die Kälte älter wären als das Licht und die Wärme, und die Riesen älter als die Asen, wurde der Winter für älter gehalten als der Sommer. Im Jahre rechnete man vier Tage über dreihundert, welches — nach der alten noch jetzt in Schweden üblichen Gewohnheit, zehn Zwölfter oder sechs Stiege auf das Hundert zu rechnen — 364 Tage ausmacht; diese wurden in 12 Monate und 52 Wochen eingetheilt, jede Woche zu sieben und jeder Monat zu 30 Tagen berechnet mit vier Überschußtagen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man schon während der Zeit des Heidenthums den Runen- oder Jahresstab hatte zur Berechnung der Jahreszeiten und der Tage, an welchen Ting- und Opferfeste einfielen. Die Leichtigkeit, die Sicherheit und die eigenthümliche Art und Weise, wie der mit dem sich immer mehr befestigenden Christenthume eingeführte katholische Kirchenkalender mit seinen Bestimmungen für die beweglichen und unbeweglichen christlichen Feste in Skandinavien von dem gemeinen Manne aufgefaßt und angewendet wurde, scheint auf eine von Alters her fortgepflanzte Kenntniß der Zeitrechnung hinzudeuten. Nicht nur haben die alten Runenstäbe ein eigenes, selbständiges System der Zeitbestimmungen, sondern sie nehmen auch Rücksicht auf andere, dem katholischen Kirchenkalender fremde Berechnungen, welche einen alten einheimischen Ursprung zu erkennen geben und eine größere Anwendbarkeit für das bürgerliche Leben mit sich führen. Es haben die Landleute und Bauern im Norden verstanden, nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangenen Kenntniß, auf ihrem Runstabe alle ihnen nothwendige Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen; sie haben die goldene Zahl und den Sonntagsbuchstaben des Jahres anzugeben gewußt; sie haben sagen können, wann Schaltjahre einfielen; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondesveränderungen zu bestimmen gewußt 10, ja 600 bis 1000 Jahre vorher. Aus dem Heidenthume stammen auch die Namen der Wochentage welche den Namen der Planeten oder der den Planeten entsprechenden Götter entnommen sind. Völlig unbekannt scheinen die alten Skandinavier auch nicht mit der Natur und den heilenden Eigenschaften der Gewächse gewesen zu sein, wie gering auch ihre Einsichten darin gewesen sein mögen. Man fühlte die Nothwendigkeit der Arzneikunde weniger in einer Zeit, da beständige körperliche Übungen, Arbeit, Kriegsspiele, Heerfahrten die menschliche Natur stärkten und härteten und eine gesunde Seele im kräftigen Körper wohnte. Besser bekannt war die Kunst, Wunden zu heilen. Alle Wissenschaft wurde mit dem Namen Runen bezeichnet. Runen nannte man auch die Buchstaben des Alterthums, durch welche man Begriffe und Gedanken schriftlich ausdrückte. Man leitete den Ursprung derselben von Oden und den Göttern ab.

Die alten Skandinavier glaubten an ein besseres Leben nach dem Tode. Die Tapfern, die Guten, die Zuverlässigen, die Wahrhaftigen wurden in Wallhalls herrliche Säle aufgenommen; in Hels unterirdische Wohnungen, in die Welt des Nebels, der Dunkelheit und der Kälte, in den aus Schlangenrücken zusammengesetzten, von Giftströmen überschwemmten Saal, wo Nidhögg die Körper der Verstorbenen saugt und der Wolf die Leichen zerreißt, wurden Meuchelmörder und meineidige Männer, die Feigen, die Treulosen und Solche verwiesen, die die Gattinnen Anderer verlockten. Durch diese Ehrerbietung, diese Furcht vor den heiligen, rächenden Göttern und diese über niedrige Laster ausgesprochene Strafe wurden die wilden, zügellosen Begierden im Zaume gehalten, die Gemüther veredelt, die Sitten gemildert und der Grund gelegt zu einer gewissenhaften Beobachtung gewisser Tugenden, Pflichten, und Handlungen, welche sowol in dem gesellschaftlichen als im Privatleben von großer praktischer Wichtigkeit waren, wie die Heiligkeit des Eides, Zuverlässigkeit in Verbindungen, Wahrhaftigkeit und dergleichen mehr, welches auf die Lebensverhältnisse einen wesentlichen Einfluß hatte.

Vertrauen auf die Menschlichkeit, Glauben an menschliche Tugend ist einer der großen, schönen Züge, der den altnordischen Charakter auszeichnet. Es war nicht unge-

wöhnlich, daß Zwiste abgemacht oder Vergleiche nach verübten Feindseligkeiten dadurch abgeschlossen wurden, daß man das Urtheil in die Hände seines Gegners legte, es ihm überließ, selbst die Bedingungen des Vergleichs, die Genugthuung oder die Strafen, welche er begehren oder selbst zu geben sich veranlaßt finden würde, zu bestimmen. Und dieselbe hohe Gesinnung, welche sich in diesem männlichen Vertrauen auf das Rechtsgefühl und die Billigkeit des Andern aussprach, offenbarte sich auch in allen übrigen Lebensverhältnissen. In dem Umgang mit Andern herrschte Offenheit und Redlichkeit; es herrschte daneben eine gewisse Artigkeit und Höflichkeit, welche sich nicht in zierlichen Worten ohne Sinn, nicht in leeren, feinen Schmeicheleien äußerte, sondern in einem würdigen Ernste und in gegenseitiger Achtung. Man hielt es für unedel, Rede über das Unglück eines Andern zu wecken und die Erinnerung daran in anderm Sinne wieder aufzufrischen, man wollte ihm vielmehr hülfreiche Hand reichen. Allgemein bekannt ist die Gastfreundschaft, welche im Norden herrschte. Es war heilige Pflicht, sich unbekannter Todten anzunehmen, welche man draußen auf dem Felde traf, mochten sie von dem Schwerte gefallen, ertrunken oder auf andere Weise umgekommen sein. Im Allgemeinen trifft man bei den alten Skandinaviern viele Dienstfertigkeit, besonders gegen Verwandte und Freunde. Übrigens war ihr Charakter so, daß sie nichts weniger ertragen konnten als Beleidigungen und Gewalt, und ihnen nichts unerträglicher war als Zwang. Wollte man die Männer dieser Zeiten lenken, so mußte es durch Gründe geschehen, welche ihren Verstand und ihr Herz ansprachen. Sie hatten in ihrer Denkungsart eine gewisse Hochherzigkeit, eine große und freie Seele, gesunde Begriffe und herrliche Anlagen für eine höhere Bildung.

Obgleich es uns unmöglich war, dem Verf. im Detail seiner Geschichtserzählung und Sittenschilderung zu folgen, und wir uns begnügen mußten, dem Inhalt im Allgemeinen nur kurz anzudeuten, so hoffen wir doch, daß das Obengesagte hinreiche, um das wißbegierige Publicum auf das lehrreiche Werk aufmerksam zu machen. 49.

Russische Geschichten und Erzählungen von A. Marlinsky. Aus dem Russischen übersetzt von H. von Brackel. Riga, Frantzen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter diesen Erzählungen sind nur die „Mittheilungen über Sibirien" von wirklichem Werth, die übrigen leiden theils an zu großer Weitschweifigkeit oder vielmehr Redseligkeit, wie „Die Prüfung", oder machen einen unangenehmen Eindruck durch die rohe Phantastik, die in ihnen vorherrscht und womit der Autor jedenfalls eine recht widerhaltige Wirkung erzielen wollte, was ihm auch bei russischen Lesern geglückt sein mag. Dieser Vorwurf trifft vornehmlich die Geschichte „Schloß Eisen". In der „Prüfung" trägt ein reicher russischer Edelmann seinem Freunde auf, statt seiner und in seinem Namen, jedoch maskirt, seine Braut zu besuchen. Dieser weigert sich der möglichen Folgen wegen, entschließt sich aber doch endlich auf Bitten des Freundes zu dem pikanten Abenteuer. Die Braut des Grafen hält den Abgesandten wirklich für ihren Verlobten, entbrennt in heftiger Liebe zu ihm und — verliebt sich in den Demaskirten wirklich. Als nun der wahre Bräutigam ankommt und das verfehlte Spiel gewahrt, soll ein Duell auf Tod und Leben die Sache wieder ins Gleiche bringen. Eine besorgte Schwester, die den Streit der erzürnten Freunde angesehen und angehört hat, vereitelt den gefährlichen Kampf, die Freunde versöhnen sich wieder und treffen einen passenden Tausch, indem nun der Graf das als Rettungsengel auftretende Mädchen zu seiner Braut erwählt. Einzelne Partien in dieser Erzählung sind mit Witz und gutem Humor geschrieben, doch lernen wir das eigentlich national russische Leben nicht daraus kennen, da die handelnden Personen nur den höhern Ständen angehören, und diese gleichen sich bekanntlich unter allen civilisirten oder nach Civilisation strebenden Völkern beinahe in allen Dingen. Fielen eine Menge unnützer und den schnellern Verlauf der Geschichte nur störender Raisonnements des Autors weg, so würde die Erzählung selbst an Zusammenhang wie an Interesse gewonnen haben. „Schloß Eisen" enthält die höchst grausige, in Mord, Blut und Moder schwelgende Geschichte eines alten, in Trümmern zerfallenen russischen Schlosses, ein nichts weniger als unterhaltendes Novellettenbildchen. „Eine Nacht auf dem Schiffe" theilt uns die Liebesleiden eines Gardeoffiziers mit, die er mit einer englischen Lady zu bestehen gehabt. Die Kürze ist das Empfehlenswertheste daran. Hat man sich nun mit einiger Mühe durch diese Erzählungen hindurchgearbeitet, so findet man dafür in den äußerst interessanten „Mittheilungen aus Sibirien" reiche Entschädigung. Ungeachtet seit einer Reihe von Jahren über dies in Eis, Schnee und Nebel gehüllte Land die verschiedensten Nachrichten auch bei uns verbreitet worden sind, wird doch Jedermann diese Bruchstücke mit Vergnügen lesen und nicht ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legen. Es sind Reisebilder, die in möglichster Kürze und glücklicher Darstellung ein lebendiges Gemälde von jenem Lande entwerfen und darin sowol das Furchtbare und Grauenerregende, wie das beispiellos Erhabene, die bezaubernden Wunder seines Winters darstellen. Wir können diese Bruchstücke unsern Lesern nicht besser empfehlen, als wenn wir einige der glänzendsten Stellen im Auszuge hier mittheilen. Der Verf. beschreibt eine Reise durch die sibirischen Steppen mitten im Winter:

„In ihre Pelze gehüllt, mit großen Mützen, das Fell nach Außen gekehrt, die hier Tschabaken genannt werden, und in Rennthierunten (Stiefeln aus Rennthierfellen), die fast bis zum Gürtel reichen, mit Masken und Halsbändern sitzen die Reisenden unbeweglich auf ihren hohen jakutischen Sätteln. Alle schweigen. Die Luft ist dunkel und dick; die Karavane zieht durch fühlbare Nebel, die zögernd, schläfrig, gleichsam wider Willen den Pfad wieder bedecken, den die Karavane durchgebrochen und der noch lange in der Luft sichtbar bleibt. Der Morgen bricht kaum an, und ein blutiger Streif der Morgenröthe scheint am Rande des Horizonts durch die Nebel durch, die dicken Dünste heben ihren Vorhang, wogen aber noch immer über den Häuptern der Reisenden. Die Sonne geht auf, wie eine feurige Kugel im Niveau mit dem Erdboden — und plötzlich spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den beeisten Sumpfgräsern und auf den Zweigen der Sträucher. Demantene Quästchen, Faden und Spitzen flattern, blitzen, funkeln, flimmernde Flitterchen schweben in der Luft, die Strahlen steigen auf und wogen gleich einem Saatfeld. Die Schatten der Bäume, vom Nebel zurückgeworfen und vergrößert, steigen aus der Erde wie Riesen empor und nehmen phantastische Gestalten von Thürmen, Säulen, Kuppeln, ja ganzen Schlössern an. Ein prächtiges Schauspiel, doch Alles nur für einen Augenblick. Die Sonne sinkt und mit ihr schwindet der Zauber; von neuem bettet sich das todte Feld unter dem Leichentuche des Schnees, von neuem stehen die abgezehrten Sträucher rundum, vom Reif belastet. Kein Vögelchen ist zu sehen, keine Stimme zu hören, das ist noch furchtbarer als das Grab! Selbst der Tod ist an den Gedanken vom Leben geknüpft — hier aber hat es nie geathmet. — — Endlich ist, nach den Merkzeichen zu urtheilen, das Nachtlager nicht mehr fern: die

Karavane lebt auf. Die Treiber ermuntern ihre Rosse mit dem Zuruf: Bar, Bar! (vorwärts!) Schwarzgebrannte Baumstümpfe ragen aus dem Schnee hervor — dies ist eine Brandstätte. Die vordersten Reiter steigen von ihren Pferden herab, die von den Jakuten sogleich abgeladen werden, während andere nach Weideplätzen suchen, d. h. nach Stellen, wo es den Thieren leichter ist, mit den Hufen das spärliche Moos der Tundern unterm Schnee hervorzugraben; noch andere schleppen Lagerholz herbei. Allmälig fängt das Holz knisternd zu brennen an und die Kaufleute lagern sich auf Filzdecken, in Erwartung des Thees und des Abendessens, rings um das Feuer. Die Kleidung aller ist weiß von gefrorenen Dünsten, die Halsbänder und Masken vom Eise steif, man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen frei — und der Athem zischt und fliegt als Reif umher; sie sprechen — und die Bewegung der Laute ist in der Luft sichtbar. — — Nicht selten erhebt sich in der Nacht der Buran (Sturm mit Schneegestöber) und bedeckt Pferde und Reisende mit hohem Schnee. Manchmal muß man in dieser Lage ein paar Tage verbleiben und dann ebenso viele Tage den ermatteten und hungrigen Pferden zur Erholung gönnen. Am Morgen wird beim Scheine des Nordlichts, das bald wie Garben von tausend Raketen über den Himmel sich zerstreut, bald wie ein Regenbogen aufsteigt und dann wieder in lichten Säulen feststeht, die Reise fortgesetzt. So ermüdend und einförmig ist die ganze Reise; blos die Langeweile, blos ein schmerzliches Gefühl beweist dem Menschen, daß er noch lebe; Verstand und Herz sind erstarrt."

Nicht minder interessant ist die Schilderung der Waldbrände und das Leben an und auf dem mächtigsten Strome des Nordens, der Lena. „Weit schon", erzählt der Reisende, „empfangen den auf dem Strome hinabkommenden Reisenden Rauchwolken, endlich werden auch die Wogen der Flammen sichtbar, die über die Berge sich ergießen; mancher Fels erscheint als Drache mit feuriger Mähne. Knisternd verzehrt die Flamme das Lagerholz, die trockenen Hölzer und das am Rande des Waldes stehende niedrige Gesträuch. Hohe Cedern und Fichten brennen nur bis zur halben Höhe hinauf, das Feuer kriecht, umschlingt sie, gleich einer Schlange, ein glänzend feuriger Widerschein spielt über dem Haupt, und bald verdoppelt der Strom das Bild, indem er es aus seinem Spiegel zurückstrahlt, bald wird dasselbe wiederum von dicken Rauchwolken verhüllt, und der Reisende schifft unter das Gewölbe desselben, wie in einen Höllenschlund hinein." Aber auch wunderbare Märchengebilde birgt der hohe Norden. „Während der schattenlosen Nacht", fährt der Reisende fort, „wenn das Wasser ruhig und eben wie ein Spiegel, der Himmel rein wie das Wasser ist, führt euch der Strom mitunter an Felsen vorüber, denen ein launenhaftes Naturspiel die Gestalt von langen Säulengängen, Minareten, Kirchthürmen u. dgl. m. gab. Plötzlich öffnet sich in den Felsen eine Schlucht, als wäre der Berg auseinandergespalten, und ein voller Strom ergießt sich schweigend in die Lena, indem er den Fuß eines wunderbaren Schlosses und seiner riesigen Thürme zu bespülen scheint, die von Zinken gekrönt, von Moos und alternden, vom Wasser zerstörten Bäumen bedeckt sind. Dort scheint ein Haupt von nicht zu umfassender Größe sich im Strudel zu bespiegeln, dort blinkt ein Quell in der Tiefe einer geheimnißvollen Höhle. Eine heilige Stille ruht über der jungfräulichen Schöpfung und das Herz fließt mit der wilden, aber majestätischen Natur in eins zusammen. Und jetzt wich die einstündige Nacht, das Morgenroth flammt in Osten auf, während das Abendroth im Westen kaum welkte. — —"

Nur je näher dem Meere, desto öder, trauriger, todter wird die Natur. Auch dies schildert der Verfasser mit kurzen Worten treffend: „Der Wald wird lichter, Flechten treten an die Stelle des Grases und der Strom fließt fast durch einen Sumpf. Selbst die Mündung des Stromes ins Meer erfüllt das Herz mit Schwermuth; Millionen Cormorane, Gänse, Kraniche und Wasservögel von allen möglichen Gattungen lustwandeln auf den Sybunen (sinkende Moore), schwimmen auf den kleinen Flußbuchten umher, fliegen von einem See zum andern, baden sich, spielen, spritzen plätschernd das Wasser weit umher. Die Küste widerhallt ihr Geschrei — und dies ist der einzige Lebenslaut. Küste, Meer und Himmel zerfließen in eine einförmige, neblige Linie. Der Blick findet in dieser leeren Weite keinen Gegenstand, um auszuruhen, keine Blume lockt die Hand — Alles traurig, Alles wild. Selbst die Sonne, bleich, strahlenlos, geht, ohne zu sinken, wie eine Büßende, am Himmel hin."

Die hier mitgetheilten Bruchstücke können zugleich als Belege für die Trefflichkeit der Übersetzung dienen. Den Beschluß des Buchs macht eine lebendige Beschreibung des muselmännischen Festes Schaoh Hussein in Derbent, das als eine tolle Ausartung von religiösem Fanatismus gelesen zu werden verdient.

36.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Guy Fawkes. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bändchen. Mit 22 Bildern. 16. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Angely, Vaudevilles und Lustspiele. 2ter Band. Mit 1 Genrebild. 8. Berlin, Klemann. 15 Ngr.

Backhaus, F., Albrecht der Unartige, Landgraf zu Thüringen und Kunigunde von Eisenberg. Historischer Roman. Gr. 12. Leipzig, Hunger. 1 Thlr. 15 Ngr.

Belani, L., Novellenkranz. 8. Wesel, Klönne. 1841. 18¾ Ngr.

Vollständiger Bericht über die Reise Seiner Majestät des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm's IV. nach England im Jahre 1842. Mit Portrait. 8. Berlin, Voß. 7½ Ngr.

Briefe eines Arztes über den ärztlichen Beruf und die Heilkunde an einen jungen Freund, als er Medicin studiren wollte. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 15 Ngr.

Bülow-Cummerow, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr.

Draxler-Manfred, C., Vier und zwanzig Stunden. Ein Feuilleton des Tages. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ennemoser, J., Der Magnetismus im Verhältnisse zur Natur und Religion. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 15 Ngr.

Früh, F. J., Ideen zu einer technischen Kultur des Kanzelvortrages. Gr. 8. Wien, Beck. 17½ Ngr.

Gertrud von Waldheim. Ein Trauerspiel vom Verfasser des Trinkers. 8. Eutin, Griem. 25 Ngr.

Die Universität Göttingen. Aus den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst abgedruckt. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Mager, Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: Episch, Lyrisch, Dramatisch, Historisch, Rhetorisch, Didaktisch. 2 Abtheilungen. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 25 Ngr.

Petzhold, J., Bibliotheken der Klöster und des Collegiat-Stiftes zu Freiberg. Breit 8. Dresden, Walther. 7½ Ngr.

Amerikanische Reisen. Von M. Beyer und L. Koch. 3ter und 4ter Theil. Gr. 12. Leipzig, Müller. 1841. 2 Thlr.

Schmidt, A., Sacherklärende Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seidl, J. G., Laub und Nadeln. 2 Bände. Gr. 12. Wien, Pichler. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tropus, K., Lebensgeister. Gegenwärtiges und Zukünftiges. Gr. 12. Leipzig, Hunger. 2 Thlr.

Winterling, C. M., Ady oder der verjüngte Greis. Dramatisirtes Mährchen. 8. Erlangen, Bläsing. 18¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 78. —— 19. März 1842.

Der karlistische Krieg.*)

Die deutschen Militairs, sämmtlich Preußen, welche Theil genommen an dem siebenjährigen spanischen Kriege, haben in hinreichender Ausführlichkeit ihre Memoiren und Ansichten darüber in den unten bezeichneten Schriften veröffentlicht, und wir sind nun in den Stand gesetzt, das Wesen und den Hergang dieses merkwürdigen und schwer zu erklärenden Krieges ziemlich vollständig darzustellen. Nur ziemlich vollständig, weil nur einer dieser Autoren, Gustav Höfken, auf Seiten der Christinos gewesen und nur eine kurze Zeit an den Kriegsoperationen derselben Theil genommen hat. Über die Christinos haben uns indessen die Zeitungscorrespondenten beiweitem ausführlicher aufgeklärt als über die Karlisten, und somit fehlt es uns für den hier überwiegend karlistischen Bericht nicht an Ausgleichung. Sämmtliche Schriften sind als unmittelbare Geschichtsquellen unserer Literatur von großem Werthe, und welche von ihnen dies in größerm oder geringerm Grade sei, wird sich uns von selbst darstellen, wenn wir mit Hülfe derselben einen Abriß des Krieges in Folgendem zu geben versuchen.

Der vorgeschobene Mittelpunkt des Kriegsgrundes war die Successionsfrage: ist Carlos, der Bruder des letzten spanischen Königs Ferdinand VII., rechtmäßiger Nachfolger desselben, oder ist die kleine Prinzessin Isabella, die Tochter Königs Ferdinand, die legitime Herrscherin? Diese Frage, um welche sich die streitenden Parteien lagerten, war natürlich nur die zwiefache Fahne, der Krieg wäre geführt worden, auch wenn man die Frage zweifellos gelöst hätte, denn man schlug sich nicht um das salische Gesetz, sondern um Regierungsprincipien, die sich zum Theil zufällig daran knüpften. Wäre Don Carlos in seinen Regierungsansichten ein Genosse der Liberalen gewesen, so wären die Liberalen karlistisch und die Conservativen christinisch geworden, und der Krieg wäre ebenfalls ausgebrochen. Die Frage der Nachfolge selbst nämlich war und ist nicht entschieden genug zu lösen, als daß man sich auf dieser oder jener Seite der Lösung mit hinreichendem Nachdrucke legitim nennen konnte. Die Karlisten nannten sich mit Zuversichtlichkeit so, weil Don Carlos zufällig auch das althergebrachte Staatswesen des unumschränkten Monarchismus vertrat, welches halb richtig, halb unrichtig in den politischen Kämpfen des 19. Jahrhunderts das legitime Princip genannt worden ist. Den Spaniern gegenüber war es auch schwer zu sagen und ist jetzt, da er nicht auf den Thron gekommen ist, gar nicht zu entscheiden, ob Don Carlos spanisch legitim, das heißt den alten Reichsgrundgesetzen gemäß regiert hätte. Die Andeutungen, welche von ihm ausgegangen sind, gingen vielmehr auf einen Absolutismus, der in Spanien usurpirt worden, nicht aber legitim war. Unsere deutsch-karlistischen Quellen sagen zwar, solche Andeutungen über Don Carlos seien irrthümliche, gestehen aber selbst zu, daß er ein schwacher Mann und von seinen Umgebungen überaus abhängig gewesen sei. Die unsichere Voraussagung über wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Legitimität dieses Bereichs im Regimente verdient also gar keine weitere Berücksichtigung. Die Legitimität in Betreff der Erbfolge aber verhielt sich folgendermaßen:

Das salische Gesetz, welches weibliche Nachfolger vom Throne ausschloß, so lange irgend ein männlicher Nachkomme der fürstlichen Familie existirt, war spanischer Sitte und Regel durchaus fremd, bis zu Anfange des 18. Jahrhunderts Ludwig's XIV. Enkel in Folge des Successionskrieges als erster Bourbon auf den spanischen Thron kam. Dieser, als Philipp V., führte die neue Thronfolgeordnung im Sinne des salischen Gesetzes 1713 ein. Die Cortes bestätigten damals die neue Ordnung und sie bestand seit jener Zeit. Einen weitern organischen Ursprung hatte sie nicht, und wenn ein neuer König unter Bestätigung der Cortes Das abschaffte, was Philipp V. unter solcher Form eingeführt, so war das neu Eingeführte offenbar ebenso legal und legitim, wie die Thronfolgeordnung Philipp's V. bis dahin gewesen war. Und also that Fer-

*) 1. Cabrera. Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege. Von W. Baron von Rahden. Frankfurt a. M., Wilmans. 8. 3 Thlr.
2. Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Von A. von Göben. Hanover, Hahn. 1841. Gr. 8. 3½ Thlr.
3. Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1842. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von Gustav Höfken. Vier Theile. Stuttgart, Göpel. 1842. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

dinand VII. Er erließ 1830 ein Decret, welches den directen weiblichen Nachkommen die Thronfolge zusicherte. Er hatte damals noch kein Kind und berief sich darauf, sein Vater Karl IV. habe schon 1789 den Cortes einen ähnlichen Gesetzentwurf vorgelegt und er fühle sich getrieben, die Absicht seines Vaters in Ausführung zu bringen. Er selbst aber fragte nicht um Beistimmung der Cortes und das Gesetz ward also zunächst nicht spanisch legitimirt. Die Prinzessin Isabella wurde bald darauf geboren und zur eventuellen Thronfolgerin erklärt, was dem legitimen Herkommen nach nicht geschehen konnte. Ja, der König, in aufzehrender Krankheit den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt, widerrief das Gesetz, widerrief aber bald darauf auch diesen Widerruf und versammelte die Cortes im April 1833, damit diese der von ihm eingesetzten Thronerbin huldigen, in dieser Huldigung also das neue Gesetz sanctioniren sollten. Thaten sie dies, so war nicht wörtlich, aber der Sache nach die nationale Bestätigung eines Grundgesetzes erfolgt — und die Cortes thaten es, sie huldigten und bestätigten damit einschließlich das umgeänderte Successionsgesetz.

Dieser förmliche Hergang ist so einfach und einleuchtend, daß den Karlisten nur einzuwenden übrig blieb: die Cortes hätten nicht, mit Specialvollmachten ihrer Committenten versehen, speciell wie 1713 über das Gesetz abgestimmt. Auf diese Specialität wird eingewendet, der Karlismus beriefe sich hier im Sinne der Revolution auf eine Befugniß der Committenten, wie sie in der Lehre von Volkssouverainetät entwickelt werde, solche sei übrigens ihren eigenen Behauptungen nach in Spanien nicht herrschend, und was die specielle Berathung anbelange, so gelte in allen Rechtsfragen der Satz, wer das Ganze anerkenne, der habe damit auch den Theil des Ganzen anerkannt. Kurz, um einen mislichen und schwer zu erweisenden Punkt beschränkte sich am Ende die Protestation der Karlisten gegen das formelle Recht Isabella's. Diese hatte es im Wesentlichen für sich und es war ein Misbrauch der Karlisten, ihr Haupt in diesem Betracht legimen König Spaniens zu nennen.

Das historische Recht und die würdige Bedeutung der Karlisten lagen ganz wo anders: sie bildeten den nationalen Widerstand gegen eine unorganische, also gewaltsame Revolution. Im Interesse eines wahrhaften Fortschrittes war ein Widerstand gegen blos abstracte und fremden Verhältnissen blind entlehnte Staatsformen wünschenswerth, es war wünschenswerth, daß solcherweise das historisch Spanische, das von innen aus Erwachsene und Angemessene einerseits und das durch Gedankenoperation neuerer Zeit Gewonnene andererseits sich begegne und durchdringe, geschehe dies auch zunächst nur in Kampf und Streit. Für diese Vertretung des Nationalen war die karlistische Berufung auf Legitimität der Thronfolge geradezu inconsequent, denn die Einführung des salischen Gesetzes durch Philipp V. war auch nur eine legalisirte Neuerung, ein ebenso revolutionnairer Act wie die Umstoßung desselben durch Ferdinand VII.; das altherkömmliche nationale Recht war in diesem Punkte bei den Gegnern des salischen Gesetzes, also bei den Anhängern der Königin, denn es war national-spanisch, daß auch Königinnen herrschten, und die Erinnerung an eine gleichnamige, Isabella von Castilien, eine Gründerin der spanischen Monarchie, lag nahe genug, um den Karlisten zu zeigen, wie der nationale Schwerpunkt ihrer Berechtigung durchaus nicht im Thronfolgegesetz zu suchen sei. Wenn also unsere deutschen, zur Unterstützung des Don Carlos das Schwert ziehenden Ritter sich immer eiligen Wortes für Verfechter der Legitimität im Gegensatze zur Usurpation bezeichnen, so bezeichnen sie sich irrig; sie waren Bekämpfer einer rücksichtslosen Revolution, waren ritterliche Partisanen, die einer Fahne Blut und Leben weihten und deshalb achtenswerth waren, wenn auch ihre Einsicht nicht bis zu der Erkenntniß durchgebildet war, es sei das Recht dieser Fahne nicht so einfach und unbedingt als es ihnen erscheinen mochte. Zum Theil deshalb macht das Buch des Fürsten Lichnowsky: „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839", unter den karlistischen Büchern den besten Eindruck, weil die Parteinahme des Verfassers nicht mit der Anmaßung einer politisch-philosophischen Erledigung der Frage auftritt, sondern nur mit dem ritterlichen Drange nach Thaten, die einem nationalen Interesse, wie das karlistische in vielen Beziehungen eins war, am besten anstehen. Aus ähnlichen Gründen, weil eben die wissenschaftliche Durchbildung in historischer Kenntniß nicht bis zu einer reifen, eines thatsächlichen Enthusiasmus würdigen Form gediehen ist, macht die Darstellung des Christino Höfken einen weniger günstigen Eindruck. Hier bei der Neuerungspartei, deren Leben und Berechtigung ganz auf logischem Raisonnement beruht, ist eine sehr durchgebildete Geisteswelt erfoderlich, um einer Parteinahme, die des historischen Nimbus entbehrt, unsern tiefern Antheil zu erwerben. Ist diese Durchbildung, wie hier, nicht hinreichend vorhanden, und ist Geschmack der Darstellung, Naturell des Autors schwächer als bei dem Verfasser der „Erinnerungen", so gewinnt dieser den Preis, obwol er alle näher eingehende Untersuchung schuldig geblieben ist. Von den karlistischen Berichten ist nächst diesem der von Göben am interessantesten, weil er am aufrichtigsten und unbefangensten vom Standpunkte einer milden Persönlichkeit die Dinge und Menschen darstellt und die Rahden'sche Darstellung an Frische und Umsicht übertrifft. Diese letztere ist in Auffassung und Urtheil die stumpfeste, obwol sie vom unterrichtetsten Militair dieser Parteinehmer herrührt. Sie ist in Schilderung der Persönlichkeiten mit beiläufigem Detail zu breit und im Einblicke zu matt, über die Maroto'sche Katastrophe aber völlig schwatzhaft und unwahrscheinlich. Das gewöhnliche Schicksal untergehender Insurrectionen, überall da Verräthereien zu sehen, wo der organische Tod den noch ans Leben glaubenden Kämpfern nahe tritt, berührt alle drei Darsteller. Lichnowsky nur, den Quellen am nächsten, hält sich noch am freisten und gibt noch die werthvollsten Aufschlüsse. Aber auch er verirrt sich bei der Detailschilderung Maroto's in Darstellung von Spitzbübereien des frühern Maroto, keinem dieser Verfasser kommt der Gedanke, es sei doch hierbei ein besserer

Zweck möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich gewesen, keiner legt irgend welchen Nachdruck auf die vollständige Unfähigkeit des Prätendenten, und die höhere Bedeutung dieser Katastrophe ist von keinem der karlistischen Autoren erklärt, weil keiner derselben eine höhere historische Fähigkeit besitzt. Der Verfasser dieses Artikels war selbst mehre Monate vor dem Bergara-Vertrage in einem kleinen, von den Christinos besetzten Thale des Baskenlandes und nahm damals schon die Überzeugung mit hinweg, die Insurrection gehe rettungslos zu Ende. Nicht Christinos, sondern Basken erweckten sie ihm, sie zeigten sich einmüthig des Kampfes todtmüde, des Friedens um jeden Preis bedürftig, und was die karlistischen Autoren alle nicht sehen mögen, der Uneingeweihte konnte es leichtlich erkennen, daß die verunglückte Expedition gegen Madrid, dieser Höhepunkt des karlistischen Kriegs, auch der Wendepunkt desselben geworden war. Als die Basken den Prätendenten nach so bestimmten Verheißungen, nach scheinbar so großen Erfolgen doch zertrümmert zurückkommen sahen, da erkannten sie Alle, der karlistische Krieg sei ein hoffnungsloser, und wo diese Meinung erst Boden gewinnt, da ist das Ende sicher auch ohne Verrätherei, und da bleiben die Zwistigkeiten, die Anklagen, die Hemmungen untereinander nicht aus, welche stets zur Katastrophe führen, auch wenn kein einziger Böswilliger vorhanden wäre. Braucht es dafür eines schreiendern Beispiels als des polnischen?

Versuchen wir nun, gestützt auf die erwähnten Quellen, einen Abriß dieses Kriegs.

Die Kraft des Aufstandes lag im Baskenlande, welches durch eine Constitution seine Fueros bedroht sah, seine Selbständigkeit und Autonomie. Daß außerdem das Landvolk und die Priester, welche im constitutionnellen Regimente einen Feind des Landesglaubens erblickten, fast überall Stützpunkte boten, war eine große Hülfe für die Karlisten, aber keineswegs der Lebenshalt für sie. Dieser lag im Sinne der Basken und in der Gebirgsfestung, welche das Baskenland bietet. Deshalb war der Anfang des Krieges, vom Guipuscoaner Zumalacarregui angeführt und auf baskischen Boden geleitet, der glänzendste Theil des Krieges, deshalb war er verloren, als die Basken ermatteten und Frieden wünschten.

Ferdinand war am 29. Sept. 1833 gestorben und der Aufstand brach zuerst in Altcastilien aus, wo der Pfarrer Merino, ein alter Guerillaführer, der sich übrigens im Verlaufe des Krieges unfähig erwies, eine kleine Armee von voluntarias realistas — königliche Freiwillige — zusammengebracht hatte. Er zog damit nach Alava, einer der baskischen Provinzen, die Basken aber weigerten sich Castilier zu ernähren, der größte Theil der Truppen zerstreute sich, und die Anhänger Christina's sollen ihn durch eine fälschlich „Karl V." unterschriebene Ordre zur Entlassung der übrigen vermocht haben. Der Aufstand war gesprengt und blutige Strafen folgten. Das Baskenland verhielt sich noch im Ganzen ruhig, obwol es für seine Fueros fürchtete und sich wohl erinnerte, daß der Infant Don Carlos gegen Ferdinand stets für diese Fueros gesprochen habe. Als aber gegen einzelne Insurgenten und gegen einzelne Aufstände, die im Herbste zu Bilbao und Vittoria ausgebrochen waren, durch Sarsfield und Lorenzo mit furchtbarer Strenge verfahren, das Land besetzt, die Fueros nicht mehr beachtet, Brandschatzungen erhoben, Verhaftungen auf den kleinsten Verdacht hin, Hinrichtungen überall befohlen wurden, da erhoben sie sich in Masse und Zumalacarregui trat an ihre Spitze. Er war Oberst unter Ferdinand gewesen und seiner politischen Äußerungen halber verabschiedet und in die Festung Pamplona gesetzt worden. Von dort entfloh er und organisirte mit ausgezeichnetem Talente den baskischen Gebirgskrieg. Er schlug Sarsfield, Valdes, Quesada und behauptete das Gebirge. Im Juli 1834 kam Don Carlos von England im Baskenlande an und Rodil, welcher das christinosche Commando übernommen, begann jene merkwürdige Verfolgung, in welcher der ganze Krieg darauf gerichtet wurde, den Prätendenten zu fangen. Wie oft sie auch nahe am Gelingen war, sie gelang nicht und Zumalacarregui benutzte die Zeit, sich nach den festen Plätzen, Thälern und Ebenen hinabzuwagen und reißende Fortschritte zu machen. Im Herbste gewann er bei Vittoria und Salvatierra zwei größere Treffen und hatte gegen Ende von 1834 bereits 18 Bataillone unter seinem Commando. Mangel an Geschütz und Kriegsmaterial hinderte ihn nur noch an größern Erfolgen. Auf Rodil war Mina gefolgt, der alte berühmte Führer des Gebirgskrieges, aber auch er scheiterte, theils weil er alt und kränklich geworden, theils weil eben die Landesbewohner jetzt gegen ihn waren, wie sie gegen die Franzosen einst für ihn gewesen. Er befleckte seinen Ruhm durch grausames Verfahren gegen die Einwohner und gegen die Gefangenen, welche auf beiden Seiten des Kriegs erschossen wurden. Die karlistischen Autoren versichern wiederholt, daß es ihren Führern stets, selbst Cabrera, um ein Cartel zu thun gewesen sei, und daß sich die Christinos darin blutdürstiger als sie bewiesen hätten. Wir wollen dies ganz gern glauben; zweifellos richtig ist, daß alle Spanier, durch Jahrhunderte lange schlechte Regierung, die nichts für Bildung der Nation gethan, durch den französischen Krieg und die Parteikriege verwildert und aller rohen Greuelthat fähig geworden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Triest ist blühend und reich und so gewerbthätig, daß das wunderbare Venedig im Vergleiche mit ihm öde erscheint, aber bei all seinem Reichthume fehlt ihm das erste Bedingniß der wahren Erquickung, es fehlt ihm süßes zuströmendes Wasser. Die Stadtbehörde dachte schon 1837 an Abhülfe dieses Übelstandes und eine Wasserleitung ward beschlossen, deren ungefährer Aufwand zu einer Million Gulden veranschlagt ward. Damals kam man schon auf den Gedanken, ob durch Felsengänge das Flüßchen Recca nicht für die Stadt zu gewinnen sei, das, aus Feistritz in Krain herkommend, nach einem Laufe von ungefähr 10 Stunden bei San-Canziano auf räthselhafte Weise sich 120 Klaftern hoch über dem Spiegel des Meeres in eine weite Schlucht verliert, ohne daß es bisher gelungen war, die Stelle nachzuweisen, wo der verschwundene Strom vollends ins

Meer mündet. Jene Stelle, wo die Recca sich verliert, liegt nur etwa zwei Stunden von Triest ab und für die gewünschte Wasserleitung mußte es von Interesse sein, die Stelle zu Tage nachzuweisen, wo man vielleicht in der Nähe von Triest den verborgenen Strom wieder auffinden könnte, um ihn mittels eines Kanals oder einer Röhrenleitung für ihren Bedarf gewinnen zu können. Alles Gebirg in der Umgebung von Triest ist klüftig und in seinen tiefen und weitreichenden Höhlen mögen die Ströme verschwinden, die der nächsten Umgebung von Triest ganz abgehen. Man war zu dieser Annahme berechtigt, weil die Bauern der Umgegend erzählen, daß nach anhaltendem und sehr heftigem Regen in der Umgegend des Dorfes Trebitsch, das tiefer als San-Canziano liegt, Geräusch wie von strömendem Wasser aus der Erde her vernommen wird. Auch Steine findet man in jener Gegend, deren Oberfläche deutliche Spuren einer fortwährenden Einwirkung strömenden Wassers zeigen, und daher trug ein unternehmender Mann, Hr. Lindner, der sich mit der Aufsuchung von Kohlen in jenen Gegenden viel beschäftigt hatte, bei dem Gubernium des Litorals darauf an, den von ihm mit einer Karte angedeuteten Strom der Recca bergmännisch untersuchen zu dürfen, um von der Stelle aus, wo er am nächsten die Stadt berührt, ihn dieser auf Kosten einer Actiengesellschaft zuzuleiten. Jener Antrag fand jedoch bei der Behörde keinen Anklang. Noch mochte Manches zu unreif vorliegen. Hr. Lindner wurde dadurch nicht entmuthigt. Ein mehrtägiger Regen gab ihm am 6. November 1840 Gewißheit, daß die Stelle bei Trebitsch, über die er längst Vermuthungen gehegt hatte, wol der rechte Platz sei und am 6. April 1841 gelangten seine Arbeiter mehr als 120 Klaftern tief unter der Oberfläche der Erde zu dem verschwundenen Strome. Hr. Lindner macht auf diese werthvolle Entdeckung ausschließlichen Anspruch; nicht ohne darin sich durch den städtischen Röhrenmeister Giacomo Svetina zu Triest beeinträchtigt zu glauben, der diese Entdeckung sich in mehren oberitalischen Zeitungen zugeschrieben hat. Hr. Lindner hat seinen einfachen Bericht über die wiedergefundene Recca dem lombardischen Institute zugestellt, das ihn nebst einer begleitenden Zeichnung in das vierte Heft seines „Giornale“ für 1841 aufnahm.

Das in Deutschland wenig bekannt gewordene Buch des Spaniers Rio „Sur la poésie chrétienne“ ist in Italien durch de Boni's Übersetzung werthvoller geworden als in seiner französischen, 1836 erschienenen Urschrift. Er hat zu dem Texte aus der ihm zugänglichen Literatur geschickt gewählte Beispiele gefügt, die Manches klarer machen und treffend erläutern. Selbst Baron Rumohr's Schriften hat Hr. Boni befragt. Doch ist ihm nicht entgangen, daß die Werke für die Kirchen, wie sie in Italien jetzt entstehen, durchaus den Eindruck christlicher Kunstdenkmale nicht hervorbringen, den eine Menge alter Werke, mit mangelhafter Kunstfertigkeit ausgeführt, doch unbestreitbar auch jetzt noch hervorbringen. Was ist davon die Ursache? Zardetti, der das Buch „Della poesia cristiana nelle sue forme“ (Venedig 1841) im „Giornale dell' Istituto lombardo“ angezeigt hat, meint, weil man die Künstler sich selbst allzu sehr überließ und die geistliche Censur aufgegeben hätte, die ehemals für Werke ritueller Bestimmung nach einem Beschlusse des VII. ökumenischen Concils bestand. Verhütet könnte durch eine solche Beaufsichtigung vielleicht werden, daß Unpaßliches und auffallend Fremdartiges nicht an Stellen angebracht würde, wo es nicht hingehört; obgleich die Blütezeit christlicher Kunst an Verstößen mancher Art, an heidnischen Allegorisationen ꝛc. mitten in christlichen Kapellen nicht zu großes Ärgerniß nahm; aber schwerlich würde das ganze Cardinalcollegium in Person einen Künstler, dem diese Ideenreihe eine fremde geworden ist, zur wahrhaft religiösen Auffassung einer zu malenden Madonna hinleiten können, wenn, wie es sich manchmal wol finden mag, diese Aufgabe ihm nichts weiter scheint als eine Variation für die Anordnung eines Portraits. Man lehre sie christlich fühlen und das christliche Malen wird sich dann finden.

Bei der häufigern Verbindung mit Sicilien durch die Dampfschiffahrt macht sich auch für dieses Land das Bedürfniß solcher Reisehandbücher fühlbar, wie man sie für fast alle Theile Italiens jetzt in vorzüglicher Güte hat. Deutsche finden in den bekannten Reisehandbüchern Ausreichendes für den allerersten Bedarf; aber bei einem längeren Verweilen, wo man seine Umgebungen genauer kennen zu lernen wünscht, möchte dieses schwerlich genügen. Selbst der mehr ins Einzelne eingehende Parthey in seinen „Wanderungen in Sicilien“ (abgerechnet, daß das Buch schon 1834 erschien) dürfte dann durch seine vortreffliche Literatur mehr Anlaß zu Forschungen geben, als diesen Forschungen als Grundlage dienen. Ein Buch, das dabei sich bewähren will, muß am Orte mit Berücksichtigung der letzten Veränderungen entstanden sein. Empfohlen wird in dieser Beziehung: „Messina ed i suoi monumenti“, von Gius. la Farina (Messina 1840), das umfassender, als es gewöhnlich geschieht, selbst die industriellen Anstalten mit geschichtlichen Angaben aufzählt. Wie unerschöpflich Italien für die Beobachtung sei, hat das neue gehaltvolle Buch von Valery „Italie confortable“ bewiesen, das Ref., offen gestanden, lieber geschrieben haben möchte, als ein ganzes Dutzend aller der Italica, die Jahr aus Jahr ein über das Paradies jenseit der Berge in die Buchhändlerwelt treten. Auch die Italiener haben das anerkannt und scheinen sich von Grund des Herzens zu freuen, daß ihrem stracchino, mascherpone, ihren panettoni und . . . . endlich die Ehre erzeugt wird, die bisher den Bildern und wieder den Bildern fast zu ausschließlich zugesprochen wurde.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 79. —— 20. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Valdes ersetzte Mina und ließ sein Heer durch einen nächtlichen Überfall Zumalacarregui's unweit Estella in die Flucht jagen und demoralisiren; Espartero erlitt eine Niederlage auf den Höhen von Segura, Iriarte ließ sich bei Bilbao werfen, die Christinos mußten zur Ebrolinie zurück und hielten sich in den Provinzen nur in den Hafenstädten, sodaß Zumalacarregui hiermit den Kreis erobert hatte, welcher den Karlisten fünf Jahre lang blieb: ganz Biscaya und Guipuscoa, mit Ausnahme der Hafenstädte, halb Navarra und Alava, wo Vittoria und Pamplona den Christinos verblieb. Unter Valdes war durch Lord Elliot's Vermittelung das Übereinkommen zu Stande gekommen, die Gefangenen am Leben zu lassen, jedoch nur für die Provinzen — üblicher Ausdruck für die baskischen Provinzen — und Navarra. Für die Facciosos in andern Theilen des Landes wiesen die Christinos ein solches Übereinkommen zurück. Zumalacarregui ging nun daran, das wichtige Bilbao zu nehmen, und vor dieser Stadt wurde er am 16. Juni 1835 von einer Flintenkugel im Beine leicht verwundet, eine Wunde, die auffallenderweise seinen Tod zuwege brachte. Der Prätendent verlieh der Familie den Titel, welchen Espartero jetzt führt, eines Herzogs des Sieges, und in der That verließ die Karlisten mit dem Verluste dieses Kriegers der Sieg. Der alte Moreno, ein schulmäßig gebildeter, aber unpraktischer Soldat, der weder Energie noch Glück besaß, der kein Baske war und das Vertrauen der Basken nicht genoß, trat an die Spitze und wurde denn auch gleich bei Mendigorria geschlagen. Es geschah dies durch Cordova, der jetzt an die Spitze der Christinos gesetzt war, und geschah besonders durch Reiterei, die im Verlauf des ganzen Krieges den Karlisten überlegen blieb, besonders unter tapfern Führern, wie Diego Leon einer war. Cordova war offenbar ein geschickter Mann, der rasch lernte, was ihm an Erfahrung abging, der tapfer und in schwierigen Lagen besonnen war. Hätte er nicht voll politischen Ehrgeizes immer rückwärts nach Madrid geblickt, es wäre vielleicht ihm schon, wie später seinem Widersacher Espartero, gelungen, die Karlisten zu Falle zu bringen, denn die Macht ihrer Jugend war mit Zumalacarregui dahin und sie fanden kein ausreichendes Kriegshaupt wieder. Cordova führte ein System in diesen Krieg: die Provinzen wie eine Gebirgsfeste betrachtend, ging er darauf aus, sie in Linien und feste Plätze, die einander die Hand reichten, einzuengen, abzusperren und hülflos zu machen. Diese Linien gingen einerseits von der französischen Grenze nach Pamplona — die Linie von Zubiri — von da die Arga hinab bis zum Ebro — Argalinie — und dann den Ebro hinauf nach Alava. Hier sollte sie übers Gebirge bis zum Meere fortgesetzt werden, was die nächste Hauptaufgabe wurde. Die Meereslinie war in seinen Händen, die französische Grenze war gesperrt, und dort dachte er durchs Bastanthal die Verbindung mit der Linie von Zubiri herzustellen und so den Kreis zu schließen. Bei dem steten Wechsel der Heerführer gelang es nie ganz, hatte auch natürlich den Übelstand, daß auf so großen Bogen die Kräfte vertheilt wurden, und die Karlisten, immer auf der kürzern Sehne sich bewegend, rasch überall hin mit gesammelter Macht dringen konnten; aber es war doch die einzig sichere Art, zum Ende zu kommen, und sie brachte selbst in unvollständiger Ausführung die Karlisten bald in große Noth. Hätte Ludwig Philipp nicht die Grenze geöffnet, der Mangel an Lebensmitteln hätte sie zu verzweifelten Schritten oder zur Niederlegung der Waffen genöthigt. Unterdessen war auch die französische Fremdenlegion, eine verwegene, blutig tapfere Schar, es waren die englischen Hülfstruppen unter Evans, ebenfalls viel tüchtigere, fester im Feuer stehende Leute als selbst die Karlisten, wenn auch nur englisches und irisches Gesindel, zu den Reihen der Christinos gekommen, und so begann das Jahr 1836 drohend genug für die Karlisten. Casa Eguia war an die Stelle Moreno's an die Spitze derselben gestellt und es gelang ihm, den heftigen Angriff Cordova's auf die Verschanzungen von Arlaban, einige Stunden oberhalb Victoria, im Januar zurückzuweisen. Evans aber nahm am 5. Mai die karlistischen Schanzen um San-Sebastian nach einem mörderischen Gefechte, dem ein englisches Dampfschiff Hülfe leistete und in welchem ein tapferer Karlistenführer, General Segastibelza, fiel. Von hieraus war mit so tapfern Truppen ein Eindringen in Guipuscoa für die Karlisten lebensgefährlich, da es sie gespalten hätte. Evans hatte es vor, brachte es aber nicht zu Stande. Cordova hatte noch einmal die Höhen von Arlaban genommen, vielleicht um von Süden nach Onate zu reichen, wie Evans von

Norden es wollte, mußte aber, wie das erste Mal, unverrichteter Sache nach Vittoria zurück. Er war bald darauf in Madrid, um neue Kräfte zu verlangen.

In diesem Sommer kam bei den Karlisten das System der Expeditionen auf, dem sie jetzt großentheils ihren Fall zuschreiben. Es war allerdings kein dauernder Gewinn zu erwarten, wenn eine Colonne von 5000 oder auch 10,000 Mann ruhelos in Spanien umherzog, Beute machte und in die Provinzen führte, oder auch wol, von überlegenen Streitmassen gedrängt, ohne Beute zurückkehrte, es mochte die Truppen verwildern und konnte nichts Dauerndes gründen, aber es war doch die einzige Möglichkeit, das übrige Spanien, das ganz und gar karlistisch sein sollte, zu insurgiren, sich solchergestalt zu verstärken und den Schauplatz der eingeschlossenen Provinzen zu erweitern. Was sollte denn das Resultat werden, wenn sie nur in den baskischen Bergen blieben? Eine gesammelte Expedition mit allen Kräften mußte allerdings von größerer Wirkung sein und hatte allein eine vollständige Aussicht. Aber sie nöthigte, das Baskenland zu entblößen. Wie dann, wenn die Christinos es unterdeß nahmen und die Expedition keinen Rückzug hatte? Denn auch die große Expedition kehrte, wie wir bald sehen werden, erfolglos zurück. Die Einwürfe gegen die Expeditionen, wie sie geführt wurden, sind vollkommen gegründet, aber es ist sehr schwer, etwas Anderes an die Stelle zu setzen, da die Karlisten in der That außerhalb der Provinzen keine genügenden Anhaltspunkte, da sie ferner zu wenig Reiterei und Artillerie und da sie vor allen Dingen kein Feldherrntalent unter sich hatten, denn bei näherm Zusehen werden wir finden, daß auch Cabrera, den man dazu machen möchte, nur ein lebhafter Führer des kleinen Krieges, ja, daß selbst das tapfere karlistische Heer für eine nachdrucksvolle geordnete Unternehmung unfähig, eben auch nur ein leichtes spanisches Kriegsvolk war, das keinen Sieg zu nützen verstand. Selbst ihre besten Siege und größten Expeditionen erhoben sich nicht über die Maßstäbe des kleinen Kriegs, der mit Handstreichen, mit geradeaus gelieferten Treffen begnügt ist und nirgend die reife Absicht eines vorgreifenden und umgreifenden Operationsplanes, wie er auch mit kleinem Heere möglich ist, zu Tage legt. Der karlistische Krieg hat sich nie über einen Facciosenkampf erhoben, und dies machte ihn hoffnungslos und macht die Darstellung desselben eintönig, ja langweilig. Sollte der polnische für einen Pendant gelten, dann schrumpfte der karlistische ganz zusammen, denn der polnische war gerade in der Hauptsache, in Erfindung und Combination großer Kriegsplane, an genialen Kriegsmännern großen Styles wie Prondzynski, Chrzanowski u. s. w., reich, gerade darin reich, worin der karlistische völlig arm war.

Casa Eguia war nicht für Expeditionen und wurde durch Villareal, einen tapfern Divisionschef, ersetzt, der das Commando eines Heeres gar nicht verstand. Er entsendete die Expedition, welche am geschicktesten und glücklichsten geführt wurde, die unter Gomez. Sie drang bekanntlich bis Gibraltar hinab und entkam zu allgemeinem Erstaunen einmal über das andere. Ihr bestimmtes Ziel war indessen Asturien gewesen, das insurgirt werden sollte, ein sehr wohl gewähltes Ziel, da sich hierdurch der Karlismus an der nördlichen Küste leidlich zusammenhängend ausgebreitet hätte. Dort konnte sich Gomez nicht halten, aber durch ganz Spanien konnte er ziehen. Basilio Garcia und Sanz unternahmen gleichzeitig Expeditionen, der Erste mit gutem Glücke, will sagen, mit Rekruten und Beute zurückkehrend, der Zweite ohne allen Erfolg. Bekanntlich wurde Gomez bei seiner fast wunderbaren Rückkehr verhaftet, weil er von seinem Zwecke in Asturien abgegangen und in einem Augenblicke zurückgekehrt sei, da man ein Unternehmen auf Bilbao vorgehabt, welchem er durch seinen Rückzug in die Provinzen sämmtliche Streitmassen des Feindes auf den Hals gezogen habe. In den Provinzen selbst war nichts Entscheidendes geschehen, und in Folge der Sergeantenrevolution von Lagranja, welche die Constitution im Sinne der Bewegungsmänner veränderte, war Cordova abgetreten und Espartero hatte den Oberbefehl übernommen. Er war damals kränker als gewöhnlich, denn kränklich ist er immer, und Oráa leitete interimistisch das christinosche Heer. Die Karlisten nennen diesen Letztern, einen schon bejahrten Mann, den besten christinoschen Heerführer, dem nur etwa noch San-Miguel und als Corpsführer Pardiñas anzureihen sei. Von den Talenten des Zauderers Espartero wollen sie durchaus nichts wissen: er habe immer nur mit großer Übermacht und dadurch des Erfolgs gewiß angegriffen, er habe stets die niedrigsten Schleichmittel, Bestechung und Verrath, ja, im letzten Kampfe gegen Cabrera Gift und Dolch angewendet und sei ein unsauberer, im Ganzen nur mittelmäßiger, wenn auch persönlich tapferer Kriegsführer. Natürlich sind sie ihm, welcher die Auflösung des Heeres bei Bergara gewiß nicht durch lauter saubere Mittel zu Stande gebracht und dort wie in Aragon gegen Cabrera die Faction vernichtet hat, am wenigsten hold, denn er ist ihr gefährlichster und erfolgreichster Feind gewesen. Was sie Zaudern und Angriff mit Übermacht nennen, bezeichnet auch seine überlegenen Talente tüchtiger Organisation und richtiger Vertheilung des Heeres, wodurch er das an Zahl überlegene, aber gesinnungslos zusammengeworbene, moralisch lange Zeit unmächtige Heer der Christinos disciplinirt, durch Erfolge gekräftigt und endlich überlegen gemacht hat. Darin also ist ihr missliebiges Urtheil positiv zu berichtigen; er ordnete eben den Krieg zu größerm Style, den hitzigen, erfolglosen Attaquen ausweichend und sein Augenmerk auf dauernde Schläge richtend. Was sie aber über die unsaubern Hülfsmittel, namentlich Cabrera gegenüber, bis ins kleinste Detail gehend, berichten, das klingt allerdings überzeugend genug und berechtigt zu dem Glauben, daß Espartero, wie alle die Militairs, welche in Amerika gefochten — Ayacuchos — niedrig und gewissenlos in Wahl der Hülfsmittel gewesen sei.

Oráa unternahm einen vergeblichen Angriff gegen Estella und erst im Spätjahre 1836 kam es zu einer entscheidenden Action. Die Karlisten belagerten wiederum mit großer Aussicht auf Erfolg Bilbao, Espartero zog zum Entsatze herbei, und wollte von Portugalete herauf über das

Flüßchen Nervion durchdringen. Vom 27. Nov. bis zum Weihnachtsabend gelang es ihm nicht; da endlich — wie die Karlisten sagen, nach einem Angriffsplane Oráa's — erstürmte er unter einem argen Schneesturme die Brücke von Luchana, während seine Jäger auf Kähnen den Fluß aufwärts gefahren und so zum Flankenangriffe der karlistischen Batterie gelangt waren. Als die hiervon später benannten Jäger von Luchana die Batterie gestürmt und dadurch ein volles Vordringen Espartero's möglich gemacht hatten, wurden nach dreimaligem vergeblichen Angriffe die Höhen von Cabras und Arriaga durch die Christinos erstürmt und das solchergestalt geschlagene Karlistenheer weit über Bilbao hinauf nach Durango in die Berge zurückgeworfen. Dieser Schlag, der die so mühsam errichtete schwere Artillerie der Karlisten den Christinos in die Hände lieferte — Bernhard von Plessen, auch ein preußischer Karlist, feuerte bis zum letzten Augenblicke, ward gefangen und fiel, kaum ausgewechselt, in der Expedition 1837 — brachte Espartero den Titel eines Grafen von Luchana und kostete Villareal den karlistischen Oberbefehl. Der Infant Don Sebastian und unter ihm Moreno, als Chef des Generalstabes, wurden an die Spitze der Facciosen gestellt, derselbe Moreno, welcher oben bezeichnet worden ist und welcher allen Nuancen der Bewegungspartei durch wortbrüchige Hinrichtung Torrijo's verhaßt war. Die karlistischen Autoren sagen zur Rechtfertigung einer That, die sich nicht rechtfertigen läßt, sie sei ohne Vorwissen Moreno's geschehen.

Das Jahr 1837 ward das entscheidende; nicht dadurch, daß im März Espartero ein allgemeines Vordringen in die Provinzen hinein anordnete, welches durch ihn selbst, durch Evans und Sarsfield von Durango, San-Sebastian und Pamplona gleichzeitig bewerkstelligt werden sollte und welches die Karlisten durch ein tapferes Treffen bei Hernani gegen Evans zerrissen, sondern durch die sogenannte königliche Expedition, welche von ihnen in diesem Frühjahre unternommen wurde und von deren Gelingen oder Mislingen das Resultat der ganzen Insurrection abhing. Der Prätendent wollte mit seiner Hauptmacht endlich die Provinzen verlassen, nach Aragon gehen, sich mit Cabrera vereinigen und dann auf Madrid marschiren. Während sich dies in Navarra vorbereitete, nahm Espartero, der mit Truppenmacht zu Evans gekommen war, das kurz vorher gerettete Hernani mit den Linien von Andoain, den Tag darauf nahm Evans Irun und Fontarabia, und somit war den Karlisten die große Heerstraße nach Frankreich verloren und die Christinos konnten nun daran gehen, die französische Grenzlinie nach der Linie von Zubiri hinüber zu schließen. Da erhielten sie Nachricht von der ausrückenden Expedition und wechselten selbst, offenbar voreilig, den Kriegsschauplatz. Hätte Espartero die Abwesenheit der karlistischen Hauptmacht benutzt, um die Provinzen vollständig zu nehmen und zu schließen, so wurde wahrscheinlich die Faction schon damals gesprengt. Denn es war in der That gleichgültig, ob sie hierdurch einen großen Vorsprung auf Madrid, ob sie selbst den Eintritt in Madrid gewannen, sie waren dort ein in der Luft schwebender Heerhaufen von höchstens 20,000 Mann, der in der vorherrschend constitutionnellen Hauptstadt keinen dauernden Halt fand und mit gesammelter christinoscher Macht dort erdrückt werden konnte. Es ist eine echte Facciosenansicht des Kriegs, daß unsere Autoren in der Unterlassung des Angriffs auf Madrid Verrath und Verderben sehen. Verrath! Er hätte nur von Moreno ausgehen können, der nur im entschlossensten Karlismus sein eigen Heil sah und dem sie selbst große Kriegseinsicht zuschreiben, welche ihn denn nur bei dieser wichtigsten, durch keinen feindlichen Angriff übereilten Frage verlassen haben sollte. Er und jeder Militair entwickelt ihnen, daß die Karlisten, vom blos militairischen Standpunkte aus betrachtet, das Verderben in Madrid fanden, wenn sie sich in der ihnen abgeneigten und nicht festen Stadt von der allmälig herbeikommenden, fünffach überlegenen, ganzen christinoschen Macht einschließen und angreifen ließen. Daß Cabrera anderer Meinung war, ist natürlich und ist von gar keinem Gewicht: dessen Kriegssystem bestand aus verwegenen Handstreichen, die er unternahm, auch wenn er voraussehen konnte, daß sie nur auf einige Tage nützen und hinterher überflüssig sein würden.

Espartero konnte indeß eben der Madrider wegen ein entscheidendes Spiel nicht wagen, er wäre abgesetzt worden, ehe er es zu Ende gespielt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Barnaby Rudge von Boz. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit den Originalabbildungen der londoner Ausgabe nach Zeichnungen von Cattermole und Browne. Acht Bände. Leipzig, Weber. 1841. 8. 6 Thlr.

Boz' geistreiche Feder, die so einzig in ihrer Art ist und immer sein wird, mit dem herrlichen Humor, den man in England vergöttert und in Deutschland mit Entzücken aufnimmt, hat sich auch in diesem Romane wieder bewährt. Die Schilderungen von Liebesverhältnissen sind indeß weniger sein Fach als die der Volksscenen und des Volkslebens; der Kreis im Gasthof zum grünen Baum am Kamin, ist wieder musterhaft dargestellt; das gemeine Leben in seiner ganzen Prosa führt er dem Leser vor — es ist der Alltagsschlendrian mit den Rauchwolken der Gemeinplätze, den niedern Interessen, der Neugierde, dem Nichtsthun und dem leeren Geschwätz der gewöhnlichen Wirthshausgäste; und zwischen solcher Schilderung leuchtet wieder die höchste Poesie hervor, wie die Blume, die aus dem Schutt erblüht, der Epheu, der sich an der Ruine emporrankt. Barnaby Rudge, die Hauptperson, ein Wahnwitziger mit seinem Raben, ist mit wahrhaft Shakspeare'schem Genie dargestellt und bietet jenes Gemisch von Humor, Albernheit, Poesie, Ahnungsvermögen und scharfem Verstand, welches den Leser beständig über die Geistesfähigkeit des besagten Individuums zweifelhaft läßt. Der Charakter des freundlichen, liebenswürdigen Schlossers, sowie der seiner launigen, zänkischen Frau und der alten Jungfer Miggs, und mancher andern Nebenfigur, trägt das Gepräge der Echtheit.

2. Lebenswirren in aristokratischen Kreisen. Hamburg, Meißner. 1841. 8. 1 Thlr.

Ref. möchte beinahe wetten, daß der Autor dieser „Lebenswirren" nie in aristokratische Kreise gekommen sei, da es zwar sehr wirr, doch gar nicht aristokratisch bei diesen „Lebenswirren" zugeht. Nun braucht zwar das Genie nicht alle Zustände, die es schildert, selbst gesehen zu haben, doch Ref. möchte dem Verf.

auch das Genie absprechen. Warum glaubt der gräfliche Vater seinem Sohne der Gêne zu entziehen, wenn er ihn, anstatt unter dem eigenen Namen und Titel, als Baron reisen läßt? Ist der Unterschied zwischen Graf und Baron so groß? Durch des alten Dieners öfteres Verschnappen ahnet man, daß der Name angenommen ist, und der junge Mann wird in den aristokratischen Kreisen insultirt — vor Frauen! und seine die Insulte rügende Herausfoderung wird abgewiesen; ja, die Policei erbricht seinen Schreibtisch, nimmt seine Papiere und verweist ihn aus der Stadt. Wo mag das wol geschehen sein? Der Policei nennt er seinen wahren Namen, dem aristokratischen Beleidiger aber nicht; diesem schwört er Rache, und um dieser Rache willen läßt er alle möglichen schlechten Streiche ausgehen, macht Menschen unglücklich und zuletzt versöhnt er sich mit dem Feinde u. s. w. Es ist beinahe unmöglich, einen klaren Faden aus der breiten ersten Erzählung herauszuwirren. Soll es vielleicht aristokratisch sein, daß zwei junge Damen beim Entschluß zur Convenienzheirath sich mit der Aussicht auf einen Geliebten trösten lassen? Ein junger Graf, der in Polen für seine Idee von Freiheit gefochten und es erkannt hat, daß jener Kampf mehr der Sache der polnischen Aristokratie als der Freiheit galt, läßt sich bei seiner Rückkehr nach Deutschland zu der Aussage bereden, daß er gegen Polen gekämpft habe. „Und leidenschaftlich umarmt ihn der Rittmeister, als er das Bekenntniß vernommen, denn Adolf schien das geworden zu sein, wozu er ihn erzogen, ein Feind der Neuerungen, ein Aristokrat." Ref. meint, der Verf., der indeß einen guten Styl schreibt, habe nicht das ihm zusagende Thema ergriffen, und räth ihm, sich künftig in andern Wirren als in den aristokratischen zu versuchen.

3. Amaliens Tagebuch, oder achtzehn Monate aus dem Leben eines jungen Mädchens. Familiengemälde von Madame Tourte Cherbuliez. Hamburg, Herold. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Titel ehren folgende Worte der Madame Necker: „In einem religiösen Gemüth überwiegt der hohe Begriff der Pflicht alles Andere und verleiht der Seele eine Thatkraft, die sich von keiner irdischen Rücksicht hemmen läßt." Diese Schrift vereinigt für junge Mädchen und Frauen viel Empfehlungswerthes, und Ältern können ihren herangewachsenen Töchtern damit nicht nur ein angenehmes, sondern auch lehrreiches Geschenk machen. Die oft bestrittene Frage der Moralisten, ob es rathsam sei, in einem Tagebuche sich über sein inneres Leben Rechenschaft zu geben? findet man hier gelöst, denn in dieser Form kann es nur Gutes wirken, und allen Denen, welchen es daran liegt, sich dieses Hülfsmittels zu ihrer Veredlung zu bedienen, wird hier ein treffliches Muster geboten, nach dem sie sich richten können.

4. Tabo der Heide. Eine Sage aus der Zeit Karl's des Großen. Von Fischart dem Jüngern. Siegen, Friedrich. 1841. 8. 26½ Ngr.

Gewiß ist das Bemühen, die theilweise schon von dem Strom der Zeit verwischten Sitten und Sagen der Vergessenheit zu entreißen, sehr verdienstlich, und man muß dem Verf. dankbar sein, wenn er einige dunkele Seiten der Geschichte erhellt, indem er das frühere Westfalen dem Leser vorzuführen versucht. Die Ausführung der freundlichen Absicht ist gut gelungen und der Vaterlandsfreund muß dieses Werkchen mit Interesse lesen, da es ein treues Bild der damaligen Sitte und des Geistes jener Zeit gibt. Man wird zum Zeugen gemacht der letzten Zuckungen des Heidenthums; Velleda, die Zauberin, geht zum Christenthum über, und sonderbar vermischt sich alte und neue Lehre. Aus der Hela der alten Sachsen entsteht die Hölle, aus den Alfen oder Elfen der drückende Alp, und im Sartur fanden die Christen ihren alten bibelbekannten Satan wieder, während der schlanke Schaft der Eiche, die Verzweigungen der Wälder, als Vorbilder zu dem Gott geweihten Tempeln dienten.

5. Graf Ladroni, oder die Todtenkrone, historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Von Ernst Schubert. Zwei Bände. Leipzig, Lauffer. 1841. 8. 2 Thlr.

Es gibt zweierlei historische Romane: die einen, wo der romantische Faden nur dazu dient, die geschichtlichen Darstellungen und Interessen zu entwickeln, und die andern, wo die Geschichte nur zur Entwickelung des Romans heraufbeschworen wird. Der vor uns liegende gehört zu letztern, das Hauptinteresse weilt bei den Liebesabenteuern des Grafen Ladroni und entwickelt die Eifersucht der intriguanten Gräfin Aurelie, wegen der schönen Braut und Gattin Helinde, die am Ende an Gift, welches die Rache ihr gereicht, stirbt. Diese etwas lange Geschichte trägt durchaus nicht die Färbung des dreißigjährigen Kriegs, und wenn statt Tilly, Terzky u. s. w. Friedrich der Große und Ziethen u. s. w. genannt wären, so hätte man diesen Roman ebenso gut in den siebenjährigen als in den dreißigjährigen Krieg versetzen können. Die Situationen und Reflexionen sind durchaus weder originell noch anziehend und der Hauch des Genies fehlt ihm ganz. Der Styl ist fließend. 8.

Literarische Notizen.

Der Kampf, der in Ungarn zwischen der magyarischen und slawischen Nationalität sich entsponnen hat, hat sowol die Slowaken in Nordosten, wie auch die Illyrier in Südwesten mächtig gehoben. Bei den letztern äußert sich der nationale Sinn besonders kräftig in der Literatur. Ludwig Gaj's Zeitschrift: „Dennica ilirska", die nun schon über sechs Jahre besteht, zählt gegenwärtig an 70 Mitarbeiter in Kärnten, Krain, Dalmatien und den übrigen illyrischen Landschaften und ist der Mittelpunkt der neu erwachten literarischen Bestrebungen. Die von Gaj zuerst angewandte lateinische Schriftsprache soll jetzt auch auf Befehl der Regierung in die Schulen eingeführt und in den Elementarbüchern angewandt werden. Neben Gaj ist Graf Janko Draskowiz besonders thätig; er ist der Vorsteher des sehr zahlreichen illyrischen Lesevereins in Agram, der sich mit allen wichtigen Erscheinungen der slawischen Literatur bekannt zu machen sucht. In Essek, der Hauptstadt Slawoniens, ist eine literarische Gesellschaft zusammengetreten, die eine neue Sammlung slawonischer Volkslieder („Tamburasi ilirski") begonnen hat und eine literarische Zeitschrift unter dem Titel „Jeka od Oseku" (Das Echo von Essek) herausgibt. Nächstens soll auch ein illyrisch-deutsches Wörterbuch und eine Beschreibung von Bosnien erscheinen.

Auch in Böhmen entfaltet sich zugleich mit der Landessprache die Literatur mehr und mehr. Hier ist die Gesellschaft des Böhmischen Museums in Prag der Mittelpunkt, sie vereinigt Geistliche, Professoren, Ärzte, Beamte mit dem Adel zu gemeinsamem Zwecke. Das wichtigste Werk, das diese Gesellschaft in neuester Zeit herausgegeben, waren die „Vermischten Schriften" von Joseph Jungmann, dem berühmten Verfasser des großen böhmischen Wörterbuchs. Sie bestehen theils in prosaischen Aufsätzen, Erzählungen, theils in Gedichten, unter denen viele nach deutschen Originalen, u. A. findet man eine vollständige Übersetzung von Goethe's „Hermann und Dorothea". Das „Böhmische Archiv" von Palacky, das historische Documente aus dem 14. und 15. Jahrhundert mittheilt und das von derselben Societät herausgegeben wird, ist bereits bis zum vierten Hefte gediehen. Die „Zeitschrift des Museums" erscheint neben den „Kwety", dem „Wlastimil" &c. fortwährend. Unter den neuesten Poesien haben die von Boleslaw Jablonski wegen ihrer echt czechischen Frische und dichterischen Tiefe vornehmlich Anerkennung gefunden. Besonders zahlreich, wenn auch weniger bedeutend, sind die neuesten dramatischen Erzeugnisse und in letzter Zeit sind an dreißig verschiedenen Orten Dramen in böhmischer Sprache aufgeführt worden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 80. — 21. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

In der Mitte Mai zog die königliche Expedition aus den Provinzen und richtete sich zunächst gegen Huesca in Aragon, welches christinosch gesinnt war. Hier überraschte sie der nachrückende Yrribarren mit etwa 12,000 Mann, griff sie an und ward in einem scharfen Treffen zurückgeworfen. Auch hier fiel ein preußischer Karlist, von Rappard. Der erkämpfte Vortheil ward, wie immer, nicht weiter benutzt, man hatte sich eben wieder einmal geschlagen und blieb nun zwei Tage in Huesca, nach diesem Zeitverluste erst sich gegen Barbastro hinziehend, um mit Cabrera in Verbindung zu treten. Dort werden sie denn wieder, wie es heißt, vom Feinde überrascht, denn aus Überraschungen und Überfällen besteht die Hälfte des Krieges, welcher sich mit Vorposten und sonstigen Sicherstellungen selten oder gar nicht abgibt. Man wird oft zweifelhaft, ob denn auch wirklich das Landvolk in ausgedehnter Bedeutung des Wortes dem Prätendenten ergeben, oder im Mehrzahl indifferent und nur etwa gegen die Christinos als Feinde der Religion feindlich gesinnt gewesen sei, denn bei einer lebhaften Theilnahme des Landvolks wäre ein großer Theil der Überfälle durch Nachrichten dieses Landvolks verhindert worden. Die Überraschung in Barbastro war so groß, daß eine „grenzenlose Unordnung" entstand und man wie gewöhnlich über Verrath schrie, denn auch Barbastro war nicht karlistisch gesinnt. Wirklich war es ein falscher Allarm und selbst durch Fernröhre kein Feind zu entdecken. In Barbastro ward wieder gezögert und, da ankommende Guerilleros die Faction in Catalonien als sehr mächtig darstellten, der Zug nach Madrid aufgegeben und die Wendung nach Catalonien beschlossen. So war eine Woche vergangen, und am 2. Juni war nun wirklich Oráa vor Barbastro und griff an. Der Angriff ward von den Karlisten mit rühmlichster Tapferkeit zurückgeschlagen und sie nennen den Tag von Barbastro unter ihren schönsten, obwol auch er, eine bloße gerade Vertheidigung, nicht die geringste strategische Folge hat. Das Allereinfachste, der Weitermarsch über die Cinca, für den man einen Tag durch kirchliche Siegesfeier verloren hatte, war nicht vorbedacht und wurde durch den unnützen Train des königlichen Gefolges dergestalt verzögert, daß der bereits wieder anrückende Feind vier Compagnien gefangen nehmen konnte. Damit begannen die Unglücksfälle einer ganz mittelmäßig geführten Expedition. Unter Entbehrungen ging der Zug nach Catalonien hinein und erlitt bei Sesma am 12. Juni eine Niederlage durch Oráa. Hier fiel der oben erwähnte von Plessen. Ungeheuere Märsche wurden über das Gebirge gemacht — es ist erstaunlich, was die Spanier laufen können, und der Marschall von Sachsen, der die Hauptkraft des Soldaten in die Beine verlegte, hätte an ihnen seine Truppen gefunden, unermüdliche und überaus mäßige Truppen — und den Feinden der Vorsprung an den Ebro unweit Xerta abgewonnen. War der Feind zur Hand, so war eine Katastrophe wahrscheinlich, denn ohne Übergangsmittel stand man am breiten Strome und hoffte auf das gute Glück, daß Cabrera in der Nähe sein werde. Das Glück war gut: Cabrera schlug sich eben jenseit des Flusses mit Borso vortheilhaft; in kleinen Kähnen setzte der Vortrab über, um sich ihm anzuschließen.

Auf einem kleinen Schimmel saß gebückt — er war vor kurzem verwundet worden — ein noch ganz junger Mann mit schwarzem Haar und braunem halb maurischen Gesichte. Die großen schwarzen Augen rollten unstät umher und leuchteten in dunkler unheimlicher Glut, wenn in Momenten der Aufregung der fein geschnittene Mund sich öffnete und zwei Reihen weißer, schön geformter Zähne zeigte. Leichter Flaum bedeckte die Oberlippe und gab dieser kleinen dürren Gestalt, den im vollkommensten Ebenmaße gebauten Gliedern einen so jugendlichen Ausdruck, daß nur an dem Herrischen seines ganzen Auftretens, am blinden Gehorsam seiner Umgebung der große Häuptling erkannt werden konnte. Er trug eine weiße Boïna (Mütze) mit goldener Troddel, grünen kurzen Überrock (oben in den Bergen gewöhnlich eine Zamarra, einen Pelzrock) mit weißen Knöpfen und hellrothe Beinkleider, deren greller Effect durch eine breite silberne Tresse noch gehoben wurde; hierzu Schuhe von ungefärbtem, sogenanntem Naturleder. Die Socken hingen über die Knöchel herab, Sporen und Säbel trug er nicht, letztern zuweilen am Sattel, doch nie an der Hüfte. Das offene Hemd ließ den nervigen Hals, den kein Tuch verhüllte, frei; die Reitgerte, der Schnur einer Schlittenpeitsche nicht unähnlich, war an dem Zügel befestigt; zwei lange Pistolen steckten an dem mit einer Wolfshaut überzogenen Sattel.

Cabrera hatte mit gewaltiger Energie ein leidlich disciplinirtes kleines Heer zusammengebracht, dessen Kern die starrköpfigen Aragonesen bildeten. Damit beherrschte er das aragonische Hochland und drang bald hier, bald da nach dem Ebro herab bis nach Valencia, ja bis Alicante hinunter. Er entwickelte unzweifelhaft die rascheste That-

kraft und hatte sehr viel Anlage zum Kriegführer, aber offenbar nur zum Kriegführer als Gebieter fliegender Corps, und von Rahden, der vor Augen hat, wie dies ohne allen Unterricht aus einem Studenten geworden, der ihn aufzählen hört, welch eine Reihe sich die Hand bietender Festen er nehmen werde, um sichern Fußes endlich Madrid zu nehmen, überschätzt diese an sich schon sehr große Fähigkeit und beurtheilt ihn wie ein Feldherrngenie, dem nur noch persönliche Hitze im Wege stehe. Von Rahden, brav und tapfer und der Kriegselemente kundig, zeigt sich uns überall in Beurtheilung der Personen schwach: seiner eigenen Darstellung nach, obwol sie das Gegentheil beweisen will, war Cabrera nicht mehr und nicht weniger als ein ausgezeichnetes Naturell voller Roheit, wie es in diesem Parteigängerkriege vortrefflich am Platze, in größerm Kriege werthvoll, sobald es an einige Ordnung und Form gewöhnt werden kann, aber von untergeordneter Kriegsbedeutung ist, wenn es nicht Ruhe und Mäßigung findet, sich zu bilden. Die Beschuldigung der Grausamkeit weist er und Göben von Cabrera zurück: die christinoschen Führer seien noch grausamer gewesen, und Nogueras zum Beispiel habe durch die Niederträchtigkeit, Cabrera's Mutter erschießen zu lassen, dessen gerechtesten Ingrimm herausgefodert. Cabrera habe sich aber trotz dieses Ingrimms und Racheburstes oft menschlich, jedenfalls öfter menschlich bewiesen, als dies von den Gegnern gerühmt werden könne. Einige Parteivorliebe abgerechnet, haben wir keinen Grund, das Wesentliche im Urtheile dieser Männer zu bezweifeln: sie zeigen sich überall auf dem humanen Standpunkte unserer Civilisation und nöthigen uns dadurch zu der Voraussetzung, Cabrera sei auch in gewisser Weise ihres humanen Antheils würdig und nicht der Tiger gewesen, wie ihn die Christinos schildern. Ein Bürgerkrieg läßt sich nicht mit Höflichkeit führen und ein spanischer ist roher und in Betracht edler Regungen widerwärtiger als irgend einer. Cabrera hat sicher sein vollgerüttelt Theil an unmenschlichen Actionen, aber er hat doch nach jenen Zeugnissen nicht ein so überlaufend Maß, wie die Nachrichten schildern — mögen wir also davon absehen und einrechnen, daß in wilder Lage ein starkes Naturell auch leicht zu wilden Äußerungen getrieben wird, ohne dadurch all seinen menschlichen Werth einzubüßen. Es fehlt nicht an Zeugnissen einer gewissen Größe, deren er sich in diesen blutigen Verhältnissen bewußt war: als es endlich auch zwischen ihm und den Christinos zu einer Übereinkunft in Betreff der Gefangenen gekommen war, schrieb er unter diese Übereinkunft: „Hiervon ist nur Nogueras ausgenommen, der keinen Pardon erhält, und ich, der keinen Pardon will."

Übrigens war jenem Übergange, trotz der Begegnung Cabrera's, noch alles gute Glück nöthig: van Meer, d'España's Kriegsschüler und ein gefürchteter General, war in vollem schleunigen Anmarsche und erschien am rechten Ebroufer, als die letzten Karlisten inmitten des Stromes waren. Sie hatten nämlich zufällig ein paar große Segelkähne aufgefangen und damit noch einen leidlich raschen Übergang ermöglicht. Sie waren nun in Cabrera's Gebiet, welches südlich vom Ebro lag und seine Hauptstützen in den Bergfesten Morella und Cantavieja hatte. Von hieraus stiegen sie in den Garten Valencias — la huerta — hinab und erschienen am 12. vor Valencia selbst. Die schwach vertheidigte Stadt konnte genommen werden, wurde es aber nicht, und zwar nicht blos, weil die Karlisten, an Geschützen Mangel leidend, vor jeder stärkern Stadt machtlos waren, sondern weil es an einem energischen Generalissimus fehlte. Während man zögerte, wurde Borso's Division, die sich in Tolosa eingeschifft hatte, in Valencia gelandet und von Murviedro und Liria rückten Oráa und Nogueras heran. Viel mehr verfolgt als erobernd, wendete sich die Expedition gegen Madrid zu ohne Artillerie und Munition, die erst aus Cantavieja eintreffen sollte. In diesem Zustande trödelte sie noch in Chiva, bis sie angegriffen, durch Cabrera's voreiliges Eindringen völlig gefährdet und mit genauer Noth ohne wesentlichen Verlust wieder von der Straße ab in die Berge geworfen wurde. Hier begann ein planloses Hin- und Herziehen, dem man auf der von Rahden angefertigten, sehr ausführlichen und verdienstlichen Karte nur mit Mühe folgen kann. Cabrera wird endlich vom Hauptheere getrennt und wieder hinab gen Chelva gesendet, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit des mit völliger Einschließung drohenden Feindes — Espartero war auch bereits in Daroca eingetroffen — abzulenken. Erst am 24. Aug. sehen wir das karlistische Heer wieder Angesichts des Feindes sich aufstellen, bei Herrera, wo der Christinogeneral Buerens, der karlistischen Angabe nach, mit 6000 Mann, 800 Reitern und 6 Geschützen angekommen war. Es galt also nur den Kampf gegen ein untergeordnetes Corps, dem das karlistische Hauptheer an Zahl weit überlegen sein mußte, und es ist auffallend, daß sie dies Treffen von Villar de los Navarros, welches brav und gut geführt und allerdings entscheidender als irgend eins von ihnen gewonnen wurde, so außerordentlich preisen. Vielleicht des ersten günstigen Eindrucks halber, dessen sie damals so sehr bedurften. Lichnowsky's Darstellung, wornach doch das Treffen selbst von den Christinos ganz tüchtig geschlagen wurde, ist übrigens so erstaunlich, daß man annehmen muß, es sei eigentlich kein Mann der Feinde übrig geblieben und er habe nur aus Zerstreutheit am Schlusse hinzugesetzt: „Der Rest gänzlich gesprengt." Von 6000 Mann nämlich werden 5000 Mann und 300 Offiziere (!) gefangen, und es ist anzunehmen, daß nicht viel weniger als 1000 Mann in dem scharf Mann an Mann geführten Kampfe getödtet worden seien. Es kann also da kaum noch von einem Reste die Rede sein, da Buerens auch mit 20 Reitern durch Herrara fliehend, nicht in den Rest eingerechnet ist. Ja, derselbe Autor sagt von diesem untergeordneten, weil gegen ein kleines Corps geführten Treffen, es habe „Madrid bei dieser Kunde ein tödtlicher Schreck erfaßt". Diese Art Kriegsschilderung macht freilich die größten Aufgaben wohlfeil, und es ist erklärlich, daß sie das Zögern Moreno's nicht begreift, welches sonst wol begreiflich ist, wenn man nach glücklicher Vernichtung einer Colonne noch die Hauptheere im

drei= bis vierfacher Überlegenheit vor und neben sich hat. Freilich schlägt dieser Autor mit Leichtigkeit erst Oráa und vernichtet dann Espartero, wenn er nicht unterhandeln will, und so geht's weiter, bis Karl V. sich die Krone in Madrid aufsetzt, was nach dem großen Tage von Villar de los Navarros unzweifelhaft ist! Und da dies Alles nicht geschehen, und man — allerdings sehr ungeschickt — sechs Tage nach dem gewonnenen Treffen müßig in Herrera bleibt, so nennt man dies den „Todesstoß der königlichen Sache". Diese chimairische Darstellung bedarf so wenig eines weitern Eingehens als die verworrene Ansicht von Legitimität, welche die ausländischen Karlisten zu ihrer Fahne machten, und als deren oberflächliche Ansicht von Kriegserfolgen und Kriegsmöglichkeiten eines weitern Eingehens bedarf. Der karlistische Tod rührte nicht von einem Stoße her, sondern war das Ergebniß einer ganz regelmäßigen Krankheit: sie waren eben nicht so national und deshalb nicht so mächtig, wie sie sich darstellten, und das wußten die Führer 1837 bereits und wagten es darum nicht, geradeaus vorzudringen, und es hat sich später gezeigt, daß sie ihre Kraft nicht unterschätzt hatten, denn als sie auf Umwegen doch nach Castilien und bis gegen Madrid kamen, da ereignete sich eben auch kein Wunder, die Mauern fielen nicht ein, die Einwohner liefen nicht regimenterweise zu, und deswegen erreichte man nichts weiter als die offene Darlegung, man sei eben nicht national und mächtig genug und eine Wiederholung des Napoleonischen Zuges von Elba nach Paris sei auch nicht in schüchternster Annäherung möglich. Waren auch die karlistischen Führer keine großen Generale, so hatten sie doch so viel Kriegseinsicht, nicht in Folge eines gewonnenen Treffens das christinosche Heer für nichts zu halten: sie suchten sich durch die feindlichen Stellungen hindurchzuziehen und über die Sierra d'Albaracin nach Castilien einzudringen. Dies gelang insoweit, daß Espartero ihre Arrièregarde erst angriff, als die Berge schon wieder hinreichende Deckung gewährten, und so gelangte die Expedition nach der Mancha, traf dort wieder mit Cabrera zusammen und eilte nun gegen 18,000 Mann stark — Göben gibt sie nur auf 14,000 an — auf der geraden Straße nach Madrid vorwärts. Eine andere Abtheilung unter Zariategui, etwas über 4000 Mann stark und ebenfalls ohne Artillerie, war über Valladolid auch noch gegen die Hauptstadt unterwegs, und wenn diese combinirte Bewegung glückte und gemeinschaftlich vor Madrid erschien, so war in diesem besten Falle ein Heer von etwa 20,000 Mann ohne Geschütz zur Einnahme der Hauptstadt disponibel, welches außer den Nebencorps Espartero mit 25,000 Mann auf der Ferse, in Madrid aber 5000 Mann Linientruppen und an 8000 Mann Nationalgarde mit voller Artillerie und einer den Karlisten ungünstigen Bevölkerung hinter und vor sich hatte. Die combinirte Bewegung glückte aber obenein nicht, Zariategui kam nicht und die Einnahme Madrids fiel also der königlichen Expedition allein zu. Sie gewann den Tajoübergang wiederum durch einen glücklichen Zufall, ehe Espartero sie eingeholt hatte, und stand am 12. Sept. einige Leguas von Madrid. Cabrera ritt mit Reiterei bis auf Schußweite unter die Mauern, welche mit Zuschauern angefüllt waren; er schickte Boten auf Boten, um den Befehl des Angriffs aus dem Hoflager in Arganda zu erhalten, und glich einem „wüthenden Löwen", als Abends der Befehl zum Rückzuge kam. Im Hoflager selbst stritt man sich über die Rangverhältnisse beim Einzuge, den man als unzweifelhaft voraussetzte. Die madrider Zuschauer müssen doch eine andere Zuversicht gehabt und besser als Fürst Lichnowsky gewußt haben, daß nicht blos einige Escadrons Truppen zur Vertheidigung vorhanden. Man hatte im Hauptquartiere beschlossen, nördlich seitwärts eine Aufstellung zu nehmen und Espartero erst eine Schlacht zu liefern. In den nächsten Tagen ging denn auch die Nachricht ein, Zariategui sei auf dem Rückzuge begriffen, und die königliche Expedition mußte nun auch daran denken. Espartero rückte nach und hatte nicht eine Schlacht zu schlagen, sondern nur zu verfolgen. Am 20. verließ Cabrera unweit Aranzueque auf seine Faust die Expedition, deren Arrièregarde er führen sollte, und wandte sich seiner Heimat zu. Nun war die Expedition auf ein Corps von 6 — 7000 Mann zusammengeschrumpft und hatte nur auf ihre Rettung zu denken. Unter den beschwerlichsten Umständen und herben Verlusten erschienen die Expeditionscorps im October halb aufgelöst und ganz niedergeschlagen wieder in den Provinzen, das Mislingen ward auf Verrätherei geschoben und tapfere Führer wurden eingekerkert. Ja, unbelehrt durch die Erfolge, ward unter Basilio Garcia eine neue Expedition ausgerüstet, die dann in der Folge auch durch Pardiñas total geschlagen und zersprengt wurde.

So standen die Angelegenheiten bei Anbruch des Jahres 1838. Der ruhige Beobachter hatte bereits die feste Überzeugung, die Faction habe trotz der wüst wirthschaftenden Christinos auf keinen Erfolg zu rechnen. Guergué, ein unbedeutender Navarrese, war an die Spitze des Heeres gestellt worden, das Frühjahr war in gegenseitiger Unthätigkeit vergangen, außer Garcia's war eine Expedition unter Negri bis zu völliger Vernichtung gescheitert und am 27. Juli hatte Espartero bei Penacerrada das zum Entsatz dieser Feste herbeieilende karlistische Hauptheer völlig geschlagen. Nur in Aragon war durch Cabrera ein noch lebhaftes Treiben und durch Streifzüge und Wegnahme einiger Plätze bezeichnetes Vordringen der Facciosen ersichtlich. In den Provinzen schleppte sich Alles nur hin und schien nur durch Espartero's zögernde Angriffe gefristet. Welch eine Vorstellung man karlistischer Seits von Schlacht und Sieg hatte, zeigt in naivster Weise der Kampf bei Penacerrada: es heißt, der Kampf, hin und herwogend, habe sich um Mittag für die karlistische Armee entschieden und der Feind sei von allen Seiten zurückgedrängt gewesen. „Guergué selbst hielt den Sieg für entschieden, wiewol Espartero stets in vollkommener Ordnung einen Flintenschuß entfernt stand"; daher ließ er (Guergué) die Truppen während der Mittagshitze ruhen und kochen und nur ein Bataillon zur Beobachtung des Feindes stehen. Später sollte die Schlacht fortgesetzt und der Sieg entschieden

werden. Es handelt sich aber nicht etwa um die geringste Umgehung, um Ausführung irgend eines den Feind fesselnden Manoeuvre, nein, man hat geradeaus angegriffen und ist vorgedrungen und ist müde, und später wird man wieder so den wartenden Feind angreifen und siegen. Ungefähr so, wie bei ursprünglichen Völkern ohne Kriegswissenschaft ein Treffen geliefert wird. Espartero wartete aber sein sicheres Schicksal nicht ab, rückte mit seiner Reiterei vor und jagte dabei die kochenden Truppen in wilde Flucht, wiederum sämmtliche Artillerie der Karlisten dabei erobernd.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller's Wilhelm Tell. Auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert von Joachim Meyer. Nürnberg, Campe. 1840. Gr. 4. 15 Ngr.

Eine höchst verdienstliche Schrift, besonders nachdem Hr. Director Dr. Weber mehr Nebel als Licht über Schiller's „Tell" verbreitet hat, der bei allen ästhetischen Mängeln, die an ihm haften, doch stets eines der ausgezeichnetsten Dramen bleibt, welche der Ruhm der deutschen Literatur sind. Hr. Prof. Meyer enthält sich alles ästhetischen Raisonnements, wiewol eine vorurtheilslose Würdigung des poetischen Gehalts dem Schiller'schen „Tell" noch nicht zu Theil geworden ist; dagegen erklärt er das Sachliche und Sprachliche, welches sich keineswegs immer von selbst versteht, wie Viele meinen, und zwar höchst gründlich und befriedigend. Man hat von jeher die Portraitähnlichkeit bewundert, in welcher Schiller, der nie die Schweiz gesehen, Sitten und Natur der Schweiz geschildert hat. Einige meinten, er habe sich dazu durch das Studium der Schweizergeschichte Johann v. Müller's befähigt; Goethe rühmte sich, ihm Vieles mitgetheilt zu haben: allein, obgleich Beides wahr ist, so ist es doch nicht völlig und allein wahr. Vielmehr ist Schiller selbst an die Quellen gegangen, hat den Tschudi, Etterlin, Stumpf, Joh. Müller, Scheuchzer's „Naturgeschichte", Ebel's „Schilderung der Gebirgsvölker" durch und durch studirt. Dies über allen Zweifel aufgeklärt zu haben, ist ein Hauptverdienst des Hrn. Prof. Meyer. Sehr dankenswerth ist die ausführliche Mittheilung der ganzen Stelle aus dem Tschudi, welche die Befreiungs- und Tellsgeschichte berichtet. Tschudi ist ein seltenes Buch und besonders im nördlichen Deutschland den Lehrern nicht leicht zugänglich, die Lust und Gelegenheit haben, Schiller's „Tell" zu erklären. Nicht minder schätzenswerth sind aber die aus den andern Quellen, wie aus Stalder's „Idiotikon" und aus dem „Alt- und mittelhochdeutschen Sprachschatz", aus Grimm's „Rechtsalterthümern" u. s. w. beigebrachten Sprach- und Sacherklärungen. Wer sich fortan mit der Interpretation des Schiller'schen „Tell" abgeben will, wird sich stets an Hrn. Prof. Meyer's Abhandlung anlehnen müssen. Denn gewiß ist noch Manches für die Sprach- und Sacherklärung zu thun übrig, wenngleich Hrn. Prof. Meyer der Ruhm bleibt, die Bahn gebrochen und den rechten Grund gelegt zu haben.

Schließlich kann ich nicht umhin, anzumerken, daß der Verf. auch angefangen hat, um Berichtigung des Schiller'schen Textes sich ein Verdienst zu erwerben; und nach den Proben, die er davon liefert, scheint es, daß dieser Text selbst in den neuesten Prachtausgaben ein höchst verdorbener ist. Er hat z. B. gezeigt, daß es heißen muß: „Er konnte keinen armen Laut aus seinem Munde geben", Aufzug 3, Scene 1, wo andern steht. In der „Maria Stuart", Aufzug 2, Scene 4, ist ein ganzer Vers ausgefallen, der einen wesentlich bessern Sinn gibt. Es muß nämlich nach dem Verse: „Schwer büßte sie fürwahr die schwere Schuld", stehen: „Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung ende!" Ebendaselbst, Scene 5, muß es heißen: „Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst ausübte, der ist mündig vor der Zeit", nicht würdig, wie es in allen neuern Taschen- und Prachtausgaben heißt. In „Wallenstein's Tod", Aufzug 2, Scene 2, sagt in den, nach des Dichters Tode veranstalteten Ausgaben Max zum Wallenstein: „Nein! wende nicht dein Angesicht von mir." Es muß aber heißen: „Nein! wende nicht dein Angesicht zu mir." Dies gibt einen ganz andern und weit schönern Sinn und ist allein dem Zusammenhange und dem wundersamen Verhältnisse angemessen, welches der Dichter zwischen Max und Wallenstein uns vorführen will. Möge die Verlagshandlung es nicht versäumen, wenn sie abermals das Publicum mit einer neuen Ausgabe erfreuen will, dieselbe von einem so fleißigen und verständigen Purificator des Schiller'schen Textes besorgen zu lassen, wie Hr. Prof. Meyer ist. 12.

Miscellen.

John Cooper war zu seiner Zeit ein in London ebenso geachteter Schauspieler als Joe Gould ein durch Witz und lustige Streiche bekannter Privatmann. Cooper und Gould waren Freunde und als Ersterer eines Tages behauptete, daß ihn auf der Bühne nichts aus dem Concepte bringen könne, bot Letzterer eine Wette, die Cooper annahm. Bald nachher spielte Cooper in Dover. Zu seinem Benefiz ließ Gould unter fremdem Namen eine Loge des zweiten Ranges, unmittelbar der Bühne gegenüber, belegen, trat während des zweiten Actes in einer von Cooper's Hauptscenen mit Geräusch ein, setzte grüne Brillen von ungewöhnlicher Größe auf, zog ein Teleskop aus dem Futterale, öffnete das lange, achtmal eingeschobene, schraubte es an die Logenwand und richtete das, mehre Fuß über die Brüstung ragende gerade auf Cooper. Cooper sprach eben einen Monolog und sobald er ihn beendigt, rief Gould mit verstellter Stimme: „Bravo, Cooper! Recht leidlich!" Das ganze Haus blickte auf den Rufenden und dessen Fernrohr. Gould aber postirte sich wieder hinter dasselbe, richtete es wieder auf Cooper und verfolgte damit jede seiner Bewegungen. Schon wurde Cooper's Unruhe bemerklich. Er hustete, schaltete hms! und has! ein, stotterte und blickte immer wieder nach dem Fernrohre. So oft er aber hustete, stotterte, oder sich versprach, kam ein Zuruf von dem Manne mit dem Teleskope, bald: „Hast den Husten, Cooper!" bald: „Nicht gestottert, Cooper!" bald: „Wie war das, Cooper?" Ehe die Scene ausgespielt, vergaß Cooper jedes Wort, das er zu sagen hatte, und trat an die Lampen, sich beim Publicum zu entschuldigen. Doch bevor er begonnen, stieß Gould sein Fernrohr zusammen und rief: „Nun, frisch losgelegt, Jack!" Das war mehr als Cooper ertragen konnte; er lief spornstreichs von der Bühne und gleichzeitig verschwand Gould. In der Garderobe fand Cooper ein Billet des Inhalts: „Soupire heute bei mir und bezahle mir morgen früh die Wette. Dafür will ich dir mein Teleskop leihen. Dein treuer Joe Gould."

Unter den neuesten aus China nach England gebrachten Trophäen befindet sich auch ein literarisches Werk, ein 450 Bände starker Auszug einer 6000 Bände starken Encyklopädie. Was sind unsere Conversations- und Universal-Lexika gegen dieses von den Literaten des himmlischen Reichs gebrauchte „Buch zum Nachschlagen", — denn das ist der Titel!

Ein wenigstens im Zählen und Rechnen unermüdlicher Engländer hat herausgebracht, daß ein Klumpen von 90 Millionen Milbeneiern ganz genau so groß ist wie ein Taubenei, was unstreitig eine nicht minder scharfsinnige Entdeckung ist als die von Chevreau in seiner Weltgeschichte, daß die Welt an einem Freitage, dem 6. September, wenige Minuten nach 4 Uhr Nachmittags, erschaffen sei. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 81. —— 22. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

In Folge dieses Treffens wurde Guergué abgesetzt und es wird nun die so verhängnißvoll gewordene Wahl des letzten Heerführers getroffen: Maroto wird an die Spitze der Facciosen gestellt. Er hatte von den Kriegen in Amerika und von seiner Führung unter Ferdinand's Herrschaft, wie die Karlisten versichern, keine lobenswerthe Führung aufzuweisen. Darauf können wir indeß, die wir es nicht so verbrecherisch finden, einen hoffnungslosen Bürgerkrieg durch Vertrag zu endigen, nicht das Gewicht legen, welches dem karlistischen Urtheile über ihn jetzt nöthig scheint. Kannten sie nicht damals schon, als er an die Spitze der Faction berufen ward, die frühere Vergangenheit des Mannes? War sie so unwürdig, so durch Lug und Trug befleckt, warum berief man ihn? Warum nahm man ihn nicht wenigstens mistrauisch auf? Er hatte nicht einmal Proben großen Talents aufzuweisen, um derentwillen man über seinen bedenklichen Charakter hinweggesehen hätte. Wir müssen also wol die jetzt so anklagenden Urtheile des frühern Maroto zum Theil auf die Erbitterung einer verlassenen und durch ihn beendigten Partei rechnen. Er lebte bis zu seiner Berufung in Bordeaux, wohin er sich nach misglückter Factionserregung in Catalonien zurückgezogen hatte, und es gelang ihm in kurzer Zeit, das zerrüttete Heer nicht nur materiell, sondern auch moralisch zu alter Kraft in die Höhe zu bringen, und zwar gelang es ihm ohne Schlacht und Sieg; er hatte ein starkes Organisationstalent, und in diesem Talente ist wol auch ein Grund zu suchen, daß er auf Transactionsgedanken kam. Denn solchem Talente konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß dieser Bürgerkrieg, welcher bereits nur noch von Subsidiengeldern auswärtiger Mächte — die Provinzen waren erschöpft — von stoßweise und unzuverlässig eingehenden Geldern gefristet werden konnte, keine Zukunft und nach den Erfahrungen der königlichen Expedition keine Wahrscheinlichkeit des Gelingens habe. Er war kein Enthusiast, er war ein berechnender Kopf. Dies Element fehlte bis dahin der Faction, und als es hinzutrat, bedeutete es an sich schon das Ende derselben. Die verwirrenden und unreifen Einflüsse der Priesterpartei, welche der Capuciner Larraga als Beichtvater des Königs hielt, die selbstsüchtige Regierung des Emporkömmlings Arias Teijeiro schob er in den Hintergrund, wie dies einem energischen Heerführer mit Don Carlos wol gelingen konnte; denn als wie sanftmüthig auch unsere Autoren sämmtlich den Prätendenten bezeichnen, es ist neben all ihren Bezeichnungen möglich und liegt hinter all denselben: Don Carlos war ein schwacher und für solche Mission völlig unfähiger Mann, dem auf dem Throne Pfaffenthum und sonstiger Greuel des spanischen Absolutismus über den Kopf gewachsen, der ein unabsehbares Unglück für das unglückliche Spanien geworden wäre, wenn er die Krone gewonnen hätte. Maroto griff aber auch bald an die höhern Militairs der Faction und bewahrte sich nur die Truppen selbst. Daß er dies von Hause aus mit Hinsicht auf Transaction und auf Beseitigung aller Hauptgegner einer solchen Transaction gethan habe, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich ist es nicht, daß er lange voraus speculirt habe, vielmehr mag ihn ein Schritt zum andern genöthigt haben. Über den innern Hergang ist von unsern Autoren Lichnowsky, den wir in Schilderung der Kriegschancen am haltlosesten und oberflächlichsten gefunden haben, am besten unterrichtet. Leider ist keiner unserer Landsleute kurz vor und bei dem Eintritte der Katastrophe in den Provinzen, sie sind theils zu Cabrera, theils zu España, der zur Organisation Cataloniens angekommen war, hinweggesendet oder hinweggegangen. Rahden's Klagelieder, aller deutlichen Einsicht in die Charaktere entbehrend, dienen zu gar keiner Aufklärung, Lichnowsky aber ist nach der Katastrophe den Verhältnissen noch einmal nahe gekommen und wir müssen deshalb zunächst nur dessen Angaben folgen. Er hält Maroto für eine Dupe Espartero's und Soult's, und sagt, es seien ihm anfangs ganz andere Hoffnungen und Vorschläge gemacht worden. So sei er in die Hände Espartero's gerathen ohne die geringste Garantie; dieser habe ihn beständig überlistet, eine Concession nach der andern zurückgenommen und ihn am Ende in die Alternative gebracht, überzutreten oder Kriegsgericht und Todesstrafe vom Prätendenten zu gewärtigen. Wenn Linage, Espartero's Vertrauter, und Bertrand Duffeau-Pouillac, Maroto's Privatsecretair, ebenso wenig veröffentlichten wie Espartero und Maroto selbst, so sei der zusammenhängende Grundfaden dieses Ausgangs nicht vollständig darzulegen.

Bei den Kriegsoperationen Maroto's 1838 bis zum

Februar 1839 braucht man sich nicht aufzuhalten: sie waren von keiner Bedeutung. Erst nahm die Wiederherstellung des Heeres die Aufmerksamkeit, dann nahm wol schon die Unterhandlung mit Espartero alle Rücksicht in Anspruch; Espartero drängte auch nicht ernstlich, wenn er auch allmälig einiges Terrain gewann, man wollte nicht mehr überflüssige Treffen liefern. Im Februar 1839 wagte Maroto den ersten Streich: er ließ die als Ultraroyalisten und als seine hervorstechendsten Gegner bezeichneten vier Generale Francisco Garcia, Guergué, Pablo Sanz, Carmona und den Generalintendanten des Heeres, Uriz, in Estella erschießen. Dies geschah so frech und formlos, daß es die größte Bestürzung hervorbrachte, besonders da neue Verhaftungen folgten und noch mehr Offiziere erschossen wurden. Nun erschien eine Proclamation des Prätendenten, welche Maroto für einen Verräther und für vogelfrei erklärte; Basilio Garcia und Balmaseda marschirten gegen Estella, um die Strafe an ihm zu vollziehen. Er stellte sich ihnen entgegen und bewirkte unterdeß bei dem alles Urtheils unfähigen Don Carlos, daß dieser von der Schuld der Erschossenen überzeugt und zu einer neuen Proclamation bewogen wurde, welche die vorige widerrief. „Bald darauf wurden Arias Teijeiro, seine Anhänger und die meisten Intriguanten der Camarilla über die Grenze geschafft, mehre der (früher) relegirten oder eingekerkerten Häuptlinge theils in Freiheit gesetzt, theils wiederangestellt." So gewann es den Anschein, als ob es sich um eine blutige, der Faction aber heilsame Reinigung gehandelt habe. Wirklich soll die Camarilla, an deren Spitze der Hofkaplan Echeverria, der Beichtvater Larraga und der Hofprediger Fray Domingo standen, auf dem Punkte gewesen sein, Maroto aus dem Wege zu räumen, und zwar durch die Generale, welche er in Estella erschießen ließ. Es ist auch ganz wohl möglich, daß Maroto bis dahin in keine ernstliche Unterhandlung getreten und erst durch den Ingrimm, welchen jener Mordanschlag erzeugt, dazu veranlaßt worden sei. Gewiß ist, daß die Unterhandlungen im Frühlinge 1839 in Gang kamen, und zwar zuerst unter dem Vorschlage einer Vermählung der Königin Isabella mit dem Sohne des Prätendenten. Sie sollten gemeinschaftlich, nachdem Don Carlos der Krone, Christine der Regentschaft entsagt, unter dem Titel: Los Reyes (für König und Königin) regieren. Es sei dies auch, hieß es Seitens Espartero's, der Lieblingsplan Ludwig Philipp's. Maroto verlangte eine Garantie der französischen Regierung und schickte deshalb seinen Secretair Duffeau nach Paris. Dort wich man aus, und zog ihn hin, und Maroto rief ihn Ende Aprils zurück. Unterdeß waren durch den Maulthiertreiber Martin Echaide die Unterhandlungen zwischen Espartero und Maroto fortwährend betrieben worden, wie Espartero selbst durch ein Zeugniß bestätigt, welches er diesem Maulthiertreiber ausgestellt hat. Beide Feldherren, um über ihre Absicht zu täuschen, erließen heftige Proclamationen und machten Scheinoperationen, es soll sogar ausbedungen gewesen sein, daß Maroto Ramales und die Linie von Guardamino ohne ernstlichen Widerstand nehmen lasse. Genommen wurde sie „trotz der brillanten Vertheidigung des preußischen Hauptmanns von Keltsch" und Espartero erreichte in kurzem noch andere Kriegsvortheile. „Von nun an wurden seine Antworten minder befriedigend und eine Concession drohte nach der andern zu schwinden." Maroto rief Lord John Hay, der die englische Station commandirte, zu Hülfe. Indeß wurden die Unterhandlungen dadurch um nichts reifer. Im Juni wurden Spione, aus Aragon kommend, von Espartero aufgefangen; sie hatten Briefe an den König von Arias = Teijeiro, worin Maroto Verräther genannt und dem Könige gerathen wurde, ihn hinrichten zu lassen, oder sich selbst in Cabrera's Hauptquartier zu flüchten. Espartero ließ diese Briefe in den madrider Journalen abdrucken und schickte die Journale an Maroto, der hierdurch nur immer erbitterter und leidenschaftlicher wurde und ausrief: „Jetzt werde ich Niemand mehr schonen." Nun verschwand auch der Name des Prätendenten aus den Unterhandlungen und Maroto war drum und dran, das ganze Hoflager zu massakriren. Espartero machte während der Unterhandlungen langsam immer größere Fortschritte, und als am 25. Aug. der Prätendent zu einer Revue der Facciosen nach Villareal kam, ward er von diesen, welche Fueros und Frieden viel mehr als ihn selbst wünschten, mit Ausrufungen empfangen, die ihn veranlaßten, den Ort in vollem Rosseslaufe zu verlassen und seiner Umgebung zuzurufen: „Wir sind verrathen!" Den Morgen darauf erfolgte eine Unterredung Maroto's mit Espartero in Durango. Espartero verweigerte die vor zwei Tagen zugesagten Bedingungen und man schied in Erbitterung. Maroto war bereits im Wesentlichen betrogen. Er schrieb an den Kriegsminister, daß er dies glaube, daß er kämpfen wolle und Befehle erwarte. Statt anderer Antwort ward Negri zur Übernahme des Commando geschickt und Maroto nach dem Hoflager beschieden. Eine vom Kriegsminister, Montenegro, gesandte Proclamation zieh ihn deutlich genug des Hochverraths, sein eingesendetes Gnadengesuch erhielt keinen weitern Bescheid, und da er sich nicht opfern wollte, so trotzte er denn von neuem und zum letzten, schickte Negri fort und ging nun auf Alles ein, was der bis Oñate vordringende Espartero verlangte. Am letzten August war durch den Vertrag von Bergara Alles beendigt, das Hauptheer in den Provinzen war übergetreten.

Daß unsere deutschen Karlisten nach dieser Katastrophe noch unter Cabrera in Aragon, unter España in Catalonien bei den Nebencorps den Krieg mit fortsetzen mochten, das ist unerklärlich. Der Krieg für ein Princip, wofür sie ihn nahmen, hat seinen Werth unter jeder Fahne, die man für die rechte hält, so lange er nur irgend eine Aussicht auf Erfolg hat. Den Krieg aber unter einer verwilderten Nation, die wir selbst als verwildert und hoffnungslos erkennen, um jeden Preis fortsetzen, ihn mit der baaren Aussicht unnützen Widerstandes fortsetzen, das ist in That unbegreiflich. Und die Hoffnungslosigkeit einzusehen, bedurfte es wahrlich nicht der Kriegs= und Landeskenntniß, wie sie Rahden und Göben besaßen oder gesammelt hatten. Was hatte es also für einen Sinn, daß sie, die Fremden, die letzte mehr rache= als sieglustige

Vertheidigung unter Cabrera mitmachen wollten? Und sie sind beide sanfte, dem Kriege als bloßer Vernichtung abholde Männer, und sie sind beide über die rohen und als solche verwerflichen Elemente der Spanier einig, sie sehnen sich beide nach humanern Verhältnissen! Man kann nicht leicht irgendwo ärger gegen die eigene Logik handeln sehen. Wir haben allerdings den Vortheil davon, daß wir auch über diesen Ausgang, über Morella's Fall und Cabrera's Ende genaue Nachrichten erhalten. Nach diesen ist mit Bestechung, Trug und Meuchelmord auch hier Alles versucht und Cabrera, da alles Andere nicht fruchtete, wirklich vergiftet worden. Es ist ihm das Gift nicht ans Leben gegangen, hat ihn aber körperlich und moralisch so entkräftet, daß er kürzere Zeit, als von ihm zu erwarten war, Widerstand geleistet hat.

Fürst Lichnowsky hat uns aus jenen Theilen der Faction fast ebenso ausführlich den Grafen d'España gezeichnet, wie Rahden und Göben Cabrera geschildert haben. *Es ist erstaunlich*, wie rasch man sich mit Blutmenschen abfindet, wenn man sich innerhalb dieser theils rohen, theils verdorbenen spanischen Verhältnisse sieht. Unmöglich hätte uns sonst dieser unbarmherzige España so behaglich dargestellt werden können. Daß er dem spanischen Absolutismus jeder Art ein nöthiges Werkzeug, ja, daß ein Theil seiner Härte für jede Art von Organisation in Catalonien unerläßlich gewesen sei, wir wollen es gern glauben, wir wollen es wie Schiller's Carlos begreifen, daß an gewissen Stellen die Alba an ihrem Platze sind. Aber wir wollen dergleichen nothwendige Henker, die denn doch auch selbst nach diesen Darstellungen mehr thun in ihrem Fache, als zum Hängen und Köpfen und Herrschen nöthig ist, wir wollen sie nicht mit Vorliebe betrachten, wir wollen nicht bei ihrem Untergange — España wird von den Seinen ermordet und in den Abgrund gestürzt — wie beim Untergange eines würdigen Helden verweilen. Was wir von diesem Manne bei näherer Betrachtung gesehen haben, ist denn auch außer einem tüchtigen, weil despotischen Organisationstalente so viel bizarre, unnöthig grausame Frechheit, daß wir den Untergang solches allerdings starken Naturells nicht beklagen mögen. Er empfing, was er tausendfach gegeben, seinen Manen geziemt keine Beschwerde. Bei diesem Manne macht es einen doppelt unangenehmen Eindruck, zu erfahren, daß er nicht einmal zu der Nation, die er so mishandelte, der Abstammung nach gehörte, daß er ein Franzose war, der seine Landsleute haßte. Der Gedanke liegt gar zu nahe, er habe eben das Civilisationsmoment seiner Landsleute gehaßt und die rohen spanischen Elemente seien diesem Naturell Bedürfniß gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

De la littérature et des hommes de lettres des Etats-Unis d'Amerique par *Eugène A. Vail*. Paris 1841.

Es ist nicht wahr, daß Kunst und Wissenschaft nur im Gefolge der Monarchie gehen, daß eine republikanische Regierungsverfassung dagegen dieselben schon im Keime erstickt und nicht zur Entfaltung kommen läßt. Wol gedeihen die Treibhauspflanzen der Hofhistoriographie und Hofpoesie nur, wo sie vom Sonnenblick eines huldvollen Monarchen beschienen werden; wo der Trieb einer kräftigen Literatur im Keime vorhanden ist, bedarf es keines fürstlichen Mäcen. Nordamerika, dessen Bestehen, dessen Blühen und Gedeihen für die Streiter des Absolutismus, wie Gentz gesteht, etwas Unheimliches, Erschreckliches hat, wird gewöhnlich angeführt, wenn man beweisen will, daß die freie Luft einer Republik der Entfaltung und der Blüte der Literatur nicht zuträglich sei. Aber in Athen und Florenz stand der Stamm der Poesie in einem herrlichern Flore als in irgend einem Mistbeete fürstlicher Gnade. Der Grund, weshalb Nordamerika bis jetzt noch keine ordentliche Nationalliteratur besitzt, muß deshalb wo anders als in seinen politischen Verhältnissen zu suchen sein. Betrachten wir etwas näher, weshalb der Boden, auf dem Alles, was im Bereiche des materiellen Wohles liegt, außerordentlich gedeiht, für die Ideen unzugänglich scheint, die doch, wie man glauben sollte, ungesehen wie die Samenkörner der Zukunft in der Luft nach allen Himmelsgegenden hinfliegen.

In der That ist es nicht schwer nachzuweisen, wie den Vereinigten Staaten, so herrlich sie blühen im materiellen Gedeihen, doch jedes Element zu einer wahren Literatur und besonders zu einer Nationalpoesie fehlt, die den Geist und das Leben jeder Nationalliteratur bildet. Zuvörderst fehlt ihnen die Vergangenheit, keine Sagen, keine historischen Gestalten, über denen, weil sie uns fern stehen, ein poetisches Geheimniß schwebt, keine Trümmer, an denen Volksmärchen haften, die sich unter der Hand eines Bearbeiters verschönen könnten. Zwischen der alten Welt mit ihren historischen Erinnerungen, den Heldengestalten der Vorzeit, mit den glanzvollen Thaten der Griechen und Römer, mit der duftigen Elfenwelt, mit den Geisterscharen, die im Dickicht der Wälder, in alten Ruinen, auf jahrhundertalten Gottesäckern hausen, und der neuen Welt liegt ein Ocean. Und doch welche Poesie scheint nicht für uns, die wir gewohnt sind, das Rauschen der Baumwipfel, das Murmeln des Waldbaches zu deuten, welche Poesie, sagen wir, scheint nicht in den dichten Urwäldern zu hausen, die sich endlos hindehnen, wo wir die Spuren uns unbekannter Volksstämme sehen, die sich scheu zurückziehen vor den Fortschritten der weißen Gebieter! Schon wenn wir den Ocean überschiffen, sehen wir im Grunde die versunkene Atlantis, mit ihren grünen Fluren, ihren reichen Schätzen, von der uns Platon erzählt. Im Rauschen des Urwaldes spricht uns ein gewaltiger Geist an; es ist der Geist, den der Indianer anbetet. Wenn wir uns durch das Dickicht hindurchgeschlagen haben, stehen wir an einer weiten Steppe, die sich unabsehbar hindehnt. Rauch wirbelt in der Ferne auf, mit Blitzesschnelle läuft das Feuer auf der weiten Fläche hin und her: es ist der Steppenbrand. Ist es nicht der Hauch der Poesie, der über diesen unermeßlichen Flächen, über den endlosen Wäldern, den brausenden Strömen, den herrlichen, spiegelklaren Seen schwebt?

Aber der geschäftige Amerikaner scheint nicht Auge zu haben für die Gestalten, mit denen wir seine Heimat bevölkern, nicht Sinn für die Poesie, die uns aus seinen Wäldern anweht. Er hat nicht Muße, sich in das Meer der Dichtung zu tauchen, nicht Muße, sich an ihren Quellen zu lagern, die in allen Himmelsgegenden fließen. Wo es aber keine Muße gibt, da gibt es auch keine Literatur. Die Poesie ist allerdings nur ein Schmuck, d. h. sie ist nicht gut für Hunger und Durst, sie gibt uns keine Wohnung noch Kleidung; wo aber die Bedürfnisse befriedigt, die Anfoderungen des Lebens gestillt sind, da mag sie sich nahen, die Stirn zu glätten und die Herzen mit lieblichen Sagen zu erfreuen. Wo das Gebäude der gesellschaftlichen Ordnung vollständig eingerichtet ist, da kommt sie, um die kahlen Wände mit ihren Blumenguirlanden zu schmücken; wo aber die Axt noch dröhnt und die Steine erst behauen werden, da flüchtet sie fort. Wo sehen wir aber in Amerika diese Muße, in deren Boden sie allein gedeiht? Über Nacht ist eine Stadt erbaut, wo eben erst dichtes Buschwerk stand. Es hat

etwas Großartiges, Gewaltiges, dieser Eifer, die Wälder zu lichten, den Boden urbar zu machen und die Samenkörner der Cultur und einer lichten Zukunft zu legen; aber der Arbeiter, der an diesem Werke thätig ist, hat nicht Zeit, der Poesie seiner That nachzusinnen. Der Morgen findet ihn bei seinem mühevollen Werke und wenn der Abend naht, sinkt er vor Mattigkeit. Wir sehen, wie das Dampfschiff mit seiner Wolkensäule den gewaltigen Strom herabstürmt, ein mächtiger Zeuge menschlicher Macht, aber der Lenker des Ungethüms hat nicht Muße, seine Brust von diesem Gedanken schwellen zu lassen.

Wir lieben es aus unsern engen socialen Verhältnissen, aus der Öde des Salons, aus dem Lärm des Marktes uns in die stillen Urwälder zu flüchten, um dort zu träumen, um in ihnen dem Pulsschlage der Natur zu lauschen. Chateaubriand ward von Sehnsucht nach Amerika getrieben und in den Wäldern dieses unermeßlichen Landes fand er eine neue Poesie. Aber der Amerikaner, der im Schweiße seines Angesichts den materiellen Interessen dient, besitzt nicht die Wünschelruthe, einen so kostbaren Schatz zu finden.

Und wenn wirklich jenseit des Oceans einzelne Geister auftreten, die aufglühen, weil sie von den Strahlen der Poesie berührt sind, die den Bildern ihrer Phantasie Leben geben wollen — sie müssen mitziehen am Karren des gewöhnlichen Lebens. Sie müssen arbeiten am Tagewerk, das die übrigen vereinigt, und nur in Mußestunden können sie ihr Haupt in poetische Träumerei wiegen. Wie die Verhältnisse der Vereinigten Staaten jetzt stehen, kann es daselbst keine Classe geben, die sich ausschließlich dem Dienste der Literatur widmete. Von allen Denen, die sich um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben, lassen sich kaum zehn aufzählen, die, sich von den Vorurtheilen ihres Vaterlandes losmachend, ausschließlich haben Schriftsteller sein mögen. Allerdings, in einem Lande, wo Alles Maschine, Alles Gewerbthätigkeit ist, was soll da die Poesie? Jedem ist sein Wirkungskreis angewiesen, Jeder bewegt sich auf der Linie, die ihm vorgeschrieben ist; das ganze Räderwerk greift ineinander, bewegt sich, schafft und fördert die bestimmte Arbeit. Was soll der Geist der Poesie in diesem Uhrwerke, das mechanisch abläuft und sich selbst immer wieder aufzieht. Platon wollte auch die Dichter aus seinem Staate verbannt wissen, sie sind unnütz, sie verstehen nicht Brot zu backen, nicht Wolle zu spinnen ...

Wenn man indessen die lange Reihe der Namen überschlägt, die der Verf. des vorliegenden Werks zusammengestellt, so sollte man sich doch versucht fühlen zu glauben, daß sich die Zahl der Streiter auf dem geistigen Gebiete auch in Amerika mehrt und daß die Culturpflanze der Literatur Wurzel faßt in dem Boden, der vom Schweiße eines gewerkthätigen Volks getränkt ist. Von wahrem Patriotismus getrieben, hat er keine, auch nicht die unscheinbarste Bemühung eines Landsmanns um Wissenschaft und Kunst unbeachtet gelassen. Mit Sorgfalt und Genauigkeit zählt er die Namen und Leistungen aller Derer auf, die auf diesem Felde thätig gewesen sind. Aber welcher kümmerliche Wuchs, welches erbärmliche Gebüsch und welches Unkraut! Kaum zwei Namen, die im eigenen Glanze strahlen und die nicht, Nebensonnen gleich, ihr Licht von anderswoher sich borgen. Kaum zwei Schriftsteller, die nicht von unsern mittelmäßigen überstrahlt werden. Aber zwei Namen machen noch keine Literatur aus, wie zwei Stämme, und wären es die mächtigsten Eichen, noch keinen Wald bilden.

In der That, wir mögen hin- und herblättern in der fleißigen Zusammenstellung des Verf., der schon aus einer verdienstvollen „Notice sur les Indiens de l'Amerique" bekannt ist, wir finden nichts, was unser Urtheil über die Dürrheit der amerikanischen Literatur umgestalten könnte. Fr. Schlegel behauptete noch am Anfang dieses Jahrhunderts, daß Deutschland noch keine Nationalliteratur besitze, aber was soll man dann von den kümmerlichen Versuchen nordamerikanischer Schriftsteller sagen, die, was Inhalt, was Form und Ausarbeitung betrifft, ganz noch in den Fußtapfen der alten Welt wandeln? Ja, Washington Irving und Cooper (denn das ist so ziemlich die ganze Summe, die ganze Quintessenz der amerikanischen Schriftsteller) sind so durchaus von Europa befruchtet, von Europa groß gezogen, daß sie kaum als Ecksteine für das Gebäude der amerikanischen Literatur dienen können. Sie haben sich nicht nur gänzlich nach europäischen Mustern, und zwar Beide vorzugsweise nach Scott gebildet, sondern das Mutterland Britannien hat sie unter seine Flügel genommen, gehegt und gepflegt, sodaß sie nun selbst in Amerika an der Spitze Derer fliegen können, die der Sonne der Poesie zuflattern. Cooper und Irving gefielen, weil sie, als geschickte Naturzeichner, uns die herrlichen Landschaften ihres Vaterlandes vorhielten, weil sie die Sitten und Gebräuche der Stämme schilderten, die jene weiten Steppen, jene dichten Wälder bevölkerten. Sie erregten die Neugierde, etwa wie Franklin, als er in seiner Person den Parisern einen schlichten, einfachen Bürger Nordamerikas zu sehen gab. Wir verkennen das Talent dieser Schriftsteller nicht, aber die Poesie, die z. B. in den Werken Cooper's liegt, ist mehr im Stoffe, im Inhalt, als in der wahren Dichterfähigkeit des Verf. zu suchen. Er ist unendlich größer, wenn er die Natur treu copirt, als wenn er in seine Brust greift, um selbständig zu schaffen. Seine spätern Romane haben bewiesen, daß er eines Hintergrundes bedarf, wie er seinen erstern Werken gegeben. Irving hat wie Cooper an der Quelle europäischer Literatur geschöpft, hier seine Kraft entlehnt, obgleich er vielleicht mehr als dieser auf eigenen Füßen steht.

Nehmen wir diese beiden Schriftsteller an als ebenbürtig unsern Dichtern, wo sind aber die Schildknappen, die würdig sind, sich ihnen anzureihen? Wir kennen die wenigen Namen, die man uns anführen könnte, sie sind in dem Buche, dessen Titel wir diesem Aufsatze vorangestellt haben, mit Sorgfalt verzeichnet. Aber ihr Adelsbrief ist nicht vollgültig, ihre Wappen nicht ohne Makel. Nur Franklin, dessen Name im Buche der Geschichte unvergänglich eingeschrieben ist, mit seinem klaren Sinne, seinen lebendigen Anschauungen, seiner herrlichen Darstellungsgabe wäre noch werth, ihnen an die Seite gestellt zu werden, oder vielmehr, er wiegt allein schwerer als Cooper und Irving zusammengenommen. Indessen machte er nur gelegentlich einen Streifzug ins Gebiet der Literatur.

Die Civilisation, die ihre Arbeiter mit Hacke und Schaufel in die dichten Wälder sendet, wird nach und nach den Boden urbar machen. Dann wird eine Zeit kommen, wo die Sonne, die über Amerika scheint, der Entfaltung der Literatur nicht mehr zuwider ist. Die Ideen, von denen die Atmosphäre Europas geschwängert ist, werden sich dann auch jenseit des Oceans verbreiten, sie werden dort günstigen Boden finden, aufgehen, Blätter schlagen und duftende Blüten entfalten. **50.**

Notiz.

In Nr. 26 d. Bl. bezweifelt der Einsender, daß sich schon Jemand über den eigentlichen Ursprung des französischen Worts ridicule, Arbeitsbeutel, ausgesprochen habe. So richtig nun auch derselbe die Corruption des lateinischen Worts reticulum (d. i. Netz, netzförmiger Beutel) nachgewiesen hat, so muß doch zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß dasselbe schon lange vorher und zwar von einer französischen Dame geschehen ist. Denn wir finden in den Memoiren der erzaristokratischen Marquise von Créquy, wo sie die Moden aus dem J. 1796 schildert, folgende Stelle (Bd. 3, S. 204): „Les femmes avaient repris l'usage des sacs à l'ouvrage, qua les antiquaires appellent réticules, attendu que ceux des dames romaines étaient formés en filet de reseau; mais les bourgeoises qui les portent disent toujours des ridicules, ce qui me fait rire (à part moi s'entend, car on ne me surprend guère à pèdantiser)." **19.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 82. —— 23. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Auf des Christino Höfken Darstellung haben wir im Einzelnen nicht viel Rücksicht nehmen können, weil er nur kurze Zeit den Kriegsschauplatz schildern kann. Er findet viel gröblichen Egoismus und Stellenneid unter den höhern Christinos und so wenig Zuvorkommenheit für seine angebotenen Dienste, daß er bald nach Madrid gehen muß, um sich nur irgend eine officielle Theilnahme am Kampfe zu erbitten. Dies gelingt ihm auch dort nicht, und trotz der Hülfslegionen scheint also auf dieser Seite ein ausschließlicherer nationaler Tic geherrscht zu haben, als bei der übrigens national genannten Faction. Höfken rühmt den christinoschen Führer Yrribarren und gibt uns eine interessante Schilderung der Fremdenlegion, die unter des tapfern Conrad, eines Elsassers, Führung ein so verwegenes, furchtbar tapferes Corps darstellt, daß neben diesen meist deutschen Kriegsleuten auch die Karlisten in Betreff gleichgültiger Todesverachtung und mächtiger Bravour sehr in den Hintergrund treten. Das Höfken'sche Buch wendet sich dann in seiner großen Ausführlichkeit der Landesschilderung zu und gibt darin, obwol manche Abschweifung überflüssig, manches Werthvolle.

In diesem Betracht sind folgende zwei Bücher hier anzuschließen:

Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid von C. D. L. v. Arnim. Berlin, A. Duncker. 1841. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sie schließen sich hier um so passender an die Schilderung Spaniens, als sie es vorzugsweise mit der mittelländischen Meeresküste und mit Andalusien zu thun haben, wohin der Krieg, der uns bisher über Spanien unterrichtet hat, am wenigsten gedrungen ist. Von Arnim schildert anspruchslos und einfach, und findet das Land, besonders Granada und Sevilla, schöner, die Menschen friedlicher, die Kunstschätze reicher, als er erwartet hatte. Namentlich ist das Museum in Madrid ihm beiweitem das reichste der Welt an Gemälden, und die spanischen Maler gefallen ihm sehr. Der Gräfin Hahn gefällt im Wesentlichen nur Murillo, dieser aber auch über alle Maßen. Wir wissen aus ihrer italienischen Reise, daß sie mit ihrem Urtheile eigensinnig ist im guten Sinne des Worts, und da sie geistvoll und lebendig, so hat das großen Werth. Man bekommt nichts Nachgesprochenes, und was parador sein mag, das erkennt sich doch ebenfalls, da sie aufrichtig ist. Darum sind die Wendungen: „Ich gebe dies nicht für etwas Anderes als für meine Meinung aus" und dergleichen schleppend und überflüssig. Man würde sich ohne diese Phrasen ihren gewandten, gut geschriebenen Briefen ungestörter hingeben, man würde seltener daran erinnert, daß der lebhafte anmuthige Geist der Verfasserin doch nicht hinreicht, eine so breite Form, wie Reisebriefe, anlockend genug auszufüllen. In der That verlangen wir mehr und mehr, daß die Reise selbst nur Staffage für eine in ihr liegende Hauptaufgabe des Buches werde, die Reiseliteratur ist so angeschwollen, daß unsere Ansprüche höher gestellt werden dürfen. Was man an einem entschiedenen Genius, sei's ein poetischer, oder ein witziger, oder ein politischer übersieht, wenn er uns nur sein ausgeführtes Tagebuch mittheilt, das sieht man einem, wenn auch ganz artigen Talente nicht mehr nach. Man verlangt von ihm, daß es enger und künstlerischer fasse, was es uns zu bieten habe. Die Gräfin Hahn kommt von Nizza durchs südliche Frankreich nach der spanischen Küste und geht nach Lissabon. Was sie nun da auf diesem nicht ergiebigen Striche von Frankreich berührt und uns mit einem sehr unzulänglich begründeten Widerwillen gegen das jetzige Frankreich aufputzt, das ist nicht geistreich genug, um in seiner Vereinzelung zu reizen, und ist nicht umfassend genug, um auf etwas Anderes als auf Reiz Anspruch zu machen. Das könnte werthvoll sein oder werden, wenn es sich erst zu einer vollständigen Kenntniß und alsdann zu einer vollständigern Form gebracht hätte, wenn es, um einfach zu reden, eben ganz anders wäre. Ähnlich verhält es sich mit alle Dem, was über Spanien gesagt wird, obwol hier schon die weniger bekannte spanische Welt dem Buche zu Hülfe kommt. Dies schließt nicht aus, daß dies Buch mit einem liebenswürdigen Geiste geschrieben ist und manche schöne Schilderung, manche interessante Bemerkung enthält, ja, daß es, wenn sich's denn nur um Reisebeschreibung handeln soll, zu den bessern gehört. Aber — der

Leser möge bemerken, daß wir es hier mit lauter Schriftstellern guter Geburt zu thun haben, und daß diese überhaupt neuerer Zeit in der Reiseliteratur überwiegend hervorgetreten sind — dies Beschreiben ohne weitere literarische Form, wie es eben jedem gebildeten Menschen mit ein wenig Darstellungstalent erreichbar ist, überflutet uns. Wir wollen es nicht, wie der Ultraismus thut, zu einem Verbrechen machen, aber wir wollen uns mehr und mehr erlauben, die Anfoderungen strenger zu stellen. Wenn der Verfasser der „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 u. 1839" seine französische Erziehung, wie sie unsern höhern Ständen nun einmal unerlaßlich scheint, durch sein hartnäckiges Zerwürfniß mit der Präposition „ohne" verräth, welcher er consequent einen falschen Casus folgen läßt, so sehen wir darüber hinweg, weil dieser Verfasser etwas Wichtiges mitzutheilen hat, aber wir wünschen nicht, daß alle sonstigen Causeries ohne nöthige deutsch-literarische Vorbildung Platz greifen in unserer literarischen Welt. Jener specielle Vorwurf gebührt nun zwar der Gräfin Hahn nicht, denn sie schreibt richtig und gut, aber im Allgemeinen ist auch ihr eine strengere bürgerliche Achtung vor dem gedruckten Worte zu wünschen: Ihre Schrift wird mit uns außerordentlich gewinnen, wenn sie engere Fassung und vollere Form sucht.

Heinrich Laube.

Philosophie der Philosophie. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Wer sich besinnt, daß er im philosophischen Jahrhundert und in Deutschland lebt, muß sich wundern über das fortdauernde Zerwürfniß der Philosophen, und wer zu alten Leuten gehört, wie Ref., wundert sich schon einige vierzig Jahre oder länger. Dabei rufen viele Stimmen, die wahre Philosophie sei gefunden, es fehle nur am allgemeinen Verstehen, und sobald manche Misverständnisse mit dem Unphilosophischen der Köpfe verschwänden, müßten die Selbstdenker alle untereinander einig sein. So hat man schon zu Kant's und Reinhold's Zeiten gesprochen, so in den Jahren ihrer Nachfolger, so spricht man auch heute, und dennoch herrschte immer der Streit und dauert bis zur Stunde. Wenn Hegel behauptet, er habe mit seinem dialektischen Proceß alle Systeme aufgezehrt, die nur als Verdauungsmomente Bedeutung behielten, so sagt Herbart von Hegel, er habe die Philosophie nur gerade bis an den Punkt gebracht, wo Metaphysik anfange; Schelling klagt, Hegel habe ihm seinen Proceß verdorben; Hinrichs sagt von Schelling, dieser habe keine Tiefe, sei zurückgeblieben und zurückgekommen; ja ein „Staatslexikon" (von Rotteck und Welcker) erklärt: Hegel'sche Philosophie sei „der scharfsinnigste Widersinn, die kunstreichste Absurdität, welche je die Philosophie ausgeboren". Man sollte meinen, wenn Philosophie ihren Namen verdiene, müßte sie den Philosophen irgend ein Resultat gewähren, irgend etwas einsehen und begreifen, namentlich den Streitzustand ihrer selbst, namentlich den Vorwurf des Absurden, der schon im Alterthum den Liebhabern der Weisheit gemacht worden, und neuerdings im Staatslexikon, und ohne solche Einsicht gleiche das Thun der Philosophen einem wunderlichen Treiben und Streitgerede sondern Anfang und Ende, einem Labyrinth widersprechender Behauptungen ohne Ariadne's Faden, einer Schmach des Verstandes, indem die scharfsinnigsten Männer aller Zeiten und in Deutschland auf Philosophie als eine Grundwissenschaft verwiesen und dieselbe ihrer besondern Pflege werth geachtet.

Offenbar will der ungenannte Verf. vorliegender Schrift ein Resultat darlegen, will den Streit der Philosophen begreifen, die Philosophie über ihren Zustand aufklären, will nach seinem eigenen Ausdruck zeigen, „warum Philosophen sach- und wortuneinig sind und bleiben", damit die Wissenschaft etwa mit sich selbst einig werde über die Uneinigkeit. Schon der Spruch von Goethe, welcher auf dem Titel als Motto gewählt ist, gibt dies zu erkennen:

Über Berg und Thal
Irrthum über Irrthum allzumal,
Kommen wir endlich ins Freie.
Doch da ist's gar zu weit und breit,
Nun suchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg aufs neue.

Goethe schildert mit solchen Worten treffend jenen erwähnten geschichtlichen Zustand der Philosophie, und inwiefern der Verf. von diesem Unstreitigen seine Untersuchung titelgemäß anhebt, könnte man ihn für einen Genossen der geschichtlichen Ansicht halten. Allein dem Philosophen genügt nicht das bloße Nehmen des Geschichtlichen wie dem Historiker, sondern es gilt dessen Erklärung, die Genesis der Thatsache, die Zurückführung des Wirklichen auf seine Möglichkeit, und wenn dies Wirkliche unter verschiedenen Gestaltungen im Laufe der Zeiten beharrt, warum es sich ereignet habe und noch ereigne, es gilt das Begreifen des Geschehens durch seine Ursache, das Einsehen der Folge aus ihrem Grunde. Heißt nun in unserm Falle ein gegebenes Ganze entgegenstehender Lehren Philosophie, und ist ferner — weil nicht alles Widerstreitende wahr sein kann, indem Eins das Andere aufhebt — irgend ein Irrthum vorauszusetzen, so muß durch Aufdeckung desselben der Grund und mit ihm das Factum als dessen Folge begriffen sein, mithin eine Philosophie der Philosophie zu Stande kommen. Hierdurch stellt sich der Verf. gegen die vorhandenen philosophischen Schulen als Skeptiker — welcher Name ihm auch in Beziehung auf seine öffentlichen Beurtheilungen philosophischer Schriften beigelegt worden — nicht, als ob es überhaupt keine Wahrheit gebe, sondern als ein Parteiloser, der Systeme bezweifelt, oder vielmehr als Thatsache weiß, daß durch die eingeschlagenen Schulwege Philosophie nicht zum Abschluß gekommen, sich selbst nicht begriffen, und wenn gezeigt werden könnte, die Aufgabe der Schulen grabe ihr eigenes Grab, wolle in verkehrter Weise (nach S. 7) „einen Unterbau statt eines vernünftigen Überbaues"; daß alsdann der Grund jenes Kampfes der Systeme und unausgeglichner philosophischer Irrungen vor Augen liegen müsse. Über diesen eigenthümlichen Standpunkt — den dramatische Schulen natürlich weder kennen noch loben, indem jede Schule nur sich selbst hört und mit andern ihres Gleichen streitet — will Ref. seinen Lesern aus den vier Überschriften der Abschnitte des Werks: 1) Einleitung, 2) der Philosoph, 3) der Begriffgarten, 4) das Ergebniß, ein ins Enge gezogenes Bild zu entwerfen versuchen.

In der Einleitung wird Philosophie bezeichnet als die Wissenschaft, von vorne anzufangen, was sie instinktmäßig von jeher gethan und wofür die Philosophen zwar in gewissen Begriffen Anfänge gesucht, aber auch in Präpositionen, welche den Substantiven vorhergehen und deren Bedeutsamkeit und Einfluß zu wenig erkannt worden. Der Verf. erläutert deshalb die hauptsächlichsten im Gebrauch gekommenen Präpositionen an, als, bei, nicht, für u. s. w. Aus der zuerst genannten Präposition entwickeln sich die Anlehren, wie bei Kant die Sinnenwahrheit der Erscheinungen Ding an sich heißt, bei Schelling der Satz A=A die einzige Wahrheit an sich, wie Hegel von einem Sein an sich, von Gott an sich spricht. Nach der Naturphilosophie ist ferner die Substanz als das Unendliche auch das Endliche; J. G. Fichte nennt das Als des zu unterscheidenden Seins und Daseins ein Princip aller Trennung und Mannichfaltigkeit; Hegel's Speculation legt besondern Werth darauf, daß Gott für sich und bei sich sein muß, woraus die Entstehung der Natur folgt; er nennt das Absolute reines Sein und dieses das

Nichts, gleichwie Schelling, der ihm beistimmt, das nicht nicht zu Denkende als Anfangspunkt des Spinozismus und Rationalismus hinstellt, und Oken das selbstbewußte Nichts als Gott. Weder noch mit dem Übergange ins sowol als auch betrachtet der Verf. als Ausläufe der übrigen Präpositionen, bei denen die Philosophie nach Goethe's Ausdruck zu sehr ins Weite und Breite geräth, deshalb mit ihrem an, als, bei u. s. w. wieder anfängt und Thalgründe aufsucht. Nach des Ref. Urtheil wird der Verf. hierin — indem er historisch die Bedeutsamkeit gewisser Präpositionen darthut — ohne seinen Willen witzig und es wird ihm dieser unwillkürliche Schein bei deutschen Philosophen nur Übelwollen erwecken. Denn die Philosophen verhalten sich, wie laut Friedrich Nicolai (s. „Briefe an Joh. Müller", Bd. 4, S. 38) die Theologen. „Sie lieben die Freimüthigkeit und die Freimüthigen sehr, sobald diese zu verstehen geben, daß sie ihrer Freimüthigkeit ein Ziel setzen und gewisse Dinge nicht berühren wollen, von denen die Theologen festgesetzt haben, daß sie stehen bleiben sollen. Man darf sagen was man will, aber dabei einige theologische Sätze mit geweihten Worten voranschicken, hernach fein bedächtig sprechen, Einiges mehr auf Schrauben setzen (Dialektik), vor allen Dingen aber nicht witzig sein wollen." Wer daher, auch wider seine Absicht, witzig scheint, der verliert Gunst bei Philosophen wie bei Theologen.

Inzwischen muß eine Position gegeben sein für die Präposition, und dies Gegebene ist der Philosoph selber, er kann bei sich, für sich u. s. w. setzen, aber nicht ohne sich, und dadurch kommt der Verf. zur Überschrift seines Abschnitts „Der Philosoph". Des Capitels Gesammtinhalt wird von Hinblicken auf die Äußerungen philosophischer Schriften begleitet, die eben nicht immer mit dem Verf. in Gegensatz treten, sondern oft seine Angaben auffallend bestätigen und theils eine Harmonie des Verschiedenen darstellen, theils erklärt und berichtigt sein wollen. Zuerst kommt die Persönlichkeit des Philosophen in Frage, mit dem Selbstbewußtsein, dem darin vorhandenen Dualismus des Objectiven und Subjectiven, welche mit den alten Skeptikern auch Hegel anerkennt. Nur die Voraussetzung für diese Setzung, ob das Objective an und in dem Subjectiven, oder dieses an und in jenem, oder ein weder noch für beide als Voraussetzung gelten dürfe, macht den Philosophen zum Idealisten, Realisten, oder Identitätslehrer. Daran schließen sich die Begriffe von Nothwendigkeit und Freiheit, woraus Determinismus oder Freiheitslehre erwächst, und wobei es nicht weniger schwierig ist, eine Harmonie der Philosophen wie der Evangelien herzustellen; jedoch lassen Anklänge derselben sich auffinden und die Dissonanzen werden aus der Beschaffenheit des persönlichen Bewußtseins und der dafür gemachten Voraussetzungen erklärlich. Wieder zeigt sich der Dualismus des Bewußtseins in dem Unterschiede aller Sprachen zwischen Seele und Leib, worüber sich psychologische Lehren aufbauen. Gleichfalls hierauf beziehen sich die Begriffe von Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Wahrnehmen, Vorstellen, Begreifen, die für Bildung jeglicher Erkenntniß ihre Geltung behaupten. Als Grund der Erkenntniß gilt dem Empirismus die bloße Sinnenerfahrung, der Rationalismus beruft sich auf ein neben derselben unabweisbares metaphysisches Bedürfniß und die schwierige Werthgebung und Vereinigung beider erzeugt verschiedene philosophische Systeme, ob z. B. der Verstand vernünftig sei oder die Vernunft verständig, ob für einen entschiedenen Gehalt der Erkenntniß die Sinnenerfahrung entbehrlich sei oder nicht, wobei manche Philosophen unserer Tage als sich selbst überfliegend von andern getadelt werden, während sie vielen als die tiefsten gelten, auch die Methoden schwerlich aushelfen, weil nach Hegel die Methode nur Eine ist in allen Wissenschaften und allem Wissen. Analog der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, als den bei Erkenntniß eintretenden Weisen des persönlichen Bewußtwerdens und der persönlichen Thätigkeit, ist die Rede von Anschauungen, Begriffen, Ideen; auf ihrer verschiedenen Werthgebung beruht der Unterschied zwischen Begriffsphilosophie und Anschauungsphilosophie, welche letztere zum Theil auch unsinnliche Anschauungen (Ideen) gelten ließ, wo nun über das Verhältniß und die Bedeutung von Sinnenanschauung, Begriff, Idee die Philosophie stets von vorne beginnt und durch ihre Methode ins Reine zu kommen denkt. Mit metaphysischen Begriffen ist die Stelle des Glaubens für die menschliche Erkenntniß bezeichnet, den man unrichtig dem Wissen entgegensetzte, weil er nur eine eigene Art des Wissens ist und in diesem Charakter zur Religionsphilosophie führt, die sich vor dem bloßen Metaphysischen durch eigenthümliche Lebendigkeit des Religiösen für das gesammte menschliche Dasein unterscheidet. Vermöge aller dieser Elemente und ihrer verschiedenen Auffassung und Verknüpfung wird die abweichende Gestalt der philosophischen Systeme erklärlich, nur daß jede Wahrheit ihres Erkenntnißinhalts an der ursprünglichen Wahrheit des Bewußtseins Bewährung finden muß, sonach der Philosoph sein eigener Richter und derjenige anderer speculativen Lehren ist. Die Wahrheit im Bewußtsein bleibt der Maßstab des Wahren und Falschen der menschlichen Systeme.

Für den „Begriffgarten" denkt sich der Verf. die mit Philosophie und Sprache überlieferten Begriffe als Blumen, die nach Hegel objectiv vorhanden im Laufe der Zeiten wiederkamen, sich in Abstraction und Reflexion entfalteten, und die Menschenhirne wären etwa subjective Wiesenplätze, worauf sie hervorgrünten, oder subjective Blumengläser, in denen sie gesammelt und aufgestellt würden. Es kommt sehr darauf an, wie dies geschieht, ob zusammenpassend oder nicht, ob blühend oder vertrocknet. Die beliebtesten philosophischen Begriffe sind nach Familieneintheilung: A) Physische, wie Sein, Werden, Substanz, Accidens u. s. w. B) Anthropologische, wie Seele, Leib, Inneres, Äußeres u. s. w. C) Logische, wie Allgemeines, Besonderes, Grund, Folge u. s. w. D) Metaphysische, wie Unbedingtes, Bedingtes, Unendliches, Endliches u. s. w., wobei dieselben Begriffe allen Classen angehören können und durch Eingrenzung und Erweiterung, oder durch Übergang in eine andere Classe ihren Gebrauch und ihre Geltung verändern. Kein Begriff steht im Bewußtsein vereinzelt, sondern hat seinen Gegenbegriff (wie Sein und Werden u. s. w.), ohne welchen er mit sich selbst nicht fertig werden kann, sondern in einer starren Abstraction beharrt, wie das Sein der Eleaten. Nun besteht in Scheidung, Vergleichung und Beziehung der Begriffe aufeinander die Entwickelung und Verflechtung des Denkens, welche der Verf. im Einzelnen mit Hinweisung auf neuere und ältere philosophische Aussagen, sowie auf das Angemessene und Unangemessene ihrer Gliederung verfolgt, worüber wir ihm an diesem Orte nicht weiter folgen können. Nur sei erwähnt, daß laut dem Verf. Metaphysik und Religion nicht als Eins und Dasselbe angesehen werden dürfen, daß dem Metaphysischen der Pantheismus und dem Religiösen der Theismus näher angehört, daß aus dem Angrenzenden beider Gebiete und ihrer Verwechselung miteinander die neuern religiösen und metaphysischen Streitigkeiten ihren Ursprung nehmen. Eine große Rolle spielen hierbei die logischen Begriffe des Allgemeinen und Besondern, welche unter Anderm durch ihre Combination mit dem Begriff der Persönlichkeit Gottes zur Einbürgerung des Dogma der Dreieinigkeit in metaphysischen und religionsphilosophischen Untersuchungen geführt haben. Die Combination wird vom Verf. unstatthaft erklärt, indem Persönlichkeit und Freiheit der Beziehung des Allgemeinen und Besondern sich entziehen, während das Denken des speculativen Philosophen darin festgehalten wird, und dann das Allgemeine als die Eins, das Besondere als die Drei betrachtet, beide aber im Concret-Allgemeinen als einer logischen Contradictio in adjecto zersetzt und bindet.

Den Schluß des Werks macht „Das Ergebniß". Kein Begriff ist selbständig, um sich alle andern zu unterwerfen und ihren Werth zu bestimmen, darum sind mit Unrecht einige abstracte auf den Thron gehoben; es gibt im Reich der Begriffe Aristokratie, nicht Monarchie. Alle Begriffe haben zugleich Beziehung auf Sachen, ohne welche sie ihre Bedeutung für Er-

kenntniß verlieren. Sachen sind ein im Bewußtsein Gegebenes, und ein Begriff, der mit seiner Sachheit vollkommen übereinstimmt, gewährt im eigentlichsten Sinne Wissen, was nicht bei allem Gegebenen der Fall ist, indem dafür die Begriffe, als Handhaben der Erkenntniß, nicht ausreichen, sonach Grenzen der Erkenntniß, ein Nichtwissen, gesetzt sind, welches die Philosophie anerkennen und wissen soll. Darum nannte Kant das Widerlegen bei den Gelehrten die Geschicklichkeit, einander das Nichtwissen zu demonstriren, und die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft. Empirische Haltung gewinnen die Begriffe durch Sinnenanschauung, für die metaphysische empfehlen Mystiker und etliche Philosophen ein unsinnliches Schauen. Für jeden Einzelnen erwächst nun bei Verschiedenheit der philosophischen Richtungen und Lehrgestaltungen folgende Auskunft. Zuvörderst die Auskunft des Entweder oder, z. B. entweder ist meine Philosophie gültig, oder es gibt gar keine; entweder fehlt ein sicheres Wissen, oder es stützt sich auf Sinnenerfahrung; entweder hat der Empiriker Recht, oder die Metaphysik muß sich auf höhere Erfahrung und Anschauung stützen. Zweitens gibt es die Auskunft des weder noch und sowol als auch, z. B. weder die eine noch die andere Philosophie ist ganz gültig, sondern sowol die Eine als auch die Andere; weder Mystiker noch Empiriker gewähren das Heil, sondern sowol Mystik als auch Empirie haben Anspruch auf Bildung der menschlichen Erkenntniß. Philosophische Speculation sucht ein Verhältniß der unter den höchsten Kategorien befaßten Gegensätze über diese Kategorien hinauszutreiben, zu einem weder noch und sowol als auch (z. B. absolut Absolutes als Einheit des Absoluten und Relativen, Indifferenz der Indifferenz und Differenz), worin ein Verhältniß des Besondern zum Allgemeinen aufgefaßt werden soll, was bei den höchsten abstracten allgemeinsten Begriffen wegfällt. Ein Hauptgebrechen der Schulen ist dabei nicht zu verkennen, nämlich das übertriebene Zutrauen zu Begriffen und deren Selbständigkeit. Weil der Philosoph sich seiner bewußt wird mit einem Dualismus des Objectiven und Subjectiven, des Leibes und der Seele, zugleich aber als einer persönlichen Einheit, so tritt der Dualismus hervor im Entweder oder, die Einheit im weder noch und sowol als auch; sie werden also in jeder menschlichen Philosphie kenntlich. Die Eigenthümlichkeit der Begriffcombinationen wird sich nach der Vorliebe des Einzelnen für das aut aut, nec nec, tam tam entscheiden, deren Gegensätze und Übergänge stets wiederkehren. Wir gewahren dies in allen Wissenschaften, z. B. in der Theologie Autoritätsglaube oder Vernunftglaube, Pantheismus oder Theismus u. s. w. mit dem weder noch und sowol als auch derselben. Die Jugend liebt meistens das Entweder oder, das Alter des Sowol als auch. Was dem Menschen Gewalt anthut, entscheidet in seiner Überzeugung, nicht das Combiniren seiner Begriffe, wie z. B. deutliche Anschauung eines Sinnengegenstandes, Stimme des Gewissens. Solche Gewalt üben durch Gleichartigkeit des Bewußtwerdens auch Persönlichkeiten aufeinander, Sokrates auf seine Schüler, Christus auf seine Jünger, diese auf ihre Gemeinen, fromme Männer überhaupt auf ihre Umgebungen. In Extremen und zwischen diesen bewegen sich Gedanken und Thaten der Menschen. Philosophie hat sie auszugleichen mit ihren Ansprüchen auf Wahrheit und dieses unentbehrliche Geschäft werden die Menschheit und der einzelne Mensch aufs neue wiederholen. Darin besteht Vernunftberuf und angemessener Gebrauch geistiger Kraft.

Ref. bekennt, daß er nach der in diesem Werke dargelegten Weise vielfältigen Aufschluß über die Wirrsale der Philosophie, zumal der neuesten, gewann, ja seine eigensten Gedanken darin wiederfand; darum empfiehlt er das Werk Allen, die über Philosophie ins Reine zu kommen und philosophische Wissenschaft zu begreifen wünschen. Den Anhängern philosophischer Schulen wird der Inhalt wenig genehm sein, welche sich, wie der Verf. sagt: „besser dünken“. Ist inzwischen, nach J. H. Fichte, „der Irrthum, das abstracte Denken für das Erkennen zu halten, dieser einseitige Aberglaube an das Formale, als Kern und Wesen der Dinge, das Unterscheidungszeichen einer ganzen Classe (der zahlreichsten) von Philosophen“; und ist es nach Bengler „die Weltkrankheit der Gegenwart, daß man Alles mit dem Begriff machen und erhalten will“, so werden während der Dauer des Aberglaubens und der Krankheit die Lehren der Zeitgenossen davon Spuren zeigen und die Erscheinung wird begreiflich, daß alles Reden dagegen nichts hilft. Zwischen den Schulgläubigen und dem Verf. der „Philosophie der Philosophie“ herrscht ungefähr dasselbe Verhältniß wie zwischen den christlich Gläubigen der „Evangelischen Kirchenzeitung“ und ihren Gegnern, den Kant'schen, Fichte'schen oder Hegel'schen Philosophen; wobei die Gläubigen, als auserlesene Gemeine, gern das Anathema sprechen, nämlich Ausstoßung und Verstoßung in die böse Welt. Theologen klagen bekanntlich immer über den Unglauben ihres Zeitalters und mögen dazu Veranlassung finden; mich Ref. aber ergreift in allgemeinerm Sinne das größte Erstaunen über die Masse des Glaubens und die Seltenheit des Unglaubens, wie z. B. in unserm Deutschland über den Glauben an eine Wissenschaft von Gott durch das dialektische Umschlagen das An sich, für sich, bei sich, den Glauben an eine Seherin von Prevorst und die zu erlösenden Geister, den Glauben an Rom und so manches Andere. Wenn daher das Bemühen Vieler, der Theologen, der Schulphilosophen und Weinsberger, darauf gerichtet ist, vom Unglauben zu bekehren, so könnte es im Gegentheil eine sehr würdige Aufgabe — besonders für Philosophen — heißen, vom Glauben zu bekehren. 51.

Notiz.

Der evangelische Choral und die alte deutsche Volksmusik.

Bekanntlich hat unlängst der Freiherr C. v. Tucher in dem „Schatz des evangelischen Kirchengesanges“ (Stuttgart 1840) zu erweisen gesucht, daß das evangelische Kirchenlied aus dem weltlichen Volksliede hervorgegangen und daß Das, was wir heute Choral nennen, nur eine geistliche, auf den alten deutschen Volksgesang basirte Volksmusik sei, daß also der Choral nicht, wie man seit anderthalb Jahrhunderten geglaubt, aus dem gregorianischen Gesange entsprungen sei. Verf. dieser Zeilen ist von der Richtigkeit dieser Ansicht vollkommen überzeugt und macht, als auf einen schlagenden Beweis dafür, hiermit auf ein niederdeutsches Büchlein aufmerksam, welches er in der Bibliothek der Maatschappy der Nederlandsche letterkunde zu Leyden zu sehen Gelegenheit hatte. Es sind die Psalmen, in Reim gebracht durch Wilhelm van Zuylen van Nyveld, unter dem Titel „Souterlidekens“ (Psalmlieder) gedruckt zu Antwerpen 1540 (neu aufgelegt Utrecht 1613). Die meisten dieser Lieder sind nach Weisen der Volks- und Straßenlieder gedichtet, um, wie Nyveld im Prologe sagt, die leichtfertigen, eitlen Liedchen zu verhüten und der jungen Jugend eine Veranlassung zu geben, statt abgeschmackter, fleischlicher Lieder etwas Gutes zu singen, dadurch Gott geehrt und sie selbst, wenn sie beieinander sei, erbaut und die Zuhörer vor des Teufels Stricken bewahrt werden mögen. So geht z. B. der 39. Psalm nach der Melodie:

Ich kam zu einem Tanze,
Wo manch schön Frauchen war.

Ob Herr von Tucher dieses interessante Büchlein kannte, ist Ref. unbekannt, da er dessen obengenanntes Werk nur aus der Recension der „Allgemeinen hallischen Literaturzeitung“ im Octoberhefte von 1841 kennt. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 83. — 24. März 1842.

Zur Charakteristik unsers Rechtszustandes.

System des heutigen römischen Rechts von Friedrich Karl von Savigny. Erster bis fünfter Band. Berlin, Veit u. Comp. 1841. Gr. 8. 9 Thlr. 20 Ngr.

Während man bei der großen Mehrzahl wissenschaftlicher Productionen blos einzelne Resultate der angestellten Forschungen ins Auge zu fassen hat, kommt bei den ausgezeichnetern Erscheinungen mehr ihr allgemeiner Standpunkt, ihre Stellung zu Leben und Wissenschaft und der Einfluß in Betracht, welchen sie auf die ganze Richtung des weitern Fortschreitens ausüben. Von diesem höhern Gesichtspunkte aus muß auch das von Savigny'sche „System des heutigen römischen Rechts" beurtheilt werden. Es ließ sich voraussagen, daß Savigny mehr als eine neue Redaction des vorhandenen Materials, mehr als ein Handbuch in der herkömmlichen Form liefern würde, und in der That beabsichtigt sein Werk auch auf eine entschiedene und durchgreifende Weise dem Hauptübel unsers Rechtszustandes entgegenzutreten. Dieses Übel erkennt Savigny „in einer stets wachsenden Scheidung zwischen Theorie und Praxis". Für die Herstellung der natürlichen Einheit beider kann

> das römische Recht, wenn wir es richtig benutzen wollen, die wichtigsten Dienste leisten. Bei den römischen Juristen erscheint jene natürliche Einheit noch ungestört und in lebendigster Wirksamkeit; es ist nicht ihr Verdienst, sowie der entgegengesetzte heutige Zustand mehr durch den allgemeinen Gang der Entwickelung als durch die Schuld der Einzelnen herbeigeführt worden ist. Indem wir uns mit Ernst und Unbefangenheit in ihr, von dem unserigen so verschiedenes, Verfahren hineindenken, können auch wir uns dasselbe aneignen und so für uns selbst in die rechte Bahn einlenken.

Diesen Zweck einer ernstlichen Beschäftigung mit dem römischen Rechte soll das Savigny'sche Werk befördern.

Der Vorwurf einer Trennung der Theorie von der Praxis ist gewiß das Härteste, was sich dem Rechtszustande irgend zur Last legen läßt. Er bedeutet nichts weiter, als daß die Praxis etwas Anderes anwendet, als was die Theorie lehrt, daß also entweder die Theorie nutzlos und unbrauchbar oder die Praxis tumultuarisch und willkürlich ist. Spricht man nun auch nicht gerade in diesem Sinne von der Scheidung der Theorie und Praxis, so versteht man doch immer noch etwas tiefer Liegendes darunter als die bloße Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit der Praktiker oder die unfruchtbare Gelehrsamkeit der Theoretiker. Man gibt ferner nicht blos die Verkehrtheit der Rechtsgelehrten, sondern geradezu die Beschaffenheit des in Deutschland geltenden römischen Rechts, welches unpraktisch, nicht national, kraus und confus u. s. w. sein soll, als Grund des Übels an. Wir stimmen mit Savigny darin überein, daß man weder das römische Recht noch die Juristen, sondern „den allgemeinen Gang der Entwickelung" als die Veranlassung des Leidens zu betrachten hat, halten es aber für unerlaßlich, das Übel selbst und jenen Gang der Entwickelung schärfer zu bezeichnen. Läge das Übel blos in der Unwissenschaftlichkeit der Praktiker, so würde Savigny's Werk, in welchem sich Gelehrsamkeit und einfache Klarheit auf unübertreffliche Weise vereinigen, gewiß mit der Zeit (denn für jetzt findet es den Eingang, den man ihm wünschen muß, bei den Praktikern noch nicht) ein höchst wirksames Mittel dagegen sein. Leider scheint es aber seinen Sitz viel tiefer zu haben.

Vielleicht hat man den Grund des Übels nicht richtig erkannt, indem man ihn in der besondern Natur des römischen Rechts oder in der Verfahrungsweise der theoretischen und praktischen Juristen suchte. Es können Verhältnisse in der Mitte liegen, welche alle Bemühungen der Juristen zu vereiteln im Stande sind und die Anwendung eines jeden Rechts ewig zu einem Schlendrian verflachen werden, der allerdings der Theorie fern bleiben und sie in die Studirstuben zurückscheuchen wird, wo sie ohne Berührung mit dem Leben versauern muß. Savigny hat diese Verhältnisse bereits in seiner Schrift „Vom Berufe unserer Zeit" u. s. w. angedeutet, indem er sich wider neue Civilgesetzbücher ausspricht und dagegen von den Legislationen die Einführung solcher gerichtlichen Einrichtungen verlangt, in welchen das Recht als lebendiges Erzeugniß des Geistes des Volks geübt werden kann. Ehe man das römische Recht einer Reihe falscher und wahrer Beschuldigungen unterwirft, sollte man die Formen prüfen, in denen es geübt wird, und, ehe man die Praktiker beschuldigt, die ihnen vorgeschriebene Art und Weise, auf welche sie thätig werden müssen, ins Auge fassen. Lerminier bemerkt ganz richtig: „La justice sociale a deux faces; elle est en même tems la source et la

consequence de la loi.“ Entsteht nach der Savigny'schen Lehre das Recht nicht sowol durch äußere positive Sanction, als vielmehr durch die freie innere Thätigkeit des Volksgeists, so ist das Rechtsprechen nicht blos eine Anwendung des bereits vorhandenen Rechts, sondern auch das erste und ursprünglichste Mittel, ein noch nicht vorhandenes Recht zu bilden. Diese Functionen übt das Rechtsprechen, so lange es vom Volke selbst oder unter seiner Theilnahme an den Verhandlungen geschieht. Hier legt der Richterspruch Zeugniß von dem im Bewußtsein des Volks vorhandenen Rechte ab, und dieses Verhältniß, in welchem das Volk im Rechte nicht ein System äußerlich gegebener Vorschriften, sondern sein eigenes Erzeugniß erkennt, wird bei öffentlicher Rechtspflege fortdauern, wenn auch die gesteigerte Complication der Verkehrsverhältnisse und die detaillirtere Ausbildung des Rechts dessen genaues Verständniß zur Sache eines bestimmten Standes gemacht hat. Hier können sich Theorie und Praxis nicht entfremdet sein, denn es wird das Rechtsprechen selbst, und nicht die Hervorbringung guter Acten, der Zweck sein, die Praxis sich also nicht auf Routine und Geschäftsmechanismus, in dem die Sache selbst untergeht, beschränken, die Theorie aber mit Leben und Anwendung in steter Berührung bleiben.

Das entgegengesetzte Verhältniß wird eintreten, sobald im Staate ein Dualismus, eine Scheidung zwischen Volk und Staatsgewalt eintritt. Dann wird Rechtsprechung und Gesetzgebung von letzterer geübt, ist aber dem Volke etwas Fremdes, ihm von einer äußern Gewalt gegeben und nicht von seinem Geiste erfüllt. Wenn das Volk überhaupt denkt, so wird es in der Rechtspflege und allen übrigen öffentlichen Einrichtungen ein ihm gegenüber Stehendes, einen Gegenstand für die Reflexion erkennen, es wird nicht der Geist des Volks aus den Institutionen auf die einzelnen zu entscheidenden Fälle wirken, sondern den Institutionen und dem Wirken einer fremden Gewalt aus diesen betrachtend und kritisirend gegenübertreten. Die Praxis wird geistlos sein, weil die Organe einer dem Volke fremden Gewalt in ihren Functionen nichts als das Abmachen von Geschäften erblicken können. Die Theorie wird in der bloßen Geschäftsmäßigkeit untergehen, oder sich mit dem rein gelehrten Verarbeiten fern liegender Zeiten und Verhältnisse abmühen, und, weil Niemand gern zugesteht, daß er sich mit unpraktischen Dingen beschäftige, mit einer gewissen Ängstlichkeit geltend machen, daß die Gegenwart aus der Vergangenheit erklärt werden müsse und also jenes Bemühen ein wenigstens mittelbar fruchtbringendes sei. Die Rechtspflege wird heimlich sein, und wenn ihre Öffentlichkeit gestattet wäre, so würde das Volk sich theilnahmlos dagegen verhalten.

So hängt denn Heil oder Unheil nicht von einzelnen Thatsachen und speciellen Übelständen, sondern von der Entwickelungsstufe ab, auf welcher sich das öffentliche Leben überhaupt befindet. Die bestimmten Formen der Rechtspflege, denen sich die unmittelbarste Einwirkung auf den Rechtszustand zuschreiben läßt, sind nur Consequenzen und Symptome jener Stufe.

Was in dieser Hinsicht in Deutschland geschah, ist in Rom auf gleiche Weise geschehen. Bei den römischen Juristen erscheint anfangs die natürliche Einheit zwischen Theorie und Praxis noch ungestört und in lebendiger Wirksamkeit. Das ist, wie Savigny bemerkt, nicht ihr Verdienst, sowie der entgegengesetzte heutige Zustand mehr durch „den allgemeinen Gang der Entwickelung“ als durch die Schuld der Einzelnen herbeigeführt worden. Diesen „allgemeinen Gang der Entwickelung“ müssen wir aber näher bestimmen, um beurtheilen zu können, ob es möglich ist, dadurch, „daß wir uns mit Ernst und Unbefangenheit ist das von dem unserigen so verschiedene Verfahren der römischen Juristen hineindenken, uns dasselbe anzueignen und so für uns selbst in die rechte Bahn einzulenken“. In der Zeit der Blüte des römischen Rechts finden wir allerdings jene innige Verbindung von Wissenschaft und Leben. Die Gerichtsverfassung beruht auf der Grundansicht, daß nur die Leitung der Geschäfte, die Vorbereitung und Instruction der Sachen, sowie die Execution des Urtheils ständigen Beamten, die Entscheidung selbst aber aus dem Volke gewählten Richtern zukommt, und diese getrennten Functionen des magistratus und judex sind auf eine glückliche und, wenn man den innigen Zusammenhang dieser Einrichtung mit dem Rechtssysteme selbst ins Auge faßt, auf eine wahrhaft bewundernswerthe Weise miteinander durch die formula verbunden. Die Rechtspflege ist öffentlich und mündlich. Das Recht und die Verfassung seines Vaterlandes kennen und bei den öffentlichen Verhandlungen mitwirken, ist nicht blos Sache eines bestimmten dazu berufenen Standes, sondern aller ausgezeichneten Köpfe; und so bildeten sich in dem römischen Rechtsleben jene ewig bewundernswerthen Muster von Beredtsamkeit, und selbst als im Anfange der Kaiserzeit nach Tacitus' Ausdruck „longa temporum quies et continuum populi otium et assidua senatus et maximi principis disciplina ipsam quoque eloquentiam sicut omnia alia pacaverat“, hielt sich doch jene Rechtsverfassung, obgleich von den Kaisern mannichfach beeinträchtigt, noch Jahrhunderte lang und erzeugte noch die größten jener Rechtslehrer, in deren Wirksamkeit Theorie und Praxis völlig vereint sind. Als indeß im 3. und 4. Jahrhundert die Monarchie der römischen Kaiser sich purificirte und der republikanischen Überbleibsel, mit denen sie sich anfangs noch umgeben hatte, entbehren zu können glaubte, wurde auch die Rechtspflege umgestaltet. Quelle des Rechts ist nicht mehr die von der Praxis nicht unterschiedene Theorie, sondern die kaiserliche Gesetzgebung; die Rechtspflege wird von ständigen Gerichten geübt, durch welche die Staatsgewalt Privatrechte schützt; sie wird nach und nach heimlich und schriftlich und organisirt sich in den Grundzügen auf eine dem heutigen Zustande ähnliche Weise. Die hiermit einreißende todte Geschäftsmäßigkeit hatte dann eine vollständige Spaltung der Theorie von der Praxis zur Folge. Theorie und Gesetzgebung sind nie gute Freunde gewesen. „Mon code est perdu“, soll Napoleon gesagt haben, als der erste Commentar über sein Gesetzbuch erschien, und in Rom wurde die Theorie von der Gesetzgebung, von der „modus consti-

tutionum diluvium, quae velut subterraneae demersae caliginis et obscuritatis valle sui notitiam humanis ingeniis interclusit", wie der Kaiser Theodosius dieselbe bezeichnet, erdrückt, die Praxis aber versank in jene todte Geistlosigkeit, welche man der heutigen Praxis Schuld zu geben pflegt. Statt der mündlichen Perorationen der Vorzeit finden sich — wie bei uns — Citate aus den bewährten Rechtslehrern, lectiones und recitationes, mit welchen man sich bekämpfte. Bemerkenswerth und bezeichnend für den Standpunkt der Wissenschaft ist das unter dem Namen des Valentinianischen Citirgesetzes bekannte Regulativ über den Werth dieser Citate, nach welchem nicht der innere Werth der Ansichten, sondern die Anzahl der dafür anzuführenden Autoritäten und am Ende die bestimmte Autorität Papinian's entscheiden soll. Die Theorie selbst ist in der bloßen Geschäftsroutine so untergegangen, daß es nach der merkwürdigen Schilderung bei Ammianus Marcellinus (30, 4) Praktiker gibt, so unwissend, „ut nunquam se codices habuisse meminerint, et si in circulo doctorum auctoris veteris inciderit nomen, piscis aut edulii peregrinum esse vocabulum arbitrantur". Man hat bei dem Urtheile über den Werth des Justinianeischen Corpus juris viel zu wenig Gewicht darauf gelegt, daß dasselbe gerade zur Zeit eines tiefen Verfalls der Theorie entstand und daß also die Compilatoren eine klare und lebendige Einsicht vom Inhalte der excerpirten Schriften nicht hatten, vielmehr die Lehren nur in der Bedeutung auffaßten, zu welcher sich dieselben in der geistlosen Geschäftsroutine ihrer Zeit verflacht hatten. Erst jetzt ist es durch tiefere Studien und die Hülfe neuentdeckter Quellen gelungen, den tiefern Sinn mancher Lehren wiederaufzufinden, die in der Redaction des Corpus juris zu eben der begriffslosen Unbestimmtheit verschwimmen, in welcher sich die damalige Praxis auf ebenso geistlos bequeme Weise bewegt haben mag als die heutige. So der Zusammenhang des Processes mit dem Privatrechte, das Verhältniß blos formaler Geschäfte, die Novation u. a.

(Der Beschluß folgt.)

Oliver Cromwell. Historischer Roman von Horace Smith. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 4 Thlr.

Gewiß ist es kein geringer Beweis von der hohen Wichtigkeit des Lebens und Zeitalters des großen Mannes, dessen Name dieses Werk führt, daß, während man die meisten rechtmäßigen Könige Englands ruhig in ihren Särgen schlummern läßt, der Protector stets neue Biographen findet, und nicht minder ehrenvoll ist es für den Charakter dieses Mannes als für die Aufrichtigkeit seiner neuern Lebensbeschreiber, daß sie fast alle darin übereinstimmen, seinen verdienten Ruhm durch Entfernung der maßlosen Verleumdungen und Beleidigungen, die Parteihaß und religiöse Unduldsamkeit auf sein Gedächtniß gehäuft haben, zu vertheidigen. Während Villemain in Frankreich eine würdigere Schilderung gegeben hat, sind in England vorzüglich Vaughan und später Förster als Cromwell's unparteiische Biographen aufgetreten und haben ein treueres Bild entworfen als Hume u. A. aufgestellt hatten; sogar Richard Cattermole, obgleich seinen Grundsätzen nach ein Gegner der Parlamentspartei, beurtheilt Cromwell nicht ungerecht.

Wir leben in einer Zeit, wo man nicht mehr die Geschichte schreibt, sondern sie berichtigt; die Nebel sinken nach und nach vor den Sonnenstrahlen der Wahrheit und manchen Helden, den man verdammte, stellt man jetzt hoch, während man manchen bewunderten der falschen Verdienste entkleidet. Cromwell, gegen dessen gewaltigen Geist die für entgegengesetzte Zwecke kämpfenden Parteien der Königsfreunde, der Presbyterianer und Republikaner sich in den bittersten Haß vereinten, weil sie sich von ihm bezwungen, eingeschüchtert und ihre gegenseitige Erbitterung zu seiner und des Reichs Erhebung benutzt sahen, steht jetzt nach Jahrhunderten von ihren falschen Anklagen und Beschuldigungen gereinigt und freigesprochen da. Und so stellt ihn auch Smith in dem vorliegenden historischen Roman, der eigentlich eher eine romantisch ausgeschmückte Biographie genannt werden könnte, dar, und wir sehen Cromwell hier weniger als sich unrechtmäßig der Gewalt bemächtigend, als seine natürliche Stellung in der Gesellschaft behauptend. Wir sehen ihn in der Reinheit seines Privatlebens, in der frommen Richtung seines Gemüths, als großen Feldherrn, schnell entschlossenen Staatsmann, als liebenden Familienvater und treuen Freund, und wenn auch sein durch eine prophetische Erscheinung angeregter Ehrgeiz ihn nach der Erfüllung des Worts: „daß er der erste Mann in England sein werde", streben läßt, so sieht man auch den innern Kampf dagegen; und wenn der alte Krieger, der in der Schlacht tausendmal dem Tod muthig entgegentrat, auch später in dem prächtigen Palast vor der Androhung von Meuchelmord zittert, mit Waffen stets umgeben ist und jede Nacht ein anderes Schlafgemach wählt, wenn auch öfters eintretende Blößen und heftige Selbstgespräche, und Träume vom getödteten König, auf seinem Todtenbette, auf reuige Zerknirschung schließen läßt, so scheint doch der Autor ihn frei von Schuld zu sprechen, indem er seinem Helden, dem edeln, patriotischen Edgar von Ardenne, der einst Cromwell's Freund war und ihn verließ, als er an sein ehrgeiziges Streben glaubte, folgende Worte in den Mund legt: „Als wir uns zuletzt trennten, war ich verblendet, verblendet durch kränkenden und unverdienten Argwohn, ich hielt Euch für selbstsüchtig und ehrsüchtig, ich sah voraus, daß Ihr der Gebieter in diesem Lande werden müßtet, und ich wähnte, daß es Euer Streben und Ziel gewesen sei, es zu werden, daß Ihr die Umstände zu Euerm Vortheil benutzt und Zeit und Ereignisse Euch unterworfen hättet, ich gestehe es, ich war im Irrthum. Karl I. konnte nicht länger herrschen, ja durfte nicht länger leben, denn wäre er am Leben geblieben, so hätten wir immer gegen ihn Krieg führen müssen. Nach seinem Tode gab es keine Wahl, als zwischen Euch und einer Republik, und verzeiht, ich legte Euch die Absicht bei, gleich nach des Königs Tode die Zügel der Regierung zu ergreifen, und in dieser Meinung hielt ich Euer Wirken bei jenem großen Rechtshandel nur für Täuschung und Trug. Aber gerecht und ehrlich habt Ihr den Versuch gehen lassen, und wäre das Volk gewesen, was es nach meiner geringen Meinung nie war und nie sein wird, so lange diese Welt besteht, fähig, sich selbst zu regieren, fähig, seine Beherrscher zu wählen, oder bereit, sich den selbstgegebenen Gesetzen zu unterwerfen, so hätte es sich noch immer selbst regiert und wäre, wie man sagt, frei gewesen. Gott sei Dank, daß es nicht mehr so ist, besser, weit besser, wenn es so sein muß, ein Tyrann, als deren zehntausend. Ihr aber seid kein Tyrann, sondern der weiseste, kühnste und glücklichste Herrscher, der je Britannien regiert. Gefürchtet im Auslande, geehrt im Vaterlande, ward durch Euch der Name eines Engländers so groß und hochgeehrt, als je der Name eines alten Römers." Auch Milton, der greise Dichter, den der Autor zu mehren Malen anführt, gibt ihm dies Zeugniß, dessen Beleg man in seinen Dichtungen findet. Ref. glaubte den König und seine Gemahlin in zu dunkeln Farben geschildert zu finden, Smith widerlegt aber in seiner Vorrede diese Behauptung, indem er sagt: „Wie sehr man auch die despotischen Grundsätze, in welchen Karl erzogen wurde, den unseligen Einfluß der Königin,

die bösen Eingebungen halsstarriger und unfähiger Rathgeber in Anschlag bringen möge, Umstände, welche seine Vergehungen zwar erklären, jedoch nicht mildern können, so wird noch genug übrig bleiben, die Beschuldigungen zu beweisen, die ihm in diesem Buche gemacht werden."

Der Roman selbst, das Liebesinteresse nämlich, ist ganz Nebensache und scheint nur eingeführt, um den Einfluß jenes Bürgerkriegs auf Familienverhältnisse zu bekunden und darzuthun, wie jene unselige Meinungsverschiedenheiten Vater und Sohn, Braut und Bräutigam voneinanderrissen, den Frieden des Hauses störten, den Frieden des Landes untergruben. Das Unglück jenes Bürgerkriegs wird in allen Schattirungen und in seiner blutigen Farbenpracht an dem Leser vorübergeführt; da werden Schlachten mit dem wechselnden Glück, stürmische Parlamentssitzungen, entscheidende Momente, große Begebenheiten in der lebendigsten Darstellung seinem geistigen Auge vorgestellt und überall steht der Koloß Cromwell redend, handelnd, scherzend, kämpfend da, als ein schönes Monument dem einst Lebenden gesetzt. Und jene Galerie stets wechselnder Bilder verliert nicht einen Augenblick an Interesse, und ist in der Übersetzung unstreitig ein Gewinn für die deutsche Literatur, wie das englische Werk dem englischen Publicum ein werthes Geschenk sein muß, für dessen Herausgabe es Hrn. Horace Smith zu Dank verpflichtet ist. 8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der von uns schon oft citirte Philarète Chasles besprach vor kurzem Duquesnel's Werk: „Du travail intellectuel en France, depuis 1815 jusqu'à 1837." Der Kritiker gehört zu denjenigen Franzosen, welchen wir die Tendenz nachrühmen müssen, die in Frankreich gegen Deutschland und alles Außerfranzösische bestehenden Antipathien und Vorurtheile zu bekämpfen und das heilige Wort des Weltfriedens und der Weltversöhnung zum Texte seiner kritischen Predigten zu machen. Auch in der betreffenden Kritik waltet dieser versöhnliche Geist, indem er Duquesnel, welcher die Verdienste der andern Völker um den intellectuellen Fortschritt der Menschheit auf Null herabsetzt, aufs schärfste tadelt. „Frankreich", sagt Philarète Chasles, „war von 1800—15 Knecht seines Ruhmes und Schwertes; der eigentliche Gedanke schmachtete im Joche; die umwälzerischen Geister befanden sich in der Verbannung oder im Kriegszustande gegen den Herrscher; Chateaubriand, Frau von Staël, Benjamin Constant galten für offene Feinde. Währenddem fand im übrigen Europa eine Civilisationsbewegung statt, besonders im Norden; denn der Süden schlummerte damals und schlief den Todesschlaf. Deutschland besaß Goethe, umgeben von den Gründern der eklektischen Poesie. England trug Frucht nach allen Seiten hin, in der Dichtkunst, in der Geschichte, in der Beredtsamkeit. In welches lächerliche Unglück verfällt demnach Hr. Duquesnel, wenn er sich einbildet, daß Frankreich allein das Licht besessen habe, blos weil wir Franzosen waren? Nach und nach zeigte sich jedes Volk als Unterrichter und unterrichtet, als Zögling und Meister; Goethe schrieb seine schönsten Dramen in dem Augenblicke, wo England auch nicht einen leidlichen dramatischen Dichter besaß. Jetzt sind wir, was Philosophie und Styl betrifft, Großbritannien überlegen, wie es uns vor 30 Jahren überlegen war. Gewöhnt Euch doch endlich daran, ihr Kritiker, Europa als einen einigen Körper, seine Literatur als eine einige Literatur, seine Bewegung als eine einige Bewegung zu betrachten. In dieser Hinsicht sind die Ansichten Hrn. Duquesnel's außerordentlich beschränkt, ehrenvoll beschränkt, aber doch unzulässig. Es gibt für ihn nur eine civilisirte Nation, die französische. Ja, er scheint fast glauben zu wollen, daß es in Frankreich nur in der Bretagne Franzosen gäbe. Partisan der Civilisation, aber Liebhaber der malerischen Wildheit, zugestehend, daß sich die Völker Europas zu assimiliren anfangen, und doch so ausschließlich in seinem Patriotismus widerspricht sich Hr. Duquesnel fortwährend, und mit allen seinen großen Ansichten scheint er geneigt, die gesammte Bildung und Dichtkunst auf den Canton von Ploërmel zu beschränken. Er hätte sie zugleich bei Pellico, Byron, Goethe, Schelling erkennen sollen, erkennen sollen, daß Byron Franzose, Chateaubriand Engländer und Deutscher ist, daß Goethe Italien beherrscht und daß diese intellectuelle Entwickelung dem gesammten Europa angehört."

Der Abbé Martin de Noirlieu gab ein religiöses Werk unter dem Titel: „Exposition abrégée et preuves de la doctrine chrétienne" heraus. Ein französisches Journal sagt über dies Werk und dessen Verfasser: „In diesem empfehlenswerthen Buche vereinigen sich Strenge der Principien mit dem Geiste der Milde. Martin de Noirlieu ist einer jener im pariser Klerus zahlreich vorhandenen Geistlichen, welche durch ihre Wissenschaft und noch mehr durch ihren Charakter das Publicum mit den religiösen Ideen zu versöhnen wissen. Zehn Jahre lang und bis zum Jahre 1830 war er Almosenier an der polytechnischen Schule und wußte sich die Liebe und Achtung der studirenden Jugend zu erwerben, welche damals wegen der Einmischung, die sich mehre Minister in ihnen fremde Angelegenheiten erlaubten, für religiöse Ideen im Ganzen wenig empfänglich war. Hr. M. de Noirlieu hat seinem Werke sechs Briefe an einen frühern Zögling der polytechnischen Schule einverleibt, welcher ihm über Gegenstände der Religion Einwürfe gemacht hatte. Einer der interessantesten von ihnen ist der, in welchem der Verf. beweist, daß Diejenigen Unrecht haben, welche die Abnahme des Glaubens von den Fortschritten der Intelligenz ableiten. Diese streng logisch geschlossene und elegant geschriebene Correspondenz ist die empfehlenswertheste Partie des Buches."

Unter dem Titel: „Ossian, barde du 3e siècle, poésies gaëliques recueillies par *Mac-Pherson*", erschien eine neue und vollständige französische Übersetzung der Ossianischen Gesänge nach der letzten englischen Ausgabe veranstaltet, und mit kritischen Untersuchungen über Ossian und die Caledonier versehen von P. Christian. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 84. — 25. März 1842.

Zur Charakteristik unsers Rechtszustandes.

(Beschluß aus Nr. 83.)

In Deutschland ging eine Umgestaltung ähnlicher Art vor. Ursprünglich war das Recht Erzeugniß und Eigenthum des Volks und die deutschen Volksgerichte bieten ein ebenso anziehendes Bild dar als die Tribunale der römischen Magistrate. Auch hier war die Rechtspflege öffentlich und wie in Rom und Athen war die Leitung der Verhandlungen Function ständiger Beamten, das Rechtsprechen selbst aber Sache aus dem Volk gewählter Richter. Diese volksthümliche Rechtspflege ging indeß verloren, als das römische Recht Eingang fand und sich die Landeshoheit in den einzelnen Territorien ausbildete. Wir finden nun statt der Volksgerichte landesherrliche Beamte, welche dem Volke das Recht administriren; statt des öffentlichen mündlichen Verfahrens ein heimliches schriftliches, und statt des Bewußtseins von der Bedeutung des Rechts eine todte Geschäftmäßigkeit, in welcher man die Processe wie Amtsgeschäfte erledigt. Mit diesen Formen war dem Rechte die Art und Weise seines äußern Erscheinens vorgezeichnet: wie sollen wir nun, wenn diese äußere Erscheinung gezwungen und unlebendig ist, wenn die Praxis sich dem Geiste des Rechts entfremdet, die Theorie aber sich vom Leben abkehrt, das Recht selbst und nicht vielmehr blos die unnatürlichen Formen, in welche seine praktische Offenbarung eingezwängt wird, beschuldigen? Die Gelehrsamkeit war früher im Stande und ist es theilweis noch jetzt, einen vornehmen Anstrich zu verleihen, und deshalb haben auch die Praktiker oft nach Eleganz und Gelehrsamkeit gestrebt: dieses Bestreben hat indeß die Einheit der Theorie und Praxis noch nie wiederhergestellt, denn die aufgewendete Gelehrsamkeit hatte nie die geistige Durchdringung der Verhältnisse, sondern nur die Anhäufung eines gelehrten Apparats zum Zwecke, aus dem oft nur in sehr entfernter Weise für den einzelnen Fall ein brauchbarer Gesichtspunkt zu entnehmen stand. Die Gelehrsamkeit unserer deutschen Praktiker, die schwerfällige Zierlichkeit, die sie in die Formen brachten, ist immer ein todter belästigender Stoff gewesen. Das heimliche schriftliche Verfahren schied die Rechtspflege vom Leben, und die Rechtsfälle wurden für den Haufen der Rechtsgelehrten nichts als abzuarbeitende Geschäfte, konnten aber selbst für die bessern außerdem kein höheres Interesse als das wissenschaftlicher Aufgaben gewinnen. Daher das seltsame Urtheil, welches man in Deutschland noch oft über die Rechtsgelehrten fällt. „On regardait l'exercice de la jurisprudence comme incompatible avec l'état d'homme du monde", bemerkt Meyer („Institutions judiciaires"), und noch täglich kann man wahrnehmen, wie man den Rechtsgelehrten für einseitig und einer universellern Cultur für ledig und baar hält, und das in um so höherm Grade, als er für einen besonders tüchtigen Theoretiker und Geschäftsmann gilt. Dieses Urtheil hat seinen guten Grund. Im deutschen Proceßverfahren hat sich der Praktiker weit weniger mit dem Rechtsprechen als mit dem Überwältigen der Acten und der bloßen Vorbereitung zum Rechtsprechen zu beschäftigen, und diese Arbeit ist so geisttödtend und erdrückend, daß die in ihr ergrauenden Actenmänner gerade die brauchbarsten Mitglieder der Collegien sein können, diesen Ruhm aber mit dem Mangel einer tüchtigen universellen Bildung bezahlen müssen. Ganz anders ist es in England, wo der Zusammenhang von Wissenschaft und Leben bewahrt geblieben ist. Das „Quarterly review" äußert in dieser Hinsicht recht treffend von den englischen Juristen:

> No knowledge lies dead and unprofitable in their storehouse — all is for use. Not, surely, that their appropriate science of jurisprudence requires a wider scope of information than that which falls beneath the view of the physician or the divine; — but from their habits of contention and display they become at all things greedy and avaricious of whatever it is a pride amongst men to be informed of. They are the chief traffickers in thought — they are great diffusies of the intellectual capital of the country etc.

Daneben darf denn noch ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, der den deutschen Juristen eine freie lebendige Bewegung unendlich erschwert: die jene bloße Geschäftsmäßigkeit befördernde Thätigkeit der Legislationen. Es soll damit den Gesetzgebern nicht vorgeworfen sein, daß sie einen solchen Zweck wirklich verfolgen, sie stehen blos in und nicht über der Zeit, und zur Zeit liegt die ganze Gesetzgebungskunst noch im Argen. An das Civilrecht selbst und den Proceß hat sich die Legislation noch wenig gewagt, wol aber in den deutschen Staaten eine solche Masse die Rechtspflege betreffender reglementarischer Vorschriften erlassen, daß deren Bewältigung nachgerade schwer fällt. Man behandelt die Rechtspflege wie andere Verwaltungszweige und hilft beständig durch Instructionen, Rescripte

und Reglements nach; selbst größere Gesetze tragen diesen Charakter an sich. So ist die preußische Allgemeine Gerichtsordnung weniger ein Gesetz als eine umständliche Instruction, so die hanoversche Untergerichtsordnung von 1828 ein Reglement über die Anwendung des gemeinen Civilprocesses. Will man auf diese Weise in das Detail gehen, so kann man den blos geschäftsmäßigen Theil der Rechtspflege so ausbilden, daß das Recht selbst darin untergeht und man dem Vorzuge eines guten und exacten Geschäftsganges die Sache selbst opfert. Manches mag in dieser Hinsicht gut und nothwendig sein, man wird aber doch immer beachten müssen, wie sich die Rechtspflege von den übrigen Verwaltungszweigen unterscheidet. Bei diesen ist die Prüfung der nationalökonomischen und politischen Principien nicht Sache der untern Behörden, sondern der Regierung, und jene haben blos das Geschäftsdetail nach den Vorschriften über den Geschäftsgang abzumachen; bei den Gerichten ist es aber umgekehrt, diese sollen Bewahrer der Sache selbst, des Rechts sein und müssen daher in dem blos geschäftlichen Theile nicht so durch Reglements und einzelne Vorschriften, die ohnehin leicht in die Sache selbst eingreifen, eingeengt werden, daß die Sache selbst in dem Geschäftsgange verloren und dieser zur Hauptsache gemacht wird. Es ist gewiß an der Zeit, hier das richtige Maß wiederzufinden; schon wird das Studium des Geschäftsganges so überwiegend, daß der angehende praktische Jurist seine bisherige Kenntniß für unpraktisch hält und glaubt, er verstehe etwas vom Rechte, wenn er sich zum Geschäftsgange eingeschult hat, schon ist davon die Rede gewesen, die Anfänger wie Bureauarbeiter zu dressiren, und schon findet man bei den Gerichten über 30 Tabellen- und Registerführungen, während die Zollämter deren doch nur etwa 60 haben, und endlich wird schon bemerkbar, daß Praktiker wenigstens brauchbar sind, die nicht viel mehr kennen als die Schleifwege des Processes und den Geschäftsgang.

Will man hiernach das Übel in seiner ganzen Schroffheit bezeichnen, so ist es nicht blos die Spaltung zwischen Theorie und Praxis, sondern die Spaltung zwischen Praxis des Rechts und Leben, die wir entweder besorgen oder beklagen müssen. Die Praxis spaltet sich nicht von der Theorie, denn sie wendet, so oft auch noch die Praktiker in der wissenschaftlichen Bildung zurückbleiben, im Ganzen doch willig an, was jene lehrt; sie verflacht aber in bloßer Geschäftsmäßigkeit, sie erzeugt weder im Volke noch in den Juristen ein Bewußtsein vom Zusammenhange der Rechtspflege mit dem Leben und in dieser Losgerissenheit vom Leben schwebt sowol Theorie als Praxis in der Luft.

Dieses ist der „allgemeine Gang der Entwickelung", dem Savigny die Leiden unsers Rechtszustandes beimißt. Die genauere Bestimmung dieses Ganges hat uns gewiß nicht alle Zweifel an dem Erfolge, den Savigny durch sein Werk erreichen will, benehmen können. Denn vorausgesetzt die Praktiker würden wieder von dem wissenschaftlichen Geiste des Savigny'schen Werkes belebt und mit dem Verfahren der römischen Juristen vertraut gemacht, so ist damit das Übel doch noch nicht an der Wurzel angegriffen. Wir räumen es Savigny gern ein, daß die Schuld gar nicht an der Beschaffenheit des römischen Rechts, als eines fremden, nicht nationalen u. s. w. liegt. Was man hier über das römische Recht gesagt hat, ist ein sehr leeres Gerede; denn alle Mängel, die es hat, haben jenes Grundübel nicht zuwege gebracht. Das englische Recht ist reichlich ebenso kraus und confus als das römische. Dieses letztere ist einmal bei uns nationalisirt und die Titel des Corpus juris über Sklaven und Freigelassene haben den Praktikern ebenso wenig jemals im Wege gestanden als die haarspaltende Casuistik und Subtilität in vielen das Erbrecht betreffenden Titeln. Über das Recht haben wir also nicht zu klagen. Nach Savigny's Ansicht muß die Schuld aber an der bisherigen Behandlung liegen, da er durch eine neue bessere helfen zu können glaubt. Nun ist freilich an der bisherigen Behandlung viel zu tadeln. Die gangbarsten Hand- und Lehrbücher liegen noch in solchem Wuste von Scholastik, sie befolgen so sehr die alte Methode des Zerstampfens und Zerstörens und Einschachtelns der also erlangten Bestandtheile in einen traditionellen Schematismus, daß uns im Vergleich mit ihnen sogar aus dem steifen hölzernen Sabinianer Gajus ein wahrer Hauch von Lebensfrische anweht. Savigny's Buch leidet an jenen Mängeln nicht; es bricht zu einer bessern Behandlungsweise die Bahn und das ist sein Hauptverdienst. Bis jetzt können sich die Praktiker freilich noch nicht recht damit befreunden; die alte gewohnte Weise ist ihnen lieber, und die von Savigny über die Anwendung des Rechts auf den concreten Fall gegebenen Lehren können die alte Manier, in welcher man keinen rechten Unterschied zwischen der Anwendung der Sätze eines Zolltarifs und der Anwendung der Sätze des Civilrechts anzugeben weiß und die sich einmal an die herkömmliche Darstellung des Rechts gewöhnt hat, so schnell nicht verdrängen. Wird aber auch durch Savigny's Arbeit eine lebendige rationale Behandlung und Darstellung der Theorie für die Zukunft herbeigeführt werden, so müssen wir nach dem über den Grund des Hauptgebrechens unserer Rechtspflege Gesagten doch mit dem Zweifel daran schließen, daß v. Savigny mehr als Jenes, daß er auch eine Heilung dieses Leidens bewirken werde. 52.

Der Reisebericht des Amerikaners Stephens über Centralamerika, insbesondere über die Ruinen von Palenque.

Die Amerikaner Stephens und Catherwood haben neuerdings ein Werk veröffentlicht, das nicht allein interessante Einzelheiten über die Natur und Geschichte jener Länder und über die Sitten und Zustände ihrer Bewohner mittheilt, sondern auch das Interesse für die räthselhaften Ruinen der mexicanischen Wälder wieder ganz besonders erweckt. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte Stephens mit einer Erforschung von Centralamerika beauftragt. Er reiste am 3. Oct. 1839 von Newyork ab und kehrte am 31. Juli 1840 zurück. Diese Zeit von zehn Monaten hatte er unausgesetzt benutzt, um die Materialien zu seinem Berichte oder vielmehr zu seinem Buche zu sammeln. Zweihundert Personen haben ihn dabei unterstützt und die indirecten Kosten für das zweibändige Werk belaufen sich hiermit auf mehr als 12,000 Pf. St. Das Buch ist überdies in einem schönen, geistreichen Style abgefaßt und mit ei-

ner Menge von Zeichnungen und Plänen versehen, die Stephens' Reisegefährte, Catherwood, an Ort und Stelle aufgenommen hat.

Der Lauf, welchen die Reisenden nahmen, war folgender: Neunundzwanzig Tage, nachdem sie Neuyork verlassen, kamen sie zu Balise an, in der Bai von Honduras. Sie besuchten hintereinander das Land der Indier Carib, den Rio-Dola, Chiquimula, das Dorf Copan, Equipulas, das Gebirge Guezaltapeque, San-Jacinto, Santa-Rosalia, El Puente, Guatemala, Mexico, La Antigoa, den Vulkan Agua, den Hafen von Istapa, die Küste des stillen Oceans, den See Amatitan, den Vulkan Izalco, den Golf von Nicoya, das Gebirge Aguacate, den Rio-Seyonda. Sie durchforschten ferner die Ruinen von Guyzini, die von Guiche, die von Palenque, die von Armal in Yucatan und schifften sich zur Rückkehr im Hafen von Sisal ein.

Ehe wir unsere Leser zu den Ruinen von Palenque führen, wollen wir hier zuvor einige interessante Stellen der vorhergehenden Reisebeschreibung berühren. Bei Untersuchung der südlichen Spitze von Guatemala erlebten die Reisenden ein Schauspiel, das einzig in der Welt ist. Sie bestiegen den Gipfel des Vulkans von Cartago. In der Höhe, wo sie sich befanden, war der Himmel vollkommen heiter und die Atmosphäre rein und durchsichtig, aber unter ihnen, an den Seiten des Gebirgs hingen dicke Nebelschleier, die ihnen die Aussicht auf die Ebene und auf die Stadt verhüllten. Allmälig zerstreute sich das Gewölk und sie konnten alsbald durch einen Strich wolkenlosen Himmels den atlantischen und den stillen Ocean unterscheiden. Sie hatten dieses Schauspiel nicht zu genießen gehofft, denn die Eingeborenen, die sie begleiteten, hatten ausgesagt, daß die Aussicht fast immer durch Nebel verhüllt wäre. Die Punkte, welche die Reisenden wahrnahmen, waren der Golf von Nicoya und der Hafen von San-Juan. Diese beiden Punkte erblickten sie aber nicht in entgegengesetzter Richtung, sondern sie bildeten gleichsam rechte Nebenwinkel, sodaß die beiden unermeßlichen, nur vom Horizonte geschlossenen Flächen mit einem Blicke umfaßt werden konnten. „Welcher Anblick!“ — ruft Stephens aus — „ich sah einst vom Berge Sinai herab die Wüste Arabiens, vom Berge Hor aus das todte Meer, aber was war das im Vergleich zu dem Schauspiele, das ich jetzt vor meinen Augen hatte!“

Die antiquarischen Untersuchungen Stephens' fangen schon in den Ruinen von Santa-Cruz del Guiche an. Er begegnete hier einer Menge nicht unbekannter, aber unerforschter Trümmer. Der interessanteste Theil derselben wurde von den Eingeborenen der Opferplatz genannt. Dieser Opferplatz war ein Bau aus Steinen, von viereckiger Form, der auf seiner Basis an jeder Seite 66 Fuß hielt und sich pyramidal bis zu einer Höhe von 33 Fuß erhob. An drei der Seiten waren in der Mitte Stufen angebracht, mittels deren man auf die Höhe steigen konnte. An den vier Ecken standen stützende Strebepfeiler. Die westliche Seite hatte keine Stufen, sondern bildete einen sanften Abhang, der mit Stuk bedeckt war und den die Zeit grau gefärbt hatte. Der Opferaltar selbst lag in Ruinen; allein es ist erwiesen, daß auf diesem Altar, als er einst errichtet, Menschenopfer gebracht wurden, die selbst die Spanier mit Abscheu und Schrecken erfüllten.

Stephens hat sich um die Überlieferungen von diesem canibalischen Cultus bemüht und theilt dieselben mit. Der Altar hatte eine hinlängliche Breite für die opfernden Priester, wie für den Götzen, dem zu Ehren die Menschen geschlachtet wurden; er war aber auch so gestellt, daß ihn das Volk, welches dem Opfer beiwohnte und sich um den Fuß des Opferplatzes drängte, in den Augen haben konnte. Die Opfer wurden völlig nackt herbeigeführt. Man legte dieselben auf die convexe Oberfläche des Altars, sodaß der Körper ein wenig gebogen ward; der Rumpf lag emporgehoben, Kopf und Füße aber tiefer. Vier Priester hielten Arm und Beine, ein fünfter mittels eines hölzernen, schlangenförmigen Instruments den Kopf. Hierauf näherte sich der Oberpriester. Mit einem scharfen Kiesel versehen, öffnete er dem Opfer die Brust, zog das zuckende Herz heraus und, nachdem er es der Sonne entgegengehalten, warf er es zu den Füßen des Götzen. Da der Götze hohl und von gigantischen Formen war, so steckte man ihm auch zuweilen mittels eines silbernen Löffels die rauchenden Eingeweide in den Mund. War das Opfer ein Kriegsgefangener, so schnitt man ihm den Kopf ab, um den Schädel aufzubewahren, und der verstümmelte Körper wurde alsdann die Stufen herabgestürzt. Der Soldat oder Offizier, dem er nach Kriegsrecht gehörte, schaffte ihn dann in seine Hütte und verschmauste ihn festlich mit seinen Freunden; war er nur ein für den Opferdienst erkaufter Sklave, so nahm ihn sein früherer Herr in Empfang und verspeiste ihn ebenfalls.

Nachdem Stephens in der Gegend von Guaguetepange die fossilen Überreste eines ungeheuern Mastodon untersucht und die Ruinen, Las cuevas genannt, wie mehre sehr alte Gräber, in denen sich Vasen und Dreifüße von sehr sonderbarer Arbeit vorfinden, in Augenschein genommen, trat er seine Reise nach den berühmten Ruinen von Palenque an. Die Reisenden, welche über das Gebirge gehen, bedienen sich gewöhnlich entweder der Hammacas oder der Sillas. Der Hammaca ist eine mit Kissen ausgelegte Sänfte, die von vier Indianern getragen wird; der Reisende sitzt darin nach der Seite, und nur sehr schwerfällige Leute und die Padres bedienen sich ihrer. Der Silla (Armsessel) wird nur von einem Indianer auf dem Rücken getragen. Mit einer Bedeckung von 20 Indianern, die mit einem Silla versehen waren, reiste Stephens eines Morgens ab. Das Land, das sie durchzogen, war ebenso wild, ebenso wüst wie bei der Ankunft der eindringenden Spanier; weder eine Wohnung noch eine Spur von Civilisation konnten die Reisenden wahrnehmen. Der Weg führte durch ungeheuere Wälder. Die Bäume waren so dicht gewachsen und durch Rauchwerk und Schlingpflanzen so verstrickt, daß sie nur mit Mühe durchdringen konnten; sehr oft mußten sie sich auf die Maulthiere legen oder absteigen, weil die Äste ein sehr dichtes und zugleich sehr niederes Gewölbe bildeten. An manchen Orten schienen die Gipfel der Bäume wie abgemäht und die Blätter waren getrocknet und zusammengeschrumpft; es war das Zeichen, daß der Tornado die Gegend verheert hatte. Sie wurden das eine Mal von drei Indianern überrascht, die ganz nackend gingen, bis auf einen geringen Streifen Kattun, den sie um die Lenden gewunden hatten. Diese Indianer waren mit Keulen bewaffnet. Einer derselben, jung und wundervoll gebaut, erschien den Reisenden gleich einem Herrn dieser herrlichen und unermeßlichen Wälder. Kurze Zeit darauf überschritten die Reisenden einen Strom, an welchem Indianer mit Fischfang beschäftigt waren und ein treues Bild von dem wilden Leben lieferten, das in den ersten Zeitaltern der Welt geführt wurde.

Nach zehn Stunden fingen die Reisenden an emporzusteigen; der Weg war so mühselig, daß kaum die nur mit Satteln beladenen Maulesel fortkommen konnten. Die Indianer waren darum um so mehr erstaunt, daß die Reisenden von dem Silla, den sie gemiethet, keinen Gebrauch machten. Allein, sagt Stephens, obschon uns der Weg unendlich sauer ward, konnten wir uns doch nicht entschließen, uns von diesen unglücklichen Indianern tragen zu lassen und der Bürde, unter der dieselben, indem sie das Gepäck trugen, schon seufzten, noch eine zweite hinzuzufügen. Indessen wurde es Nacht, ohne daß die Reisenden ihr Ziel erreichen konnten, und da sich Stephens in einem kranken und leidenden Zustand befand, so mußte er zu dem Silla doch seine Zuflucht nehmen. Die Indianer, welche die Träger machen sollten, waren, wie alle andern, klein von Gestalt, aber untersetzt und stark gebaut. Einer von ihnen nahm den Silla gleich einem Tragkorb auf seine Schultern; zwei andere hielten sich für mögliche Unfälle an den Seiten. Anfänglich gewährte die Art der Fortbewegung Stephens große Erleichterung; allein der Weg erhob sich außerordentlich, und der Indianer hielt schon nach einigen Minuten an, um Athem zu schöpfen. Während er dann fortfuhr unter seiner Last die Felsen zu erklimmen, stieß er unausgesetzt tiefe Seufzer aus,

die Stephens das Tragen alsbald verleideten. Diese Seufzer, die dem Röcheln eines Sterbenden gleichen, sollen den Sillaträgern eigen sein. Stephens saß das Gesicht nach der Seite gewandt, woher sie kamen; als er über seine Schultern blickte, gewahrte er, daß sich der Träger einem Abgrunde von einigen Tausend Fuß näherte. Er wollte absteigen, aber die dienstfertigen Indianer konnten oder wollten seine Zeichen nicht verstehen. Der Ohnmacht nahe, überließ sich deshalb der kranke Stephens seinem Schicksale. Der Indianer schritt mit Vorsicht vorwärts, indem er sorgfältig jeden Stein, jedes Felsstück prüfte, bevor er den Fuß darauf setzte. Er war so ziemlich dem Abgrunde genaht, als er einen Seufzer ausstieß, der erbärmlicher klang als alle vorhergehenden, dabei wankten seine Knie und es hatte für Stephens ganz den Anschein, als sollten er und sein Träger zusammen in den Abgrund stürzen. Zu Stephens' Beruhigung nahm der Zug eine andere Wendung des Weges und er wünschte sich schon Glück, einer großen Gefahr entgangen zu sein, als sie aufs neue anfingen herabzusteigen und die Lage des Leidenden noch viel unangenehmer wurde. Außer Athem, erschöpft und zusammensinkend, hielt der Indianer an, und ein zweiter schickte sich an, ihn zu ersetzen; aber Stephens hatte genug, er hatte mehr moralische Pein ausgestanden, er war mehr angegriffen, als wenn er den Weg zu Fuße zurückgelegt hätte.

Nachdem die Reisenden unter großen Beschwerden in Palenque angekommen waren, machte sich Stephens alsbald an die Untersuchung der in der Nähe befindlichen, nur den Namen nach bekannten und einer schon vor dem Eindringen der Spanier erloschenen Civilisation angehörenden Ruinen. Im J. 1750 drang ein sich von den im Innern Mexicos niedergelassenen Spaniern getrennter Haufe Abenteurer gegen die Ebene vor, die im Norden des Districts Carmen, in der Provinz Chiapa, sich ausbreitet. Inmitten einer wilden Einöde fanden die Eindringlinge hier Reste von steinernen Bauten und Ruinen, die einer sehr alten Stadt angehören mußten und die sich in einem Umfange von 19 Meilen Breite und 24 M. Länge erstreckten. Die Indianer nannten diese Überreste auf spanisch Casas de piedras. Man erschöpfte sich in Fragen über diese Ruinen. Wer mochte diese Stadt erbaut, wie mochte dieselbe geheißen haben, welches mochte das Schicksal dieser Civilisation gewesen sein, die längst untergegangen, als die Spanier den Boden Amerikas betraten! Man nannte die Ruinen nach dem Dorfe Palenque, welches in der Nähe gelegen ist.

Im J. 1786, 30 Jahre nach der Entdeckung dieser Ruinen, befahl der König von Spanien, dieselben zu untersuchen und sorgfältig zu studiren. Am 3. Mai 1787 gelangte zu diesem Zwecke, vom Gouvernement von Guatemala beauftragt, der Capitain Antonio del Rio hier an. Er unterzog sich unmittelbar der Erforschung, aber die Dichtheit der Bäume und des Gesträuchs, die inmitten der Trümmer emporgeschossen waren und jedes Eindringen verhinderten, setzte dieser Untersuchung alsbald ein Ziel. Del Rio mußte in das Dorf Palenque zurückkehren und sich mit dem Alcalden über die zu ergreifenden Maßregeln vereinigen. Zweihundert Indianer des Dorfes Tombola wurden angenommen. Mit Hacken und Äxten bewaffnet, fällten sie die Bäume, trennten das Gesträuch und die Schlingpflanzen und öffneten den Ort, indem sie die Holz- und Pflanzenhaufen unter Feuer setzten. Der Bericht des Capitain del Rio erkennt an den Ruinen von Palenque einen ägyptischen Charakter. Derselbe schließt mit dem Doctor Paul Felix Cabrera, welcher den Bericht mit Anmerkungen begleitete, daß das Volk, das einst diese Stadt bewohnte, ägyptischen Ursprungs müsse gewesen sein. Dieser Bericht blieb indessen in den Archiven von Guatemala vergraben, bis das Manuscript in die Hände eines Engländers fiel, der es 1832 zu London veröffentlichte. Es war so gänzlich in Vergessenheit gerathen und Europa hatte über den großen politischen Ereignissen den Ruinen von Palenque so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, daß 1831 die literarischen Zeitschriften die Entdeckung dieser Ruinen als eben erst von dem Obersten Galindo gemacht angekündigt hatten.

Stephens hat über den Umfang dieser Ruinen die Indianer der Gegend sehr umständlich ausgefragt. Dieselben behaupteten, daß die Trümmer einen Raum von mehr als 60 Meilen bedecken. Allein, da die Gegend von ganz undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist, in denen man, selbst die Axt in der Hand, keine Aussicht haben kann, da ferner die Eingeborenen schon der Aberglaube verhindert, in den Schoos dieser düstern, mit geheimnißvollen Bauten durchzogenen Wälder einzudringen, so mißt Stephens diesen Aussagen ebenso wenig Glauben bei, als er die Ausdehnung der Ruinen selbst zu bestimmen wagt. Jedenfalls hält er diese Ausdehnung aber für sehr beträchtlich.

Die Reisenden waren zu Palenque während der Regenzeit angekommen. Dieser üble Umstand legte jedoch ihrer Expedition kein Hinderniß in den Weg, denn die Morgen waren durchgängig heiter. Die Hauptschwierigkeit für das Unternehmen bestand darin, daß die Indianer der Gegend weder Äxte noch Spitz- und Rodenhacken besaßen; es stand ihnen kein anderes Instrument zu Gebote als eine Art hier gebräuchliches Jagdmesser, das einem Säbel mit kurzer, platter Klinge gleicht. Überdies hatten sie auch alle mögliche Mühe, die zum Werke erfoderliche Zahl von Indianern aufzutreiben, denn die Bevölkerung war eben mit der Bestellung des Ackers beschäftigt. Die Indianer, welche durch Vermittelung des Alcalden den Reisenden an die Hand gingen, kamen spät, entfernten sich zeitig und keiner wagte in den Ruinen zu übernachten. Hunderte von Morgen Landes wurden dennoch auf diese Weise umgewühlt und man kann sich vorstellen, wie viel Zeit, Ausdauer, Geld und Mühe Stephens daran setzen mußte.

Nach längerer Arbeit hatten die Untersuchungen zu einem Gebäude von beträchtlichem Umfange geführt, das den Anblick und die Verhältnisse eines Palastes gewährte und in welchem sich die Reisenden förmlich einrichteten. Es war in oblonger Form auf eine künstliche Erhöhung erbaut und maß gegen 228 Fuß in der Front, gegen 180 Fuß hatte es Tiefe und nur 25 Fuß Höhe. Um dasselbe herum lief ein großes steinernes Gesims. Die Façade war von 14 Thüren durchbrochen, jede neun Fuß breit; die Steine, mit denen die Thüren ausgeführt, hielten sechs bis sieben Fuß Breite.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Bazin der Ältere in Paris übersetzte neuerdings ein chinesisches Drama, welches den Titel „Pi-pa-Ki" führt, in Peking um das Jahr 1404 aufgeführt worden ist und, wie Bazin sagt, von den Chinesen als eine werthvolle Erinnerung an die Sitten jener Zeit betrachtet wird. Bazin's Übersetzung ist durch ein ebenfalls aus dem Chinesischen übersetztes Gespräch zwischen einem chinesischen Verleger und einem jungen Autor eingeleitet, worin das genannte Drama von den Unterrednern einer Prüfung unterworfen wird. Somit ist diese Publication sowol als ein Specimen des chinesischen Dramas wie der chinesischen literarischen Kritik von Interesse. Wir dürfen noch hinzufügen, daß die Vorlesungen über die chinesische und malayische Sprache, welche unter Autorität des Ministers des öffentlichen Unterrichtes, in Paris von den Herren Bazin und Dulaurier gehalten werden, einen so ermuthigenden Fortgang hatten, daß man jetzt sogar einen Lehrstuhl für die thibetanische Sprache errichtet und einem ausgezeichneten jungen Linguisten, Herrn Foucaux, anvertraut hat.

Für die Veröffentlichung wird folgendes interessante Werk vorbereitet: „The life of Sir David Wilkie, his tours in France, the Netherlands, Italy, Spain, Germany, Turkey, the Holy-land, and Egypt", mit Wilkie's auserlesenem Briefwechsel und seinen Bemerkungen über Kunst und Künstler (3 Bände). Herausgeber, Anordner und Biograph ist Allan Cunningham. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 85. — 26. März 1842.

Volksunterricht in England.

In der zu Florenz erscheinenden Zeitschrift „Guida dell' educatore", welche seit dem Beginn des J. 1836 von dem wie um das Erziehungswesen im Allgemeinen, so namentlich um den Unterricht der ärmern Classen sehr verdienten Lambruschini, über den schon einmal vor längerer Zeit in d. Bl. (in Nr. 5 f. 1836) gesprochen wurde, herausgegeben wird, liest man in Nr. 57 und 58 einen Aufsatz: „Educazione popolare in Inghilterra." Der Verfasser desselben ist ein Livornese deutscher Herkunft, Heinrich Mayer, durch persönliche Verhältnisse in Süddeutschland, namentlich in Würtemberg, vielfach bekannt. Seit mehren Jahren mit dem theoretischen und praktischen Erziehungswesen beschäftigt und Alles beachtend, was in diesem Zweige zum Vorschein kommt, hat Hr. Mayer einen großen Theil Europas in der Absicht bereist, den Zustand des Volksunterrichts kennen zu lernen. Die Resultate seiner Erfahrungen denkt er in einer pädagogischen Reise niederzulegen, von welcher er schon eine Reihe von Bruchstücken in der florentiner „Antologia" und nachmals in der „Guida dell' educatore" bekannt gemacht hat, denen der gegenwärtige ziemlich umfangreiche Aufsatz sich anschließt, dessen Resultate mit denen zu vergleichen, welche andere in neuerer Zeit über den fraglichen Gegenstand bekannt gemachte Arbeiten darbieten, von Interesse sein dürfte. Der Verfasser ist nicht Anhänger dieses oder jenes pädagogischen Systems: er hat in verschiedenen Ländern die Ergebnisse und Wirkungen der verschiedenartigsten Institutionen genau beobachtet und ist, so weit sich ermessen läßt, frei von Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen. Vielleicht theilen nicht Alle seine Ansicht in Betreff des Umfanges der Kinderasyle und der von ihnen zu erwartenden Resultate, oder hinsichtlich der dem Volksunterrichte zu gebenden Entwickelung. Dies thut indeß nichts zur Sache. Übrigens ist bei unserm Verfasser die Kenntniß vom Elementarschulwesen nicht auf bloße statistische Notizen oder auf Speculation beschränkt. Bei der Einrichtung der durch Privatkräfte gegründeten und erhaltenen, nun schon seit mehren Jahren bestehenden Kinderasyle in Toscana vielfach und mit großem Erfolge thätig, hat Hr. Mayer Gelegenheit gehabt, die praktische Seite gründlich kennen zu lernen: die Vortheile einer völlig unabhängigen Stellung sind ihm dabei auf alle Weise zu Hülfe gekommen, sodaß sein Urtheil mehr Beachtung verdient als das des bloßen Theoretikers. Es mag daher gestattet sein, das Wesentlichste aus seiner Arbeit hier im Auszuge zu geben, zum Theil des Verfassers eigene Worte gebrauchend, zum Theil nur seinen Ideengang folgend und das Einzelne aneinanderreihend.

In zwei Epochen, bemerkt er in der Einleitung, habe ich das Erziehungswesen in England beobachtet, zuerst 1833 und 1834, dann 1839. Die bedeutende Verschiedenheit zwischen beiden Epochen konnte mir nicht entgehen. Die erste war die des Wiederauflebens nach langem Schlummer, die zweite eine Zeit bewegten Lebens. Welcher der Zustand des Elementarunterrichts in England vor 1833 war, läßt sich aus verschiedenen Werken ermessen, namentlich aber aus zweien, dem Buche Arrivabene's über die Wohlthätigkeitsanstalten Londons und dem von J. H. von Wessenberg über die Volkserziehung. Wer aber das Detail kennen will, dem ist es nöthig, die bänderreichen Verhandlungen durchzulesen, welche seit 1816, zuerst von Brougham veranlaßt, im britischen Parlamente über diesen Gegenstand vorkamen und welche für jetzt das Resultat gehabt haben, daß 1833 zum erstenmale die Summe von 20,000 Pf. St. zur Unterstützung des Elementarschulwesens vom Hause der Gemeinen votirt wurde. Neben diesen und andern öffentlichen Documenten, z. B. den Berichten über den Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten, über die in den Fabriken arbeitenden Kinder, über den Pauperismus u. s. w., welche alle indirect hierher gehören, gibt es noch eine Menge anderer, welche, wenn sie auch mehr den Privatcharakter an sich tragen, dennoch der Öffentlichkeit zufallen, wie in England mehr oder minder Alles in Folge der politischen Institutionen. So ist es mit den Drucksachen der philanthropischen Gesellschaften, welche sich in die schwere Aufgabe getheilt haben und in öffentlichen Versammlungen wie in Jahresberichten von den erlangten Resultaten Rechenschaft geben. Die beiden bedeutendsten derselben sind: die britische Gesellschaft für die Gründung von Schulen in England und die Nationalgesellschaft zur Beförderung des Armenunterrichts, gemäß den Grundsätzen der anglicanischen Kirche. Diese beiden haben auf das ganze Land großen Einfluß ausgeübt und sie sind es, denen das

Parlament die Vertheilung der erwähnten Subsidiengelder anvertraut hat.

Was nun zuvörderst die Statistik des Volksschulwesens betrifft, so ist es um so mehr unmöglich, genaue Daten über dieselbe zu geben, als die statistischen Forschungen in Großbritannien überhaupt ziemlich neu sind und jenes Schulwesen keinen Theil der öffentlichen Verwaltung bildet. Einzelne Untersuchungen, sowie die Bemühungen von Gesellschaften waren darauf gerichtet, diesem Mangel abzuhelfen: aber es ist leicht begreiflich, daß die Resultate derselben sich schwer miteinander vergleichen lassen, indem sie, von verschiedenen Principien ausgehend, nicht zu übereinstimmenden Schlüssen führen können. Brougham berichtete 1820 im Unterhause, er habe mehren Hunderten von Pfarrern Circulare zugesandt, um die Zahl der Schulen und Schüler approximativ zu bestimmen. Aus den ihm zugekommenen Antworten habe er entnehmen zu können geglaubt, daß von 12,000 Pfarren in England 3500 gar keine Schulen hatten, 3000 Pfarrschulen alter Stiftung, während in den übrigen 3500 die Schulen durch die freiwilligen Beiträge der Bewohner unterhalten wurden. Er berechnete zu ungefähr 500,000 die Zahl der Zöglinge in letztern Schulen, zu 165,000 die in den Pfarrschulen und zu 53,000 die bei Frauen mehr in Verwahrsam als in die Lehre gegebenen Kinder. Er fügte hinzu, daß die Schulen des wechselseitigen Unterrichts gegen 200,000 Kinder in 1520 Schulen enthielten und nach der Einrichtung derselben das Verhältniß der die Schule besuchenden Kinder zur Gesammtbevölkerung sich ungefähr wie 1 : 16 stellte, während es früher wie 1 : 21 war. Bei der Bestimmung dieses Verhältnisses ist auf die Kinder zwischen 7 und 13 Jahren Rücksicht genommen, welche nach der gewöhnlichen Annahme ein Neuntel, in England aber beinahe ein Zehntel der Bevölkerung bilden. Nehmen wir die Zählung der Bewohner Englands an, welche 1831 die Summe von 13,091,005 Seelen gab, so würden wir das genannte Jahr 1,309,100 Kinder von 7 — 13 Jahren haben. Für die Jahre 1837 und 1838 würde sich nun die Gesammtzahl auf etwa 1,500,000 belaufen. Nun gibt der Bericht der schon genannten Nationalgesellschaft von 1839 die Zahl der von ihr abhängigen Schulen zu 6778 mit beinahe 600,000 Zöglingen an. Diejenigen Schulen dazu gerechnet, welche, ohne zu jener Gesellschaft zu gehören, gleichfalls die Kinder gemäß den Grundsätzen der anglicanischen Kirche erziehen, ergibt sich die Zahl von 17,341 mit mehr denn einer Million Zöglinge. Die Gesellschaft für Sonntagsschulen gibt aber allein schon die Zahl von $1^1/_2$ Million an, sodaß, wollte man auch die Zahl derjenigen Kinder nicht ausschließen, von denen, da sie zu den wohlhabendern Classen gehören, sich nicht annehmen läßt, daß sie die National- oder Sonntagsschulen besuchen, man glauben möchte, diese beiden Gesellschaften reichten vollkommen hin, den Bedürfnissen des Elementarunterrichts zu genügen. Aber dem ist keineswegs so: vielmehr sind die Zahlenangaben sehr übertrieben, wie unter Anderm von F. Hill in seinem zu London 1836 erschienenen Buche über die Nationalerziehung nachgewiesen wird. Die britische Gesellschaft gesteht dagegen offen, es fehle ihr an Mitteln, die Zahl ihrer Schulen und folglich der Schüler mit Bestimmtheit anzugeben.

> Kein Theil der englischen Statistik — sagt Hill — ist so sehr vernachlässigt worden wie der die Erziehung betreffende. Die Folge davon ist, daß die unbegründetsten und widersprechendsten Ideen über ihren gegenwärtigen Zustand in Umlauf sind. Die Einen behaupten, die Bildungsmittel seien jetzt Jedem zugänglich, und es gebe Wenige, die aufwachsen, ohne mindestens die Grundzüge des Wissens sich anzueignen; Andere dagegen geben an, die jetzigen Vorkehrungen für den Volksunterricht seien völlig unzulänglich, sodaß Tausende und Tausende im traurigen Zustande unfreiwilliger Unwissenheit zu reiferm Alter gelangen.

Welche von den beiden Behauptungen die wahre ist, unterliegt leider keinem Zweifel: es ist die schlimmste. Den Beweis lieferten die neuerdings in verschiedenen Theilen des Landes von vorurtheilsfreien Personen angestellten Untersuchungen. Die Art und Weise, womit diese Untersuchungen angestellt worden, und die Resultate, welche sie geliefert, haben nicht nur die Aufmerksamkeit der Einzelnen, sondern auch die des Parlaments auf sich gezogen. Namentlich war dies der Fall mit den Arbeiten der statistischen Gesellschaften von Manchester und London, der londoner Centralgesellschaft für das Erziehungswesen und des Comité für die Reform der Armengesetze, wie mit den Forschungen verschiedener Privatpersonen, welche von der letzten Commission, deren Bericht dem Unterhause 1838 vorgelegt ward, untersucht wurden. Dieser Bericht ist unter den bisher bekannt gemachten officiellen Documenten dasjenige, welches die größte Menge von Thatsachen, Beobachtungen und Vorschlägen enthält. Die Hauptschlüsse sind folgende: 1) daß es in der Hauptstadt und den großen Städten für die Kinder der arbeitenden Classen sehr an Erziehungsmitteln fehlt; 2) daß diese Erziehung nicht blos auf wenige beschränkt, sondern sehr mangelhaft ist; 3) daß ohne irgend ein kräftiges und nachhaltiges Einschreiten der Regierung aus dieser Vernachlässigung bedenkliche Übel für alle Stände entstehen können. Diese Schlüsse halten freilich nur die großen Städte im Auge, weil man nur in Hinsicht auf diese hinlänglich zuverlässige Daten zu sammeln im Stande gewesen ist. Nachmalige halbofficielle Publicationen fügen indeß hinzu, daß, wo die Untersuchungen auf Landdistricte ausgedehnt worden sind, derselbe Mangel an hinreichenden Hülfsmitteln für den Volksunterricht sich vorgefunden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der Reisebericht des Amerikaners Stephens über Centralamerika, insbesondere über die Ruinen von Palenque.

(Beschluß aus Nr. 84.)

Unter andern auffallenden und merkwürdigen Dingen fand Stephens hier ein Basrelief, das mit Sand und Kalkmörtel auf Stein ausgeführt war und dessen Oberfläche eine Lage Stuk bedeckte, auf welcher verschiedene, den Hieroglyphen ähnliche Malereien ausgeführt waren: das Ganze aber umgab eine fein gearbeitete, sieben Fuß hohe und sechs Fuß breite Einfas-

sung. Nur ein Theil davon war unversehrt geblieben. Die Hauptfigur unter diesen Malereien stand aufrecht und zeigte sich im Profil. Stephens fand den Gesichtswinkel außergewöhnlich; er hielt nicht weniger als 45 Grad. Der Kopf der Figur schien durch Druck verlängert, ganz nach der Procedur, deren sich heute noch die Chactaws und die andern plattköpfigen Indianer Nordamerikas bedienen. Was die Gesichtszüge anlangte, so boten sie kein Verhältniß zu den Physiognomien der gegenwärtigen Einwohner dar. Stephens behauptet auch, daß, wenn der Künstler die Personen des fraglichen Basreliefs nach lebenden Modellen und nicht nach der Willkür seiner Phantasie sollte gearbeitet haben, so handle sich es hier um eine jetzt gänzlich erloschene Race. Der Kopfputz sollte augenscheinlich Vogelfedern darstellen. Die Schultern waren mit einer Art kleiner mit Nägeln eingefaßter Epauletten verziert. Eine Halskrause fiel auf die Brust herab. Welcher Stoff im Gürtel dargestellt war, konnte man nicht erkennen. Die Tunica, mit welcher die Gestalt bekleidet, schien ein Leopardenfell vorzustellen. Die Hand hielt einen Stock oder Scepter. Zu den Füßen der Hauptperson kauerten zwei kleine Figuren in bittender Stellung. Der Stuk war überdies von bewundernswürdiger Festigkeit, er war so hart wie gediegener Stein. Sämmtliche Gemälde waren in Roth, Blau, Schwarz und Weiß ausgeführt. Stephens führt noch an, daß seine und die Phantasie seiner Begleiter alle möglichen Anstrengungen gemacht habe, die Gegenstände des Basreliefs zu erklären, daß sie aber zu keinem genügenden Resultate gekommen seien.

Stephens geht hierauf in die kleinsten Einzelheiten über das Innere des mysteriösen Palastes ein. Er zählt die vielen Höfe auf, die Bögen, die Corridors, die verschiedenen Gemächer und beschreibt die hieroglyphischen Figuren, mit denen die Wände bedeckt waren. Er beschreibt ferner eine Art von Oratorium sehr ausführlich, das die Zeit besonders verschont hatte. Die Figuren der Basreliefs waren darin besonders gut erhalten. Er vermuthet, daß an diesem Orte die Mysterien eines uns unbekannten Cultus seien gefeiert worden; dieser Gedanke erfüllte sie Alle mit einer gewissen Scheu und mit Ehrfurcht.

Stephens schildert auch ein Monument, von dem er annimmt, daß auf dessen Mauern die Gesetze des Gemeinwesens *mußten* geschrieben stehen. Dieses Bauwerk erhob sich stockweise und bildete der Ansicht nach eine abgeplattete Pyramide; indessen nahm er keine Verbindung zwischen dem Erdgeschosse und den Stockwerken wahr. Die Mauern waren außen mit Stuk bedeckt und innen mit Hieroglyphen übersäet; um das Ganze lief eine Reihe steinerner, eine Balustrade bildender Pfeiler.

Aus dem Raume, den diese Ruinen einnehmen, aus der Lage und Anzahl der Paläste, der Tempel und der großen öffentlichen Gebäude schließt Stephens wol mit Recht, daß die *unbekannte* Stadt von einem außerordentlichen Umfange müsse gewesen sein. Zu bestimmten, allgemeinen Resultaten kann er indessen nicht gelangen. Welches aber auch das Alter und die Ausdehnung dieser imposanten und das Gemüth Stephens' und der übrigen Reisenden einnehmenden Trümmer sein mag, so viel geht aus den Beschreibungen hervor, daß hier einst ein gebildetes Volk gelebt, welches alle Epochen nationaler Blüte und nationalen Verfalls durchlebt habe, ein Volk, das seine Geschichte, seine kriegerischen und friedlichen Thaten und Jahrbücher müsse gehabt haben. Diese Tempel und Paläste, diese zerfallenen, vielleicht von feindlicher Hand umgestürzten Altäre und Monumente, welche Stephens so genau abschildert, beweisen nicht allein von Geschmack und von Geschicklichkeit ihrer Erbauer, sondern sie sind auch sprechende Zeugen von der Größe und Bildung eines Gemeinwesens, das so große Mittel zu dergleichen Unternehmungen besitzen konnte. Wir konnten nicht unterlassen, sagt Stephens, uns im Geiste alle diese in Staub geworfenen Werke wieder aufzubauen; wir foderten aus dem Schoose des Waldes alles Das zurück, was in seinen Tiefen begraben lag; wir versetzten uns in die Vergangenheit und stellten uns diese Stadt vor mit ihren Terrassen und Pyramiden, mit ihren Sculpturen und Malereien, mit der Bewegung und dem Geräusch einer zahlreichen Bevölkerung.

Jede sichere Bestimmung über die Zeit, in welcher diese Bauwerke errichtet wurden, scheint Stephens gewagt. In einer Entfernung von zehn Stunden liegt ein Dorf „Las-Tres-Cruces" benannt, das seinen Namen von drei Kreuzen haben soll, welche Cortez errichtete, als er von Mexico durch den See Peter nach Honduras zog. Cortez muß also nach dieser Tradition in einer solchen Entfernung bei Palenque vorbeigekommen sein. Wenn dies nun eine bewohnte, lebendige und keine todte Stadt gewesen wäre, meint Stephens, so würde Cortez auch sicherlich davon erfahren und nicht gezögert haben, einen so ansehnlichen Ort einzunehmen und zu unterwerfen. Da aber die in allen Einzelheiten bekannte Geschichte von der Besitznahme Centralamerikas von einem solchen Acte schweigt, so schließt Stephens mit Recht, daß schon zu Cortez' Zeiten Palenque Das war, was es heut ist, nämlich eine zerfallene Stadt ohne Einwohner, ohne Namen und ohne Andenken.

Bis zu welcher Epoche verliert sich aber der Ursprung dieser Stadt? Zu welcher Race gehörten die Bewohner von Palenque? Diese Fragen zieht Stephens mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit in Erwägung und beantwortet dieselben wenigstens negativ. Der Capitain Dupaix, der diese Ruinen nach del Rio besuchte, legt ihnen einen antediluvianischen Ursprung bei. Zu dieser Annahme wird er vermocht, weil sich Erdschichten gebildet und den größten Theil der Ruinen bedeckt haben, weil auf denselben sogar riesenhafte und ein hohes Alter beurkundende Bäume emporgeschlagen sind. Die Expedition des Capitain Dupaix fand 30 Jahre vor Stephens' Ankunft zu Palenque statt. Vor Dupaix hatte del Rio den Ort mit Feuer und Eisen verheert, und doch fand Ersterer die Dinge in einem so verwachsenen und verwilderten Zustande, wie 30 Jahre nach ihm Stephens. Der Letztere schließt aus diesem Umstande mit Grund, daß gerade hier die Vegetation keine Jahrhunderte, geschweige Jahrtausende brauche, um Bäume und Sträucher von bedeutender Größe auszubilden. Die Erdagglomeration findet aber Stephens keineswegs so bedeutend. Er erklärt, daß ein mit seiner Hacke bewaffneter irländischer Bauer diese vermeintliche Anhäufung, diesen antediluvianischen Niederschlag, in einigen Stunden in ziemlicher Ausdehnung würde aufgewühlt haben. Das einzige Mittel, zur Wahrheit über den Charakter und den Ursprung dieser Ruinen zu gelangen, dürfte aber wol nur eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung derselben sein. Die Ruinen von Palenque müssen mit den architektonischen Monumenten und den Sculpturen, welche die verschiedenen Zeitalter und Völker aufzuweisen haben, verglichen werden, wenn sich die Untersuchung nicht in haltlosen Annahmen und Hypothesen erschöpfen soll.

Als ein Kenner der alten Architektur und der Völkergeschichte bereitet Stephens eine solche vergleichende Untersuchung der Ruinen in seinem Buche vor. Zuvörderst spricht er aus, daß die amerikanischen Ruinen nichts vom Cyklopischen haben, daß sie weder den Werken der Griechen noch der Römer gleichen, daß dieselben überhaupt mit den Ideen europäischer Baukunst nichts gemein haben, und daß man für Gleichartiges nur in Asien oder Afrika suchen könne. Man hat oft behauptet, in früherer Zeit seien von China und Japan aus Einwanderungen auf die westlichen Küsten von Amerika geschehen und die verschollene Civilisation Südamerikas habe davon ihren Ursprung erhalten. Allein Stephens findet in den Überresten auch nicht die geringste Spur, die auf eine Verwandtschaft mit den ihren Sitten und ihrer Kunst so viele Jahrhunderte treugebliebenen Chinesen führen könnte. Ingleichen behauptet Stephens auch sehr entschieden, daß die amerikanische Kunst und Architektur gar keine Übereinstimmung mit den Überresten habe, welche Ostindien von seiner frühern Cultur aufweist. Die Hindus, sagt er, bauten unermeßliche, in den Felsen gegrabene, von massiven Pfeilern unterstützte Gewölbe, während die amerikanischen Ruinen nichts Gleiches darbieten, obschon die Beschaffenheit des Landes zu Bauten der Art auffodert. Eine Eigenthümlichkeit

der amerikanischen Monumente ist es vielmehr, daß dieselben alle auf künstlichen Erderhöhungen errichtet sind. Überdies wählte die Sculptur der Hindus Gegenstände von häßlichem Wesen und ausschweifenden Formen, und in den Ruinen von Palenque sind bis jetzt keine Darstellungen von solch verdorbenem Geschmacke und einer excentrischen Einbildungskraft gefunden worden.

Es bleibt also nur noch der ägyptische Ursprung übrig. Die Ähnlichkeit, die man zwischen den ägyptischen und den amerikanischen Monumenten wahrnimmt, ist die Pyramidalform. Indessen bemerkt Stephens ganz trefflich, daß sich diese Form dem menschlichen Geiste im Allgemeinen überall von selbst aufdrängen mußte, indem es die einfachste und sicherste Art sei, einem hohen Baue Sicherheit und Festigkeit zu geben; und böte die Bauart sonst keine schlagenden Ähnlichkeiten dar, so könne man wol darum den verschiedenen Völkern, bei denen diese Form gebräuchlich gewesen, keine Gemeinsamkeit des Ursprungs zuschreiben. Die ägyptischen Pyramiden, fährt er fort, sind sämmtlich nach einer Form, zu einem Zwecke gebaut; sie haben sämmtlich eine viereckige Basis, sie erheben sich etagenweise und nehmen so ab, daß sie in einer Spitze enden. Unter den amerikanischen Ruinen findet man allein in denen zu Copan etwas dem Ähnliches, und noch sieht man da nicht eine vollkommene, ein Ganzes bildende Pyramide, eine Masse, die ihre vier Winkel und ihre vier Seiten hat, sondern die dortigen Pyramiden bilden deren nur drei und, anstatt selbständig dazustehen, dienen sie alle dazu, ein anderes Gebäude zu stützen und zu vervollständigen. Was die übrigen Ruinen betrifft, so hat Stephens nur Baue gefunden, die mehr oder minder beträchtlich emporsteigen und von denen die einen an der Façade mit einer Flucht von Stufen versehen, die andern aber von Terrassen oder Platformen beherrscht sind.

Nachdem Stephens gründlich und umständlich die Monumente am Nil mit den Monumenten in den amerikanischen Wäldern verglichen und bewiesen hat, daß sie in keinem Zusammenhange miteinander können gestanden haben, glaubt er bei der Thatsache stehen bleiben zu müssen, daß das den schönen Künsten und der Cultur ergebene Volk von Palenque seinen Ursprung in der amerikanischen und nicht in der alten Welt gehabt habe. Das Volk von Palenque, sagt er, hat sich ohne Zweifel ohne fremde Meister, ohne entliehene Formen ausgebildet. Es lebte im Schoose dieser unbekannten Gegenden ein unterschiedenes, getrenntes, unabhängiges Menschendasein und gestaltete sich zu einem Volke, das so eingeboren war wie der Boden, den es bebaute, wie die Früchte, von denen es lebte, obgleich die Geschichte dieses Volks für uns gegenwärtig in Dunkel gehüllt ist.

Nach Stephens' Einsicht kann indessen nicht lange vor der Ankunft der Spanier die große Stadt Palenque in Trümmer gerathen sein; der Zustand und das gute Aussehen dieser Ruinen führen ihn zu dieser Annahme. Und er hat gewiß recht! Der Einfluß des Klimas und die Gewalt der Vegetation sind sehr thätige Gehülfen der Zerstörung in diesen Gegenden, und wenn man bedenkt, daß die Gebäude von Palenque jährlich sechs Monate der Flut der tropischen Regen ausgesetzt sind, daß sie im Stillen, aber ohne Unterbrechung, durch die Bäume und Pflanzen jeder Art, die in den Spalten der Mauern, in den Höfen und Thüren emporschlagen, bearbeitet werden, so erfodert es kaum einen Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten, um einen solchen Zustand der Dinge vorzubereiten.

Wir schließen hier unsern Bericht über das interessante Buch, in welchem Stephens die Untersuchung und das Studium der Trümmer von Centralamerika aufs neue anregt. Wir glauben, daß sich früher oder später die Dunkelheit, welche namentlich auf den Ruinen von Palenque ruht, gewiß aufhellen werde. Die Klöster, mit denen die Staaten Centralamerikas überschwemmt sind, bergen nach den Berichten aller Reisenden, und auch Stephens', reiche Sammlungen von alten Manuscripten, die von den ersten Padres und von den Kaziken, die zeitig das Spanische erlernten, herrühren, in denen die geschichtlichen Traditionen der amerikanischen Völker und Länder niedergelegt sind. Diese Documente schlafen seit Jahrhunderten in Vergessenheit, kein Auge befragt sie, keine Hand nimmt sich die Mühe, den dicken Staub abzuschütteln, der dieselben bedeckt. Jetzt der Unwissenheit und der Faulheit dieser Padres überlassen, werden sie uns vielleicht einst sogar den Schlüssel für die Hieroglyphen geben, mit welchen die Mauern von Palenque reichlich bedeckt sind und die der gelehrte Stephens bei aller Mühe nicht entziffern konnte. Auf die Annahme gestützt, daß seit dem gewaltsamen Ruine jener unbekannten Städte und Monumente erst drei Jahrhunderte verflossen sind, gibt Stephens sogar der Hoffnung Raum, daß Individuen oder Reste jener verschollenen Race, die einst diese Städte baute, möglicherweise noch in den Tiefen der unermeßlichen, von keinem Eroberer, keinem Europäer betretenen Wälder herumirren können; daß uns einst, wenn die europäische Bevölkerung Centralamerikas bis an die Ufer des stillen Oceans vordringen werde, Monumente von Stein und Kalk, mit Inschriften bedeckt, überhaupt die letzten und spätesten Überreste einer Civilisation, von der wir bisher keine Ahnung gehabt, vor die Augen treten werden. Ohne Zweifel müßten solche Entdeckungen über die erste Geschichte der Völker, über ihre Abstammung, selbst über die Entstehung des Menschengeschlechts wichtige Aufklärungen ergeben; sie würden manche einseitige, zu Gunsten der alten Welt aufgestellten Systeme und Hypothesen in ihrem eigentlichen Werthe zeigen, sie würden auch ein wahres Licht auf den Geist und das Wesen jener indianischen Völkerrace werfen, die wir bisher, nach der Versicherung spanischer Priester und eigensüchtiger Ansiedler, für Cultur und Bildung unfähig gehalten haben. Möchten darum muthige und mit Mitteln versehene Gelehrte ihren Fleiß und ihre Kräfte daran wenden, uns die historischen Überreste eines großen, unabhängigen, bis auf den Namen untergegangenen Völkerthums, so viel es möglich ist, weiter zu enträthseln suchen. Ruhm und Verdienst kann dabei gewiß nicht ausbleiben! 37.

Miscellen.

Mrs. Barbauld in ihrem „Essay on inconsistency in our expectations" sagt: „Wir sollten uns gewöhnen, die Welt wie einen großen Handelsmarkt zu betrachten, wo Fortuna verschiedene Waaren feilbietet, Reichthum, Zufriedenheit, Ruhm, Weisheit ꝛc. Jede hat ihren bestimmten Preis. Unsere Zeit, unsere Arbeit, unser Scharfsinn sind das baare Geld, das wir nach Möglichkeit vortheilhaft anlegen sollen. Prüfe nun, vergleiche, verwirf und wähle. Bleibe dann aber bei deiner Wahl und thue nicht wie das Kind, das kaum eine Sache gekauft hat, so weint und schreit es, weil es nicht eine andere besitzt, die es nicht gekauft hat. Keine Eigenschaft adelt den Menschen mehr als Festigkeit des Handelns. Selbst wenn Jemand unlöbliche Zwecke verfolgt — behält er sie unverrückt im Auge und erstrebt er sie mit Kraft, können wir ihm unsere Bewunderung nicht unbedingt versagen. Es ist das charakteristische Kennzeichen eines großen Geistes, beim Eintritte in das Leben sich einen wichtigen Strebepunkt zu wählen und seiner Wahl fest und beharrlich anzuhängen."

Als bei den zu Beaumaris in Wales gehaltenen Assisen nicht ein einziger Criminalfall vorgekommen war, sagte in Beziehung hierauf der englische Lord Oberrichter Dougherty, ein geborener Irländer, zu seinem irischen Bedienten: „Nun, Pat, was würden die Leute bei uns zu Hause dazu meinen?" „I nun ja", antwortete Pat mit großer Selbstzufriedenheit, „die Sache ist, diese Walliser sind ein so armes, erbärmliches Volk, daß sie gar nicht den Muth haben, etwas zu thun, wofür es sich der Mühe lohnte, sie zu hängen." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 86. — 27. März 1842.

Volksunterricht in England.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Wenn nun das gegenwärtige System des Unterrichts für die ärmern Classen seinem Zwecke wenig entspricht, sodaß man kaum begonnen hat, zwischen dem instructiven und dem educativen Principe bei denselben einen Unterschied zu machen: so ist doch, wenn bis jetzt in den grossen Städten für Das, was man Erziehung nennt, irgend etwas gethan worden ist, dies beinahe ausschließlich Privatpersonen zu verdanken. Hier und da haben Einzelne Schulen gestiftet und unterhalten sie; andererseits haben sich Associationen zur Beförderung des Volksunterrichts gebildet. Hier kommen nun die Kleinkinderschulen vorerst in Betracht. In England wie anderwärts ist die frühe Kindheit der Armen bis zum Jahrhundert, in dem wir leben, gänzlich vernachlässigt worden: England ist aber das erste Land gewesen, wo man versucht hat ein regelmäßiges Erziehungssystem einzuführen, welches die physischen, intellectuellen und moralischen Kräfte des Menschen zugleich berücksichtigt. Die erste Schule dieser Art wurde von Robert Owen zu New-Lanark 1816 eröffnet; zwei Jahre später entstand, hauptsächlich durch Vermittelung Brougham's, zu London eine zweite, deren Director, Buchanan, aus New-Lanark kam. Des Letztern Zögling war Wilderspin, welcher sein System der Entwickelung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten bei kleinen Kindern in einem Buche erläuterte, das, durch viele Auflagen gegangen und in fremde Sprachen übersetzt, außerordentlich viel Licht über diesen Gegenstand verbreitet hat. Überhaupt verdankt der Volksunterricht in England diesem Manne unendlich viel. Durch ihn angeregt, bildeten sich in allen Provinzen des Landes Gesellschaften zur Gründung von Kinderschulen: er selbst wurde gerufen sie einzurichten und die Lehrer zu unterweisen, und nach wenigen Jahren belief die Zahl der von ihm eröffneten Schulen sich bereits auf mehr denn Zweihundert. Dennoch schien das Ziel ihm noch sehr fern:

Es gibt — sagt er in einer 1832 erschienenen Schrift — hier und dort zerstreute Schulen, aber keine Centralgesellschaft hat sich gebildet, sie zu leiten und das Project einer Musterschule, nicht blos um die andern zu vervollkommnen, sondern auch um Lehrer und Lehrerinnen zu bilden, was so sehr wünschenswerth, ist nie ins Werk gesetzt worden.

Seit jener Zeit aber sind seine Wünsche in mancher Hinsicht in Erfüllung gegangen. In London hat eine Gesellschaft sich gebildet, deren Zweck ist, Lehrer zu erziehen und das System der Kinderasyle in Großbritannien und den Colonien zu verbreiten und zu verbessern. Die Musterschule enthielt 1839 gegen 200 Kinder, während die Zahl der in drei Jahren in ihr gebildeten Lehrer und Lehrerinnen sich auf mehr denn 250 beläuft. Bücher und andere Hülfsmittel waren bekannt gemacht worden und der wackere Secretair der Gesellschaft, G. Reynolds, hatte 1838 eine Reise nach den Manufacturdistricten Englands gemacht, welche ergab, wie sehr die Einrichtung von Kleinkinderschulen an solchen Orten noth thut, wo dem Kinde, sobald es zu einem Alter gelangt ist, welches seine Verwendung bei Handarbeiten möglich macht, keine Aussicht mehr zum Unterricht geboten ist. In London selbst war der Mangel an solchen Instituten so groß, daß die Gesellschaft beschloß, daselbst zehn neue Schulen zu eröffnen und sie einem Inspector unterzuordnen: eine Vorsicht, welche in England nur zu sehr vernachlässigt worden ist, indem es an guter und regelmäßiger Beaufsichtigung fehlt und Alles von der Geschicklichkeit und Redlichkeit der Lehrer abhängt. In der Geschichte der englischen Kleinkinderschulen, die noch keine bedeutende Reihe von Jahren zählt, sind übrigens bereits drei Phasen zu bemerken. Anfangs überwog der Gedanke Owen's, wie er ihn nicht nur in seinem 1812 erschienenen Werke über die gesellige Reform ausgesprochen, sondern auch in seinem großen Etablissement zu New-Lanark in Ausführung gebracht hatte. Das unter dem Namen einer Anstalt zur Bildung des Charakters eröffnete erste Asyl war ein großartiger Versammlungsort für die Kinder der Werkleute, in mehre Zimmer getheilt, in deren erstem sich die Kinder vom zartesten Alter befanden, die kaum allein zu gehen verstanden. Hauptaufgabe der Lehrerinnen war, sie zu unterhalten, und so ging es weiter in den spätern Abtheilungen, wo die Elemente des Vergnügens zugleich Elemente des Unterrichts und der Erziehung wurden. Es war das goldene Alter für die Kinder zu New-Lanark, währte aber nur kurze Zeit. Owen verließ England, um in der neuen Welt fruchtbaren Boden für seine socialen Systeme zu suchen: als er zurückkehrte, erkannte er, wie er selbst gestand, in den Kinderschulen sein Werk nicht mehr. Die ersten Institute in London wurden indeß

noch nach seiner Anleitung gegründet und die von ihm aufgestellte Ansicht hat sich noch in einzelnen Schulen in dem Maße erhalten, daß die Kinder dort wenig Anderes thun als singen und sich von früh bis spät bewegen, mimische Geberden des Lehrers nachahmend, welcher irgend einen Natur- oder Kunstgegenstände darstellenden Kupferstich erklärt oder eine arithmetische Operation in einem Liedchen vorträgt. Wilderspin gab dem Systeme seine zweite Gestaltung, nämlich die einer regelmäßigen intellectuellen und moralischen Erziehung. Es fehlte indeß nicht an Solchen, die ein Kinderasyl in ein wissenschaftliches Institut umwandeln wollten, und die armen Kinder wurden, statt zu singen und umherzuspringen, zu bewegungslosem Sitzen auf Schulbänken verurtheilt. Abstracte Definitionen, deren Sinn sie nicht verstanden, trockene Nomenclaturen, wo Worte statt der Dinge galten, brachten es dahin, daß confuse Ideen an die Stelle der Evidenz sinnlicher Gegenstände traten. Es war eine unglückliche Epoche, welche die Anstalten um einen groß Theil der Gunst des Publicums brachten. Freunde derselben, die sie rehabilitiren wollten, führten eine dritte Phase herbei, von der sich nicht absehen läßt, daß sie mehr zum Ziele führen wird. Es ist jene ascetische Tendenz, welche man jetzt den kindlichen Gemüthern einpflanzen möchte, vielleicht sehr zur Unzeit. Wenn nun die meisten der Kleinkinderschulen mehr oder minder vom Charakter an sich tragen, der diesen drei Phasen eigen ist, so gibt es doch einige, wo jene verschiedenen Tendenzen so ineinander verschmolzen sind, daß die wahre Natur der Institution ans Licht tritt. Jene Extreme sind nicht gute Resultate von an sich guten Principien. Man vereinige sie, ohne zu weit zu gehen, und Niemand wird leugnen, daß sie die beste Begründung kindlicher Erziehung sind. Wenn aber auch dies geschehen sein wird, noch fehlen den englischen Anstalten einige constitutive Elemente, ohne welche ihre Blüte immer precair bleiben wird. Es fehlt die Eintheilung der Kinder in mehre Classen; es fehlt Beschäftigung durch Handarbeit, ärztliche Pflege, regelmäßige Inspection durch Aufseherinnen; es fehlt in den meisten die mütterliche Zärtlichkeit. Fast überall ist die Leitung Männern anvertraut statt Frauen. Wie ersprießlich aber, ja, wie nöthig die Theilnahme dieser letztern ist, dies hat sich wol nirgend besser herausgestellt als in Italien, wo ihre Mitwirkung die besten Früchte trägt.

Die Asyle würden für die Kinder der arbeitenden Classen beinahe das einzige Erziehungsinstitut sein, gäbe es nicht die Sonntagsschulen. Indem diese Schulen die Kinder davor bewahren, Zeugen der Ausschweifungen zu sein, welche an Festtagen unter jenen Classen leider nur zu häufig vorkommen, üben sie eine sehr wohlthätige Wirkung aus. Wenige Familien gibt es, die nicht ihre Kleinen hinsenden. Die einzige Bedingung ist, daß sie reinlich gekleidet sind: doch gibt es für die Allerbedürftigsten Schulen, welche halbnackte Kinder aufnehmen. Die erste Sonntagsschule wurde 1780 eröffnet: jetzt finden in mehren Tausend beinahe eine Million Kinder Aufnahme und man hat nie Schwierigkeit gehabt, 40—50,000 Lehrer und Lehrerinnen zu finden, welche, während der ganzen Woche selbst mit der Hände Arbeit beschäftigt, dennoch freiwillig den freien Tag hergeben, sich dem wohlthätigen Werke zu widmen. So zählt das große Institut dieser Art zu Stockport 400 Lehrer, die nicht nur keine Retribution beziehen, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten selbst von dem Ihrigen hergegeben haben, den blühenden Zustand der Anstalt aufrecht zu erhalten. Es ist dies die tröstlichste Erscheinung in der Geschichte des Volksunterrichts in England. Wo man beinahe alle Kinder der Armen von Solchen bei der Hand nehmen sieht, die gleichfalls zum Volke gehören; wo man ihnen die ersten Elemente des Wissens von Solchen beibringen sieht, die selbst erst kurz vorher denselben Vortheil genossen: da kann man hoffen, daß zwischen Generation und Generation ein moralisches Band sich knüpfe und daß von der einen zur andern immer reicher das Erbtheil jener Grundsätze übergehe, welche am ehesten in die Massen einzudringen und sie aus ihrer Versunkenheit emporzuheben geeignet sind. Man hat bemerkt, daß viele Knaben fortfahren, die Sonntagsschule zu besuchen, bis sie selbst im Stande sind, andern daselbst nützlich zu werden; sowie daß man unter diesen nicht selten die besten Elementarlehrer auch für solche Schulen gefunden hat, in denen viel mehr als in den Sonntagsschulen gelehrt wird. Denn in letztern beschränkt der Unterricht sich gewöhnlich auf das Lesen: in einigen wird auch Schreiben und Rechnen gelehrt. Auf die moralische und religiöse Belehrung wird in allen lobenswerthe Sorgfalt verwandt. Die beiden Orte, wo diese Anstalten die größte Verbreitung gefunden und die meiste Wirkung hervorgebracht haben, sind Birmingham und Stockport.

Glücklicherweise aber hört nicht für alle Kinder des Armen der Unterricht mit den ersten Jahren auf oder beschränkt sich auf die bloßen Festtage. Zahlreiche Schulen in allen Theilen Englands, in Städten wie in Dörfern, nehmen an allen Wochentagen Tausende und Tausende auf. Manche derselben sind Pfarrschulen, andere sind ältere Municipal- oder Privatstiftungen; diejenigen aber, welche den Elementarunterricht am wesentlichsten fördern, sind die unter der Leitung der beiden großen Gesellschaften stehenden, die in London ihren Mittelpunkt haben. Die eine ist die Nationalgesellschaft, welche in ihren Schulen Bell's System anwendet; die andere die britische Gesellschaft, welche das System Lancaster's befolgt. Während man auf dem Continente gewöhnlich von einem Bell-Lancastersysteme redet, sind beide in England so scharf geschieden, daß sie zu langen Controversen und noch bestehender Rivalität Veranlassung gegeben haben. Unterschiede und Priorität bei denselben darzustellen, ist hier nicht der Ort. Die britische Gesellschaft ist die ältere: beide aber sind nach 1800 entstanden. Dies zeigt, wie wenig alt der Volksunterricht in England ist, oder vielmehr, wie er erst in neuerer Zeit wiederaufgelebt. Denn viele Schulen, die jetzt der Erziehung der Reichen gewidmet sind, waren ursprünglich für die der Armen gegrün-

det: ein Gegenstand vieler öffentlichen und parlamentarischen Untersuchungen in unserer Zeit, woraus klar hervorgeht, daß von der Summe von beinahe anderthalb Millionen Pfund Sterling, welche die jährlichen Einkünfte der genannten Institute bildet, ein bedeutender Theil dem Elementarschulwesen für die ärmern Classen zugute kommen sollte. Nach der ungefähren Berechnung Hill's unterhält die Nationalgesellschaft, welche ausschließlich mit der anglicanischen Kirche zusammenhängt, Schulen für etwa 300,000 Kinder, die britische Gesellschaft, welche keine confessionnellen Unterschiede macht, für ungefähr 80,000. Erstere beschränkte sich auf England; die zweite unterhält Verbindungen mit dem Auslande und verfolgt die Fortschritte des Systems des wechselseitigen Unterrichts bei den entferntesten Nationen. Beide haben in London große Experimentalinstitute, wo Candidaten zum Lehramte sich in den beiden Methoden üben, und beiden ist die Vertheilung der Geldzuschüsse anvertraut, welche, wie schon oben bemerkt, seit einigen Jahren vom Parlamente zum Volksunterrichte beigesteuert werden. Wie viel man Bell und Lancaster verdankt, weiß nicht blos England. Hier und da hat man ihre Methoden angegriffen, an andern Orten sie vervollkommnet; in England hat man sie streng befolgt. Namentlich in den von der Nationalgesellschaft geleiteten Schulen. Die Centralanstalt dieser letztern in Westminster steht jener der britischen Gesellschaft in Borough-Road nach. Letztere, Dank dem Eifer des Comité und der Thätigkeit des Directors Crosley, ist eine derjenigen Schulen, welche die Wirksamkeit des Systems des wechselseitigen Unterrichts mit verständigen Modificationen am meisten an den Tag legen. Sie enthält 5 — 600 Kinder und wird mit bewunderungswürdiger Ordnung geleitet. Aber man darf nach der Blüte dieser und einiger anderer Schulen nicht auf den allgemeinen Zustand schließen. Die meisten beschränken sich auf den ärmlichsten Unterricht und bekümmern sich gar nicht um Erziehung, obgleich die heilige Schrift als Lesebuch dient. Es ist ein großer Mangel an guten Lehrern vorhanden: die Secretaire der beiden Gesellschaften erklären selbst, daß es ihnen unmöglich ist, die zum Lehramte sich Ausbildenden länger denn drei bis vier Monate in ihren Normalschulen zu halten. Um so mehr ist es Schade, daß eine, durch Verschiedenheit religiöser Ansichten veranlaßte heftige Opposition die von der Regierung beabsichtigte Einrichtung eines umfassenden Normallehrerinstituts nach den Grundsätzen vollkommener Toleranz verhindert hat. Ohne eine solche dürfte jede durchgreifende Reform des Elementarunterrichtswesens noch lange verzögert werden. Privatgesellschaften, so wohlthätig sie auch in ihrem Kreise wirken mögen, reichen bei dem gegenwärtigen Zustande der Parteien nicht hin sie zu erzielen.

Die Kinderasyle, die Sonntagsschulen und die der beiden oben bezeichneten Vereine constituiren die größte Masse des Volksunterrichts in England, aber nicht dessen Totalität. Die Pfarrschulen, die in neuerer Zeit in Verbindung mit großen Manufacturinstituten errichteten, die für verwahrloste Kinder, andere endlich für Erwachsene, sowie verschiedene zugleich instructive und industrielle Anstalten müssen hier gleichfalls in Betracht kommen. Mit wenigen Ausnahmen aber sind alle diese Privatinstitute, an welchen die Regierung keinen Antheil hat. Es ist bekannt, wie sehr der Engländer auf die freien Associationen und die von denselben ins Werk gesetzten großen Nationalunternehmungen hält. Verdient aber die Erziehung der Jugend der ärmern Classen gleichfalls den Namen eines großen und nationalen Werkes? Die Engländer haben dies selbst nicht mehr annehmen können, seit die Vergleichung Dessen, was bei ihnen geschieht, mit dem Zustande anderer Länder, namentlich Deutschlands, zu ihrer Kenntniß gekommen ist. Die Übersetzung der Cousin'schen Schrift über den Primairunterricht in einigen deutschen Staaten, namentlich in Preußen, veranlaßte in England ernste Betrachtungen über die Mängel des einheimischen Systems. Die Reviews widmeten dem (durch Mrs. Austin bekannt gemachten) die verdiente Aufmerksamkeit. Im „Edinburgh review" (Nr. 107 u. 108) las man zwei Aufsätze, von denen der eine dem Sir W. Hamilton, der andere dem Prof. Pillans zugeschrieben ward, im „Foreign quarterly review" (Oct. 1833) einen sehr beachtenswerthen von Lewis; andere in Fraser's „Magazine", im „Westminster review" u. s. w. Alle stellten die Nothwendigkeit einer radicalen Reform als dringend dar. Zahlreiche Schriften und Broschüren (Bulwer's „England and the English" ist darunter zu nennen) nahmen sich der Sache an: eine Motion im Unterhause verlangte legislatives Einschreiten und daß die Regierung das Unterrichtswesen in ihre Hand nehmen sollte. Der erste legislative Act zu Gunsten des Erziehungswesens war vom 30. Aug. 1833, wo, wie schon oben bemerkt, die jährliche Beisteuer von 20,000 Pf. St. votirt ward, denen man später 10,000 Pf. St. für die Schulen in Schottland hinzufügte. Freilich ist dies eine äußerst geringe Summe, wenn man einerseits die Größe des Bedürfnisses in Anschlag bringt, andererseits die Größe und den Reichthum der Nation. Aber es war doch ein Anfang. In der im Mai 1834 in Exeter-Hall gehaltenen Jahresversammlung der britischen Gesellschaft erklärte der Präsident derselben, Lord John Russel, daß, größtentheils in Folge jenes Parlamentsbeschlusses, gegen 60,000 Pf. St. von Privatpersonen beigesteuert worden und folglich 80,000 Pf. St. in einem Jahre zum Bau neuer Schulen hatten verwendet werden können. Der Grundsatz, daß die eigentliche Leitung ferner Privatassociationen gehören solle, wurde festgehalten. Von 1834 — 39 wurden aber durch Privatmittel, wie durch specielle Commissionen des Hauses der Gemeinen so viele thatsächliche Daten über die moralischen und ökonomischen Verhältnisse des Volkes gesammelt, welche alle den großen Mangel an Erziehungselementen darthaten, daß thätigere Unterstützung von Seiten des Staates nöthig schien. Der gewöhnlichen Beisteuer für den Bau von Schulen wollte man andere Summen beifügen für jene Orte, wo die Armuth der Bewohner die Bildung wohlthätiger Associationen nicht erlaubte; man dachte überdies daran, ein Bureau für

den öffentlichen Unterricht (Committee of education) zu gründen, welches auf die Vertheilung der vom Parlament bewilligten Summen achten, Inspectoren zur Beaufsichtigung der Schulen ernennen und ein Lehrerinstitut begründen sollte. Nach heftigen Debatten im Parlamente (Unterhaus: 14., 19. u. 20. Juni; Oberhaus: 5. u. 11. Juli), wobei der Klerus die heftigste Opposition machte, und nach öffentlichen Versammlungen, in denen der Erzbischof von Canterbury und Lord Brougham jeder für seine Partei präsidirten, wurden die betreffenden Vorschläge theils verworfen, theils zurückgenommen. Die Geistlichkeit stieß sich namentlich an die Vermischung der Confessionen. So sind gegenwärtig diese Verhältnisse beschaffen. Wie viel zu thun bleibt, England auf dieselbe Stufe mit manchen andern Ländern zu stellen, bedarf nach dieser einfachen Darlegung keiner Erläuterung mehr. Das sicherste Mittel aber scheint gegeben in der Entwickelung der freiwilligen Theilnahme der Nation und in der Erweiterung des Kreises der Thätigkeit jener großen Associationen, die schon so manches Gute gestiftet haben und denen Unterstützung von Staatswegen billig in erhöhterem Maße als bisher zu Theil werden sollte. Es ist im Obigen nur vom Schulunterrichte die Rede gewesen. Aber die Erziehung des Volkes wird nicht innerhalb der Wände einer Schule vollendet. Neben der Schule ist noch das Haus da, der öffentliche Platz, die Kirche, und nach der Belehrung, welche Familie, Kirche und Straße ertheilen, kommt noch die des Standes oder Gewerbes, der persönlichen socialen Verhältnisse, der ganzen bürgerlichen Existenz. Das öffentliche Leben in England, die individuelle Freiheit aller Classen, die Unabhängigkeit der Meinungen, die Ausübung politischer Rechte, die Verbreitung von Kenntnissen durch die Presse, die Schnelligkeit der innern Communicationen, die Fortschritte jeder Art Industrie: diese und andere sind Kräfte, welche die Nation erziehen und welche vom Anfang dieses Jahrhunderts an die Beziehungen der verschiedenen Classen zueinander bereits so sehr modificirt haben, daß es nicht möglich ist vorauszusehen, welcher Art sie sein werden, bevor das Jahrhundert zu Ende geht. In diesem Augenblick gähren die Elemente mannichfacher Conflicte und jeder Freund der Menschheit muß wünschen, daß, was jetzt Conflict von Principien ist, nicht ein Kampf von Kräften werde, bis die Nationalerziehung hinreichende Fortschritte gemacht haben wird, diesen Kräften jedem Charakter von Brutalität zu nehmen. 53.

Bibliographie.

Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands, herausgegeben von F. G. v. Bunge. 1ster Band. 1842. Gr. 8. Dorpat. 2 Thlr.

Bindseil, H. E., Verzeichniß der Original-Ausgaben der Lutherischen Übersetzung sowohl der ganzen Bibel, als auch grösserer und kleinerer Theile und einzelner Stellen derselben, in systematischer Ordnung, als Festschrift zur dreihundertjährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Gr. 4. Halle, Canstein'sche Bibelanstalt. 1841. 15 Ngr.

Brach, B., Rhein- und Weinlieder. 16. Köln, Eisen. 1841. 10 Ngr.

Bube, A., Deutsche Sagen und Sagenhafte Anklänge. Herausgegeben von I. Günther. 4te verbesserte Auflage. 8. Jena, Mauke. 10 Ngr.

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Hofprediger Jablonski, dem Preuß. Residenten zu London Oberhofmarsch. v. Printzen, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretair St. John (Bolingbroke), Leibnitz u. A. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 20 Ngr.

Sr. Majestät, Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen Reise nach England, und: die Taufe des Prinzen von Wales. Eine Erinnerungsschrift. Mit 1 Bildnisse Sr. Maj. des Königs mit den Insignien des Hosenband-Ordens. 8. Berlin, Hecht. 5 Ngr.

Haumann, G. H., Aberwitz, Trugsinn und Frevel des namenlosen Erfinders von Dr. Bretschneider's Gewissen- und Gedankenlosigkeit. Ein Beitrag zur Erörterung der Symbolzwangsfrage für die evangelisch-protestantische Christenwelt. Mit einem einleitenden Vorworte an Bretschneider's Verehrer und an die Leser seiner Schriften. Gr. 8. Weimar, Voigt. 20 Ngr.

Lüdde, I. G., Die Methodik der Erdkunde oder Anleitung die Fortschritte der Wissenschaft der Erdkunde in den Schul- und akademischen Unterricht leichter und wirklich einzuführen. Nebst Bemerkungen über die Wissenschaft der Erdkunde und Kritiken über deren neueste didactische Literatur. Gr. 8. Magdeburg, Baensch. 1 Thlr.

Melos, C. G., Die Brüder. Ein Trauerspiel. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 1 Thlr.

Ohnesorgen, F., Camera Lucida. Eine Gallerie humoristisch-satirischer Reflex-Bilder im Novelletten-Rahmen. Gezeichnet auf einer grossen Kunst- und Entdeckungsreise im Pommeranzen-Lande. 2 Bde. 8. Lippstadt, Lange. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pyrker, I. L., Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel. Mit 24 ausgewählten Stahlstichen. 1ste Lief. Gr. 4, Leipzig, Teubner. 20 Ngr.

Raumer, F. von, England. 2te verbesserte und mit 1 Bande vermehrte Auflage. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 6 Thlr. 15 Ngr.

— —, 3ter Band. — Auch u. d. T.: England im Jahre 1841. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reise durch Salzburg und Tyrol nach Italien. 2ter Band. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sass, F., Deutschlands Flotte. Ein Ruf ins deutsche Volk. Gr. 8. Hamburg, Bödecker. 7½ Ngr.

Schellwitz, H., Kritik des Nachdruckergesetzes für Württemberg sammt Gesetzentwurfe, die Sicherstellung des literarisch-artistischen Eigenthums betreffend. 8. Leipzig, Weber. 20 Ngr.

Der Sonntag in London. Nach dem Englischen von Heinrich Beta. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von G. Cruikshank. 16. Berlin, Vereins-Buchh. 15 Ngr.

Voigdt, Zur Erinnerung an I. F. Herbart. Worte, gesprochen am 28sten October 1841 in der öffentlichen Sitzung der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Gr. 8. Königsberg, Theile. 1841. 15 Ngr.

Werner, H., Die Symbolik der Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Somnambulismus. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1841. 1 Thlr.

Wladamir, Phantasie und Wirklichkeit in Novellen und Erzählungen. Nebst: kritische Blätter. Nr. 1. Januar bis Juni 1841. 8 Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zusner, V., Gedichte. Gr. 8. Wien, Beck. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 87. —— 28. März 1842.

Apologetische Studien.

I. Karl Gutzkow.

Wir leben in einer Zeit, die eine neue Morgenröthe für unsere Literatur herbeiziehen wird. Charaktere bilden sich und andere gehen unter. Männer, denen die Muse den Dichterflug versagt, sitzen am Strande und sehen Schiffe auslaufen, von denen nur die Trümmer heimkehren. Die Intelligenz ist machtlos, die Wahrheit hüllt sich in dunkle Schleier und wird mühsam gefunden. Adler werden im Fliegen getroffen und stürzen zur Erde; andere erheben sich majestätisch und eilen der Sonne zu. Das moralische Elend sucht sich ein Organ; es wirft sich nach außen und will nicht allein gekannt, sondern auch beklagt werden. Alle diese verfehlten Bestimmungen, alle diese untergegangenen Größen werden auferstehen und sich der Poesie zuwenden. Sie werden eine Sprache erfinden, sie werden sagen, was der Gedanke, aber nicht das Auge sieht, sie werden von jenen innern Trauerspielen reden, die im Dunkel der Seele wie Schattenbilder vorüberziehen und das frischeste Leben verdunkeln. Ergriffen vom Übel der Zeit, aber nicht von ihm getödtet, haben einige Schriftsteller versucht es zu heilen. Sie sind energisch aufgetreten, sie haben sich weniger um das Reale als um das Ideale, weniger um die Form als um den Geist bekümmert. Die gewöhnlichen Mittel, der hergebrachte Weg ist von ihnen verschmäht worden. Sie haben mit Fingern auf Diejenigen gezeigt, die sich der Mystik in die Arme geworfen haben, sie haben Die mit Namen und im Zorn genannt, die mit der Wahrheit im Streite liegen. Der Unterschied zwischen Zweifel und Unglaübigkeit, zwischen Willen und Machtlosigkeit ist von ihnen nachgewiesen und oft mit seltenem Scharfsinn entwickelt worden. Der Charlatanismus ist zerstört, aber die Kunst ist noch nicht wiederlangt worden. Wir müssen nach Einheit streben; sie sollte von Denen ausgehen, die dem Volke und der Idee das Wort reden, von den Priestern der Poesie, die jetzt im Kampfe sind und deren Zwecken Friede Noth thäte. Einzelne haben sich an das Werk gewagt, aber sie sind verkannt, verketzert worden. Gewitterwolken haben sich vor die Sonne gelagert, die fröhlichen Kehlen sind verstummt. Nur Wenige haben die Phrasensucht, die gezwungenen Wendungen zu verbannen gesucht und an ihre Stelle Einfachheit, das heißt Natur, Wahrheit, das heißt Poesie, Gemüthlichkeit, das heißt Wärme treten lassen. Diese Wenigen zu nennen, ist Zweck dieser Worte.

Wenn ich damit anfange über einen Schriftsteller zu reden, der bei großem Verdienst dennoch wie ein Spielball in der öffentlichen Meinung bald die höchste Höhe erreicht, bald tief unten in Abgründen gehaust hat, so geschieht es, um einem innern Drange, einer tief auf Thatsachen begründeten Überzeugung Genüge zu leisten. Was auch seine Feinde sagen mögen, wie hinterlistig sie mit ihrem anatomischen Messer in das zarteste Gewebe seiner Dichternerven gedrungen sind, immer steht Karl Gutzkow hoch über dem Troß der Musensöhne, die alljährlich ihren Kreuzzug durch Deutschland halten. Ja, sein Panier flattert, sein Flügelroß bäumt sich, Helm und Schild sind schuß- und lanzenfest. Er ist ein Herrscher und zugleich ein Streiter, er stellt sich an die Spitze der Gedankenschar und führt sie zum heiligen Grabe, der Wahrheit.

Was fehlt uns mehr als innere Wahrheit, wo wäre der Schriftsteller, der, wie Karl Gutzkow, Kraft genug gehabt hätte, unbekümmert um den augenblicklichen individuellen Vortheil, seine Meinung von allem beschattenden Zweigwerk frei in der Nacktheit des eigentlichen Stammes vor die Welt hinzustellen?

Seine Polemik ist nicht seine, sondern die Schuld der neuesten Literatur. Karl Gutzkow hat sie nicht zu seinem Element gemacht, er hat sie nicht freiwillig gewählt, sie hat sich ihm durch ihre Mittelmäßigkeit zur Kritik aufgedrungen. Wer für das Wohl des Schönen, des wirklich Gediegenen, des Tiefeindringenden und der Überzeugung redet, den darf keine Rücksicht binden. Wo sich dem Kritiker ein Gegenstand zur Rüge darbietet, der erschöpft zu werden verlangt, da erschöpft er ihn. Wer aber berief ihn als Vermittler zwischen Nation und Schriftsteller? höre ich ungeduldig fragen. Sein Genius, antworte ich, sein edler Genius, der ihm den Freibrief ausstellte, der ihm das Diadem aufdrückte, das Viele für usurpirt ansehen und das ihm doch zukommt. Man will ihn verkennen, man schilt ihn vorwitzig, man spricht von Parteilichkeit, wo nur Überzeugung, von Härte, wo nur Gerechtigkeit obwaltet. Hat der Dichter die Gegenwart oftmals durch ein kühnes, aber stets wahres Wort verletzt, hat er, unbekümmert um Stand, Name, Alter oder Ju-

gend, den Finger auf die Wunde gelegt, sie der Welt als Krebsschaden gezeigt und Geschrei erregt, so wird die Zukunft gerechter sein, sie wird ihm den Lorberkranz nicht versagen.

Ich will nicht einzeln alle die Productionen des Dichters vor das Publicum stellen, die ich bald bewundernd, bald tadelnd, bald zögernd, bald hastig zur Hand genommen habe, ich trete an meinen Bücherschrank und lasse den Zufall in meiner Wahl walten; er soll mir zeigen, welche Werke ich berühren, an welches Gebäu ich mich zuerst wagen darf, denn so reich ist dieser noch junge Dichter, daß durchgehends in allen Leistungen die Bewunderung für sein Talent wie eine Flamme himmelan steigen kann. Da habe ich: „Maha Guru“, „Zur Philosophie der Geschichte“, „Götter, Helden und Don Quixote“, „Blasedow“, „Seraphine“. Ich theile sie ein in poetische, in verstandvolle und gemüthliche Producte; nicht als wenn diese drei Elemente, eins von dem andern, sich schroff in den vorliegenden Werken schieden, sondern weil sie sich bald vereint, bald einzeln in jenen Leistungen deutlich genug aussprechen. Die öffentliche Meinung räumt Karl Gutzkow Verstand, aber keine Poesie ein; ja, es ist unter Einzelnen zur Stereotypphrase geworden, daß Karl Gutzkow ein tüchtiger Kritiker, aber kein Poet ist. Die öffentliche Meinung besteht meist aus einem kinderhaften Nachlallen einzelner Stimmen, die sich entscheidend aus dem dumpfen Gemurmel der Masse erheben; das Publicum aber ist ein Haufen Menschen, die bald durch Parteigeist, bald durch Brotneid getrieben sich umsonst bemühen, die hervorragenden Köpfe mit dem Schwert der Kritik herabzuschlagen. Für Dichter, wie Karl Gutzkow, müßte es andere Richter als jenes Femgericht der deutschen Journalistik geben; es müßte ein Tribunal von Ehrengeistern sich bilden, die selbst Irrthümer zu würdigen, die verborgensten Gemüthsgänge nachzuweisen wüßten. Wo aber fänden sich diese? Alles in Deutschland arbeitet auf dem literarischen Gebiet gegen-, aber nichts füreinander. Wo das Hohe sich zeigt, da wird es gebrandmarkt, wo das Ungewöhnliche hervortaucht, da wird es ausgestoßen. Gutzkow's schriftstellerische Schicksale hängen mit seiner Bedeutendheit zusammen; er bahnte sich seinen eigenen Weg. Dem Freien, Kühnen war es nicht möglich sich nach Gewesenem zu bilden, er nahm weder Goethe noch Schiller, weder Shakspeare noch Voltaire zur Hand, er war, was er war, er ist, was er sein will. Noch weniger unterwarf er sich der bestehenden Meinung, dem Glauben, dem Gesetz, er rief seine höchsten Eingebungen hervor und gehorchte ihnen. Aber im Gedränge des Schaffens, in der Hast des Vollbringens, in dem ewigen Quellen reicher Ideen dachte er nicht an das Bestehende, sondern an das Kommende, nicht an das Hergebrachte, sondern an das Neue. Seine ersten Productionen waren von ihn beherrschenden Gedanken wie überwältigt, der Stoff unterlag, oder er glich dem Ciment, der den Bau hält, er war Nebensache. Wer aber diese ersten Ausbrüche des jugendlichen Talents Frevel nennt, der sündigt gegen den, in jedem wahren Dichter innwohnenden heiligen Geist, der lebt im Augenblick und weiß nichts von dem Gährungsproceß, der scheidet und bindet, nichts von der hinanschlagenden Sehnsucht, die die Brust weitet und engt, nichts von dem Rückschritt, der dem Fortschritt dient und der verheißend überall da sich zeigt, wo das Genie seinen ersten Flügelschlag wagt.

Die Welt ist grausam; in ihr sind Irrthümer Verbrechen. Diese Erfahrung bewährt sich an der Meinung über Gutzkow, die in der Vergangenheit gewurzelt, wuchernd über die Gegenwart zieht. Schrieb doch Gutzkow nicht für Spieß-, sondern für Weltbürger. Sein Genius riß ihn so gewaltsam fort, daß er die Übergänge vergaß, er wollte die Blinden hellsehend, die Lahmen gehen machen. Seine Wahrheit drängte ihn an den großen Weltgeist, das Unmögliche schien ihm leicht; den Gott in sich fühlend, stellte er ihn der Menge blendend, ohne mildernden Schleier hin. Seine Kräfte geriethen aneinander, sie mußten sich austoben, ehe Einheit über sie kam; jetzt ist sie da. Der Übermuth ist Muth, die Tollkühnheit Kühnheit geworden. So wühlt der Strom sein Bette, er bäumt sich nicht mehr im Gebirge, er stürmt nicht mehr über Felsstücke, ruhig und groß strömt er, ein glänzendes Element, dem Weltmeer zu.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin, von einem hochgestellten Manne. Aus dem Französischen übertragen von F. W. Wolf. Berlin, Bade. 1841. 8. 25 Ngr.

Ein neuer Werther ist auferstanden. Diesmal aber ist der Werther keine erdichtete Person, sondern er lebt wirklich; ob der Unglückliche auch dasselbe Ende nehmen wird wie sein Vorgänger, steht dahin; aber es will uns fast bedünken, als wenn derselbe sich in seiner krankhaften Stimmung bereits so festgerannt hätte, als wenn jeder Quell gesunder Lebensempfindung und rüstigen wackern Lebenskampfes bei ihm so gänzlich versiegt wäre, daß ihm ebenfalls kein anderes Auskunftsmittel mehr bleiben dürfte. Das Einzige, was gegen diese Vermuthung spricht, ist die Veröffentlichung seiner eigenen Briefe; hier wäre also doch noch ein Anhaltepunkt an das Leben, die Eitelkeit, die Neugierde, wie ein großes Publicum das melancholische Liebesgewimmer einer in dünkelhafter Menschenverachtung befangenen Natur aufnehmen möchte. Ob aber ein so schwacher Faden lange halten wird, steht dahin. Wären diese Briefe uns vertraulich mitgetheilt, etwa um Trost zu suchen, um das gequälte Herz auszuschütten, so würden wir das Unglück, was auf moralischer Krankheit beruht, zu ehren wissen und uns auf keine verletzende Art darüber äußern. So widerlich der Eindruck des melancholischen Liebesgejammers eines ältern Mannes auf uns immer wirken möchte, wir würden zu heilen suchen, statt zu spotten. Hier aber tritt ein gänzlich ungesunder, unsittlicher Seelenzustand mit einer gewissen Prätension auf Beifall vor das große Publicum. Was verächtlich ist, soll als groß angestaunt werden. Ich bin zu gut für diese schlechte Welt, mein Herz ist zu fein und zart organisirt, das ist der Grundton dieser Briefe, und die Veröffentlichung derselben zeigt nur zu deutlich, daß der Unglückselige noch immer nicht von seinem hochmüthigen Wahne geheilt ist. Wir sind nicht so Catonisch gesinnt, daß wir die Gewalt der Leidenschaft verkennen sollten; wir haben mehr als eine nicht unedle Natur gesehen, die in den Fesseln einer unwürdigen, weibischen Leidenschaft schmachtete und vergeblich lange Zeit alle Kräfte aufbot, sie zu zerbrechen. Sie knirschte in ihren Ketten; sie fühlte das

Verächtliche einer Sklaverei, die alles vernünftige Urtheil aufhebt, alle Kraft zum Leben und Wirken aufzehrt; sie rang gegen diesen Zustand der tiefsten Selbstverachtung an, und wenn der Zauber sie auch stets von neuem umstrickte und verblendete, so schämte sie sich doch in hellern Momenten solch unmännlichen Götzendienstes und suchte die grenzenlose Schwäche vor Aller Augen zu verheimlichen, statt daß hier damit geprunkt wird und die Ohnmacht prahlerisch auf dem offenen Markte allen Blicken sich selbst ausstellt. Wo es sich um die öffentliche Moral handelt, da soll die Kritik ein strenger Richter sein.

Die „berühmte Künstlerin" ist keine andere als die Tänzerin Fanny Elsler, die in diesem Augenblicke selbst die prosaischen Angloamerikaner zu einem wüthenden Enthusiasmus hinreißt und schon früher das alte blasirte Herz des Diplomaten Friedrich von Gentz zu überfließender Zärtlichkeit zu erwärmen wußte. Den Namen des hochgestellten Mannes haben wir nicht errathen können; seinen Charakter aber können wir später mit einigen Zügen skizziren. Gleich nach dem Tode von Gentz lernte der hochgestellte Mann Fanny Elsler kennen. Von welcher Art das Verhältniß Gentz' zu der jungen Tänzerin gewesen, können wir nicht bestimmen. Ob der hochgestellte Mann in seinem trunkenen, blinden, Alles beschwingenden Enthusiasmus es richtig und ganz vollständig aufgefaßt hat, wenn er es auf folgende Weise sich auszumalen sucht, lassen wir dahingestellt sein: „Das Schicksal Gentzens ist beneidenswerth; du hast ihn bis zu seinem letzten Seufzer mit kindlicher Sorge umgeben; jeden Tag betrachtete er deine geliebten Züge, labte sich an dem Reize deiner Blicke, dem bezaubernden Tone deiner Stimme und den süßen Worten, welche dir dein so reines Herz, dein heller Verstand eingab" u. s. w.

Unser neuer Werther lernt die Dame also gleich nach Gentz' Tode kennen und bewirbt sich sogleich mit der leidenschaftlichsten Glut um ihren Besitz. Dieser wird ihm denn auch; ob in der Bekanntmachung dieses Factums eine sittliche Discretion gegen das Publicum liegt, brauchen wir nicht weiter zu erörtern. Freilich, ein Mann wie der Verf. ist über die gewöhnlichen Regeln der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit erhaben. Das einzige Publicum, was er kennt, ist der höhere Adel, die Hofcirkel, und dieses mag sich allerdings durch eine so natürliche Sache nicht verletzt fühlen. Wir armen Bürgerlichen sollten doch die Mitglieder jener höhern Cirkel nicht beneiden. Waren sie vielleicht beneidenswerth in einem frühern Jahrhundert, jetzt sind sie es nicht mehr. Wer die tiefen, sittlichen Leiden, die aus der abgesonderten, vom frischen, geschichtlichen Lebensstrome der Zeit losgelösten Stellung einer abgesonderten Kaste hervorgehen, kennen lernen will, der lese dies Buch. Dieser Mann geht unter an seinen Vorurtheilen, an seiner verkehrten Weltansicht, an den überkommenen Begriffen einer abgestandenen französischen Marquis-Moral des vorigen Jahrhunderts. Mit einem feurigen, strebenden, edeln Herzen von Natur ausgerüstet, die ganze Lebensglut einer neuen frischen Zeit, des 19. Jahrhunderts, in seinen Adern, ist er in die engen Schranken eines frühern, abgestandenen Denk- und Sittensystems eingepfählt, die sein sehnender Geist weder zu durchbrechen vermag, noch wo er Befriedigung findet. Ehe er die reizende Tänzerin kennen lernt, ist er schon ganz blasirt; die Verhältnisse der Etikette, die Eitelkeiten und Selbstsüchteleien der großen Welt, die gewöhnlichen Vergnügungen und Nichtigkeiten ekeln ihn an, sein feuriger Geist verfällt in Schwermuth, er fühlt sich unglücklich, er ergibt sich einer träumenden Melancholie; denn der kühne Sprung in ein freies, frisches Leben aus den dumpfen Zellen einer aristokratischen Bildung, der Versuch zu einem freien, edeln Wirken, zu dem eine so großartige Bahn nach allen Seiten hin vorliegt, ist dem in engherzigen aristokratischen Vorurtheilen Erstarrten nicht mehr möglich. Die große Menge seiner Mitmenschen verachtet er und nennt sie Pöbel; er blickt mit Hohn auf ihre Bestrebungen; er hält sie für rein dem Geschicke zu ewiger Abhängigkeit Verdammte und kann sich an ihnen nicht erfreuen. Die Arbeit, die Sorge ums tägliche Leben ist ihm etwas Schmutziges; den Genuß des im Schweiße des Angesichts errungenen täglichen Brots kennt er nicht; er blickt auf das Menschengewühl herab wie ein Gott auf einen Ameisenhaufen, der Arme, aber dieser Gott ist ein armes, unglückliches Wesen, das im Durst nach einem thätigen, würdigen, naturgemäßen Leben und Wirken dahinsiecht. Die Ehe ist ihm ein gemeines Institut für gemeine Individuen, blos erfunden, um den Misbrauch thierischer Triebe zu regeln. So ist dieser Mann durch Erziehung, verkehrte Verhältnisse und verkehrten Bildungsgang unfähig zu jeder wahren Lebenserkenntniß, zu jeder wahren Lebensäußerung, unfähig für Arbeit, für Natur, für Wissenschaft, unfähig für Gemeinsinn, für Liebe zu seinen Mitmenschen, unfähig, sich selbst und Andere zu erziehen, kein Freund, kein Kind, kein Weib, kein Volk, kein Christenthum, Alles unmöglich geworden, und doch die Sehnsucht zu alle dem stark, wenn auch unklar im Herzen, die höchste Anlage zu einem edeln Dasein, ausgerüstet mit Geist und Gemüth, und das Alles verdreht, verkehrt, verdorben. Eine wunderbare Mischung von grobmaterieller und hochfliegend übersinnlicher Lebensansicht, aber keine Möglichkeit der Vermittelung. Armer Mann, der nicht einmal mehr im Stande ist, das einfache Goethe'sche

> Tages Arbeit, Abends Gäste,
> Saure Wochen, frohe Feste u. s. w.

zu verstehen.

Die Erzählung von den Sirenen mit ihrem unwiderstehlichen Liebreize und ihrem süßen Gesange ist kein Märchen; sie haben ein menschlich-schönes Antlitz, aber die kalte Seele eines Fisches. Selbst der kluge Odysseus wagte nicht sie frei zu hören und zu schauen; auch er floh die Gefahr und verstopfte sich die Ohren mit Wachs. Es gibt noch immer solche unwiderstehliche, kaltherzige Geschöpfe — jetzt heißen sie Koketten —, bei denen auch der ernsteste und männlichste Mann Gefahr läuft, in bezaubernden Netzen gefangen zu werden, wenn er nicht durch gesunde, wackere Lebensverhältnisse und durch edle, würdige Zwecke und Thätigkeiten, die seine ganze Seele erfüllen, dieselben wieder zu zerreißen weiß. Aber nun denke man sich diese äußerlich blasirte, innerlich von unbestimmter Sehnsucht nach höherm Lebensgenuß glühende Natur, diesen müßigen, versteinerten Menschen ohne allen Gegenstand für kochende Herzenskräfte, und man wird es erklärlich finden, wie er sich nun mit allen Kräften seiner Seele ganz dieser Tänzerin zu eigen gibt. Er lebt fortan nur in ihr; das Unwürdige einer solchen Weiberknechtschaft fühlend, bemüht sich sein Geist rastlos einen ethischen Standpunkt für sein Verhältniß auszuklügeln. Die seltsamsten Theorien, z. B. daß sie ein Engel sei, der herabgestiegen, um kommenden Geschlechtern ein Vorbild dereinstiger Vollkommenheit zu gewähren, und daß er von der Vorsehung bestimmt sei, der Freund und Rathgeber dieses Engels, dieses Ideals aller sinnlichen und geistigen Frauenschönheit zu sein u. s. w., sollen das Klägliche und Jammervolle beschönigen und heiligen und das nagende Gewissen beschwichtigen. Und dazwischen dann immer das melancholischste Liebesklagen und ein im Staube sich windender Opferdienst, und das wenigstens sechs Jahre hindurch, bei beständiger Abwesenheit der Dame, die sich während dessen den Enthusiasmus der Pariser und Londoner schmecken läßt. Die Dame läßt sich diese Huldigungen wohl gefallen, jedes unbedeutende Wort, was sie schreibt, versetzt ihn in Extase; dem Alltäglichsten legt er die tiefste Bedeutung unter. Wenn sie schreibt: Wie befindest du dich? so jubelt er über ihr engelgleiches Herz. Zuweilen wird er eifersüchtig, denn trotzdem daß sie ihn — wie man es nennt — glücklich gemacht hat, fühlt er wohl, daß sie seine Leidenschaft nicht erwidert. Er macht sich auch darüber seine Theorien und sucht alle Untreue mit der exceptionellen Stellung eines so hohen Wesens zu entschuldigen. Diese Theorien und Selbsttäuschungen reichen aber nicht immer aus, um die Qualen einer wohlbegründeten Eifersucht zu beschwichtigen. Zuweilen wird er unmuthig über böse Gerüchte und schenkt ihnen Glauben; Argwohn nagt an seinem Herzen.

Dann sind ein paar Worte: „es ist nicht wahr", oder die unwahrscheinlichste Entschuldigung von Seiten der Dame hinreichend, daß er wieder in grenzenloser, aufgelöster Demuth zu ihren Füßen stürzt. Und wohl bemerkt, er ist kein junger, kein unerfahrener Mann, sondern durch und durch welterfahren und routinirt.

Zuletzt aber wird seine Leidenschaft immer düsterer, argwöhnischer; so schreibt er ihr: „Glaubst du, meine Freundin, daß so viele Reize den eifrigen Bewerbungen und Verführungen immer entgehen könnten? Das würde ein zu großes Wunder sein; ich muß mich auf den Wunsch beschränken, daß nur die unglücklichen Folgen solcher Verbindungen nicht bei dir eintreten mögen." Hier haben wir wieder den prosaischen Materialismus jener aristokratisch-weltlichen Moral. Auf die Länge wird aber der Dame der melancholische Geselle mit seinem ewigen Wimmern und Klagen über sein grenzenloses Unglück doch lästig. Trotz seiner Demuth ist er ihr zuweilen noch zu freimüthig; auch ist sie die Bewunderung hochgestellter Männer und ganzer Völker zu sehr gewohnt geworden, als daß es ihr auf einen Einzelnen viel ankommen sollte. Mit einem Male schickt sie ihm seine Briefe zurück. Auch da noch vermag sein gekränkter männlicher Stolz die schmählichen Fesseln, die seine Seele in Banden haben, nicht zu zerreißen. Er wendet sich an ihre Schwester, blos mit der Bitte, daß sie auf Fanny's Gesundheit achten möchte, aber natürlich in der heimlichen Hoffnung, daß Fanny davon erfahren solle, und Fanny ist denn auch in einer glücklichen Laune so gnädig, ihm wieder einen barocken Brief hinzuwerfen. O Heinrich Percy, Heinrich Percy! Armer Werther, für jene Kränkung, die du in jenem aristokratischen Cirkel empfingst, bist du gerochen. Dieser Mann in seiner exclusiven Stellung verfällt ähnlichen dunkeln Mächten wie du, und er wird nicht der letzte von jener sich selbst überlebt habenden Race sein, die im Conflict todter Formen und angelernter, selbstsüchtiger Ansichten mit einem wahren Lebensdrange an krankhafter Gemüthsstimmung zu Grunde gehen.

Wir haben das Buch zwar mit Mitleiden, aber auch mit unaussprechlichem Widerwillen gelesen. Wer nicht selbst hinter dem Vorhange gesteckt hat, kennt die Geheimnisse nicht, die er verbirgt. Die unwürdigen Qualen, die in dem Verhältnisse zu einer Kokette liegen, wissen wir wol zu würdigen und mitzuempfinden; aber wir erröthen darüber noch in ihrem Angedenken in unserm Kämmerlein; sie dem Publicum als etwas Poetisches und Erhabenes, als die Leiden einer schönen Seele vorzuführen, sie an die große Glocke zu schlagen aus unmännlicher Eitelkeit — gottlob, zu solcher Sittenlosigkeit ist nur ein solcher „hochgestellter Mann" fähig. 12.

Tracts relating to Ireland. Printed for the irish archaeological society.

Unter diesem Titel erschien der erste Band der von der irischen archäologischen Gesellschaft herausgegebenen irischen Alterthümer. Diese Publication ist um so dankenswerther, da die Antiquitäten Irlands bisher in großes Dunkel gehüllt waren, da sogar über den Ursprung der irischen Nation die seltsamsten Meinungen aufgestellt worden sind. So meinten Einige, welche sich auf eine wahrscheinlich ein bloßes Rothwälsch bezweckende Stelle im Plautus stützten, daß die Iren mit den Phöniciern identisch seien; Andere identificirten sie mit den Ägyptern, wegen der Ähnlichkeit des Wortes Nil mit dem irischen Eigennamen Hy Nialls oder O'Neills; Andere mit amerikanischen Stämmen; Andere mit den Scythen, mit den Persern, mit den Hindus und selbst mit den Chinesen. Die erste Abtheilung dieses ersten Bandes bringt ein im J. 942 geschriebenes Gedicht, welches eine von dem Fürsten von Ailech unternommene Expedition durch Irland schildert. Ailech, in englischer Aussprache Ely, war der Palast der Könige von Ulster von dem Hy Niallstamme; der Barde nennt ihn den aus Steinen gebauten Palast, zum Unterschiede von andern irischen Burgen, welche mehr aus Erde aufgeworfen waren; er soll von einem Fremden, Namens Frigreme oder Fririn, erbaut worden sein, durch den die Iren im 10. Jahrhundert eine unvollkommene Kunde von der Freimaurerei erhalten haben sollen. Das Gedicht ist von dem Barden Cormacan verfaßt, welcher seinen Herrn auf dessen Reise begleitete; es ist im Originalirischen mitgetheilt, zugleich mit einer Übersetzung und Anmerkungen, die von großer geographischer und topographischer Kenntniß zeugen und dem Fleiße O'Donovan's, des Übersetzers, verdankt werden. Ferner dient zur Orientirung eine Karte von Irland, auf welcher die im Gedichte erwähnten Localitäten angegeben sind. Der Held des Gedichts ist Muircheartach, vom Niallstamme. Sein Name ist in Irland gewöhnlich und in Murkertagh, Murtagh, Moriarty, Mauritius, endlich in Mortimer verwandelt worden. Die halb kriegerische Expedition, welche Murkertagh oder Muircheartach unternahm, sollte dazu dienen, Geiseln von den übrigen Fürsten einzutreiben und ihm so eine Art Oberhoheit über das Land zu sichern. Dergleichen Expeditionen fanden bis zur anglo-normannischen Invasion statt. Der in dem Gedichte geschilderte Sittenzustand beweist, daß er nicht fern von Barbarismus war. Daß eine Armee von nur 1000 Mann einen Rundmarsch durch ganz Irland machen und überall Unterwerfung erzwingen konnte, beweist, daß die Fürstenschaften weit auseinander lagen und daß überhaupt unter ihnen keine Einigkeit stattfand. Murkertagh zahlt seiner Königin das Gehalt in Vieh und Kriegsbeute aus, wodurch des Cambrensis Angabe bestätigt wird, daß die Irländer nur wenig oder gar keine Münze hatten. Dies ist auch durch die Angabe eines französischen Edelmanns erwiesen, welcher Richard II. auf dem unglücklichen Zuge begleitete, den dieser unternahm, um Irland zu unterwerfen. Jener Edelmann gibt über die Zusammenkunft des Grafen Gloucester und des Empörers M'Morrough einen von Georg Grafen von Totneß übersetzten Bericht, worin es unter Anderm heißt: „M'Morrough, begleitet von vielem irischen Volke, kam von einer Höhe herab, auf einem sattellosen Gaul, welcher ihn, wie man sagte, 400 Kühe gekostet hatte. Denn hier zu Lande tauschen sie im Handel ein, Pferde für Vieh, Waaren für Waaren, da sie kein baares Geld haben." Die zweite Abtheilung des Bandes enthält einen Wiederabdruck von Robert Payne's „Description of Ireland made in the year 1589", welche als ein Beitrag zu den in Somer's Sammlung aufbewahrten Abhandlungen zu betrachten ist, die auf Elisabeth's Versuch, englische Colonien in Munster anzulegen, Bezug haben. Die daraus zu schöpfende Belehrung ist jedoch im hohen Grade dürftig. Man wünscht, daß die archäologische Gesellschaft von Irland auch die continentalen Büchersammlungen zu ihrem Zwecke benutzen möchte; namentlich besitzt die kaiserliche Bibliothek in Wien viele irische Manuscripte, ferner die im Escurial, die im Vatican und die große Bibliothek in Mailand. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 88. —— 29. März 1842.

Apologetische Studien.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Ich theilte Gutzkow's Producte in poetische, verstandsvolle und gemüthliche ein. Zu den poetischen rechne ich „Maha Guru", der 1833 erschien. Der Dichter hat den Kampf des Irdischen mit dem Himmlischen, des Fleisches mit dem Geiste auf eine neue, durchaus originelle Weise entwickelt. Die unmittelbare Gegenwärtigkeit seiner Muse ergreift ihn zuweilen so mächtig, daß er wie ein begeisterter Apostel die Offenbarungen ihres geheimnißvollen Daseins mit hinreißenden Farben schildert. Die Verbindung der Wahrheit mit der Schönheit, der Poesie mit der Religiosität, des Himmels mit der Erde tritt bestimmt hervor. „Maha Guru" ist kein Roman, es ist eine Dichtung, der Traum eines reinen Gemüths, der Abdruck der an alles Große glaubenden, an alles Hohe sich anlehnenden, oft wild dahinstürmenden, oft leise auftretenden Jugend. Auf schnellem Roß, statt des Sattels das Tigerfell, statt aller Waffe Pfeil und Bogen, das trotzige Lächeln auf unentweihtem Munde, so eilt die Phantasie durch die tibetanische Gebirgskette, vor eigenthümlichen Bildern und Anschauungen vorbei, um ihren Schmerz und ihre Begeisterung in die Mysterien der Gottwerdung zu gießen. Ich bin oft in Erstaunen, oft in Bewunderung, zuweilen im Dunkel über eine Production gewesen, die wie ein Edelstein in tausend Farben schillert und glitzt. Die Erhabenheit der Pflicht streitet lebhaft mit dem Alles hingebenden, Alles vergessenden Affect. Das sittliche Gesetz soll Gewöhnung, der Entschluß That werden. Feindlich tritt die Religion der Liebe entgegen, die Befangenheit knickt die Blumen des Genusses und wandelt sie um in ritzende Dornen. Das Gebet des Himmlischen ist von schreienden Dissonanzen umgeben, bis „Maha Guru", gleich den Dichtern unserer und aller Zeit, durch Selbstentäußerung, durch Trennung vom Unwesentlichen jenes Ideal der gottseligen Ruhe erreicht, wo die Opfer durch den Duft des Genusses überströmt werden und im Feuer der Begeisterung der Schmerz von dem Gequälten, der den heiligen Entschluß, für seine innerste Überzeugung zu leben und zu sterben, leidenschaftlich ausübt, abfällt. Das Bedeutende der Dichtung tritt bedeutend hervor, die symbolische Vollendung entwickelt sich, die Poesie gewinnt immer bestimmtere, immer lockendere Formen; ihr an schließt sich der Styl, der mit großer männlicher Kraft das Zarte immer zart auszudrücken weiß; er ist es, der dem Vorhandenen recht eigentlich das idealisirende Gewand der Schönheit, den Schmelz der Farben, die wahre Verklärung reicht.

Knüpft sich an „Maha Guru" der Beweis der poetischen Befähigung des Dichters, so möchte ich in seinem Werke „Zur Philosophie der Geschichte" und in seinen „Götter, Helden und Don Quixote" den Beweis seines scharfen Verstandes, seiner kühnen, alles durchdringenden Kritik finden. Das thatkräftige Princip, die Spannung aller Muskeln, der Glanz der Sprache, der männliche Entschluß, der Trotz des Genies überschwellen diese Philosophie zur Geschichte und machen sie zu einem gediegenen, außergewöhnlichen Werk. Es war keine geringe Aufgabe, sie zu schreiben, sie erfoderte eine durchaus objective Kraft; nur dadurch, daß der Autor über seinen Gegenstand sich erhob, konnte er ihn erfassen und durchdringen. Der ganze eminente Verstand, die wunderbar sich verschlingenden und doch sich zum edeln Ebenmaß des Ganzen ründenden Ansichten des Schriftstellers, sein hastiges Suchen nach Wahrheit, sein Entzücken beim Finden der leitenden Sterne, Alles das sind Goldkörner, deren Reichthum sich fast auf jeder Seite offenbart. Indem Gutzkow das Buch schrieb, fühlte er, daß der Geschichte gegenüber eine Macht steht, die stärker denn die Geschichte ist. Er hat sie begriffen, geschildert, erklärt, diese Macht der Idee, dieses Geistige, das die Thaten beherrscht; denn ist die Geschichte nicht Zweck, nur Mittel, so muß der Dichter vor Allem die Unendlichkeit des Lebens fassen und ihm seinen tiefsten Sinn abzugewinnen wissen. Verjüngend schreitet der Geist der Philosophie durch die Geschichte, er wandelt sie um zu speculativen Ideen. Die Poesie, die Wissenschaft, der Staat, die Kunst, die Religion endlich, alle diese höchsten Bestandtheile des menschlichen Daseins macht Gutzkow zum Eigenthum des Verstandes, indem er sie belebt und durch individuelle Auffassung ein neues, ein schönes Bild der verschiedenen Zeiten entwirft. Seite 13 sagt er:

> Das nenn' ich leben, das Verworrene zu lösen, ein Thema zu entwirren, eine Unbesonnenheit wieder in die Gleise des Herkommens zurückzulenken. Nichts könnte gefährlicher sein, als eine Maxime dieser Art, wenn sie nicht von Grundsätzen und einer unverwüstlichen Integrität des Herzens begleitet ist. Jedem, der sich auf sich verlassen kann, rath ich sie an, weil sie voller Genuß und Abhärtung ist.

In der Geschichte — sagt Gutzkow etwas weiter — hat eigentlich nichts ein absolutes Recht, denn die Geschichte ist ein Complex von ungezählten Individualitäten, die kommen und gehen und das Recht haben, in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, was sie wollen, Geld oder ein Schwert, wenn es nur wiegt!

S. 58 legt Gutzkow folgende Ansicht nieder:

Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neuern Zeit leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch Das, was der Geist der Geschichte genannt wurde, ist ein Nachweis der innern Analogien, welche sich in den historischen Facten finden. Philosophie der Geschichte ist die vergleichende Anatomie der Ereignisse.

So spinnt sich das Buch in überaus scharfen, oft erhabenen, immer durchaus selbständig gedachten Ansichten bis zum Ende fort. Schön ist die Stelle auf S. 147, wo es heißt:

Ist der Geschichtszweck das Leben, so ist es durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menschen Raum zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben wie irgend eine Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. Das gemeinsame historische Band, welches Mann und Weib zusammenkettet, sind die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter und einst bei der Trennung vom Leben das Gewissen.

Die Philosophie ist eine Verbindung der Idee mit der That, eine tiefempfundene Wahrheit, die, von dem Verstande durchdacht, alle Zeiten durcheilt, die blühende Entwickelung der menschlichen Kraft nachweist und sie zum Fingerzeig Dessen macht, was uns das Höchste ist. So nimmt die Geschichte schon deswegen den Denkenden völlig in Anspruch, weil aus ihr der Keim der Philosophie sich entwickelt, welche die schönste, wenn auch die schwierigste Wissenschaft des Lebens ist.

Ist Gutzkow kein gründlicher Philosoph, denn Philosophie ist eine Specialität und er ist Dichter, so ist er doch einer der scharfsinnigsten Köpfe unserer Zeit, durchwärmt vom Gefühl der Wahrheit, angehaucht durch einen seltenen Schwung der Gedanken, ergriffen durch den glühenden Wunsch, seiner Mitwelt nützlich zu sein. Das Unantastbare, Ewige ist diesem Schriftsteller so heilig, daß er, so oft man ihm sein Christenthum hat streitig machen wollen, es dennoch als das Größte hinstellt, was je an geistiger Befruchtung über die Erde gezogen ist. So auch in seinem Werk „Zur Philosophie der Geschichte", wo das religiöse Gefühl immer wie ein milder Stern durch zerrissene Wolken funkelt, wo die Sehnsucht nach dem Unsichtbaren ihn oft mitten in den Mühen der Abstraction ergreift und ihn gewaltsam mit sich fort in die wonnige Ruhe des Glaubens reißt.

Die „Götter, Helden und Don Quixote" enthalten so viele bedeutende Aufsätze, daß schon auf sie allein der Ruf des Autors sich gründen könnte. Hier tritt er nun völlig als Kritiker bedeutend, oft schonungslos, oft bewundernd, zuweilen in wilder Hast hinstürmend, aber immer gerecht auf. Wunderbar weiß er jede Ader, jede Nerve, jede Faser des unter seinen Händen sich befindenden Gegenstandes zu anatomiren. Unbekümmert um die individuellen Schmerzen, nur seine speculative Idee im Auge, ist er zuweilen fürchterlich, zuweilen rührend. Hat er seinen Don Quixote den Spiegel vorgehalten, haben sie sich erschreckt in ihrer Verzerrung erkannt, haben sie geglaubt, er habe es ihnen gleich einem bösen Zauberer angethan, so hat er auch verklärenden Purpurglanz auf seine Götter zu werfen gewußt. Wie lieb ist mir der Aufsatz über Georg Büchner! Der kühne Streiter für Wahrheit und Verdienst, der kräftig Zürnende, der gegen die Scheinheiligen, gegen die Mattherzigen, gegen die Copisten zu Felde zieht, sitzt hier im behaglichen Hauswamms, Hand in Hand mit dem Freunde seiner Seele, mit dem thatkräftigen Jüngling, dem er später mit nassem Auge den immer grünen Kranz der Erinnerung über das unscheinbare Kreuz hängt, das seinen Hügel schmückt. Er sitzt da in seiner reinsten Gestalt; die Härten, die das Leben fodert, sind abgefallen von ihm, das Schwert ist an den Nagel gehängt, der Friedensbogen des Himmels steht verkündend durchs Fenster. Liebe ist in ihm, Liebe ist außer ihm! Wissen wir denn, wie schwer es ihm geworden sein mag, wieder aufzuspringen, wieder die Rüstung anzulegen, wieder hinaus zur Fehde zu ziehen?......

Ehren wir den Dichter durch Vertrauen, empfinden wir ihm nach, erquicken wir ihn mit der unparteiischen Anerkennung seines Werths. Hat er die Wechsler aus dem Tempel gejagt, hat er die Erde öfters mit den Gebeinen seiner Feinde gedüngt, so hat er auch *bewiesen*, daß ihm wahres Verdienst heilig ist, daß er Bewunderung, ja Begeisterung für echte, rechte Größe empfinden kann. Wer sich für das Colliseum zu Rom passionnirt, dem dürfen wir nicht zürnen, daß er die elenden Theaterdecorationen mit ihren Latten- und Lampenwerk verschmäht.

„Blasedow" führte mich mit einem Zauberschlag in das goldene Geäder der gemüthlichen Seite. Er zeigte mir des Dichters brennenden, unlöschbaren Durst nach Liebe, seine Verzweiflung, wo diese ihm fehlschlägt, seine menschliche Verstimmung, seine graziösen und auch wol zuweilen seine derben Scherze, seine Menschenkenntniß, die Verachtung für die Masse, die Ironie, die ihn über den Kleinlichkeitsgeist der Welt beschleicht. Schlachtenmaler ist ein Stück Individualität. Nicht Kälte machte ihn still, sondern Glut, Glut, die ihn antreibt, Das zu verschmähen, was einen Tag dauert, und Das zu erringen, was die Zukunft in lockender Ferne ihm zeigt.

Als Kunstwerk muß man „Blasedow" ebenso bewundern, als man die Natur in ihm erschöpfend wahrnimmt. Geschickt schiebt sich Alles ineinander; nichts ist so klein, daß es nicht als Masche diene, worin sich ein neuer Knoten schlänge; zart fließt Celindens Ätherduft durch die auf- und niedersteigende Flut und gibt recht eigentlich dem Ganzen Schmelz und Glanz. Komisch aber, wie der Titel es angibt, ist der Roman nicht. Der Autor bemüht sich komisch zu sein. Er bemüht sich; schon das beweist, daß er es von Haus aus nicht ist. Ein gewöhnlicher Ver-

standsmensch, ein das Positive ins Auge Fassender kann leicht komisch sein, Gutzkow ist es nicht. In ihm pulsirt das Ideale, das Tragische. Er hat sich das Komische angebildet, es ist ihm nicht angeboren. Ob es recht ist, seiner Dichternatur Zwang anzulegen, ob er das Natürliche nicht mit dem Komischen verwechselt, laß ich unentschieden. Natürlich aber ist dieser Autor im höchsten Grade; überall schimmert diese Eigenschaft wie eine göttliche Nothwendigkeit durch. Ich nenne das Natürliche eine Eigenschaft und ich sollte es eine Originalität nennen, denn es ist in unserm Zeitalter so selten als die weißen Raben geworden.

Hat Gutzkow uns in Blasedow und namentlich im Charakter des Schlachtenmalers sein weiches Herz gezeigt, hat er uns Erfahrung und Genialität in duftenden Blüten in den Schoos geschüttet, so öffnen sich in „Seraphine" noch ganz andere Gemüthskelche. Jeder Charakter in dem Buch ist scharf, sorgfältig, geist- und phantasiereich gezeichnet. Mit Vorliebe hat der Dichter Arthur und Seraphine als Hauptfiguren gewählt, oder vielmehr, er hat sie aus sich herausgenommen und sie vor sich hingestellt. Das gemüthliche, träumerische Kriterium des Buchs, die zarten Nebelgedanken, die in einem Gemüthe wie Seraphinens aufsteigen und wieder schwinden, dieses Drängen nach Opfer, dieses Verhauchen stummer Thränen, dieses nach Männlichkeit strebende Bewußtsein Arthur's, die scheinbare Härte, die nur Kunst, der gewaltsame Bruch, der nur Übermuth ist, Alles das sind so ergreifende Ingredienzien des Romans, daß man von Anfang bis zu Ende in der lebhaftesten Aufregung bleibt. Man weiß nicht, durch was man mehr angezogen wird, durch die zarten Schilderungen der Gemüthsbegebnisse, die den größten Theil des Buchs füllen, oder durch die durchgehends geistreichen Reflexionen, die an Goethe's „Wahlverwandtschaften" erinnern. Seraphinen ist der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich in einer zu niedrigen, bürgerlichen Sphäre bewegt; man hat es für unnatürlich gehalten, daß sie nach Arthur und Edmund noch Philipp anheimfallen kann. Wer aber ergründet das geheimnißvolle Seelenleben, wer kann den Keim einer Handlung nachweisen, wer die Widersprüche lösen, die sich oft in ein und demselben Gemüthe befinden. Würde von Kampf, von Schmerz, von moralischer Läuterung im Gemüthe die Rede sein, wenn That und Gedanke sich stets einten? Ach, dieses vom Bestehenden sich nicht losreißen Können, dieses Schwanken zwischen Verstand und Herz, zwischen Pflicht und Liebe ist es ja eben, was alle die bittern Wermuthstropfen in den schäumenden Becher des Glücks mischt. Daß Gutzkow fähig war, ein weibliches Gemüth wie Seraphinens zu schildern, daß er die heiligen Schmerzen des „Himmelaufjauchzens, zum Tode betrübt", zu zerlegen und anschaulich zu machen vermochte, daß er tief eindringt in die verborgensten Organe des Herzens, das beweist, daß das Gemüthliche nicht allein in seiner vollsten Rundung bei ihm besteht, sondern daß er auch naive, unschuldvolle Seiten hat, Seiten, die so phantasiereich sind, daß ich ihn einen unwillkürlichen Schriftsteller nennen möchte, wenn er nicht so viel Absicht, so viel Willkür, so viel Freiheit hätte. Gerade diese glückliche Mischung von Poesie, Verstand und Gemüth machen Gutzkow zu einer außergewöhnlichen Erscheinung. Er hat einen kriegerischen Charakter, das verräth sein Kampf mit der Gegenwart; er hat aber auch eine poetische und phantastische Seele, das beweist die Auffassung des Erlebten, die Conception des Erfundenen. Seine Schriften, diese verkörperten Theile seines Genies, werden, wenn sie durch die Zeit Perspective gewonnen haben, sich im wahren Lichte darstellen. Sie werden sich den Bestrebungen, die im Dienst der Musen, der Dichtkunst und Vaterlandsliebe sind, anschließen und beurkunden, daß Gutzkow die ihm auferlegte Schicksalsaufgabe schon dadurch genugsam erfüllt hat, daß er kühn, scharf und doch vermittelnd als Dolmetscher innerer Stimmen aus jener nie zu ergründenden Tiefe schöpft, wo neben der Energie die Weichheit, neben der Weichheit die Poesie herrscht. 54.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr. XXXI. Jahrgang der gesammten und XIII. der neuen Folge. Leipzig, Reimer. 1842. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir können aus unserer Anzeige des vorigen Jahrgangs in Nr. 208 d. Bl. f. 1841, wenn es nicht schon anderwärts her hinlänglich bekannt wäre, voraussetzen, daß ein Jeder weiß, welch einen unerschöpflich reichen Schatz von deutschen Sagen und Märchen, Überlieferungen, historischen Actenstücken, Urkunden und Erinnerungen aus der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts Hr. v. Hormayr besitzt und mit größter Liberalität in seinen Taschenbüchern spendet. Der Inhalt des vorliegenden Jahrgangs ist nicht minder mannichfaltig und belehrend. In die letzte Kategorie gehören vorzüglich die längern Aufsätze über Hohenschwangau, über die babenbergischen Fürstinnen und über die tiroler Geschichte in dem Jahre 1809, von denen die letztern eine Relation des Generalmajors von Buol und ein Journal des Landesschützenmajors Jakob Sieberer enthalten und von Hrn. v. Hormayr mit den interessantesten Anmerkungen über die handelnden Personen und Ereignisse jener Kriegsjahre begleitet sind. Wie hochfahrend und brutal Napoleon sich gegen Östreich betrug, zeigen folgende Mittheilungen, die wir aus vielen andern hervorheben. Im J. 1809 hatte der übermüthige Sieger schon erklärt, daß es keinen Kaiser von Östreich mehr gäbe, sondern nur Prinzen von Lothringen, rebellische Großoffiziere der Krone Frankreich. Dieselbe Phrase gebrauchte er noch in dem letzten Schreiben an seinen Schwiegervater aus Nogent vom 21. Febr. 1814: „Je ne puis donc m'adresser qu'à V. M. naguère mon Allié, qui, quelques soient les sentiments du moment, a dans ses veines du sang français." Und als der östreichische General Weißenwolf Napoleon sagte: ein Tagesbefehl vom 29. Mai erkläre die Generale Durosnel, Fouler und Gorbier als Geiseln für die Sicherheit von Chasteler, Hormayr, Goes u. A., fuhr der Kaiser wie rasend auf und sagte mit der ihm eigenen Chevalerie der Wachstube, bezüglich auf seinen Liebling Durosnel: „Si vous le grattez seulement, je ferai violer six princesses et vingt dames par mes tambours et fusiller dix mille hommes." Solche Worte bedürfen keines weitern Commentars.

Weniger bedeutend als die bezeichneten Abschnitte sind die Aufsätze zur Gefangennehmung König Franz I. in der Schlacht bei Pavia, zur Geschichte des böhmischen Kriegs vor und nach der Schlacht auf dem weißen Berge, die Relation über Wiens erste Belagerung durch die Türken und das Tagebuch

der Kriegsbegebenheiten in Ungarn 1697 und 1698 vor dem Karlowitzer Frieden. Sie rühren meistens von Beobachtern her, die sich in nur untergeordneten Stellungen befanden. Den Aufsatz „Kurze Relation wie es bei dem Rendezvous der kurbaierischen Milice hergegangen ist" (Nr. VIII) würde man in einer andern Schrift als in einer Hormayr'schen für einen Lückenbüßer zu halten geneigt sein. Der dritte Abschnitt: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit", gibt wiederum zahlreiche Belege zu den oben gerühmten Eigenschaften des Herausgebers. Als besonders anziehend nennen wir die Beschreibung des schwäbischen Geschichtschreibers Crusius von der Burg Hohenstaufen, die Pia desideria für die Censur, die Aufsätze über die deutschen Condottieri und über sonderbare Laudemien und Grunddienste. Unter diesen wird erzählt, daß das berüchtigte jus primae noctis von den Grundherren schon früh in Deutschland in eine Geldgabe verwandelt sei, daß es als unerträgliche Tyrannei gegolten habe, wenn ein Burgherr seine Herrlichkeit wirklich an „Haut und Haar" ausübte und daß die Herren von Persen, von Ravenstein und von Batz dadurch Aufruhr ihrer Unterthanen veranlaßt haben. An mehren Orten Deutschlands mochten die leibeigenen Töchter den Lehnsherren ihre Jungfrauschaft abkaufen mit so viel Käse und Butter, als dick und schwer ihr Hintertheil war, an andern Orten mit einem zierlichen Corduansessel, den sie just damit ausfüllen konnten. Die Herren von Hasperg mußten ihren Lehnsherrn mit einer schönen Frau bedienen und die Bauern der Burg Bürglitz in Böhmen mußten, wenn eine böhmische Königin auf der Burg ihr Wochenbett hielt, alle Nachtigallen auf zwölf Meilen in der Runde zusammenfangen, um sie in den Auen und Wäldchen zunächst der Burg wieder auszulassen. Vom liederlichen Leben in schwäbischen Nonnenklöstern (wie im Kloster Gnadenzell, wo kein Gebot geistlicher Oberer so genau befolgt sein soll als der Schreibfehler, „bei herannahender Visitation den päpstlichen Legaten und sein Gefolge apertis vulvis (st. apertis valvis) zu empfangen"), von Äbtissinnen, die in die Wochen gekommen sind, von allerhand Klostersitten und Klostergebräuchen und von Mönchsverslein über Weiber, Trinken, Lieben und Leben, hat Hr. v. Hormayr manche ergötzliche Geschichtchen beigebracht. Dagegen wären andere Artikel, theils als bereits bekannt, theils als nicht recht würdig eines historischen Taschenbuchs besser weggeblieben, wie die über die liberale Emeute der Maulesel in Rom, über die alten Fische, die fatalen Geschenke (von den Türken die Pest, von den Franzosen die Lustseuche, von den Russen die Cholera), über Ritter Rudolf von Ehingen und die schwäbische Fruchtbarkeit, die Annehmlichkeiten eines Scharfrichterpostens, über Landesgebräuche in Nubien (?) und einige ähnliche.

Der Abschnitt über Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder enthält, wie in frühern Jahren, wieder manche anziehende Stücke aus diesem unerschöpflichen Schatze unsers Volks, z. B. „Die unfreundlichen Brüder", „Der Schatz auf Fragenstein" und „Die Kindlein im fernsteiner See". Aber es hat uns befremdet hier die Geschichte von Hans Kohlhaas sehr ausführlich zu finden, die doch schwerlich dieser Rubrik angehört und überdies durch Heinrich v. Kleist's meisterhafte Erzählung hinlänglich bekannt geworden ist.

Die Biographie des bairischen Staatsraths von Maurer (mit dessen Bildniß) setzt die vom Herausgeber begonnene Reihe von Lebensbeschreibungen verdienter Staatsmänner, Feldherren und Gelehrten in ansprechender Weise fort und ist reich an rechtsgeschichtlichen Andeutungen über Gründung und Verfassung bairischer und östreichischer Städte. Ebenso wird das Directorium vorzüglicher Urkunden und Quellen auch in diesem Jahrgange fortgeführt.

Die dichterischen Zugaben sind von J. N. Vogl und gehören in die Rubrik der Sagen und Legenden. Gräßlich ist die Ballade von der Burgfrau zu Cseitha, aber gut erzählt. 19.

Literarische Notiz.

Täglich tauchen in Paris neue Zeitschriften auf, die meistens eine prunkvolle Flagge aufstecken, bis Mangel an Theilnahme sie zwingt, dieselbe wieder einzuziehen. So haben wir vor kurzem ein neues Monatsjournal unter dem Titel „La renommée" erhalten. Die Posaune dieser Ruhmesgöttin dürfte noch nicht weit erschallt sein. Die Anlage dieses Blattes, von dem uns zwei Nummern zu Gesicht gekommen sind, ist nach Art der bekannten „Zeitgenossen". Neben ausführlichen Biographien werden biographisch-bibliographische Notizen, zu gleicher Zeit aber merkwürdigerweise auch Börsennachrichten gegeben. Nicht genug, daß die Finanzhelden im Leben die Gelehrten in Schatten stellen, wollen etwa dieselben auch im Tempel des Nachruhms den Ehrenplatz einnehmen? Außer mehren werthlosen Biographien gibt das zweite Heft eine interessante von Bescherelle d. Ä. verfaßte Lebensbeschreibung des bekannten Deputirten und Schriftstellers Jean Vatout. Wir heben einige Notizen aus derselben aus, weil sowol die Stellung als die Werke Vatout's es verdienen in d. Bl. erwähnt zu werden. Er ist 1792 in der Nähe von Lyon geboren. Schon in früher Jugend fühlte er sich zum Studium der Geschichte, die er in reifern Jahren durch mancherlei Werke bereichert hat, hingezogen. Der Staatsmann Boissy d'Anglas, dessen Privatsecretair er sehr früh ward, eröffnete ihm die politische Laufbahn. Die hundert Tage boten seiner Thätigkeit ein weites Feld, das sich ihm bei Rückkehr der Bourbons wieder verschloß. Decazes wußte indessen die Talente des jungen Politikers wieder zur Geltung zu bringen. Die ersten literarischen Arbeiten, die bald den Ruf vermehren halfen, den praktische Thätigkeit als Präfect in verschiedenen Departements ihm schon verschafft hatte, waren publicistischer Art, z. B. „Les gouvernements représentatifs au congrès de Troppau" (Paris 1820), eine Broschüre, in der er sich gegen die bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten Spaniens kräftig aussprach; „De l'assemblée constituante" (1822). Kurz nach Veröffentlichung dieses zweiten Werkchens ward der Verf. Secretair des Herzogs von Orleans und sah sich nun genöthigt, die Feder des Publicisten aus der Hand zu legen. Nachdem er einige Streifzüge in das Gebiet der Poesie gemacht hatte („Les aventures de la fille d'un roi" und „Idée fixe") widmete er sich ausschließlich der Geschichte und besonders der Kunstgeschichte. Zeugniß der großen Thätigkeit, die er auf diesem Felde entwickelte, sind seine zahlreichen und werthvollen Werke: 1) „Notices de tous les tableaux et portraits composant la galérie de S. A. R. le duc d'Orléans" (1825), zu denen Louis Philipp eine beträchtliche Anzahl interessanter Notizen und Zusätze geliefert hat. 2) „Mémoires de S. A. R. Louis Antoine Philippe d'Orléans, duc de Montpensier", für deren Herausgeber Vatout gilt und zu denen er die Materialien gleichfalls aus der Hand des jetzigen Königs der Franzosen erhalten haben soll. 3) „Galérie lithographiée de S. A. R. le duc d'Orléans" (2 Bde., 1826). 4) „Histoire du Palais royal" (1830). Die Julirevolution führte Vatout wiederum auf die politische Schaubühne, wo er seitdem zwar ohne besondern Glanz, doch immer wirksam geblieben ist. Neben seiner Wirksamkeit als Deputirter und erster Bibliothekar des Königs hat er seine literarische Thätigkeit ununterbrochen fortgesetzt. Wir erwähnen kurz seine spätern Werke: „Histoire de la conspiration de Cellamare" (2 Bde., 1832), „Histoire lithographiée du Palais royal" (1833), „Le château d'Eu, notices historiques" (3 Bde., 1836), „Souvenirs historiques des résidences royales" (1837). Alle diese Schriften sind reich an historischen Notizen, an geistvollen Betrachtungen und in einem fließenden Style abgefaßt. Sie haben ihrem Verf. einen ehrenwerthen Platz in der französischen Literatur gesichert. Von Seiten der Regierung sind seine Verdienste gleichfalls anerkannt worden. Er ward 1837 Staatsrath und 1839 Director aller öffentlichen Monumente. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 89. —— 30. März 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. Nebst einem Atlas von 32 Steindrucktafeln. Solothurn, Jent und Gassmann. 1841. Lex.-8. 11 Thlr. 10 Ngr.

Wenn der Reisende aus fernen Ländern das Hochgebirge der Alpen besucht, so ziehen wenige Phänomene seine Aufmerksamkeit so auf sich als die Schneemassen, welche die Spitzen der Berge bedecken und aus denen sich die Gletscher unter günstigen Verhältnissen bis in die Tiefe herabziehen. Aber bei wenigen Phänomenen sind auch die Ideen und Vorstellungen, mit denen die Reisenden anzukommen pflegen, wenigstens in Betreff der Scenerie, so unrichtig als bei diesen. Ref. wenigstens hatte vor seiner Reise nach den Alpen sehr aufmerksam Dasjenige gelesen, was Scheuchzer, späterhin Gruner und Saussure, zuletzt Hugi über jene Bildungen gesagt hatten, außerdem hatte er noch mehre kleinere Abhandlungen über ihre Natur studirt; als er aber im Canton Glarus die ersten Gletscher in der Nähe sah, so fand er doch Manches anders, als er sich vorgestellt hatte, und ein längerer Aufenthalt auf und neben diesen Gebilden hat seine Begriffe und Vorstellungen von ihnen nicht blos berichtigt, sondern es wurde ihm bei einem längern Aufenthalte in der Region des ewigen Schnees auch möglich, mehre Verhältnisse zu verfolgen, welche für die Naturgeschichte der Gletscher nicht ohne Interesse waren. Eben diese unrichtigen Vorstellungen aber fand Ref. auch bei vielen andern Reisenden, mit denen er im Alpengebiete zusammentraf; wenige derselben aber hatten einen Begriff von der Zusammensetzung und Entstehung dieses Eises, zumal da in den meisten Reisehandbüchern der Gegenstand mehr oder weniger unvollkommen und zum Theil unrichtig aufgefaßt ist.

Die erste Veranlassung zu der vorliegenden Arbeit gab eine Preisfrage, welche vor einer Reihe von Jahren die Allgemeine schweizerische naturforschende Gesellschaft über die Änderung des Klimas in den Alpen gab; die Arbeit von Venetz, damaligem Oberingenieur des Wallis (jetzt des Waadtlandes), erhielt den Preis, er zeigte, daß mehre ehemals bedeutende Gletscher verschwunden waren, während sich nach historischen Documenten andere Gletscher in Gegenden gebildet hatten, durch welche ehemals besuchte Pässe führten. Venetz und sein Freund J. v. Charpentier, Salinendirector in Bex, verfolgten diese Untersuchung weiter und aus ihren Erfahrungen folgerten sie, daß einst ein großer Theil der Schweiz, wo wir jetzt die trefflichste Vegetation finden, mit Eis bedeckt war. Der Verf. der vorliegenden Arbeit, durch seine Forschungen über die fossilen Fische rühmlich bekannt, suchte diese Ansicht zu widerlegen; er durchwanderte Alpen und Jura nach verschiedenen Richtungen, überzeugte sich aber bald davon, daß die Eismassen, die wir jetzt in den Alpen antreffen, im Vergleich mit denen in frühern Zeiten, sehr unbedeutend sind. In 18 Capiteln gibt er die Resultate seiner Untersuchungen, die sich unter vier Rubriken bringen lassen; diese betreffen nämlich Entstehung der Gletscher, sodann ihre Fortbewegung nach unten, die fremdartigen Geschiebe und endlich die größere Ausdehnung der Gletscher in frühern Zeiten. Ref. will in der Kürze den Inhalt dieser sehr reichhaltigen Schrift angeben, muß es jedoch wegen des beschränkten Raumes unterlassen, mehre Behauptungen ausführlicher zu prüfen.

Die erste Quelle der Gletscher liegt in den höchsten Regionen der Alpen, wo wegen der niedrigen Temperatur der Luft den größten Theil des Jahres Schnee fällt, welcher bei der geringen Wärme nur langsam geschmolzen wird. Während aber auf den Bergen und zum Theil den Hochflächen nur eigentlicher Schnee, oder eine Bildung angetroffen wird, welche zwischen diesem und dem Gletschereise in der Mitte liegt, treffen wir in den Thälern oder gleichsam aufgehängt an den Seiten der Bergketten die Gletscher. Gleich Strömen von Schnee scheinen sie, aus der Ferne gesehen, von den hohen Kuppen der Berge hinabzustürzen, um sich in das Thal zu ergießen. Selbst in größerer Nähe hält es noch schwer, sich zu überzeugen, daß es wirkliches Eis und kein Schnee ist, aus welchem die Masse besteht. Je weiter die umliegenden Berge sich über die Grenze des ewigen Schnees erheben (eine Grenze, welche in den Alpen in etwa 8000 Fuß Höhe liegt) und je schroffer das Thal in die Tiefe stürzt, desto mächtiger sind die Massen.

Entstehung und Zusammensetzung dieses Eises lassen sich am besten erkennen, wenn man auf einem Gletscher aus der Region des ewigen Schnees allmälig nach unten geht. Der Schnee, welcher selbst während des Sommers in großer Menge in der Höhe fällt, hat dieselbe lockere Structur als in den Ebenen; aber Winde treiben ihn

von den steilen Abhängen bald in den obern Theil der Thäler, zum Theil mag er auch in Gestalt von Lavinen in die Tiefe gleiten. Wirken auf diesen Schnee in der Folge die Strahlen der Sonne, Regen oder warme Winde, so wird er theilweise geschmolzen und nun ändert sich in kurzer Zeit die Beschaffenheit der Masse. Das Wasser dringt bis zu einiger Tiefe in den Schnee, schmilzt diesen an der Oberfläche, und wenn nun während der Nacht ein Frost folgt, so bildet sich eine rauhe zusammenhängende Oberfläche, welche nicht selten am folgenden Tage wieder von der Sonne aufgelockert wird und zu kleinen Eiskörnern zerfällt, welche vollkommen durchsichtig sind und für welche Hugi den Namen Firn in die Wissenschaft einführte. Folgen vielleicht mehre heitere Tage und kalte Nächte hintereinander, so wird nach den Erfahrungen des Ref. nicht blos die über dem Schnee liegende Firnschicht dicker, sondern die Körner werden größer. Bei dem Schmelzen werden nämlich die kleinern Körner ganz aufgelöst und die größern verkleinert; folgt nun darauf Kälte, so gefriert das Wasser, aber das neu entstehende Eis legt sich an die bereits vorhandenen Körner und vergrößert deren Umfang. Je öfter dieses theilweise Schmelzen und Gefrieren sich wiederholt, desto größer müssen die einzelnen Körner werden. Erleiden diese Massen einen Druck von darüberliegenden Massen, oder haben sie lange gelegen, so werden sie zu einer fest zusammenhängenden Masse verbunden, in der die einzelnen Körner aber doch durch Zwischenräume getrennt sind, die mit Luft angefüllt sind. Wandert man an warmen Tagen in Höhen von 8 — 10,000 Fuß über die Schneefelder, so ist der Firn auf der Oberfläche so vom Wasser erweicht, daß man bis über die Knöchel einsinkt, aber in der Tiefe eines Fußes oder mehr trifft man auf das feste Eis von der gedachten Beschaffenheit. Geht man aus diesen Höhen nach unten, so behält das Eis diese Zusammensetzung aus Körnern, welche durch Luftblasen getrennt, aber fest miteinander verbunden, gleichsam ineinander eingekeilt sind. Dabei werden die Körner immer größer und am untern Ende großer Gletscher erreichen sie einen Durchmesser von mehr als einem Zolle. Das einzelne Korn ist im hohen Grade durchsichtig, die ganze Masse ist nur durchscheinend, offenbar wegen der vielen darin enthaltenen und unregelmäßig gestalteten Luftblasen, und erscheint mit der eigenthümlichen schönen blaugrünen Farbe, die wol jeder Alpenreisende in den Spalten bewundert hat und welche wir auf eine ähnliche Weise als die eigenthümliche Farbe des Eises ansehen müssen, als wir dieses beim reinen Wasser zu thun genöthigt sind. Ehe das Eis, das wir am untern Ende großer Gletscher antreffen, aus der Höhe bis in diese Tiefe gekommen ist, mögen Jahrhunderte vergangen sein.

In seinem Innern ist das Eis rein, selten sieht man am Ausgange oder in den Spalten der Gletscher mehr als unbedeutende Sandstreifen, Steine gehören zu den größten Seltenheiten, dagegen finden wir auf der Oberfläche der meisten Gletscher Steine, deren Größe viele Cubikfuß beträgt und deren Beschaffenheit aufs bestimmteste zeigt, daß sie von den höchsten Spitzen der Alpen herrühren. In den meisten Fällen sind diese Steine reihenförmig miteinander verbunden und sie bilden jene Wälle, für welche seit Saussure der Ausdruck Moränen gebraucht ist. Theils zeigen sie sich am Rande der Gletscher (Randmoränen, Gandecken der Deutschen), theils in ihrer Mitte (Mittelmoränen, Gufferlinen der Deutschen), theils vor dem Gletscher im Thale (Endmoränen), theils sind sie auch weit und unregelmäßig auf dem Gletscher ausgebreitet (Gletscherschutt, Blockdecken), und in dem letztern Falle liegen die Massen oft so dicht, daß es schwer hält, sich von der Existenz des Eises darunter zu überzeugen. Man darf nur eine Excursion durch die höhern Alpenregionen machen, um zu sehen, wie das Gestein hier trümmert und wie fast unaufhörlich Blöcke nach unten rollen. In den obern Regionen sinken sie meistens in den lockern Firn, tiefer unten, wo sie auf festerm Eise liegen, bilden sie dann, wenn sie isolirt stehen, die sogenannten Gletschertische; während nämlich die Sonne das umliegende Eis schmilzt, hält der Stein die Einwirkung ihrer Strahlen ab und er steht nach einiger Zeit auf einer Eissäule von mehren Fuß Höhe, bis auch diese endlich der schmelzenden Ursache nachgibt und zerbricht, worauf sich derselbe Vorgang an einer andern Stelle wiederholt. Liegen mehre große Steine nebeneinander, so vereinigen sich ihre Eissäulen und das Schmelzen wird schwerer. Durch das Zusammenliegen vieler Steine wird ein Eiswall gebildet, der oft eine Höhe von 40 und mehr Fuß über dem Gletscher hat und mit dem Namen Moräne bezeichnet wird. Aber auch hier wird das Eis zum Theil geschmolzen, einzelne Steine rollen von dem Walle nach unten, und so erhält er eine größere Breite, während seine Höhe geringer wird, bis endlich bei Gletschern, welche sich bis zu den untern sehr warmen Gegenden erstrecken, die Moräne einen großen Theil des Gletschers überzieht, dabei aber eine so geringe Höhe erhält, daß sehr viele Geschiebe selbst in das Eis gesunken sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß die meisten dieser Steinwälle Seitenmoränen sein müssen; wo wir Mittelmoränen antreffen, zeigen genauere Untersuchungen, daß sie durch die Vereinigung zweier Gletscherarme gebildet wurden, eine Ansicht, welche jedenfalls richtiger ist als die früher von Saussure gegebene. Die Endmoränen endlich entstehen aus dem Schutt, welcher durch das Schmelzen des Eises nach unten fällt und vor dem Gletscher auf dem Boden angehäuft wird. Zieht sich später der Gletscher zurück, so bleibt diese Moräne liegen und gibt uns die ehemalige Grenze des Eises an. Öfter treffen wir vor einem Gletscher in verschiedenem Abstande mehre solcher Wälle, wovon der Rhonegletscher eines der bekanntesten Beispiele ist.

Die Bewegung der Gletscher, das Hinabrücken des Eises aus den obern Regionen nach der Tiefe, ist eine bekannte Thatsache und fast an jedem Punkte in den Alpen werden Erfahrungen darüber mitgetheilt. Der Verf. erzählt eine von ihm beobachtete Thatsache dieser Art. Im J. 1827 errichtete Hugi an dem Vereinigungspunkte des

Finsteraar- und Lauteraargletschers eine Steinhütte; 1830 fand Hugi die Hütte einige Hundert Schritt von ihrer Stelle entfernt, 1836 betrug diese Distanz 2200 Fuß, und 1839 betrug sie nach dem Verf. 4400 Fuß und von hier bis zum Sommer 1840 trat eine neue Verrückung von 200 Fuß ein. Ist demnach an der Thatsache selbst nicht zu zweifeln, so herrschen über die Ursache derselben sehr verschiedene Ansichten. Saussure nahm an, die Gletscher glitten durch ihre eigene Schwere thalab und die Anhäufung der Gewässer in ihrem Thalbette begünstige noch dieses Gleiten, und diese Ansicht wurde von den Naturforschern als richtig angesehen. Gruner glaubte, daß große Wassermassen den Gletscher unterwühlen und so seine Masse fortreißen; der Verf. meint, daß diese Ansicht keine Widerlegung verdiene, denn wäre sie richtig, so müßten die Gletschermassen schon längst als Treibeis, den Eisinseln des Nordmeeres ähnlich, die Meere erreicht und das Nord-, Mittel-, adriatische und schwarze Meer mit schwimmenden Eisbergen angefüllt haben, denn Jeder, der beobachtet hat, mit welchem Ungestüm das Treibeis unserer großen Flüsse vorwärtstreibt, wird einsehen, daß das auf weit größerer Fläche als unserer Flußbetten schwimmende Gletschereis allmälig eine unberechenbare Geschwindigkeit annehmen müßte. Wenn jedoch Ref. die von Gruner angegebene Ursache auch nicht als die allein wirksame ansehen will, so kann er doch mit dem Verf. nicht darin übereinstimmen, daß sie so ganz und gar keine Beachtung verdiene; denn wenn wir erwägen, daß der ganze Gletscher aus großen Eisblöcken besteht, deren jeder auf dem Felsen mit Füßen ruht, daß die Kanäle zwischen Eis und Fels, durch welche das Wasser abfließt, gewiß häufig verstopft werden, so muß es möglich sein, daß bei dem Aufstauen des Wassers einzelne Eismassen schwimmen, welche dann auf die untern einen Druck ausüben und sie forttreiben. Die Folgerung des Verf., daß nach der Ansicht Gruner's die Eismassen längst fortgeschwommen sein müßten, hält keine nähere Prüfung aus, sehen wir ja doch, wie an den Küsten Sibiriens ein mehre Meilen breiter Eiswall auf dem Boden des Meeres ruht, und ebenso fehlt es in diesen steil abstürzenden Thälern an der hinreichenden Wassertiefe, um das Eis fortzuschwemmen, zumal da die Unebenheiten des Bodens dieses Schwimmen im hohen Grade erschweren. Sehen wir ja selbst bei dem Flößen des Holzes in oft tiefen Flüssen, daß die einzelnen Stücke sich nicht selten zu einem Walle von ziemlicher Festigkeit zusammenhäufen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Sommerblumensträuße den holden Frauen gewidmet von Rellstab. Zwei Theile. Leipzig, Köhler. 1841. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese Novellen dürften zwar etwas weniger breit erzählt sein, doch ist der Styl so schön, daß man ihn an manchen Stellen wie ein gutes Accompagnement zum anmuthigen Lied oft hinnimmt, wenngleich das Lied selbst schon lange zu Ende ist. In der zweiten Novelle „Bergholb", einer Nachahmung der „Undine", meint man Wellenrauschen und Wasserplätschern zu hören, so wogend und flutend sind die Zusammenkünfte des jungen Ritters mit der Nymphe erzählt. Die dritte Novelle, die aus Acten gezogene Geschichte „Miller und Müller", mit unzähligen Verwechselungen, enthält manche humoristische Züge; sie sind freilich oft gesucht und laufen allzu häufig auf Prügel hinaus; diese erhält August Müller, statt des August Miller, der sie veranlaßt, und beinahe würde er auch auf diese Weise eine Braut erhalten haben, wenn er sich nicht noch bei Zeiten von ihr losgemacht hätte. Einige Züge gesunden Humors, wie man selten in Deutschland findet, würzen die Erzählung und die „Sommerblumensträuße" sollen den holden Frauen, für die sie geschrieben sind, empfohlen sein.

2. Der Neger von S.-Domingo. Ein historischer Roman aus dem Zeitalter der Revolution von Miß Martineau. Zwei Bände. Leipzig, Beyer. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man findet wol nicht leicht ein sich so zum historischen Roman eignendes Moment als jene Zeit des Freiheitskampfes der Neger, und gewiß nirgend einen edlern, schönern Romanhelden als Toussaint l'Ouverture, den Miß Martineau schön aufgefaßt hat und in den verschiedenen Phasen seines Lebens immer als großen Mann darstellt. Man sieht ihn erst als Sklaven in der großen Negerrebellion 1791 auf S.-Domingo, einzig und allein für die Sicherheit seines Herrn besorgt und erst, nachdem er diesen gerettet, sich den schwarzen Brüdern anschließen, sodann als Oberst in der spanischen Armee, sich der allgemeinen Achtung erfreuend; seine Stellung ist sorgenfrei und glänzend. Kaum vernimmt er aber, daß das französische Gouvernement die Neger frei erklärt hat, als er die Uniform ablegt, seine Demission einreicht und als schlichter Pflanzer und Arbeiter wieder in seine Hütte zurückkehrt. Er handelt für sich allein und erst einige Tage später folgen die schwarzen Truppen seinem Beispiel. Die Schwarzen ernennen ihn zu ihrem General, dann zum Gouverneur der Insel, in welcher Stelle er vom französischen Gouvernement bestätigt wird, und hier sieht man ihn wieder walten mit Umsicht und Weisheit, von den höchsten Principien beseelt, in stetem Selbstvergessen, während er nur die Sache seines Volks vor Augen hat. Er schützt die Weißen und deren Besitzungen und bekämpft jegliche Racheplane der Schwarzen. Seinen Neffen und künftigen Schwiegersohn, den Commandanten vom Cap François, läßt er hinrichten, weil derselbe Mordplane auf die Weißen zugelassen hat, während er die aufrührerischen, gegen sein Leben verschworenen Mulatten begnadigt. „Keine Wiedervergeltung!" war sein Wahlspruch während der ganzen Revolution von S.-Domingo, und wer dieses Gesetz vergaß, machte sich des Verraths schuldig. Als großer Feldherr und großer Regent wurde er schon damals „der Bonaparte von S.-Domingo" genannt. Miß Martineau entwickelt seine edeln Eigenschaften als Mensch, Familienvater und Christ. „Das Evangelium ist für die ganze Welt da", sagte er einst, „unter den Juden entstand es, jetzt besitzen es die Weißen und die Neger sind bestimmt, es zur Vollendung zu bringen. Uns ist es vorbehalten, die größte Barmherzigkeit zu üben. Beobachten Sie nur den Charakter des Negers; sehen Sie seine Freundlichkeit, seine Milde, die Beständigkeit seiner Liebe und seine Versöhnlichkeit. Also von der Natur begabt, betritt er den Weg der Civilisation, und ist er auf diesem zur Selbständigkeit und Kraft des Willens erstarkt, so wird seine Sanftmuth und Liebe zu jenem Grad christlicher Barmherzigkeit führen, welchen das Christenthum verlangt, indem es Denen, die wir hassen, wohlzuthun befiehlt." Miß Martineau hatte das Recht, diese Worte Toussaint in den Mund zu legen, selbst wenn er sie nie gesprochen hätte, denn sein Handeln zeugte von solcher Gesinnung; ob aber die Prophezeiung eintreffen und das Christenthum wirklich bei den Negern in solcher Vollkommenheit einkehren wird, darüber muß noch ein anderes Jahrhundert entscheiden. Die Verfasserin hat auch mit feinem Frauentakt alle Schilderungen der Grausamkeiten vermieden, welche der Titel des Buchs ankündigen

[illegible]. Ref. war auf solche gefaßt und sehr erfreut, den dichten Schleier darüber geworfen zu finden, statt daß so mancher Autor durch Schilderung von Martern und Mordthaten seinem Werke Interesse und Spannung zu geben meint. Wenn Napoleon wie Toussaint gedacht und gefühlt hätte, während man Toussaint's Thaten mit Napoleon's verglich, so wäre der edle Neger wol nicht verrätherisch aufgehoben worden und auf der Festung Joux im schneeigen Jura hingestorben — langsam an Kälte, Feuchtigkeit, Kummer und Mangel an Bewegung — und zuletzt sogar an Hunger, zum ewigen Schandfleck Frankreichs und seines Beherrschers. Der bescheidene Übersetzer dieses Werks hatte Unrecht, sich nicht zu nennen, denn außer dem Verdienst, die Literatur mit einem guten Roman bereichert zu haben, hat er auch das einer gelungenen, schönen Übersetzung, die jeglichen Anglicismus ausschließt und das gute englische Werk wirklich zu einem deutschen umgestaltet hat.

3. Der Freisegler. Historischer Roman vom Grafen Sparre. Aus dem Schwedischen von C. C** L. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 4 Thlr.

Es ist gewiß verdienstlich, auch die schwedische Geschichte der Romanenwelt zu übergeben und wirklich Geschehenes dem Gedächtniß einzuverleiben, indem man es mit phantastischen Gestalten verwebt und als Amusement reicht, was sonst ernste Studien erheischte. Ref. erkennt auch an, daß die Bearbeitung des historischen Romans viele Schwierigkeiten bietet, und bedauert, daß diese in dem hier vorliegenden Werke nicht gänzlich gelöst wurden. Der Lauf der Begebenheiten entwickelt sich meist in Gesprächen, wodurch das Ganze eine große Breite erhält, ohne lebendig zu werden. Walter Scott, jenes große Vorbild historischer Romanschreiber, brachte auch gern Gespräche an, um die Charaktere der handelnden Personen, die Sitten und den Geist der Zeit, sowie die ganze Staffage zu entwickeln, während man die Handlungen selbst rasch vorwärts schreiten sieht. Im vorliegenden Werke führen die ewigen Gespräche indeß nicht zur Charakterentwickelung und geben der Lecture etwas Schleppendes; der Leser fühlt sich immer zum Überschlagen geneigt. Das liegt aber mehr in der Ungeübtheit des Verf. als im Mangel an Talent und Genie. Der Stoff, die Streitigkeiten zwischen dem König Sigismund und dem Herzog Karl, jener Bürgerkrieg, der durch die Sache der Religion, welche dabei betheiligt war, zur Herzensangelegenheit jedes Einzelnen wurde, ist gewiß ein interessanter Moment, und das erste Capitel, mit der Schilderung Schwedens, dessen natürlichen und politischen Zustandes, nebst der Charakteristik des Volks, ist außerordentlich poetisch bei der gedrängten Klarheit des Vortrags.

4. Neue Erzählungen und Humoresken von Johann Langer. Dritter und vierter Band. Wien, Tendler u. Schäfer. 1841. Gr. 12. 2 Thlr.

Erfreuliche Abwechselung bieten diese Bände und der Leser fällt aus den Armen des tiefsten Ernstes in die des lachenden Humors. „Das Geisterschiff" möchte Ref. in seinen schauerlichen Zusammenstellungen für verfehlt halten, es ist gar zu sehr Hirngespinnst, gar zu sehr nach Hoffmann'scher Manier strebend, ohne doch das phantastische Genie jenes Autors zu besitzen. Dagegen sind die „Wassergedanken unter einem Thorweg, ein Bild aus dem Gassenleben gegriffen", voll Humor und Wahrheit und bieten jenes phantastische Gewebe der Reflexionen, welches dem auf das Vorüberziehen des Regens Wartenden so natürlich ist. „Kaiser Mark Aurel zu Vindobona, eine historisch-romantische Skizze", ist auch mit Vor- und Hintergrund, mit der ganzen Farbenpracht des Römerthums und der Schattirung jener begebnißreichen Zeit, gut gelungen. „Die philosophischen Gedanken über einen Besenstiel" schienen Ref. etwas gesucht, nach Humor gehascht. Doch im Ganzen ist keiner dieser Aufsätze ohne Werth und jeder mag wol einzeln, in Journalen abgedruckt, das Interesse angesprochen und seinen Platz gut ausgefüllt haben; zu einem Werk gesammelt, ist die Lectüre, selbst trotz der gebotenen Abwechselung, leicht ermüdend. Der Styl ist gut und sorgfältig behandelt.

5. Glaube, Liebe, Hoffnung. Drei Novellen von Chlodwig. Kottbus, Meyer. 1842. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Diese drei Novellen sind außerordentlich fromm, das ist aber auch ihr einziges Verdienst. Die handelnden Personen sind größtentheils Caricaturen — in der ersten „Glaube" sind die Bösewichter mit so starken Farben aufgetragen, daß es ans Lächerliche streift —, dabei ein schwülstiger, geschraubter, undeutscher Styl, eine bombastige Breite des Erzählens, und Unnatur in den Begebenheiten. Ref. führt hier den Schluß der dritten Novelle als Probe des Styls und des Tons dieser Sammlung an: „Im Westen laß uns ein neues Vaterland suchen, ehrend das Alte, und wenn wir dort unsere irdischen Tage in Tugend vollbracht, wird uns auch winken aus dem Jenseit lieblich ins himmlische Reich, wo die Liebe nur waltet, durch des Glaubens erquickende Pforte, zum ewigen, glücklichen, freien Leben, huldvoll die immer blühende Hoffnung." 8.

Notiz.

Kanzelberedtsamkeit.

Der Prediger Meyhöfer zu Barten in Ostpreußen hat vor kurzem zwei von ihm gehaltene Predigten (Königsberg 1842) drucken lassen. Die eine, am Todtenfest gehalten, ist betitelt: „Das Nichts und das Etwas", die andere: „Siehe dein König kommt!" Wir erlauben uns, daraus einige Stellen mitzutheilen, welche von dem merkwürdigen Inhalt und der originellen Form dieser Reden einen Begriff geben werden, und bemerken dabei nur noch, daß dieselben im J. 1841 gehalten worden sind. „Das Nichts und Etwas" beginnt mit den Worten: „Was seid ihr heute hierhergekommen? Einen Mann in „weichen Kleidern zu sehen?" Die weiche Kleider tragen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seid ihr heute hierhergekommen? Einen Mann zu sehen, der vom „Winde hin und her bewegt wird?" Die da vom Winde hin und her bewegt werden, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da „schmücken und übertünchen die Gräber, aber drinnen sind sie doch alle voll Moder und stinkender Todtengebeine". Also: Was seid ihr heute hierhergekommen? Daß ich euch mit Thränen speise, oder, wie der Prophet es nennt, mit „nieblicher Speise?" Die euch mit nieblicher Speise speisen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seid ihr heute hierhergekommen? Daß ich über den Gräbern Friede schreie, wo kein Friede ist? Die da Friede schreien, wo kein Friede ist, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche übertünchen und schmücken die Gräber, aber drinnen sind sie doch voll Moder und stinkender Todtengebeine" u. s. w. In der zweiten Predigt: „Siehe dein König kommt!" spricht Hr. Meyhöfer seine Freude darüber aus, „daß die Evangelien wiedergekommen sind". „Aber es sind", fährt er im Eingange fort, „doch manche Personen, Ortschaften und Begebenheiten, manche liebe Freunde, Bekannte, Ortschaften und Begenheiten, die durch die Länge der Zeit uns in eine gewisse Ferne getreten sind, und es ist uns, als wären wir zu lange ausgeblieben von ihnen. Reblicher Hauptmann von Kapernaum, Wahrheit suchender Nikodemus, den Herrn bewirthende Martha, meine Maria, die du den Herrn salbtest! O mein glückliches Herz! O mein Hauptmann von Kapernaum, mein Nikodemus, meine Martha, meine Maria! O dein glückliches Herz! Dein Hauptmann von Kapernaum, dein Nikodemus, deine Martha, deine Maria! Nein, mein Gott! Du machst uns zu glücklich, daß du in diesem Jahre uns die Evangelien wiederkommen lässest" u. s. w. Hr. Meyhöfer versichert in der Vorrede zu der ersten Predigt, daß dieselbe unter vielen seiner Zuhörer eine große Erregung bewirkt habe, und wir wollen daran keineswegs zweifeln. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 90. —— 31. März 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Überhaupt begeht der Verf. bei Betrachtung dieses Gegenstandes den Fehler, welchen wir so häufig bei Schriftstellern über einzelne Gegenstände der physikalischen Geographie antreffen, daß er bei einem Phänomene, welches sich unter sehr verschiedenen Verhältnissen zeigt, nur eine einzige Ursache als wirksam ansieht, dagegen die von andern Forschern angegebenen Kräfte ganz übersehen zu müssen glaubt, während doch der Vorgang bald auf die eine, bald auf die andere Weise erfolgen kann. Er glaubt, das Hinabrücken der Gletscher erfolge nur durch ein partielles Schmelzen und darauf folgendes Gefrieren des Eises, indem dieses bekanntlich bei seiner Bildung sich ausdehnt; er glaubt aber nicht wie Scheuchzer und Charpentier, daß das Wasser in die Spalten des Eises dringe, hier gefriere und sich dabei ausdehne, sondern er denkt an die mit Luft gefüllten Haarspalten zwischen den einzelnen Krystallen. In diese Zwischenräume sickert das Wasser hinein und gefriert hier. Dieses Gefrieren dehnt die Gletschermasse aus, allein nicht gleichmäßig, sondern verschieden im Verhältniß der Wassermengen, welche in die Eisschichten einsickern und erstarren. Die untern Schichten, hart und compact wie sie sind, können nur sehr wenig Wasser in ihre sehr feinen Haarspalten aufnehmen und dehnen sich deshalb weit weniger aus als die schwammigen, oberflächlichen Schichten, welche, den Veränderungen der äußern Temperatur in weit höherm Grade ausgesetzt, sich leichter in ihren Fugen lösen und eine verhältnißmäßig weit größere Masse Wasser einsaugen. Je oberflächlicher deshalb eine Eisschicht im Gletscher liegt, desto mehr wird sie sich ausdehnen, oder, mit andern Worten, desto schneller wird sie sich bewegen. Jedoch gesteht Ref., daß ihm die Wirksamkeit dieses Vorganges nicht recht einleuchten will. Da nämlich diese Haarspalten mit Luft angefüllt sind, so wird das durch Schmelzen gebildete Wasser nur sehr langsam in sie eindringen, da der Widerstand der Luft dieses verhindert, wie man sich ja leicht überzeugen kann, wenn man es versucht, einen Wassertropfen durch ein inwendig feuchtes Haarröhrchen nach unten gleiten zu lassen. Wenn der Verf. aber nach S. 154 glaubt, daß das Verhalten der Wasserfälle auf Gletscher einen unwiderleglichen Beweis dieser Ansicht gebe, so wird dadurch doch nur bewiesen, daß die oberflächlichen Schichten sich schneller bewegen als die auf dem Boden ruhenden, was wegen des Widerstandes auf letzterm stets geschehen muß, welcher Ansicht man auch huldigen möge. Überhaupt aber glaubt Ref., daß die meisten Naturforscher, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, viel zu sehr den Umstand übersehen, daß das Eis, welches die einzelnen Blöcke bilden, häufig in kleine Fragmente zerrissen und dann wieder verbunden wurde, daß Spalten reißen, zum Theil mit nassem Schnee gefüllt werden und wieder gefrieren. Wäre dieses nicht der Fall, so wäre es ja unmöglich, daß solche Gletscher, welche auf stark geneigtem Boden vielfach zu Säulen zerrissen und zerspalten sind, weiter unterwärts wieder eine ebene Fläche zeigten. Ref. erinnert in dieser Hinsicht unter den bekannten Gletschern nur an den von Bassons im Chamounithale, den von Grindelwald und an den Quellen der Rhone. Ausgezeichnet schön sieht man dieses ebenfalls auf dem bekannten Mer de glace bei Chamouni, an der Vereinigungsstelle der drei obern Gletscher rechts von dem gewöhnlichen Wege nach dem Jardin. Hier natürlich wird die Ausdehnung beim Gefrieren eine wichtige Rolle spielen, und eben dieses geschieht bei den Massen, die locker auf dem Boden liegen und dann wieder gefrieren.

Durch diese Bewegung der Gletscher wird der Fels, auf welchem das Eis ruht, mannichfach verändert, die Felsen werden polirt, abgerundet und tiefe glatte Furchen entstehen auf diese Weise. Der Verf. führt eine Zahl von Stellen an, wo diese Schliffflächen ausgezeichnet schön erscheinen; er rechnet dazu auch den Rocher poli in der Nähe des St.-Bernhard, welcher die Aufmerksamkeit von Saussure in so hohem Grade auf sich zog. Auch glaubt der Verf., daß Wasserfälle auf dem Gletscher bedeutende Veränderungen des Felsgrundes bewirken, namentlich daß sie hier Löcher graben; jedoch dürften die Vertiefungen, welche man hier und dort antrifft, wol nicht auf diese Weise entstanden sein, da die Stelle eines solchen Wasserfalles selbst zu veränderlich ist.

Diese Betrachtungen führen den Verf. zu seinen geologischen Ansichten über die frühere Ausdehnung der Gletscher. Er beginnt mit den Oscillationen der Gletscher in geschichtlichen Zeiten. Indem er sich größtentheils auf die Arbeit von Venetz stützt, zeigt er, daß manche Gletscher

sich bedeutend zurückgezogen haben, was besonders aus den oft in großer Entfernung vor ihnen liegenden Moränen hervorgeht, während andere sehr gewachsen sind. Aus allen Thatsachen glaubt der Verf. folgern zu dürfen, daß zwar der allgemeine Temperaturzustand der Erde in historischen Zeiten keine Veränderungen erlitten hat, daß aber sehr bedeutende locale Schwankungen sich ereignet haben. Im 15. Jahrhundert scheinen diese Eismassen ihre geringste Größe gehabt zu haben und alle hohen Alpenpässe waren offen; erst im 17. Jahrhundert wurden letztere schwierig und im 18. wurden sie fast ungangbar. Wenn man aber alle Thatsachen erwägt, so wird es nachher wahrscheinlich, daß die Gletscher in vorhistorischen Zeiten eine weit größere Ausdehnung gehabt haben. Als Thatsachen dieser Art nennt der Verf. besonders die alten Moränen, die Felsschliffe, die sogenannten Karrenfelder und die Wasserlöcher. Die alten Moränen zeigen sich besonders häufig in Wallis und hier oft in großer Entfernung von den jetzigen Gletschern, zum Theil mit hohen Lerchen bewachsen. Die Felsenschliffe erstrecken sich meist bis in die untern Theile der Alpenthäler, weit von allen Gletschern entfernt, und die Seiten der Thäler sind meist bis in die Höhen hinauf geschliffen, welche die Gletscher seit Menschengedenken nicht erreichten. Diese alten Gletscher sind nach ihm das Transportmittel der vielen Geschiebe, welche von den Alpen bis zum Jura oft in sehr bedeutenden Höhen angetroffen werden und welche zu so vielen Hypothesen Veranlassung gaben. Er hält es für völlig unmöglich, daß Stürme sie nach diesen Punkten führten; er glaubt vielmehr, daß in der Urzeit die Gletscher die Alpenthäler bis zu ihren Ausmündungen und bis in bedeutende Höhen über dem Thalboden erfüllten, daß demnach die Alpen zu jener Zeit ein ungeheueres Eismeer bildeten, aus welchem nur die höchsten Spitzen auftauchten und von welchem die größern niedern Thäler einzelne Arme darstellten. Auf diesem ungeheuern Eismeere breiteten sich die Moränen sehr aus, und als nun das Eis geschmolzen wurde, blieben die Geschiebe liegen; erst später, als die Gletscher sich in engere Grenzen zurückgezogen hatten, zeigten sich Haufen begrenzter Wälle.

Mit dieser Ansicht stellt der Verf. das Vorkommen der Gletscher in andern Gegenden zusammen. Da wo sich letztere zeigen, finden wir allenthalben in der Nähe Felsschliffe, so in Skandinavien, in Großbritannien, in der Nähe der Vogesen, und daraus glaubt der Verf. folgern zu dürfen, daß alle diese Geschiebe durch Eis nach ihrer jetzigen Stelle gebracht seien. Er setzt damit das Vorkommen der Mammuthsknochen im hohen Norden und in dem Eise dieser Gegenden in Verbindung. Nachdem diese Thiere lange die Erde bewohnt hatten, trat plötzlich eine große Kälte ein. Wo früher Heerden plumper Elefanten die üppigen Wälder eines tropischen Klimas durchstreiften und eine Menge anderer Thiere lebten, trat die Ruhe des Todes ein. Die ungeheuere Eiskruste, welche die Erde bedeckte, erstreckte sich von den Polargegenden bis zum Atlas und nur die höchsten Spitzen der damals bestehenden Berge ragten aus ihr hervor. Da trat aus dem Innern der Erde die Veste der Centralalpen hervor. Die Eiskruste ward zugleich mit in die Höhe gehoben; die Trümmer, welche auf ihre Oberfläche fielen, wurden von den sie überragenden Spitzen des Montblanc, der älter als die östliche Alpenkette ist, und von den gerade sich erhebenden Kämmen der Alpen selbst losgerissen und bewegten sich auf der Oberfläche der Eismasse, welche die schweizer Ebene zwischen dem Jura und der neu entstandenen Kette erfüllte, gegen erstern hin, wie auch jeden andern Gletscher. Und da die Erscheinung der Alpen die klimatologischen Verhältnisse der Schweiz plötzlich änderte, so gab es nun, durch Jahres- und Witterungswechsel bedingt, häufige Oscillationen und Schwankungen in der Ausdehnung jener die Schweiz bedeckenden Eiskruste. Vor allen Dingen erhielt die Eismasse einen, der allgemeinen Bodenneigung zwischen den Alpen und dem Jura entsprechenden Fall; ihre Oberfläche, die wahrscheinlich vorher Firn war, verwandelte sich durch den Wechsel des Aufthauens und Gefrierens in Eis; ihr Niveau nahm allmälig ab und zu gleicher Zeit fing der Rückzug an; die auf der Oberfläche fortbewegten Blöcke setzten sich nach und nach längs des Jura in immer abnehmenden Höhen ab, bis endlich der Boden der schweizer Ebenen aufgedeckt war und eine neue, den Bodenverhältnissen entsprechende Schöpfung zu leben begann. Wenn indeß einerseits aus der Gleichzeitigkeit der diluvischen Bildungen und des Ureises des Nordens hervorgeht, daß die Eiskruste vor der Hebung der Alpen bestand, so beweist andererseits die Stellung und der Zusammenhang der Moränen in den großen Alpenthälern, welche höchstens durch Bergbäche durchbrochen oder verschoben sind, daß diese Moränen auf den Alpen, wie sie jetzt bestehen, gebildet wurden, und daß letztere während des Rückzugs der Eismassen, welcher äußerst langsam und allmälig, eine geraume Zeit dauern mußte, keine Veränderung mehr erlitten haben können. Offenbar aber sind die Fündligsblöcke Trümmer der durch die Hebung der Alpen entstandenen Spaltungen, gehören demnach einer frühern Bildungszeit als die Moränen und einer spätern als die Eiskruste an.

Der Verf. wendet das Gesagte auf eine Menge einzelner Thatsachen an und berührt dann schließlich noch mehre Einwürfe, welche man dagegen machen könnte; namentlich berührt er selbst den Umstand, daß diese Annahme einer großen Kälte sich nicht wohl mit der durch Petrefacten erwiesenen größern Wärme der Urzeit vertrage. Er glaubt deshalb annehmen zu müssen, daß die Erde in jeder geologischen Periode eine gewisse Temperatur gehabt habe, daß diese dann plötzlich gesunken und wieder bis zu der Wärme in der folgenden Periode gestiegen sei, daß aber zugleich die Temperatur einer jeden Periode kleiner gewesen sei als die der vorhergehenden. Für diesen Wechsel gibt der Verf. keine Ursache an und dem Ref. ist es ebenfalls unmöglich, auch nur eine entfernte Ursache für diesen Wechsel aufzufinden, und überhaupt glaubt er, daß es noch mancher Untersuchungen bedürfe, um über die Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese urtheilen zu können. 55.

Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 27. Januar 1842 gehalten von August Böckh. Berlin, Duncker u. Humblot. 1842. Gr. 4. 7½ Ngr.

Das Jubiläum der Thronbesteigung Friedrich's II. ist vor zwei Jahren durch viele Schriften, Reden und einzelne Abdrücke staatswissenschaftlicher Werke in und außer Preußen gefeiert worden. Aber die eigenen Werke des großen Königs, diese köstlichen Denkmale seines Geistes, blieben fast durchgängig unberücksichtigt, man begnügte sich häufig nur das reiche Material in den Büchern des verdienstvollen Preuß (oft ohne Nennung des Verfassers) zu benutzen, und unsere lyrischen Poeten verschmähten es sich in Übersetzungen der königlichen Gedichte zu versuchen. Sind nun überhaupt die Werke Friedrich's in Deutschland weit weniger bekannt, als es schicklich ist, und muß also eine neue Ausgabe derselben mit Sehnsucht erwartet werden, so war es schon in dieser Beziehung ein höchst glücklicher Gedanke des berühmten Festredners, eine Anzahl der wichtigsten Stellen aus den Gedichten des Königs meist wörtlich, gleichsam in musivischer Arbeit, zusammenzustellen. „Hörte Athen", sagt er ebenso wahr als schön, „an den Panathenäen die Thaten der Vorfahren aus dem Munde nicht der Helden selbst, sondern des Dichters der Ilias, des Dichters der Perseis, wahrlich, so gibt es für uns Preußen, an diesem Tage zumal, kein edleres Akroama als die Worte Friedrich's II."

Der Redner begann mit einer Beschreibung der wahren Klugheit und Weisheit und mit einer Schilderung ihrer Contraste. Friedrich der Große, heißt es weiter, sei eine jener unendlich seltenen am höchsten begabten Naturen gewesen, in denen sich die Begeisterung mit der größten Besonnenheit und Klarheit des Gedankens vermählt hatte. Die kalte Berechnung sei dadurch in ihm veredelt worden und seine Leidenschaft nur der Ausdruck der unversiegbaren Kraft des Geistes gewesen, die alle Schwierigkeiten überwindet. So sei er auch der Kunst und Wissenschaft trotz aller Entbehrungen seiner Jugend treu geblieben und spräche dies häufig in seinen Gedichten aus. Einige ausgezeichnete Stellen werden angeführt, ohne die eingemischte Schärfe und Bitterkeit zu verstecken, die eine natürliche Folge der Zeitumstände war, unter denen die Gedichte entstanden sind. Man ersieht aus dieser und andern Stellen, daß Hrn. Böckh's Rede durchaus nicht mit dem éloge eines französischen Akademikers verwechselt werden darf. Kraft, Würde und Wahrheitsliebe sind auf allen Seiten ihre unterscheidenden Merkmale: man sieht, wie der preußische Redner an einem dem Vaterlande so heiligen Tage auch einzelne Schattenseiten nicht ängstlich zu verhüllen brauchte.

Im Fortgange der Rede gedachte Hr. Böckh, um die Regentenklugheit des Königs zu bezeichnen, der schweifenden Laune desselben in seinen Gedichten, deren viele man ohne Schmeichelei den Horaz'schen Sermonen und Briefen an die Seite stellen kann, vor denen sie noch den Vorzug haben, daß sie sich in größern Weltverhältnissen bewegen, und seiner Ironie, unter der er jene großartige und wahrhaft tragische Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen, der Geringfügigkeit aller menschlichen Bestrebungen gegenüber einer höhern Gewalt versteht. Diese Ansichten sind nicht immer die trostvollsten, aber der König wollte sich keiner Selbsttäuschung preisgeben und die Größe seines Geistes ließ ihn Beruhigung in einer Seelenstimmung finden, die bei andern Fürsten und Staatsmännern sehr selten ist. Als Belege hierzu folgen eine Reihe der ausgezeichnetsten Stellen in trefflicher prosaischer Übertragung aus verschiedenen Lebensjahren des Königs. So erfahren wir, wie Friedrich über die Klugheit dachte und über Das, was sie vermöge, und finden die edelsten Beweise für seine hohe Tugendübung. „Hierbei müssen wir", sagt der Redner, „jede Beziehung auf ein Jenseitiges absondern; sein religiöses Bewußtsein beschränkt sich auf die Erkenntniß und innerliche Verehrung eines höchsten Wesens, einer höchsten Vernunft, welche die Gesetze alles Entstandenen bestimmt hat, und auf die Unterordnung und Ergebung gegen das Schicksal." Und an einer andern Stelle: „Die erste Triebfeder seiner großen Entwürfe war allerdings eine Leidenschaft, aber die edelste, dem Fürsten angemessenste, die Ruhmbegierde; die Tugenden, sagt er, führen zum Ruhm und der Ruhm zu den Tugenden." Nach Mittheilung mehrer hierher einschlagenden Stellen, schließt der Redner: „Standhaft im Unglück, ohne Übermuth im Glück, ein strenger König und, wie er selbst sich nennt, ein menschenfreundlicher Bürger, suchte und fand er in der Tiefe seines Herzens und Geistes die Seelenruhe des Weisen und übergab sich, unbekümmert, wie er sagt, um einen gereizten, verdrüßlichen, verkehrten und zu strengen Beurtheiler seiner zu schwachen Tugend, der Nachwelt, daß sie ihn mit aller Freiheit richte. Er ist viel gerichtet worden von Freunden und Feinden, von Bewunderern und Tadlern, von Geistesverwandten, die mit diesem königlichen Aar zur Sonne schauten, zu dem glänzenden, wärmenden und erleuchtenden Gestirn, welches er in jener Ode an die Preußen seinem Volke zum Vorbilde stellt, und wieder von ganz entgegengesetzten Naturen, die den einseitigen und beschränkten Maßstab ihrer eigenen Geistesrichtung und Seelenstimmung an den Heros anlegten. Ein Mann von so überragender Größe kann von unzähligen Seiten betrachtet werden, von denen ich heute nur wenige herausgekehrt habe; aber je mehr Friedrich im Ganzen seines reichen, geistigen Wesens gefaßt wird, desto mehr muß er, auch ohne daß wir alle seine Überzeugungen, Ansichten und Gesinnungen theilen, nicht blos bewundert, sondern auch geliebt werden."

Das ist etwa der Gedankengang in dieser Rede, deren Präcision und antike Einfachheit nicht ihr kleinster Vorzug ist, und die zugleich wieder einen schlagenden Beweis liefert, daß Philologen auch die Stimmungen und Zustände einer neuern Zeit auf das Preiswürdigste, in lateinischer wie in deutscher Sprache, darzustellen verstehen. Hrn. Böckh's Meisterschaft in seinen lateinischen Festreden, sowol nach Form als nach Inhalt, bedarf unsers Lobes nicht.

Noch müssen wir aber einiger bedeutenden Äußerungen (S. 14 fg.) über die neue Ausgabe der Werke Friedrich's II. gedenken. Zuvörderst darf, wenn auch die Schriften mannichfachen Anstoß geben, dieser doch nicht da getilgt werden, wo der große König in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erscheinen soll, seine Leidenschaft, die Ergüsse seiner spitzen Zunge werden nirgend ausgemerzt, denn „wer sich", sagt der Redner, „so wie Friedrich geltend gemacht hat, darf vor der Nachwelt wie vor seinen Zeitgenossen erscheinen, ohne Verschönerung". Ebenso wenig soll an der rednerischen Form des Gedankens gerührt werden. Wir erfahren also zweitens, daß die Akademie als Grundsatz für die neue Ausgabe aufgestellt hat, das Grammatische oder Sprachliche mit den allgemeingültigen Gesetzen und dem Gebrauche auf die leichteste Weise in Übereinstimmung zu bringen, wie dies nach einer hier angeführten Stelle eines Briefs an Darget ganz im Sinne des königlichen Verfassers war, im Rhetorischen dagegen keine Änderung zu gestatten.

Und so dürfen wir einer vollständigen, correcten, aus archivalischen Schätzen bereicherten Ausgabe der Werke des Königs unter den Auspicien der Akademie, unter Böckh's Oberleitung und der speciellen Redaction von Preuß mit der freudigsten Erwartung entgegensehen. In Berlin sind dazu die edelsten Kräfte vereinigt: die Berufung eines auswärtigen Akademikers, so gelehrt und geschickt der Mann auch sonst ist, hatte sich bald als überflüssig bewiesen. 19.

Die Witterungsverhältnisse von Berlin. Eine am 29. Januar im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung von H. W. Dove. Berlin, Lesecabinet. 1842. 8. 7½ Ngr.

Ein beschränkter Horizont bei einer weiten Atmosphäre! Es sind nämlich nicht allein die Witterungsverhältnisse von

Berlin, die uns der berühmte Physiker hier mittheilt, sondern es ist der ganze Schatz seiner Erfahrungen in wissenschaftlichen Erörterungen über die Witterungskunde, welche derselbe in populairem Kleide launig und witzig vors Publicum führt. Bekanntlich hat diese Rede, die er, wie der Titel sagt, in Berlin vor der glänzenden Versammlung des Hofes und der Elite der berliner Einwohner hielt, eine so große Wirkung dort hervorgebracht, daß man den Verfasser von allen Seiten anging sie durch den Druck bekannt zu machen. Dieselbe Anerkennung muß auch das größere Publicum der gedruckten Rede schenken, ja die Wirkung beim Lesen ist eine andere und bedeutendere, da es sich kaum denken läßt, daß beim raschen Vortrag in Frist einer Stunde der Redner von seinen Zuhörern ebenso verstanden wurde als der Schriftsteller von seinen Lesern. Bei der Condensität des Inhalts wie des Styls ist auch der Aufmerksamere genöthigt Manches doppelt zu lesen. Beim lebendigen Vortrag dürfte deshalb Vieles den Zuhörern entgangen sein, besonders da neben dem wissenschaftlichen Gehalt und der außerordentlich scharfen, aber gedrängten Skizzirung der Naturbilder, auf die es ankommt, eine Fülle von witzigen Anekdoten und sarkastischen Impromptus eingestreut ist, welche sich so rasch ablösen, daß beim Vorlesen ein Theil davon unrettbar verloren geht. Wenn man dem kleinen Büchlein einen Vorwurf machen kann, ist es dieser, daß, so klein es ist, man weder um zu genießen noch sich zu belehren, schnell damit fertig wird. Aus dem Stoff und mit dem Witz hätte der Verf. füglich ein dreimal so starkes Buch schreiben können, ohne dem Vorwurf sich auszusetzen, daß er dehne. Der Titel „Die Witterungsverhältnisse von Berlin" ist ebenfalls, was die Berliner „ein Witz" nennen; denn es könnte mit gleichem Rechte heißen: die Witterungsverhältnisse von Wien, Stockholm oder Teneriffa. Abseits der geistreichen Behandlung ist es ein Compendium über Ursache, Wirkung, Herkunft und Niederkunft der Wetterströmungen und Niederschläge auf dem ganzen Erdboden, nur daß der Physiker, der sie beschreibt, gerade Berlin (warum nicht auch Potsdam?) zu seiner Warte sich gewählt hat. 15.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Daß es Dänemark auch nicht an Dichtern und Dichterlingen fehlt, mögen folgende sieben Namen beweisen: 1. „Haandtegninger Digte", von Chr. Winther (Kopenhagen 1840); 2. „Romantiske Digtninger", von F. J. Hansen (Kopenhagen 1839); 3. „Digte", von Hans Orm (Kopenhagen 1839). 4. „Samlede Digte", von H. W. Kaalund (Kopenhagen 1840); 5. „Kong Haldan der Starke", romantisches Epos von H. W. Kaalund (Kopenhagen 1840); 6. „Forsög i Poesie", von Bernhard (Kopenhagen 1839); 7. „Hanna", Gedicht nach Eberhard's „Hanchen und Küchlein", von C. Kjerumgaard (Kopenhagen 1839). Hr. Winther ist ein schon längst rühmlich bekannter Dichter. Die oben angeführte Sammlung enthält, außer einem Gedicht an den Leser, fünf Gedichte: „Kong Saul og Sangeren", „Hans Hjerte sorg", „Hendes Hjerte sorg", „To Elskende", „Ridderen og hans Datter". Darunter sind die drei mittelsten Liebeslieder die schönsten. In Hansen's romantischen Dichtungen sind die Verse gut und richtig, die Sprache sehr zierlich, Gedanken und Ausdruck oft poetisch, und doch fehlt ihnen der eigentliche poetische Geist, der den Leser anspricht und mit sich fortreißt. Die Sammlung enthält übrigens drei Dichtungen oder Romanzen-Cyklen: „Corsaren og hans Brud", „Fata Morgana" und „Abenamaro Sang". Die Gedichte des pseudonymen Verf. Nr. 3 zeichnen sich durch Schwulst und leeres Wortgepränge aus. Hr. Kaalund erhebt sich in seinen Gedichten fast nie über das Mittelmäßige, seine Sprache ist oft fehlerhaft, seine Verse holperig. Viel besser ist das romantische Epos „Halan der Starke" von demselben Verf., wiewol es weder an Stoff noch an Form ein Originalgedicht ist. Der Stoff ist aus dem siebenten Buche von Saxo entlehnt. Die Verse sind im Allgemeinen tadellos; aber der schlechten Reime gibt es im letzt erwähnten Gedichte nicht wenige. Hr. C. Bernhard hat seine Versuche dem Dichter B. S. Ingemann gewidmet. Es fehlt dem noch jungen Verf. oft an Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks und der Gedanken. Übrigens sind Sprache und Versification im Allgemeinen correct. Eberhard's „Hannchen und die Küchlein" ist eine Nachahmung von Goethe's „Hermann und Dorothea" und von „Luise" von H. Voß. Die Einfachheit des Stoffes soll über die ausmalende Detaillirung aller Einzelnheiten vergessen werden. Was die Sprache im erwähnten Gedichte betrifft, so vergißt man beim Lesen desselben, daß es eine Übersetzung ist. Bei den Hexametern ist es charakteristisch, daß sie im hohen Grade daktylisch sind; mit Ausnahme des letzten Fußes, der in der Regel ein leichter Trochäus ist, findet man fast nur Daktylen, wodurch die Verse etwas monoton werden.

Freunde der Volkspoesie machen wir aufmerksam auf: „Samling af Sange, Folkeviser og Steo i norske Almuedialecter", mit einer Einleitung von Joergen Moe (Christiania 1840). In seiner Einleitung sagt der Herausgeber: „Geht man von der Hauptfoderung an die schöne Literatur eines Landes aus, daß sie das Volksleben in reinen, geläuterten Bildern abspiegeln soll, sowie dasselbe nach physischen und historischen Bedingungen da ist, so wird es kaum Jemanden einfallen, zu leugnen, daß Das, was wir norwegische Dichtkunst nennen, sehr niedrig steht. Der Grund ist leicht zu finden: Zu der Zeit, da das Gesetz zum Pudelhund dressirt wurde, war es natürlich, daß der norwegische Pegasus auf die dänischen Ebenen herunterzog und, auf deutsche und französische Weise zugeritten, seinen alten Flug von Felsenspitze zu Felsenspitze verlernte. Nach der Trennung (Norwegens) von Dänemark nahm das politische Element alle Kräfte in Sold ꝛc." Hierin findet Hr. Moe die Erscheinung begründet, daß Norwegens Kunstpoesie in ihrer Ganzheit von der Volkspoesie durchaus getrennt dasteht und ihr völlig fremd ist. Als ein Mittel, die Kunstpoesie zu heben, müsse man, meint er, den poetischen Gemüthern die Volkslieder reichen, damit ihr Geist, der in Wahrheit mit dem erregenden und belebenden Frühlingswind zu vergleichen sei, sie befruchten könne zu Hervorbringungen, welche im Geiste des Volks gedichtet sind. Diese Sammlung norwegischer Volksgesänge und Lieder ist auch von einer Auswahl Nationalmelodien begleitet.

Lobende Erwähnung verdient die exegetische Schrift: „Pauli Brev til Romerne, udviklet", von Lic. Rasmus Nielsen (Kopenhagen 1841). Die theologische Literatur Dänemarks ist stets arm an Originalcommentarien zu den Schriften des Neuen Testaments gewesen, wenn wir darunter Werke verstehen, die nicht blos von dänischen Verfassern geschrieben sind, sondern die, ohne nach bestimmten fremden, besonders deutschen Mustern gebildet zu sein, von einem selbständigen und frei schaffenden Geiste ihres Verf. zeugen. Um so größer wird das Interesse sein, wenn eine exegetische Arbeit erscheint, welche im eigentlichen Sinne des Worts originell genannt werden kann. Eine solche ist die obgedachte Schrift. Der Verf. hat in einer vorausgeschickten, paraphrastischen Entwickelung den Gedankengang des Textes wiedergegeben, dergestalt, daß die philologischen Bemerkungen, welche nothwendig waren, um die zu Grund liegende Übersetzung zu rechtfertigen, theils in Noten, theils in Parenthesen gegeben sind, während der Gedankengang des Textes stets durch die dahin gehörenden, aus der Metaphysik und dem dogmatischen System geschöpften Gedanken bewiesen, entwickelt und ergänzt wird. 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 91. —— 1. April 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.*)

Wir gehen jetzt über zu einer detaillirtern Darstellung der Hauptresultate der vorliegenden Kritik der christlichen Glaubenslehre und zu der nähern Veranschaulichung der Art und Weise, wie diese Resultate für die einzelnen Abschnitte und hinsichtlich der bedeutsamsten Dogmen gewonnen werden. Das ganze Werk, wie schon im ersten Artikel nachgewiesen wurde, besteht aus zwei Sectionen, nämlich der Apologetik und Dogmatik.

Die Apologetik behandelt die biblische und kirchliche Lehre von der Offenbarung, von Wundern und Weissagungen als Beweisen für die Wahrheit der Offenbarung, von Tradition und Schrift als Aufbewahrungsmittel der Offenbarung, von der Unfehlbarkeit der Kirche und von der Inspiration der Schrift, endlich von der Auslegung der Schrift. Auf diesem letzten Punkte angelangt, schlägt die historische Entwickelung und Ausbildung dieser verschiedenen Lehrsätze in Auflösung und Beseitigung derselben um. Da indessen die meisten dieser Sätze noch nicht die innere Substanz des Glaubens angehen, so berücksichtigen wir das Detail der historischen Darstellung und Kritik derselben nicht weiter und gehen sogleich zur Darstellung der Dogmatik selbst über. Der erste Theil der Dogmatik umfaßt die Lehre von Gott; und da die Idee Gottes als eines von der Welt unterschiedenen Wesens unserm Verfasser eine Abstraction ist, so gibt er diesem Theile die Überschrift: „Das Absolute als Gegenstand des abstracten Vorstellens, oder im Elemente der Ewigkeit, als göttliches Wesen."

Es handelt sich hier um die historische Darstellung und kritische Prüfung 1) der Lehre vom Dasein, 2) der Lehre vom Wesen und 3) der Lehre von den Eigenschaften Gottes.

Was nun zunächst die Lehre vom Dasein Gottes betrifft, so theilt Strauß sämmtliche Beweise für dasselbe sehr hübsch in zwei Classen. „Das Universum", sagt er, „scheidet sich für uns zunächst in eine reale und eine ideale, eine objective und eine subjective Seite: die Welt der Natur und die des Geistes." Hiernach gibt es eine erste Reihe von Beweisen, welche von der objectiven, sinnlichen Welt, eine zweite Reihe, welche von der Sphäre des Geistes ausgeht. Die Natur ist aber „erstlich unbestimmt Dasein, ein Inbegriff endlichen, sich gegenseitig äußerlichen Seins überhaupt". Wird hiervon ausgegangen, so ergibt sich in der ersten Reihe ein erster, nämlich der kosmologische Beweis für das Dasein Gottes. Das endliche Sein ist „zweitens in dieser Äußerlichkeit dennoch unter sich bezogen und als ein System von Zwecken bestimmt". Wird hiervon ausgegangen, so entsteht der zweite Beweis der ersten Reihe, nämlich der physikotheologische oder teleologische. In der zweiten Reihe kommen, je nachdem der Geist theils als Geist der Völker und der Menschheit in ihrer Geschichte, theils als einzelner Geist und als dieser entweder nach seiner theoretischen oder nach seiner praktischen Seite gefaßt wird, drei Beweise in Betracht, nämlich der historisch-theologische, der moralische und der ontologische. Wir wollen den Hauptnerv eines jeden Beweises mit Wenigem darlegen.

Das kosmologische Argument geht aus von der Zufälligkeit der Welt. Insofern nämlich jedes Dasein seinen Grund in einem andern Dasein hat, und dies wiederum in einem dritten und so fort ins Unendliche, insofern hat die Welt ihren Grund nicht in sich selbst, ist vielmehr durch und durch zufällig und weist über sich hinaus auf ein Wesen, was schlechthin in und durch sich selbst ist. Aber dies nothwendige Wesen ist damit noch

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 21—25 d. Bl. D. Red.

ganz unbestimmt gelassen. Die nähere Bestimmung desselben gibt der physikotheologische oder teleologische Beweis. Dieser lautet in der von Kant ausgebildeten, bestimmtesten Form: „In der Welt finden sich allerwärts deutliche Zeichen einer Anordnung nach bestimmter Absicht, mit großer Weisheit ausgeführt, und in einem Ganzen von unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit des Innern sowol, als auch unbegrenzter Größe des Umfangs. Den Dingen der Welt ist diese zweckmäßige Anordnung ganz fremd und hängt ihnen nur zufällig an, d. i. die Natur verschiedener Dinge konnte von selbst, durch so vielerlei sich vereinigende Mittel, zu bestimmten Endabsichten nicht zusammenstimmen, wären sie nicht durch ein anordnendes vernünftiges Princip, nach zu Grunde liegenden Ideen, dazu ganz eigentlich gewählt und angelegt worden. Es existirt also eine erhabene und weise Ursache, die nicht als blindwirkende Natur durch Fruchtbarkeit, sondern als Intelligenz, durch Weisheit, die Ursache der Welt sein muß." (Kant's „Kritik der reinen Vernunft".) Dieser teleologische Beweis bildet den Übergang aus dem Reiche der Natur in das des Geistes und erscheint hier als historisch-theologischer Beweis. Auch in der Geschichte gibt es Thaten, die in ihrer Wirkung über die Absicht ihrer menschlichen Urheber weit hinausgehen und auf einen höhern Weltplan hinweisen u. s. w. Dieses überweltliche Wesen findet ferner der Mensch auch unmittelbar in sich selbst, und zwar zunächst in seinem praktischen Verhalten durch das über den subjectiven Willen gebietende innere Sittengesetz angekündigt und bestätigt. Aus diesem Sittengesetze erwächst der moralische Beweis. Gemäß diesem innern Gesetze soll nämlich der Mensch die Idee des Guten in der Welt realisiren. Durch diese Realisirung derselben, durch diesen sittlichen Gehorsam wird er der höchsten Glückseligkeit würdig. Nun kann er die Würdigkeit wol durch sich selbst erarbeiten, aber das gefoderte Complement dazu, die Erlangung der Glückseligkeit selbst liegt nicht in seiner Gewalt. Ohne hinzutretende Glückseligkeit fehlt aber der Verwirklichung des höchsten Guts noch immer etwas. Mithin muß es ein Wesen geben, welches im Stande ist, diesen Mangel zu ergänzen und so Würdigkeit und Glückseligkeit miteinander auszugleichen. Bekanntlich ist dies eines der berühmten Kant'schen Postulate.

Aber nicht nur in seinem praktischen, sondern ebenso auch in seinem theoretischen Verhalten, d. h. unmittelbar durch das Denken selbst, durch den Inhalt, den das Denken als rein intellectuelle Thätigkeit in sich producirt, sieht sich der Mensch auf das Dasein eines höchsten Wesens hingeleitet. Der Mensch findet unter den tausend und abertausend Vorstellungen endlicher Dinge auch die Idee eines unendlichen Wesens in seinem Denken. Diese Idee ist von der Art, daß sie nicht aus den sinnlichen Wahrnehmungen kann gebildet worden sein, denn sie enthält unendlich mehr in sich, als diese bieten, sie drückt etwas Unendliches, Absolutes aus. Wie kommt sie also in den Menschen hinein? Das absolute Wesen muß selbst ihre Ursache sein. Indem also diese Idee Gottes in uns Gott selbst als ihre Ursache voraussetzt und erfodert, so existirt Gott auch. Dies ist des Cartesius Argumentation. Früher hatte schon Anselm diese Art des Beweises vom Denken aus in seinem sogenannten Proslogium auf die Bahn gebracht, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht, wie später Cartesius, aus dem Vorhandensein der Gottesidee im Bewußtsein auf eine adäquate Ursache derselben schloß, sondern in dieser Idee selbst das Sein Gottes als von derselben mit involvirt nachzuweisen suchte (der ontologische Beweis). Anselm argumentirte etwa so: Wir finden in uns den Gedanken eines Wesens, über das hinaus nichts Höheres gedacht werden kann. Dasjenige aber, über das hinaus nichts Höheres gedacht werden kann, kann nicht blos in mir, als mein Gedanke (in intellectu solo) sein, sonst könnte man etwas Höheres denken, nämlich Etwas, was auch an und für sich (in re) wäre. Denn was nicht blos im Denken, sondern auch objectiv, an und für sich existirt, ist vollkommener, als was blos im Denken Existenz hat. Denken wir also den Gedanken des höchsten und vollkommensten Wesens nur rein aus, so finden wir, daß er auch schon die objective Existenz dieses Wesens mit einschließt. Nach Cartesius gehört die Existenz mit zu den Vollkommenheiten oder Realitäten, ohne welche das absolute Wesen nicht gedacht werden kann. Wir sind freilich gewohnt, von der Idee oder Vorstellung einer Sache die Existenz noch zu trennen, indem wir uns Manches vorstellen, was nicht existirt. Allein dies gilt doch nur für die endlichen Dinge, die eben nicht alle Realitäten und Vollkommenheiten in sich vereinen und zwischen Sein und Nichtsein auf- und niederschweben. Aber die Idee Gottes involvirt das Dasein ebenso wie die Idee des Dreiecks die Gleichheit seiner drei Winkel mit zwei rechten.

Das sind in der Kürze die Beweise für das Dasein Gottes, welche das christliche Bewußtsein im Zusammenwirken mit der Speculation ausgebildet hat. Nun aber tritt die neuere Philosophie heran und sucht zu zeigen, wie diese Beweise sämmtlich, vom ersten bis zum letzten, nicht leisten, was sie beabsichtigen. Sie beabsichtigen aber das Dasein eines von der Welt unterschiedenen Gottes darzuthun, und in diesem Bestreben sollen sie sich sämmtlich, wie Strauß durch die objective Kritik, welche sich in der Fortbildung der philosophischen Systeme vollzieht, dargethan zu haben behauptet, im Widerspruch auflösen.

Was zuerst den kosmologischen Beweis angeht, so läßt Strauß gegen dessen Verschanzung zwei Riesen des modernen Bewußtseins heranrücken, die, während sie sonst mit sich selbst im Kampfe liegen, für diesen Angriff nach außen sich vereinbaren, nämlich David Hume und Kant. Das kosmologische Argument, sagt David Hume, stütze sich auf das Causalitätsgesetz: wo eine Wirkung ist, da ist auch eine Ursache. Aber diesen Grundsatz, behauptet er, habe durchaus keine allgemeine und unbedingte Gültigkeit, insofern er ein Erfahrungssatz sei. Allerdings fänden sich in der Welt zu tausend und wieder tausend Malen zwei Wahrnehmungen miteinander so verbunden, daß das Object der einen jedesmal dem Objecte der andern vorhergehe und daher als die Ursache desselben

angesehen werden könne. Allein wenn man aus dieser Gewohnheit, zwei Objecte, A und B, tausendmal so miteinander verbunden zu sehen, daß, wenn B sei, auch A ihm vorausgehe, wenn man daraus folgern wolle, daß sie nothwendig zusammengehören und daß in alle Ewigkeit, wenn B sei, auch A sein müsse, so begehe man den ärgsten Fehlschluß. Denn, sagt Hume, wenn B gesetzt ist, so ist zunächst eben nur B gesetzt; daß aber auch A mit gesetzt sei, liegt gar nicht darin. Es ist nur wahrscheinlich, wenn es tausendmal vorgekommen ist, daß es auch das tausend und erste Mal vorkommen werde. Würde uns hingegen eine Wirkung gegeben, die in ihrer Art einzig wäre, wie z. B. die Welt als Ganzes genommen, so ist nicht abzusehen, wie wir für sie eine Ursache postuliren wollten und über diese Ursache eine Muthmaßung zu Stande bringen, da dies über alle Analogie und Erfahrung hinausgeht. So etwa David Hume, und Kant stimmt in seiner „Kritik der reinen Vernunft" in der Widerlegung der Beweise für das Dasein Gottes damit ziemlich überein.

Aber, fragt Strauß, sind wir nicht durch unser Denken genöthigt, über das sinnlich Einzelne hinauszugehen? Allerdings, ist die Antwort, aber nicht zu einem außerweltlichen Wesen, sondern nur zu dem den einzelnen Existenzen immanenten Allgemeinen. Alles Einzelne entsteht und vergeht; aber durch alles Entstehen und Vergehen zieht sich ein Bleibendes, Ewiges. Daß ein solches sei, folgt allerdings aus dem kosmologischen Argumente; aber das folgt nicht, daß dies Ewige ein von der Welt unterschiedenes Wesen sei, was zu beweisen es beabsichtigte. Das kosmologische Argument, richtig verstanden, beweist das Walten einer unendlichen Substanz, die durch die endlichen Dinge, als ihre Accidenzen, fortwährend processirt, es beweist den Spinoza'schen, aber nicht den christlichen Gott.

Sollte vielleicht das physikotheologische Argument die philosophische Feuerprobe besser bestehen? Es geht aus von der durchgreifenden Zweckmäßigkeit in der Anordnung der Welt. Aber schon dies ist eine falsche Voraussetzung. Denn findet sich nicht neben dem Zweckmäßigen ebenso viel Zweckwidriges in der Welt? Gibt es in der Natur und Geschichte neben den weckenden und fördernden, nicht ebenso viele störende und zerstörende Ereignisse, von denen sich gar kein Zweck einsehen läßt? Wollten wir in solchen Fällen uns auf die Idee eines höhern, unsichtbaren Zusammenhanges der scheinbar sich widerstrebenden Ereignisse berufen, so setzten wir eben nur voraus, was wir erst beweisen wollten. Ferner, was die Zwecke selbst betrifft, welche die Physikotheologie dem vorausgesetzten, höchsten Wesen für gewisse Natureinrichtungen unterlegt, so sind das theils solche,

welche sich, wenn wirklich sie beabsichtigt waren, weit einfacher durch andere Mittel hätten erreichen lassen müssen, theils werden sie in vielen Fällen nicht erreicht, theils sind sie, wenn sie erreicht werden, von der Art, daß man ins Unendliche weiter nach höhern Zwecken dieser angeblichen Zwecke fragen muß. Wenn die Pflanzenwelt für die Thierwelt, in dieser die Pflanzenfresser für die Fleischfresser und in letzter Beziehung alle für das Bedürfniß des Menschen geschaffen sein sollen: so fragt sich auf diesem Standpunkte weiter, warum denn dem Menschen das Bedürfniß vegetabilischer und animalischer Nahrung anerschaffen worden? abgesehen davon, daß von der Erschaffung so mancher Wesen, die nie in die geringste Beziehung mit den Menschen treten, der Mensch auch nicht der Grund sein kann, von der Erschaffung mancher reißender Thiere oder plagenden Ungeziefers aber die Rücksicht auf den Menschen den Schöpfer zurückgehalten haben müßte. (S. 387 fg.)

Wenn der physikotheologische Beweis sich somit durch seine Idee eines nach bestimmten Endzwecken handelnden und die Welt ordnenden außerweltlichen Wesens in die größten Schwierigkeiten verwickelt, so erklärt sich dagegen aller Zusammenhang, alles In- und Füreinander der Dinge und Organismen aus der Idee des bewußtlos agirenden, instinctartig schaffenden Lebens. Wir sind durch gemachte Analogien zwischen den Natur- und Kunstproducten gewohnt geworden, auch in den erstern das Geordnete, das Ineinandergreifen der Gegensätze, das ganze harmonische Gewebe des Lebens von einem darüber schwebenden oder dahinter versteckten, reflectirenden Verstande abzuleiten: da doch gerade der Verstand mit seinen zersetzenden und abstrahirenden Operationen sich als das unschöpferische, als das unsicherste und schwankendste Wesen zeigt, während z. B. der Naturinstinct und die unbewußte Lebensmacht mit schöpferischer Nothwendigkeit, ungebrochen durch alle Reflexion, ihren ewig sichern Gang geht. „Die Materie ist weder blind noch todt, sie ist ein in sich auf unendlich verschiedene Weise sich bewegendes Leben, eine unbewußte Zweckthätigkeit." (Bd. 1, S. 63.) Daß Alles, was ist, lebendig ineinander greift, daß Eins sich auf das Andere bezieht in steter Wechselwirkung, daß die Planeten, welche sich um die Sonne drehen, als die Riesenglieder dieses Einen Systems des Universums erscheinen, was im thierischen Leben sich zum individuellen Selbstgefühle aufschließt, dies Alles manifestirt eine durch das Universum hindurchströmende Lebendigkeit, verkündet eine dem All immanente allgemeine Weltseele, sagt aber durchaus nichts darüber aus, daß diese Weltseele auch als besonderes Subject, als ein nach Zwecken handelndes Wesen über und jenseits der Welt stehe. Im Gegentheil, ein in der Welt sich explicirender Gott, der als Lebendigkeit ganz in sie aufgeht, kann nicht zugleich außer der Welt stehen und über sein Thun reflectiren, und umgekehrt:

> An Drähten, die von oben langen,
> Kann keine Welt des Lebens hangen.

Dies ist das Resultat der modernen Philosophie hinsichtlich des teleologischen Arguments, und dies Resultat, in welchem, nach Strauß, Spinoza und Hegel, Schelling und Daumer, Kant und Feuerbach übereinstimmen, hat vor allen schon das „Système de la nature" erwirkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein britischer Poet im Herzen Deutschlands.

Dieser Poet, Charles v. Incledan genannt, lebt seit drei Jahren, geschätzt als Sprachkenner und Lehrer seiner Muttersprache, in der Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaats, wo sich ihm wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit selbst hö-

here Kreise geöffnet haben und wo auch eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Miscellaneous poems" in diesem Jahre erschienen ist. Wären diese Erzeugnisse eines schätzenswerthen Talents im Vaterlande ihres Verf. ans Licht getreten, so würden sie wahrscheinlich unbeachtet geblieben sein und man würde sie auf der breiten Flut neuer lyrischer Zeitpoesie haben verschwimmen lassen; denn wenn die unparteiische Kritik den Verf. neben die poetischen Notabilitäten seiner Nation stellt, so kann sie nicht anders, sie muß ihm eine untergeordnete Stelle anweisen; überdies scheint, der materiellen Kürze seiner Lieder nach, seine Begeisterung von kurzem Odem zu sein und er bringt, mit Ausnahme einer rhythmischen Paraphrase des 107. Psalms, der Muse Siona kein Opfer, ja er sagt in Bezug darauf (S. 142) ausdrücklich: „I swear the saints the pious laud my Muse could never provoke". Aber sie bekommen dadurch einen gewissen Reiz, daß sie auf deutschem Grund und Boden empfangen und geboren worden sind, durch die Leichtigkeit und Klarheit ihrer Sprache machen sie sich auch dem Mindergeübten verständlich und der Verf. kann sie zur Grundlage bei seinem Unterricht in der englischen poetischen Literatur machen. Ref. selbst verdankt der Lecture dieser Gedichte in sprachlicher Hinsicht manches Gute, und findet er auch, daß der Verf. mit der Interpunction es hätte etwas strenger nehmen müssen, und daß derselbe hinsichtlich des Gebrauchs des Apostrophs etwas kühn ist, so wagt er nicht, letzteres als einen Fehler zu rügen, da der Verf. als geborener Engländer und Sprachkenner wohl wissen muß, wie weit er darin gehen darf. Ferner gesteht Ref., daß er das Buch mit der Erwartung in die Hand nahm, das Gebiet der Balladenpoesie, die auf der britischen Insel ihr wahres Heimatland hat, bebauter zu sehen; denn es finden sich kaum drei romanzenartige Stücke, unter denen nur eines: „My heart is far at sea" (S. 61), den pikanten Nationalcharakter hat, in der Sammlung; indessen wird dieser Mangel durch eine nicht unbedeutende Anzahl echt lyrischer Hauche ersetzt, in denen sich vorzugsweise die Neigung zu gemüthlicher, philosophischer und elegischer Reflexion kund gibt. Gleich die erste Nummer bietet uns jene ernsten Betrachtungen, die sich uns beim Anblick versunkener Weltherrlichkeit aufdrängen, und an dieses Gedicht, überschrieben „The singer of Rhinegrafenstein", schließen sich in gleichem Ton und Geist an „The conqueror" (S. 6) und „Gold" (S. 86). Das Gedicht überschrieben „Two lips" verdankt seinen Ursprung einem artigen, im Deutschen unübersetzbaren Wortspiele. Adam, heißt es darin, wurde von keiner der neugeschaffenen Blumen mehr entzückt als von der Tulpe (tulip) und bat den Schöpfer, er wolle die schöne Blume nicht verwelken lassen. Da sandte ihm aber Gott, das ewige Naturgesetz nicht ändern wollend, zur Entschädigung in Eva „Two lips":

In woman his two lips are haply restored
In sweetness of feature, in beauty of dye,
The cup of her lip is the bliss he implored,
The charm of his garden the beam of her eye.

Durch das Ganze weht der Athem einer achtbaren wackern Gesinnung. Will der Leser des Sängers liberale und tolerante Gesinnung kennen lernen, so lese er (S. 19) „His faith to me is alone" etc.; den frommen Sinn, so schlage er die vier zusammenhängenden Nummern, des Kindes, Jünglings, Vaters und Greises Gebet (S. 44) nach; seinen Patriotismus, er lese (S. 111) „Queen, prince and holy laws", wo von Englands Victoria und seinem Albert die Rede ist und woran sich auch die beiden folgenden Nummern, nebst „The appeal" (S. 127) schließen; seine Pietät, er schlage (S. 117) „My father" auf; seine Genügsamkeit und Zufriedenheit, er blicke auf (S. 123): „Let others prize their splendid lot". In zwei Päanen ist auch dem Könige von Preußen und Östreichs Monarchen der Zoll bewundernder Verehrung dargebracht. Um das äußerlich gefällige und correct gedruckte Buch den Freunden englischer Poesie in Deutschland zu empfehlen und zugleich zu beweisen, wie warm und vertraulich so mancher lyrische Hauch sich an das Herz schmiegt, theilen wir das kleine Gedicht: „Oh, give me the heart" (S. 105) mit:

Oh! give me the heart that with feeling replete,
Can sigh o'er the ills of another,
And bless'd be the hand that's not over discreet
When less'ning the wants of a brother!
For drear is the journey we traverse thro' life,
If a bankrupt in friendship and love,
While smooth is the road if unruffled by strife
It prefigures the joys of above.

Though lowly the lot that to me is decreed,
Yet in gratitude's posture I bend,
For seldom I've suffer'd of riches the need
With the means to assist but a friend;
For charity's acts are the offspring of love,
(As the dew, that refreshes the earth)
A type of the God-head mid angels above,
And implanted in man at his birth.

56.

Historische Miscellen.

Der gelehrte Prälat.

Theoderich, Abt des Michaelsklosters zu Hildesheim, scheint eben nicht besonders viele Gelehrsamkeit besessen zu haben. Als derselbe zum Concil nach Basel reiste, nahm er einen jungen Geistlichen mit, der ein kenntnißreicher Mann war und sich stets gut zu helfen wußte. Zu Basel angekommen, wurde der Abt, weil er eine sehr schöne und imposante Gestalt hatte, von den übrigen Prälaten zur Abhaltung einer feierlichen Messe gewählt. Nach Beendigung derselben trat ein Cardinal, der ihn wenigstens für einen Doctor der Theologie gehalten hatte, auf ihn zu und wollte sich mit ihm in eine Unterhaltung einlassen. Der gute Abt, welcher auch nicht ein Wörtchen Latein verstand, fragte nun den neben ihm stehenden jungen Geistlichen, welchen er mitgebracht hatte, in plattdeutscher Sprache, was er dem Cardinal antworten sollte. „Nennt nur geschwinde", erwiderte jener ebenfalls in plattdeutscher Sprache, „die Namen einiger um Hildesheim liegender Dörfer, dann wird sich die Sache schon von selbst machen." Da wandte sich der Abt zum Cardinal und sagte rasch und in einem Athem: „Sturwold Hase Gisen Dorsche Bavenstätte Trisprostätte Ilzem!" Der Cardinal, welcher ebensowenig Hoch- und Plattdeutsch verstand, als er mit der Geographie Hildesheims bekannt war, fragte nun den jungen Geistlichen, ob sein Herr Abt vielleicht ein Grieche wäre. Auf die bejahende Antwort versetzte nun der Cardinal, er verstehe kein Griechisch, und ließ von nun an den Abt in Ruhe.

Adolf von Nassau.

Als Adolf von Nassau, Derselbe, welcher später zur Kaiserwürde gelangte, mit dem Herzoge von Brabant Krieg führte, wurde er, nachdem er bereits fünf vornehme Brabanter erschlagen hatte, endlich gefangen genommen und vor den Herzog geführt. Wüthend sah dieser ihn an und fragte, wer er wäre. „Graf Adolf von Nassau!" versetzte Jener; „aber wer bist denn du?" — „Ich bin der Herzog von Brabant, den du so lange mit Kampf und Krieg belästigt hast." — „Schade, daß du meinem Schwerte entronnen bist, das ich gerade gegen dich gewetzt hatte!" war Adolf's kühne Antwort. Eingenommen durch diese Freimüthigkeit seines Feindes, stellte der Herzog den Grafen nicht nur auf freien Fuß, sondern bat ihn sogar, in Zukunft sein Freund zu sein, und überhäufte ihn mit vielen Gaben und Geschenken.

22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 92. —— 2. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Das ontologische Argument für das Dasein Gottes hat seine berühmteste Widerlegung von Kant gefunden. Man hat Kant's Widerlegung desselben vielfach als eine sophistische getadelt, allein, nach Strauß' Ansicht, mit Unrecht. Das Sein Gottes, worauf der ontologische Beweis hinaussteuert, ist ein particulaires Dasein, ein solches, was schon geistreiche Kirchenlehrer dem absoluten Wesen absprechen zu müssen glaubten, „ein äußerlich objectives, empirisches Sein, ein Dasein, dessen Leugnung nur der wohlthätige Übergang zum Idealismus, zum Gedanken des Geistes, des Göttlichen, als des Wesens der Natur und der sittlichen Idee war" (S. 399). Auch Hegel'n, der sich des ontologischen Beweises annahm, ist derselbe nur insofern beweisend, „als ihm das Sein Gottes, das er beweisen will, kein anderes ist, als die Gottesidee", als das Sein Gottes im menschlichen Denken. Gott als Geist ist das Denken, aber das Denken, wie es nicht an ein einzelnes Subject gebunden ist, sondern wie es als diese in allen denkenden Individuen aufstrahlende, in sich selbst unpersönliche Macht die Welt durchwebt.

Wie das kosmologische Argument Gott als das Sein in allem Dasein, das physikotheologische als das Leben in allem Lebendigen, das historische und moralische als sittliche Weltordnung erwies: so erweist ihn das ontologische als den Geist in allen Geistern, als das Denken in allen Denkenden. (S. 400.)

Mit diesen Worten schließt Strauß dieses erste Hauptstück der Lehre von Gott. Die Beweise für das Dasein Gottes sind nicht schlechthin negirt, aber wol in eine ganz andere Richtung umgebeugt. Statt einen theistisch persönlichen, von der Welt unterschiedenen Gott darzuthun, werden sie alle in das Interesse des Pantheismus hinübergezogen. Jetzt folgt das zweite Hauptstück der Dogmatik bei Strauß, welches von dem dreieinigen Wesen Gottes handelt. Strauß zeigt den Widerspruch gegen diese Lehre durch alle Entwickelungsstadien der Dogmengeschichte hindurch bis herab auf die Hegel'sche Philosophie.

Gott als Geist ist nach Hegel dies, im unendlichen Processe sich stets aus dem reinen, nur abstracten Ansich seines Wesens herauszubewegen, sich als Anderssein zu setzen in der Welt der Natur, aber aus diesem Anderssein ewig wieder in sich zurückzukehren in der Welt des selbstbewußten Geistes. Die Kirche hat drei, in der Gottheit sich fest gegenüberstehende Personen, die deshalb gezählt werden können, während bei Hegel, wie Strauß richtig bemerkt, „die dialektisch ineinander übergehenden Momente dem Zählen nicht Stand halten". Die dreifache Gliederung des Absoluten in seinem Processe, wie die neueste Philosophie es faßt, hat demnach nichts gemein mit der kirchlichen Trinität. Wol aber haben die von Strauß und Feuerbach als die überhegel'schen Speculanten bezeichneten Denker, insbesondere Weiße in seiner Schrift „Die Idee der Gottheit" es versucht, die Speculation auch in dieser Beziehung wieder in Einklang zu setzen mit der Kirchenlehre. Weiße lehrt „einen dreifachen Mittelpunkt der Selbstheit in Gott, eine dreifache Ichheit". Von diesen drei ewigen Ichen soll das zweite, der Logos oder Sohn Gottes, sich zum Behuf der Weltschöpfung eine Zeit lang aufgegeben haben an die Welt, um sich in ihr in eine Reihe endlicher Subjecte zu expliciren, die durch die dritte Person in Gott, den Geist, der zuvor Sohn und Vater miteinander verknüpfte, nun mit Gott dem Schöpfer in der innern Einheit des Geistes erhalten werden. Strauß macht diese Theorie lächerlich und ruft zum Schluß: „Wo ist das Symbolum Quicunque? Gebt es her! ich will es zehnmal beschwören, ehe ich die Sätze unsers Philosophen nur Einmal anders als Aberwitz nenne." Weiße, der sonst ein respectabler Denker ist, wird schwerlich, wie er in der Fichte'schen Zeitschrift verheißen hat, sich in diesem und manchem andern Punkte gegen Strauß mit Erfolg wehren können. Und dennoch wird die Idee der Trinität zu retten sein.

Jetzt zur Kritik der Lehre von der Persönlichkeit Gottes. Es ist Spinoza, den Strauß heraufbeschwört. Muß man Gott, um ihm die Personalität im höchsten Sinne beizulegen und mit Leibnitz als intelligentia extramundana ou plûtot supramundana zu bestimmen, auch nach Analogie der menschlichen Persönlichkeit mit Verstand und Willen ausgerüstet denken: so kommt Spinoza und macht diese Bestimmungen zunichte mit dem Satze: omnis determinatio est negatio, alles Bestimmte, Begrenzte ist eo ipso auch mit dem Nichtsein, mit dem Entstehen und

Vergehen behaftet. Verstand und Wille sind aber als modi, als bestimmte, gegenseitig voneinander unterschiedene Eigenschaften, als besondere Verhältnißweisen des Denkens zum Sein auch determinationes, Bestimmtheiten und damit Negationen des Unendlichen, Begriffe, die also nur in Bezug auf Endliches eine Anwendung leiden, die mithin nicht der natura naturans, sondern nur der natura naturata zukommen. Der Wille z. B. ist deshalb eine Bestimmtheit, ein mit der Schranke behaftetes Sein, weil er eine Neigung oder Abneigung zu etwas Einzelnen mit einschließt, weil er eine Relation, eine Beziehung auf etwas außer ihm Seiendes und mithin auch eine relative Begrenzung durch dasselbe ausdrückt. So ist er ja aber selbst nur etwas Relatives und das widerspricht doch der Idee Gottes als des Absoluten, in dem alle Relationen getilgt sind, auf das entschiedenste. Dasselbe nun, was am Willen, weist Spinoza auch am Verstande nach. Auch dieser ist ein relativer, ein endlicher modus des Denkens und damit eine negatio, ein Nichtsein des Absoluten. Denn das Wesen des Verstandes besteht im Unterscheiden und Beziehen, im Vergleichen und Abstrahiren. Diese Thätigkeit drückt aber, ebenso wie das Wollen, ein relatives, ein endliches Verhalten zu dem Sein aus. Mithin kann Gott nur, sofern er nicht in sich selbst gedacht, sondern unterm Attribute des Denkens durch dessen modi, d. h. im menschlichen Ich gefaßt und explicirt wird, Verstand und unterscheidendes, objectives Bewußtsein zukommen. Nur im Menschen kann Gott von sich wissen, sofern auch das Wissen ein Unterscheiden und Beziehen ist: und sofern die essentia hominis a certis Dei attributorum modis constituitur.

Ebenso negativ als Spinoza und wie einst auch Fichte, der Gott als die unpersönliche, moralische Weltordnung faßte, verhält sich die Hegel'sche Philosophie, insbesondere die linke Seite, gegen die Idee der Persönlichkeit Gottes. Persönlichkeit ist nach L. Feuerbach sich zusammenfassende Selbstheit gegen Anderes, welches sie damit von sich abtrennt; Absolutheit dagegen ist das Umfassende, Unbeschränkte, das nichts als eben nur jene im Begriff der Persönlichkeit liegende Ausschließlichkeit von sich ausschließt; absolute Persönlichkeit mithin ein non ens, bei welchem sich nichts denken läßt.

Diejenigen, welche zugestanden, wie die Weiße-Fichte'sche Schule und mit ihr Billroth, daß nur im Wechselverhältniß mit andern Personen Gott Person sein könne, daß aber, damit die Idee der Absolutheit in diesem Verhältnisse nicht getrübt werde, diese andern Personen nicht endliche Personen sein dürften, kehrten behufs der Rettung des Begriffs der Persönlichkeit wieder zur Annahme der dreifachen Persönlichkeit Gottes in der kirchlichen Trinität zurück. Aber so bekommen sie es auch mit denselben Widersprüchen zu thun, die sich unwiderstehlich gegen die kirchliche Lehre geltend machten. Nach dem modernen Pantheismus ist Gott der ewig setzende und aufhebende Weltproceß. Ihn so gefaßt zu haben in dieser absoluten Lebendigkeit, ist nach Strauß der Fortschritt, den die neueste Philosophie im Verhältniß zu der Spinoza'schen Auffassung Gottes gemacht hat, und dieser Fortschritt ist hauptsächlich durch Jakob Böhme vermittelt. Spinoza läßt das Endliche noch zu sehr im Unendlichen verschwinden, ohne die Vermittelung des Unendlichen in sich, die Rückkehr ins Endliche zu begreifen; die Speculation unserer Tage aber hat es zu dieser Liberalität gebracht, Gott zu fassen als

die ewige Bewegung des sich stets zum Subject machenden Allgemeinen, das erst im Subjecte zur Objectivität und wahrhaften Wirklichkeit kommt, und somit das Subject in seinem abstracten Fürsichsein aufhebt. Weil Gott an sich die ewige Persönlichkeit selbst ist, so hat er ewig das Andere seiner, die Natur, aus sich hervorgehen lassen, um ewig als selbstbewußter Geist in sich zurückkehren. *)

Statt unsererseits das Absolute zu personificiren, mit diesen Worten schließt Strauß den Paragraph über die göttliche Persönlichkeit, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personificirende begreifen lernen. (Bd. 1, S. 524.)

Mit dem Verluste der göttlichen Persönlichkeit fallen natürlich auch alle Eigenschaften Gottes hinweg, die ihm als einem von der Welt unterschiedenen, sich aus eigener Subjectivität herausbestimmenden Wesen zugeschrieben werden.

Es gibt nach dieser Theorie nichts absolut Ewiges, dem Vernichtungsprocesse der Natur und Geschichte schlechthin Entnommenes. Das Gute, Wahre und Schöne, die Ideen der Wahrheit, Heiligkeit und Liebe sind nicht an und für sich in die ewige Einheit eines Wesens zusammengefaßt, das sich den Verunstaltungen im endlichen Dasein als das ewig Unverwüstbare, Wechsellose, Alles Verklärende und von Stufe zu Stufe in Ewigkeit hin Vollendende gegenüberstellt. Das Wechsellose, das Wahre und Gute als solches, wie es gedacht wird an und für sich, soll eine leere Abstraction sein. An die Stelle Gottes, der sich selbst als Subject umfaßt und durch dies ewige Wissen von sich auch dem Menschen die Macht garantirt, ewig von sich zu wissen, sich immer tiefer und unendlicher mit sich, mit der im absoluten Wesen von ihm gesetzten Idee zusammenzuschließen und dadurch in Wahrheit, Heiligkeit und Liebe sich zu verklären: an die Stelle dieses Gottes tritt ein Proceß, ein Wesen, das immer auf- und niederschwebt zwischen Sein und Nichtsein; an die Stelle der göttlichen Eigenschaften, die auf Erzeugung und ewige Bewahrung und Bewahrheitung des Reichs persönlich bleibender Geister mit tausend Sonnenstrahlen der Liebe gerichtet sind, setzt die moderne Speculation „die Weltgesetze" (S. 618), nach denen Alles, was entsteht, auch werth ist, daß es zu Grunde geht.

Wir sind mit dem ersten Theile der Strauß'schen Dogmatik, der von dem göttlichen Wesen handelt, zu Ende. Der zweite Theil behandelt „Das Absolute als Gegenstand des empirischen Vorstellens, oder im Elemente der Zeit, als göttliches Geschehen". Die einzelnen Abtheilungen habe ich schon angegeben und gehe sogleich dazu über, die Strauß'sche Kritik der Lehre von der Schöpfung, vom Ursprunge und Urstande der Welt und vom

---

*) Ein Satz aus Michelet's „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie Deutschlands", Bd. 2, S. 646.

Sündenfalls und dessen Folgen in kurzer Weise mitzutheilen.

Es versteht sich von selbst, daß auf dem Standpunkte des modernen Pantheismus von einem Schöpfungsacte Gottes durchaus nicht die Rede sein kann, es widerspricht überhaupt der Selbständigkeit der Welt und ihrer Beziehung auf sich selbst, etwas nur Gesetztes zu sein. Daher muß sich die Vorstellung von einem Geschaffensein der Welt von allen Seiten her auflösen.

Was ist nun das positive Resultat der modernen Speculation in Bezug auf die Idee von der Weltschöpfung? Strauß antwortet: „Nach der Lehre der Philosophie und speculativen Theologie fällt das Setzen der Welt in den Proceß der Vollendung des absoluten Wesens auf ähnliche Weise hinein, wie in den Proceß der Vollendung eines menschlichen Individuums die Bildung und das Wachsthum seines Organismus.“ (S. 660.)

Die Lehre von den Engeln überspringen wir und gehen über zur Betrachtung des erstgeschaffenen Menschenpaares. Daß auch hier die biblische Tradition über die Schöpfungsgeschichte des Menschen, welche sich in den ersten Capiteln der Genesis findet, als Mythus beseitigt wird, kann nicht befremden. Aber Strauß bekämpft von seinem Standpunkte aus nicht nur die biblischen Vorstellungen über den Hergang der Schöpfung des ersten Menschenpaares, sondern die Ansicht überhaupt, daß zuerst nur Ein Paar Menschen geschaffen worden, daß alle Menschen von Einem Paare abstammen, daß Gott selbst durch einen unmittelbaren Schöpferact die ersten Menschen habe entstehen lassen. Dieser letzten Ansicht, daß die ersten Menschen unmittelbar von Gott geschaffen worden, die auf dem theistischen Standpunkte der Theologie consequent ist, hält Strauß zunächst die Resultate der neuesten Naturforschung entgegen. Er beruft sich dabei auf die beiden großen Werke über Physiologie von Burdach und Carus, auf Oken's Theorie über die Entstehung des ersten Menschen und auf Schelling's „Zeitschrift für speculative Physik“. Nach Carus (Bd. 1, §. 92) darf die Entstehung des Menschen in der Urzeit nicht

als durch plötzliches Hervortreten eines oder mehrer vollendeter Organismen bedingt gedacht werden, sondern, wie wir jetzt unzweifelhaft solche Organismen vielfältig entstehen sehen, deren Entwickelung nie bedeutend über den Zustand des Urbläschen hinausgeht, so dürfen wir einen Zustand der Erde denken, wo bei gewaltigerm allgemeinen Bildungsleben auch die höchsten epitellurischen Organismen aus Urbläschen hervorgingen.

Nach Schelling („Zeitschrift für speculative Physik“, Bd. 2, S. 120) ist es die Erde selbst, welche „Thier und Pflanze wird, und es ist eben die zu Thier und Pflanze gewordene Erde, die wir jetzt in den Organisationen erblicken“. Näher war es das flüssige, noch mit den Lebenskeimen geschwängerte Element, welches unter dem Einflusse der mildern Temperatur der Urzeit stufenweise die Keime der niedrigern, dann der höhern Organismen, endlich nach langer Vorbereitung durch die verschiedensten Mischungen und Entmischungen auch die Keime des menschlichen Organismus aus sich heraussetzte. Die Einwendung, die man gegen diese Ansicht vorbringt, daß nämlich jetzt eine solche ungleichartige Zeugung (generatio aequivoca) von Thieren und Menschen nicht mehr vorkomme, wird durch die Bemerkung Schelling's zurückgewiesen, daß man sich für den damaligen Zustand der Erde nicht auf den jetzigen berufen könne. Außerdem beruft sich Strauß auf das noch fortwährende Vorkommen der generatio aequivoca, z. B. beim Entstehen der Infusorien in Wasseraufgüssen, selbst auf mineralische Körper, und beim Entstehen der Entozoën im thierischen Leibe. Es sei, bemerkt er (S. 684), die ungleichartige Zeugung das verschwindende Nachzittern einer Bewegung, deren gewaltigen Anfängen alles organische Leben seine Entstehung verdankt. Wird aber die ungleichartige Zeugung auch in Bezug auf die Bildung der ersten Menschen einmal zugestanden, so ist kein Grund vorhanden, sie nur auf Einen Ort und Ein Paar zu beschränken; vielmehr nöthigt uns die große Differenz der menschlichen Racen, die Ableitung derselben von Einem Paare aufzugeben und eine Entwickelung jener Urbläschen zu Tausenden anzunehmen, zumal da auch nur unter dieser Voraussetzung theils die menschliche Gattung der Zufälligkeit des Verunglückens entzogen war, theils die uralte Bevölkerung aller Erdtheile erklärt wird.

Jetzt folgt die Darstellung und Widerlegung der kirchlichen Ansicht von der ursprünglichen Vollkommenheit der ersten Menschen. Bekanntlich ist diese Ansicht, welche im Alten Testamente noch ziemlich unentwickelt vorliegt, von dem heiligen Augustin am bestimmtesten ausgebildet worden. Nach Augustin waren die ersten Menschen mit einem so vollkommenen Verstande und gutem Willen ausgerüstet, daß sie im Grunde gegen jegliche Versuchung zur Sünde gewappnet waren. Hätten sie diesen Zustand bewahrt, so hätte auch der Tod sie nicht treffen können, sie würden im Paradiese ein ewig müheloses, der Freude geweihtes Leben geführt, ohne Anstrengung gearbeitet und Eva würde ohne Schmerzen Kinder geboren haben. Augustin läßt jedoch dem ersten Menschenpaare noch einen materiellen Leib. Ein solcher kann aber nicht ohne Excretionen gedacht werden. Das Ungeziemende davon schaffte Thomas von Aquino hinweg. Katholiken und Protestanten stimmten im Materiellen dieser Augustin'schen Auffassungsweise bei; nur hinsichtlich der Bestimmung der justitia originalis differirten sie, indem nach den erstern dieselbe erst nachher, als der Mensch schon fertig geschaffen worden war, als ein donum supernaturale sollte hinzugekommen sein, während die Protestanten dieselbe zum wesentlichen Bestandtheile der menschlichen Natur rechneten. Hier sind es nun vor Allen die Socinianer, welche die neuere Polemik gegen diese kirchlichen Bestimmungen eingeleitet haben und dieselben zu zersetzen anfangen. Sie machen namentlich den Gedanken geltend, daß geistige und sittliche Vollkommenheit nichts Angeschaffenes sein könne, sondern, als Product der Freiheit, erworben werden müsse; die Arminianer aber bemerken, daß bei Annahme einer solchen Vollkommenheit der ersten Menschen, wie die Kirche sie lehre, der nachfolgende Sündenfall durchaus unbegreiflich werde. Sie setzten daher das Wesen des göttlichen

Ebenbildes im Menschen nur in die Herrschaft über die Natur. Dies negative Verhalten gegen die Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit fand allmälig auch in die altprotestantischen Kirchen Eingang, die Rationalisten ließen von der kirchlichen Vorstellung nur noch wenige Spuren übrig, z. B. die Bestimmung, daß die ersten Menschen, sofern sie unmittelbar aus Gottes Hand gekommen, als die vollkommensten in ihrer Art gedacht werden müßten: da schien auf einmal durch die Schelling'sche Philosophie das alte Dogma sich noch einmal wieder verjüngen zu wollen. Schelling wollte die Sterblichkeit organischer Wesen nicht als etwas ursprünglich Nothwendiges gelten lassen und der erste Zustand der Menschheit sollte der einer hohen Cultur gewesen sein, einer Cultur, welche die Stammältern dem Unterrichte höherer Naturen zu verdanken gehabt hätten. Aber die Hegel'sche Philosophie wußte sofort begreiflich zu machen, daß der Anfang der menschlichen Erkenntniß und sittlichen Bildung, als ein unmittelbarer, nothwendig noch von der ganzen Roheit der sinnlichen Natur, des unmittelbaren Wahrnehmens und der ungebändigten Begierde durchzogen gewesen sei. Auch Schleiermacher begründete eine ähnliche Ansicht und Strauß schließt dieses Hauptstück und mit ihm den ersten Band (S. 717) mit der Bemerkung, daß, da der Mensch nicht unmittelbar von Gott geschaffen sein könne, es zuerst die Materie sei, in der die göttliche Idee als unmittelbares Dasein sich setze und sich ihrer Idealität entäußere; dann komme sie zuerst als **Leben** in der Natur, dann als **Geist** im Menschen und in diesem mit dem Verlaufe seiner geschichtlichen Entwickelung immer vollkommener zu sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Das „Athenaeum" theilt jetzt Briefe eines reisenden Engländers aus der Schweiz mit, welche von vielem Interesse sind. Er zeigt sich darin als ein unparteiischer unbefangener Beobachter, ganz anders als die reisenden Franzosen, die überall ein Stück vaterländischer Erde auf der Brust mit sich tragen, welches ihren Athem beengt. Er bemerkt: „Die Erziehung der Schweizer ist eine Hauptquelle ihres Glücks. — — In vergangenen Jahrhunderten hatte sich die continentale Intelligenz in der Schweiz concentrirt. Dies Land war die Citadelle der Reformation; und der Geist des Princips und Denkens nahm niemals von dem Lande Abschied, wo er seine Hauptquelle hatte und groß wuchs, trotz der vielfachen heftigen Angriffe von Seiten der feudalen Ritterlichkeit des benachbarten Despotismus. Doch isolirt von der intellectuellen Mitleidenschaft hatten die Schweizer bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts keine Theilnahme am Fortschritt und keinen Antrieb dazu. Sie standen zwar, im Betreff der Ausdehnung der Volkserziehung obenan, aber in den gewaltigen Bestrebungen, in den industriellen und intellectuellen Großthaten ragten sie nicht hervor. Dies hat aufgehört der Fall zu sein. Der Sieg der Intelligenz über die Fesseln der Aristokratie hat sich in den protestantischen Staaten Deutschlands innerhalb des Zeitraums von 60 Jahren mächtig bethätigt. Sie mögen den constitutionnellen Verwaltungen noch keine feste Grundlage gegeben haben, sie mögen der Formen der Freiheit noch entbehren; aber die Lethargie und die Knechtschaft des Geistes, welche die alten Dynastien so kräftig gepflegt hatten, sind durch die einzige Öffnung, welche der Freiheit des deutschen Volks gelassen war, verschwunden. Man erlaubte den Deutschen zu lesen und sie besaßen Männer, welche schreiben konnten. Auflagen, Unterdrückungen, das ganze Register des feudalen Vermächtnisses, schwanden allmälig vor der Herrschaft der durch die junge Literatur des gegenwärtigen Jahrhunderts befreiten und zubereiteten Geister. Man nahm Besitz von den Erinnerungen alter Glorie und Freiheit. Müller, Goethe und Schiller belebten und erweckten zur Unsterblichkeit das verschwundene Gedächtniß vergangener Größe und gaben zu noch würdigern und fruchtbarern Einflüssen den unvergänglichen Anstoß. — — Die preußische Regierung, eine nominelle Oligarchie, gehört zu den wesentlich populairsten in Europa. Das Volk erwählt dort nicht seine Vertreter, aber dessenungeachtet repräsentirt die Verwaltung redlich das Volk. Es hat also den Inhalt der Freiheit, ohne ihre äußere Form. Dies kann keiner der unverantwortlichen Gewalt anhängenden Eigenschaft zugeschrieben werden; aber der Fall ist der, daß das preußische Gouvernement einer gebildeten Meinung verantwortlich ist, einer Meinung, welche zu sehr Theil daran nimmt, als daß sie nicht berücksichtigt werden müßte. Die Geistescultur und die mannichfaltigen Foderungen und begleitende Folgen der Civilisation haben in Deutschland reißende Fortschritte gemacht. Sie waren nicht ohne Rückwirkung auf die Schweiz und mit der durch den Zollverein bewirkten freiern Vermittelung zwischen beiden Ländern ist auch der Einfluß des Fortschritts gewachsen." Der Correspondent, welcher den Schweizern mehr gesunden Menschenverstand als glänzende Talente zugesteht, kommt auch auf die oft behandelte Frage zu sprechen, ob und inwieweit das Fabrikwesen die Sittlichkeit eines Volks beeinträchtige. Er habe, sagt er, in der Schweiz viele Klagen gehört, daß mit dem zunehmenden Fabrikwesen die Sittlichkeit im Abnehmen sei. Man habe dem Laster des Trunkes in der Schweiz nie so stark gefröhnt, sagte zu ihm ein alter trefflicher Bürgermeister, als seitdem so viele Fabrikstätten entstanden seien. „Ich glaube auch", fährt er fort, „daß es wahr ist, daß die Moral eines Fabrikvolks weniger rein erscheint als die eines Hirtenvolks. Hr. Tscharner in Bern war derselben Meinung." Der Brite besuchte auch mehre Schulen, deren Einrichtung und Geist er lobt; besonders rühmt er, daß man mehr den Geist und das Herz als das Gedächtniß der Schüler zu bilden suche. Dagegen tadelt er das verwünschte Patois der Lehrer, welches sie für Deutsch halten. Bei einer solchen Gelegenheit sagte ein junger Preuße, der sich ihm angeschlossen: „Wenn Sie, was der Mann da sagt, verstehen, so versichere ich, daß dies mehr ist, als ist vermag."

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 93. — 3. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Der zweite Band beginnt mit dem Hauptstücke des ersten Abschnitts des zweiten Theiles, nämlich mit der Lehre vom Sündenfalle und dessen Folgen. Strauß behandelt zuerst die biblische und kirchliche Lehre vom Fall der Engel, vom Teufel und den Dämonen. Wir übergehen dieselbe und verweilen nur kurz bei der Darstellung des Sündenfalles der ersten Menschen und seine Folgen. Die biblische Lehre über den Sündenfall, mag man sie als historisches Factum oder nach ihren ideellen Gedankenbestimmungen aufzufassen suchen, zerfällt in lauter Widersprüche und „diese am geschichtlichen Verlaufe der Interpretation dieses alttestamentlichen Stückes herauszuheben, damit beschäftigt sich §. 55 des Strauß'schen Werks. Für Denjenigen, welcher in der Tradition von der ursprünglichen Vollkommenheit der ersten Menschen, wie auch wir mit Strauß, nur das Gewebe eines philosophischen Mythus sieht und welcher auch philosophisch die Vorstellung von einer hohen intelligenten und sittlichen Tüchtigkeit des menschlichen Geschlechts in seinem Beginn für unrichtig, für eine bloße Meinung erkennt, — gibt es keinen Sündenfall als einzelnes Factum und keine Folgen desselben. Nimmt man ihn aber dennoch mit der orthodoxen Kirche an, so verwickelt man sich insbesondere hinsichtlich der Vorstellung von den Folgen dieses Falles, von der Erbsünde u. s. w., in die äußersten Widersprüche und kommt zu Consequenzen, die alle freie Sittlichkeit aufheben. Diese Widersprüche in der Lehre von der Erbsünde, besonders in der Form, wie dieselbe von Augustin ausgebildet und späterhin von den altprotestantischen Kirchen modificirt worden ist, entwickelt §. 57, nachdem die kirchliche Lehre selbst nach ihrer historischen Fortbildung §. 56 dargestellt worden ist.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte herab angesehen, ist die Sündhaftigkeit nicht das Product eines einzelnen, willkürlichen Acts, sondern ein Ergebniß der zuerst das Übergewicht im menschlichen Subjecte bildenden Naturbestimmtheit.

Das fromme Vorstellen hat einen Stand der Unschuld, während dessen noch kein Böses im Menschen war, und einen nach dem Fall, wo er, für sich der Sünde preisgegeben, der außerordentlichen göttlichen Veranstaltung harren mußte: der Philosophie sind beide Vorstellungen gleich unwahr, indem ihr das Gute ebenso nur mit dem Bösen, als das Böse nur am Guten ist. (Bd. 2, S. 73.)

Der Philosophie ist Adam, wie er in der kirchlichen Glaubenslehre lebt, eine personificirte Abstraction.

Es folgt die Darstellung und Kritik der Lehre von der Erlösung im dritten Hauptstücke des ersten Abschnitts zweiten Theiles (S. 75 — 336). Nach biblisch-kirchlicher Lehre ist Christus Derjenige, der die Macht der Sünde in der Welt gebrochen und die alte Schuld gesühnt und vertilgt hat. Um dies zu können, mußte er erstens für sich selbst ohne Sünde, mithin in dieser Beziehung dem allgemeinen Gesetze menschlichen Wesens entnommen sein. Es fragt sich demnach, als was für eine Persönlichkeit Christus gedacht werden müsse? Diese Frage beantwortet die Lehre von der Person Christi. Um Sünde und Schuld zu tilgen und ein neues Lebensprincip in die verderbte Menschheit zu bringen, mußte Christus zweitens auch ein besonderes Werk vollbringen. Es fragt sich: was für eines? Dies beantwortet die kirchliche Lehre von dem Werke Christi.

Was zunächst die nähere Bestimmung über die Person Christi anbetrifft, so herrschten darüber vom Anfange in der Kirche die verschiedensten Ansichten. Schon im Neuen Testamente kommt diese Verschiedenheit zum Vorscheine. Bei den drei ersten Evangelisten stehen sich sogleich in Bezug auf den Ursprung der Person Jesu zwei Ansichten direct entgegen. Nach der einen Tradition, d. h. nach der Voraussetzung, welche die beiden Genealogien bei Matthäus und Lucas machen, ist Jesus ein Sohn Joseph's, und erst später, bei der Taufe, ist das übernatürliche Princip, der heilige Geist, auf ihn herabgekommen. Nach der andern Tradition aber ist er schon auf übernatürliche Weise gezeugt worden und die Stelle des väterlichen Princips bei seiner Entstehung vertritt unmittelbar der heilige Geist. Endlich der Johanneischen Ansicht zufolge war es ein vorweltliches, übermenschliches Selbstbewußtsein, nämlich der Logos, der im Anfange bei Gott war, welcher in der Person Jesu von Nazareth sich eine innenweltliche Erscheinungsform gab. Dies Schwan-

ken setzt sich nun auch in den kirchlichen Bestimmungen fort und erzeugt hier die entgegengesetztesten Theorien. Die gläubigen Gemüther fühlten sich durch den religiös-sittlichen Umschwung, der von der Person Christi, nach Strauß' besonderer Ansicht aber von der Idee des Messias, in die man das historische Bild Christi auf dem Wege des Mythus hineinidealisirt hatte, ausgegangen war, so mächtig über die Sphäre des irdischen Lebens hinausgetragen, daß sie Christus selbst für ein Wesen höherer Art als die sonstigen Menschen ansehen mußten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sich über das Verhältniß der Person Christi zu dem göttlichen Wesen als solchem Theorien bildeten, die je nach der verschiedenen Art und Weise, wie man sich das göttliche Wesen auf die Welt wirksam dachte, verschieden ausfielen. Im Allgemeinen erklärte man sich die Verbindung des göttlichen und menschlichen Princips in Christo vom specifisch-jüdischen Standpunkte aus. Da nun nach jüdischer Weltansicht Gott und Mensch im innersten Wesen geschieden sind und der Mensch an und für sich eine bloße Creatur Gottes ist und des immanenten göttlichen Princips in sich selber entbehrt, so konnte man die dauernde Vereinigung des Göttlichen und menschlichen Wesens, oder beider Naturen in Christo nur als das Product eines übernatürlichen, außerordentlichen Actes Gottes fassen. Hierbei war man aber in fortwährender Gefahr, nach zwei Extremen hin abzuirren. Entweder man dachte sich den Menschen Jesus besonders angeweht vom göttlichen Geist, oder man dachte sich das Menschliche in Christo so von dem Göttlichen durchdrungen und gleichsam überflügelt, daß die Person Christi als ein mit einer nur scheinbaren menschlichen Gestalt umflossener Mensch erscheinen mußte. In dieser Weise declinirte die kirchliche Ansicht entweder zum Ebionitismus — so nennt man die erstere Ansicht — oder zum Doketismus — so bezeichnet man die zweite — hinüber. Nach dem Ebionitismus ist der göttliche Geist nur äußerlich mit der Person Christi verbunden gedacht, eine Ansicht, welche der Idee des Christenthums nie entsprechen konnte; nach dem Doketismus kommt die menschliche Natur nicht zu ihrem Rechte, was dem Postulate des christlichen Gefühls ebenso sehr entgegen war. Man versuchte daher, nachdem diese beiden Extreme sich in der Christologie herausgesetzt hatten, einen Mittelweg, um sicher zwischen diesen Klippen hindurchzusteuern, aber man konnte es nie vermeiden, bald an der einen, bald an der andern festzufahren, und so mußte die kirchliche Christologie zuletzt an dem Widerspruche, in welchem sich ihr die Theorie von der Einheit göttlicher und menschlicher Natur in Christo beständig zersetzte, zu Grunde gehen. Dies konnte nicht anders kommen; denn wollte man den Doketismus oder den Ebionitismus vermeiden, so konnte man sich auf jüdisch-bestimmtem kirchlichen Standpunkte, auf welchem das Göttliche nicht als dem Menschlichen immanent an sich gefaßt, sondern beide als zwei durchaus verschiedene Substanzen angeschaut wurden, die Einheit nicht anders als so vorstellen, daß man sich zwei an sich getrennte Selbstbewußtsein, nämlich ein moralisches und ein göttliches, zu Einem Selbstbewußtsein, zwei Iche zu Einem Ich in Einer Person zusammengefaßt dachte, eine Vorstellungsweise, gegen die sich jedes vernünftige Denken sträubt. Daher hatten Socinianer und Rationalisten leichtes Spiel, die kirchliche Theorie von der Einheit und Communio der Naturen in Christo, von der Communicatio idiomatum, von den Ständen Christi an tausend Widersprüchen scheitern zu lassen. Indessen hielten die Rationalisten, von den Socinianern ganz abgesehen, doch noch die einzige und dem religiösen Ideale schlechthin entsprechende Dignität des Stifters der christlichen Religion fest. Nach Röhr ist Jesus im vollsten Sinne Mensch, ein natürliches Product seines Volks und Zeitalters; aber in Absicht auf Weisheit, Tugend und Frömmigkeit von keinem Sterblichen der Vor- und Nachwelt übertroffen, ein Heros der Menschheit im erhabensten Verstande, eine so zu sagen himmlische Erscheinung auf dieser sublunarischen Welt (Bd. 2, S. 168; vgl. Röhr's „Briefe über den Rationalismus", S. 26 fg.). So etwa suchte der Rationalismus noch die sittliche Einzigkeit Christi festzuhalten. Seitdem aber der dualistisch-theistischen Weltansicht gegenüber sich immer mehr der von Spinoza begründete Pantheismus in der modernen Welt geltend machte, fiel auch die Denkbarkeit dieser letzten, specifischen Auszeichnung der Person Christi in Bezug auf die übrigen Menschen auf diesem neuen Boden hinweg. Besteht nämlich nach dieser Weltansicht das Wesen des Absoluten in dem Recesse, sich als ideelle Gattung in eine endlose Reihe von Individuen auseinanderzulegen und zwar in der Weise, daß jedes bestimmte Individuum als eine Negation des allgemeinen Geistes wieder über sich hinausweist, sich als ein vorübergehendes Moment der allgemeinen Substanz bethätigt und in der Besonderheit seiner Existenz seine Ergänzung in den andern Individuen zu suchen hat, und ist andererseits das Göttliche doch ganz in die Totalität der Welt eingegangen ohne allen Überschuß, so ist nach dieser letztern Bestimmung eine besondere Erscheinung des Göttlichen, wie sie in Christo gedacht wird, ganz überflüssig und unmöglich, nach der erstern Bestimmung aber bleibt es bei dem Resultate der Schlußabhandlung im „Leben Jesu", daß nämlich, wenn der Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur Realität zugeschrieben werde, dies nicht so viel heißen könne, daß sie einmal in einem Individuum, wie vorher und nachher nicht mehr, wirklich geworden sein müsse. Das sei gar nicht die Art, wie die Idee sich zu verwirklichen pflege, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, in jenem Einen vollständig, in allen übrigen hingegen immer nur unvollständig sich abzudrücken: sondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wieder aufhebender Individuen liebe sie ihren Reichthum auszubreiten. Hiernach ist also die Menschheit der Gottmensch, als das Subject der Prädicate, welche die Kirche Christo beilegt, ist, statt eines Individuums, eine Idee im Sinne eines realen Gattungsbegriffs zu setzen (Glaubenslehre, Bd. 2, S. 214; vergl. „Leben Jesu", Bd. 2, §. 151).

Doch ehe es mit der Christologie bis zu diesem Ende kam und die Consequenzen des modernen Pantheismus in Bezug auf die Lehre von der Person Christi so scharf, insbesondere von Strauß selbst, durchgeführt wurden, trat erst noch ein Versuch ein, die Dignität Christi zu retten, der wegen der Meisterschaft, mit welcher er angelegt war, eine große Sensation machte. Schleiermacher, durch den Geist des neuerwachten Idealismus über den Boden des alten Dogmatismus hinausgerückt, aber ebenso mächtig durch den Zug eines innern, lebendigen Gefühls zu der Person des Erlösers hinübergezogen, Schleiermacher war der kluge Pilot, dem es vorbehalten zu sein schien, das Schifflein des Glaubens zwischen den Klippen der alten Orthodoxie und der modernen Aufklärung wohlbehalten hindurchzusteuern. Er schlug einen Weg ein, der den von Mythus und wirklicher Geschichte bunt durchkreuzten Boden der neutestamentlichen Erzählungen von der Person Christi kaum an einzelnen Punkten zu durchschneiden hatte. Schleiermacher war selbst zu scharfsichtig und zu sehr Meister in der Evangelienkritik, um nicht die Widersprüche zu bemerken, an denen die biblischen Thatsachen sich gegenseitig zerrieben. Statt also von historischen Facten der Vergangenheit auszugehen, machte er das gegenwärtige Selbstbewußtsein zur Basis und zum Princip seiner Theorie über das Wesen und die Bedeutung der Person Christi. Das gegenwärtige religiöse Selbstbewußtsein, so argumentirte er, findet in sich eine Macht der Erhebung über die es fesselnden sinnlichen Potenzen, die es weder aus sich selbst noch aus der Gemeinschaft mit Andern, in der es gebildet wird, ableiten kann; denn in sich selbst und in den zu einer religiösen Gemeinschaft mit ihm vereinten andern menschlichen Individuen findet es als das vorherrschende Element das sinnliche und sündliche Treiben des niedern Selbstbewußtseins, und so fühlt es sich unmittelbar durch sich selbst und durch Andere mehr gehemmt als gefördert, indem es sich zur Einheit mit seinem innern, höhern Wesen zusammenschließen will. Es kann demnach die siegende Macht des religiösen Lebens dem menschlichen Selbstbewußtsein nur von dem Stifter der religiösen Gemeinschaft, in der sie ihm, trotz der eigenen und der von den Genossen dieser Gemeinschaft gesetzten Hemmungen zu Theil wird, ausgegangen und vermittelt sein. Ist dies nun Christus und ist Christus als die Ursache dieser durchgreifenden Förderung des religiösen Lebens anzusehen, so muß dasselbe in ihm ganz ungehemmt, in vollständiger und vollendeter Weise zur Erscheinung und Wirklichkeit gekommen sein. Der Erlöser ist demnach zwar allen Menschen gleich vermöge der Selbigkeit der menschlichen Natur, aber ebenso sehr von Allen unterschieden durch die stetige Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins, welche ein eigenes Sein Gottes in ihm wird.

So etwa construirte Schleiermacher das Gebäude seiner Christologie. Aber sogleich rückt nun Strauß auch gegen dieses Gebäude mit seiner in tausend Schlachten geübten kritischen Macht heran und sucht es über den Haufen zu werfen. Zunächst schon kann er den festen, soliden Charakter gar nicht daran entdecken, den wir Andern an diesem Bau gerühmt haben.

Also das Fundament: wie stellt sich die Strauß'sche Kritik dazu?

Es ist kein Wort davon wahr — sagt Strauß (Bd. 2, S. 183) —, daß auch das moderne Ich durch die religiöse Erfahrung, die es an sich macht, genöthigt wäre, als letzten Grund der Möglichkeit dieser Erfahrung einen unsündlichen, schlechthin vollkommenen Christus zu postuliren. Dies müßte es nur dann, wenn es zuvor alles Gute und Wahre aus sich hinausverlegt, sich mithin auf den altchristlichen Standpunkt zurückversetzt hätte.

Ist sich das moderne Ich in sich selbst des Göttlichen als seiner eigenen innern Substanz bewußt, wie Schleiermacher, wenn er nicht dem alten Dualismus wieder verfallen will, zugestehen muß:

so kann nicht nur das eine Subject auf das andere religiös förderlich wirken, sondern aus dem Zusammenwirken der Einzelnen kann und muß sogar nach psychologischen Gesetzen ein höherer Grad von religiöser Förderung hervorgehen, als die Einzelnen für sich im Stande gewesen wären, sie zu schaffen. (S. 182.)

Außerdem wird selbst, bemerkt Strauß, von Schleiermacher zugestanden, daß der von Christus ausgegangene religiöse Anstoß in jedem Gläubigen nur eine relative, keine absolute Wirkung hat: — für eine solche unvollkommene Wirkung genügt aber auch eine Causalität von nur relativer Trefflichkeit.

Mit diesen Argumentationen erklärt Strauß die Grundlage der Schleiermacher'schen Christologie für aufgelöst. Er geht dann dazu über, noch die einzelnen Hauptfolgerungen aus diesem Princip am Widerspruch mit sich selbst zu zersetzen.

Aber schlimmer noch als Schleiermacher fahren die neuern speculativen Christologen vor dieser Kritik, insbesondere Göschel. Die Lanzen, welche gegen diesen geschleudert werden, sind eingetaucht bald in scharfen Sarkasmus, bald in spielenden Humor und der gerechte Tadel geht an einigen Stellen sogar in herbe Erbitterung über.

Auf die genauere Darstellung und Kritik der Lehre vom Geschäfte Christi, von seinem leidenden und thuenden Gehorsame, von seinen Ämtern u. s. w., wie sie die Strauß'sche Glaubenslehre darbietet, können wir uns des Raumes wegen nicht einlassen und bemerken nur für theologische Leser, daß die Anselm'sche Theorie der Satisfaction auf ganz meisterhafte Weise und doch in der größten Kürze dargestellt ist. Die ganze Bearbeitung der Lehre vom Geschäft Christi stellt sich überhaupt als eine selbständige, durch eigene Studien geleitete, höchst gelungene Reproduction des trefflichen Werks von Baur „Die christliche Lehre von der Versöhnung" heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Es mehren sich in der polnischen Literatur in neuester Zeit die Sammlungen von historischen Documenten und Actenstücken und die Veröffentlichungen von Memoiren über Polens Vorzeit,

die in Manuskript lange unbeachtet geblieben sind. Zur Herausgabe solcher historischen Documente gehört aber eine sehr genaue Geschichtskenntniß und viel richtiger Takt, da erwiesenermaßen in Polen, in den Klöstern, Stadtarchiven u. s. w., viele nachgemachte und verfälschte Privilegien und Documente befindlich sind, aus denen man aus früher Zeit stammende Vorrechte und Ansprüche nachzuweisen bemüht gewesen ist. Daher sind manche der in neuester Zeit veranstalteten Sammlungen solcher Documente mit großer Vorsicht zu benutzen. Mit der Durchsicht und dem Ordnen des reichen „Archiwum Prozorów" beschäftigt sich gegenwärtig der geschätzte Literat Michael Grabowski. In diesem Archive befinden sich Tausende von Originalbriefen mehrer Könige und berühmter Polen, von Verhandlungen mit den Nachbarn Polens, von Instructionen für Gesandte u. s. w., die meisten aus älterer Zeit, wie Briefe des edeln Jan Zamoyski, des Großhetmans Chodkiewicz, der Tractat des Zolkiewski mit den Kosacken, die Originalinstruction, welche den polnischen Gesandten ertheilt wurde, die sich zur Betreibung der Zarwahl Wladyslaw's IV. nach Moskau begaben u. s. w. Viele Papiere haben auf die Revolution von 1794 Bezug, diese sind von großem Interesse, es sind die Proclamationen Kosciuszko's, Rapports der damaligen Anführer u. s. w. Grabowski wird die wichtigsten noch unbekannten Documente des Archivs veröffentlichen.

Orzechowski erwähnt in seiner Lebensbeschreibung des berühmten polnischen Feldherrn Jan Tarnowski (geb. 1488, gest. 1561), daß derselbe eine wichtige Chronik verfaßt habe, die aber nicht mehr vorhanden sei. Diese Chronik ist in neuester Zeit durch den Grafen Eustachius Tyszkiewicz in Wilna aufgefunden worden und wird nächstens bei Zawadzki in Wilna abgedruckt werden.

In Lemberg sind von Stanislaw Przylecki „Pamiętniki o Koniecpolskich", umfassende Memoiren über die Familie Koniecpolski, herausgegeben worden, ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte Polens im 17. Jahrhunderte, da mehre aus dieser jetzt erloschenen Familie, deren Name übrigens eine ominöse Bedeutung hat, denn in wörtlicher Übersetzung heißt er „das Ende Polens" — einst bedeutende Stellungen in Polen eingenommen haben. Am berühmtesten ist der Großhetman Stanislaw Koniecpolski (gest. 1646). Unter der Regierung Sigismund's III., zur Zeit als Zamojski's, Zolkiewski's und Chodkiewicz' Stamm bereits erloschen war, war er die Hauptstütze des Vaterlandes. Ihm gelang es allein, die Fortschritte des Königs Gustav von Schweden in Preußen aufzuhalten, er wußte die Kosacken in der Ukraine in Zaum zu halten, und bald nach seinem Tode brach der Aufstand des Chmielnicki aus. Das Portrait dieses Helden, eine Abbildung des Wappens und des Stammschlosses der Familie ist dem erwähnten Buche beigegeben.

Woycicki, bekannt als Herausgeber polnischer Volkslieder und Volkssagen, hat ein neues, das volksthümliche Leben der Polen sehr anschaulich darstellende Werk: „Zarysy domowe" (Häusliche Skizzen, Warschau 1841), in vier Theilen erscheinen lassen. Es sind Schilderungen, denen Sagen oder geschichtliche Data zum Grunde liegen, bald werden wir in die Gesellschaften des Adels in den Zeiten der Auguste, zu den ehemaligen Gastmälern, bald in die Hütten des Landvolks oder unter die Räuber geführt, die in Polens Wäldern hausen, die ganze polnische Lebensweise, ja die einheimischen Vögel, Bäume und Kräuter treten uns auf das lebhafteste vor Augen. Daneben begegnet man vielen Volksliedern. Mit welcher Gewandtheit und in wie interessanter Weise dies Alles geschildert ist, dafür können die auch ins Deutsche übersetzten Volkssagen bürgen, wenngleich dies erste Werk von Woycicki's spätern Darstellungen weit übertroffen wird.

Im Jahre 1842 erscheinen in Warschau im Ganzen 21 periodische Schriften, von denen nur 14 aus dem vorigen Jahre stammen, sieben neu sind. Darunter sind fünf politische Zeitungen, auch eine neue „Gazeta Powszechna" (Allgemeine Zeitung). Eine der neuen Zeitungen „Jutrzenka" (Morgenröthe) erscheint in polnischer und russischer Sprache zugleich; einige Artikel sind in russischer, andere in polnischer Sprache abgefaßt. Die Zeitschrift soll zur Einigung der beiden stammverwandten Völker dienen, und darauf mag auch der Titel hindeuten. Der Inhalt hat besonders auf die neueste Literatur Bezug, fortlaufend sind die Nachrichten über die Erzeugnisse sämmtlicher Slawen.

Das neue Jahr hat mehre polnische Taschenbücher gebracht. In gewohnter Weise erschienen die „Niezapominajki" (Vergißmeinnicht), den Inhalt bilden Erzählungen und Gedichte, und den „Pierwiosnek" (Primel), ein Taschenbuch von Frauen für Frauen, lauter leichte Waare, bestimmt einige müßige Stunden der polnischen Damen auszufüllen. 48.

Zur Charakteristik Andreas Hofer's.

In den letzten Januar- und ersten Februarstagen 1809 war Hofer mit seinen Gefährten versteckt bei des Erzherzogs Johann Hofbüchsenspanner Anton Stöger, auf der sogenannten Leimgrube, Mariahülfervorstadt. Eines Abends ließ der Minister Stadion, unter dessen vertraute Arbeiter Hormayr gehörte, ihn plötzlich zu sich rufen und empfing ihn unter häufigem Tabackschnupfen und etwas stotterndem Eifer, in ganz ungewohnter Entrüstung: „Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tiroler sollten ja versteckt bleiben und mir nicht Andreossy und Rechberg auf den Hals hetzen, und sie laufen überall herum." „Eure Excellenz, es ist nicht wahr. Kein Tiroler bricht sein Wort." „Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann oder Buschmann, oder Sandwirth, sitzt drüben im Kärnthnerthortheater und zieht Aller Augen auf sich." Hormayr rannte wie ein Besessener aus der Staatskanzlei, über den Josephsplatz, ins Kärnthnerthor und bewog den Billeteur durch ein gutes Trinkgeld, ihm „den ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart" (so nannte Hormayr geflissentlich den Sandwirth, den er zu seinem größten Schrecken wirklich im ersten Parterre sitzen sah), sowie der der Vorhang dieses Acts fiele, herauszurufen und ihm ins Ohr zu sagen: „Der Landsmann mit dem Wein und mit den Pferden sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen; weiter wisse er nichts." Langsam und ungern, mit großer Lust zu vielen Fragen, folgte Hofer, kopfschüttelnd und treuherzig grüßend. Hormayr am Eingang, hinter einem Pfeiler versteckt, trat jetzt einen Augenblick hervor und winkte ihm heftig zu folgen. Das that Hofer auch, wiewol ungern und langsam. Als ihn Hormayr vor dem Eingang auf der Straße hatte, sprach er erst und sagte heftig: „Aber Anderl (Andreas), die Tiroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich sorgfältig verborgen zu halten, und läufst jetzt in deinem Aufzug und mit deinem bärtigen Rüssel daher, um die Operntriller zu hören, und zu sehen, wie sie im Ballet die Beine ausstrecken?" „Ich habe nichts versprochen", erwiderte Hofer, „als mich niemals bei Tage irgendwo sehen zu lassen, aber jetzt ist es ja schon immer zwischen 4 und 5 Uhr stockrabenfinster." Hormayr hatte gut reden, um das alte Naturkind auf den Zweck der Verborgenheit hinzuleiten. Er fragte nur immer: „Ja, wo ist denn aber der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?" und als Hormayr dem Erstaunten wieder lang und breit erklärte: das sei ja nur eine Finte gewesen, ihm schnell aus dem Theater herauszubringen, meinte er: „Aber jetzt könnte er doch wieder hineingehen und sich auf seinen Platz setzen, denn er habe für das ganze Stück bezahlt und jetzt schon viel davon versäumt und zuletzt würden sie ihm bei der Kasse keinen Heller für das Versäumte herausgeben wollen." Höchst ungeduldig schleppte ihn Hormayr durch Regen und Schneegestöber zum Abendessen mit sich nach Hause. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 94. — 4. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Wir überspringen jetzt den zweiten Abschnitt des zweiten Bandes, weil er minder interessant ist, und eilen zur Darstellung des dritten und letzten Abschnitts.

Die Überschrift dieses Abschnitts lautet: „Die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der Zukunft, als gläubige Hoffnung." Mit dieser Darstellung und Kritik der kirchlichen Lehre von den letzten Dingen und den modernen Unsterblichkeitstheorien kommt die christliche Glaubenslehre von Strauß zu ihrem Schlusse. Ich übergehe die nähere Kritik der christlichen Vorstellungen von der Auferstehung, vom dereinstigen Weltgerichte, von dem Untergange und der Erneuerung der Welt, von der ewigen Verdammniß und Seligkeit im kirchlichen Sinne, von Himmel und Hölle als besondern Localitäten und von der Wiederbringung aller Dinge, indem das gegenwärtige gemeinsame Bewußtsein dieselben gänzlich umgebildet hat. Auch das Auferstehungsdogma hat diese Umbildung erfahren. Zwar dringt die neuere theistische Speculation im Gegensatz zum Kant'schen Rationalismus, der bei Festhaltung des Glaubens an persönliche Unsterblichkeit den Körper für eine Schranke und Fessel der Seele hält, welcher sich dieselbe dereinst gänzlich zu entledigen habe, auf Anerkennung der Leiblichkeit als des nothwendigen, realen Ausdrucks des Geistes als individueller Seele, und es soll daher die Seele auch nach dem Tode ihres diesseitigen Leibes sich sofort aus ihrem eigenen, schöpferischen Innern heraus eine neue, der Erscheinung zugekehrte Realität geben, oder bestimmter, die Entwickelung des subjectiven Geistes soll darin bestehen, sich schon während des Ausbildungs- und Auflösungsprocesses der dem Geiste mehr äußerlichen Leiblichkeit einen immanenten, gleichsam ätherischen Organismus, der näher vom Geiste durchdrungen ist, zu vermitteln. Allein diese Ansicht ist grundverschieden von der kirchlichen, nach welcher eben der materielle Leib mit allen seinen einzelnen Bestandtheilen und mit seinen durch die Verwesung zerstreuten und verflüchtigten Potenzen am jüngsten Tage wiederhergestellt werden soll. Aber auch jene vergeistigte Gestalt selbst, welche die neuern Theorien dem Leibe zu vindiciren suchen, läßt sich nach Strauß' Meinung gar nicht denken.

Die Theorie von einem Ätherleibe — sagt er — steht auf äußerst schwachen Füßen, denn, wie schon anderwärts (in den „Charakteristiken und Kritiken" von Strauß, S. 394) bemerkt worden, ob man jenen Nervengeist als beständiges Product oder als producirendes Princip der Nerven und des Organismus überhaupt denke, so kann er im erstern Falle nicht länger producirt werden, d. h. existiren, als der Organismus besteht; im andern Falle ist aber eben das, daß er den Leib zu produciren aufhört, d. h. daß dieser stirbt, ein Beweis, daß auch er zu Grunde gegangen ist. (Bd. 2, S. 662.)

Allein da die modernen, mehr rationellen Theorien über Unsterblichkeit und ewiges Leben auch alles Gewicht auf persönliche, selbstbewußte Fortdauer legen, so muß Strauß von seinem pantheistischen Standpunkte herab sie ebenso sehr als die alt-kirchliche Vorstellungsweise negiren. Und gerade für diese Negation bietet er noch einmal zum Schlusse seiner kritischen Feldzüge die höchste, ihm zu Gebote stehende dialektische Macht auf; denn das Jenseits, sagt er am Ende seines Werkes, ist zwar in allen der Eine, in seiner Gestalt als zukünftiges aber der letzte Feind, welchen die speculative Kritik zu bekämpfen und wo möglich zu überwinden hat. Somit werden der Reihe nach alle Arten der modernen Beweise für die persönliche Fortdauer von Strauß der Prüfung unterworfen und darnach für nichtig und unmöglich erklärt. Das pantheistische Bewußtsein kann im Verlangen nach persönlicher Fortdauer nur Egoismus und Geistlosigkeit finden. Es steht darin dasselbe Außersichkommen des Geistes, was als das Wesen des kirchlichen Standpunktes getadelt wurde, ein thörichtes Geberden des Ichs, da es ja, „statt seine Unendlichkeit frischweg in sich zu ergreifen, ihr lieber im endlosen Processe nachläuft" (S. 699).

Vor zwei Jahren freilich mußte die Idee der persönlichen Fortdauer nach dem Tode diesen offenbaren Widerwillen in Strauß noch nicht erregt haben, denn in seinem, aus innigbewegter Seele geschöpften Aufsatze über Vergängliches und Bleibendes im Christenthume bekennt er sich noch zu dem Glauben an Unsterblichkeit mit völliger Entschiedenheit. „Wie", läßt er seine Widersacher rufen, „also leugnest du die Unsterblichkeit?" Und darauf ist die Antwort: „O stille mit den böswilligen Conse-

quenzen! Ich leugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz Anderes als auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung." Und bald darauf redet er von einer „Entwickelung", von einem „Fortschritte im Guten und Bösen", der „auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben werde".*)

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner, im Bündnisse mit Frankreich, gegen Holland in den Jahren 1672, 1673 und 1674. Nach authentischen Berichten und gleichzeitigen Druckschriften von G. B. Depping. Münster, Theissing. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn irgend eine Schrift die schmachvolle Abhängigkeit, in welche sich im 17. Jahrhundert eine Anzahl deutscher Fürsten zu Ludwig XIV. begeben hatten, deutlich darstellt, so ist es die vorliegende eines Mannes, den sein langjähriger Aufenthalt in Paris dem deutschen Vaterlande nicht untreu gemacht hat. Ist nun gleich dieselbe gewiß ohne alle Beziehung auf die übermüthigen Foderungen der Franzosen, die in der neuesten Zeit das deutsche Nationalgefühl zu einer so lobenswürdigen Einheit entflammt haben, geschrieben, so ist doch ihr Erscheinen gerade jetzt recht zeitgemäß, um den Deutschen zu zeigen, wie nicht blos im 19. Jahrhunderte der unerträgliche Hochmuth Napoleonischer Satrapen und Soldaten mit der deutschen Geduld und Rechtlichkeit ein schändliches Spiel getrieben hat, sondern wie auch schon 200 Jahre früher die Bewohner schöner, deutscher Landstriche — freilich damals durch die Schuld ihrer Fürsten — die Raub- und Plünderungslust der Franzosen, die sich ihre Bundesgenossen nannten, im vollsten Maße erfahren mußten.

Die Geschichte des Krieges des Fürstbischofs von Münster und des Kurfürsten von Köln (denn so müßte der Titel eigentlich heißen, da den Unterthanen jene Kämpfe durchaus fremd waren) mit Holland bildet allerdings nur eine geringe Episode in den Eroberungskriegen Ludwig's XIV. Daher ist sie auch nur beiläufig in den größern Geschichtswerken Burnet's, Basnage's, Temple's, Walckenier's, Orlich's, Raumer's und Anderer erwähnt worden; auch hielten sie die französischen Geschichtschreiber jener Zeit für zu unbedeutend, die deutschen konnten aus Unkunde nur wenig darüber sagen und die holländischen sind fast alle parteiisch. Um so erwünschter war es daher, daß Hr. Depping, der als geborener Münsterer noch besonders bei diesen Händeln betheiligt ist, durch die Güte des Generallieutenant Pelet Zutritt zu dem unter dessen Direction stehenden Kriegsarchiv in Paris bekommen konnte. In 18 starken Foliobänden sind nämlich dort alle auf diesen Krieg bezüglichen Documente, amtliche Berichte und Correspondenzen der genannten beiden Fürsten mit Ludwig XIV. und Louvois, ferner der französischen Generale, Gesandten, Agenten und der beiden Brüder Fürstenberg, die in diesen Händeln eine so wichtige Rolle gespielt haben, sowie Anderer auf das Beste geordnet. So konnten diese authentischen Urkunden, aus denen Hr. Depping eine Anzahl theils ganz, theils in Auszügen seinem Buche beigefügt hat, die Grundlage seiner Erzählung bilden, für welche er außerdem die holländischen und französischen gleichzeitigen Schriften (von den letzten besonders die Werke Ludwig's XIV.), sowie Joh. von Alpen's und Ed. Wien's Bücher über den Fürstbischof von Münster zu Rathe gezogen hat: wir vermissen nur die Benutzung der preußischen Geschichte von Stenzel und der an handschriftlichen Mittheilungen reichen Werke Orlich's über die Geschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, aus denen sich hier und da Manches hätte berichtigen lassen.

*) Zwei friedliche Blätter, S. 65 fg.

Da die Hauptbegebenheiten des Krieges, den Ludwig XIV. mit der Republik Holland führte, bekannt sind, so verweilen wir um so lieber bei dem Detail, welches Hr. Depping aus seinen handschriftlichen Quellen über die beiden Fürsten von Köln und Münster und über die Art ihrer Kriegführung, sowie überhaupt über das damalige Heerwesen mitgetheilt hat.

Zum holländischen Kriege hatte Ludwig XIV. sich unter den großen Mächten Europas keinen Bundesgenossen gesucht. Um so mehr aber versprach er sich von dem Beistande der kleinern deutschen Fürsten, deren Staaten an Holland grenzten, nach dem Grundsatze, den einer seiner Agenten, Courtin, zur Schande unserer Nation ausspricht: „J'ai toujours connu les Allemands pour de grands amateurs de subsides et de grands ennemis de toute action." Unter diesen Fürsten war Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln, Herzog von Westfalen und Bischof von Lüttich und Hildesheim, ein zaghafter, beschränkter Mann, ganz der Spielball der beiden Brüder Fürstenberg, des Bischofs von Strasburg und Domdechanten zu Köln, Franz Egon, und seines Bruders, des Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, der entschiedensten und thätigsten Anhänger Frankreichs. Dem Kurfürsten war Alles daran gelegen, die feste Stadt Rheinberg von den Holländern wieder zu erhalten, sein widerspenstiges Domcapitel und die auf ihre Rechte höchst eifersüchtige Stadt Köln durch französischen Beistand fügsamer zu machen und dann in Ruhe zu leben. Eine solche Ruhe wollte aber keineswegs Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof von Münster, ein ehrgeiziger, kriegliebender Fürst, in dem sich gewissermaßen die letzten Überreste der so mächtigen Bandenführer des 14. und 15. Jahrhunderts finden, deren Spuren wir noch im dreißigjährigen Kriege in einem Mansfeld, Christian von Braunschweig und Wallenstein antreffen. Aber der münsterische Fürstbischof verstand nichts vom Kriege, er hielt nur aus angeborener Lust zu Soldaten so viel und auch wol noch mehr Truppen, als seine Staaten vermochten, bediente sich derselben zur Vermehrung seines Privateigenthums, war überall sehr auf Geld erpicht (Je le crois fort intéressé, heißt es in der urkundlichen Beilage Nr. 130 von ihm), suchte fremde Subsidien und vermiethete oft seine Söldner für Jahrgelder an ein ihm ganz fremdes Interesse. Dabei war er leidenschaftlich und ungestüm, oft in einem solchen Grade, daß er den Franzosen wie verrückt vorkam, führte den Krieg wie ein Parteigänger, niemals im offenen Felde, sondern pflegte feste Plätze zu überfallen oder, wenn dieselben Widerstand leisteten, sie durch ein Bombardement zur Übergabe zu zwingen. Von dort aus durchstreiften seine schlecht bezahlten und schlecht ausgerüsteten Truppen das Land, brandschatzten, plünderten und rafften so viel Geld zusammen als möglich. Einen Plan beharrlich auszuführen, war ihm ganz unmöglich und deshalb sagte Turenne mit Recht von ihm, daß er den Kopf voll wunderlicher Einfälle habe, die nur dazu dienten, alle Unternehmungen zu hemmen, und der Herzog von Luxemburg gestand, er wolle lieber Adjutant bei einem jungen Generale sein, als mit einem so grillenhaften Geistlichen über einen Kriegsplan berathschlagen. Das ganze Buch ist voll solcher sonderbaren Züge, nach denen man sich also den Fürstbischof nicht etwa als einen andern Papst Julius II. oder l'épée au poing, la casque en tête, wie ihn Eug. Sue in der „Histoire de la marine française" genannt hat, denken darf. Gegen Holland glaubte er nun einen Rechtsgrund in den ihm vorenthaltenen Städtchen Bockerlo in der Grafschaft Zütphen, einem ehemaligen münsterischen Lehn, zu haben.

Diese beiden Fürsten führten nun jeder ein Heer von nahe an 18,000 Mann geworbener Truppen für Frankreich im Frühjahr 1672 in das Feld, wofür ihnen Ludwig XIV. monatlich 24,000 Thaler Subsidien zugesagt hatte. Aber damit noch nicht zufrieden, verlangten sie auch noch Truppen, da ihre eigenen schlecht bezahlt und schlecht disciplinirt waren, und mußten sich dann auch gefallen lassen, daß diese französischen Regimenter in Freundes- wie in Feindes Land ungestört schalteten, raubten und plünderten. Da gab es denn wieder Klagen und Bit-

ten, auf die aber weder Ludwig XIV. noch sein Minister Louvois achteten. Wußten sie doch, daß die geistlichen Fürsten, der münsterische um seines eigenen Vortheils willen und der kölnische durch die Gewalt, welche die Fürstenberge über ihn ausübten, sich nicht vom französischen Interesse lossagen würden. Daher ließ man beide Bundesgenossen immer in dem Wahne, daß sie die gemachten Eroberungen behalten würden, Turenne erhielt in einem Geheimschreiben die Anweisung, auf dringende Bitten des Fürstbischofs so zu antworten, daß er nicht erfährt, daß der König Befehl gegeben habe, ihm nicht beizustehen (il ne faut pas s'émouvoir, hieß es in einem solchen Briefe, des lettres des alliés qui sont extrêmement vifs sur ce qui regarde leurs interests. S. M. vous recommande de ne songer uniquement qu'à la conservation des troupes), ja als endlich 1673 der deutsche Kaiser gegen Frankreich zu Felde zog, ward der französische Gesandte am Reichstage beauftragt zu erklären, daß der eigentliche Anstifter des Krieges kein anderer sei als der Fürstbischof von Münster. Kurz, beide waren nichts Anderes als ein Spielball in den Händen der listigen französischen Minister und Generale, von denen nur der Marschall Bellefons am Ende des Kriegs eine Ausnahme machte, sie waren verachtet, ihre Truppen wurden mit derselben Geringschätzung behandelt wie die Truppen der Rheinbundfürsten in den Napoleonischen Kriegen (freilich waren sie weit schlechter als jene tapfern deutschen Regimenter), und man glaubte sich französischer Seite Alles erlauben zu können. Das Buch ist voll solcher Beispiele, von denen wir nur eins anführen wollen. Als der Fürstbischof von Münster im Juli 1673 sich weigerte seine Truppen aus der Stadt Zwoll herauszuziehen, ließ ihn der französische Marschall Chamilly einen falschen, in Chiffern gestellten Brief sehen, nach welchem die Holländer im Anzuge sein sollten. Nun trug der kriegerische Fürst kein Bedenken, die Truppen ausmarschiren zu lassen. In den münsterischen und kölnischen Ländern selbst aber erlaubten sich die Franzosen jede Gewaltthat. Rauben, Sengen, Morden und Schänden war an der Tagesordnung, unmäßige Requisitionen wurden ausgeschrieben und wo sie nicht geleistet wurden, nahmen sich die Franzosen Alles mit der größten Härte. So ward die lüttichsche Stadt Tongern, die dem Kurfürsten von Köln zugehörte, wie eine feindliche Festung erstürmt und von den Franzosen mehre Stunden lang geplündert und gräßlich mishandelt. An eine Entschädigung war nicht zu denken. Wie schlimm es gewesen sein mag, ersieht man wol am besten aus einem Briefe des treuen Franzosenfreundes, Wilhelm von Fürstenberg, an Louvois vom 6. Jan. 1674 (Urkundl. Beil. Nr. 95). Hier heißt es unter Anderm: „Si les dites troupes et surtout la cavallerie qu'il y a, ne devoit servir qu'à piller et incommoder les subjects et habitans du pays comme ils font, il voudroit encore mieux ne les avoir pas. En vérité, nous faisons une guerre pour perdre tout et ne rien gagner. C'est assurément pour nous en degouster pour toute nostre vie: de quoy vous ne vous mettez pentestre guères en peine. Tout va bien tant que la fortune vite: mais dans ce temps où tout est contraire, il faut en vérité se conduire avec un peu plus de méthode, je veux dire plus conformément aux intérests des gens que l'on veut avoir pour amys."

Solche Unthaten und Mishandlungen friedlicher Unterthanen (denn im Trierischen, Mainzischen und in der Pfalz trieben es die Franzosen auch nicht besser) sind freilich durch nichts zu entschuldigen; daß aber ein für kriegerische Ehre so begeistertes Heer, wie das französische, die zuchtlosen, feigen Schaaren der geistlichen Kurfürsten mit Verachtung ansehen mußte, läßt sich auch begreifen; denn diese haben fast gar nichts von Wichtigkeit ausgerichtet, wenn wir die Eroberungen holländischer Städte im Anfange des Jahres 1672 ausnehmen, wo die Holländer zwar überrascht wurden, aber auch feige und zaghaft handelten. Als sich aber diese ermannt hatten und unter einem Anführer, wie der kühne und thätige Rabenhaupt war, fochten, mußte der Fürstbischof fast überall zurückweichen (wir erinnern hier nur an die Aufhaltung der Belagerung von Groningen und an den Verlust der Festung Coevorden) und sein, sowie der Kölner Unternehmungen sind nichts als ein zweckloses Hin- und Herziehen, wo nur Beute gesucht und die Leute zwecklos aufgeopfert wurden. Die Münsterer zeichneten sich im Plündern besonders aus, sodaß auf die vielfachen Klagen über sie Louvois 1672 den Behörden in der Grafschaft Zütphen aufgab, sie sollten mit Gewalt gegen die münsterischen Mordbrenner verfahren und falls dieselben bereits Kriegssteuern in Empfang genommen hätten, so sollte der Betrag derselben dem Fürstbischofe angerechnet und von den Subsidien abgezogen werden. Darauf erwiderte dieser jammernd, daß er von den Holländern, seinen Feinden, niemals so barsch behandelt worden sei als jetzt von den Franzosen, er habe doch das Recht, Overyssel zu brandschatzen, und Brevort gehöre zu seinem Besitzthume, wo er mit den geistlichen Gütern nach Belieben schalten könne. Wie die Disciplin bei diesen Söldnern beschaffen war, zeigt ein Schreiben Chamilly's an Louvois aus derselben Zeit. Die Truppen wären nackt, unbewaffnet, krank und die gesunden ohne Zucht. Am Abend, wenn die Majorsrunde vorbeigegangen sei, liefen alle bis auf sechs oder sieben Mann nach Hause, und wenn man den Offizier zur Rede stellte, so antwortete er, man möge ihn immerhin in Arrest setzen, weil er dann doch vom Wachdienste befreit wäre, für den er ohnehin keinen Heller erhielte. Mit einem Worte, man blickt in ein sehr wüstes Kriegsleben hinein, das eine furchtbare Geißel für die Länder war, wo Franzosen, Holländer, Münsterer und Kölner (denn im Plündern war nicht viel Unterschied) hausten, und den Wohlstand auf lange Jahre zerrüttet hat. Merkwürdig ist die Notiz, daß man damals in Frankreich, wo das Verpflegungswesen sehr vervollkommnet war, die Einrichtung des Fürstbischofs von Münster, seine Truppen sich ihren Unterhalt mit Gewalt verschaffen zu lassen, die Verpflegung à l'allemande nannte; denn seit dem Anfange der Revolutionskriege hat man dies in Europa die Verpflegung à la française genannt.

Wo es fast nur Schattenseiten gibt, da hätte Hr. Depping die Lichtseite um so mehr hervorheben sollen. Diese glänzt aber vor allen in der Kühnheit und Weisheit Friedrich Wilhelm's von Brandenburg; denn indem er mit durchdringendem Scharfsinne und mit umfassender Beurtheilung der Verhältnisse die Frage über das fernere Bestehen der Republik der vereinigten Niederlande erwog, erhob er sich allein unter den zahlreichen deutschen Fürsten zu der Höhe eines europäischen, eines wahrhaft großen Staatsmannes. Und wenn der Erfolg auch seinen Erwartungen nicht entsprochen und wenn er in seinem thatenreichen Leben weiter nichts gethan hätte, als für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts gegen Frankreich, das heißt, für die Freiheit aller europäischen Staaten, zuerst das Schwert zu ziehen und sich in den sehr zweifelhaften Kampf zu stürzen, so würde er schon deshalb allein verdient haben, der große Kurfürst zu heißen.*) Um so auffallender sind nun zwei Stellen in dem Depping'schen Buche. In der einen sagt der Verf., es sei der französischen Politik 1671 endlich gelungen den Kurfürsten zu gewinnen, er habe 100,000 Livres bekommen, wofür er einzuwilligen schien, den Umtrieben des versailler Hofes gegen Hollands Sicherheit ruhig zuzusehen. Dies Geld sei aber unnütz verschwendet gewesen, weil man ihm später nicht einmal das Versprechen habe abgewinnen können, neutral zu bleiben. Als Beleg hierzu werden aus einer auf der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Sammlung (Collection sur les finances) zwei von Franz Meinders im Namen des Kurfürsten, seines Herrn, ausgestellte Quittungen, die eine von 1671 über 100,000 Livres, die andere aus dem J. 1672 über 16,666⅔ Thaler, angeführt. Wir können jedoch die Echtheit dieser Belege nicht anerkennen; denn einmal widersprechen sie ganz dem Geiste der zwischen dem Kurfürsten und Ludwig XIV. vor

*) Es sind dies die schönen Worte eines unpartheiischen Schriftstellers, Stenzel, in der „Preußischen Geschichte", Bd. 2, S. 380.

dem Ausbruche des Krieges geführten Verhandlungen, wie man sie aus Pufendorf's, Stenzel's und Orlich's Werken kennt, zweitens ist durchaus keine Spur vorhanden, daß der Kurfürst sich jemals zur Annahme von Geldgeschenken erniedrigt habe, zumal zu einer, für die Wichtigkeit des Resultats doch nur geringen Summe von 25,000 Thlrn., und drittens konnte der Geheimerath Meinders 1672 unmöglich eine Quittung in Paris ausstellen, weil sein Herr damals schon mit Frankreich im Kriege begriffen war. Die andere Stelle betrifft den am 16. Jun. 1673 zu Vossem abgeschlossenen Frieden zwischen Frankreich und Brandenburg. Hier durfte nicht unerwähnt bleiben, welche dringende Nothwendigkeit den Kurfürsten zum Zurückziehen seiner Truppen nöthigte (nur die grundlosen Gerüchte von Bestechung der wackern Männer Schwerin und Meinders sind angeführt), und wie er unter den damaligen Umständen gar nicht mehr im Stande war, den Krieg fortzuführen. Schon Pufendorf hat dies („De rebus Frid. Guil.", XI, §. 91) treffend ausgedrückt und Stenzel a. a. O. S. 319—324 lichtvoll auseinandergesetzt. Wie langsam die im Frieden stipulirten 100,000 Thaler dem Kurfürsten, aus Furcht, er möge wieder Frankreichs Feind werden, gezahlt wurden, hat Hr. Depping aus ministeriellen Originalbriefen gezeigt.

Da wir einmal von französischen Geldzahlungen sprechen, so müssen wir auch der Mittheilungen des Hrn. Depping über die Summen gedenken, mit welchen Ludwig XIV. in dem Kriege gegen Holland deutsche Fürsten erkauft und beschwichtigt hat. Von Münster und Köln ist schon die Rede gewesen: der Fürstbischof bescheinigte am 3. April 1672 die Zahlung von 100,000 Thlrn. mit den Worten: „je quitte le roi et me tiens bien comptant" (er hatte sich nämlich erboten 3000 Mann dem Könige in Sold zu geben). Und doch hatten diese Verbündeten gar keinen Gewinn von den Millionen, die der stolze König, wie er in seinen Memoiren rühmt, unter seine Bundesgenossen in diesem Kriege vertheilt hatte. Aus den auf der Bibliothek zu Paris aufbewahrten Quittungen — diesen traurigen Denkmalen deutscher Herabwürdigung — gibt Hr. Depping folgende Notizen. Der Kurfürst von Mainz hatte eine Pension von 3000 Thlrn., der Pfalzgraf von Neuburg bekam jährlich 36,000 Livres, der westfälische Kreis eine Summe von 240,000 Livres, der Kurfürst von Baiern (bis 1677) monatlich 16,000 Kronenthaler, der Bischof von Osnabrück 5000 Thlr. Die Quittungen des Herzogs von Hanover (1672—74) lauten auf eine Summe von 1,722,000 Livr., vom Fürstbischofe von Paderborn sind aus derselben Zeit zehn Quittungen, jede über 6000 Thlr., vorhanden, der Markgraf von Baden-Durlach hatte eine Pension von 20,000 Livr. Im Ganzen werden 24 Fürsten genannt, die von Ludwig XIV. Geld empfangen hatten. Als der Fürst von Fürstenberg 1673 mehre deutsche Höfe bereiste, um sie zu entscheidenden Schritten gegen den Kaiser zu bereden, wurde ihm dazu eine Summe von 10,000 Laubthalern angewiesen. Fore enim tutum iter et patens Converso in pretium deo.

Die langwierigen und langweiligen Verhandlungen des kölner Friedenscongresses hat Hr. Depping mit Genauigkeit und Ausdauer verfolgt. Hier wäre allerdings aus den Gesandtschaftsberichten Otto Schwerin's des Jüngern in Orlich's „Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert" (Bd. 2, S. 94—108) und aus Münch's „Geschichte des Hauses Fürstenberg" (Bd. 3) Manches zu vervollständigen gewesen. Jedoch ist eine der wichtigsten Begebenheiten auf jenem Congresse, die Gefangennehmung des Fürsten von Fürstenberg, ausführlicher erzählt als in dem Schwerin'schen Berichte, der über manche, diesem Ereignisse vorhergehende Begebenheiten, sowie über die antifranzösische Stimmung des Raths und der Bürgerschaft in Köln gänzlich schweigt.

Wir wünschen, daß Hr. Depping bald wieder eine ähnliche Gelegenheit finden möge, sich um die deutsche Geschichte verdient zu machen. 19.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Der Schauspieler Hill hielt im Monat Juli in Boston Vorlesungen über das Thun und Treiben der Yankees (Neu-Engländer). Er ließ sich folgendermaßen über die Geschicklichkeit derselben aus, sich in alle Lagen des Lebens zu finden: „Setzt einen Yankee auf einen Felsen mitten im Ocean, mit einem Federmesser und einem Bündel Schindeln und er wird sich ein Fahrzeug machen, worin er nach dem Lande fahren kann. Er verkauft Lachs von Kennebed auf dem Markte in Charleston und frischen Schellfisch vom Cap Cod an die Pflanzer in Matanzas; er zieht Kaffee in Cuba, tauscht Pferde und Maulesel in Porto Rico gegen Syrup ein, handelt mit Eis aus dem Teiche bei Cambridge, in Ostindien mit Hammelfleisch von Brighton, in Neuorleans und Südamerika, zieht Maulbeerbäume für den Gouverneur von Jamaica, segelt in einer Nußschale von 15 Tonnen Gehalt, beladen mit Zwiebeln, Makrelen und andern assortirten Waaren nach Valparaiso, fängt Biber an Columbiaflusse und wilde Thiere in den Wüsten Afrikas für Macomber's Menagerie, schließt Contracte mit den Mexicanern, um das Fort von San-Juan de Ulloa von Granit wieder aufzubauen, ist, wie Ledyard, bereit, ‚morgen' nach Tombuktu abzugehen, verbannt sich Jahre lang, um in der Wildniß die Söhne der Wälder abzuzeichnen, und setzt das verfeinerte Europa mit seinen anscheinend einfältigen Fragen und Antworten in Erstaunen. Wenn er dem Fürsten Metternich vorgestellt wird, so fragt er: ‚Was gibt's Neues?' und der Königin Victoria: ‚Wie geht's, Madame?' Selbst den chinesischen Mandarinen verschreibt er Thompson's Augenwasser."

Letzthin — meldet eine deutsche Zeitung von Philadelphia — wurde im Locale des deutschen Unterhaltungsvereins bei einem vollen Hause Körner's „Toni" gegeben. Wir wünschen diesem Vereine einen guten Fortgang, setzt jene Zeitung hinzu, und zweifeln nicht an seinem Bestehen wie an dem guten Einfluß, den eine solche Gesellschaft auf Bildung wie auf gebührende Achtung für die Erzeugnisse deutscher Literatur und unsere schöne Muttersprache haben kann und haben wird, zumal wenn der Verein bei der Aufnahme seiner Mitglieder die nöthige Vorsicht beobachtet und nur solche Stücke für die Darstellung wählt, deren sittliche Tendenz zur Veredelung des Herzens und Verstandes beiträgt.

Der Vorstand der presbyterianischen Kirche zu Niagara im Staate Neuyork hat in einem im Monat Juni 1841 gefaßten Beschlusse feierlich erklärt, daß Lord Byron's poetische Werke und Bulwer's Novellen Unglauben und Ausschweifung befördern. Es werden deshalb alle Gläubigen vor dem Lesen dieser Schriften gewarnt. „Wie lange wird es noch dauern — bemerkt bei dieser Gelegenheit eine deutsche Zeitung in Philadelphia — bis am Ende die Pfaffen in Amerika, nach dem Beispiele der Päpste, ihren geistigen Schafheerden vorschreiben werden, welche Bücher sie lesen dürfen und welche nicht?"

„Mäßigkeitsgesellschaften in Betreff des Genusses hitziger Getränke haben wir bereits in Menge", sagt das Wochenblatt von Baltimore; aber an einer den Tabacck verbietenden mangelte es bisher noch. Eine solche hat sich indessen nunmehr unter der Aegide der Whatcoat Shopes in Baltimore gebildet. Zufolge der bereits angefertigten Statuten derselben ist das Rauchen, Schnupfen und Kauen von Taback allen Mitgliedern der Gesellschaft untersagt. Diese zählt schon eine große Zahl von Mitgliedern von beiden Geschlechtern, welche sich fortwährend vermehrt." „Wahrscheinlich", setzt das Wochenblatt hinzu, „wird sich auch nun ebenfalls bald eine kein Fleisch mehr essende Gesellschaft bilden." 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 95. —— 5. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Aber was sind nicht seit zwei Jahren für Wechsel im theoretischen Leben unsers Verf. vorgegangen! Er ist seitdem ganz zu Feuerbach, Richter, Blasche, Daumer hinübergetreten, diese sind ihm „die auf der richtigen Fährte begriffenen Denker", aus ihren Schriften entlehnt er die positiven Gründe gegen die persönliche Fortdauer, nachdem die von Weiße, Göschel und Fichte dafür beigebrachten Argumente unter seiner Hand sich aufgelöst haben. Strauß' Kritik geht, nach einer kurzen Charakteristik des Eindrucks, den die Richter'sche Schrift, welche 1833 erschien, allgemein hervorrief, und nach Austheilung eines kleinen Seitenhiebes auf Rosenkranz, der durch Göschel's Gegenschriften bekehrt, alsbald angefangen habe über die in Rede stehende Sache irre zu reden, zum Angriffe auf die einzelnen Argumente für diese über. Das aus der Idee einer dereinstigen, nothwendigen Vergeltung postulirte Argument wird näher charakterisirt und in Übereinstimmung mit Spinoza und Richter von Strauß als das Product geistiger Unreife und Unmündigkeit bloß gelegt. Es ist nach der Ansicht dieser Männer das krankhafte Gewächs einer bloßen Koketterie mit der Tugend; denn, sagen sie, wer die Tugend wahrhaft liebt, der hat an ihr genug, der findet in ihr eine solche Fülle und Seligkeit, daß er immerhin von der Hoffnung eines Lebens nach dem Tode abstrahiren kann und der Tugend doch freudig sein Leben, sein Glück und Alles zum Opfer bringt.

Wer dagegen immer nur schafft — heißt es S. 713 —, daß er selig werde, der handelt doch nur aus Egoismus; denn ist es auch ein jenseitiger Zustand seines Ichs, für den er thätig ist, so bleibt es doch immer sein Ich, auf das er Alles bezieht.

Der nun folgende Beweis ist der teleologische. Dieser geht von dem Gedanken aus, daß jedes Wesen die in ihm liegende Anlage als den ihm von Gott gesetzten Zweck zu verwirklichen habe. Da nun die menschliche Seele wegen der in ihr gesetzten Unendlichkeit von Anlagen in der Spanne dieses zeitlichen Daseins ihren Zweck nicht zu verwirklichen vermöge, so müsse es für sie noch ein ewiges Leben nach dem Tode geben, denn nur in einer ganzen Ewigkeit könne sie ihr unendliches Wesen entfalten. Strauß macht gegen dies Argument die Erfahrung geltend, daß bei Individuen, wie z. B. bei Goethe, welche dem maximum des physischen Lebens nahegekommen, auch die geistige Anlage sich erschöpft gezeigt habe, und außerdem erreiche auch manches Naturwesen, wie Thier und Pflanze, seine höchste Vollendung nicht, und man hätte demnach auch z. B. für die in einer Portion Kaviar, die wir verspeisen, gesetzte Anlage zu Hunderten von Fischen ein Leben nach dem Tode zu postuliren. Sagt man dagegen, das bloße Naturindividuum sei mit einer nur endlichen, der Mensch aber mit einer unendlichen Anlage ausgerüstet, so verweist Strauß wieder auf das Beispiel Goethe's, dessen Geist sich mit 80 Jahren ausgelebt habe. Beruft man sich auf die Rückwirkung eines erschöpften und gealterten Körpers auf den Geist und folgert daraus, daß, getrennt von diesem hemmenden Organe, der Geist einen neuen Aufschwung gewinnen werde, so kann Strauß das nicht gelten lassen, weil die Unabhängigkeit der Seele vom Leibe, die Möglichkeit, daß sie auch ohne denselben noch existiren könne, erst zu beweisen ist. Daß dies aber nicht bewiesen werden könne, daß vielmehr das geistige Leben nur in und mit dem leiblichen zu bestehen vermöge, sucht Strauß in der Beleuchtung des metaphysischen Arguments darzuthun, nachdem er zuvor erst noch den Satz aufgestellt hat, daß kein Individuum, eben weil es Individuum sei, mit einem Fonds unendlicher Anlagen ausgerüstet gedacht werden könne, denn „gerade in den Schranken der Anlage bestehe ja die Individualität" (S. 716).

Der metaphysische Beweis schöpft seine Kraft aus dem Gedanken, daß die Seele gegenüber der Materie etwas schlechthin Einfaches und eben wegen dieser Einfachheit ein unzerstörbares, unauflösliches und unsterbliches Ding sei. Nach der neuern Metaphysik und Logik ist nun aber das schlechthin Einfache etwas ganz Abstractes, ein todtes Nichts. Nur das Concrete ist das Lebendige, und dieser von der Einfachheit hergenommene Beweis sagt daher eigentlich, wie auch Göschel bemerkt, die Seele könne nicht sterben, weil sie an ihr selbst schon etwas Todtes sei. Nach der modernen Speculation, wenigstens nach Strauß' Auffassung derselben, ist die Seele als die Innerlichkeit, als die leben=

dige Idee des Leibes, dieser aber als die Äußerlichkeit, als die mannichfaltige reale Darstellung jener Idee zu bestimmen. Stehen aber beide in dieser gegenseitigen Bedingtheit zueinander,

so kann von einer Trennung beider, bei welcher doch die Seele bliebe, so wenig die Rede sein, als nach der Auflösung des Umkreises ein Mittelpunkt übrig bleibt. (S. 726.)

Die speculative Weltansicht der neuern Zeit begreift die Seele als eine Modification der absoluten Substanz. Indem nun die Substanz als das Unendliche sich in der individuellen Seele als Endliches setzt, so bestimmt sich diese als eine Negation des Unendlichen, der nur ihr Recht widerfährt, indem sie wieder negirt wird, und Strauß sagt daher ohne Übertreibung, daß nicht einzusehen sei, wie in dieser (Spinozisch-Hegel'schen) Weltansicht die Unsterblichkeit noch eine Stätte finden sollte. (S. 727.) Nun hat gleichwol Göschel mehrfach versucht, vom Standpunkt der Hegel'schen Philosophie eine solche Stätte zu entdecken; allein, was von Göschel kommt, das ist unserm Verf. schon im voraus verdächtig, wie es denn neuerdings überhaupt Mode geworden zu sein scheint, die Freiheit seines philosophischen Standpunkts mittels eines Lanzenwurfs gegen Göschel zu documentiren. Göschel's Hauptargument für die persönliche Fortdauer besteht in dem Hegel'schen Satze, daß die Subjectivität als die Macht und Wahrheit der Objectivität, als das übergreifende Princip zu fassen sei. Diese übergreifende Subjectivität sucht nun Göschel dem menschlichen Geist zu vindiciren. Er bemüht sich, in mehrfachen Wendungen darzuthun, wie es das Wesen des subjectiven Geistes sei, in der Objectivität, in alle Dem, was ihm als ein Anderes gegenübersteht, sich auf sich selbst zurückzubeziehen und darin sein Fürsichsein siegreich zu bewähren, während die bloßen Naturindividuen mit in den Proceß des steten Anderswerdens hineingerissen und davon absorbirt würden. In der Natur, sagt er, sei das Anderswerden das Wesentliche; ihren allgemeinen Gattungen und Arten komme die Subjectivität nur als verschwindendes Moment zu. Nicht so in der Sphäre des selbstbewußten Geistes. Dieser trage die Gattung als seine eigene, aus seiner Freiheit reproducirte Bestimmtheit in sich, werde ihrer im Wissen mächtig und könne daher nicht von ihr resorbirt werden. Die Natursubstanz könne daher den menschlichen Geist in seiner Ichheit nicht zerstören, mithin bleibe nur übrig, daß ihn Gott selbst vernichte. Dies aber sei undenkbar, da Gott nothwendig, sofern er die absolute Subjectivität sei, das einzelne Subject als einen seinem Wesen entsprechenden, realen Gedanken affirmiren müsse. Mithin sei das menschliche Subject unsterblich.

Strauß setzt diesen Folgerungen die Bemerkung entgegen, daß nach der neuern Philosophie die übergreifende Subjectivität nur der absoluten Idee als solcher zukomme. Daraus folge aber für das einzelne Subject das Gegentheil von Dem, was Göschel daraus folgere. Sei nämlich das absolute Wesen des Universums als die schlechthinnige, über jede einzelne Bestimmtheit und besondere Objectivität übergreifende Macht und Negativität zu fassen, so müßten auch seine Individuationen in den Subjecten der menschlichen Gattung ebenso wie in den Subjecten der Naturgattungen als fließende Momente gefaßt werden, und es würde Zeichen der Unmacht des Geistes sein, wenn er diese als festgewordene Infarctus in sich bestehen lassen müßte.

Die Weiße'sche Theorie von zweierlei im Anfange von Gott geschaffenen Menschenracen, von denen die eine nach Seele und Leib unsterblich, die andere sterblich gewesen und aus deren Vermischungen (nach 1. Mos. 6, 1 fg.) das jetzige sterbliche, aber der Unsterblichkeit unter Bedingung der Wiedergeburt aus dem Glauben fähige Geschlecht entstanden sei, wird mit Recht von Strauß als eine „leichtfertige Hypothese" lächerlich gemacht und der Widerlegung nicht gewürdigt. Dagegen werden nun noch zum Schluß ein Paar positive Sätze aus Blasche's philosophischer Unsterblichkeitslehre beigebracht.

Nach diesem Allen ist der Schluß der Strauß'schen Kritik, daß das Schleiermacher'sche Wort: mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblicke, Alles sei, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen wisse. (S. 738 und 739.) *)

J. W. Hanne.

Aus Italien.

Die für den Seidenbau so wichtigen Versuche, Seidenwürmer auch im Herbste zum Spinnen zu bringen und so die Maulbeerblätter, die mit dem ersten Reife abfallen und nutzlos umkommen, vortheilhaft anzuwenden, hat der vielerfahrene Joseph Acerbi zu Castelgoffredo, unterstützt von zwei sehr einsichtigen Neffen, genau wiederholt und der Bericht, den er über seine Erfolge im „Giornale dell' Istituto Lombardo" (Heft 7) abstattet, dürfte auch für ultramontane Seidenzüchter manches Belehrende enthalten. Da man bis jetzt keine Species der Seidenraupe kennt, welche zweimal im Jahre den Kreislauf ihrer Lebensentwickelungen durchmacht, so stellte Hr. Acerbi seine ersten Versuche mit der Species an, die man in Toscana vorzüglich pflegt und dort trevoltini nennt, weil sie dreimal im Jahre, im Frühjahr, im Sommer und im Herbste Eier legen. Er ging ungern an diese Versuche und ihr Ergebniß bei dieser dreifachen Zucht war 1839 unbedeutend, 1840 noch geringer. Die dreifache Mühe ward ohne allen Gewinn bestanden. Nicht ermattet durch diese fehlgeschlagene Anstrengung, beschloß er einen dritten Versuch, bei dem es galt, Samen gewöhnlicher Seidenraupen mittels der Einwirkung der Kälte bis zum August oder September von seiner Entwickelung zurückzuhalten. Die Sache war nur für die Lombardei, nicht für andere Gegenden Italiens, wo seit 1787 dieser Naturzwang versucht ward. In Frankreich war es von Vielen versucht, doch mit wenig Gelingen; Hrn. Camillo Beauvais mislang es entschieden. Andere waren mit ihren Erfolgen nicht zufrieden, denn örtliche Umstände wirken häufig dagegen ein, zuweilen auf eine Weise, die sich nicht beseitigen läßt. Bei den Versuchen, die Hr. Acerbi anstellte, kam ihm Prof. Configliacchi zu Padua mit seinen Vorschlägen bereitwillig entgegen. Er empfahl den Raupensamen in einem mehrfach zusammengelegten Tuche in einem Glasgefäße zwischen zwei Schichten von sorgfältig getrockneter und gesiebter Asche, um ja keine Feuchtigkeit zuzulassen, zu verwahren. Das dann hermetisch verschlossene Gefäß bringt man in einen Eiskeller oder in einen andern Ort,

---

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

wo man die Temperatur unausgesetzt unter acht Grad Wärme der Réaumur'schen Scala erhalten kann. Diese Art des Verfahrens hat den Vorzug vor jenem andern, wo man den Raupensamen, vom Tuche getrennt, in die geschlossene Glasflasche that, weil er bei diesem letztern häufig verdarb. Genau an diese Vorschrift sich haltend, legten Hr. Acerbi und seine Neffen den Raupensamen am 12. März in einen Eiskeller und sie schreiben das vollständige Gelingen der Befolgung dieses Verfahrens zu. Sie wählten Gläser mit weiter Mündung, wie man sie benutzt, um Hyacinthen während des Winters im Zimmer zu ziehen, bedeckten die Mündung mit einem ganz dünnen Tuche, um den Zugang der Luft nicht ganz zu hindern, hingen diese Gefäße an Nägeln im Eiskeller auf und ein achtziggradiges Weingeistthermometer daneben. Die Temperatur im Eiskeller war am 12. März ein halber Grad über Null. Mit Grund mistrauten sie dem in Frankreich empfohlenen Verfahren, den Raupensamen in dicht verschlossenen Flaschen auf der Oberfläche eines Brunnens schwimmen zu lassen, 1) weil das Brunnenwasser im Juli und August eine Temperatur von 12—14 Grad über Null annimmt und 2) weil große Flaschen, wie man vorschlug, zwar mehr Luft, aber auch mehr Dünste enthalten, die bei der Berührung mit einer kältern Temperatur, sich an die innern Wände des Gefäßes anlegen und im tropfenförmigen Zustande den Samen verderben. Auf den Vorschlag des Hrn. Manetti in Pojana, der selbst derartige Versuche angestellt hatte, wurde am 12. Aug. das Gefäß dem Eiskeller entnommen, als die Temperatur in ihm wenig mehr als fünf Grad über Null betrug. Man hätte sonach länger warten können, aber die Maulbeerbäume, sowol die philippinischen (molticauli) als die gemeinen, zeigten in ihren Blättern eine ungewöhnlich entwickelte Ausbildung. Man brachte den Samen aus dem Eiskeller in ein Vorrathsgewölbe von 14 Grad Réaumur, um die allzu raschen Übergänge zu hindern. Zwei Tage später versetzte man ihn ins kälteste Zimmer des Erdgeschosses (wo das Thermometer 17 Grad zeigte). Den fünften Tag brachte man ihn in ein Zimmer des obern Stocks (20 Grad Réaumur) und dort ließ man ihn bis zum Ausbrüten. Man half der Temperatur durch Ofenheizung nach, als ein plötzliches Bedecken des Himmels sie niederdrückte. Am 24. Aug. öffneten sich die ersten Eier, am 25. waren alle Raupen geboren, mit einer so bemerkenswerthen Regelmäßigkeit, daß man sich überzeugen konnte, daß der Samen durchaus nicht gelitten hatte. Am 28. Aug. erfolgte ein allgemeiner Schlaf der Seidenraupen, die bis dahin mit 32 Mahlzeiten kleingeschnittener Blätter von M. molticaulis gefüttert worden waren. Auch die auserwählt zartesten Blätter des gemeinen Maulbeerbaums waren nicht im Stande, die philippinischen zu ersetzen. Ohne sie möchte der Versuch nicht gelungen sein. Am 29. Aug. waren alle Raupen, nach vierundzwanzigstündiger Häutung, wohl und unterschieden sich nur durch ihre Kleinheit von den Raupen des Frühjahrs. Am 2. Sept. zweite Häutung nach 29 Mahlzeiten. Als die Raupen am 3. Sept. aus dem dreißigstündigen Schlafe erwachten, waren sie merklich kleiner als die Raupen des Frühjahrs. Am 4. Sept. litten die philippinischen Maulbeerbäume durch einen heftigen Wind und Regen. Die breiten Blätter schrumpften zusammen, aber die Raupen fraßen sie wie früher. Am 8. Sept., nach 32 Mahlzeiten, dritte Häutung. Die Temperatur blieb ohne künstliche Mittel 19 Grad. Am 16. Sept., nach 37 Mahlzeiten weniger feingeschnittener Blätter, vierte Häutung und nach 42 Stunden erhoben sie sich frisch und munter. Nach der neunten Mahlzeit wog man sorgfältig die Blätter, weil bei den Seidenzüchtern als ausgemachter Satz gilt, daß die Raupen von ihrem Hervorkriechen bis zur neunten Mahlzeit nach der vierten Häutung gerade so viel fressen, als von der neunten an bis zu ihrer vollen Reife. Am 26. wuchsen zu Aller Erstaunen die Raupen, die sich bisher auch von den trockenen Blättern genährt hatten, so zusehends, daß man anfänglich sie für krank hielt; als der erste Schrecken überstanden war, überzeugte man sich von dem Wohlsein der Thiere, die nur den Einfluß einer Nahrung zeigten, welche durch einen Regentag saftreicher geworden war. Am 27. Sept. waren die Raupen in der Mehrzahl reif. Aber die Folge der feuchtern Nahrung schien bei dem Einspinnen selbst sich zu zeigen. Die Raupen zeigten sich ungeschickt und träge. Man half durch Anzünden von Reisholz im Ofen ab — weil beim Oeffnen der Fenster die Wespen eindrangen —, und im Nu trat von allen Seiten jene mystische Thätigkeit ein, welche die Freistätte ihrer Umbildung bereitet. Am 28. Sept. war die Erziehung vollendet und die Sträucher, mit Cocons reichlich behängt, gewährten einen erfreulichen und zu jener Jahreszeit nie gesehenen Anblick. Der Erfolg war über Erwartung. Indessen verheimlicht Hr. Acerbi nicht, daß die Herbstzucht schwerlich in die Bauernhäuser übergehen wird, und daß sie auch, wo sie gelang, stets ein minderes Product als die Frühlingszucht gewähren wird.

Ein in Belgien lebender Italiener, Chitti mit Namen, hat die von Ricardo schon 1816 und 1817 veröffentlichten Vorschläge, ein Papiergeld zu erschaffen, das nicht gegen Münze, sondern nur gegen Barren oder Stangenmetall, dessen innern Werth jedoch die Regierung verbürge, bei den Auswechselungsbehörden umzutauschen sei, in seinem Buche: „Des crises financières et de la reforme du système monétaire", wieder vorgebracht. Ricardo's und den daraus abgeleiteten jedenfalls unpopulairen Chitti'schen Vorschlag unterwarf D. Carlo Cattaneo 1839 im sechsten Hefte des „Politecnico" einer ablehnenden Prüfung und aufs neue verwirft ihn in einem staatswirthschaftlich gelehrten Aufsatze (im sechsten Hefte des „Giornale dell' Istituto Lombardo") Hr. Londonio, ein Mitglied dieses Instituts. Galliani hatte vor langer Zeit schon auf alle derartige Vorschläge eine abweichende Antwort gegeben, die man auch heute noch wird als gültig anerkennen müssen. Nur ein solches Tauschmittel kann sich an die Stelle des Geldes im öffentlichen Verkehr setzen, dem das allgemeine Vertrauen und das überall gleiche Bedürfniß entgegenkommt, mag es Pelzwerk oder Muscheln, oder mögen es die Metalle sein, die durch ihren Glanz und ihre Dauer und Theilbarkeit sich vor allen andern empfehlen. Papiergeld wird ihnen im Welthandel diese Vorzüge nie abgewinnen und vielleicht wäre es am besten gewesen, man hätte es Denen gelassen, die es erfanden. Zwar darf unsere Zeit auch vor den bedenklichsten Fragen nicht zurückschrecken, indessen wird man bei Erörterungen, wie die von Chitti veranlaßte, an Solon's Weisheit erinnert, der nach Cicero's Versicherung darum keine Strafe auf den Vatermord festsetzte, weil er eine solche Unthat für unmöglich hielt und den Vorwurf einer Auslassung in seinem Strafrechte weniger bedenklich fand, als die Gefahr, die aus einer Andeutung hervorgehen konnte. 27.

Bibliographie.

Oesterreichische Adels-Halle. Sammlung historischer Dichtungen von ausgezeichneten Schriftstellern. 8. Wien, Wimmer. 1 Thlr. 20 Ngr.

Arlincourt, Vicomte d', Ida und Nathalie. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Bader, J., Altdeutscher Bilder-Saal. Das Wichtigste aus der deutschen Geschichte von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. In 12 Lieferungen mit 24 Kupferstichen. 1stes, 2tes Heft. Imp.-8. Karlsruhe, Creuzbauer u. Nöldeke. 15 Ngr.

Balzac's, H. de, sämmtliche Werke. 1ster bis 7ter Band. Aus dem Französischen von Dr. Le Petit. 16. Quedlinburg, Basse. 3 Thlr. 15 Ngr.

Becker, J. F., Ueber Gewinn und Verlust bei Renten-Anstalten. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Berthold, F., Gesammelte Novellen. Herausgegeben von L. Tieck. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Biedenfeld, F. Freih. v., Weimar. Ein Führer für Fremde und Einheimische durch die Stadt und ihre Umgebungen. Mit vollständigem Plan der Stadt und 1 speciellen Karte der Umgegend. 16. Weimar, Hoffmann. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

Bröcker, L. O., Vorarbeiten zur römischen Geschichte. 1ster Band. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr.

Chevalier, Pitre-, Studien über die Bretagne. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 3ter, 4ter Band. (Epoche der Künste und Verfall der Reichs. 1490.) — Auch u. d. T.: Michel Columb, der Bildhauer. Historischer Roman aus der Zeit der Regierung Karls VIII. und Ludwigs XII. von Pitre-Chevalier. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dönniges, W., Geschichte des deutschen Kaiserthums im vierzehnten Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV. 1308—78. 2te Abth. 1ster Abschnitt. (Vorlaufender Theil der Darstellung.) — Auch u. d. T.: Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. 1ster Theil: Historische Entwickelung seit Karls des Großen Kaiserkrönung bis auf das zwölfte Jahrhundert. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 2 Thlr. 25 Ngr.

Döring, H., Drei Bücher deklamatorischer Vorträge. Gr. 8. Jena, Mauke. 1841. 15 Ngr.

Ehrenfried, H., Asteroth der berüchtigte Räuberhauptmann, dessen Kühnheit ganz Spanien in Erstaunen setzte, und die Inquisition. Gr. 12. Minden, Eßmann. 1841. 1 Thlr.

Eschenmayer, Grundzüge einer christlichen Philosophie, mit Anwendung auf die evangelischen Lehren und Thatsachen. Gr. 8. Basel, Bahnmaier. 1841. 15 Ngr.

Fuhrmann, W. D., Die Weisheit meine Führerin. Gr. 8. Hamm, Wundermann. 15 Ngr.

Gerhardt's, P., geistliche Andachten in hundert und zwanzig Liedern. Nach der ersten durch Johann Georg Ebeling besorgten Ausgabe mit Anmerkungen, einer geschichtlichen Einleitung und Urkunden herausgegeben von O. Schulz. Mit dem Bildniß Paul Gerhardt's und einem Facsimile seiner Handschrift. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gervais, A., Astolf. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.

Geschichte der Loge Minerva zu den drei Palmen im Orient Leipzig, und Beschreibung ihrer Secularfeier am 20. März 5841. Gr. 8. Leipzig, W. Vogel. 1841. 10 Ngr.

Goethe's Iphigenia in Tauris. From the German by *G. L. Hartwig*. Gr. 8. Berlin, Besser. 1841. 15 Ngr.

Gotthelf, J., Ein Sylvester-Traum. 8. Zürich u. Frauenfeld, Beyel, 12½ Ngr.

Grauert, W. H., Christina Königin von Schweden und ihr Hof. 2ter Band. Gr. 8. Bonn, Weber. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hagen, F. H. von der, Das Nibelungenlied in der alten vollendeten Gestalt. Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung nach Zeichnungen von Holbein. Lex.-8. Berlin, Vereinsbuchh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hansemann, O. C. G. D., Vermischte Gedichte. Gr. 12. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1841. 20 Ngr.

Hennes, J. H., Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1841. 20 Ngr.

Hirsch, T., Der Prediger Pancratius. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Danzigs. Gr. 8. Danzig, Homann. 10 Ngr.

Hugo's, V., sämmtliche Werke. 18ter, 19ter Band. Der Rhein. 2 Theile. Der Rhein. Briefe an einen Freund. Deutsch von C. Dräxler-Manfred. 16. Frankfurt a. M. Sauerländer. 26¼ Ngr.

Kirmße, K. E., Das animalisch-magnetische Leben und seine Mysterien. Für gebildete Stände. 8. Altenburg, Helbig. 15 Ngr.

Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes nach den neuesten Bestimmungen. Gr. 8. Mainz, Kupferberg. 15 Ngr.

Lapérouse's Reisen, Abenteuer und Schicksale. Von F. Valentin. Nach dem Französischen. 8. Quedlinburg, Basse. 15 Ngr.

Lynar, Fürst zu, Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.

Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers. England. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, W., Balladen und Romanzen. Gr. 12. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr.

Osenbrüggen, E., Das altrömische Paricidium. Eine philologisch-juristische Abhandlung. Gr. 8. Kiel, Schwers. 1841. 12½ Ngr.

Platon's Werke übersetzt, und mit philosophischen und andern Anmerkungen versehen von J. K. Götz. 1ster Band. Phädon, oder Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele. 2te Auflage. — Auch u. d. T.: Platons Phädon, oder Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele. Übersetzt und mit philosophischen und andern Anmerkungen versehen von J. K. Götz. Gr. 8. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1 Thlr.

Poblaha, W., Muster deutscher Redekünste mit besonderer Rücksicht auf neuere Literatur zur Bildung des Geschmacks und des Stils. Lex.-8. Wien, Beck. 3 Thlr.

Rein, L., Novellen. 3tes Bändchen. 8. Berlin, Hayn. 1 Thlr.

Ritter, K., Die Colonisation von Neu-Seeland. Ein Vortrag, im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 22. Januar 1842. Mit 1 Kartenskizze. Gr. 8. Berlin, Besser. 10 Ngr.

Sammlung schwedischer Muster-Romane. IV. V. — Auch u. d. T.: Ivar, der Skjuts-Junge von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scheitlin, P., Religion, Natur und Kunst vorzüglich in ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen. 2te vermehrte und viel verbesserte Auflage. Breit kl. 8. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 26¼ Ngr.

Scherer, H., Die Ultras in Kirche und Staat, und die katholische Opposition in Deutschland, besonders im südwestlichen nach ihren politischen Bezügen. Gr. 8. Stuttgart, Sonnewald. 7½ Ngr.

Siemann, Warum ruht der Streit über Schul-Emancipation? Auch eine Antwort aus dem Lehrerstande. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 5 Ngr.

Sommer, F. v., Die Laterne, oder vermischte Schriften eines wandernden Privat-Docenten. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Gr. 8. Berlin, Morin. 15 Ngr.

Sternberg, A. v., Der Missionär. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Stimmen über Jerusalem. Weihe- und Abschiedspredigt gehalten zu London am 7. und 8. November 1841 von A. M'Caul und M. S. Alexander. Aus dem Englischen. Gr. 8. Berlin, Besser. 5 Ngr.

Deutsche Volksbücher. IV. Till Eulenspiegel. Nach den ächtesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. — Mit d. T.: Seltsame und wunderbare Historien Till Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, bürtig aus dem Land zu Braunschweig. Neulich aus sächsischer Sprach auf gut hochdeutsch verdollmetscht, sehr kurzweilig zu lesen. Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 10 Ngr.

Wolff, O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Vollständige Sammlung deutscher Gedichte nach den Gattungen geordnet ꝛc. Ein Buch für Schule und Haus. 4te Auflage. Nebst Verzeichniß der in Prof. O. L. B. Wolffs Poetischem Hausschatz enthaltenen Gedichte, nach den Dichtern geordnet. Von Müller. 2te Auflage. Lex.-8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 96. —— 6. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußtapfen. Nach J. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell. Dresden und Leipzig, Arnold. 1840. Gr. 12. 22½ Ngr. *)

Die angezeigte Schrift verdient schon um ihres Gegenstandes willen Beachtung; Theilnahme wird sie finden, wäre es auch nur, weil hin und wieder die Verehrung Dante's anfängt so Mode zu werden, daß man auf die Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers verweisen möchte, den Dante zu kennen, gehöre nicht unter die Bürgerpflichten. Indem also in Zeit und Umständen Rec. die Auffoderung findet, ein durchaus motivirtes Urtheil über die angezeigte Schrift abzugeben, scheint ihm angemessen von einigen allgemeinen Bemerkungen auszugehen. Die eine Classe von Verehrern der „Divina commedia" bilden diejenigen Leser, welche nur bis zu dem dritten Gesange des „Inferno" und bis zu der berühmten Überschrift des Einganges der Hölle zu lesen brauchten, um, darüber mit sich einig, die „Divina commedia" sei jedenfalls eines der größten Werke der Rede, unermüdlich alle drei Theile derselben durchzulesen und so jede hervorstechend bedeutende Einzelnheit doppelt schätzen zu lernen, weil ihnen mit dem Verständniß der Totalität des Werkes auch für jede Einzelnheit desselben ebenso ein neuer Sinn aufging, als z. B. die isolirte Betrachtung eines Portals oder einer Fensterverzierung an einem gothischen Dome zwar vergnügt und unterhält, jedoch erst die Auffassung der architektonischen Organisation des ganzen Gebäudes die Trefflichkeit jedes einzelnen Theiles vollkommen zu würdigen fähig macht. Eine andere Classe hat zwar auch alle drei Theile der „Divina commedia" durchgelesen; jedoch nur um über „Purgatorio" und „Paradiso" als trockene und geschmacklose Hervorbringungen abzusprechen. In Deutschland ist der verewigte Bouterweck dieser Ansicht so ziemlich unumwunden. Auch in Italien scheint sie die verbreitetere zu sein. Rec. könnte eine der größten literarischen Notabilitäten Italiens nennen, die, zum Unterrichte einer jungen Dame berufen, es für Zeitverderb erklärte, wenn die Schülerin mehr von der „Divina commedia" als das „Inferno" wollte kennen lernen. Allzu breit, um mit ihnen sprechen zu können, ist die Kluft, welche Ref. von den Verehrern der zweiten Classe trennt. Er ist mit Schelling der Ansicht, daß ein anderes, ebenso vollendet organisirtes Werk wie die „Divina commedia" es nicht gibt, daß man von einzelnen schönen, schönern und schönsten Stellen derselben wenig, und gar nicht von trockenen und andern unter andern Bezeichnungen mehr oder weniger verwerflichen Stellen sprechen wird, sobald man die Totalität des Werkes aufgefaßt und begriffen hat, daß diese Totalität der „Divina commedia" abgeschlossen ist in dem Zwecke, die nach christlichem Dogma sich ergebende Bedeutung und Bestimmung des menschlichen Daseins darzustellen *), versteht sich nach katholischem Dogma der Tage Dante's, und also auch demjenigen, was die scholastische Philosophie, namentlich des Thomas Aquinas, für wahr anerkannt hatte. So viel aber ist gewiß, nicht in einem Gegensatze zu jenem Dogma liegt der Grund, wodurch einem großen Theile der christlichen Welt die Reformation zum unabweislichen Bedürfnisse wurde, und wer noch nicht durch andere Belehrungen ist darauf aufmerksam geworden, daß die Philosophien neuerer Schulen nicht eben berechtigt sein dürften, verächtlich auf die Scholastiker herabzublicken, den könnte die „Divina commedia" allein auf andere Gedanken bringen.

Aus diesen Bemerkungen, welche vorausgeschickt werden mußten, weil alle Kritik in Beziehung auf Dante zu gar keinem Resultate führen kann, wenn nicht zuvor der Gesichtspunkt bezeichnet ist, von dem man ausgegangen, ergibt sich, daß bei der „Divina commedia" von allen Vorstellungen zu abstrahiren ist, welche die Literatur unserer Zeit mit den Worten dichten, Dichter und Gedicht zu verbinden pflegt. Nicht will Dante, die Phantasie beschäftigend und Gemüthsbewegungen anregend, ein sogenanntes ästhetisches Vergnügen gewähren, einen, wie sinnreich auch immer ersonnenen, mit künstlerischer Absichtlichkeit und gemäß einem willkürlich gesteckten Ziele behandelten Stoff vor dem Leser abrollen, sondern er ist, wie gering auch die objective Wahrheit ist, die man auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften dem von

*) Vgl. eine vorläufige Mittheilung über Ampère's Schrift in Nr. 301 d. Bl. f. 1840. D. Red.

*) Bereits Dante's Zeitgenossen haben in diesem Sinne die „Divina commedia" aufgefaßt, wie sich mit den Worten des ältesten und darum zuverlässigsten Commentators belegen läßt. L'ottimo commento della Divina commedia (Pisa 1827), Th. 1, S. 1.

ihm als in Realität existirend Dargestellten zugestehen kann, wahr, wahr durchaus. Was für ihn in Wissenschaft und Glauben und in deren gegenseitiger, durch die scholastische Philosophie gegebener Verschmelzung als feste Gewißheit bestand, das will er, nicht nach Art und Weise des didaktischen Dichters lehren, sondern dargestellt zur Anschauung bringen. Was wir Poesie nennen, ist ihm nicht Zweck, sondern das Organ für die Mittheilung. Wie Niemand die Propheten des Alten Testaments unter die Dichter und dennoch Jedermann ihre Bücher unter die ehrwürdigsten Denkmäler einer untergegangenen Poesie stellen wird, so ist es ein Misverständniß, den Dante einen Dichter im modernen Sinne des Wortes zu nennen, während auch nur ein Misverstehen, oder vielmehr nur die gänzliche Unfähigkeit zu verstehen, verkennen wird, daß die Poesie der christlichen Welt nie Größeres hervorgebracht hat und hervorbringen wird als die „Divina commedia". Auch ist es unhistorisch im höchsten Grade, Dante im gewöhnlichen Sinne des Wortes unter die Dichter zu rubriciren und z. B. zwischen ihm und Tasso oder gar Ariost eine gewisse Gleichheit der Bestrebungen anzunehmen. Dante selbst hatte keine Vorstellung von poetischer, sich selbst als letzten Zweck setzender Erfindung. Virgil's „Äneide", ein Werk ganz eigentlich nach subjectiven Zwecken angefertigter Poesie, ist ihm ein historisches Document, aus dem er in dem Buche „De monarchia" demonstrirt, wie des Papstes und des Kaisers Gewalt sich gegenseitig begrenzen sollen. Nicht in Schulen und Hörsälen, sondern in den Kirchen wurde in der zunächst auf Dante folgenden Zeit die „Divina commedia" erklärt. Vor allen ehrte also auch das dem Dante zunächst zeit- und geistverwandte Italien in ihm den Vermittler theologischer Erkenntniß. Welche Wahrheit kann nun wol nach alledem der S. 5 ausgesprochenen Behauptung: „Dante ist ein bewundernswürdiger Cicerone durch Italien, und Italien ist ein schöner Commentar für Dante", beigelegt werden? Welches Resultat konnte dadurch gewonnen werden, daß (S. 2) Hr. Ampère „aus Pietät für das Genie des Dante zu zwei verschiedenen Malen eine Pilgerreise an die Orte unternommen, die Dante durch seine Verse geweiht hatte"? Erstlich muß die Anschauung der landschaftlichen Localitäten, ingleichen der Bauwerke, deren die „Divina commedia" hin und wieder schildernd und beschreibend gedenkt, über Dante's Auffassungs- und Darstellungsgabe belehren. In dieser Hinsicht bestätigt Hrn. Ampère's Schrift, was der mit Dante Vertraute ohnehin nicht bezweifelt, daß Dante durchaus streng sich an Das gehalten hat, was ihm wirklich gegenständlich vorlag, daß er treu ist im höchsten Grade, daß, wie Wood sagt, man an Ort und Stelle des Beschriebenen entdeckt, wie wahr und treu die Beschreibung selbst da ist, wo man glauben könnte, sie wäre es nicht. Man sehe z. B. die Stelle S. 9 u. 10 und was dort über die vor der Arnomündung liegende Insel Gorgona gesagt wird. Dante ruft (Inf. XXX, 19) aus:

> Weh Pisa, dir, du Schandfleck alles Volkes
> Des schönsten Lands, allwo das Si ertönt!
> Da langsam sind die Nachbarn, dich zu strafen,
> Bewege sich Capraja nebst Gorgona,
> Sich also dämmend vor des Arno Mündung,
> Daß er in dir die Menschen all ersäufe!

Diese Idee kann, wenn man die Karte betrachtet, bizarr und gezwungen scheinen, denn die Insel Gorgona ist ziemlich weit von der Mündung des Arno, und so hatte auch ich immer gedacht, bis ich endlich den Thurm zu Pisa bestiegen und mich nun der Anblick ergriff, den mir von da aus die Gorgona darbot; sie schien den Arno zu verschließen. Nun begriff ich, wie Dante ganz natürlich auf diesen Gedanken kommen konnte, der mir bis dahin sonderbar geschienen, und seine Phantasie war in meinen Augen gerechtfertigt. Er hatte zwar die Gorgona nicht von dem hängenden Thurme aus gesehen, der damals noch nicht existirte, aber doch von einem der vielen Thürme, welche die Wälle Pisas vertheidigten. Diese Thatsache wäre zu dem Beweise hinreichend, wie wichtig eine Reise für die richtige Auslegung eines Dichters ist.

Indeß die Relation, daß Dante treu und wahr geschildert habe, bringt den Leser nicht weiter; denn dazu wäre erfoderlich, daß der Berichterstatter anderweit und noch getreuer und anschaulicher als Dante darstellte.

Ein anderes Resultat könnte folgendes sein. Wie jeder große Dichter, wie jede der Zeitgenossenschaft sich bemächtigende Erscheinung des Geistes, ist Dante nicht minder das Geschöpf seiner Zeit, als er wiederum allgewaltig auf diese zurückgewirkt hat. Daher ist es interessant und wichtig, in den nicht der Literatur angehörenden und also nicht auch in Deutschland zugänglichen Denkmälern Italiens, deren Ursprung vor Dante, ihm gleichzeitig oder später fällt, zu erkennen, wie sein Zeitalter ihm zuvor-, wie er diesem entgegengekommen ist, wie die Anschauung Dante's der italienischen Kunst, vor allen der Malerei, sich amalgamirte, endlich, mit dem großartigen Sinne der ältern Schulen überhaupt, wieder aus ihr gewichen ist. Mancherlei sagt hierüber Hr. Ampère, allein erstlich in Verhältniß zu den immens vielen Kunstschätzen, die in gedachter Beziehung erwähnungswerth waren, offenbar sehr wenig in einer weniger als acht Bogen betragenden Schrift, in der noch für gar vielerlei Anderes hat Platz werden müssen. Sodann ist zu einer solchen Belehrung die Organisation der Schrift höchst unzweckmäßig. Unter den Rubriken Pisa, Lucca, Pistoja u. s. w. lesen wir, was hier oder dort über Dante zu sagen dem Hrn. Ampère gut gedünkt hat. So ist Alles verstreut und vereinzelt, während die Kunstwerke Italiens, um ein Resultat für Dante zu gewähren, in chronologischer und synchronistischer Verbindung hätten erörtert werden sollen. Endlich sind jene Kunstwerke großentheils, namentlich das in der bemerkten Hinsicht so überaus merkwürdige Campo santo von Pisa, auch in Deutschland durch Kupferwerke bekannt. Der Reisende muß mit großer poetischer Auffassungs- und Darstellungsgabe an das Werk gehen, wenn den Leser die nach den Originalen gegebene Relation weiter bringen soll. Noch ein drittes Resultat könnte für Dante ein Aufenthalt in Italien geben. Andere Umgebungen als die gewohnten einheimischen stimmen den Geist anders. Unstreitig versetzen der Himmel Italiens und seine landschaftlichen Ansichten in eine Stimmung, in welcher die „Divina commedia" tiefer widerklingt als unter den Anhei-

mischen Umgebungen des Dichters, wie denn z. B. in der ländlichen Natur schon die „Georgica" des Virgil sich ganz anders lesen als in dem Studirzimmer, und am Ätna ein ganz anderes Verständniß des Theokrit aufgehen mag als in Leipzig oder Berlin. Allein nicht Einzelnheiten können auf solche Weise dem Daheimgebliebenen durch des Reisenden Schrift verständlich werden, sondern nur der Farbenton, der sich durch das ganze Werk zieht, und dies auch nur dann, wenn der Reisende mit Poesie in Poesie zu arbeiten versteht, und diese Gabe ist dem Hrn. Ampère wenigstens nicht in ausgezeichnetem Maße verliehen. Nun zu den Einzelnheiten.

Pisa. Wie man auf den Gedanken hat gerathen, wie neuerlich zwischen einem Signor Rosini und Carmignani darüber hat Streit entstehen können, ob nach Dante Graf Ugolino das Leben mit dem Fleische seiner Kinder zu fristen gesucht habe (keine Spur davon in der Schilderung des Gesanges Inf. XXX), ist Ref. unbegreiflich und beweist, wie Dante auch an aberwitzigen Streitigkeiten seiner Ausleger gleiche Ehre mit den Dichtern des Alterthums hat finden müssen. Ref. vermag nicht zu bestimmen, welche Gewißheit oder Ungewißheit wol darüber obwalte, wo der Hungerthurm gestanden. Die pisaner Ausgabe der „Divina commedia" von 1827, mit dem unter dem Beiworte ottimo bekannten Commentare, gibt eine Abbildung dieser Ruine, die, mag sie die wirkliche oder eingebildete Ruine des Hungerthurmes sein, eine Gleichgültigkeit ist, sobald man sich auf den Zweck beschränkt, ein besseres Verständniß des Dante zu ermitteln.

S. 12—15 Belehrungen über das Campo santo, in ihrer Kärglichkeit bestätigend, was hierüber schon vorläufig ist gesagt worden. Wenn S. 17 Hr. Ampère, von der Ehrfurcht sprechend, womit Dante sich allenthalben über das heidnische Alterthum äußert, hinzusetzt: im Mittelalter gab es mehr solche Toleranz, als man jetzt glauben sollte, so beweist er damit seine historische Unkunde. In Allem, was menschliches Wissen heißt, war dem Dante und seinen Zeitgenossen das Alterthum unbedingte Autorität. Dem Giovanni Villani z. B. sind in dem ersten Buche seiner Historie Statius und Lucan vollgültige Autoritäten, um eine mythologische Metamorphose als historisches Factum nachzuerzählen, den astrologischen Glauben an die vorbedeutende Erscheinung von Kometen für ausgemacht anzunehmen. Ebenso und noch viel mehr konnte und mußte Aristoteles einen sehr nahen Platz neben den Kirchenlehrern einnehmen. Denn, war ihm schon die Offenbarung nicht geworden, seine Methode des Forschens war eine kanonische auch für Erforschung des Sinnes der heiligen Schriften. Sehr sprechend ist in dieser Beziehung, was Hr. Ampère von einem, ohne weitere historische Nachweisung erwähnten Gemälde in der St.-Katharinenkirche zu Pisa berichtet (S. 18), dessen Hauptfigur der heilige Thomas ist:

Der heilige Thomas sitzt in nachdenkender Stellung, als überlege er eine schwierige Frage. Christus, die Evangelisten, Moses und der heilige Paulus befinden sich über ihm. Auf beiden Seiten des Heiligen, aber tiefer als er stehen Aristoteles und Plato und halten ein offenes heidnisches Buch. Gott ist ganz hoch oben im Gemälde. Goldene Fäden gehen von seinem Munde auf die Lehrer der ersten Kirche herab, die sie zum heiligen Thomas übertragen, und aus dessen Munde senkt sich eine ganze Menge auf die Schar der Theologen. Das Sonderbarste aber ist, daß zwei solche Fäden von den Lippen Plato's und Aristoteles' zu dem Heiligen aufwärts steigen.

Noch ist eine Stelle (S. 16 u. 17) hervorzuheben:

Das Baptisterium in Pisa, jünger als das Campo santo und selbst als die Kathedrale, zeigt doch in seinem innern Bau Spuren von der ursprünglichen Einrichtung. Es ist zu der Taufe durch Eintauchung bestimmt. Der Anblick des Taufbeckens erklärt eine Stelle, in welcher sich Dante darüber rechtfertigt, daß er das Becken zu Florenz zerbrochen habe, um ein Kind zu retten, das darin dem Ertrinken nahe war. Man sieht auch hier verschiedene Löcher, aus deren einem es schwer werden würde, ein Kind, das hineingefallen, zu retten, ohne die Wände zu zertrümmern. Im Baptisterium von Florenz ist jetzt nichts von der Art zu finden, aber das besser als jenes erhaltene von Pisa kann statt dessen gelten und zum Verständnisse eines Verses dienen, der ohne diese erklärende Form eine Schwierigkeit darbieten würde, welche die Ausleger wahrscheinlich außer Stande wären zu beseitigen.

Warum liest man nicht auch, wie denn nun eigentlich das pisaner Baptisterium geformt ist?

Lucca. Hier — gewissenhaftest versichert Ref., daß alles Andere, was er in dieser und den folgenden Rubriken übergeht, nicht von dem mindesten eigenthümlichen Interesse ist — eine Bemerkung über die heilige Zitta (Inf. XXI, 38):

Das Grabmal der heiligen Zitta befindet sich in der Kirche San-Frediano, einer alten, seltsamen Basilika, und ihre Geschichte ist der Gegenstand eines Volksgesanges, dem ich auf der Straße gelauscht habe. Die heilige Zitta ist die Pamela der Legende. Es war eine arme Dienstmagd, welche ihr Herr verführen wollte (S. 26).

Ingleichen S. 27 eine über das Santo Volto (Inf. XXI, 48):

Was das Santo Volto betrifft, das man in der verschlossenen Kapelle der Kathedrale aufbewahrt, so habe ich es nicht sehen können, aber in Pistoja zeigt man ein Facsimile, nach welchem man sich leicht überzeugen kann, daß das Original ein byzantinisches Crucifix von schwarzem Holze ist, wahrscheinlich beträchtlich alt, vielleicht sogar aus dem 8. Jahrhundert, einer Epoche, wo der Sage nach Lucca dieses kostbare Bild erhalten haben soll. In diesem Jahrhunderte, dem der Monoklasten, mußten viele ähnliche Gegenstände durch die Personen, welche vor der Verfolgung der isaurischen Kaiser flohen, mit nach dem Occidente kommen. Der Legende nach ist dies die Geschichte vom Santo Volto. Nach dem Tode und der Himmelfahrt des Heilandes wollte Nikodemus zum Andenken das Bildniß des Gekreuzigten bilden. Schon hatte er das Kreuz und den Körper Christi in Holz geschnitten, als er, indem er sich bemühte, die Züge seines göttlichen Modells sich ins Gedächtniß zu rufen, einschlief. Bei seinem Erwachen fand er aber das heilige Haupt bereits vollendet und von himmlischer Hand sein Werk vollbracht. Diese Legende reiht sich an die apokryphischen Geschichten, in welchen Joseph von Arimathia und Nikodemus figuriren. Sie kann leicht ebenso alt als das Crucifix selbst und während der Bilderstürmerei entstanden sein. Ich habe mir eine in Lucca gedruckte kleine Schrift über den Ursprung, die Auffindung und Übersiedelung des Santo Volto verschafft. Der Verf. bezweckt dabei nicht, die Authenticität des Werkes Nikodemus' zu beweisen, weil er annimmt, daß diese hinreichend bewiesen sei, sondern nur, daß ein anderes Bild zu Beiruth in Syrien, ebenfalls von Nikodemus' Hand, erst nach diesem

gemacht ist. Der Verfasser jenes Schriftchens gibt sich alle Mühe, zu beweisen, daß das Santa Volto in Beirut eine Wiederholung (replica) des lucchesischen sei.

Pistoja. Dante theilte (Inf. XV, 10) den Volksglauben, nach welchem die Pistojeser von den Kriegern des Catilina abstammen. Noch jetzt (S. 32) gibt es in Pistoja eine Straße Catilina.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sprachgrenzen in Rumelien.

In der, namentlich für die Flora und Geologie Rumeliens wichtigen „Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839", von A. Grisebach (2 Bde., Göttingen 1841) theilt der Verf. (Bd. 2, S. 65 fg.) einige höchst interessante Notizen über die Sprachgrenzen in Rumelien (d. i. im allgemeinen Sinne die europäische Türkei, das jetzige Königreich Griechenland inbegriffen, aber mit Ausschluß Bosniens) mit, die auch wol geeignet sind, in politischer Beziehung und für die einstige Gestaltung jener Ländertheile, insoweit dies nicht schon durch die Errichtung des, freilich in zu engen Grenzen gegründeten Königreichs Griechenland geschehen ist, Interesse zu erregen. Die griechische Sprache gehört ungefähr denselben Landschaften an, in denen zu den Zeiten des Alterthums Hellenisch gesprochen ward, nämlich der Halbinsel bis nach Epirus und Macedonien, dem Archipel und dessen asiatischen und europäischen Küsten; jedoch wird in einzelnen dieser Theile und auf einzelnen Inseln des Archipels namentlich auch viel Albanisch, als ursprüngliche Sprache, neben der griechischen, geredet. Sie wird heutiges Tages in Albanien südlich von Janina allgemein gesprochen; von da geht ihre Nordgrenze über die Gebirgskette zwischen Thessalien und Macedonien bis zum Olymp, beschreibt einen schmalen Küstensaum bis Salonichi, wendet sich weiter nach Seres und fällt sodann bis zum Meridian von Adrianopel mit dem südlichen Hauptzuge der Rhodope zusammen; endlich ist alles südlich und südöstlich von jener Stadt gelegene Land bis zur Marmora und den Meerengen vorherrschend griechisch. Diese Linie, welche nur bei Salonichi das ägäische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Ausnahme von Albanien, die Südgrenze der slawischen Sprachen, welche von da bis zur Donau allgemein sind. Als ein Centralpunkt für die griechische Sprache galt übrigens bei Denen, die der obgenannte Reisende hierüber reden hörte, Janina, wo am besten Griechisch geredet werde; aber man habe mit Bewunderung und nicht ohne patriotisches Hochgefühl hinzugefügt, es habe in Attika seit zehn Jahren die Sprache durch Aufnahme des Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und die Pflege der Wissenschaften sich so sehr verändert und die reine und geschmackvolle Form sei bereits so tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingedrungen, daß in der Ausbildung der Muttersprache sich keine Stadt mehr mit Athen messen könne, und daß der gewöhnliche Grieche der Provinz, selbst wenn er vor dieser Periode unter dem Athenern gelebt habe, dieselben heutiges Tages nur mühsam verstehe und sich ihnen verständlich mache. Was die slawischen Sprachen anlangt, so umfaßt das Bulgarische den südlichen und östlichen, das Serbische den nördlichen und westlichen Theil des obbezeichneten Gebiets zwischen der Donau und dem ägäischen Meere, nebst den Meerengen und der Marmora. Die dritte Hauptsprache Rumeliens, die albanische, reicht von Janina nördlich bis zum weißen Drin oder etwas über den 42. Breitegrad hinaus; ihre natürliche Ostgrenze ist der Pindus. An und für sich arm, entlehnt sie ebenso viel Formen aus dem Serbischen und aus der illyrischen Mundart des dalmatischen Küstenlandes, wie im Süden ihres Gebiets aus dem Griechischen. Durch diese drei Hauptsprachen, die griechische, serbisch-bulgarische und albanische, wird Rumelien in drei, ebenso sehr durch Sinnesart und Sitte des Volks geschiedene Länder abgesondert, während die Türken, die man von den zum Islamismus bekehrten Bulgaren und Albanesen wohl unterscheiden kann, daselbst nur als sparsam zerstreute, aber gebietende Eindringlinge gelten können. Auch wird zwar die türkische Sprache in ganz Rumelien nördlich vom 40. Breitegrade verstanden und die Bekanntschaft mit derselben ist in dem größten Theile der europäischen Türkei verbreitet, aber gleichwol kann sie nicht die Sprache des Volks genannt werden. Nur selten traf der obgenannte Reisende auf griechischem Gebiete in Thracien und Macedonien rein türkische Ortschaften, und überhaupt ist in den einzelnen Städten die Bevölkerung so gemischt, daß von einer Muttersprache in einer derselben kaum die Rede sein kann. Endlich ist der Vollständigkeit wegen noch zu bemerken, daß die walachische Sprache, die von der bulgarischen durch die Donau getrennt wird, in einigen Dörfern üblich ist, welche, walachischen Ursprungs, über einen Theil des bulgarischen und griechischen Gebiets zerstreut liegen. 25.

Literarische Notizen.

Als nächstens erscheinend werden angekündigt: „Karah Kaplan, or the Koordish chief, a romance of Persia and Koordistan" (3 Bde.), von Charles Stuart Savile; „Newstoke priors, a novel" (3 Bde.), von Miß Waddington; eine dritte, revidirte und vermehrte Ausgabe von Prescott's „The history of the reign of Ferdinand and Isabella the catholic, of Spain" (3 Bde.), mit den Portraits des Columbus, Cardinal Chimenes, Gonsalvo de Cordova, Ferdinand und Isabella. Von der Verfasserin der Romane „Whitehoods", „Trelawney" ꝛc., der Mrs. Bray, erschien ein neuer dreibändiger Roman: „Henry de Pomeroy", von dem Verf. von „Elphinstone" ein Roman: „The Herberts, or the way of the world", vom Major Mitchel „Trevor Hastings, or the battle of Shrewsbury", von E. Howard: „Sir Henry Morgan, the Buccaneer", sämmtlich Romane, die natürlich, wie alle, den Raum von drei Bänden einnehmen. Dem speciellen Gebiete der Poesie gehören: „I watched the heavens", von dem Verf. der „IX poëms by V." und „Solitude and other poems", von G. A. Wingfield; Bulwer's neuester Roman heißt „Zanoni" und der Trollope neuestes pikantes Werk „The blue belles of England", welche beide ebenfalls die Normalzahl von drei Bänden erfüllen. Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit ein Gerücht mitzutheilen, dessen Glaubwürdigkeit wir dahingestellt sein lassen, das uns jedoch von dem Mittheiler als thatsächliche Wahrheit erzählt worden ist. Ein Engländer versicherte uns nämlich, daß ein fashionabler Brite nie den ersten Band eines Romans lese und sogleich mit dem zweiten anfange. Den Engländern sieht dies ähnlich. Da nun aber die fashionablen Leser aus Gewohnheit und Spleen auch bei einem zweibändigen Romane den ersten überschlagen würden und die Lecture in diesem Falle doch gar zu sehr zusammenschrumpfte, so sind die Autoren gezwungen — und aus pecuniairen Rücksichten thun sie es auch gern — den Stoff auf dem Prokrustesbett der fashionablen drei Bände auszudehnen, es aber auch so einzurichten, daß die folgenden Bände auch ohne den ersten allenfalls verständlich sind. Davon nun soll die langweilige Gedehntheit und umständliche Inhaltlosigkeit des ersten Bandes jedes englischen Romans sich herschreiben.

Den Bestrebungen in Deutschland, den Sprüchwörtervorrath des Vaterlandes zu sammeln, herauszugeben, zu erläutern und auf die Quelle zurückzuführen, gehen ähnliche Bestrebungen in Frankreich parallel. P. M. Quitard z. B. gab heraus: „Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française, en rapport avec des proverbes et des locutions proverbiales des autres langues." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 97. — 7. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußtapfen. Nach J. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Florenz. Daß in Florenz ein Thurm Dante's Thurm heißt, der sogenannte Sasso di Dante nicht mehr existirt, jedoch eine Inschrift auf einer Marmorplatte das Andenken an die Stelle jenes Steines aufbewahrt, ist nicht uninteressant (S. 36), fördert aber auch nicht um einen Zollbreit das Verständniß der „Divina commedia"; ebenso Dasjenige, was S. 37 u. 38 von einem in Santa-Croce dem Dante errichteten Denkmale gesagt ist.

Als ich 1834 in Santa-Croce eintrat, war es für mich gleichsam ein Glücksfall und ein erfreuliches Reisebegegniß, daß ich mich vor einem Mausoleum befand, welches man dem Dichter, dessen Spuren ich überall suchte, errichtet hatte. In meinem Enthusiasmus las ich den der „Divina commedia" so glücklich entlehnten und vom alten auf den modernen Homer übergetragenen Vers:

Ehrt den Dichter

fast laut. Unglücklicherweise ist die Ausführung dieses Denkmals dem patriotischen Gefühle, das den Gedanken dazu eingab, nicht angemessen. Das Ganze ist kalt in der Erfindung, kalt in der Bearbeitung. Die allegorischen Gestalten sind schwerfällig und gemein. Dante, welcher sitzt und nachdenkt, gleicht einer alten Frau, die ihre Wirthschaftsrechnung macht.

In dem Kloster Santa-Croce sind Gräber des Mittelalters, in der Loge der Lanzi Karyatiden, welche an Purg. V, 139 erinnern.

S. 41—44. Über Gemälde in Santa-Maria Novella, deren eines Dante vor den Thoren von Florenz darstellt. Ref. müßte sehr irren, wenn man dasselbe nicht aus einem Abrisse vor der pisaner Ausgabe des „Ottimo" von 1827 auch in Deutschland besser kennen lernte als durch Hrn. Ampère's Schilderung. Das andere, Orgagna's die Hölle darstellendes Bild, ist bekanntlich ganz von den Danteskischen Vorstellungen durchdrungen. Endlich sind hier erwähnt des Taddeo Gatti und Simon Memmi Fresken, in deren Darstellungen sich ebenfalls der Danteskische Sinn ausspricht. Sehr gut sind die Worte des Hrn. Ampère S. 45: „Man steigt zu ihm (Dante) wie zu einer Quelle empor, oder hinab wie zu einem Meere, das alle Ströme, welche die Kunst im Mittelalter nährten, in sich aufgenommen hat."

Das Arnothal. Eine der angenehmsten Partien der Schrift, denn obschon auch sie keine neue Ansicht der „Divina commedia" eröffnet, oder eine Stelle derselben aufklärt, so gibt doch darin sich allenthalben eine Stimmung kund, welche von den erhabenen Reizen des Arnothales und von Erinnerungen an Dante, wie sie die Localitäten hervorriefen, insonderheit von dessen „satirischer Topographie" (Purg. XIV, 16) lebhaft angeregt ist und einigermaßen auch dem Leser sich mittheilt.

Die Karte, welche dem zweiten Theile der von Philalethes übersetzten „Divina commedia" beigegeben ist, gewährt ein leicht bereites Hülfsmittel, dem Verf. hier besser zu folgen, als die gewöhnlichen Karten es möglich machen.

Der Alverniaberg (Paradiso XI — nicht II, wie S. 51 steht —, 106), die durch den Aufenthalt des heiligen Franciscus denkwürdige Stelle, hat folgende charakteristische Mittheilung veranlaßt. Hr. Ampère fand bei seiner Ankunft mehre Hunderte von Pilgern in dem dortigen Kloster. Ein Bruder (ein Franzose), Jean Baptiste, führte ihn herum und zeigte ihm durch ein geologisches Ereigniß gespaltene und zerstückelte Felsen mit den Worten:

Sehen Sie, wie der Schoos der Erde in der Nacht zerrissen worden ist, wo der Heiland in die Hölle hinabstieg, um dort die Seelen der Gerechten zu retten, die vor seiner Ankunft starben. Wie wollen Sie sich denn sonst diese Umwälzung erklären? Ich erzähle ihnen ja das nicht blos, Sie sehen es ja mit ihren eigenen Augen.

Noch steht der Thurm von Romena, für dessen Grafen Meister Adam (Inf. XXX, 61) falsche Gulden schlug, und die Stelle, wo Meister Adam verbrannt wurde, ist noch unter dem Namen la Consuma bekannt; jeder der Vorübergehenden pflegte einen Stein darauf zu werfen. Doch wußte des Hrn. Ampère Führer nicht, wer dort verbrannt worden sei.

Das Chianathal, zu Dante's Zeiten eine pestilenzialische Gegend (Inf. XXIX, 46), ist jetzt eine der fruchtbarsten und reizendsten Gegenden Italiens.

Siena. Montereggione, wohin Hr. Ampère auf dem Wege nach Siena gelangte, entspricht noch ganz dem in „Inferno" (XXXI, 41) davon gegebenen Bilde. Wem, wie Referenten, unbekannt geblieben ist, daß von der durch Dante's so berühmten Schlacht von Montaperti eine gleichzeitige Beschreibung in Siena gefunden und herausgegeben worden ist („La sconfita di Montaperti, trattata — vielleicht tratta — d'un antico

manoscritto, pubblicato per *Onorato Porri*"), wird diese Notiz dankenswerth finden. Noch jetzt zeigt man ein nettes kleines Haus von Backsteinen, dessen Fenster von Marmorsäulen gestützt werden, als das Haus der Pia (Purg. V, 133). Die Worte, welche ihr Dante in den Mund legt: „die Maremma brachte mich um", macht vor andern die Erzählung wahrscheinlich, daß ihr Gemahl sie auf ein Schloß in die Maremma geführt habe, wo die ungesunde Luft ihr den Tod geben sollte.

Perugia und Assisi. Eine Verherrlichung Assisis, der Geburtsstätte des heiligen Franciscus, klingt auf ansprechende Weise in diesem Abschnitte wieder. Das mit Fresken von Cimabue, Giotto und Memmi, deren Gegenstand der heilige Franciscus ist, gezierte Assisi nennt Hr. Ampère das Museum und Heiligthum der katholischen Malerei des Mittelalters. Bemerkenswerth ist folgende Relation: Man hatte dem Hrn. Ampère von einer Hölle Giotto's gesagt, in der sich Analogien mit der des Dante finden sollten. Er fragte darnach; der ihn herumführende Mönch antwortete, daß diese Gemälde allerdings in dem Endpunkte des mittlern Stockwerkes existirt hätten, da jedoch ein Fegefeuer und Paradies dazu gefehlt, so hätten die Patres, um der Vollständigkeit willen, dies Frescogemälde Giotto's auslöschen und darauf von dem Maler Sermei eine Hölle, ein Fegefeuer und ein Paradies malen lassen.

Agubbio. Man zeigt hier ein Haus, das Dante bewohnt haben soll. Dante's Handschrift eines Sonetts in der dortigen Bibliothek hält Hr. Ampère für entschieden unecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Stämme und ihre Fürsten, oder historische Entwickelung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter von Ferdinand Heinrich Müller. Erster und zweiter Theil. Berlin, Lüderitz. 1841. Gr. 8. 4 Thlr.

Daß die gesammten Wissenschaften vermöge ihres gemeinsamen Ursprungs im menschlichen Geiste ein organisches Ganze bilden, ist eine ebenso alte als allgemein anerkannte Wahrheit. Die mehr oder minder durchgebildete innere Gliederung dieses Organismus und der äußere Umfang desselben bedingen die gesammte geistige Bildung eines Volks. Daher kommt es aber auch, theils daß keine Wissenschaft zu einer andern im Verhältnisse völliger Ausschließung stehen kann, theils daß von dem Lichte, von dem die eine Wissenschaft erleuchtet wird, der Reflex nach Verhältniß der mehr oder minder engen Verbindung auf die übrigen fallen muß. Was nun von den Wissenschaften überhaupt gilt, das muß nothwendig auch die einzelnen treffen; und die Geschichtswissenschaft, mit der wir es hier füglich nur allein zu thun haben können, wird davon keine Ausnahme machen. Es würde natürlich zu weit führen, nachweisen zu wollen, welchen Einfluß alle einzelnen Wissenschaften seit ungefähr einem halben Jahrhunderte in Folge ihrer eigenen Fortbildung auf die Geschichte geäußert haben; wir beschränken uns deshalb auf Geographie, Ethnographie und Linguistik. Wer den Zustand der geographischen Wissenschaft bis auf Balbi und namentlich bis auf Ritter kennt, wer beobachtet hat, welchen Gebrauch die Geschichtschreiber von ihr machten, der wird sich nicht wundern, wenn er sieht, wie die Letztern für ihre Wissenschaft von der erstern sich beinahe keines Gewinns erfreuten, keine wissenschaftliche Aufklärung von ihr zu erhalten vermochten. Selbst Werke, die im Übrigen sich mit Recht des Rufs der Gediegenheit erfreuen, bieten in geographischer Beziehung der Geschichte keineswegs so die Hand, wie sie es thun sollten. Diese Erfahrung machten wir vor gar nicht langer Zeit, als wir z. B. die Frage näher in Erwägung zu ziehen hatten: wodurch wurden die Griechen Das, was sie geworden sind? Einzelne gute Elemente für diesen Zweck finden sich allerdings, z. B. in Heeren's „Ideen", in Hegewisch's „Colonien" und in Bernhardy's „Grundriß der griechischen Literatur"; aber sie verrathen mehr ein dunkles Gefühl von der Sache als Überzeugung oder Kenntniß von der Bedeutsamkeit derselben. Aber dennoch wird bei genauerer Untersuchung bald klar, daß die eben beispielsweise erwähnte Frage ihre Erledigung zum großen Theile aus der Geographie zu entlehnen habe. Erst Ritter's wahrhaft großartige Leistungen und die Art, wie die Hegel'sche Philosophie dieselben aufgefaßt hat, haben der Geographie in den historischen Anschauungen und Darstellungen den gebührenden Platz verschafft. Gleichwol besaß die Wissenschaft schon längst eine Schrift, die dem Geschichtschreiber die Nothwendigkeit zu Gemüthe zu führen suchte, daß bei seinen Studien, Darstellungen und Urtheilen die geographischen Verhältnisse gehörig zu würdigen seien. Es ist merkwürdig, daß die Historiker mit geringen Ausnahmen so wenig Notiz davon genommen haben; wahrscheinlich liegt der Grund dieser Erscheinung in dem frühern Zustande der geographischen Wissenschaft und in dem mangelhaften Einflusse der Philosophie auf die Geschichtschreibung. Diese Schrift, von dem Engländer W. Falconer herausgegeben, führt in der deutschen Übersetzung — wir kennen das Original selbst nicht — den Titel: „Betrachtungen über den Einfluß des Himmelstrichs, der natürlichen Beschaffenheit eines Landes, der Nahrungsmittel und Lebensart auf Temperament, Verstandeskräfte, Gesetze und Religion der Menschen" (Leipzig 1782). Daß Herder's „Ideen" in einzelnen Theilen gleichfalls hierher gezogen werden müssen, bedarf weiter keiner Erinnerung. Genug, so wahr es ist: wer die Menschenwelt richtig beurtheilen will, muß den Schauplatz ihres Lebens und ihrer Thätigkeit kennen, so natürlich ist es auch gekommen, daß, seitdem die geographische Wissenschaft ihren richtigen Standpunkt eingenommen hat und die Wechselwirkung zwischen Natur und Menschheit darzuthun sich bestrebt, der Geschichtschreibung neues Licht zu Theil geworden ist. Die Geographie bildet jetzt einen wesentlichen Theil der Propädeutik zur Geschichte jedes Volks.

Die Ethnographie und ihre Zwillingsschwester die Ethnologie sind zwei ziemlich junge Wissenschaften. Die letztere, welche ihre Materialien von der erstern entlehnt, steht in demselben Verhältnisse zu den einzelnen Völkerstämmen, wie die Anthropologie zu den einzelnen Menschen. Man könnte sie deshalb die Anthropologie der Völker nennen. Das wahrhaft wissenschaftliche Dasein jener beiden Disciplinen fällt erst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie waren ja überhaupt nur möglich durch Vermehrung wissenschaftlicher Reisen von großer Ausdehnung und nach verschiedenen Richtungen hin, durch Erweiterung und Aufklärung der naturhistorischen Studien und durch Anwendung gesunder Philosopheme auf die angestellten Beobachtungen. Blumenbach, Zimmermann, Forster, Kant und A. bildeten theils in größern, theils in kleinern Schriften feste ethnologische Grundlagen; die Elemente dazu hatten sie sowol aus ethnographischen Reisewerken als aus den Resultaten der im Aufblühen begriffenen Anatomie gewonnen. Daß Bertuch und Vater ein „Allgemeines Archiv für Ethnographie und Linguistik" 1808 in Weimar gründeten, wenn es auch mit dem ersten Bande wieder einging, mag wenigstens ein Zeugniß für die Aufmerksamkeit ablegen, die man der Ethnographie schuldig zu sein glaubte. Die Geschichte hatte sich jetzt ein bedeutendes Hülfsmittel mehr gesichert, die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der einzelnen Volksstämme nachzuweisen; ja, es war nun möglich geworden, vermöge der genauern Kennt-

nisse, wie man sich von den physischen Organismen verschiedener Völker verschafft hatte, Schlüsse auf psychische Zustände und geistige Befähigungen derselben zu machen. Mit einem Worte, die Kenntniß des Menschen als des Centralpunkts aller Geschichten und des Hauptacteurs auf dem Theater derselben war um Vieles vollkommener geworden. Welches Licht dadurch denkenden Köpfen für die Geschichte der Menschheit aufging und zu welchen Fortschritten sie dieser Wissenschaft damit verholfen, das beweisen wiederum Herder's „Ideen". Und welche Mängel wir auch jetzt in diesem Werke wahrnehmen mögen, in Folge der Fortschritte in denjenigen Wissenschaften, aus denen Herder seine Ansichten und Resultate zog, so bleibt dasselbe dennoch ein treffliches Denkmal des Scharfsinns, mit dem der geniale Denker eine verwandte Wissenschaft für die Geschichte zu benutzen verstand; und obschon mehr als ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen jenes Werkes verflossen ist, so hat es bis jetzt dennoch durch keinen Rivalen das Loos der Vergessenheit zu fürchten gehabt. Übrigens will es uns bedünken, daß, soweit unsere Beobachtungen reichen, die durch Beruf und Gelegenheit doch nicht gerade beschränkt sind, selbst in den neuesten Geschichtswerken unserer Literatur dem Menschen als einem Objecte der Ethnologie noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde. Eine rühmliche Ausnahme machen zwar in gewisser Beziehung z. B. Arnold's „Umrisse und Studien zur Geschichte der Menschheit"; doch hat der Verf. den Menschen mehr aus dem anthropologischen und politischen als aus dem ethnologischen Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt. Wie viel oder wie wenig Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte" und sein Schüler Ferdinand Müller in dem Werke, welches die Geschichte von dem Standpunkte der Philosophie aus betrachtet, in dieser Beziehung geleistet haben, dürfen wir bei den gelehrten Kennern der Geschichtswissenschaft als bekannt voraussetzen.

Die Linguistik, deren Geburtstag ebenfalls erst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesetzt werden darf und ihre Begründer und Fortbildner in Adelung, Vater, Murray, Eichhoff, Klaproth, Wilhelm von Humboldt und A. verehrt — denn Bochart's Versuche ermangelten aller sichern Grundlagen und dem Scharfsinne eines Salmasius und Leibnitz fehlte es noch an Materialien —, hat es mit Untersuchungen zu thun, deren Ergebnisse für die Geschichte der Menschheit sowol als der einzelnen Völkerstämme von wesentlicher Bedeutung sind. Die Sprache bildet den innersten Kern alles Menschen- und Völkerlebens, und wirklich sprachlose Völkerstämme anzunehmen, wie dies mit einigen Schriftstellern des Alterthums in neuern Zeiten noch z. B. Monboddo that, ist unsers Erachtens ebenso widersinnig, als den Menschen ohne Vernunft denken zu wollen. Die Sprache ist die laut denkende und das Gedachte durch articulirte Laute und durch Worte versinnlichende Vernunft. Die Gegner dieser Ansicht, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl deutscher und französischer Schriften ins Leben rief und auch die Veranlassung gab, daß die berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe stellte, die Herder in seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache" so trefflich löste, nachdem namentlich Süßmilch in seinem „Versuche eines Beweises, daß die erste Sprache nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer ihren Ursprung erhalten habe" (Berlin 1766) die entgegengesetzte Meinung eifrig in Schutz genommen hatte — diese Gegner also gestehen dem Menschen keine ursprüngliche Schöpfungskraft, sondern nur ein Receptiv- und Fortbildungsvermögen für die Sprache zu. Man kann aber den menschlichen Geist durch keinen Raub so arm machen als dadurch, daß man ihm seine Sprachschöpfungskraft entreißt. Indeß auf dem Gebiete der philosophischen Sprachforschung hat die Größe des menschlichen Geistes gesiegt und die Gegner desselben treiben sich nur noch auf dem Gebiete der Theologie und auch dort, so viel wir beobachtet haben, ziemlich unstät umher. Doch genug davon. Die Linguistik, die eine Lieblingswissenschaft unserer Zeit geworden ist, hat durch ihre zum Theil glänzenden Resultate Licht über Abstammung, Verwandtschaft, Verbindung und Verschiedenheit einzelner Völker verbreitet*), was früher entweder gar nicht vorhanden war oder doch nur als ein Halbdunkel sich zeigte, das bald den Kundigen täuschte, bald den Unvorsichtigen verführte. Und wenn auch der etymologische Theil der Linguistik noch Manches zu wünschen übrig läßt und darum besonders der ganzen Wissenschaft gefährlich ward, weil man der Phantasie zu freien Spielraum ließ und zu wenig auf grammatische Grundregeln Bedacht nahm — man denke nur an die Tollheiten des Olaus Rudbeck**) —, so ist ihr dennoch die historische Wissenschaft zu großem Danke verpflichtet. Und kein Historiker von Fach darf sich namentlich an gewisse Partien der Geschichte wagen ohne linguistische Studien oder doch wenigstens ohne genauere Bekanntschaft mit den vorliegenden Resultaten derselben.

Was wir jetzt als Einleitung über das Verhältniß der genannten Hülfswissenschaften zur Geschichte überhaupt bemerkt haben, das gilt nun auch im Besondern von der Geschichte Deutschlands und seiner Völkerschaften. Seit ungefähr 20 Jahren sind so viel geographische, ethnographische und linguistische Monographien theils größern, theils geringern Umfanges und Werthes über deutsches Land und Volk geschrieben worden, daß es wol der Mühe werth und an der Zeit zu sein schien, ein Werk zu schreiben, in welchem die Leistungen jener Monographien zusammengefaßt würden und sich in allen Theilen desselben gleichsam absiegelten. Und diesen Plan verfolgt das oben genannte Werk in geographischer, ethnographischer und genealogischer Hinsicht nach der in der Vorrede stehenden Äußerung auf folgende Weise: „Als ein Nebenzweck dieser Arbeit kann es hier ausgesprochen werden, die zahlreichen Resultate aller der trefflichen Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte nach dem hier zum Grunde liegenden Standpunkte, welche entweder in besondern Werken oder auch in den Zeitschriften der verschiedenen historischen Vereine Deutschlands zerstreut liegen, einmal unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzufassen, und wenn es zunächst für mich ein wissenschaftliches Bedürfniß war, Dessen bewußt zu werden, was in dieser Beziehung erarbeitet worden ist, und wie sehr gerade in den letzten Decennien die ganze deutsche Geschichte sich umgewandelt hat, so möchte eine Darstellung dieser Gegenstände auch für manche andere Freunde der vaterländischen Geschichte nicht ohne Interesse und Belehrung sein." Wenn nun der Verf. die linguistische Seite ausgeschlossen und dafür die genealogische gewählt hat, woraus sich auch auf dem Titel der Zusatz „und ihre Fürsten" erklärt, so wollen wir das nicht unbedingt tadeln, um so weniger, weil wir diesen Tadel nothwendig um der Gerechtigkeit willen ausführlicher begründen müßten, wozu es uns hier an Raum gebricht; und was wir überhaupt von der Wichtigkeit der Linguistik und namentlich von ihrem Verhältnisse zur Geschichte denken, das ist oben in möglichster Kürze gesagt worden. Übrigens würde es beinahe lieblos sein, dem Verf. eine individuelle Ansicht und Überzeugung tadelnd entgegenzuhalten, da sein Versuch ein origineller ist und Schwierigkeiten darbietet, die

---

*) Einen wie mannichfachen Gebrauch man von dem etymologischen Theile der Linguistik im Interesse der Geschichte gemacht hat, bezeugen nicht nur Hermann Müller's „Marken des Vaterlandes", sondern namentlich des Franzosen Salverte Werk, das 1824 zu Paris in zwei Bänden unter folgendem Titel erschien: „Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux considerées principalement dans leurs rapports avec la civilisation."

**) Olaus Rudbeck, nicht zu verwechseln mit mehren Gelehrten aus derselben Familie, geb. zu Arosen in Schweden 1630, gest. 1702, schrieb das merkwürdigste seiner Werke unter dem Titel: „Atlantica, vera Japheti posterorum sedes ac patria" (3 Bde., 1684 — 89). Rühs im ersten Bande seiner „Geschichte von Schweden" sagt, Rudbeck habe mit dem ganzen Werke nur einen Scherz ausführen wollen; dieselbe Bemerkung steht auch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", Bd. 9, S. 180.

Fleiß, Ausdauer und gespannte Aufmerksamkeit auf die Entwickelung des Ganzen um so mehr erfodern, je mehr bei der Eigenthümlichkeit der Anordnung des historischen Materials Übersichtlichkeit und Klarheit ganz besonders im Auge zu behalten waren. Auch verhehlt sich der Verf. die zu überwindenden Schwierigkeiten keineswegs und urtheilt über Das, was er leisten zu können glaubt, mit solcher Bescheidenheit, daß man schon daraus erkennt, wie viel er in der Sache geforscht und wie reiflich er über seine Sache nachgedacht habe. Und selbst der Umstand, daß uns der zweite Theil mehr Klarheit und Gediegenheit zu haben scheint als der erste, der überhaupt nur als eine Einleitung zu dem eigentlichen hier in Betracht kommenden Gegenstande angesehen werden soll, mag seine Erklärung nicht blos darin finden, daß die Zeit, mit welcher es der erste Theil zu thun hat, dunkler und schwieriger ist als der nächstfolgende Abschnitt, sondern namentlich wol auch darin, daß der Verf. durch fortgesetztes Streben nach Durchbildung seiner Idee und durch längere Vertrautheit mit derselben zu größerer Vollkommenheit in der Darstellung gelangte.

Indem der Verf. in der Vorrede, durch welche er die Leser über den ganzen Plan seines Geschichtswerks mit lobenswerther Ausführlichkeit zu unterrichten sucht, die Meinung äußert: „Erst in der jüngsten Zeit ist das Studium der Gaugeographie Deutschlands im Mittelalter aufgeblüht und man ist zu der Einsicht gekommen, daß sich nur aus ihr die Bildung und Gestaltung der jüngern Territorialherrschaften unter den jetzigen deutschen Fürstengeschlechtern genügend nachweisen lasse. Auch haben wir schon so manche treffliche Arbeiten über die Gaugeographie der deutschen Gebiete im Mittelalter seit kurzem erhalten, aber noch fehlt es an einem umfassenden Werke, in welchem die Resultate dieser Forschungen in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte des Volks dargestellt wären. Dazu gebricht es nicht minder an besondern Arbeiten, in welchen die historischen Schicksale der Namen der deutschen Stämme, ihre Wanderungen und Umgestaltungen von der ältern bis auf die neuere Zeit verfolgt wären, und ebenso fehlt es noch an Arbeiten über die kirchliche Geographie, um eine übersichtliche oder gründliche Belehrung über den Zustand der einzelnen Hochstifte Deutschlands und deren gegenseitige Verhältnisse, durch welche auch der politische Zustand der deutschen Stämme so manche Erläuterung erhält, zu gewinnen. Ja, der so wichtige Zweig der historischen Literatur über die deutschen Hochstifte hat bis dahin ganz brach gelegen und scheint in Folge des Aufblühens der politischen Specialgeschichten Deutschlands erst jetzt seinen Anfang zu nehmen"; — so wird ihm gewiß jeder Beobachter der Geschichtswerke, die über deutsches Land und Volk bis jetzt erschienen sind, Recht geben. Man wird aber auch daraus entnehmen können, wie weit die Kenntniß und Darstellung unserer Volksgeschichte noch von ihrem Ideale entfernt sind, wie viel noch zu thun übrig ist und welche Schwierigkeiten von deutschem Fleiße im Interesse der Geschichte des deutschen Mittelalters noch überwunden werden müssen. Und die Behauptung geht wol nicht zu weit, daß eine Geschichte Deutschlands in dieser Zeit nur dann erst sich einer wünschenswerthen Vollständigkeit werde rühmen dürfen, wenn die Quellen vollständig bekannt, geprüft und benutzt sein werden, die von seinen Volksstämmen und Gauen, dann von den Hochstiftern und weltlichen Territorien, woraus die neuern Staatengebiete hervorgegangen sind, Zeugniß ablegen. Der Gang unserer Geschichtsforschung scheint deshalb vorzugsweise den analytischen Weg, der eine Zeit lang bereits von Einigen betreten worden ist, einschlagen zu müssen, um dann auf synthetischem Wege ein möglichst vollständiges Ganze bilden zu können. Deutschlands Geschichte würde auf diese Weise in drei große Abschnitte zerfallen *): in die älteste Stamm- und Gauverfassung, in die daraus hervorgehenden weltlichen und geistlichen Territorialherrschaften und endlich in die darauf entstandenen neuern weltlichen und geistlichen Staaten bis zur Auflösung des deutschen Reiches. Und dies scheint in der That auch der Gedanke zu sein, in welchem der Plan des Verf. wurzelt, eine specielle deutsche Geschichte zu schreiben, der das vorliegende Werk, welches auf vier bis fünf Theile berechnet ist, zur allgemeinen Grundlage dienen soll. Schon Pfister's „Deutsche Geschichte" verräth eine ähnliche Tendenz, ohne diese jedoch mit einer gewissen Festigkeit zu verfolgen. Diese neue historische Darstellung unterscheidet sich von der gewöhnlichen dadurch, daß, während die letztere ihren Entwickelungsgang und chronologische Eintheilungen an gewisse äußere durch ihre Merkwürdigkeit ausgezeichnete Ereignisse knüpft, die erstere ein geographisches, ethnographisches und politisches Princip zu ihrem Führer wählt: Land, Volk und Staat bilden die Grundlagen dieser historischen Methode.

*) Der Verf. nimmt deren fünf an, die er zusammen Gliederung der deutschen Geschichte nennt; sie fallen im Wesentlichen mit den von uns angegebenen Abschnitten zusammen.

Lesenswerth ist die Einleitung zum ersten Theile unter der Überschrift: „Die Naturbildung Deutschlands." Sie zeigt recht deutlich die Bedeutsamkeit geographischer Verhältnisse für ein Volk und seine Geschichte. Dabei ist jedoch der Einfluß des Hegelianismus nicht zu verkennen. Schließlich müssen wir noch dem Verf. das Zeugniß geben, daß er die reiche, zum Theil aber zerstreute Literatur, deren Benutzung ihm oblag, fleißig gesammelt und höchst verständig für seinen Plan benutzt hat, und schon aus diesem Grunde wird Jeder, der sich mit deutschen Geschichtsstudien beschäftigt, sein Werk zu Rathe ziehen müssen. Bei diesem Fleiße in der literarischen Sammlung und bei den zahlreichen Citaten hat es uns indeß gewundert, zu Ende des zweiten Theiles, in dem Abschnitte, der von Karl dem Großen handelt, Ideler's Ausgabe von Einhard's „Leben Karl's des Großen", die mit einem schönen gelehrten Apparate ausgestattet ist (2 Bde., Gotha 1839), nicht erwähnt zu finden. Ob dem Verf. die Ausgabe desselben Biographen von Teulet (Paris 1841) bereits bekannt gewesen ist, als er den zweiten Theil seines Werkes erscheinen ließ, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Die von diesem Herausgeber benutzten Manuscripte sollen sogar noch besser sein als die, welche Pertz seinem Texte zum Grunde gelegt hat. Wir sehen übrigens der Fortsetzung des vorliegenden Werkes mit Verlangen entgegen.

Karl Zimmer.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Als Fortsetzung seiner „Histoire de France sous Louis XIII" gab A. Bazin jetzt eine „Histoire de France sous le ministère du cardinal Mazarin" in zwei Bänden heraus. Von J. J. Barrau erschien in zwei Bänden: „Histoire politique des peuples musulmans depuis Mahomet jusqu'à nos jours; suivie de considérations sur les destinées futures de l'Orient"; vom Grafen David Frolich: „Des différends entre les nations civilisées et de leurs causes", eine Schrift, deren erstes Capitel philosophische Bemerkungen über die Politik im Allgemeinen enthält, das zweite die nordeuropäische Politik, das dritte England, das vierte Deutschland u. s. w. behandelt; von J. Lehuerou, Prof. an der wissenschaftlichen Facultät zu Rennes: „Histoire des institutions mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens jusqu'à l'édit de 615."

Von Ste.-Beuve's „Port royal" erschien der zweite Band, worin über die letzten Jahre und den Tod St.-Cyran's, über Arnauld, Hrn. von Andilly und Hrn. von Sacy, ferner über das erste Auftreten Pascal's Bericht erstattet wird. Dieser zweite Band enthält eine Menge bisher ungedruckter Geheimgeschichten und eine literarisch-philosophische Kritik Balzac's und Montaigne's, welche ihrer Tiefe und Gründlichkeit wegen sehr gerühmt wird.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 98. —— 8. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußtapfen. Nach J. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Avellana. Ein Kloster in den Apenninen, von Dante ausgezeichnet in „Paradiso" XXI, 109. Hier hat sich Dante eine Zeit lang aufgehalten. Das Andenken daran, welches eine Büste des Dichters und Inschriften ehren, ist so fest gehalten worden, daß man noch die Zellen kennt, wo Dante gewohnt hat. Die Stelle zu betreten, wo vor Jahrhunderten ein großer Mensch gewandelt, ist doppelt ergreifend, wenn alle örtliche Erscheinungen derselben und das Leben daselbst noch so unverändert die nämlichen sind, als dies bei einem klösterlichen Aufenthalte der Fall zu sein pflegt. In dem ganzen Abschnitte spricht sich diese Stimmung aus. Man sehe z. B. die wirklich ergreifende Stelle S. 96:

> Ich verließ zu Nacht das Kloster und setzte mich auf ein Felsstück ein wenig oberhalb desselben. Man gewahrte den Mond nicht, der noch hinter den ungeheuern Bergen verborgen, aber einige minder hohe Gipfel derselben sah man schon von seinen ersten Strahlen beleuchtet. Mitten durch das Dunkel drangen die Gesänge der Mönche bis zu mir und mischten sich mit dem Meckern einer Ziege, die sich in den Bergen verstiegen hatte. Durch die Fenster im Chor erblickte ich einen weißgekleideten Mönch, knieend im Gebete. Ich dachte mir, daß Dante vielleicht auch auf diesem Steine gesessen und diese Felsen betrachtet, diesen Mond gesehen und diese Gesänge gehört, immer dieselben wie der Himmel und die Berge.

Rom. Ungewiß kann sein, wie oft Dante in Rom gewesen. Wäre er aber auch daselbst nur in dem J. 1300 gewesen, so mußte schon die große Bedeutung dieses kirchlichen Jubeljahres, eine Bedeutung, die Dante dadurch anerkannt hat, daß er in dasselbe die Zeit der Wanderung durch die außerirrdischen Reiche verlegt, Alles, was er dort gesehen, ihm doppelt wichtig erscheinen lassen; auch schrieb er in dem „Convito" (Hr. Ampère nennt dies Vergötterung, in der die entschiedensten Enthusiasten nicht weiter gehen könnten): „Ich bin überzeugt, daß die Steine seiner (Roms) Mauern, sowie der Boden, auf dem es ruht, mehr, als man es allgemein glaubt, der Verehrung würdig sind." Dennoch findet sich von Allem, was ihm in Rom anschaulich geworden, nur der Monte Jordano, Monte Malo, jetzt Monte Mario und die elf Fuß hohe Pina, nicht Pigna, erwähnt. (Inf. XVIII, 28; XXXI, 60. Par. XV, 109.)

Eine solche, dem Enthusiasmus für die Ruinen des classischen Alterthums, wie er in unsern Tagen zu einem Glaubensartikel geworden ist, auffallende Enthaltsamkeit veranlaßt Hrn. Ampère S. 109 zu der Bemerkung, es lasse darüber nur so viel sich sagen, daß damals das Gefühl für Ruinen nicht vorhanden gewesen sei, und allerdings sei dasselbe ziemlich neu, nicht gehe es in der französischen Literatur über Bernardin de St.-Pierre zurück.

Ref. scheint sich darüber mehr sagen zu lassen. Was wir als classisches Alterthum mit kanonischem Ansehen ausgestattet haben, das war als ein solches noch gar nicht in das Bewußtsein des italienischen Mittelalters der Tage Dante's getreten. Dante's großartige Zeit glich dem ältesten Alterthume, einer Frühlingsperiode der Menschheit, war zu bestrebungsreich, zu mannichfach und tief angeregt, als daß sie gleich einer wol unstreitig sichtbar alternden Periode das Bedürfniß hätte empfinden können, an Ruinen und Trümmern der Vergangenheit sich zu erwärmen. Nicht uninteressant ist auch die Bemerkung, daß in der „Divina commedia", obschon Dante von seiner Republik zu mehrmaligen Sendungen nach Neapel ist gebraucht worden, dennoch außer vom Monte Cassino (Par. XXII, 37) keine Localität, welche in Italien südlicher als Rom wäre, sich ihrer Lage nach beschrieben findet. Wenn dessenungeachtet Dante in seinen Gleichnissen einen unendlichen Reichthum an trefflichen, aus der landschaftlichen Natur entnommenen Bildern bewährt, so findet Ref. hierin den Beweis, daß seine Auffassungsgabe zu mächtig war, als daß sie eines weitern Reviers für poetische Bilderjagd bedurft hätte. Die wenige Ausbeute, welche Rom dem Zwecke des Verf. bot, hat ihn veranlaßt, in diesem Abschnitte Vieles zu erwähnen, wovon man in Bezug auf Dante sich zum Theil genügende Kenntniß verschaffen kann, auch ohne in Rom gewesen zu sein, unter andern das dem Giotto zugeschriebene Gemälde hinter einem Pfeiler von S.-Giovanni del Laterano, vorstellend den im „Inferno" hart mitgenommenen Papst Bonifaz VIII., wie er dem Volke das Jubiläum verkündet, ingleichen das jüngste Gericht von Michel Angelo und Charon's unverkennbar der „Divina commedia" entnommene Darstellung auf gedachtem Bilde. Von letzterm Gemälde geben vorhandene Kupferwerke sehr veranschaulichende Nachbildungen. Bei der Klage (S. 114) daß ein Exemplar der „Divina commedia" verloren gegan

gen sei, das Michel Angelo besessen und das dieser mit Zeichnungen nach Dante habe geziert gehabt, hätten wol eine Erwähnung zwei Sonette des großen Künstlers verdient, welche beide den Dante apotheosiren. In dem einen nennt ihn Michel Angelo geradezu den größten aller Sterblichen, die es je gegeben. Was, können auf solche Autorität gestützt, die Verehrer Dante's fragen, brauchen wir mehr Zeugnisses?

Sehr wahr ist die Bemerkung S. 101, daß Dante bald Lobeserhebungen, bald Flüche und (so liest man in der Übersetzung) Schimpfreden an Rom richtet. Beides ist sehr erklärlich. Das Rom in dem Sinne, welchen Dante mit dessen Bestimmung verbindet, war ein anderes als das Rom, dessen Eingriffe in des Reiches Gerechtsame Dante allüberall bekämpft. Schimpfreden möchte nicht der angemessene Ausdruck sein. Schwerlich würde man so benennen, was Luther gegen Rom gesagt hat; und wenn sich Dante allerdings wenigstens ebenso stark als dieser ausspricht, so thut er es dennoch überall in einem Style, dessen großartige Würdigkeit man hin und wieder in der Sprache Luther's vermißt. Auch möchte sich nicht sagen lassen, daß jene Lobeserhebungen „abergläubische Verehrung und mystische Anbetung" eingeflößt habe. Daß die Reformation, somit aber auch die Spaltung der Kirche welthistorische Nothwendigkeit werde, dies wäre vermieden geblieben, wenn Rom zu Anfange des 16. Jahrhunderts auch nur einigermaßen in der Wirklichkeit gewesen wäre, was es in den Ideen Dante's zu Anfange des 14. Jahrhunderts sein sollte.

Orvieto und Bologna. Ersteres veranlaßt Hrn. Ampère über des Luca Signorelli, des Vorgängers Michel Angelo's, daselbst befindliches jüngstes Gericht und verschiedene in demselben aus der „Divina commedia" entnommene Darstellungen zu sprechen. Wer jenes Gemälde gesehen hat und den Dante kennt, wird schwerlich durch des Hrn. Ampère Worte darüber zu neuen Betrachtungen angeregt werden, und auch wer es nicht gesehen hat, der kann jene Worte entbehren, da ein davon vorhandener Kupferstich ihm unstreitig bessere Dienste leistet.

Von den Romagnolen, denen Dante vorwirft (Purg. XIV, 99), zu Bastarden geworden zu sein (tornati in bastardi), rühmt Hr. Ampère den kräftigen Sinn, und daß man in der Romagna wage, öffentlich das Wort Freiheit auszusprechen, wonach der Wunsch in Aller Herzen lebe. Der hängende Thurm della Garisenda in Bologna hat Dante (Inf. XXI, 136 fg.) zu einem trefflichen Gleichnisse gedient. Es könnte scheinen, daß hier der berühmte, ebenfalls hängende Glockenthurm in Pisa dem Dante näher gelegen hätte. Allein Hr. Ampère datirt jenen Thurm vom J. 1110, wogegen dieser erst nach Dante's Tode ist vollendet worden. Auch bemerkt er, noch in andern Städten, z. B. Verona und Venedig, gäbe es solche hängende Thürme, und überall rühre diese Erscheinung ganz einfach davon her, daß der Grund gewichen sei. Ref. hat von glaubwürdigem Munde vernommen, in keiner andern Stadt Italiens finde man etwas Ähnliches, und in einer kleinen unlängst zu Pisa erschienenen Schrift werde berichtet, schon während des Baues habe der dortige hängende Thurm sich nach einer Seite gesenkt; dadurch habe man sich aber in dem Weiterbaue nicht stören lassen, weil man im voraus gewiß gewesen sei, daß kein wirklicher Schaden dadurch entstehen könne. S. 12[illegible] äußert sich Hr. Ampère, wie in der bolognesischen Schule der Sinn für Dante untergegangen sei. In der Kirche des heiligen Petronius, im 14. Jahrhundert erbaut, sah er ein Gemälde von der Hölle, seinem Urtheile nach, in würdigen, dem Dante verwandten Geiste ausgeführt, wogegen andere, den Zustand der Seelen in der andern Welt schildernde Gemälde in der 1611 erbauten Kirche des heiligen Paulus einen davon ganz verschiedenen Charakter haben. Ein Fegefeuer von Guercino ist schlechthin ein Feuer, in dem Büßende sich sichtbar unbehaglich fühlen. Das ist im Vergleich mit den plastischen und pittoresken Mannichfaltigkeiten des „Purgatorio" ein kläglicher Rückschritt der Kunst. Von Lodovico Carracci's Paradiese sagt Hr. Ampère S. 125:

> Was das Paradies von Lodovico Carracci betrifft, so hat der Bolognese nicht mit der allerdings sehr großen und selbst von Flaxman selten überwundenen Schwierigkeit gekämpft, das mystische Paradies, das Dante aus Licht, Harmonie und Liebe schuf, den Augen darzustellen. Statt der leuchtenden Chöre, welche in dem dritten Theile der „Divina commedia" die seligen Geister bilden, hat sich Lodovico Carracci darauf beschränkt, Engel zu malen, die auf verschiedenen Instrumenten spielen. Diese Engel sind junge, hübsche, in einer Musikstunde sehr fleißige Leutchen. Einer davon ist mit einer ungeheuern Posaune bewehrt. Es ist weit eher ein Liebhaber- als ein Paradiesconcert.

Die Bemerkung von dem mystischen, aus Licht, Harmonie und Liebe geschaffenen Paradiese des Dante ist ungenau. Hr. Ampère muß ganz den XXXI. Gesang des „Paradiso" vergessen gehabt haben, wo die Heiligen des Alten und des Neuen Testamentes auf Sitzen, welche gleich den Blättern einer Rose untereinander abgestuft sind, sich in persönlicher Gestaltung sichtbar zeigen. Keine Schuld hat also Dante's „mystisches" Paradies daran, daß nicht selbst Carracci etwas Besseres als ein Liebhaberconcert angefertigt hat.

Nicht mit Unrecht scheint Hr. Ampère Michel Angelo und Rafael als die Letzten zu bezeichnen, in welchen noch die traditionelle Danteskische Kunst durchleuchtet. In Rafael und seiner Zeit ist unstreitig noch der rechte Sinn für Dante lebendig gewesen. Zwar stellt auch ihn Rafael in den Stanzen auf den Parnaß, er hat ihn dort aber auch unter die im Streite über das heilige Sacrament begriffenen Theologen gestellt, und als Unterschrift die Worte aus Dante's Grabschrift wiederholt: „Theologus Dantes nullius dogmatis expers", jedoch hier sein Haupt ebenfalls mit der Lorberkrone geziert. Also auch dem Rafael erschien Dante als Lehrer der höchsten kirchlichen Wahrheit und seine Poesie als das Organ, durch welches jene Wahrheit den Sterblichen zur Anschauung gebracht war.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenlitteratur.

1. **Bertrand von Kergoet.** Nach Horace de Viel Castel. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Die dem Roman vorausgehende Anrede an Hrn. de Champeaux deutet die politische Richtung dieses verdienstvollen Werks an. Sie enthält folgende kraftvolle Stelle: „So sage ich denn dem Adel Frankreichs, dem Adel der Vorstadt St.-Germain, oder dem Adel der Provinz, dieser großen Körperschaft von Gutsbesitzern, diesem durch den Besitz von Landgütern so mächtigen, des Einflusses so fähigen Landadel: Ihr habt in Eurer Pflicht gefehlt; Ihr seid zum großen Theil an all dem Übel, das seit zehn Jahren über uns gekommen ist, Schuld; Ihr glaubt, Euch von den Wahlkämpfen fern halten zu können, Ihr glaubt, es sei einer Partei erlaubt sich abzusondern und dem Wirrwarr, dem Unglück des Landes wie ehemals einem Turnier beizuwohnen. Aber Ihr habt Unrecht, und ich sage es Euch mit kummererfülltem Herzen: Ihr habt gefehlt, Ihr seid schuldig. Ihr seid verantwortlich! Ihr, die Ihr seit zehn Jahren die politischen Kämpfe verlassen habt; wer Ihr auch seid und welche Motive Ihr auch haben möget, Ihr seid verantwortlich für die entschieden schlechte Richtung der moralischen Ordnung, für die falschen Principien und für die Verirrungen der Völker. Ihr seid verantwortlich für die revolutionnairen Schreier, deren Lärm noch nicht Euch aufzurütteln im Stande war. Ihr seid verantwortlich für diese in unsern Straßen abgesungenen Marseillaisen und für diese Emeuten, die unsere öffentlichen Plätze oft mit Blut besprengen.“ Der Roman selbst deckt die Wunden des armen Frankreichs auf und stellt die verschiedenen, es in seinem Innern zerreißenden Parteien sich gegenüber, den alten Royalisten, der für die Bourbons Blut und Vermögen opferte und von den rückkehrenden Bourbons vergessen und zurückgesetzt ward, den Emporkömmling der Revolution, der sein Glück gemacht hat. Vergangene und gegenwärtige Zustände und Stimmungen werden besprochen. Der Roman leidet indeß selbst an den Verzerrungen der neuen französischen Literatur. Der junge Bertrand von Kergoet liebt ein Fräulein Mervin und hofft auf die Erlaubniß seines Vaters, sie zu heirathen. Der Vater des Mädchens war bei der revolutionnairen Partei, hatte früher um Kergoet's Mutter geworben und war verschmäht worden; um sich zu rächen, besetzt er, während Kergoet in der Vendée kämpft, das Schloß und droht sich des Kindes zu bemächtigen, wenn die Frau sich ihm nicht in Liebe ergibt. Sie rettet ihr Kind und stirbt dann vor Reue und Scham. Dieses Ereigniß scheint allerdings bedeutend genug, um den Haß des alten Kergoet gegen die Familie Mervin zu begründen, und das junge Paar wird getrennt. In einem unendlich langen Briefe verkündet die Geliebte, daß sie einen Andern heirathet, und der junge Kergoet weiht sich, trotz der traurigen Erfahrungen von der Undankbarkeit der Familie Bourbon, abermals ihrer Sache und kämpft für die Herzogin von Berri in der Vendée. Die Sache geht verloren, er wird verbannt und hofft jenseit des Meeres ein Asyl zu finden; auf dem Wege nach dem Schiffe erreicht ihn aber die Kugel eines ihm persönlich feindlichen und republikanisch gesinnten Nachbars und er stirbt. In Frankreich mag dieser Roman nun manchen Anklang finden, indem der Parteihaß überall Funken des Interesses schlagen muß, auch manche Übergangszustände lebhaft geschildert sind. Für Deutschland hat er aber wenig Anziehendes und Ref. begreift nicht, was zur Übersetzung veranlaßt haben mag.

2. **Die beiden Familien, oder das Schloß von St.-Felix.** Vom Baron von Lamothe-Langon. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die eine dieser Familien ist eine alt aristokratische, mit Orden, Ehrentiteln und makelloser Ahnenreihe, doch mit heruntergekommenem Vermögen, die Barone von Pamier, während die andere Familie einen gewissen Lapeyrel zu ihrem Haupt hat, der wegen eines Diebstahls die Vaterstadt verlassen mußte und nun nach vielen Jahren, nachdem die Revolution (die als echte Lethe so Vieles in Vergessenheit gebracht, was für die Ewigkeit bestimmt schien) auch seine Verhältnisse umgewandelt hat, Kirchengüter erstand und als reicher Mann mit Sohn, Schwiegertocher, zwei erwachsenen Enkeln und einer Enkelin wieder in St.-Felix einzog. Die Schilderung der Eigenthümlichkeiten der beiden Familien ist in den ersten Capiteln gut gehalten und der Roman verspricht allerdings Manches, was er nicht hält, denn er artet in seinen Begebenheiten zu einem ganz gewöhnlichen Roman aus, dessen breite, in die Länge gezogene Gespräche wenig Stoffinteresse entwickeln, während sie den Gang der Romanbegebenheiten hemmen. Im Französischen mag er sich besser lesen als in der deutschen zwar richtigen, doch nicht schönen Übersetzung, wo man die knarrenden Räder der Perioden oft nicht überhören kann. Die zwei Enkel des Emporkömmlings, der den Namen St.-Aurele angenommen, lieben die junge Gräfin und sie reicht dem jüngern ihre Hand. Frau von St.-Aurele aber entbrennt in ehebrecherischer Neigung für den jungen Vicomte und verlockt ihn zu einem strafbaren Verhältniß. Man sieht ihn des Nachts aus dem Lapeyrell'schen Hause kommen und klagt die Tochter Mathilde, ein liebenswürdiges, unschuldiges Mädchen, des Einverständnisses mit dem Vicomte an. Seine Weigerung, die Ehre des Mädchens, das er liebt und von dem er geliebt wird, wiederherzustellen, zieht ihm manche bittere Vorwürfe zu; nur das Mädchen selbst, welches das Geheimniß des strafbaren Verhältnisses ihrer Mutter weiß und dieses als unübersteigliches Hinderniß der Verbindung erkennt, spricht ihn frei. Es findet sich indeß, daß Mathilde nicht die Tochter der Frau von St.-Aurele, sondern die eines spanischen Großen ist; so löst sich das Ganze zu allgemeiner Zufriedenheit und Frau von St.-Aurele geht mit einem Engländer davon. Die Klatschereien der Kleinstädter von St.-Felix über die beiden Familien und deren Thun und Treiben sind oft recht humoristisch, stellen sich aber allzu häufig ein. Eine charakteristische Bemerkung über kleine Städte hat Ref. als sehr wahr und noch nicht allgemein bekannt hier herausgehoben: „Gewöhnt an die Berauschungen des Reichthums, an die Wichtigkeit, die derselbe in Paris verleiht, verstand Lapeyrell nicht die falsche und untergeordnete Stellung, welche ihm die Meinung in St.-Felix auferlegte. Er wußte nicht, daß der Stolz den Menschen über seine Armuth tröstet und daß diese in der Provinz und vor allem in den kleinen Städten so weit getrieben ist, daß ein Fremder oder Einheimischer, wollte er alle Tage in der Woche offene Tafel halten, in keinem ehrbaren Hause, selbst nicht in dem niedrigsten, die nöthige Anzahl von Schmarotzern zu finden vermöchte, die zu einem Mahle von 12 oder 18 Gedecken unentbehrlich ist. Die wahre Gleichheit besteht in den kleinen Städten, das Gleichgewicht lastet auf jeder Kaste und Niemand vermag dasselbe zu seinen Gunsten zu lüften.“ Wenn nun auch dieses Werk nicht ganz ohne Verdienst, der Verf. nicht ganz ohne Talent ist, so muß Ref. doch eingestehen, daß es nicht des Übersetzens werth war.

3. **Fräulein von Verdun.** Von dem Grafen Viel Castel. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Fanny Tarnow hat große Verdienste als Übersetzerin — die schöne, immer dem Gegenstande angepaßte Sprache, die jeglichen Hauch des Auslandes bannt —, sowie auch die Wahl der Werke, die sie ihren Landsleuten übergibt. Der Graf von Viel Castel gehört zwar zu den allzu redseligen französischen Schriftstellern der neuern Zeit, er blutet an der aristokratischen Wunde und seine Werke sind die Aderlasse, durch welche das entzündete Herzblut entströmt. Die lange Zueignung an den russischen Prinzen Mertschersky ist die Lorgnette, durch welche man dieses Product lesen muß. „Ehemals gab es in Frankreich eine mächtige, stolze, adelige Aristokratie, die das glän-

zende Wappenschild des ganzen Volks war; in ihr ehrte man das Volk. Heutzutage verbleichen nun die Farben dieses Wappenschildes und diese Aristokratie, auf die wir so stolz waren, stirbt ab." Daß diese Aristokratie nicht nur durch die Verhältnisse und Begebenheiten zu Grabe getragen wird, sondern selbst sich dahinmordet, das ist es, was den Grafen zur Geißelung der Vorstadt St.-Germain aufreizt. Er sucht die Quelle der Verderbniß in der Centralisation, welche aus Paris Frankreich macht und Paris jene Anziehungskraft verleiht, deren Opfer das ganze übrige Frankreich ward. „Dieses unglückliche System der Centralisation hat im Verlauf von 200 Jahren Frankreich eine andere Physiognomie gegeben und alle Zustände durchaus verändert; vielleicht haben unsere Industrie und unser Handel dabei gewonnen, allein was ist aus der Moralität des Volks geworden? Wer wird diesem Volke seinen Glauben und seine Ehrfurcht wiederschaffen? Industrie und Handel haben schon oft, wenn sie nur zur Beförderung egoistischer Interessen gedient haben, Nationen ins Verderben gestürzt, denn der Tag, wo ein Volk den Sinn für das Geistige ganz verliert und durchaus nur noch dem Materialismus frohnt, ist auch der, an dem das Schicksal desselben erfüllt ist und wo es aus der Reihe der starken und mächtigen Völker verschwindet." Die Vorstadt St.-Germain nennt der Verf. „eine alte aristokratische Ruine der Gesellschaft eines andern Jahrhunderts, die sich nicht mehr der Traditionen aus ihrer Jugendzeit erinnert und auch nicht aus der Gegenwart eine Lehre für die Zukunft zu ziehen versteht. In der Vorstadt St.-Germain sind die Tugenden mehrentheils nur äußerer Schein und die Laster allein unbestreitbare Wahrheit." Die Angriffe des Grafen Viel Castel auf die Vorstadt St.-Germain sind größtentheils gegen Frauen gerichtet. „St.-Germain ist eigentlich nur ein großer Salon, wo um der immerwährenden Repräsentation willen Glaube, Tugend, Freiheit, kurz, alles aufgeopfert wird. Die Frauen sind die Beherrscherinnen dieses Reichs, von denen jede Bewegung ausgeht; in der Vorstadt St.-Germain legen die jungen Frauen den Grund zu dem Rufe eines Mannes und der Beifall der ältern Frauen begründet ihn vollends. Von den Frauen allein geht der Ton eines Zeitalters aus und sie allein bilden die Sitten desselben und geben einem Jahrhundert das Gepräge von Galanterie, Ritterlichkeit oder Sittenlosigkeit, wodurch es sich auszeichnet. Denn in jeder Kategorie bleiben sie immer das Ziel, das die Leidenschaften der Männer zu erreichen streben, und die Belohnung, welche sie wünschen. Wenn man also ein Zeitalter studiren will, so muß man mit den weiblichen Elementen der Gesellschaft und unserer Zeit die Studien beginnen, und die Geschichte des weiblichen Geschlechts wird uns den Geist des Jahrhunderts besser erklären, als alle philosophischen und historischen Werke es zu thun vermögen. Die Frauen des 19. Jahrhunderts sind ebenso wenig ausgezeichnet unsittlich als ausgezeichnet tugendhaft. Sie haben nicht viel Sinnlichkeit und auch nicht viel Herz, aber von beiden ein wenig." Viel Castel spricht den Frauen von St.-Germain die Fähigkeit einer wahren, edeln Liebe ganz ab; die meisten besitzen mehr Koketterie als Herz, mehr Seelendürre als Sinnlichkeit. „Leicht würde es sein, eine Frau zu finden, welche fähig ist, die Knöpfe an Eurer Weste zu zählen, während alle Schätze Eures Herzens, die glühendste Begeisterung der Jugend anbetend Ihr zu Füßen legt, oder auch eine mit Sinnen und Herz begabte Frau, in deren Seele aber die Sucht zu glänzen so vorherrschend ist, daß sie ihr alle Freuden des Daseins und die leidenschaftlichste, glühendste Liebe, mit der sie sich geliebt fühlt, unbedenklich zum Opfer bringen wird. Solche Frauen voll Anmuth und Liebenswürdigkeit sind die Armiden jenes Rinaldo, den nichts aus seinem Schlummer zu wecken vermag und den man ehemals den Adel Frankreichs nannte." Ref. meint nun, es sei eine Eigenthümlichkeit des 19. Jahrhunderts, welche sich in allen Ländern und in allen Kreisen geltend macht, daß der Verstand die Oberherrschaft über das Herz an sich gerissen hat und Männer wie Frauen den blinden Leidenschaften den Staar zu stechen und der Vernunft das Hauptregiment einzuräumen sich bemühen. Freilich sind Egoismus und Materialismus auch Zweige dieser göttlichen Vernunft und die Menschen werden kälter wie unsere Sommer. Marie von Verdun gehört indeß zu den Frauen, die fromm und tugendhaft in die Welt eintreten und den tiefen Schmerz des Verlustes aller ihrer Illusionen bitter durchempfinden müssen.

4. Die Witwe. Von Frances Trollope. Nach dem Englischen von Freiherrn v. T. Fünf Theile. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 1841. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieser humoristische, anmuthige Roman von der heirathslustigen Witwe wird der Lesewelt als äußerst unterhaltend und anziehend empfohlen; sowol die Zusammenstellung der Begebenheiten, als die der Charaktere, ist wohl gelungen und die Übersetzung erheischt Anerkennung. 8.

Historische Miscellen.

Das bestrafte Leckermaul.

Es ist allgemein bekannt, wie freigebig Karl der Große gegen die Geistlichkeit war, weil er durch die Hebung dieses Standes auf die Civilisirung seines Volkes am kräftigsten wirken zu können glaubte. Er ließ sie aber auch oft seine Geistesüberlegenheit fühlen und geißelte sie mit bitterm Spotte, oder auf eine launige Weise, sobald er eine gegründete Ursache dazu hatte. Unter Anderm führte er, wie uns der Monachus Sangallensis erzählt, einen Bischof, der ein ungemeines Leckermaul war, auf folgende Weise an. In der Nähe dieses Bischofs wohnte ein reicher Jude, der oft in die Levante reiste und allerlei Kostbarkeiten und Seltenheiten von da mitbrachte. Diesen beredete Karl, den Bischof auf irgend eine Art so zu betrügen, daß seine Leckerhaftigkeit lächerlich gemacht würde. Der Jude fand sich gleich bereit, dem Kaiser diesen Dienst zu erweisen. Er nahm eine in allerhand Gewürz eingemachte und dadurch unkenntlich gewordene Maus, wickelte sie, als einen höchst kostbaren orientalischen Leckerbissen sorgfältig in feine Seide ein und bot sie dem gierigen Bischof zu einem enorm hohen Preise an. Nach langem Handeln zahlte endlich der geistliche Lüstling die außerordentliche Summe, die der Jude alsbald, wie es verabredet war, dem Kaiser selbst einhändigte. Nicht lange nachher entbot Karl die Bischöfe der Provinz und die weltlichen Beamten zu sich, um öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Als diese Berathungen geschlossen waren, ließ Karl das Geld herbeiholen, erzählte den Streich und beschämte so den Bischof öffentlich.

Der heilige Bernhard.

Als Bernhard von Clairvaux auch zu Speier die Kreuzzüge predigte, redete ihn, als er in den Dom trat, ein hölzernes Marienbild in französischer Sprache mit den Worten an: „Willkommen, Bruder Bernhard!" — „Schönen Dank, meine Gnädige!" erwiderte er ihr, bestieg sodann die Kanzel und predigte mit seinem gewohnten Feuereifer. Der Zulauf war so groß, daß Kaiser Konrad III. den heiligen Mann auf seinen eigenen Armen aus der Kirche trug, damit er im Gedränge nicht erdrückt würde.

Feindesgesinnung.

Bekanntlich hatte der Erzbischof Dietrich von Köln mit Herzog Adolf von Kleve in fast beständiger Feindschaft und Fehde gelebt. Kaum war Adolf gestorben, als Jemand, in der Hoffnung, eine reiche Belohnung zu erhalten, eiligst nach Köln ritt und dem Erzbischofe die Nachricht fröhlichen Gesichts überbrachte. In edlem Unwillen rief dieser aus: „Was treibt dich dazu an, mir den Tod eines Mannes, dem an Rechtlichkeit und Tapferkeit Keiner gleich kam, mit so hämischer Freude zu melden?" kehrte dem Elenden den Rücken zu und ließ ihn leer abziehen. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 99. —— 9. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußtapfen. Nach J. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Mantua. Man möchte meinen, wirkliche und sogenannte Verehrer des Dante müßten darin übereinstimmen, daß bei keinem Dichter eine so ergreifende landschaftliche Beschreibung sich finde als die der Lage Mantuas, welche (Inf. XX, 61 fg.) mit den Worten: suso in Italia bella giace un laco, anhebt. Hr. Ampère spricht in dieser Beziehung von einer ausdrucksvollen etwas trockenen Kürze des florentinischen Dichters. Er ist natürlich auch in Pietola gewesen, der angeblichen Geburtsstätte Virgil's (Purg. XVIII, 83), und hat hier natürlich nichts gesehen als „ein italienisches Dorf, welches gerade so aussah wie ein anderes". Schließlich erklärt auch Hr. Ampère die schöne Stelle (Purg. VI, 70 fg.), wo Virgil und Sordello sich als Landsleute erkennen, für eine schöne Stelle.

Verona, die Stadt, wo Dante während seines Exils bei den Scaligern gastfreundschaftliche Aufnahme fand. Folgendes ist Dasjenige, was uns in diesem Abschnitte bemerkenswerth schien. Das correre il drappo verde (Inf. XV, 121), das Dante in Verona gesehen, wurde an dem davon benannten Thore del palio (ein Stück reichen Stoffes, bestimmt zum Preise bei einem Wettlaufe), und zwar am ersten Fastensonntage gehalten. Hr. Ampère sagt: „Unstreitig schrieb sich diese Sitte aus dem Heidenthume her, sowie das Wettrennen nackter Frauen, das später im mittäglichen Frankreich stattfand." Den ersten Theil der Bemerkung haben wir keinen Grund zu bezweifeln, und den letztern, in Beziehung auf Dante unwichtigen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jenes Thor heißt jetzt la stupa (?). In Verona hat der Sage nach Dante 1320 in der Kirche des heiligen Anastasius eine thesis über Wasser und Feuer vertheidigt. Nicht findet dies Hr. Ampère und ebenso wenig findet Ref. es unglaublich, indem Dante nicht als großer Philosoph würde gegolten haben, wenn er sich nicht auch im Disputiren als Dialektiker hätte bewährt gehabt, und daß er das physikalische Wissen seiner Zeit inne hatte, beweist die „Divina commedia" an mehr als einer Stelle. Wenn aber Hr. Ampère hier die Bemerkung macht: nur allzu viele Stellen finde man in der „Divina commedia", wo die Sprache des Dichters alle Mühe habe, sich gegen die Gewohnheiten des Scholastikers zu vertheidigen, so behauptet dagegen Ref., daß Dante's Sprache sich nirgend diese Mühe gegeben hat. Das heißt dem Dante die Ansichten einer spätern Zeit unterschieben, wo die Reflexion Wissenschaft und Kunst in gesonderte Grenzen verwies. Hätte Dante nicht auch in der „Divina commedia" Theoreme der scholastischen Philosophie darlegen wollen, so würde er, um nur eins zu erwähnen, darin nimmermehr, wie er ja doch gethan, von qualitate und quiditate der Dinge gesprochen haben.

Völlig neu und interessant war Ref. die S. 137 angeregte Frage, ob nicht das, „die Treppen (scale) anderer Auf- und Absteigen", über dessen Bitterkeit Dante so rührend klagt, die Scaliger treffe; dies vielleicht, ohne daß Dante ihnen damit einen Vorwurf machen wollte. In der Kirche San-Firmo sah Hr. Ampère die von dem letzten Sprößlinge des männlichen Stammes Dante's den Söhnen desselben errichteten Denkmäler, das eine mit der Inschrift: Peter Allighieri Dante III. (?), gelehrt im Griechischen und Lateinischen, unvergleichlich als Ehegatte; auf dem andern: Ludwig Allighieri IV., Rechtsgelehrter mit allen Tugenden geschmückt. Dante's Töchter sind nach S. 142 in Verona als Nonnen gestorben.

S. 144 stellt Hr. Ampère die kühne Vermuthung auf, ob nicht der Anblick des Innern des Amphitheaters in Verona und dessen sich abstufende Sitze dem Dante die Idee zu seiner Darstellung der Hölle könnte angegeben haben.

> Wenn Dante — liest man hier — es gleich mir von oben herab, bei schönem Mondschein, der alle Formen des Gebäudes klar erscheinen ließ, während die unmerkliche Aufstufung des Lichts die Tiefe noch zurückdrängte, gesehen hat, so hat unstreitig dieser Anblick mit dazu beigetragen, ihn die innere Bildung der Hölle erfinden zu lassen.

Das ist recht hübsch gesagt, aber auch eben nur hübsch gesagt. Ein Umhersuchen, ob nicht, weil und wenn es nun einmal eine Hölle gäbe, derselben diese oder jene Gestaltung sich am besten möchte anbilden lassen, kann dem Dante nur von einer unvollständigen Einsicht in das Wesen der „Divina commedia" zugetraut werden. Sein ganzes theologisch-scholastisches System hätte anders sein müssen, wenn ihm die Hölle nicht wirklich gerade so und nicht anders gewesen wäre, als er sie beschreibt. Nur eins: durch Lucifer's Fall vom Himmel herab und dessen

Einschlagen in die eine Erdhemisphäre (Inf. XXXIV, 121 fg.) mußte die Hölle gerade so und zugleich durch die hiermit auf der Oberfläche der andern Erdhemisphäre eintretende Veränderung auch das Fegefeuer gebildet werden. Dies Alles greift systematisch ineinander, auf eine Weise, die Alles und Jedes auf gut scholastisch so gewiß feststellen will, als wäre es mit eigenen Augen geschaut worden.

Padua. Nach Virgil ist Padua von Antenor gegründet. Daß bei dem Verhältnisse, in welches wir den Virgil und das Mittelalter zueinander gestellt finden, es nicht mehr bedurfte, um den Paduanern und dem Dante, der darum jene Antenori nennt (Purg. V, 75), die unumstößliche Überzeugung von Begründung der Stadt durch Antenor zu geben, versteht sich von selbst. Allein es überrascht, daß der alterthümliche Volksglaube sich mit der Frische erhalten hat, von welcher Hrn. Ampère folgender Vorfall einen Beweis gab. Auf dem Wege nach der Kirche des heiligen Antonius fand derselbe einen Schuhflicker mit seinem Gewerbe in der Ruine eines römischen Gebäudes eingerichtet und erfuhr von ihm, dies wäre das Grabmal Antenor's, des Gründers von Padua. Dante hat während seines Exils sich längere Zeit in Padua aufgehalten, unweit der Laurentiuskirche, da (S. 149), wo sich jetzt ein literarisches Cabinet befindet. Noch ist vom J. 1306 in den Archiven eines Grafen Papafava ein Contract auf Pergament vorhanden, unter welchem steht: Fuit e testimoniis Dantinus de Alighieriis qui nunc habitat Patavii in contracta (?) Sancti Laurentii. Dante beschreibt (Inf. XVII, 64) das Wappen der Scrovigni von Bologna. Noch wird daselbst Madonna Pietra di Scrovigni als eine Liebe Dante's genannt. Ein Scrovigni hat die Kapelle der Arena bauen lassen, wo sich die das jüngste Gericht darstellenden Fresken Giotto's befinden. Neben wenigen und minderbedeutenden aus der „Divina commedia" in das Gemälde übertragenen Darstellungen findet sich auf demselben (Inf. XXV, 46 fg.) auch hier die Umwandlung des Menschen in Schlangen — genauer: in vierfüßige Drachen — und dagegen der Schlange in Menschen. Sehr richtig scheint S. 153 Hr. Ampère zu bemerken:

Giotto, der Zeitgenosse und Freund Dante's, hat ihn viel weniger nachgeahmt als Orgagna, der doch viel später kam. Man begreift dies: die Schöpfungen des Dichters mußten schon durch einen gewissen Zeitverfluß und Dauer der Bewunderung geweiht sein, um auf den Wänden der christlichen Tempel neben den Offenbarungen der Apokalypse oder den Gemälden aus dem Evangelium Platz zu ergreifen.

Jene Doppelumwandlung mochte wol die verdiente allgemeine Beachtung um so mehr finden, als dazu Dante selbst aufgefodert hat, indem er (Inf. XXV, 97 — 100) erklärt: vor der von ihm beschriebenen Doppelumwandelung müsse selbst Ovid verstummen. In der Kirche degli Eremitani, Fresken des 1338 verstorbenen Guariente Padovano, Zeitgenossen des 1321 gestorbenen Dante, darstellend die sieben Planeten neben der Kreuzigung und Auferstehung. Über dieses Gemälde, welches wol möglich entstanden sein kann, ohne daß die „Divina commedia" irgend einen Einfluß darauf geäußert hat und das also besonders interessant dadurch ist, daß man die Vorstellungen des Zeitalters erblickt, wie dieselben waren, bevor Dante darauf eingewirkt hatte, sagt Hr. Ampère Folgendes:

Der Maler stellt die verschiedenen Zeichen des Thierkreises zu den Personen, welche jeden Planeten bilden. Ebenso trägt Dante stete Sorge, mit der genauesten Pünktlichkeit auf jedem Schritte seiner zugleich mystischen und kosmologischen Reise anzuzeigen, in welchem Zeichen des Thierkreises die Sonne stehe. Zu Padua wird der Mars durch einen Krieger dargestellt und Dante versetzt die im Glaubenskriege umgekommenen Helden in diesen Planeten. Guariente's Mond ist eine Frauensperson, die den Fuß auf zwei Weltkugeln setzt, dadurch den Unbestand anzuzeigen, der nach den astrologischen Vorurtheilen Allem zugeschrieben ward, was unter dem Einflusse dieses Gestirnes entstand. Dante hat unter Leitung derselben Vorurtheile die Seelen Derer, die unfreiwillig ihre Gelübde brachen, ebenfalls in den Mond versetzt. Endlich ist die Erde mit einem Strahlenkreise umgeben, unstreitig um die Feuersphäre anzudeuten, welche sie nach dem Systeme des Ptolemäus einhüllt, dem auch Dante hierbei, wie in allem Übrigen folgt. Der Dichter, der nicht gern eine Gelegenheit versäumt, um die weltliche Herrschaft des Papstthums anzugreifen, hätte die kühne und bizarre Allegorie gewiß nicht verschmäht, womit Guariente unsern Planeten dargestellt hat. Er personificirt ihn nämlich unter den Zügen eines Mannes, der auf einem Throne sitzt, mit einer Tiare gekrönt ist, in der Rechten eine Weltkugel und in der Linken einen Scepter hält, der in einem Kreuze endet. Das heißt doch deutlich genug die Ansprüche der Tiare auf die Welt bezeichnen.

Ref. läßt dahingestellt, ob Guariente den Papst in Ausübung angemaßter oder, was bei der kirchlichen Bestimmung des Gemäldes wahrscheinlicher ist, rechtmäßiger Gewalt begriffen hat darstellen wollen. Von Ezzelino, in Bezug auf welchen Hr. Ampère mancherlei sagt, nichts, wodurch über Dante (Inf. XII, 109) ein eigenthümliches Licht verbreitet würde.

Rimini. Hier findet sich nichts, was an Francisca erinnerte, ausgenommen der Palast der Malatesta. Den Abschnitt beschließt Hr. Ampère mit einer Bemerkung über San-Marino, deren wörtliche Mittheilung unsern Lesern willkommen sein wird.

Unweit Rimini liegt die Republik San-Marino, durch ihre Kleinheit und Dauer berühmt, ein Schlößchen des Mittelalters, das die Walze der monarchischen Ära zu zermalmen vergaß. Es kann dieser Zwergrepublik hier nur um deswillen Erwähnung geschehen, weil sie heutzutage ein einziges Pröbchen von Dem liefert, was in den Zeiten, wo Dante schrieb, das allgemeine Leben Italiens war. Im Schirme des Namens ihres heiligen Patrons, durch ihre geringe Bedeutung und das Gold der Florentiner geschützt, hat San-Marino bis zu unserer Zeit bestanden und zeigt uns jene Verbindung der Religion und Freiheit, welche der Charakter der italienischen Communen im 13. Jahrhunderte war. Nichts kann eine solche Verbindung lebendiger ausdrücken als die neue Kathedrale von San-Marino. Die 7000 Einwohner, welche die Volkszahl dieses kleinen Staates ausmachen und eine jährliche Abgabe von vier Sous für den Kopf bezahlen, haben es doch dahingebracht, aus ihren Ersparnissen eine sehr schöne Kirche zu ersparen, die 150,000 Francs gekostet hat. Auf den Hauptaltar haben sie die Bildsäule ihres Nationalheiligen gestellt und ihm ein offenes Buch in die Hand gegeben, worauf das einzige Wort steht: Libertas.

Ravenna. Francisca's Geburts- und die Grabstätte Dante's, der dort bei den Polentani einen Zu-

fluchtsort fand. Ein Stück Mauer ist vielleicht das Überbleibsel des Palastes der Polentani. Kein Denkmal ist in Ravenna, das aus der Zeit Dante's herstammte oder durch irgend eine Anspielung oder Erinnerung derselben sich anschlösse. Das Mittelalter, sagt Hr. Ampère, ist fast ganz von Ravenna entfernt; Alles rührt dort aus dem 5. und 6. Jahrhunderte her. Ravenna ist eine Probe von Byzanz unter Justinian. Schlüßlich spricht Hr. Ampère über das Denkmal des Dante, das länger als ein Jahrhundert nach dessen Tode (1482) von Bernardo Bembo, Podestà von Ravenna, für die Republik Venedig durch Lombardi errichtet, 1692 von Domenico Corsi, Cardinallegaten für die Romagna, restaurirt und 1780 von dem Cardinal Gonzaga aus Mantua wieder völlig neu aufgerichtet wurde, ingleichen von dem bekannten Epitaphium: „Jura monarchiae, Superos, Phlegetonta lacusque Lustrando cecini etc." Die Inschrift des 18. Jahrhunderts nennt Dante den ersten Dichter seiner Zeit. Wenn Hr. Ampère über die Bestattung Dante's nach dem Tode und über Alles, was von da an bis zu Bernardo Bembo zur Ehre Dante's geschehen, S. 168 sagt: „als er (Dante) zu Ravenna am 14. Sept. 1321 starb, sammelte man seine verkannte Asche in eine marmorne Urne", so weiß Ref. nicht, was er sich hierbei denken und wie das zu Giovanni Villani, Buch IX, Cap. CXXXIII, stimmen soll, nach dessen ganz unstreitig glaubhaftem Berichte Dante nach seinem Tode bestattet worden ist à Bologna, dinanzi alle porte della chiesa dei frati minori a grande onore in abito di Poeta e di grande Filosofo, in uno monumento per lui fatto rilevato, auf welches Denkmal bald nachher die im Villani zu lesenden Distichen gesetzt wurden, von denen Rafael den ersten Hexameter „Theologus Dante etc." (s. oben) entlehnt hat. Diese Grabschrift hätte wol eine Erwähnung verdient; sie ist ein bedeutendes Denkmal der großen Verehrung, welche für Dante dessen Zeitgenossenschaft empfand, und der Ansicht, von welcher diese Verehrung ausging. Dante wird darin gerühmt, als eines jeden theologischen Dogma kundig, das von der Philosophie gerechtfertigt werde, als der Musen Stolz und der dem Volke wertheste Schriftsteller, dessen Ruhm so weit als der Himmel reiche (fama pulsat utrumque polum). Hiernach möchte man glauben, daß, wenn Hr. Ampère schließlich den Herren Capei und Capponi für viele Belehrung dankt, welche diese ihm über Dante und die Geschichte Italiens gegeben, er aller Wahrscheinlichkeit nach entweder sehr dankbar für eine Kleinigkeit gewesen, oder die Belehrung nicht eben mit großer Sorgfalt von ihm benutzt worden sei. 57.

Correspondenznachrichten.

Rom, 1. März 1842.

Die italienischen Journale und Tagesblätter fast aller Städte der Halbinsel von den Alpen herunter bis zum Busen von Tarent, die politischen ebenso sehr als die literarischen und artistischen, sind mit so allarmirender Heftigkeit über die Redaction der augsburger „Allgemeinen Zeitung" hergefallen, daß, nach dem bereits Geschriebenen und der höchst gereizten Stimmung der Schreiber zu urtheilen, die noch gegen dieselbe zu erwartenden Artikel zahllos sein dürften. Die gedachte Redaction hat diesen publicistischen Aufstand gegen sich selbst veranlaßt. Nämlich eine von Rom aus über die Errichtung eines Standbildes für den berühmten Dichter Metastasio ihr gemachte Anzeige (s. Beilage der augsb. „Allgemeinen Zeitung" vom 24. Jan.) besprach beiläufig den Charakter seiner Poesien. Es heißt in ihr: „Metastasio's liebliche Verse voller Wonne sind den Römern Orakelsprüche geworden für die Würdigung eigener und fremder Gefühle" ꝛc. Die Redaction hat gemeint, den Text ihres Correspondenten verbessern zu müssen. In einer Specialnote commentirt sie das liebliche durch nur leider entsetzlich wässerige. Diese irrthümliche, jedes wahren Inhalts ermangelnde Bemerkung hat das heiße Blut der Italiener zum Sieden gebracht. Es ist kein italienischer Dichter in den gebildetsten wie in den niedrigsten Volkskreisen so überaus geliebt und verehrt als Metastasio. Er ist Allen Alles geworden, was von Dante und andern Heroen aus der Blütezeit der italienischen Literatur nicht in gleichem Maße gilt. Seine Vertheidigung gegen einen Fremden wird daher von Jedermann als Nationalsache angesehen und ist nach Aller Ansicht von der Vertheidigung der Volksehre nicht verschieden. Ich theile Ihnen in der Übersetzung eine Antwort auf die augsb. Redacteurs-Note mit, welche durch ruhige Haltung und treffende, wohl motivirte Bemerkungen sich vor andern auszeichnet. Sie ist von dem in Deutschland wohl bekannten in Wien wohnenden italienischen Publicisten G. Bedini geschrieben und findet sich im Original in den „Notizie del giorno di Roma" vom 24. Februar. 58.

Der italienische Dichter Metastasio.

Es zeigt von vieler Vermessenheit, über Sachen sich zu Gericht zu setzen, deren Werth man nicht begreift. Dergleichen Aburtheilen bestraft sich indessen zur Genüge dadurch, daß es die eigene Unwissenheit aufdeckt und Andern das volle Recht gibt, es scharf anzugreifen und öffentlich lächerlich zu machen.

In der augsb. „Allgemeinen Zeitung" vom 24. Jan. findet sich ein Artikel, welcher die intendirte Errichtung von Standbildern für die drei berühmten Römer Metastasio, Visconti und Pinelli in ihrer Vaterstadt anzeigt. Hätte auch der Redacteur nichts weiter von der Anzeige als dieses abdrucken lassen, so würde er wenigstens keinen Anlaß gegeben haben, sich über ihn zu beklagen, weil die Namenerwähnung jener gefeierten Männer an und für sich schon ihre höchste Huldigung ist. Er hat sich aber, wo sein Correspondent Metastasio's Poesien charakterisirt, vermessen, in einer Specialnote dem Artikel die beschimpfende und ungerechte Bemerkung unterzulegen, des Dichters Leistungen seien leider entsetzlich wäßrige. Dieses grobe und einfältige Urtheil eines Fremden muß jeden Italiener außer sich bringen. Metastasio ist in der Anmuth, Harmonie und Spontanität seiner Verse einzig; keine der lebenden Nationen kann sich des Besitzes solcher Dichtungen rühmen. Es ist klar, der deutsche Redacteur nimmt das X für ein U und hält in ihnen Dasjenige für Mängel, was ihr eigenthümliches, charakteristisches und unnachahmbares Verdienst ist. Metastasio wußte, daß seine Dramen und viele andere Productionen ihrer verschwisterten Kunst, der Musik, dienen sollten. Er machte es sich zu einer besondern Aufgabe, nicht allein weit hergeholte und dunkle Phrasen von seinen Versen fern zu halten, sondern auch jede Dictionsart davon auszuschließen, welche zwischen Ton- und Dichtkunst irgend eine Inconvenienz bringen konnte, d. h. Worte, welche die Anmuth, die seine erotischen Themen erfoderten, beschwerten, oder zu rauh waren und hart oder von zu barbarischer Physiognomie für die Harmonie. Dem Dichter der Grazie Wäßrigkeit vorwerfen, ist dasselbe, als einen Harfenspieler darüber tadeln, daß er sich nicht in vollem Orchester will hören lassen, oder einen Maler auf Elfenbein, daß seine Miniaturen die Blicke des Beschauers aus der Ferne nicht fesseln. Metastasio wird in der Kunst, in wenigen, in all ihren Theilen Harmonie klingenden Worten

die sanftesten Gefühle zu besingen und die Herzen der Menschen zu bewältigen, nie übertroffen werden.

So viel dem Andenken jenes grossen Mannes, der wegen seiner entsetzlich wäßrigen Poesien in Deutschland einst so ehrende Aufnahme und Anerkennung fand. Hoffentlich wird jeder Deutsche aus Dankgefühl für einen gefeierten Namen der ungerechten Beurtheilung des Kritikers von Augsburg sein Ohr verschliessen. Der Redacteur sollte sein Knie vor einem Genius beugen, welcher von der Erotik das Profane und Indecore, an und mit welchem gegenwärtig viele Schriftsteller dieses Genre sich und die in Blindheit ihm nachjagende verführte Jugend ergötzen, in so bewunderswürdiger Weise fern zu halten verstand.

Wien, 29. Januar 1842. S. Bebini.

Literarische Notiz.

Ein curioser Einfall ist das „Royal alphabet of kings and queens, for the Prince of Wales and the Princess Royal.“ „Nichts kann absurder sein“, sagt ein englischer Beurtheiler, „als dieses Abc gekrönter Häupter, worin wir Theodorich den Ostgothen und Xerxes, König von Medien und Persien, finden, pretty fellows (wie Byron von Hannibal sagt), um einen Prinzen und eine Prinzessin, deren Lebensalter zusammengenommen (im Januar) nicht bis zu 18 Monaten aufsteigt, mit ihnen bekannt zu machen. — — Nach Napoleon kommt Oliver Cromwell, weil N dem O vorhergeht, und ein Kind dürfte natürlich schliessen, daß Richard Löwenherz ein moderner König war, verglichen mit Georg IV., weil R erst der zehnte Buchstabe nach dem G ist. Die Daten sind allerdings angegeben, da aber die Kinder, wenn sie ihre Buchstaben lernen, noch nicht ihre Ziffern gelernt haben, so ist das keine Sicherstellung vor dem Mischmasch der Ideen, welche dieses Fibelbuch in dem Geiste eines Kindes nothwendig anrichten muß, wenn dieses nicht ein geborener Historiker und Chronologist ist. — — Zenobia ist aus ihrem Grabe wieder aufgeweckt worden, um den Buchstaben Z darzustellen, und da dieser der letzte Buchstabe der 24 ist, so werden der kleine Prinz und Prinzessin natürlich folgern, diese Königin von Palmyra sei eine noch regierende Königin, die Freundin und Alliirte ihrer königlichen Mama. Die Bilderchen sind mit schmucken Farben hübsch verziert; aber sehen denn alle Könige wie Räuberhauptleute und alle Königinnen wie Meg Merrilies aus? Wir hoffen jedoch, daß die königliche Prinzessin ihr Gesichtchen lieber nach der Königin Victoria als nach der Königin Zenobia modeln wird. — — Die Tendenz des Büchleins ist, glauben zu machen, daß es keine andern Leute in der Welt oder der Weltgeschichte gibt als Monarchen mit Kronen auf den Häuptern und Säbeln oder Knütteln in den Händen“ ꝛc. Wir haben diese niedliche Recension im Auszuge mitgetheilt, um zu zeigen, wie spitzig humoristisch man in England dergleichen Erscheinungen behandelt. Der Recensent würde in einigen andern hoch und höchst gebildeten Ländern Europas über ein königliches ABC-Buch nicht so frei haben sprechen dürfen. Wir erwähnen noch, daß die Bilder mit Versen erläutert sind, welche unserer kindischsten Kinderfibel zur Ehre gereichen würden. 2.

Bibliographie.

Annegarn, J., Geschichte der christlichen Kirche. 1ster Theil: Von der Gründung der christlichen Kirche bis zur Krönung Carl's d. Gr. zum römischen Kaiser (J. 33—800 n. Chr. G.) Gr. 8. Münster, Regensberg. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 24ster Band: Der jüngere Titurel. — Auch u. d. T.: Der jüngere Titurel herausgegeben von *K. A. Hahn*. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 20 Ngr.

Boden, A., Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß, mit besonderer Beziehung auf den Unterschied zwischen dem religiösen und dem philosophischen Standpunkte und auf das Verhältniß der Kirche und Kirchenlehre zum Christenthume. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 15 Ngr.

Böttcher, J. H., Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaften in den norddeutschen Bundes-Staaten, oder General-Bericht über den Zustand der Mäßigkeits-Reform bis zum Jahre 1840. Erster Jahresbericht über Deutschland. Mit juridischen und medizinischen Gutachten und anderen Documenten, statistischen und tabellarischen Zugaben und einem literarischen Anhange. Gr. 8. Hanover, Hahn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Chevalier, Pitre-, Studien über die Bretagne. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 1ster, 2ter Band. Kriegerische Epoche 1342. — Auch u. d. T.: Johanne von Montfort. Historischer Roman aus der Zeit der Regierung Philipp's von Valois. Von Pitre Chevalier. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Phrynichos, Aischylos und die Trilogie. Eine Abhandlung. Gr. 8. Kiel, Schwers. 1841. 7½ Ngr.

Fries, J. F., Versuch einer Kritik der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerhard, E., Festgedanken an Winckelmann. Nebst zwei Denkmälertafeln kunstgeschichtlichen Inhalts. Gr. 4. Berlin, Besser. 1841. 20 Ngr.

Gerle, W. A., Holzschnitte. Erzählungen, Novellen, Humoresken, Karikaturen und Arabesken. 2 Bändchen. Gr. 12. Prag, Leitmeritz u. Teplitz, Medau. 1841. 1 Thlr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1842. 12ter Jahrg. 16. Dresden, Wagner. 1 Thlr.

Hilaire, E. M. de Sainte, Die Adjudanten Napoleons. Aus dem Französischen übersetzt von H. Franke. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Hoffmann, H., Gedichte. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 26¼ Ngr.

Hohenegg, F. Graf, Elmire und Ferdinand, oder: Der Liebe Heldenmuth. 8. Leipzig, Hunger. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Holtzmann, A., Ueber den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises. Gr. 8. Karlsruhe, Holtzmann. 1841. 12½ Ngr.

Hügel, C. Freiherr v., Kaschmir und das Reich der Sieck. In 4 Bänden. 3ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1841. 4 Thlr.

Lubojatzky, F., 1830. Historischer Roman. 4ter, 5ter Theil. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 3 Thlr.

Mellin, G. H., Schwedens Schutzgeist wacht noch! Romantische Scenen aus des Prinzen von Ponte-Corvo Feldzuge gegen Schweden. Aus dem Englischen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Nolte, E. W., Lieder eines Einsiedlers. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Ngr.

Sue, E., Der Malteserkomthur. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thouret, A., Die Königin der Eschen. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wackernagel, [illegible] 1832—1841. Gr. 8. Zürich [illegible] Beyel. 1 Thlr. 15 Ngr.

[illegible] C. A., Philipp Jacob Spener. Eine Ge[illegible] gangener Zeit für die unsere. 2 Bände. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, E., Grenzer, Narren und Lootsen. Eine Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 100. —— 10. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

„Hiermit sei denn auch für diesmal Abschied vom Leser genommen. In einem dritten Artikel gedenke ich ihm die Festschriften im engsten Sinne (Albums, Festbeschreibungen und Ähnliches) vorzuführen.“ So schrieb ich am Schlusse meines zweiten Artikels in Beziehung auf vorliegenden dritten. Seitdem ist freilich eine geraume Zeit hingegangen, indem ich von der baldigen Erfüllung obgedachten Versprechens durch, meine ganze Zeit in Anspruch nehmende Erörterungen in Beziehung auf die Erfindung der Buchdruckerkunst abgehalten wurde, welche Erörterungen in der Kürze dem Publicum in einem besondern Werke vorgelegt werden sollen. Erscheint nun somit der vorliegende Artikel durch meine eigene Schuld auch etwas verspätet, so hoffe ich doch, daß er deswegen noch nicht zu spät kommen wird, denn es sind ja die hier zu besprechenden Schriften zwar bei einer Gelegenheit, aber doch nicht blos für diese Gelegenheit herausgekommen. Sie sind ja eben herausgegeben worden, um dieser Gelegenheit den Charakter eines blos vorübergehenden Zeugnisses zu nehmen, dasselbe in seiner festlich aufregenden Lebensbewegung auch der fernsten Nachwelt zu überliefern, und das durch diejenige Kunst selber, deren Säcularfeier gerade das in Bewußtsein zu erhaltende Ereigniß ist. Um diesen Zweck zu erreichen, haben Wissenschaft, Kunst und Technik sich mannichfach die Hände gereicht, und es ist wirklich auf diese Art Bedeutendes, ja Ruhmwürdiges geleistet worden, für uns Zeitgenossen aber besonders etwas höchst Erfreuliches, denn wir sehen, wie die drei genannten, so wichtigen Thätigkeiten der Menschheit zu einem freien Leben emporgewachsen sind, um und neben uns in unberechenbarer Regsamkeit wirken, schaffen und erstreben.

[illegible], welches die hier zu besprechenden Schriften [illegible] in seinem Glanze und in seiner Leben aussprudelnden [illegible] nach [illegible] ein fortdauerndes Bewußtsein aufzubewahren sich bemü[illegible]m, 1. März [illegible] zugleich selbst ein Theil dieses Ereignisses sin[illegible] Ereigniß ist in seiner klangvollen Äußerlichkeit schon an uns vorübergerauscht, wird aber dafür desto leichter der Betrachtung zugängig, namentlich auch in Beziehung auf die mit demselben erschienenen Druckmonumente, welche hier in diesem vorliegenden Artikel besprochen werden sollen. Somit wäre mit dieser etwas verspäteten Versprechung sogar ein Gewinnst gewonnen und dies auch für die Bücher selbst mit. Was Derartiges in dem rauschenden Leben des Ereignisses unmittelbar geboten wurde, wirkte zwar auch damals schon dadurch zweckmäßig mit, daß es nach einer gewichtigen Seite hin auch die Fülle des Gehaltes des Ereignisses in dem Genusse unmittelbarster Gegenwart wahrnehmen ließ; jedoch war die Fülle des von verschiedenen Richtungen her Dargebotenen zu umfassend und mächtig in ihrer Wirkung, als daß man den Büchern genannter Art eine besondere Betrachtung hätte widmen können. Diese Betrachtung ist ihnen zwar späterhin häufig geworden, indem sich die meisten der hierzu geeigneten und nicht geeigneten Zeitschriften beeilten, die derartigen Betrachtungen auf das baldigste beizubringen, wobei denn freilich manches Tüchtige gesprochen worden ist. Jedoch war diese Beeilung, mitunter sogar Übereilung, im Allgemeinen nicht gut, denn die ganze Sache bekam dadurch den Schein des blos Gelegenheitlichen; gelegenheitlich *schien* sich die Kritik zu benehmen, gelegenheitlich benahm sich das Publicum *wirklich*, das Letztere folgte naturgemäß aus dem Erstern. Schien die Kritik die Sache sobald wie möglich vorzubringen, um sie sobald wie möglich wieder fallen zu lassen, so wurde das Letztere treulich vom Publicum im Allgemeinen ausgeübt. Das ist aber falsch und ein großes Unrecht, denn auf diese Weise sind Bücher, welche für eine sich immer erneuernde Zukunft veranstaltet und würdig ausgeführt sind, vom Publicum als Gelegenheitsschriften in Notiz genommen, und nach genommener Notiz als abgestandene Waare bei Seite gelegt worden, höchstens hält man sie würdig, sie für künftig in einer Rumpelkammer aufzubewahren, damit einmal unsere Nachkommen nach hundert Jahren *bei Gelegenheit* der nächsten Säcularfeier ihre Neugierde befriedigen können. So viel wenigstens hoffentlich zur Entschuldigung der Verspätung des von mir schon im April vorigen Jahres versprochenen Artikels.

Nun zur Besprechung der einzelnen Bücher selbst:

*) Vergl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 15—17 und 102—105 d. Bl. f. 1841. D. Red.

24. Gutenbergs-Album. Herausgegeben von Heinrich Meyer. Braunschweig, Meyer. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, der Erfindung ein Denkmal zu errichten durch ihre selbsteigenen Resultate. Es fand dadurch gleichsam ein öffentlich anerkennender Act der Emancipation derselben statt; es war als wenn man ungefähr Folgendes anmuthend und zumuthend zu ihr spräche: Als du mit kühnem, mächtigem Selbstbewußtsein in die Welt tratest, dich dem Leben mit lauter Stimme darbotest, da wurdest du mit weithin tönendem Jubel empfangen. Alle civilisirten Nationen nahmen dich kurze Zeit danach mit Freuden auf, hegten und pflegten dich als eine besondere Zierde ihrer Zeit. Seitdem hast du dich bei allem Wohl und Wehe des Weltlebens mit thätig erwiesen, hast mit stürzen und erhalten, einreißen und aufbauen helfen, hast die tönenden Gestalten der Zeit berührt, den Klang ihres Innern aus seinen individuellen Fesseln befreit, und ihn in dem objectiven Worte verkörpert, welches seinerseits wiederum in das Innere der auf- und abtretenden Geschlechter der Menschen eindringt und dort in tausendfachen Spiegelungen sich als eine fortwährende Geistererscheinung sehen läßt. Körper bist du und Geist, und wenn dein Geist ins Unendliche greift, wirkt, hervorruft, so ist auch dein körperliches Wesen ins Grenzenlose gestaltbar, denn so vielerlei Punkte und Striche es gibt, und deren Zusammensetzungen, so viele und vielfach organisirte Glieder deines Körpers sind dir möglich, um von den Stimmen der Völker als belebenden Seelen bewohnt zu werden. Eigentlich schön ist zwar dein Antlitz nicht, doch haben seine Züge Charakter und bieten unserer Anschauung einen Ausdruck des in ihnen jeweilig und irgendwoig waltenden Geistes. Übrigens bist du mit einer der schönsten Zierden des irdischen Lebens historisch verwandt, nämlich mit der bildenden Kunst, denn bist du auch so selbständig wie nur irgend eine der großen, Weltumgestaltung offenbarenden Erscheinung des Lebens hervorgetreten, so stehst du doch auch wie eine jede solcher Erscheinungen in mannichfacher Beziehung mit der dich von außen sinnlich umgebenden Welt. Ist auch die Druckkunst, insofern sie einem ästhetischen Principe dient, ihrem Grundgedanken nach völlig von dir verschieden, so hat sie doch die äußere Handhabung, das Abdrucken, mit dir gemeinschaftlich. Darum steht sie auch mit dir in einer erfreulichen Wechselwirkung, und du verstehst es, diese Wechselwirkung auszubeuten und dich in ihr zu verschönern. Wohlan denn! so laß dich nun schauen in lebensvollster Gestaltung. Sprich dich aus und zeige dich in deinem Selbstbewußtsein und in deiner Kraft. Sprich dich aus als ein würdiges Denkmal deiner selbst, indem du dich selbst producirst vor unsern Augen, in einer durch- und überschaulichen Gestalt. Personificire dich gleichsam als ein Buch mit solch einer Fülle durchgebildeten Lebens, daß wir daran dein Wollen und Können im Wesen und deine Repräsentation nach außen ersehen.

Stellen wir uns auf den Standpunkt solch einer Anrede an die Buchdruckerkunst, so verfahren wir ebenso anerkennend, wie verlangend und voraussetzend. Anerkennend, indem wir sie für eine solche, in sich erstarrte und nach allen Seiten ihre Unbeschränkbarkeit durchsetzende Lebensmacht erklären, welche sich durch sich selber ein sichtbares Denkmal zu setzen vermag, das vielstimmig wie die Zungen der den Erdkreis bewohnenden Völker und dauernder als Erz die Macht dieser Kunst verkündigt, dieser Kunst, welche Vor-, Mit- und Nachwelt zu einer ununterbrochen Leben spendenden und Leben in sich aufnehmenden Einheit verbindet. Freilich liegt in solch einer bedeutenden Anerkennung und Auffoderung zugleich auch eine starke Anfoderung; denn, wo viel geleistet werden kann, kann auch viel verlangt werden. Gehen wir auf den Inhalt dieses Verlangens näher ein, so finden wir vorerst, daß er sich unter drei Rubriken ordnen läßt, welche wir bezeichnen können als das Literarisch-Geistige, als das Artistisch-Technische und als das Artistisch-Ästhetische.

Sehen wir nun jetzt, wie in dem Fall des vor uns liegenden Druckmonuments dieser dreifachen Foderung entsprochen worden ist; denn dieses Druckmonument geht nach Anlage und Absicht auf eine Erfüllung jener Foderungen hinaus. Müssen wir es daher schon hinsichtlich dieser seiner Anlage und Absicht als etwas höchlich Lobwürdiges anerkennen, so müssen wir es auch hinsichtlich der Anstrengungen, die die Herausgebung desselben verursacht hat, und hinsichtlich der Resultate, welche aus diesen Anstrengungen hervorgegangen sind, für etwas sehr Preiswürdiges erklären.

Wenden wir uns zuerst zu dem Literarisch-Geistigen, und sehen, was uns in dieser Hinsicht das Buch bietet, so müssen wir anerkennen, daß uns hier hinsichtlich des Stoffes und der Form manches Bedeutende geboten wird. Trotzdem bleibt aber doch diese Seite des Buches seine schwache, dadurch, daß sie ihrer Bestimmung nicht nahe genug kommt; es fehlt ihr an Fülle und Vielseitigkeit der Beiträge und an Mannichfaltigkeit der beitragenden Personen, indem diese Personen anerkannt bedeutende Vertreter der verschiedenen Zweige der Geistescultur sind. Doch wolle man das Buch dieserwegen noch gar nicht heruntersetzen, wenn man wünscht, daß es in genannter Hinsicht mehr Stärke zeigen möchte; denn auch so, wie es vorliegt, gibt es des Bedeutenden vielerlei und namentlich sind die Beiträge aus den verschiedensten fremden Sprachen ganz im echten, wohlbegriffenen Sinne eines solchen Unternehmens, wie ich ihn oben ausgesprochen habe, vorhanden.

Indem wir uns nun zu dem Artistisch-Ästhetischen hinwenden und an das Monument herantreten, zeigt sich uns dies Monument von einer imposanten Seite und in glänzender Beleuchtung. Hier ist Schönes geleistet, und als Schöpfer dieser Leistungen treten uns Meister bewährten Rufes entgegen. Da wir hier vom Artistisch-Ästhetischen zu sprechen haben, d. h. also für unsern gegenwärtigen Fall nicht von Kunstdrucken, sondern von gedruckten Kunstwerken, so haben wir es blos hier mit der Druckkunst zu thun, als sie eine Kunst im engern Sinne ist, d. h.

ihre Selbstrepräsentation zum Zwecke hat. Sie tritt uns demnach hier entgegen als Xylographie, Chalkographie und Lithographie. Betrachten wir demgemäß die vor uns liegenden Leistungen. Was den chalkographischen Theil betrifft, so ist er wol derjenige, der am meisten in die Augen fällt und diese Aufmerksamkeit auch verdient. Die verschiedenen Arten der Kupferstecherkunst sind hier durch fleißig ausgeführte und schön abgedruckte Blätter repräsentirt. Wohlgethan ist es aber auf keinen Fall von dem Herausgeber, daß er es unterlassen hat, auch ein Specimen der englischen Punktirmanier beizufügen. Ebenso eigenthümlich sich unterscheidend und selbständig, wie die hier durch verschiedene Blätter repräsentirten Kupfersticharten ist auch die soeben genannte. Und spielt sie etwa nicht ihre ansehnliche Rolle in der Geschichte der Kupferstecherkunst, indem sie durch talentvolle Männer auf den ihr höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde? Dazu tritt noch der sehr zu beachtende Umstand, daß sie schon als bloße Stechart etwas Nationales ist, was von den andern Stecharten nicht in diesem Sinne gesagt werden kann. Zuletzt tritt noch ein Umstand ein, der auch seinerseits den Mangel eines solchen Specimen fühlbar macht. Diese Stechart zeigt sich nämlich in ihrer bestimmtesten Eigenthümlichkeit, wenn die Platten farbig abgedruckt werden, wo dann solche Abdrücke farbigen Miniaturbildern gleich sehen. Man hätte also gerade diese Kupferstichart wählen können, um vermittels derselben vorliegendes Buch mit einem Beispiele farbiger Chalkographie auszuschmücken. Daß ein solches Beispiel fehlt, ist nicht in der Ordnung, und fällt um so mehr auf, da die beiden andern, die Lithographie und die Xylographie, durch farbige Abdrücke vertreten sind. Warum da nicht aufzeigen, was auch die Kupferstecherkunst in dieser Hinsicht zu leisten vermag? Was nun die Lithographie betrifft, so ist anzuerkennen, daß sie (als Kunst betrachtet) in ihren Manieren und Anwendungsweisen vollständig vertreten ist. Hinsichtlich der xylographischen Leistungen ist Vortreffliches vorhanden, wie denn z. B. die allerliebsten, in Holz geschnittenen Initialen dem Beschauer immer eine große Freude machen werden. Jedoch ist das Blatt mit der Johanna von Aragonien rein verfehlt, insofern nämlich, als es auf eine Art geschnitten ist, welche geradezu dem Sinn und Wesen der Formschneidekunst widerstrebt. Das Blatt hätte müssen wegbleiben, da doch offenbar der Herausgeber nicht die Absicht gehabt hat, auch Specimina von derzeitigen Verirrungen in den Künsten zu liefern. Es hilft ihm Nichts, wenn er von diesem Blatte sagt, daß es möge „beweisen, was sich im Holzschnitt unter sehr schwierigen Verhältnissen leisten lasse" (S. XVI); denn wir wollen doch wol nicht dargeboten haben, was sich unter sehr schwierigen Verhältnissen Verfehltes leisten läßt? Auch eine Unterlassungssünde müssen wir rügen, wie bei der Chalkographie, indem wir zu fragen haben, warum denn kein Clair-obscurdruck von drei Stöcken vorhanden ist, um damit eine getuschte und weißgehöhte Zeichnung nachzuahmen. Das am Ende des Buches mit acht Stöcken farbig abgedruckte Buchdruckerwappen verdient vieles Lob, ist aber kein Ersatz für den gerügten Mangel, denn es gehört einer ganz andern Kategorie an, als jener von alten großen Meistern so herrlich geübten Kunst. Es läuft auf eine Verwirrung ästhetischer Kunstbegriffe hinaus, daß der wackere Herausgeber einen solchen Ersatz zu geben glaube, wobei durchaus nicht gesagt werden soll, daß jenes schöne Wappen hätte wegbleiben sollen. Nach diesen Rügen muß aber nun auch ausgesprochen werden, daß im Allgemeinen des Schönen viel auch bei dieser Partie (dem Artistisch-Ästhetischen) vorhanden und der Herausgeber seinem Zwecke lobwürdig nachgekommen ist.

Unter dem Artistisch-Technischen, als der dritten Richtung, unter der wir das zu betrachtende Druckmonument aufzufassen haben, ist das zu verstehen, was zur Buchdruckerkunst gehört, insofern es sich als Gedrucktes repräsentirt. In dieser Hinsicht ist nun hier Vollkommenes geleistet, weswegen man das Buch auch immer wieder mit wahrer Freude zur Hand nimmt. Wir haben auch in dieser Hinsicht hier ein Beispiel vor uns, welche bedeutende Potenzen in Deutschland vorhanden sind, beruhend auf Geschmack, Sinnigkeit und Geschicklichkeit, und wie sie nur mit einsichtsvollem Bestreben aufzurufen sind, um sich in einer allgemeinen Leistung glänzend zu bethätigen. Ist es erlaubt, noch eine kleine Rüge anzubringen, so möchte man sagen, daß auch hier die Vollständigkeit nicht streng eingehalten sei. Es fehlen typometrische und Reliefdrucke, wie letztere zum Unterrichte der Blinden im Gebrauch sind. Auch könnte man es tadeln, daß kein Beispiel eines lithotypographischen Überdruckes beigegeben ist, doch kann sich allenfalls der Herausgeber mit der Bemerkung entschuldigen, daß bei dieser Reproductionsart des Druckes die Druckthätigkeit selber doch nur die der Lithographie sei.

Endlich stellt sich auch dies Buch von Seiten seines Einbandes als seinem Zwecke würdig entsprechend dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 11. März 1842.

Ich habe soeben den Verhandlungen eines merkwürdigen Preßprocesses beigewohnt. Ein langer Schweif von Wartenden hatte sich schon am frühen Morgen in dem Gange des Justizpalastes an der großen Treppe gebildet, die zu dem Saale der Assisen hinaufführt. Die Bekanntschaft mit der geheimen Treppe und dem Audienzhuissier verschaffte mir einen ansehnlichen Vorsprung vor der harrenden Menge und einen bequemen Platz hinter den Advocaten. Für Paris ist der Assisensaal unverhältnißmäßig klein und ungemein ärmlich eingerichtet. Eine schwarz geräucherte mythologische Allegorie an der Decke, blaue Tapeten an den Wänden und über dem Kopfe des Präsidenten ein schlecht gemalter Christus am Kreuze bilden die dürftigen Verzierungen des parallelförmigen Gerichtssaals, der durch sechs hohe Seitenfenster sein Licht erhält. Im Hintergrund auf einer erhöhten Estrade sitzen die Richter; rechts daneben ist das Katheder des Staatsprocurator; auf derselben Seite sind die Sitze für die Geschworenen, und diesen gegenüber die Sitze der Angeklagten mit ihren Vertheidigern; weiterhin auf beiden Seiten längs der Wände und in der Mitte des Saals sind Bänke für die Advocaten und die begünstigten Zuhörer; dann folgt ein kleiner Raum für die Zeugen und dahinter die Galerie für das Publicum ohne Billets, kaum einige Hundert Personen

fassend. Das schöne Geschlecht nahm auch diesmal, wie immer bei pikanten und interessanten Rechtsfällen, die vordersten Bänke ein; vor dem Angehen der Audienz hatte der Greffier sogar die Galanterie, den Herren, welche diese Plätze vorweg besetzt hatten, bemerklich zu machen, daß sie dieselben zu räumen genöthigt sein würden, im Falle Damen kommen sollten. Kurz vor 11 Uhr traten die Richter ein; auf ein Klopfen des Huissiers und den Ruf: „la Cour!“ nahm Alles die Hüte ab und stand, bis das Gerichtspersonal sich gesetzt hatte. Nach Beeidigung der Geschworenen und Befragung der Angeklagten wegen Stand, Namen, Alter und Wohnung verlas der Greffier die Anklageacte gegen den Literaten A. Luchet und den Verleger H. Souverain, wegen Abfassung und Verbreitung eines staats- und sittenverderblichen Romans, „Un nom de famille“ betitelt, und von der Anklagekammer des vierfachen Vergehens, der Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die Regierung, der Aufhetzung einzelner Classen der Staatsbürger untereinander, der Versündigung gegen die öffentliche Moral und die guten Sitten, der Schmähung der Religion und ihrer Stellvertreter für schuldig erklärt.

Der öffentliche Ankläger, Herr Rouguier, setzte die Schuld mit vieler Verständlichkeit und falschem Pathos auseinander, einzelne Stellen herausreißend, was bei organischen Geisteswerken wie der angeklagte Roman eine grausame Barbarei, ein peinliches Gliederausreißen. Mit Geist, Klarheit, Kraft und Eleganz des Ausdrucks redete der junge Advocat Jules Favre, der Vertheidiger Luchet's. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Gefahr von Preßprocessen, welche die höchsten Fragen der Ästhetik und Dogmatik dem Richterspruch eines Geschworenengerichts überwiesen, folgte er Schritt vor Schritt der Rede des öffentlichen Anklägers und zeigte die Inconsequenz und Haltlosigkeit derselben mit einem seltenen Aufwande von scharfer Dialektik, schlagender Beweisführung und feiner Ironie. Nur verrieth diese glänzende, von Geist und Witz sprudelnde Improvisation weniger praktischen Takt als die glatte, von pathetischen Gemeinplätzen starrende Rede des öffentlichen Anklägers, die aber den Vorzug hatte, aus einem Kopfe zu kommen, der unter den Geschworenen Verwandte fand, während die Favre'sche Beredtsamkeit einem fremden Boden oder wenigstens einem Geist entsprossen war, dessen Atticismus nicht verstanden wurde. Der Defensor verstieg sich mitunter in die Gebiete der poetischen und politischen Moral; ja, er war auf dem Punkte, ins Gebiet der Dogmatik einzugreifen und mit Citationen aus der Quinet'schen Kritik über Strauß' „Leben Jesu“ die von seinem Clienten behauptete uneheliche Geburt Christi zu erhärten, als der Staatsprocurator, an seine Brust schlagend, Hrn. Favre in die Rede fiel mit den Worten: Er könne nicht zugeben, daß eins der Hauptdogmen der katholischen Religion, wozu sich die Mehrheit der französischen Nation bekenne, in öffentlicher Gerichtssitzung besprochen und bezweifelt werde. So zeigte sich auch hier wieder das geheime Gebrechen des französischen Lebens, welches seit Jahrhunderten eine große Lüge ist, ein Zustand, wo Alle mehr oder weniger Komödie spielen, wo Keiner Das sagt, was sein Ernst ist, sondern was die freiwillig oder gezwungen übernommene Rolle verlangt. Wie Recht hatte der Vertheidiger, als er im Anfange der Verhandlung darauf hinwies, zu wie gefährlichen, er hätte hinzusetzen können, zu wie lächerlichen Consequenzen Preßprocesse dieser Art führen. Zwölf andere Bürgersleute, aus einer gewissen Anzahl von Kaufleuten, Fabrikanten, Bankiers u. s. w. ausgeloost, die vielleicht Muster von Tugend und Rechtschaffenheit im täglichen Handel und Wandel, aber Extreme von Ignoranz und Bornirtheit in Sachen der Literatur und Wissenschaft sind, werden berufen, um in letzter Instanz über die Gesetze des poetisch Anständigen und Erlaubten, wie über Fragen der Dogmatik abzuurteln, worüber, wie der Defensor bemerkte, die in diesen Dingen gewiß competenten überrheinischen Gottesgelehrten und Weltweisen noch nicht ihre letzte Stimme abgegeben hätten. In Sachen der Poesie haben Geschworene ihren Platz nur im Parterre; und in Glaubenssachen hat ihre Stimme gar kein Gewicht. Maître Picard plaidirte für den Verleger H. Souverain mit großer Umsicht und Klarheit. Nach Beendigung der Repliken des öffentlichen Anklägers und der beiden Defensoren und des Résumé der Proceßverhandlungen vom Präsidenten traten die Geschworenen und Richter in ihr Gemach. Die Berathung dauerte über zwei Stunden, von 6 bis nach 8 Uhr. Inzwischen bildeten sich vielfache Gruppen im Saale, man schwatzte und deliberirte einstweilen, was die Geschworenen wol sprechen würden. Endlich ertönte die Glocke, die Geschworenen und Richter kehrten zurück und der Secretair der Jury verlas die Entscheidung, welche den Verleger H. Souverain freisprach, den Literaten A. Luchet aber in allen vier Anklagepunkten für schuldig erklärte. Der Gerichtshof deliberirte zusammenstehend einen Augenblick über die Fassung des Urtels; die Angeklagten traten wieder ein, man eröffnete ihnen dasselbe, welches gegen A. Luchet auf zwei Jahre Gefängniß und 1000 Fr. Geldbuße erkannte, und sagte diesem, binnen welcher Frist er um Cassation einkommen könne.

Wir finden das Urtel außerordentlich hart, wie es nicht anders zu erwarten war von literarisch ungebildeten Richtern, deren Ästhetik noch engherziger als die der moralisirenden Kritiker. Was wissen wackere Gewürzkrämer und Seifensieder von den geheimen Schmerzen der jetzigen französischen Literatur, die seit zehn Jahren in ihrer Sturm- und Drangperiode ist? Ob der Most, der in diesem Augenblicke noch wild gährt, ein guter Wein werden wird, das muß man der Zukunft, aber keinem Geschworenengericht anheimstellen. Will man sich darauf einlassen, die Gesetze des poetisch Anständigen und Erlaubten in dem individuellen Gefühl einer Jury zu suchen, so werden die Franzosen sehr bald ihre Poesie und Literatur wieder in der Schnürbrust classischer Würde, oder pharisäischer Heuchelei, oder empfindsamer Pruderie, oder gar in den Windeln philisterhafter Weichlichkeit ersticken sehen. Luchet's „Nom de famille“ verdiente so wenig und noch weniger zwei Jahre Gefängniß als hundert andere Romane, die seit Jahren hier erschienen und noch erscheinen, er verdient kritischen Tadel, aber wenn der Inhalt als solcher ein Werk gut oder schlimm macht, so muß man neun Zehntel der neuesten französischen Literatur verbrennen und vier Fünftel der französischen Literaten nach Ste.-Pelagie schicken. Luchet stellt in seinem Romane das Zerfallen und Verwesen der gegenwärtigen Civilisation dar. Er wird der Geschichtschreiber, mitunter der Kritiker des Egoismus, des Egoismus der Familien, des Egoismus der Persönlichkeiten. Die Ichheit ist es, die am Herzen der gegenwärtigen Gesellschaft nagt und ihr Eingeweide verschlingt. In dem Maß, in welchem sie zunimmt, isoliren sich die Individualitäten; es gibt keine Bande, kein gemeinsames Leben mehr. Die Persönlichkeit, das Familieninteresse herrschen und ihr Triumph, ihre Wuth sind es, die gegenwärtigen Verhältnisse sind es, welche in dem „Nom de famille“ haben geschildert werden sollen und vielleicht mit zu starkem Impasto dargestellt worden. Aber das Buch ist in unsern Augen deswegen kein Verbrechen, sondern der Verzweiflungsschrei einer ehrlichen, auf dem Meere des Zweifels verirrten und ohne Compaß herumirrenden Seele, der Weheruf eines ursprünglich guten, liebevollen, aber durch den Anblick der jammervollen Zustände der Gegenwart auf den Tod verletzten und erkrankten Gemüths; ein rührender Zug der Schwermuth geht trotz aller Zorn- und Schimpfreden durch das Buch. Luchet's Naturel ist besser als die Philosophie von Broussais, als deren Anhänger er sich bekennt. Er gibt sich eine erschreckliche Mühe, um den nöthigen Egoismus zu erwerben; aber es gelingt ihm nicht; er kämpft mörderlich gegen die edlern Gefühle an, aber er empfindet sie jeden Augenblick. Er hätte ein milderes Loos verdient als zwei Jahre Gefängniß, die seinen kranken Seelenzustand völlig unheilbar machen werden. 44.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 101. —— 11. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

25. Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst durch Karl Haltaus. Leipzig, Fest. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Hat sich auch der Herausgeber dieses Albums nicht jenen höhern Zweck des Herausgebers vom braunschweiger Album vorgesteckt, so hat er doch auch einem würdigen Zwecke nachgestrebt und ihn auch würdig zur Ausführung gebracht. Dies Buch ist blos eine rein literarische Gabe und kann und darf sich freilich eben deswegen nicht mit jenem Album messen, denn es gehört einer ganz andern Kategorie an. In dieser seiner einzelnen Richtung stellt es sich uns nun aber in einer Vollständigkeit dar, die für sich selber unsere Bewunderung und für den Herausgeber unsern herzlichen Dank in Anspruch nimmt. In keiner Büchersammlung gebildeter Personen sollte es fehlen, denn es enthält in kurzen Sätzen und Gedichten die vota der Reichsversammlung der jetzigen deutschen Literatur, welche hier zu einem allgemeinen Tage zusammenberufen ist, um über die Buchdruckerkunst und ihre Bedeutung abzustimmen. Fürsten und Volk dieses Reiches haben ihr Wort nicht zurückbehalten, und es ist eine Abstimmung zu Stande gekommen, die in gar mancher Hinsicht eine gar sehr ernste Beachtung in Anspruch nimmt, so z. B. die Abstimmung über Censur und Preßfreiheit in Deutschland. Einer dieser Großen (A. von Humboldt), freilich eine unsterbliche Zierde deutscher Nation, gibt seine Abstimmung dadurch, daß er folgende Worte des großen Tacitus einschrieb:

Libros per aediles cremandos censuere patres: sed manserunt, occultati et editi. Quo magis socordiam eorum inridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. nam contra, punitis ingeniis gliscit auctoritas: neque aliud externi reges, aut qui eadem saevitia usi sunt, nisi dedecus sibi atque illis gloriam peperere.

26. Album typographique, publié à l'occasion de la quatrième fête séculaire de l'invention de l'imprimerie, par *G. Silbermann*. Strasburg, Silbermann. 1840. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses schöne Album sieht ganz von allem Literarischen ab und hat nur das Technisch-Artistische und das Artistisch-Ästhetische zu seinem Gegenstande, welcher Gegenstand uns denn hier recht anmuthig entgegentritt. Wir haben hier Schriftproben, Kunstdrucke und gedruckte Kunstwerke. Zwar ist das Ganze in einer umfassenden Vollständigkeit nicht vorhanden, doch ist für eine belehrende und erfreuende Mannichfaltigkeit gesorgt. Ein eigentlicher Text findet sich nicht beigegeben, sondern man hat sich begnügt, die Druckspecimina selbst mit kurzen Ober- und Unterschriften zu versehen, die nur die nothdürftigsten Angaben enthalten und in Beziehung auf eine eigentliche Belehrung des Publicums nicht in Betrachtung kommen.

Es ist hier der Ort nicht, förmlich auf das Einzelne der dargebotenen Leistungen einzugehen, obgleich, besonders in Beziehung auf das Technologische der Schriftgießerei und Buchdruckerei Manches anzuerkennen, aber auch Manches zu berichtigen wäre. Doch will ich hier einiges Einzelne anmerken, was mehr ein allgemeineres Interesse hat.

Eine wahre Freude für das Auge ist der Blatt 3 befindliche Kunstdruck, den man mit vollem Rechte ein gedrucktes Kunstwerk nennen kann. Reich und geschmackvoll wie es ist, kann man das Ganze ein Musterblatt seiner Art nennen, und es ist in dieser Hinsicht Allen zu empfehlen, die sich mit der Producirung derartiger Leistungen beschäftigen. Der Blatt 6 befindliche Holzschnitt ist nicht von Tobias Stimmer geschnitten, wie darunter steht, sondern, wie es die darauf befindlichen Monogramme besagen, von demjenigen Formschneider, der sich des Monogramme bedient, welches man gewöhnlich Bocksberger'n als Formschneider zuschreibt, welches aber mit größerer Wahrscheinlichkeit Bernhard Jobin zuzuschreiben ist; die Gründe für letztere Behauptung anzuführen, ist hier nicht die Gelegenheit. In Beziehung auf die Blatt 20 und 26 befindlichen Formschnitte, welche auf kupferne Stöcke geschnitten sind, mag nicht unpassend hier eine allgemeinere Bemerkung stehen. Man geht in unsern Zeiten doch wol manchmal zu weit, wenn man die Ansicht festhält, daß man es den Abdrücken immer recht gut ansehen könne, wenn sie nicht mit Holzstöcken, sondern mit Metallstöcken gedruckt worden seien. Ich habe mich nie überzeugen können, daß dies so durchweg der Fall sei, und finde auch diese Überzeugung durch die zwei oben befindlichen Blätter bestätigt. Man sehe unbefangen Blatt 20 an, und frage sich, ob der dort befindliche Abdruck nicht

ebenso durch Holzstöcke hätte hervorgebracht werden können. Die Blatt 26 befindlichen Gegenstände deuten schon in ihrem Ansehen mehr auf Metallschnitt hin, und es möchte so viel daraus hervorgehen, daß es eine Methode in der Behandlung des Schnittes gibt, welche sich mehr für Metall als Holz eignet. Wenn wir also bei einem Abdruck diese Methode angewendet und glänzend durchgeführt finden, so sind wir zu einem Wahrscheinlichkeitsschluß auf einen Metallstock berechtigt. Eine genauere Ausführung dieses Satzes muß freilich hier unterbleiben.

Der Abdruck der verschiedenen Schriften aus der königlichen Druckerei in Paris ist zwar eine schätzenswerthe Zugabe, doch steht das hier Geleistete in mehrfacher Hinsicht unter Dem, was in dieser Hinsicht in dem braunschweiger Album geleistet ist.

27. Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. Eine historische Skizze mit mehren Zeichnungen und Facsimile autographisch ausgeführt von den Zöglingen der Strasburger Industrieschule. Strasburg, Industrieschule. 1840. Gr. 8.

Da dieses Büchelchen mir auch zugekommen ist, so will ich es wenigstens hier erwähnen, weiß aber weiter nichts Besonderes darüber zu sagen. Auf dem Titel steht, daß es von den Schülern der Industrieschule zu Strasburg autographisch ausgeführt sei, was man wol glauben kann, da die Ausführung allerdings etwas schülerhaft ist. Hiermit soll aber noch kein Tadel ausgesprochen werden, vielleicht daß sogar unter den gegebenen, mir unbekannten Verhältnissen etwas Rühmliches geleistet wäre. Schade, daß bei diesem Schriftchen nicht die geringste Notiz vorhanden ist, welche uns über diese Verhältnisse eine Nachricht gäbe!

28. Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt a. M. am 24. und 25. Juni 1840. Eine Festgabe von den Buchdruckern, Schriftgießern und Buchhändlern. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1840. Gr. Lex.-8. 2 Thlr.

Recht gut, und wohlgerathen! Sowol, was man aus eigenen Mitteln beigesteuert, als auch was man an Reliquien hier zusammengebracht hat, ist schätzenswerth. Hierorts haben wir es nur mit demjenigen Theile des Buchs zu thun, der seine speciell ausgesprochene Beziehung zu der gegebenen Gelegenheit hat.

Sehr zu loben ist die Beschreibung der Festlichkeiten des 24. und 25. Juni. Sie ist ein wirkliches Lebensbild, das seinem Verf. große Ehre macht. Freilich war auch der gegebene Stoff einer tüchtigen Bearbeitung würdig, und es ist der Stadt Frankfurt sehr zu gönnen, daß das von ihr so schön veranstaltete und durchgeführete Fest durch solch eine Beschreibung dem Bewußtsein der Nachwelt erhalten wird. Eine Stelle (S. 312) kann ich nicht unterlassen hier anzuführen, sie bezieht sich auf das Fest im Walde, und sagt:

Zwischen diesen Liedern wurden unter den Regenschirmen kurze Toaste gebracht und donnernde Vivats stimmten ein. Nach beendigtem Mahle hatten sich die Genossen der Kunst mit ihren unterdeß angekommenen Freunden und Verwandten um einige gefüllte Fässer her gelagert. Dieser ganze Raum bot ein malerisches Bild; die Innungen hatten sich um ihre Fahnen geschart, die Gesangvereine, der „Liederkranz" und „Orpheus" sich in Gruppen gesammelt; im Vordergrunde flatterte an einer alten Eiche die Buchdruckerfahne, nach der Länge des niedern Gebüsches waren kleinere Standarten aufgestellt, und im Hintergrunde zeigte sich in bunten, fröhlichen Farben ein mit Kränzen und Rahmen geschmücktes Buffet. Je mehr die Wolken sich ergossen, um so aufgeregter wurde die Versammlung; jeder rauschende Platzregen wurde von tausendfachem Hoch übertönt, und zuletzt stieg der Jubel so hoch, daß im Augenblick, wo der heftigste Guß herabsprühte, ein lange nachhallendes, donnerndes Hoch „unserm Herrgott" emporschallte.

Der sich auf den Gegenstand des Festes beziehende Inhalt unsers Buches besteht ferner noch aus einer kurzen Nachricht von Dr. Georg Kloß: „Über die ältesten Spuren von der Ausübung der Buchdruckerkunst in der Stadt Frankfurt a. M." und aus Festgedichten. Was die „Nachricht" betrifft, so konnte sie freilich wegen ihres noch sehr im Dunkeln liegenden Gegenstandes nur karg ausfallen, und sie mußte sich demnach mehr dahin beschränken, den jetzigen Stand der Forschung hinsichtlich ihres Gegenstandes anzugeben. In Betreff der Festgedichte läßt sich nur Lobendes sagen, ja verschiedene darunter sind kleine Meisterstücke. Erfreulich ist es bei diesen Festgedichten, daß man auch dem Humor eine Stellung angewiesen, und dadurch auch die Bedeutung des gefeierten Gegenstandes auf einer Seite beleuchtet hat, die noch häufig genug übersehen wird, nämlich die Bedeutung der Buchdruckerkunst für das Leben in seinem unmittelbaren Treiben. Diesen Gegenstand hat Heinrich Hoffmann in seinen „Vortisch-Liedern" geistreich aufgesetzt und behandelt, z. B.:

Der Reiche:

Euren Gutenberg, den kenn' ich;
Sein Verdienst gesteh' ich ein.
Unter manchem Andern nenn' ich:
Coupons nur und Cassenschein'.

Der Richter:

Was liegt mir an der Reimerei
Und all dem Zeug zum Lesen?
Darin ist von der Polizei
Niemals die Red' gewesen.
Von Allem, was man liest und schreibt,
Am Ende doch der Steckbrief bleibt
Das einzige Vernünft'ge.

Steht nur darin, wie groß, wie klein
Die Nas' des Inculpaten,
So fängt man sicher Jemand ein, —
Und das kann niemals schaden.
Wenn Gutenberg noch heutzutag
Lebendig wär', fürwahr! ich sag',
Er wär' Gensd'arme geworden.

Auch ein Gedichtchen, überschrieben: „Aus alter Zeit" und unterschrieben „Allonymus" (S. 38) will ich hierher setzen:

„Dich hab' ich, gutes Mädchen, lieb!"
So durft' ich täglich schreiben.
Die Tante merkte, daß ich schrieb;
Da sollt' es unterbleiben.

Ist Tante schlau, so bin ich fein,
Und weiß mir schon zu sorgen;
Ich rück' es in die Zeitung ein,
Und Liebchen liest's am Morgen.

So lange nur zum Censor nicht
Die Lanze wird erhoben,
Soll täglich dich ein froh Gedicht,
Du Auserwählte, loben.

Die Männer, die der Liebeslust
So freien Raum gegeben,
Herr Schöffer, Gutenberg und Fust,
Sie sollen ewig leben!

Nun muß aber auch ein Mangel erwähnt werden. Wie mag es kommen, daß man es unterlassen hat, uns eine besondere Nachricht über den jetzigen Bestand der Buchdruckereien, Schriftgießereien und Buchhandlungen Frankfurts mitzutheilen? Eine solche Mittheilung war zur Abschließung des Ganzen nothwendig.

Das Buch, insofern es aus einer Officin als typographisches Product hervorgegangen ist, verdient auch Lob.

29. Schatten und Licht. Eine Festgabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am Johannistag 1840 zu Frankfurt a. M. Dargebracht von Stockmar und Wagner. Frankfurt a. M., Schmerber. 1840. Schmal Gr. 4. 25 Ngr.

Als für die heutige Jubelfeier nur Eine ernste Sorge uns quälte, welche Festgabe wir darbringen sollten, da wurden uns von einem hier lebenden Schriftsteller Bemerkungen „über die Buchdruckerkunst in China" mitgetheilt, in der bösen Absicht, unsere Begeisterung abzukühlen; doch fand sich bald auch ein Politicus von anderer Seite ein, der die Streitfrage aufgriff, durch seine „Ehrenrettung der Buchdruckerkunst im Westen" unsern Glaubensmuth wieder stärkte, und in der Controverse wenigstens das letzte und, wir meinen, das siegende Wort behielt. Während die Beiden stritten, empfingen wir von Herrn Emil Zschokke aus Aarau noch die herrlichen und tiefempfundenen Trostesworte: „Es werde Licht", in vier Sonetten. Alle diese Ähren haben wir hier zu einer Garbe verbunden, die wir in der Halle der Druckausstellung niedersetzen, wünschend, daß sie freundlich betrachtet werden möge.

So lautet der Gruß der Herausgeber an den geneigten Leser. Der Verf. selbst besitzt geistige Gewandtheit genug, um seinem Gegenstande gewachsen zu sein, und das Ganze ist ein gutgemeintes und wohl angebrachtes Wort. Auch als ein Product blos der Typographie nimmt sich das Schriftchen mit seinen Zierathen hübsch aus.

30. Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1840. Gr. Lex.-8. 3 Thlr.

Nur die erste und letzte Nummer von dem Inhalte dieses Albums sind hier besonders zu besprechen, indem nur diese zwei ihre unmittelbare ausgesprochene Beziehung zum Gegenstande des Säcularfestes haben. Nr. 1 ist überschrieben: „Zur Geschichte der Entstehung der Hofbuchdruckerei in Weimar, von Dr. Panse." Dies ist eine sehr schwache Arbeit, und doch verdiente dieser Gegenstand eine gehaltreiche Behandlung, für die er sich so sehr eignet. Die andere hier besonders zu besprechende Nummer gibt uns die Säcularpredigt des Generalsuperintendenten Röhr. Dies ist eine gute Predigt, und es ist nur zu wünschen, daß die ebenso kräftig wie besonnen ausgesprochenen Worte derselben nach allen Seiten hin ihrem Gehalte nach lebendig sein mögen. Der übrige Inhalt des Albums geht uns hier nichts weiter an, obgleich er einige beachtungswerthe Arbeiten enthält. Nur eine Einzelheit sei hier besprochen. Das Album gibt uns unter Nr. 14 einen Aufsatz über „Das Chaos, eine Zeitschrift in Weimar, 1830, 1831. Von Amalie Winter." Da findet sich nun S. 218 folgende Stelle:

Aber auch an gediegenen prosaischen Aufsätzen, bald ernstern, bald humoristischen oder schalkhaften Inhalts, fehlte es dem Chaos nicht. Daß der nachstehende aus Goethe's Feder sei, läßt sich wol nicht verkennen.

Der hierauf folgende kleine, allerdings gediegene Aufsatz ist aber nicht von Goethe, sondern von dem Dr. Eckermann, was ich hier zufolge einer mir mündlich von demselben zum Zwecke dieser Berichtigung gemachten Mittheilung berichtige.

Die typographische Ausstattung des Buches ist, was Papier, Druck und Format betrifft, einfach, aber solid und dem Auge gefällig. Überdies wird das Buch noch geziert durch sechs beigegebene interessante und hübsche Kupfertafeln.

31. Thüringisch-Erfurter Gedenkbuch der vierten Säcular-Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Erfurt am 26. und 27. Juli 1840. Mit dem Portrait Gutenberg's und 20 Kunstbeilagen. Erfurt, Hilsenberg. 1840. Lex.-8. 1 Thlr.

Wenn man die Vorrede, welche die Herausgeber des Albums demselben vorgesetzt haben, beachtet, so hat man gegründete Ursache, sich bei Beurtheilung desselben der Milde zu befleißigen. Man sieht aus jener Vorrede, daß durch das unverschuldete Zusammentreffen verschiedener nachtheiligen Umstände der löbliche Eifer der Herausgeber gehemmt wurde; weswegen man denn auch genöthigt war, von dem ursprünglichen Plane abzugehen. Dadurch ist nun freilich dieses Album mehr ein Album für die Stadt Erfurt als ein Album der Stadt Erfurt geworden. Gehen wir jetzt etwas näher auf den Inhalt des Buches ein. S. 1: „Geschichte der Buchdruckerkunst vom Professor Dr. Dennhardt." Bei Aufsätzen, welche derartig gegebenen Umständen wie der vorliegende ihre Entstehung verdanken, kann von einer selbständigen Forschung und Sachkritik nicht die Rede sein, ja es wäre sogar ungerecht, wollte man ein solches Verlangen stellen. Es ist bei der Verabfassung eines solchen Aufsatzes nur nöthig, daß dessen Verf. diejenigen Bücher, welche die neuesten Resultate der Forschung enthalten, vor sich aufgeschlagen hat, Auszüge daraus macht, diese dann zum Druck in eine verständige Ordnung bringt u. dergl. mehr. Diesen Foderungen hat der Verf. unsers vorliegenden Aufsatzes Genüge geleistet, wir wollen ihm daher auch keinen Vorwurf darüber machen, daß das Ganze blos aus Büchern herausgeschrieben ist. S. 195: „Arithmetischer Nachweis der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gewonnenen Vortheile an Zeit und Kraft." Dieser kurze Nachweis steht an seinem Platze. S. 197: „Statistik aller Kunstanstalten für den Bücherverkehr zu Erfurt 1840." Die Stadt Erfurt besaß 1840 9 Buchdruckereien, mit einem Personalbestand von 72 Köpfen. Ferner 5 Buchhandlungen; 3 lithographische Institute; 3 Musikalien-

handlungen; 2 Antiquare; 26 Buchbinder mit 13 Gehülfen und 8 Lehrlingen.

Die übrigen Aufsätze und Gedichte, welche in dem Buche enthalten sind, aber nicht in den Bereich gegenwärtiger Besprechungen gehören, wissen auf eine solide und anmuthige Weise zu unterhalten. Die dem Buche beigegebenen „Kunstbeilagen" sind nur mittelmäßig. Die Portraite von Gutenberg und Dalberg hätten zur Ehre des Buches wegbleiben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Samuel Laing's „Notes of a traveller".

Unter diesem Titel gab Samuel Laing ein Buch voll interessanter, nicht selten aber auch einseitiger Ansichten heraus, worin er, wie er selbst sagt, beabsichtigt „Materialien zu sammeln für den künftigen Philosophen oder Geschichtschreiber, welcher es unternehmen sollte, die neuen socialen Elemente in Europa, welche aus der französischen Revolution entsprangen und deren Asche bedecken, zu schildern und zu würdigen". Samuel Laing hat sich bereits durch ein treffliches geschätztes Werk über Norwegen und ein minder bedeutendes über Schweden bekannt gemacht. Seine Bemerkungen sind scharf, häufig tief, seine Vorurtheile nicht die eines Parteimannes, nicht gelernte noch nachgeplauderte, sondern die eines originellen Denkers, einseitig zwar, aber nicht verkehrt. Er weicht häufig von den sonst im Schwange gehenden Ansichten ab. So hält er den landschaftlichen Charakter Hollands für durchaus nicht unmalerisch, er sei nicht erhaben, aber es sei Seele in Allem, was man sähe, Holland sei ein Cabinetsstück, in welchem Natur und Kunst sich verbänden, um einen einigen Eindruck, eine homogene Wirkung hervorzubringen. Diese Ansicht hängt zum Theil mit Laing's ausschließlich politischer und industrieller Richtung zusammen; er betrachtet Alles und Jedes als eine bloße Zuthat zu der socialen Lage des Menschen, er schätzt die schönen Künste gering und fragt einmal allen Ernstes: „Was haben die schönen Künste, der socialen Lage des Menschen gegenüber, für einem reellen Werth? Hat man sie nicht zu hoch geschätzt? ihnen mittels der Vorurtheile, welche sich aus einer Periode der geistigen Bildung, die weit hinter der unsrigen zurücksteht, herschreiten, nicht eine zu hohe Bedeutung untergelegt? Tragen sie zu dem Wohlsein, der Civilisation und der Verstandesbildung der Menschheit so viel bei als die Pflege der nützlichen Künste? Rufen sie höhere geistige Entwickelungen oder mehr moralische Eigenschaften ins Leben als diese? — — Ihre Wichtigkeit ist nur derivativ, ist gegründet auf Vorurtheil oder Mode, nicht auf gesunde philosophische Basis. Rafael, Michel Angelo, Canova — unsterbliche Künstler! erhabene Schöpfer! was seid ihr in der nüchternen Abschätzung der Vernunft? Die Arkwright, die Watt, die Davy, die tausend wissenschaftlichen Erfinder und Erzeuger der nützlichen Künste in unserm Zeitalter müssen den Rang vor euch einnehmen. Der Exponent der Civilisation, der Verstandesbildung und des socialen Fortschritts der Menschheit ist nicht eine Statue, sondern ein Dampfboot!" Ein englisches Journal räth solchen Autoren mit Recht: „Nehmt lieber die beschränkte Philosophie Napoleon's zum Motto und schreibt auf Euer Buch, welches bestimmt ist, das Strick- und Räderwerk der Nationen darzulegen: ‚C'est la farine, c'est le petit ventre qui fait mouvoir le monde!'" Gegen die Franzosen verfährt Laing unparteiischer und gerechter, als es sonst die Weise der Engländer ist; er rühmt ihre Ehrliebe, ihre Achtung vor fremdem Eigenthum wie vor den Gefühlen Anderer, ihre artigen und höflichen Manieren, Eigenschaften, wodurch sie sich, wie er selbst gesteht, vor seinen Landsleuten in hohem Grade auszeichnen. Die Übermacht des Beamtenstandes und der Geist der Centralisation in Frankreich unterwirft er strengem Tadel. Denselben Mangel findet er in Preußen, welchem er überhaupt nicht günstig ist. Es ist ihm unmöglich, in einer absoluten Monarchie etwas Gutes zu finden. Preußen, sagt er, sei nur in einem politischen und geographischen, nicht in einem moralischen und socialen Sinne regiert. Er zweifelt, ob für Preußen aus dem Zollverbande jene Vermehrung seines nationalen Reichthums, seiner Macht, seiner politischen Größe, seines Gewichts im europäischen System, welche es durch seine überangestrengten militairischen Einrichtungen eingebüßt habe, resultiren werde. Er zweifelt daran, weil seine militairischen und commerciellen Einrichtungen auf widerstrebende Grundsätze basirt seien, dort auf die strengste Oberaufsicht, auf die Einmischung der Regierung in jede individuelle Handlung und Entwickelung, hier auf die vollkommen freie Thätigkeit der Menschen in allen industriellen Dingen. „Aber", fügt er einlenkend hinzu, „der deutsche Zollverband ist eine sociale Bewegung, so wichtig im Princip, so schwanger an unvorhergesehenen Resultaten und so neu in der socialen Ökonomie des deutschen Volks, daß es von Kurzsichtigkeit zeugen würde, wenn man ihn mit Rücksicht auf Preußen allein betrachten wollte." Er kommt auch, „with a somewhat amusing illustration", wie ein englisches Blatt sagt, auf die speculativen Tendenzen der Deutschen zu sprechen. „Die einbildungskräftigen deutschen Schriftsteller", sagt er, „schlagen vor, den Zollverein in eine anerkannte politische europäische Macht, etwa wie die alte Hansa, zu verwandeln. Das Symbolische verdrängt in der deutschen Anschauung überall das Wirkliche." Laing macht sich nun über die vorgeschlagene deutsche Flotte lustig, und es ist wahr, daß wir mit diesen Träumereien, bei denen wir ein so ernstes Gesicht schneiden, als wären sie schon Wirklichkeit, in den Augen der andern Völker sehr possirlich erscheinen müssen. Immer vergessen wir das am nächsten Liegende über das Fernste, und während wir Anlage haben, überaus praktisch zu sein, verdunsten wir in Theorien. Was für ein Gedanke: eine Flotte ohne Colonien — mit Respect vor den vielbesprochenen Chathaminseln sei es gesagt —, ohne alle Grundbedingungen, ohne Anfänge, ohne Aussicht auf Entwickelung, aber mit einer desto endlosern Aussicht auf ein bloßes Traumbild, auf eine komische Fata Morgana, welche uns bereits ausgedehnte Colonien und Kriegshäfen und Kriegsschiffe vorspiegelt, die mit den Flaggen der verschiedenen deutschen Staaten geschmückt sind! Begeistern sich doch schon unsere politischen Zeitdichter für dieses wesentliche, unsichtbare, dies Abstractum einer deutschen Seemacht — wer sollte da noch zweifeln? Laing prüft auch in einem längern Abschnitte das preußische Schulsystem, und während er die wunderbare Construction der Maschinerie anerkennt, meint er doch, daß man zu demselben Ziele gelangen würde, und zwar auf einem natürlichern und erfolgreichern Wege, wenn man den moralischen Zustand der Ältern in ein Gebiet der freiern Pflichtthätigkeit erhöbe. Die leipziger Buchhändlermesse gibt Laing Gelegenheit, ihre traurigen Folgen auf die Literatur, welche in eine luxuriöse, aber mark-, blüten- und fruchtlose Vegetation ausarte, zu besprechen. Die Rückwirkungen dieser seichten Literatur auf das Volk seien nicht zu verkennen; Alles sei Speculation, keine Realität, kein Zusammenhang der Überzeugung in politischen und religiösen Dingen mit der That. Auf diesen delicaten Punkt, der übrigens Laing zu manchen Übertreibungen veranlaßt, können und wollen wir hier nicht weiter eingehen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 102. — 12. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

32. Denkschrift für das Jubelfest der Buchdruckerkunst zu Bamberg am 24. Juni 1840, als Spiegel der allseitigen Bildungsverhältnisse seit unserer geschichtlichen Periode, verfaßt von Heinrich Joachim Jäck. Erlangen, Enke. 1840. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

So wunderlich sich dieses Buch auch ausnimmt, so gibt es doch manche dankenswerthe Notizen zur Literatur-, Kunst- und überhaupt Culturgeschichte Bambergs, und es möchte in dieser Hinsicht gerade nicht verfehlt zu nennen sein; ob übrigens die langen, trockenen Namensverzeichnisse zu seinem Zwecke nöthig waren, ist noch die Frage. Die in dem Buche befindlichen kurzen Paragraphen über die Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst geben eben nichts Neues. Der Verf. bringt dabei den durch nichts begründeten Einfall einer Erfindung der Buchdruckerkunst durch Albrecht Pfister wieder an. Hier jedoch bekommen wir allerdings eine Neuigkeit, indem sich sein productiver Enthusiasmus sogar bis zur Erschaffung eines Menschen erhöht hat, da er die Welt ohne Weiteres mit einem Sebastian Pfister beschenkt, der Formschneider, Buchdrucker und wahrscheinlicher Sohn von Albrecht Pfister gewesen sein soll. Die artistischen Beilagen sind nicht zum besten gerathen.

33. Zum Gedächtniß der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Heidelberg am 24 Juni 1840. Heidelberg, Winter. 1840. Gr. 8. 10 Ngr.

Daß auch die Ruperto-Carola sich aufgemacht hat, um das große Fest würdig mitzufeiern, gereicht ihr zu vielem Ruhme, und es ist daher auch ganz in der Ordnung, daß in einem besondern Schriftchen Form und Gehalt dieser Feier der Nachwelt überliefert wird. Der Inhalt dieses Schriftchens zerfällt in fünf Nummern, über welche hier zu sprechen ist.

I. „Programm für die mit höchster Genehmigung in Heidelberg zu begehende vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840." Dieses kurze Programm zeigt uns, daß man die Festfeier im würdigen und wohlbegriffenen Sinne unternommen hat. Freilich hat man auch hinlänglich persönliche und sachliche Mittel dazu gehabt. In letzterer Hinsicht mag wol die Ausstellung auf dem Museum bedeutend gewesen sein. Die heidelberger Bibliothek besitzt außer kostbaren Handschriften auch einige uralte Xylographien, welche von allen Bibliographen als Kostbarkeiten ersten Ranges anerkannt sind. Aber auch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und aus dem 16. Jahrhunderte besitzt sie einen ihr vielleicht selbst nicht hinreichend bewußten Schatz von Büchern, welche durch die darin enthaltenen zahlreichen Holzschnitte für die Geschichte der Formschneidekunst von Bedeutung sind, besonders in Beziehung auf die schwäbischen, schweizerischen und elsassischen Formschneiderschulen. Möge man ja auf Erhaltung dieser Bücher ein fortwährendes Augenmerk richten, besonders bei Ausleihung derselben bedächtlich verfahren, damit sie nicht so obenhin Personen übergeben werden, welche den Werth der Sache, die sie in die Hände bekommen haben, nicht verstehen, oder nicht zu beachten gewillt sind.

II. „Rede bei dem vierten Säcularfeste — — gehalten von Dr. C. Ullmann, derzeitigem Prorector." Eine vortreffliche Rede! Die Rede ist von dem Redner in seiner Eigenschaft als Prorector und in der Aula academica gehalten worden; dies sind Beziehungen streng wissenschaftlicher Tiefe, welche berücksichtigt werden mußten. Ferner ist sie vor einem sehr gemischten Publicum gehalten, welches laut Programm zur Anhörung dieser Rede versammelt wurde, und endlich war der Redner ein öffentlicher Lehrer der Theologie. Zwischen diesen zusammentreffenden und aufeinander drückenden Verhältnissen hat sich nun der Redner nicht etwa blos geschickt durchzuwinden gewußt, sondern er hat seinen Gegenstand mit solchem freien Geiste erfaßt, daß er gar nicht in ein solches Bedrängniß hineingerathen konnte. Folgende Stelle dieser Rede sei hier angeführt:

Hätten vor Gutenberg's Seele prophetisch alle Folgen seiner Erfindung gestanden, auf der einen Seite die Möglichkeit sie zu machen, auf der andern Seite der Gedanke der Uebel, die sie bringen würde, und er selbst mit freier, von Ehrgeiz unbestochener Wahl dazwischen gestellt, sollen wir glauben, er würde zurückgebebt sein vor der Verwirklichung? Wir könnten es ihm zutrauen, wenn er ein Schwächling gewesen wäre, nicht aber, wenn er ein frommer, Gott und der Wahrheit vertrauender deutscher Mann war, und wir müßten ihn auch jetzt im Angesichte aller geschichtlich eingetretener Nachtheile der

Presse loben darum; denn wir dürfen auch dies nicht vergessen: der Kampf stählt die Geister und hat die Wahrheit jederzeit nur um so heller hervorleuchten lassen; von der Überbildung und falschen Richtungen der Bildung wird der gesunde Sinn immer wieder von selbst zurückkommen; der Ballast der Presse, ein Auswuchs der Industrie, wie es viele gibt, mag ruhig dahinschwimmen auf dem Strome der Zeit ins Meer der Vergessenheit; der Eindruck der Presse, soweit er auf Vorurtheil beruht, stumpft sich ab in sich selber; für das Gift aber, das sie bereitet, bietet sie selbst auch die Gegenmittel dar; gleich den göttlichen Heldenwaffen der Alten ist sie im Stande, die Wunden auch zu heilen, die sie geschlagen: denn, wenn sie die Lüge vertausendfacht, so vertausendfacht sie auch die Wahrheit, und es hieße nicht etwa nur dem Wahrheitssinne, sondern Gott, dem obersten Schirmherrn der Wahrheit mistrauen, wenn wir bezweifeln wollten, daß die Wahrheit auf die Dauer stärker sei als die Lüge; die Presse kann wol im Einzelnen der Wahrheit, der Ordnung, der Ehre schaden, aber im Ganzen und Großen muß sie den göttlich erhaltenden Mächten dienen, und was wirklich auf den Geist, auf das Vertrauen, auf die Liebe gesäet ist, das wird mit ihr, zum Theil durch sie bestehen. Und endlich — warum wollen wir es nicht aussprechen? — Gott hat die Erfindung der Buchdruckerkunst gewollt und sie eintreten lassen in den Gang menschlicher Entwickelung, und wenn Er sie gewollt hat, wer wagt es, sie nicht zu wollen, oder zu denken, ihr Nichteintreten wäre besser gewesen?

Sei dem verehrten Redner für diese reinen und schönen Worte auch aus der Ferne ein freundlicher Gruß zugerufen.

III. „Predigt bei der Feier — — von J. J. Sabel, Decan und Stadtpfarrer daselbst." Eine wohlgerathene Predigt, welche Zeugniß ablegt, wie der Prediger seinen Gegenstand würdig und geistvoll zu behandeln gewußt hat.

IV. „Historische Nachrichten von den Buchdruckereien und Buchhandlungen in Heidelberg von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten." Der ungenannte und mir auch seinem Namen nach nicht bekannte Verf. dieser Nachrichten kommt geistig nicht so recht in die Sache hinein, doch ist der angewandte Fleiß nicht zu verkennen; wie er denn auch durch mitgetheilte interessante Urkunden unsern Dank verdient.

V. „Bestand der Buchhandlungen und Buchdruckereien in Heidelberg am 24. Juni 1840." Heidelberg besaß zur Zeit des Säcularfestes 7 Buchdruckerofficinen mit 19 Pressen und 25 Gehülfen. Ferner 5 Buchhandlungen mit 11 Gehülfen und Lehrlingen.

(Der Beschluß folgt.)

Andreas und Elene. Herausgegeben von Jakob Grimm. Kassel, Fischer. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jenseit des Kanals wird das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur beinahe so lebhaft betrieben wie bei uns dasjenige unsers deutschen Alterthums. In Beziehung auf materiellen Beistand und Rückhalt haben die Engländer viel voraus, hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Gelingens blieben sie noch hinter den glücklichen Erfolgen unserer Philologen zurück. Die Verdienste Thorpe's und Kemble's würden nicht hinwegzuleugnen sein, wenn Jemand auch den Versuch machen wollte, es zu thun; aber ein Werk wie Bosworth's „Angelsächsisches Lexikon" würde bei uns kein größeres Glück haben machen können als etwa Ziemann's „Mittelhochdeutsches Wörterbuch", und will man den Abstand zwischen der Höhe deutscher und englischer Forschung deutlich erkennen, so braucht man nur die Lexika von Bosworth und von Richthofen nebeneinander zu halten, um sogleich hier strenge Wissenschaftlichkeit bei beschränkten Quellen, bei dem englischen Kaplan reichere Quellen, aber träges Zurückbleiben hinter den raschen Schritten der Wissenschaft zu finden. Man sollte denken, die Engländer würden die Belehrungen aus Deutschland mit Dank empfangen und uns durch ungehemmte Bekanntmachung ihrer Quellen in Stand setzen, weiter zu kommen, weil sie selbst von jedem Fortschritte der Wissenschaft Gewinn ziehen müßten; allein sie hüten zum großen Theile ihre Drucke alter Quellen mit so unkluger als ungerechter Eifersucht, daß es selbst den ausgezeichnetsten Forschern in Deutschland, trotz ihrer Verbindungen, schwer wird, nicht etwa blos in den Besitz der Drucke zu kommen, sondern sogar sie überhaupt nur einzusehen. Von jener grundlosen Geheimthuerei gab die londoner Recordcommission wieder eine Probe, als sie den verceller Codex, den sie durch Blume in Lübeck hatte kennen lernen, abschreiben, drucken und — in spärlichen Exemplaren an die Recorders vertheilen ließ. Jakob Grimm verdient deshalb Dank, daß er aus dem von Lappenberg ihm mitgetheilten Exemplare eine Ausgabe der beiden angelsächsischen Gedichte „Andreas und Elene" veranstaltete, Anmerkungen unmittelbar für die Presse hinzuschrieb und das Ganze mit einer überaus lehrreichen Einleitung begleitete. Text und Anmerkungen sind für die Gelehrten von Profession. Die Einleitung wird auch einem größern Publicum Interesse bieten, und wir folgen derselben in ihren Hauptzügen, den Gang der Untersuchung in eine historische Darlegung verwandelnd. Die angelsächsische Literatur hat deshalb einen so ungemeinen Werth anzusprechen, weil sie die älteste wirkliche Literatur des germanischen Volkes ist. Das heidnische Element ist nicht erlegen, nur geschwächt, und wie das ungeschmälerte Heidenthum, das in den Denkmalen altnordischer Poesie aufbehalten ist, wegen seiner großen und reinern Vollständigkeit die größte und genaueste Aufmerksamkeit verdient und verlangt, so fodert die angelsächsische Dichtung ein um so schärferes Aufmerken, um die unwillkürlichen Ausbrüche des heidnischen alterthümlichen Elements bei der Behandlung christlicher Stoffe zu erkennen. Denn die angelsächsische Poesie wird, wo sie der einheimischen Sage die fremde vorzieht und ihrem Inhalte nach also nur ein geringes Interesse darzubieten weiß, durch Behandlung der fremden Stoffe neu und belehrend, da sie ihrer angeborenen Natur dabei freien Lauf läßt.

Für die beiden ältesten uns überlieferten Gedichte der Angelsachsen hält Grimm diese Dichtungen von Andreas und Elene. Nach einer gewagten Vermuthung ist „Andreas" von dem Bischof Aldhelm, dem Freund und Rathgeber des Königs Ine von Wessex und dessen Gemahlin Ädelburg, gedichtet und dem königlichen Paare vorgelegt. Die Zeit der Entstehung würde demnach, da Aldhelm im J. 709 starb und Ine seit 688 herrschte, um das J. 700 fallen. Aldhelm war Verfasser lateinischer und angelsächsischer Gedichte. Er ging aus der Schule von Canterbury hervor, wo Erzbischof Theodor eben Kunde des Griechischen verbreitet hatte. Den Stoff zu seiner Dichtung nahm er aus einem apokryphischen Buche: „*Πράξεις Ἀνδρέου καὶ Ματθαίου*", aus denen Grimm, von dem Herausgeber des „Codex apocryphus N. T.", Thilo, dazu in Stand gesetzt, Auszüge mittheilt. Die Geschichte selbst ist folgende: Matthäus hatte den göttlichen Befehl empfangen, sich nach der Insel Mermedonia (Äthiopien) zu begeben, die von Menschenfressern bewohnt wurde. Wer zu ihnen verschlagen wurde, diente ihnen zu Speise. Vorher aber wurden die Unglücklichen geblendet und durch einen Zaubertrank des Verstandes beraubt, daß sie wie Thiere umhergingen und Heu und Gras fraßen. So erging es auch Matthäus, der, zu Gott um Rettung flehend, von einer himmlischen Stimme getröstet und belehrt wird, Andreas werde ihn zu erlösen zur bestimmten Zeit in der Burg erscheinen. Die Heiden hielten alle 30 Tage feierliche Versammlungen, in denen sie die Reihefolge festsetzten, wann ihre Gefangenen ihnen zur Nahrung dienen sollten. Inzwischen hatte Andreas, der in Achaja lehrte, vom Himmel Befehl erhalten, nach Mermedonia zu reisen, wo Matthäus binnen drei Tagen in Lebensgefahr

schwebt. [illegible] trifft Andreas am andern Tage früh mit seinen Begleitern am Strande ein und findet einen Nachen, den Gott und zwei Engel in Gestalt von Schiffern führen. Sturm begleitet die Überfahrt. Andreas erzählt Wunder des Heilands. Im Schlaf wird der Apostel ans Gestade getragen, wo er am andern Morgen neben seinen schlafenden Dienern im Angesicht der Burg erwacht. Unvermerkt, von Gottes Hand bedeckt, steigt er zur Burg hinan. Die sieben Wächter am Thore des Kerkers werden von jähem Tode hingerafft. Die Thür springt von selbst auf. Matthäus sitzt einsam in der Mördergrube. Alsbald rüstet er sich mit 240 Männern, die Veste zu verlassen. Andreas geleitet sie hinaus, kehrt froh in die Stadt zurück und erwartet, neben einer ehernen Säule niedersitzend, sein Geschick. Unterdessen war der Tag der heidnischen Versammlung gekommen. Die Anthropophagen gedenken einen der Gefangenen zu verzehren, als sie aber die Wärter todt, die Kerker offen und leer finden, loosen sie, wer von ihnen den andern zur Speise dienen solle. Ein angesehener Greis, den das Loos trifft, bietet für sich seinen jungen Sohn an. Der Knabe wird in Banden gelegt, aber (Andreas bittet für ihn zu Gott und) alle gegen ihn gerichteten Waffen schmelzen wie Wachs. Da wird der Knabe frei gegeben. Der Teufel erscheint in Gestalt eines elenden Menschen, verräth die Gegenwart des Heiligen und entflammt das Volk zur Wuth gegen denselben. Infolge einer göttlichen Stimme tritt Andreas hinter der Säule hervor. Sogleich wird er gefesselt und dem Volke gezeigt. Dann schleifen sie ihn über Felsen und Steinklippen den ganzen Tag, bis der Abend einbricht. Sein Leib trieft von Blut, seine Seele bleibt standhaft. Am zweiten und dritten Tage gleiche Marter. Da sehnt sich Andreas nach dem Tode; aber als er, vom himmlischen König aufgefodert, sich umschaut, sieht er blühende Bäume an den Stellen emporwachsen, wo seine Blutstropfen niedergefallen, und als er zum vierten Male zum Kerker geleitet worden, naht sich Gott und verleiht seinem verwundeten Leibe Stärke und Gesundheit wie vom Anfang. Nach zahllosen Anfechtungen im Kerker, die der Dichter nicht beschreibt, erblickt der Heilige zwei große Steinsäulen, aus deren einer er Wasserströme unter das heidnische Volk hervorbrechen läßt, daß die weite Flur bedeckt wird, viele Kinder ertrinken, die Männer nach den Bergen zu fliehen suchen, wo ein Engel mit feurigem Schwerte ihnen den Zugang wehrt. „Wogen wuchsen, Wälder rauschten, Feuerfunken flogen.“ (Vægas veókon, vudu hlynsodon, flugon fyrgnástas, flód ydum veóll. 1545 fg.) In allen Burgen Hammerruf! Einer rief, die Fesselung des schuldlosen Fremden sei Ursache der schrecklichen Strafe; „eilt, entfesseln wir ihn und flehen um seinen Beistand!“ Bis an die Achseln standen die Männer schon im Wasser. Da lösten sie den Heiligen. Er besprach die Woge. Der Himmel wurde heiter; die Erdschluchten nahmen die Gewässer auf: 14 der übelsten Missethäter wurden mit in den Abgrund gerissen (1593). Alles Volk zitterte und erkannte, daß Gott den heiligen Mann gesandt. Der warnte und ermahnte. Auf sein Gebet ließ Gott die von der Flut verschlungenen Kinder wieder auferstehen. Nach ihrer Rückkehr ins Leben empfingen sie die Taufe. An der Stelle, wo die Flut entsprungen und die Taufe geschehen war, ließ Andreas eine Kirche bauen. Aus allen Gegenden sammelten sich Männer und Frauen und wurden getauft. Der Heilige setzte ihnen einen Bischof, Namens Plato (1651), ein und rüstete sich dann nach sieben Tagen zur Abreise. Die Bewohner geleiteten ihn traurig zum Ufer, blickten dem Schiffe nach, so weit sie es mit ihren Augen verfolgen konnten, und priesen den ewigen Gott.

Aus derselben Zeit (um 700) stammt das Gedicht „Elene“, dem vielleicht auch wie dem „Andreas“ eine griechische nicht allgemein zugängliche Quelle zum Grunde liegt. Im allgemeinen stimmt die Dichtung ihrem Inhalte nach mit der kirchlichen bekannten Legende über die Kreuzauffindung zusammen und wir unterlassen es, hier näher darauf einzugehen. Der Dichter hat sich (1258—70) selbst genannt, indem er die einzelnen Buchstaben, aus denen sein Name besteht, mit Runen schrieb. (Über diesen Gebrauch der Runen hat Kemble in seiner, dem großen Publicum ebenfalls unzugänglichen Schrift: „The runes of Anglo-Saxons“, gesprochen, wobei er das vorliegende und zwei andere Beispiele erläutert. Vergleiche einen Auszug von Wilhelm Grimm in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“, 1841, S. 1129—38.) Grimm hält ihn gleich dem Verf. des „Andreas“ für einen Geistlichen, weil er (1255) auf schriftliche Quellen und (825) auf eine geschriebene Darstellung der Wunder des heiligen Stephan Bezug nimmt, zugleich will er ihn für einen Zeitgenossen, vielleicht für einen Schüler Aldhelm's angesehen wissen. Beide Gedichte sind in alliterirenden Versen geschrieben, die Grimm hier mit demselben Fuge als Langzeilen darstellt, wie er es bei den Versen der spanischen Volksdichtungen in der „Silva de romances viejos“ gethan. Die ruhige Breite der epischen Form verträgt überhaupt keine Zerstückelung; außerdem kommt die jedesmal angeschlagene Alliteration immer erst mit der ganzen Zeile zur Vollendung; dabei aber bildet die zweite Hälfte des Verses, die nur einen Anlaut aufnimmt, einen merklichen Abstand von der ersten, die in der Regel zwei enthält. Wollte man zwei alliterirende Langzeilen in vier kurze zerbrechen, so würden sich diese nicht untereinander gleich sein, sondern die erste würde der dritten, die zweite der vierten entsprechen, woraus deutlich hervorgeht, daß die erste und zweite ein System bilden und zusammengefaßt sein wollen wie die dritte und vierte. Wenn kurze Zeilen das wirkliche Maß wären, so müßten sie jeden Reimbuchstaben in ihrem eigenen Umfang abschließen und könnten ein Gedicht sowol von gerader als ungerader Verszahl bilden. Gedichte von ungeraden Verszahlen sind aber, wenn man die Langzeilen in kurze zerlegt, überall nicht vorhanden, sondern die Kurzzeilen treten dann immer paarweis auf und sind also nur entstellte Langzeilen. Ganz anders ist es, daß der Sinn in der Mitte der Langzeile ruht, was er im Angelsächsischen sogar meistens thut. Dieser Widerstreit zwischen Sinn und Metrum muß als ein tiefbegründetes Gesetz angesehen werden, auf dem die innere und feste Verschränkung beider beruht (LV fg.). In diesen Versen, denen die Alliteration unverbrüchliches Gesetz ist, hat schon von frühester Zeit an der auslautende Reim Einfluß gewonnen. Namentlich tritt er in gewissen Formeln auf, die dem Sinn nach synonyme oder der Wortbildung nach nahe verwandte Wörter durch ein bloßes und verknüpfen (wie grund and sund, bord and ord u. s. w.). „Man gewahrt also, daß alle lebendigen, natürlichen Behelfe und Mittel der Poesie sich von selbst Luft machen und, ohne daß man sie auf äußern Wegen zu erklären braucht, einführen. In diesen uralten Reimen alliterirender Lieder beruht am ungezwungensten der allmälig unter allen Völkern deutscher Zunge aufgeblühte Reim; eine eigenthümliche Form der Skaldendichtkunst hat auch schon frühe die Vereinigung beider Grundsätze anerkannt und gesucht auszubilden. In Vocalen und Consonanten erscheinen die angelsächsischen Reime noch so ungenau und unrein gehalten wie die in den alliterirenden Versen Otfried's hervorbrechenden. Der Dichter der ‚Elene‘ legt sich (von V. 1237 an) 15 Verse hindurch die unbequeme Fessel des Reimes an und wirft sie dann wieder ab“ (XLIII).

Der angelsächsische Dichter konnte einen Stoff wählen, der fremd war, aber sein Volk, seine Zeit und die Einflüsse der Vergangenheit auf seine Zeit konnte er nicht verleugnen. Ihn hier zu beobachten ist lockend und lohnend. Folgen wir schließlich noch den Bemerkungen, die Grimm macht, in ihren Hauptzügen. „Frauen treten im Gedicht von Andreas gar nicht auf, im andern spielt Helena zwar eine Hauptrolle, handelt aber ganz wie ein Mann und ordnet sich willig ihrem Sohne Konstantin unter. An Darstellung der Frauenliebe hat überhaupt auch kein anderer angelsächsischer Dichter gedacht“ (XXV). Kampf und Krieg waren das liebste Geschäft des Alterthums. Im „Andreas“ wird nicht gefochten, nur ein feierliches Volksding gehalten und geloost. In dem Gedicht von Elene, das mit den

Kämpfen Konstantin's gegen die Hunen, Hrêdgoten und Franken, die zum Sammelplatz an die Donau über die Riesenburg herangezogen, beginnt, haben die Schlachtschilderungen etwas Prächtiges. Wolf, Adler und Rabe ziehen mit frohem Geschrei dem Heere voran, ihre Beute witternd. Der Wolf im Walde stimmt das Schlachtlied an („Elene", 28. 112). Der Adler, die Federn feucht, hebt auf der Spur der Feinde sein Lied an („Elene", 29). Der schwarze Rabe, auf Metzeleien gierig, krächzt aus der Höhe („Elene", 52). Gewiß heidnischer Duft, da die drei Thiere den Christen eher etwas Widerwärtiges als Befreundetes haben mußten, den Heiden aber, als Attribute der Gottheit, geheiligt waren. Anklänge an Gottheiten sucht Grimm auch sonst aus diesen Gedichten aufzuweisen. Konstantin heißt („Elene", 76) eofurcumble bepeaht, mit dem Eberzeichen bedeckt. Das Bild des heiligen Ebers bewähre hier den Cultus einer angelsächsischen Gottheit, die dem altnordischen Freyr oder der Freyja entspreche. In dem verschiedentlich gebrauchten Substantive vôma (sonitus, Klang, Rauschen) und den mit diesem Worte vorgehenden Verbindungen meint er „eine bestimmte Erinnerung an Vôden", Wuotan zu finden (xxxiii), und in der Wendung tire getâcnod, gloria insignitum („Elene", 753) erblickt er eine Erinnerung an den angelsächsischen Kriegsgott Tiv. „Den Ausdruck tires tâcen mögen christliche Angelsachsen einem ältern heidnischen Tives tâcen unterschoben haben. Auch die Poesie entsagte jener heidnischen Redensart nicht leicht, sondern milderte sie gleichfalls in tires tâcen und tire tâcnian" (S. 156).

Daß die Angelsachsen ein seefahrendes Volk waren, ergibt die wahre Fülle ihrer Poesie an Ausdrücken und Wendungen, meist von hoher Schönheit und Einfachheit, für Meer, Schiff und Schiffahrt. Außer der Bezeichnung der See mit zehn, zwölf Substantiven kommen Umschreibungen vor wie: der Fische Bad, des Walfischs Heimat, der Schwäne Heimat u. s. w. Das Schiff (scip, ceól, bât, naca, flata) heißt Seeholz, brimhengest, merehengest, væghengest, sæmearh, d. i. Seehengst; es fährt mit schaumbedecktem Hals, wie ein Vogel gleitet es durch die See. Sorgfältig beschrieben wird die Annäherung des Seesturms: der Hornfisch gleitet spielend durch das Meer, aber die graue Möve, nach Aas begierig, kreiset in der Luft. Die Nacht wird als ein Helm, der Tag als eine Leuchte dargestellt. Am Morgen geht die Sonne über das Meer hervor („Andreas", 241); die Vögel freuen sich auf des Tages Erscheinung und verkünden sie („Beóvulf", 5599). Einigemale werden Sprüchwörter angewandt. Außer den Aufschlüssen über kriegerisches und öffentliches Leben bieten die Gedichte mancherlei Vorstellungen, von denen das häusliche Leben erfüllt war und die längst erstorben sind. Die Heiligkeit und Sicherheit der Wohnungen steht hier voran. Die Burg heißt Freundeburg, Frohburg; der Herr Freundherr, Friedherr, der Menschen Goldfreund, weil er den Leuten Gold austheilt, sein Hof Goldburg, weil darin Gold gegeben wird. Freigebigkeit und Milde waren in dem Begriffe des Herrn wesentlich. Diese Vorstellungen wurden auch auf den himmlischen Herrn übertragen. „Gott und der König beseligten durch ihre Geschenke" (xxxviii).

Übersehen wir diese Arbeit Grimm's noch einmal mit einem Gesammtblick, so treten uns die charakterisirenden Merkmale aller seiner Forschung daraus entgegen. Auch hier ist das Bestreben, den Gegenstand so hoch als möglich in das Alterthum hinaufzurücken, dies Alterthum als ein schon gebrochenes, abwelkendes, das „nicht ohne matten Widerschein seine Säfte noch einmal umsetze und seinen nahen Tod verkünde", darzustellen und darüber hinaus einen Blick in ein noch höheres Alterthum zu eröffnen, wo die Kraft nicht ohne Milde, die Rauheit nicht ohne sittliche Stärke bestand, endlich dies Alterthum des einen Stammes als ein geschwächtes Bild des Ganzen zu erkennen und auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, nichts, es sei gering oder groß, als Einzelerscheinung, sondern als Spur zu betrachten, die der Geist zurückgelassen, der das große Ganze durchdringt und hält.

Karl Gödeke.

Literarische Notizen aus England.

Die Vorliebe der Zeit für encyklopädistische Bildung wird auch in England durch eine Menge dahin einschlagender Werke genährt und befriedigt. Die meisten dieser Encyklopädien und Cyklopädien sind jetzt vollständig oder der Vollständigkeit nahe. Hierher gehören die „Encyclopaedia Britannica", welche mit dem Erscheinen des Index in dem laufenden Jahre beschlossen sein wird; die „Popular encyclopaedia" der Herren Blackie, jetzt vollständig; die „Penny cyclopaedia", von welcher jetzt der 21. Band erschienen ist und der Schluß im Laufe des Jahres erwartet werden kann; Blaine's „Encyclopaedia of royal sports"; M'Culloch's „Dictionary, geographical, statistical and historical", wovon der erste Band jetzt vollständig ist; „The dictionary of science, literature and arts", bis zum neunten Bande und dem Buchstaben Q gediehen; Savage's „Dictionary of the art of printing", ein sehr praktisches brauchbares Werk, ist geschlossen, während eine „Cyclopaedia of commerce" und eine „Farmer's Encyclopaedie" neu begonnen sind. Gegen Anfang dieses Jahres waren ferner fertig und ausgegeben worden: von Knight's „Pictorial history of the reign of George III" der erste Band, der bis zum Ende des amerikanischen Krieges reicht, von der „Pictorial history of France" der Herren Orr u. Comp. drei Nummern, von Tyas' „Illustrated Shakspere" die dreißigste, von Knight's „London" die neunte, von Hall's „Ireland" die vierzehnte, von Quain's „Anatomical plates" die vierundneunzigste Abtheilung. Die von W. Horne herausgegebene „History of Napoleon", eine eingestandene Compilation aus den zahllosen Memoiren und Geschichten, womit Frankreich überschwemmt ist, und mit einem unüberwindlichen Glauben an Napoleon's Supremität geschrieben, enthält einige Hundert Holzschnitte. Um in diesem Register fortzufahren, bemerken wir noch Folgendes: Unter den Werken, welche sich in periodischer Form die Gunst des Publicums erworben, sind noch Knight's „Store of knowledge", „The Christian traveller, a cyclopaedia of domestic medicine and surgery", von Dr. Andrew, und das „Domestic dictionary or housekeeper's manual" von G. Merle zu nennen. Von G. Cavendish's „Debates" erschien der erste Band, vom Mai 1768 bis zum Mai 1770 reichend, von Adolphus' „History of George III der vierte, von Fox' „Book of martyrs" (Virtue's Ausgabe) der neunte und von Cook's „Voyages" der zweite Band.

Eine Sammlung Novellen und Erzählungen erscheint unter dem Titel: „Library of standard novels and romances, by the most distinguished writers of the day", unter denen uns folgende aufgefallen sind: „Schinderhannes, the robber of the Rhine. A romantic sketch, drawn up from historical and legal documents of the celebrated banditti system of Germany", von dem Herausgeber, Leitch Ritchie; „Waldemar, or the sack of Magdeburg. A tale of the thirty years' war"; „The Jesuit. A powerful and striking illustration of the principles and practices of that celebrated society, from which it takes its name"; „The siege of Vienna" (nach Frau von Pichler); „The enthusiast, or, traits and characteristics of the german court. An adaptation of one of the romances of Spindler" rc. Der „Observer" nennt diese Sammlung eins der wohlfeilsten, besten und geschmackvollsten Werke, denen der moderne bibliopolische Geist die Entstehung gegeben habe. Sie werde ein classisches Werk bleiben und noch lange gesucht und gelesen werden, wenn die contemporairen Werke dieser Art schon in Vergessenheit gerathen sein würden.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 103. — 13. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 102.)

34. Kurzgefaßte kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der ältesten wiener und östreichischen Buchdruckergeschichte, nebst Widerlegung der Ansprüche der Städte Strasburg und Harlem auf die Erfindung, und Abfertigung der neuesten Behauptung: Gutenberg sei ein Böhme und geborener Kuttenberger. Zum Anhange, Untersuchungen über den Kalender Johann's von Gmunden und den in Wien aufgefundenen ersten Kalender v. J. 1400—28. Von Matthias Koch. Wien, Singer und Göring. 1841. 8. 25 Ngr.

Die Besprechung dieses Buches paßt sich nicht so gut für diesen dritten Artikel, als sie sich für den zweiten Artikel gepaßt haben würde; doch ist mir dies Buch erst zugekommen, nachdem jener zweite Artikel schon abgesendet war, und so mag es immerhin hier seine Besprechung finden. Die kurze Nachricht, welche uns das Buch über die Erfindungsgeschichte gibt, ist mit reinem natürlichen Sinne und Gewandtheit abgefaßt, doch ohne höhere wissenschaftliche Bedeutung; sie ist im Wesentlichen ein wenige Bogen ausfüllender Auszug aus Wetter's achtbarem Werke. Von einer den Gegenstand in seiner ganzen Breite selbständig durchdringenden Kritik ist nichts zu bemerken. Des Verfs. reiner natürlicher Sinn hat ihn vor den Auswüchsen der neuesten Besserwisserei bewahrt, welche über ein geschichtliches Ereigniß etwas ganz Anderes und Besseres wissen will, als was die Geschichte selbst weiß. Bei dieser Gelegenheit sagt der Verf.:

> Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß ein Aufenthalt in Holland im vergangenen Jahre uns Gelegenheit gab, zu ermitteln, daß holländische Gelehrte heutzutage nicht blos die Behauptung von dem fabelhaften Coster fallen lassen, sondern selbst die Erfindung der beweglichen Lettern nicht weiter in Anspruch nehmen. Was sie, und unter ihnen z. B. Baron Westreenen von Tiellandt für Holland ausschließlich zu vindiciren streben, ist der Tafeldruck allein, den wir ihnen bereitwilligst einräumen, wenn sie uns einmal datirte Druckwerke ihres Landes werden vorzeigen können. (S. 162.)

Das ist ein sehr erfreuliches Zeugniß von dem Überhandnehmen eines bessern Sinns unter den Holländern. Hingegen ist der Schluß dieser Stelle ebenso undeutlich als schielend. Es kommt ja nicht darauf an, was wir den Holländern einräumen wollen, sondern, was wir ihnen einräumen können. Ferner ist das Verlangen, das hier an die Holländer gestellt wird, zu stark, ja unerhört. Was sollte denn dann wol aus der Geschichte werden, wenn wir nur da ihren ausdrücklichen Überlieferungen Glauben beimessen wollten, wo sie uns zugleich die Facta selbst in leibhaftigster Gegenwart vorführte? Durch die Zeugnisse Ulrich Zell's und Mariangelus Accursius, in welchen ausdrücklich gesagt wird, daß man in Holland vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mit hölzernen Tafeln kleine Bücher (die Donate) gedruckt habe, durch diese Zeugnisse sind die Holländer gar wohl berechtigt, die Ansicht aufzustellen, daß sie zuerst den Tafeldruck auf kleine Bücher angewendet hätten. Aber wohl verstanden! es kann immer nur die Rede von dieser Anwendung des Tafeldruckes sein und nicht von der Erfindung der Formschneidekunst selber.

Der Verf. theilt uns in extenso den Unsinn mit, welcher in neuester Zeit von Böhmen ausgegangen ist, und welcher beweisen soll, daß Guttenberg ein geborener Böhme gewesen sei.

Die kurze Buchdruckergeschichte Wiens bis zum J. 1618 ist mit Dank anzunehmen. S. 166 befindet sich eine Rüge des Verf., die hier auch ihre Stelle finden mag, sowol der Wichtigkeit der Sache selbst wegen, die allerwärts sehr zu beherzigen ist, als auch wegen der tüchtigen Gesinnung, womit sie ausgesprochen wird:

> Die ältesten Wienerdrucke von 1482, welche in unserer Schrift S. 29 unter Nr. 1, 2, 3 und 4 als Producte durchreisender („fahrender") Künstler aufgeführt sind, und die, nach Denis, allein die Pfarrbibliothek St.-Jacob in Brünn besitzt, befinden sich, eben uns zugekommenen Mittheilungen zufolge, gegenwärtig nicht mehr dort und sind somit auch verloren. Möchte doch in der Folge allenthalben, wo sich noch Erstlingsproducte der in Östreich eingeführten Kunst finden, ihrer in Acht genommen werden, damit wir ferner nicht Verluste zu beklagen, sondern vielmehr neuer Funde uns zu erfreuen haben und aus der Achtung und sorgfältigen Obhut so kostbarer Zeugen des wissenschaftlichen Strebens unserer Vorfahren der Antheil sichtbar werde, den auch wir an dem hohen Werke geistiger Offenbarung nehmen, zu welchem sie die Fundamente gruben!

Hierzu noch die dabei befindliche Anmerkung:

> Wenn auch heutzutage jene Bibliomanie, welche, ausschließlich nach dem Principe der Seltenheit verfahrend, jede Schar-

teke zum Kleinode erhob, nicht mehr besteht, so wird doch nicht minder der entgegengesetzten Ansicht — den Werth eines Buches nach herrschender Geschmacksrichtung, nach Modenwechsel und Alltagsnützlichkeit zu bestimmen — entschieden widerstrebt werden müssen, soll nicht dieser geistige Vandalismus fortfahren den Wissenschaften tiefere Quellen, werthvolle Hülfsmittel, mannichfache Anhalts- und Orientirungspunkte zu rauben, die da dienen ihren Gehalt zu verstärken und die Reihen der Erkenntnisse fest und folgenrichtig aneinanderzuknüpfen. Man kann aus den Lücken, welche in die Wienerbuchdruckergeschichte seit Denis eingebrochen haben, zur Genüge ersehen, welche nachhaltige üble Folgen aus den Verlusten der ältern Literatur für die neuere und neueste bei Bearbeitung einzelner wissenschaftlicher Fächer eintreten; Folgen, die wahrlich nicht blos die sogenannten „todten" Wissenschaften treffen.

Vergleiche auch die Anmerkung des Verfs. S. 143, wo gesagt wird, daß diese Verluste nicht in der neuesten Zeit stattfanden, sondern unter Joseph II. bei Aufhebung der Klöster u. s. w.:

Damals wurden derlei Schätze in Eile zusammengerafft, in Massen aufgehäuft und ohne Sorgfalt fortgeschafft. Gerade die ältesten und kostbarsten Sachen wurden am wenigsten beachtet und so kam es, daß Manches in Hände gerieth, die klug genug waren, Das hastig aufzulesen und festzuhalten, was diejenigen wegwarfen, die bestellt waren, es zum allgemeinen Gebrauche zu sammeln.

Die im Anhange gegebenen Nachrichten über Johann von Gmünd und über die ältesten gedruckten Kalender enthalten sehr schätzbare Angaben, doch sind die auf diese Angaben gestützten Schlüsse nicht so entschieden beweisend, wie dies vom Verf. ausgesprochen wird. In der Vorrede sagt der Verf.:

Übrigens wollen wir es gerne gesagt haben, daß mit dieser Schrift an Deutschlands äußerster Grenze jene frohe geistige Theilnahme sich mit aussprechen soll, die überall im deutschen Lande für das Erinnerungsfest dieser hochwichtigen Begebenheit sich offenbart.

Es sei damit ein Beleg mehr gegen die grundlose Behauptung gegeben, die alte Ostmark und ihre deutschen Nebenlande schlössen sich von Deutschland und seinen Interessen geistig ab.

So sei denn nun mit diesem letztern Werke die von mir in drei Artikeln eingetheilte Besprechung über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst geschlossen. Manches bedeutende Werk, was auch bei und zu genannter Gelegenheit erschienen ist, hat blos deswegen hier seine Besprechung nicht gefunden, weil es mir nicht zu Händen gekommen ist.

Geziemen thut es sich gar wohl, daß wir hier einmal auch unserer Vorfahren gedenken, welche vor hundert Jahren dieses Säcularfest begingen. So stehe denn hier zum Schluß folgende Stelle aus Gottsched's „Lob- und Gedächtnißrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst", welche derselbe zu Leipzig im philosophischen Hörsaale gehalten hat:

Es gibt leider! Zeiten und Länder, wo man die Dummheit und Unwissenheit für die sichersten Pfeiler der Republik und Religion ansieht. Eine falsche Staatskunst hat sich's hier und da eingebildet, daß es besser sei, den Pöbel in der gröbsten Barbarei zu lassen, als denselben klug zu machen; und ein lichtscheuender Aberglaube hat dieses Vorurtheil kräftigst unterstützet.

Umsonst hat hier die dienstfertige Buchdruckerkunst ihre Hülfe, in Ausbreitung des Glaubens und der Vernunft, angeboten. Man hat ihre Dienste verschmähet, sie für gefährlich ausgegeben und gar verworfen! Kein Wunder, daß die alte Wildigkeit in so vielen Ländern noch herrscht: kein Wunder, daß so viele Staaten und Republiken noch durch Tyrannei, Parteien und Empörungen erschüttert und zerrüttet werden! Blos eure und eurer Rathgeber Schuld ist es, ihr Gewaltigen und Götter dieser Erden! wenn ihr noch kein recht glückseliges und ruhiges Regiment führet; wenn Recht und Gerechtigkeit von euren Beamten nicht gehandhabet werden; wenn ihr von euern Unterthanen nur gefürchtet und gehasset, nicht aber geliebet und verehret werdet; wenn ihr täglich neuen Ungehorsam seht, neue Empörungen und Widerspenstigkeiten eurer Unterthanen erfahret, ja oft eures eigenen Lebens nicht sicher seid. Laßt nur dem Erkenntniß der Wahrheit, laßt den Künsten und Wissenschaften freien Lauf; ja erlaubet dieses nicht nur, legt selbst Hand an und befördert denselben mit allen Kräften, sowie bereits in vielen Ländern bisher geschehen ist; kurz, bedienet euch der heilsamen Werkzeuge, die euch die Buchdruckerkunst an die Hand gibt: So werdet ihr nicht mehr solchen türkischen und maroccanischen Trübsalen unterwerfen sein; so werdet ihr nicht mehr, wie zu Tripolis und Algier, leben dürfen; so werdet ihr desto gehorsamere und ruhigere Unterthanen haben, jemehr sie durch Künste und Wissenschaften aufgeklärt worden; so werdet ihr die wahre Glückseligkeit eurer Völker befördern, und nach dem Muster unserer preiswürdigsten sächsischen Regenten, für Titos und Trajanos eurer Zeiten, für die Lust des menschlichen Geschlechts gehalten werden.

Diese Rede ist vor einer Versammlung gehalten worden, welche Gottsched anredete: „Rector Academiae Magnifice, Hochgebohrne Reichsgrafen, Hochwürdige, Hochehrwürdige, Hochedelgebohrne, Hocherfahrne, Hoch- und Wohledle, Hoch- und Wohlgelahrte Herren." Sie ist jedenfalls ein wichtiges Document zur Geschichte der damaligen Culturzustände.

A. E. Umbreit.

Thiers und Guizot, als Redner und Staatsmänner.

Cormenin hat in seinem „Livre des orateurs" Thiers als Redner mit einer Meisterschaft und Vollendung gezeichnet, die selbst der geübtesten Feder nur noch wenige Striche übrig lassen dürften. In sehr scharfem Lichte genommen, vereinigt dieses Portrait eine naturwahre, lebendige Auffassung mit einer sehr feinen Zeichnung und trefflichen Individualisirung aller charakteristischen Eigenheiten der geistigen Physiognomie des Redners. Der kleine Mann beichtet förmlich, und zwar in derselben Weise, wie er auf der Tribune plaudert. Cormenin's schriftstellerische Kunst entwickelt in der Satzbildung und Ideenverkettung dieser Schilderung dieselbe Aalnatur, dieselbe Schlangengeschwindigkeit, dieselbe Gemsenbehendigkeit, die wir in dem berühmten Exminister selbst entdecken. Man meint ihn sprechen zu hören, und wer Gelegenheit gehabt, einer französischen Kammersitzung beizuwohnen, der sieht dabei auch die unansehnliche Zwergfigur, von der Größe eines Samojeden, mit überwiegendem Kopfe, aus dem zwei pfiffig spähende Augen unter Brillengläsern hervorschauen, und dessen spöttisch frivoler Ausdruck durch das entstellende Zusammenziehen der Stirnhaut nach den Brauen sich bisweilen zu einem Anschein von Ernst verdüstert. Auf seinem Platze eines Kopfs kürzer denn alles Volk, macht sich der kleine Mann desto breiter auf der Rednerbühne; wenn der Quell seiner Rede einmal im Flusse ist, sprudelt er ohne Aufhören fort, die Stimme des Redners steigt bis zum Krächzen und in seinem Eifer macht er halb so hohe Sprünge, als er selbst ist. Es ist sehr possirlich anzusehen. Seine Reden sind eigentlich witzige Improvisationen, mitunter wahre Bauchrednereien; man muß sie hören, nicht lesen. Von ihm gilt, was der gute Wagner im „Faust" meint: der Vortrag macht des Redners Glück. Sein beneidenswerthes Talent, Thatsachen

übersichtlich zusammenzufassen, Data und Zahlen zu Argumenten zu verarbeiten, seine große Kunst, eine kleine Idee wie ein Atom-Gold so glatt zu schlagen, daß sein Gerede wie Blattgold glitzert, mit einem Wort sein geistreich-glänzendes Geplauder de cunctis et quibusdam aliis beschwätzt und besticht den Zuhörer, der dem Sirenengesang ein geneigtes Ohr leiht. Thiers selbst läßt sich durch nichts aus Text und Fassung bringen; Unterbrechung und Geschrei wirken im Gegentheil wie stimulirende Mittel auf sein Rednertalent, das, wie ein muthig rasches Roß, sich am gelenkigsten tummelt und die überraschendsten Wendungen und Schwenkungen macht, wenn es den Sporn und die Peitsche fühlt. Das Talent der oratorischen Stegreifspolemik besitzt Thiers im höchsten Grade. Ohne auch nur je einen Moment die Linie der gesitteten Feinheit zu übertreten, entsendet er blitzschnell die spitzigen Geschosse seines Witzes, die leicht die Epidermis ritzen und wie Nadelstiche prickeln. Der bittere sarkastische Ernst, der beißende Spott, dieses brennende Ätzmittel der Thorheit und Unvernunft, das Guizot häufig in seiner oratorischen Polemik anwendet, liegt nicht im Charakter Thiers'; dieser dreht sich leicht und schmeichelnd, mehr tändelnd und neckend als spottend und höhnend, um die Blößen seiner Widersacher herum und durchstickt selbst seine giftigsten Witzeleien mit Blumen. Thiers ist in der Kammer ungleich beliebter als Guizot. Jener behandelt die Kammer wie ein Schöngeist eine zum Thee oder zu sonstigen Zwecken zusammengekommene Gesellschaft und sucht durch lebendige Erörterung zu unterhalten; dieser tractirt die Kammer meist wie ein Professor eine Classe, und will durch substantielle Abhandlungen belehren. Guizot spricht auf der Tribune wie auf dem Katheder und hält fast beständig Vorlesungen; seine Reden sind oft nichts als trockene Auseinandersetzungen von verschiedenen Paragraphen eines staatsrechtlichen Compendiums. Zwar improvisirt auch er, aber er schwatzt nicht, er redet nicht, er spricht; er declamirt weder, noch zieht er brillante Phrasen herbei; er exponirt und explicirt; er verschmäht Das, was die Franzosen verve nennen und was nur Kraft in den Worten ist, eine Art ästhetischer Kitzel, sehr wirksam bei blasirten Gemüthern. In der Regel ist Guizot's Vortrag so wenig blühend, als er selber ist, mit dem blassen, hagern, eingefallenen Angesichte, das nur zuweilen sich röthet, wenn der Zorn und Ingrimm der Vernunft es überfliegt. Dann brechen und stechen Guizot's Worte; er greift zwar keinen seiner Gegner persönlich an, aber er schleudert ihnen Collectivsarkasmen zu, die um so tiefer ins Fleisch eindringen und von jedem Einzelnen wie vergiftete Pfeile empfunden werden. In solchen aufgeregten Augenblicken macht Guizot großen Eindruck auf die Kammer und feiert wirkliche rednerische Triumphe. Wenn er sich mit der ganzen Kraft seiner moralischen Entrüstung gegen das schlechte, leidenschaftliche Treiben der Parteien erhebt, wodurch die Ruhe rechtschaffener Leute gestört, das Innere der Familien selbst entzweit und jede Existenz im öffentlichen und Privatleben erschüttert und gefährdet wird, gegen den ganzen Anhang des alten verschossenen und abgegriffenen Liberalismus, diesen vergorenen Ausschuß der Zeit, welchen er ebenso burlesk als wahr den schlechten Schweif der Revolution getauft; wenn er die gräßliche Verwirrung der Geister und Gemüther, die antisocialen Wirkungen der Oppositionstheorien aufdeckt, welche, pestbringenden Influenzen vergleichbar, auf große Strecken das organische Staatsleben in scharfem Brand entzünden; wenn er mit energischer Farbenstimmung den schaudererregenden moralischen und religiösen Zustand der tiefern Stände malt, welche, jeder Verleumdung und Verführung zugänglich, die ganze materielle und geistig-sittliche Cultur der Gegenwart bedrohen; wenn er die ganze Nachtseite der jetzigen französischen Gesellschaft, in der Lohe seiner Beredtsamkeit erhellt, zu Tage treten läßt und das ganze Getriebe ihres innersten Baus, das andere Redner schamhaft oder eigennützig zu verhüllen pflegen, von unten bis oben aufschließt: dann bebt die Majorität der Kammer vor Angst und Schrecken und die Opposition schäumt vor Wuth und Ingrimm. Wenn daher Guizot als Minister den grimmigsten Haß aller ganz- und halbrevolutionnairen Elemente in Frankreich auf sich geladen hat, so dürfen wir uns nicht wundern; daß er sich aber als solcher auch den Widerwillen der Kammermajorität zugezogen, darf billig befremden und erklärt sich nur durch Guizot's offenbare intellectuelle und moralische Vorzüge, welche den Neid beleidigen und den Haß herausfodern. In schwierigen Zeiten wird Guizot immer als ein nothwendiger Mann betrachtet und ans Steuerruder gestellt werden. Der geistige Tiersétat, aus Specereikrämern, Victualienhändlern, Advocaten, kleinen Gutsbesitzern und andern Notabilitäten des pays légal zusammengesetzt, ist zu beschränkt, um den Zusammenhang seiner politischen Ansichten mit dem consequentern Radicalismus einzusehen; schwankt das Staatsschiff auf stürmischer See, stockt der Verkehr in Folge von Volksaufläufen und Arbeitercoalitionen, predigen die Communisten gegen das Eigenthum, verschreien die radicalen Blätter die Besitzenden als Feinde der Julirevolution und als détenteurs de la richesse publique, dann geht ihnen ein Licht auf und alle Hasenherzen der Bourgeoisie sehnen sich nach dem Guizot'schen Ministerium, als nach einem festen Ruhepunkt, an dem die brandenden Wogen des Parteienkampfes zerschellen; klärt sich aber der politische Horizont auf, verziehen sich die anarchischen, donnerschwangern Gewitterwolken, wenn auch nur scheinbar, so ist Guizot der Kammermajorität ein widerwärtiger Pedant und Thiers ein beliebter Staatsminister. Guizot hat nur eine immer zahlreiche Fraction der geistig vornehm Gebildeten aus der höhern Bourgeoisie und den ralliirten Legitimisten hinter sich; Thiers hingegen stützt sich auf die beiweitem zahlreichere Masse der geistig glatt Gebildeten aus dem niedern Bürgerstande und allen Volksclassen, indem er, wiewol geistreicher, klüger, behender, witziger als seine übrigen Geistesgenossen, mit ihnen dennoch im Allgemeinen auf demselben Niveau philosophischer, moralischer und politischer Bildung steht.

Als Staatsmänner sind Thiers und Guizot ebenso verschieden wie als Redner. Durch den Zufall seiner Geburt den untersten Schichten der Gesellschaft angehörig, ist Thiers seiner Denkart nach ein liberaler Demokrat; er will in der Nation Gleichheit, eine volksthümliche Regierung, eine stark eingeschränkte Monarchie. Ohne großen Tiefblick und bedeutendes staatswissenschaftliches Rüstzeug, ist Thiers dennoch ein Staatsmann von den beneidenswerthesten Fähigkeiten, er hat umfassenden Geschäftsblick und eine sehr genaue Kenntniß der Anatomie und Physiologie des Staatsorganismus, wenigstens der Federn und Räder dieser Maschine. Er findet sich daher in den schwierigsten, verwickeltsten Verhältnissen schnell zurecht und ist ein wahres Genie in Auffindung von Palliativen und Auskunftsmitteln. Als Minister hat Thiers das Genie des Augenblicks; er ist der Mann, der nie verlegen, nie ärgerlich wird, der immer eine Ab- und Aushülfe in Bereitschaft hat, ein Mann des Heute, der den morgenden Tag für sich selbst sorgen läßt; er lebt gleichsam von lauter Ausflüchten, aber er thut es auf eine geniale Weise, was von einem ehemaligen Journalisten nicht befremden darf. Thiers ist kein Richelieu und kein Metternich, eher ein Mazarin mit Dubois'scher Färbung. Guizot hat als Staatsmann gediegene Eigenschaften und hohen Werth, aber auch nicht den leisesten Anflug von Genialität und einen starken Beisatz von Pedanterie. Wie ein Schulmeister durch die unaufhörlich sich erneuernden Bubenstreiche der ungezogenen Jugend, so wird Guizot durch die ewigen Ausbrüche des revolutionnairen Kraters zornig, rathlos gemacht und weiß dann nichts Anderes als der beschränkteste Kopf, nämlich die Spalten, aus denen die Lava glühend heiß hervorbricht, durch Gelegenheitsgesetze zu stopfen. Im Sturm und Drange des Parteiengewühls verliert Guizot die Geduld und den klaren Blick; wie würde er sonst auf das ungenügende Auskunftsmittel fallen, alle socialen Schäden und Gebrechen mit Gesetzen curiren zu wollen? Seiner Gesinnung nach ist Guizot ein liberaler Aristokrat; obgleich er durch Geburt und Erziehung dem Bürgerstande angehört und diesem das politische

Gebäude auf die Schultern legen will, so möchte er doch, wenn es anginge, eine Pairsaristokratie und jedenfalls für die Krone mehr Rechte, als die Charte von 1830 ihr bewilligt. Er hat, wie dies bei einem Exprofessor der Geschichte zu erwarten ist, ein Schema, ein Staatsideal im Kopfe, das er als Minister realisiren möchte; aber durch die Macht der Umstände in die strudelnde Strömung des Parteienkampfes hineingerissen und durch das hinterlistige Intriguenspiel der Opposition genöthigt, all sein Denken und Trachten darauf zu richten, wie er sich am Ruder halten soll, hat seine ministerielle Wirksamkeit sich weniger aufs Construiren als aufs Reprimiren erstreckt und nur darauf hingezweckt, von der Kammer für die Regierung eine momentane dictatorische Gewalt zu erlangen, welche sich jetzt nicht füglich wieder auf das constitutionnelle Maß zurückführen läßt. Ob aber das bloße Reprimiren genügt, ob mit der negativen Politik nicht auch eine positive zu verbinden ist, eine solche, welche nicht blos auf Symptome curirt, ob Guizot, wie vortheilhaft seine Ideen sich auch von denen seiner meisten Landsleute unterscheiden, doch nicht auch einer etwas mechanischen Staatsansicht huldigt, ob er in die innersten Tiefen des Herzens der Nation und ihrer Bedürfnisse zu blicken befähigt ist, das ist eine Frage, die ich für meine Person verneinen möchte; ich glaube nicht, daß Guizot's Ideen ausreichen, um Frankreich monarchisch-demokratisch, ohne den Schein einer Aristokratie, und doch organisch, sittlich zu constituiren. Dieses aber scheint mir das Problem, welches die heutige französische innere Staatskunst zu lösen hat. 44.

Antiquarische Notiz.

Während wir im verwichenen Jahre den von uns in Wien aufgefundenen Kalender vom Jahre 1400 als den ältesten deutschen angaben, hat Herr Diemer, Scriptor der k. k. Bibliothek in Grätz, im Kloster Rein in Steiermark, einen noch ältern entdeckt. Dieser besteht aus 13 Pergamentblättern in Folio und ist 1375 von „Wurmprecht" zu Wien verfaßt. Er enthält die genaue Angabe der Tageslänge, des Mondwechsels, der alten und neuen goldenen Zahl und der Art und Weise ihrer Berechnung, sowie die Sonnen- und Mondesfinsternisse bis 1386. Beigefügt sind die gewöhnlichen Bemerkungen über die Himmelszeichen. Durch diese Entdeckung sind wir also in der Wissenschaft vom Kalenderwesen abermals vorwärtsgeschritten; auch erhellt daraus, daß in Deutschland allgemein brauchbare Kalender lange vor dem Wirken Johann's von Gmünd, eingeführt waren, sowie, daß die mathematischen Wissenschaften sich einer höhern Cultur schon vor ihm erfreuten, als gemeinhin angenommen ist.

Wir haben seither im Kloster Lambach in Oberöstreich wieder einen deutschen, 1515 von Johann Sittich in Augsburg gedruckten Kalender von Regiomontanus oder Kängsperg entdeckt. Da dieser der vierte ist, welcher uns bisher zu Gesichte kam, so geht daraus hervor, daß die hohe Seltenheit dieser Druckwerke, von der Falkenstein in seiner Buchdruckergeschichte spricht, wahrscheinlich nur für Norddeutschland, nicht aber auch für Süddeutschland gilt, wo Regiomantan's Kalender, wie ersichtlich in frühern und spätern Ausgaben, ziemlich verbreitet zu sein scheint. In dieser Abtei fanden wir den gewiß sehr seltenen, ursprünglich von Johann von Sachsen, auf Befehl Königs Alfons von Castilien verfaßten, 1483 von Ratdolt in Augsburg durchgängig mit deutschen Typen gedruckten lateinischen Kalender, mit handschriftlichen Fortsetzungen der astronomischen Tabellen. Ebendaselbst kam uns unter den zahlreichen Manuscripten, unter denen etliche lateinische sind, welche dem 9. Jahrhunderte angehören dürften, ein Fascikel in die Hände, dem neben mehren theologischen Abhandlungen ein Dialog mit der Aufschrift: „Disputatio Caroli regis et Albini Magistri sui, de dialectica et virtutibus", beigebunden ist. Eine Entdeckung anderer Art wurde vergangenes Jahr in Brünn gemacht. Man fand einen Holzstock, welchem auf der einen Seite die Messe des heiligen Gregorius und auf der andern eine Berechnung jüdischer Wucherzinsen mit einer Vignette eingeschnitten ist. Der Abdruck beider Tafeln liegt vor uns und wir sehen daraus, daß die Abbildung der Messe hinsichtlich des Kunstwerthes schon etwas höher steht als der bekannte, älteste Holzschnitt des heiligen Christoph; dagegen erscheint der Text, die Auseinandersetzung der wucherlichen Judenzinse enthaltend, viel unvollkommener in der Arbeit. Beide sind daher offenbar von verschiedenen Meistern; der erstere jedoch zuverlässig von Johann von Brünn, weil dieser Name mit „Jo. zu prun" auf der Vorstellung der Messe angemerkt ist. Herr Hawlik in Brünn hat in der brünner Landtafel unter dem Jahre 1448 einen brünner Maler, Namens Joh. Wildreych aufgefunden, der vermuthlich der Verfertiger der Messe ist. Diese trägt 7 Zeilen Text am Fuße der Vorstellung, ist aber in Beziehung auf die Anwendung der Schrift beim Holztafeldruck in Deutschland ungleich minder denkwürdig als die andere, welche in 26 Zeilen Text, die Warnung vor dem Judenwucher enthält. Sie beginnt mit dem Reim:

„Nun wisset, waß der wucher tuet
Daß ir ych halt desspab in huet,"

und rechnet hierauf in drei Absätzen vor, wie hoch sich der Schuldenbetrag durch die Wucherzinsen in gewissen Terminen beläuft. Leiht, heißt es, ein Jude einen Gulden auf die Woche gegen einen, 7 Schillinge ausmachenden Wienerdenar, so betragen Hauptgut und Wucher binnen einem Jahre 83 Fl. So geht es in der Berechnung weiter und schließt mit dem Rathe, die „Goyen" zu fliehen und mit der Verwünschung, daß Jud und Wucher in die Hölle gehören. Diese Darstellung scheint eine politische Seite zu haben. Sie dürfte nämlich gemacht worden sein, um die in der Mitte des 15. Jahrhundert in Mähren ausgebrochene Judenverfolgung vorzubereiten. Bei derselben wurden die Juden aus mehren mährischen Städten verbannt und vom Markgrafen Ladislaus von Mähren der Beschluß von 1455 gefaßt, daß die Christen von der Bezahlung des, den Juden schuldigen Hauptguts und der Zinsen befreit seien. Aus Obigem ergibt sich der Schluß, daß man die Formschneidekunst nicht blos zur Verfertigung von Spielkarten und heiligen Bildern verwendete, sondern sie schon sehr frühe durch den Gebrauch der Schrift auch zu politischen Zwecken benutzte. In dieser Beziehung ist der Fund dieses Holzstockes interessant, obgleich er die dunkle Frage über den Zeitpunkt der Entstehung der Formschneidekunst in Deutschland nicht heller macht.

Im Museum Francisco-Carolinum in Linz befinden sich aus Archiven genommene Handschriften von Kepler, welche über seine Lebensverhältnisse während seines Aufenthalts in Linz interessante Aufschlüsse geben. Kepler war bei den Landständen Oberöstreichs als Landschaftsmathematikus angestellt und bezog in dieser Eigenschaft einen für die damalige Zeit nicht unansehnlichen Gehalt von 400 Fl. Dieser Umstand widerlegt die Angabe, Kepler habe in Linz in Dürftigkeit gelebt. Um den Mittheilungen, welche das gedachte Museum in ihrer historischen (wahrscheinlich vom Auslande nicht gekannten) Zeitschrift vermuthlich bald geben wird, nicht vorzugreifen, beschränken wir uns auf diese vorläufige Anzeige und werden vielleicht das Nähere über den Inhalt der gedachten Handschriften gelegentlich in diesen Blättern bekannt machen. Sowol im Museum zu Linz als auch in der Abtei Lambach haben wir im vorigen Sommer ein Exemplar vom Schwabenspiegel aufgefunden, vermuthen indeß, daß beide eine spätere Abschrift seien. Ein Gutenbergisches Catholicon soll sich in der Abtei Wilhering und eines in St.-Florian in Oberöstreich befinden. Bei einem Ausflug in jene Gegenden im nächsten Sommer wollen wir nähere Kunde darüber einziehen.

Wien, 6. März 1842.

Matthias Koch.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 104. —— 14. April 1842.

Ch. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Karl Falkenstein. Vier Bände. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 4 Thlr.

Ein Dichter aus der alten Zeit, der, keine spukhafte, sondern eine heitere, freundliche Erscheinung, in die unsere hineinlebte und erst im vorigen Jahre der Erde Lebewohl sagte. Tiedge starb in dem Alter des Lear, vier volle Stiegen (four score) zählend, und von den achtzig Jahren gehörten vierzig dem vorigen, vierzig diesem Jahrhundert. Durch ein größeres, viel gefeiertes Gedicht gehört sein Name der Literatur an, welche in Deutschland immer Bewunderer finden wird, wenn auch die Ansichten über die eigentliche Aufgabe der Poesie verschieden sind. Seine „Urania" geht als ein Erbstück schon jetzt von Generationen zu Generationen, die er überlebte, und wird auch noch auf kommende so übergehen. Ja, auch wenn einst die Art, wie der Dichter in derselben über Gott und Unsterblichkeit philosophirend dichtet, oder dichtend philosophirt, ganz veralten sollte, so ist ihr doch ein Ehrenplatz in der poetischen Literatur auf immer eingerichtet, an welchem sie neben andern Dichtungen, deren Unsterblichkeit auch mehr in ihrem Namen als in ihrem Wirken auf das lebendige Geschlecht begründet ist, nicht unwürdig stehen wird. Seine Gegenwart, für die er wirkte, hat über Tiedge als Dichter gerichtet; ein absolutes Urtheil über ihn zu fällen, ein endliches, das ihn in unserer Literaturgeschichte einregistrirt, dafür ist die Zeit, nachdem die kühle Erde noch kein volles Jahr seinen müden Leib bedeckt, noch nicht gekommen. Wir haben es hier nicht mit dem Dichter Tiedge, sondern mit dem Menschen zu thun, mit der, wenngleich langen, doch einfachen Geschichte seines friedlichen Erdenwallens.

Tiedge hatte das Glück, in einer edeln, ausgezeichneten und begüterten Frau eine Freundin und Gönnerin zu finden, die ihn über alle Sorgen des Lebens weghob und ihm das heitere, zufriedene Alter und die Stellung in der Gesellschaft verschaffte, welche auch auf seinen Dichterruhm wohlthätig zurückwirkte. Ohne Elise von der Recke was wäre aus Tiedge geworden? kann man wol mit seinem Biographen fragen. Bei seiner rein dichterischen Natur, bei seinem arglosen Wesen, das sich leicht betrügen ließ und von den Wegen dieser Erde wenigstens den nicht zu finden wußte zum äußern Fortkommen, hätte er wahrscheinlich die Zahl der verkommenen Genies um eins vermehrt, oder höchstens er hätte irgend ein dürftiges Unterkommen irgendwo gefunden, wo die Lebenssorgen zugleich den heitern und freien Geist erdrückt haben würden. Solche edle, philanthropisch-philosophische Frauen wie Elise von der Recke gehören wie ihr Schützling zu den Erscheinungen der Vergangenheit. Reichthum und Adel haben jetzt andere Aufgaben, als Mäcenatendienst an dem darbenden und verkannten Genie zu üben. Ob das zu beklagen ist, ob etwas Gutes, lassen wir unbeantwortet, eben wie die historische Frage: ob die Mäcene in Deutschland früher die Dichter verlassen haben oder die Dichter früher die Mäcene? wenigstens für den Zustand unserer emancipirten Poesie, welche wieder die mütterliche Erde küßt, um neue ursprüngliche Kraft einzusaugen, das Volk, aus dem die Dichter hervorgingen, für den heutigen Zustand läßt sich das Mäcenatenthum eines Großen oder einer Großen zu einem wirklichen, freien Dichter schwer denken.

Durch Elise von der Recke, eine so edle, durchgebildete, schaffende und wirkende Frau, als sie heute in jenen Kreisen auch nicht mehr gefunden wird, erhielt Tiedge eine Existenz, die seinem Dichterrufe Glanz gab und ihn nicht ohne Wirkung auf das jüngere Geschlecht ließ. Ein edler Kreis von Gebildeten, Einheimische und Fremde, sammelte sich um ihn und seine Freundin in Dresden; und durch die gütige Vorsorge der edeln Frau hörte dieser Kreis nicht einmal mit ihrem Tode auf, sondern sie verordnete, daß Haushalt und Gesellschaft, so lange Tiedge lebe, fortgeführt werden solle, gleich als ob sie selbst noch lebe. Lust am Mäcenatenthum gibt es gewiß noch heute; das Ehrenwerthe in jenem Verhältnisse war aber, daß die Gönnerin ihre Gunst weder dem Schützling noch den Zugezogenen merken ließ, sondern, ihrer höhern Geburts- und Glücksstellung ungeachtet, sich im edelsten Sinne auf den Standpunkt der Freiheit und Gleichheit zu ihnen stellte. Tiedge war, seinen sanften, wohlwollenden Charakter unbeschadet, ein Mensch mit Schwächen und Grillen, und mit einem gewissen Eigensinn, der mit den Jahren nicht abnimmt, sondern wächst; das spricht nun für den Charakter jener Frau und für seinen auch, daß das Verhältniß bei dem täglichen Umgange immer dasselbe blieb und von den kleinen Störungen, die unter den besten Menschen beim täglichen Zusammensein nicht ausbleiben, wenigstens nichts zur Kenntniß des Publicums kam. Charaktere wie Tiedge

und Charaktere wie Elise von der Recke gehören jetzt zu den Seltenheiten; bei der Letztern — denn Weiber bleiben immer Weiber — vielleicht um deshalb, weil die tyrannische Männerwelt der Frau inzwischen eine ganz andere Stellung in Deutschland angewiesen hat. Frauen als Schriftstellerinnen waren, als Elise von der Recke als solche auftrat, eine Seltenheit; die alte deutsche Achtung vor dem Weibe ging auch auf die schreibende Frau über, welche freilich nicht mit Gefühlsromanen, sondern mit einem lichtbringenden praktischen Werke vor das Publicum trat. Die Achtung, die sie in der Jugend empfangen, inspirirte sie nach einem würdigen Leben zu der Rolle, welche heute vielleicht einer noch ausgezeichnetern Frau in Deutschland nicht möglich wäre durchzuführen.

Tiedge mit seinen silberweißen Locken, gepflegt von der würdigen Freundin, verehrt von den Verehrenden um ihn, galt mit als eine der Raritäten Dresdens, die man dem Fremden zeigte. Mit seiner Dichterkraft war es schon seit länger schwach bestellt. Die paar Gedichte, die in den letzten Jahren über seine nächsten Kreise hinausgingen, galten doch nicht mehr als Zeichen des Lebendigen; man nahm sie nur hin als Erinnerungsblätter an eine vergangene Zeit, aus der ein Repräsentant derselben durch die Gunst des Schicksals aufgespart war, um den Lebenden der jüngern Generationen durch Wort und Anblick Kunde zu geben von dem längst Entschwundenen. Doch erfreuten bei Gelegenheit der Jubelfeier der Buchdruckerkunst einige Verse des achtzigjährigen Dichters, aus denen man ersah, daß er noch mit frischem Geiste die großen Fragen der Gegenwart ergriff. Sein Biograph erzählt uns, daß er noch sehr oft von angehenden Schriftstellern um Durchsicht und Beurtheilung ihrer Erstlingsproducte angegangen wurde. So oft ein junger Mann ein Manuscript aus der Busentasche, oder eine Dame Papier aus dem Strickbeutel hervorzog, wurde sein Blick — selbst ehe er noch den Gegenstand kannte — unwillkürlich ernster. Auf der heitern Stirn lagerten sich Wolken und mit stummer, für den Zartfühlenden aber um so beredtern Misbilligung nahm er die ihm zugedachte Pönitenz in Empfang. Bei dem nächsten Besuche, so wird uns weiter berichtet, gab er dann, wenn er in den meist umfangreichen Poesien kein hervorragendes Talent wahrnahm, die Manuscripte mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Es ist recht gut gemeint, was Sie da zu Tage gefördert haben —, wir wissen es aber schon." Er pflegte daher wol scherzhafterweise zu sagen: „So oft meine Thür sich öffnet, ist mein erster Blick bei Männern auf die Rocktasche, bei Frauen auf den Strickbeutel, um zu erspähen, ob nicht irgend ein Papier aus dem Versteck vorschaut, das mir die Zeit tödtet und meine gute Laune bedroht."

Das entferntere deutsche Publicum, welches sich für den Dichtergreis interessirte, war erfreut, als es hörte, daß der Tod seiner Gönnerin das Schicksal des alten Mannes nicht verschlimmert habe. Aber es erwartete eben nicht viel mehr von ihm zu hören, als daß auch er einst seiner Freundin nachgefolgt wäre. Statt dessen überraschen uns hier mehre Bände seines Nachlasses und seine Lebensgeschichte, zum Theil von ihm selbst geschrieben. Im Sommer 1840 übergab Tiedge dem Herausgeber ein Convolut fragmentarischer Aufsätze über sein Leben, welche bis 1804 reichten, unter dem Bemerken: diese Papiere bis zu seinem Tode treu zu bewahren, alsdann aber mit denselben zu verfahren, wie ihm gut dünke, und wenn es ihm angemessen scheine, die Lebensbeschreibung zu vollenden. Dies hat Hr. Dr. Falkenstein mit der Pietät und dem Geschick, welches er schon in andern Werken der Art bewährte, gethan. Er hat das Stillleben des Verewigten bis zu dessen letztem Athemzuge an unsern Blicken vorübergeführt und sich bemüht ihn so darzustellen, wie er ihn in einem Zeitraume von beinahe 20 Jahren gekannt hat. Dabei schien es ihm Pflicht, in der Selbstbiographie gar nichts, selbst nicht ein Wort zu ändern, sondern höchstens einige Erläuterungen über vergessene Zustände hinzuzufügen. Indem wir ihm für jene Treue verbunden sind, hätten wir doch hier und da gewünscht, daß die Erläuterungen noch umfassender gewesen wären. Wie lang ist Tiedge's Leben, wie viel von den Zuständen in seiner Jugend ist uns schon in die Dämmerung entrückt und wie viel wird Denen nach uns ganz dunkel werden! Daß Philologen sich einst die Köpfe daran zerbrechen, dafür ist die Literatur, von der wir reden, nicht eingerichtet.

Man erwarte in dieser Lebensbeschreibung weder Berichte über merkwürdige Ereignisse und bedeutende Handlungen, noch eine Ausbeute für den Psychologen. Das Stillleben eines deutschen Dichters, der aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herstammt, kann von Thaten und Begebenheiten nicht viel enthalten; wol aber hätte er uns in das innere Getriebe seines Lebens können blicken lassen. Er hat es nicht gethan und es ziemt uns nicht mit dem Todten darum zu hadern. Wenn er diese Autobiographie in den letzten Jahren seines Lebens niederschrieb, so ist sie ein erfreulicher Beweis von der Klarheit seines Geistes und einer Meisterschaft der Darstellung. Die plastische und drastische Kraft, an die wir in neuern Memoiren gewöhnt sind, ist bei einem Manne des vorigen Jahrhunderts freilich nicht zu suchen; dafür erfreut er uns durch manche Eigenheiten und Vorzüge, die wir beim heutigen Styl vermissen. In anmuthiger Reihe werden uns die meisten der Koryphäen der deutschen Literatur aus der vor-Goethe-Schiller'schen Zeit vorgeführt, oft mit lebhaften Farben, und an wie Manchen werden wir erinnert, der, seiner Zeit bedeutend, jetzt fast vergessen ist. Niemand wird ohne Belehrung und Befriedigung diesen Zeugen aus einer alten Zeit aus der Hand legen.

Tiedge's Jugend war dürftig und, wie er sie uns schildert, freudenleer. Daß eine dürftige Jugend nicht absolut freudenleer sein müsse, beweisen uns die Biographien so mancher berühmt gewordenen Männer; statt alles Weitern sei auf Anton Reiser verwiesen. Von jener Phantasiebegabung, welche die öden Winkel bevölkert und Leben haucht in Stein und Holz, scheint Tiedge nichts geworden zu sein, obwol er schon früh Gedichte machte und für Gedichte schwärmte. Aber die Poesie jener Zeiten hatte mit dem Naturdienst wenig zu thun. Ein Schulmeister er-

hielte den Knaben für gänzlich unfähig; es sei nichts mit ihm anzufangen und werde nie etwas aus ihm werden. Solche Erinnerungen haften und erfreuen im Alter, wenn man sich bewußt ist, daß etwas aus uns geworden ist.

Es wird uns nach Dem, was wir jetzt für Poesie erkennen, schwer zu fassen, worin zu jenen Zeiten der Durchbruch des Gemüthes zur Poesie bestand. Daß ein Jüngling die Pandekten fortwarf, um etwas zu dichten wie Schiller's „Räuber" begreifen wir; weshalb aber da ein Durchbruch, ein Hinwegsetzen über die Prosa des Lebens nöthig schien, um schöne Gesinnungen in Alexandrinern aufzulösen oder Episteln an Freunde zu schreiben, das begreifen wir nicht. Tiedge hatte sich einen Schäfer nach Bildern und Gedichten gedacht, mit flatternden Bändern am Hirtenstab, mit Schalmeien und dergleichen. Nun sah er einen am Feldgraben bei seiner Heerde sitzen, in schmuziger, lumpenhafter Kleidung, der aus einem schwarzen Topfe sein Frühstück löffelte. Starr vor Verwunderung, fragte er: „Sind Sie ein Schäfer?" — „Na was denn sonst", antwortete der Schafhirt dem enttäuschten Knaben. Das glauben wir. Auch daß er „allen Erscheinungen und Begegnissen des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen wußte, in Bildern dachte und im Denken bilderte", was seine Freunde an ihm tadelten; aber nicht die Erscheinung ergriff ihn und zündete da Idee, sondern die Aufregung zum Gedichte mußte aus dem Innern, aus dem Gedanken hervorgehen.

Mit Hunger und Kummer arbeitete er sich von der Schule zur Universität. Die ungeheuer anstrengende Reise von Magdeburg nach Halle vollendete er glücklich mit Hülfe Gottes, aber auch eines barmherzigen Juden, der ihm einen Schafpelz lieh; sonst wäre er unterwegs erfroren, vielleicht auch verhungert, da ihm das Geld ausgegangen war und er rettungslos liegen geblieben wäre an jener unwirthlichen Straße! Dagegen fand er auf der Universität tüchtige Jünglinge und gewann sie zu Freunden. Die charakteristischen Mittheilungen über dieselben lassen bedauern, daß wir von ihrem weitern Schicksale nichts erfahren. In ihrer Gesellschaft und mit ihrer Opposition gegen seine Dichtart wäre aus dem Dichter doch vielleicht etwas Anderes geworden als in der Genossenschaft Göckingk's und in der Epistolarclique des Vater Gleim. Hier schon, als hallenser Student, fing Tiedge sein berühmtes Gedicht an, welchem später der Name „Urania" wurde. Aber erst nach vieljährigen Unterbrechungen konnte er dasselbe fortsetzen. Merkwürdig, daß die Kritik, welche später Tiedge's Gedicht traf, schon damals in dem jungen Freundeskreise sich laut machte. Als Tiedge sich auf Lichtwer berief, antwortet ihm Wessenberg:

Da kommst du mir mit einem Vorbilde Dessen, was nicht sein sollte! Lichtwer's Recht der Natur oder der Vernunft, wie es heißt, was ist es? Philosophie? Poesie? Keins von beiden! Als Philosophie ist es ohne alle philosophische Schärfe, eine Zusammenreihung längst bekannter Gedanken und Hypothesen; als Poesie — schneide die Reime daran hinweg, so bleibt ein Niederschlag von Prosa zurück, der nicht prosaischer sein kann. Wollte ich in Bildern reden, wie Freund Tiedge, so würde ich sprechen: Lichtwer's Recht der Natur ist ein Postwagen, den das Vorspanngeklingel der Reime durch eine mühliche Sandebene schleift.

Nicht besser erging es Tiedge, als er bereits in seiner Arbeit vorgeschritten war. Der viel besonnenere Freund Ragotzky sagte zu ihm:

Ich bewundere deinen Muth, der es unternimmt abstracte Begriffe in eine lebendige, fast möcht' ich sagen, gestaltartige Darstellung zu fassen und wiederum dieser Darstellung eine Schärfe, philosophische Bestimmtheit, das ist eine unzweideutige Wahrheit mitzugeben, die hinter keinem poetischen Bilde hervorschielen darf.

Ja, der sarkastische Wessenberg erklärte ihm später:

Du weißt, was ich von Lehrgedichten überhaupt halte. Unpoetisches kann durch Poesie nicht poetisch gemacht werden; sonst ließe sich ja wol über das ehrbare Schlosserhandwerk ein Lehrgedicht schreiben.

Noch schlimmer erging es ihm später in Halberstadt damit. Als er den ersten Gesang: „Der Zweifler", dem Vater Gleim vorlas, sprang der eifernde Greis zornwüthig auf, weil er in den Anfangsversen die Wirkungen der französischen Revolution, die an allen Verhältnissen rüttele und die er aus innerster Seele, aber in fast komischen Äußerungen haßte, zu erblicken glaubte.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen über die schwedische Literatur des Jahres 1841.

Die Zahl von Zeitungen und Zeitschriften war im Januar 1840 nach der schwedischen Bibliographie 112, wozu im Laufe des verwichenen Jahres noch etwa 8—10 neue kamen. Über die Tendenz der wichtigern derselben, ihr Ansehen und ihre Verbreitung haben wir in frühern Berichten uns ausgesprochen; es hat sich wenig darin verändert: so steht noch immer „Aftonbladet" (Das Abendblatt) mit 5000 Abonnenten obenan; die ministerielle Zeitung „Svenska Biet" (Die schwedische Biene) hat es von 500 auf 800 Abonnenten gebracht, deren Anzahl zu Anfang des jetzigen Jahres wol auf 1000 stieg. Die „Minerva" ist zwar noch immer royalistisch und conservativ, hat aber doch neuerlich auch Opposition gegen das jetzige Ministerium begonnen. Unter den neuen wissenschaftlichen Zeitschriften von allgemeinem Umfange erwähnen wir: „Frei", eine Quartalschrift, Abhandlungen und Recensionen von meist jüngern Akademikern enthaltend; die Kritiken sind, freilich mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, zu kurz und inhaltleer und gewähren demnach keine vollständige Übersicht der wichtigsten Erzeugnisse der vaterländischen Literatur. Viel gründlicher ist die lundsche Literaturzeitung: „Studier, Kritiker och Notiser", von Dr. Reuterdahl und Prof. Hagberg, welche, und zwar eben deswegen, ein weit beschränkteres Publicum hat. „Bazaren" (Der Bazar), ein Unterhaltungsblatt von dem pseudonymen Orvar Odd (Dr. Sturzenbecher), entbehrte nicht des Witzes, konnte sich aber doch nur ein Jahr lang halten.

Das Gebiet der Theologie, auf dem es bisher sehr ruhig zuging, ward in diesem Jahre durch zwei Ereignisse ungewöhnlich aufgeregt. Es erschien nämlich eine Übersetzung des Strauß'schen „Lebens Jesu", doch nicht von dem Hauptwerke, sondern von einem wol selbst in Deutschland wenig bekannten Auszuge, wo die Sätze viel greller und auf eine weit anstößigere Weise vorgetragen sind, noch dazu mit der offenbaren Tendenz, jene gefährlichen Meinungen unter der großen gedankenlosen Menge zu verbreiten, wogegen der Verf. des Hauptwerks nur denkende und der Selbstprüfung fähige Leser im Auge hat und sein Zweck nur die Wahrheit (wie er nämlich sie erkannt hat), aber nicht der Skandal ist. In Folge dessen

wurde der schwedische Herausgeber (der Eigenthümer des „Abendblattes") vor Gericht gestellt, von der Jury aber freigesprochen. Während des ungewöhnlich langwierigen Rechtsganges entstand zwischen „Abendblatt" und „Biene" über diese Angelegenheit ein hitziger Schriftwechsel, wobei viele andere Blätter Partei für oder gegen nahmen, sodaß mehre Zeitungen ein Vierteljahr lang mit theologischen Streitigkeiten gefüllt waren. Wiewol der Herausgeber gesetzlich den Sieg behielt, so erklärte sich doch die öffentliche Meinung gegen sein Beginnen, besonders seitdem es bekannt wurde, daß Dr. Strauß selbst in den „Halleschen Jahrbüchern" seine Misbilligung über jenen Auszug und zwar mit besonderer Rücksicht auf die schwedischen Streitigkeiten sehr stark ausgesprochen hätte. Der Urheber der andern Aufregung war der Methodistenprediger Geo. Scott in Stockholm. Dieser hatte im Frühlinge 1841 eine Reise nach Nordamerika unternommen, um Beiträge für seine Kirche zu sammeln. Während seines Herumreisens hatte er, um seine Glaubensgenossen für die ihm am Herzen liegende Sache zu gewinnen, oft gepredigt und die Sittlichkeit Schwedens mit den grellsten Farben ausgemalt und besonders Stockholm wenig besser als ein Gomorra oder Babel dargestellt. Einige in Amerika wohnhafte Schweden hatten an verschiedenen Orten die heftigen Reden jenes Missionnairs angehört und darüber Berichte nach der Heimat gesandt, welche alsbald in unsern Zeitungen erschienen. Natürlich entstand darüber großer Lärm, besonders da man die schleichende Proselytenmacherei dieses Mannes längst gemisbilligt hatte und das Nationalgefühl so stark verletzt worden war. An die Spitze der Gegner trat die Zeitung „Freia", welche bisher um die Religion sich wenig bekümmert hatte, und ging mit schonungsloser Erbitterung auf den englischen Prediger los. Zu seiner Vertheidigung gab Scott seine in Amerika gehaltenen Reden heraus, worin (wenn sie treu abgedruckt sind) die Schilderungen freilich viel milder als nach der Auffassung jener Berichterstatter, aber doch immer stark genug und übertrieben sind; übrigens lobt er die kirchlichen Einrichtungen Schwedens als die besten in irgend einem protestantischen Lande, rügt aber um so mehr die Lauheit und Gleichgültigkeit der Geistlichen für die höchsten Angelegenheiten.

Während der Methodismus in der Hauptstadt Fortschritte unter den niedrigen Classen macht, verbreitet sich in Norrland (Nordschweden) und Småland das damit geistverwandte Leserwesen unter den Bauern. Am Ende des Jahres erregten zwei hysterische und vielleicht hellsehende Dirnen, welche sich vom heiligen Geiste besessen wähnten, durch Predigten und Bußermahnungen großes Aufsehen und Massen von Menschen; auch von entfernten Orten strömten nach ihnen und fanden sich sehr erbaut, wiewol der Geist, wenigstens nach dem Urtheile des Arztes, ziemlich roh und anstößig aus ihnen sprach. Dabei ereignete sich auch, daß viele Zuhörerinnen sogleich von demselben Geiste ergriffen wurden und selbst zu predigen und zu prophezeien anfingen.

In dem erwähnten Streit gegen den Pseudo-Strauß ist auch der alte ehrwürdige Franzén mit einer Schrift: „Det star dock fast det gamla Ordet" (Es steht doch fest, das alte Wort) aufgetreten. Derselbe hat auch den ersten Band seiner Predigten herausgegeben, doch war dieser Patriarch unter den schwedischen Bischöfen und Dichtern nie so berühmt als Prediger, wie er es als Dichter und Redner in der schwedischen Akademie ist. Sein Amtsgenosse in Wexiö, der berühmte Tegnér, hat eine neue Sammlung „Tal vid färskilda tillfällen" (Reden bei verschiedenen Gelegenheiten) herausgegeben; einige darunter sind theologischen Inhalts, die meisten aber Ermahnungsreden an die Schuljugend und an die Geistlichen seines Stifts. Übrigens ist jetzt seine Gesundheit nicht nur geistig, sondern auch körperlich angegriffen, sodaß man anfängt, für sein Leben ernstlich besorgt zu sein. In seiner Geistesschwäche hat er verschiedene Gedichte, die in Handschrift herumgehen, geschrieben, worunter lange Stellen, seines frühern Genius völlig würdig, sich befinden. Prof. Ahlman in Lund hat zwei Bände theologischer Schriften, und Dr. Bergquist, auch Professor daselbst, den Anfang eines Commentars über das Neue Testament veröffentlicht. Übrigens wird das theologische Studium durch eine in Upsala und eine andere in Lund erscheinende Zeitschrift befördert.

Die Schrift des geistreichen Prof. Dr. Hwasser in Upsala: „Om Äktenskapet" (über die Ehe) mag einen Übergang von der Theologie zur Medicin bilden, denn sie enthält etwas von beiden. Die Veranlassung dazu gaben die von dem Rector Almquist in seinem berüchtigten Romane „Det går an" aufgestellten und von Orvar Odd im „Abendblatte" vertheidigten Ansichten über die freie Ehe. Mag auch der Verf. der fraglichen Schrift sich etwas zu befangen und einseitig gegen die griechische Lebensansicht und gegen Plato und Goethe (den er misverstanden hat) aussprechen, so betrachtet er doch die Sache aus einem weit umfassenden Gesichtspunkte. Gegen ihn vertheidigt jetzt Almquist im „Abendblatte" seine liberale Ehetheorie, welche er als die echt religiöse und echt sittliche bezeichnet. Im Anfange des Jahres erschien von demselben denkenden Arzte eine geschätzte Fieberlehre. Übrigens wird die Medicin durch „Hygiäa", eine medicinisch-pharmaceutische Monatschrift, vertreten.

Rechtswissenschaft. Auf Verlangen der Reichsstände ist nach manchen Schwierigkeiten eine Commission zur Prüfung des „neuen", aber jetzt schon über zehn Jahr alten Gesetzbuchs organisirt worden, die bei den nächsten zusammentretenden Ständen in Berathung kommen soll. Dr. Schlüter hat soeben einen neuen Theil („Westmanna-Lagen", das westmanländische Recht) der altschwedischen Provinzialgesetze herausgegeben. Seine frühern Ausgaben der alten Gesetze empfehlen sich durch diplomatische Treue und einen werthvollen Commentar, entbehren aber einer Übersetzung, ohne welche die veraltete Sprache nur Wenigen verständlich ist. Assessor Schmidt in Christianstad setzt noch sein „Juridisches Archiv" fort. Die Reichsstände haben Fonds zur Errichtung zweier juridischer Professuren in Upsala und einer in Lund bewilligt und man hofft, daß diese Wissenschaft somit durch Hinzukunft jüngerer Gelehrten einen Aufschwung erhalten wird.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 105. —— 15. April 1842.

Ch. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Karl Falkenstein. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Nachdem Tiedge seine Studien vollendet, riefen ihn Familiensorgen nach Magdeburg zurück und er verkümmerte darauf wie so manche Talente als Hauslehrer bei adligen Familien, wo die lockenden und drückenden Beschäftigungen seinen Geist so umstrickten, daß er nur zu poetischen Ausflügen, aber zu keinem geordneten Lebensplane durchbrach. In Ellrich, im Kammerdirector v. Arnstedt'schen Hause ging es ihm erträglich wohl. Seine höchste Sehnsucht war dort die Bekanntschaft mit dem großen Dichter Göckingk. Aber dieser große Dichter (nachmals Geheimer Finanzrath v. Göckingk in Berlin) erhielt als damaliger Kammersecretair Göckingk nur bedingterweise Zutritt und Einladungen in das kammerdirectorliche Haus, und also durfte der Hauslehrer desselben nicht allzu intim mit dem subalternen Beamten umgehen, wenn Göckingk's Art überhaupt dazu aufgefodert hätte. Hofrechtlich erhielten in diesem Hause, außer den königlichen Räthen, nur die ersten Magistratspersonen der kleinen Provinz Zutritt. Auch die Frauen der Räthe, weil sie ohne Geburt waren, erschienen dort nicht. Tiedge scheint übrigens dieser Etikettenzwang, als er an Ort und Stelle war, weniger gedrückt zu haben. Erst in seiner Biographie spricht sich der lebenserfahrene Mann mit ruhiger Ironie darüber aus. Den liberalen Träumen, sowie sie nur im entferntesten die Politik und die bestehenden Verhältnisse berührten, war die damalige Jugend und ihre Poesie fremd. Dagegen lockte ihn das Theater, wie natürlich. Schon in Leipzig, wohin er sich einmal entschlossen aus Halle zu reisen, hatte es seine Zaubermacht über das Jünglingsgemüth geübt, zugleich aber auch zu ähnlichen Täuschungen geführt wie damals, als er in dem zerlumpten Strumpfstricker einen arkadischen Schäfer zu finden meinte. In Ellrich ward der Umgang und die Protection einer Truppe dem arglosen Manne beinahe zum Verderben, indem er sich für die Tugend und die Solidität der Mitglieder verbürgen zu müssen glaubte. Er machte hier eine seltsame Entdeckung an einem Subjecte, die für ihn überraschend war und es gewissermaßen auch für uns ist, weil wir meinen, eine derartige freche Kunstfertigkeit gehöre nicht in jene unschuldige, sondern nur in unsere gewitzigte Literaturepoche. Als Warnungstafel für unsere tempora mores! Schreier theilen wir die erbauliche Erfahrung in Kürze mit. Ein junger Schauspieler, unter einem angenommenen Namen, hatte Tiedge's Theilnahme zu gewinnen verstanden. Er war ein Genie, nur nicht als Schauspieler. Liebesintriguen hatten ihn zu einem Herumtreiber gemacht, auch zu einem Schriftsteller. Um Tiedge's Theilnahme und dessen Beutel noch mehr zu öffnen, bewies er ihm durch Buchhändlerbriefe, daß ein damals viel gelesener Roman aus seiner Feder geflossen sei. Item hatte er geschrieben: „Entdeckte Geheimnisse des Dr. Bahrdt'schen Treibens in Heidesheim." — Tiedge fragte ihn: „Kennen Sie den Dr. Bahrdt?" — Antwort: „Nein." — „Waren Sie in Heidesheim?" — „Nein." — „Woher haben Sie denn die Geheimnisse?" — „Aus meinem Kopfe. Es war um die Zeit, als das Publicum Alles, was von Bahrdt und über ihn geschrieben wurde, begierig las. Der Buchhändler foderte mich auf über den Dr. Bahrdt zu schreiben, wahr oder falsch, thut nichts, es geht." — „Armes Publicum!" rief Tiedge, „wie mußt du dich betrügen lassen!" — „Muß! Es muß nicht, es will. Das Publicum ist ein altes Weib, dem mit Klätschereien am besten gedient wird." Da ein Dictum aus alter Zeit.

Selbst ist Tiedge auch in einzelnen kleinen Spielen für die Bühne aufgetreten; wie man von dem philosophirenden Lyriker erwarten konnte, ohne Bedeutung. Dagegen lächelte ihm das Glück der Anerkennung seiner Gedichte bald in größerm Maße, als der Bescheidene selbst erwarten durfte. Die starre Größe Göckingk wurde erweicht; er saß an seiner Tafel, er aß und sprach mit ihm, und Göckingk, der Große, machte ihn mit noch Größern bekannt. Der Vater Gleim, der preußische Grenadier, stand in lebhaftem Briefwechsel mit ihm; süße Liebes-, d. h. Freundschaftsversicherungen strömten von dem Einen zum Andern über, ja schon in Episteln hatten sie sich besungen, ehe sie sich von Aug' zu Aug' gesehen. Da erschien auch dieser wichtige Moment, als Gleim einen Besuch in Ellrich machte, und der edle Gönner und enthusiastische Verehrer aller aufkeimenden Lyriker in Deutschland zog denn endlich, nach vielen Verhandlungen, den glücklichen Tiedge nach Halberstadt. Dort wohnte er im Gleim'schen Freundschaftstempel und nahm Theil an dem seligen Dichterbunde, wo Jeder sein volles Herz und seine ganze Be-

wunderung für den Andern in gereimten langen Episteln ausgoß. Aber, wenn es schon zweifelhaft ist, ob Episteln zur Poesie verhelfen, so war es doch schon damals unzweifelhaft, daß sie nicht zu Brot verhalfen. Das sah Tiedge ein und Gleim auch. Vergebens bemühte sich der Letztere ihm eine Stellung in der Nähe, vielleicht ein kleines Prädendchen an dem reichen Dome zu verschaffen. Der Dichter mußte endlich als Secretair zu einem Landrath in der Nähe, dem durch seine Originalität seiner Zeit berühmten Herrn von der Hagen zu Pulenburg. Hier war sein Geschäft die ausgehobenen Rekruten zu mustern, ob sie normal waren. Daß die weichgeschaffene Dichterseele sich wenig mit diesem Geschäfte vertrug, braucht wol kaum angedeutet zu werden. Er beging Unbesonnenheiten aus gutem Herzen, die ihm leicht gefährlich hätten werden können, wenn er nicht bei Zeiten diese peinliche Stellung aufgegeben und aufs neue als Gesellschafter und Hofmeister ein Unterkommen gesucht hätte. Dies war bei einer adligen liebenswürdigen Frau und ihrem gemüthskranken Manne. Der Mann starb, er blieb der Trost der Witwe. Statt des Unbesonnenen entwickelte sich hier ein vor den strengen Sittengesetzen sträfliches Verhältniß, über welches der Autobiograph in dunkeln Andeutungen fortgeht. Das Grab, welches die unglückliche Frau bald aufnahm, sühnte indessen das Begangene. Tiedge ging nun nach Berlin. Seine „Urania" erschien und machte großes Aufsehen; sie erlebte mehre Auflagen. Aber eine himmlische Frau sorgte nicht für sein Fortkommen auf dieser Erde. Dies that eine von dieser Welt, deren himmlische Güte gegen den Dichter indessen groß war. Elise von der Recke, welche Tiedge schon im Harz kennen gelernt, foderte ihn auf, sie auf ihrer großen Reise nach Italien zu begleiten. Er nahm es mit Dank an und ist seitdem nicht mehr von ihr gewichen. Nach ihrer Rückkehr wählten sie ihren Aufenthalt in Berlin, wo, wie später in Dresden, ein ausgezeichneter Kreis von Gelehrten, schönen Geistern und angesehenen Männern der Heimat und der Fremde sich fast allabendlich um sie versammelte. Zuerst in dem Nicolai-Parthey'schen Hause in der Brüderstraße, dann in dem kurländischen Hause unter den Linden. Über Geist und Wesen dieser Zusammenkünfte, in die schon mancher jüngere Literat (wenngleich jetzt auch schon alt oder von dieser Welt abberufen) Zutritt erhielt, gibt uns Dr. Gustav Parthey einen interessanten Bericht. Von Berlin siedelte sich Elise mit ihrem Dichter nach Dresden über, wo sie in der angegebenen Art lebte und es nicht wieder verließ.

In diesem Nachlaß wird uns, als Theil der Autobiographie, auch Tiedge's Reise nach Italien mitgetheilt; wol etwas zu spät, da wir der italienischen Reisen nun wol genug haben, wenngleich mancher interessante Zug noch jetzt interessirt. Über den eigentlichen poetischen Nachlaß bemerkt der geehrte Herausgeber, daß sie einer nachsichtsvollen Beurtheilung bedürften, da sie, meistens Erzeugnisse augenblicklicher Eingebung, weniger aus innerm Drange als durch irgend eine dargebotene Gelegenheit veranlaßt worden. Der bescheidene Dichter nannte sie selbst oft scherzweise „Eintagsfliegen". Die meisten sind durch bestimmte Krisen der moralischen und politischen Welt ins Leben gerufen und aus einem Gefühl entquollen, welches mit Innigkeit an Allem Theil nahm, was der Menschheit werth und heilig war. Sie alle sollen ohne Ahnung auf dereinstige Veröffentlichung auf das Papier geworfen sein. Aber gerade in der unbewachten Anspruchslosigkeit liegt für den Wissenden viel Anziehendes. In der Sammlung und Auswahl dieser Gedichte hatte der Herausgeber keinen andern Zweck, als Tiedge's zahlreichen Freunden den Beweis in die Hand zu geben: „daß auch dem mehr als achtzigjährigen Greise die Muse noch gelächelt und der Dichterschwan, der alten Mythe treu, gleichsam singend aus dem Leben zog". Der greise Dichter besang die Griechen, die Polen, er sang gegen Napoleon's Tyrannei und besang die edeln Fürsten Sachsens und das neue Licht, das über Preußen aufging. Um doch eine Probe aus dem Vielen zu geben, hier nicht eine Probe der Poesie, sondern der Gesinnung:

> Fürsten stehen hoch und mächtig;
> Sie vertheilen Ehr und Gold:
> Darum ist das Lob verdächtig,
> Das man reichlich ihnen zollt.
> Doch ihr Thun, zu hoch erhoben,
> Fechtet nicht zu grämlich an!
> Denn man thut nicht schlimmer d'ran,
> Sie zum Rechtthun hin zu loben,
> Die man nöthigen nicht kann.
> Aber siebenfache Rüge
> Treffe die verworfne That;
> Die mit frecher Schmeichellüge
> Sich dem Ohr des Fürsten naht!
> Sie verkleidet Missethaten
> Vor dem Angesicht der Welt;
> Sie ist Giftthau, die auf Saaten
> Eines guten Bodens fällt!

Angefügt sind 46 Gedichte von namhaften Verfassern auf den Sänger der „Urania", als Beweis, wie auch der Greis noch im Andenken und der Liebe der Jüngern lebendig war. Den vierten Theil, eine würdige Zugabe, füllen die aufs neue oder ganz neu abgedruckten geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen Elise's von der Recke, nebst einem Vorworte Tiedge's und der Rede des Pastor Schmaltz an ihrem Grabe.

Die Autobiographie des Dichters, so weit sie reicht, gibt uns keinen Aufschluß darüber, wie der Dichter sich zu den verschiedenen jüngern Poesien und Dichterschulen, die er wechselnd erlebte, gestellt, wie er sich darüber ausgesprochen hat. Auch der Fortsetzer seiner Biographie geht im Ganzen darüber mit diplomatischer Vorsicht weg. Interessant wäre es gewesen, darüber mehr zu erfahren, und hätte uns das Bild des veteranen Sängers vervollständigt. Daß Tiedge mit dem Wenigsten übereinstimmen konnte, was die Geister der jüngern Welt erfüllte, versteht sich von selbst. Wen aber hätte es verletzt, seine Urtheile zu hören! Wie es mit seiner und Elise's Verehrung für die großartigen Schöpfungen der damals neuen Musik stand, wird uns unumwunden in dem Bericht aus Berlin angedeutet. 15.

Notizen über die schwedische Literatur des Jahres 1841.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Die Naturwissenschaften werden besonders durch die königliche Akademie der Wissenschaften sorgsam gepflegt, deren Verhandlungen noch immer ihren alten Ruhm behaupten. Ihre Jahresberichte werden immer fortgesetzt; auch in diesem Jahre haben Freih. Berzelius über Chemie, Freih. Wrede über Physik, Prof. Pasch über Technologie, Prof. Sundewall über Zoologie (im Zeitraume 1837—40) berichtet. Die wichtigste botanische Leistung in diesem Jahre ist wol das „Herbarium normale plantarum rariorum et criticarum Sueciae, curante *El. Fries*", 100 (eigentlich 114) Gewächse nebst Conspectus und Text enthaltend. Diese Unternehmung, dem Ausspruch Linné's: „Herbarium prestat omni iconi" gemäß, wurde 1835 begonnen und seitdem sind 7 Centurien fertig geworden. Die Mehrzahl der 50 Exemplare, auf welche die ganze Auflage des auf 10 Centurien (die zusammen etwa 50 Thlr. kosten werden) berechneten Werks beschränkt ist, erhalten Die als Geschenk, welche dazu Beiträge geliefert; nur ein paar Exemplare kommen in den Buchhandel. Freih. von Düben hat ein „Handbuch über die natürlichen Familien des Gewächsreichs" und ein Ungenannter eine Fortsetzung der „Lethaca Suecica seu Petrificata Sueciae" mit Abbildungen herausgegeben. Die erstere Schrift ist mit vielem Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitet, meistens nach Fries'schen Ansichten. Der Docent Lindblom sorgt für schnelle Mittheilung botanischer Entdeckungen durch seine Zeitschrift: „Botanische Notizen", worin eine Originalabhandlung des Prof. Fries über die Etymologie der Gewächsnamen eine besondere Erwähnung verdient. — Durch die lobenswerthen Bemühungen des Gartenvereins in Stockholm hat dieser Zweig einen neuen Aufschwung bekommen und eine Zeitschrift für Gartenbau (vom Propste Gamellius) und vier in diesem Jahre erschienene Lehrbücher der Gartenkunde und des Ziehens der Zierpflanzen von Lilja, Laurell, Lundström und Schmidt, nebst einer Handbibliothek in demselben Fache, beurkunden hinreichend das lebhafte Interesse des Publicums dafür. In dem hübschen Locale jenes Gartenvereins wird im Sommer Musik à la Musard gegeben; auch wird das akademische Gewächshaus in Upsala unter Aufsicht des berühmten Wahlenberg durch neue Bauten und neue Pflanzungen und Sämereien immer mehr erweitert.

In der Philologie bemerken wir: „Pindari Carmina, quae supersunt, edenda strophasque carminum in cola et semicola secundum rhythmum dispertiendas curavit *J. P. Janzon*" (Lund). Der bis jetzt herausgekommene erste Theil enthält den Text der Olympischen Oden, mit schwedischer Übersetzung und Anmerkungen. Das Interessanteste aber ist die vorausgehende Abhandlung über Metrik, in welcher der Verf., ein Autodidakt, der bis zum 17. Jahre diente und es jetzt im 35. bis zum Studenten gebracht hat, seine Ansichten denen Hermann's und Böckh's entgegensetzt und vornehmlich gegen Letztern, dem er das Buch zugeeignet hat, sogar polemisirt. Wir erwähnen noch eine metrische Übersetzung des Sophokles vom Prof. Palmblad, die treu, leicht und fleißig gearbeitet ist und worin die Chöre am besten gelungen sein sollen; ferner den Anfang einer Übersetzung der „Odyssee" vom Docenten Johanssen, die auch sehr lobenswerth ist. Der Lector A. Hedner in Linköping lieferte ein Bändchen „Metra latina", das nicht ohne Verdienst ist. Eine Lücke in unserer Literatur war Dr. K. E. Kindblad durch ein Wörterbuch der schwedischen Sprache auszufüllen bedacht; aber der Plan war nach einem zu großen Maßstabe entworfen und dazu fehlerhaft, die Ausführung ungenügend, sodaß der Verf., nachdem ein paar Lieferungen erschienen waren, die vielfachen Widerspruch erfuhren, sich bewogen fand, die ganze Unternehmung aufzugeben.

In der Geschichte bemerken wir folgende Werke: „Sammlung von Briefen, Ordres, Proclamationen, Bulletins, von S. K. H. dem Kronprinzen von Schweden, höchstem Befehlhaber der vereinigten norddeutschen Armee"; früher erschien, wenn wir nicht irren, eine französische Ausgabe, die Originale enthaltend; „De la Gardieska Archivet", Documente aus dem gräflich-de la Gardie'schen Archive, Th. 14—16, viele interessante Verhandlungen enthaltend, nur ist zu rügen, daß der Herausgeber, Propst Wieselgren, Vieles in zu kurzen und ungenügenden Auszügen und obenein ziemlich unkritisch liefert, dagegen verschiedene nicht dazu gehörige, obgleich nicht selten interessante Aufsätze aus seinen eigenen Sammlungen daruntermischt und überhaupt bei der ganzen Redaction auf etwas launenhafte Weise verfährt. Bei diesen Mängeln ist doch das Werk eine sehr dankenswerthe Gabe. Dagegen hat Lector Thyselius aus dem Reichsarchive wichtige und sorgfältig redigirte Beiträge zur Geschichte der schwedischen Kirche und der Lehranstalten in zwei verschiedenen Schriften („Handlingar rörande Svenska Kyrkano och Läroverkens Historia" und „Handlingar rörande Sveriges inre Förhållanden", I. Heft: die Reformation und das Kirchenwesen) mitgetheilt. Durch ein sehr gründliches Werk über die Geschichte der schwedischen Staatsverfassung hat Dr. Nordström in Finnland eine fühlbare Lücke in unserer Literatur ausgefüllt. Der Propst A. A. Afzelius hat seine „Svenska Sagohäfder", d. h. schwedische Sagengeschichten, oder die Vaterlandsgeschichte auf Sagen, Überlieferungen, Volkslieder und Monumente begründet, bis zur katholischen Zeit in zwei neuen Heften fortgesetzt. Auch der als Pamphletist und Staatsgefangener bekannte Assessor Crusenstolpe hat dem leselustigen Publicum mit dem zweiten Hefte seines „Portefeuille", welches vieles Interessante enthält, ein nicht werthloses Geschenk gemacht. Gleiches Lob können wir dagegen nicht dem 3. u. 4. Th. seiner „Morianen" ertheilen, ein Zwitterding zwischen Wahrheit und Dichtung, worin er die schwedische Geschichte seit etwa 1751 bis auf die neuesten Zeiten in eine romantische Tracht eingekleidet hat. Der Verf. weiß recht gut pikante Anekdoten zu erzählen, romanhafte Situationen auszumalen und überhaupt Einzelnes lebendig darzustellen, dagegen versteht er sehr wenig die Begebenheiten aneinander zu reihen und zu einer künstlerischen Einheit zu verschlingen. Als Republikaner malt er die auftretenden königlichen Personen theils als wahre Schwachköpfe und Einfaltspinsel (Adolf Fredrik), theils als ausgemachte Schurken und Bösewichter (Gustav III., Luise Ulrike, Karl XIII.), und weil er den jetzigen Grafen Brahe als seinen persönlichen Feind ansieht, sprüht er sein Gift über die Voreltern des Grafen, erhebt dagegen seinen eigenen Großvater, der gar keine geschichtliche Person war, und stellt dessen Freund, General Pechlin, im strahlendsten Lichte dar. Diesen talentvollen, aber übel berüchtigten und ränkespinnenden Mann hat der ultraliberale Verf. — der für die sogenannte Freiheitszeit von 1719—72 schwärmt, aber im Grunde weit mehr deren Aristokratie als deren Demokratie zugethan ist — zu seinem Helden und Ideal erkoren! — Ein treffliches Werk sind die Erzählungen aus der schwedischen Geschichte des Prof. Fryxell, deren zehnter Theil in zwei Abtheilungen die Geschichte Christinens behandelt. Die Darstellung ist lebendig, einfach, unmittelbar ansprechend, und weil das Werk zugleich die Frucht fleißiger Archivforschungen enthält, so interessirt es alle Classen von Lesern. Die vaterländische Literaturgeschichte ist vom Prof. Atterbom durch ein gediegenes Werk: „Svenska Skalder och Siare" (Schwedische Dichter und Seher) bereichert worden; der bisher erschienene erste Theil enthält eine Darstellung der Swedenborg'schen Theosophie und der Kunsttheorie Ehrensvärd's, des schwedischen Lessing's. Der Verf. hat nicht nur die Ansichten dieser beiden großen Männer gründlich aufgefaßt und im Zusammenhang dargelegt, sondern auch (was vielleicht nicht ganz zu loben ist) ihre Speculationen ergänzt und das Ganze in eine leicht übersichtliche, gefällige Form gebracht. Der unermüdliche Lenström hat auch in diesem Jahre zwei ziemlich große Compendien geliefert, das eine: „Schwedische Literatur- und Kunstgeschichte", das andere: „Handbuch zur Geschichte der schwedischen Poesie". Der Fleiß läßt sich nicht verkennen, doch sind mitunter

die Urtheile schief und die Angaben ungenau. Das „Biographische Lexikon berühmter schwedischer Männer" ist bis zum achten Bande und Buchstaben L vorgerückt.

Die Reiseliteratur ist durch folgende allerdings, wie wir glauben, nicht sehr wichtige Schriften, bereichert worden: „Betraktelser under en Resa" rc. (Betrachtungen während einer Reise in Dänemark, Deutschland und Ungarn) von A. Lindeberg, dem bekannten Ultraliberalen, der, obgleich seine Ansichten einseitig genug sind, doch eine sehr gute Prosa schreibt; „Resebilder samlade i Tyskland" (Reisebilder in Deutschland gesammelt) und „Det nya München" (Das neue München), beide vom Capitain A. G. Rudbeck.

Die Ernte in der schönen Literatur ist, wie gewöhnlich, reicher als auf irgend einem andern Felde. So haben wir diesmal drei Musenalmanache bekommen, nämlich: „Winterblommorno" (Die Winterblumen) von Mellin aus Stockholm, „Boreas" von Böttiger aus Upsala, und „Hertha" aus Lund mit Beiträgen von einigen jüngern dänischen Dichtern. Graf Adlersparre (ein Sohn des berühmten Revolutionsmannes) hat seine „Kleinern Dichtungen" herausgegeben; es fehlt dem jungen Manne nicht an Geist, wol aber an Kunst und Correctheit: nicht einmal die Sprache kann er fehlerfrei schreiben; ebenso hat uns Böttiger mit „Religiösen Gesängen" und einigen zerstreuten patriotischen Liedern, Grafström mit „Gesängen aus Norrland" beschenkt; der vierte Theil der „Dichtungen" des Lieutenant v. Braun, bei dem großen Publicum beliebt, ist weniger cynisch und lasciv, aber vielleicht auch weniger witzig als die vorigen; der gesammte poetische Nachlaß des hochbegabten Nicander ist jetzt in einer vollständigern und schön ausgestatteten Ausgabe erschienen; der junge Sätherberg, ein Dichter von wahrem Genius, ist mit einer Sammlung unter dem Titel: „Blumen am Wege" in diesem Jahre hervorgetreten. Endlich hat der Patriarch der vaterländischen Dichter, Franzén, dessen Muse nicht zu altern scheint, uns auch mit einem didaktischen Gedicht („Witter Strid mellan Far och Son") erfreut. Alle die übrigen zahlreichen Erzeugnisse auf diesem Felde übergehen wir mit Stillschweigen, doch müssen wir noch ein Gedicht hervorheben, das zwar nicht unserem Lande, aber doch dessen Sprache angehört, nämlich eine sehr gelungene russische Erzählung, „Nadeschda" betitelt, von dem trefflichen finnischen Dichter Joh. Ludw. Runeberg. Es hat neun Gesänge und reihet sich seinen frühern Dichtungen in der halb epischen, halb idyllischen Gattung rühmlich an.

Jetzt gehen wir auf das Gebiet des Romans, und hier begegnen uns folgende Originalleistungen: „Skizzen" (von der Freiin Knorring), naiv, lebhaft und gut gezeichnet, ganz in ihrer frühern, auch den Deutschen bekannten Manier. Die fleißige Frau Emilie Flygare-Carlén hat zwei Romane: „Kyrkoinvigningen i Hammarby" (Die Kirchweihe rc.) und „Skjutsgossen" (Der junge Postillon) geliefert, treue Bilder aus dem Leben, mit Talent und Geschmack gezeichnet, aber von keiner Poesie oder höhern Idee beseelt. Die dritte und beiweitem ausgezeichnetste aus unserm romanschreibenden Damenkleeblatt, Demoiselle Bremer, hat leider nichts Neues gegeben, aber eine neue (vierte) Auflage ihres ältesten Romans, „Die Familie H***", wieder drucken lassen. Ein junger Freiherr Louis de Geer hat seinem ersten Versuche im Roman den etwas pretiösen Titel „Hjertklappningen på (Das Herzensklopfen auf) Dalvik" beigelegt. Die Erfindung ist weder originell noch besonders anziehend; aber das Büchlein enthält manche launige Schilderungen und allerlei, freilich gerade nicht tiefe, aber feine und treffende Bemerkungen über das gesellige Leben auf dem Lande. Unter dem Titel: „Med en bit Krita" (Mit einem bischen Kreide) hat Orvar Odd (Sturzenbecher) seine früher im „Abendblatte" mitgetheilten Skizzen und Novelletten gesammelt und einige neue dazugegeben. Sie sind keine eigentlichen Compositionen, sondern eine Reihe miteinander verbundener einzelner Scenen aus der höhern und niedern stockholmer Welt, mit leichtem Witz, lebendigem Colorit und fließendem Pinsel, zuweilen etwas zu caricaturmäßig ausgemalt. Der neueste Roman von Almquist heißt „Gabriele Mimanso, oder der letzte Mordversuch auf Ludwig Philipp" und wird in einigen Tageblättern gelobt; uns aber scheint dies Product des Verf. Namens unwürdig. Keine Zeichnung von dem Stande der Parteien, keine gründliche Darlegung der Lebensfragen. Dagegen soll eine abenteuerliche und sehr ungereimte Erfindung den Mangel an echter Poesie und an gründlicher Auffassung der französischen Zustände ersetzen. Ein Franzose kommt nach Algier, heirathet da die Tochter eines Heiligen (Marabuds), während er selbst katholisch bleibt und auch seine Tochter, Gabriele, in derselben Religion erziehen läßt. Ein gräflicher Jesuit lockt dies Mädchen aus ihrer Heimat nach Paris, um Ludwig Philipp zu ermorden, weil das jetzige Frankreich keine Charlotte Corday mehr zu erzeugen vermag (!), und um es dazu zu bewegen, mordet er ihren Vater und ihre Mutter, überredet aber das Mädchen, daß dies auf Befehl des Königs geschehen sei. Nach ihrer Ankunft in Paris wird nun diese einfältige, aber hochbegeisterte Dirne die eigentliche Seele in der eben ausbrechenden Emeute. Noch einen Zug heben wir aus. Ein Schmied schmiedet geheim in einer Nacht Piken für die Revolutionnaire; um aber die Hammerschläge nicht hörbar für die Nachbarschaft und die herumstreifende Policei zu machen, hetzt er den Hofhund auf 18 gebundene Katzen!! Dergleichen Albernheiten kommen in ziemlicher Menge vor. 59.

Notiz.

Topographie von Athen.

Seitdem Forchhammer in dem von ihm aus Athen im November 1832 an den nunmehr auf dem classischen Boden Griechenlands verstorbenen Ottfr. Müller geschriebenen, nachher mit der Antwort des Letztern abgedruckten Briefe („Zur Topographie Athens," Göttingen 1833) bewiesen hatte, daß der bisherige Anchesmos (S. Georg) bei Athen der alte Lykabettos sei, ist Manches für Berichtigung der Topographie des alten Athens und zur Bereicherung unserer Kunde von demselben geschehen und dargeboten worden, wenngleich es noch an einem Plane von Athen, wie Müller (S. 26) ihn wünschte, fehlt, der übrigens ein solches Haupthülfsmittel für das Studium der athenischen Alterthümer gerade durch die Vermittelung des deutschen Buchhandels ans Licht befördert zu sehen wünschte. Indeß ist es wol auch noch nicht an der Zeit gewesen, einen solchen Plan von Athen zu liefern, da noch Manches in dieser Beziehung streitig ist, was erst ausgeglichen werden muß. Einen neuen Beitrag zur Topographie von Athen hat ganz kürzlich der obgenannte Forchhammer in den „Kieler philologischen Studien" (1841, S. 275—374) geliefert, worin er, mit Hülfe der Alten und nach einer, bei wiederholtem und längerm Aufenthalte in Athen gewonnenen Kenntniß der Örtlichkeiten, die Topographie des alten Athens entwirft und dabei, ohne sich auf eine ausführliche Widerlegung anderer Ansichten einzulassen, nur auf einige Grundirrthümer der Frühern aufmerksam macht, aus denen größtentheils die Unrichtigkeiten ihrer Stadtbeschreibungen hervorgegangen seien. Übrigens sendet er jenem Entwurfe die unumwundene Erklärung voraus, daß alle neuern Bearbeitungen dieses Gegenstandes durchaus irrthümlich seien. Was die Schrift von Roß, „Τὸ Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως" (Athen 1838) anlangt, so ist Forchhammer der Meinung, daß, ohne auch hier auf eine besondere Widerlegung der in jener Schrift aufgestellten Behauptungen sich einzulassen, aus seiner „Topographie von Athen" mit Nothwendigkeit die Übereinstimmung des Heiligthums des Theseus mit dem bisher dafür gehaltenen Tempel (die Roß bestreitet) sich ergebe, während der Tempel des Ares auf der Agora vor dem Aufgange zur Akropolis seinen sichern Platz habe. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 106. — 16. April 1842.

Über Bedeutung und Stellung des deutschen Unterrichts auf deutschen Gymnasien.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die merkwürdige Entdeckung gemacht worden war, daß wir Deutschen eine edle, reiche und im höchsten Grade bildungsfähige, nicht für die sogenannten niedern Stände ausschließlich brauchbare Muttersprache besäßen, da unterließ die deutsche Gründlichkeit nicht, diese neue Entdeckung bald zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Geschlechter anzuwenden: so trat vor etwa 60 Jahren die deutsche Sprache zuerst in den Lehrkreis deutscher Gymnasien ein. Anfangs freilich mochte mancher ganz wackere und sonst tüchtige Lehrer nicht recht wissen, was er in diesen Stunden anfangen solle; aber mit der immer reicher und herrlicher sich entfaltenden deutschen Literatur, dann mit dem Aufschwunge, den das deutsche Volksbewußtsein aus Druck und Noth zu Kampf und Sieg nahm, gewann dieser jüngste Unterrichtszweig mehr und mehr an äußerm Ansehen und innerer Bedeutung. Wenn demnach nicht zu viel gesagt ist, daß die Befähigung zur Theilnahme an geistigem Verkehr, an „literarischer Unterhaltung" heute ohne Vertraulichkeit mit der vaterländischen Sprache und Literatur nicht mehr denkbar ist, so wird es gewiß für diese der „literarischen Unterhaltung" gewidmeten Blätter nicht unangemessen sein, einmal einen kleinen Abstecher in das Gebiet der Pädagogik zu machen, insofern diese sich mit einem der theuersten Besitzthümer unsers Volkes beschäftigt.

Unsere schreibselige, über Alles Theorien schaffende und kritisirende Zeit hat natürlich auch nicht unterlassen, den deutschen Unterricht in Tagesblättern und eigenen Schriften vielfacher und ausführlicher Besprechung zu unterwerfen. Daß dabei nicht wenig Unklares und Unlauteres mit unterläuft, bedarf eines weitern Beweises nicht, wenn man in einem, 1841 erschienenen Buche eines Mannes vom Fache über deutschen Unterricht liest, daß: „die meisten freien deutschen Aufsätze zur Unwahrheit der Empfindung, zur Lüge erziehen", daß „Lessing's ‚Nathan der Weise' ein höchst gefährliches Buch für die Jugend ist", daß „die Jugend von Goethe's Werken fern zu halten ist", daß „die Jugend aus Schiller's Dichtungen Nachtheile ziehen muß", daß überhaupt „die Empfehlung des Studiums der neuern Dichter, in welchem man nachher keine Grenze weiß, jeder gründlichen Ausbildung die besten Kräfte und Talente entzieht"*). Wenn von einem angeblich religiös-sittlichen Standpunkte aus solche, wo nicht heuchlerische, so doch ganz und gar verkehrte Behauptungen laut werden, so ist es eine Freude, ihnen ein Buch entgegenstellen zu können, welches durch und durch die Frucht ebenso vielseitig gründlicher Bildung als gediegen ehrenwerther Gesinnung ist, dessen Besprechung in diesen Blättern um so billiger einen Platz findet, da es nicht blos für die Fachgenossen, sondern auch für das „nicht schulmännische, aber für Schulwesen sich interessirende Publicum" bestimmt ist. Dieses Buch, an welches der Unterzeichnete das in der Überschrift dieses Aufsatzes Bezeichnete anknüpfen will, ist:

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Robert Heinrich Hiecke. Leipzig, Eisenach. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf., durch mehre von ihm herausgegebene Mustersammlungen und einige Abhandlungen über Meisterwerke deutscher Dichtkunst als trefflicher Lehrer bekannt, zu dieser Arbeit durch das Provinzial-Schulcollegium des preußischen Herzogthums Sachsen veranlaßt, bezeichnet als Ziel seines Strebens „die Erziehung deutscher Jünglinge zu deutschen Männern durch Förderung des deutschen Unterrichts" (S. XIII), ein durch das ganze Buch hindurch fest im Auge behaltenes Ziel, welches an sich schon ein lebhaftes Interesse für diese Schrift erwecken kann und muß.

Es ist in unsern Tagen sehr viel über Zweck und Wesen der Universitäten und Gymnasien überhaupt geschrieben worden, aber die meisten Wortführer in diesem Streite sind dabei nicht sowol von dem Vorhandenen, auf dem Wege geschichtlicher Entwickelung allmälig Enstandenen, als von vorgefaßten Lieblingsideen und aller Erfahrung entbehrenden Abstractionen ausgegangen: die Folge davon war eine Begriffsverwirrung und ein haltloses Schwanken, welches nirgend für das wirkliche Leben brauchbare Resultate ergab. Insofern ist es schon ein Verdienst, daß der Verfasser des hier in Rede stehenden Buches in seiner Einleitung lediglich von dem thatsächlich Vorhandenen

*) F. D. Günther, Über den deutschen Unterricht auf Gymnasien (Essen 1841), S. 44, 285, 287, 295, 283.

ausgeht; daß er nicht Neues und Unerhörtes aufzustellen, sondern ganz einfach den letzten Zweck und die zur Erreichung desselben nothwendige Einrichtung der höhern Unterrichtsanstalten, wie sie jetzt sind, auszumitteln sucht: so erscheinen die Gymnasien nicht als etwas für sich und um ihrer selbst willen Bestehendes, sondern lediglich als Vorbereitungsanstalten für die Universitätsstudien, und die Universitäten als diejenigen Anstalten, welche den Jüngling zu selbstthätiger Beschäftigung mit der freien Wissenschaft ausbilden und zu derselben für das ganze Leben befähigen sollen. Hierdurch wäre dann ebenso wol dem Anhäufen zusammenhangloser und deshalb todter Kenntnisse, wie es eine, Gott sei Dank! vergangene Zeit betrieb, als dem materialistischen Nützlichkeitsprincip, welches nur Räder für die große Staatsmaschine herstellen will, vorgebaut. Die Unbefangenheit des Verf. zeigt sich zugleich in Dem, was er über den Gegensatz zwischen altclassischen Gymnasien und Realgymnasien sagt: beiden ihr gutes Recht zuerkennend, beide als Vorbereitungsanstalten für eine höhere Ausbildung *) betrachtend, verlangt er nur, daß man beide in ihren Eigenthümlichkeiten gesondert und unverkümmert fortbestehen lasse. Für beide aber gilt der Hauptinhalt der vorliegenden Schrift in gleichem Maße, denn, mögen die einen den Hauptnachdruck auf die alten Sprachen, die andern auf die neuern Sprachen und die Naturwissenschaften legen, der Unterricht in der Muttersprache gehört beiden in gleichem Maße an und soll auf beiden dieselbe Stellung einnehmen.

Es soll aber die Muttersprache, und hiermit kommen wir eigentlich auf unser Thema, auf allen deutschen Gymnasien vor allen übrigen Lehrgegenständen die intensiv bedeutendste Stelle einnehmen.

Bei allen Fortschritten, die seit einer Reihe von Jahren das gelehrte Schulwesen Deutschlands gemacht hat, und bei allen großen Vorzügen desselben ist doch nicht zu verkennen, daß die Aufgabe einer nationalen Erziehung im Ganzen noch nicht gelöst ist; daß unsere Jugend aber eine solche erhalten soll, wird hoffentlich Niemand in Abrede stellen. Nun ist aus vielen Gründen klar, daß das nationale Element, welches in unserm gelehrten Schulwesen noch eine größere Ausbildung verlangt, nicht politischer Natur, daß es nicht der Zweck der Schule sein kann, ihren Zöglingen politische Ansichten und Grundsätze einzuimpfen, wenngleich sie sie befähigen muß, sich später auch in dieser Beziehung auf eine vernünftige Weise auszubilden. Es kann deshalb für die nationale Bildung der Jugend hier nur dadurch gesorgt werden, daß sie sich der geistigen Güter und Vorzüge des eigenen Volkes bewußt werde, daß sie diese mit aller Liebe umfassen lerne und sie sich fest genug aneigne, um sie nie dem Fremdländischen aufzuopfern oder nachzusetzen; diese geistigen Güter aber sind vor Allem Sprache und Literatur, sie werden es also auch sein, welche in der Erziehung unserer Jugend schon früh eine Hauptstelle einnehmen müssen. Daß darunter andere Lehrgegenstände nicht leiden sollen, daß im Gegentheil diese selbst nur dadurch gewinnen können, wenn sie zu Förderung jenes nationalen Zweckes beitragen, darauf werden wir weiter noch zurückkommen.

Es ist hier aber ferner in Erwägung zu ziehen, daß das Höchste, was der Schüler überhaupt zu leisten hat, nur in der Muttersprache geleistet werden kann: auf der Schule ist die Thätigkeit des Jünglings im Wesentlichen eine geleitete, unselbständige; der Übergang zur Universität gibt ihm völlige Freiheit in Wahl und Art seiner Arbeiten: es wird sich also die Schule auch noch die Aufgabe stellen müssen, diesen Übergang möglichst zu mildern und zu vermitteln dadurch, daß sie es schon dem Schüler möglich macht, selbstthätig in freien Productionen sich zu versuchen.

Production also — sagt Hiecke S. 21 —, jedoch nicht eine ganz freie, sondern eine solche, die auf selbständiger Reproduction und einsichtiger Reflexion auf Das, was die Aufmerksamkeit des Schülers auf sich hat ziehen müssen, beruht, wird der eigentliche Gipfelpunkt des Gymnasialunterrichtes sein. Diese aber ist in dem angegebenen Umfange und Maße nur möglich in der Muttersprache,

denn sie ist der einzige Unterrichtszweig, dessen erste Elemente das Kind schon mit der Muttermilch einsaugt, welcher es durch seinen ganzen Entwickelungsgang hindurch begleitet, in welchem er also auch zuerst sich freier und selbständiger bewegen lernen muß,

sie ist ihm eine beseelte Trägerin seiner gegenwärtigsten und innerlichsten Interessen und deren fortwährende Vermittlerin für sein eigenes und seiner Umgebung Bewußtsein. Ein unendlich reicherer, ihm zusagenderer, seinem Bedürfniß entsprechenderer Vorstellungs- und Empfindungskreis schließt sich ihm in ihr auf als in jeder andern. Mit Einem Worte: sie ist eben die Mutter seines Sprechens, aller Gestaltung und Mittheilung seines Empfindens und Denkens, der Schoos, aus dem sein Geist geboren wird, der allgemeine Boden, aus dem allein, so Vieles und so Vortreffliches er auch sich aus der Fremde herüberholen mag, ihm die gemäßeste und gesündeste Nahrung werden kann. (S. 4.)

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen über die Bedeutung des deutschen Unterrichts um so mehr, da wir den Lesern dieser Blätter die eigene Lecture des uns leitenden Buches nicht ersparen, sondern sie im Gegentheile zu derselben veranlassen möchten, und berühren nur noch zwei Einwürfe, die gegen jene hohe dem deutschen Unterricht angewiesene Stelle gemacht werden dürften: einmal nämlich

könnte es — um uns auch hier an die Worte unsers Verf. zu halten — als bedenklich erscheinen, daß nicht die religiös-sittliche Bildung als der letzte und eigentlichste Zielpunkt des Gymnasialunterrichts ausgesprochen worden. (S. 23.)

Dem entgegnet aber Hiecke mit vollem Rechte, daß die religiös-sittliche Bildung von der intellectuellen nicht getrennt gedacht werden dürfe und könne. Gewiß nur die Partei, welche allen Gebrauch der menschlichen Vernunft

---

*) Wenn Hiecke auch Realgymnasien zur Vorbereitung für Universitätsstudien geeignet hält, so können wir ihm nur unter der Bedingung beistimmen, daß das Realgymnasium entweder demselben Abiturientengesetz unterworfen ist wie das classische, oder daß der zu Bildende sich nur eine allgemeine wissenschaftliche Bildung erwerben oder für ein specielles technisches Fach bestimmen will. Für Facultätsstudien können und dürfen die Realgymnasien, welche die erstere Bedingung nicht erfüllen, nimmermehr ausbilden.

verdächtigen und verbannen möchte, wird behaupten, daß eine wahre, religiöse und sittliche Bildung da stattfinden könne, wo das Erkenntnißvermögen nicht so weit ausgebildet ist, als es natürliche Anlagen und der Kreis des Lebens, für den der Einzelne bestimmt ist, gestatten; deshalb wird gewiß auch die intellectuelle Erziehung, wenn sie irgend tüchtig geleitet wird, zur Beförderung wahrer Religiosität und Sittlichkeit beitragen, ohne daß man diese Worte als ein ganz besonderes Abzeichen auf seine Fahnen setzt; ja, gerade ein solches Hervorheben könnte junge Gemüther leicht entweder zur Heuchelei oder zur thatenlosen Schwäche verführen; wenn ein wissenschaftlich tüchtiger Lehrer in Leben und Lehre zeigt, daß er jene beide Tugenden besitzt, so werden sie auch mit der von ihm überkommenen wissenschaftlichen Erkenntniß unwillkürlich und um so fester in die Seelen seiner Schüler übergehen. Kein Unterrichtszweig aber ist, wie Hiecke sehr richtig bemerkt, geeigneter den Religionsunterricht zu begleiten, zu unterstützen und zu ergänzen als der in der Muttersprache, denn sie bleibt doch immer das einzige Medium, durch welches wir unsern wärmsten, innigsten Gefühlen Ausdruck geben und welches solche in uns zu erwecken vermag.

Treiben wir nur eine Wissenschaft mit recht voller Hingebung und Versenkung in dieselbe, so klingt auch von selbst die religiöse Saite in uns an, und diese volle und innige Hingebung und Versenkung ist eben nicht anders möglich, als indem wir in der Muttersprache denken. (S. 25.)

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Prophet aus dem Kaukasus. Historischer Roman von Edmund Spencer. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Der Verf., welcher früher seine Reise in die kaukasischen Länder herausgegeben hat, versichert in seinem Vorworte, daß die Eroberung der Krim in Geheimniß gehüllt worden sei, und man in Europa keine andere Nachricht darüber habe als die Berichte erkaufter und russischer Schriftsteller. Die Welt habe sich über die Demüthigung des Halbmondes gefreut und erst später mit Unwillen die Vernichtung eines ganzen Volks und die Befestigung der Macht eines großen Reichs, sowie auch die den Frieden Europas und Asiens drohende Gefahr erblickt. In vorliegendem Werke behandelt nun Spencer die Eroberung der Krim, wodurch die letzte Schranke, welche das osmannische Reich so lange gegen eine für ihre Nachbarn immer verderblichere Macht geschützt hatte, zerbrach. Bestechung und Verrätherei erleichtern die Eroberung; Verbrechen werden begangen, Verträge verletzt; der letzte Kampf zwischen den Tataren und Russen war ebenso verderblich für die Besiegten als für die Sieger, er verödete ein ganzes Land und kostete das schönste russische Heer. Der Verf. hatte ursprünglich die Absicht, die Geschichte der Eroberung der Krim zu schreiben; die Schwierigkeiten, den nöthigen Stoff sich zu verschaffen, bewogen ihn, den Gedanken aufzugeben und die Romanform anzunehmen. Die Schilderungen der Sitten, der Kriegführung, des Kriegsspiels sind, wie er sagt, naturtreue Bilder aus der glücklichsten Zeit der Tatarei; die eingeschalteten Kriegslieder sollen noch jetzt im Munde des Volks leben und auch die Redeweise hat er nachzubilden gesucht. Das Ganze trägt eine anziehende Localfärbung; die eingeführten Charaktere sind größtentheils historisch. Elia Mansur, der Prophet aus dem Kaukasus, ragt unter allen durch physische und geistige Kräfte hervor und man folgt ihm mit immer gleichem Interesse durch seine aus [illegible] [illegible] Lebensschicksale. Als er durch armenische Kaufleute an die Russen verrathen und mit einem verwundeten Kabardiner Fürsten gefangen wird, bezeichnet ein Misverständniß den Letztern als den Propheten Mansur und bringt ihn nach Schlüsselburg in den Kerker, wo er stirbt, während Mansur gegen einen vornehmen Russen ausgetauscht wird und wieder unter seinen Landsleuten als Haupt und vom Tode erstandener Prophet auftritt. Sein Schicksal ist in tiefe Dunkelheit gehüllt und nur die Sagen der tatarischen und kaukasischen Sänger erzählten noch von ihm. Türkische Seeleute, welche die tscherkessischen Küsten besuchen, versichern, man habe vor nicht langer Zeit einen über hundertjährigen Einsiedler in einer der wildesten Schluchten des Landes entdeckt, den man für den berühmten Propheten halte, weil man in seiner Zelle Bücher und Landkarten, Rüstungen, Waffen und Instrumente gefunden habe; er ward von den Bergbewohnern hoch verehrt, heilte die Kranken, belehrte die Jugend, schlichtete alle Zwistigkeiten und ermunterte zu tugendhaftem Leben und Verehrung des einzigen wahren Gottes. Elia Mansur ist unsterblich unter den Türken, Tscherkessen und Tataren, als der merkwürdigste Mann, der seit Mohammed in Asien erschien, und sein Name ist noch immer der Schrecken der Kosackenhorden, welche die Grenzländer des Kaukasus bewohnen. Die Geschichte, über welche ein solcher Held als Lichtpunkt gestellt ist, kann nur Interesse gewähren, und wenn man auch vielleicht manche amusantere Romane finden kann, so wird man doch selten einen so belehrenden antreffen, der so neue und willkommene Aufschlüsse über Verhältnisse und Sitten jener Völker zu geben vermag. Die Übersetzung ist außerordentlich gut und fern von jeglichen Anglicismus.

2. Sammlung schwedischer Musterromane. I—III. — Auch u. d. T.: Die Kircheinweihung zu Hammarby, von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Drei Bände. Berlin, Morin. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Ohne die Weitschweifigkeit der englischen Romane, ohne die Verzerrungen der französischen, ohne die krankhafte Reflexionstendenz der deutschen, vereinigt vorliegendes schwedische Werk die Vorzüge der gleichartigen Producte in den drei europäischen Ländern. Die Verwickelung der Begebenheiten hält den Leser immer in Spannung, ihm wird eine ereignißreiche Gegenwart geboten, während ein trübes Bild der Vergangenheit mit seinen gespensterhaften Einflüssen, gleichsam durch einen dunkeln Schleier ihn umflimmert und ihn bis in den dritten Band in stetem Zweifel läßt. Die Auflösung ist indeß nicht so, wie man sie erwartet und zu hoffen berechtigt war, und die nutzlose Rache des Helden an dem Enkel des gräßlichen Beleidigers, die moralische Vergiftung der jungen, lieblichen Braut des Grafen, der er Liebe einflößt, während er noch nicht von der einen Frau geschieden und mit der andern schon versprochen ist, machen ihn der Liebe der drei edeln weiblichen Wesen allzu unwürdig im Auge des Lesers; und wenn auch das Leben solche Zustände erzeugen mag, so fühlt sich doch das lesende Publicum dadurch verletzt. Die verschiedenen Färbungen jener drei Hauptcharaktere gereichen der Verf. zur Ehre, während ein alter Onkel, im Verhältniß zu seiner jugendlichen Nichte, außerordentlich schön und originell gezeichnet und durchgeführt, dem Roman eine Hauptzierde ist.

3. Mein Wanderbuch. Von C. Herloßsohn. Zwei Bände. Leipzig, Taubert. 1841. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine Reihe von Lebens- und Reisebildern, die das Gepräge der jetzigen Zeit tragen, wird auf anmuthige, humoristische Weise an dem Leser vorübergeführt, und gemüthlich folgt man dem durch zwei Bände sich spinnenden Erzählungsfaden, mit den daran gereihten Reflexionen, Thatsachen, Charakteren und Zuständen. Die „Theaterbilder hinter den

Coulissen" sind unstreitig die wenigst ansprechenden, dagegen „Wald-, Natur- und Gemüthsschilderungen" anziehend und poetisch.

4. Altbritische Erzählungen. Von Agathe v. Guhr. Erster Band. Kiel, Bauermeister u. Comp. 1841. 8. 22½ Ngr.

„Judith von Frankreich", „Die Verbannte" und „Herna und Roswitha", drei gut gewählte, schön und gedrängt erzählte Momente aus der britischen Geschichte, die der Verfasserin Talent bekunden und jeden Leser ansprechen müssen.

5. Wien vor vierhundert Jahren. Von Eduard Breier. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der talentvolle Autor hat die Lesewelt schon mit mehren, mehr oder weniger ausgezeichneten historisch-romantischen Arbeiten beschenkt, und Ref. möchte vorliegender den Vorzug vor allen früher erschienenen geben. Gründliches Studium der Zeit und die Färbung, die sie Charakteren und Begebenheiten verleiht, Schönheit der Sprache, Gedrängtheit des Erzählens, da jede unnütze Weitläufigkeit vermieden wird, sind gewiß Verdienste, die jeder Leser anerkennen muß. Dabei ist die Wahl der handelnden Personen gut getroffen, und eine jede trägt den Stempel der Originalität. Die alte Witwe Katseri, die ihre Reden mit unzähligen Sprüchwörtern würzt; der auf seine hohe Stellung so stolze Thürmer des Stephansthurms und der Rathsknecht, der manche Worte auf sehr komische Weise wiederholt, würzen die Momente des bürgerlichen Lebens, die so leicht für den Leser ohne Reiz sind, während die Roheit des Mittelalters an den schönen poetischen Beschreibungen und den sinnigen Reflexionen ein Gegengewicht findet. Die Frauen sind rein und schön dargestellt und selbst die von Schicketanz verführte und mishandelte Trude, die durch Stellung und Lebenswandel den Verworfenen angehört, versöhnt die Welt durch die liebende Pflege, die sie dem geächteten Verführer weiht, und sogar ihrer Gemeinheit fehlt ein gewisser Adel nicht. Die geschichtlichen Ereignisse werden klar und gedrängt vorgetragen, auch die zur Erläuterung der Sitten und Zustände jener Zeit nöthigen Details sind mit Sorgfalt ausgeführt.

6. Ein Heirathsgesuch aus dem modernen Leben. Von A. Cosmar. Berlin, Morin. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Daß der junge, reiche Freiherr von Sennen sich an der treulosen Braut rächen will, indem er den Bruch mit ihr durch ein öffentliches Heirathsgesuch andeutet; daß Natalie, ein unglückliches Mädchen, um einer verhaßten Verbindung zu entgehen, sich auf dieses Heirathsgesuch meldet — das möchte angehen, so etwas könnte schon im modernen Leben sich finden. Aber daß der junge Sennen des Mädchens Zuneigung unter anderm Namen gewinnt, um sie anhält und dann wegen des früher in ihrer Verzweiflung geschriebenen Briefs öffentlich beschimpft, mit ihr bricht, sie verläßt und sie zwei Jahre allen Chancen des Lebens preisgibt, um sie zu prüfen, bis er sie endlich in Paris als Kammermädchen seiner frühern treulosen Geliebten wiederfindet, ist zu unedel und schlecht gehandelt, um seine Hand, selbst mit den 200,000 Thalern für die arme Natalie zum Glück zu stempeln. Der Roman versöhnt weder durch Situationen noch durch Neuheit der Reflexionen mit diesem Unrecht des Helden und ist weder durch Stoff- noch durch Liebesinteresse empfehlenswerth.

7. Die Schwester des Maugrabin. Roman aus der Zeit Heinrich's IV. 1606. Von Paul L. Jacob. Aus dem Französischen von C. Grüning. Kiel, Bünsow. 1841. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn die gespannteste Aufmerksamkeit des Lesers vom Anfange bis zum Ende einem Buche zum Lobe gereicht, so kann dieses Werk sich des Lobes erfreuen. Die schöne Schwester des furchtbaren Räubers fesselt das Interesse, während die Unthaten des Bruders und deren Bestrafung Schauder erwecken und man mit Spannung dem Gange der Begebenheiten folgt. Zur Charakterisirung der geschichtlichen Personen ist indeß nicht viel gethan, und ohne den ventre saint gris Heinrich's IV. und den vestuchoux des Duc de Guise würde man besagte Fürsten schwerlich erkennen.

8. Leben und Abenteuer Michael Armstrong's, des Fabrikjungen, von Frances Trollope. Nach dem Englischen von L. Freiherrn v. A. Fünf Bände. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 1841. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das fürchterliche Loos der in den englischen Fabriken verwendeten Kinder ward in den neuesten Zeiten schon in mehren englischen Romanen geschildert, und dem deutschen Leser, dem das Herz sich windet im Mitgefühl, sei es berichtet, daß diese Schilderungen nicht ganz fruchtlos waren und daß schon viel zur Erleichterung der Unglücklichen geschehen ist. Das Unglück der Armuth und das Elend des Fabrikwesens sind beide schon an und für sich große Übel; warum aber kommen die englischen Autoren darin überein, die Fabrikherren so oft kalt, grausam und gehässig, sowie die mit der Aufsicht Beauftragten als pflichtvergessen und herzlos zu schildern? Ist es, um zu zeigen, wie sehr die armen arbeitenden Wesen der Willkür anheimgestellt sind, oder sollten wirklich solche Leute im steten Verkehr mit der Armuth, bei den Erfahrungen von Undank und Gemeinheit, endlich herzlos und hartherzig werden? Mrs. Trollope führt eine kräftige Feder und ihre Darstellungen haben einen großen Eindruck auf das Volk gemacht; in Deutschland, wo das Fabrikwesen weniger vorherrschend ist, wird wol das Volk auch weniger innigen Antheil am vorliegenden Werke nehmen, doch der gebildete Leser kann es nur mit der wärmsten Theilnahme lesen. Die Charaktere sind trefflich geschildert und der junge Michael Armstrong, vom ersten Auftreten an bis zuletzt, anziehend und anmuthig beschrieben. Er hat einer reichen, schönen Dame einen großen Dienst geleistet, indem er eine wilde Kuh von ihr zurückgescheucht, und auf ihre Bitten nimmt sich der tyrannische Fabrikherr seiner an und gibt sich den Anschein eines Wohlthäters, doch nicht auf lange. Bald wird der Knabe in eine ferne Fabrik geschickt und theilt nun das Loos so vieler Unglücklichen. Der Leser, der seinem Schicksal folgt, wird nun in alle Zustände des Elends jener armen Kinder eingeführt, die ohne Freuden der Kindheit und Jugend einem elenden Alter entgegenarbeiten, die vom reichen Gewinn des Fabrikherrn nur Entbehrung erhalten, an deren Kost und Wartung alle möglichen Ersparnisse gemacht werden, denen in Krankheiten weder Pflege noch ärztliche Hülfe gereicht wird und die in den düstern, kühlen Wänden der Fabriken zur elendesten, niedrigsten Menschenclasse heranreifen. Traurige, schmerzliche Lebensbilder entfalten sich vor dem Leser; möchte doch die wohlgemeinte Absicht der englischen Schriftsteller gelingen und sie dem Übel abhelfen, indem sie die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinlenken und die allgemeine Empörung dagegen erregen. 8.

Literarische Notiz.

Die Herren Mancel, Leflaguais und Trebutien, Conservateurs an der Bibliothek zu Caen, entdeckten unter einem Haufen Papiere, welche man als Maculatur verkaufen wollte, mehre werthvolle Manuscripte, hierunter mehre vom Pater André, Verf. des „Essai sur le beau", eine interessante Correspondenz Fontenelle's und Malebranche's mit diesem Gelehrten und eine andere zwischen demselben und den Patern Hardouin, Porrée, Duterte rc., welche zur Folge hatte, daß ihn die Jesuiten in der Bastille einsperren ließen; endlich ein selbstgeschriebenes Manuscript des Abbé de St.-Pierre, Verf. des „Projet de paix perpétuelle". Die genannten Herren bereiten die Herausgabe dieser Schriften vor. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 107. —— 17. April 1842.

Über Bedeutung und Stellung des deutschen Unterrichts auf deutschen Gymnasien.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Ein zweiter Tadel, der gegen die von uns für den deutschen Unterricht gemachten Ansprüche sich erheben könnte, ist, daß bei Verwirklichung derselben die übrigen Lehrgegenstände unbillig zurückgedrängt werden würden, da doch in ihnen eine weit größere Menge positiver Kenntnisse überliefert, also auch mehr Zeit und Fleiß auf sie verwandt werden müsse. Es war in Rücksicht auf diesen Einwurf, daß wir oben die Stellung des Deutschen als die intensiv bedeutendste bezeichneten, denn keineswegs sind wir gesonnen ihm auch extensiv durch Stundenzahl u. dergl. ein Übergewicht einräumen zu wollen. Hiecke erklärt in dem letzten Abschnitte seines Buches, „Aussichten und äußere Bedingungen für deren Realisation", vier wöchentliche Stunden für vollkommen hinreichend, um einen in seinem Sinne genügenden deutschen Unterricht zu ertheilen, ein Maß, welches viele Gymnasien schon jetzt erreichen oder doch mit sehr unbedeutender Veränderung erreichen können; dagegen aber verlangt er, daß die Rücksicht auf Ausbildung für die Muttersprache und besonders für Production in derselben alle andern Lehrstunden durchdringen und überall ununterbrochen im Auge behalten werden müsse. Es fällt dies wundersam genug mit einer Ansicht zusammen, die wir von Gegnern des deutschen Unterrichts vernommen haben, daß nämlich derselbe, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr beschränkt werden könne, da ja der Zweck desselben auch in allen andern Lehrstunden befördert werde: ein Zusammentreffen von den verschiedensten Standpunkten aus, welches nicht wenig geeignet ist, diese Ansicht von den übrigen Lehrgegenständen zu befestigen. Den fernern Einwurf, daß eine solche Nebenabsicht der Gründlichkeit des Unterrichts Eintrag thun würde, befürchten wir nicht, denn kein Lehrer, der in einem Gegenstande und zwar in dem, welchen er für den wichtigsten hält, auf eine möglichst gesteigerte Gründlichkeit hinarbeitet, kann auf der andern Seite der Oberflächlichkeit das Wort reden. Die aus dem Griechischen und Lateinischen, aus der Geschichte und Naturkunde für das Deutsche gefoderten Vortheile können aber auch nur dadurch verwirklicht werden, daß alle diese Fächer mit einer Gründlichkeit betrieben werden, welche den Schüler auf jeder Stufe befähigt, über das Erlernte verhältnißmäßig selbständige Rechenschaft abzulegen. Es ist dies aber auch gar keine neue Foderung, sondern praktisch, wenn auch nicht immer allseitig genug, längst angewandt: welcher Lehrer des Deutschen stellte seinen Schülern nicht oft genug Aufgaben, deren Stoff sie aus der Lecture der alten Classiker, aus dem Geschichtsunterrichte zu entnehmen haben? Und auf der andern Seite, welcher Lehrer des Lateinischen und Griechischen verlangte nicht, daß seine Schüler im Deutschen möglichst sprachrichtig und geschmackvoll übersetzen? Welcher Lehrer der Geschichte benutzte seine Stunden nicht, um die Schüler im zusammenhängenden, freien Gebrauch der Muttersprache zu üben? So tritt also unsere Ansicht den Freunden und Verfechtern gediegener, gelehrter Bildung nicht nur nicht feindlich entgegen, sondern sie schließt mit ihnen ein enges Bündniß gegen alle Feinde und Verächter derselben. Die Ausführung dieser Ideen im Einzelnen betreffend, verweisen wir auf den ausführlichen Abschnitt „Stellung der anderweitigen Lectionen zu dem Unterrichte im Deutschen", S. 27—59.

Nachdem Hiecke in seiner „Einleitung" und dem eben angeführten Abschnitte den deutschen Unterricht im Ganzen und im Verhältniß zum Ganzen besprochen hat, beschäftigt sich der übrige größere Theil des Buches damit, die Einrichtung des deutschen Unterrichts an sich und im Einzelnen darzustellen. Ihn hier Schritt für Schritt zu verfolgen, erlaubt der Zweck dieser Blätter nicht, doch hoffen wir, daß man die Grundzüge seiner Theorie auch an dieser Stelle nicht ohne Interesse lesen wird.

Das Endziel des deutschen Unterrichts ist, wie gesagt, die Productivität in dem Jüngling zu wecken; nun weiß aber Hiecke so gut wie jeder Lehrer von nur einiger Praxis, daß diese Kraft in dem Menschen nicht eher erwacht, als bis der Stoff in ihm vorhanden ist, an dem sie sich äußern kann: die Eindrücke des wirklichen Lebens, die sie erwecken könnten, sind im Allgemeinen noch schwach, wenig zahlreich und wenig verstanden; deshalb müssen auch, um dies hier gleich mit zu erwähnen, solche Aufgaben, die auf Beobachtung des Lebens gegründet sind, nur sparsam gegeben und vor allen Dingen möglichst eng an das Leben, wie es der Knabe und Jüngling lebt und sieht, angeschlossen werden (S. 251—272). Wir bedür-

sen also eines andern Elements, welches, um die unentwickelt schlummernde Productionskraft zu wecken, in die Mitte des ganzen deutschen Unterrichts gestellt werden muß; als solches gibt uns Hiecke die Lecture deutscher mustergültiger Schriften, und die Wichtigkeit, die er hierauf legt, dürfte das Eigenthümlichste in der ganzen, von ihm aufgestellten Theorie sein. Man könnte dies leicht für eine gefährliche Maßregel halten, da die Jugend ohnedies in gewissen Jahren zu maß- und regelloser Leserei meist nur allzu geneigt sei. Das ist ja aber eben die höchste Weisheit des Lehrers, die natürlichen und angeborenen Neigungen weise zu benutzen, zu regeln und zu leiten; es wird also auch darauf ankommen, daß dies ebenso mit jener Lesewuth geschehe. Ist es möglich, dieser Schranken zu setzen, dann werden unsere Jünglinge leichter aus ihrer Gedankenarmuth, einer so häufigen Noth der Lehrer, herausgerissen werden und zugleich in die reichsten und herrlichsten Schätze ihres Volkes auf eine Weise eingeführt werden, die für die Entwickelung eines wahren und edeln Volksgeistes von unschätzbaren Folgen sein muß. Das erste Erfoderniß hiezu nun wird sein, daß der Schüler in der Schule vernünftig lesen lernt, um auch seine Lecture außer der Schule vernünftig einzurichten; dies wird aber nur möglich sein, wenn der Lehrer die Theilnahme und das Interesse der Lernenden für eine ernste Beschäftigung mit werthvollen Büchern durch geschickte Auswahl derselben und durch ebenso gründliche als anziehende Besprechung des Gelesenen zu erwecken weiß; wenn er das Vertrauen der Schüler zu gewinnen versteht und dadurch eine fortwährende Controle ohne zu beengende Formen ausübt, wobei denn zugleich wieder der naheliegende sittliche Gewinn in die Augen springt. Wir müssen uns hier begnügen darauf aufmerksam zu machen, mit welcher in das Einzelnste gehenden Sorgfalt Hiecke die hierhergehörigen Abschnitte seines Buches: „Wichtigkeit der deutschen Lecture, Wahl und Umfang der Lecture, wie soll gelesen werden?", ausgeführt hat, und hoffen, daß sie bei allen Lehrern des Deutschen, aber auch sonst in weitern Kreisen die verdiente Beherzigung finden werden, denn es sind nicht die Schüler allein, die lesen zu lernen, und nicht die Lehrer allein, die lesen zu lehren haben.

Auch auf den Abschnitt „Theoretisches und historisches Wissen" näher einzugehen, müssen wir uns, um nicht allzu viel Raum in Anspruch zu nehmen, versagen; und zwar um so mehr, da wir, wenn wir uns auf einem streng pädagogischen Boden befänden, hier in einigen Punkten unserm Verf. widerstreiten möchten; so können wir namentlich nicht glauben, daß eine ausführliche Behandlung der altdeutschen Grammatik auf der Schule einen passenden Platz finde, wenigstens jetzt noch nicht, wo die Wissenschaft derselben trotz Grimm's staunenswerthen Leistungen noch nicht bis zu dem Abschluß, den festen Resultaten gelangt ist, die die Aufnahme in den Kreis der Schulwissenschaften verlangt. Aber selbst wenn es einst so weit ist, wird ihre Anwendung auf die Schule immer nur eine beschränkte, mehr eine geschichtliche Übersicht über die Entwickelung unserer Sprache als der Gegenstand eigentlich grammatischer Studien sein müssen, weil auch die in jener Sprache abgefaßten Werke der sehr großen Mehrzahl nach nur als Glieder in dem Entwickelungsgange des deutschen Volksgeistes, nicht um ihrer selbst willen auf der Schule Berücksichtigung verlangen können. Allerdings ist „unsere Sprache, um der großartigen Aufschlüsse willen, welche sie, die eine geschichtliche Entwickelung hat, wie keine andere, für die Einsicht in den Entwickelungsgang der Sprache überhaupt darbietet, höchst einflußreich und bildend" (S. 242), aber die ganze Wichtigkeit dieser Seite kann auf der Schule überhaupt noch nicht erfaßt werden, wie denn auch Hiecke selbst für die höchste Classe des Gymnasiums nur eine „Propädeutik der Sprachphilosophie" verlangt (S. 243), und zu dieser würde auch eine geschichtliche Übersicht des deutschen Sprachganges genügen. Ein anderer streitiger Punkt betrifft die Geschichte der deutschen Literatur: so einverstanden wir hier im Ganzen mit Hiecke sind, so können wir ihm doch darin nicht beistimmen, daß er sie bis auf die neueste Zeit fortgeführt wissen will. Über den Anfang dieses Jahrhunderts freilich ist hinauszugehen, und wäre es auch nur, um den Aufschwung, den unsere Lyrik mit den Befreiungsjahren nahm, nicht zu versäumen; darüber hinaus aber ist bis jetzt so wenig Großes und Schönes geleistet worden, daß es für einen Cursus der Nationalliteratur einen gar trüben Abschluß gäbe. Einige ordnende Blicke in dieses Chaos zu werfen und den allerdings nöthigen Sinn für das Fortleben mit der Literatur der Gegenwart zu wecken, dazu, und dies gibt ja auch Hiecke als einzigen Zweck seines Vorgehens bis auf die neueste Zeit an (S. 247), wird es an mancherlei Gelegenheit keinem Lehrer fehlen.

So haben wir noch an manchen Stellen Stoff zum Widerspruch in Einzelnheiten gefunden, können uns namentlich nicht damit befreunden, daß Hiecke wiederholt und ausdrücklich empfiehlt den Schülern Übersetzungen alter Classiker in die Hand zu geben (S. 289), müssen hier aber auf Besprechung des Nähern Verzicht leisten.

Schließlich erwähnen wir noch, daß das besprochene Buch eine Menge der, nicht nur für den deutschen Unterricht, sondern für die ganze deutsche Gymnasialverfassung wichtigsten Fragen, die in der Gegenwart so viele Besprechung finden, gelegentlich berührt, daß es ebenso sehr dem Lehrer zu praktischem Gebrauche förderlich, als überhaupt dem höher Gebildeten interessant sein muß; daß es endlich auch durch die Form der Darstellung eine höchst anziehende und genußreiche Lecture gewährt. Möge es überall die verdiente Beachtung finden und zur Verwirklichung des edeln, echt vaterländischen Zweckes, den der Verfasser bei seiner Arbeit vor Augen hatte, beitragen!

W. A. Passow.

A history of the life of Richard Coeur de Lion, King of England. By *G. P. R. James*. Zwei Bände. London 1841.

Wo nur G. P. R. James die Zeit hernimmt zum Essen, Trinken, Schlafen u. s. w.? Kaum hat man ein Buch von ihm

aus der Hand gelegt, voilà un autre. Er erlaubt den Kritikern wirklich nicht, Das zu thun, was er wahrscheinlich nicht thut. Selbst zum Lesen kann er keine Muße haben, und weil er doch beweist, daß er liest, liest er vermuthlich, während er schreibt. Aber zweien Herrn kann Niemand dienen, videatur gegenwärtige Geschichte des löwenherzigen Richard, Königs von England. Meister James hat offenbar einen sehr mangelhaften oder einen sehr leichtfertigen Begriff von den Pflichten und Erfodernissen eines Geschichtschreibers. Bis zur Ungebühr verschwenderisch mit kleinen Details, versteht er entweder nicht oder vergißt die Hauptsätze aufzustellen, um welche die Details sich zu gruppiren haben, und deren Entwickelung und Erläuterung allein ihnen historischen Werth gibt. Dabei handhabt er seinen Gegenstand häufig so ungeschickt, daß er zugleich oberflächlich und gründlich erscheint, Jenes, weil er über Wichtiges wegschlüpft, und Dieses, weil er Unwichtiges mühselig ausklaubt. Obgleich daher vorliegendes Werk eine große Masse interessanter und einflußreicher Thatsachen enthält, schwimmen sie doch in zu langer Brühe. Die Form ist verfehlt und des Trivialen zu viel. So will der Verf. in der Einleitung eine vollständige Übersicht des Feudalsystems geben. Statt aber zu berichten, wie es entstanden und sich ausgebildet, stellt er es den Lesern fix und fertig vor, und während er daher Vieles als allgemein bekannt voraussetzt, was den Wenigsten bekannt ist, liefert er eine unvollständige Übersicht, halb Fisch, halb Vogel. Unmittelbar daneben präsentirt sich eine sehr anziehende Schilderung des alten London, mit einer gewaltigen Menge Einzelnheiten in Betreff der Sitten und Gebräuche seiner Einwohner. Mehres davon ist allerdings aus Fitz-Stephen copirt, namentlich was das damalige Gesellschaftsleben und die damalige Erziehungsweise berührt. Aber die Auszüge sind gut gewählt. Minder gut ist, was der Verf. später über die Erziehungsinstitute des Ritterthums äußert. Da hat er sich von einigen Irrthümern beschleichen lassen, zu welchen Ref. besonders den rechnet, daß Reinheit der Sitten ein Hauptzug jener Institute, Moralität ihr eigentlicher Charakter gewesen sei. Er räumt zwar Abweichungen ein, erklärt sie jedoch für Ausnahmen und dreht damit nach Ref. Ermessen den Schuh um. Höchst amusant sind seine Auslassungen über die, den jungen Pagen von ihren Gebieterinnen ertheilten Lectionen in der Liebe. Da nebelt und schwebelt Alles von der krystallenen, mystischen und geistigen Natur besagter Liebe, und es ist Jammerschade, daß die achtbaren Herren Ville-Hardouin und de St.-Palaye, Ersterer in seiner Geschichte des heiligen Ludwig, und Letzterer in seinem Werke über die Institute des Ritterthums, die Sache aus einem andern Lichte gesehen und historisch documentirt haben, daß viele, wenn nicht die meisten jener kühnen Lehrerinnen der schönen Kunst, die sie gelehrt, zum Opfer gefallen sind. Fern sei es von Ref. andeuten zu wollen, der Verf., weil selbst ein ritterlicher Absenker, habe deshalb das ritterliche Lasterthum rein zu waschen gesucht. Nein, der Misgriff, den er in diesem seinem Buche gethan, rührt blos von seiner Unfähigkeit zum Geschichtschreiber, rührt, mit einem Worte, daher, daß er die Aufgabe des Historiographen mit der des Novellisten verwechselt und es die Schuldigkeit jenes wie dieses achtet, lieber angenehme und unwahre als wahre und unangenehme Bilder aufzustellen. Wo deshalb die Ereignisse ihm erlauben, Novellist zu sein, lesen sich die Schilderungen mit Vergnügen, hier und da auch mit Nutzen. Doch selbst von alledem abgesehen, rechtfertigt sich der Titel des Buchs nicht. Es ist beiweitem weniger eine Geschichte des ersten Richard von England als eine Skizze der Universalgeschichte jener Zeit. Das Leben Richard's, seine Thaten und Abenteuer, insofern sie des Aufbewahrens werth sind, hätten sich in die Hälfte eines Bandes bringen lassen. Der deutschen Gründlichkeit noch die Bemerkung, daß der Verf. seinen Lesern zumuthet, ihm aufs Wort zu glauben; mit Citaten und Belegstellen hat er sich nicht befaßt. 18.

Der belgische Nachdruck.

Eine Denkschrift, die vor kurzem von einem französischen Literatenvereine dem Ministerium des Innern übergeben wurde, enthält merkwürdige Thatsachen über das literarische Raubsystem, das gegenwärtig in Belgien zum Nachtheile fremder Literatur und Industrie, namentlich der französischen besteht. Von 1815—20 waren die Fortschritte des Nachdrucks in Belgien gering. 1818 besaß Brüssel nur etwa 36 Pressen und die gesammte belgische Buchdruckerei setzte damals nicht mehr als 6—7 Millionen Druckbogen in Umlauf. Allein unter den Aufmunterungen des Königs erhob sich der Nachdruck bald zu einer höhern Stufe. Absatzwege wurden aufgefunden, und Buchhändlercomptoire in Deutschland und England gegründet. Die Revolution von 1830 setzte zwar den Nachdruck für einen Augenblick außer Thätigkeit, aber nur zu bald erhob sich derselbe wieder zu einem unerhörten Betriebe. Man schickte Agenten fast in alle Staaten Italiens, selbst bis nach Schweden und Norwegen. Im Jahre 1838 beschäftigte der Nachdruck in Belgien 429 Pressen, aus welchen 32,200,000 Druckbogen hervorgingen. Den Bedarf für Belgien selbst abgerechnet, wurden von diesen Millionen Bogen 666,000 Bände formirt und ins Ausland gesandt. Der Vertrieb von Schul- und Lehrbüchern ist, wie bekannt, einer der stärksten Zweige des Buchhandels. Natalis Briavoine, in seinem Buche über die belgische Industrie, schätzt den Gewinn Belgiens vom Drucke religiöser und pädagogischer Schriften, ingleichen von Almanachs jährlich auf 3,750,000 Fr. Nach einer genauen Berechnung gibt zu diesem Gewinne die französische Literatur in Folge des Nachdrucks 3,500,000 Fr. her. Denn besonders werden in Belgien die von der französischen Universität adoptirten Schul- und Lehrbücher dem Nachdrucke unterworfen und durch die ganze Welt verbreitet. Der Nachdruck dieser Werke ist bald ein reiner, textmäßiger, bald wird der Titel und der Zusammenhang geändert. Zuweilen setzt einer solchen französischen Schulschrift ein belgischer Professor seinen Namen vor, oder trifft mit dem Texte das wunderlichste Arrangement. So hat sich der Baron R.... in den „Leçons de littérature", von Noel und Place, erlaubt, die Musterstellen aus den berühmtesten französischen Schriftstellern herauszuwerfen und seine eigenen prosaischen und poetischen Producte hineinzufügen. Die Kataloge der drei größten belgischen Buchhändlerfirmen beweisen indessen, daß in gleicher Weise auch alle Zweige der französischen Literatur diesem Raube rücksichtslos unterliegen. Der Katalog der Handlung Méline weist 1299 Artikel auf, der von Hauman 1066, der von Wahlen 800 Artikel. Eine Analyse des Katalogs von Wahlen gibt das Resultat, daß von den 800 Piecen 735 französischen, 60 deutschen und englischen und nur 5 belgischen Schriftstellern angehören. Dies sind die drei großen Nachdruckcompagnien; es gibt aber noch eine unzählige Menge Unternehmer zweiten Ranges, die eine nicht unglückliche und für fremde Literatur und Industrie nur um so schädlichere Nachlese halten. Die Firma Jamar u. Comp. verkauft zu 1 Fr. 40 Cent. ein Werk, was Hr. von Balzac zu Paris mit 7 Fr. 50 Cent. verkauft und das die großen belgischen Firmen zu Brüssel für 3 Fr. abgeben. Dieses Unternehmen hat eine Zahl von 2000 Subscribenten zusammengebracht und liefert denselben wöchentlich einen Band in 18. um den Preis von 70 Cent. Der wöchentliche Gewinn beläuft sich so auf 200—300 Fr. Ein anderes Unternehmen der Firma Gregoir, Wouters u. Comp. gibt unter dem Titel „Trésor historique" die besten Werke der gegenwärtigen französischen Historiker in 8., den Band zu 1 Fr. 25 Cent. heraus, sodaß die „Geschichte der französischen Revolution" von Thiers, die zu Paris um 40 und 50 Fr. verkauft wird und von den größern Buchhandlungen in Brüssel für 20—30 Fr. zu beziehen ist, von diesen Unternehmern zweiten Ranges für 12 Fr. 50 Cent. geliefert wird. Dieses Unternehmen auf die französischen Historiker wird überdies ebenfalls von 2000 Subscribenten unterstützt und hat allein mit dem Nachdrucke der „Geschichte der französischen Revolution" von Thiers in zehn Wochen

2500 Fr. baaren Gewinn gebracht. An den Schriften von Barante, Mignet, Villemain hat man verhältnißmäßig ebenso viel gewonnen; denn es ist nicht zu leugnen, daß alle diese Geschäfte mit großem Vorbedacht und großer Ökonomie unternommen werden.

Dieses Raubsystem betrifft aber auch die periodische Presse. Die „Revue de Paris" wird in Brüssel in zwei Ausgaben nachgedruckt für den jährlichen Preis von 15—20 Fr., während sie in Paris 80 Fr. kostet. Die „Revue des deux mondes" muß nicht minder einen zweifachen Nachdruck erdulden, und hier geschieht es noch, daß sich die Herausgeber erlauben, aus geringern Blättern und den Feuilletons der Tagespresse in das Original Stücke einzuflicken. Die „Revue britannique" wird wörtlich abgedruckt; man zieht von ihr 1100 Exemplare ab und hat dabei an 800 feste Abnehmer. Endlich macht der Buchhändler Humann aus allen diesen Revuen eine letzte Revue, die „Revue des revues", in welcher er die vorzüglichsten Artikel zusammenstellt. Die „Gazette des tribunaux", wie der größte Theil der französischen Kupferstiche und Landkarten, wird in Brüssel ungesäumt dem Steindrucke unterworfen und oft nach einer halben Stunde der Ankunft in vielen Tausend Exemplaren über alle Länder verbreitet.

Wie sehr namentlich der französische Buchhandel und das schriftstellerische Interesse bei dieser alle Principien des Völkerrechtes verletzenden Industrie gefährdet ist, braucht wol nicht erst erläutert zu werden. Aber, wie wir erst vor kurzem gesehen, jedes Unrecht bestraft sich selbst und auch Belgien hat von diesem unmoralischen Gewinne den entschiedensten Nachtheil zu erwarten. Es hat in seinem Schoose einen großen ausgedehnten Industriezweig, dem die nothwendige Basis, nämlich eine nationale Literatur und der producirende Nationalgeist fehlt. Eine staatsrechtliche Maßregel, der Zwang der Umstände, die Vereinigung fremder Staaten zu abwehrenden und den Nachdruck unterdrückenden Verträgen kann den ganzen belgischen Buchhandel zerdrücken und plötzlich die ganze große Menge der Betheiligten brot- und hülflos machen. Das Raubsystem in eine andere Literatur überzutragen, ist nicht einmal möglich und würde nur zu neuen Verwickelungen führen. Der nachhaltigste und unberechenbarste Nachtheil für Belgien, wie für jeden Staat, der mit den geistigen Gütern eines fremden Volkes wirthschaftet, liegt aber darin, daß der eigene nationale Geist zurückgedrängt, verkümmert und unfruchtbar gemacht wird und daß allmälig der Boden, die eigentliche, durch keinen materiellen Gewinn zu ersetzende Substanz eines Volkes, eines Staates, die Bewegung und Lebendigkeit des nationalen Geistes in Kunst, Religion und Wissenschaft ohne Rettung dahinstirbt. 4.

Bibliographie.

Andeutungen über Glauben und Wissen oder über die wahre Philosophie im Gegensatz zu den Richtungen unserer Zeit. Veranlaßt durch Schellings erste Vorlesung in Berlin. Von dem Verfasser der Schrift: „Hauptmomente der hermesischen Philosophie". Gr. 8. Münster, Hast und Riese. 7½ Ngr.

Andreä, Wilhelmine, Graf Bruno v. Hochwalden, oder: Eifersucht führt zum Verbrechen. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 18¾ Ngr.

Azeglio, M. d', Hector Fieramosca oder der Zweikampf zu Barletta. Nach dem Italienischen bearbeitet von R. von Langenn. 2 Bände. Kl. 8. Leipzig, Focke. 2 Thlr.

Bremer, Friederika, Morgen-Wachen. Einige Worte in Veranlassung der Schrift: „Strauß und die Evangelien." Glaubensbekenntniß. Gr. 12. Hamburg, Kittler. 10 Ngr.

Burdach, K. F., Blicke ins Leben. 1ster Band. Comparative Psychologie, 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Voß. 1 Thlr 14 Ngr.

Chalybäus, Die moderne Sophistik. Gr. 8. Kiel, Schwers. 5 Ngr.

Closter, C. E., Gedichte. Gr. 12. Nürnberg, Stein. 1841. 15 Ngr.

Die Eisenbahnen als militärische Operationslinien betrachtet und durch Beispiele erläutert von *Pz.* Nebst Entwurf zu einem militärischen Eisenbahnsystem für Deutschland. Gr. 8. Adorf, Verlags-Bureau. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fröbel, K., Die großen Bestrebungen unserer Zeit. Eine Bloßstellung der Tendenz der kürzlich erschienenen Schrift von Theod. Rohmer: Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Gr. 8. Zürich und Winterthur, Literar. Comptoir. 7½ Ngr.

Guerike, H. E. F., Abriss der Kirchengeschichte. Gr. 8. Halle, Gebauer. 25 Ngr.

Heinze, T., Andeutungen zu einer zweckmäßigen Einrichtung und Beaufsichtigung der Strafanstalten und Kriminalgefängnisse in Deutschland. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 15 Ngr.

Jachmann, Sabbath und Sonntag, oder die christliche Sonntagsfeier. Eine Zeitfrage. Gr. 8. Königsberg, Theile. 3¾ Ngr.

Kej-Kawus in Masenderan. Aus dem Schahname des Ebu'l Kasim Mansur el Firdewsi. Metrisch übersetzt von B. Weiß Edlem v. Starkenfels und T. Ritter v. Schwarzhuber. Lex.-8. Wien, Braumüller u. Seidel. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kletke, H., Auswahl epischer Gedichte für Schule und Haus. 8. Berlin, Simion. 7½ Ngr.

Liederbuch der Lätitia. Als Manuscript gedruckt. Gr. 8. Breslau, Kern. 25 Ngr.

Lütkemüller, L. P. W., Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild der deutschen, belgischen und holländischen Kirche. Gr. 8. Leipzig, Reclam sen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Meyen, E., über Bülow-Cummerow: Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Leipzig, Binder. 5 Ngr.

Mühlbach, L., Der Zögling der Natur. Roman. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rodnagel, A., Deutsche Dichter der Gegenwart. 1stes Heft. Freiligrath. Eichendorff. Gr. 8. Darmstadt, Diehl. 10 Ngr.

Nürnberger, W., Faust. Ein Gedicht. Gr. 12. Berlin, Logier. 15 Ngr.

Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 2ten Bds. 2te Abth. Böhmen unter dem Hause Luxemburg, bis zum Tode Kaiser Karl's IV. Jahre 1306—78. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rellstab, L., Franz Liszt. Beurtheilungen. — Berichte. — Lebensskizze. Gr. 8. Berlin, Trautwein. 10 Ngr.

Reuss, E., Die Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ries, J., Wird Hamburg sich zum verhängnißvollen Schritt entschließen müssen? Breit 8. Hamburg, Berendsohn. 15 Ngr.

Schlegel's, F. von, Geschichte der alten und neuen Literatur. Bis auf die neueste Zeit fortgeführt von T. Mundt. 2ter Theil. Die Literatur der Gegenwart. — Auch u. d. T.: Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen von T. Mundt. 8. Berlin, Simion. 20 Ngr.

Thun, L. Graf v., Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. Gr. 8. Prag, Kronberger u. Rziwnatz. 20 Ngr.

Wilda, W. E, Geschichte des deutschen Strafrechts. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Das Strafrecht der Germanen von *W. E. Wilda.* Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 4 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 108. —— 18. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

Johann Dietrich Gries wurde am 7. Februar 1775 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Kaufmann und Senator daselbst, ein achtbarer Mann, konnte, wie sehr er seine Kinder liebte, wegen seiner Geschäfte sich wenig um die Erziehung derselben bekümmern; so wurde Dietrich, der vierte von den Söhnen — das Haus zählte zehn Kinder —, in seinem zwölften Jahre zu dem Prediger Kunhardt in Stade in Pension gegeben. Nach einigen hier verlebten Jahren wurde er in das Johanneum seiner Vaterstadt eingeführt, dessen Rector damals Lichtenstein war. Doch nicht lange sollte er auf diesem verweilen. Der Vater hatte ihn dem Handel bestimmt; und so begannen mit dem siebzehnten die, wie er selbst oft klagte, drei unglücklichsten Jahre seines Lebens. Er ward zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben und mußte bis ins neunzehnte seine Zeit in der schmählichsten Knechtschaft mit dem Copiren geistloser Handelsbriefe hinbringen. Anspielungen auf diese traurige Zeit finden sich in Gries' „Der Wanderer" überschriebenem Gedichte. Man kann sich die Lage des Jünglings denken, der von früher Jugend an leidenschaftlich die Musik liebte, dem auch wol damals schon eine verwandte Muse freundlich-einladend winkte. Dazu hatte er keine gleichgestimmte Genossen; und selbst mit den trefflichen Brüdern verknüpfte ihn erst später ein trauliches Band. Endlich erlaubte ihm der gute Vater, die Ketten zu brechen und sich den Studien zu widmen. Es wurde die Jurisprudenz gewählt; doch konnte die Vorbereitung für die Universität nur ein Jahr dauern. Im einundzwanzigsten (1795) kam er nach Jena, zu einer Zeit, wo die bedeutendsten Namen und Thätigkeiten diese kleine Stadt zu dem Mittelpunkte einer geistigen Bewegung machten, welche für ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus von den größten, wichtigsten Folgen war. Wenn wir die einzelnen Facultäten betrachten, welche Namen! Griesbach, Paulus, Niethammer, der Jurist Hufeland, der gleichnamige Mediciner, Loder, Schütz. Für Gries aber war von größerer Bedeutung, daß er an einem Orte lebte, wo Schiller, die Gebrüder Schlegel, wo Fichte und etwas später Schelling Alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, fortrissen, so manches Talent weckten. Nun war Weimar in der Nähe mit seinem Theater, die größten Geister in ihm noch in ihrer Kraft, Goethe, in nie ermüdender Thätigkeit unsterbliche Werke schaffend, oft in Jena, dessen Geister so manche verwandte aus der Fremde an sich zogen, wie Tieck, Steffens, Novalis. War es zu verwundern, daß Gries, der in früher Jugend schon von den Musen angezogen wurde, sich mehr und mehr diesen hingab, als er an einem Orte lebte, den damals eine poetische Atmosphäre umgab, die durch die Philosophie noch an Kraft und Gehalt gewann, als er gleich anfangs in einen Kreis von Menschen eingeführt wurde, dessen Glieder die Dichkunst übten oder liebten, in dem er selbst vielfältig das angeborene Talent zu äußern angeregt wurde? Zwar erleichterte ihm Hufeland's geistvolle Behandlung der Rechtswissenschaft den Eintritt in dieselbe; aber das gastfreie Haus eben dieses Mannes gab auch Gries' Liebe zur Musik und Poesie Nahrung. Er fühlte sich bald in Jena sehr glücklich, ja heimisch; er nannte diese Zeit die glücklichste Periode seines Lebens; denn es war auch die, wo er die freundschaftlichen Verbindungen stiftete, welche die innigsten und dauerndsten zu sein pflegen, die akademischen. Das Gedicht „Der Fluß", welches auf einer Besuchsreise nach Hamburg entstand (Ostern 1797), als Gries sich von den liebsten Freunden getrennt hatte, spricht die Gefühle aus, die ihn damals erfüllten. Er kehrte nach Jena zurück, wo es ihm immer heimischer wurde. Die romantische, dem Norddeutschen so fremde Gebirgsgegend, der Umgang mit gleichgestimmten Freunden — denn manche, unter ihnen der durch seine poetischen Leistungen wie durch seinen frühzeitigen, traurigen Tod bekannte Eschen, waren ihm daselbst geblieben —, die Bekanntschaft mit denjenigen Professoren und andern Honoratioren Jenas, deren Häuser die interessantesten geselligen Genüsse boten, dies Alles belebte seine Liebe für Musik und Dichtkunst. Er fing an sich selbst darin zu versuchen, und einige seiner kleinen Lieder wurden A. W. Schlegel, damals in Jena, bekannt, dessen Beifall ihn zu größern Versuchen ermunterte. Einer derselben, „Phaethon", wurde Veranlassung zu Gries' Bekanntschaft mit Schiller, der dieses Gedicht für den „Musenalmanach" von 1798 verlangte. Es war das erste, was von jenem gedruckt ward. Von diesem Augenblicke an bis an das Ende seines Lebens würdigte Schiller ihn seiner Freundschaft. Bald darauf erschienen im Januarheft des „Neuen deutschen Mercur" von 1798

seine ersten Übersetzungen aus dem Italienischen: „Queste piume bianche e nere" und „La biondina in gondoletta", welchen Wieland in einem der folgenden Hefte ein Lob beilegte, das den jungen Dichter hauptsächlich bestimmte, dieses Fach fast ausschließlich zu bearbeiten. Auch Goethe und Herder würdigten ihn freundlicher Ermunterung.

Um diese Zeit wurden auch die ersten Versuche gemacht, den Tasso zu verdeutschen. Wir tragen kein Bedenken, diese als Epoche machend zu bezeichnen und deshalb ausführlicher von ihnen zu sprechen. Jetzt fehlt es uns nicht an vielfältigen poetischen Übersetzungen der Poesie des Südens; sie ist uns dadurch zugänglich geworden und hat großen Einfluß auf unsere Literatur gehabt; jetzt, nachdem Fleiß und Mühe der Vorgänger den Nachfolgern die Bahn gebrochen, ist's von keiner sonderlichen Bedeutung, wenn ein Literator von poetischem Talent sich an eine neue Übersetzung macht. Aber wie wenig war vor Gries für jene südlichen Dichtungen geleistet? Welch ein Ziel ward den Übersetzern und ihm selbst durch seinen Tasso vorgesteckt? Ihm selbst, sagen wir, und verstehen wird uns, wer den nach 39 Jahren in der fünften Ausgabe erschienenen Tasso desselben Übersetzers mit der ersten Erscheinung desselben vergleicht. Die ersten Stanzen des Tasso, die Gries im März 1798 übersetzte, waren die berühmten, die vierzehnte und funfzehnte im sechszehnten Gesange des „Befreiten Jerusalems"; sie waren für das Stammbuch einer die Dichtkunst liebenden und übenden Freundin bestimmt. Damals hatte Gries, von den juristischen Studien noch gefesselt, noch nicht im entferntesten den Gedanken, den ganzen Tasso zu verdeutschen. Aber schon im folgenden Sommer, den er in Dresden zubrachte, übersetzte er den ganzen sechszehnten Gesang und schickte ihn Wieland, der ihn sogleich im „Neuen deutschen Mercur" (1798, St. 10) mit einer sehr ermunternden Nachschrift abdrucken ließ. Nun war die Bahn gebrochen; doch ging es mit dem Übersetzen sehr langsam; denn die juristischen Studien durften nicht aufgegeben, wenigstens sollte der Doctorhut erlangt werden. So kam Gries, als er sich 1799 nach Göttingen begab, da der Aufenthalt in Jena die genannten Studien zu wenig förderte, hier nicht über den fünften Gesang hinaus. Wie oft wurden diese ersten Gesänge gefeilt und wiedergefeilt, und immer von neuem abgeschrieben! Gries zeigte noch in späterer Zeit gern das Manuscript des noch in Jena vollendeten ersten Gesanges vor, welches er, auf ausdrückliches Verlangen, Schiller zur Durchsicht übergab und auf welchem dieser die Stellen bezeichnete, die ihm einer Besserung bedürftig schienen. Die Zeit in Göttingen jedoch war hauptsächlich den Rechtsstudien gewidmet; doch hörte er auch die Archäologie bei Heyne, dem er die freieste Benutzung der reichen Bibliothek verdankte; nur die Nebenstunden waren dem Tasso gewidmet. Inzwischen war an eine Bekanntmachung des jetzt fertigen gedacht worden. Der Buchhändler Frommann, dessen gastfreiem, von allen jenaischen, oder in Jena eine Zeit lang verweilenden literarischen Notabilitäten besuchten Hause Gries die schönsten Stunden verdankte, hatte den Verlag übernommen, und Gries selbst überbrachte ihm Ostern 1800 jene fünf Gesänge, den ersten Band, der im Sommer desselben Jahres im Quartformat — so wollte es der Verleger — erschien. In Jena unterzog sich Gries auch dem juristischen Examen und erwarb sich den Doctorhut, worauf er in Göttingen seine Dissertation („De litterarum cambialium acceptatione", Jena 1800) schrieb, welche von fremder Hand ins Deutsche übersetzt wurde. Gries wollte nun, nach damaliger Gewohnheit junger Juristen, in Wetzlar, Wien und Regensburg sich mit dem Gange des Reichsprocesses näher bekannt machen. Allein nach einem kurzen Aufenthalte in der erstgenannten Stadt fand er seine Wanderung durch den Wiederausbruch des Krieges (im Herbst 1800) und durch die Schlacht bei Hohenlinden für jetzt vereitelt. Er begab sich also nach Jena, wo, nach dem Erscheinen des ersten Bandes des Tasso, die Fortsetzung verlangt wurde. Die Aufnahme war bei Urtheilsfähigen sehr günstig, und auch das größere Publicum begrüßte die neue Erscheinung, wie sie es verdiente. Merkel's Anzeige in seinen „Briefen für Frauenzimmer" richtete wenig aus gegen die ehrenvoll anerkennende des Hofrath Schütz in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung". Im nächsten Jahre erschien der zweite Theil des Tasso und in den beiden folgenden die zwei letzten Theile. Wir geben hier sofort die weitern Schicksale dieses deutschen Tasso, weil sie einen Beweis geben von dem stets lebendigen Streben und musterhaften Fleiße des Übersetzers. Im Jahre 1810 war eine zweite Auflage nöthig; sie erschien, jetzt in Octav, stark umgearbeitet; doch so, daß sie bald dem Verf., dem erst bei der Verdeutschung des Calderon die rechte Übersetzungskunst aufging, ungenügend schien. Damals stand Gries in enger Verbindung mit H. Voß dem Jüngern, der, in die Kunst seines Vaters eingeweiht und selbst sie übend, den willig folgenden Freund zu immer größerer Strenge antrieb. Die dritte Ausgabe (1819) trägt überall die Spuren der glücklichen Revolution, die in Gries vorging. Nur kam er erst später auf den Gedanken, die unechten Reime ganz zu verbannen und auf die venia, nostris poetis data, sed indigna, wie der alte Denis sich ausdrückt, zu verzichten. In der vierten Ausgabe (1824) kommt nur ein einziger unechter Reim, dazu ein gegebener, vor; sie ist überhaupt correcter; die Ungleichheit, die man in der vorhergehenden wahrnahm, ist verschwunden; überall eine gleiche Haltung und, ohne daß Deutlichkeit, Fluß, Wohllaut beeinträchtigt wären, größere Treue. Man sollte nicht glauben, daß sie habe überboten werden können. Dennoch that es eine 1837 erscheinende fünfte. Von den 2000 Stanzen des „Befreiten Jerusalem" sind in dieser etwa 230 in einzelnen Worten verändert worden, etwa 70 haben bedeutende Veränderungen erfahren; und nun war auch der letzte unechte Reim verschwunden (2, 28). So war denn ein Werk entstanden, das man wol des Verf. Lebenswerk nennen könnte; denn zwischen den ersten, im Feuer der Jugend nachgesungenen Strophen des „Befreiten Jerusalem" und dieser fünften Aus-

gabe liegen nicht weniger als 39 Jahre, während deren das Ideal, nach dem der Verf. strebte, ihm immer lebendig vor der Seele schwebte, welches zu erreichen ihn auch das zunehmende Alter, vielfältige Unbilden des Geschicks und Kränklichkeit nicht hinderten. Gries' Tasso sollte unserer im Schaffen so leichtfertigen Jugend als ein Exempel vorgehalten werden, welche Ausdauer, welcher Fleiß, welche Beschränkung nöthig sind, um ein musterhaftes Werk zu schaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etat du catholicisme en France, par *M. Pépin*. Paris 1841.

Nur wahre Religiosität ist im Stande, die chaotischen Wirren zu beschwichtigen, in die eine revolutionnaire Bewegung, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen, Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts geworfen hat. Nachdem der Altar gestürzt, das Allerheiligste besudelt, Gottes Blitze durch freche Blasphemien herausgefodert waren, fühlten die durch einen inhaltlosen Vernunftdienst unbefriedigten Herzen ein Bedürfniß, sich von den wärmenden Strahlen der Religion wieder berühren zu lassen. Napoleon erkannte in der Wiederherstellung der Staatskirche ein Mittel, die gährenden Kräfte zusammenzuhalten. Die Religion war ihm ein Werkzeug der Politik. Begeisterter und inniger ward die Sache des Katholicismus von der alten Königslinie, welcher der Thron wieder anheimgefallen war, ergriffen. Lilie und Kreuz verschwisterten sich auf das engste. So geneigt auch das Volk war, den milden Lehren des Christenthums nach den blutigen Stürmen der Revolution sein Herz zu erschließen, konnte doch ein zu starkes Hinneigen zu den versteinerten Formen des abgelebten Hierarchismus, wie es vom Throne herab begünstigt zu werden schien, nicht ohne Gegenwirkung bleiben. In der That regte sich nicht nur der restaurirten Kirche gegenüber mannichfache Opposition, sondern selbst in der Zahl der Verehrer des Katholicismus legte Dieser und Jener Hand an, um Mängel zu tilgen, Flecken zu verwischen und das überlieferte Christenthum, das man theilweise veraltet wähnte, durch stümperhafte Versuche unserer Zeit zugänglicher zu machen.

Man würde sich täuschen, wenn man in diesen Bemühungen, den beschmuzten Tempel des Herrn zu reinigen, den Geist des eigentlichen Protestantismus erkennen wollte. Nie werden die Lehren der Reformation, wie sie in Deutschland Wurzel schlugen und herrlich aufgingen, auch in Frankreich günstigen Boden finden. Der Geist der Reformation ist an Frankreich vorübergegangen und nur wenige Herzen sind von seinem Flügelschlage angeweht. Noch heute ist der ganze Nationalcharakter der protestantischen Confession zuwider. Prophezeiungen wie die Coquerel's („Lettre à M. Guizot"), daß der Protestantismus bald auch in Frankreich an die Stelle der katholischen Kirche treten werde, sind lediglich aus der Luft gegriffen. Die Samenkörner, welche die französischen und schweizer Methodisten ausstreuen, fallen auf felsigen Boden und werden nicht aufgehen. Verschiedene Journale, die von diesem Sinne aus unternommen, um als Vorkämpfer des Protestantismus zu dienen, sind erfolglos in der Nichtbeachtung untergegangen. Alle diese Bestrebungen zeigen aber immerhin, daß die Religion als der einzige Balsam betrachtet wird, die tiefen Wunden zu heilen, die dem gesammten Staatskörper in den letzten 50 Jahren geschlagen sind. Die Form, unter der man dieses Heilmittel dem Kranken hat beibringen wollen, ist oft gar sonderbar gewesen. Der St.-Simonismus mit seinen mannichfachen Spielarten ist unter den Hieben der Lächerlichkeit zusammengesunken; die Sekte des Abbé Chatel mit ihren Plattheiten und Sonderbarkeiten hat nur eine kurze Blütenzeit gehabt; die Überschwänglichkeit eines romantischen Katholicismus ist vorübergerauscht; aber das Bedürfniß nach etwas Höherem, Geistigerem, die Vorahnung wahrer Religiosität klingt in den Herzen nach. In der Kirche selbst wird rüstig gearbeitet zur Sicherung der katholischen Tendenzen. Zwar poltert auch der jesuitische Maulwurf wieder im Stillen ruhig fort, indessen finden sich immer mehr wahre Diener Gottes, die in Begeisterung das Volk mit dem Geiste der Religion zu durchdringen suchen.

Wir können hier nicht alle Versuche verfolgen, die in neuester Zeit in Frankreich gemacht sind, um dem alten Stamme des Katholicismus wieder neue Lebenskraft einzuflößen, indessen wollen wir hier mit einigen Strichen die verschiedenen Nuancen zu zeichnen versuchen, in welche die eifrigsten Arbeiter an diesem Werke zerfallen. Wie in Frankreich jede Bewegung sogleich eine politische Färbung erhält, so werden wir uns auch hier auf das Gebiet der Politik versetzt sehen. Der Journalismus ist auch bei dieser Frage das Kampffeld. Wir haben gesagt, daß die Bourbons vorzüglich den Katholicismus mit Inbrunst ergriffen, und so machten sich denn auch ihre Anhänger, die Legitimisten, nachdem diese Regentenlinie zum dritten Male des Thrones verlustig gegangen war, zu eifrigen Streitern der Hierarchie. Auf dem Banner, um den sie sich scharten, stand Katholicismus und Legitimität! Die Legitimisten, die eigentlichen Romantiker in der Politik, halten fest an den Überlieferungen des Mittelalters; sie möchten den übermüthigen Geist des erwachten Volks mit den Banden der Hierarchie wieder an den Thron des Absolutismus fesseln. So einig diese Partei auch ist in Bezug auf das Ziel, nach dem sie hinstrebt, so sind doch auch unter ihren Mitgliedern verschiedene Schattirungen. Die kühnsten, d. h. diejenigen, die zu den verwegensten Mitteln greifen, sind die, welche dem Volke gewisse Rechte einräumend, vorgeblich das Recht der Wahl zur Landesvertretung einem größern Kreise als bisher überlassen wollen. Die „Gazette de France", die wegen dieses revolutionnairen Elements, mit dem sie ihre religiösen Principien versetzt, von Rom aus mit dem Bannstrahl des Verbots getroffen ist, streitet an der Spitze dieser Legitimisten. Sie wirft sich zum Vorkämpfer der echten gallicanischen Kirche auf, die des Papstes Macht nur in religiösen Dingen anerkennend, seine Einmischung in politische Verhältnisse entschieden zurückweist. Man rechnet hierbei nicht unklug. Die Anerkennung der Julimonarchie von Seiten des Papstes würde die Legitimisten zwingen, sich ihr zu unterwerfen, wenn sie sich nicht durch diesen Vorbehalt zu schützen wüßten.

Was nun diese demokratischen Lehren, wenn wir sie so nennen dürfen, von der ausgedehnten Wahlfreiheit u. s. w. betrifft, so würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß das Element der Demokratie gewissermaßen unsichtbar in der Luft schwebt, täglich unbewußt eingeathmet wird und sich unvermerkt auch der Partei, die am meisten gegen die Consequenzen des Radicalismus ficht, mitgetheilt hat. Auch hier ist nur jesuitische Berechnung, wenn diese Lehren als Aushängeschild gebraucht werden. Man würde die Fahne, auf die diese Lehren geschrieben sind, verbergen, wenn das Staatsschiff wieder die Farbe der Bourbons aufgezogen hätte. Katholicismus und Republikanismus wollen sich nicht innig vereinigen. Im französischen Radicalismus zeigt es sich, wie sich nie beide Principe das Gleichgewicht halten. In den Blättern der radicalen Partei, welche die Flagge des Republikanismus unverhohlen aufgesteckt haben, wird man wenig von katholischen Lehren wahrnehmen. Ein vager Dienst der Freiheit tritt an die Stelle des Gottesdienstes. Indifferenz in Glaubenssachen und Radicalismus werden stets Hand in Hand gehen. An Lamennais läßt es sich am deutlichsten darlegen. So lange er noch nicht die Toga des Volkstribuns um seine Schulter gelegt, bekreuzte er sich vor den Heiligenbildern der Kirche; seit dem Augenblicke aber, wo er der Souverainetät des Volks einen Altar errichtet, hat er angefangen auch in Sachen der Religion seine Stirn freier, unabhängiger zu tragen. Er beugt sich nicht mehr vor der Unfehlbarkeit des heiligen Stuhls, und was seinem Systeme von Christenthum, von Katholicismus insbesondere noch anhaftet,

wird sich über kurz oder lang verwischen und in einen unbegrenzten, nebelnden Radicalismus auflösen.

Während die Partei der Legitimisten die Sache des Katholicismus mit dem Vorbehalte ergriffen hat, daß der Einfluß des Papstes sich nicht bis auf weltliche Einrichtungen erstrecken könne, hat der Julithron, einmal anerkannt vom heiligen Vater, sich ganz unter seinen Schutz gestellt. Ludwig Philipp erkennt im Katholicismus das einzige Band, die socialen und politischen Verhältnisse Frankreichs, bis in ihre innersten Fugen erschüttert, zusammenzuhalten. Von seiner Familie, besonders von der Königin wird ein Beispiel gegeben, wie der Cultus der Religion zu achten ist. Wie in Frankreich Alles als Waffe bei politischen Kämpfen dient, so wird diese völlige Unterwerfung unter den Papst dem Justemilieu von Denen zum Vorwurf gemacht, die sich zu Streitern der sogenannten gallicanischen Kirche mit ihrer Unabhängigkeit aufgeworfen haben. Die Ansichten des Hofes über Religion, Hierarchie und Cultus finden sich am deutlichsten ausgesprochen in dem Tageblatte „l'Univers", das, politischen, vorzüglich aber religiösen Interessen gewidmet, die Quelle, aus der es fließt, nicht verleugnen kann.

Indem wir diese verschiedenen Partieen zeichnen, ziehen wir vielleicht die Linie zu weit in das Gebiet der Politik hinein, aber wir mußten uns auf diesen Standpunkt stellen, um ein Buch zu besprechen, das, in mehr als einer Beziehung wichtig, eine ganz politische Bedeutung hat. Pépin ist der Verfasser einer Schrift über reinmonarchische Regierungsform, oder, wie es in der politischen Terminologie heißt, über die persönliche Regierung (gouvernement personnel). Die Tendenz dieser Schrift, sowie die genauen Verhältnisse des Verf. zum Hofe ließen keinen Zweifel über die Quelle, der sie ihre Entstehung verdankte. Auch dieses neue Werk, interessant seines Gegenstandes wie der Darstellung wegen, verleugnet den Einfluß der Hofpartei nicht. Es ist durchaus in dem Geiste geschrieben, in dem das erwähnte Journal „L'Univers" geleitet wird. Der Verf. legt besonderes Gewicht auf die Anerkennung, die von Seiten des heiligen Vaters der Julimonarchie geworden ist, und bekämpft mit dieser Waffe die Principien des Legitimismus. Sodann sucht er nachzuweisen, wie in der Geschichte der immer unverkennbareren Entfaltung des Katholicismus der Name Ludwig Philipp's und seiner frommen Familie vor allen strahlt, während ihm die legitimistischen Blätter einerseits eine zu unverhohlene, vorbehaltslose Hingebung an den Papst, andererseits aber eine zu geringe Offenbarung wahrer Religiosität vorwerfen. Pépin versäumt in seiner Schrift keine Gelegenheit, die königliche Familie zu verherrlichen. Er theilt ein Gespräch des Papstes mit, in dem der heilige Vater die Königin eine „wahre Heilige" heißt. Ferner veröffentlicht er das Glaubensbekenntniß des Herzogs von Orleans u. s. w., um darzulegen, wie innig der Geist des Katholicismus den Familienkreis des Hofes durchdrungen hat. In der Stiftung eines Episkopats in Algier wird ein neuer Schritt zur Ausdehnung der alleinseligmachenden Kirche gefeiert.

Wennschon der Verf. der erwähnten Schrift alle Strahlen der Religiosität auf dem Haupte des Königs sammelt, um ihn hinzustellen als würdig des Namens des „allerchristlichsten Königs", so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß Ludwig Philipp offenbar die Sache des Katholicismus im Interesse seines Throns ergriffen hat. Er sucht dem Hierarchismus die Wege zu bahnen, weil er sich von ihm Ruhe und Ordnung im Familien- und Staatsleben verspricht. Den düstern Qualm des Pietismus wie den im Dunkeln schleichenden Jesuitismus will er jedenfalls von Frankreich fern halten. Beide würden aufs neue die Geister verdüstern und aufs neue gefährliche Wolken thürmen. Und doch suchen sich diese gefährlichen Elemente von zwei Seiten in das Herz des Landes einzudrängen. Im Süden Frankreichs liegt noch ein Gährungsstoff religiöser Schwärmerei, während in dem benachbarten sprachverwandten Belgien der Jesuitismus seine Netze spannt. Im südlichen Frankreich hat das Gouvernement durch Erlaubniß öffentlicher Processionen in neuerer Zeit einen Schritt breit nachgegeben; auf die jesuitischen Plane im Norden hingegen hat es ein beobachtendes Auge gerichtet. Der Bischof von Paris, ein fester, der Sache des Julithrones ergebener Mann, reiste vor kurzem in Belgien. Er hatte von seiner Regierung und, wie es heißt, auch vom Papste, der sich nicht wieder vom Jesuitismus die Arme binden lassen will, den Auftrag erhalten, jene geheimen Umtriebe zu beobachten und wo möglich ihre Gewalt zu lähmen. 50.

Literarische Miscellen.

Vor einigen Jahren fand Mohammed Ali von Ägypten bei einer Reise im östlichen Afrika seinem Vortheile angemessen, über das Einfangen seiner getreuen Nubier und Abyssinier zum Behuf der Versorgung der Sklavenmärkte gewaltig entrüstet zu sein, und erließ strengsten Befehl, daß sothaner abscheulicher Handel ferner nicht getrieben und geduldet werden solle. Als dies in London bekannt wurde, gerieth die daselbst sitzende Anti-slavery convention in Entzücken über den menschenfreundlichen Türken und votirte ihm in einer großen Versammlung den Dank des Vereins und den Ausdruck desselben mittels Adresse. Zum Überbringer wurde Dr. Madden gewählt, und nicht wenig war Dr. Madden erstaunt, als er bei seiner Ankunft in Alexandrien — im August 1840 — erfuhr, daß es zwar mit dem Verbotsbefehle, doch auch mit dem Fortbestehen des Negerfanges und des Sklavenhandels seine Richtigkeit habe. In philanthropischem Zorne fügte er der Dankadresse eigenmächtig eine Nachschrift bei, in welcher er dem Vicekönige bemerkte, daß seines Verbots ungeachtet gegenwärtig auf den Märkten von Kairo und Alexandrien 300 Sklaven feil geboten würden, daß in den letzten zwölf Monaten gegen 10,000 verkauft worden und daß die Beamten Seiner Hoheit den fluchwürdigen Handel nicht blos duldeten, sondern selbst trieben, indem nach wie vor die Soldateska zum Einfangen gebraucht, den Sklavenhändlern für schweres Geld Licenzscheine ertheilt und von den exportirten Sklaven zum Besten des Schatzes ein anständiger oder vielmehr unanständiger Zoll erhoben werde. Herr Ali nahm Adresse sammt Postscript sehr gnädig an und antwortete auf letzteres, daß an ihm das Befehlen, an seinen Beamten das Gehorchen, es folglich nicht seine Schuld wäre, wenn diese nicht thäten, was er befohlen. Demnach werden Nubier und Abyssinier von der Soldateska nach wie vor gehetzt und verkauft und der menschenfreundliche Türke begnügt sich mit dem Ruhme, beides verboten zu haben. Diesen Erfolg seiner Sendung hat Dr. Madden in einem Buche unter dem Titel: „Egypt and Mohammed Ali" (London 1841) ans Licht gestellt und eine ausführliche Beschreibung der Hetze, des Verkaufs, des Misbrauchs der Kinder u. s. w. beigefügt, die, wenn auch nichts Neues, doch eine Bestätigung der bekannten Gräuel enthält.

Der unter dem einfachen Titel „Ferrers", von Charles Ollier zu London in drei Bänden erschienene Roman aus der Regierung des zweiten Georg hat den moralischen Zweck, den Leser zu überzeugen, daß Rang, Ehren und Reichthum mit all den zahllosen Vortheilen aristokratischer Connexion den Besitzer nicht glücklich machen können, dafern er unmäßig, gewaltthätig, ungerecht und in schmuziger Selbstsucht befangen. Einigermaßen steht die Erzählung auf historischem Boden; es treten Personen auf, die wirklich gelebt haben, und es geschehen Handlungen, die geschichtlich wahr sind. Manches hat aber auch der Verf. hinzu erfunden, es jedoch so geschickt einzuweben gewußt, daß Wahrheit und Dichtung sich oft kaum unterscheiden lassen. Man muß mit der betreffenden Zeit mehr als oberflächlich bekannt sein, um nicht das Ganze für reine Geschichte zu halten. Ferrers ist meisterhaft gezeichnet, vom ersten Momente seines Sichtbarwerdens bis zu seinem Tode am Galgen, und alle zweiten und dritten Figuren sind mit richtiger Wahl gruppirt. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 109. —— 19. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Im Herbst 1800 war Gries nach Jena zurückgekehrt. Günstige Familienverhältnisse setzten ihn in Stand, von nun an ganz seiner Neigung zu leben, da ohnehin eine in Göttingen begonnene, nun immer zunehmende Gehörschwäche ihn vom Geschäftsleben auszuschließen schien. Nachdem der Tasso vollendet war, machte er sich an den Ariosto, von dem die beiden ersten Theile bei dem Verleger des Tasso 1804 und 1805 erschienen. Aber dieses große Werk sollte in Jena nicht vollendet werden. Schon als Gries 1800 Jena wiedersah, hatte die Universität durch Fichte's Entlassung den ersten Stoß erlitten. Er selbst hatte sein Bleiben unmöglich gemacht; aber die Jugend dachte anders als die Curatoren der Universität; und wie Gries an dem gefeierten Lehrer hing, das gibt das von ihm im Namen der Schüler Fichte's an diesen gerichtete Gedicht zu erkennen. Zwar wurde Schelling, Gries befreundet, nach Fichte mit Begeisterung aufgenommen. Aber auch er, beide Schlegel, beide Hufeland, Paulus, Schütz, Loder, Alle, in deren Häusern er die reichsten Freuden gefunden, verließen Jena. Dazu war Gries, bei der Abnahme seines Gehörs, ein großer Genuß verkümmert, der des weimarischen Theaters. In der ersten Vorstellung der „Natürlichen Tochter" weinte er Thränen der Verzweiflung; er konnte keinen Vers vernehmen. So war es ihm betrübend, daß er durch dasselbe Übel an geselliger Übung der Musik gehindert ward; im Winter 1805 spielte er zum letzten Mal öffentlich im Concert auf dem Flügel. Kein Wunder, daß ihm der Aufenthalt in dem sonst so geliebten Jena verleidet wurde. Mehre seiner Freunde hatten sich auf der neu aufblühenden Universität Heidelberg gesammelt, und dahin folgte ihnen Gries im Frühjahr 1806.

Die schöne Natur Heidelbergs verfehlte ihre Wirkung nicht; eine zweite Jugend schien in alle seine Adern zu strömen. Auch lebte er fast nur mit und unter Jünglingen und war, obgleich seit sechs Jahren Doctor, mehr Student, als er es je in den eigentlichen Studentenjahren gewesen war. Selbst sein schlechtes Gehör war ihm hier minder beschwerlich, da die jungen Leute, mit ihren frischen Lungen, sich ein Vergnügen daraus machten, ihrem ältern Freunde vernehmlich zu werden. Häufige Ausflüge in die herrliche Gegend, nach dem Rhein und Main, nach Baden und ins Murgthal, erhöhten noch den Reiz des anmuthigen Aufenthalts. Hier vollendete Gries die Übersetzung des „Rasenden Roland", dessen zwei letzte Theile 1807 und 1808 erschienen. Ökonomische Rücksichten, dann der Umstand, daß die jüngern Freunde, so auch einige Gries befreundete Professoren allmälig Heidelberg verließen, bewogen jenen, nach einem Aufenthalte von etwas mehr als zwei Jahren diesem schönen Platze Lebewohl zu sagen. Er entschloß sich, wieder nach Jena zu ziehen, das sich nach jenen traurigen Kriegsereignissen allmälig erholte. Doch wollte er nicht nach Norddeutschland zurückkehren, ohne zuvor die Schweiz, schon lange das Ziel seiner Sehnsucht, gesehen zu haben. Im Sommer 1808 verließ er das geliebte Heidelberg, durchstreifte auf einer viermonatlichen Reise jenes Gebirgsland, überschritt die Grenze desselben und kam bis Mailand. Von dem Gipfel der Kathedrale dieser Stadt schaute er auf die nach Rom führende Straße hinab. Aber er mußte sich nordwärts wenden; und schwerer, wie er oft sagte, ward ihm nie etwas in seinem Leben. Noch in später Zeit gedachte er schmerzlich dieses Scheidens. Als 1833 eine aus Italien zurückkehrende Freundin ihm einen Epheuzweig, von Tasso's in Rom noch vorhandener Eiche genommen, mitbrachte, dichtete er folgendes Sonett:

> Auf Mailands Dom stand ich in Sehnsuchtsschauern
> Vor manchem Jahr, und schaute mit Entzücken
> Die blühnde Flur, begrenzt vom wald'gen Rücken
> Des Apennin, und sah, nicht ohne Trauern,
> Den weißen Pfad sich hinziehn nach den Mauern
> Der heil'gen Stadt. — O möcht' es dort mir glücken,
> Von meines Dichters Baum ein Reis zu pflücken,
> Das mir als ew'ges Denkmal sollte dauern!
> So seufzt' ich; aber ach! noch eh' ich's wähnte,
> Hieß das Geschick nordwärts die Schritte wenden;
> Und meine Hoffnung ward zum flücht'gen Traume.
> Dir dank' ich nun, was ich so heiß ersehnte,
> Den Epheuzweig, den du mit frommen Händen
> Für mich gepflückt von Tasso's heil'gem Baume.

Am Fuße des Rhonegletschers, hart an der Grenze des ewigen Eises, pflückte er Alpenrosen, die er getrocknet aufhob. Auf den Umschlag, der sie bewahrte, schrieb er:

> Wo sich der Lenz mit dem Winter vermählt, o ihr Rosen der Alpen!
> Pflückt' ich euch; aber der Lenz floh und der Winter nur blieb.

Leider war auch in der Wirklichkeit der schönste Theil von Gries' Leben hin. Spät im Herbst kam er in Jena an. Aber wie fand er es wieder! Seine glänzendste Zeit war vorüber, als Gries es 1806 verließ. Nun erfolgte die verhängnißvolle Schlacht. An einer Stelle der Stadt, wo sonst die bessern Häuser standen, fand der Zurückkehrende eine Brandstätte, die Zahl der Studirenden auf 200 herabgesunken, überall trübe Gesichter. Gries, an sein schönes Heidelberg denkend, hätte verzweifeln mögen; nur daß das Frommann'sche Haus die alte Freundschaft und Gastlichkeit bewies und der Sturm von Lübeck zwei Freundinnen nach Jena verschlug, in deren Hause ihm heitere Stunden wurden. Auch erholte sich die Universität nach und nach und neue bedeutende Namen traten an die Stelle der alten. So befreundete sich Gries allmälig wieder mit Jena, wenn es ihm auch Das nicht wieder werden konnte, was es vor zehn Jahren war. Vor Allem fehlten ihm, dem in hohem Grade für Freundschaft empfänglichen, gleichaltige Freunde, Freunde aus der Jugendzeit.

Nachdem er seinen Tasso umgearbeitet hatte und diese neue Ausgabe (1810) erschienen war, versuchte er sich an Bojardo's „Orlando innamorato", dessen zwölfter Gesang im „Morgenblatt" von 1812 erschien. Allein die Riesenlänge des Gedichts schreckte ihn von der Fortsetzung ab; auch war die damalige Lage des deutschen Buchhandels solchen großen Unternehmungen im Gebiete der schönen Literatur nicht günstig. Dagegen wandte sich Gries zum Calderon. Schon 1811 hatte Goethe den „Standhaften Prinzen" dieses Dichters, nach Schlegel's Übersetzung, auf die weimarische Bühne gebracht; das Stück fand großen Beifall, und wer hätte nicht den unvergeßlichen Wolff als Fernando bewundert! „Das Leben ein Traum", nach einer freiern Behandlung des Hrn. von Einsiedel, gefiel noch mehr; „Die große Zenobia", von Demselben auf ähnliche Weise behandelt, sollte sodann die Bühne betreten. Goethe aber wünschte wenigstens die herrlichen Stanzen des Decius, im ersten Act des Schauspiels, dem ursprünglichen Versmaß zurückgegeben und glaubte den Übersetzer des Tasso und Ariosto zur Lösung dieser Aufgabe geeignet. Gries vollbrachte dieselbe zu des großen Dichters Zufriedenheit; dieser nannte sie „eine wahrhaft sonnige Erscheinung" *); und Gries wurde nun von ihm aufgemuntert, das ganze Schauspiel in der Versart des Originals zu verdeutschen. Er unternahm es, und gewiß war dies kein leichtes Unternehmen. Er, der sich bisher fast nur mit den Italienern beschäftigt hatte und selten über die Form der Stanze hinausgegangen war, er sollte sich nun zu einem ihm nur durch Schlegel's Übersetzung bekannten Dichter wenden, dessen Sprache, ihm noch wenig bekannt, sehr schwer zu verstehen, dessen Versarten zu den künstlichsten gehören. Doch Gries, zum poetischen Übersetzer geboren, wurde durch diese Schwierigkeiten nur mehr gereizt. Ein benachbarter Freund bemühte sich gemeinsam mit ihm, die Räthsel, die Calderon so oft bietet, zu lösen, und H. Voß der Jüngere, der Gries von Heidelberg her kannte, nahm warmen Antheil an der Arbeit und mahnte zu Strenge und Ausdauer. Die Übersetzung der „Großen Zenobia" wurde 1814 vollendet; ihr folgte „Das Leben ein Traum"; beide Stücke enthält der erste Theil von Gries' Übersetzung der Schauspiele Calderon's (1815). Die Mühe, einen Verleger für diese Arbeit zu gewinnen, hat Gries sehr anmuthig und humoristisch in dem Gedichte „Calderon und die Buchhändler" geschildert (Gedichte von Gries, Th. 2, S. 49); endlich fand er in dem Besitzer der Nicolai'schen Buchhandlung einen so liberalen und wohlwollenden, wie er sich ihn nur wünschen konnte, und so erschienen in dem Verlage derselben bis 1829 sieben Theile des Calderon, von denen jeder zwei Schauspiele enthielt. Kenner bewundern den außerordentlichen Fleiß, den Gries auf diese Arbeit verwandte, und in der That braucht man nur „Das laute Geheimniß" anzusehen, um sich zu überzeugen, daß hier etwas in Hinsicht auf Treue, Wohllaut, Sprachgewandtheit geleistet ist, wovon man 20 Jahre früher kaum einen Begriff hatte. Es kam in diesem Stücke unter Anderm darauf an, eine ziemliche Reihe gereimter Verse (redondillas) nachzubilden, von denen die Anfangsworte einen ganz bestimmten Sinn enthalten und, zusammengesetzt, wieder gereimte Verse bilden mußten, ja zwiefach bilden mußten, einmal als einzelne Zeilen, in eine längere Unterredung eingestreut, am Schluß alle zusammen als Recapitulation des Ganzen. Dies war eine Aufgabe, die vor der Auflösung wol den Meisten als eine unlösbare erschienen sein würde. Gries lösete sie mit aller vom Original gefoderten Feinheit und leicht für das Verständniß. Wol ebenso groß, wenn auch nicht so in die Augen fallend, war die Schwierigkeit, Scenen, oft sehr lange, mit ihren Assonanzen wiederzugeben, wobei der Übersetzer sich keineswegs an die Assonanz hielt, die sich dem Deutschen als die leichteste darbietet. Auch die schwierigern hat er für oft lange Scenen aufzufinden gewußt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Knebel's literarischer Nachlaß, Thl. 1, S. 250.

Friedrich v. Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Fortgesetzt von Eduard Duller. Drei Bände. Köln, DuMont-Schauberg. 1841. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir ersehen aus dem Vorworte der Verlagshandlung in Köln, daß dieselbe schon seit längerer Zeit den Plan gefaßt hat, Schiller's historische Schriften in entsprechenden, durch Geist und Gesinnung würdigen Fortsetzungen erscheinen zu lassen, da die frühern Ausführungen nicht genügend gewesen wären. Die weitere Betreibung dieses Unternehmens war dem „geistigen Descendenten Schiller's, dem gelehrten, freimüthigen Rotteck" übertragen, von dem der Verlangshandlung die geeignetsten deutschen Schriftsteller für diese „geistige Nachfolge Schiller's" vorgeschlagen worden sind.

Die erste von ihm getroffene Wahl, die des Hrn. Eduard Duller, können wir nicht unglücklich nennen. Derselbe ist durch mehre historische, mit Beifall aufgenommene Romane von einer vortheilhaften Seite bekannt, hat auch seit dem Jahre 1830 eine illustrirte „Geschichte des deutschen Volks" her-

ausgegeben. Der Fortsetzung des Schiller'schen Werks hat nun Hr. Duller Fleiß und Liebe zugewendet, ein lesbares Buch geliefert und dadurch gezeigt, daß ihm Schiller's eigene Worte am Schlusse der im J. 1788 geschriebenen Vorrede zu seiner niederländischen Geschichte immer vorgeschwebt haben. Der große Dichter wollte nämlich einen Theil des lesenden Publicums von der Möglichkeit überführen, „daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden". Die Quellen zur niederländischen Geschichte waren schon zu Schiller's Zeit sehr ergiebig, seitdem ist noch eine große Menge von größern und kleinern Schriften, Monographien, Chroniken und Flugschriften hinzugekommen und aus den Archiven in Brüssel, Gent und andern Städten so manche wichtige Urkunde entdeckt worden, daß der Geschichtschreiber eher mit dem Reichthume als mit dem Mangel der Quellen zu kämpfen hat. Hr. Duller hat Gelegenheit gehabt, sich auf das vollständigste mit den meisten derselben, die er auch namentlich in der Vorrede verzeichnet hat, bekannt zu machen, und sie auch mit Unparteilichkeit benutzt und ohne durch zu große Ausführlichkeit dem Zwecke seines Buchs, das ein überall lesbares Buch sein sollte, zu schaden. Man wird dies erkennen, obgleich Citate fast nirgend hinzugesetzt sind, und auch dies für ein solches Buch passend finden. Stehen Citate unter dem Texte so sind sie aus niederländisch geschriebenen Werken entlehnt, die freilich für den größten Theil deutscher Leser unverständlich sein werden; Dasselbe gilt auch von mehren Beweisstücken und Beilagen, deren einige hinter den einzelnen Büchern und 13 am Schlusse des ganzen Werks beigefügt sind.

Die Gesinnung des Verf. ist lobenswerth und gemäßigt, was wegen der neuesten Verunglimpfungen des niederländischen Kriegs und mehrer Helden desselben besonders bemerkt zu werden verdient. Nur selten begegnen uns überflüssige Reflexionen, wie etwa am Schlusse des letzten Capitels im ersten Buche. Daher gibt sich auch in der Schilderung der Hauptpersonen eine würdige Haltung kund. Philipp II. und Herzog Alba erscheinen der Wahrheit gemäß, aber ohne grimmige Tiraden, bei der Charakteristik eines Alexander Farnese, Don Juan d'Austria, Ambrosio Spinola verhehlt der Verf., wie gut niederländisch auch sein Herz ist, nirgend die ruhmwürdigen Eigenschaften dieser Männer; die achtungswerthen Persönlichkeiten des Erzherzogs Albrecht und der Infantin Isabella sind ausführlicher als sonst, ja wir möchten sagen mit besonderer Vorliebe und Berücksichtigung des heutigen Belgiens, dargestellt. Unter den Holländern leuchtet die edle Gesinnung Wilhelm's von Oranien und sein unvergänglicher Heldenmuth ganz besonders hervor, aber auch die andern Prinzen des Hauses Nassau, namentlich Moritz von Oranien, die edeln Patrioten Aldegonde, Nordwyck, Oldenbarneveld, der Admiral Treslong, die Hauptleute Kornput und Hauregière, sowie viele andere Tapfere erhalten die gebührende Ehre und selbst der Feind Oraniens, der wilde, trotzige Hembyze in Gent, ist nicht zu sehr ins Schwarze gezeichnet, wie verderblich auch immer sein Wirken gewesen ist. Die innern Angelegenheiten der vereinigten Staaten, der Verfassungsstreit, die Einmischung Elisabeth's von England, die religiösen Händel zwischen Calvinisten und Katholiken, die Abschließung der wichtigen Verträge zu Dordrecht, Gent und Utrecht sind mit Ruhe und Genauigkeit beschrieben worden, ohne daß die Wärme der Erzählung darunter gelitten hätte. Die einzelnen Punkte der utrechter Union und anderer besonders wichtigen Verträge sind wörtlich aufgenommen worden.

Daß Hr. Duller belebt und angenehm schreiben kann, ist aus seinen historischen Romanen bekannt. Nun ist aber doch ein großer Unterschied zwischen einer solchen und einer geschichtlichen Darstellung, so daß wir fürchteten, es möchte dem Verf. nicht überall gelungen sein sich von allzu poetischen Ausdrücken und Bildern, von manchem überflüssigen Aufschößling seiner Rede frei zu erhalten. Allerdings finden wir auch einzelne von dieser Art. So heißt Martin Schenk der „romantische Proteus des Jahrhunderts" (III, 6), der Katholicismus wird „ein stolzer und fester Obelisk" genannt, „ein fester Sonnenzeiger des Heils", dagegen der Protestantismus „eine breite, vielfach abgestufte Pyramide, deren Spitze der Calvinismus bildet" (I, 146), und die utrechter Union wird als ein „Zaubergürtel" bezeichnet, welcher „den keuschen Busen der Freiheit umschloß" (II, 203). Ebenso wenig passend erscheint uns folgende Stelle: „Im alt-ehrlichen Niederland waren eitle Höflingskünste nicht an ihrem Platze. Hier liebte man es in die knisternde Glut auf dem unentweihten heimischen Herde zu blicken, nicht in den Schimmer des Geschmeides, wie es beim Licht von hundert Kerzen funkelte; hier zog man den derben gesunden Geruch des Theers, den Kaufmann und Schiffsherr gewohnt waren, den Parfums des galanten Weichlings, und eine offene Stirn, worauf die Redlichkeit zu lesen war, der künstlichen Ordnung gekräuselter Locken vor" (II, 216). Diese einzelnen Ausstellungen sollen aber dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch thun, da wir überzeugt sind, Hr. Duller werde solche durch fleißiges Studium älterer und neuerer Historiker, unter denen das des Livius auf die von ihm gewählte Darstellungsweise von besonders gutem Einflusse sein wird, bald verbessern. Schon jetzt verweilen wir mit Vergnügen bei der von der Größe des Gegenstandes überall erwärmten Erzählung und freuen uns an der reichen, doch nicht überladenen Farbengebung in der Beschreibung großartiger Ereignisse. Dahin rechnen wir die Einnahme von Briel durch die Meergeusen, die Verwüstung von Naarden, die Belagerung von Mastricht, die Plünderung von Antwerpen durch die Spanier und die Belagerung derselben Stadt, die Schlacht bei Nieuwport, den Sturm auf Zierikzee. Sehr gelungen ist auch die Schilderung der Sturmflut im ersten Bande und im zweiten die Schilderung der traurigen Lage, in der sich die südlichen Provinzen um das Jahr 1587 befanden, sowie der frommen Stimmung der Niederländer, ihrer Gebete und Wünsche, als die spanische Armada gegen England auszog. Eine gute Wirkung machen die von Hrn. Duller zuerst benutzten und oft angeführten Volkslieder, meistens aus dem Liederbuche der Geusen, die er auch mehrmals in deutschen Übersetzungen gegeben hat.

Es ist passend, daß Hr. Duller am Schlusse seines Buchs auch des neuentstehenden geistigen Lebens in der holländischen Republik gedacht hat. Mit Recht hebt er hier die Stiftung der Universität Leyden, welche sich die Stadt als den Lohn für unerhörte, fast übermenschliche Anstrengungen erbat, hervor und zeigt, wie hier neben der Naturforschung und Medicin die Theologie der dordrechter Formel und die Jurisprudenz des römischen Rechts vorzugsweise angebaut worden ist. Dabei hätte noch Zweierlei bemerkt werden müssen, einmal die Ausschließung aller Theorie und Speculation von der Philosophie und den positiven Doctrinen, zweitens aber und ganz besonders die holländische Philologie und ihre Eigenthümlichkeit, die für jene Zeit und die beiden folgenden Jahrhunderte zu einflußreich war, als daß sie blos mit fünf Namen berühmter Philologen hätte abgethan werden können. Denn es ist ein ebenso wahres als schönes Wort Niebuhr's („Römische Geschichte", I, 270), daß es außer Griechenland und Italien keinen heiligern Ort für den Philologen gibt, als den Saal der Universität zu Leyden, wo die Bildnisse der Lehrer von Scaliger im purpurnen Fürstenmantel bis auf Ruhnkenius um das Bild des großen Wilhelm's von Oranien, des Vaters der Universität, versammelt sind. Auch der General der republikanischen Stadt, Herr von Nordwyck, war selbst ein großer Philologe. 19.

Literarische Notizen.

In englischen Journalen laut gewordene Urtheile veranlassen uns, auf das in deutschen Zeitschriften häufig genannte Werk: „Frederik the Great and his times", zurückzukommen. Be-

kanntlich nannte sich Thomas Campbell als Herausgeber; er lieferte aber nur eine einleitende Vorrede im Umfange von 22 Seiten dazu. „Bei dem gegenwärtigen siechen Zustande der englischen Literatur", sagt ein englisches Journal, „die zu einem bloßen Handelsartikel herabgewürdigt und durch die erbärmlichsten Zufälligkeiten eines Jahrmarkts bestimmt und geleitet ist, wird der Leser keine Biographie erwarten dürfen, welche geeignet wäre, einem solchen Mann und einer solchen Epoche genug zu thun. Hierzu würde ein Guizot oder ein Thierry erfoderlich sein." Das Werk rühret von einem unberühmten Autor her, ist eine allen philosophischen und historisch-kritischen Geistes bare Compilation und wurde von dem Buchhändler nur unter der Bedingung verlegt, daß ein berühmter Name auf dem Titel genannt würde, um damit wie mit einem prachtvollen Aushängeschilde die Käufer zu locken. Thomas Campbell verstand sich dazu. „In diesem Verfahren", sagt jenes Journal, „liegt, man mag es betrachten, wie man will, eine Ungerechtigkeit; ist das Werk gut, so kommt der eigentliche Verfasser um den ihm gebührenden Ruf; ist es schlecht, so ist der Name des Herausgebers eine lügnerische Anmaßung und das Publicum muß darunter leiden." Das Buch besteht aus einer Menge von Anekdoten, die indeß in dieser Zusammenstellung selbst für einen Deutschen nicht uninteressant zu lesen sind; vorzugsweise sind jedoch diejenigen ausgewählt, welche die rohen, plumpen, fast burschikos-humoristischen Sitten am Hofe Friedrich Wilhelm's I. in ein Licht setzen, welches Deutschland und speciell Preußen nicht gerade in der Achtung des Auslandes heben kann. Jene Zeiten sind zwar vorüber, aber bei der im Auslande noch immer weit verbreiteten Unkenntniß der gegenwärtigen deutschen Zustände dürfte es doch vielfach geschehen, daß man einen Theil jener Lächerlichkeiten und Roheiten auf unsere Zustände überträgt. Da wir ohnehin dem Auslande so oft zum Gespött und Gelächter dienen müssen, dürfen wir weder dem Verfasser oder vielmehr Zusammensteller des Buchs noch dem Herausgeber für ihre Gefälligkeiten zum Dank verpflichtet sein. Der englische Berichterstatter gesteht zu seiner Ehre, daß er durch den Contrast zwischen dem gegenwärtigen Zustande der preußischen Nation und dem in Friedrich's des Großen und seines Vaters Zeiten frappirt worden sei. Auch der siebenjährige Krieg wird meistens dazu benutzt, Anekdoten des damaligen Soldatenlebens mitzutheilen, welche sich dergestalt in den Vordergrund drängen, daß man darüber den heroischen Hintergrund leicht vergessen könnte, und welche nur dazu dienen, die Lächerlichkeiten und Roheiten in den Sitten der Soldaten und niedern und höhern Offiziere von damals darzuthun. Auch mehre Cynismen und Bonmots Friedrich's des Großen werden mitgetheilt, deren Glaubwürdigkeit nicht über allen Zweifel erhaben ist, da man bekanntlich dem großen König viele platte und unkönigliche Witzworte untergeschoben hat. Das „Salopian Journal" rühmt das Werk trotzdem ungemein, indem der Berichterstatter von der Ansicht ausgeht, daß eine Anekdote oft mehr Licht auf einen Charakter werfe als ein ganzer Band voll historischer Berichte und Beweise. Der Verfasser — führt er fort — scheine tief in diese fast noch unbekannte Mine der deutschen Geschichte und Biographie eingedrungen zu sein; er habe ein Werk geliefert, welches so amusant wie ein Roman und durchaus authentisch sei, jede Bibliothek vervollständigen und eine bleibende Popularität erlangen müsse.

Die zweite Lieferung des von A. Guibert herausgegebenen und „nach einem ganz neuen Plan" gearbeiteten „Dictionnaire géographique et statistique" ist jetzt erschienen und enthält das Großherzogthum Baden und die Königreiche Baiern und Belgien. Merkwürdig heißt es in der Buchhändler-Annonce: „Die Gewohnheit, die Eigennamen und besonders die Namen von Ortschaften zu verunstalten und zu verderben, ist lange Zeit, vorzüglich in Frankreich (das weiß der Himmel!) allgemein gewesen. Die Autoren fürchteten, die Leser abzuschrecken, wenn sie die Dinge bei ihrem wahren Namen nennten. Heutzutage beginnt das Studium fremder Idiome sich zu verbreiten, alle Arten des Verkehrs vervielfältigen sich zwischen den verschiedenen Theilen der Erde und man hat begriffen, daß es lächerlich sei, das, was nur ausländisch ist, barbarisch zu nennen." Hieraus scheint doch zu folgen, daß die Franzosen bis auf Guibert wirklich alles Ausländische mit dem Barbarischen für gleichbedeutend gehalten haben. Der „ganz neue Plan" in der Bearbeitung dieses Werks scheint sich auch in der That hauptsächlich darauf zu beziehen, daß der Redacteur und Bearbeiter den verstümmelten und französirten Namen von Localitäten die landesüblichen gegenüberstellte.

Eine neue Monatsschrift erscheint unter dem Titel: „Le furet cosmopolite, par *A. de Barruel-Beauvert*, laboureur." Am 15. jeden Monats wird ein Band davon ausgegeben. In der Buchhändlerannonce wird gesagt, es sei diese Monatsschrift eine wahrhafte Laterna magica, worin alle seltsamen, interessanten oder lächerlichen Tagesbegebenheiten besprochen würden; die Reden wie die Handlungen der Beamten würden darin streng und gewissenhaft geprüft, allen groben Charlatanen, welchen Rang und Einfluß sie auch hätten, der Krieg erklärt, auf die Mittel, das Volk zu versittlichen, hingewiesen, den Staatsmännern Anweisungen gegeben, wie das Land blühend zu machen sei; auch die Bibliographie, die Wissenschaften, die Künste, die Industrie, der Ackerbau, die Gerichtshöfe, die Theater, die Moden ꝛc. kämen darin zur Besprechung. Seltsam erscheint hierbei, wie geflissentlich Jedermann in Frankreich ist, den Staatsmännern gute Lehren zu ertheilen und wie viel sich Jedermann auf seine Brosamen politischer Weisheit, die man wie das liebe tägliche Brot spendet, einzubilden pflegt.

Über weibliche Erziehung erschien die erste Lieferung der „Éducation maternelle, simples leçons d'une mère à ses enfants", von Mad. A. Tastu, und „Le livre des mères de famille et des institutrices sur l'éducation pratique des femmes", von Nathalie de Lajolais. An letzterm Werke rühmt man die darin entwickelten neuen und verständigen Ansichten, das edle Gefühl, den einfachen, reinen und eleganten Styl, selbst die gelehrten Kenntnisse. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 110. — 20. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

(Fortsetzung aus Nr. 109.)

Doch der Calderon war es nicht allein, der Gries bis 1829 beschäftigte. Abgesehen von mehren eigenen Gedichten und kleinern Übersetzungen, von denen wir später reden werden, erschienen in dieser Zeit die zwei schon erwähnten neuen Ausgaben des „Befreiten Jerusalem" (1819 und 1824). Bei Gelegenheit der dritten schrieb er an einen Freund, der ihn um Mittheilung seiner Grundsätze für das poetische Übersetzen ersucht hatte:

Treue und Schönheit sind die beiden Hauptfoderungen, die man an jede poetische Übersetzung zu machen hat; oder (wie Goethe sich bei Gelegenheit der „Zenobia" ausdrückte) man soll dem Originale durchaus treu und seiner Nation verständlich und behaglich sein. Sehr oft aber stehen diese Foderungen sich geradezu im Wege, und dann pflege ich nach folgender Maxime zu verfahren: Ist die Treue nur durch Widrigkeit und Abgeschmacktheit zu erreichen, so wird ihr ohne Bedenken so viel genommen, daß nur der Sinn nicht ganz verfehlt wird; verlangt die Schönheit eine so große Abweichung vom Original, daß der Sinn nicht mehr zu erkennen ist, so muß sie dem weniger Schönen, nur noch Leidlichen Platz machen. So kommt hier Alles auf ein poco di più und poco di meno an, wobei der Übersetzer allein an seinen Geschmack und sein Gewissen verwiesen ist; er muß in Collisionsfällen dieser Art, die so häufig vorkommen, die feinsten Gründe für und wider auf das sorgfältigste abzuwägen verstehen. So habe ich bei der Umarbeitung des Tasso fast jeden Vers von neuem auf die Goldwage gebracht. Auf genauere Wort- und Begriffstellung habe ich großen Fleiß verwandt. In der ältesten Ausgabe z. B. lauteten die Schlußverse der 55. Stanze des 16. Gesanges:

> Nicht sei entehrt durch dieses Schimpfes Bürde
> Dein Königsblut, dein Reiz und deine Würde.

In der zweiten wollte ich die Übersetzung den lieben Deutschen mundgerechter machen und kehrte die beiden Verse um. Nun hab' ich die alte Leseart hergestellt, und wie viel gewinnen Ausdruck und Gedanke durch näheres Anschmiegen an das Original, durch Voranstellung der Negation, durch Ans-Ende-Bringen der Hauptwörter! Wie viel klarer, bedeutender und eindringlicher erscheint jetzt der ganze Satz! Nicht blos der Treue, sondern auch der Schönheit in Sprache, Ausdruck und Versbau habe ich gehuldigt. Unedle, matte, prosaische Ausdrücke sind mit edlern, kräftigern, poetischen vertauscht worden; aller Zwang, so viel möglich, vermieden; die Reinheit der Sprache durch Ausmerzung der fremdländischen Ausdrücke nach Vermögen vermehrt. Die größte Mannichfaltigkeit im ewig Wiederkehrenden muß sich jeder Dichter zum Gesetz machen, hauptsächlich aber der reimende, am meisten der Stanzendichter. Billig sollten niemals zwei Verse von gleicher Structur, gleichen Einschnitten unmittelbar aufeinander folgen. Am verwerflichsten ist, wenn in Einem Verse vier, oder gar fünf reine Jamben oder Trochäen einander nachtreten; wie selbst bei Schiller der unerträgliche Vers: „Ihrer Götterjugend Rosen blühen" vorkommt. Den Hiat zu vermeiden, halte ich für eine unerläßliche Pflicht. Er entsteht, meines Erachtens, im Deutschen (die romanischen Sprachen befolgen bekanntlich ganz andere Regeln) nur dann, wenn ein unbetonter Vocal am Ende eines Wortes mit einem Vocal zu Anfang des folgenden zusammenstößt. Nun finden wir am Ende eines reindeutschen Wortes nicht leicht einen andern unbetonten Vocal als das leidige e. Dieses bildet mit jedem folgenden Vocal allemal einen Hiat, den ich ohne alle Ausnahme für verboten halte. Das unbetonte a kommt im Deutschen wol nur am Ende von Eigennamen vor. Hier halte ich den Hiat für durchaus verboten, wenn der folgende Vocal ebenfalls ein a oder ein au ist. Dagegen würde ich das unbetonte a im Zusammentreffen mit andern Vocalen zur Noth passiren lassen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen selten vorkommenden unbetonten Endvocalen, z. B. in *desto*, *jetzo* und dergl. Betonte Endvocale kommen im Deutschen wol nur in einsylbigen Wörtern vor und machen keinen Hiat; z. B. *da erscheint*, *sie eilt*, *du erwachst*. Doch vermeide ich auch hier das Zusammenstoßen gleichtönender Vocale. *Da aber*, *je eher*, *du unser* und dergl. würde ich mir schwerlich erlauben. Ein durchgreifendes Gesetz für unsere Reimverse, nach Art der antiken Metrik, aufzustellen, möchte schwerlich gelingen. Ich glaube noch immer, daß ein feines, musikalisch gebildetes Ohr hierin der einzige Richter ist. Man hat unsern fünffüßigen modernen Jambus mit einem abgekürzten Senar vergleichen wollen. Wäre dies thunlich, dann müßte der Spondeus im zweiten und fünften Fuße schlechthin verboten sein. Freilich thut man auch wohl, wenn man sich dieses Verbot zur Regel macht, wenigstens in Ansehung des fünften Fußes. Doch habe ich auch hier ein paar Mal den Spondeus gebraucht und, wie ich glaube, mit guter Wirkung. Das Gesetz der Mannichfaltigkeit, das die möglichste Abwechselung im innern Bau der einzelnen Verse und der ganzen Stanze gebietet, erstreckt sich, mit noch strengerer Foderung, auf den Reim. Nichts ist widerwärtiger, als wenn die abgebroschenen Reime auf *Liebe* und *Triebe*, *Sagen* und *Klagen*, *Hand* und *Land* u. s. w. alle Augenblicke wiederkehren. Hier aber befindet sich der Deutsche in großem Nachtheil gegen die südlichen Nationen. Unsere Sprache ist (die französische ausgenommen, die in jeder Hinsicht bettelhaft erscheint) die ärmste an Reimen, zumal an wohllautenden, was sich am meisten bei den weiblichen bemerklich macht, von welchen neun Zehntheile auf *e* und *en* ausgehen. Daher kann ich Schlegel's Vorschlag und seiner Nachtreter Einwilligung, die großen epischen Gedichte der südlichen Nationen in lauter weiblichen Reimen wiederzugeben, auf keine Weise billigen. Welch ein Ohr, das ganze Gesänge von hundert und mehr Stanzen hindurch ununterbrochene Reime mit endenden *e* und *en* aushalten kann! Nur in Sonetten und andern kürzern Dichtungsformen finde

ich die unvermischt weiblichen Reime zulässig. Diese Reimarmuth der deutschen Sprache wird bei dem dreifachen Reime der Stanze doppelt lästig, um so mehr, da eine Menge unserer bedeutendsten Wörter gar keinen Reim haben, andere nur einen oder zwei, die sich selten glücklich zusammenfinden, zumal für den Übersetzer, der an den Sinn des Originals gebunden ist. Wer für 20 bis 30 Stanzen so viel volltönende Reime zusammenbringen kann, wie mir z. B. bei Ges. 16, St. 29—66 gelungen, hat von großem Glück zu sagen. In der neuern Ausgabe des Tasso ist, um einen reichern Reim zu gewinnen, um eine größere Mannichfaltigkeit derselben zu erzeugen, manche sonst untadelhafte Stanze geändert worden. Durchaus falsche Reime, wie leiden und streiten, finden und Tinten habe ich mir auch in den frühesten Versuchen nicht erlaubt. Gedehnte Vocale mit scharfen zu reimen, wie fließen und missen, schien mir bereits beim Anfang der Tasso-Übersetzung unzulässig. Die sogenannten unechten Reime der einfachen mit zusammengesetzten Vocalen, wie hören und lehren, habe ich mir länger nachgesehen; mit Unrecht, wie ich glaube. Ich kann wenigstens keinen Grund auffinden, weshalb die Vocale in der Reinheit den Consonanten nachstehen dürften. Fesseln legt freilich der Dichter und Übersetzer, der solchen Grundsätzen folgt, sich auf; aber die Übung macht auch hierin den Meister.

Daß die dritte Ausgabe des Tasso (in den ersten sechs oder sieben Gesängen) noch einige unechte Reime hat, daß diese aber in der letzten ganz verschwunden, ist oben bemerkt worden.

In der That, wenn man diese Mittheilung liest, dann wird man mit Hochachtung erfüllt vor dem Meister, der solche Grundsätze aufstellt und in seiner Arbeit sie bethätigt. Um so eher wird man Gries verzeihen, wenn ihn die vielen Nebenbuhler, die er in Hinsicht auf seine Übersetzungen des Tasso, Ariosto, Calderon, Bojardo fand, verstimmten. Es waren manche darunter, mit denen ein Kampf ehrenvoll; aber manche standen ihm weit nach. Sie wurden indeß auch gelesen und gepriesen. Und, was für ihn bedeutend, ein großer Theil des Lohnes, den er so wohl verdient, entging ihm. Dazu steigerten Nachdrucker diese Verstimmung. Was jene Nebenbuhler betrifft, so mochte Goethe etwas von Gries' Unmuth darüber zu Ohren gekommen sein. Er schrieb an ihn am 20. Mai 1821:

Ew. Wohlgeb. werde abermals übergroßen Dank schuldig für den Genuß, den Sie mir durch das unschätzbare Stück Calderon's („Die Tochter der Luft") gewährt. Zwar pflegt uns vom Guten das Letzte, was uns gebracht wird, immer als das Beste zu erscheinen. Doch dem sei wie ihm wolle, so gehört dieses Stück zu den vorzüglichsten Productionen dieses einzigen Mannes. Alle seine Verdienste, die geistreichste Conception eines bedeutenden Gegenstandes, die Verwandlung des Geschichtlichen in ein Fabelhaftes, die gewandteste Benutzung aller dramatischen und theatralischen Vortheile, poetische Gleichnißfülle, rhetorische Dialektik, das Alles in gewissen Punkten zusammentreffend, wahrhaft rührend, obgleich im Ganzen nicht aufs Gemüth abgesehen. Ich wiederhole meinen verbindlichsten Dank und bemerke nur, daß von dem Schriftsteller höchste moralische Bildung gefodert wird, indem man ja nach herkömmlicher und geprüfter Sittenlehre das Gute nur um des Guten willen thun soll, ohne an eine Rückkehr auf sich zu denken. Der Deutsche besonders wird hierin stark geprüft; das kommt aber von den vielen Mitarbeitern, der daraus entstehenden Concurrenz und besondern Absichten vielfältiger literarischer Blätter. Fahren Sie ja fleißig fort und erhöhen unsere innern Sinne von Zeit zu Zeit mit solchen Meisterwerken.

Gries freute sich des Lobes aus solchem Munde, der trefflichen Äußerungen Goethe's. Doch konnte er nicht umhin, einem Freunde, dem er den obigen Brief mittheilte, in seinem meistens sehr anmuthigen Humor zu schreiben:

Ist das nicht erbaulich? Das Gute um des Guten willen! Könnte man nur auch den Verlegern solche „geprüfte Sittenlehre" beibringen! Wenn ihnen aber die Krebse ärschlings in den Laden zurückgekrochen kommen, fragen sie den Teufel nach dem kategorischen Imperativ.

Wir müssen hier anführen, daß Gries 1824 von dem jedes Verdienst so gern und freudig anerkennenden Großherzoge Karl August mit dem Hofrathstitel beehrt wurde. Er, in einem Freistaate geboren und aufgewachsen, machte sich, wie sehr er den Verleiher ehrte, wenig aus dem Titel; ja, er verursachte ihm einige Unruhe, da er ihn zu einer Zeit erhielt, wo er mit dem Gedanken umging, das Weimarische zu verlassen. Doch war ihm der Gedanke erfreulich, daß wahrscheinlich Goethe das Geschenk veranlaßt und daß er nun einen Titel führe, den Wieland und Schiller bis ans Ende ihres Lebens getragen.

Wirklich dachte Gries damals an einen andern Wohnort. Jena, obgleich es sich einigermaßen erholt hatte, konnte ihm das doch nicht wieder werden, was es früher war. Man lese eine Schilderung des vormaligen Jena, in welchem er seine schönsten Jahre zugebracht, in Steffens' „Was ich erlebte", und man wird sich Gries' Empfindungen erklären können. Nur einmal wurde die Einförmigkeit seines jenaischen Lebens unterbrochen, als er im Herbst 1819 nach seiner Vaterstadt reiste, von wo er im nächsten Frühjahr über Berlin nach Jena zurückkehrte. Dazu kam nun, daß jene beiden Freundinnen, in deren Hause er wie heimisch war, bei denen er stets, was ihm, dem Schwerhörigen, unentbehrlich war, seine Spielpartie fand, Jena verließen. Er entschloß sich, ihnen nach Stuttgart zu folgen. Im Herbst 1824 kam er daselbst an, und anfangs fand er keinen Anlaß, seinen Entschluß zu bereuen. Er lebte wieder mit seinen trefflichen Freundinnen, der Witwe des Buchhändler Bohn und deren unvermählten Schwester; der Ort selbst, der ihm zu mancher Excursion in die interessante Nähe Anlaß gab, misfiel ihm keineswegs; mit Dannecker, Haug, Uhland, Schwab war er bald auf gutem Fuß; das Museum gewährte ihm Unterhaltung und die Boisserée'sche Gemäldesammlung manchen hohen Genuß. Auch an einer ihm gemäßen Arbeit fehlte es nicht. Der sechste Band des Calderon war noch in Jena fertig geworden. Nun foderte ihn Frommann zu einer neuen Ausgabe des „Rasenden Roland" auf, die Gries gern übernahm. Eine neue Ausgabe hieß bei ihm immer eine neue Bearbeitung, und eine solche war denn auch, gleich denen des Tasso, die des Ariosto, der nun in fünf Bänden 1827 und 1828 erschien. Sie wurde dem Großherzoge Karl August zugeeignet, der darauf Gries durch Goethe die goldene Medaille mit seinem Bildniß zusenden ließ. Den begleitenden Brief des Letztern theilen wir hier mit:

Den 2. Juni 1827.

Ew. Wohlgeb. neuere Verdienste um Ihre eigenen frühern Arbeiten sind mir durch die Gunst des Herrn Frommann bis-

her einzeln nicht unbekannt geblieben, und es ist mir nun ein wahrer Genuß, im Flusse des Zusammenhangs die Vorzüge zu empfinden, die Sie dieser letzten Arbeit verliehen haben. Höchst vergnügsam ist es zu schauen, wie sich jene buntbewimpelte Lustjacht so heiter und freundlich auf dem Element unserer ernsten Sprache bewegt. Hierüber hätte vielleicht mich auszusprechen gezaudert, bis ich tiefer in das Werk eingedrungen, wenn nicht Befehl und Auftrag meines gnädigsten Herrn mich zu Gegenwärtigem berechtigte. Eben zu einer Abreise nach Teplitz sich bereitend, erhielt unser Fürst Ihre angenehme Sendung, betrachtete die Widmung mit Vergnügen und nahm unverzüglich so viel Einsicht in das Ganze, daß er den ergötzlichen Vortrag eines fremden Gedichts als eines eigenen beifällig anzuerkennen wußte. Damit nun durch Ihro Königl. Hoheit längeres Außensein eine dankbare Erwiderung nicht verspätet werde, übergaben Höchstdieselben mir, im Augenblicke des Scheidens, beikommende Medaille, in der Überzeugung, daß Ew. Wohlgeb. sich an Bild und Inschrift der guten Zeiten erinnern würden, die Sie als der Unserige in dem fruchtbringenden Jena zugebracht, und zu so vielen edeln und schönen Bemühungen auch die Ihrigen angeschlossen haben, wodurch wir uns denn bis jetzt mit mannichfaltig-preiswürdigem Erfolg belohnt sehen. In meinem Garten am Park schreibe ich Gegenwärtiges, wo mir so manche freie Stunde gegönnt ist, daß ich jene schönen Gebilde ruhig und friedlich der Reihe nach durch Ihre Vermittelung kann vorübergehen sehen. Erhalten Sie mir und uns Allen ein geneigtes Andenken und begrüßen Sie die sämmtlichen werthen Personen Ihrer Umgebung, welche sich meiner mit Antheil erinnern mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Vier Könige. Von F. W. Hackländer. Bilder aus dem Soldatenleben. Von Demselben. Mit Federzeichnungen von Theodor Hoffmann. Stuttgart, Krabbe. 1841. 8. 1 Thlr.

Ein frischer kecker Geist, welcher ebenso glücklich auf dem nebelhaften Gebiete der Phantastik zu schaffen, als die gemeine Wirklichkeit bestehender Verhältnisse zu schildern weiß, beurkundet sich in diesem Buche. Es zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste unter dem Titel „Vier Könige; Arabesken" rein phantastischer und dichterischer Natur ist, die zweite unter dem Titel „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" mit der Copirtreue der altniederländischen Malerschule die naiv groben Züge militairischer Subordination und Strenge, die kleinen und großen Freuden und Leiden des Kriegerstandes im Frieden, worin allerdings Unbequemlichkeit und Langweile, durch die Stagnation des einförmigen Casernenlebens veranlaßt, überwiegend sind, und die allerlei Muthwilligkeiten geschildert werden, womit sich die militairische Jugend bei vorkommender Gelegenheit für den vielen ihr auferlegten Zwang und Drang zu entschädigen sucht. Die Geschichte von den vier Königen ist phantastisch und abenteuerlich genug, wennschon die Vortrags- und Darstellungsweise jenes ganz eigenthümlichen mystischen Zaubers entbehrt, der uns z. B. in Th. Hoffmann's phantastischen Nacht- und Spukgemälden umfängt, unheimlich durchrieselt und uns an dies seltsame Gezeuge fast wie an ein wirkliches Factum glauben läßt. Wir finden Hackländer's Fictionen ganz allerliebst, pikant, muthwillig-barock, poetisch, aber der Styl, in seiner echt modernen Besonnenheit, läßt uns bei Sinnen und erhält uns nüchtern.

Der Verf. schildert zuvörderst einen gespenstischen Spaziergang durch das Geschlinge und Eingeweide der finstern Gassen Kölns bei nächtlicher Weile. Alles lebt, Alles bewegt sich, die Häuser, der heilige Christoph, die zwölf Apostel am Dom, dieser selbst. Aber mitten inne stört uns der Verf. durch eine Art Reflexion, durch die derselbe wahrscheinlich den gewöhnlichen modernen Napoleons-Enthusiasmus auch seinerseits bethätigen will. „Ich sah den Mond", erzählt er, „der sich durch eine Häuserlücke auf den Hof geschlichen und, sich da unbemerkt glaubend, an eine Kanone gelehnt hatte" — wobei schon nicht recht zu begreifen, wie sich der Mond an eine Kanone lehnen kann — „eine rührende Anhänglichkeit von dem Monde, denn es war eine alte Kanone, eine in den letzten Kriegen eroberte französische, und ich konnte deutlich in dem hellen Scheine das große N sehen. Ihr Beide kanntet euch und hieltet euch vielleicht ebenso umfaßt unter den Blütenregen von Catalonien, sowie umstarrt vom Eise an der Berezina. Ihr spracht wol von großen, schwarzen, liebeglühenden Augen und von brechenden — Vive l'Empereur!" Das wäre denn doch ein merkwürdiges Zwiegespräch gewesen zwischen einer ungeschlachten Kanone und dem schmächtelnden Monde, und zwar theils über große, schwarze, liebeglühende, theils über brechende Augen! Wie gesagt, es stört uns hierbei wie in andern Partien etwas, was wir nur als modern und gemacht bezeichnen können. Die vier Könige sind nun keine mächtigere gekrönte Häupter als die vier Kartenkönige, welche allerdings, im Verborgenen schleichend, ebenso viel Unheil gestiftet haben, als irgend ein König, der aus Fleisch und Blut bestand. Diese vier Kartenkönige wandeln als lebhafte Wesen auf der Erde umher; sie sind dazu von einem gespenstischen Wesen verdammt worden, welches in jener Nacht mit vier andern Spukgestalten, verstorbenen kölnischen Stadtsoldaten, sich mit Kartenspiel die Zeit vertrieb, verlor und mit dem Verluste des Spiels die Verpflichtung hatte, zehn Jahre lang allnächtlich für die vier andern Spukgebilde zu waschen, während diese so lange in ihren Gräbern ruhig liegen und schlafen durften. Der Fluch, welchen das unglückliche Gespenst über die vier Kartenkönige, die seine Dame überstachen, ergehen läßt, ist für ein Gespenst kräftig und charakteristisch genug. Von jedem dieser in Blut und Fleisch verwandelten Kartenkönige wird ein Abenteuer erzählt, welches immer damit endet, daß irgend ein Aß oder ein Ding, welches ungefähr wie ein Aß aussieht, den König sticht und aus Blut und Fleisch wieder in ein lebloses unscheinbares Kartenblättchen verwandelt.

Die unbedeutendste unter diesen Erzählungen ist gleich die erste „Robert der Teufel", wo das große schwarze Äbtissinkreuz auf dem weißen Gewande einer im Sarge liegenden Todten wohl oder übel das Treffaß vorstellen muß. Recht toll und amusant phantastisch dagegen ist das Treiben in der zweiten Skizze „Zum stillen Vergnügen". So nämlich heißt ein Wirthshaus, worin der Ecksteinkönig einzukehren und zu zechen liebt. Nach einem wild verlebten Abende ist er nicht wieder dort eingekehrt, aber auf dem Tische lag ein alter Ecksteinkönig, der zu keinem vorhandenen Spiele passen wollte und den der Wirth deshalb zum Fenster hinauswarf. Ecksteinaß hatte ihm den Tod gegeben. Die dritte Skizze „Die Meßbude", worin das Abenteuer des Piquekönigs erzählt wird, halten wir für die schönste. Besonders ist der Anfang dieser Novelle von reinstem poetischen Wasser. Piquekönig, in der Gestalt eines jungen Mannes, wird in einer Meßbude gefangen gehalten, um des Abends Kartenkunststücke zu machen. Er ist noch nie im Freien gewesen; er hat seinen Breterverschlag nie verlassen dürfen. Einmal aber entschlüpft er, und der Verf. schildert nun Piquekönigs seliges Gefühl, als er in einen Garten tritt, wo all die glänzenden schönen Blüten und Früchte, die Sonne, die Luft, der Gesang der Vögel ihm neu sind, wo er ein junges Mädchen findet, mit welchem er sogleich — was freilich nur in einer phantastischen Novelle sich ereignen kann — in ein zartes und inniges Liebesverhältniß tritt. Dies ist vom Verf. tief empfunden und anmuthig dargestellt. Auch ist der Untergang Piquekönigs minder gesucht als der der übrigen Könige. Eins seiner Kartenkunststücke ist nämlich dies, daß ein Anwesender aus einem Spiele eine Karte zieht, diese in eine Pistole ladet und sodann die Pistole abschießt. Piquekönig erräth die Karte auf der Stelle. An dem verhängnißvollen Abende ladet aber ein Anwesender, welcher das dargereichte Spiel Karten rasch durchlaufen und gefunden hat, daß Piqueaß darin fehle, die Pistole

mit einem Piqueaß, welches er heimlich bei sich trägt, und schießt die Pistole ab. Piquekönig fällt stracks todt nieder; und der gespenstische Herr der Bude, eben jener Alte, welcher den Fluch über die vier Könige ausgesprochen, hält den Versammelten ein halb verbranntes, zusammengewickeltes Piqueaß entgegen, nebst einer andern vergilbten Karte, Piquekönig, welche in der Mitte halb voneinander gerissen war. „Er ist todt und ich muß wandern!" seufzt das alte Gespenst. Die vierte Arabeske schildert das Abenteuer und endliche Verderben des Coeurkönigs unter dem Titel „Die Lurley", und ist nicht ohne poetische Färbung. Das Ende ist gezwungen. Coeurkönig sieht das Herz der Lurley sichtbarlich in ihrem Busen schlagen; es erscheint ihm wie ein Coeuraß und so schmilzt er in ihren liebeheißen Armen zu einem Kartenblättchen zusammen.

Wenn uns diese kleinen poetisch-phantastischen Spielereien auch eine Zeit lang ergötzen und fesseln können, so fragen wir zuletzt doch nach einem Resultate, einer tiefern Tendenz, worauf wir uns selbst die Antwort schuldig bleiben müssen. In dieser Hinsicht sind die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" beiweitem vorzuziehen. Nach tiefen Gedankenentwickelungen, nach künstlerischer Gestaltung seiner Aufgabe, nach einer poetischen Verklärung des Inhalts strebt hier der Verf. allerdings nicht; aber er befolgt Goethe's Wort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" und der Griff ist ihm gelungen. Es sind Memoiren eines jungen Freiwilligen, welcher von dem äußern Glanze, worin das Soldatenwesen prunkt, sich blenden ließ und Artillerist wurde, um auf Avancement zu dienen. Aber was ist ein Soldat in einem Frieden, der sich beinahe bis zur Altersschwäche und zum Verknöchern in sich selbst überlebt hat? Nach einem zwanzig- bis fünfundzwanzigjährigen Frieden schwindet selbst der Nimbus des Kriegsruhms, den etwa ein glorreicher Feldzug auf ein Dutzend Jahre dem Kriegerstande zurückließ. Dann ist der Soldat etwa einem Schauspieler zu vergleichen, welcher zum Vergnügen irgend eines Auditoriums täglich sich in ein Rollencostum werfen müßte, ohne doch wirklich agiren zu dürfen. Und dabei ist es natürlich, daß die Sorgfalt, die man auf das Decorum, den Putz, die Sauberkeit, das Blankmachen und Striegeln von Mensch und Thier, das gleichförmige Schritt- und Tritthalten verwendet, sich mehr und mehr steigert, wenn nicht zur Hauptsache gemacht wird. Alles dies empfindet der freiwillige Artillerist, der seine Illusionen schwinden sieht. Er sagt selbst, oder der Verf. läßt ihm sagen: „Ich lernte einsehen, daß der jetzige Militairstand ein Organismus ist, bei dem es darauf ankommt, wer am besten schweigen kann, seine Knöpfe am saubersten putzt und das Lederzeug recht weiß macht. Alles Andere, die schönen Gesinnungen, Tapferkeit und Hochherzigkeit, was ich mir früher so sauber ausgemalt, wird wahrscheinlich im Frieden auf der Kammer bewahrt und nur in Kriegszeiten heruntergegeben." Die auftretenden Personen sind sehr lebendig geschildert, besonders der straf- und schimpflustige, grießgrämige, immer zu Chicanen aufgelegte Hauptmann Feind, und der echtsoldatische, barsche aber dabei gutmüthige Oberst von T., der mit seinen „Millionenhunden" um sich wirft und gelegentlich den beschwerlichen Hauptmann in seinem preußischen Jargon mit den Worten abführt: „Hören Se, Herr Hauptmann Feind, ik will Ihnen unter uns sagen, dat mir das ewige Strafen durchaus nich gefällt, überhaupt bei solchen Gelegenheiten, wie die drei erwähnten, und wenn der Oberst von T. ein gut Wort inlegt, so wird der Trompeter, so wie der Unteroffizier Dose nur eine Strafwache erhalten, und der Bombardier H. gar nischt, denn ik, der alte T., Commandeur von die siebente Brigade, sage Ihnen, dat er nich bei die fünf gewest ist. Hören Se, Herr Hauptmann Feind, er war nich bei die fünf, und wenn er ooch dabei war, so bekommt er doch keene drei Tage Arrest; denn ik, sein Oberst, habe sie alle pardonnirt, weil sie mir einen dummen Streich gemacht haben, und zwei dumme Streiche verzeihe ik viel lieber als eine Nachlässigkeit. Ordnung muß sind." Der dumme Streich aber, von dem der Oberst spricht, bezieht sich auf einen Schabernack, den der Bombardier H. mit noch fünf andern Freiwilligen im Hause des Obersten ausgeübt hat, wobei es ganz allerliebst beschrieben ist, wie die vier andern ertappt werden, der Bombardier H. aber sich in ein Schlafcabinet zweier hübscher Mädchen rettet, welche nach langen ergötzlichen Unterhandlungen ihn auch aus seiner Verlegenheit befreien, nicht ohne daß der junge Bombardier der hübschen Emilie den Zoll seiner Dankbarkeit mit einem Kusse abträgt. Trefflich ist auch die Langweiligkeit des Militairarrestes geschildert, und so noch manches Andere, was sich in dieser Darstellung leicht lesen läßt, obgleich der Kundige weiß, daß dergleichen einfache Lebensscenen nicht ebenso leicht und bequem darzustellen als zu lesen sind. Wir schätzen Darstellungen dieser Art aus dem gewöhnlichen Leben, wenn sie wie die besprochene durch Treue und Aufrichtigkeit geadelt sind, auch der moralischen Wirkung wegen, die sie hier und da in der Sphäre, welche sie berühren, ausüben können. 29.

Anekdoten.

Des berühmten Dechanten Swift Bartscherer, dessen Namen seine undankbaren Zeitgenossen der Nachwelt nicht überliefert haben, sagte eines Tages dem Dechanten, daß er eine Bierstube gepachtet und, obwol auch Dichter, doch wegen einer anlockenden Überschrift in Verlegenheit sei. „Was ist denn Euer Schild?" fragte der Dechant. „O, das ist natürlich the pole and the basin", antwortete der Barbier (dies ist in England, Irland und Schottland das Zeichen des bartscherenden genus hominum), „doch eine damit in sinniger Beziehung stehende Recommendation meines Biers, das ist's, was mein Gehirn nicht aufzutreiben vermag. Wenn Eure Hochwürden die Gnade haben wollten — nur zwei Zeilen, es würde eine unwiderstehliche Attraction sein." Der Dechant nahm die Bleifeder und schrieb:

> Rove not from pole to pole, but step in here,
> Where nought excels the shaving, but the beer.

Der Barbier küßte das Blatt und stand schweigend. Swift präsentirte ihm die Bleifeder und jener schrieb:

> But I, the shaver you extol,
> Would gladly rove from pole to pole,
> Working my way, from ear to ear,
> Till other hands take up my bier.

Beide Impromptus haben das Schild der fraglichen Bierstube in Dublin viele Jahre geziert.

John Abel, ein ausgezeichneter Tenorsänger in der Kapelle Karl's II. von England, mußte wegen seiner Religion im Jahre 1688 England verlassen, und die Guitarre überm Rücken durchzog er Frankreich und Deutschland. Auch nach Warschau kam er. Hier wünschte ihn der König zu hören. Aber in seinem Künstlereigensinne nahm Abel sich vor, den Wunsch des Königs nicht zu erfüllen. So oft er an den Hof gefodert wurde, bedauerte er Katarrh zu haben. Da erschienen eines Tages einige handfeste Männer, packten den Katarrhbehafteten und brachten ihn aufs Schloß in eine geräumige Halle. Auf der sie umgebenden Galerie saßen der König und sein Hof. Die Handfesten banden den Sänger auf einen Armstuhl und mittels Seilen wurde er an die Decke gezogen. Dann entfernten sich die Männer und das Erstaunen des Sängers ging in einen andern Gefühlszustand über, als durch eine Nebenthür ein riesiger Bär einschritt. Der König ließ Abel jetzt die Wahl, in die Halle herabgelassen zu werden oder zu singen. Ohne langes Bedenken entschied sich Abel für Letzteres, und wenn die Geschichte wahr berichtet, hat er nie trefflicher gesungen. Das wäre demnach ein historisches Factum zu beliebiger Theaterbenutzung. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 111. —— 21. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Der Aufenthalt in Stuttgart sollte indeß nicht von Dauer sein. Das Klima, in welchem Gries keineswegs ein südliches fand, war seiner Gesundheit nicht zuträglich. Gichtische Leiden, in seiner Familie heimisch, traten oft ein, dazu wiederholte und gefährliche Anfälle von Bräune und Brustbeschwerden; ein Gebrauch des rippoldsauer Bades, in welches Gries sich im Sommer 1826 begab, half nicht ausdauernd. Doch ging in den gesunden Zwischenzeiten die Arbeit gut von statten; er hatte eine solche Fertigkeit und Gewandtheit im Übersetzen erlangt, daß er den am 8. Jan. 1827 begonnenen vierten Band des Ariost am 18. März vollendete. Als ihn aber im April desselben Jahres eine schwere Krankheit seines ältern Bruders, des hamburgischen Syndicus und Gesandten am Bundestage, nach Frankfurt gerufen, wo er diesen nicht mehr lebend fand, und nun den auf der Heimkehr Begriffenen in Darmstadt die Bräune mit großer Heftigkeit befiel, sodaß er nach einem zehntägigen Krankenlager erschöpft und mit Noth nach Stuttgart zurückkam, da beschloß er diesen Ort zu verlassen, wozu noch andere Umstände ihn bewogen. Sich in seiner Vaterstadt niederzulassen, das widerrieth sein körperlicher Zustand; in jedem andern Orte, wo er keine Bekannte fand, sich anzusiedeln, machte die immer zunehmende Taubheit mislich. Wohin anders sollte er seine Gedanken richten als nach Jena? Und wirklich begab er sich dahin, und im Spätsommer 1827 fand er sich wieder in demselben Hause, in welchem er schon als Jüngling, dann bis zu seiner Reise nach Stuttgart gewohnt hatte.

Daß nun vollends die Heiterkeit, deren er sich in den frühern Jahren in Jena erfreute, nicht wiederkehren würde, war zu erwarten. Und in der That, Gries hatte von des Lebens Bitterkeit viel erfahren. Er hing mit großer Liebe an seiner Familie; von seinen Geschwistern — es waren ihrer in Allem zehn — hatte er in dem kurzen Zeitraume von fünftehalb Jahren fünf verloren und unter diesen die drei Brüder, die ihm an Alter die nächsten waren, ausgezeichnet an Kopf und Herz. Im J. 1828 lebten ihm nur noch zwei verwitwete Schwestern, beide bedeutend älter als er selbst, und ein jüngerer Bruder, mit dem er nie eine längere Zeit zusammengelebt hatte. Sein Vermögen war durch Bankrotte sehr zusammengeschmolzen, und wie hatte dieses, wie hatte sein Herz durch das Schicksal Hamburgs während der französischen Zeit gelitten! Nun war sein Körper durch viele Krankheiten mürbe geworden und die Taubheit nahm immer zu. Er, der geselligste Mensch, litt dadurch unsaglich; schon in weit früherer Zeit hatte er manchmal eine Gesellschaft, die durch geistreiche Männer unterhalten wurde, in Verzweiflung verlassen; so war die Qual groß, wenn in einer solchen Goethe etwas vortrug und er bei aller Anstrengung dem Vortrage nicht folgen konnte. Nun war die Musik, seine Leidenschaft, nicht mehr für ihn, vollends da die Gicht seine Hände schwächte, sodaß sein schöner Flügel, den er einst meisterhaft spielte, für ihn ein todtes Werkzeug war.

Aber der Mensch will leben und thätig sein, und Gries war genöthigt, durch literarische Arbeiten sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Lange hatte er sich gesträubt, dem Wunsch seiner Freunde gemäß seine eigenen Gedichte zu sammeln. Nun entschloß er sich dazu, und 1829 erschienen zwei höchst zierliche Bändchen „Gedichte und poetische Übersetzungen". Gries, bei einem entschiedenen Talente zum Übersetzen, hatte es durch Nachdenken und ungemeinen Fleiß zu einem hohen Grade von Vollkommenheit in dieser Kunst gebracht. Auf einen hohen Rang als Dichter machte er selbst keinen Anspruch. Doch wird man ihn nicht tadeln, daß er seine Gedichte, deren mehre Schiller mit Freude in seinem Almanach aufnahm, sammelte und herausgab; wie man seinen Gelegenheitsgedichten und geselligen Scherzen Anmuth, Witz und gute Laune zugestehen wird. Gedichte, die von der gegenwärtigen lyrischen Hypergenialität als kalt angesehen werden, galten vor 40 und mehr Jahren, da sie en standen, für genial.

Lange hatte der Calderon geruht und das Publicum war gegen den einst so hoch gefeierten Dichter kälter geworden. Doch verstand sich Gries' Verleger zu einem siebenten Bande, der denn auch im selbigen Jahre mit den eigenen Gedichten erschien. „Die Locken des Absalon" waren ein Beweis, daß Gries auch in Hinsicht auf diesen Dichter zu hoher Virtuosität gelangt war. In den Jahren 1831—33 erschien der „Richardett" des Forliguerra. Und nun wandte sich Gries, obgleich durch eine

abermals bestandene schwere Krankheit noch mehr körperlich geschwächt, an ein Werk, dessen Vollendung allein ihm unvergänglichen Ruhm gesichert haben würde. Bojardo's „Verliebter Roland" war den Deutschen fast unbekannt. Vor einigen Jahren erst hatten Panizzi und Ad. Wagner das durch Berni's Umgestaltung verdrängte, selbst in Italien wenig bekannte Original wieder ans Licht gebracht. Gries übernahm nun eine Übersetzung, und er hat den Ruhm, daß durch ihn die Deutschen eine Ergänzung des „Rasenden Roland" und den Genuß eines sehr genialen Dichters gewannen. Nun lernten wir ihn auch als bedeutenden Kritiker und Gelehrten im Felde der Literatur kennen, der er sein Talent und seinen Fleiß gewidmet hatte; freilich nicht zu eigentlicher Überraschung; denn jeder sinnige und urtheilsfähige Leser seiner Übersetzungen wird sich selbst gesagt haben, daß Werke wie der deutsche Tasso, Ariosto, Fortiguerra und Calderon nicht ohne Kritik, ohne gründliches Studium der deutschen wie der italienischen und spanischen Sprache, nicht ohne gründliche literarische und historische Kenntnisse entstehen konnten. Was man so schließen mußte, sah man durch die Behandlung des Bojardo, durch die musterhafte Einleitung und die Anmerkungen vollkommen bestätigt, wie denn die Übersetzung selbst den Meister beurkundete. Im J. 1833 wurde das große Werk begonnen und 1839 erschien der vierte und letzte Theil desselben. Doch hatte Gries diese Arbeit nicht ohne Unterbrechung vollenden können, indem eine fünfte Ausgabe des Tasso gefodert wurde, die er in der oben angegebenen Weise 1837 zu Stande gebracht, der Großherzogin von Weimar zueignete, der hohen Frau, die dem Übersetzer wiederholt schöne, von demselben tiefempfundene Beweise ihrer Huld gegeben hatte.

Der Bojardo sollte nicht in Jena beendigt werden. In dem letztgenannten Jahre litt Gries wiederum sehr an seinen gichtischen Übeln, und so, daß sein Bruder und dessen Gattin nöthig fanden, ihn in seine Heimat, in seine Familie herüberzuholen. Sie reiseten deshalb selbst nach Jena, welches zu verlassen Gries jetzt schwer wurde. Doch gab er sich der liebevollen Absicht der Seinigen hin; im Herbst 1837 befand er sich wieder in seiner Vaterstadt. Durch die Liebe der Angehörigen, durch die Sorgfalt seines Arztes Kunhardt, eines Jugendfreundes, der mit einer Tochter von Gries' Schwester vermählt war, wurde er gestärkt, sodaß er in leidlicher Gesundheit die Übersetzung des Bojardo beendigen konnte. Ja, er übernahm, einer Auffoderung der Nicolai'schen Buchhandlung zufolge, eine Durchsicht der von ihm übersetzten Schauspiele des Calderon zum Behuf einer andern Ausgabe derselben, wovon bis 1840 die sieben Theile, an manchen Stellen berichtigt und verbessert, erschienen. Es wurde ein achter verlangt, und auch diesen lieferte Gries im nächsten Jahre.

Doch nun waren seine Kräfte erschöpft. Die Sorgfalt der Seinigen hatte seine Übel wol lindern, aber nicht heben können. Zu den frühern gesellten sich neue, schmerzliche. Seit der Erscheinung des achten Bandes des Calderon war an Arbeiten nicht mehr zu denken. Einen Lichtblick in das Dunkel, welches Gries umgab, warf die Gnade des jedes Verdienst so großmüthig anerkennenden Königs von Preußen, der ihm eine bedeutende Pension auf Lebenszeit zusicherte. Aber nicht lange sollte er dieser Gnade genießen. Seine Leiden und Schmerzen mehrten sich; der am 9. Februar 1842 eintretende Tod mußte als eine Wohlthat betrachtet werden.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wenden wir dieses Wort Schiller's auf Gries an in dem Sinne, womit Goethe sich über dessen Übersetzung der „Tochter der Luft" Calderon's äußert.

Wohl dem Übersetzer, der lebenslänglich sein Talent fleißig bemüht für uns verwendet hat! Diesen herzlichen Dank wollen wir diesmal Gries schuldig darbringen. Er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Übereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen. Heil also dem Übersetzer, der seine Kräfte auf Einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können! 60.

Aus einem Briefe Immermann's,

geschrieben Magdeburg, 12. April 18[illegible].

— — Die Verse im „Hamlet", über welche Sie meine Meinung zu hören wünschen, verstehe ich so. Hamlet hat bei eigener Schwäche den schärfsten Blick für die Schwächen Anderer. Laertes ist eigentlich ein wohlgezogener, mäßiger, altkluger Jüngling. Übermaß der Gefühle liegt ihm ganz fern. Der Beisatz von Falschheit, welchen Shakspeare allen seinen Charakteren im „Hamlet" gegeben hat, treibt ihn aber, sich so ungeberdig im Grame um seinen Vater und Ophelien anzustellen. Mit dem Grame um den Vater will er seine Empörung rechtfertigen, mit den Ausrufungen an Opheliens Grabe, mit den Verwünschungen Hamlet's sich dem Könige empfehlen und ihm andeuten, daß er festhalte an dem inzwischen mit diesem insgeheim gegen Hamlet abgeredeten Plane. Vielleicht legt der Kluge in diese Reden auch schon seine Rechtfertigung vor dem Publicum über die heranschreitende blutige That nieder. Man muß annehmen, daß Ophelia vor dem Hofe und einem Theile des Volks begraben wird. Wenn nun Laertes in Zukunft der Theilnahme an einem gewaltsamen Ende Hamlet's verdächtig oder überführet wird, so sollen die bei der Grabesscene zugegen gewesenen Zeugen ihn mit dem Übermaße seines Kummers entschuldigen.

Alle Affectation verräth sich selbst. Der zärtliche Sohn und Bruder überbietet sich in theatralischen pomphaften Exclamationen und legt doch das meiste Gewicht am Ende darauf, daß dem Begräbnisse des Vaters und der Schwester die äußern Staatsehren gefehlt haben.

Hamlet durchschaut diese Unnatur und Lüge. Er, dessen Seele von Einem tiefen Grame ganz zu Boden gedrückt ist, der zuletzt auf dem Kirchhofe dahin gekommen ist, alles Menschliche, das Höchste und Größte, als eine gemeine Beute der Verwesung zu betrachten, muß nun neben sich diese Affentrauer toben hören. Er wird dadurch im Tiefsten gereizt und erbittert. In dieser Agitation vergißt er sich, tritt vor und es erfolgen die bekannten heftigen Reden gegen Laertes. Hamlet will ihm damit sagen: du bist nicht Der, den du spielst; alle deine Ausrufungen lassen sich nachmachen; ich, wiewol ich sie getödtet haben soll, liebte Ophelien im Grunde noch mehr als du.

Der König und die Königin halten diesen Ungestüm für

einen Paroxismus seiner Tollheit und sprechen es aus. Als der König es sagt, hört Hamlet noch nicht darauf; er ist mit seinen Ergießungen noch nicht zu Ende. Die Königin wiederholt es mit dem ausgesponnenen Bilde von den Tauben. Hier besinnt sich Hamlet und erkennt, daß er sich vergessen habe. Er fühlt die Nothwendigkeit, einzulenken und die Rolle des Tollen, die er einmal übernommen hat, vor dem Hofe fortzuspielen. Daher der plötzliche Contrast der folgenden Reden, das Abgebrochene, Dunkle, Sprüchwörtliche, Metaphorische. Der König läßt sich täuschen, und daß Hamlet die Täuschung beabsichtigte, geht ganz klar aus seiner nachherigen Rede an Laertes vor dem Fechten hervor. Er hatte zwar die leidenschaftlichen Worte ganz bei Sinnen gesprochen, er hatte dabei gar nicht an seine Maske gedacht. Da er aber durch die Auslegung des Königs und der Königin das Stichwort zu seiner Rolle hörte, so besann er sich auf diese und spielte sie nun wirklich.

Hierdurch gibt uns Shakspeare die Weisung, in den Worten: Hear you, Sir u. s. w. nicht zu viel Sinn zu suchen. Wahrscheinlich sind die eigentlich dunkeln Stellen Bruchstücke aus uns verlorengegangenen Sprüchwörtern und Volksliedern, und die Anspielungen müssen daher zum Theil sich verbergen. Indessen einen gewissen Sinn hat die Stelle gewiß; denn in der Tollheit des Prinzen ist, wie ja auch Polonius schon bemerkt, immer Methode. Durch die nicht ganz zu verbergende Logik und Consequenz unterscheidet sich gerade der verstellte Wahnsinn von dem wahren, ein Satz, der sich mir oft in meiner gerichtlichen Erfahrung bestätigt hat.

Was will denn also Hamlet eigentlich sagen? Dies, wie ich glaube. Er hält im Grunde etwas auf den Laertes; er sagt selbst nachher, daß es ihm leid thue, ihn beleidigt zu haben, daß seine Sache ein Abbild seiner eigenen sei; er spricht achtend von ihm vor Osrick; späterhin bemüht er sich ernstlich, von ihm Verzeihung zu erhalten. Es fällt ihm auch jetzt ein, daß er denn doch ihn wirklich schwer gekränkt habe. Diese Gefühle wirken auf ihn vereint; er möchte auf der Stelle sich mit Laertes erklären; er kann nur glauben, daß dieser über den eigentlichen Zusammenhang der Sache ganz im Dunkeln tappe. Wie soll er aber dies möglich machen, da er den Tollen spielen muß und vor dem Hofe steht, dem gerade die Hauptsache geheim zu halten ist? In der Voraussetzung, daß meine Ansicht von der Situation richtig sei, übersetze und umschreibe ich die Stelle folgendergestalt:

„Hört doch, Herr! Warum seid ihr gegen mich so erboßt? Ich war euch ja immer wohlgesinnt — (Ellipse: und es ist auch jetzt noch kein Grund vorhanden, weshalb wir zerfallen sollten; denn ich tödtete Euern Vater im Irrthum für den König, und ich kann doch auch nichts dafür, daß Eure Schwester, über dieses zufällige Ereigniß den Verstand verlierend, sich ins Wasser stürzte). But it is no matter — Aber was würden mir alle meine Worte helfen? — Wenn ich die Kraft des Hercules anwendete, Euch ins volle Licht zu setzen, Ihr würdet in Eurem thörichten Gebahren gegen mich fortfahren. Vergeblich kämpft die höchste Kraft gegen den verkehrten Sinn der Menschen, in welcher Hinsicht sie unvernünftigen Thieren (Hund, Katze) gleich stehen, die ihr Geschrei fortsetzen, man mag dagegen machen, was man will."

Auf die vorhergehenden melancholischen Gedanken des Prinzen über das gemeine Menschenloos beziehe ich die Worte: Let Hercules himself u. s. w. deshalb nicht, weil das Vorhergehende durchaus nicht andeutet, daß Hamlet überhaupt die Trauer über den Tod eines Menschen schelte.

Ich muß es Ihnen nun überlassen, wie Ihnen diese Deutung gefällt. Ganz aufs Reine wird man mit solchen Stellen nicht kommen, und man soll es auch, wie ich glaube, nicht. Der Sinn eines Dichters kann ja nur von allen Seelenkräften im Bunde mit dem Gefühle gefunden werden. Der feinste Blumenstaub verfliegt leicht, wenn wir mit den Fingern der Erklärung an ein Werk streifen. — —

Victor Hugo in der „Phalange".

Die „Phalange", unstreitig eins der tüchtigsten Journale Frankreichs, enthält einen Artikel, der ganz geeignet ist, sowol den Geist dieses Blattes als auch den des neuen Werkes V. Hugo's: „Le Rhin", zu charakterisiren.

„Mehre Blätter", sagt die „Phalange", „haben in den letzten Tagen Auszüge eines Werkes: „Le Rhin", das Hr. V. Hugo veröffentlicht, gegeben. Dieses Buch, wie Alles, was Hr. V. Hugo schreibt, wird von den Freunden des Verf. in die Wolken gehoben und mit Lärmen angekündigt. Hr. Hugo zeigt sich in demselben, wie man sagt, in fünffacher Gestalt, als Poet, als Künstler, als Geschichtschreiber, als Philosoph und vor Allem als Politiker. Nach den Artikeln zu urtheilen, die die „Presse", die „Débats", der „Courrier français", der „Globe" und der „Siècle" mittheilten, glauben wir, daß „Le Rhin" Hrn. Hugo's Ruf als Künstler und Poet, insbesondere als Sänger der Ruinen, nicht schmälern wird. Was er über Köln und seinen Dom schreibt, steht dem Besten in seiner „Notre Dame de Paris" gleich. In dem aus Andernach vom 11. August datirten Briefe findet man vielen schwarzen Kummer und melancholische Träumereien, wie das Ende dieses Briefes beweist."

„Als Geschichtschreiber ist Hr. Hugo so gelehrt, daß er im Falle der Noth Professor der Geschichte werden könnte. Sehen wir aber, ob nach den Citationen der Verf. der „Orientales" mit ebendemselben Rechte auf den Titel eines Philosophen und eines Politikers Anspruch machen kann."

Vorerst hören wir den Philosophen.

Die ignorante und paradoxale Philosophie.

„„Spanien hat gegen Ludwig XIV. mit einem einfältigen Könige, England gegen Napoleon mit einem verrückten gekämpft.""

„„Beweist dies nicht, daß in beiden Fällen der König nichts als eine Sache der Form ist? Ist das vom Guten? Ist das vom Bösen? Es ist das eine Thatsache, die wir nicht beurtheilen wollen...... — Mein Freund! Mein Freund! Was die Sachen machen, wissen diese vielleicht, aber sicher ist und Andere haben es vor mir gesagt, die Menschen wissen nicht, was sie thun. Nichts widerstrebt in mir dem Gedanken, daß der Baum das Bewußtsein seiner Frucht habe, aber sicher ist, daß der Mensch nicht das Bewußtsein seiner Bestimmung hat.""

Die tiefe und diagonale Philosophie.

„„Die Geschichte enthält endlich zwischen diesen vier Völkern, die den Gegenstand dieses Briefes ausmachen, ich weiß nicht welche wunderbare und, so zu sagen, diagonale Wechselwirkung, die sie geheimnißvoll zu verbinden scheint und die dem Denker eine geheime Gemeinschaft der Entstehung und, in Folge dessen, der Bestimmung enthüllt. Führen wir hier davon nur zwei an: der erste bezieht sich auf England und die Türkei. Heinrich VIII. tödtete seine Frauen wie Mohammed II.; der zweite bezieht sich auf Rußland und Spanien. Peter I. hat seinen Sohn getödtet wie Philipp II.""

Die skeptische und entmuthigende Philosophie.

„„Etwas, was ich am öftersten in dieser Welt sage, ist: Wozu nützt's?""

Hören wir nun den Politiker.

Die fatalistische, drollige Nebelpolitik.

„„Das Leben und die Intelligenz des Menschen sind, ich weiß nicht welcher dunkeln göttlichen Maschine, von den Einen Vorsehung, von den Andern Zufall genannt, verfallen, die Alles mischt, ordnet und zersetzt, die ihre Räder in Dunkel hüllt und die nur ihre Resultate an den Tag bringt. Man glaubt, Etwas zu thun und thut etwas Anderes. Die Geschichte ist voll von dergleichen. Wenn der Gatte der Katharina von Medici und der Geliebte der Diana von Poitiers sich zu mysteriösen Zerstreuungen verleiten läßt, so zeugt er nicht nur Diane d'Angoulême für Horace Farnese, sondern die zukünftige Aussöhnung desjenigen seiner Söhne, der dereinst Heinrich III. sein sollte, mit demjenigen seiner Neffen, der dereinst Heinrich IV. zu sein

bestimmt war. Wenn der Herzog von Nemours im Galopp die Treppen der heiligen Kapelle herabstürzt auf seinen Neffen Le Real, so bereitet er nicht nur die Wuth der gefährlichen Spiele, die er in Mode setzt, sondern vor Allem den Tod des Königs von Frankreich vor. Am 10. Juli 1559, in den Turnieren in der Rue d'Antoin, als Montgomery, von Schweiß triefend, unter seinem weiten rothen Mantel seine Lanze einlegt und sein Pferd dem illengezierten Ritter unter dem Beifallrufe der Damen entgegentreibt, ahndet nicht, welch ein Wunderding er in der Hand hält. Nie hat ein Zauberstab so gewirkt wie diese Lanze. Mit einem einzigen Stoße tödtet Montgomery Heinrich II., reißt er den Palast des Tournelles nieder und baut Place-Royale, d. h. er wirft die Komödie der Vorsehung über den Haufen, unterdrückt die Schauspieler und ändert die Decorationen.""

Sehen wir uns endlich die Politik an:

Friedliche und verständige Politik.

(Aus den „Débats".)

„„Im 17. Jahrhundert hat Europa, die Schutzwächterin der im Aufgang und im Untergang bedrohten Civilisation, der Türkei und Spanien widerstanden. Im 19. Jahrhundert muß Europa, durch die souverainen Berechnungen der Vorsehung ganz in dieselbe Lage gebracht, Rußland und England widerstehen. Wie aber wird es widerstehen? Was ist von dem alten Europa, das den Kampf bestand, übrig geblieben und welches sind die Stützpunkte des neuen Europas? Nur zwei Nationen: Frankreich und Deutschland. Wohlan, das kann genügen. Frankreich und Deutschland sind wesentlich Europa, — Frankreich und Deutschland sind wesentlich die Civilisation. Es besteht zwischen diesen beiden Völkern ein innerer Zusammenhang, eine unbestreitbare Blutsverwandtschaft. Sie fließen aus denselben Quellen, sie haben zusammen gegen die Römer gekämpft, sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart, Brüder in der Zukunft.""

„Das nenne ich verstehen, das nenne ich sprechen", fährt die „Phalange" fort, „wir bringen dem berühmten Poeten unsern Glückwunsch mit demselben Vergnügen dar, als es uns unangenehm war, ihn zu kritisiren. Somit macht sich Hr. Hugo zum Vertheidiger jener französisch-deutschen Allianz, die die Verbindung aller Völker herbeiführen wird. Er entsagt jenen alten Vorwürfen gegen die Verträge von 1815 in jener unglücklichen Idee der Eroberung des Rheins, deren Unterstützer er in seiner Receptionsrede vor der Akademie war."

Die kriegerische und unsinnige Politik.

(Aus dem „Siècle".)

„In dem Augenblicke, wo ich, ich weiß nicht durch welche Straße schritt, trat auf einmal ein kleiner Greis mit lebendigem Auge aus der Boutique eines Bartscherers hervor und wendete sich an mich: ‚Monsieur, jous Français! Oh! les Français, ran! plan! plan! ran! plan! plan! la guerre à toute le monde! Prafes! Prafes! Napoléon? n'est ce pas? La guerre à toute l'Europe! Oh! Les Français! pien prafes! Monsieur! La payonnette au qui à tout ces Prissiens! Une ponne quil pite gemme à Jéna! Prafo! les Français ran! plan! plan!' Ich gestehe, daß diese Harangue mir gefallen hat. Frankreich ist groß in diesen Erinnerungen und in der Hoffnung an dieser edeln Nation. Diese ganze Rheinseite liebt uns! — Ich hätte fast gesagt, erwartet uns!"

„Bevor wir", setzt der Redacteur der „Phalange" hinzu, „den unbegreiflichen Beifall Hrn. V. Hugo's gelesen hatten, glaubten wir, daß die Harangue des alten Deutschen eine ganz vorzügliche Satire gegen den französischen Chauvismus sei. Aber nein! Der Enthusiasmus des Bartscherers von Köln war ernst gemeint und seine Rede hat dem Herzen des Poeten wohl gethan. Und mit dem Kriege gegen ganz Europa, mit der Erneuerung der Schlacht von Jena, mit den payonnetts au qui der Preußen, mit der Eroberung der Rheinprovinzen hofft Hr. Hugo die Brüderschaft zwischen Deutschland und Frankreich für Gegenwart und Zukunft zu sichern!... Ein derartiges Amalgam von Inconsequenz und Widerspruch ist nicht nur kläglich, sondern höchst lächerlich! Fürchtet denn Hr. Hugo nicht, daß man ihn anklage, er lege an demselben Tage die verschiedensten Gerichte für verschiedene Magen vor: Friede und Eintracht für die Leser der „Débats", Krieg und Eroberung für die des „Siècle"? Hr. Hugo will also, daß man von der Seele des Dichters sage, sie sei eine plaudernde und oberflächliche Harfe, die singe, wie Paillasse tanzt — für alle Welt! Wir beschwören den berühmten Dichter im Namen seines Ruhmes, seine Lieder besser untereinander in Einklang zu bringen, wenn er des Eindruckes sicher sein will. Da er nun einmal die Leier des Poeten Hrn. Royer de Beauvoir überlassen will und den Titel eines Denkers in Anspruch nimmt, so sollte er begreifen, daß die erste Eigenschaft des Denkers die Logik und die Einheit sind. Wir bitten also Hrn. Hugo sich eines Bessern zu bedenken und sich die Lust vergehen zu lassen, de mitre la bayonnette au qui des Prussiens, auf daß die Deutschen und Franzosen Brüder sein können und auf daß sich die heilige Allianz bilde, die allein im Stande ist, den beiden Mächten zu widerstehen, die Mitteleuropa im Zaume halten muß, um dereinst zu einer großen Gesammteinheit zu gelangen."

61.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Im „Inquirer", einem pennsylvanischen Journal, wird die Schönheit der Umgebungen des Capitols zu Washington, besonders der Bäume, Gesträuche und Blumen wegen, gerühmt und der Wunsch geäußert, daß auch andere Städte dem Beispiele der Bundesstadt folgen und ihre öffentlichen Plätze mit Blumen schmücken möchten. Die Beerdigungsplätze, bemerkt jenes Blatt, stehen voll von schönen Blumen, warum nicht auch die öffentlichen Plätze? Duftend blühende Gesträuche auf diese gepflanzt, würden unsere Städte mit Wohlgerüchen erfüllen. Die Gartengesellschaften sollten in der Nähe jeder Stadt einen botanischen Garten halten — ein lebendes botanisches Werk über Blumenzucht und Blumenkunde. Seit mehren Jahren hat sich der Geschmack bei uns in dieser Beziehung wesentlich verändert. In frühern Zeiten wurde Blumenzucht in Amerika fast völlig vernachlässigt; gegenwärtig aber befleißigt man sich derselben stets mehr.

Die Einnahme des Ohiokanals hat im vorigen Jahre 452,122 Dollars betragen; 28,532 Doll. mehr als im vorhergehenden Jahre. Im J. 1833 belief sich die Einnahme auf nicht mehr als 136,555 Doll., 1834 war sie 164,488 Doll., 1835 nur 135,664 Doll., im J. 1836 aber stieg sie bereits bis zu 211,823 Doll., im J. 1837 bis zu 293,428 Doll.; im J. 1839 erhob sie sich bis auf 423,599 Doll. und im J. 1840 bis auf 452,122 Doll.

Der „Hartford Courant", eine der ältesten Zeitungen in Neu-England, hat einen Subscribenten, der dieses Blatt schon 49 Jahre hält. Der Vater desselben hielt dasselbe ebenfalls einen Zeitraum von 37 Jahren hindurch, sodaß diese Zeitung nun bereits 86 Jahre in einer Familie gelesen wird.

Der Gouverneur der Vereinigten Staaten in der freien Negercolonie Liberia auf der Küste Afrikas, Hr. Buchanan, hat nach Washington berichtet, daß dort gegenwärtig mehr als 30,000 Kaffeebäume gepflanzt sind.

Leontin Vernon de Tracy, ein Italiener, welcher in Montreal öffentliche Vorlesungen hält, ist 24 Sprachen kundig, von denen er 17 geläufig spricht.

13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 112. — 22. April 1842.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaukratie und Collegialverwaltung; nebst Erörterung der Vorzüge und Mängel beider Verwaltungsbehörden. Arnsberg, Ritter. 1840. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verf. hat sich nicht genannt, verräth sich aber selbst. Nicht sowol das zur Gewohnheit gewordene vornehme Absprechen und das sich oft gestattete wegwerfende Urtheil, ferner der öfter hervorbrechende Ärger über die wesentliche Unterscheidung der Staatsdiener von Privatbedienten und die Nichtzulässigkeit beliebiger Dienstentsetzung jener, sowie die vorleuchtende Anhänglichkeit am Bestehenden und namentlich die Vorliebe für die provinziellen Zustände und Besonderheiten, was zusammen immer noch keine ganz absonderlichen Kennzeichen abgeben würde, sondern vornehmlich die Schlußworte des Buches lassen für Den, der persönliche Bekanntschaft besitzt, gar keinen Zweifel übrig.

Mögen die wiederholt in dieser Schrift anklingenden Ideen der politischen Speculationswuth als altfränkische Philisterien erscheinen. Immerhin! Hat doch die preußische Verwaltungspolitik selbst von den herrlichen Jünglingen, deren Kinn dem Rasirmesser noch kein Schnitterfeld darbot und welche, weil sie deutsche Jungen waren, sich sogleich ein junges Deutschland zu sein bedünkten, solch unbillige Urtheile erfahren müssen.

Diese Äußerung ist so charakteristisch zur Erkennung des Verf., als auch zur Offenlegung des Geistes seiner Arbeit, daß wir hiermit diese Anzeige derselben füglich beschließen könnten, wenn nicht der Gegenstand derselben eine solche Wichtigkeit hätte, daß dessen weitere Besprechung von praktischem Belange ist.

Der Satz, daß ohne Rückblick in die historische Entwickelung eines bestimmten Staates und mit gänzlicher Hinwegsicht von dem, was er so bis jetzt geworden ist, keine zweckmäßige Reform seines Organismus möglich sei, ist fast eine triviale Wahrheit geworden.

Es geht aber den trivialen Wahrheiten so, daß sie häufig geschwätzt werden, ohne daß ihr wahrer Sinn, ihre eigentliche Bedeutung, ihr Umfang und ihre Beschränkungen dabei eingesehen werden, und daß um deswillen die Berufung auf sie meistentheils unwahr wird. Eben diese Bemerkung trifft noch eine andere triviale Wahrheit, daß nämlich für die Ausbildung eines lebendigen Organismus die allmälige Umgestaltung den plötzlichen und durchgreifenden Veränderungen vorzuziehen sei. Die Geschichte ist die Darstellung der Wirksamkeit und der Wirkungen der menschlichen Thätigkeit. Wie nun in jedem einzelnen Menschen Weisheit und Thorheit, Vernunft und Sinnlichkeit ihre Werkstatt haben und es nur Wenigen gelingt, durch Beherrschung der letztern das Regiment der erstern sicherzustellen, so kann auch das geschichtlich Gewordene nur ausnahmweis ein Ergebniß der Würde und Hoheit der menschlichen Natur sein, deren alle Menschen wol fähig, aber Einzelne nur mächtig sind, sondern die Geschichte kann nur ein Bild der ganzen Reihe menschlicher Verirrungen und Verkehrtheiten liefern, in denen jedoch die Erkenntniß nirgend ruht, sondern stets zur Besserung anregt und dieser Genius der Menschheit sich durch Genien hin und wieder verklärt, deren Licht auf Strecken das Dunkel erhellt, worin Unwissenheit und Begierde bei der Masse ihr Wesen treiben.

Unklar und schief ist daher die Behauptung, daß der Gebildete nicht vergessen dürfe, wie er zuvörderst unter der Vormundschaft der Geschichte einer politischen Mündigkeit entgegenreifen müsse, um im Begriffe und Urtheile vom Staatsorganismus selbständig zu werden, weil er im aprioristischen Eifer für die Reformen der Verwaltung übersieht, daß die Bedingungen für letztere allein in den geschichtlichen Unterlagen der gegenwärtig bestehenden Normen, deren Verbesserung das Ziel seiner Wünsche ist, zu finden sind und daß ohne Anknüpfung an das Ist! und ohne vermittelnden Übergang in das Werde! sein reformirter Organismus ein Luftschloß seines Gehirns bleiben muß.

Die Eile und der Drang, womit die preußische Regierung in den Jahren 1806—13 das als unvollkommen Erkannte in den Staatseinrichtungen unverbesserlich machen wollte, sah sich nicht selten zu Rückschritten genöthigt. Es erschien fast kein wichtiges Gesetz, welchem nicht eine restringirende Declaration in kurzem gefolgt wäre. Alle neue Einrichtungen, welche nicht durch soliden Übergang sich mit den frühern verbinden, entbehren des sichern Fundaments und haben weit mehr Mühe, sich zu befestigen und fernern Verbesserungen entgegenzuarbeiten. Seitdem die Wichtigkeit des historischen Allmälig erkannt worden, sind dergleichen retrogade Bewegungen im Gange der Bildung des Organismus der preußischen Behörden nicht bemerkt worden. Indem die Weisheit des Königs vor allen Dingen alle jene Beziehungen im Rückblicke auf die Geschichte und deren Lehren erwogen, fanden sie den richtigen Grundsatz, daß ein lebendiger Verwaltungsorganismus sich nicht machen läßt, son-

dern wird, und daß es nur darauf ankommt, dem Gange der Entwickelung der Staatseinrichtungen in der Wirklichkeit zuzusehen und, wo dieselbe auf Hemmungen stößt oder der Hülfe bedarf, restringirend oder unterstützend mit organischen Verordnungen einzuschreiten und den naturgemäßen Gang zu fördern.

Unrichtig und schief ist diese ganze Behauptung, sowol weil sie in ihrem historischen Anführen unlauter, als auch weil sie in dieser Allgemeinheit völlig vergriffen ist. Die Gesetzgebung und die Einrichtungen von 1806—15 sind allerdings allen Glaubensverwandten des Verf. ein großer Stein des Anstoßes und sie würden sie gar zu gern ungeschehen oder, da dies nicht sein kann, wenigstens gehässig und verwerflich machen. Obgleich nicht abzusehen ist, weshalb die Weisheit des Königs für Das, was in jenem Zeitraume geschehen ist, weniger in Betracht zu ziehen und anzuerkennen sei, als in Dem, was später geschehen ist, so entspricht es doch ihrer Absicht, sie nur hier zu finden und dort abzuleugnen. Daß die ganze Tendenz des Verfahrens seit 1815 eine andere geworden als bis dahin, erkennen sie an und freuen sich, daß dadurch bereits so Manches wieder aufgehoben worden ist, was damals absichtlich ins Leben gerufen wurde. Insoweit also können sie auch nicht in Abrede stellen, daß diese entgegengesetzte Richtung eine rückgängige sei, nicht blos weil sie wieder rückgängig macht, sondern auch weil sie selbst zurückgeht auf die Sinnes- und Handlungsweise, welche vor 1806 obwaltete. Aber eben dieser Rückgang gilt ihnen für einen Fortschritt, weil sie, was die Noth und die Einsicht in den Jahren des Unglücks und der Ohnmacht erheischte, nicht passend mehr finden, nachdem jene glücklich wieder überwunden sind, und weil, was die Staatsweisheit zu diesem Zwecke damals ausfindig machte, ihnen nur als eine Medicin von Werth gewesen ist, die man bei Seite setzt, nachdem sie Genesung bewerkstelliget hat. Daß die seit 1815 erschienenen Verordnungen beständiger, vollständiger und ausreichender geworden wären, daß sie weniger Erläuterungen, Erklärungen und Abänderungen unterlegen hätten als bis 1815, mag Niemand vorgeben, der Scheu trägt, mit der Gesetzsammlung, den Jahrbüchern und Annalen in der Hand auf der Stelle widerlegt zu werden, obschon es an sich ganz natürlich sein würde, daß je neuer und tief eingreifender eine Gesetzsammlung ist, sie um so mehr der Nachhülfe bedürfen muß und wird. Nichts übrigens in der Welt macht sich selbst und wird, ohne zu Dem gemacht zu werden, wozu es wird; aber freilich wird nicht Alles in den Staaten durch deren Regierungen bewirkt, sondern weit mehr ohne deren Zuthun, ja manchmal gegen deren Bestrebungen. Indessen heißt Regieren nicht zusehen, wie die Sachen werden, allenfalls ein wenig fördern oder aufhalten, sondern es heißt, die Anstalten so ordnen und treffen, daß es so werden muß, wie damit beabsichtigt wird. Ob dieses Regieren gut oder schlecht sei, läßt sich wiederum nicht nach Dem beurtheilen, was geschehen und zur Wirklichkeit gediehen ist. Denn die Geschichte erzählt nur, was und wie es geschehen ist, enthält aber selbst keine Regel, über die Güte oder Schlechtigkeit desselben abzuurtheilen. Keineswegs also kann die Geschichte der Politik zur Grundlage ihrer Bestimmungsgründe und Maximen dienen, sondern ihr nur einerseits Erfahrungen zur Erprobung derselben und zur Aufmerkung darauf bieten, andererseits daraus, wie das Bestehende zu Stande gekommen ist, die Kenntniß von seinem Inhalte, seiner Zusammensetzung und seinem Bestande verschaffen. Diese Kenntniß ist allerdings unerläßlich, weil alles Werdende in das Seiende eintreten und sich damit verbinden muß, folglich es gar sehr darauf ankommt, zu wissen, welche Wahlverwandtschaft oder welcher Widerstand dasselbe gewärtigt, mithin wie die Verwirklichung am leichtesten und sichersten zu bewerkstelligen sei? Immer jedoch sind alle Veränderungen, welche eine Regierung für nothwendig oder heilsam erkennt, Vorwürfe ihres Willens, ihrer Thätigkeit und Einschreitung. Sie darf sich weder mit dem Zusehen noch dem Troste begnügen, daß, was da kommen solle, doch kommen werde, noch vor dem Neuen darum sich scheuen und erschrecken, weil es neu und nicht schon da gewesen ist. Immer wird es rathsam sein, möglichst gewaltsame Maßregeln zu vermeiden, sondern vielmehr den schon vorhandenen Einrichtungen eine solche Richtung zu geben, daß sie aus sich gebären, womit die Weisheit der Regierung sie befruchtet hat. Doch darf sie darum weder verabsäumen noch aufs Ungewisse hinausschieben, was ihr ins Werk zu setzen obliegt, weil sie eben dafür sich selbst verantwortlich bleibt. Wenn man heutzutage von Regierung und Regierungsweise spricht, darf man indessen nicht vergessen, daß diese Worte jetzt in einer weitern und engern Bedeutung gebraucht werden. In den Staaten, deren Organismus zu einer auch äußerlich durch Verschiedenartigkeit der Gestaltung wahrnehmbaren Gliederung ausgebildet ist, nennt man gegenwärtig das Ministerium und dasjenige Princip der Verwaltungsweise, welches von jenem repräsentirt wird, die Regierung, im Gegensatze zu der Person und der persönlichen Gesinnung des Regenten, welcher nicht regiert, sondern das Regiment führt, indem er die Minister beruft, braucht, erhält oder entläßt und aus seiner Macht jenen Gewalt und Kraft zu ihren Verrichtungen verleiht. Der Fürst ist die Alles belebende Seele; aber die Functionen der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Willensvermögens liegen dem Ministerium ob, welches deswegen auch unumgänglich seinen eigenen Oberminister haben muß, als Verbindungs- und Leitungsorgan (Regner et gouverner.) In den Staaten, in denen der Organismus sich noch mehr oder weniger im Embryozustande befindet, lassen sich weder diese Begriffe, noch die Organe dafür dergestalt unterscheiden; es befinden dieselben sich noch in der Vermischung und Nichtsonderung, weshalb es denn in vielen Fällen ganz unmöglich wird, zu unterscheiden, was dem Regenten und was dem Ministerium zuzurechnen sei? Nichtsdestoweniger ist jene Unterscheidung immer vorhanden, wenn auch noch in Verworrenheit. Es kann also in der That sehr wohl der Fall sein, daß ein Regent blos mehr oder weniger zusieht, was die Regierung macht, und daß durch die letztere Mancherlei ohne Zuthun, ja ohne Wissen des erstern eingeführt oder abgeschafft wird. Hat

der Hr. Verf. dies im Sinne gehabt, so würde bei manchen Stellen nur auszustellen sein, daß er sich darüber nicht deutlicher ausgedrückt hat. So z. B. ist bekannt, daß das ganze wichtige Geschäft der neuen Redaction der preußischen Gesetzbücher ohne Veränderung des Rechts selbst, soweit solche nicht selbst gesetzlich schon begründet war, in ganz anderer Weise auf- und angefaßt worden ist, als nach der königlichen Bestimmung zu erwarten stand.

Der große König von Preußen, der über den Staat und dessen Regiment mit seinem Alles durchdringenden Scharfsinne sich deutliche Einsichten verschafft hatte, dient auch hier zum Vorbilde, indem er bei der ersten Einleitung zu seinen Gesetzbüchern es aussprach, daß das Recht des Landes auf Vernunft und Landesverfassung gegründet sein solle, in dieser Ordnung also, die Regel der Gültigkeit der Vorschriften aus der Vernunft, die Modalitäten ihrer Ausführung hingegen aus der Statistik zu entnehmen, angedeutet wird. Auch sah derselbe nicht blos zu, ob sich ein solches Recht von selber machen würde, sondern er verordnete und sorgte, daß es gemacht wurde, und führte es ein.

Der Verf. selbst führt an, daß nicht geleugnet werden möge, wie auch Preußen allerdings schon vor 1806 mehre Verwaltungsreformen nöthig gehabt habe, und daß um deswillen nach seinem Unglücke es sich denselben um so weniger entziehen durfte, als das Volk sie mit Sehnsucht erwartete, indem die Verwaltungsweise vor 1806 schon längst nicht mehr den Ansprüchen genügte, welche an eine wohleingerichtete Verwaltungsordnung gemacht werden konnten.

Die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen hatte ihren Grund hauptsächlich in der Aggregatverwaltung so vieler einzelner Landestheile und in der immer größer gewordenen Unmöglichkeit, diese Art von Verwaltung collegialisch durchzuführen, gehabt. Nachdem im tilsiter Frieden die meisten Provinzen dem Staate entrissen waren, legte sich hierin allein schon ein mächtiger Grund dar, die oberste Verwaltung zu reformiren, deren Bestand eben auf dem Nebeneinandersein so vieler Provinzen beruhte. Es ward erkannt, daß die Wunden des Staats nur durch eine totale Reformation seines Organismus würden geheilt werden können. Diese Überzeugung durch Dasjenige, was im übrigen Deutschland, namentlich im benachbarten Königreiche Westfalen geschah, genährt und geleitet, ward kräftig ergriffen und gründlich aufgefaßt. Schleunige Anordnungen sollten das Ideal verbesserter Staatseinrichtungen verwirklichen, welche, wie es schien (?—?), Vernunft und Zeitgeist erfoderten. Die Thätigkeit der preußischen Gesetzgebung war eine immense, fast der westfälischen vergleichbar, aber weiser, gründlicher und mit mehr Bedacht auf Schonung bestehender und erworbener Rechte der Unterthanen. Allein der Feuereifer, der die Gesetzgebung zu durchglühen schien, vergriff sich doch auch wol hin und wieder und zerschlug rücksichtslos die alten Formen, um das für besser Erkannte einzuführen. Das in der Staatspraxis nicht genug zu empfehlende „Allmälig" ward nicht selten unberücksichtigt gelassen. Vieles, was in der Theorie der Gesetzgebung sich als lieblich und schön empfohlen, fand bei der Einführung in die Praxis unübersteigliche Hindernisse und wies sich, wenn es endlich durchgesetzt worden, als eine politische Tirade aus. Die Staatswissenschaft war durch Erfahrung ihrer Reife noch nicht entgegengeführt, und so blieb von vielen vortrefflich gemeinten Einrichtungen manche unausgeführt oder mußte bald durch eine andere, von besserer Einsicht ausgegangene, sich verdrängen lassen. Die Sehnsucht, wo möglich Alles auf einmal zu bessern, führte zu übereilten Schritten und erweckte durch unvorsichtigen Tadel des Alten und Verkündigung besserer Einrichtungen sanguinische Hoffnungen bei den Freunden der Neuerungen. Doch ließ die redliche Absicht, mit Aufgabe von eigenen Vortheilen die Staatseinrichtungen zu vervollkommnen, sich nirgend verkennen. Maßgebend war dabei der vom Gesetzgeber wörtlich ausgesprochene Grundsatz: „den Behörden eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes, der durch äußere Verhältnisse geänderten Lage des Staats und den jetzigen Bedürfnissen desselben angemessene Geschäftseinrichtung zu geben".

Der Auszug dieser Stelle gebot sich um deswillen, weil in derselben der ganze Geist, welcher diese Schrift erzeugt hat, sich abprägt. Nichts ist den Leuten dieses Sinnes so ärgerlich als die Berücksichtigung der Mahnungen des Zeitgeistes und jede Befreundung mit demselben. Um deswillen sind sie überaus bemüht, Löscheimer herbeizutragen, um den Feuereifer der Regierungen abzukühlen und ihren Planen selbst eine Menge von Bedenklichkeiten und Hindernissen in den Weg zu legen, wodurch so manche Absicht und Verheißung derselben vereitelt worden ist, obschon es doch nur bei zwei Gegenständen gänzlich gelungen ist, daraus eine politische Tirade zu machen, nämlich bei der Einführung der ländlichen Communalordnung und der Reichsstände. Diese Leute kennen die Macht des Zeitgeistes nicht; sie mögen nicht wissen, daß, wer ihm nicht nachgibt, von ihm zerknickt oder entwurzelt wird, und daß er jedenfalls unaufhörlich zersetzt, wie der Sauerstoff in der Lebensluft. Sie bedenken nicht, was doch schon sprüchwörtlich geworden ist, daß die Sucht nach dem Besten der Todfeind des Bessern und aller Verbesserung ist, und daß kein braver Mann mehr gibt als er hat; daß sonach auch keine Regierung darauf warten darf, die Summe aller Staatsklugheit zu besitzen, sondern zu jeder Zeit nach ihrer redlichen Erkenntniß zu verfahren hat. Sie, die sich sogar gern hinter die Machtvollkommenheit verstecken und Jedem mit der beleidigten Majestät drohen, der ihnen gefällige Regierungsmaßregeln anficht, scheuen sich keineswegs, denselben Unreife, Übereilung und Rücksichtslosigkeit vorzuwerfen, sobald sie nicht in ihren Kram passen. Sie möchten gern, daß jede Veränderung nur recht allmälig ausgeführt werde, damit ihnen Zeit und Gelegenheit bleibe, ihr entgegenzuarbeiten, wo sie ihnen misfällt, wenn auch das Land inzwischen an den empfangenen Wunden verbluten sollte und die Mittel zu seiner Heilung und Aufrichtung verabsäumt werden. Sie vergessen ihre eigenen Worte, wornach „die häufigen Wechsel, Über- und Rückgänge von einer Einrichtung zur andern gerade nicht als Unsicherheit in der Grundansicht und Zweifel über das Princip ausgelegt werden dürfen, sondern als Veränderungen, die das niemals stabile Bedürfniß einer jeden, durch vielfache Conjuncturen bedingten, Epoche erheischte". Die Verwaltung der einzelnen zusammengebrachten Landestheile nach ihrem eigenthümlichen Herkommen und Verfassung als ein Aggregat ohne Einheit der Principien und Normen muß die Macht und die Kraft der Regierung und des Staats lähmen; aber das thut nichts, es enthält doch den Respect vor dem historischen Rechte. Der Staat, der um so vollkommener ist, je mehr er aus bloßem

Mechanismus in einen lebendigen Organismus übergeht, muß auch in seinen Krankheiten wie ein organischer Körper behandelt werden. Ein geschickter Arzt weiß bei acuten und chronischen Übeln auch den Unterschied der Zeit in der Heilungsmethode wahrzunehmen; er greift zum Messer und zu den stärksten Arzneien, wenn es gilt, einen Klumpfuß zu durchschneiden, eine fehlende Nase aus der Haut zu ersetzen, der Entzündung oder Krämpfen ein Ziel zu stecken, wildes Fleisch in den Wunden oder fressende Geschwüre wegzubeizen. Ehre der Regierung, die kein erkanntes Unrecht oder Übelstand schont, die stets beflissen ist, dasselbe in das eingesehene Bessere umzugestalten und die hierbei den Eifer und den Nachdruck an den Tag legt, welchen redliche Überzeugung und Pflichtgefühl gebären!! Ganz vorzüglich hat sie freie Hand hierin in allen den Stücken, deren Dasein und Gestalt nur von ihrem Willen und Entschließung ausgegangen ist und fortbesteht, und welche darum nicht selbst zum Organismus des Volkslebens im Staate gehören, sondern zwar darauf einwirken, aber an sich selbst mehr mechanischer Natur sind.

Dies gilt nun vorzüglich von der Gesammtheit der Staatsbehörden. Auch der Verf. erkennt diese Beschaffenheit derselben an, indem er sagt:

Die Theorie der monarchischen Staatsverwaltung, welche durch kräftige, schleunige und vollständige Vollführung Dessen bedingt ist, was der Regent beschlossen hat, kann nur mittels der Einheit, welche das Bureausystem gewährt, realisirt werden, indem sie einen gelenkigen Mechanismus unter den Werkzeugen, welche bei der Verwaltung in Thätigkeit gesetzt werden, zuläßt und zugleich erfodert, sodaß die letzte Springfeder, womit der Regent das große mechanische Kunstwerk in Bewegung setzt und erhält, mit Leichtigkeit gehandhabt werden und er die Fäden der Verwaltung durch das ganze Land mit einem Drucke gleichförmig anziehen kann.

In der That ist es wol richtig, von einer Organisation der Verwaltungsbehörden zu reden, indem dadurch die Organe derselben gebildet und eingesetzt werden, keineswegs aber von einem Organismus derselben, weil sie eben nur Werkzeuge der Staatsgewalt, ohne eigenen Willen und Selbständigkeit, sein sollen, vielmehr Form und Wesen ihrer Bewegung, womit sie ineinander und in das Ganze des Geschäftsbetriebes eingreifen, ihnen genau vorgeschrieben ist. Nur insoweit, als ihnen ein beschränkter Spielraum eigener Überlegung, Erwägung und Entschließung gestattet ist, beginnt in ihnen ein eigenthümlicher Organismus sich zu entwickeln, welcher jedoch immer ihrer mechanischen Bestimmung untergeordnet bleiben muß, wenn er nicht störend oder zerstörend in die zusammengesetzte Wirksamkeit des Ganzen eingreifen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Panathenäische Festrede, gehalten den 28. Juni 1841 in der akademischen Aula zu Kiel von P. W. Forchhammer. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1841. Gr. 8. 5 Ngr.

Wenigstens mit einigen Worten mag hier dieser, von Prof. Forchhammer am 28. Juni 1841, als am Geburtstage der Königin von Dänemark, gehaltenen begeisterten und begeisternden Rede gedacht werden. Sie hat im Allgemeinen die griechische Kunst zum Gegenstande und führt weiter aus, wie das ganze griechische Alterthum von der Kunst durchdrungen gewesen, wie Allem das Schöne seine Spuren eingedrückt habe, wie wir es in jedem seiner Werke erkennen und wie es „dem Lande selbst die Natur zum unvergänglichen Geschenk zugetheilt zu haben scheint, vielleicht damit es in dem langsamen Gange der Entwicklung des Menschengeschlechts nach vielen Jahrhunderten wieder einmal in die Seele des Menschen bringe und sie ganz erfülle". „Hellas", heißt es weiter, „unterlag der übermacht und mit ihm Athen und mit Athen Demosthenes der Heilige (wie ihn Niebuhr nennt). Der Leib erstarb am Altar, aber der Geist rettete sich, und wie Demosthenes, so endete Athen, um selbst im Sterben und im Tode Jedem, der sich ihm nahte, unbesiegbare Ehrfurcht einzuflößen, um die Segnungen seines Daseins über die fernsten Länder, in die fernsten Zeiten zu verbreiten, um nach Jahrtausenden durch den Zauber seiner ehemaligen Größe, durch jene Schönheit, die es über Körperliches und Geistiges ausgegossen und wodurch es in den Geistern fortlebt, aufs neue ein griechisches Reich zu gründen. Nicht Sparta, nicht Korinth, nicht Theben, sondern Athen hat in Griechenland und außer Griechenland die Geister gemahnt; Athen hat den Vater begeistert, dessen Sohn jetzt, verkannt von Unkundigen, verleumdet von Schlechten, geliebt vom Volk der Hellenen, dasselbe auf einer Bahn führt, auf der es mit unglaublicher Schnelligkeit dem Ziele entgegengeht, welches nach langer Knechtschaft des Körpers die Herrschaft des Geistes verheißt." In der That eine Bemerkung, die, ebenso wahr als schön und erhebend, zugleich fruchtbar ist und werden kann für die Gegenwart und Zukunft des neuen griechischen Reichs. Indeß unterläßt es Forchhammer, „das neue Erscheinen des griechischen Alterthums in der christlichen Welt, vor Allem in der protestantischen, weiter zu verfolgen und zu zeigen, wie die humane Wahrheit des Alterthums mehr denn irgend etwas aus dem Christenthume in seiner Erscheinung die Unwahrheit vertrieben hat und sich gegenwärtig dem Christenthume gegen den gemeinsamen Erbfeind verbündet"; er weist nur darauf hin, „zu einem wie viel höhern Ziel die christliche Welt müsse gelangen können, wenn schon die vorchristliche so Hohes erreichte". „Möge", setzt er hinzu, „die Gegenwart aufhören, das Alterthum als Alterthum zu betrachten, möge sie darin unser geistiges Jugendthum erkennen, zu dem wir nicht zurückzugehen, das wir zu übertreffen haben." Über das wahre Wesen dieses griechischen Alterthums, über die geistige Schönheit, welche dasselbe in Wissenschaft und Kunst sowie im Leben lebendig durchdrang, kann man aus dieser Rede viel lernen und es frommt in unserer materiellen Zeit, auf uns den Geist des griechischen Alterthums herabzubeschwören, ihm fest ins Auge zu sehen, ihn kennen zu lernen, mit ihm uns zu befreunden. Dazu kann diese Rede nicht genug empfohlen werden. Im Besondern wendet sie sich noch der Betrachtung des großen Staatsfestes der Panathenäen im alten Athen zu und verbindet damit den Aufruf zu Gründung eines Museums in der Stadt Kiel.
25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 113. —— 23. April 1842.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaukratie und Collegialverwaltung.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Nachdem wir solchergestalt uns mit Sorgfalt eine Vorstellung von dem Standpunkte der Auffassung dieser Schrift verschafft haben, was für deren Beurtheilung von Gewicht ist, beginnen wir diese, wie der Verf., mit der Begriffsbestimmung. Wie bekannt, ist das Wort Bureaukratie eine französische und griechische Zusammenstellung, welche das „Dictionnaire de poche" treffend mit „Kanzeleigeist" übersetzt, besser als der Verf., welcher das Wesen des Bureausystemes angibt als: daß nach demselben die Behandlung eines ganzen Geschäftszweiges und aller einzelnen darin vorkommenden Geschäfte jedesmal nur eine einzelne Person in Anspruch nehme. Von Bureau, ein Stück Wollenzeuch, haben die damit gewöhnlich beschlagenen Schreibtische oder Schreibpulte denselben Namen überkommen und auf die Schreibschränke, Schreibstuben, Schreiberpeditionen und auf die in diesen obwaltende Geschäftseinrichtung übertragen, hingegen nicht auf die, ebenfalls gewöhnlich mit Tuch belegten oder überzogenen Sessionstische und Sessionszimmer, weil jene nicht eigentlich zum Schreiben, sondern nur zum Actentragen bestimmt sind. Diese Unterscheidung drückt sich am sichtbarsten in der Einrichtung der französischen Gerichtshöfe aus. Sie greift im Grunde überall Platz; denn das Bureau eines Ministers ist nicht das Ministerium selbst. Weil indessen in den Schreibstuben nur zu Papier gebracht wird, was außerhalb denselben angeordnet worden ist, und weil alle Arbeiter in denselben willenlose Gehülfen und Ausrichter der Entschließungen, Anordnungen und selbst der Geschäftsvertheilung ihres Chefs sind; so macht eben dies das charakteristisch Eigenthümliche derjenigen Geschäftsverwaltung aus, welche auf diesen Fuß geführt wird. Das Collegialsystem ist also dasjenige, welches die Autorität der Anordnung auf den gemeinsamen Beschluß Mehrer, das Bureausystem dasjenige, welches dieselbe auf die Entschließung und den Befehl eines einzelnen Beamten gründet. Beide Systeme müssen deshalb in der Staatsverwaltungslehre in demselben Verhältnisse stehen wie Republik und Alleinherrschaft in der Staatsverfassungslehre.

Weil nun der Staat ein in jedem Zeitpunkte lebendiges Wesen, also in allen seinen Bedürfnissen, Mitteln und Einrichtungen jedesmal durch die vorhandenen Umstände und seinen eigenen Zustand bedingt ist, so sollte man meinen, daß die Organisation der Werkzeuge, deren die Regierung zur Erfüllung ihres Berufs bedarf, sich auch jederzeit lediglich nach Demjenigen richten müsse, was die Zeit mit sich gebracht hat, daß hingegen überall nur wenig darauf ankomme, was früher beliebt und eingerichtet worden ist, höchstens nur, um den Übergang der Umwandelung zu erleichtern, die schon vorhandenen Mittel zu benutzen und Stockungen und Aufwand möglichst zu vermeiden. Eine geschichtliche Darstellung der nach und nach stattgehabten Behördengestaltungen kann hiernach nur von Bedeutung sein, insoweit sie eine pragmatische ist, insoweit sie die guten und schlechten Leistungen, Erfolge und Einwirkungen auf den Staatsverband aus den Begebenheiten mit historischer Treue darthut. Außerdem gleicht eine Geschichte der Gestaltung der Staatsbehörden einer Rüstkammer veralteter und als unbrauchbar abgelegter Waffen. So prächtig sich ein ausgestopfter Ritter in Helm und Harnisch auf gepanzertem Rosse ausnimmt, so ist und bleibt es doch nur eine Puppe.

Hiernach erscheint es von vorne herein als eine undankbare Arbeit, daß der Verf. seine historische Liebhaberei so weit erstreckt hat, bis auf die Zeiten der Merovinger zurückzugehen. Es erscheint dem Besonnenen auf der Stelle als eine Ungereimtheit, in Jahrhunderten, wo die Idee und der Organismus des Staats noch gar nicht an den Tag getreten war, sondern noch im Keime in der Frucht ruhete, welche zuerst als Bürgschaftsverein oder bürgerliche Gesellschaft in der Gebärmutter sich entfaltete und kaum erst die Rudimente eines besondern Systems obrigkeitlichen Ansehens und Gewalt aus sich entwickelt hatte, schon eine Organisation von Staatsbehörden aufsuchen zu wollen. Alle ersten und alten Obrigkeiten bei allen germanischen Völkern waren durchweg Repräsentanten einer auf sie übertragenen Macht, Ansehens und Gewalt der Gemeinde, daher ihr Amt ein durchaus persönliches. Aus der Uebertragung und hiernächst dem Besitze des Bannes ist jedes Amt erwachsen in Deutschland, aus der Amtsgewalt die Landeshoheit und aus der Landeshoheit die Staatshoheit oder Souveränetät. So sehr viel

Falsches, besonders Anachronismen, nun auch das zweite Capitel des Buches über die ältere Geschichte enthält, so verlohnt es sich hiernach doch nicht der Mühe, dabei zu verweilen, sondern nur mit einigen Einzelnheiten dies Urtheil zu belegen. Daß die merovingischen und karolingischen Könige unumschränkte Herren gewesen wären; daß zu jener Zeit es schon Gerichtscollegien gegeben habe, da doch der Gerichtsbann immer nur Dem zustand, der das Gericht hegte, und die Schöffen ihm nur das Recht finden halfen; daß die Grafen und Bischöfe sich zu Reichsständen herausgebildet hätten, aus denen die Reichsversammlungen zusammengesetzt waren, zu denen doch jeder angesessene Freie, der sie nur besuchen mochte, berufen war; daß nach Karl's des Großen Tode das Ansehen der Stände abermals die königliche Macht überwachsen habe; daß bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hin die Grundzüge der Collegial- und Bureauverfassung in der Ausbildung der Staatsbehörden und der Landstände bunt durcheinandergelaufen seien: das Alles sind Dinge, wovon freilich Niemand etwas weiß, der sich nicht seine eigene Geschichte nach eigenen Einbildungen macht. Wir wollen indeß eingedenk sein, daß schon die Sprache, die Stimme des Volks als die Stimme Gottes, über das Hervorsuchen der Erscheinungen jener veralteten Zeit behufs ihrer Nachahmung abgeurtheilt hat, indem sie dergleichen Zeug als altfränkisch bespöttelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Robert Burns und Lord Byron.

Das von Grant, dem wenn auch nicht berühmten, doch bekannten Verf. von „The great metropolis", „Random recollections of the house of Commons" und „of the house of Lords", und neuerlich dem miserabeln „Lights and shadows of London life", seit Januar 1841 recht leidlich redigirte „London Saturday Journal" theilt unter obiger Überschrift einen Aufsatz von Allan Cunningham mit, der den zahlreichen Freunden der beiden, dort genannten Dichter selbst in einfacher Verdeutschung nicht unwillkommen sein dürfte.

„Ich habe Robert Burns in sein Grab legen und ich habe George Gordon Byron zu dem seinen tragen sehen. Von Beiden wünsche ich zu sprechen und ich will es ehrlich und freimüthig thun. Sie waren beide groß, aber ungleiche Erben des Ruhms. Ihre Geburt und ihre Erlebnisse stellten sie weit auseinander, ihre Leidenschaften und ihr Genius brachten sie einander nahe. Beider Laufbahn war kurz und glorreich, Beide starben im Sommer ihres Lebens, in all dem Glanze eines Rufs, der vermuthlich sich eher gemehrt als gemindert haben würde. Der Eine war ein Bauer, der Andere ein Pair; doch die Natur ebnet Vieles und leistet mit dem Reichthum ihrer Wohlthaten Ersatz für die Beeinträchtigungen des Zufalls. Burns' Genius machte ihn dem Adel des Landes ebenbürtig; die Natur, obschon nicht die Geburt, machte ihn zu Byron's Standesgenossen. Ich habe den Einen gekannt und ich habe Beide gesehen. Ich habe den Worten von ihren Lippen gelauscht und habe bewundert, was ihre Federn geschrieben. Ich fühle jetzt die Macht ihrer Zauberlieder, werde sie wahrscheinlich immer fühlen. Die Gewalt ihres Genius hat Beide gehoben, die Gewalt ihrer Leidenschaften hat Beide gestürzt. Der Eine schrieb, wie er die Menschen liebte, der Andere, wie er sie verachtete. Beide sangen die Regungen ihrer eigenen Herzen mit einer Kraft und einer Eigenthümlichkeit, die wenig Sänger erreicht, worin keiner sie übertroffen. Doch ist es minder meine Absicht, den Charakter dieser außerordentlichen Männer zu zeichnen, als meine Erinnerungen an sie niederzuschreiben, und ich will nichts sagen, von dessen Wahrheit ich nicht überzeugt, und nur wenig, wovon ich nicht Augenzeuge gewesen bin."

„Zum ersten Male sah ich Burns in Nithsdale. Ich war noch Kind, aber sein Blick und seine Stimme lassen sich nicht vergessen, und indem ich dies schreibe, sehe ich ihn vor mir so deutlich wie damals, wo ich neben meines Vaters Knie stand und ihn seinen Tam O'Shanter sprechen hörte. Er war groß und männlich gebaut, seine Stirn breit und hoch und in seiner Stimme der charaktergemäße Wechsel seiner unnachahmlichen Erzählung, aber jeder Tonfall seiner Stimme war der Wohlklang selbst. Er besaß große Körperstärke und mochte sie gern zeigen. Ich habe ihn ohne Anstrengung eine Last aufheben sehen, an welcher wenige Männer gewöhnlichen Schlags sich versucht haben würden."

„Zum ersten Male sah ich Byron im Hause der Lords, kurz nachdem er ‚Childe Harold' herausgegeben. Er stand an seinem Platze auf der Oppositionsseite und sprach über die Emancipation der Katholiken. Seine Stimme war leise und ich konnte ihn nur in Zwischenräumen verstehen. Sage ich dennoch, daß er witzig und sarkastisch sprach, so folgere ich das sowol aus dem mit meinen Ohren Gehörten, als aus der unwillkürlichen Freude auf den Bänken. Seine Stimme hatte nicht den vollen, männlichen Wohlklang wie Burns' Stimme, sein Bau auch nicht dieselbe Kraft und seine Stirn nicht dieselbe freie Wölbung. Aber sein Gesicht war fein geschnitten und trug das Gepräge einer zartern Kraft als das Gesicht des Dorfdichters. Sein Ohr war merkwürdig geformt: statt herabzuhängen, war das untere Läppchen mit dem Backen verwachsen, und ein ähnliches Ohr ist mir nur am Herzog von Wellington vorgekommen. Seine Büste von Thorwaldsen ist schwach und dürftig, sein Bild von Philips viel edler und ähnlicher. Von Burns habe ich immer blos eine sehr unbegeisterte Abbildung gesehen und bedauere das um so mehr, weil sein Blick eine würdige Aufgabe der Kunst gewesen wäre, sein Blick voll Poesie und Eloquenz."

„Im Leben sah ich Burns zum letzten Male bei seiner Heimkehr von der Browquelle von Solway. Er hatte den ganzen Frühling gekränkelt und der Sommer ihm keine Gesundheit gebracht. Krank war er fortgegangen, kränker kehrte er zurück. Wenn ich nicht irre, so kam er in einem bedeckten, auf Federn ruhenden Wagen, und als er am Ende der Straße, wo er wohnte, ausstieg, konnte er kaum aufrecht stehen. Mit Mühe erreichte er seine Hausthür. Er ging sehr gebückt und sein ganzes Aussehen war auffallend verändert. Vielleicht interessirt es Manche zu erfahren, daß er einen blauen Rock trug und die Interims-Nankin-Beinkleider der Freiwilligen, und daß sein, überhaupt etwas kurzer Hals die hintere Krempe seines Hutes aufstülpte, in der Weise wie die Schaufelhüte der bischöflichen Geistlichkeit. Dabei nöthigt die Wahrheit mir die Bemerkung ab, daß er hinsichtlich seiner Kleidung nicht eigensinnig war, und daß ein Offizier, dem das Äußere und die Ausrüstung seiner Mannschaft am Herzen gelegen, die militairische Nettigkeit des Anzugs und der Waffen des Dichters in Frage gestellt haben würde. Aber Burns' Oberster war ein Reimschmied und der Dichter mußte mit den Versen seines Chefs noch mehr Nachsicht haben als dieser mit der Bekleidung und Armatur des nachlässigen Barden."

„Vom Tage seiner Heimkehr bis zur Stunde seines frühen Todes glich Dumfries einem belagerten Ort. Man wußte, daß er im Sterben lag, und die Theilnahme, nicht der Reichen und Gelehrten allein, auch der Handwerker und Bauern übertrifft jede Vorstellung. Wo zwei oder drei beisammen standen, redeten sie von Burns und nur von ihm. Sie besprachen sein Leben, seine Person, seine Schriften, seine Familie, seinen Ruhm und sein vorzeitig nahendes Ende, und sie sprachen von alledem mit einer Wärme und einem Enthusiasmus, daß ich schon deshalb immer gern an Dumfries zurückdenken werde. Was er

längst oder eben erst gesagt und was die Ärzte über ihn urtheilten — und Maxwell war ein freundlicher und geschickter Arzt — das wurde hastig aufgegriffen und von Straße zu Straße, von Haus zu Haus getragen. Seine heitere Laune blieb ungetrübt, sein Witz unverändert. Mit nassen Augen stand einer von den Freiwilligen an seinem Bette. Lächelnd schlug er den Blick zu ihm auf und sagte: „John, laß das ungeschickte Detachement nicht über mich wegfeuern.‘ Er fühlte, wie der Tod ihn faßte, und mehr in Ernst als Scherz fragte er eine Dame, die ihn besuchte, welche Aufträge sie für die andere Welt habe. Lächelnd widerlegte er die Hoffnungen seiner Freunde und versicherte sie, er habe lange genug gelebt. Je näher sein Leben dem Abschlusse kam, desto reger, ohne Zudringlichkeit, wurde die Theilnahme seiner Mitbürger. Freilich war er ein Accisbedienter und dies, um mancherlei Ideenverbindungen willen, ein seinen Landsleuten verhaßtes Wort. Aber er that seine Pflicht sanft und freundlich, und statt diejenigen seiner Kameraden, welche strengste Übung des Gesetzes foderten, seinerseits aufzumuntern, suchte er ihren Eifer zu mäßigen. Das machte ihn beliebt, und weil die Dichtkunst von den Schotten verehrt wird, sahen sie in ihm kaum weniger als einen begeisterten Gott. Es ist die Gewohnheit der jungen Männer in Dumfries, während ihrer Mußestunden sich auf der Straße zu versammeln, und das bot mir Gelegenheit, die allgemeine Theilnahme jedes Standes und Alters zu bemerken. Seine Differenzen mit ihnen in Betreff einiger wichtigen Punkte menschlicher Speculation und religiösen Hoffens waren vergessen und vergeben. Sie dachten nur an seinen Genius und an das Entzücken, das seine Dichtungen ihnen geschaffen, und sie sprachen von ihm mit einer Ehrfurcht, als sprächen sie von einem scheidenden Gotte, dessen Stimme sie ferner nicht erfreuen solle. Seine letzten Momente sind nie beschrieben worden. Der Auflösung gewärtig, hatte er den Kopf ruhig aufs Kissen gelegt, als sein Wärter ihn an die Arznei erinnerte und ihm die Tasse an die Lippe hielt. Er fuhr plötzlich auf, leerte die Tasse in einem Zuge, griff mit den Händen aus wie Einer, der schwimmen will, stürzte kopfüber aus dem Bette, fiel mit dem Gesichte zu Boden, stöhnte und war todt.“

„Von Byron's Sterbemomenten besitzen wir weder ausführliche noch ganz deutliche Nachricht. Er starb in einem fremden Lande, unter Barbaren oder Ausländern und, wie es scheint, ohne den Beistand eines entschlossenen Arztes, dessen Festigkeit oder Überredung seinen halsstarrigen Sinn gebrochen hätte. Sein Widerwille gegen Aderlaß war eine Schwachheit, die er mit vielen Wohlunterrichteten gemein hatte, denn es ist kein ungewöhnlicher Glaube, daß der erste Lanzettenstich den nahenden Tod bannen könne, und die solches glauben, mögen deshalb gern das wirksame Bannmittel bis zum Äußersten sparen. Mit Gefühlen der Bitterkeit, wie selten Einer, war er aus dem Heimatlande geschieden und sein häusliches Unglück hatte jede Hoffnung künftigen Seelenfriedens zerstört. Dieser Zustand wurde noch verschlimmert durch jeweilige Zuträgereien indiscreter Reisenden, durch seinem Charakter nachtheilige Gerüchte und durch die hastige, gemeine Gier, womit müßige Geschichten in Umlauf kamen, die von seiner Schwäche oder Thorheit zeugten. Dennoch ist Grund, zu vermuthen, daß lange vor seinem frühzeitigen Tode das Land seiner Geburt im reinsten Glanze vor seiner Seele stand, und daß sein wegen der Sünden Weniger gegen Viele genährter Haß von ihm gewichen oder im Entweichen war. In mehr als einer Stelle seiner Dichtungen hat er sich Schottlands und seiner schottischen Abstammung gerühmt; mit Stolz gedenkt er des Landes seiner Mutter und singt mit Stolz, daß er von Geburt ein halber, von Herzen ein ganzer Schotte sei. Von Sir Walter Scott, seinem großen Rival in der Popularität, spricht er stets freundlich, und für die Artigkeit, die er ihm erwiesen, hat er dessen unverminderte Bewunderung geerntet. Stets hat Scott sich über Byron geäußert, wie er bis zuletzt über ihn geschrieben, und wer jenen gekannt hat, begreift das Charakteristische seiner Beständigkeit. Die Nachricht von Byron's Tode überraschte London wie ein Erdbeben. Der große Haufe, der nichts von Literatur weiß und kein Gefühl hat für den Flug der Poesie, trauerte, weil er glaubte, und glaubte, weil die Tagesblätter glaubten, daß eine der hellsten Leuchten am Firmamente der Dichtkunst für immer erloschen sei. Bei den Männern der Literatur mischte sich vielleicht in das Gefühl des öffentlichen Verlusts ein anderes — das Gefühl, daß ein Riese ihnen aus dem Wege getreten und daß sie nun Raum hätten, eine Lanze zu brechen mit Einem ihres Gleichen, ohne fürchten zu müssen, von feurigem Ungestüm und kolossaler Kraft entsattelt zu werden. Aber mögen sie ihn gefürchtet, oder beneidet, oder geliebt haben, es gibt wol keinen, der nicht den nationalen Verlust empfunden und den es tief geschmerzt, daß Byron so bald und an fernem Gestade fallen mußte.“

„Ich war noch jung, als Burns starb; aber ich erkannte, daß ein ungewöhnlich starker Geist aus unserer Mitte geschieden sei. Mit seinen Liedern und seinen Gedichten hatte er sich meiner Phantasie bemächtigt und mein Herz berührt. Ich ging, ihn zum Begräbnisse ausgestellt zu sehen; mehre ältere Personen begleiteten mich. Er lag in einem einfachen, ungeschmückten Sarge, ein linnenes Tuch überm Gesichte, und auf dem Bette und rings um die Leiche dichtgestreute Blumen und Kräuter, wie es Landessitte ist. Die lange Krankheit hatte ihn magerer, aber die braune Farbe seines dunkeln, tief markirten Gesichts hatte der Tod nicht brauner gemacht. Der Todeskampf zeigte sich im untern Theile; dagegen war seine breite und offene Stirn bleich und heiter, umgeben von seinem starken schwarzen, leicht mit Grau gemischten Haar, das eher wellen- als lockenförmig. Das Zimmer, wo er lag, war reinlich, ohne Prunk, und das Bescheidene in des Dichters niederer Wohnung rückte die Gegenwart des Todes dem Herzen näher, als wenn Eitelkeit seine Bahre verschönt und mit den Wappenschildern hohen Alterthums und Ranges bedeckt hätte. Wir standen mehre Minuten, ihn schweigend anblickend; wir gingen und Andere folgten; die Masse war groß, aber kein Gewirr, kein Gedränge; Einer schritt hinter dem Andern her, so geduldig und ordentlich, als hätten sie Alle es so miteinander verabredet; keine Frage wurde gethan, kein Flüstern wurde laut. Das geschah etliche Tage nach seinem Tode. Es ist Gebrauch in Schottland, bei der Leiche zu wachen, nicht unter wildem Geheul und wildern Gesängen und großem Aufwand von starken Getränken, wie bei unsern beweglichen Nachbarn, sondern schweigend oder betend. Der Aberglaube sagt, es bringe Unglück, eine Leiche allein zu lassen, und sie bleibt nie allein. Ich weiß nicht, wer bei Burns' Leiche gewacht hat; ich wünschte, Theil an der Ehre zu nehmen; doch meine Jugend würde die Bitte haben thöricht erscheinen lassen und gewiß wäre sie mir abgeschlagen worden.“

„Indem ich die Grabesausstellung von Byron's Leiche bespreche, muß ich von den Gefühlen anderer Menschen und von den Gebräuchen eines höhern Standes reden. Es wurde von Zeit zu Zeit angekündigt, daß er in Staat ausgestellt werden solle, und je wie die Ausschmückungen von des Dichters Bahre fortschritten, wurde es in hundert Tagesblättern erzählt. Endlich waren sie beendet, und damit die Neugier der Armen von der Bewunderung der Reichen gesondert würde, erhielten letztere Einlaßkarten und wurde ihnen ein Tag bestimmt, an welchem sie hingehen und das ausgeschlagene Zimmer und die blasonnirte Bahre anstaunen sollten. Paire und Pairinnen, Priester, Dichter und Staatsmänner fuhren vor in vergoldeten Carrossen und in gedungenen Miethwagen, und schauten auf die Pracht der Begräbnißzurüstungen, und wie reich und eitel das Bahrtuch war, das die Leiche des Unsterblichen barg. Jene leeren Zierathen, durch welche der Rang nachweisen will, wie hoch er über dem gemeinen Volke stehe, sie gehörten dem Pair, nicht dem Dichter. Sein Genius bedurfte dieser Auszeichnungen nicht, und alle jene Herrlichkeit diente nur, unsere Gedanken zu theilen zwischen ihr und dem Manne, dessen begeisterte Zunge nun

auf immer verstummt war. Wen kümmerte Lord Byron, der Pair und Geheimerath, sammt seiner Wappenkrone und seiner langen Abstammung von Fürsten auf der einen, von Helden auf dieser und der andern Seite! Und wen kümmerte nicht George Gordon Byron, der Dichter, der uns entzückt hat und unsere Nachkommen entzücken wird mit seinen tiefen, leidenschaftlichen Gesängen! Die Huldigung wurde dem Genius, nicht dem Range gebracht, denn ‚Lord' kann jedem Klumpen Thon aufgedrückt, aber Begeisterung nur dem feinsten Metall eingeprägt werden."

„Ich bin in Verlegenheit, mit welchen Worten ich von dem Tage sprechen soll, wo die Menge eingelassen wurde. Nie habe ich ein gleich seltsames Gemisch schweigenden Schmerzes und trotziger, ungezähmter Neugier gesehen. Während der Eine mit tiefer Ehrfurcht auf des Dichters prunkenden Sarg blickte und des begabten Geistes gedachte, der noch vor kurzem diese kalten Überreste belebt, betrachteten Andere das Ganze wie eine Ausstellung oder ein Schaugepränge zur Unterhaltung für Müssiggänger und Sorgenfreie und bekrittelten die Anordnungen im Sinne von Menschen, die für ihre Zeit belohnt sein wollen und die an jedem Orte, den sie die Güte haben, zu besuchen, Alles nach ihrem Geschmacke verlangen. Es war ein Gedrang, ein Getrampel, eine Ungeduld, so roh und trotzig, wie ich es schlimmer vor keinem Theater gesehen. Unartige Worte flogen umher und Fragen wurden mit so beharrlichem Bestehen auf Antwort gethan, daß selbst die Stummen das Schweigen und die Ruhe ihres Amtes aufgeben und mit Zunge und Faust zwischen die Besucher und den Staub des Dichters treten mußten. Wegen einer solchen Scene wurden einige Zierathen, die am ersten Tage da gewesen, am zweiten weggenommen, und diese Verdächtigung des gesunden Sinnes und des Schicklichkeitsgefühls der Menge veranlaßte zahllose Äußerungen des Unwillens, die ebenso warm als unziemlich. Schlag fünf wurde alles Volk hinausgetrieben, Mann und Weib, und der reiche Sarg trug hinreichende Beweise, daß Hunderte gieriger Finger ihn angetastet und viele davon nicht überrein gewesen."

„Die Menge, die Burns zum Grabe begleitete, hielt Schritt mit den Hauptleidtragenden; es mochten 10—12,000 sein. Kein Wort wurde gesprochen und obgleich, als die Erde sich über ihrem Lieblingsdichter schloß, nicht Alle nahe sein, Viele nicht einmal es sehen konnten, verrieth sich doch keine rohe Ungeduld, keine trotzige Täuschung. Es war ein ergreifender und rührender Anblick, Menschen jeden Ranges, jeden Glaubens, jeder Meinung, brüderlich vereint, Einer neben dem Andern, die Straßen von Dumfries entlang schreiten zu sehen, den Überresten Dessen folgend, der wahr und zart, wie Keiner nach ihm, von ihrer Liebe und ihren Freuden und von Allem gesungen, was die Häuslichkeit schön macht. Burns wurde mit militairischen Ehren begraben. Ich hätte den militairischen Theil des Zugs weggewünscht, denn ich gehöre zu Denen, die das Einfache lieben, wo es sich um Talent handelt. Das Scharlach und das Gold, die fliegenden Fahnen, der gemessene Schritt, der soldatische Putz und das klingende Spiel — das erhöhte nicht die Feier der Begräbnißscene, stand in keiner Verbindung mit dem Dichter. Es dünkte mich damals und dünkt mich noch jetzt ein müssiger Prunk, ein Stück unnützen Flitters, das man um so eher hätte sparen können, da der Vernachlässigte, der Verleumdete, der Verhöhnte in jenem Corps keine Freundlichkeit von Denen erfahren hatte, die später stolz darauf waren, sich zu seinen Zeitgenossen und Landsleuten zu zählen. Sein Geschick ist Schottland zum Vorwurfe gerechnet worden; aber von England nimmt der Vorwurf sich übel aus. Nur wenn wir Butler's Tod, Otway's letzten Bissen, Dryden's hohes Alter und Chatterton's Giftbecher vergessen, mögen wir uns allein der Schmach anklagen, ein hervorragendes Talent vernachlässigt zu haben. Ich befand mich am Rande des Grabes, worein der Dichter versenkt werden sollte. Es war ein Zögern unter den Trauernden; Keiner wollte von den Überresten scheiden. Und als er endlich hinabgelassen wurde und die erste Schaufel voll Erde vom Sargesdeckel widerhallte, blickte ich auf und sah Thränen, wo selten Thränen waren. Die Freiwilligen rechtfertigten die Besorgniß ihres Kameraden; die drei Salven knisterten und zappelten. Die Erde wurde zusammengehäuft, grüner Rasen darauf gelegt; noch etliche Minuten stand die Menge, dann ging sie schweigend auseinander. Der Tag war schön, fast keine Wolke verhüllte die Sonne und vom Morgen bis zum Abende fiel kein Tropfen Regen. Ich bemerke dies, nicht, weil ich den gemeinen Aberglauben theile, daß ‚die Leiche glücklich, die der Regen beregnet', sondern zu Widerlegung eines frommen Betrugs in einem religiösen Journale, das beim Begräbnisse eines profanen Dichters den Himmel seinen Zorn in Donner, Blitz und Regen ausgießen läßt. Ich weiß nicht, wer das Märchen ersonnen hat, begehre es auch nicht zu wissen; daß es aber ein Märchen, können Tausende bezeugen. Es ist Ein Beweis statt vieler, wie unredliche Zeloten in einem Aufruhr der Elemente den göttlichen Zorn erkennen und Männer, die Wahrheit und Gottesfurcht im Munde tragen, dem Himmel ins Antlitz sehen und sehr bedachtsam lügen."

„Eine kleine Zahl erwählter Freunde und Bewunderer folgten Lord Byron zum Grabe. Seine Wappenkrone wurde vor ihm hergetragen und es mangelte auch sonst nicht an Bezeichnungen seines Standes; aber mit Ausnahme der versammelten Menge deutete nichts auf seinen Genius. Laut eines seltsamen Gebrauchs der Großen fuhr ein langer Zug leerer Wagen hinter den sogenannten Trauerwagen, eine Verspottung des Todten durch müssigen Prunk, eine Versperrung der ehrlichern Sympathien der Menge durch leere Schaustellung. Und wo waren die Eigenthümer jener Vehikel der Trägheit und des Luxus? Wo waren die Männer von Rang, auf deren dunkle Stammbäume Lord Byron das Licht seines Genius geworfen und deren adligen Stirnen er einen ungewohnten Sonnenkranz geliehen? Wo waren die großen Whigs? Wo die vornehmen Tories? Konnte bloße Meinungsverschiedenheit in Sachen menschlichen Glaubens diese eigensinnigen Menschen fern halten? Und vor Allem, wo waren die Freunde, mit denen die Ehe ihn verschwägert? Keine Gattin blickte auf den verlassenen Leichnam, kein Kind netzte ihn mit einer Thräne. Ich mag nicht Richter sein über häusliche Unfälle und will glauben, daß die Trennung keine Versöhnung hoffen ließ. Wer aber konnte dabei stehen und dieses blasse, männliche Antlitz sehen und seine schwarzen Locken, die früher Kummer gelichtet und gebleicht, und nicht fühlen, daß, begabt wie er mit einer Seele war, die den Standpunkt anderer Menschen weit überragte, doch sein häusliches Unglück unser Mitleid ebenso bestimmt foderte wie sein Genius unsere Bewunderung?"

„Als Burns' Laufbahn sich abgeschlossen, hatte ich einen andern Anblick — eine weinende Witwe und vier hülflose Söhne. Sie kamen in ihren Trauerkleidern auf die Straße und neu erwachte für sie das öffentliche Mitgefühl. Ich werde nie das Aussehen seiner Knaben, nie die Theilnahme vergessen, die sie erregten. Das Leben des Dichters ist nicht ohne Verirrungen, nicht ohne solche Verirrungen gewesen, die ein Weib langsam vergibt. Dennoch hat die unabwendbare Liebe seines Weibes ihn geehrt und für ihre Klugheit und ihre Liebe hat die Welt sie mit Achtung belohnt." 7.

Literarische Notiz.

E. Quinet gab eine neue Schrift heraus: „Du génie des religions", deren erster Entwurf bereits vor zwei Jahren an der wissenschaftlichen Facultät zu Lyon vorgetragen wurde und selbst in dieser skizzenhaften Gestalt große Aufmerksamkeit erregte; und A. Gibon, Prof. an der Schule des heiligen Ludwig: „Cours de philosophie", wovon der erste Band unter dem Titel „Psychologie-logique" erschienen ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 114. —— 24. April 1842.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaukratie und Collegialverwaltung.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Erheblicher würde es gewesen sein, den Ursprung collegialer Geschäftsführung in der Einrichtung der Schöffenstühle, in den Zünften und städtischen Obrigkeiten, mit gehöriger Unterscheidung römischen und deutschen Ursprunges nachzuweisen, sowie in der Ausbildung des Gerichtswesens und der Gerichtsbehörden, denen bis in die neueste Zeit gemeinhin ein großer Theil der übrigen Staatsverwaltung mit oblag. Anstatt dessen macht der Verf. einen großen Sprung aus dem deutschen Reiche in das Markgrafthum Brandenburg und das Herzogthum Preußen. Denn nur aus diesen beiden Provinzen erzählt der Verf. Einiges über die ältern Einrichtungen in denselben, was aber beiweitem nicht ausreicht, um ein übersichtliches Bild von dem ältern Zustande und dessen fortschreitenden Veränderungen zu verschaffen. Umfassender, richtiger und genügender ist die Geschichte der neuern Zeit seit dem großen Kurfürsten vorgetragen. Jedoch beschäftigt sich dieselbe viel zu sehr und vorzugsweise mit der Gestaltung der obersten Staatsbehörden und besonders des Ministeriums, dann aber wieder der Stellung der Landräthe, worüber die Stellung der Mittelbehörden und deren außerordentliche Wichtigkeit zu sehr aus dem Auge verloren worden ist. In Betreff des erstern ist es allerdings sehr anschaulich gemacht, wie das Generaldirectorium eine Art von Ministercongreß bildete, dessen Geschäftsverwaltung weder mit dem Geschäftsandrange noch mit dem Grundsatze der Einheit in der Staatsverwaltung in Einklang zu bringen war, dessen Umbildung also in Departementsministerien mit bureaumäßiger Geschäftsführung und mit Unterordnung unter die Gesammtheit des Staatsministeriums ein nicht abzuleugnender Fortschritt gewesen ist. Wenn hierbei der Verf. am Schlusse eine Bemerkung macht, welche von ebenso großer theoretischer Gediegenheit als praktischer Wichtigkeit ist, freuen wir uns, sie mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.

Bevor überhaupt von der zweckmäßigen Einrichtung des Geschäftsganges einer Staatsbehörde die Rede sein darf, ist die Präliminarfrage: ob die Hauptgeschäfte richtig gesondert, die Arbeit zweckmäßig getheilt, jeder Station die entsprechende selbständige Stellung und Machtbefugniß verliehen worden? Ehe in diesen Stücken nicht das richtige Verhältniß gefunden worden, ist es eine ganz eitele Erwartung, von der Einführung der einen oder der andern Verwaltungsform oder der möglichen Vereinigung beider sich das Heil des Dienstes zu versprechen. Die wichtigste Aufgabe, welche der Verwaltungspolitik gestellt wird, bleibt immer zunächst die der richtigen und der Sache überall entsprechenden Sonderung der Geschäfte, immerwährende Einheit der Geschäftsbestrebungen zu realisiren und alle Mannichfaltigkeit in eine Effectstotalität zusammenzufassen.

Diese treffliche Stelle allein veranlaßt ein ganzes Buch von Betrachtungen und Vergleichungen. Zeigt die gegenwärtige Eintheilung der Ministerien eine wahrhafte Geschäftstheilung nach der Zusammenhängigkeit oder Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile? Sind nicht Gegenstände zerrissen, die zusammengehören, und umgekehrt Dinge verbunden, welche eine sehr entgegengesetzte Behandlung bedingen? Müssen hierunter nicht blos die Sachen leiden, sondern hat dies auch noch Rückwirkung auf deren Betrieb, den Geist und die Richtung der Verwaltung überhaupt? Offenbaren die Gesetze und Anordnungen durchgängig eine deutliche Ansicht von Dem, was überhaupt die Regierung beabsichtigt, von der Richtung ihrer Leitungsmaximen, von der Übereinstimmung aller dafür genommenen Maßregeln, oder ist in diesen mitunter ein Entgegenwirken und Zwiespalt in den Grundsätzen unverkennbar? Besteht in der Rang- und Unterordnung der Behörden eine solche Abstufung, daß jede auf ihrem Platze ihr ganzes Ansehen behauptet, mit aller Selbständigkeit, aber auch aller Verantwortung ihren Beruf erfüllt, keinem Vor- oder Übergriffe ausgesetzt ist und durch nichts aus der Bahn herausgebracht werden kann, so Gesetz und Dienstanweisung ihr vorzeichnen? Wie groß oder übergroß ist in dieser Beziehung die Abhängigkeit, die Einwirkung und Verlockung der Gunst oder Ungunst der Vorgesetzten, vorzüglich in Betreff der Berufung und Beförderung der Staatsbeamten zu ihren Stellen? Es ist hier nicht unsers Amtes, auf die Beantwortung aller dieser Fragen einzugehen; nur eine einzige Bemerkung zu machen und eine andere des Verf. anzuführen, sei uns gestattet. Der Nepotismus und die Beförderung der Günstlinge ist ein so tiefgreifendes Übel, so sehr die Wurzel des öffentlichen Wohles angreifend, und dessen giftige Folgen sind so allgemein bekannt, daß es kaum zu begreifen ist, wie parasitisch diese Giftpflanze seit 1810 hat wuchern und sich ausbreiten können. Wenn

auch dazu mannichfach der Vorwand der Bevorzugung des Talents und des Wissens gemisbraucht worden ist, so ist diese Täuschung doch allzu durchsichtig, um nicht hindurchzusehen. Dienstehre und Diensteifer der gesammten Beamtenschaft sind von ungleich höherm Belange, aber neben Nepotismus nicht aufrecht zu erhalten. Indessen derselbe Geist, welcher die Bureaukratie bedarf, um sein Wesen zu treiben, nährt auch den Nepotismus und die Begünstigung.

Es ist schwierig — bemerkt der Verf. — in der neuen Organisation der preußischen Staatsbehörden die Stellung der Oberpräsidenten richtig zu begreifen, auch schon vielfach geäußert worden, daß eine klare Vorstellung davon aus Demjenigen, was öffentlich über den Zweck dieses Instituts mitgetheilt worden, nicht zu erlangen stehe.

Das klingt fast, als wenn die Oberpräsidien außer ihrem öffentlich bekannten Wirkungskreise noch einen geheimen hätten, was jedoch keine sonstige Wahrnehmung bestätigt. Sollen sie aber hauptsächlich perpetuirliche Commissarien des Ministeriums zur Beaufsichtigung sein, so liegt es freilich in der Natur der Menschen und dieses Auftrags, daß sie demselben so wenig als die Kreisjustizräthe, bei deren Einführung noch andere sonst für unverbrüchlich gehaltene Grundsätze straks übertreten worden sind, für die Dauer entsprechen mögen, weil jede fortwährende Localaufsicht durch allmälige Abschleifung wirkungslos wird. Nur zweckmäßige, in die Geschäftsverwaltung eindringende und sie umfassende, auch stets mit neuem Triebe ausgeführte Visitationen können etwas, können viel leisten.

Nachdem nun der Verf. die Trennung der gesammten Staatsverwaltung von den Justizbehörden und die Einrichtung der Consistorien, Medicinalcollegien und Regierungen dargethan hat, liefert er die mehren Gesetze, durch welche diese Behörden seit 1808 umgestaltet worden sind, im Auszuge. Dieser trockene Auszug aber verschafft keine Anschauung der Eigenthümlichkeiten und des Effects dieser Veränderungen, noch der Veranlassung und Ursachen ihrer Vornahme, was eigentlich die Krone des ganzen Werkes gewesen sein würde. Denn wie in den Mittelbehörden im Grunde der Stützpunkt der ganzen Staatsverwaltung beruht, auch eigentlich nur in und bei ihnen ein Kampf zwischen Bureaukratie und Collegialität obwalten kann und aus dem Übergewichte des einen oder andern Systems in ihrer Geschäftsführung sich die ganze Richtung der Landesregierung erkennbar macht, so würde es von dem höchsten Interesse gewesen sein, aus den wechselnden Anordnungen der Regierungsinstructionen den jedesmaligen Vor- oder Rückschritt des Liberalismus oder des Absolutismus zu erweisen und anschaulich zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Waldteufel, von Ladislaus Tarnowski. Gespenstergeschichten und Sagen. Drei Theile. Grünberg, Levysohn u. Siebert. 1841. 8. 3 Thlr.

Warum heißt dieses Buch Waldteufel? warum nicht Haus-, Stadt- oder Landteufel? und überhaupt warum Teufel? Der Teufel spielt zwar in den meisten dieser wunderlichen Erzählungen eine Rolle, aber doch nicht in allen. „Der Königsstuhl, oder das Berggespenst, ein schwedisches Stück aus dem 18. Jahrhundert", voll poetischer Ausschmückung und ohne Teufel; „Der mitternächtige Thurmteufel, ein mittelschlesischer Adventspuk aus dem 16. Jahrhundert", voll lebhafter, wilder, grausenhafter Schilderungen; und „Die Fiedler von Strathspey, ein Teufelsschottisch aus alter Zeit", schienen Ref. die ansprechendsten dieser Sagen zu sein. Wenngleich auch der gebildete Leser, der sich an den phantastischen Gebilden des Märchens erfreut, diese Producte einer geistreichen, allgemein geschätzten Feder mit Vergnügen lesen wird, so möchten wir sie doch auch den jetzt so Mode werdenden Volksbibliotheken anempfehlen, denn die Sage ist eigentlich die Poesie des Herdes in der Hütte, welche der Armuth leere Wände schmückt — sie geht aus dem Volke hervor zum Trost des Volks und ist besonders empfehlungswerth, wenn ihre Tendenz moralisch ist und auf jeglichen Fehltritt gehörige Strafe folgen läßt. Diese Hauptbedingung der Sage erfüllt vorliegendes Werk, und es kann in der Hütte ebenso erfolgreich als der Pfarrer auf der Kanzel tugendhaftes Handeln und frommes Leben fördern.

2. Erzählungen, Sagen und Gedichte von Paul Lamatsch von Warnemünde. Zwei Theile. Znaim, Fournier. 1841. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Erzählungen sind anmuthig vorgetragen und interessanten Stoffen und Zeiten angepaßt, die Gedichte größtentheils unbedeutend, doch dann und wann ansprechend, zuweilen auch witzig und humoristisch. Unter letztern fiel Ref. im Gedicht „Der weibliche Anwalt" der vor einer Heirath mit einem Dichter warnende Vers auf:

> Der ein Gedicht Euch legt zu Füßen,
> Worin er preist mit Dichterwuth
> Die Locken, die ums Haupt Euch fließen,
> Und Eurer Augen helle Glut,
> Der Euch erhebt zur Himmelshöh,
> Dem sagt Adieu.

Jetzt kann ein Jeder dichten, da die deutsche Sprache so fügsam geworden ist und selbst in den Schulen das Dichten gelehrt wird. Dazu kommt auch, daß wir durch einige unserer neuen talentvollen Dichter sehr verwöhnt sind und unsere Ansprüche gesteigert haben, sodaß wir durch das bunte Gewebe der Versification immer Genie und Talent erschauen wollen, und Genie spricht nicht in diesen Productionen, wenn auch das Talent willig zugestanden wird.

3. Irrfahrten eines Komödianten. Schilderungen des Theaterlebens aus den Papieren eines ehemaligen Schauspielers; herausgegeben von Held. Erfurt, Selbstverlag. 1842. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Vorrede enthält folgende Warnung: „Jüngling, Jungfrau, die Welt dort oben ist Täuschung! Es ist ein Maskenball, was du siehst! Bleib zurück! denn wenn du aus dem Rausche erwachst — und das wird bald geschehen — dann, dann wirst du nüchtern und elend sein. In der That, der Zudrang junger Leute zum Theater wird immer größer und dadurch nicht allein der Ruin des deutschen Theaters, sondern auch das Elend der Zudringlichen selbst erzeugt. Der Schein der Lampen bringt Illusionen hervor, mit ihrem Verlöschen gähnt die nackte Wirklichkeit schrecklich entgegen. Ich habe in wenig Jahren viel erlebt; ich will es niederschreiben, was ich erlebte, eine Warnungstafel für alle Diejenigen, welche, von romantischen Sinnen oder der Eitelkeit verführt, auf den Brettern das Heil ihres Lebens suchen und nichts finden als Mishandlung der Seele und Darben des Körpers." Die vor der Theater-Carriere gewarnten jungen Leute können nun freilich Manches gegen die Schilderung des Berufs einwenden, indem wol keiner sein Loos dem einer schlechten, herumziehenden Truppe anschließen möchte und jeder Jüngling wol das höhere Künst-

lerleben eines Devrient, Talma u. A. vor Augen hat, auch jeder Anfänger sich als gefeierter, nicht nur als geduldeter Künstler träumt. Gottlob, daß jene Misère, jenes Gewebe von Gemeinheit, Hunger und Kummer, von physischem und moralischem Schmuz des Lebens, nicht unzertrennlich vom Schauspielerberuf ist, und daß der eingefleischte Komödiant sich nicht nur zu einem guten Bürger umzugestalten vermag, wenn er seinem Berufe entsagt, sondern sogar das Wirken und Leben eines guten Bürgers mit dem Schauspielerberuf vereinigen kann. In seiner Geringschätzung des Schauspielerlebens gehört dieses Werk einem vergangenen Jahrhundert an und nicht der jetzigen Zeit, welche unter dem Einflusse der Aufklärung und Gerechtigkeit alle Vorurtheile gegen Stände abstreift. Als Roman enthalten diese „Irrfahrten" manchen belustigenden Auftritt, manche humoristische Bemerkung, manche gute Reflexion über einzelne Theaterstücke und geben manchen Aufschluß über das Theaterwesen hinter den Coulissen, woraus hervorgeht, daß es nicht gut sei, hinter Coulissen zu blicken.

4. Erzählungen und Humoresken von Joh. Em. Veith. Drei Theile. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. Wien, Braumüller u. Seidel. 1842. Gr. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der geniale Humor dieser Feder wird immer fesseln, wenngleich dann und wann sowol Erzählungen als Humoresken etwas in die Länge gezogen sind. „Das Mägdlein und die Toilette, eine Alltagsgeschichte", ist weit davon entfernt, eine alltägliche zu sein, und der Einfluß der Kleidung der schönen Stadtschreiberstochter auf die Liebe ihres Verehrers ist außerordentlich launig, poetisch und anmuthig durchgeführt. Auch „Frau Martha, eine harmlose Vorstadtgeschichte", versetzt den Leser wirklich in die Vorstadt mit ihren vagen Interessen und kleinlichem Treiben. „Der Trost, ein Märchen", mochte Ref. weniger gerathen dünken, trotz der tiefern philosophischen Wahrheiten, die in dessen Hülle gekleidet sind, und Hr. Dedans mit seinem Diener Dehors, welche Trost zu kaufen suchen bei dem Kaufmann Ostentatorius, deuten tiefe Wahrheiten an, welche indeß zu lang durch das bunte Lumpenkleid des Märchens hingezogen sind, sodaß dem Leser schwer wird, sie herauszufinden. Die Poesien, welche sowol in Novellen als in Märchen eingestreut sind, gereichen, ohne poetische Kunstwerke zu sein, doch den Prosaproducten zur Zierde und Würze; sie stehen als Dichtung auf der Stufe der Lebkuchenreime, Maskeradenscherze, Gelegenheitsgedichte, sind aber immer an ihrem Platz passend, voller Witz und Humor, und machen den Effect der grellen Lichtpunkte, die man bei den Bildern der niederländischen Schule oft angebracht findet und welche den Effect bedeutend erhöhen.

5. Maienglocken von Heinrich Loose. Erstes Bändchen. Leipzig, Böhme. 1842. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Ein Liebes- und Gefühlsroman, in welchem manche interessante Lebensfrage besprochen wird. Diese Besprechungen haben meist Hand und Fuß, die Gefühle aber schreiten auf Stelzen einher und die handelnden Personen sind Unnaturen; besonders Amalia, die Heldin, macht stets den Eindruck einer Schauspielerin auf den Bretern, denn die einzige naturgemäße Handlung, die von ihr erzählt wird, ist, „daß sie ihrem Gatten einen herrlichen Knaben gebar". Ihr Gatte ist ein Dichter, „und die Quelle seiner Poesie floß fort und fort und wurde jetzt, nachdem sie im Anfange idyllischer Natur gewesen, großartiger, und hohe weltgeschichtliche Personen gingen allmälig als dramatische Gestalten aus ihr hervor". Die interessanteste Gestalt des Romans ist unstreitig Ernst, welcher in seinen Studentenjahren der Demagogie verfiel und dadurch sein Lebensglück verscherzte, und dem selbst das Liebesglück versagt ist, denn er liebt Amalie, welche sein Freund Friedrich in verschiedenen Träumen und endlich auch im Wachen die Seine nennt. Ernst stirbt am Nervenfieber, das die heftige Gemüthsbewegung und eine Erkältung ihm zugezogen, und seine fromme Mutter folgt ihm bald nach, sodaß der Leser befriedigt das Buch zuschlagen kann, da er alle die Gestalten, welche auf sein Interesse Anspruch hatten, glücklich sieht. 8.

Aus Italien.

Bei der Zusammenkunft der Naturforscher zu Pisa im October 1839 trug der Comthur Vinc. Antinori in der Abtheilung für Physik darauf an, daß man auf verschiedenen Punkten der Halbinsel gleichzeitig meteorologische Beobachtungen anstelle, mit Werkzeugen, die unter sich eine Vergleichung zuließen, und in einer Weise durchgeführt, damit ihre Ergebnisse leicht der Berechnung unterworfen werden könnten, sobald sie an einem gemeinsamen Mittelpunkte vereinigt würden. In einer Schrift: „Sulla necessità di stabilire un regolare sistema di osservazioni di fisica terrestre", die er vertheilte, setzte Comthur Antinori seine Ansicht noch bestimmter auseinander. Aber schon damals erhob Ritter Ang. Bellani, der von Antinori angegangen worden war, um über den zu befolgenden Plan sich zu äußern, Zweifel gegen das Gelingen eines solchen Unternehmens und behielt sich vor, seine Meinung bei einer andern Gelegenheit gründlicher auseinanderzusetzen. Im „Giornale dell' Istituto Lombardo" (1841, Heft 6) hat er diese Zusage erfüllt, jedoch nur um jene Meinung zu bekräftigen, daß Schwierigkeiten, die in den Beobachtern, Schwierigkeiten, die in den Instrumenten, und Schwierigkeiten, die in der Weise zu beobachten liegen, die Meteorologie noch lange hindern werden, sich mit Grund eine Wissenschaft zu nennen. Nicht sowol Mangel an Interesse für meteorologische Erscheinungen bringt Bellani zu seiner verzweifelnden Äußerung; denn er selbst läßt seiner Auseinandersetzung ein Verzeichniß der Gesellschaften und Vereine vorausgehen, welche für Meteorologie in England, in Deutschland, in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz thätig waren, und Bellani folgert aus der Ergebnißlosigkeit dieser Bemühungen, die ihm unbestreitbar vorzuliegen scheint, daß die Hindernisse aus der Eigenthümlichkeit der Aufgabe selbst hervorgehen müßten. Bellani glaubt, daß die Meteorologie, wenn sie jemals Wissenschaft werden sollte, eine Anstrengung von Kräften verlange, die außer Verhältniß zu ihrem Ergebniß wären. Nur jahrelange, durch lange Reihen von Jahren gewissenhaft, nicht von mehren, sondern von vielen Beobachtern aufgezeichnete Beobachtungen können erfolgreiche und glaubwürdige Resultate begründen. Aber wo sind stets und an jedem Orte die mit den nöthigen vorgängigen Kenntnissen ausgerüsteten Leute anzutreffen, die Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und der freien Zeit genug haben, um an so vielen und häufig unbequemen Stunden, bei Tag und bei Nacht, Jahr aus Jahr ein, ohne Unterbrechung selbst die Beobachtungen anzustellen, die, wenn sie das Alter verzögert, Krankheit unterbricht oder der Tod gar zerreißt, so selten einen Fortsetzer in ganz gleichem Geiste finden. Dazu kommt, daß für jeden Ort diesen Einen zu finden nicht ausreicht, sondern daß nach den neuern Anforderungen an meteorologische Beobachtungen, wie sie Antinori selbst aufstellt, die bloße Beschreibung der atmosphärischen Ereignisse, wie es bisher gehalten worden, ungenügend ist, daß sie vielmehr Forschungen über die Eigenthümlichkeiten aller der Körper in sich aufnehmen muß, die von der Erde und vom Himmel her in die Atmosphäre übergehen. Ohne das gleichzeitige Zusammenwirken Vieler kann nothwendigerweise bei einer solchen Naturbeobachtung — schon wegen der Wandelbarkeit des Objects, der Mannichfaltigkeit der Hülfswissenschaften und der umfänglichen, zahlreichen und ununterbrochen nothwendig werdenden Beobachtungen — die Meteorologie weder bestehen, noch fortschreiten. Daß man die bisherige Weise der Beobachtung, wo in seinem Schreibzimmer Jemand zu bestimmten Zeiten nach seinem Barometer sah, dann das Fenster aufmachte, einen Blick auf Thermometer, Hygrometer und die Windfahne warf, dies in ein Buch eintrug und dazu schrieb,

wie der Himmel vor seinen Augen aussah, — daß man ein solches bäuerlich bequemes Verfahren nicht für wissenschaftliche Beobachtung will gelten lassen, versteht sich von selbst. Meteore finden sich nicht zu bestimmten Stunden ein, sie ziehen nicht in gemessenem Zeitraume vorüber, wie die Fixsterne vor dem Glase des Astronomen. So lange die Beobachter sitzen bleiben, wird die Meteorologie nicht fortschreiten. Als die Frage entstand, ob der Thau aufsteige oder niederfalle, und die Meteorologisten in ihren Versammlungssälen viel hin- und herstritten, fragte Wells nicht ihre Tabellen, sondern wachte viele Nächte lang mit dem Thermometer in der Hand, um die Bildung des Thaus bei heiterm Himmel zu untersuchen und die Entscheidung war, daß er weder fiel noch aufstieg. Ebenso ging es mit dem Hagel. Es ist zu besorgen, daß bei der Annahme eines regelmäßigen Systems von Beobachtungen man zu jenen sitzhaften Beobachtungen zurückkehre, die eine so große Anzahl von atmosphärischen Erscheinungen uns noch heute ebenso räthselhaft vorkommen lassen, als sie vor hundert Jahren angesehen wurden, oder daß man von der Linie der Gewissenhaftigkeit abweiche, die bei meteorologischen Beobachtungen innezuhalten noch unerlaßlicher ist als bei andern physischen Untersuchungen, wo Prüfung durch Wiederholung möglich erscheint. Doch die Schwierigkeiten, die einer wissenschaftlichen Meteorologie entgegenstehen, sind mit den angegebenen noch nicht erschöpft. Was beabsichtigt man mit den Thermometerbeobachtungen? Die Temperatur der Luft kennen zu lernen, wird man antworten. Aber zeigt ein Thermometer streng genommen etwas Anderes an als seine eigene Temperatur, und dann erst, mehr oder weniger unvollkommen, die Temperatur der Luft und der andern nahestehenden Körper, soweit sie durch unmittelbare Berührung oder durch Strahlung darauf einwirken. Zwei Orte, wo unter den strengst ausgeglichenen Umständen die gleichzeitigen Beobachtungen gleichmäßig ausfallen könnten, wird auch im geringsten Zwischenraume auszufinden ebenso schwer fallen, als zwei ganz gleiche Blätter ꝛc. Kaum auffällige Veränderungen, die mit dem Gebäude der Beobachtungen vorgenommen werden, Verlegungen des Ortes selbst, wo man sie anstellt, der Stunden, die häufig stillschweigend eintreten, Veränderungen der Meßinstrumente äußern ihren Einfluß auf jene Genauigkeit, die man als erste Bedingniß hat ansehen wollen, und erregen die begründetsten Zweifel gegen Angaben, die, wie sorgsamen Beobachtern wohl bekannt ist, in Folge der Strahlung 8 Grade eines hunderttheiligen Thermometers ausmachen können und über die wahre Lufttemperatur Irrthümer von 2 oder 3 Graden verzeihlich machen. Ohnehin wissen Physiker am besten, daß übereinstimmende Instrumente hervorzubringen häufig den geschicktesten Mechanikern nicht gelingen wollte und daß berühmte Anstalten dieser Hülfsmittel für ihre Beobachtungen selten genug sich rühmen können. Mittlere Temperaturen, die man aus den bisherigen Beobachtungsregistern hat ableiten wollen, dürften nach allem Erwähnten ziemlich willkürlich scheinen; und auch die Folgerungen, die Hr. Rußegger unter dem klarern Himmel heißerer Zonen aus fleißigen und, wie man sich voraussagen mag, mühsamen Beobachtungen hat ableiten wollen, dürften mancherlei Einschränkungen erleiden, da in Paris nach so vieljährigen Feststellungen der Temperatur durch das bisher gewöhnliche Verfahren, ein anderes Ergebniß gewonnen wurde, als man 28 Mètres tief in den unterirdischen Räumen der Sternwarte ein Thermometer anbrachte, dessen Angaben an der Richtigkeit aller seit Jahren angestellten Beobachtungen Zweifel erregten. Welche andere Coefficienten einwirken, um das sichtbar werdende Ergebniß zu bedingen, können wir nur ahnen, meint Hr. Bellani, ohne im Stande zu sein, es durch unsere Instrumente nachzuweisen; und er beruft sich dabei auf eine Äußerung Decandolle's, der die Entwickelung der Bäume im Frühjahr außer Verhältniß zu den mittlern Temperaturen fand, welche die meteorologischen Tafeln nachweisen. Noch größere Mängel für eine wissenschaftliche Meteorologie hebt Hr. Bellani hervor in Bezug auf das Hygrometer. Es leidet an denselben Unvollkommenheiten wie das Thermometer, vermehrt durch einige ihm eigenthümliche. Die gewöhnlichen haben bald ihre ursprüngliche Empfindlichkeit verloren; die, welche man an ihre Stelle gesetzt hat, erfodern jedesmal Versuche an ihnen selbst, ehe man sie zu Versuchen benutzen kann. Wie in den Listen, die man zu Paris bekannt macht, dürfte man sich daher auch anderwärts wol entschließen, die Hygrometerbeobachtungen für die Zukunft ganz auszulassen. Gleiche Unvollkommenheiten und Unsicherheiten bieten die andern meteorologischen Instrumente: das Barometer, das Anemometer, das Udometer, das Atmidometer (zum Messen der Ausdünstungen) ꝛc. dar, und für die leuchtenden Lufterscheinungen nützt sich der Erfindungsgeist noch ab, entsprechende Meßwerkzeuge zu finden. Die elektrischen Einflüsse entzogen sich häufig den bisher angewandten Mitteln der Beobachtung; man sieht ihre Wirksamkeit oder glaubt sie zu sehen, aber noch gelang es nicht, sie zu erfassen. Hr. Bellani glaubt, als Schlußfolge daher aufstellen zu können, daß die Masse des bisher gewonnenen Beobachtungsmaterials ohne allen Gewinn für die Wissenschaft sei, daß es nur zu irrigen Annahmen verleiten könne, oder zu Folgerungen, die man bald als unsichere würde aufgeben müssen. Die Mehrzahl der Beobachtungen, welche eine wissenschaftliche Meteorologie erfodert, können seinem Dafürhalten nach in festen Observatorien nicht angestellt werden. Ein Vorschlag, wie der des Comthurs Antinori, kann folglich zu keinen Erfolgen führen; aber theilweise ließen sich die Misstände vermeiden, durch umsichtige und gewissenhafte Beobachtungen am gelegenen Ort und in wohlgewählter Stunde. Nur Der endlich, schließt er, wird wirkliche Fortschritte im weiten Felde der Meteorologie machen, der sich auf einen bestimmten Punkt beschränkt; der auf dieses eine Ziel den ganzen Reichthum seiner Einsicht wendet und alle ihm erreichbare und paßliche Werkzeuge dafür benutzt, die nicht ausgeschlossen, welche er darum wird abändern oder für seine Arbeiten erfinden müssen. Er gehe der Natur entgegen und erwarte nicht, daß sie ihn aufsuche; wohin sie ihn führt, dahin folge er und halte den Augenblick fest, um sie zu fragen; denn mit einem solchen Verfahren erhielten auch Andere schon glückliche Resultate. Jetzt haben die Naturwissenschaften eine solche Ausdehnung erreicht, daß, wer sich keine Grenze vorschreibt, schwerlich Fortschritte macht, wenigstens nur nach einem langen Abschnitte seines Lebens dahin kommen wird, gleichmäßig alle Theile auch nur eines Zweiges seiner Wissenschaft zu umfassen. Aus wenigen isolirten aber wohl beglaubigten Thatsachen wird daher größerer Nutzen für die Wissenschaft erwachsen, als aus einem angeblich geregelten Systeme, in das man eine Masse gleichzeitiger, aber stets unvollständiger und keine Schlüsse zulassender Thatsachen geworfen hat, die auf festen Punkten sogenannter Observatorien gewonnen wurden.

Noch steht Jos. Frank's Name bei den Ärzten, die auf Hippokratische Methode Werth legen, in verdienter Achtung, indem Wilna und Pavia gleichmäßig dazu beitrugen, seinen Ruhm zu begründen. Jetzt wo er in glücklicher Muße nur noch für die Aufträge des lombardischen Instituts mit der Außenwelt in Berührung tritt, hielt er es für Pflicht, mit einem Rechenschaftsberichte über sein bisheriges und künftiges Verfahren hervorzutreten, der unter dem Titel: „Programma dei principii che mi serviranno di guida nel disimpegnare i favori che per avventura vi piacesse affidarmi" im 4. Hefte des „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo" für 1841 abgedruckt ist. Jos. Frank ist nicht mehr jung; er lobt wie ältere Leute ungern die Gegenwart; doch hat er genug mit angesehen, um zu wissen, daß auch einstmals wie jetzt es in der Welt herging.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 115. — 25. April 1842.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaukratie und Collegialverwaltung.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Seiner geschichtlichen Darstellung des Behördenwesens fügt nun der Verf. im neunten Capitel eine statistische Übersicht des jüngsten Zustandes nebst Schlußfolgerungen daraus hinzu und beschließt seine Arbeit mit dem zehnten Capitel, welches eine Darstellung der Vorzüge und Mängel der beiden Geschäftsbetriebsformen enthält und dem ganzen Werke hauptsächlich einen schätzbaren Werth verleiht. Denn vermißt man auch in dieser Beurtheilung eine philosophische Begründung des Urtheils selbst durch Zurückführung auf entscheidende und unanfechtbare Grundsätze und ist dasselbe vielmehr in einem Aggregate von Erfahrungssätzen ohne folgerechte Ordnung und innern Zusammenhang, auch ohne Unterscheidung der wesentlichen oder blos natürlichen oder gar zufälligen Folgen geliefert: so zeigen diese Sätze selbst doch große praktische Bekanntschaft mit der Sache, eine scharfsinnige Auffassung der Erscheinungen und eine ruhige und besonnene Zusammenstellung der Ursachen und Wirkungen. Nicht, daß sie Alles erschöpften, wie wir denn unter den Vorzügen des Collegialsystems noch die Bewirkung der Einigung des Auseinandergehenden und sich zum Theil Widerstrebenden in der Verwaltung, die Ausfüllung sich ergebender Lücken in Kenntnissen und Erfahrungen und die Benutzung der individuell verschiedenen Fach- und Sachkenntnisse der Mitglieder für die Eintheilung der Departements noch ungleich mehr herausheben möchten, so wird doch jeder Leser durch die Vielseitigkeit der Beobachtungen, die Schärfe des Blicks und den Umfang, ja zum Theil durch Neuheit der Bemerkungen angezogen und selbst belehrt werden. Die Summe dieser Urtheile hat der Verf. nicht gezogen, nicht gezeigt, worauf sie am Ende insgesammt hinausgehen und worin sie sich vereinigen. Allein hiervon hat er sich auch um so eher lossagen können, da er schon früher an mehren Orten bei Gelegenheit seiner geschichtlichen Ausführung sein Urtheil über den Charakter und Erfolg jedes Verwaltungssystems ausgesprochen hat.

So macht derselbe darauf aufmerksam, wie in der französischen Staatseinrichtung die Beiordnung beurtheilender Collegien zu der ganz bureaukratischen Verwaltung der Präfecten, Unterpräfecten und Maires lediglich auf eine Täuschung hinauslaufe, etwa in dem Sinne, wie König Friedrich Wilhelm I. seinen Staatsbeamten wörtlich zumuthete, „daß sie bemüht sein sollten, den etwanigen Volksunwillen über manche seiner Anordnungen auf sich zu lenken".

Das despotische Element, welches sich so leicht in einer misbrauchten bureaumäßigen Verwaltung herausstellt — bemerkt der Verf. ferner —, trat nie in einer rohern und formlosern Gestalt auf als bei den Amtleuten unter jenem Könige, welcher mehrmals von sich selbst bekannte: „er sei und bleibe König und Herr, könne also alle Zeit thun und lassen, was er wolle".

Weiter sagt der Verf., wie die preußischen Behörden, welche an die Stelle der westfälischen getreten sind, zum Theil noch jetzt an den Scharten zu wetzen haben, welche bureaukratische Oberflächlichkeit und Willkür in die Geschäftssachen gebracht haben. Er hebt die Worte in der Verordnung vom 30. April 1815 über die verbesserte Einrichtung der Provinzialbehörden heraus, welche besagen, daß mit der collegialischen Form, welche Achtung für die Verfassung, Gleichförmigkeit des Verfahrens, Liberalität und Unparteilichkeit sichert, alle Vortheile der freien Benutzung des persönlichen Talents und eines wirksamen Vertrauens zu verbinden beabsichtigt werde. Nicht minder bestätigt er das Zugeständniß, daß Centralverwaltung und Einheitssystem verbrüderte Begriffe, wenn nicht gar nothwendig identische Einrichtungen seien, in dem Sinne nämlich, in welchem es auf subjective Einheit abgesehen ist. In einem andern Sinne, zur Hervorbringung und Erhaltung objectiver Einheit hingegen zeigt er selbst (S. 166), daß dies eine der wichtigsten Bestimmungen der Mittel- oder Provinzialbehörden und zu dem Ende die collegiale Form ihnen unentbehrlich sei. Er beruft sich auf die Erfahrung, daß mittels der Haltung, welche Collegien in dem Bewußtsein ihrer Würde dem Herrscher und dessen Stellvertretern gegenüber annehmen, den Unterthanen ein Bollwerk gegen rücksichtslose Willkür geschaffen sei und daß die Collegialverfassung einen sichernden Damm gegen den Despotismus abgebe, in dessen Schutze auch in den Staaten mit sogenannter unfreier Verfassung die echte Freiheit sich auszubilden vermag.

So wahr ist dies, daß, wer das osmanische Reich in seinem Verfalle aufzuhalten wünscht, nur den Rath geben

und dessen Ausführung bewirken möchte, an die Stelle der Paschas Provinzialcollegien einzuführen. Überall sind selbständige, keiner Willkür unterworfene, nur dem Gesetze verantwortliche Mittelbehörden der Schutz und Schirm des Rechts und der bürgerlichen Freiheit im Staate.

Nichts in der Welt hat einen absoluten Werth. Auch die Vorzüge und Kehrseiten der Bureaukratie und der Collegialität werden daher durch die Stellung und Bestimmung der Behörden modificirt und allein darnach richtig bemessen. Überall, wo es auf Bewahrung der Grundsätze und Maximen, auf reifliche Erwägung, Gesetzlichkeit und möglichste Unparteilichkeit hauptsächlich ankommt, heischt die collegiale Gestaltung den Vorzug; umgekehrt die bureaumäßige, wo es auf Schnelligkeit, Kraft und Entschiedenheit der Entschließung und der Ausführung hauptsächlich abgesehen ist. Jene entspricht daher vornehmlich dem Berufe der Gerichts-, technischen-beurtheilenden und der Mittelbehörden in der Verwaltung; diese den Ministerien und den untern Ausführungsbeamten.

Als eine Zugabe, welche eigentlich dem Gegenstande des Buches fremd ist, wie der Verf. selbst zugibt, hat derselbe noch das ständische Verhältniß mit in seine Betrachtung gezogen. Die hohe Stellung desselben gibt Grund, seine Äußerung darüber nicht zu überhören. Zwar möchten wir demselben, wenn er anführt:

Die Form und Stellung, welche Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen Behörden gegeben, der Einfluß, welchen er mittels der abwärtsgehenden Hierarchie derselben vom Mittelpunkte seiner Residenz aus bis in die äußersten Winkel seiner Monarchie geltend machen konnte, führten schnell die preußische Verfassung der ganz reinen souverainen Gestaltung entgegen; die Theilnahme der Stände an den Geschäften ward allmälig nur der Gegenstand einer historischen Erinnerung; niemals wollten sie zu den öffentlichen Lasten beitragen, und die Fürsten revangirten sich dadurch, daß sie mit den Ständen über öffentliche Angelegenheiten nicht mehr rathschlagten; und es kam dies, wie sie denn überhaupt ihre Zeit ausgelebt hatten und neben der Ausbildung der Territorialverhältnisse und Landeshoheitsrechte keinen Bestand mehr haben konnten, mit guter Manier und auf eine gewissermaßen rechtliche Weise mittels überaus reichlich vollendeter Verjährung gänzlich ab" —

unsere Unerfahrenheit eingestehen und ihn um Belehrung bitten, was er unter einer guten Manier und einer gewissermaßen rechtlichen Weise versteht; seit wann und nach welchen Gesetzen die Verjährung in Verfassungsrechten eingeführt ist; ob überhaupt eine Verjährung durch die bloße Unterlassung einer Verpflichtung Dessen, der durch obrigkeitliche Gewalt nicht zu zwingen ist, begründet ist; weshalb Landeshoheit und Standschaft unverträglich sein sollen; und ob die Souverainetät die Versagung behandfesteter Rechte in sich schließe und mit sich bringe?

Von den heutzutage bestehenden Ständen hat der Hr. Verf. aber die Meinung, daß man bei der Einführung der neuen Verfassungen in andern Staaten nichts Eiligeres zu thun gehabt habe, als Repräsentanten zu erwählen, von deren erleuchteten Berathungen man unmittelbar politische Seligkeit erwartete.

Außer den Leuten, welche ein Amt hatten oder suchten, welche aus Liebhaberei oder Wißbegierde sich mit den Staatseinrichtungen und der Verwaltung, mit den Gesetzen und deren Anwendung vertraut gemacht hatten, war die Mehrzahl der Unterthanen über diese Angelegenheiten wenig aufgeklärt. Aus dieser Mehrzahl erwählte man im blinden Vertrauen auf den Satz: „wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch dazu Verstand", muthig die Repräsentanten der Nation, welchen die Theilnahme an der Regierung zustehen sollte. Welche Berathungen in solchen Versammlungen politisch Unmündiger vorgehen, lassen uns die Zeitungen häufig genug lesen! Ganz anders Preußen! Hier ist man zu einer Erziehung der Nation für die Repräsentativverfassung geschritten. Allein die Erfahrung bietet dem vorurtheilsfreien Forscher seltsame Beobachtungen dar. Wie Vieles fehlt noch, um die Erwartungen zu erfüllen, welche vor 26 Jahren von der Städteordnung gehegt wurden! Als obere Classen und zu der noch nicht eingerichteten Prima der Landesrepräsentanten hinausleitend, sind die Kreis- und Provinzialstände in das Leben getreten. Allein diese haben, wie die gedruckten Verhandlungen darthun, noch weit weniger den Hoffnungen entsprochen, denen man sich in ganz Deutschland rücksichtlich der ständischen Verfassung hingegeben. Die Provinzialstände, welche doch präsumtiv die Blüte der Intelligenz und Erfahrung, so die Provinz enthält, in sich vereinigen, haben bei der Regierung Anträge gemacht, welche großentheils von der Art gewesen sind, daß sie mit Belehrung (zum Theil empfindlicher) von der Regierung haben zurückgewiesen werden müssen. Mangel an klarer Einsicht in die zur Sprache gebrachten Verhältnisse und Einseitigkeit mußten vielen Anliegen ein solches Schicksal zuziehen.

So urtheilt ein angesehener Staatsbeamter! So drückt sich ein Mann aus, „der es nicht zu leugnen vermag, daß die Regierung aus der Theilnahme der Stände an dem Regimente schon jetzt mehrfachen Nutzen ziehe", und der diese Vortheile selbst umständlich angibt. Mit Vergunst, Hr. Verf.! Die Standschaft ist kein Amt und die Herren Stände sind also wol befugt, Ihnen das Sprüchwort zurückzugeben, das nur auf Beamte geht. Wenn unstatthafte Anträge unleugbar gemacht worden sind, standen den Ständen auch die Acten und zureichenden Mittel zu ihrer genügenden Information zu Gebote? Haben die Staatsbehörden und selbst die Regierungen sich nie übereilt, nie Fehler gemacht, nie Unrecht gethan? Sie selbst haben das Gegentheil in Beispielen behauptet. Ist es für eine Regierung jemals schicklich, in ihren Erklärungen Empfindlichkeit zu zeigen? Ist, wo zwei Personen aus gegenseitiger Mittheilung Nutzen zu ziehen beabsichtigen, überhaupt Belehrung passend? Ist es die Schuld der Stände, oder der Wahlgesetze, wenn jene nicht geleistet haben, was beabsichtigt wurde? 62.

Joh. Kasp. Arletius. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Schlesiens, von Jul. Schmidt. Breslau, W. G. Korn. 1841. 8. 5 Ngr.

Arletius, weiland Rector an dem Elisabetanum zu Breslau, ist heutzutage meist nur in den wunderlichen Geschichtchen bekannt, die von seinen Audienzen bei Friedrich II. berichten, als habe der große König mit ihm seinen Zeitvertreib gehabt und, die starre Gelehrsamkeit des Pedanten verspottend, ihn zur Zielscheibe seiner spaßhaften Laune gemacht. Die vorliegende kleine Schrift hat das Verdienst, den ehrwürdigen Schulmann, dessen segensreicher Einfluß auf das preußische Schulwesen bis in unsere Tage reicht, von diesem fabelhaften Boden in die gebührenden historischen Ehren eingesetzt und dadurch zugleich Friedrich den Großen von einem Benehmen gereinigt zu haben, das die Zeit der Aufklärung für höchst witzig und geistvoll halten

mochte, uns nur beschränkt und kümmerlich erscheinen könnte. Allerdings war Arletius ein Sonderling, namentlich in dem wunderlichen Eifer, mit dem er seine numismatischen und alchimistischen Steckenpferde trieb, wie er z. B. Friedrich d. Gr. in 100 Hexametern den Vorschlag machte, die ihm und seinen Collegen bewilligte Geldunterstützung

— — in allerhand Formen der Gelder
Des Königs, die man von Silber in Schlesien präget,
In der Münze allhier prächtig umprägen zu lassen,

wie er in chemischen Versuchen für das Geheimniß der Goldmacherkunst weder Zeit noch Mühe sparte; selbst von Aberglauben kann man ihn nicht frei sprechen, er liebte wunderbare Märchen und curiose Geschichtchen und sammelte unter Anderm alle Nachrichten über das Erscheinen der weißen Frau in Berlin. Doch in solchen Wunderlichkeiten ist es ja gewöhnlich, daß höher stehende Charaktere, namentlich in engabgeschlossenen Lebensgebieten, dem gemeinsamen Loose der Menschheit verfallen. In der That aber kann Arletius als ein Typus der damaligen Gelehrsamkeit gelten, dieser historisch-literarischen Polyhistorie, die weniger eine streng abgeschlossene und geistig durchdrungene Wissenschaft als ein reichhaltiges Wissen aus unablässigem Excerpiren und scharfem Combiniren der zusammengelesenen Notizen erstrebte: innerhalb dieser empirischen Grenzen umfaßte er *neben seinem* Hauptstudium, den classischen, auch die orientalischen und neuern Sprachen, das Sprachstudium überhaupt im ganzen Umfange des Worts, mit dem größten Eifer studirte er Kirchen- und Dogmengeschichte, und seine Kenntniß der Geschichte, namentlich der vaterländischen war so bedeutend, daß man aus entlegenen Ländern bei ihm sich Raths erholte. In dieser Eigenthümlichkeit, als Einem der tüchtigsten „aus einer Race von Gelehrten, die leider jetzt ausstürbe", faßte ihn auch Friedrich d. Gr.: er ließ ihn zweimal (1779 und 1783) vor sich kommen und unterhielt sich wol eine gute halbe Stunde mit ihm über das Griechische und Lateinische, über Demosthenes und Cicero. „Sie haben gewiß das Verdienst", äußert sich Herzberg in einem Briefe an den Rector, „daß Sie durch die Unterredung, die Sie mit dem König zu Breslau gehabt, seinen Eifer für die griechische und lateinische Sprache angefeuert und dadurch Gelegenheit gegeben, daß er solche dem Hrn. v. Zedlitz empfohlen und dieses Studium nunmehr so fleißig betrieben wird." Darin, in dieser Anregung und Empfehlung classischer Studien liegt eben Arletius' Verdienst um die Organisirung des preußischen Schulwesens. Irren wir nicht, so gehört zum Bilde eines solchen Gelehrten alten Schlages auch das Cölibat, daß Arletius alle Heirathsanträge beharrlich abgelehnt, wie Hr. Schmidt wunderlich genug sich ausdrückt, „nicht a priori, um beim schönen Geschlechte als Hagestolz renommirt zu sein, sondern wol a posteriori in Folge einer unglücklichen Jugendliebe"; der weiland Rector erklärte in einer Elegie an Lisette:

Mein Geist ist so gesinnt,
Weil auch ein redlich Herz die Liebe grausam findt,
Und seinen ersten Trieb so schrecklich sieht belohnen,
Sich künftig Müh' und Gram zu sparen und zu schonen.

42.

Urtheil eines Briten über Riemer's Mittheilungen über Goethe.

Über Riemer's Werk über Goethe macht das „Athenaeum" folgende interessante Bemerkungen: „Jeder mit der deutschen Literatur Vertraute wird nicht wenig ergötzt sein über und zugleich verwirrt durch die Menge von Panegyriken und Philippiken, welche auf den Ruhm und das Gedächtniß des weimarischen Barden bald in wohlwollender Weise ausgeschüttet, bald erbarmungslos dagegen geschleudert worden sind. Die Tinte und das Lampenöl, die allein der „Faust" gekostet hat, würden hinreichen, die deutsche Zollvereinsflotte auszurüsten. Juden und Christen, junge Leute und Mädchen, Greise und Kinder („Briefwechsel mit einem Kinde"), Alle haben sie ihre kritische Geschicklichkeit aufgeboten, Alle sich zu einem dissonirenden Chore vereinigt. — — Heine, der gegen Jedermann seine Hand erhob, hat ihn mit seinem Witze durchgehechelt; Börne, der heilig gesprochene Schutzherr des jungen Deutschlands, der jüdische Patriot, hat ihn als den Krebs des deutschen Körpers denuncirt, der gemäßigtere Menzel mengt viel gesunde Kritik mit einem Gewürz von derselben Bitterkeit und nennt Goethe einen aristokratischen Libertin. Bei dieser Lage der Dinge tritt nun noch Dr. Riemer auf, der ein tüchtiger Gelehrter, ein ausgezeichneter Philolog und mit seinem Gegenstande vollkommen vertraut ist. Er kannte Goethe als Mann und Jüngling 30 Jahre lang bis zu dessen Tod, und 11 Jahre davon brachte er unter demselben Dache als sein Amanuensis zu, sodaß er eine seltene Gelegenheit hatte, ihn in all seinen verschiedenen Phasen und Situationen zu beobachten. Es ist seinem Werke nur Ein Vorwurf zu machen — der Geist, in welchem es geschrieben ist. Der Doctor will eine Apologie, eine Vertheidigung seines alten Patrons schreiben, aber bald verläßt er die Defensive, um die Offensive zu ergreifen und gegen Alle, Freunde oder Feinde, auszufallen, welche sich vermaßen, dem Gegenstande seiner Anbetung sich zu sehr zu nähern. Einmal dabei, nimmt er keinen Anstand, eine ganze Hekatombe zeitgenössischer Dichter den beleidigten Manen des Todten zu schlachten, indem er vergißt, daß er durch die Herabwürdigung von Goethe's Mitstrebenden den Ruhm des Dichters selbst schmälert. Nicht blos Böttiger und Menzel, sondern auch Lessing und Bettina, nicht allein Herder, sondern auch Schiller bespritzt er mit seiner Galle. Die genannte Dame wird mit einer in der That unverzeihlichen Härte behandelt." Der Berichterstatter citirt hierauf einige Ausfälle Riemer's gegen Bettina und gibt andere Auszüge, die besonders für die Briten anziehend sein mögen. Riemer's Behauptung, daß keiner so deutsch gewesen als Goethe, daß er in dieser Hinsicht Schiller übertroffen habe, bei dem sich so wenig oder nichts von deutschem Gemüth und deutscher Ironie finde, wird ernstlichst abgewiesen. „Wer", ruft der englische Berichterstatter aus, „wer will die Apathie vertheidigen, die sammetweiche Gleichgültigkeit, worin der Dichter eingewiegt war, als der Kriegssturm durch sein Vaterland brauste? Die Schatten Derer, welche auf dem blutgetränkten Gefilde von Jena fielen, schrien laut, aber da war kein Echo, womit der Dichter ihnen geantwortet hätte. Der alte Eichbaum

Bei Wöbbelin dem Dorfe
Im mecklenburger Mark

seufzte heiser über dem Grabe des Kriegers und Dichters Körner, aber er seufzte einsam. Er, dessen Stimme eine Stimme von Gewicht war und wie mit Donnerlaut

— — — — — — — over Greece
To Macedon and Artaxerxes' throne

rufen konnte, blieb stumm!" An einer andern Stelle heißt es: „Da der Verf. ohne Unterschied Alle bekriegt, welche Goethe's Unfehlbarkeit in Zweifel ziehen, waren wir nicht überrascht, ihn seine Galle gegen unsere Landsleute auslassen zu sehen. Dick- und Dummköpfe ist seine süße Bezeichnung für die Engländer, Fenimore Cooper unter Andern eingeschlossen. Ausdrücklich sind von dem gemeinsamen Brandmal die 15 erleuchteten Engländer ausgenommen, welche Goethe in Anerkennung seines Genius ein Erinnerungsgeschenk übersendeten. Wohlwollend belehrt er uns, daß Goethe kein Widersacher von uns war" 2c. Von dem zweiten Bande wird gesagt, daß er in einem gemäßigtern Sinne geschrieben und schätzbar wegen der Kunde sei, die er über Goethe's Aufenthalt in Weimar von 1775—86 enthalte; Riemer verdiene Dank und Lob für den Fleiß, mit welchem er die Quellen benutzt und zusammengestellt habe, die dazu dienen konnten, über jenen bis dahin dunkeln und räthselhaften Lebensabschnitt des Dichters Aufklärung zu verschaffen.

2.

Bibliographie.

Anticelsus. Deutsche Vierteljahrsschrift für zeitgemäße Apologie des Katholicismus und Kritik des Protestantismus. Von W. von Schütz. 1842. 4 Hefte. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielemann. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böhme's, J., sämmtliche Werke herausgegeben von K. W. Schiebler. 4ter Band. Vom dreifachen Leben des Menschen. Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen. Von der Gnadenwahl. Mit 1 lith. Tafel. Gr. 8. Leipzig, Barth. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Bröcker, L. O., Vorarbeiten zur römischen Geschichte. 1ster Band. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr.

Crusenstolpe, Baron v., Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. 2 Bände. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Berlin, Morin. 2 Thlr. 20 Ngr.

Droz, J., Geschichte der Regierung Ludwig's XVI., in den Jahren da die französische Revolution verhütet oder geleitet werden konnte. Aus dem Französischen. Vorrede von H. Luden. 1ster Band. Gr. 8. Jena, Luden. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Duller, E., Der Fürst der Liebe. Dichtungen. Imp.-8. Leipzig, Mayer und Wigand. 2 Thlr. 20 Ngr.

Forbiger, Handbuch der alten Geographie, aus den Quellen bearbeitet. 1ster Band. Historische Einleitung und mathematische und physische Geographie der Alten. Mit 6 Karten und 4 Tabellen. Imp.-8. Leipzig, Mayer und Wigand. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frantz, C., Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beitrag zur Logik und Naturphilosophie. Leipzig, Hartung. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedichte des Rothenburger Einsiedlers. Gr. 12. Sondershausen, Eupel. 1841. 20 Ngr.

Gervinus, G G., Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Mit einem Register. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Historische Schriften. 8ter Band. Geschichte der deutschen Dichtung II. 2te umgearbeitete Ausgabe. — Auch u. d. T.: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2ter Theil. Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation. 2te umgearbeitete Ausgabe. Mit einem Namen- und Sachregister. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Hanusch, I. J., Die Wissenschaft des Slawischen Mythus im weitesten, den altpreußisch-lithauischen Mythus mitumfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slawisch-preußisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes. Gr. 8. Lemberg, Millikowski. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinichen, Vom Bücherlesen und der Bücherkunde, oder: Anweisung, wie man Bücher lesen, welche Bücher man zur Bildung und Aufklärung lesen und welche Zwecke man dadurch zu erreichen streben muß. Mit Betrachtungen über Literatur und Angabe der vorzüglichsten besten Werke und Schriften. 2te verbesserte Auflage. 8. Quedlinburg, Ernst. 15 Ngr.

— — Kunst zu denken, zu sprechen, zu schreiben und seine Zeit wohl anzuwenden. Ein Wegweiser für Jeden, der sich im Denken, Sprechen und Schreiben üben und vervollkommnen will. Auf's Neue herausgegeben und vermehrt vom Prof. Menzel. 8. Quedlinburg, Ernst. 15 Ngr.

Hübsch, J. G. Ad., Gesees und seine Umgebung. Ein historischer Versuch. 8. Bayreuth, Grau. 12½ Ngr.

Laube, H., Der Prätendent. 8. Leipzig, Teubner. 1 Thlr.

Humoristische Lebensansichten eines Zeitgenossen des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 16. Lissa und Gnesen, Günther. 1841. 5 Ngr.

Lersch, L., Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der Geschichte ihrer Etymologie. 3ter Theil. Gr. 8. Bonn, König. 1 Thlr. 5 Ngr.

Müller, A., Die Fortbildung der Gesetzgebung im Geiste der Zeit und über die Hindernisse derselben besonders in Deutschland, mit Hinblick auf den deutschen Gesetz- und Rechtszustand und die legislatorischen Vorarbeiten; sodann über die zweckmäßigsten Mittel zu einer guten Gesetzgebung überhaupt zu gelangen, mittelst Angabe der vornehmsten hierher gehörenden Literaturquellen, für fremde und einheimische bürgerliche Gesetzgebung. Gr. 8. Leipzig, Polet. 1841. 15 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 18ter Jahrgang. 1840. 2 Theile. Mit 1 Portrait. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Nottingham, Herzogin von, Erzählungen. Aus ihren Papieren. Gr. 12. Hamburg, Erie. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Öffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte. Von einem rheinpreußischen Gerichtsbeamten. Gr. 8. Köln, Boisserée. 7½ Ngr.

Neuer Plutarch, oder Bildnisse und Biographieen der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände, von den ältern bis auf unsere Zeiten. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von einem Vereine Gelehrter. Imp.-8. Pesth, Hartleben. 22½ Ngr.

Riepe, Erinnerung an Johann Wilhelm Rehm, nebst Andeutungen über Zustände des Lehrerlebens. Gr. 8. Essen, Bädeker. 1841. 10 Ngr.

Rinne, K. F., Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen National-Litteratur. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium. 1ster Band. Alte Zeit bis Opitz. Gr. 8. Leipzig, Hartung. 22½ Ngr.

Rosen, G. von, Bilder aus Algier und der Fremdenlegion. Gr. 12. Kiel, Bünsow. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Scheidler, K. H., Paränesen für Studirende. 2te Sammlung. Zur Rechts- und Staatswissenschaft. 1ste Abtheilung. Deutscher Juristenspiegel. Als paränetische Propädeutik für das Studium der positiven Jurisprudenz und Beitrag zur Reform desselben im Geiste deutscher Volksthümlichkeit. — Auch u. d. T.: Deutscher Juristenspiegel. Feuerbach's, Thibaut's, Welcker's u. A. Ansichten über Wesen und Bedeutung des positiven Rechts, sowie den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege in Deutschland, und die Nothwendigkeit seiner Reform im Geiste deutscher Volksthümlichkeit. Ans Licht gestellt durch K. H. Scheidler. I. Gr. 8. Jena, Cröker. 22½ Ngr.

Schelz, T., Waren germanische oder slavische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen? Eine von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Görlitz, Heinze u. Comp. 20 Ngr.

Schuderoff, J., Über den Protestantismus in seiner ursprünglichen Bedeutung, insbesondere für die christliche Kirche. Gr. 8. Neustadt a. d. O., Wagner. 11¼ Ngr.

Skizzen aus der vornehmen Welt. Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". 1ster Band. — Auch u. d. T.: Marie. Novelle von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". 8. Breslau, Kern. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tánska-Hoffmann, Clementine, Leben der heiligen Elisabeth Landgräfin von Thüringen. Übersetzt von J. Lary. 8. Gleiwitz, Landsberger. 10 Ngr.

Thal, K. van, Das Eheweib des Ritters Jehu von Teufel. Historisch-romantische Rittergeschichte. Mit 1 Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 26¼ Ngr.

Volksbücher. Herausgegeben von G. O. Marbach. 25. Das unschätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa. 8. Leipzig, O. Wigand. 2½ Ngr.

Lichtstrahlen, beleuchtend Religion, Christenthum und Welt, aus H. Zschokke's Werken. Gesammelt und mit Dessen Zustimmung allen Freunden des Gerechten, Wahren und Guten dargeboten von G. Rittschlag. Gr. 8. Weimar, Voigt. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 116. — 26. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Erster Artikel.

Zukünftige Geschichtschreiber werden bei einer Charakteristik der verschiedenen Zeitepochen unser Jahrhundert das Zeitalter des schnellen Wechsels und Wandels nennen und diese Bezeichnung, wenn sie gescheit sind, sowol an der politischen wie an der Cultur- und Literaturgeschichte aller civilisirten Nationen auf das überzeugendste nachzuweisen wissen. Es gibt Viele, namentlich unter den eingefleischten Modernen, die man Zeitmenschen nennen könnte, welche in dieser leichtfertigen Wandelbarkeit der Menschen und Zustände eine ungewöhnliche Lebenskraft, eine Verjüngung der Welt, ein jugendfrisches, glückverheißendes Aufflammen der Geister erblicken. Vielleicht haben sie Recht; wir können das so bestimmt weder bejahen noch verneinen; möglich wäre es aber auch, daß diese ewig bewegte Ruhelosigkeit ein Zeichen der Überreizung, der immer mehr um sich greifenden Entnervung, des völligen Mangels an edler Kraft, an tiefem Ernst, an wahrer Würde wäre! Sei dem wie ihm wolle, der schnelle Wechsel in Gesinnungen, Zuständen und Thaten — wenn man anders von Thaten sprechen darf — ist vorhanden, und es liegt uns ob, aus diesem durch- und übereinander wogenden Chaos sich begegnender, kreuzender und bekämpfender Kraftäußerungen etwas Fertiges und Probehaltiges zu gestalten. Die Politik kann hierbei nicht in Frage kommen; diese Kunst mögen die Cabinete auf den Höhepunkt ihrer Vollendung erheben. Uns kann gegenwärtig nur die Literatur, als die lauteste Verkünderin der Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit einer Zeit, beschäftigen, und hier ist es, wo uns die zu große Wandelbarkeit mit leisen Schauern überfällt.

Wer die letzten zehn Jahre der literarischen Wirksamkeit kennt, der weiß, was in diesem kurzen Zeitraume Alles erblühte, mit freudigem Zuruf begrüßt, dann geschmäht, vergessen, wol auch vernichtet wurde. In diesem Decennium, um nur das Hervorragendste auf deutscher Erde anzuführen, verehrte und verketzerte man den Rationalismus, baute dem Hegelthum und seiner Priesterschar Tempel, warf Brandfackeln hinein und verfolgte sie mit Stein- und Kothwürfen. In diesem kurzen Zeitraume versuchte Strauß das positive Christenthum zu unterminiren, ward deshalb von seiner Partei als der Messias des 19. Jahrhunderts begrüßt, und jetzt sitzt er still in seiner Studirstube, schreibt eine Dogmatik und die fortbrausende Welt hält den kühnen Mann bereits für antiquirt! Im Laufe dieser Zeit hat sich eine neue Schule in der Literatur aufgethan, die allem Alten offen den Krieg erklärte, eine neue Prosa erfand oder doch erfinden wollte, die Poesie für nichtig erklärte, nur durch ungezwungene Form frei sich bewegender Novellistik auf Zeit und Volk wirken zu können versicherte, und fast zugleich sang die Lyrik ihre berauschendsten Weisen in den deutschen Gauen und das Publicum schlief ein bei der geistreichen Herzlosigkeit dieser modernen, civilisirenden Novellistik. Diese Zeit schrie es endlich laut in die Welt hinaus, daß die Literatur fernerhin mit dem Drama nichts mehr zu schaffen haben könne, ja daß diese Dichtungsart als gar nicht vorhanden zu betrachten sei. Und es gab wirklich der Narren genug, die solche Worte für delphische Orakelsprüche hielten und darnach handelten! Und jetzt, nach wenig Jahren, wie ganz anders sprechen jene Verächter und geflissentlichen Anfeinder des Dramas! Wir fragen billig, ob ihr jetziges Betragen eine Folge innerer, aufrichtiger Bekehrung, oder nur eine für verständig gehaltene Speculation ist? Wer kann uns darauf Antwort geben? Die Autoren, das Publicum oder die Zeit? Wir wollen sehen.

Seit Jahresfrist hat es den Anschein, als wolle der dürre Stamm des deutschen Dramas neue Blätter, vielleicht auch Blüten treiben. Ob diese letztern den Keim zur frischen Frucht in sich tragen, oder ob sie taub sein werden, läßt sich nach so kurzer Zeit noch nicht entscheiden. Aber dies Ringen munterer Kräfte, dies Suchen nach dramatischer Lebensthat verdient Beachtung und darf von uns bei der diesjährigen Revue der dramatischen Productionen nicht übersehen werden. Das vergangene Jahr hat von mehren bekannten deutschen Autoren, die alle in der kräftigsten Blüte des Lebens stehen, Originalstücke auf verschiedenen deutschen Bühnen aufführen und zwar großentheils mit Glück aufführen sehen. Die Zeitungen, bis dahin dem dramatischen Interesse verschlossen, sprechen wiederholt davon, das Publicum nimmt wenigstens insofern Theil, als es Partei für oder wider bildet, und die

darstellenden Künstler nehmen sich der neuen Kinder der deutschen dramatischen Muse mit unverkennbarer Wärme an. Dies könnte für die Zukunft die besten Hoffnungen erwecken, stünde nicht zu befürchten, daß die eben erwähnte Wandelbarkeit der Zeit auch hier wieder seine zerstörende Gewalt ausüben und das kaum begonnene Werk niederreißen werde. Garantie für ein folgerechtes Fortstreben kann uns Niemand geben, weder das Publicum, noch die Autoren, und so schwebt auch dieser neue Versuch, dem deutschen Geistesleben einen neuen Aufschwung zu geben, in den wechselvollen Launen des Zufalls. Gesetzt aber auch, daß ein unleugbar vorhandenes Bedürfniß nach neuen dramatischen Productionen, die Übersättigung des Publicums an der abgeschwächten, mit Wasser verdünnten, nur ausländischen Kost und ein Drang und ehrgeiziges Streben der Dichter untereinander auf diesem Felde die Kräfte länger frisch erhielte; dann drängt sich uns gewaltsam die Frage auf: ob die Art und Weise, wie die jüngern Schriftsteller des Dramas sich zu bemächtigen suchen, eine national-deutsche, eine würdige, eine poetische sei?

Was uns bisher von neuen Dramen bekannt geworden ist, läßt dies eher verneinen als bejahen. Gutzkow, Hebbel, Laube, diese Drei, die wir deshalb zusammen nennen, weil sie größtentheils in Prosa geschrieben haben, streben dahin, durch pikante Situationen, mögen sie auch noch so unwahrscheinlich sein, und pikanten Styl das Publicum aufzustacheln, es gewaltsam zur Theilnahme zu reizen. Sie geriren sich stets wie ungeduldige Reiter, denen die Rosse zu langsam laufen. Spornstiche müssen nachhelfen und dem müden Thiere eine Munterkeit ankünsteln, die ihm sonst nicht in den Gliedern liegt. Gutzkow und Laube schreiben außerdem äußerst verständig, componiren trefflich und wissen sicher, was sie wollen, aber wo, fragen wir, bleibt die Innigkeit des Gefühls, wo die Frische der Ursprünglichkeit, wo die hinreißende Sprache der unverdorbenen Menschlichkeit? Wir suchen sie vergeblich in diesen glatt polirten Bühnenstücken, und bei ihrem Mangel müssen wir uns mit Schmerzen gestehen, daß die Poesie auf diese Producte nicht ihre segnende Mutterhand gelegt hat! Marggraff und einige Andere können die alte Hülse, die noch immer zu sehr nach Shakspeare's Wamse oder nach Schiller's Weste zugeschnitten ist, nicht abwerfen. Dies ist für die Zukunft unsers neuen Dramas zu beklagen, so begreiflich uns die Ursachen davon werden. Noch schlimmer aber bleibt es, daß diese modernen Autoren in dieser von ihnen versuchten Art, deutsche Dramen zu schreiben, die wesentliche dramatische Poesie finden. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Frankreich hat die deutsche Jugend durch seine Federkräftigkeit, seinen blitzenden Witz, seine geistreiche, prickelnde Frivolität schon lange enthusiasmirt, das deutsche Theaterpublicum ist an französische Saloperie gewohnt und kann von einem deutschen Dramatiker nicht besser geködert werden. Kein Wunder, daß auch gescheite, kluge Köpfe unwürdige Mittel ergreifen, um sich dadurch leichter ein Terrain für ihr künftiges Wirken zu erobern. Wir wollen dies wenigstens hoffen, denn nur ein Wechsel in Styl und stellenweise in Gesinnung kann dem deutschen Drama eine reiche, glückliche Zukunft sichern. Lernen wir in Gottes Namen von der französischen Gewandtheit, halten wir aber auch die Demoralisation ihres Gesellschaftslebens von uns fern! Eine Übertragung der pariser Frivolität in Wort und Situation kann dem deutschen dramatischen Dichter zwar einen augenblicklichen Ruf, aber schwerlich einen nationalen Ruhm verschaffen. Rufen wir vor Allem jeder jungen Kraft, die gesonnen ist, dem Drama sich zuzuwenden, zu: wahrt die Schätze der Poesie, dichtet und schafft mit Euerm vollen deutschen Herzen, nicht mit dem berechnenden Verstande, und begeistert die Jugend durch Eure Worte für Eure Werke! Die deutsche Jugend allein, das allgemeine große Herz der Nation, nicht Eure routinirten Gesellschaften, nicht die feinzüngige Kritik, kann Euch belohnen!

Und welchen Einfluß, höre ich fragen, hat diese Aufreizung in der Theaterwelt auf die Erscheinungen in der Literatur gehabt? Darauf mag die Revue Antwort geben, deren erste Serie wir hiermit den Lesern d. Bl. vorlegen. Der Erfolg kann Denjenigen, welche vielleicht diese bevorwortenden Zeilen für überflüssig halten, deren Nothwendigkeit darthun.

---

1. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Franz v. Holbein's. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Franck'sche Taschenbuch zeichnete sich bisher vor andern Sammelwerken ähnlicher Art immer durch die, wenn auch nur relative Gediegenheit seiner Beiträge aus. Es prangte immer ein oder der andere Name unter den Mitarbeitern, und wenn es keine Meisterstücke lieferte, so enthielt es doch immer einige mit poetischem Sinn empfangene Producte. Dies Lob können wir ihm heuer nicht ertheilen. Es zeigt sich äußerlich ebenso blank und nett wie ehedem, sodaß auch der kritischste Blick nichts daran zu tadeln finden möchte, doch im Innern ist es leider sehr, sehr rostig geworden! Zwei Lustspiele, eine Tragödie und ein Drama machen seinen zwar umfangreichen, aber doch sehr dürftigen Inhalt aus. „Die Schlittenfahrt oder der Herr vom Hause", Originallustspiel von Franz v. Holbein, ist eins jener aus Philisterluft, deutscher Gutmüthigkeit, herkömmlicher Langeweile und einiger Bühnenroutine zusammengesetzten Dramen, wie sie von Alters her beim deutschen Publicum Wurzeln faßten und gern gesehen wurden. Holbein ist in dieser fashionablen Kleinstädterei des Lustspiels ganz „Herr im Hause", nur führt er eine Regierung, die ihm kaum zu einem Monumente verhelfen dürfte. Die Elemente, aus denen die Komödie geschickt zusammengemischt ist, sind ein reicher Baron, der auf höchst jämmerliche Weise seiner herrischen Frau den Pantoffel küßt, in Gegenwart Fremder und der Dienstboten aber den Herrn vom Hause zu spielen sucht, indem er seiner Frau ihren Willen an den Augen absieht und diese in solcher Lage sich stellt, als habe nur der Baron, nicht sie zu befehlen. Wir bestreiten nicht, daß dies gegenseitige Verhältniß zu komischen oder vielmehr zu lächerlichen Situationen führen könne, finden es aber zu verbraucht, um es einem Manne wie Holbein, der manches recht Gute geliefert hat, als Verdienst anzurechnen. Eine Verwechselung zweier jungen Mädchen von zwei jungen Männern, die beide eine Frau suchen und mit einander übereinkommen, daß Derjenige das begehrte Mädchen erhalten solle, der dem Andern sichtbar deutliche Gunstbezeugungen von ihr erhalte, unterstützt

etwas feiner [illegible] und [illegible] Lustspielelements, obwol es nicht minder oft angewandt worden ist. Ohne daß nun wirklich etwas geschieht, als ein immerwährender Wechsel der Verwechselungen, daraus entspringende Zank- und Eifersuchtsscenen, lustige Intermezzos von dem Hausherr sein wollenden Pantoffelhelden, kommt die Komödie endlich an dem Punkte an, wo der Knoten auf eine oder die andere Weise durchhauen werden muß, was hier dadurch geschieht, daß der Herr vom Hause sich wirklich einmal als solcher zeigt, indem er einen bisher gehätschelten falschen Hausfreund dem Gericht überliefert und diesen auf einen Schlitten dahin abführen läßt, indem eine besprochene Schlittenfahrt durch die Entdeckungen seiner Betrügereien sich von selbst auflöst, dagegen aber zwei liebende Paare auf immer verbindet. Von welcher Art die Charaktere in einer solchen Komödie sein können, erhellt schon aus dieser Skizze. Alles an und in ihnen ist gewöhnlich, deutsch philisterhaft, sogar schlafmützig, und kommt dem Verf. wirklich ein Verdienst dabei zu, so kann es nur in der bühnlich geschickten Einrichtung der Scenen, in dem leichten Conversationsstyle und in der rührenden Zahmheit liegen, die alle Leidenschaftlichkeit in den legitimen Grenzen bürgerlich-deutscher Schicklichkeit sich bewegen läßt. Was sollten wir doch darum geben, wenn einmal ein kluger Kopf mit keckem Griff diese übertriebene Schicklichkeit im Lustspiel zu ergötzlichem Humor anspornte und den Deutschen zeigte, daß wir deutsch und doch auch geistreich, auch witzig sein können. Wir müssen uns schämen vor dem seichtesten Franzosen, wenn er auf unsern Theatern solche Lustspiele als deutsche Originalarbeiten mit Beifall aufführen sieht. Himmel, ist das eine Originalität! Dann müßten großgeblümte Schlafröcke, gefütterte Hausschuhe und ordinaire Tabackspfeifen auch originell sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tirol und die Reformation. In historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beitrag zur nähern Charakterisirung der Folgen des dreißigjährigen Kriegs vom tirolischen Standpunkte aus. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ref. als Protestant geht nicht ohne eine gewisse Verlegenheit an die Besprechung dieses Buchs. Denn wer, wie er, mehre Jahre inmitten einer katholischen Bevölkerung in Ruhe und Frieden gelebt hat, beklagt es hier ein Buch vor sich zu haben, mit dessen Inhalt fromme und verständige Katholiken sich durchaus nicht einverstanden erklären können. Denn solche werden ebenso wenig Ausdrücken, wie „die Irrlehre Luther's", das „aus Sachsen eingeschwärzte Gift", das „wirre Brausen des Protestantismus", die „giftschäumende Riesenschlange der Reformation" und ähnliche oder die ungerechte Verunglimpfung Luther's und seiner Bibelübersetzung billigen können, als die überschwängliche Mystik, Heiligenverehrung und Reliquienanbetung, mit denen alle Seiten dieses Buchs angefüllt sind. Hat nun schon Hr. Weber in der Vorrede ausdrücklich erklärt, daß er unmöglich gemeint sein konnte, die deutschen Brüder anzuklagen, die sich durch die Reformation getrennt haben, daß er nur von den Folgen des Protestantismus in Tirol ohne alle persönliche Anmuthung an die Gegenwart gesprochen, daß die Ergüsse des 15. Jahrhunderts von ihm ohne ungebührliche Anmuthung an die jetzige Generation niedergeschrieben sind, so kann man doch nicht gut absehen, zu welchem Zwecke die ganze Arbeit anders unternommen sei, als um die Katholiken des 19. Jahrhunderts, in und außerhalb Tirol, zur Bewunderung und Nachfolge jener heiligen Männer und Frauen aufzufodern; denn ein Wort der Misbilligung über sie ist nirgend ausgesprochen, wol aber ungemessenes Lob und die lauteste Anpreisung. Und wenn der Verf. ehrlich genug ist auszusprechen, daß „scharfe Scheidung der Confession weit mehr Ehre bringt als [illegible] Indifferentismus, der durch scheinbare Milde gestärkt", so sind das doch wahrlich keine Worte der Toleranz, wie sie zur Zeit des in Deutschland so höchst bedauerlich gestörten Kirchenfriedens erwartet werden müssen.

Zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, was man nach dem Titel erwarten sollte, findet man eigentlich hier gar keine oder nur geringe Beiträge. Die ersten Abschnitte, in denen die Völlerei, die Unzucht, die unnatürliche Wollust, das Zauber- und Hexenwesen, die Unfuge in den Zünften, die Faschingslustbarkeiten in Tirol vor dem Anfange des dreißigjährigen Kriegs, sowie die Entartung des Kirchenthums und die Ausschweifungen der Mönche und Nonnen mit starkaufgetragenen Farben nach urkundlichen Zeugnissen geschildert sind, dürften für den Geschichtsforscher die einzig interessanten Abschnitte sein. Denn wie es in Tirol war, so wurde auch wol in andern katholischen Ländern gelebt. Eine sogenannte Bürgerfresserei bestand aus sechs Gängen, jeder Gang aus neun Speisen, ein freiherrliches Essen aus 400 Speisen, gräfliche und fürstliche aus noch mehr. Eine Wöchnerin gemeinen Standes bedurfte zum Eßvorrathe während ihres Wochenbettes wenigstens ein Centner ausgesottenes Schmalz, ein halben Centner Butter, gegen 2000 Eier, zwei bis drei Star Weizen, ein Fäßlein Traminerwein; es war von Ärzten ausgerechnet, daß 1000 Wöchnerinnen des Innthals die Speise von 9000 Menschen verzehrten. Die bestialischen Säufer wählten zum Zutrinken die größten Gefäße, auch Filzhüte, straffgestrickte Strümpfe, Schuhe, Handschuhe, Stiefeln, sogar Nachttöpfe. Die unzüchtigsten Gemälde waren in den adeligen Schlössern, Susanna erschien reizend zur Todsünde, ebenso Diana im Bade, Loth's Töchter, die Tänze der Grazien und Horen, ja selbst die geheimen Gemächer waren mit allen Reizmitteln zügelloser Frechheit überdeckt.

Verdient nun eine solche Aufrichtigkeit des Verf. alles Lob und kann man es seinem Eifer nachsehen, wenn er unter die Zahl verführerischer Bücher auch die „Geschichte von der schönen Magelone" und Tasso's „Aminta" rechnet, so wird sich der Historiker ebenso sehr wundern müssen, wenn er hier findet, daß der günstige Erfolg in der Schlacht auf dem weißen Berge nicht dem Herzoge Maximilian von Baiern, sondern dem Gebete und der Begeisterung des Barfüßermönchs Domingo zugeschrieben wird. Nicht minder Befremden muß es erregen, wenn Hr. Weber uns die östreichischen Feldherren Gallas, Piccolomini, Pappenheim, Wallenstein, ja auch den grimmigen Tilly als Männer schildert, die nur durch die Glut religiöser Begeisterung und die Fülle italienischer Glaubenskraft gesiegt hätten. Wie viel richtiger hat unser Schiller diese Verhältnisse aufgefaßt:

> Und war der Mann nur sonsten brav und tüchtig,
> Ich pflegte eben nicht nach seinem Stammbaum,
> Nach seinem Katechismus viel zu fragen.

Einer weitern Widerlegung bedürfen Hrn. Weber's Ansichten nicht. Es ist etwas Großes und Erhabenes um einen Feldherrn von Gustav Adolf's Frömmigkeit, aber einen Gallas, einen Wallenstein, einen Tilly zu wahrhaft frommen Männern stempeln zu wollen, heißt doch den Lesern gar zu viel zumuthen. Freilich soll ja auch Tilly, nach einem baierischen Schriftsteller, kein Mordbrenner gewesen sein und die Einäscherung Magdeburgs innig beklagt haben!

Alle übrigen Abschnitte haben durchaus kein historisches Interesse. Es sind nur Heiligengeschichten. Im vierten Capitel wird von dem Auftauchen des Protestantismus im Lande Tirol gesprochen, den der Verf. freilich nur als Irrthum, unsaubern Geist der Verführung und als Volksaufregung betrachtet. „In dieser äußersten Noth borsten die Brunnen der Tiefe", um mit Hrn. Weber zu sprechen, „aus dem tiefsten Herzen des Katholicismus (d. h. aus Italien) entgegenbrausend der übermüthigen Irrlehre. Die göttliche Liebe, durch Gottesgeist im innersten Wesen der Kirche lebendig, schoß züngelnd hervor, wie Feuer, die Stickluft des irdischen Lebens zu reinigen, heilige Seelen berührend mit den Flammenblüten der religiösen Be-

geisterung, sie im Sturme der höhern Mystik nordwärts reißend zum Kampfe mit den irren Geistern des Jahrhunderts." Und nun folgen die Lebensbeschreibungen einer Anzahl solcher heiligen Seelen aus dem 16. Jahrhundert, männlichen wie weiblichen Geschlechts, die über 300 Seiten füllen. Da ist Bartolomeo Saluzzo, der sich beim Essen oft auf den Boden des Speisesaals legte, wo ihm die Brüder dreimal auf den Mund treten mußten, und dann ganze Nächte „im warmen Anhauche himmlischer Verzückung" betete; ferner Eufemio, der eine eiserne Kette um den Leib trug, sich nie wärmte und dem sogar „aus überschwänglicher Liebeslust im süßesten Gefühle seines gekreuzigten Heilandes oft lautes Jubiliren oder lustiger Tanz in die Füße kam"; sodann Anna Juliana, die sich an einer eisernen Kette und mit gebundenen Händen in den Kreuzgängen umherschleppen ließ und im Kopfweh mit inniger Entzündung die Dornenkrone Jesu fühlte; endlich Maria Victoria von Sarntheim, die mit furchtbaren Krämpfen geheimnißvoller Art kämpfte, „wie sie nur in Leibern einheimisch werden, welche das Übermaß der Gottesgewalt nicht zu fassen vermögen". Es mag an diesen Beispielen ascetisch-mystischer Verkehrtheit genug sein — man schämt sich deren mehre niederzuschreiben oder so intolerante Predigten zu erwähnen, als die des Marco von Aviano ist, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon heftigen Tadel verdiente und deren Abdruck in Hrn. Weber's Buche unbesonnen und verwerflich genannt werden muß.

Man kann sich leicht denken, daß auch den Jesuiten in Tirol die reichsten Lobsprüche gespendet sind, denn „in ihnen war die klarste, einfältigste, erhabenste Poesie himmlischer Liebe bescheidene That geworden", nicht weniger den gottseligen geistlichen Schwesterschaften im Hallerdamenstifte, im Regelhause zu Innsbruck, den Instituten der Schulschwestern, der englischen Fräulein, der Annunziatencölestinen und dem Einsiedler zu Kreßbrunn, der auf seiner Brust ein hölzernes Kreuz mit 33 eisernen Nägeln, einwärts aufs bloße Fleisch gekehrt, trug. Die überall hervorschießenden Lorettokirchlein „verschönerten das religiöse Leben in Tirol wie Frühlingsblüten die Alpenflur", Reliquen wurden inbrünstig verehrt, und die „reine Gefühlsweise tirolischer Frauen" gefiel sich mitten im Getümmel des dreißigjährigen Kriegs in allerhand Phantasiestücken aus der heiligen Geschichte, die sie mit der Nadel kunstreich nachbildeten. Das Letzte könnte man noch am ersten billigen, aber was von der Verehrung des Hauses zu Loretto, von der wahnwitzigen Verzweifelung der Büßer, von den Kasteiungen der Heiligen, ja sogar von Wundern erzählt wird — das wird in einer Schrift, die gegen das Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben ist, fast unerträglich. Ja, um so mehr, da der Verf. trotz aller Schmähungen des Protestantismus doch indirect eingestehen muß, der Protestantismus sei das Germanische, der römische Katholicismus das Romanische, also das Antigermanische. Dem Lande Tirol können wir unmöglich zu einer solchen Auffrischung längst verschollener Zustände Glück wünschen. Denn mit solchen Geschichten von halb wahnsinnigen Männern und geisteskranken, hysterischen Mädchen kann niemals ein so heiteres, kräftiges Geschlecht erzogen werden, wie dasjenige war, welches im J. 1809 Blut und Leben für seine Freiheit daran gesetzt und seinem Lande den unvergänglichen Ruhm erhalten hat „das Herz und der Schild Östreichs" zu sein. Das hätte Hr. Weber bedenken sollen. 19.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Jules Janin urtheilt bei Gelegenheit eines im Théâtre de l'ambigu comique aufgeführten Melodrama, welches den Titel „Nicolas Nickleby" führt, zugleich über Boz in seiner bekannten Weise ab. Mit seinen, sonst von classischem (?) Parfum durchdufteten Handschuhen faßt er Boz in einer sehr unmanierlichen und schmuzigen Weise an. „Dieser Charles Dickens", sagt er, „hat ein ungeschlachtes Melodrama in zwei ungeschlachten Bänden geschrieben, „Nikolaus Nickleby" betitelt. Dieses Buch ist bei uns von einem sehr geistreichen Manne übersetzt worden, welcher für dieses traurige Handwerk zu gut ist. Man denke sich eine Anhäufung von kindischen Erfindungen, wo sich das Schreckliche und das Läppische die Hand reichen zu einem höllischen Rundtanze; da gehen gute Leute vorüber, so gut, daß sie davon ganz zu dummem Vieh geworden sind; weiterhin tummeln sich und blasphemiren alle Arten von Banditen, Schurken, Dieben und Elenden so schrecklich, daß man nicht begreift, wie eine so zusammengelöthete Gesellschaft nur 24 Stunden bestehen könnte. Es ist das ekelhafteste Gemisch, das man sich vorstellen kann, ein Gemisch von warmer Milch und sauer gewordenem Bier, von frischen Eiern und Pökelfleisch, von Lumpen und Tressenkleidern, von Gold- und Kupfermünzen, von Rosen und Hundslattich. Man schlägt sich, man verträgt sich, man schimpft sich, man besäuft sich, man stirbt vor Hunger. Liederliche Dirnen und die Lords des Oberhauses, Lastträger und Dichter, Schüler und Spitzbuben gehen Seite an Seite, Arm in Arm, mitten durch dieses unerträgliche Tohubohu. Liebt Ihr den Tabacksrauch, den Gestank von Knoblauch, den Geschmack von ungesalzenem Schweinefleisch, den harmonischen Klang, welcher von einem Stück Zinn hervorgebracht wird, das man gegen eine nicht verzinnte kupferne Casserole schlägt? Nun, so leset gewissenhaft dieses Buch von Charles Dickens. O, was ist aus Euch geworden, Ihr Leserinnen der Romane Walter Scott's, so wenig prude Ihr auch sein mochtet? o, was hat man aus Euch gemacht, Ihr begeisterten Leserinnen des „Don Juan" und „Lara"? Und Ihr, keusche Bewundererinnen der Clarisse Harlowe, verhüllt vor Scham Euer Antlitz!" Für den deutschen Leser bemerken wir noch, daß das französische Melodrama nur eine Verzerrung und Caricatur des englischen Romans und daß Jules Janin Derselbe ist, welcher das Gift und die Galle seiner Kritik unserm Schiller in das edle Dichterantlitz spie. Dies wird zur gerechten Würdigung seiner Ausfälle gegen „Nickleby" hinreichen.

An neuen Romanen erschienen: „Dona Olympia", von E. J. Delecluze, enthaltend die Geschichte jener habsüchtigen und hochfahrenden Olympia, welche die Stiefschwester des Papstes Innocenz X. war; „Monsieur de Goldon", von Frau von Cubières; „Les ilots de Martin Vaz", Seeroman von E. Corbière; „La goutte d'eau", von E. Souvestre, von welchem nächstens noch ein anderer zweibändiger Roman unter dem Titel: „Le mât de cocagne" erscheinen wird; „Le morne au diable", von E. Sue; „Aventures de Lyderic", von A. Dumas. An Gedichten erschienen: „Louise", von H. Martin, Verf. des „Ariel" und „Dieu et famille", Dichtungen von Cephas Rossignol; an Satiren: „L'âne d'or, recueil satyrique", von Pérégrinus, Capitel unter folgenden Aufschriften enthaltend: „Eine Seele ohne Körper", „Ein Gespräch zwischen einem Todten und einem Lebenden", „Der Tod eines Chinesen", „Pädagogie und Mystagogie", „Noch ein Gott", „Ein irischer Lieutenant", „Hr. Sienne", „Der Palast Bourbon", „Ein Gesetzgeber in 32.", „Große und kleine Deputirte", „Hr. Barrot und der Fakir", „Hr. Lamartine und Hr. Thiers", „Eine Welt und welch eine Welt" u. s. w.

Als eine „Question philosophique de première importance" wird die Broschüre „Quelle est, dans le plan de l'univers, la destinée du genre humain?" von Azaïs angesehn. Man erstaunt jedoch, diese wichtige Frage auf so wenigen Seiten beantwortet zu sehen. Von den von Hrn. Cousin herausgegebenen „Leçons sur la philosophie de Kant", auf zwei Bände berechnet, erschien der erste Band. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 117. —— 27. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Mehr Geist und Ursprünglichkeit entwickelt Bauernfeld in seinem vieraktigen Lustspiele „Ernst und Humor". Bauernfeld hat immer gute Einfälle, köstliche Gedanken und zuweilen sogar einen blitzenden Lichtschimmer von einer Idee, nur ist er nicht jederzeit glücklich bei deren Ausführung. Seine Lustspielstoffe beschäftigen sich, was schon viel werth ist, mit modernen Zuständen. Schwächen und Eigenthümlichkeiten der Zeit, falsche oder pikante Richtungen des geistigen Lebens unserer Nation belauscht er mit scharfem Auge und weiß sie, schlau polemisirend, recht anmuthig unter die Lupe seines gutmüthigen wiener Humors zu bringen. Daß er dabei immer glücklich sei, wollen wir nicht behaupten, wenigstens zeugt seine Polemik oft von Befangenheit, um nicht zu sagen von Beschränktheit. Er ist ein Kind des neuen Jahrhunderts, dessen Schuhe nur in dem Sumpf der alten Zeit stecken geblieben sind und die er um keinen Preis fahren lassen will. Deshalb strampelt er unablässig mit den Füßen, um sie wieder zu gewinnen, und gibt dabei der alten guten Amme, die ihn gesäugt, die derbsten Rippenstöße, während er mit den Händen wacker nach dem lockigen Haupte des neuen Jahrhunderts greift und es gar gotteserbärmlich zaust. Kein Wunder, daß dieses ob solcher Behandlung verdrießlich das Maul verzieht. Die moderne Emancipationsmanie und der viel belächelte Weltschmerz, den schon eine ansehnliche Menge dürftiger Poetlein zur Zielscheibe ihres verhungernden Witzes gemacht haben, sind auch die Lieblingsfelder, auf welche Bauernfeld seine Muse grasen führt. Hin und wieder geräth ihm ein so ganz moderner Charakter, der von Kopf zu Fuß in Heine'sche Zerrissenheit eingeschnürt ist, der den Weltschmerz als Kopfbedeckung in der Hand trägt und die Emancipation aller irdisch lieblichen Dinge unter den Rock festknöpft, trefflich, ein Poet sollte aber auch weise sein und eine einmal gelungene Figur nicht gleich wieder, etwas anders costumirt, dem Publicum vorführen. Für Menschen Marionetten, das ist ein schlechter Tausch, Und doch muthet Bauernfeld dem Publicum einen solchen Tausch zu. Sein Graf in vorliegendem Lustspiele, der freilich nur Das, was der Dichter Ernst nennt, repräsentiren soll, ist streng genommen ein bloßer Weltschmerzler, der sich über die Munterkeit anderer Menschen ärgert und auf- und davonläuft, wenn ihm eine junge Witwe und ein schönes Mädchen zu Tische laden. Es kann Bauernfeld in unsern Augen nicht entschuldigen, daß er später, leider zu spät, die düstere Stimmung des Grafen zu rechtfertigen sucht, indem er uns eine gar grauliche Geschichte von einem Duell erzählt, worin der Graf seinen Gegner, einen Freund, getödtet zu haben glaubt. Dieser aber, damals unter falschem Namen herumreisend, lebt noch munter und fidel und tritt ihm jetzt als Adolf in nicht zu bändigender Redseligkeit entgegen, dringt sich ihm zum Freunde auf und zwingt dem menschenscheuen Grafen wörtlich seine Liebe und Duzbrüderschaft ab. Das nennt denn Bauernfeld Humor, obwol im Grunde Adolf nur ein lustiger Sausewind ist. Überhaupt möchten wir Ernst und Humor, insofern sie als Gegensätze nebeneinander gestellt sind, hart anfechten. Genug, dieser Graf, der von Natalie, einem jungen Mädchen, geliebt wird, den ihre Tante Celia, eine hübsche Witwe, ebenfalls liebt, wird durch Adolf's sogenannten Humor von seinem trüben Ernst geheilt, indem erwähnter Sausewind dem melancholischen Manne klar und deutlich darthut, daß er jener von ihm für ermordet gehaltene junge Mann sei, und ihm schlüßlich seine eigene Braut Natalie, weil er deren Liebe zu dem Grafen bemerkt, freiwillig und diesmal wirklich mit sehr gutem Humor abtritt. Die Figur des Gastwirths Lebemann, in und um dessen Hôtel die Handlung vorgeht, dient nur als Staffage und kann füglich einen modernen Narren darstellen. Die Wuth auf Virtuosen und das narrenmäßige Streben, selbst Virtuos zu werden oder gar zu sein, ist in diesem Lebemann, einem wahren Prachtexemplare von ergötzlicher Narrheit, mit vielem Glück zur Erscheinung gebracht. Der Hauptvorwurf, der das Stück trifft, liegt wieder in dem Mangel an aller eigentlichen Handlung. Die Leute sprechen, aber thun nichts, und käme nicht der ewig heitere Adolf mit seinen geistreichen Thorheiten der Langeweile ins Gehege, so möchte es übel aussehen um das Interesse des Stücks. Dennoch liest sich die Komödie sehr gut, was freilich noch kein Beweis für deren Erfolg und Wirksamkeit auf der Bühne ist. Etwas hat aber Bauernfeld vor all unsern deutschen Lustspielschreibern voraus, seine kernige, kecke, witzige, oft geistreiche Sprache. Hier ist er durch und durch modern, und mit dieser sprudelnden Lebendigkeit, dieser frischen Herzenswärme, die in jedem Worte pulsirt, sind allein schon vor einem einigermaßen empfänglichen Publicum nicht unbedeutende Erfolge zu erringen. Eine einzige Stelle, die zugleich von Bauernfeld's Art und Weise, die Zeit in ihren Schwächen zu persifliren, einen Beweis gibt, möge als Probe und Beleg unsers Urtheils hier stehen. Die Gesellschaft spricht von deutschen Künstlern. Da perorirt Adolf folgendermaßen:

„Die pariser Künstler und Dichter in ihren Salons commandiren die Poesie, denn dort ist die Kunst eine Macht. Freilich, die Kunst dient auch dort der Macht ein klein wenig, Geist und Talent machen den beiden mächtigen Göttern der Zeit ihr devotes Compliment; sie heißen: Popularität und Geld. Das französische Talent will nicht nur etwas sein, es will auch etwas haben; man kann's ihm im Grunde nicht übel nehmen. Das deutsche Genie, meine Herren, das oft der Welt eine neue Gestalt gab, das hat nun freilich ein anderes Schicksal! Es wird in Wunsiedel oder Königsberg geboren, promovirt, docirt, wird bisweilen relegirt, erhält einen Freitisch, wird magister legens, vielleicht Professor und bekommt im günstigsten Falle den rothen Adlerorden dritter Classe. Es ist keine Macht und wird nie eine werden. Es ist pedantisch, aber grundehrlich, arm an Gütern, aber reich an Ideen,

machtlos, aber mächtig; kein lautes, öffentliches, sondern ein stilles, häusliches, harmloses Privatgenie. Aber es ist ein echtes Genie, es hat Wärme, Begeisterung und so viel fremde falsche Genies zünden ihr Stümpfchen an seiner Prometheusglut. Dabei hat es nur Einen Fehler: es glaubt an Märchen; zumeist an ein gewisses altes Ammenmärchen, man nennt es gewöhnlich die Wahrheit. Für diese gute, alte Wahrheit, als wär es seine alte Mutter, läßt sich nur das deutsche Genie auf alle Weise misverstehen, nicht verstehen, verspotten, verlachen, verhöhnen —, aber es schreibt weiter; — es darbt, es hungert, verhungert, stirbt — Alles für die alte Mutter Wahrheit! — So ist das deutsche Genie beschaffen. Und so ruf' ich denn auch aus vollem Herzen: Vivat, du deutsches Genie! Dulde und harre! Deine Zeit wird auch einmal kommen. Wachse und gedeihe im Stillen, aber stirb um Gottes willen nicht aus, du armer, oft verkannter deutscher Genius — eines Albrecht Dürer, Schiller und Mozart!"

Ein uns bis jetzt unbekannt gebliebener Dichter, August Hagen, schließt sich mit einem Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Der Oberst und der Matrose", dem Lustspiele an. Dieses Trauerspiel ist in Jamben, einige Stellen auch in Prosa geschrieben und spielt in Irland zu Ende des 18. Jahrhunderts, in jener Zeit, wo die Rebellen von den Engländern mit grausamer Strenge behandelt und endlich überwältigt wurden. Die Fabel scheint erfunden zu sein, was sehr zu loben wäre, besäße der Verf. Erfindungsgabe und außerdem noch einen deutlichen Begriff von Dem, was die Tragödie zur Tragödie macht. Dies ist leider nicht der Fall und eben deshalb ist Dr. Franck um diese Hagen'sche Acquisition nicht gerade zu beneiden. Ein Mord, in Folge dessen ein Verwandter des Ermordeten Rache an dem Mörder nimmt, ist kein dramatisch hinlänglich motivirter Stoff. Das hat der Verf. auch gefühlt und deshalb ein anderes Motiv, das allerdings eine Tragödie zu Stande bringen könnte, noch hinzugethan. Uns dünkt aber, dies andere Motiv ist dem Autor gar zu spät erst eingefallen, wodurch denn der fatale Übelstand herbeigeführt wird, daß Niemand mehr Theil an den Personen nimmt und, was noch schlimmer ist, an die eingeflochtene Geschichte nicht glaubt. O'Gunnel, Oberst zu Werford, läßt nämlich, um die Ordnung aufs strengste zu handhaben, einen armen Arbeiter, Stephen, weil er in der Nähe des Pulverthurms, in dem aber kein Pulver liegt, Taback geraucht hat, erschießen. Für diese ungerechte, grausame That gelobt sein Bruder John Darcy, ein Matrose, Rache zu nehmen und schickt dem Obersten einen Drohbrief, worin er ihm ansagt, daß er genau einen Monat nach dem an Stephen verübten Morde sterben werde. Anfangs hält der Oberst diese Drohungen für leere Worte, als aber der Sergeant Denis, der Stephen erschoß, wahnsinnig wird, indem der Todte ihm erscheint, die Drohungen John's sich auf die sonderbarste und keckste Weise stets wiederholen, ergreift ihn ebenfalls Todesfurcht, er fühlt, daß er zu streng gewesen, und will nun seinen Fehler durch Wohlthaten, die er der Familie des Ermordeten zukommen läßt, wieder gut machen. Diese Schwäche, an dem Menschen recht rührend, vermindert unsere Achtung vor dem Krieger, der fortan stets in weibischer Angst, halb verrückt, zitternd und zagend auftritt, aus Furcht vor dem Tode nach Rotterdam zu seinem Bruder flieht, von seinem Todfeinde auch dahin verfolgt wird und am bestimmten Tage nun wirklich seinem Schicksale erliegt. Erst im dritten Act erfahren wir, daß der Oberst vor vielen, vielen Jahren schon einmal in Irland gewesen ist, dort als feuriger junger Mann ein Mädchen geliebt und, nachdem er es verführt, dasselbe treulos verlassen hat. Dieses Mädchen stirbt elendiglich, nachdem es ein paar Zwillinge geboren. Stephen und John Darcy sind diese Zwillinge, die nicht wissen, daß ihr Vater noch lebt und wer er ist. Sonderbarerweise gibt sich der Oberst, nachdem er von der Geburt dieser Söhne in Kenntniß gesetzt worden ist, diesen nicht als Vater zu erkennen, obgleich die Rachedrohungen John's sich häufig wiederholen. Erst als der Sohn den Tod seines Bruders an dem eigenen Vater gerächt, verräth der sterbende Oberst das Geheimniß, was denn zur Folge hat, daß sich John in Verzweiflung selbst den Tod gibt. So viele Elemente zu einer ergreifenden Tragödie in dieser Geschichte zusammentreffen, so schlecht hat sie der Autor benutzt. Die ganze Ökonomie des Dramas bleibt ohne alle Wirkung, langweilt und wird nicht selten lächerlich, wozu auch der höchst prosaisch gehandhabte Vers wiederholt Anlaß gibt. An Reimen läßt es der Verf. zwar nicht fehlen, aber was sind das für Reime! Stellen, wie folgende, begegnen uns fast auf jeder Seite.

> Was ist zu thun, als sich in Ruhe fassen,
> Ich will ja Keinen mehr erschießen lassen.

Oder:

> Käm' her der Oberst, wo blieb meine Hitze?
> Statt zur Pistole griff ich nach der Mütze.

Zuweilen glaubt der Verf. seiner Sprache mehr Nachdruck zu verleihen, wenn er dreimal gleiche Reime aufeinander folgen läßt. Z. B.:

> **Anna.**
> Bring' her die Sichel! Komm, den Schleifstein drehn,
> Es soll der Vater, wenn er heimkehrt, sehn,
> Daß, Stephen, wir was Rechtes auch verstehn.
>
> **Stephen.**
> Wenn ich doch nicht so lang' geschlafen hätte,
> Wie früh verließ der Vater denn das Bette?
>
> **Anna.**
> Aufstand er mit der Sonne um die Wette.

An unerlaubten Wendungen und falschem Gebrauch, ja ganz falscher Bildung der Worte ist auch kein Mangel. So sagt der Verf.:

> Hier ist er (John Darcy), um es einzuzeugen.

Und an einer andern Stelle:

> Dem Werk ist nun als Schlußstein einzusetzen
> Des Hochverrathes ernstliche Beahndung.

Nur eine einzige Stelle haben wir gefunden, wo das Wort mit dem Gedanken harmonirt und in poetischem Tone erklingt, obwol der Leser dabei unwillkürlich an frühere große Dramatiker, z. B. Schiller, erinnert wird. Diese Stelle heißt:

> Dies lange, blonde Haar, es hätte langsam
> Des Alters Druck in Silber umgeprägt,
> Und über dieses Haupt unschädlich wären
> Dreimal so viel der Jahre hingegangen.

Wo sich ein Autor so in Stoff, Form und Sprache vergreift, wenn er ein Originalproduct liefern will, was bleibt dann noch für die Folgezeit von ihm zu hoffen!

Unbedeutend, wenn auch mit innigem Gemüth erfunden, ist das kleine Drama „Die Sylvesternacht" von Dr. Franck. Drei Freunde geben sich an einem Sylvesterabende in einem Wirthshause das Wort, sich nach 30 Jahren an demselben Orte wieder zu treffen, mag auch inzwischen das Schicksal nach Belieben mit ihnen schalten und walten. Nach diesen 30 Jahren erwartet denn Einer von diesen Freunden, der inzwischen jenes Wirthshaus an sich gebracht hat, die Freunde. Diese kommen, doch der Eine als alter, zerlumpter Bettler, der Andere unbefriedigt, von der Welt getäuscht, die er nach allen Richtungen durchstrichen. Erst dies Wiederfinden gibt den so lange voneinander Entfernten ein reines Glück und ein paar jungen Liebenden den Segen der Ältern. Innig geschrieben, stark mit Sentimentalität gewürzt, dürfte die Kleinigkeit gefühlvollen Herzen mehr zusagen als der Kritik, der Verf. aber, dem es keineswegs an dramatischem Talent gebricht, sollte die Literatur nicht mit Producten beschenken, die seinem Rufe nur schaden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Kandioten. Grünberg, Levysohn. 1842. 8. 20 Ngr.

Mit Vergnügen haben wir schon oft über die, unserer Zeit so sehr eigenthümliche Liebe zur Volkspoesie, d. h. den Eifer in Sammlung und Erklärung der Volkslieder der einzelnen Nationen, uns ausgesprochen; und gewiß ist diese Liebe in unserer materiellen Zeit um so erfreulicher. Daß diese Liebe nun auch auf die neugriechische Volkspoesie sich erstreckt hat, und daß man nicht müde wird, ebenso immer neue Schätze aus dem unversiegbaren Quelle des in dem griechischen Volke fort und fort schaffenden poetischen Geistes für uns, die wir fern stehen, ans Licht zu fördern, als dadurch selbst jene Liebe wach zu erhalten und ihr immer neue Nahrung zuzuführen, darüber können wir uns besonders auch deshalb freuen, weil diese neugriechischen Volkslieder, wie sie an und für sich von Interesse sind, so auch einen nicht minder interessanten Zusammenhang mit dem alten Griechenland, eine innige Verwandtschaft der Neugriechen mit den alten Hellenen nachweisen. Natürlich ist dies in dem Originalgewande, in der ursprünglichen Form, in welcher diese neugriechischen Volkslieder aus dem Geiste des Volks hervorgegangen, auch nur um so mehr und unverkennbarer der Fall, zumal manche der der Volkspoesie überhaupt eigenthümlichen Naivetäten und Reize in keiner andern Sprache so wiedergegeben werden können, wie das Original sie ausdrückt, und da dies nun auch namentlich von den neugriechischen Volksliedern im Verhältnisse selbst zur deutschen Sprache gilt. Indeß gewähren diese Volkslieder doch auch in der Übersetzung, wenn sie einerseits treu ist, andererseits der Treue die Klarheit und Verständlichkeit des Sinnes und eine gewisse äußere Gewandtheit nicht einseitig aufopfert, mannichfachen Genuß an sich und in Bezug auf die altgriechische Volkspoesie und das altgriechische Leben überhaupt. So haben wir denn auch die vorliegende, lange vor ihrem Erscheinen angekündigte, übrigens nicht blos neugriechische Volkslieder enthaltende Sammlung mit Interesse und Vergnügen begrüßt, und heißen sie auch um des besondern Zwecks willen, dem sie als ein Scherflein auf dem Altare christlich-humaner Theilnahme an dem Unglücke ferner Mitmenschen und Mitchristen dienen soll, mit dem Wunsche, daß sie diesem Zwecke auch wirklich dienen könne und diene, willkommen. In der, mit Heinr. Bernh. Oppenheim unterschriebenen, theilweise etwas gar zu rhetorisch geschriebenen Einleitung, die es in der Hauptsache mit Kreta und dem dortigen, leider zu bald und durch Verrath unterdrückten Aufstande im Sommer 1841 zu thun hat, spricht sich eine edle Begeisterung für Griechenland und die griechische Sache aus; viel Wahres und Richtiges wird darin über die Griechen, namentlich auch in Betreff der Fallmerayer'schen Hypothese, und über den Zusammenhang mit dem alten Hellas bemerkt; auch den Unwillen über die Wendung, welche die griechische Sache unter der Einwirkung der Politik genommen und insofern die Grenzen des griechischen Königreichs viel zu eng gezogen sind, können wir nur theilen. Indeß halten wir in dieser Hinsicht den in uns von Griechenland selbst aus genährten Glauben fest, daß dies bei der immer mehr zunehmenden Schwäche der Türkei, besonders der europäischen, die als ein politisches Ganze nicht mehr zu halten ist, in Zeit einiger Jahre eben von Griechenland selbst aus sich ändern und für Griechenland, trotz der verschiedenen Ansichten der Diplomatie und der Eifersucht einzelner Mächte, z. B. Englands, sich bessern müsse und sich bessern werde.

Was nun die in vorliegender Sammlung enthaltenen neugriechischen Volks- und Freiheitslieder selbst anlangt, so sind sie nur in der deutschen Übersetzung mitgetheilt („da sich dem Abdrucke des griechischen Textes Rücksichten entgegenstellten"), übrigens sehr verschiedener Art und Weise, auch in ziemlich bunter Ordnung zusammengestellt. Die Übersetzung, wobei „Treue der Form, gepaart mit möglichster Worttreue und Verständlichkeit" das vorgesteckte Ziel gewesen, und die im Allgemeinen zunächst „formgetreu" hat gegeben werden sollen, dürfte doch, trotzdem daß aus dem mit D. H. Sanders unterzeichneten Nachwort eine gewisse Selbstgefälligkeit, neben einer nicht zu verkennenden Tadelsucht gegen Andere, hervorleuchtet (weshalb wir auch um so strenger in unserm Urtheile haben sein müssen), keineswegs allen, auch nur billigen, Anfoderungen genügen. Ob überhaupt Formtreue und Worttreue so wesentliche Erfodernisse einer Übersetzung seien, daß ihr die andern Rücksichten hierbei untergeordnet werden müßten, glauben wir nicht, wollen es indeß bis auf Weiteres annehmen. Bei alledem finden wir die vorliegenden Übersetzungen nicht durchgängig richtig, was zum Theil daher kommen dürfte, daß die Verständlichkeit der Form- und Worttreue aufgeopfert worden, zum Theil darin seinen Grund hat, daß der Verf. die Originale nicht richtig verstanden haben mag, auch wol aus der zu großen Freiheit erklärt werden muß, die er sich theils in und mit der Scansion und Betonung genommen — einer Freiheit, welche schon an sich mit seiner sonstigen, von ihm proclamirten Strenge in Betreff der Form nicht recht zusammenpassen will, theils insofern, als er vor Flickworten nicht zurückgeschaudert und das Original nicht wortgetreu übersetzt hat —, vielleicht nur, um es — formgetreu, d. h. gereimt zu übersetzen. Belege hierzu finden sich z. B. in der Übersetzung des, allerdings schwierigen „Hymnus an die Freiheit" von Dionysios Salomos (Nr. II, S. 3 f.); so S. 6, Nr. III, V. 11 u. 14, wo das Original falsch übersetzt worden ist, indem an der ersten Stelle αὐθέντης „Fürst" oder „Hospodar" bedeutet, an der zweiten aber κυττάζει so viel als: „er sieht zu, wie —" sagen will. In Nr. VII, S. 16, „Der Tod des Diakos", ist V. 2, 4, 5 und auf S. 17, V. 3, 7, 12, 14, 17 dem Gehöre in Betreff der Betonung viel Gewalt angethan, was hier und da gar leicht abzuändern gewesen wäre; so findet sich in demselben Gedichte (S. 17, V. 8) das nichtssagende Flickwort: „wohl", und der Name des Helden dieses Volksliedes: Diakos, ist, gegen das Original und die Bemerkung S. 112, verschieden, bald zweisylbig (Dià-kos — Dia-kòs), bald dreisylbig (Di-a-kos) gebraucht worden. In der Übersetzung der beiden Gedichte von Alex. Sutsos (S. 104) Nr. LXXI und LXXII finden sich ebenfalls manche Unrichtigkeiten. So ist im ersten dieser Gedichte Vers 1, Z. 3, 4 (S. 104), Vers 3, Z. 7, 8 (S. 105) nach dem Originale nicht richtig, am wenigsten wortgetreu, übersetzt; Dasselbe ist der Fall mit dem zweiten (S. 107) V. 2, Z. 1, 2, 4, V. 3 u. 4, welche letztern beiden übrigens nicht nur falsch übersetzt, sondern auch in der Übersetzung dunkel und unverständlich sind; namentlich ist im dritten Verse bei den Worten: τὸν Ἑωσφόρο (die auch gar nicht als eine Betheuerung zu verstehen sind) an nichts weniger als an den Satan zu denken, da vielmehr der Dichter hierbei, wie dies auch aus der Einleitung zu dem Gedichte jedenfalls zu ersehen gewesen, nur die Zeitschrift „Apollon", gegen welche zunächst die in diesem Gedichte verspottete preßfreiheitmörderische Verordnung des Kapodistrias gerichtet gewesen, im Sinne gehabt hat. Für unsere Meinung übrigens, daß auch sonst Irrthümer, die zum Theil eine Folge der Entschiedenheit sind, mit welcher Andere wegen abweichender Ansichten vom Verf. getadelt werden, hier sich vorfinden, beziehen wir uns in Betreff der Anmerkung S. 39 und der Behauptung, daß mitten im Vers ein Gedicht nicht enden könne, auf das S. 74 mitten im Vers endende Lied; und in ähnlicher Weise fängt eine Strophe des zweiten der schon obenerwähnten Gedichte von Sutsos (S. 107) mitten im Verse an. Indeß legen wir selbst auf alle diese Bemerkungen keinen höhern Werth als sie verdienen; besonders aber haben wir dadurch den Verf. auf sich selbst aufmerksam machen wollen, damit er nicht blos darauf sich beschränke, streng gegen sich sein zu wollen, sondern es auch wirklich und in Wahrheit sei.

Schließlich wollen wir noch die Hoffnung aussprechen, daß es dem Herausgeber — dafür halten wir den S. 112 Genannten — möglich werden möchte, den daselbst gemachten Vor-

behalt zu verwirklichen und namentlich die in seinem Besitze befindlichen noch ungedruckten neugriechischen Volkslieder in den Originalien den Freunden der neugriechischen Volkspoesie und der neuen griechischen Poesie und Literatur überhaupt mitzutheilen, und daß die Zahl dieser letztern auch durch die vorliegende Sammlung, ihrer Mängel ungeachtet, sich vermehren möge. Daß diese Poesie und Literatur Freunde verdiene, darüber kann wol ein gegründeter Zweifel nicht mehr obwalten. 25.

Literarische Miscellen.

Bei Gelegenheit einer Anzeige des ersten Bandes eines von Thomas Campbell, dem wohlbekannten Sänger der „Pleasures of hope", herausgegebenen großen Werkes: „Frederick the Great and his times" ergeht sich die „Sunday Times" in folgender Auslassung: „Ein wesentlicher Dienst, welchen dieses Werk dem Publicum leisten wird, dürfte in der Enttäuschung einer ziemlichen Anzahl gutgesinnter Personen bestehen, die von Deutschland die Wiedergeburt Europas erwarten. Ein gröberer und lächerlicherer Irrthum läßt sich so leicht nicht denken. Was auch immer die Deutschen vom Standpunkte der Civilisation aus in den Tagen des Tacitus gewesen sein mögen — seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag haben sie der Freiheit nie einen entschiedenen, klaren Vorzug vor dem Despotismus gegeben. Im Gegentheile, es weidet keine zahmere und knechtischere Heerde als die Bewohner Deutschlands, die jedes Feld der Literatur und Wissenschaft angebaut haben, nur nicht das, auf welchem die Möglichkeit wächst, wahrhaft groß und frei zu sein. In Frankreich, in Spanien, ja sogar in Italien machen sich Spuren eines lauten Verlangens nach Volksherrschaft bemerkbar, in Deutschland nichts dergleichen. Ohne Zweifel existiren dort Individuen, denen Tyrannei nicht sonderlich gefällt und die gern frei wären, wenn sie nur könnten. Aber die haben kein Gewicht in der deutschen Literatur und es gibt keine Literatur in der Welt, die des demokratischen Feuers weniger hat als die deutsche." Nach einem Sprunge fährt die „Sunday times" fort: „Selbst Friedrich II., obwol unleugbar ein ehrenvoll ausgezeichneter Mann unter den Fürsten seiner Zeit, wurde doch durch eine Menge Laster und Charaktermängel häßlich entstellt. Er hatte sich insgeheim den Kaiser Julian zum Vorbilde genommen; nur hinkte die Copie dem Originale weit nach. Beide waren in ihrem Unglauben wüthende Fanatiker, und bewies auch der preußische König mehr Toleranz als der römische Kaiser, so meinte es dagegen Julian aufrichtig, als er vom wahren Glauben abfiel und mit Eifer zu dem falschen übertrat, während Friedrich bis an sein Ende der leichtgläubige Schüler einer Rotte seichter Sophisten blieb, der seichtesten, die sich je mit Philosophie bemengt. Dabei war Julian in allen Verhältnissen des Privatlebens rein und ohne Tadel; Friedrich stürzte sich kopfüber in alle Excesse und Ausschweifungen, die den Charakter des Mannes und seine Sitten schänden. Friedrich's Maximen sind ebenso greulich wie seine Praxis." Was die Engländer nicht Alles wissen!

Das „Church of England Quarterly Review" gilt in England — ob mit Recht oder Unrecht — für ein halb-officielles Organ des Puseyismus und mehre Aufsätze im Januarhefte beweisen wenigstens, daß es dem Geiste und den Interessen des Puseyismus stark gewogen ist. Wiederholt stellt sich die Absicht heraus, den Protestantismus zu verkleinern und mit einem, wie Schadenfreude aussehenden Wohlgefallen bei den Verbrechen der Reformation zu verweilen. Namentlich wird hierzu Heinrich VIII. und Anna Boleyn benutzt. Läßt sich nun auch nicht leugnen, daß Ersterer ein Tyrann war, der die Religion zum Deckmantel gebrauchte, und daß die Sympathien für letztere möglicherweise einer gekrönten Ehebrecherin zufallen: — was hat die Reformation mit dem schlechten oder zweideutigen Charakter dieser Personen gemein? Ferner sehen die Verfasser der fraglichen Aufsätze in der Kirche beiweitem weniger einen Sammelplatz religiöser und moralischer Lehren und ein Werkzeug zu Veredlung der Menschen als eine spirituelle Corporation, die über Glaubensartikel, Glaubensgebräuche und Religions-Metaphysik sich immer und ewig streiten und zanken solle. Fast scheint es, daß die apostolische Nachfolge, Ceremonien und die Freiheiten und Privilegien des Klerus ihnen an der ganzen Religion die Hauptsache dünken, denn sie betrachten die Kirche wie einen Staat im Staate, wie eine Verbrüderung, die für theologische Händel und Controversen stets schlagfertig sein müsse. Dem entspricht natürlich auch das politische Glaubensbekenntniß dieser Herren. Monarchie, Willkür, Volksknechtschaft — dafür stimmen sie. Daß indessen sothane Ansichten scharfsinnig vorgetragen und mit Gelehrsamkeit verbrämt sind, muß der entschiedenste Gegner einräumen.

Die unter dem Titel: „Memorials of the great civil war in England, from 1646 to 1652", von Henry Cary nach Originalbriefen in der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford bearbeitete Geschichte des großen Bürgerkriegs in England (2 Bde., London 1842) ist eine dankenswerthe Gabe. Fast jeder Brief hat für den Geschichtsforscher einigen Werth, sei es, daß er ihn mit einem historischen Charakter genauer bekannt macht, oder auf irgend ein Zeitereigniß ein neues Licht wirft. In der Gesammtheit veranschaulichen sie den zerrissenen Zustand der damaligen öffentlichen Meinung, wo zwei feindliche Principe miteinander kämpften — das Princip blinder Loyalität und knechtischer Ergebung in den Willen des Königs und das Princip erleuchteter Freiheit und Aufbietung der äußersten Kraft zum Schutze des Parlaments. Namentlich interessant bei den gegenwärtigen geistlichen Wirren in England sind mehre Briefe über das innere Treiben der Universitäten und die Gesinnungen des Klerus. Ein Schreiben des berühmten oder berüchtigten Jeremy Tailor über die Veräußerung des kirchlichen Eigenthums, worin derselbe dem Staate das Recht dazu unbedingt einräumt, dürfte den dermaligen Gegnern der Appropriation clause und den Verfechtern der Kirchensteuern kein absonderliches Vergnügen gewähren, wol aber von der andern Partei mit fröhlichen cheers und nachdrücklichem hear, hear begrüßt werden. Nebenbei stellt es sich bis zur Evidenz heraus, welch selbstsüchtige, brutale und tyrannische Menschen die Royalisten waren, so lange sie die Macht in Händen hatten, und wie feig, kriechend und erbärmlich sie in der Mehrzahl sich benahmen, sobald die Macht an das Haus der Gemeinen gekommen. Cary hat die Briefe geschickt aneinandergereiht und lichtvolle Erläuterungen beigefügt. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 118. —— 28. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

2. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Einundzwanzigster Jahrgang. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1842. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Gubitz'sche „Jahrbuch" zeichnet sich immer durch eine große Mannichfaltigkeit der Beiträge aus und hat als Empfehlung für sich, daß es immer mehre Arbeiten von anerkannten, auf der Bühne geltenden Autoren liefert. Dies ist aber noch keine Garantie für die Vortrefflichkeit der Beiträge, denn wer wüßte nicht, daß gerade das Unbedeutendste in der Regel am leichtesten Zugang auf der Bühne findet. Raupach, der Unvermeidliche, darf natürlich nicht fehlen. Er bemüht sich diesmal in einem Schauspiel und einem Schwank die Geduld des langmüthigen Publicums auf die Probe zu stellen. Jenes führt den Titel „Das Harfenmädchen" und hat drei Acte, dieser, „Der Gliedermann", begnügt sich mit einem Aufzuge. Wenn die Figur eines Harfenmädchens einem Theaterpublicum genügen soll, dann ist es sicherlich unerlaßlich, daß interessante Schicksale ihrem Auftreten ein möglichst pikantes Relief geben. Das hat Raupach, der immer verständig ist, sehr wohl eingesehen und darnach seinen Plan gemacht. Natürlich darf nun das Harfenmädchen, Namens Cäcilie, kein gewöhnliches Harfenmädchen sein, sondern wo möglich eine verunglückte Gräfin oder Prinzessin. Raupach begnügt sich diesmal mit einer bloßen Gräfin, deren Vater, vormals Oberst in spanischen Diensten, gegenwärtig blind und arm, ein trauriges Leben geführt hat, indem seine Mutter ihn einer Liebe halber, die ihr nicht behagte, weil die Geliebte des Sohnes ihren hochadligen Stolz beleidigte, verflucht und verstoßen hat. Arm und verlassen kommt Bertram, so heißt der verkappte Graf, nach Deutschland zurück und lebt von dem Harfenspiel seiner Tochter, die, weil sie schön ist, zwar viel verdient, sich aber dafür auch Liebes- und andere Anträge von jungen, leichtfertigen Cavalieren gefallen lassen muß. Als die Zudringlichen zu unverschämt werden, gibt es Streit, Ausfoderung, endlich Beilegung; Baron von Holm aber ist so sehr in die schöne Harfnerin verliebt, daß er den alten Bertram vorschlägt, ihm die Tochter zu überlassen. Dies bringt den Blinden so in Harnisch, daß der alte Mann jetzt Genugthuung von dem Baron verlangt, der sie dem Bettler so lange verweigert, bis dieser sein Oberstpatent vorzeigt. Nun verspricht Holm Cäcilie zu heirathen, findet jedoch in seiner Tante, der adelsstolzen Gräfin von Maienburg, eine so harte Gegnerin, daß es zu gefährlichen Kämpfen kommt. Erst als sie Bertram sieht und aus seinen Erzählungen erfährt, daß er ihr eigener, von ihr verstoßener Sohn ist, legt sie die Hände der Liebenden ineinander und versöhnt sich mit dem tiefgebeugten, von ihr so leichtsinnig ins Elend getriebenen Kinde. Gut gemacht, was man so sagt, mag diese Geschichte sein, wer aber die poetischen Funken, die sich etwa darin verirrt haben, zusammensuchen wollte, der könnte wol hundert Laternen anzünden, ehe er so viele entdeckte, um ein ausgehöhltes Senfkorn damit zu füllen. Dergleichen ist, wie bekannt, Raupach's geringste Sorge. In Bezug auf Charakterzeichnung müssen wir ihm, dem Bühnengewandten, das Zeugniß geben, daß die erzaristokratische Gräfin eine ganz gelungene Theaterfigur ist.

In dem Schwank „Der Gliedermann" benutzt der Verf. ergötzlich genug eine Puppe, um einen widerspenstigen, stets trunkenen Gastwirth zur Unterzeichnung eines Ehecontracts zu zwingen. Trunkenheit, daraus entstehende Prügelei, in Folge deren die Lichter ausgelöscht werden und der Betrunkene in dem Wahne, er habe einen Lebendigen, die im Winkel des Zimmers ausgestopfte Puppe anpackt, niederwirft, würgt und, wie er glaubt, erwürgt, sind die Ingredienzien, aus denen dies Kunststück zu dauernder Erheiterung der dritten Galerien zusammengefügt worden ist. Ohne diese Mittel gerade zu billigen, lesen wir diese derben Raupach'schen Possen doch gern, da sie auf Komik weniger als auf bloße Lächerlichkeit Anspruch machen.

„Ein Aprilscherz", Originallustspiel in einem Act von Achat, ist mit gutem Humor geschrieben und basirt sich abermals auf die beliebte, leichte Intriguenwirthschaft durch Verkleidung und daraus entstehender Verwechselung. Hier wird ein reiches, altes Fräulein, das noch immer auf Eroberungen ausgeht und glücklich wieder einen jungen Cavalier geködert zu haben glaubt, auf diese lustige Weise zur Einwilligung in eine Verlobung gezwungen, indem ein junges Mädchen keck und munter die Rolle ihres Bruders so täuschend spielt, daß die arme Betrogene willig in die ihr gelegte Schlinge geht. Der heitere Scherz ist hübsch erfunden und gut geschrieben. Einzelne Scenen müssen sogar von guter komischer Wirkung sein.

Auch Moritz Rott, der vielgewandte Schauspieler, der schon vor vielen Jahren einmal auf dem damals königl. Theater zu Leipzig ein Drama in sehr schön klingenden Versen, so viel uns bekannt ist ohne vielen Erfolg, aufführen ließ, tritt jetzt zum ersten Male mit seinem Lustspiele „Der Freiwerber" als dramatischer Dichter vor die Augen der Welt. Wenn man das Stück so durchliest, kommt es Einem vor, als lese man Scenen aus verschiedenen Iffland'schen Schauspielen; denn Iffland bleibt nun doch einmal der Gott der deutschen Jammerseligkeit und die unerschöpfliche Quelle für das moralisirende Lust-, Rühr-, Schau- und Qualspiel. Dieser „Freiwerber" quält nun zwar nicht, aber er selbst wird gequält und zwar durch die drei Brautpaare, die hier stets auseinander streben und doch zueinander wollen, die sich liebend misverstehen und misverstehend lieben, zwischen denen der ehrliche Treulich, ein echter, derber, solider, unergründlich gutherziger Buchhalter, die ehrlichste Haut, die je ein Hauptbuch in Ordnung erhalten hat, den Unterhändler macht. Man verlange von uns nicht die Wiedererzählung der Fabel, denn Stücke wie dies Rott'sche Lustspiel haben das Eigenthümliche, daß sie, aus dem Halbdunkel des Coulissenrahmens herausgerissen, an Interesse nur verlieren können. Das Lam-

penlicht, die künstlichen Wände, das Spiel machen sie erst lebendig. Dies kann ebenso gut ein Lob, wie ein Tadel, ein Vorwurf und ein Verdienst sein. Es kommt nur darauf an, was man von einem guten Drama zu fodern berechtigt ist. Ist Darstellbarkeit das Erste, wo nicht Einzige, was man von ihm verlangt, so kann es leicht möglich sein, daß ein Lorberblättchen auf Rott's Haupte hangen bleibt; fodert man aber mehr als dies, verlangt man ein Quentchen Poesie, zwei Quentchen Geist, drei Quentchen Originalität und so fort, so ist die dramatische Muse in diesem Lustspiel wirklich als höchst geiziger Apotheker aufgetreten und führt noch zum Überfluß vermaledeit schlechtes Gewicht. Das passirt wol zuweilen; es wird auch einmal allenfalls von einem nachsichtigen Publicum vergeben, doch nimmt man sich nebenbei das Recht, für die Zukunft um bessere Zuthat und schwereres Gewicht zu bitten. Rott's „Freiwerber" rangirt in Hinsicht auf die Anlage mit Eduard Devrient's Bühnenversuchen, hinsichtlich der Ausführung bleibt er aber doch weit hinter diesen zurück. Und Eduard Devrient ist auch noch lange kein dramatischer Dichter! Hiernach wird der Leser ungefähr wissen, wie hoch der „Freiwerber" von Rott als dramatisches Gedicht in der Literatur zu stellen sein mag. Der Dialog ist gewandt, die Sprache einfach und gebildet.

Ein wunderliches Product hat Wilhelm Müller geliefert. Er nennt es „Wo weilt das Glück?" Drama in drei Abtheilungen, von denen die erste das Glück in der Hütte, die zweite im Hause, die dritte im Palaste sucht. Hr. Müller pflegt immer stark aufzutragen. Wenn er Leidenschaftlichkeit schildern will, malt er uns mit ungeheuerlichen Pinselstrichen einen Rasenden aufs Papier, die Grausamkeit übergrausamt er, um mit Hamlet zu reden, der Wüthrich wird unter seiner Hand gleich zum Teufel und was er aus diesem machen würde, fiele es ihm ein, sich seiner zu erhöhter drastischer Wirkung zu bedienen, mag Gott wissen. Diese irrthümliche Auffassungs- und Darstellungsart menschlicher Zustände, gesellschaftlicher und durch die Richtung der Zeit gewissermaßen gebotener Gebrechen ist ihm auch in dem genannten Drama eigen geblieben, das eigentlich aus drei einzelnen Dramen besteht. „Die Hütte" läßt uns einen Blick in das Elend einer heruntergekommenen Familie thun, die nichts mehr das Ihre nennt als ein reines, unbeflecktes Gewissen. Das elende Häuschen soll verkauft, sein bisheriger Besitzer mit seiner einzigen Tochter vertrieben werden. Da erbietet sich der Amtsschreiber Krebs, die dämonische Figur, deren Übertriebenheit aber leider lächerlich wirkt, sich ins Mittel zu schlagen, wenn ihm der arme Mann seine Tochter zum Weibe geben und einen Schatz, dessen Unterschlagung man ihm zeiht, mit ihm theilen wolle. Der Arme schlägt das Anerbieten mit Verachtung aus, der Schatz wird gefunden, die Familie ist gerettet und Krebs muß mit langer Nase abziehen. „Das Haus" führt uns einige von denselben Personen wieder vor. Krebs ist Lotterieeinnehmer und ein reicher Mann geworden, Maria, des Armen Tochter, lebt einsam und zurückgezogen. Der reich gewordene Schuft geht abermals auf die Freite und hat es diesmal auf die Tochter eines wohlhabenden Tischlers abgesehen, der gegen den Freier weniger als die Tochter einzuwenden hat. Letzterer gefällt nämlich ein armer Lieutenant Berg besser. Der Lotterieeinnehmer glaubt indeß Hahn im Korbe zu sein oder doch zu werden, da er das große Loos zu gewinnen hofft. Zum Unglück trifft der Hauptgewinn auf ein Loos, das Krebs dem Lieutenant Berg aufgedrungen hat. Darüber geräth der Getäuschte in die toll-komischste Wuth, weiß aber doch durch ein glückliches Ungefähr dem Lieutenant das Glücksloos wieder abzuschwatzen und ist nun abermals obenauf. Er eilt zu seinem zukünftigen Schwiegervater, um sich das Jawort zu holen, allein, als dieser die schändliche Gaunerei des Schurken erfährt, weist er ihm die Thür und Berg erhält das Mädchen. In der dritten Abtheilung, „Der Palast", hat es Krebs glücklich bis zum Baron von Sonnenadlerkrebs gebracht wohnt prachtvoll und läßt sich in nobelster Attitude malen. Alles ärgert ihn, mit Jedem möchte er zanken, wenn er nur nicht so gar besorgt für sein Leben wäre! Der Maler Stern verlangt für sein Gemälde, falls er nicht eine Fratze daraus machen soll, des Barons Stieftochter Amalie zur Frau. Darüber wird Sonnenadlerkrebs ganz rasend, doch die Sorge um seine kostbare Gesundheit bringt ihn rasch wieder ins ruhige Gleis des Lebens zurück. Der Maler wettet, daß ihm der Baron seine Tochter noch freiwillig zuführen und ihr eine glänzende Mitgift geben werde. Um dies Ziel zu erreichen, wird der Doctor des schurkischen Barons ins Geheimniß gezogen, Krebs' Todesfurcht und ein Traum müssen das Übrige thun. Der Doctor bestärkt nämlich den Baron in dem Wahne, daß ein Mensch durch Verbrennung seines Bildes langsam getödtet werden könne. Sobald der Maler erfährt, daß Sonnenadlerkrebs von der Wahrheit dieser Sage überzeugt ist, benutzt er den günstigen Augenblick, droht das Bild des Barons zu verbrennen und erhält Geld und Mädchen. Fragen wir nun, was der Verf. mit diesen drei Bildern, die in ihrer Art alle outrirt und verzeichnet sind, bezweckt habe, so lautet die Antwort: er wollte beweisen, daß weder Hütte, noch Haus, noch Palast, sondern allein das Herz die Wohnung des wahren Glückes sei.

„Noch ist es Zeit!", Schauspiel in drei Aufzügen von A. P., ist ein gut gearbeitetes, auf Bühnenwirkung berechnetes Stück, das ungeachtet seiner vielleicht gar zu moralischen Tendenz doch einen nicht zu leugnenden dramatischen Werth hat. Die Charaktere sind durchgängig consequent durchgeführt, erwecken durch die Situationen, in welche sie Gegenseitigkeit der Leidenschaften versetzt, unsere Theilnahme und ergreifen durch das rein Menschliche, das Alle, auch die Verirrten, stets begleitet. Die Fabel ist ebenso einfach, als sie im Leben sich oft wiederholen mag. Eine junge, sehr glücklich verheirathete Frau, die Gräfin von Strahlen, deren Gatte Minister bei einem deutschen Fürsten ist, lernt den Prinzen Adalbert kennen. Dieser, von der Anmuth, Jugend und Schönheit der Gräfin entzückt, gibt einer unreinen Leidenschaft zu ihr Raum und die junge Frau ist eitel genug, die Anträge des Prinzen in stillem Herzen zu genehmigen. Der Graf bemerkt bald die Huldigungen des Prinzen und die Veränderung im Benehmen seiner Gattin. Er sucht die Strauchelnde frühzeitig zu warnen und stellt ihr offen die Gefahr vor, der sie blindlings entgegeneile. Die Gräfin fühlt ihr Unrecht und beschließt, den Prinzen künftig abzuweisen. In diesem Augenblick erhält sie ein Billet von dem Prinzen, worin dieser um eine einzige kurze Unterredung bittet. Sie beschließt, der Einladung zu folgen, doch nur, um dem Prinzen Vorwürfe wegen seines Betragens zu machen und ihn dann für immer zu meiden. Dies Billet geht aber verloren und fällt in die Hände der Gräfin von Wilnau, einer unverheiratheten jungen Dame, die unter äußerer Kälte ein tief und innig fühlendes Herz verbirgt. Sie beschließt die unbesonnene Gräfin zu retten und an ihrer Statt den Prinzen an dem angegebenen Orte zu erwarten. Dies geschieht, der Prinz kommt, bald darauf auch die Gräfin Strahlen, die nun ungesehen von den beredten Lippen der Gräfin Wilnau den Abgrund des Elends schildern hört, dem sie unaufhaltsam entgegeneilen wollte. Beide, sowol die junge Frau wie auch der Prinz, sehen ihr Unrecht ein, der beleidigte Gatte kommt dazu und eine allgemeine Versöhnung schließt das Stück mit einem etwas unnöthigen Anhang von Rührung. Abgesehen von der gar zu sehr in den Vordergrund gerückten moralisirenden Seite ist das Stück eins der besten unter den neuern Schauspielen.

Den Schluß des Jahrbuches bilden zwei kleine Gaben, die mehr als dramatische Scherze denn als Lustspiele zu betrachten sind, obwol das eine sich diesen Namen beilegt: „Die Schulzenwahl" von Fr. Paolo und „Karl's XII. erste und letzte Liebe", Lustspiel in einem Aufzuge von H. E. R. Belani. Das erstgenannte ist ein bloßer Scherz, worin die Wahl eines Schulzen einem ehrgeizigen Bauer dadurch zu Theil wird, daß er seine Schwester verschiedenen Freiern zu geben verspricht. Recht nett und mit gutem Humor ist das sogenannte Lustspiel von Belani.

Belani ist sonst nicht unser Schützling, dies Lustspiel aber hat er, wenn es ihm überhaupt eigenthümlich angehört, ganz gut gemacht. Der ungestüme, hitzige, plumpe jugendliche König, der diplomatisirende Graf, die schöne, eitle, verzogene, junge Gräfin, die dem unmanierlichen Könige die schönsten Maticen sagt, sind sehr gute Theaterfiguren. Wir besorgen nur immer noch, daß diese glückliche Composition einen irgendwo in der Welt herumlaufenden fremden Herrn zum ersten Erfinder haben dürfte.

3. Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1842. Herausgegeben von Alexander Cosmar. Siebenter Jahrgang. Berlin, Bade. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

De mortuis nil nisi bene! Das Sprüchwort ist gut, nur kann man nicht immer darnach handeln. Cosmar ist unlängst gestorben. Er war ein braver Mann, wie man sagt, ein gescheiter Kopf, ein speculativer Verstand. Für den letztern sprechen die zahlreichen Übersetzungen französischer Schau- und Lustspiele, die er Zeit seines Lebens geliefert. Der deutschen Literatur hat er damit eher geschadet als genutzt, denn seine Wahl fiel nicht immer auf die bessern Producte unserer überrheinischen Nachbarn, nur was auf schnellen Erfolg hoffen ließ, was die Masse leicht für sich zu gewinnen versprach, das griff Cosmar heraus aus dem Knäuel ephemerer französischer Theaterstücke. Er hat dabei seine Rechnung gefunden und Cosmar's Name ist den verehrlichen Bühnendirectoren zehnmal lieber als der des bedeutendsten Originaldramatikers. Dieser Übersetzerruf hat der unlängst Verstorbene auch in seinem Almanach nochmals bewährt. Das Schauspiel „Ein Geheimniß", frei nach Arnould und Fournier, die einzige von Cosmar selbst beigesteuerte Gabe, ist kein Meisterstück dramatischer Poesie, es gehört auch nicht zu den so beliebten, jetzt von aller Welt für hochpoetisch gehaltenen Dramen, deren ganze Poesie in der kunstreichen Verschlingung der Intrigue, in der seltsamsten Schürzung des Knotens, in der pikantesten Aneinanderreihung einer Menge von spannenden Situationen liegt, es ist vielmehr ein ganz einfaches, auf etwas Argwohn, etwas Eifersucht und eine gute Dosis Neugier basirtes Schauspiel, das nur durch das Wachsen einiger bürgerlich mäßig gehaltener Charaktere Theilnahme erregen kann. Die jugendliche Frau eines reichen Banquiers wird diesem durch ihr häufiges Alleinsein und ihre entschiedene Inschutznahme eines jüngst auf ihre Verwendung ins Haus gekommenen Kassirers, Namens Flandern, verdächtig. Ein Freund des Banquiers, Schriftsteller und nach pikanten Stoffen haschend, schürt die Flamme des Verdachts, ein Dritter behauptet sogar, er kenne den jungen Mann als leichtsinnigen Spieler, sodaß denn der Banquier seine Frau nach wiederholter Beobachtung über ihr Betragen, ihr Zusammensein mit Flandern zur Rede setzt und, als sie ein tiefes Stillschweigen in Bezug auf ihr Verhältniß zu dem Kassirer beobachtet, sich von ihr scheiden lassen will. Dies bewegt die Frau endlich zum Sprechen, und nun erfährt ihr Gatte, daß sie durch die Beschützung Flandern's ein schweres Unrecht, das der Banquier, zwar nicht mit Vorsatz, an dem Vater des Kassirers begangen, diesen dadurch zum Bankrott und endlich zum Selbstmord getrieben hat, wieder einigermaßen habe sühnen wollen. Der Banquier wird von seinem unmännlichen Verdachte geheilt, Flandern zu seinem Compagnon erhoben und Linden, der Schriftsteller, ist erfreut, so hübsche Scenen zu einem Romane erlauscht zu haben. Für ein deutsches Publicum, das sich an peinlicher Qual auf der Bühne stets erlabt, muß das Stück von Interesse sein.

Eine geistreiche, von französischem Esprit funkelnde Anekdote in dramatischer Form wird uns von J. Dorich in „Cartouche", frei nach Théaulon, geboten. Der Stoff ist, irren wir nicht, schon mehrmals benutzt worden. Cartouche, das Schrecken von Paris, tritt aus dem Kamin in das Zimmer einer jungen Wittwe, um deren Hand der Policeilieutenant wirbt. Nach einem köstlichen Gespräch, das der jugendlichen Frau den kecken, gewandten Dieb fast mehr als interessant macht, zwingt er sie, ihm eigenhändig die Hausthür zu öffnen. Ein verloren gegangener Handschuh, ein früher entwandter Schmuck, einige den Policeicommissairen gespielte Gaunerstreiche helfen das Übrige vollenden und geben dem Ganzen einen muntern Schluß.

Überschüttet uns die angeführte dramatisirte Anekdote mit den glänzendsten Witzfunken, so stößt uns das dreiactige Lustspiel „Dissonanzen, oder heut' vor fünfundzwanzig Jahren" von Heinrich Smidt ganz und gar in die pedantische Schwerfälligkeit deutscher Sprach- und Handlungsweise hinein. Kommt ein deutscher Autor auf den Gedanken, ein Lustspiel zu schreiben, so hilft alles Sträuben nicht, der Zopf hängt und baumelt ihm hinten und vorn. Ohne die ausgesuchteste Philisterei, Kleinstädterei und Albernheit geht es nicht ab. Ein Krieg zwischen Sonst und Jetzt muß die innerliche vis comica ersetzen, und wenn dies nun wirklich zum Lachen reizen kann, so bleibt es doch ebenso weit von dem wahren Leben eines Lustspiels entfernt, als unser Deutschland von dem duftigen Himmel des warmen Südens. Weiß man sich zu bescheiden, dann freilich können diese „Dissonanzen" sogar für ein nicht übel angelegtes Lustspiel gelten, obwol streng genommen nur possenhafte Elemente darin zusammengehäuft sind, die dem Deutschen im Allgemeinen näher zu liegen scheinen als die feinern Geister des eigentlichen Lustspiels. Ein Gutsbesitzer, der Zeit seines Lebens nicht vom Lande in die Stadt, viel weniger in die Welt gekommen ist, hat drei seiner Jugendfreunde, die er seit 25 Jahren nicht mehr gesehen, zum Besuch eingeladen, um mit ihnen die alten Zeiten durchzusprechen. Der gute Mann glaubt allen Ernstes, seine ehemaligen Genossen werden noch ganz dieselben sein, weil er sich inzwischen nicht um ein Haar geändert hat. Da er weiß, daß jeder der drei Freunde eine eigene Liebhaberei besitzt, so sinnt er lange darüber nach, wie wol jeder Einzelne auf eine angenehme Weise zu überraschen und zu erfreuen sein möchte. Er läßt daher dem Legationssecretair sein Zimmer mit allen möglichen alten Schwarten, Postillen und Kochbüchern vollstopfen, um ihm sein Haus möglichst wohnlich zu machen, dem Kapellmeister stellt er die Jägerburschen ins Zimmer, damit sie das Horn zur Begrüßung blasen, und dem Advocaten weist er ein paar recht hartnäckige, proceßsüchtige Bauern zur Erheiterung zu. Was nun bei der Ankunft der drei Freunde für ein Spektakel entsteht, kann man sich denken. Genug, der gutmüthige Gutsbesitzer erkennt seine Freunde nicht wieder, hat nichts als Ärger und Verdruß und verliert seine ganze Laune. Nicht besser ergeht es den drei Residenzstädtern, Jeder wirft dem Gutsbesitzer seinen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß vor und unter sich kommen sie ebenfalls zu Streite. Erst der Neffe des Gutsbesitzers, der in ein reiches Mädchen verliebt ist, dessen Vormünder die drei Freunde sind, weiß durch passend angebrachte Schmeicheleien und Verheißungen die empörten Gemüther zu besänftigen, Alle miteinander zu versöhnen und sich die Braut glücklich zu gewinnen.

„Die Weihnachtspräsente", localer Gelegenheitsscherz in einem Act, von Louis Angely, bringt berliner Narrheiten aufs Tapet, betrügt einen albernen Gecken, der vier Wochen lang studirt hat, um seine verheißene Braut und führt das erfreute Mädchen ihrem wirklichen Geliebten in die Arme. Possirliche, aber geschmacklose Schmiererei, nur auf Liebhabertheatern zu entschuldigen. Witziger, wenngleich auch nur possenhaft, ist „Die Bräutigamsschau", dramatischer Scherz in einem Acte von Julius Findeisen. Ein munteres junges Mädchen macht sich den Scherz, ein Heirathsgesuch in die Zeitungen setzen zu lassen und etwaige Speculanten in ein bestimmtes Hôtel einzuladen, um sich mit ihnen selbst zu besprechen. Darauf kommen drei Prachtexemplare, ein altfränkischer Doctor, ein derber Gutsbesitzer und ein sackgrober berliner Droschkenbesitzer. Alle Drei machen einer nach dem Andern ihre Anträge und zwei davon werden auch wirklich vorgelassen. Als diese zurückkommen, gerathen sie mit dem Droschkenbesitzer fast in Streit, indem Jeder den Sieg davongetragen zu haben glaubt. Ein servirtes Frühstück und ein ankommendes Körbchen, das Niemand mehr in Empfang nimmt, gibt den Gefoppten eine

unerwünschte Aufklärung, worüber sich vornehmlich der Mann der Droschken ärgert.

Von demselben Herausgeber erschien auch

4. Dramatischer Salon. 1842. Berlin, Klemann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

angefüllt mit dem schönsten Franzosenthum, das Cosmar nur für deutsche Verdauung bequem zurechtgesetzt hat. „Charlotte Mardyn", dramatisirte Anekdote in zwei Aufzügen, frei nach Dumanoir, erzählt die witzige Rache, welche die berühmte englische Schauspielerin Mardyn, der Welt durch Lord Byron hinlänglich bekannt, an einer englischen Lady für deren Eifersucht und die Schmähungen nimmt, die sie über sie ausgießt. Das Stück ist pikant, ohne Raffinement der Erfindung und die Titelrolle für eine gewandte Schauspielerin äußerst dankbar. Verwickelter und unsers Erachtens zu künstlich durcheinander geflochten sind die Fäden der Intrigue in „Gasthof-Abenteuer", Lustspiel in einem Acte, nach der Idee eines französischen Vaudeville bearbeitet. Wie in allen Lustspielen, die auf französischem Boden wachsen, sind Eifersucht, Fopperei, kokettes Necken, Verkleidung und damit verbundener Tausch der Personen die zwar gewöhnlichen, aber immer wieder in neuen Wendungen gebrauchten Mittel, um eine rasche, spannende und heitere Handlung zu bewirken. Wer muntere Unterhaltung begehrt, wird sich bei guter Darstellung des Stückes sehr befriedigt finden. In „Riquiqui, oder die seltsame Heirath", Lustspiel in drei Aufzügen, nach dem Französischen, mischen sich so viele ernst gehaltene Scenen in die heitern und scherzhaften, daß die Ausführung stellenweise an das Schauspiel erinnert. Es bringt Abenteuer zur Darstellung, wie sie in dem Tumult der ersten französischen Revolution über die schuldlosesten Menschen hereinbrachen. Das Schloß des Grafen von Montfort wird von dem wüthenden Pöbel geplündert, die Herrschaft verjagt und mit blutgieriger Wuth verfolgt. Amelie, die Tochter des Grafen, flüchtet sich vor dem rachsüchtigen Haufen und findet Schutz bei einem armen Schuster Riquiqui, der von den Vorfahren Ameliens viele Wohlthaten genossen hat. Indeß entdeckt der Pöbelhaufen nur zu bald das Asyl der Gräfin, verlangt die Aristokratin ausgeliefert und macht Anstalten, sich ihrer sammt des Schusters zu bemächtigen. Da herrscht ihm Riquiqui zu, die Gräfin sei seine Braut! Sogleich besänftigt sich die Rotte, zwingt aber den Schuster, um sicher zu gehen, die Gräfin wirklich vor dem Maire zu heirathen. Es vergeht nun ein banges Jahr, während dem Riquiqui durch Lieferungsgeschäfte reich wird, die frühere Besitzung der Gräfin wieder ankauft und ihr mit derselben die Freiheit wiedergibt. Statt der geführten Scheinehe schließt der brave Schuster eine wirkliche mit seiner geliebten Jaqueline und auch Amelie kehrt beglückt und dankbar in die Arme ihres Geliebten zurück. Das Schlußstück des „Dramatischen Salon": „Die Husaren in der Klemme", Lustspiel in einem Aufzuge, frei nach St.-Hilaire, setzt dem Werkchen gerade keine Krone auf. Von ihm läßt sich weiter nichts sagen, als daß Langweiligkeit und Verwickelungen, die durch ihre Unwahrscheinlichkeit jede Spannung hemmen, die unglücklichen Bestandtheile dieses ganz verfehlten Machwerks sind. Wer Lust und Drang in sich spürt, die verborgenen Schönheiten desselben zu genießen, den verweisen wir auf das Buch selbst oder empfehlen ihm eins jener Theater, die sich zur Aufführung dieses Meisterstückes bereitwillig zeigten. Sonderbarerweise werden deren mehre genannt, doch sind wir fest überzeugt, daß jedes nur mittelmäßig gebildete Publicum mehr als zwei Aufführungen nicht dulden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von Mary Howitt erschien eine Erzählung: „Which is to wiser?" Hierüber bemerkt ein britischer Referent: „Fletcher anticipirte die gegenwärtige Caprice der Howitt in seinem ‚Mad lieutenant', welcher

— talks now of the king, no other language,
And with the king, as he imagines, hourly:
Courts the king, drinks to the king, dies for the king,
Buys all the pictures of the king, wears the kings colours —

und kaum schlafen konnte, wenn nicht in der King street. So verhält es sich auch mit den Howitt; sie sprechen von den Deutschen, keine andere Sprache; sie plappern Deutsch, wie sie sich einbilden; in diesem Kinderbuche z. B. lesen wir vom ‚Kaiser', von der ‚burger class', der ‚young Engländerinn', dem ‚English fraeulein', vom ‚Wirthshaus', vom ‚Handwerksburschen', vom ‚Schlafrock' u. s. f.; sie machen den Deutschen den Hof, trinken den Deutschen zu und auf ihr Wohlsein, essen mit den Deutschen. — — — Sie sind in der That wahnsinnig vor Liebe zu dem ‚old-fashioned primitive land', so voll von dieser Ruhe, dieser Zufriedenheit, ‚which have so entirely left the home of the English poor'; sie sind von Herz und Seele Deutsche, wie die schreib- und klatschselige Mutter des Regenten Orleans, die, um die Elasticität ihres Magens wiederherzustellen, nach einem französischen Mittagsmahle nichts Besseres finden konnte als rohen Schinken und Bratwurst. Die Howitt sind sichtlich eifersüchtig auf den Ruf dieser alten Dame und hoffen später in England, wie jene in Frankreich, als Diejenigen genannt zu werden, die das Volk mit Sauerkraut bekannt machten und Specksalat und Omletts von Böklingen einführten. Das ist in seiner Art ergötzlich genug und wir hoffen, daß, wenn Hr. Howitt für seinen grandiosen Spaß ‚The student life' mit seinem Verleger abrechnet, er ebenso geneigt sein wird, darüber zu lachen, als wir es gewesen sind. Wir bekennen indeß, daß dieses Buch der Mary Howitt gar kein so lächerliches Ding ist. Es spukt darin wie malicöse Absicht. Die zwischendurch laufende Tendenz ist nämlich die, den Zustand der Gesellschaft und Sittlichkeit in Deutschland mit dem in England zu contrastiren. So weit gut; aber die boshafte Absicht zeigt sich darin, daß all die ‚Herrs' (sic!) und ‚Vons' und ‚Geheimraths', alle deutsche dramatis personae, bis zu den dienenden Mägden und den Armen herab, lauter, verständig, hochgesinnt oder gut sind, während die Engländer, mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der Ausnahme einer in deutsches Leben und deutsche Studenten vernarrten Jungfrau, stolz, insolent, oder in gewisser Weise beleidigend und hoffärthig sind. Glücklicherweise hat das Buch so viele schwache Seiten, daß es nicht populair werden kann; es dampft von Gemeinheit und weltlichem Sinn, Laster, die es bestimmt war, lächerlich zu machen. Wie solch ein Buch von der reingesinnten, treuherzigen Mary Howitt aus bessern Tagen geschrieben werden konnte, ist ein Geheimniß, welches wir aufzuklären nicht versuchen wollen, wir müßten denn dazu durch andre ähnliche Ärgernisse gezwungen werden."

Zu Pisa erscheint eine „Storia della pittura Italiana", wovon der erste Theil erschienen ist und die Periode von Giunta bis Masaccio umfaßt. Das Werk wird mit 56 Abtheilungen vollständig sein und monumentale Illustrationen von großem Werthe enthalten, welche von den auf den Gegenstand bezüglichen illustrativen Vignetten und Kupfertafeln unabhängig sind. Der erste Theil enthält folgende Kupfertafeln: eine Miniatur zu Pisa vom Jahre 1242; ein Basrelief von Niccola Pisano; Christus von Giunta Pisano; die Jungfrau des Guido von Siena vom Jahre 1221 und die Jungfrau des Cimabue vom Jahre 1276.

Von einem „Dictionnaire général des villes, bourgs, villages, hameaux et fermes de la France et des principales villes de l'étranger et des colonies", von Duclos, wird der erste Band angekündigt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 119. —— 29. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1851.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

5. Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Königsberg, Bon. 1841. 8. 20 Ngr.

Der ungenannte Verf. hat sich einen Stoff gewählt, den schon der geistreiche, schwärmerische Zacharias Werner in seinem „Kreuz an der Ostsee" behandelt hat. Um solche Stoffe ist es immer eine misliche Sache, denn entweder sind sie äußerst schwer in eine ansprechende Form zu gießen, und dann lassen sie den Leser kalt, oder der Dichter modernisirt seine Figuren, und dann erhalten wir kein Bild der Zeit, die doch handelnd dargestellt werden soll. Auch unser Ungenannter ist an dieser Klippe gescheitert. Sein Held Monte ist ein gebildeter Mann, ein Denker, ein gewaltiger Krieger, ein Abgott der Frauen. Das macht ihn vielleicht interessant, nur verlieren wir leider dabei das Charakteristische des preußischen Heidenthums! Werner wußte seiner Zeit diese Klippe mit größerer Geschicklichkeit zu umschiffen. Unter den Ordensrittern interessirt uns keiner sonderlich, es sind Menschen, nach ein und demselben Modell gedrechselt, die alle in der nämlichen Weise, meistentheils in recht wohlklingenden Versen, sprechen. Als Charakter, als ehrliche, derbe, deutsche Haut zeichnet sich nur Günther von Regenstein aus. Zwar spricht er auch in Ausdrücken, die in dem Munde von Kriegern aus jener Zeit etwas sonderbar klingen, aber das soll uns nicht anfechten. Er ist ein Mensch von Fleisch und Blut, und damit lassen wir uns schon zufriedenstellen. Monte dagegen gefällt uns gar nicht. Seine endlosen Tiraden und stolzen Worte ermüden und taugen nun und nimmermehr im Munde eines wilden heidnischen Preußenfürsten. Langweiliger noch ist der Comthur von Schönenberg. Er kommt uns vor wie ein Ritter auf Tapisseriearbeit. Shakspeare würde sagen, ein Lumpenkerl von einem Manne. Natalie, des Letztern Geliebte, die Verehrerin Monte's, des stattlichen Helden, hat auch guten Unterricht in der Schwärmerei genommen und scheint ziemlich lange mit Thekla gekost zu haben. Ein sehr schönes, sehr süßes, sehr pathetisches und sehr heldenmüthiges Mädchen, aber Alles nur in Worten, bis diese zu unserm großen Bedauern in den Opferflammen verhallen. Überhaupt wird rechtschaffen in diesem Drama geopfert. Die preußischen Priesterinnen und Waideloten thun ihr Möglichstes, um die Christen aufzureiben. Indeß siegen diese doch, Monte wird erstochen und was noch am Leben geblieben ist, läuft auseinander oder unterwirft sich. Das ganze Verdienst des Verf. besteht in seinen fast durchgängig schönen, reinen Versen, die nicht selten poetisch angehaucht sind. Als Drama aber ist das Product null und nichtig. Eine Reihenfolge von Scenen, in denen einmal etwas geschieht, ein andermal blos geschwatzt wird, dann wieder einige Kämpfe zwischen Christen und Heiden geschildert werden, machen noch kein Drama aus. Das Drama bedingt die innerlichste Geschlossenheit aller einzelnen Theile und eine vollkommene Harmonie zwischen Dem, was geschieht, und der unabänderlichsten Nothwendigkeit, aus der es geschieht. Das stolpert und poltert aber heutzutage durcheinander, wie's trifft, lebt, kämpft, stirbt, ganz nach Zufall und Willkür, und haben sich in dieser Manier ein Dutzend Menschen umgebracht, so setzt man ein Punctum und der Autor behauptet, ein solch geverselltes Kauderwelsch sei und bleibe ein Drama.

6. Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Lindner. Leipzig, Fest. 1842. 8. 20 Ngr.

Abermals eine Tragödie, die nur aus einem Stück dramatisirter Geschichte, in fließende Verse gebracht, besteht. Man kennt den Stoff zu genau, als daß es nöthig sein dürfte, eine ausführliche Inhaltsanzeige hier folgen zu lassen. Konradin verschwört sich, ungeachtet der Bitten seiner Mutter, mit seinen beiden jugendlichen Freunden, Friedrich von Östreich und Heinrich von Castilien, liefert die bekannte Schlacht gegen Anjou von Sicilien, wird geschlagen, flieht, geräth in die Hände seiner Feinde und stirbt den Tod des Verbrechers. Die eingeflochtene Liebesgeschichte, die zugleich ein Motiv für den spätern Tod des Prinzen abgeben soll, hat keinen rechten Halt und steht zu schroff von den politischen Intriguen abgeschnitten, um unsere Theilnahme zu erwecken. Die Charaktere sind schwach gezeichnet, am schwächsten der des Königs Anjou. Nur das Sanfte und Anmuthige gelingt dem Verf., der übrigens ganz und gar in Schiller'schem Verspanzer einherschreitet. Wir geben einige Proben, theils um unsern Tadel dadurch zu rechtfertigen, theils auch, um den glücklichen Fähigkeiten des Verf., der nicht ohne Poesie ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Tadeln müssen wir vornehmlich sein Haschen und Suchen nach tendenzreichen Versen, deren besonders Konrad übermäßig viele im Munde führt. Da heißt es:

> Bedenkt, o Freunde, auch die edle That,
> Erzeugt im engsten Winkel unsrer Seele,
> Ist nicht geschaffen für den Augenblick.

Oder:

> Doch Hoheit, die da schwindeln macht, sei nicht
> Das, was wir suchen, nur was sich als löblich,
> Als echt bestätigt: höheres Gefühl;
> Sei's Tugend, Gradheit und ein Ohr für Sitte,
> Soll unser Ruhm sein; denn es wuchert fort
> Und geht nicht unter in des Lebens Wechseln,
> Da es die Dauer sich zum Erbtheil wählt.

Auch liebt es der Autor, an den Scenenschlüssen Reime anzubringen, die oft gar nicht durch die Situation gerechtfertigt werden.

> Geschlossen denn, wir sind nun mehr zu Ende.
> Ich lege meine Hand in Eure Hände.
> Der Muth, das Herz, die Reinheit der Gedanken
> Besiegt die Welt und ihre engen Schranken.

Nicht selten wird Shakspeare nachgeahmt, einige Male fast wörtlich.

— Träume trügen und die Einbildung
Leiht ihnen Stoff, oft sind's nur Spukereien,
Die das Gehirn durchziehn.

Hier und da erlaubt sich der Verf. Freiheiten in der Construction, die keinen rechten Sinn geben; z. B.:

Unwürd'ge Waffen die Verleumdung schmiedet,
Der Mutterkeim des Bösen im Geblüt,
D'rum eben weil's so ist, denn wie ein Wurm
Benagt der Neid die Blüte des Verdienstes
Und macht den festen Muth zum Gaukelspiel.

Stellen ähnlicher Art kommen oft vor, dagegen aber gelingt ihm auch manches zarte Bild, woraus uns der Dichter mit leuchtendem Auge ansieht.

Sprich Seufzer aus und Klagen, laß das Auge
Der Zunge Regung folgen, daß der Eindruck
Den milden Schein des Glückes wiederholt.

Vorzüglich gelingt ihm die Sprache der Leidenschaft.

Seht diese hohe Stirn, dies Sternenauge,
D'rin sich mit Flammen holder Schwärmerei
Getaucht der Jugend erster Morgenschimmer,
Das Gegenblicke sucht und sie verdammt,
Das wie ein Blitz strahlt, wie die Sonne leuchtet,
Deß' Glut viel zarte Liebesknoten zieht
Und Netze spannt, d'rin sich die Mücken fangen.
Seht diesen Glanzpunkt, dessen Strahlen blenden,
Seht dieser Flechten dunkles Spangengold,
Der Züge engelreines Bild, so mild
Wie warm der Wangen jugendfrische Rosen,
Gemalt auf lilienweißen Grund, die Lippe,
Der Mund in blassem Marmor ausgeprägt,
Zu kosten Liebeshonig.

Es wäre zu beklagen, wüßte sich ein so schönes Talent nicht zu zügeln und sich der Form zu bemeistern, die zum Leben eines echten Dramas unerlaßlich ist.

7. Kabale und Liebe des 16. Jahrhunderts. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Kiel, Schwers. 1841. 8. 25 Ngr.

Die genaue Kenntniß der Landessitten läßt uns in dem Verf. einen Dänen vermuthen, während die eigenthümliche Form des Verses, der zwischen einem bestimmten Rhythmus und dem zwangloseren Knittelvers hin und wieder schwankt, auf den bekannten, geistreichen Dramatiker Hertz, dem Verf. von „Das Haus des Svend Dyring", hindeutet. Dafür spricht auch ein geheimnißvoller, märchenhafter Duft, der hier mehr als für sich bestehendes Zwischenspiel die eigentlich dramatische Scenerie umgibt, was dem Drama selbst nicht eben zum Vortheil gereicht. Darstellbar ist das Gedicht freilich ohnehin nicht, und der Verf. hat wol kaum an die Möglichkeit einer Aufführung gedacht. Der berühmte Astronom Tycho Brahe ist der Held des Gedichts, dessen Intrigue auf das feindliche Verhältniß des Adels und der leibeigenen Bauernschaft Dänemarks basirt ist. Tycho Brahe, aus altadligem Geschlecht entsprossen, liebt nämlich die jugendlich-schöne und gebildete Barbara, Tochter des leibeigenen Bauers Jörgen Knudson, die ihm während einer schweren Krankheit mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt hat. Gegen diese Liebe lehnt sich die ganze Familie Tycho Brahe's auf und beschließt in einem feierlichen Familienrathe, den Ungehorsamen entweder zu zwingen, die Leibeigene zu verlassen, oder ihn förmlich und für immer aus ihrer Mitte zu verstoßen. Tycho Brahe steht diesem Sturme, den seine Familie über ihn heraufführt, ruhig und erklärt mit gehaltenem Ernste, daß er Christine Barbara zu seiner Gattin erheben werde. Die Familie sagt sich nun von dem Aufsäßigen los und sucht durch ränkevolle Schliche König Friedrich's II. Ungnade auf Brahe's Haupt herabzuschleudern. Allein Friedrich ist besonnener und freisinniger als seine Räthe und Brahe's Familie. Er nimmt den Astronomen in Schutz und schenkt ihm nach einer langen und bedeutsamen Unterredung die Insel Hven. Tycho Brahe heirathet hierauf Christine Barbara und lebt bis zu Friedrich's Tode glücklich und zufrieden mit ihr. Als aber sein Sohn den Thron besteigt und der Adel ihn mit Zuflüsterungen bestürmt, entzieht dieser dem Astronomen seine Gnade und Tycho Brahe sieht sich genöthigt, Dänemark zu verlassen und an Kaiser Rudolf's Hofe ein neues Vaterland zu suchen. Tycho Brahe's Charakter ist durchweg edel, freimüthig, oft groß gezeichnet, wie es dem Erforscher ferner Welten ziemt. Sein Sinn ist durchaus frei von allen Vorurtheilen, und Alles, was er sagt, ist ein Beleg zu den Versen, in denen sich sein edler Geist am reinsten wiederspiegelt.

Geburtsrecht sollte Vorrecht geben?
Verdienst gar, wie dies Manchem schien?
Den wird's nicht ehren, den nie heben,
Dem's nicht sein eigner Geist verliehn!

Dem Dichter eigenthümlich ist die Figur des Narren und lustigen Rathes Löp, in Tycho Brahe's Diensten. Was der Verf. mit diesem seltsamen Menschen hat bezwecken wollen, ist uns nicht ganz klar geworden. Bald persiflirt er das Adelthum durch witzige, halbwehmüthige Lieder, bald spricht er tändelnd, wie ein Kind, bald zuckt wirklich die Flamme des Wahnsinns in seinem Auge. Die Liebe, so viel erräth man leicht, hat diesen wunderlichen Menschen toll gemacht, und trägt uns nicht das unklare Durcheinander in Löp's Worten, so ist es Brahe's Geliebte, die ihn vollends um das Restchen Verstand bringt. So interessant das Auftreten dieses Narren ist, so wenig gehört er zur Handlung, indem er für sich allein ein Drama im Drama spielt. Bei größerer Strenge gegen sich selbst würde es dem Autor nicht schwer geworden sein, diesem offenbaren Übelstande zu begegnen. Löp singt eine Menge Lieder, fast zu viele, die jedoch durch ihren Inhalt anziehend sind und einige durch die echt nationelle Färbung ungemeinen Reiz erhalten. Eins im Balladentone, das zugleich ein Bild von Löp's Leben geben soll, hat uns besonders angesprochen. Es erinnert an Goethe's „Fischer", erklingt aber durchaus in dänischem Volkstone. Ein Jüngling liegt am Sunde, um Fische zu fangen. Die lustigen Thiere entschlüpfen listig seinen Nachstellungen, da horch:

Vom Meergrund ertönt jetzt ein lieblicher Laut,
Als wären es Nachtigallieder.
Der Fischer bemerkt es, lauscht eifrig und schaut,
Und immer vernimmt er es wieder.
Bezaubert verweilt er in wonniger Lust,
Und ängstlich, stets ängstlicher hebt sich die Brust:
Wie tanzen die Fische so freudig!

Ein schönes Weib taucht auf, Warnungsstimmen suchen den Jüngling zurückzuhalten,

Doch Alles vergeblich; er hört nicht den Rath,
Die mächtigen Reize verblenden.
Der Leichtsinn verführt ihn zur thörichten That;
Man sieht in den Wellen ihn enden:
Die Nymphe faßt schnell ihn und schießt in die See;
Für ewig versinkt er: ach Jammer und Weh!
Wie schwimmen die Fische so traurig.

Bei der Menge von Personen, die in dem Gedicht auftreten, war es schwer, jedem Einzelnen einen selbständigen, fest ausgeprägten Charakter zu schaffen. Der Verf. macht zwar einen Versuch, doch ist er ihm nicht sonderlich gelungen. Daher begnügt er sich, in der ganzen Masse einer Kaste den Charakter derselben zusammenzufassen und nur die hervorragendsten Sprecher durch einige Nuancen hervorzuheben. Auf diese Weise wird es ihm möglich, das Nationalleben anschaulich zu schildern und vollständige Sittenbilder in dramatischer Form hinzustellen. Die Sprache ist durchaus edel, nur der knittelartige Vers gibt ihr an Stellen, wo er allzu lose behandelt wird, einen an das Unwürdige streifenden Anstrich. Bis ins Gemeine sinkt sie nirgend herab, wol aber verfällt sie durch gezwungene Reime zuweilen ins Flache. Einzelne glänzende, poetische Stellen kom-

men selten vor. Am schönsten sind die, wo [illegible] vor dem Könige den Liebreiz seiner Braut schildert, z. B.:

Kein Sternenglanz strahlt dort am Himmel
So klar auf dieses Weltgetümmel,
Als mir Christinens Angesicht!
Der Sonne zartes Morgenlicht
Erreicht den Blick der Augen nicht;
Den Prachtglanz zeigt an keinem Adler
Sein Flügel, wie das Lockenbraun;
Die Haut ist blendend weiß zu schaun;
Rein zeigt ihr Herz sich jedem Tadler!

Die oftmals vorkommende steife Bildung der Sätze, namentlich um einen passenden Reim anzubringen, gibt uns den talentvollen Verf. als einen Nichtdeutschen zu erkennen.

8. Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Acten von W. Fr. C. Messenhauser. Wien, Gerold. 1841. 8. 1 Thlr.

In der Vorrede sagt der Verf. selbst, er ringe zwar auch nach dem Lorber des Ruhmes, wünsche ihn aber blos von den Händen Klio's zu erhalten. Außerdem tritt er noch mit der Äußerung hervor, daß er zu dieser dramatischen Arbeit gar keine Zeit gehabt und dieselbe dem Druck übergeben habe, „wie sie der Feder entflossen, ohne das Verfaßte mehr als einmal flüchtig überlesen zu haben. Bei dieser Sorglosigkeit der Behandlung wird wol Niemand, wenn er sonst Ursache zu haben glaubt, sich einiges Gute von meinem Versuche zu versprechen, Schönheit der Form, oder auf Studium und Sorgfalt gegründete dramatische Kunst erwarten." Dies Geständniß ist sehr ehrlich und naiv. Setzt sich ein Mann, begeistert von einem großen Manne, hin und bringt den letzten Lebensabschnitt desselben in eine Art dramatischer Form, läßt das Ding drucken und entschuldigt sich nachher, daß es so roh gerathen sei! Was soll das heißen? Ist denn das Drama ein Bettelbube, den man mir nichts dir nichts aus dem Tempel der Literatur hinausjagt? Oder glaubt der Verf. es werde ihm Jemand Dank wissen, daß er seinen Lorber von Klio's, nicht von Melpomene's Hand empfangen will? Hält er sich für einen Historiker, so schreibe er eine Geschichte des Demosthenes, Dramen aber, zu deren Abfassung ihm nicht einmal hinlänglich Zeit geworden ist, verbitten wir uns. In der That ist das vorliegende Trauerspiel ungeachtet aller Begeisterung des Verf. für seinen Helden darnach gerathen. Es besteht großentheils aus seitenlangen Reden, denn jeder Auftretende leiert sein Stückchen ab, hört den Andern geduldig an und beginnt dann von neuem. Vom Dialog hat Hr. Messenhauser keinen Begriff, ja er geht so weit, daß er Demosthenes eine lange, lange Rede ans Volk halten läßt, die zwar ganz schön, aber im Drama sehr schlecht angebracht ist. Das Ganze bleibt als Drama ein ungenießbares Product und wir bedauern aufrichtig, daß der Verf. Zeit und Mühe an eine so ganz verfehlte Arbeit verschwendet hat, die in dieser Fassung nicht einmal einen wahren Dichter, was Hr. Messenhauser wünscht, zu poetischer Umgestaltung des Stoffes auffodern dürfte. So ungenießbar die Form, so roh und schülerhaft ist die Sprache, die zuweilen mitten in ernsthaften Stellen gemeine Ausdrücke einfließen läßt, die wenigstens nicht griechische Denkweise zu erkennen geben. So spricht z. B. Demosthenes gleich zu Anfange: „Es fänden sich Scharen von Philosophen, die bündig, durch untrügliche Schlüsse mir zeigten: es sei vor vielen Hellenen neidenswerth mein Loos; ich dürfe nur leben wie die Andern, im klugen Genuß von Reichthum und Ehre. Doch da eben liegt der Knoten!" „Steckt", pflegt man da wol auch zu sagen, und besser wär' es vielleicht noch gewesen, er hätte gesagt: „Da liegt der Hase im Pfeffer." Über den Inhalt dieser sogenannten Tragödie ist wenig zu sagen. Zuerst begegnet uns Demosthenes als Verbannter in Trözen. Hier bekehrt er einen jungen Epikuräer Phöbidas, der sich später in Lais, Demosthenes' frühere Geliebte, verliebt. Nach Alexander's Tode beginnt der Kampf der Griechen gegen Antipater, Demosthenes wird zurückberufen nach Athen, und als er nach Leosthenes' Tode und Archias Sieg über die Athener abermals flüchten muß, trinkt er im Tempel des Neptun den Giftbecher. Unter den handelnd auftretenden Personen ist dem Verf. Leosthenes als Charakterbild am besten gelungen.

9. Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen von Georg Freiherrn von Bredow. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 18 Ngr.

Der Stoff zu diesem Drama ist nach des Verf. eigenem Geständniß einer Novelle des verstorbenen Blumenhagen entnommen. Dies kann der Arbeit selbst keinen Eintrag thun, wenigstens gehört Schreiber dieser Zeilen nicht zu Denen, die ein Drama verurtheilen, weil irgendwo und wie derselbe Stoff schon in anderer Form bearbeitet worden ist. Die größten Dramatiker haben ähnliche Quellen benutzt; wir erinnern hier nur an Shakspeare, dessen großartigste, poesiereichste Schöpfungen gerade aus alten Novellen geschöpft sind. Auch in der Behauptung, daß der erwählte Stoff sich zum Drama eigne, geben wir ihm recht, nur über die Ausführung möchten wir mit ihm hadern. Vor Allem können wir ihm die Wahl des Müllner'schen Schicksalverses nicht ungerügt durchgehen lassen, weil die Überzeugung bei uns feststeht, daß es nie eine für das ernste Drama unglücklichere Versart gegeben hat. Unwillkürlich sieht sich der Dichter in die arge Nothwendigkeit versetzt, den einfachen Gedanken in hohle Phrasen einzukleiden, sentimental, wenigstens lyrisch zu werden, wo er drastische Kraft erzielen soll, und im Munde der Schauspieler klingen diese Trochäen vollends ganz abscheulich, weil dann gewöhnlich Alles nach dem Takte herdeclamirt wird. Die Fabel ist großentheils recht gut dramatisirt, sodaß unsers Erachtens bei einiger Kürzung selbst die Aufführung des Stückes möglich sein müßte. Klaus Barner, Commandant von Braunschweig, der mit dem Herzoge seit langer Zeit in Fehde lebt, hat eine schöne Tochter Eva. Diese reicht bei dem landesüblichen Spiel, dem Groel, den Würfelnden den Becher. Eitel, des Herzogs natürlicher Sohn, entbrennt in Liebe zu Eva und begehrt, wie es erlaubt ist, als Preis des Spieles, wenn er gewinnt, Eva's Hand. Er wirft und das Glück begünstigt ihn. Er kehrt nun als Barner's zukünftiger Schwiegersohn in dessen Haus ein, wo der Commandant sich nach des Jünglings Abstammung u. s. w. erkundigt. Aus Eitel's Mittheilungen erfährt er mit Schrecken, daß Eitel der Sohn seiner frühern Geliebten ist, die ihm der Herzog entrissen und wofür ihm Barner ewige Rache gelobt hat. Ein Dolch, den Eitel trägt, erhebt seine Vermuthungen zur Gewißheit. Barner entschließt sich jetzt, seine Rache an dem Herzoge auszuführen, läßt den alten Meisebuck, eine spukhafte Figur, einen Brief an den Herzog schreiben und übergibt diesen dem Jüngling. Eitel geht gutes Muths zu seinem Vater, den er bisher blos als seinen Vormund gekannt hat, und ist sehr erstaunt, als er den wilden Zorn des Herzogs gewahrt, der von der vorgeschlagenen Verbindung nichts hören mag. Darauf bricht denn die Fehde zwischen der Stadt Braunschweig und Herzog Heinrich aus, die Städter werden nach hartnäckigem Kampfe besiegt, Barner und Meisebuck fallen als Opfer, Heinrich vergibt den bittenden Abgeordneten Braunschweigs ihren bisherigen Ungehorsam, versöhnt sich durch Eitel's Vermittelung mit seinem einzigen Sohne, vergibt der Witwe Barner's und gewährt zuletzt noch des muntern Eitel's persönlichen Wunsch, ihm Eva zur Gattin zu geben. Ohne eigentliche Poesie, ohne große Kunst, aber mit sichtlichem Fleiße und kluger Umsicht gearbeitet, steht trotz mancher Fehler dies Drama noch immer in den Reihen der bessern. Die Charaktere sind lebendig frisch gezeichnet, nur alle zu sehr mit einem Anstrich von Haudegenheftigkeit, um mich dieses ungeheuerlichen Wortes zu bedienen. Die Frauen sind anmuthig entworfen, treten aber als Charaktere gar nicht hervor, Eva wird stellenweise sogar etwas larmoyant. Da die Sprache sich durchweg im ganzen Stücke gleich bleibt, so ist es nicht nöthig, unser Urtheil noch durch Proben zu belegen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Unmoralische der Todesstrafe, von Michael Petöcz. Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt". Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 18 Ngr.

Ganz entgegen den materialistischen Weltansichten hat der Verf. eine „psychoideale" in einem frühern Werke ausgeführt, welches früher in Nr. 267 u. 268 d. Bl. f. 1838 angezeigt worden. Die Welt nämlich ist die Gesammtheit der durch Seelen dargestellten Ideen Gottes, die Seelen bauen sich ihre Hüllen, den Leib, der aber selbst wieder aus unbelebten Seelen besteht. Beim Tode irgend eines Lebendigen verläßt die Seele ihre bisherige Hülle und baut sich eine neue; so auch bei dem Tode eines Menschen, dadurch ist Seelenunsterblichkeit entschieden, und es gibt einen Fortschritt der Erkenntniß, das irdische Leben ist die Vorschule zu einer höhern Schule. Indem der Verf. zugleich ausspricht: alles Nichtlebendige sei einst der Hülle irgend einer lebenden Seele angehörig gewesen, wird man der Entdeckungen Ehrenberg's gedenken können, welche über Infusorien und deren todten Hüllen ganze Städte aufgeführt sein lassen.

Was folgt nun aus diesen Voraussetzungen für die Todesstrafe? Scheinbar die größte Unbedenklichkeit der Anwendung, denn der Gestrafte wird nicht getödtet, sondern seine lebendige Seele wechselt nur die Hülle. Allein der Verf. bemerkt, es zerstöre sich der Strafbegriff, werde der Leib nicht gestraft, dem ja die Empfindung nicht zukomme, dann um so weniger die Seele. Das Sterben ist keine Strafe, sondern eine liebevolle Anordnung Gottes, durch welche die Seelen in den Zustand der Seligkeit gelangen, wohin sie nicht gelangen könnten, wenn kein Sterben statt hätte. Dazu konnte Gott, als das wissendste Wesen, die mit Seelenvermögen begabten Wesen nur des Wissens wegen erschaffen, wodurch der Mensch gottähnlich ist, und ihm immer ähnlicher wird, je mehr Wissen er mittels seiner Vernunft erlangt. Um diesen Zweck zu erreichen, muß er sein Leben lange zu erhalten streben. Die Erhaltung desselben wirkt auch auf die jenseitigen Verhältnisse der Seele, ebenso die nachtheiligen Folgen der Lebensverkürzung, darum muß Niemand absichtlich gemordet werden. Soll die Todesstrafe ein Mittel sein, den Mord zu verhindern? Ein böse Handlung kann nicht durch eine böse wieder gut gemacht werden. Soll die Strafe wieder vergelten? Niemand wird ja dadurch entschädigt. Rache ist es, die man durch Hinrichtung des Verbrechers ausübt, eine Rache, die sich auf seinen künftigen Zustand bezieht, indem er aus der Welt Gottes hinausgestoßen wird, bevor seine Seele die ihrem Wesen entsprechende Vollkommenheit auf Erden erreichte, gezwungen wird, auch jenseit noch Böses zu thun. Die Todesstrafe ist eine Handlung der Gesellschaft, die den Pflichten der Gesellschaft gegen Gott, gegen die Menschen und gegen sich selbst entgegen ist. Die Philosophie, als Principienlehre, gab bis jetzt keine wahren Principien für die Handlungen der Gesellschaft, weil die bis jetzt bestehenden philosophischen Systeme alle atheistisch sind und der Pantheismus mit seinen neuesten Spielarten zur Erforschung empirischer Gegenstände nicht geeignet ist, und es einen Widerspruch enthält, daß das Viele Eines das Eine aber Mehrheit sei.

Wenn die Gesetzgeber die Auserwählten der Gesellschaft sind und zu dem Wissen gelangten, daß es auf keinen Fall erlaubt sei, zu morden, und selbst die Ermordung des Mörders unmoralisch sei, so wird auch das Volk, dem seine Auserwählten zum Vorbilde dienen, sich dieselben Gesinnungen aneignen, es wird vom Mord zurückschaudern. Schon die Juden hatten das göttliche Gebot: „Du sollst nicht tödten." Aber sie waren nicht mit den Anordnungen Gottes zufrieden, fügten eigene hinzu und untergruben dadurch das Glück der Völker. Sollte die Todesstrafe nur deswegen beibehalten werden, weil sie bei den Juden Sitte war, so müßten mit demselben Rechte auch die durch die Juden Gott dargebrachten blutigen Opfer, auch die Menschenopfer, beibehalten werden. Christus hat die Menschheit durch seinen Tod auch von der Todesstrafe erlöst, er bat zu Gott: „Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Der Mörder ist ein Wahnsinniger, ein Kranker, der geheilt, aber nicht geschlachtet werden soll. Nach psychologischen Ansichten ist der bürgerliche Tod die einzig angemessene Strafe des Mordes. Der bürgerlich Todte werde, wie der natürliche, von Grabesfeierlichkeiten begleitet, mit Vorbereitungen, Sterbekleid, Leichenreden, Einsargung, er komme zu einem schwarz übertünchten Hause, überschrieben „Grab der Mörder", welches ihn für immer verschlingt; seine Gattin sei Witwe, seine Kinder seien Waisen. Und nur dann ist die höchste Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft erreicht, wenn die Menschen den Ideen Gottes entsprechend geleitet werden und alle peinlichen Strafen aufhören.

Man sieht, der Verf. gehört zu den Gegnern der Todesstrafe, nicht aus weicher Humanitätsempfindung oder aus politischen Erwägungen, sondern aus religiöser und psychologischer Überzeugung. Sind nun jene andern Gründe schon Veranlassung geworden, die Härte der peinlichen Gesetzgebung zu mildern und die Anwendung der Todesstrafe einzuschränken, so mögen auch die seinigen zu diesem Zwecke beitragen, bis ein Zustand der Gesellschaft einst eintritt, in welchem Niemand am Leben gestraft wird, weil Niemand nach gerechtem Urtheil diese Strafe verdient. 51.

Literarische Notizen.

Das „Athenaeum" bringt über V. Hugo's neuestes Buch über den Rhein eine längere Kritik, aus der wir nur folgende wenige Bemerkungen mittheilen wollen: „Ein Franzose ist ein köstlicher Reisegefährte, wenn man mit ihm von Paris spricht! Und Victor Hugo ist national bis zu seinen Fingerspitzen, das personificirte Fürwort Moi! Auf keiner Seite, in keinem Paragraphen dieser beiden dicken Bände hat er dem fröhlichen einfachen Geiste des Rheinlandes sein Selbst geopfert. — — Er mag noch so glänzend schildern, noch so poetisch denken (und er thut Beides), seine Scenen haben immer nur eine und dieselbe Farbe, seine selbst dramatischen Gedanken vermögen nicht sich den Formen eines fremden Landes zu bequemen noch seine Eindrücke widerzuspiegeln." Einige Capitel werden gerühmt, das über Bacharach, das über die Thurmruine von Belmich, die Beschreibung einer Feuersbrunst u. s. w., aber zuletzt geäußert, daß diese Bände wenig enthielten, was ausgezogen zu werden würdig sei. Es befinde sich zwar einiger Denkstoff darin, aber in zu kleinen Theilchen, um ihm unter den Denkern einen größern Umlauf zu verbürgen. Victor Hugo's Bemerkungen über den kölner Dom werden zwar ausgezogen; doch, heißt es weiter, könne man den weit schönern und poetischern Ausspruch eines Briten, der diesen Dom ein „gebrochenes Gott gegebenes Versprechen" nannte, darüber nicht vergessen.

Belletristische in Frankreich erschienene Neuigkeiten sind: „Mastasie ou le faubourg Saint-Germain moscovite", von Paul de Julvécourt; „Cantilènes", von Gustav de Larenaudière, leichte anmuthige, von allen Excentricitäten des Tages freie Poesien; „Le pélerin", von Vicomte von Arlincourt (3 Bde.); „Les mystères de Paris", von E. Sue; „L'herbier", von Alfred Lerour, eine Sammlung anmuthiger Jugendgedichte; „Agnès de Méranie", eine Tragödie, worin Philipp August die Hauptfigur ist; „Panthéon, poëme théologique en cinq chants", von Hippolyte Fauche, mit einer Einleitung und Anmerkungen nach der Edda, dem Koran, den Vedas 2c.; „La duchesse d'Halluye" (2 Bde.), vom Grafen Victor du Hamel; „Le panier à salade, histoire de soixante-sept maisons", von E. Vanderburch, Verf. des „Gamin de Paris", als dritte Abtheilung der „Enfants de Paris". 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 120. — 30. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 119.)

10. Judith. Eine Tragödie in fünf Acten von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1841. 8. 1 Thlr.

Mit Vorbedacht haben wir uns diese Tragödie bis zum Schlusse unsers ersten Artikels aufgespart. Sie ist jedenfalls das genialste Product unter den dramatischen Erzeugnissen des vergangenen Jahres und verdient theils der Auffassung des Stoffes wegen, theils, weil sie eine der wenigen deutschen Originalarbeiten ist, die dem Publicum zuerst von der Bühne herab bekannt geworden sind, eine ausführlichere Besprechung. Hebbel's „Judith" ward unsers Wissens zum ersten Male auf dem königl. Hoftheater in Berlin am 6. Juli 1840 aufgeführt. Andere Bühnen haben bis jetzt keine weitere Notiz davon genommen, auch ist, irren wir uns nicht, eine Wiederholung der Aufführung in Berlin nicht versucht worden. Der Grund davon wird einleuchtend, wenn man das Stück liest; gesetzt aber auch, diese „Judith" wäre auf keiner Bühne dargestellt worden, so würde eine solche Vernachlässigung dem Werthe des Stückes, dessen Aufführbarkeit sich gar nicht bestreiten läßt, keinen Eintrag thun. Der Dichter hat nur unserer Zeit mehr zugemuthet als sie vertragen kann und ist darin allerdings hier und da über die Grenzen hinausgegangen. Kein Wunder! Wer Menschen zu schildern sich unterfängt, die an der Grenzscheide zwischen Halbgöttern und Teufeln stehen und nur gerade so viel Menschliches noch an sich haben, um beim ersten Auftreten ihres Gleichen nicht durch den bloßen Blick zu tödten, der sollte von vorn herein auf die Bühne verzichten. Für solche Charaktere gibt es weder Darsteller, noch Zuschauer. Sie wirken unheimlich, indem sie ein Leben in das Drama hineinbringen, das diesem nicht eigen ist. Das Drama will nur den Menschen mit all seinen Leidenschaften, seinen Vorzügen und Mängeln, seinen Tugenden und Lastern, den Dämon aber duldet es nicht, und wo in einem Menschen, der sich als solcher gibt, das Dämonische die menschliche Natur besiegt, da hat die Bühne ein Recht, ihn von sich zu weisen. Hebbel's „Judith" leidet an diesem Fehler, wenn Überkraft oder ein Überbieten derselben ein Mangel genannt werden kann. Die Heldin von Israel ist nicht die Judith der Bibel, die den Räuber ihrer Ehre aus Rache ermordet, die That von Hebbel's „Judith" hat etwas Übermenschliches, wie denn auch das Mädchen von Anfang an als ein unheimliches Wesen, in dem ein Dämon lebt und wirkt, hingestellt wird. Und Holofernes? Hätte nicht Grabbe vor Hebbel gelebt, so würde der Charakter des assyrischen Feldherrn für ein vollkommenes Original gelten müssen; nach Grabbe ist er nur eine mit größerer Besonnenheit gezeichnete Person, aber kein Mensch, kein Charakter, für den man fühlen, den man mit Herz und Seele hassen kann. Halb Teufel, halb Scheusal, halb Gott, welche Theilnahme kann eine solche Creatur von uns fodern! Was sonst noch außer diesen beiden kolossalen Figuren — großartig möchten wir sie nicht nennen — im Drama herumläuft, ist unbedeutend und eben nur dazu da, um die Handlung einigermaßen im Gange zu erhalten, die ohnehin sehr monoton bleibt. Wir wollen nicht mit dem Dichter rechten, daß er, um seinen Zweck zu erreichen, die Geschichte vollständig verändert hat. Die Art, wie er es gethan, zeugt von Geist, von einem großen, freien Sinn und die Ausführung seines Gedankens ist unbestreitbar genial. Holofernes lagert vor Bethulien, dessen Bevölkerung vor Entsetzen über die gräßlichen Thaten des Assyrers allen Muth verliert. Man weiß nichts mehr zu thun, als zu beten und zu opfern. Nur Judith, als Witwe noch Mädchen, denn ihr erster Gatte hat sich vor ihrem Auge, ihrem ganzen Wesen, vor jeder Annäherung gescheut, sieht still grollend dieser Unthätigkeit ihres Volks zu und beschließt, als sie hört, daß Holofernes die Weiber liebe, die frevle Lust des Heiden durch ihre Schönheit zu benutzen. Die Sünde soll ihrem Volke zum Retter werden. Judith begreift, weshalb sie nicht Mutter geworden, zu welchem Zwecke sie Gott so schön geschaffen, ihrem Wesen eine dämonische Natur verliehen habe. Haßerfüllt geht sie ins Lager der Assyrer, läßt sich zu Holofernes führen, wird von diesem freundlich empfangen und genöthigt mit ihm das Lager zu besteigen. Sie gibt sich ihm hin, um den Feind Israel's, den Verächter Jehovah's, in ihre Hände zu bekommen. Nach dieser furchtbaren Brautnacht schlägt sie dem schlafenden Wüthrich das Haupt ab und geht mit ihm zurück nach Bethulien. Die Assyrer fliehen entmuthigt, die Hebräer rufen Judith Heil und verlangen, daß sie den Lohn für die große That von ihnen fodere, worauf Judith um ihren Tod bittet. Voll Kraft, poetisch, keck, feurig, wie die Handlung der Hebräerin, und nicht selten großartig, wie der Gedanke, durch Aufopferung der Unschuld sein Volk zu befreien, ist die Sprache, nur erlaubt sich auch hier der Dichter oft ebenso große Freiheiten wie in der Charakterzeichnung, sodaß zwar Beides zueinander paßt, dagegen aber mit der Ästhetik schwer zu vereinbaren sein möchte. Um unsern Lesern einen Begriff von Hebbel's Charakterzeichnung zu geben, müssen wir einige Auszüge folgen lassen, die gewiß Jeder mit größtem Interesse lesen wird. Holofernes charakterisirt sich selbst in folgenden Worten:

— „Das ist die Kunst, sich nicht auslernen zu lassen, ewig ein Geheimniß zu bleiben! Das Wasser versteht diese Kunst nicht, man setzte dem Meer einen Damm und grub dem Fluß ein Bett. Das Feuer versteht sie auch nicht, es ist so weit heruntergekommen, daß die Küchenjungen seine Natur erforscht haben, und nun muß es jedem Lump den Kohl gahr machen. Nicht einmal die Sonne versteht sie, man hat ihr ihre Bahnen abgelauscht und Schuster und Schneider messen nach ihrem Schatten die Zeit ab. Aber ich versteh' sie. Da lauern sie um mich herum und gucken in die Ritzen und Spalten meiner Seele hinein und suchen aus jedem Wort meines Mundes einen Dietrich für meine Herzenskammer zu schmieden. Doch mein Heute

paßt nie zum Gestern, ich bin keiner von den Thoren, die in feiger Eitelkeit vor sich selbst niederfallen und einen Tag immer zum Narren des andern machen, ich hacke den heutigen Holofernes lustig in Stücke und geb' ihn dem Holofernes von morgen zu essen. — Hätt' ich nur einen Feind, nur Einen, der mir gegenüberzutreten wagte! Ich wollt' ihn küssen, ich wollte, wenn ich ihn nach heißem Kampf in den Staub geworfen hätte, mich auf ihn stürzen und mit ihm sterben! Nebucad Necar ist leider nichts als eine hochmüthige Zahl, die sich dadurch die Zeit vertreibt, daß sie sich ewig mit sich selbst multiplicirt. Wenn ich mich und Assyrien abziehe, so bleibt nichts übrig, als eine mit Fett ausgestopfte Menschenhaut. Ich will ihm die Welt unterwerfen, und wenn er sie hat, will ich sie ihm wieder abnehmen."

Ein noch charakteristischeres Gemälde von Holofernes entwirft der Moabiter Achior, das schon deshalb einer Erwähnung verdient, weil Judith dadurch zu ihrer That veranlaßt wird.

Achior. Er wurde geboren ein Tyrann zu sein. Man hält sich und die Welt für nichts, wenn man bei ihm ist. Einmal ritt ich mit ihm im wildesten Gebirg. Wir kommen an eine Kluft, breit, schwindlig tief. Er spornt sein Pferd, ich greif' ihm in die Zügel, deute auf die Tiefe und sage: sie ist unergründlich! „Ich will ja auch nicht hinein, ich will hinüber!" ruft er und wagt den grausigen Sprung. Ehe ich noch folgen kann, hat er Kehrt gemacht und ist wieder bei mir. „Ich meinte dort eine Quelle zu sehen", sagt er, „und wollte trinken, aber es ist Nichts. Verschlafen wir den Durst."

Judith. Er liebt die Weiber?

Achior. Ja, aber nicht anders wie Essen und Trinken.

Judith. Fluch ihm!

Achior. Was willst du? Ich hab' Eine meines Volkes gekannt, die verrückt ward, weil er sie verschmähte. Sie schlich sich in sein Schlafgemach und trat plötzlich, als er sich eben ins Bett gelegt hatte, mit gezücktem Dolch drohend vor ihn hin.

Judith. Was that er?

Achior. Er lachte und lachte so lange, bis sie sich selbst durchstach.

An einer andern Stelle, nachdem er Judith bereits gesprochen und diese ihm Bethulien nach wenig Tagen verheißen hat, sagt er zum Hauptmann:

— „Wahrlich, ich habe geschworen, daß der Gott Israel's, wenn er mir einen Gefallen thut, auch mein Gott sein soll, und bei Allen, die schon meine Götter sind, beim Bel zu Babel und beim großen Baal, ich werd's halten! Hier, diesen Becher mit Wein bring' ich ihm dar, dem Je... Je..., wie sagtest du doch, daß er heiße?"

Kämmerer. Jehovah.

Holofernes. Laß dir das Opfer gefallen, Jehovah. Ein Mann bringt's dir, und ein solcher, der es nicht nöthig hätte.

Hauptmann. Und wenn Bethulien sich nicht ergibt?

Holofernes. Schwur gegen Schwur. Dann laß ich den Jehovah auspeitschen und die Stadt — doch ich will meinem Zorn nicht schon jetzt die Grenze abmessen! Es heißt den Blitz schulmeistern.

Fast in jeder Rede offenbart sich an Holofernes die Doppelnatur eines Übermenschen und eines Unmenschen. Den großartigsten Gedanken besudelt er mit dem Schmutz ekler Gemeinheit, Leidenschaft wird bei ihm Raserei, Liebe ein brünstiges Wiehern viehischer Geilheit. Und hier ist es, wo sich der Dichter gänzlich vergriffen hat, wo er die Grenzen aller wahren Ästhetik überspringt und nur ekelerregend auf Leser und Zuschauer wirken kann. Mögen Andere diese Stellen als vollgültige Adelsbriefe des Genies betrachten und sie in den Himmel erheben, wir können sie nur als bedauerliche Misgriffe ansehen, die eine stolze Kraft im Moment der Überreizung gethan hat. Dies sind auch die faulen Flecken der Tragödie, die sie für immer von der Bühne ausschließen werden. Das Publicum braucht nicht prüde zu sein, es darf nur noch an die Keuschheit seiner Seele glauben, um Scenen, wie folgende, weder mit ansehen, noch anhören zu mögen. Judith sagt: „Lerne das Weib achten! Es steht vor dir, um dich zu ermorden! Und es sagt dir das!"

Holofernes. Und es sagt mir das, um sich die That unmöglich zu machen. O Feigheit, die sich für Größe hält! Doch du willst's auch wol nur, weil ich nicht mit dir zu Bette gehe! Um mich vor dir zu schützen, brauch ich dir blos ein Kind zu machen.

Und an einer andern Stelle: „Führt Judith her. Es ist eine Schande, daß sie unberührt unter uns Assyriern einhergeht! Weib ist Weib und doch bildet man sich ein, es sei ein Unterschied. Freilich fühlt ein Mann nirgend so sehr, wie viel er werth ist, als an Weibesbrust. Ha, wenn sie seiner Umarmung entgegenzittern, im Kampf zwischen Wollust und Schamgefühl; wenn sie Miene machen, als ob sie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an seinen Hals fliegen, wenn ihr letztes bischen Selbständigkeit und Bewußtsein sich aufrafft und sie, da sie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verrätherische Küsse in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft und sie ihn auffodern, wo sie Widerstand leisten sollten —, ja, das ist Leben, da erfährt man's, warum die Götter sich die Mühe gaben, Menschen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maß!"

Im Munde eines Mannes klingt ein solches Gemälde schon allzu frei, wenn aber ein Weib, eine reine Jungfrau auftritt und ihre Gefühle beschreibt, die sie gehabt hat, als der Mann, den sie haßt und doch seiner außerordentlichen Kraft wegen achten muß, sie umarmte, so wird das unnatürlich und widerlich, so wahr und geistreich auch eine solche Schilderung sein mag. Hebbel muthet der Darstellerin seiner Judith zu, sie solle folgende Stelle vor dem Publicum sprechen und spielen:

Judith. Male dich selbst in deiner tiefsten Erniedrigung — den Augenblick, wo du an Leib und Seele ausgekeltert wirst, um an die Stelle des gemisbrauchten Weins zu treten und einen gemeinen Rausch mit einem noch gemeinern schließen zu helfen, — wo die einschlafende Begier von deinen eigenen Lippen so viel Feuer borgt, als sie braucht, um an deinem Heiligsten den Mord zu vollziehen, — wo deine Sinne selbst, wie betrunken gemachte Sklaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen dich aufstehen, — wo du anfängst, dein ganzes voriges Leben, all dein Denken und Empfinden, für eine bloße hochmüthige Träumerei zu halten und deine Schande für dein wahres Sein!

Mirza. Wohl mir, daß ich nicht schön bin!

Judith. Das übersah ich, als ich hieher kam. Aber wie sichtbar trat es mir entgegen, als ich dort einging, als mein erster Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Knie warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und stöhnte: verschone mich! Hätte er auf den Angstschrei meiner Seele gehört, nimmer würd' ich ihn — — doch, seine Antwort war, daß er mir das Brusttuch abriß und meine Brüste pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige deine Glut, du gehst zu weit!" hohnlachte er und — „o mein Bewußtsein wollte mich verlassen, ich war nur noch ein Krampf —"

Ganz unwürdig eines Dichters, wie Hebbel, ist die Stelle, wo Holofernes von seiner Mutter spricht. „Was ist eine Mutter für ihren Sohn?" sagt er. „Der Spiegel seiner Ohnmacht von gestern oder von morgen. Er kann sie nicht ansehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo er ein erbärmlicher Wurm war, der die Paar Tropfen Milch, die er schluckte, mit Schmätzen bezahlte. Und wenn er dies vergißt, so sieht er ein Gespenst in ihr, das ihm Alter und Tod vorgaukelt und ihm die eigene Gestalt, sein Fleisch und Blut zuwider macht." Nachahmung Grabbe's wittern wir, wenn Holofernes sagt: „Kraft! Kraft! das ist's. Er komme, der sich mir entgegenstellt, der mich darniederwirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist öde, nichts ehren können als sich selbst. Er mag mich im Mörser zerstam-

pfen und, wenn's ihm so gefällt, mit dem Brei das Loch ausfüllen, daß ich in die Welt riß." Oder bei Gelegenheit eines Mordanfalles auf ihn: „Den Holofernes tödten; auslöschen den Blitz, der mit dem Weltbrande droht; eine Unsterblichkeit im Keim erdrücken, einen kühnen Anfang zum großmauligen Prahler machen, indem man ihn um sein Ende verkürzt — o, das mag verlockend sein! Das heißt eingreifen in die Zügel des Geschicks! Dazu könnte ich mich selbst verführen lassen, wenn ich nicht wäre, der ich bin! Aber das Große auf kleine Weise thun wollen, dem Löwen erst ein Netz aus seinem eigenen Edelmuth spinnen und ihm dann mit dem Mord auf den Leib rücken, die That wagen und die Gefahr feig und klug vorher abkaufen: nicht wahr, Judith, das heißt Götter machen aus Dreck?"

Wir könnten noch viele Seiten füllen, wollten wir nur die hervorragendsten und eigenthümlichsten Stellen dieser ungewöhnlichen Dichtung andeutungsweise herausheben — denn großartig sind sowol ihre Schönheiten und Vorzüge wie ihre Mängel —; da dies der beschränkte Raum d. Bl. nicht gestattet, begnügen wir uns hier mit Anführung jener Stelle, wo der moabitische Hauptmann Achior Holofernes von dem israelitischen Volk und seinem Gott erzählt. Diese Schilderung von Israel ist so wahr, so einfach und doch so erhaben, so groß gedacht, daß sie schon deshalb allein eine größere Verbreitung verdient. Holofernes hat sich nach dem Volk im Gebirge erkundigt und erhält darauf von Achior zur Antwort: „Herr, ich kenn' es wohl, dies Volk, und ich will dir sagen, wie es damit bestellt ist. Dies Volk ist verächtlich, wenn es auszieht mit Spießen und Schwertern, die Waffen sind eitel Spielwerk in seiner Hand, das sein eigener Gott zerbricht, denn er will nicht, daß es kämpfen und sich mit Blut beflecken soll, er allein will seine Feinde vernichten; aber furchtbar ist dies Volk, wenn es sich demüthigt vor seinem Gott, wie er es verlangt! Wenn es sich auf die Knie wirft und sich das Haupt mit Asche bestreut, wenn es Wehklagen ausstößt und sich selbst verflucht; dann ist es, als ob die Welt eine andere wird, als ob die Natur ihre eigenen Gesetze vergißt, das Unmögliche wird wirklich, das Meer theilt sich, also, daß die Gewässer fest auf beiden Seiten stehen, wie Mauern, zwischen denen eine Straße sich hinzieht, vom Himmel fällt Brot herab und aus dem Wüstensande quillt ein frischer Trunk! Ihre Hauptstadt aber heißt Jerusalem. Ich war dort und sah den Tempel ihres Gottes. Er hat auf Erden seines Gleichen nicht. Mir war's, wie ich bewundernd vor ihm stand, als ob sich mir etwas auf den Nacken legte und mich zu Boden drückte; ich lag mit einmal auf den Knien und wußte selbst nicht, wie das kam. Fast hätten sie mich gesteinigt, denn als ich mich wieder erhob, fühlt ich einen unwiderstehlichen Drang, in das Heiligthum einzutreten, und darauf steht der Tod. Nun höre auf mich, o Herr, und achte meine Worte nicht gering. Laß forschen, ob dies Volk sich versündigt hat wider seinen Gott; ist das, so laß uns hinaufziehen, dann gibt ihr Gott sie dir gewiß in die Hände und du wirst sie leicht unter deine Füße bringen. Haben sie sich aber nicht versündigt wider ihren Gott, so kehre um; denn ihr Gott wird sie beschirmen und wir werden zum Spott dem ganzen Lande; du bist ein gewaltiger Held, aber ihr Gott ist zu mächtig; kann er dir Niemand entgegenstellen, der dir gleicht, so kann er dich zwingen, daß du dich wider dich selbst empörst und dich mit eigener Hand aus dem Wege räumst."

Einen geistvollern, genialern Dramatiker als Friedrich Hebbel hat die neueste Zeit nicht aufzuweisen, und dennoch sind wir überzeugt, daß er weit weniger als manches unbedeutende Talent zur Wiedererweckung des deutschen Dramas beitragen wird. Es ist nicht Aufgabe unserer Zeit, dem Publicum ein Zeugniß von der uns inwohnenden geistigen Kraft, von dem Vermögen, große Charaktere schaffen zu können, zu geben; das Ziel, dem wir entgegenzueilen haben, muß vor Allem sein, durch dramatisch brauchbare Arbeiten die Bühne, langsam oder im Sturmschritt, zu erobern. Man wird zugeben, daß das Praktische, das Brauchbare nicht das Werthvolle ausschließe. Aber man sei weise, man verstreue nicht verschwenderisch die Schätze seines Geistes und lasse sie achtlos unter die Füße treten. Ehe wir marmorne Säulen mit goldenen Knäufen aufführen, ehe wir den Musen einen erhabenen Tempel der Kunst im reinsten Style bauen, laßt uns einen soliden Grund von praktischen Mauersteinen legen! Ihr schreckt die Nation nur zurück, wenn ihr ohne Weiteres in der Tracht des Genies auftretet, die immer etwas Anstößiges haben wird, zumal dann, wenn ihre Träger im Bewußtsein ihrer Würde in excentrischem Gebahren etwas suchen. Möchte Hebbel seine jugendfrischen Kräfte an Stoffen erproben, die ihm eher zur Selbstzügelung zwingen, als zu allzu freien Schritten aufreizen; dann würden wir gewiß dem Drama einen Dichter gewonnen haben, in dessen Brust die schönsten Schöpfungen nur seines Rufes harren. *) 36.

Populaires astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie, somit Nachrichten von der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen, biographischen und literarischen Notizen, und einer kurzen Andeutung der Methoden und Werkzeuge. Mit Ausschluß aller irgend entbehrlichen analytischen Formelsprache. Von J. E. Nürnberger. Mit Figurentafeln. Erstes Heft. Kempten, Dannheimer. 1841. Gr. 8. 10 Ngr.

Der ausführliche Titel gibt die Tendenz des Werkes schon im Allgemeinen an, und wir haben nur noch aus der Vorrede des Verf. hinzuzufügen, daß er bei seinem Werke die größtmögliche Allgemeinverständlichkeit sich als Ziel gesetzt habe. Er rechnet also hauptsächlich auf Leser, welche nicht in die Tiefen der Wissenschaft eingeweiht und im Gebrauche analytischer Ausdrücke weniger oder auch gar nicht geübt sind. Daß die Zahl Derer, die sich in diesem Falle befinden und gleichwol einen offenen und empfänglichen Sinn für denkende Naturbetrachtung und ein der erhabensten Eindrücke fähiges Gemüth besitzen, nicht gering sei in unsern Tagen, wer möchte dies verkennen! Und wer möchte nicht wünschen, daß dieser Classe von Lesern, statt des so häufigen faden und seichten Geschwätzes, das ihr so oft unter der Firma von Belehrung geboten wird, ein Werk gegeben werde, was sie mit wahrem Gewinn und Nutzen zur Hand nehmen könne. Sehen wir jetzt, ob die hier vorliegende Arbeit des Verf. hierzu geeignet ist.

Er bemerkt zuvörderst, daß es kein der Astronomie besonders gewidmetes Wörterbuch, weder in der deutschen noch überhaupt europäischen Literatur gebe. Es ist dies richtig, allein auch dadurch erklärlich, daß die Astronomie, wie alle Zweige der reinen und angewandten Mathematik überhaupt, sich als Wissenschaften nur schwer und unbequem in die lexikalische Form fügen, die ihrer Natur nach besser für solche Zweige des Wissens paßt, welche mehr als Aggregate gegeben sind oder sich doch so behandeln lassen, wie Geographie, Naturgeschichte u. a. m. Sobald ein Wörterbuch, das mathematische Gegenstände behandelt, mehr sein will als eine bloße Erklärung von Kunstausdrücken — und diese besitzen wir bereits alphabetisch geordnet in mehren Werken, so treten Schwierigkeiten mannichfacher Art ein, die sich weniger besiegen als etwa nur umgehen lassen. Daher wird Der, welcher eine strengwissenschaftliche Auskunft über einen astronomischen Gegenstand sucht, schwerlich ein Lexikon befragen wollen; er wird vielmehr das fragliche Object in seinem nothwendigen Zusammenhange mit andern zu betrachten haben und folglich zu einem Lehrbuche greifen. Doch der Verf. erklärt uns ja, daß er wissenschaftliche Strenge nicht beabsichtige, daß er eine populaire Bearbeitung geben wolle, und hier

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im Monat Juni. D. Red.

dürften allerdings jene Schwierigkeiten zwar keineswegs ganz verschwinden, doch aber sich weniger fühlbar machen. Wir können aus diesem ersten, nur erst einen Buchstaben umfassenden Hefte noch nicht beurtheilen, wie die Ökonomie des Werks in dieser Beziehung angelegt sei, wol aber müssen wir anerkennen, daß wir in A keinen Artikel vergebens gesucht haben, außer etwa solche, die ebenso gut unter andern Buchstaben vorkommen können und auch großentheils dahin verwiesen sind, und daß uns ebenso wenig entbehrliche, ungehörige Artikel aufgestoßen sind. Die Anordnung also dürfte, so weit dieser Anfang zu schließen gestattet, eine zweckmäßige und mit Sorgfalt angelegte sein.

Wir kommen nun zu dem zweiten und wesentlichern Punkt, die Behandlung und Ausführung der einzelnen Partien. Wir haben sie, wie es Titel und Vorrede versprochen, verständlich gefunden und sind überzeugt, daß sie in dieser Gestalt ihr Ziel nicht verfehlen werden. Als einen schönen Beweis z. B., daß unser Verf. Popularität mit Gründlichkeit zu vereinigen wisse, führen wir hier nur den Artikel Rotation (Axendrehung) an, den kein aufmerksamer Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Wie nothwendig und zeitgemäß eine solche Darstellung sei, leuchtet übrigens ein, wenn man fortwährend von Solchen, die doch Anspruch auf Bildung machen, jede vermeinte klimatische Veränderung auf eine veränderte Axenstellung schieben hört. Möchte das Werk unsers Verf. diesen und ähnlichen Irrthümern, an deren Verbreitung die Gelehrten selbst zum Theile die Schuld tragen, ein Ende machen.

Bei näherer Durchsicht der einzelnen Artikel ist uns Einzelnes aufgefallen, was zwar den Werth der im Ganzen wohlgelungenen Arbeit nicht beeinträchtigt, doch aber als Mangel bezeichnet werden muß. In den Abschnitten Atmosphären (der Planeten, Monden und der Sonne) scheint uns zu bestimmt auf eine Ähnlichkeit dieser Umhüllungen mit der Erde hingedeutet, namentlich auch den Schröter'schen, größtentheils als irrig nachgewiesenen, Behauptungen zu viel Gewicht beigelegt worden zu sein. Es ist schon bedenklich, diese Umhüllungen Atmosphären zu nennen, und bei der Sonne am meisten, weshalb man auch hier schon längst den Namen Photosphären vorgeschlagen und angenommen hat. Wie viel Ähnlichkeit jene Umhüllungen mit der Erdatmosphäre haben, läßt sich a priori gar nicht bestimmen und die Beobachtungen sagen uns bis jetzt nur wenig. In dem Artikel Äther wird gesagt, die in Bode's „Astronomischem Jahrbuch für 1826" angeführte Encke'sche Bemerkung sei die einzige über diesen Gegenstand. Keineswegs: denn nicht allein hat Encke seitdem fortwährend darüber weiter geforscht und in mehrfachen Abhandlungen die höchst wichtigen Resultate seiner Untersuchungen dargelegt, sondern auch andere Astronomen, vor allem Hansen und Valz, haben die Gesetze der Dichtigkeitsabnahme dieses Äthers und andere damit zusammenhängende Fragen behandelt. Wenn ferner der Verf. an einer Stelle sagt, daß das analytische Rechnen den Verstand am Ende doch mehr blos überwältige, als wirklich überzeuge, so werden wir dies nur in dem Falle zugeben können, daß ein Leser der analytischen Entwickelung wirklich nicht zu folgen im Stande sei, sondern wenigstens von einem gewissen Punkte an Alles auf Glauben anzunehmen genöthigt ist. Denn außerdem ist gewiß die durch analytische Entwickelung gewonnene Überzeugung die vollständigste, kräftigste und unerschütterlichste, die jede andere weit hinter sich zurückläßt. Es ist löblich und gut, wenn man für ein nicht mathematisches Publicum schreibt, ohne eine solche Formelsprache auszureichen; allein es ist nicht gut, sei es wo es wolle, ihren hohen Werth auch nur scheinbar zu verdächtigen, oder dem Laien glauben zu machen, er könne zu aller und jeder Einsicht auch ohne eine solche ebenso gut gelangen. Dem Verf., der durch frühere Arbeiten Vertrautheit mit der höhern Mathematik gezeigt hat, ist dieser Ausspruch wol schwerlich ganz von Herzen gegangen, und deshalb wollen wir auch das Ars non habet osorem! nicht auf ihn anwenden. Die Behauptung auf S. 96, daß unsere Sonne ebenfalls zu den Doppelsternen zu rechnen sein dürfte, ist uns neu, und fast möchten wir hier einen Druckfehler oder lapsus calami vermuthen. Es ist vielmehr völlig gewiß, daß unsere Sonne nicht zu den Doppelsternen gehöre und nur an dem allgemeinen Verbande aller Fixsterne, den wir noch nicht näher kennen, Theil nehme, was aber bekanntlich kein Doppelsternsystem constituirt, unter welchem vielmehr eine nähere, specielle Beziehung zweier (oder auch mehrer) einander verhältnißmäßig sehr nahe stehender Sonnen verstanden wird.

Möge der Verf. diese Bemerkungen nur für einen Beweis hinnehmen, daß wir seinem so tüchtig begonnenen Werk mit Liebe und Theilnahme gefolgt sind. Falls er sie anerkennt, wird er im Fortgange desselben mehrfache Gelegenheit haben, sie zu benutzen. Wir haben hier einen ersten Versuch vor uns, und erste Versuche auf einem neuen Felde tragen wol nur selten den Stempel einer solchen Vollendung, als wir es hier vor uns sehen. Die Sprache ist stets dem Gegenstande angemessen und der rechte populaire Ton meistens getroffen, auch da wo die Formelsprache nicht vermieden werden konnte. Wer nicht — wie dies freilich noch häufig genug der Fall ist — vor jedem $a + b$ wie vor einer Zauberfigur zurückschreckt, sondern eine mäßige Anstrengung nicht scheut, wird so weit die vorliegenden Proben zu schließen gestatten, dem Verf. auch durch diese Formeln folgen können und überzeugt, nicht überwältigt werden. Auf diese Fälle bezieht sich auch die angehängte Figurentafel. Wir werden dem Fortgange und der Beendigung dieses Werks mit der Aufmerksamkeit folgen, die es in vollem Maße verdient. Es füllt in dem populairen Theile der astronomischen Literatur in der That eine Lücke aus, die sich sehr bedeutend fühlbar machte.

J. H. Mädler.

Notiz.

Mary Lafon als Geschichtschreiber.

Die von Mary Lafon herausgegebene „Histoire du midi de la France" wird von den französischen Kritikern mit vollem Rechte der Parteilichkeit und der vorsätzlichen Geschichtsverfälschung geziehen. Lafon gehört zu der politischen Partei, die die Ansprüche des französischen Südens den centralisirenden Bestrebungen der Nation entgegenstellt. Von diesem Standpunkte aus behauptet er, daß der Süden Frankreichs, das alte Aquitanien, seine Civilisation, seine historische Entwickelung nicht von den Franken erhalten habe, sondern daß Aquitanien seinem Unglücke, seiner Verwüstung entgegengegangen sei, als es von dem Germanenthume berührt wurde. Die Weise, wie er dies trotz der Geschichte geltend macht, ist freilich nicht selten sehr abenteuerlich. Er sagt z. B., daß es nicht die Franken gewesen, die in der Schlacht von Poitiers die christliche Welt vor dem Mohammedanismus bewahrt haben, sondern die Aquitanier; denn Karl Martel sei hier nicht der Sieger, sondern der Besiegte gewesen; der Herzog Odo von Aquitanien habe die Schlacht gewonnen. Ohne alle Kritik heißt es: „Die Reihen der Franken waren vernichtet, als Eudo ein geschicktes Manoeuvre ausführte und damit den Erfolg des Tages entschied." Völlig lächerlich sagt Lafon von Karl dem Großen: „Beurtheilt man Karl den Großen aus dem Gesichtspunkte des Südens, so erscheint Karl nicht groß. Das Gerücht von seinem Tode ist kaum nach Aquitanien gedrungen. Glücklicher Erbe des Nachlasses seines Vaters, fügte er mit seinem Degen nichts hinzu. Das einzige Mal, als er ihn zog, wurde er geschlagen. Seine Regierung war weder schwächer, noch stärker, noch weiser, als die seines Vaters." Dieser erste Band enthält überdies die Sagenkreise der alten Aquitanier und das Werk erscheint damit nur um so mehr wie eine jener alten Chroniken, die ein Mönch nicht für die Wissenschaft, sondern für sein Kloster geschrieben.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 121. —— 1. Mai 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster. Erste Abtheilung. — Zweite Abtheilung. Urkundenbuch. Jena, Frommann. 1841. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Erster Artikel.

Wir Deutsche sind schlechte Politiker. Unsere gerühmte wissenschaftliche Behandlung dieses Faches ist weiter nichts als unpraktische Kathederweisheit. Jeder Professor zimmert sich ein speculatives System zusammen, ob aber die Menschen, die jetzt leben, in dasselbe hineinpassen, daran denkt er nicht. Dieser Vorwurf, der eine gewöhnliche Floskel im Munde unserer Diplomaten ist, ist gewiß sehr begründet. Aber kann es wol anders sein? Wie soll man Menschen- und Weltkenntniß erlangen, wenn Alles, was geschehen, geheim gehalten wird? Zu einer gesunden politischen Ansicht gehört Geschichtskenntniß. Nicht allein Kenntniß des Griechen- und Römerthums, der Ägypter und der Juden, sondern vorzugsweise Bekanntschaft mit der Geschichte der allerneuesten Zeit und vor allen Dingen mit der neuesten Geschichte unsers Vaterlandes. Es genügt nicht, daß man die Schlachten kennt, die geliefert, die Verträge, die geschlossen wurden u. s. w., das Alles ist nur das äußere Gerippe der Geschichte; man muß auch die Kräfte bemerken können, die Alles in Bewegung gesetzt haben; die Motive, die guten und die schlechten, die obwalteten und sich bekämpften, die Personen, die vorzugsweise thätig waren, hindernd oder fördernd, kurz, den ganzen innern Haushalt der Geschichte, das Kreisen der Säfte, die Krankheitsprocesse und Heilversuche, das ganze lebendige Leben, was an dem bloßen Knochenbau nicht zur Erscheinung kommt, das muß unserer Erkenntniß zugänglich gemacht werden, wenn wir aus den theoretisirenden Hirngespinnsten, die nie von einer praktischen Realisirbarkeit ausgehen und nie das Bild eines wahrhaft lebendigen Zustandes geben, herauskommen sollen. Diese lebendige Seite der Geschichte, wie Individuen und Ansichten dabei thätig gewesen sind, ist bis jetzt nur eine Geheimwissenschaft unserer Diplomaten. Man raunt sie sich in den Salons in die Ohren, die Eingeweihten erkennen sich an manchen Stichwörtern, aber der große, gebildete Theil unsers Volkes ist bis jetzt noch nicht in diese Mysterien eingeweiht.

Und doch sollten es keine Mysterien sein. Man wirft uns immer vor, wir seien unpraktische Ideologen. Wer anders trägt denn die Schuld daran als ihr, die ihr uns die nothwendige Kenntniß des Geschehenen vorenthaltet? Wie glücklich sind die Franzosen, die Engländer? Wo ist in ihrer neuern Geschichte eine Thatsache, eine Persönlichkeit, die nicht bis auf den letzten Grund untersucht, anatomirt und von allen verschiedenen Seiten betrachtet ist. Das Leben jedes durch Stellung oder Leistung ausgezeichneten Mannes liegt offen aufgeschlagen vor dem Auge der Nation da; seine Tugenden und seine Fehler, seine Talente und seine Mängel, sein Vollbringen und sein Unterlassen, seine Kämpfe mit den Verhältnissen, die Ursachen, die ihm zum Siege oder zum Untergange verhalfen, Alles weiß man, an Allem kann man sich Erfahrungen abstrahiren und Ansichten und Normen für die eigene Handlungsweise. Ach, wol ist unsere ethische Bildung weit zurück gegen die der andern cultivirten Völker. Uns fehlt die lebendige Moral, die aus richtiger Anschauung der Geschichte und der Gegenwart entsteht. Aber wir sind nicht Schuld daran, sondern Die, welche uns die historischen Wahrheiten vorenthalten, die zu unserer Bildung nothwendig sind. Daß wir aus dieser Bevormundung, unter der unser Seelenheil leidet, herausmüssen, ist keinem Zweifel unterworfen. Auch ist es unzweifelhaft, daß wir zuletzt herauskommen werden. Aber wann? das ist die Frage. Zuletzt hilft es uns Lebenden wenig, wenn unsere Enkel vollkommenere und selbständigere Menschen werden wie wir. Auch wir haben ein sehr begründetes Anrecht an Bildung, an Kenntniß, an

freies, sittliches Urtheil über Personen und Verhältnisse, die unser Wohl und Wehe in Händen gehabt haben und bis jetzt die Lenker und Träger unserer Geschichte gewesen sind.

Die Wahrheit läßt sich in jetzigen Zuständen der Cultur jedoch auf die Länge so wenig zurückdämmen wie das Wasser, was dem Meere zuströmt. Sie bricht aus tausend Poren hervor, während man ängstlich ein Loch zuzustopfen sucht. Auch bei uns zeigt sich der Anfang einer Memoiren-Literatur; auch bei uns will sich die historische Gerechtigkeit endlich, wenn auch spät, Bahn brechen. Auf die glorreichen Freiheitskriege gründet sich unser ganzer politischer Zustand; das stellt Niemand, auch der Diplomat nicht, in Abrede. Es ist daher nichts natürlicher, als daß wir wissen wollen, durch wessen Schuld und durch welche Verkehrtheiten wir in jenen Zustand der Verächtlichkeit geriethen, der den Freiheitskriegen voraufging, und wer zu dem Umschwunge der Dinge am meisten beigetragen hat. Jene Periode ist so eng mit unserer Gegenwart verwachsen wie das Gestern mit dem Heute, und eine klare Einsicht in die damaligen Verhältnisse, auf denen unsere jetzigen Zustände sich organisch entwickelt haben; tappen wir über unsere heutigen Pflichten, über unser Hoffen, Wünschen und Sollen gänzlich im Dunkeln, so kann von einer bewußten, klar-sittlichen Einsicht in unsere Verhältnisse nicht die Rede sein. Eine reifere, höhere Sittlichkeit ist nicht denkbar ohne Geschichtskenntniß, das werden selbst Die nicht bestreiten, die uns dieselbe vorenthalten, nur leider betrachten sie sich als die auserwählte Kaste, die allein ein Anrecht auf diese höhere Sittlichkeit hat, und die Geschichte der jüngsten Vergangenheit ist wieder das Wichtigste, was die Geschichte uns überhaupt gewährt; sie ist die Kette, die Gegenwart und frühere Zeit miteinander verbindet.

Gagern's „Antheil an der Politik", Arndt's „Erinnerungen u. s. w." sind höchst schätzenswerthe Beiträge zu unserer werdenden Memoiren-Literatur, in der doch eigentlich der Kern der neuern Geschichte liegt. Würdig schließt sich dieses Buch an dieselbe an. Tritt uns in dem Verf. auch nicht ein solches Muster durchgebildeten sittlichen Charakters entgegen wie bei jenen Büchern, so enthält es dagegen die Äußerungen, Briefe u. s. w. einer Menge der ausgezeichnetsten und edelsten Charaktere, die bei jenen Freiheitskriegen und bei Gestaltung unserer jetzigen Zustände sich besonders thätig erwiesen haben. Dieses Buch wird namentlich viel dazu beitragen, daß von uns Deutschen endlich Gerechtigkeit geübt werde; es zeigt, was wir einzelnen Männern zu verdanken, was wir andern zu verzeihen haben.

Nach dem verstorbenen Grafen von Münster ist dieses Buch benannt. Eigentlich nur insofern mit Recht, als Münster wahrscheinlich die Gelegenheit zur Abfassung und Herausgabe desselben gegeben hat. Der anonyme Verfasser, der jedoch leicht zu erkennen ist, sagt freilich in keiner Vorrede etwas darüber, wie er zu den Materialien dieses Buches gekommen ist; allein der Inhalt belehrt uns. Wir glauben uns wenigstens nicht zu irren, wenn wir die Entstehung des Werkes folgendermaßen angeben. Noch bei seinen Lebzeiten hatte sich der Graf von Münster einen Biographen ausersehen, der nach seinem Tode auf würdige Weise sein Andenken auf die Nachwelt bringen sollte. Diesem Biographen hatte er zu dem Ende auch die Benutzung seiner Briefschaften und sonstigen auf die Zeitgeschichte Bezug habenden Papiere eingeräumt. Diese Briefe nun sind der eigentliche Kern des Buches und stehen mit der Person Münster's oft in gar keiner oder nur in sehr entfernter Beziehung. Da die Benutzung derselben aber an die Bedingung einer Biographie Münster's geknüpft war, so schickte der Biograph eine solche voraus. Er hat nicht einmal versucht, Münster zum Mittelpunkte dieses ganzen Zeitraumes und aller der Verhältnisse zu machen, auf die sich die mitgetheilten Actenstücke beziehen, und ist dafür zu loben, denn dieser Versuch hätte unmöglich gelingen können. Daß die Biographie Münster's etwas apologetisch abgefaßt ist, wollen wir auch nicht tadeln; es war das wol die nothwendige Consequenz von dem in ihn gesetzten Vertrauen, das er nicht täuschen durfte. Allerdings aber ist davon die Folge gewesen, daß eben Münster's Charakter und Persönlichkeit in gar keinen scharfen Umrissen hier erscheint, sodaß man sich keinen recht anschaulichen und lebendigen Begriff von dem Manne machen kann. Alle übrigen auftretenden Personen, die sowol, welche geschildert werden, als die, welche in ihren Briefen sich selbst schildern, sind viel fester und deutlicher gezeichnet. Eben der Held, von dem das Buch seinen Namen hat, ist nicht charakterisirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pauperismus in England.

Der Engländer Buret hat eine Schrift über das englische Armenwesen veröffentlicht, die, in ihrer ruhigen, ernsten, auf Thatsachen gestützten Gründlichkeit, von hohem, unabweisbarem Interesse ist. Je mehr sich die Länder des Continents aus den Fesseln der englischen Industrie befreien, um so größere Ausdehnung gewinnt in England das Übel der Verarmung, sodaß dieser Zerrüttung, deren letzter Grund in dem Misverhältniß der natürlichen Production mit der Bevölkerung liegt, wol kaum mehr durch demokratische Gesetzesmaßregeln, sondern allein noch durch massenhafte, von der Regierung geleitete Auswanderungen begegnet werden kann. Allerdings ist der Pauperismus fast in allen Ländern und Staaten des alten Europas zu Hause; jede Nation hat ihre Bevölkerung von Tagedieben, von einer Anzahl Menschen, die außerhalb der öffentlichen Ordnung und der Sittlichkeit leben, die der Civilisation durch Laster und Faulheit entweichen und inmitten der Gesellschaft zur Verwilderung zurückkehren. Italien, Spanien, alle mittäglichen Länder sind mit Massen von Menschen belastet, denen das Gesetz und die Arbeit wenig bekannt ist; aber das milde Klima und die natürliche Bedürfnißlosigkeit machen in mittäglichen Ländern auch die größte Armuth erträglich und für das Ganze der Gesellschaft unschädlich. In einer ganz andern Lage befindet sich England. Hier handelt es sich nicht mehr allein um jene Classe von Müßiggängern, um diese an Unthätigkeit und Elend gewohnte Bevölkerung, sondern hier ist es die ganze arbeitende Classe, die Industriellen, diese Millionen von aufgeschichteten Menschen, die in den Zustand der Armuth und der gesellschaftlichen Verwilderung herabsteigen müssen. Es ist nicht zuviel gesagt, jeder Manufacturdistrict in England schließt gegenwärtig ein großes Lager von Barbaren

in sich; denn wie kann man jene unbeschreiblichen Quartiere Londons, wie Saint-Giles, Bethnal-Green u. s. w. anders benennen, wo Hunderttausende von Einwohnern verfaulen; wo alle Sinne auf einmal verletzt werden und wo die wohlhabendere Bevölkerung nie hingelangt! Buret beschreibt diese kothigen Straßenlabyrinthe mit ihren pesthauchenden Kanälen, ihren stinkenden Sümpfen und ihren ärmlichen aus Lehm und Latten erbauten Hütten. Die Luft, welche man dort athmet, ist von der Art, daß, nach dem Berichte der Ärzte, das Fieber und der Typhus das ganze Jahr hindurch dort herrschen und sogar zuweilen von hier aus das ganze London mit ansteckenden Krankheiten bedroht wird. Die andern Fabrikstädte geben aber in diesem Elende der Hauptstadt nichts nach. Liverpool z. B. hat 30,000 Einwohner, die in Kellern zusammengedrängt ihr Leben auf eine schreckenerregende Weise zubringen; und viele andere Städte bleiben im Verhältnisse hinter Liverpool nicht zurück. Diese Keller, in welche nicht selten die Schmutzröhren münden, sind so dunkel, so kothig, daß während der letzten amtlichen Zählung zu Leeds fünf Personen auf den Treppen, die zu diesen Höhlen führen, Beinbruch erlitten haben. Das Quartier Kleinirland zu Manchester, gewisse Stadttheile zu Newcastle, zu Nottingham, zu Bristol haben den Commissionen von selbst Umstände und Thatsachen dargeboten, die über das Loos dieser unzähligen Schlachtopfer der Industrie Schauder erwecken. Bei diesen einzelnen Untersuchungen hatte es den Anschein, als wollten immer die zuletzt besehenen Localitäten alle andern an Elend übertreffen, aber jede folgende zeigte wieder einen weit höhern Grad desselben auf. Das schottische Elend setzte z. B. Diejenigen in Erstaunen, die nur das in England gesehen hatten; und die Armenquartiere von Edinburg und Paisley, die sogenannten „winds" von Glasgow, die an die 30,000 Menschen umschließen, waren der Zufluchtsort eines Elends, was selbst in Irland seines Gleichen nicht aufzeigte. „In manchen Höhlen dieser Quartiere", sagt der Bericht der Commissaire, „haben wir Massen von menschlichen, auf den Fußboden gelagerten Wesen gefunden, die bis zu 20 über- und untereinander gemischt, bald mit Lumpen bedeckt, bald nackend waren. Das Bett bestand gewöhnlich aus verfaultem Stroh und Lumpen." Was Irland besonders betrifft, so ist es, wie der Verf. der Schrift selbst sagt, das Muster, der vollkommene Typus des Elends; und gleichsam aus Rache für die hundertjährigen politischen Mißhandlungen, die das grüne Irland von England erfahren, vergiftet es mit diesem Elende seinen Tyrannen und trägt den Tod des Pauperismus in dessen reichste Städte. Buret berichtet in seiner unparteiischen Weise, daß der Pauperismus im eigentlichen England einen gewissen sittlichen Charakter, eine Art von Schamhaftigkeit bewahre, was er bei dem unbekümmerten Irländer nicht gefunden hat: „Der Pauperismus", sagt er, „wenn er Unglückliche von englischer Abkunft trifft, besitzt etwas Schicksalvolles, Unheilvolles, das gewissermaßen Achtung und Schrecken erregt; hingegen das Elend des Irländers stößt ab, denn es bettelt mit Unverschämtheit und scheint sich in seinen Lumpen zu gefallen." Nichts aber klagt vielleicht die englische gegen Irland ausgeübte Tyrannei mehr an als dieser Zug, denn er beweist, wie tief das irische Volk unter dem politischen Drucke moralisch gesunken ist.

Unter den arbeitenden Classen, deren Lage sich von Tag zu Tag verschlimmert, gibt es eine, die in der That diesem Elende geweiht zu sein scheint. Dieses sind die Handweber. Diese armen Arbeiter, welche die große Industrie zerquetscht, die in ihrem steten Kampfe gegen die Macht des Eisens und des Feuers der Manufacturen und Fabriken unterliegen, erregen das schmerzlichste Interesse. Buret versichert, daß Alle, die diese Leute besucht haben, über die moralische und intelligende Kraft erstaunt sind, die sie beweisen. Als er z. B. derselbe den Stadttheil Bethnal-Green zu London in Begleitung eines Almosenvertheilers (relieving-officier) besuchte, kam er in die Familie eines armen Sammtwebers, der noch jung und ein geborener Engländer war. Außer dem Handwerkszeuge besaß er kein Meubel, keinen Stuhl, keinen Tisch, kein Bett; in dem Winkel des Zimmers befand sich ein großer Haufen gehackten Strohs, in welchem drei ganz nackte Kinder eingegraben steckten. Die Frau wandte den Besuchenden den Rücken zu, indem sie sich mit den Trümmern ihrer Kleidung zu bedecken suchte. Der Mann trug einen blauen Rock, an welchem noch zwei oder drei Knöpfe von getriebener Arbeit hingen. Er hatte kein Hemde, als die Visitatoren eintraten. In der Hand hielt er eine Bibel. „Er empfing uns", sagt Buret, „höflich und setzte uns mit Niedergeschlagenheit, aber mit Ruhe, das Schreckliche seiner Lage auseinander. Dieses Zimmer, erklärte er, war nicht immer so leer, wie Sie es jetzt sehen: es gab eine Zeit, wo ich Ihnen würde einen Stuhl haben anbieten können, aber Alles mußte Stück für Stück zu dem Pfandleiher wandern." Dieser Mann bat, wie alle andern Weber, um keine Unterstützung; er blieb bei den Versprechungen des Armencommissairs gleichgültig, „als wenn er begriffen hätte", sagt Buret, „daß bei einem so großen und ausgedehnten Elende Almosen ein unzureichendes Hülfsmittel wäre". Dieser verzweifelte Zustand erstreckt sich beinahe auf alle Sammt- und Seidenweber; und wenn die Wirkung dieses schrecklichen Elends noch nicht alles sittliche Gefühl bei diesen Arbeitern ausgelöscht hat, so kommt das theils von dem Familienleben her, theils von der Arbeit, die sie gesammelt und zu Hause hält. Was die Massen betrifft, die die große Industrie in ihren Arbeitssälen zusammenschichtet, wo alle Laster, welche die Ursache oder die Wirkung des Elends sind, durch die gegenseitige Berührung hervorgerufen werden und fermentiren, so ist der Engländer und Irländer beinahe mit gleichem Stempel gezeichnet und jeder Tag arbeitet daran, die letzten Unterscheidungszeichen auszulöschen, die man bis jetzt auffinden konnte.

Nicht mindere Aufmerksamkeit verdienen die Abhandlungen Buret's über die Armengesetze und das Armenhaus. Das Gesetz, das die Königin Elisabeth gegeben, hatte allmälig zu den entsetzlichsten, aber gesetzlichen Misbräuchen der Barmherzigkeit geführt. Dieser Armencodex verpflichtete jedes Kirchspiel der Noth seiner Angehörigen Hülfe zu leisten; alle Einwohner trugen die Last im Verhältnisse ihres Vermögens, oder ihres Miethzinses. Dieses Budget des Elends hörte endlich damit auf, daß es in einer fortlaufenden, zweihundertjährigen Steigerung die ungeheuere Summe von fast zehn Millionen Pf. St. erreicht hatte. Es war in der That ein großes, reiches Almosen, aber die Formen des Sammelns wie der Verwendung waren zuletzt so greulich geworden, daß man die englische Geduld bewundern muß, die zweier Jahrhunderte bedurfte, um der Sache ein Ende zu machen. Diese gesetzliche Barmherzigkeit theilte jedes Kirchspiel in zwei feindliche Lager, und man kann sich nur schwer alle die Misbräuche, die Skandale und Zerwürfnisse vorstellen, die aus dieser Trennung hervorgingen. Bald zankte sich das Kirchspiel mit den Armen selbst, machte ihnen das Recht der Unterstützung streitig, oder vertrieb ohne Barmherzigkeit einige Hülflose von seinen Grenzen, welche Krankheit und Schwäche überrascht hatte; bald stritten sich zwei Kirchspiele, warfen sich herüber und hinüber einen Armen zu und bezahlten in dem gerichtlichen Processe über den Fall so viel Kosten, daß man die Armen beider Gemeinden davon hätte unterhalten können. Aber nicht allein die Diener der Gerechtigkeit empfingen so von dem Armengelde ihren bedeutenden Zehnten; wie die unzweifelhaftesten Documente es beweisen, die Armenaufseher und Almosenväter, diese Offiziere des Philanthropismus, nahmen das Geschenk der Nation für das Elend nicht minder in Anspruch; sie machten sich für ihre Mühe mit dem fettesten Theile bezahlt. In einem kleinen Kirchspiele von Suffolkshire bezogen z. B. die Unterinspectoren eine Besoldung von 650 Pf. St. Und wie lastete erst dieses Armengesetz auf Denen, welche das Almosen geben mußten! Unter andern dem Parlamente vorgelegten Fällen wird dies folgender beweisen. Im J. 1830 mußten allein in London 50 Familien, die die Armensteuer bezahlen sollten, ihr Mobiliar verkaufen, bis auf

das Volk, um ihrer gesetzlichen Verpflichtung zur Barmherzigkeit nachzukommen. So schuf das Gesetz Unglückliche, um andere zu unterstützen. Und wohin fiel nicht selten diese Beute, welche man den Schlachtopfern der Barmherzigkeit abgenommen hatte! „Es ist nicht selten", sagt ein englisches Renue, „daß man die Empfänger des Almosens zu den Magistratspersonen sagen hört: Wie viel setzt es diese Woche? oder besser noch: Das will ich auf Ihre Gesundheit vertrinken." Statistische Untersuchungen liegen vor, daß die Zuschußgelder (allowance) geraden Weges in den Schnapsladen wanderten: und England hatte so nur noch, wie Buret ganz recht sagt, den Misbrauch der Mildthätigkeit, denn das Gesetz erweiterte ohne Unterlaß das Reich der Armuth und brachte noch Die hinzu, welche durch die Taxe waren zu Grunde gerichtet worden.

Als das Armengesetz aber gerichtet wurde und Vernunft und Nothwendigkeit eine Reform verlangten, so fand man, daß das alte, ergraute Gesetz Rechte geschaffen hatte, die unantastbar schienen. Man vermochte nicht die Hand durchgreifend an so viele Gewohnheiten zu legen, die die Zeit geheiligt hatte, ohne heftige Schmerzen und Collisionen zu erregen. Erst mit dem Amendement aus dem Jahre 1833 wurde die Reform in der That in Ausführung gebracht. Und welches Mittel fand man für ein so großes Übel? Buret sagt, dieses Mittel enthüllt uns besser als alle statistischen Documente, wie ungeheuer tief das Elend in die Gesellschaft des englischen Volks gedrungen ist. Die Reform hat sich nicht frei anzukündigen gewagt; sie hat sich in den bescheidenen Titel eines Amendement gekleidet; aber ein so verbessertes Gesetz muß für ein völlig aufgehobenes erachtet werden. Man hat mit dem Amendement die Hausunterstützung aufgehoben, man will keinen Zuschuß (allowance) mehr bewilligen, mit einem Worte, das Gesetz will nur noch dem völlig Hülflosen Unterstützung gewähren. Aber, um welche Bedingung! der Arme soll die Hülfe mit seiner Freiheit bezahlen; er soll die Hülfe hinter den Mauern des Arbeitshauses aufsuchen: so will es das Gesetz. Man hat zu diesem Zwecke die Kirchspiele zu 20 vereinigt, und in jedem dieser Kreise befindet sich ein solches Arbeitshaus und, als unumschränkter Gebieter über das öffentliche Elend, eine Centralverwaltung mit ihrer Kanzlei. In Rücksicht auf Sparsamkeit und Politik, sagt der Verf. des Buchs, ist diese Centralverwaltung eine bewundernswürdige Reform, denn es ist durch officielle Berichte erwiesen, daß der Verein von 20 Kirchspielen weniger Kosten für seine Armen verwendet, als es noch vor zehn Jahren ein einzelnes Kirchspiel thun mußte. Aber die Reform streitet ganz und gar gegen die Humanität: das Gesetz stellt dem Armen die Alternative, entweder auf die Hülfe zu verzichten, oder hinter Thür und Riegel des Arbeitshauses festzusitzen.

Wie geht es aber dem Armen in einem solchen englischen Districtarmenhause? Das englische Arbeitshaus kündigt sich gewöhnlich mit einem günstigen Äußern an: es ist ein weites, von Stein oder Ziegel erbautes Gebäude, von Rasenplätzen umschlossen, von artigen Seitengebäuden flankirt; es gleicht einem Landhause von großer Ausdehnung mit angenehmer Lage, selbst mit Anspruch auf architektonische Eleganz. Ein Arbeitshaus in großem Style kann 5—800 Bewohner aufnehmen. In dasselbe werden aufgenommen die Greise, die Schwachen, die Geisteskranken, die Vagabonden, und endlich auch die gesunden Armen, die der Mangel an Arbeit dazu zwingt, hier einen Zufluchtsort zu suchen. Für die Erstern, für die Greise und Schwachen und Krüppel, ist das Armenhaus eine Art Hospiz, dessen Einrichtung und Wirksamkeit in dieser Hinsicht nach Buret Anerkennung verdient; aber für die gesunden Gäste ist die Philanthropie eines solchen Hauses wahrhaft grausam. Wie es das strenge Gesetz vorschreibt, so ist hier von Familie, von Freiheit nicht mehr die Rede. Der Mann muß von seiner Frau, von seinen Kindern getrennt leben, wie unter den Riegeln des Gefängnisses; es ist eine thatsächliche Detention; man darf das Armenhaus selbst nicht verlassen, um die Kirche zu besuchen. Dieses sind die ersten Bedingungen, sagt der Text des „First annual report" (S. 32), unter welchen die Armen die Begünstigung erhalten können, dem Hungertode zu entfliehen. Eine andere an sich löbliche Bedingung ist die Arbeit. Aber welche Arbeit hat das Arbeitshaus für seine Gäste? Keine andere als die Tretmühle. Buret hat in vielen Armenhäusern diese Tretmühle beinahe ruhen gesehen, weil die Armen vor dieser Arbeit mit Recht entflohen waren, denn in Rom war die Tretmühle eine Züchtigung (ad molam) der Sklaven, und man wird den alten Römern gewiß nicht vorzuwerfen haben, daß sie zu philanthropisch straften. Das Gesetz entschuldigt diesen barbarischen Proceß damit, daß es so hätte wollen für die Armen einen Popanz hinstellen. „Man beklagt sich", sagt der officielle Text, „über die Ernährung im Armenhause, aber man soll sich nicht daselbst wie in einem Lusthause befinden." Das Gesetz hatte sich als letzten Zweck die Verminderung der Armentaxe gesetzt und einen Augenblick schien dies auch auf das vollständigste erreicht; die Taxe verringerte sich um ein Drittel in den ersten beiden Jahren der Anwendung und die Contribuenten erhoben, wie Buret sagt, ihre Hände, um dem Himmel für das Verschwinden der großen Plage zu danken; allein schon 1836 verlor sich dieses günstige Resultat. Das neue Gesetz, wie streng und rücksichtslos es sich auch geltend machen wollte und mochte, beugte sich in tausend Fällen vor dem Widerstande der Armen und das Princip, das alle Hülfe nach außen (out door relief) untersagte, war weniger mächtig als der Widerstand des Elends und die Verpflichtungen der Menschlichkeit. Die Reformatoren hatten freilich auf einen solchen Widerstand nicht gerechnet. Besonders empörte sich aber von Anbeginn gegen das neue Armengesetz der Familiengeist. Bei einer solch allgemeinen Verarmung sind die Bande nicht gelöst, welche die Gatten, die Ältern und die Kinder zusammenhalten; dieses schuldlose Elend knüpft diese Bande nicht selten nur fester. Die Unglücklichen trotzten deshalb eher dem Hungertode, als daß sie sich entschließen konnten, sich von den Gliedern ihrer Familie zu trennen und in dem Armenhause eine einsame Unterstützung zu suchen. Und so hat man sich doch wieder entschließen müssen, das Elend ferner durch Vertheilung des Almosens zu lindern, und die Armentaxe hat in den letzten Jahren schon wieder einen so steigenden Anlauf genommen, daß sie die frühere Höhe bald zu erreichen droht.

Dieser von Buret der Welt so offen enthüllte Krebsschaden der englischen Gesellschaft bietet indessen für die Zukunft Englands nur anscheinend einen besorglichen Anblick. Die reichste Nation der Welt, die überall unermeßliche Länderstrecken besitzt, deren jungfräulicher Boden nur die Anstalten der Civilisation erwartet, wird nicht verhungern, wenn sie auch ihre Proletarier nicht mehr von dem Gelde und dem Schweiße des europäischen Continents ernähren kann. England, das alle Mittel dazu besitzt, wird auswandern, und alle diese Krisen werden an einem Staate ohne tödtliche Erschütterungen vorübergehen, wo — gegenüber den absoluten Staaten — auch der Proletarier, der Mann des Volks, bei der Autonomie der Gesellschaft und der Öffentlichkeit des gemeinen Wesens ein höheres Bewußtsein, höhere Selbständigkeit und eine gediegenere Moralität bewahrt.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1842.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Münster war während der Napoleon'schen Kriege Minister und Rathgeber in den deutschen Angelegenheiten bei dem Prinz-Regenten. In der Stellung wandten sich natürlich alle eifrigen Patrioten von Deutschland aus an ihn und nahmen seine Vermittelung für Geld, Truppen, Unterhandlungen u. s. w. in Anspruch. Daher die Briefe so vieler bedeutender Männer an ihn. Da Münster selbst entschiedener Gegner Napoleon's war, so fanden sie williges Ohr und eifrige Unterstützung.

Beim wiener Congreß hatte Münster in seiner Stellung als hanöverscher Minister, der das ganze Gewicht Englands häufig mit in die Wagschale werfen konnte, bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse. Er stellte sich, wenigstens äußerlich, an die Spitze Derjenigen, die möglichst viel von den frühern deutschen Territorialverhältnissen beibehalten wollten und die namentlich einer preußischen Hegemonie in Deutschland entgegenwirkten. Er war für ständische Verfassungen mit Steuerbewilligung, Anklagerecht gegen die Minister u. s. w. Seine Eingaben an der Spitze der mittlern und kleinern Staaten Deutschlands, sowie seine Schlußerklärung zur Bundesacte sind bekannt.

Am besten scheint uns Münster charakterisirt, wenn man ihn einen Aristokraten nennt. Er hatte die Tugenden und die Fehler dieser Gattung. Zu den Tugenden gehörten Selbstgefühl, Sinn für Unabhängigkeit des Vaterlandes, Muth. Seine Abstimmung für ständische Rechte, sowie sein beharrlicher Kampf gegen Napoleon und Franzosenherrschaft lassen sich aus dieser genügend erklären. Die Adelsrechte wurden durch beide gesichert. An eine Erweiterung der Rechte des übrigen Volkes dachte er nicht, im Gegentheile betrachtete er solche Versuche mit Widerwillen.

Ganz unpassend ist daher der Vergleich, den der Verf. zwischen Münster und Stein zieht. „Adelstolz waren Beide", sagt er. Ja, Beide waren adelstolz, aber in sehr verschiedenem Sinne. Stein fühlte sich als ehemaliger freier Reichsritter; er fühlte sich als freier Mann, und insofern war er dankbar gegen seinen Adel, durch den er in die Stellung kam, daß er den Kopf aufrecht tragen durfte, par inter pares. Wir können uns Stein allerdings nicht wohl als Sohn eines Landpredigers u. s. w. denken. Diese Sicherheit, dieses männliche Selbstgefühl den Großen dieser Erde gegenüber, dieser freie Überblick aller Verhältnisse war damals keinem Bürgerlichen möglich, auch dem edelsten und begabtesten nicht, und ist es vielleicht auch jetzt noch nicht. Das Gedrückte der unfreien Stellung muß immer etwas auf das Auftreten und auf den Charakter influiren. Der bürgerliche Politiker wird immer noch etwas Schüchternes oder etwas Fanatisches in sich haben, wird selbst der Bestechung auf irgend eine Weise mehr zugänglich sein. Stein gab also etwas auf seine Reichsritterschaft, weil sein adlig-freier Charakter darauf basirt war. Aber sein ganzes Streben, sein Dichten und Trachten ging dahin, daß zuletzt jeder Bürger und Bauer auch ein freier Mann werden sollte. Er wollte „daß der Bürger adlig werde". Vorrechte verabscheute er und eine Pairschaft wollte er nur, insofern sie in der sittlichen Überlegenheit und Unabhängigkeit des Charakters noch vorläufig begründet war.

Münster aber war ein engherziger Aristokrat. „Das antichambre will in den salon", so charakterisirte er den Zeitgeist, und diesen Zeitgeist verabscheute er. Während Stein das ganze Volk zu einem großen Salon umschaffen wollte, wo Liebe, Freiheit und Recht den Ton angeben sollten, suchte Münster alle Nichtebenbürtige beharrlich davon auszuschließen. Absolutismus, Despotismus, Beamtenhierarchie u. s. w. mochte Münster jedoch ebenso wenig wie demokratische Elemente in der Verfassung. Auch empörte sich sein gerader Charakter gegen die Mittel, welche der Absolutismus häufig anwendete, um zu reussiren.

Überhaupt ist die scharfe Charakteristik, welche in diesem interessanten Buche von der Personen gegeben wird, ebenso überraschend als lehrreich. Und von welchen Personen! Alle Ansichten, Leidenschaften, Geistesrichtungen, das Vortrefflichste wie das Verwerflichste, was seit einem halben Jahrhundert unser Vaterland bewegt, gestoßen, hin- und hergezerrt hat, tritt hier in seinen bedeutendsten Repräsentanten uns vor Augen. Jede Richtung stellt uns ihren größten Verfechter hin. Die Ideen stehen hier nicht als todte Begriffe, sondern als lebendige Individuen. Ein

ungeheurer Kampf der verschiedensten Interessen rollt sich vor unsern Blicken auseinander; man sieht das Herz der Weltgeschichte pulsiren und Niemand wird dieses Buch aus der Hand legen ohne erweiterten freiern Überblick der Welt und der Gegenwart. Wie scharf die Theilnehmer an diesem Kampfe sich über die Persönlichkeit der Betheiligten aussprechen, davon mag hier noch bei Gelegenheit des berühmten Staatsmannes, dessen der Münster'sche Brief erwähnt, ein bemerkenswerthes Beispiel stehen.

Ein Stabsoffizier der englischen Befreiungsarmee auf der Halbinsel, ein entschiedener Feind der Franzosenherrschaft in Deutschland, schreibt Folgendes 1813 in dem Augenblicke, als der Erfolg des Krieges von dem Beitritte Östreichs zu einer oder der andern Partei abhing:

Daß Graf Metternich noch gar weit davon entfernt ist, den gewünschten Entschluß zu fassen, scheint gewiß, doch bleibt zu untersuchen, ob es möglich ist, zwar nicht ihn zu bekehren, sondern vielmehr zu wissen, ob es nicht ruhende Triebfedern gibt, welche, neu belebt, stark genug sind, ihn nebst seinem ganzen doppelsinnigen Systeme über den Haufen zu werfen.

— — — — — —

Metternich wird der Stimme seines Herrn genau folgen und in seiner jetzigen Bahn bleiben, so lange er mit dieser in Einklang ist. Metternich ist kein unabhängiger politischer Charakter, der seine Ideen mit strenger Consequenz durchführt und durchzwingt. Eine philosophische Einsamkeit, mit dem Bewußtsein, Recht gethan zu haben, würde in seinen Jahren nicht conveniren. Gewohnheit und Neigung erhalten ihn in der Welt, in der er in seiner gegenwärtigen Charge sehr angenehm existirt.

Diese Rücksichten haben am meisten auf ihn gewirkt, wenn er sich seinem Lieblingsplane, den allgemeinen Friedensvermittler zu machen, überläßt, der vielleicht mehr, als er selbst sich bewußt ist, aus seiner individuellen Lage entsprungen ist. — — — Metternich wird alle kühnen und entschiedenen Maßregeln fliehen, weil er nicht verspielen kann. Die kränkliche Existenz des Staates hinzuhalten zwischen zwei mächtigen Nachbarn, nur jede Krisis vermeiden, Minister bleiben, und thun, was der Herr will, wenn er ihn nicht thun machen kann, was er will, — scheinen ungefähr die Gegenstände zu sein, die er sich vorgenommen hat. Dies bewies er, als er sich ganz entschieden dem Wallis'schen Systeme widersetzte. Trotz seiner Opposition wurde es durchgesetzt und er blieb im Ministerium und arbeitete mit Wallis.

Ob diese Verhältnisse und die Blößen, die er sich in seinen heimlichen Negotiationen mit den alliirten Höfen gegeben, Waffen sind, denen er widerstehen kann, wenn man sie mit vollster Energie gegen ihn gebraucht, werden E. E. mit einem Blicke besser einsehen, als ich es zu entwickeln im Stande bin. Entschiedene Drohungen werden mehr als irgend etwas Anderes wirken.

— — — — — —

Was ich Ihnen über den Charakter des Kaisers sagte, drängt sich in den Kern zusammen: 1) daß der Kaiser die einzige entscheidende Person ist und daß er auch ohne Metternich angegriffen werden kann; 2) daß Metternich unfehlbar seinem Herrn folgt, sobald er die geringste Veränderung an ihm bemerkt. Übrigens muß man vor Allem trachten, ihn wegen seiner Anwürfe bei Preußen, bei Rußland und bei England gegen Napoleon schonungslos zu compromittiren, der ohnehin weder Zutrauen noch Achtung für ihn hat.

Letzteres Mittel scheint auch mit Glück angewendet worden zu sein. Erst als der berühmte Staatsmann sich gegen Napoleon entschieden compromittirt sah und bei der nachtragenden, rachsüchtigen Gemüthsart des Letztern an keine aufrichtige Versöhnung auf die Länge mehr zu denken war, erfolgte der entscheidende Beitritt Östreichs im Spätsommer 1813. Der Graf Nugent, einer der beharrlichsten Gegner Napoleon's, dessen rastlose Thätigkeit und große Verdienste zur Vorbereitung der Freiheitskriege auch noch nicht die öffentliche Anerkennung gefunden haben, schreibt darüber Folgendes:

Gitschin, den 6. Juli 1813.

Heute ist Metternich zurückgekommen von seiner Zwiesprache mit Bonaparte und mit Alexander. Nachdem er den Kaiser Franz gesehen, hatte ich mit ihm eine lange Conversation. — Gottlob, Bonaparte weiß Alles, dürstet Rache und äußert sich höchst unbesonnen: der Rückweg ist abgeschnitten.

Unter den vielen ausgezeichneten Menschen, die uns der Briefwechsel vorführt, ragt jedoch eine Gestalt hervor, wie die Geschichte aller Zeiten sie nicht größer, schöner und erhabener aufzuweisen hat. Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Grafen Münster sind die kostbarsten Edelsteine in dieser reichen Sammlung. Sie sind kurz, aber jedes Wort ein Gedanke und in jedem Gedanken bricht der Charakter des einzigen Mannes hervor. Jedes Wort Stein's ist eine Perle, welche die Nachwelt sorgfältig auflesen und bewahren soll.

Wir haben vorher bereits den Vergleich zurückgewiesen, den der Verf. zwischen Stein und Münster zu ziehen sich erlaubt. Stein hat nicht seines Gleichen. Die neueste Geschichte Deutschlands zeigt uns keinen Mann, der an genialem, scharfem Welcblick, verbunden mit urkräftiger Thatkraft, einfacher Großartigkeit der Gesinnung, Fülle von Vaterlandsliebe und tiefster Frömmigkeit nur im entferntesten Stein an die Seite gesetzt werden könnte. An genialer Erkenntniß und freier Übersicht der Verhältnisse, an Reichthum der zu Gebote stehenden Mittel könnte man ihn eher noch vielleicht mit dem Franzosen Mirabeau vergleichen; aber die engelgleiche, lautere Reinheit seiner ethischen Natur, seine unbefleckte Ehrenhaftigkeit, seine Demuth gegen Gott und die daraus fließende reinere und richtigere Erkenntniß machen auch diese Parallele unzulässig. Man hat an Stein zu mäkeln gesucht und sich viele Mühe gegeben, ihn zu verkleinern und herunterzusetzen; denn Stein war und ist noch jetzt Vielen ein Stein des Anstoßes und könnte man ihn von dem Piestamente der Verehrung herunterstoßen, das schon jetzt Deutschland ihm setzt und täglich höher aufbaut, man thäte es gern. Das Große in den Staub zu ziehen, das Würdige mit schielenden Blicken zu betrachten, das versteht Niemand besser als jenes Geschlecht serviler deutscher Scribler, und das ungebildete unsichere ethische Gefühl der großen Mehrzahl leiht solchem Beginnen nur zu großen Vorschub. Aber bei Stein ist es nicht gelungen; die Gestalt war so einfach, rein und groß, daß selbst der böse Wille den Versuch aufgeben mußte, sie in falschem Lichte darzustellen. Alles, was man hat auffinden können, war der Vorwurf der Heftigkeit. Aber dieser heilige Zorn gegen alles Schlechte, Gemeine, Selbstsüchtige, dieses rücksichtlose Urtheil gegen Hoch und Niedrig, eben das

ist ein Theil der Größe des unvergleichlichen Mannes. Stein war demüthig gegen Gott, nicht gegen Menschen. Der Maßstab, womit er jeden Menschen maß, war der der Pflicht, und er legte ihn mit gleicher Gerechtigkeit an den Inhaber eines Thrones, wie an den Bewohner einer Hütte. Sein sittliches Urtheil, seinen Abscheu gegen moralische Schwäche, gegen Selbstsucht, Feigheit, Lieblosigkeit konnte er sich nicht durch die Foderung der Welt, nicht durch die Convenienz, welche eine laxere Moral für die Großen dieser Erde stillschweigend annimmt, verkümmern lassen. Eine solche Erscheinung mag in den Salons viel Anstoß gegeben, viel Ingrimm und heimliche Wuth erzeugt haben. Aber Stein's Mission war es eben, auch die Salons zu reformiren, wie er der bescheidenen Stube des Bauern und Bürgers ein höheres Leben gebracht hat. Stein war ein Reformator, der auf das Wesentliche, Nothwendige, in der höhern Natur des Menschen Begründete unerbittlich drang und alle die zahllosen Äußerlichkeiten und Erbärmlichkeiten, aus denen ein entartetes Geschlecht sich ihre Götzen gezimmert, konnte er weder beachten noch toleriren. Der Mann, der in unserer Geschichte Stein am nächsten steht, ist Luther. Auch Luther war heftig; nur kamen Stein alle Vortheile eines gebildeten Jahrhunderts und einer Geburt zugute, die ihm eine größere Vielseitigkeit gewährten und ihn die Schranken, welche ein feines ästhetisches Gefühl selbst bei der höchsten Entrüstung zieht, nie überschreiten ließen.

(Der Beschluß folgt.)

Schöne Welt. Roman von Jean Charles. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie oft im Leben schimmernde Gewänder eine unschöne Gestalt mit künstlichen Reizen schmücken, so müssen gegenwärtig in der Literatur anziehende, verlockende Titel die innere Häßlichkeit eines Buchs klug verdecken helfen. Auch unser Autor hat diesen nicht eben neuen Kniff zu seinem Zwecke benutzt und damit gewiß die Mehrzahl seiner Leser bis nahe an das Ende hin getäuscht. Denn hätten wir vielleicht auch bei unerbittlicher Strenge das Recht, über sein ganzes Buch den Stab zu brechen, das Verdienst einer ungemein feinen, ja schlauen Kunst, zu täuschen, müssen wir ihm zugestehen. Alle Verhältnisse, in die uns der Verf. einweiht, sind so verführerisch reizend, so scherzhaft munter angeknüpft, bewegen sich scheinbar in so ästhetisch schönen Grenzen, daß Niemand so leicht hinter diesem graziösen Tändeln den grinsenden Satyr ahnt. Diese, wir möchten sagen, jesuitische Darstellungsart begünstigt das Thema außerordentlich, indem uns nämlich der Verf., ein bekannter östreichischer Schriftsteller von Ruf, die Erlebnisse und Schicksale eines aus adeligem Blute entsprossenen Hauslehrers in der Familie eines reichen Grafen erzählt. Das Bekanntwerden mit den einzelnen Mitgliedern der gräflichen Familie, die Skizzirung der Charaktere ihrer zahlreichen Seitenverwandten, das allmälig erwachende Interesse an einigen Persönlichkeiten und das damit verbundene Vertrauen, welches er sich zu erwerben weiß: dies Alles hat der gewandte Autor ebenso geschickt angelegt als durchgeführt, und der glänzende Firniß einer geistreich prickelnden Sprache gibt dem formellen Äußern dieser Darstellung noch so viel ansprechenden Reiz, daß Viele dadurch über die im Innern nistende Fäulniß leicht getäuscht werden können. Die meisten der hervorragendsten Persönlichkeiten wandern eine gute Zeit mit einer Glorie verziert umher, je länger wir sie aber beobachten und in ihren Gesichtszügen lesen, desto häßlicher gestaltet sich die schöne Maske, der göttliche reine Blick des Auges erlischt, das für groß gehaltene Herz schrumpft unter der knöchernen Hand des Egoismus, der innern Seelengemeinheit zusammen und von der schönen, bestechlichen Gestalt bleibt uns zuletzt nichts übrig als die herumschlotternde Gesellschaft einer hübschen Anzahl gänzlich demoralisirter Menschen. Die „schöne Welt" verwandelt sich in eine häßliche und der lächelnd verschwindende Autor gesteht unter Scherzen, daß er uns mit seinen Larven recht tüchtig getäuscht hat. Da wir von jedem echten Romane Lebenswahrheit verlangen und das Leben in seiner Vielseitigkeit auch an solcher übertünchter Lasterhaftigkeit, wie sie der Verf. uns vorführt, überreich ist, so können wir ihm die Wahl seines Stoffs nicht gerade schlechthin verwerfen, nur möchten wir ihm Goethe's Wort: „Erlaubt ist, was sich ziemt", vertraulich zuraunen. Die Ästhetik, als die Wissenschaft des Schönen, hat andere Gesetze, andere Rechte als der wildbewegte Markt des Lebens; sie läßt sich mit einem bloßen Titel nicht abspeisen. Wenn sich das Laster erbricht, so bleibt dieser Act, und geschähe er in goldenen Palästen, in der glanzvollsten Umgebung, immer ekelhaft. Alles Ekelhafte aber ist unschön und deshalb für eine poetische Darstellung nicht geeignet.

Das Buch unsers Autors besteht nun leider aus den widerlichsten Expectorationen verschiedener in moralischem Schmuz theils durch eigene theils durch fremde Schuld Untergegangener, und der Hauslehrer Karl ist die nicht beneidenswerthe Person, deren Lebensaufgabe in Verdauung dieser lasterhaften Mittheilungen besteht. Um seinen Helden zu dem Ziele zu geleiten, das er wirklich erreicht, hätte der Verf. sich kürzer fassen und vor Allem die langen, zur eigentlichen Handlung gar nicht gehörigen Episoden weglassen können. Der Kern dieser weitschweifigen, aber durchweg mit Geist geschriebenen Geschichte läßt sich kurz in Folgendem zusammenfassen: Karl, ein verarmter Adeliger, nimmt, um scheinbar unabhängig zu sein und in aristokratischen Cirkeln leben zu können, die Stelle eines Hauslehrers in einer gräflichen Familie an. Hier fesselt ihn bald die Tochter des Hauses durch ihre mannichfachen Eigenthümlichkeiten, während er selbst anfangs einen widerwärtigen Eindruck auf das Mädchen macht, der sich jedoch bald in ein gesteigertes Interesse und endlich in unverkennbare Liebe auflöst. Die Gräfin Mutter läßt sich, obwol sie die wachsende Leidenschaft der beiden jungen Leute bemerkt, nichts davon merken, erst dann, als es zur Erklärung kommt und ein éclat zu befürchten steht, ruft sie den Hauslehrer zu sich, um ihm nun durch Vernunftgründe zu beweisen, daß er die Hand ihrer Tochter nicht erhalten könne, weil er arm sei und die Comtesse durchaus einen reichen Mann heirathen müsse. Sie beweist ihm ferner, daß es zwar schmerzhaft für ihn wie für ihre Tochter sein werde, ihre gegenseitige Neigung zu besiegen, allein da alles Nothwendige unerlaßlich sei, so sei es auch möglich, und erst die Zukunft werde ihn lehren, wie heilsam und ersprießlich ein solcher Entsagungsact für das Herz eines kräftigen Menschen werde. Zur Beruhigung erzählt sie ihm ihre eigene Geschichte, die fast auf derselben Basis ruht wie die ihrer Tochter. Auch sie hat ihren Hauslehrer geliebt, hat ihm entsagen und einem ungeliebten, wüstlebenden Mann aus Vermögensrücksichten ihre Hand reichen müssen. Dabei macht die Gräfin dem jungen Manne Confessionen, wie sie nun und nimmermehr eine Frau dem Manne, noch weniger eine Gräfin und am allerwenigsten eine Mutter dem Geliebten ihrer eigenen Tochter machen kann. Der gemeinste Schmuz sittenloser Verdorbenheit wird darin aufgerührt, von Krankheiten, deren Namen ein keusches Weib nie auf ihre Lippen nimmt, wird mit einer Ausführlichkeit gesprochen, als gelte es ein ärztliches Gutachten darüber abzugeben, und die Gräfin nimmt nicht den mindesten Anstand, dem Geliebten ihrer Tochter von den schrecklichen Folgen, die sie an sich selbst erlebt, ein lebendiges Gemälde zu entwerfen.

Wir gestehen, daß uns diese Frechheit, denn anders können wir eine solche Licenz unmöglich nennen, an unserm Autor

überrascht hat. Mit dieser Erzählung sind alle Schranken der Ästhetik so gänzlich und rücksichtslos übersprungen, daß jeder Maßstab der Beurtheilung dadurch allein schon wegfällt und alle die übrigen moralischen Scheuslichkeiten gegen diese offen ausgesprochene Frechheit verschwinden. Um jedoch des Guten nicht zu wenig zu thun, regalirt er uns noch mit der Geschichte eines in sehr guten Verhältnissen lebenden Malers, der eine wunderschöne Frau hat. Ein Dichter, von jener Art, wie sie die heutige Welt kennt, nebenbei Demagog, allen Glanz, alle Gesellschaft, ja alle äußerliche Reinlichkeit verachtend, wird ebenfalls herbeigeholt und muß gegen das Ende hin als derber, grober, aber ehrlicher Deutscher den moralischen Schmuz mit ausfegen helfen. Dieser Dichter, Namens Wolfram, liebt des Malers Frau in stiller Ergebung, ohne den Maler selbst in Wort oder Handlung zu nahe zu treten, obgleich das junge Weib ihn ebenfalls liebt. Erst als er in Erfahrung bringt, daß der Maler ein erbärmlicher Schuft ist, der früher ein unschuldiges Mädchen verführt und es dann ehrlos verlassen hat — ein Einfall, der nicht vom Himmel gekommen ist, da alles Thun und Denken des Malers nicht den mindesten Anlaß dazu gibt — erst dann tritt Wolfram dem bisherigen Freunde mit Karl vereint feindselig entgegen, rettet das verstoßene Mädchen, nimmt sich selbst des Malers Frau an und weiß Sorge zu tragen, daß der Heuchler fernerhin nicht aufs neue Unschuldige elend macht. Er schickt ihn nach Italien. Karl entsagt wirklich, sieht mit Ruhe, wie seine geliebte Gräfin Jenny einem Andern die Hand reicht, und entschließt sich noch eine Zeit lang blos seiner innern Ausbildung zu leben.

Das Buch ist lebendig, jugendlich frisch, hin und wieder vortrefflich geschrieben, fast jede Scene ist gut ausgearbeitet, am unbedeutendsten die, welche das Leben des Malers und Dichters schildern. Fein, reizend und geistreich ist die Charakterdarstellung Jenny's, jedenfalls der Glanzpunkt des ganzen Buchs und die einzige Situation, wo uns der Verf. gleich achtenswerth als Poet wie als Mann von Welt und Geist erscheint. Je unbestreitbarer aus solchen Einzelnheiten sein Beruf zum socialen Schriftsteller hervorleuchtet, desto unangenehmer müssen uns die vielen Misgriffe berühren, die er thut, sei es nun aus Laune und dem Bestreben, pikant zu sein, oder aus Nachlässigkeit. 36.

Literarische Notizen.

Von dem Verf. des „Amram" erschien in drei Bänden: „Temugin, afterwards Genghiskan; an historical romance", voll falschen Gefühls und übertriebenen Pathos; des Verfassers Prosa pustet sich zu poetischem Rhythmus auf, die eingewebten Verse schrumpfen zur dürftigsten Prosa zusammen; dagegen gehören Maxwell's „Rambling recollections of a soldier of fortune" zu den bessern Werken des Verfassers, wie sie überhaupt unter den neuern novellistischen Erscheinungen einen bedeutenden Platz einnehmen; doch sind diese Erzählungen, wie ein englisches Journal sagt, zu orangefarben, d. h. in der Farbe der Orangistenpartei geschrieben. Bulwer's neuestem Roman „Zanoni" wirft man vor, daß er der Realität zu wenig angehöre, in einzelnen Partien, besonders zu Anfange, eine zu deutliche Erinnerung an Schiller's „Geisterseher" sei, daß darin Mystik, Philosophie, Phantastik zu wunderlichen Gebilden zusammengeschossen seien, und daß sich alle Fehler und Mängel der frühern Bulwer'schen Romane, auch in Bezug auf den Styl, darin vorfänden; dagegen lobt man, daß die Ichsucht, die Eitelkeit, womit Bulwer früher gegaukelt habe, in diesem Romane nicht angetroffen werde. „Henry de Pomeroy or the Eve of St. John: a legend of Cornwall and Devon" gehört zu den besten und spannendsten Erzählungen der Verfasserin, Mrs. Bray, die hier abermals ihr Talent für scenische Malerei bewährt. Dem Romane „The prize of fame" von Elisabeth Youatt, worin die Hauptperson der Verfasser eines gotteslästerlichen und gottesleugnerischen Buches, ein gewisser Niccolo Ferrante, ist, wird Mangel an sittlicher Tendenz vorgeworfen, eine Hinneigung zu dem verdammlichen Geschmacke einer Epoche, die wir bereits hinter uns haben. In der Erzählung „Father John, or Cromwell in Ireland", von S. E. H., einer Dame, wird der Umstand behandelt, daß ein katholischer Priester um eine Mordthat unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses weiß, einen Unschuldigen der Gefahr, dafür den Tod leiden zu müssen, ausgesetzt sieht und doch sein Beichtgeheimniß aus religiösen Skrupeln nicht entdecken mag. Ein ähnlicher Vorfall lieferte Carleton den Stoff zu einer seiner ergreifendsten Erzählungen. Der angeführte Roman leidet indeß an vielen großen historischen Misverständnissen und Irrthümern. „Sir Henry Morgan, the Buccaneer", von dem Verf. von „Rattlin the reefer" wird eines der schlechtesten und schwächsten Werke aus der „ruffian school" genannt, worin der Styl trivial, die erfundenen Zuthaten durchaus werthlos erscheinen. Besser ist ein Roman „Newstoke priors", von Julia Rattray Waddington; das Interesse ist spannend, die Charaktere nicht Caricaturen oder Ungeheuer, die Begebenheiten wohl verflochten. Von der Gräfin Blessington erschien „The lottery of life" (3 Bde.), vom Capitain F. Chamier „Passion and principle", eine ebenfalls dreibändige Erzählung. Der besonders seit Boz' Erfolgen eingeführte Brauch, Romane in monatlichen Heften herauszugeben, gewinnt immer größere Ausbreitung. In dieser Weise erscheint „Godfrey Malvern, or the life of an author", von Thomas Miller, Verf. von „Gideon Giles", „Rural sketches", „A day in the woods" u. s. w., mit Illustrationen von Phiz, und „The fortunes of Hector O'Halloran", von W. H. Maxwell, Verf. der „Stories of Waterloo", „Wild sports of the West" u. s. w.

Während manche Journale, wie das „Athenaeum", in den Bestrebungen William Howitt's und der Mrs. Howitt eine verderbliche und lächerliche Germanomanie wittern, sind andere Journale einer ganz entgegengesetzten Ansicht und überschütten W. Howitt's Buch: „The student life of Germany", mit überschwänglichem Lobe. Der „Atlas" z. B. sagt in Bezug auf dasselbe: „Die geschichtlichen Parteien sind voll von gediegener Gelehrsamkeit . . . . Die dunkeln Züge des Gemäldes, die wilden Ausbrüche, die poetische Glut und die fröhlichen und ritterlichen Elemente, aus denen der jugendliche, in offener Freiheit genährte Charakter natürlich zusammengesetzt ist, sind sämmtlich mit einer kühnen und naturtreuen Hand gemalt. Alle Vorurtheile und Eingenommenheiten bei Seite setzend, empfehlen wir dieses Buch der ernstesten Aufmerksamkeit eines Jeden, welcher mit Einem Blicke ein glaubwürdiges Panorama der malerischsten Gattung des Studentenlebens, welche es in Europa gibt, zu erhalten wünscht."

Von Roux de Lincy's „Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France" erschien der zweite Band. Das Ganze stellt eine Sammlung von Texten in der romanischen Sprache des 12. Jahrhunderts dar, enthaltend die Übersetzung des Buches der Könige, das Fragment einer andern Übersetzung des Buches Hiob und eine Auswahl von Predigten des heiligen Bernhard. In einer gelehrten Einleitung hat der Herausgeber ebenso neue als wichtige Bemerkungen über die romanische Grammatik niedergelegt und ihr vergleichende Tabellen beigefügt. Die erste Reihe dieser Tabellen umfaßt diejenigen Sprachformen, deren damalige Schreibart sich von der jetzigen am weitesten entfernt; die andern beiden Abtheilungen sind bestimmt, einen synoptischen Überblick über den Zustand der französischen Sprache im 12., 13., 14., 15. und 16. Jahrhundert zu geben, mittels fünf einander gegenüber gedruckter Spalten, ein Fragment der Übersetzung der Evangelien in diesen verschiedenen Epochen enthaltend. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1842.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Der erste Brief ist aus Rußland, ohne nähere Angabe des Orts, vom 11. Jan. 1811. Von Napoleon in die Acht erklärt, hatte Stein seine Stellung in Preußen aufgegeben und durch Flucht erst nach Böhmen, dann nach Rußland seine Person in Sicherheit gebracht. Über diese Achtserklärung äußert er:

Sie wurde veranlaßt durch die Einstreuungen einer aus allen genußliebenden gemeinen Menschen zusammengesetzten Partei — — (die Namen, natürlich deutsche preußische, in Berlin wohnende hat der Herausgeber unterdrückt); diese Partei bearbeitete den mistrauischen, heftigen Davoust, dessen Berichte den Kaiser zu dieser Maßregel bestimmten.

Also Verrath der eigenen Landsleute. Die Patrioten hatten damals nicht allein mit den Franzosen zu kämpfen, in jedem deutschen Lande war außerdem noch eine Menge jenes feilen Gesindels, welches sich überall dem Mächtigen und dem Despotismus anschließt und welche für Stellen, Geld und Orden den Franzosen zu Gebote standen. Diese Partei war unter den höhern Beamten überall zahlreicher als die der Franzosenfeinde und Freiheitfreunde; sie wurde vermehrt durch alle Schwächlinge und Muthlosen, die freilich bei einer Umwendung der Glückskugel dann auch sogleich der bessern Partei zufielen, wie dieses der allgemeine Enthusiasmus 1813 zeigt. Schade, daß später an jenen Verräthern des Vaterlandes kein strengeres Gericht gehalten ist; nach wenigen Jahren erblicken wir dieselben Menschen wieder in voller Thätigkeit, was denn unsere innern deutschen Angelegenheiten schmerzlich haben empfinden müssen. Stein aber und seine Gleichgesinnten wurden nach errungenem Siege wieder bei Seite geschoben.

In Petersburg riß Stein mit seinem Heldenmuthe alle edlern Naturen mit sich fort, und auch der Kaiser Alexander, der von Natur die höchste Empfänglichkeit für alles Große und Schöne hatte, konnte sich dem Einflusse des flüchtigen deutschen Mannes nicht entziehen, so sehr auch Minister und Höflinge dagegen arbeiteten. Die entschiedene Fortsetzung des Krieges auch nach anfänglichen Unglücksfällen, sodann das Eindringen der Russen in Deutschland zur Befreiung vom französischen Joche ist einzig und allein der Gegenwart Stein's zuzuschreiben. Ohne ihn würde die Friedenspartei durchgedrungen sein.

Stein begriff nicht, wie man nicht lieber sterben wolle, als Unwürdiges leiden, oder in Unrecht willigen. Daraus erklären sich die leidenschaftlichen Äußerungen über die damaligen Fürsten Deutschlands, die sich dem Eroberer unterwarfen, wol gar durch freiwilliges Entgegenkommen und Devotion sich Vergrößerungen ihrer kleinen Länder zu gewinnen wußten, ohne an Freiheit und an das Beste des allgemeinen Vaterlandes dabei zu denken. Welche kräftige und doch gewiß von einem gesunden moralischen Gefühle durchaus zu billigenden Anfoderungen er an Alle machte, wie tief und schmerzlich er von der allgemeinen moralischen Mattigkeit und der eingerissenen sklavischen Feigheit berührt war, davon geben die Briefe wohlthuende Beweise. Er schreibt vom 6. Oct. 1811:

Napoleon's Bemühen ist nicht „das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern", wie es das funfzigjährige Bestreben Augustus' war, er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt, um durch höhnenden Übermuth, durch rauhe Formen, durch Kränkung jedes edlern Gefühls und Störung jedes Zweckes des Eigennutzes den Druck unerträglich zu machen. Diese Handlungsweise wirkt wohlthätig, sie erhält in den Menschen einen regen Unwillen, ein Streben nach dem Zerbrechen der Fesseln und verhindert das Versinken in den Todesschlaf.

Dieser allgemeine Unwille hat aber auch in Deutschland die Bande, die den Unterthanen an den Fürsten knüpfen, gelöst; er sieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die, nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Foderungen der Ehre und der Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet, jeder große Mann, der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein. Die Individualität der Fürstenhäuser selbst ist herabgesunken, durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, Selbstsucht.

Gottlob, das paßt nicht mehr auf unsere heutigen Fürsten — wie das Volk, so sind auch die Fürsten besser geworden.

Was soll aber die Stelle des Alten ersetzen? Könnte ich einen Zustand wieder herzaubern, unter dem Deutschland in höchster Kraft blühte, so wäre es der unter unsern großen Kaisern des 10. bis 13. Jahrhunderts, welche die deutsche Verfassung durch ihren Wink zusammenhielten und vielen fremden Völkern Schutz und Gesetze gaben.

Läßt sich aber ein solcher Zustand erwarten? Hat nicht Religion, Sprache, Verschiedenheit im Zustand der Civilisation, Temperament eine unglückliche Spaltung verursacht? Läßt sich diese heben? Aber gesetzt, der alte deutsche Staatenbund unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte würde wiederhergestellt, soll das auf den Basen des westfälischen Friedens geschehen, eines Gesetzes, das fremde Übermacht, unterstützt durch Factionsgeist, Deutschland aufdrang, um das Band, das es umschlang, zu lösen und der Zwietracht und der Selbstsucht freies Spiel zu lassen? Muß nicht das Bundesverhältniß fester geschlossen und das kindische Puissanciren der einzelnen Theile aufhören?

Auf freiwillige, plötzliche, ausgebreitete, zugleich ausbrechende Insurrection kann man bei dem *Phlegma des nördlichen Deutschen, der Weichlichkeit der obern Stände, dem Miethlinggeist der öffentlichen Beamten* nicht rechnen, man wird vielmehr, wenn das unter dem Schutz einer Armee geschehen kann, Volksbewaffnung, Bildung von Landwehrbataillons, Rekruten *befehlen* und den Adel mit Degradation, den Beamten mit Todtschießen, wenn sie Lauigkeit und Schlaffheit beweisen, bestrafen müssen.

Stein war allerdings nicht der Einzige, der sein Dichten und Trachten daran setzte die Franzosenherrschaft zu stürzen; Gneisenau, Scharnhorst, Nugent, Gagern, Arndt und A., jeder war in seinem Kreise thätig. Aber wie Stein die mächtigste Potenz in diesem Kreise edelster deutscher Männer zur Abwerfung des fremden Joches war, so war er auch Derjenige, der am weitesten sah und auch an Das dachte, was nach der Befreiung von den Franzosen werden sollte. Die Andern dachten mehr oder weniger nur an den nächsten Zweck — Abschüttelung der französischen Oberherrschaft —; Stein's feuriger und richtiger Geist setzte diese schon als etwas Gewisses voraus und suchte im voraus die Fragen zum Heile, zur Wiedergeburt seines Volks zu lösen, die bei der Reconstruirung Deutschlands sich zeigen würden. So viel Anstrengungen, so viel zu vergießendes Blut nur um die alte Jämmerlichkeit und Geistlosigkeit in den politischen Verhältnissen wiederzuerringen, dünkte ihm eine Sünde. Als er kaum wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, war sein Geist dennoch schon vorzugsweise mit der *künftigen Verfassung* von Deutschland beschäftigt. Wie jedes Genie dachte er nicht allein an die Hinwegräumung der ersten Äußerlichkeiten, er wandte sich nicht allein gegen die nächsten Folgen, gegen die hervorstechendsten momentanen Symptome eines schlimmen Systems, sondern er ging auf den Kern, auf das Wesen der zu lösenden Frage ein. Er wollte Deutschland nicht für den Augenblick befreien, er wollte nicht blos Einzelne wieder in den Genuß von Vortheilen und Vorrechten setzen, er wollte Deutschland für immer frei machen und Allen das Glück gewähren, freie Mitglieder eines freien Volks zu sein. Die großen Hoffnungen, welche die Aufrufe und Erklärungen der deutschen Fürsten bald darauf erregten, rühren größtentheils von dem Stein'schen Geiste her, der damals durch seine Stellung zu Alexander und durch das Übergewicht, welches diesem die Campagne von 1812 gab, einen großen Einfluß hatte und für den Augenblick manche kleinern Seelen mit sich fortriß, manche wenigstens zum Schweigen brachte, wiewol sich schon sehr frühe, schon vor dem glücklichen Erfolge des russischen Feldzuges Stimmen der Opposition gegen Stein's großartige Plane erheben. Der Lieblingsgedanke Stein's, der ihn bis zum Tode nie verlassen hat, war Preußen an der Spitze der executiven Gewalt des deutschen Bundes; die Bundesversammlung aber componirt durch Abgesandte der Fürsten und durch Abgesandte der einzelnen deutschen Ständeversammlungen, und diese großartige Versammlung wieder ruhend auf einem allgemeinen, öffentlichen Geiste, der seine Nahrung sog aus der freien Presse. Wird diese Idee sich je verwirklichen?

Es existirt ein Plan Stein's, worin er die wesentlichen Grundzüge einer künftigen Verfassung Deutschlands angibt. Er ist schon in Rußland ausgearbeitet. Münster fand ihn natürlich zu liberal, zu sehr vom Alten abweichend; selbst der vortreffliche, biedere Gneisenau erklärt denselben für abenteuerlich. Aber Gneisenau war ein militairisches, kein politisches Genie, und leider hat das Genie bekanntlich immer das Schicksal, daß die Mitlebenden, deren Blick kurzsichtiger ist, immer es der Abenteuerlichkeit anklagen, während es doch immer das Wahre und Einfachste trifft. Der künftige Verfassungsplan Stein's kommt uns schon jetzt nicht mehr so abenteuerlich vor. Die Verhältnisse haben sich schon bedeutend nach dem Ziele hin fortentwickelt, was der große Mann mit seinem constituirenden Seherblicke als das einzig mögliche und wünschenswerthe erblickte, und wer weiß, ob nach dem Verlaufe von abermals 25 Jahren die Idee Stein's uns nicht als die einfachste und natürlichste von der Welt erscheint. Eine Stelle aus einem Briefe vom 1. Dec. 1812 verdient hier noch angeführt zu werden:

Es ist mir leid, daß Ew. Excellenz in mir den *Preußen* vermuthen und in sich den *Hanoveraner* entdecken — ich habe nur Ein Vaterland —, das heißt Deutschland, und da ich *nach alter Verfassung* nur ihm (Stein war freier Reichsritter) und keinem besondern Theile desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke *großer Entwickelung* vollkommen gleichgültig, es sind blos Werkzeuge, mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen und beides in seiner Lage zwischen Rußland und Frankreich zu behaupten: das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden, dies hieße das System einer militairischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und der mit Mauern und Thürmen befestigten Städte gründen und die Ideen Vauban's, Coehorn's und Montalembert's verwerfen. Mein Glaubensbekenntniß finden Ew. Excellenz in der Einlage (es ist eben jener Constitutionsentwurf), es ist *Einheit. Ist sie* nicht möglich, doch ein Auskunftsmittel, ein Übergang. Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen Sie auf, verstärken Sie Östreich mit Schlesien und der Kurmark und dem nördlichen Deutschland, *mit Ausschluß der Vertriebenen*, reduciren Sie Baiern, Würtemberg, Baden, als die von Rußland Begünstigten, auf das Verhältniß von 1802 und machen Östreich zum Herrn von Deutschland, *ich wünsche es, es ist gut*, **wenn es ausführbar ist**, nur denken Sie nicht an die alten Montagues und Capulets und an diese Zierden alter Rittersäle. Soll sich der blutige Kampf, den Deutschland 20 Jahre unglücklich bestanden und zu dem es jetzt wieder aufgefodert

wird, mit einem Possenspiel endigen, so mag ich wenigstens nicht Theil daran nehmen, sondern kehre in das Privatleben freudig und eilig zurück.

Wie sehr der Mann von Genie in solchen Zeiten sich fühlt, welchen Einfluß er gewinnt, wenn er auch nicht auf dem Throne sitzt, das sehen wir ebenfalls aus diesem Buche. Napoleon ist nicht durch die übrigen Fürsten gestürzt, sondern durch Männer wie Stein. Selbst der edle Erzherzog Karl sagte im Frühjahre 1811 zu Gneisenau: „die Welt könne nur durch Männer, nicht im Fürstenstand geboren, gerettet werden".

Man würde sich dennoch sehr irren, wollte man auf eine revolutionnaire, vielleicht gar republikanische Gesinnung bei Stein schließen. Das frivole Experimentiren unreifer Phantasten, ehrgeiziger, selbstsüchtiger Demagogen u. s. w. mit neuen Staatsformen verabscheute Stein mehr wie irgend ein Mann seiner Zeit. Er war auch hier „alles Bösen Eckstein". Stein war aufrichtigster Monarchist, aber er wollte Freiheit und Sittlichkeit in der Monarchie, und als in den unglückseligen Jahren der Unterjochung die moralische Unwürdigkeit so vieler Machthaber an den Tag kam, als eben darin ein fast unübersteigliches Hinderniß eines kräftigen Aufschwunges zum Bessern zu liegen schien, da war es natürlich, daß Stein, der ein Recht hatte mitzusprechen, darüber sich rücksichtlos im Sinne der Wahrheit äußerte, wie er auch über jedes andere Gebrechen der Zeit schonungslos den Stab brach. Stein wußte Ehrfurcht gegen den Thron sehr wohl mit dem Selbstgefühle eines freien Mannes und mit der allgemeinen Vaterlandsliebe zu vereinigen. Er war der beste preußische Unterthan, den es gegeben hat; er hegte eine heilige Ehrfurcht gegen die Gesetze, aber sein sittliches Urtheil nahm er zu Gunsten keines Menschen gefangen und dachte auch nicht daran, das Urtheil seiner Mitmenschen zu verblenden oder in Fesseln zu legen. Dazu war er zu wahr, zu sehr Christ im Geiste und in der Wahrheit.

Nächst dem Stein'schen Briefwechsel ist die Correspondenz Gneisenau's mit Münster besonders anziehend. Auch die Persönlichkeit Gneisenau's ist bis jetzt den Deutschen so gut wie völlig unbekannt geblieben. Man weiß, daß er Kolberg vertheidigt hat, daß er Rathgeber Blücher's gewesen in den spätern Feldzügen, er gilt für einen gelehrten Militair, auch raunt man sich in die Ohren, er sei ein Patriot, ein Liberaler gewesen, der nicht immer den Gang der Regierung gebilligt habe, aber die innerliche Anschauung und Begründung dieser äußern Thatsachen fehlte bis jetzt; sein Charakter, seine Individualität gehörte der Öffentlichkeit noch nicht an, und Gneisenau verdient es doch gewiß, von seinem Volke gekannt und geliebt zu werden. Darum wollen wir den nächsten Artikel dem General Gneisenau widmen.*) 12.

*) Wir theilen diesen zweiten Artikel im nächsten Monate mit. D. Red.

Romanenliteratur.

1. 1840. Ein Jahr im Oriente. Historisch-romantische Zeitbilder in Novellenform von Moritz Reichenbach. Zwei Bände. Leipzig, Melzer. 1841. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn auch dieses Gemisch von Dichtung und Wirklichkeit nur einen geringen ästhetischen Werth beansprucht, so fehlt ihm doch keineswegs das Interesse der Spannung, auch theilweise nicht der Belehrung. Drei Freunde, die sich einst auf der Universität Leipzig kennen lernten und einen engen Bund schlossen, unternehmen gemeinschaftlich die Reise nach dem Orient, um ihre heimatsmüden Gemüther durch Anschauung eines bewegten Lebens zu stärken, durch fremde Völker, Sitten, Zustände und Natur zu neuer Thätigkeit aufzureizen. Hermann, der erfahrenste und charaktervollste, ist auch der reichste; er gibt das Geld dazu her. Adolf, ein junger Arzt, hofft sich durch diese Reise von einer tiefen Herzenswunde zu befreien, die ihm eine schöne, aber gegen die gemischten Ehen eingenommene Katholikin geschlagen; er ist ein gemüthvoller und biederer deutscher Charakter. Theodor repräsentirt einen heftigen und flüchtigen jungen Mann, der durch die Verwickelung in die demagogischen Umtriebe aus seiner Carriere geworfen wurde und nach Natur und Schicksal zu keiner festen Lebensthätigkeit kommen kann. Die Freunde wollen sich eben in Triest nach Stambul einschiffen, als die Dichtung durch eine Auseinandersetzung der politischen Verhältnisse der Türkei unterbrochen wird; sie gelangen gegen Ende des Jahres 1839 in Konstantinopel an, richten sich ein und sind Zeugen des Brandes von Pera, der Thätigkeit des Prinzen von Joinville und des Kosrew-Pascha's. In Folge der Gegenwart Kosrew-Pascha's beim Brande wird Adolf, der Arzt, mit ihm bekannt und erhält Gelegenheit, im Serail eine ärztliche Anstellung zu erhalten, ein Umstand, an welchen der Verfasser äußerst interessante Darstellungen der türkischen Sitten, des großherrlichen Hofes, wie der Herrschaft und des Falles von Kosrew-Pascha knüpft. Adolf hat aber auch die Tochter eines vornehmen Türken kennen gelernt, die er liebt, von der er wieder geliebt wird und die er endlich, nach von beiden Seiten treulich bestandenen Abenteuern und Prüfungen, als seine künftige Gattin nach Deutschland zurückführt. Theodor hat aus dem Brande eine junge Griechin gerettet, die ihm ihre Neigung geschenkt; Liebe und Geschick führen ihn nach Syrien, wo er an der Leiche seiner wiedergefundenen Geliebten im Gewirre des Kriegs das Leben verliert. Hermann aber, der besonnene und feste Mann, hat ebenfalls eine schöne, ihn liebende Orientalin erobert und führt dieselbe glücklich in Gesellschaft seines Freundes Adolf nach Deutschlands auf seine Stammgüter zurück. Der Verfasser versichert uns, daß diese Umstände beinahe in der Wirklichkeit erlebt worden seien; an der Art und Weise aber, wie er seine Relationen hält, wie er die Particularitäten derselben vermeidet, besonders aber an der Allgemeinheit, mit welcher er die Natur und die Localitäten seines Schauplatzes abfertigt, ist wol anzunehmen, daß er nur erzählt, was er gehört und gelesen hat.

2. Christian Günther. Scenen aus einem Dichterleben von Robert Bürkner. Leipzig, Literarisches Museum. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Herr Bürkner behandelt hier mit freier poetischer Darstellung die wichtigsten Lebensmomente des schlesischen Dichters Günther. Indem er die geschichtlichen Fäden zusammenfaßt und an dieselben die psychologisch-ethische Betrachtung knüpft, hat er dem Gegenstande eine Vertiefung gegeben voll Interesse und voll Anwendung auf unsere sociale Gegenwart. Daß das poetische Gemüth in den Strudeln des gesellschaftlichen Lebens mehr als jedes andere gefährdet sei, daß in den Stimmungen und Erregungen des Dichters das Pathos das Ethos leicht überflügle, dieses ist die allgemeine Idee, welche sich in den Lebensbildern des schlesischen Dichters entfaltet. Günther studirte in Wittenberg und ein loses Studentenleben ließ ihn die

Hochschule verlassen und nach Breslau zurückkehren. Ein vornehmer Patrizier nahm sich daselbst des wahrscheinlich tief gesunkenen, aber dessenungeachtet wegen seiner Lieder allenthalben gefeierten Dichterjünglings an. Günther hatte Medicin studirt, aber seine Studien nicht beendet. Sein Protector wollte ihm vor allen Andern ein angemessenes Brot verschaffen und hielt die Entwickelung des poetischen Talents für Nebensache; der Dichter selbst hatte die entgegengesetzte Ansicht. Indessen würde Günther dennoch für die bürgerliche Gesellschaft nicht verloren gewesen sein, hätte er nicht eine heftige und eigentlich nicht erwiderte Leidenschaft zu der Gattin seines Gönners gefaßt. Diese Frau war, der Darstellung des Verfassers nach, ein wahrer Typus der Bildung des vorigen Jahrhunderts; sie besaß ein empfindsames Herz, äußerliche Cultur, sie reizte den jungen Mann zu einem sogenannten interessanten Verhältnisse, zog sich aber empört zurück, als in dem Jünglinge die hellen Flammen eines kräftigen Gemüths emporschlugen. Günther's Leib und Geist wurden durch diese unglückliche Katastrophe zerrüttet; er verließ Breslau, seine Freunde und eine Freundin, mit der er zuletzt in nahem Verhältnisse gestanden, und floh nach Jena, wo er seine Studien fortsetzen wollte. Abgesondert vom Verkehr mit der Welt, pflegte er hier im stillen Herzen die Neigung zu der Tochter seines Wirthes, eines Handwerkers. Aber auch in dieser Liebe war Günther nicht glücklich; er konnte keine bürgerliche Stellung erringen und mußte sehen, wie seine Geliebte die Frau eines Andern wurde. Gram und Lebensunmuth, vielleicht auch Entbehrung führten ihn darauf bald zum Grabe. Eine große, reiche Lebenserfahrung, Phantasie und sinnige Reflexion sind Gaben, welche Hr. Robert Bürkner im hohen Grade besitzt; wir möchten nur wünschen, daß er diese Gaben bald an einem reichern und durch sich selbst getragenern Stoff versuchen möchte. 37.

Literarische Notizen.

Von dem „Panorama d'Égypte et de Nubie" des Hrn. Hector Horeau erschien die fünfte Lieferung, einen Theil der Ruinen von Theben, die berühmten Überreste von Karnac enthaltend, jene, welche der jüngere Champollion nicht zu beschreiben wagte, „weil", wie er sagte, „seine Beschreibung nur der tausendste Theil von Dem sein würde, was sich über solche Gegenstände sagen ließe, weil, wenn er davon eine schwache selbst stark abgebleichte Skizze lieferte, man ihn für einen Enthusiasten, wenn nicht gar für einen Narren halten könnte". Hector Horeau läßt uns diese Ruinen mit ihren reichen Farben von verschiedenen Standpunkten erblicken. Sein Werk verspricht immer noch mehr an Interesse zu gewinnen, da, je weiter man den Fluß hinaufkommt, die Monumente um so besser erhalten sind.

Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz übersetzt erschien: „Konrad Vallenrod; an historical tale, from the Prussian and Lithunian annals", mit Illustrationen. Die Übersetzung ist von H. Cattley. Der „Atlas" sagt von ihr, daß sie den edlen Geist des Originals in so freier und kräftiger Weise wiedergäbe, daß das Gedicht fast ebenso frisch und wahr in der einen Sprache wie in der andern erschiene. 2.

Bibliographie.

Beckford, W., Vathek. Eine arabische Erzählung. Aus dem Englischen von D. Mohnike. 8. Leipzig, Knobloch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blau, E., Der Unschuld Kampf und Sieg. Ein exegetisch-kritischer Versuch über das Hohe Lied. 8. Thorn, Lambeck. 15 Ngr.

Braun von Braunthal, Don Juan. Drama in fünf Abtheilungen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Bremer, Morgendämmerungen. Glaubensbekenntniß. Nach dem Schwedischen von M. Runckel. 8. Elberfeld, Büschler. 1/2 Ngr.

Chownitz, J., Geld und Herz. Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dellarosa, L., Der Teufelsmüller, oder: Der Sturz der Ritter des Höllenbundes. Eine Rittergeschichte aus der Vorzeit Östreichs. 2 Theile. 8. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1 Thlr.

Dirksen, H. E., Die Scriptores Historiae Augustae. Andeutungen zur Textes-Kritik und Auslegung derselben. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 15 Ngr.

Exner, F., Die Psychologie der Hegel'schen Schule. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Fowler, G., Drei Jahre in Persien und Reiseabenteuer in Kurdistan. Übersetzt von E. Richard. 2 Bände. Gr. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Fragmente aus dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts. Anhang: Briefe pädagogischen Inhalts. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 10 Ngr.

Geppert, C. E., Die Götter und Heroen der alten Welt. Nach klassischen Dichtern dargestellt. Gr. 8. Leipzig, T. O. Weigel. 2 Thlr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 10ter Theil. II. Band. Mit 7 Plänen. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 3 Thlr.

Held, Freundschaft. Tragödie in fünf Acten. Gr. 16. Erfurt, Selbstverlag. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Die wichtigsten und schwierigsten Abschnitte des Pentateuches. 1ster Theil: Die Geschichte Bileams und seine Weissagungen. — Auch u. d. T.: Die Geschichte Bileams und seine Weissagungen. Erläutert von E. W. Hengstenberg. Gr. 8. Berlin, L. Oehmigke. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, O., Über F. Mendelssohn-Bartholdy's Oratorium Paulus. Eine Gelegenheitsschrift. Gr. 8. Kiel, Schwers. 3 3/4 Ngr.

Kahnis, K. A., Die moderne Wissenschaft des Dr. Strauß und der Glaube unserer Kirche. Gr. 8. Berlin, L. Oehmigke. 15 Ngr.

Karig, F., Was lehrt das Neue Testament über den Tod Jesu? Eine dogmatisch-ascetische Betrachtung. 8. Leipzig, Wienbrack. 15 Ngr.

Lebau, M., Teutsche Anliegen und Zustände. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Der Prozeß. Geschichtlicher Roman. 3 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr.

Malebranche, N., Christlich-metaphysische Betrachtungen. Aus dem Französischen. Gr. 8. Münster, Theissing. 1 Thlr.

Mezger, G. C., Geschichte der vereinigten königlichen Kreis- und Stadt-Bibliothek in Augsburg. Mit einem Verzeichnisse der in der Bibliothek befindlichen Handschriften. Gr. 8. Augsburg, Rieger. 25 Ngr.

Penseroso, Die Gespielen der Prinzessin. Novelle. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr.

Schnitter, W., Dramatische Schriften. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Maria. Trauerspiel in 5 Acten. Von W. Schnitter. Geschrieben 1828. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 15 Ngr.

Schott, A., Die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 2 Thlr.

Schütz, W. v., Hegel und Günther. Nicht Posaunenklang des jüngsten Gerichtes, nur fünf philosophische Betrachtungen. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Wernicke, J. E., Geschichte Thorns aus Urkunden, Dokumenten und Handschriften. 2 Bände. Gr. 8. Thorn, Lambeck. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1842.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Klose. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. Leipzig, Engelmann. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Wer die Geschichte des Hauses Stuart kennt, wird wissen, daß dieses dem Unglück verfallene Geschlecht sein trauriges Schicksal großentheils durch die eigene Schuld heraufbeschwor. Nur der letzte dieses Hauses zeigte sich eines bessern Looses würdig, und wem hätte nicht wenigstens die Muse Walter Scott's lebendigen Antheil für ihn eingeflößt! Aber auch die ernstere Muse der Geschichte hat jetzt für ihn Zeugniß abgelegt, und, worüber wir uns freuen wollen, am reinsten durch den Mund eines Deutschen. Nicht ein Historiograph von Profession oder ein zünftiger Geschichtsforscher unternahm es, uns das Leben des letzten Stuart zu vergegenwärtigen und dasselbe gegen manche Verunglimpfung und falsche Beschuldigung in Schutz zu nehmen, sondern ein Mann aus dem Geschlechte der Asklepiaden, den reines Interesse für seinen Helden auf dieses neue Feld der Thätigkeit geführt hat. Hr. Klose, ein gelehrter und als Schriftsteller seines Faches rühmlichst bekannter Arzt, hat durch diese Schrift dargethan, daß die echte, mit allen Musenkünsten innig verschwisterte Heilkunde ihren Jüngern eine höhere Weihe und Befähigung ertheilt und sie auch außerhalb des Krankenzimmers im Dienste des Wahren und Guten Beruf und Erholung finden läßt. Während andere diese vielleicht am Kartentische oder beim Becher suchen, hat unser Verf. sie in der stillen Einsamkeit seines Studirzimmers gefunden und bietet uns nun die Frucht seiner gelehrten Muße dar. Wir heißen ihn damit herzlich willkommen und zweifeln nicht auch von Solchen, die vielleicht spöttelnd hier Saul unter den Propheten erwarteten, seine volle Berechtigung anerkannt zu sehen.

Es bleibt merkwürdig, daß Karl (Eduard) Stuart, mit dem sein Haus zu Grabe ging, im eigenen Vaterlande keinen Biographen fand, wenn auch ursprünglich das Verhältniß der Stuarts zum Hause Hanover englischen Schriftstellern einen triftigen Grund darbieten mochte, eine Lebensbeschreibung des Prätendenten nicht zu liefern. Fremden blieb dies Geschäft überlassen, und so hat Hr. Klose in dem Franzosen Pichot („Vie de Charles Edouard, dernier prince de la maison de Stuart", 2 Bde., Paris 1830) einen Vorgänger gehabt. Doch verdient Pichot's flüchtig geschriebenes, von Unrichtigkeiten und Fehlern wimmelndes Buch, welches auf seinen Helden nur beiläufig Rücksicht nimmt, keineswegs den Titel einer Lebensbeschreibung. Auch kannte Pichot noch nicht die später erschienenen „Jacobite Memoirs of the rebellion of 1745" von R. Chambers und die wichtigen „Stuart Papers", welche Lord Mahon als Anhang seiner „History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix la Chapelle" (3 Bde., London 1830) bekannt gemacht hat. Zu den ältern, mehr oder weniger nutzbaren Quellen gehören Henderson's „Edinburgh History of the rebellion in 1745 and 1746", Home's „Account of the rebellion in 1745", W. Scott's „Tales of a grandfather", Johnstone's „Memoirs of the rebellion in 1745 and 1746", „The Lockhart Papers, published from original manuscripts in the possession of Anthony Aufrere", und „Culloden Papers, comprising an extensive and interesting correspondence from the year 1625 to 1748," welche Quellen Hr. Klose sämmtlich für seinen Zweck mit weiser Umsicht und Kritik benutzt hat.

Dem Ganzen, welches sehr zweckmäßig in vier Abschnitte getheilt ist, geht eine Einleitung voran, welche den Leser auf den rechten historischen Standpunkt stellen soll. Ref. gesteht, daß dieser Theil des Buches ihm nicht zu den gelungensten zu gehören scheint, indem er ziemlich trocken die Schicksale oder vielmehr die Misgriffe und Fehler der Stuarts, hauptsächlich seit Karl I. berichtet und erst gegen das Ende etwas anziehender wird, wo Jakob III. (oder Chevalier de St.-George) durch seine Vermählung mit Marie Clementine, Tochter des polnischen Prinzen Jakob Sobieski, eigentlich das Zeichen zum Anfang der Biographie seines Sohnes ertheilt. Mit dieser beginnt denn auch sofort der erste Abschnitt, welcher den Zeitraum von Karl's Geburt bis zu seinem Abgange nach Schottland umfaßt. An der Wiege des Prinzen (geb. den 31. Dec. 1720) hat wenigstens der Glanz königlicher Würde nicht gefehlt. Mehr als 200 Personen höhern Ranges waren bei seiner Geburt gegenwärtig, geweihte Windeln, im Werthe von 6000 Scudi, lagen für ihn in Bereitschaft, ein Paradebette mit einem Baldachin

nahm den Neugeborenen auf, die Kanonen der Engelsburg donnerten, in der päpstlichen Kapelle erscholl ein Tedeum, und während die hohe Wöchnerin vom Papst 10,000 Scudi in Wechselbriefen, vom spanischen Hofe 15,000 Dublonen und vom Collegium der Cardinäle 100,000 Scudi als Geschenk erhielt, wurde selbst die Hebamme von Seiten Jakob's mit dem Titel einer Gräfin und 100 Dublonen, von Seiten jeder Prinzessin mit 10 und jedes Cardinals mit 20 Dublonen und außerdem mit einer Pension von 500 Scudi belohnt! Die Erziehung des jungen, sehr gute Anlagen verrathenden Prinzen, auf welchen von dem festen und beharrlichen Sinne seiner edeln Mutter sich Vieles vererbt hatte, war zuerst protestantischen Händen anvertraut, was nach unserm Verf. mehr in zufälligen Verhältnissen lag, als in der Jakob III. zugeschriebenen Absicht, sich von dem Vorwurfe eines blinden Eifers für den Katholicismus zu reinigen. Schon im 14. Jahre machte Karl unter guter Aufsicht einige Feldzüge der Spanier gegen Kaiser Karl VI. in Italien mit, und dann einen Ausflug nach den bedeutendsten Städten Italiens, allenthalben ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und den günstigsten Eindruck hinterlassend. Aber zuerst betrat der Prinz den Schauplatz der Geschichte, als das feindliche Verhältniß Frankreichs gegen England und die Bewegung der Jakobiten in Schottland im Cabinet von Versailles den Plan erzeugte, den Prätendenten mit Heeresmacht in England landen zu lassen. Karl begab sich zu diesem Zwecke insgeheim von Rom nach Paris und unternahm 1744 mit dem Marschall von Sachsen von Dünkirchen aus die Expedition, deren glücklichen Erfolg bekanntlich die Elemente vereitelten. Frankreich gab nun den Landungsplan auf, aber nicht der Prinz, welchen Muth und Hoffnung beseelten. Der Verf. entwirft nach Augenzeugen von dem jungen Manne ein sehr anziehendes Bild, was nicht blos durch die Reize der äußern Erscheinung, sondern mehr noch durch die Liebenswürdigkeit des ganzen Wesens wol zu fesseln im Stande war. Man findet es nicht unbegreiflich, daß ein so begabter Jüngling „im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, den schimmernden Glanz seines Namens und die langbewährte Treue seiner Anhänger ohne Heeresmacht auszieht, drei Königreiche zu erobern!" Der Verf. macht es sehr wahrscheinlich, daß der Gedanke dieses Unternehmens in dem ritterlichen Prinzen selbst ohne äußere Anregung aufstieg, daß diesen Gedanken nicht reine Tollkühnheit gebar, sondern eine verständige Erwägung der Verhältnisse, namentlich der Stimmung Schottlands und der selbst in England häufigen Unzufriedenheit mit dem Hause Hanover, den bedeutendsten Antheil daran hatte, und daß das französische Cabinet um das Vorhaben Karl's, welches dieser, wie seine Briefe zeigen, als ein Geheimniß betrachtete, recht wohl gewußt haben mag, wenn es sich auch unwissend stellte und unthätig verhielt. Genug, der Prinz beschloß ohne Heer in Schottland aufzutreten, wo alle seine Freunde mit Ausnahme eines einzigen sich gegen die Unternehmung erklärten und dies in einem Schreiben ausdrückten, welches aber nie in die Hände des Prinzen gelangt ist. Zur Beschaffung der Geldmittel hatte Karl 180,000 Livres aufgenommen und das Geld für seine in Rom verpfändeten Juwelen sich nach Frankreich schicken lassen. Zwei Schiffe erhielt er durch die Herren Walsh in Nantes und Ruttledge in Dünkirchen: die Elisabeth, ein von der französischen Regierung ihnen überlassenes altes Kriegsschiff von 67 Kanonen, und eine dazu gekaufte Fregatte von 16 Kanonen, welche eben als Kaper in der Nordsee kreuzen sollten. Dieselben Herren verschafften auch Waffen und Geld. Das Kriegsschiff nahm außer einer Abtheilung Freiwilliger noch 700 Mann an Bord, die Fregatte den „neuen Cäsar und sein Glück" mit sieben Freunden, um, wie der Verf. sich ausdrückt, dem wunderbarsten, fast einem ungeheuern Geschicke entgegenzugehen.

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Fahrt nach Schottland. Sie war nicht ohne Gefahr, da die Elisabeth mit einem ihr begegnenden englischen Kriegsschiff in Kampf gerieth, in Folge dessen sie wieder in Brest einlaufen mußte. Die Fregatte brachte nach 18 Tagen den Prinzen glücklich nach Schottland, wo er jedoch mehre Häuptlinge, mit denen er schon auf dem Schiffe eine Zusammenkunft hatte, seiner Unternehmung abgeneigt fand, weil er ohne französische Unterstützung erschien. Dies entmuthigte ihn ebenso wenig, als es ihn abhielt zu landen, und bald siegte über alle Bedenklichkeiten sein kluges, Vertrauen einflößendes Benehmen, welches ihm die Herzen aller Schotten gewann. Als ein günstiges Vorspiel des bevorstehenden Kampfes konnte gleich ein kleines Scharmützel im Engpasse Highbridge dienen, in welchem einige Compagnien englischer Truppen von Hochländern besiegt und gefangen wurden. Nun pflanzte Karl feierlich im Thale Glanfinnin die königliche Fahne der Stuarts auf, wobei der durch die Sackpfeifen noch verstärkte Jubel des Volks so groß war, daß er, wie eine Ballade jener Zeit sagt, „die jungen Adler aus ihren Felsennestern aufjagte, während die in die Luft geworfenen Mützen den Tag verdunkelten". Die englischen Truppen unter dem General Cope, welchem der Prinz eine Schlacht zu liefern wünschte, zogen sich nach Inverneß zurück und Karl nahm Perth ein, ein für seine Sache hochwichtiges Ereigniß. Hier, wo er die Zuneigung der Bevölkerung und namentlich der Frauen im vollsten Maße gewann, ließ er seinen Vater als Jakob VIII. ausrufen und wohnte einer Predigt bei, wozu der Text sehr passend aus Jesaia (XIV, 1, 2) gewählt worden war: Denn der Ewige wird Mitleid mit Jakob haben und wird noch einmal Israel erwählen, und wird sie wiederherstellen in ihrem Lande, und die Fremden werden sich mit ihnen verbinden und sich an das Haus Jakob's anschließen u. s. w. Auf die Nachricht, daß General Cope sich anschicke Inverneß zu verlassen, um die Hauptstadt zu beschützen, beschloß der Prinz ihm zuvorzukommen und führte sein Vorhaben glücklich aus. Edinburg besaß nur schwache Vertheidigungsmittel an seinen Mauern und an seinen Milizen, die wie die regulairen Truppen beim Anrücken des jakobitischen Heeres davonliefen. Das Dragonerregiment Gardiner gerieth schon durch einige vernommene Pistolenschüsse

dergestalt in Schrecken und Unordnung, daß es seine wilde Flucht durch Edinburg und Leith bis Preston fortsetzte und auch hier noch nicht zum Halten kam; denn als dort einer der Flüchtlinge bei Nacht in eine Kohlengrube gefallen war, erweckte sein misverstandener Hülferuf die Rastenden zu neuer Flucht, die erst in Dunbar und andern Küstenstädten ein Ziel fand. Der Volkswitz hat sie durch die Benennung: der Galopp von Coltbridge verewigt.

Karl nahm unter dem Zujauchzen des Volks von Edinburg Besitz und zog in Holyroodhouse, das Schloß seiner Väter, ein. Die lange verödeten Säle desselben, erzählt unser Verf., sahen am Abende dieses Tages das Gewühl eines glänzenden Balles, auf welchem alle Schätze des Ranges, des Reichthums und der Schönheit der bewaffneten Edelleute und ihrer Frauen und Töchter im hellen Kerzenglanze strahlten und tausend Herzen glücklich schlugen, obwol Niemanden unbekannt war, daß eine Schlacht mit allen ihren Schrecken und allem ihren Elende bevorstehe. Zu dieser kam es wirklich bei Preston (sie wird auch Schlacht von Tranent und Gladsmuir genannt) mit den Truppen Cope's, der Edinburg wieder einnehmen wollte, aber so vollständig geschlagen wurde, daß nur 170 Mann entkamen, 400 auf dem Platze blieben und 6—700 in Gefangenschaft geriethen, während das hochländische Heer nur 30 Todte und 70 Verwundete zählte. Die Sieger waren mit den Gegenständen des Luxus, die sie erbeuteten, großentheils so unbekannt, daß z. B. eine (abgelaufene) Uhr „als ein Geschöpf, welches nicht lange gelebt habe, nachdem es gefangen genommen worden", von dem neuen Besitzer bald für eine Kleinigkeit verkauft und ein erbeuteter Vorrath von Chocolade in den Straßen von Perth als „John Cope's Salbe" zum Verkauf ausgerufen wurde. An einem Sonntage zog der Prinz mit den langen Reihen der verschiedenen schottischen Clans, denen 100 Sackpfeifer vorangingen, wieder in Edinburg ein, und war er schon zuvor mit Liebe empfangen worden, so hatte jetzt die Begeisterung für ihn den höchsten Grad erreicht. Die Frauen nannten ihn am liebsten Charlie my darling (Karlchen, den Liebling), man stritt sich um eine Locke seines Haares, und bei den Gastmählern war kein Trinkspruch beliebter als der auf den Prinzen, „welcher eine trockene Brotrinde ißt, auf Stroh schläft, in vier Minuten seine Tafel beendigt und in fünf Minuten den Feind schlägt". Aber er benahm sich auch durchgängig mit der liebenswürdigsten Feinheit, Klugheit und Menschlichkeit; vor allen behandelte er die Gefangenen edelmüthig und nahm es auch nicht im mindesten übel, als ein Geistlicher, welcher fortfuhr in seiner Kirche öffentlich für den König Georg zu beten, seinem Gebete stets die Worte hinzufügte: „Was den jungen Mann betrifft, der zu uns gekommen ist, eine irdische Krone zu suchen, so flehen wir dich an, ihn in Barmherzigkeit zu dir zu rufen und ihm eine himmlische Krone zu geben!" Inzwischen versäumte Karl aber auch nichts, was zur Befestigung seiner Herrschaft in Schottland beitragen und seine Absichten auf England befördern konnte. Wirksamer als sein öffentlicher Aufruf, welcher das in England zusammenberufene Parlament als das „vorgebliche Parlament des Kurfürsten von Hanover" bezeichnete und die Schotten, die sich bei demselben einstellen würden, für Hochverräther erklärte, war die ihm jetzt reichlicher zufließende Unterstützung mit Menschen, Waffen und Geld, woran es im Stillen auch Frankreich nicht fehlen ließ, welches außerdem noch immer eine Truppenlandung in Schottland in Aussicht stellte. In dem Staatsrathe, welchen Karl gebildet hatte, wurde sein Plan, das englische bei Newcastle versammelte Heer unter dem Marschall Wade anzugreifen und weiter vorzudringen, zwar verworfen, doch gab seine Festigkeit den Ausschlag. Man brach auf und das erste wichtige Ereigniß war die Einnahme der festen Grenzstadt Carlisle. Von hier wurde der Marsch, wiewol mit bedeutenden Anstrengungen, denen der Prinz sich muthvoll unterzog, nach Manchester fortgesetzt und endlich Derby erreicht. Nicht mehr ferne schien jetzt das glänzende Ziel, da Derby von London nur 130 englische Meilen entfernt ist. Träume des Glücks umgaukelten den Prinzen, der es sogar schon in Überlegung nahm, ob es angemessener für ihn sein würde, zu Pferde oder zu Fuße, in schottischer oder in englischer Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt Englands zu halten, als der Gang der Dinge eine ganz andere Wendung nahm und alle Hoffnungen vernichtete.

Diese Katastrophe entwickelt der dritte Abschnitt. In Derby berief Karl einen Kriegsrath, um die nächsten Operationen zu beschließen, aber dieser Kriegsrath widersetzte sich einmüthig dem weitern Vordringen in England und that die Nothwendigkeit des Rückzugs nach Schottland dar. Vergebens bot der verzweifelnde Prinz, „der lieber 20 Fuß unter der Erde sein, als den Rückzug antreten wollte", seine ganze Überredungskunst, ja selbst Thränen auf; es gelang ihm nicht den Beschluß der Führer und Häuptlinge rückgängig zu machen. Waren auch die politischen Auspicien dem Prinzen jetzt weniger günstig als kurz zuvor und dadurch der Rückzug vielleicht gerechtfertigt, so ließ sich doch von dem sittlichen Eindrucke desselben auf das eigene Heer, wie auf das feindliche und die Bevölkerung Englands das Schlimmste erwarten. Und so war es. Während im schottischen Heere jener Beschluß allgemeinen Unwillen und Erbitterung erzeugte, hob er mächtig den gesunkenen Muth des englischen Hofs und Volks. Genug, das schottische Heer trat den Heimweg an, trotz mancher Gefahr und Entbehrung eine Achtung gebietende Haltung bewahrend; wenigstens bot es in Glasgow, wo man Flüchtlinge einziehen zu sehen erwartete, noch den Anblick einer „wohlgeordneten, furchtbaren Räuberbande" dar. Ja, bei Stirling, welches von ihm belagert wurde, betrug seine Stärke selbst mehr als je, nämlich beinahe 9000 Mann, und bei Falkirk, „auf demselben Boden, auf welchem einst die Helden Fingal's gekämpft, auf welchem die alten Caledonier von dem römischen Adler besiegt worden waren, auf welchem Robert Bruce 1314 Schottlands Unabhängigkeit erkämpft hatte und der noch an so manchen andern geschichtlichen Erinnerungen reich ist", lieferte es den englischen Truppen

eine siegreiche Schlacht. Aber leider gingen die Früchte auch dieses Sieges verloren. Die Bergschotten eilten nach ihrer Gewohnheit die gemachte Beute in ihren Bergen in Sicherheit zu bringen, was dem Heere, wenigstens für einige Zeit, mehre Hunderte, ja Tausende von Soldaten entzog, und die Häuptlinge erklärten dem Prinzen in einer Denkschrift die Nothwendigkeit, sich noch tiefer in die Hochlande zurückzuziehen und erst im nächsten Frühjahr wieder auszurücken. Trotz allem Sträuben Karl's wurde die Belagerung Stirlings aufgehoben und abermals der Rückzug angetreten, während dessen die Bande der Mannszucht und guten Ordnung unter den Truppen sich immer mehr lösten.

Karl zog nun in die Nähe von Inverneß, welches Lord Loudon, englischer Generallieutenant, befestigt hatte. Mangel an Lebensmitteln und Geld, die durch die Noth allmälig herbeigeführte Gesetzlosigkeit des Heeres, unter den Führern überhandnehmende Mishelligkeiten und das Ausbleiben der französischen Unterstützung machten seine Lage immer schwieriger. Von Aberdeen zog ihm mit beinahe 9000 Mann der jetzt das Commando führende Herzog von Cumberland, Sohn Georg's II., entgegen, ein äußerlich und innerlich unserm Helden durchaus unähnlicher Prinz, der von den Soldaten seiner Roheit wegen bluff Bill, von den Zeitgenossen aber the butcher genannt wurde, weil er mit rücksichtsloser wilder Härte und Grausamkeit Schottland verwüstete. Diesem Feinde gegenüber stellte sich die jakobitische Streitmacht, etwa 6000 Mann betragend, bei dem fünf englische Meilen von Inverneß entfernten Culloden am 26. April 1746 in Schlachtordnung auf. Aber sie litt, während im Lager des Herzogs, der eben seinen Geburtstag feierte, der größte Überfluß herrschte, Mangel am Nothwendigsten. Da der Angriff an jenem Tage nicht stattfand, sondern, um das feindliche Heer zu überfallen, ein sehr mühsamer und doch fruchtloser Nachtmarsch durch eine wüste morastige Gegend gemacht werden mußte, so erreichte die Erschöpfung einen so hohen Grad, daß viele Soldaten, dem Hunger und der Müdigkeit nicht länger widerstehend, ihre Fahnen verließen. Es war Morgendämmerung, mithin die Zeit zur Überrumpelung des noch vier engl. Meilen entfernten Feindes verstrichen, als man den Rückzug antrat und das durch bedeutenden Abgang während der Nacht geschwächte Heer wieder seine alte Stellung bei Culloden einnahm. Alles widerrieth die Schlacht, der französische Gesandte, Marquis von Equilles, bat sogar fußfällig um Aufschub derselben, doch umsonst; Karl's Beschluß blieb ebenso unerschüttert als sein Vertrauen auf den Sieg. Die Schotten, mit Ausnahme der Mac Donalds, welche die ihnen angewiesene Stellung auf dem linken Flügel als eine beleidigende ansahen, fochten mit bewundernswürdiger Tapferkeit, aber die Schlacht ging verloren. Den Prinzen, als er mit den noch übrigen Hochländern einen letzten Versuch zum Angriff machen wollte, zog General O'Sullivan am Zaume seines Pferdes vom Schlachtfelde fort. Ihm war kein anderes Heil gelassen als Flucht und die Hoffnung, dereinst mit mächtiger Verstärkung aus Frankreich zurückzukehren, für jetzt aber entließ er dankend den kleinen Haufen seiner Getreuen, und — der Krieg war beendet.

Die Noth, die Drangsale und Gefahren, welche Karl nach der Auflösung seines Heeres zu bestehen hatte, als er von Insel zu Insel, von Klippe zu Klippe und von Höhle zu Höhle flüchtete, bieten das Interesse eines Romans dar, der, mit den Reizen der Localität ausgeschmückt, der Erfindung eines W. Scott zur Ehre gereichen würde und doch nur eine Reihe wahrer Begebenheiten enthält. Wir enthalten uns jedes Auszuges aus diesem Theile des Buchs, um dem Leser nicht vorzugreifen, dessen innigste Theilnahme sowol die Treue und Hingebung der Schotten, unter welchen der auch durch die Dichtkunst geheiligte Name einer Flora Mac Donald unvergeßlich bleiben wird, als auch die in allen Lagen sich bewährende Hochherzigkeit des edeln Karl Stuart in Anspruch nehmen muß. Erst nach mehren schrecklichen Monaten (Ende Septembers) nahm für diesen das Leben der Gefahr und Entbehrung ein Ende, als er so glücklich war, auf ein französisches zu seiner Rettung ausgesandtes Schiff zu gelangen, welches ihn mit seinen Erfahrungen und ungeschwächten Hoffnungen nach Frankreich trug.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Aus Algier erfährt man, daß besonders zu Aïn-Fouka, einem von den Franzosen besetzten Küstenpunkte, nicht weit von Koteah, fast täglich antiquarische Entdeckungen gemacht werden. So entdeckten erst neulich Soldaten vom 48. Regiment eine Fontaine, die bis dahin unter einem Erdhaufen verborgen war und selbst jetzt noch eine ziemliche Menge Wasser liefert. Auch stieß man auf mehre sehr merkwürdige Wasserbecken in Form eines Vierecks, auf Grundlagen von Gebäuden, auf Steine von großer Dimension, auf Urnen, Medaillen, Lampen 2c. Der Reisende Shaw, welcher diese Gegend besuchte, hatte bereits mehre dieser Alterthümer beschrieben; er glaubte, daß dort die Straße des Ptolemäus vorbeigegangen sei. Das berühmte Grabmal, das der Christin genannt, ohne Widerrede das merkwürdigste in ganz Algerien, befindet sich nur wenige Schritte von Aïn-Fouka auf einem Hügel. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1842.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Klose.

(Beschluß aus Nr. 124.)

Der vierte und letzte Abschnitt verfolgt das Leben des Prinzen von der Landung in Frankreich bis zum Tode. Die historische Bedeutung dieses Lebens hatte mit der Abfahrt von Schottland aufgehört, das eigentliche Drama war ausgespielt. Karl fand am Hofe von Paris die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme, auch wol Geneigtheit zu einer thätigern Unterstützung seiner Ansprüche auf den englischen Thron. Sich diese Unterstützung auch von Spanien zu erwirken, unternahm er eine Reise nach Madrid, wo man seiner, wiewol auf die höflichste Art, doch so schnell als möglich los zu werden suchte. Aber bald wollte auch Frankreich ihm keinen längern Aufenthalt gestatten, da es in den zu Aachen begonnenen Unterhandlungen mit England sich verpflichtet hatte, die Sache der Stuarts nicht weiter zu unterstützen und die Wegweisung Karl's aus Frankreich ein Friedensartikel geworden war. Da indeß alle Bemühungen, ihn zur Abreise zu bewegen, scheiterten, entschloß man sich zur äußersten Maßregel: man ließ ihn eines Abends, als er die Oper besuchen wollte, festnehmen, selbst binden, wozu man in Rücksicht auf seinen Rang nicht Stricke, sondern zehn Ellen carmoisines Band benutzte (!) und nach Vincennes bringen. Nach sieben Tagen führten ihn von hier zwei Hauptleute der Garde und eine Abtheilung von Musquetairs in einem Wagen bis an die Grenze von Savoyen, von wo der sich selbst Überlassene zu Fuße sich nach Chambery begab. In Avignon, wo er einige Zeit zu bleiben wünschte, gestattete dies aus Rücksicht auf Frankreich Benedict XIV. nicht, und so blieb ihm nichts übrig als sich nach Italien zu wenden. Das Benehmen der französischen Regierung gegen den Prinzen, den sie ursprünglich herbeirief, um ihn als Werkzeug zu ihren Zwecken zu benutzen, dann schwach unterstützte, mit Hoffnungen vertröstete und endlich ganz und gar im Stiche ließ, muß als ein sehr unwürdiges bezeichnet werden, welches auch der bittern Rüge der Zeitgenossen selbst in Frankreich nicht entgangen ist, wo die Stimmung für den Prinzen immer, und vollends nach seiner Rückkehr aus Schottland, eine sehr günstige war. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Karl absichtlich die gewaltsamen Schritte des französischen Cabinets herbeiführte oder abwartete, damit das gehässige Benehmen desselben gegen ihn der Welt im vollsten Lichte offenbar würde. Aber auch die englische Regierung hat in der blutigen Verhandlung mit den letzten Stuarts keine Lorbern eingeerntet; der Herzog von Cumberland schändete seinen Sieg durch beispiellose an den Besiegten verübte Grausamkeiten, die man nicht ohne Schauder lesen kann, und durch unmenschliche Härte, mit welcher gegen die Jakobiten gewüthet ward.

Bald nach seiner Ankunft in Italien verließ der Prinz dieses Land wieder; wo er aber die nächstfolgenden Jahre verlebt, war lange ein Geheimniß, welches jetzt aufgeklärt ist. Man weiß, daß er während dieses Zeitraums Deutschland, heimlich auch Paris besuchte und längere Zeit sich bei seinem Freunde, dem Herzoge von Bouillon, aufhielt, um in dessen großen Waldungen das gefährliche Vergnügen der Bären- und Wolfsjagd zu genießen. Daß er auch 1753 und dann wieder 1761 bei der Thronbesteigung Georg's III. heimlich in London gewesen sei, hat keine andere Bürgschaft für sich als ein Schreiben des Geschichtschreibers Hume, ist aber durchaus nicht erwiesen. Nachher nahm er, unter dem Namen eines Grafen von Albany, in Florenz seinen bleibenden Wohnsitz und vermählte sich, bereits 52 Jahr alt, 1772 mit Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern. Diese Verbindung wurde vielleicht weniger durch Neigung veranlaßt, als durch das Interesse von Frankreich und Spanien bewirkt, die beide gewiß nicht mehr an eine Wiederherstellung der Stuarts dachten, aber „mit Vortheil dieser Verbannten sich als Schreckbildes gegen England bedient hatten und auch wol ferner bedienen zu können wünschen mochten"; von den drei Bourbon'schen Höfen erhielt das Paar auch eine angemessene Apanage. Die nicht glückliche Ehe blieb kinderlos und wurde 1783 durch gerichtlichen Ausspruch getrennt, nachdem schon seit drei Jahren vorher eine thatsächliche Trennung stattgefunden hatte. Daß Alfieri, der bekanntlich (seit 1777) der leidenschaftlichste Verehrer der Prinzessin geworden war, hier den Asmodi gespielt habe, läßt der edle Charakter des Dichters nicht glauben; ebenso wenig aber kann man Denen unbedingt beistimmen, welche als die Ursache jener Trennung das rohe und gemeine Benehmen des Prinzen anzunehmen pflegen. Es hat

diesem, besonders in seiner spätern Lebenszeit, nicht an übler Nachrede und Verleumdung gefehlt, deren Anschuldigungen zu entkräften sich unser Verf. redlich bemüht, wenngleich er nicht leugnen mag, daß Karl mit einer durch bittere Erfahrungen und Täuschungen erzeugten finstern und gereizten Stimmung sich gewiß mancher Unbilligkeit und Härte gegen die jugendliche Gattin schuldig gemacht hat. Am meisten mochte diese wol von seiner ungeregelten Neigung zum Genusse geistiger Getränke zu leiden haben, welche Neigung, wie Hr. Klose gewiß richtig bemerkt, unter den furchtbaren Entbehrungen auf seiner Flucht in Schottland, wo ein Glas Whisky oft tagelang die Stelle jeder andern Nahrung vertreten mußte, entstanden zu sein scheint und dann durch die Macht der Gewohnheit nicht blos fortdauerte, sondern auch zunahm.

Die letzten fünf Jahre seines Lebens vergingen dem Prinzen theils in wehmüthigen, oft vom stürmischen Ausbruch des Gefühls begleiteten Erinnerungen an seine ritterliche Jugendzeit, theils in trostloser dumpfer Versunkenheit. Einen milden Lichtschein über diesen trüben Lebensabend verbreitete noch die ihm gespendete Liebe und Pflege einer natürlichen Tochter. Diese, Namens Charlotte und die Frucht einer frühern Verbindung mit einer Miß Clementine Walkenshaw, wurde von ihm legitimirt, zur Gräfin von Albany ernannt und zur Erbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzt. In ihren Armen entschlummerte er den 31. Jan. 1788 zu Rom, wo er die beiden letzten Jahre verlebt hatte. Seine Leiche wurde nach Frascati gebracht, in dessen Kathedrale auch die feierlichen Exequien „für den verstorbenen König Karl" stattfanden und der Katafalk mit Krone, Scepter, Degen und den mit Flor verhüllten Wappenschildern der drei britischen Königreiche geschmückt war. „In the vault of that church", sagt Mahon, „lie mouldering the remains of what was once a brave and gallant heart." So wenigstens darf Karl bezeichnet werden, wenn auch nach seinem Abtritt von der Bühne des öffentlichen Lebens sich das Gold seines Wesens immer tiefer unter Schutt und Schlacken verbarg. Mit Recht nimmt auch unser Verf. für ihn das Prädicat eines Helden in Anspruch, der den Kampf mit seinem Geschicke auf die ruhmvollste Weise bestand. Ein Mann, der sich in so kurzer Zeit die unbegrenzte Liebe eines so edeln Volks wie des schottischen erwarb, dessen Andenken bei Allen, die ihn dort gekannt, noch nach 30—40 Jahren Ausbrüche des heißesten Lobes und Thränen der Rührung hervorrief, ein solcher Mann kann nicht von gewöhnlichem Schlage oder von so gemeiner und lasterhafter Art gewesen sein, wie er von Einigen geschildert worden ist. Ob er auch auf dem Throne die in ihn gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt hätte, ist eine andere Frage, die der Verf., freilich nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen, aber doch befriedigend beantwortet.

Den Prinzen überlebte sein Bruder Heinrich, Cardinal von York (starb den 13. Juli 1807), der, ohne den Cardinalshut niederzulegen, die Königstitel des Verstorbenen annahm und im Testamente seine Ansprüche auf den englischen Thron Victor Emanuel I., König von Sardinien, übertrug, der seinem eigenen Thron 1821 entsagen mußte. Auf dem großen Kirchhofe irdischer Macht und Größe, in Rom, hat endlich auch das Haus Stuart sein Monument erhalten, welches Georg IV., damals noch Prinz Regent von England, den drei letzten Stuarts (Jakob III. und seinen beiden Söhnen) 1819 in der Peterskirche durch Canova errichten ließ.

Wir können von dem wahrhaft interessanten Buche nicht scheiden ohne den Ausdruck der aufrichtigsten Hochachtung für den Verf., der seine Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst, in der Benutzung der Quellen die größte Einsicht und Umsicht bewährt und auch in der Darstellung Einfachheit mit Würde zu paaren verstanden hat. Sein Werk ist eine gute That, die den bescheidenen Verf. mit einem guten Bewußtsein erfüllen darf. Auch das Äußere des Buchs verdient alle Anerkennung. Eine schöne Zugabe zu demselben bildet das gut lithographirte Bildniß, welches die edeln, wohlwollenden Züge des jugendlichen Prinzen vergegenwärtigt, und ein Facsimile seiner eben nicht kalligraphischen Handschrift. Im Anhange liefert der Verf. noch eine Anzahl von Anmerkungen, in welchen Vieles näher bestimmt, kritisch untersucht und ergänzt wird. Am Schlusse kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, daß, bei der großen Liebe, mit welcher Hr. Klose seinen Gegenstand aufgefaßt, es ihm hätte vergönnt sein sollen, vor allen die schottischen Hochlande selbst zu besuchen, nicht nur um das romantische Mutterland der Stuarts durch Autopsie kennen zu lernen, sondern auch um manche dort gewiß noch vorhandene, verborgene Quelle aufzufinden, aus welcher eine Biographie Karl Eduard's sich bereichern kann. 64.

The blue belles of England. By *Frances Trollope*. Drei Bände. London 1842.

Was Mistreß Trollope, die viel Gelobte, viel Getadelte, als Schriftstellerin ist und leistet, dürfte ziemlich fest stehen. Mit schneller Auffassung erschaut sie die Licht- und Schattenseiten des menschlichen Charakters und zeichnet sie mit einer beinahe männlichen Feder. Es gibt kein fashionables Laster, keine fashionable Albernheit, keine der sieben noblen Passionen, die wegen ihres aristokratischen Ursprungs auf Milde und Nachsicht rechnen dürfte. Scheint es doch vielmehr, als finde Mistreß Trollope eine Herzensfreude daran, ein blumenbekränztes Gerippe zu entkleiden und es den neugierigen Blicken der großen Menge, „der gemeinen Heerde", in seiner grinsenden Nichtigkeit zur Schau zu stellen. „Sie befaßt sich nicht" sagt ein englischer Kritiker, „mit den fein polirten Bolzen der Satire oder mit der scharf geschliffenen Lanzette des Witzes; sie haut ihre Opfer mit dem Küchenbeile zusammen, zerstückt sie mit der Kraft eines Metzgers und tranchirt sie mit der Geschicklichkeit eines Kochs." Durch obengenannte drei Bände zieht sich die Geschichte einer Miß Constance Ridley, die jung und im Besitz von etlichen Hunderttausend Thalern nach London kommt, die große Welt zu sehen und sich beiläufig zu überzeugen, ob die Freuden und Reize derselben wirklich so schön, wie ihre Phantasie sie ihr vorgemalt. Hauptzweck soll indeß sein, ihr Verlangen nach der persönlichen Bekanntschaft Derer zu befriedigen, die auf die eine oder die andere Weise sich ehrenvoll ausgezeichnet. „Mit Freuden würde sie", nach den Worten der Verf., „gleich Madame Cottin's Elisabeth von Sibirien bis Moskau gelaufen sein, um den unsterblichen Wellington zu sehen, oder ein Jahr lang nichts zu Mittag gegessen haben, um

ein Wort von den Lippen Derer zu vernehmen, die durch ihre Federn sich Ruhm und Berühmtheit erworben." In der londoner Welt debutirt Miß Constance unterm Fittich einer Mistreß Hartley, einer weltklugen Mutter, der nichts mehr am Herzen liegt, als ihre Töchter „gut" zu verheirathen, deren zwei jüngere Töchter ebenso kalt, herzlos und weltlich gesinnt wie ihre Mama und die mit ihrer ältesten Tochter höchst unzufrieden ist, weil diese, ein sanftes, liebes Mädchen, die Hand eines reichen Gecken ausgeschlagen und ihr Herz einem armen Marinelieutenant geschenkt hat. Das Weitere der Intriguen und ihrer Erfolge möge im Buche selbst nachgelesen werden. Den Zweck gegenwärtiger Anzeige erfüllt die Aushebung zweier Stellen, dergleichen dem Buche den Titel gegeben, denn „die blauen Schönen von England" ist wahrscheinlich nur ein zarter Ausdruck für: die blauen Strümpfe von England, mit denen Miß Constance bekannt zu werden wünscht und die demgemäß auftreten und ihre Abfertigung erhalten. Die männlichen Illustrationen der Literatur kommen auch vor die Klinge, und obschon die Verf. sämmtliche Namen verändert hat, so ist es doch leicht, die Gemeinten zu errathen. Um von der Behandlung der Männlein wie der Weiblein eine Probe zu liefern, wählt Ref. seine zwei Stellen aus der Beschreibung eines Abendcirkels bei Lady Dart, wo unter andern literarischen Löwen von den Männlein Rogers, Milman, Lockhard und Thomas Moore, von den Weiblein Lady Morgan und Miß Porter besprochen werden. Für die Richtigkeit der Namenerrathung glaubt Ref. bürgen zu können.

„Zugegen sollten sein: Rolers, der geschmackvolle, witzige talentreiche; Miller, der gelehrte, gebildete, heilige; Lodhart, der ruhige Meister einer gewaltigen Feder, die von der innigsten Zartheit erdichteter Leidenschaft zur gemessenen Anschauung des wahrhaften Biographen, zur sanften Eloquenz häuslicher Liebe und zur wundersamen Kraft züchtigender Kritik überzugehen vermag, und Meer, der Dichter — Dichter jeden Faches, Dichter in Zierlichkeit, Dichter in Pathos, Dichter in Politik, Dichter in Leidenschaft, Dichter in Empfindlichkeit, vielleicht überall Heuchler, aber überall Dichter, der die Natur durch ein Prisma sieht, das jedem Dinge die glühende, wechselnde, spielende, launenhafte Farbe seiner eigenen reichen Phantasie leiht und das langweilige Dämmerlicht des gewöhnlichen Lebens mit der sonderbaren Ausströmung der aurora borealis durchkreuzt, deren Licht die nothwendige Bedingung ihres Daseins zu sein scheint." — „Und wer ist die kleine Dame, die auf der Ottomane dort eine so ungewöhnliche Attitude angenommen?" fragte die neugierige Constance, indem sie den Blick auf die Diminutivgestalt eines Frauenzimmers richtete, das, allem Anscheine nach, der Natur zum Trotz seine Gestalt bemerkbar machen wollte und es in der That so geschickt angefangen, daß, während Aller Augen auf ihr ruheten, eine Riesin unbemerkt geblieben wäre. „Das ist Lady Bateman", antwortete Miß Hartley. „Sie ist eine ausnehmend kluge Dame, mit einer so springfertigen Phantasie und einer oft so glücklichen Originalität des Ausdrucks, daß ihre Unterhaltung in hohem Grade pikant und anziehend ist. Welcher Gegenstand auch aufs Tapet komme, es ist schlechterdings unmöglich, zu errathen, was sie dazu sagen wird, und ich habe die Zuhörer lauschen sehen, gleich Kunstverständigen bei Eröffnung eines alten Grabhügels — nicht, weil sie im voraus wissen, daß etwas Werthvolles; sondern weil die Ungewißheit sie peinigt, was zum Vorschein kommen werde. Bei alledem ist sie klug, sehr klug, hat einen glänzenden Witz und eine scharfe Beobachtungsgabe, den Scharfsinn nicht zu vergessen, womit sie die berührbaren Data eines Vordersatzes sichtet und darlegt. Nur besitzt sie auch eine merkwürdige Neigung, falsche Schlüsse zu ziehen, sodaß von hundert ihrer aufgestellten Sätze nicht einer richtig ist, und in natürlicher Folge schreibt und spricht sie oft den beredtesten Unsinn, während zugleich ihre brillanten Worte und ihr animirtes Wesen das Rastlose ihrer intellectuellen Thätigkeit bezeugen." — „Und wer ist dort der vollständige Contrast von ihr?" fragte Miß Ridley, indem sie von der rastlosen Lady Bateman auf eine etwas ältere Dame blickte, die in heiterer Ruhe auf einem ziemlich entfernten Sopha saß; „sie erscheint in Anzug, Haltung und Manier so bescheiden ruhig, daß, wenn ich nicht die als Hr. Miller und Hr. Lodhart mir genannten Herren ihr mit einer Aufmerksamkeit zuhören sähe, die deutlich genug sagt, es dürfe von ihren Worten keins verloren gehen, ich sie kaum zu einem Gegenstande Ihrer eloquenten Erklärungskunde gewählt haben würde." — „Sie dürfen Ihr Glück rühmen, Constance", erwiderte Miß Hartley, „daß Sie das Vergnügen haben, diese Dame hier zu treffen, denn nur selten schmückt sie eine solche Versammlung mit ihrer Gegenwart. Aus ihrer sich erkorenen stillen Klause tritt sie nur eben oft genug, daß die Welt nicht behaupten kann, sie habe auf den Umgang ihrer Mitmenschen verzichtet, und doch wieder so selten, daß der lärmende Beifall sie nicht martern oder das Gemisch zur Frivolität verlocken kann. Jene kleine ruhige Dame, liebe Constance, ist unstreitig die merkwürdigste jetzt lebende Frau; ja, ich möchte diesen Gemeinplatz verbessern und getraue mich, ohne Furcht vor Widerspruch, zu behaupten, sie ist die außerordentlichste Frau, die sich je berühmt gemacht; es ist Mistreß Jane Beauchamp?"

Daß Mistreß Trollope durch ihre Schau der blauen Schönen Englands sich viele Feindschaften zuziehen wird, steht mit voller Gewißheit zu erwarten. Hageldick werden die Angegriffenen sich revanchiren. Das hindert nun zwar nicht, daß das Buch dessenungeachtet das Werk einer geistreichen Frau und eine unterhaltende Lecture ist; aber lieb kann deshalb Niemand die geistreiche Frau gewinnen. Sie hat vorzugsweise die schlechten Seiten des weiblichen Herzens aufgedeckt, hat die Geschilderten mehr der Verachtung als dem Hasse preisgegeben, und hat sie die englischen Frauen nach der Wahrheit gezeichnet, so haben Wahrheit und Lüge sich nie schwesterlicher die Hand gereicht. Wo wäre Englands Häuslichkeit, wenn seine Frauen Trollopische Herzen hätten?! 18.

Literarischer Charlatanismus in Paris.

Ehemals zogen Zahnärzte und Wunderdoctoren in rothem Scharlachkleide durch das Land umher und priesen ihre unfehlbaren Universalmittel unter Trompetenklang und Paukenschall an. Die Geschichte des Charlatanismus wäre ein interessanter Theil einer Sittenschilderung der verschiedenen Zeitalter. Wir wollen hier ein paar Bruchstücke dazu beitragen und einen Blick auf die marktschreierischen Buchhändler werfen, die in die papierne Posaune der Journale blasen und jede löschpapierne Misgeburt als „epochemachend", „als Bedürfniß der Zeit" u. s. w. austrompeten. Wir machen uns lustig über die lobpreisenden Theaterzettel unserer Voraltern, auf denen der Titel eines Schauspiels stets mit überschwänglichen Lobhymnen begleitet wird. Aber ist dieser Weihrauch, der vom Buchhändler seinen eigenen Verlagsartikeln so übermäßig gestreut wird, weniger widerlich und unausstehlich als jene Hanswurstiaden, durch die der Theaterdirector Schaulustige in seine Bude zu locken sucht? „Immer heran, meine Herren, immer heran!" Nirgend hat die Mode der Annocen so um sich gegriffen als in Paris. Sollte man glauben, daß ein einziger Buchhändler wie Furne, den wir indessen keineswegs mit den Charlatanen zusammenwerfen möchten, in einem Jahr mehr als 30,000 Fr. für bloße Bücheranzeigen ausgibt? Die Annoncen und Reclamen — Ersteres sind die ins Auge fallenden gewöhnlichen Buchhändlerankündigungen, Letzteres die in die eigentlichen Spalten des Journals unter andere Notizen gesetzte Lobpreisungen eines Werks, die mit klingender Münze bezahlt sind, aber unter dem trügerischen Gewande einer gelegentlichen literarischen Beurtheilung das kauflustige Publicum täuschen sollen — beide Mittel, eine neue Schrift bekannt zu machen, sagen wir, sind in Frankreich auf die Spitze getrieben. Jede Straßenecke in Paris ist beklebt mit ellenlangen, buntfarbigen Placaten, auf denen sich die Titel aller möglichen Werke in riesigen Lettern breit machen. Es ist unnöthig, dar-

auf hinzudeuten, wie verderblich diese Annoncenwuth ist, die immer weiter um sich greift. Wie schwer kann sich ein wirklich verdienstvoller Gelehrte in diesem lauten Geschrei, das an allen Straßenecken von Stentorstimmen erhoben wird, vernehmlich machen. Gute Werke, die beim Eintritt in das literarische Leben nicht von wohlbezahlten Trompetenstößen begrüßt wurden, gehen spurlos vorüber und können nur auf einzelne, zufällige Leser zählen.

Wenn ein Journal seinen 365maligen Tageslauf zum ersten Male beginnen will, lassen die Unternehmer besonders alle Minen springen, um die bedeutenden Capitale, die oft bei der Gründung einer Zeitschrift auf dem Spiele stehen, nicht zu verlieren. Und doch helfen die gewöhnlichen Ankündigungs- und Verbreitungsmaßregeln so wenig mehr, daß wir alle Tage das Schauspiel eines absterbenden Journals haben, das erst stolz einherschritt, dann matt und matter wird, bis ihm endlich der Athem ganz ausgeht, bis es still steht wie eine Dampfmaschine, die aus Wassermangel seine Kraft ausgeschnauft hat. So muß denn auf andere Mittel der Publicität gesonnen werden. Es ist jetzt schon nicht mehr neu, zur Subscription auf ein periodisches Werk durch die Aussicht auf einen Gewinn in einer vom Buchhändler veranstalteten Lotterie zu locken. Die ungewisse Chance eines Treffers in diesem Spiele war aber noch kein Köder, dem die hartherzige Leser- und Käuferwelt nicht hatte widerstehen können. Jetzt haben die erfindungsreichen Buchhändler untrüglichere Lockungsmittel gefunden. Man verspricht z. B. jedem Subscribenten, der 20 Fr. bezahlt, außer der Zeitschrift noch für eine Summe, die dem Subscriptionspreis oft gleichkommt, Bücher, die man sich auf dem Lager des Buchhändlers wählen kann. „Klimpern gehört zum Handwerk", sagt das Sprüchwort und so hat noch jedes Journal eine besondere Art von Lockpfeifen. Die „Gazette musicale" gibt ihren Käufern noch den unentgeltlichen Genuß einer Reihe von Concerten. Die „Audience", ein juristisches Blatt, gibt neben allen Vergiftungs- und Todtschlagsgeschichten, die seine Spalten füllen, noch kostenfrei juristische Consultationen und Gutachten. Die „Gazette des femmes" wetteifert an Prahlerei mit diesen Unternehmungen. Ganz originell aber in seinen Proceduren ist der „Figaro", der nach mancherlei Verwandlungen vor kurzem wiedererstanden ist. Jeder Subscribent erhält für sein Geld eine Quittung, die wiederum in gewissen Kaufmannsläden als volle Bezahlung angenommen wird, sodaß der Käufer dieses übrigens unbedeutenden Journals erstens das täglich erscheinende Blatt erhält und dann noch für den vollen Preis in Mode-, Kunstwaaren- und andern Läden, mit denen sich die Unternehmer in Verbindung gesetzt haben, alle Arten von Waaren erhandeln kann. Wahrlich der „Charivari" hat Recht, wenn er spöttisch sagt, es werde nächstens ein Journal erscheinen, zu dem der Leser eine Lampe und ein Glas Zuckerwasser erhält.

Eine andere Art von literarischem Charlatanismus ist das Namenleihen. Es ist bekannt, daß sich in großen Städten Dienstmädchen Onkel und Tanten für einen bestimmten Preis miethen, um unter dem Scheine einer ehrenwerthen Protection in einem vortheilhaften Lichte auf dem Tanzboden zu erscheinen. So kommt mir ungefähr die Gevatterschaft der Autoren vor, die nur auf den Titeln figuriren. Gewöhnlich nimmt man einen mundvollen Namen, der schon einen guten Klang in der Literatur hat, um nichtsnutziger Waare Abgang zu verschaffen. Einer der Schriftsteller, die in Paris besonders häufig ihren Namen zu derartigen Speculationen hergeben, ist Alex. Dumas. Mehr als die Hälfte von Dem, was er gegenwärtig unter seinem Namen herausgibt, hat er nicht einmal gelesen, geschweige denn geschrieben. So ist es denn auch kein Wunder, wenn Dumas sich verpflichtet hat, in einer gewissen Zeit gegen 60 Bände seinem Buchhändler zu liefern. Merkwürdig ist auch die Geburts- und Taufgeschichte des bekannten Napoleon Landais'schen Wörterbuchs der französischen Sprache. Dieses Lexikon, das bereits die fünfte Auflage erlebt hat, ward von einer Gesellschaft von Grammatikern gemeinschaftlich verfaßt. Man suchte einen vollklingenden (ronflant) Autornamen, unter dem man dieses Associationsproduct in die Welt schicken könnte. Napoleon Landais, der mit dem Hauptmitarbeiter in Verkehr stand, aber selbst keine Feder zur Verfertigung des Werks angerührt hatte, genoß des Vorzugs, einen Namen zu besitzen, der als passend erachtet ward. Für ein gewisses Honorar und für die mühelose Ehre der Autorschaft ließ er sich bewegen, der Adoptivvater dieses nicht ganz verdienstlosen Werks zu werden. Wir können gleich noch hinzufügen, daß dieses Unternehmen anfangs ungünstig ausfiel. Die Gesellschaft löste sich auf, nachdem die Capitale, die man in diese Publication gesteckt hatte, größtentheils von den Anzeigegebühren verschlungen waren. Diese beträchtlichen Summen trugen erst später ihre Früchte und kamen der zweiten Gesellschaft zugute, die nach Auflösung der ersten eine Überarbeitung des gesammten Werks übernommen hatte. 50.

Notizen.

Für die von Captain Jesse in zwei Bänden herausgegebenen „Notes of a half-pay in search of health, or Russia, Circassia, and the Crimea, in 1839—40" (London 1842) braucht sich Niemand weniger zu bedanken als der russische Adel. Der Verf. bekennt, daß er von demselben viel Gastfreundschaft erfahren, meint aber, das sei für ihn kein Grund zu einer untreuen Schilderung, denn darauf, wie der hohe Adel sich gegen ihn benommen, komme nichts an, wol aber, wie er sich untereinander und gegen seine Leibeigenen benehme. Nun fängt er an zu schildern und schildert auf eine Weise, daß es eine tüchtige Phantasie erfodert, eine nichtswürdigere Race als den russischen Adel sich auch nur zu denken. Laut Jesse's Versicherung und eingestreuten Nachweisen fehlt es sothanem Adel an allen häuslichen Tugenden, an Menschlichkeit gegen ihre Untergebenen, an Ehrfurcht vor Gott, an Liebe zum Vaterlande, an jeglicher Moralität, aber keineswegs an ekelhaften Sitten und an der lächerlichsten Eitelkeit. Sogar die Kaiserin, behauptet er, habe sich dazu verstehen müssen, oberste Garderobiere ihres Hofs zu werden und genau zu beachten, ob eine Dame sich unterfange, ein zweites Mal vor ihr in derselben Robe zu erscheinen — was in erster Instanz mit einem ungnädigen Blicke und in den folgenden Instanzen fühlbarer gerügt werde. Erschrecklich ist, wenn der Verf. den jungen, vornehmen unvermählten Russinnen nachsagt, daß sie von Zeit zu Zeit sich bewogen sähen, das Findelhaus in Moskau zu besuchen und in den daselbst zu ihrer Bequemlichkeit eingerichteten Zimmern wochen- und monatelang auszuruhen. Das Buch muß in Deutschland verboten werden. 7.

Fenimore Cooper, der bekannte und vielgelesene amerikanische Romandichter, hat in seinem Vaterlande mit harten Anfechtungen zu kämpfen. Seine Mitbürger können ihm einige Epigramme nicht verzeihen, die er gegen sie richtete. Alle die das Vaterland verherrlichenden Werke verschwinden vor dieser „Verrätherei" und die verletzte Demokratie zeigt eine ebenso empfindliche Haut wie die Aristokratie der alten Welt. Cooper fand sich von den bittern Kritiken einiger amerikanischen Journale so angegriffen, daß er die Blätter gerichtlich belangte. Es liegt ein interessanter Brief von ihm vor, in welchem er seinen europäischen Freunden ankündigt, daß er den einen Proceß verloren habe. Der Advocat des Journalisten stützte sich bei der Verhandlung auf den Grundsatz: daß die Presse das Recht habe, die Werke eines Autors einer freien Kritik zu unterwerfen, wenn nur dessen Persönlichkeit nicht verletzt werde. Welchen Begriff er aber von der Verletzung der Persönlichkeit habe, bewies er in seiner Rede an die Jury, aus der eine Stelle wörtlich so heißt: „Wir wissen, daß Cooper eine gemeine Sklavenseele besitzt, die, von augenblicklicher Laune gereizt und durch die Lockspeise eines elenden Lohnes getrieben, ihr eigenes Vaterland beschimpft." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1842.

Äneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von R. H. Klausen. Zwei Bände. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1840. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Läge für unsere Relation nicht ein so reichhaltiger und fast erdrückender Stoff vor, scheuten wir uns nicht vor so abgenutzter Weise, zu charakterisiren, so wäre es ganz am Ort, auf die Symboliker und die Antisymboliker rückblickend, dies Werk als eine Darstellung der höhern Einheit zu begrüßen, in der die schroffe Selbständigkeit der Gegensätze einer reichern wissenschaftlichen Gestaltung als Momente sich untergeordnet. Von Alters her, bemerkt die Vorrede, walte in den Religionen der Völker das Bestreben, durch Vergleichung des eigenen mit fremden Gottesdiensten sich religiös zu verständigen, ja die Gegenstände fremder Verehrung zur Ergänzung der eigenen bei sich aufzunehmen: während eine oder die andere Richtung des religiösen Gefühls bei diesem Volke lebhafter ist als bei jenem, und selbst bei gemeinsamer Richtung die einzelnen Personen, in denen man die Gottheit anschaut, nach der Besonderheit der Nationen verschieden gebildet werden, hat doch jedes Volk das Bedürfniß, der Gottheit vollständig zu dienen, und ergänzt, wenn es in ihnen ein eigenes religiöses Interesse ausgesprochen findet, durch fremde Götter seinen Cultus. Daß ohne solche Verschmelzung von Sagen und Diensten die Fäden schwerlich zu entwirren, welche von den verschiedensten Seiten her die antiken Götter gewoben, dies ist ein unstreitig haltbarer Satz der Creuzer'schen Theorie, natürlich von allen Urreligionsschrullen und symbolischer Deutungslust entkleidet, nur, wie das vorliegende Werk oft hervorhebt, auf stammverwandte Völker und im Einklang mit historisch festen Daten anzuwenden. Andererseits werden wir durch diese sich selber klare Beschränkung, durch den Weg, der Klausen zum Ziele führt, sogleich auf Voß', Lobeck's und K. O. Müller's Spuren hingewiesen. Auf ein leichtsinniges Identificiren der unter verschiedenen Völkern gültigen religiösen Ideen ist es hier nicht abgesehen, eben in der Vermischung liegen die mythologischen Gestalten vor, und die Wissenschaft hat die Aufgabe des Sonderns, um den in alle seine Einzelnheiten zerlegten Gegenstand sicher zu erfassen: wenn mit Hülfe des gesammten philologischen Apparats, der Chorographie, der politischen Geschichte, der Mythen, Denkmale und Münzen die einheimische Sage und der örtliche Dienst in ihren ursprünglichen Physiognomien scharf umgrenzt und abgebildet, erst dann darf man in dem localen Product auch dem Keime nachforschen, an den die fernher kommende, aber analoge religiöse Vorstellung sich angeschlossen, bald von den heimischen Gedanken umsponnen und von dem angeborenen Vorurtheil localisirt.

An einem schwierigen Stoffe hat der verewigte Klausen die eben angegebene Theorie erprobt: wie schon der Titel besagt, sollen hier die religiösen Vorstellungen, in denen Griechen und Römer sich vertragen, der Einfluß der griechischen auf die altitalischen Religionen nachgewiesen werden. Dieser Einfluß liegt innerhalb des Äneadischen Sagenkreises vor: die Sage von Äneas, wurzelnd auf ursprünglich barbarischem, aber frühzeitig hellenisirtem Boden Kleinasiens, in eine Menge von griechischen Localculten verflochten, ist in Sicilien und Italien, namentlich in Latium lebendig eingebürgert und in den Mittelpunkt der latinischen und römischen Staatsreligion eingetreten. In Klausen's eigenen Worten werden wir das schwierige Thema des Äneas und der Penaten am passendsten aussprechen:

> Aus der Aufzeigung eines wohl zusammenhängenden Gewebes echt römischer Vorstellungen, bei dessen Erforschung durchaus nicht darauf ausgegangen ist, Analogien zu phrygischer und griechischer Denkweise mit Eifer hervorzuziehen, wird sich ergeben, daß es in Latium einen als Vorbild und Lehrer der Cerimonie aufgefaßten Heros gab, der dadurch zwischen Gottheit und Menschheit in der Mitte stand, so gut wie in Troas diese Stellung von Äneas eingenommen wurde.... Oder, um noch bestimmter zu reden und ohne Scheu auszusprechen, was befremdlich klingen mag, was mir aber gegen vielfachen Zweifel sich als thatsächlich festgestellt hat und wofür der Beweis vorliegt: in Latium sowol als im Ida hat es Cerimonialgeister gegeben, deren Gewalt im Gebrauch des Erzes beim Gottesdienst empfunden wurde; im Ida heißen diese Daktylen, in Latium Digitier. Aber in Latium führt einer dieser Indigetes den Namen Ahenea, wie die Daktylen die Erzmischung erfinden; im Ida vermittelt zwischen der Menschheit und den mächtigsten Göttern der Sohn der aus dem Dienst der alten Göttermutter hervorgegangenen Liebesgöttin in ähnlicher Weise, wie die der Göttermutter selbst beigegebenen Daktylen; daß dieser Sohn der Liebesgöttin Äneas heißt, daß dieser Name einer ungenauen und unrichtigen Aussprache des latinischen Namens, wie sie im Verkehr verschiedener Völker leicht sich einfindet, ähnlich lautet, ist an sich nichts als ein seltsamer Zufall, das

aber dahin gewirkt, den Athenea, der an sich vielmehr den Daktylen zu vergleichen wäre, mit dem Äneas zu identificiren.

Auf einer neuen Irrfahrt durch mancherlei Schicksale und Kämpfe haben wir den frommen Helden Äneas zu begleiten, die Augen fest auf das Ziel gerichtet, ohne durch die Abwege uns irren zu lassen, in die seine philologische Geschäftigkeit doch bisweilen den Steuermann hinreißt. Virgil's „Äneis", die epische Composition dieser Sagen, hat schon ein gut Theil Langeweile, auch wenn man gerade nicht erst scandiren, interpretiren, vertiren dabei lernt. Das vorliegende Werk will eben den Mythenkreis dogmatisch und historisch auseinanderlegen, es ist ein gelehrter Commentar zur „Äneis", und wenn auch dem „unschätzbaren und ungenießbaren" des Servius nicht zu vergleichen, doch immer ein Werk, das nicht aus freier Conception des Geistes hervorgegangen, eine Mosaikarbeit, wo Steinchen an Steinchen mit ängstlichem Fleiße gereiht ist; darum entschuldige man den Berichterstatter, auch er hat oft genug des Infandum regina iubes noch in anderm Sinne gedacht als der Dichter.

Den Göttern in wirksamer Verehrung zu nahen, darum auch die glänzenden Herrscher droben an Bedürfnisse kettend, hat ein uralter Glaube jenes Geschlecht dämonischer, göttlich menschlicher Wesen geschaffen, die der Wiege des Zeus und Poseidon zur Pflege und der großen auf Kleinasiens Bergen verehrten Göttermutter als zufällige und eifrige Diener zugesellt werden, sämmtlich einerseits der ältesten der Menschheit, der orgiastischen Verehrung angehörig, andererseits die Epoche der mit dem Cultus sich entwickelnden Künste und Handwerke bezeichnend, natürlich mehr Gebilde orientalischer als europäischer Phantasie, die je ferner sie, z. B. die Gallen, der hellenischen Welt stehen, desto ausgeprägtere orientalische Züge tragen. Als durch die äolische Einwanderung Troas unter griechischen Einfluß getreten war, bildeten die Culte der Teukrer sich in hellenische um, indem den eingewanderten Gottheiten die Attribute der einheimischen zugetheilt wurden. Aphrodite, die mit Apollo eine Hauptgottheit des Landes wurde, nahm das Wesen der idäischen Bergmutter in sich auf und des Dardanos Geschlecht tritt in die Rechte und Dienste jener dämonischen Zaubergeister, mit deren Hülfe der Mensch die Metalle überwältigt und seine Opfer den Göttern lieb und theuer werden. In diesem Sinn ist es zu deuten, wenn bei den Homeriden die Aphrodite, stets geneigt die Olympier zu den Menschen herabzuziehen, durch ihre Liebe dem dardanischen Fürstenhause Gunst und Wohlgefallen der Götter erwirbt, darum schon Dardanos aus Zeus' Händen das Palladium und den Schutz der jungfräulich bewehrenden Pallas empfängt und das gesegnete Geschlecht, nachdem es in der Linie des Ilos, Laomedon und Priamos den göttlichen Zorn auf sich gezogen, im Stamme des Assarakos, Kapys, Anchises auch fernerhin fortlebt. Sonach ist schon Anchises, der von der nahen Göttin genannt ist, durch ihre Gunst mit Gütern und Rossen begabt, dessen sterbliches Lager sie sich gefallen läßt, ein vermittelnder Dämon im Dienste der hellespontischen Göttin, welche einerseits der dindymenischen Mutter, andererseits der Aphrodite entspricht; noch deutlicher ist der Sohn, der solcher Abkunft sich rühmen darf, von den Nymphen des Gebirges erzogen, von der immer wachen Gunst der Götter und Aphroditens vor allen in jedem Kampf beschützt, die hellenische Fassung des Attis und der Daktylen, ein Geist, wie schon der Name andeutet, der die Gunst der Götter zu gewinnen weiß, und wenn sogar die sonst feindlichen aus dem Kampfe mit Achilles ihn retten, so soll dies ein Zeugniß sein, daß sie mit dem schuldlosen Zweige der Dardaniden sich ausgesöhnt und das Volk der Äneaden auf der Stammburg Dardania retten wollen. Die homerische Darstellung bezieht sich, wie bereits K. O. Müller nachgewiesen, auf das Geschlecht der Äneaden, unter dessen Herrschaft die Überreste des teukrischen Stammes kleine Ortschaften in den Thälern des Ida bewohnten, Äneas im Heroencult verehrend und daran die Hoffnung einstiger Herrschaft knüpfend. In Gergis und Skepsis namentlich sind die Sagen und Dienste des Äneas heimisch, und von diesen Orten aus lassen sich in der ganzen Umgegend, in dem kleinasiatischen Küstensaum längs dem Hellespont und der Propontis entsprechende Vorstellungen verfolgen, in der südlichen bebrykischen um Abydos, wie in der nördlich gelegenen dolionischen. Von besonderer Bedeutung hiebei ist der Pallascult der Äneadischen Geschlechter: es liegt darin, daß der bisherige Äneadische Begriffskreis durch das Element des Ansiedelns und Städtegründens vermehrt worden, die Äneaden und vorzüglich des Äneas angeblicher Sohn Eurybates werden die schützenden Götter des Apoikismus, und durch die kleinasiatischen Landschaften, ja weit über das Meer hin geleitet sie das Palladium, das sie in der Hand tragen.

Dies etwa sind die kleinasiatisch-homerischen Vorstellungen von Äneas und seinem Geschlechte, in dem ersten Buche „die Äneaden" nachgewiesen; da die sibyllinischen Bücher die einstige Herrschaft der Äneaden verkündet und überhaupt diesen Mythenkreis verbreitet haben, so stellt das nächste Hauptkapitel „die Sibylle" die Zeugnisse der Alten über das Wesen der sibyllinischen Weissagung, deren älteste Sammlungen und ihre Verbreitung bis nach Rom und ihren Äneadischen Inhalt zusammen. Die sibyllinische Weissagung knüpft sich an das Brausen des Windes in unterirdischen Höhlengewässern, dessen Laute, bisweilen zu einer Art von Verständlichkeit gesteigert, eine Antwort zu sein scheinen auf die Fragen an die jungfräulich greise Göttin.

Wer der Apollinischen Offenbarung bedürftig war, ging selbst in die einsame Waldschlucht, wo ein Quell von berauschender und verzückender Kraft im Geklüfte floß, und ließ sich aus den Naturspielen, die er dort mit Ohr und Auge vernahm, Bescheid geben, den er sich selbst auf eben die Art in Verse faßte, wie die Propheten es mit den Offenbarungen der Pythia zu machen gewohnt waren. Der in jenen Naturspielen waltende Geist konnte ihm nach den überlieferten Vorurtheilen nicht anders erscheinen, als wie die Sibylle geschildert wird, ungesellig, jungfräulich und greis; oder vielmehr er erschien gar nicht, sondern nur seine Stimme wurde vernommen, seine Schrift gelesen.

Aus den Aufzeichnungen solcher Orakel sind die sibyllinischen Sammlungen hervorgegangen, je nach dem Local

der Sibylle die delphische, kolophonische, erythräische u. s. w. benannt, deren älteste wol die gergithische; doch die erythräische erlangte bald ein größeres Ansehen, da das kleine, in einem Winkel des Ida gelegene Gergis seine Ansprüche nicht geltend machen konnte. In dem 6. Jahrhundert v. Chr., der Zeit, in der überhaupt die bisher particulairen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen in die Literatur und das öffentliche Leben übergingen, in der Pherekydes von Syra, Epimenides, die Orphiker und vor Allen Onamakritos lebten, während der Blüte der Apollinischen Weissagung, traten auch die sibyllinischen Orakel aus dem Dunkel zerstreuter landschaftlicher Götterdienste hervor und verbreiteten sich von der kleinasiatischen Küste nach den griechischen Städten und Colonien, unter ihnen auch nach dem italischen Cumä, sei es durch unmittelbaren Verkehr mit der äolischen Mutterstadt Kyme, sei es durch die in Dikäarchia sich ansiedelnden Samier. Etwa vierzig, die zu solcher Übertragung nöthigen Jahre hinzugerechnet, fällt der eben angegebene Zeitraum in die Tage Tarquin's, unter dem auch die Römer von dem Tyrannen Aristodem die sibyllinischen Bücher empfingen und localisirten, wol nicht ohne specielles Betreiben des Königs, der bei der steigenden Gährung des Volkes darin eine göttliche Begründung seiner Herrschaft fand, wie auch die Pisistratiden in ähnlicher Lage zu ähnlichen Mitteln griffen. An der Einsetzung der Säcularspiele, an der Devotion des Curtius und der Einholung der idäischen Mutter von Pessinus läßt der Einfluß sich ermessen, den die sibyllinischen Bücher auf die Einführung hellenischen Dienstes in die römische Cerimonie ausgeübt; auf diese Weise wurden auch die Verheißungen Äneadischer Herrschaft, so phantastisch wie sie bei den unterdrückten Resten der Teukrer sich ausgebildet, in Rom eingebürgert. Einst, verkündete die Sibylle, würden die Äneaden über ein weites und mächtiges Reich walten, von ihrer Äneadischen Burg aus, in einer glücklichen Zeit, in dem goldenen Saturnischen Alter unter dem König Apollo. Auf diesen Orakeln beruht ebenso jene alexandrinische Überarbeitung der Sibyllinen als Virgil's vierte Ekloge: beide behielten die Grundzüge der Sage bei, aber sie wandten die prophetischen Worte auf verschiedene Völker und Zeiten an, jener auf die messianischen Hoffnungen der Juden, dieser auf die glorreiche Zukunft der Römer: Virgil's Ekloge ist dadurch berühmter geworden, daß Jesus Christus geboren wurde, eben als er von dem Tode der Schlange und dem Wunderkinde gesungen, das die Saturnia regna herbeiführen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Herausgegeben von E. C. G. Langbecker. Mit P. Gerhardt's Bildniß, einem Facsimile seiner Handschrift und neun Musikbeilagen. Berlin, Sander. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist schlimm, wenn Wissen und Gesinnung bei einem Schriftsteller auseinandergehen: schlimm für die Literatur, in die er mit dem Wissen die Gesinnung überzutragen im Stande ist, und schlimm für ihn selbst, da er Gefahr läuft, den Werth des Wissens durch den Unwerth der Gesinnung beeinträchtigt zu sehen. In diesem Sinne fühlen wir uns über diese neue Ausgabe der Gerhardt'schen Lieder und die denselben vorangeschickte Lebensbeschreibung zu berichten genöthigt. Allen den Werth, den sorgfältige Benutzung der Quellen, Mittheilung der Belege zur Biographie in wortgetreuem Abdrucke, fleißige Zusammenstellung von commentirenden Notizen und bezüglich der Lieder selbst genauer Abdruck des Originaltextes, mit Notirung der Varianten, einer literarhistorischen Arbeit, wie die vorliegende, verleihen können, allen diesen Werth hat dieselbe auch in vollem Maße. Sie ist freilich auch überschüttet mit einem Notizenkram, der an vielen Stellen wahrhaft unleidlich wird. So erläßt uns der Herausgeber nicht, bei einzelnen Liedern zu bemerken, daß Dr. G. H. Götz dasselbe oder einzelne Verse daraus zum Texte einer Leichenpredigt oder Hochzeitsrede gewählt und welchem Manne diese Leichenrede gegolten habe, daß Gabriel Wimmer dasselbe an der und der Stelle erläutert habe; nicht minder, was in dem von Moser und Bilhuber herausgegebenen „Liederschatz" darüber gesagt, oder welche fromme Dame „auf ihrem Sterbebette ein inniges Vergnügen an diesem Liede, besonders an dem — ten Verse" gehabt habe (S. 355 u. öfter); ja, er begleitet (z. B. S. 329) in Ermangelung derartiger Notizen die Lieder auch wol mit selbstgefertigten Lobpreisungen. Wir wollen jedoch diese und andere gleich näher zu erwähnende Auswüchse einer gewissen pedantischen Ängstlichkeit zugute halten, die man nicht selten bei sonst verdienstvollen Forschern findet, wenn sie ihren Gesichtskreis zu wenig frei, das Object ihrer langjährigen Studien zu eng im Auge gehalten haben. Aber diese übertriebene Genauigkeit geht zugleich Hand in Hand mit Dem, was wir oben als einen bedenklichen Punkt der Gesinnung bezeichneten, mit einer pietistisch-frömmelnden Darstellungsweise, die nicht blos die Lecture des Buchs widrig macht, sondern die ganze Tendenz des Herausgebers in den Schatten zu stellen geeignet ist. Am deutlichsten tritt dies in dem ersten Haupttheile des Buchs, der Biographie Gerhardt's, hervor. Schon auf der zweiten Seite derselben (S. 4) nimmt der Verfasser an, „daß Gerhardt schon in früher Jugend gewöhnt worden war, mit manchen Kümmernissen bei seiner Ausbildung zu ringen und sein Auge zu den **Bergen** (?) zu erheben, von denen allein Hülfe herabkommt. Doch ein Gemüth, das festgeankert ist auf dem Fels, welcher ist Christus, kann kein Sturm aus seiner Ruhe reißen. P. Gerhardt hatte das Studium der Gottesgelahrtheit ergriffen, nicht, daß es ihm glänzende irdische Vortheile bringen sollte, sondern weil er nicht anders konnte, als sich ganz in die Fülle der Gnade des Herrn zu versenken!" (Woher doch der Verf. das so genau wissen mag, da er gleichwol selbst kurz vorher von der völligen Dunkelheit der Jugendgeschichte Gerhardt's spricht?) Auf der folgenden Seite sind wir schon bei dem 45. Lebensjahre Gerhardt's angelangt, er wird Propst zu Mittenwalde und verheirathet sich mit der Tochter des Advocaten Berthold, in dessen Hause er vielfach verkehrt war. Der Verf. drückt dies in seiner Sprache so aus: „Er richtete seine Augen, im Aufblick und Vertrauen zum Herrn, nach diesem Hause und bat um die Hand u. s. w. Wer vermag die frohen Regungen seines Herzens zu beschreiben, mit welchen er dankend und preisend vor seinen Herrn trat, als er ihm aus seiner Gnadenfülle auch dieses Kleinod anvertraut hatte."

Nach diesem neuen tiefen Geheimblicke geht der Biograph zur Erwähnung des frühzeitigen Todes des ersten Kindes Gerhardt's mit den Worten über: „Nicht immer aber reicht der Herr den Becher der Freude seinen Kindern dar, auch durch Schmerz sucht er selbst gläubige Gemüther zu läutern und fester mit sich zu verbinden." „Aber", leitet er ferner die Notiz über ein gespanntes Verhältniß mit seinen Amtsgenossen ein, „auch in seinem Amte sollte Gerhardt seinem Herrn das **Kreuz nachtragen**" (!) Endlich kommt Gerhardt im J. 1657 nach Berlin, und hier wollte wiederum „der Herr seinen Glauben auf eine harte Probe stellen". Und nun folgt (von

S. 11—205) auf ziemlich 200 Seiten die detaillirteste Darstellung der Religionswirren, welche in Brandenburg während des ganzen 17. Jahrhunderts, insbesondere in den siebziger Jahren desselben durch die Gegensätze zwischen Reformirten und Lutheranern gebildet wurden und in die später auch Gerhardt dergestalt verwickelt wurde, daß er dadurch sein Amt verlor. Diese ganze Darstellung besteht allerdings von S. 21 an fast nur aus dem chronologischen, durch kleine Zwischensätze verbundenen Abdrucke der von 1662—67 in dieser Sache ergangenen Acten, namentlich den wechselseitigen Schreiben der Kurfürsten und des Raths zu Berlin, sowie der Bedenken und Vorstellungen des berliner geistlichen Ministeriums. Das Alles hätte in einem Anhange zusammengestellt, hier im Texte aber eine kurze pragmatische Darstellung gegeben werden mögen: am füglichsten hätte der Verf. daraus ein besonderes Schriftchen gemacht. Er hätte dabei immer noch Gelegenheit genug gehabt, Phrasen, wie (S. 20): „nicht allein im verborgenen Kämmerlein sollte Gerhardt für das Heil der Kirche beten, nein, der Herr führte ihn jetzt hinaus auf den Kampfplatz, damit sein Glaube im Feuer der Anfechtung bewährt werde", und ähnliche sattsam anzubringen, und wäre vielleicht weniger in Verlegenheit gekommen, wie er sich hinsichtlich des grossen Kurfürsten verhalten solle, der nun doch als Protector der Reformirten, als der, welcher Gerhardt seines Amtes entsetzte, weil dieser in altgläubig-orthodoxer Halsstarrigkeit den verlangten Revers nicht unterzeichnete, bei dem Biographen nicht in hoher Gunst stehen dürfte. Man muß sich freilich wundern, wenn man (S. 21) von dem „frommen und weisen Fürsten" liest und (S. 163) auch wieder von dem „frommen und friedlichen Gerhardt". Aber unser orator bilinguis weiß sich auch durch gefährlichere Klippen hindurchzuhelfen: selbst da, wo die Wahrheit im schimmernden Gewande des schärfsten, fast spöttischen Zugemütheführens aus dem Meere breiter Redensarten auftaucht, wie sie der damalige Curialstyl kannte. So suchte der berliner Rath unterm 13. Febr. 1666 um Restitution Gerhardt's in sein Amt beim Kurfürsten nach und hatte sich auf Vorgänge bezogen, wo ebenfalls eine solche ohne Unterschrift des Reverses geschehen, daneben Gerhardt als einen höchlichst frommen Mann geschildert. Unterm 28. Febr. desselben Jahres erließ nun der Kurfürst ein Antwortschreiben, worin er nicht nur die angeführten Facta als unrichtig supponirt bezeichnet, sondern auch von dem „frommen" Gerhardt Handlungen zelotischen Eifers und positiven Widerstrebens gegen die Vereinigung der Religionsparteien dem Rathe zu Gemüthe führt, die derselbe allerdings in keinem seiner nachherigen Schreiben zu beschönigen auch nur den Versuch gemacht hat. Wie hilft sich hier der Biograph? „Der fromme, friedliche Gerhardt mußte irgend einen Feind in der Umgebung des Kurfürsten haben, der bemüht gewesen war, seine Frömmigkeit und seinen friedlichen Sinn verdächtig zu machen." Gut geschienen, Mond! Die Beleuchtung ist vortrefflich, der Reflex, den die Anklage gegen einen Anonymus auf den Kurfürsten selbst wirft, ist gerade nur so groß, daß man noch geneigt sein muß, dem Verf. für seine mildchristliche Auffindung eines Deckmäntelchens Dank zu wissen. Freilich scheint er nur auf Leser gerechnet zu haben, welche die endlosen unerquicklichen Actenstücke nicht durchgehen, sondern sich mit seinen Verbindungssätzen zwischen denselben begnügen werden.

Da, wo der Faden der Biographie eigentlich wieder aufgenommen wird (S. 206), folgen nun noch verschiedene Schreiben von und an Gerhardt, welche sich auf seine Versetzung nach Lübben beziehen, und einige wenige Notizen über seine letzten Lebensjahre, auch diese wieder mit den bekannten salbungsreichen Phrasen untermischt. Nach einigen literarhistorischen Bemerkungen und dem sehr unnöthigen Wiederabdruck eines sehr mittelmäßigen Gedichts auf Gerhardt kommen wir zu der Einleitung in die Lieder P. Gerhardt's (S. 243—284). In dieser Einleitung sind außer einigen reinbibliographischen Notizen über die aufgeführten sieben Ausgaben der Gerhardt'schen Lieder nur Auszüge aus den Vorreden zu den letztern und andern Schriften über Gerhardt gegeben, die zum grossen Theile freilich an Langweiligkeit des Styls und Salbungsfülle der Diction den Verfasser noch übertreffen, ihm mindestens gleich kommen. Und haben wir nun etwa auf diesen nahe 300 Seiten eine Biographie Gerhardt's? Nein! es sind nur ein gutes Theil Bausteine dazu, aber auch diese wieder verborgen unter einem Schutthaufen frömmelnder Redensarten und pietistischer Tendenzen. Zu einem echten Charakterbilde Gerhardt's hat der Verf. auch nicht einen einzigen eigenen Strich geliefert.

An den (120) Liedern selbst konnte er nichts ändern, sie sind übrigens mit vieler Genauigkeit abgedruckt; daß und welcher Art Beiwerk er ihnen gab, mit was für ungeschickten literar-historischen Lappen er sie behing und welcher Geist auch hier sich an den Tag legt, wurde schon oben bemerkt: es ist nur zu verwundern, daß der Herausgeber die neun Musikbeilagen, Choräle zu Gerhardt's Liedern enthaltend, so ohne alle christliche Legitimation und Bewidmung mit einer frommen Phrase hat in die Welt gehen lassen!

Das vorstehend Gesagte gilt auch von dem Nachtrag zu dieser Schrift:

Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt, des geistreichen Liederdichters Paulus Gerhardt frommer Gattin. Als ein Nachtrag zu dessen Lebensbeschreibung, herausgegeben von E. C. G. Langbecker. Berlin, Oehmigke. 1842. Gr. 8. 5 Ngr.

Die frömmelnde Ausdrucksweise gewinnt hier eher noch an Unleidlichkeit, insofern wir uns weder für den Gegenstand so interessiren können wie bei der vorigen Schrift, noch Episoden in derselben enthalten sind, die dem Verf. die Anbringung seiner Lieblingsphrasen erschwert hätten. Nun hat das Schicksal noch gewollt, daß der Verf. die auf Frau Gerhardt gehaltene Leichenpredigt aufgefunden hat, wovon er Gelegenheit nimmt, Titel und Dedication der letztern, ingleichen die ihr beigegebene Grabschrift (und zwar im lateinischen Original und in Übersetzung), nicht minder den Titel eines auf die Verewigte gemachten Gedichts (das er selbst des Abdrucks nicht werth erachtete!) auf acht Seiten getreu mitzutheilen. Bedürfte es noch eines Zeugnisses seiner Übergenauigkeit, so könnte dafür dienen, daß er S. 8 sogar das Jahr angegeben hat, in welchem das Kind der Amme starb, welche den jüngsten Sohn P. Gerhardt's säugte. Nehmt Euch ein Exempel daran, ihr Biographen! 16.

Literarische Notizen.

Biondelli gibt zu Mailand heraus: „Atlante linguistico d'Europa", wovon der erste Band erschienen ist. Besonders haben die häufigen Schnitzer, welche dadurch begangen worden sind, daß man das Slawische mit den Dialekten deutscher Völkerschaften oder mit dem Finnischen, das Türkische dagegen mit dem Slawischen zusammenschmolz, den Verf. zu diesem Werke veranlaßt. Der Verf., welcher auf Malte-Brun's und Balbi's Spuren geht und sich fähig glaubt, alle europäischen Sprachsysteme und Dialekte classificiren zu können, breitet in diesem Bande seine Untersuchungen vom Kaukasus bis zum kaspischen Meere und dem Ural aus und umfaßt, Rußland sich nähernd, auch die Samojeden, Finnen und die türkisch-tatarischen Stämme am schwarzen Meer. So hofft er, ein Werk zum Schlusse und Abschluß zu bringen, welches der berühmte Klaproth in seiner „Asia polyglotta" begann.

Vom Grafen von Zeller erschien in Paris: „La noblesse ancienne et la noblesse d'à présent; suivi d'un appendice sur la souveraineté", ein mit Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit geschriebenes und an interessanten Untersuchungen reiches Buch. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1842.

Äneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von R. H. Klausen. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Überraschend ist die Aussicht, welche das dritte Buch „Äneas der Einwanderer" eröffnet: die Äneadischen Begriffskreise weithin verbreitet über die hellenische Welt, die Küsten vorzüglich, aber auch das innere Griechenland, denn in dem troischen Antandros, um den thermäischen Busen auf der Halbinsel Pallene und dem thessalischen Pharsalus, bei den Arkadern von Mantinea, Phoneos, Orchomenos, Kaphyä, Nasoi, den epirotischen Orten Buthrotus und Onchesmus, auf den Inseln Kreta, Delos, Zakynthos, an den östlichen Küsten Italiens und Siciliens, zu Karthago — aller dieser Orte finden sich Sagen und Dienste, die sichtlich auf Äneas und die ihm verbundenen Götterkreise deuten, der dunklern Spuren zu geschweigen. Mögen auch nach dem Sturze des troischen Reiches einzelne Auswanderungen erfolgt sein, die den Namen des dardanischen Heros Äneas mit sich führten, und unter seinem Schutze die Mühsale des Wegs und der Ansiedlung überwanden, so darf man doch keineswegs eine solche äußere Vermittlung annehmen, — annehmen, daß eine colonisirende Völkerschaft überallhin die teukrischen Sagen verbreitet habe. Der Äneadische Cultus ist vielmehr ein an jedem Punkte einheimisches Erzeugniß, selbständig und local, aus der Verehrung einer gefälligen und vermittelnden Aphrodite erwachsen: sie liebt es, die Götter in wohlwollender Stimmung dem Menschen zuzuneigen, sie für die menschlichen Bedürfnisse günstig zu stimmen: wie man demnach der Göttin selbst diese Thätigkeit beilegt oder einen Dämon in aphrodisischer Wirksamkeit ihr zur Seite stellt, ist die Verehrung bald einer Aphrodite Aineias, bald mit ihr einem Heros Äneas gewidmet. In diesem ihren ursprünglichen localen Wesen sind die Äneadischen Götter vorzüglich dem Hirten- und Schifferleben förderlich; dort hat Aphrodite das Geschäft, die Fruchtbarkeit der Heerden zu begünstigen, und Äneas begründet die städtische Gemeinschaft, denn wie seine eigene Gemüthsart gefällig ist, stimmt er auch die Menschen zu gegenseitig nützendem Verkehr; hier sänftigt Aphrodite die Gewalt des Meeres und der Winde und Äneas setzt Spiele ein, wodurch er die Glieder zur Arbeit am Ruder kräftigt, und Gebräuche, durch welche die Gunst der Götter zu gewinnen. Erst durch die Verbreitung der Homerischen Gedichte geschah es, daß alle diese localen Culte eine allgemeinere hellenische Färbung annahmen und überall der einheimische Heros, doch ohne je seines angeborenen Wesens völlig sich zu entäußern, die Attribute und die plastische Gestalt des dardanischen in der Ilias empfing. So fand sich von selbst die Sage von der Seefahrt und den Ansiedlungen des Äneas, denn jede Gegend bezeichnete sich als das Ziel und Ende seiner Fahrt, bis sie einem gleichberechtigten Orte auch einen Aufenthalt des Helden zugestehen mußte, und indem diese Thätigkeit bis zu den fernsten Enden der hellenischen Welt bis nach Phönicien und Italien sich ausdehnt, muß auch Äneas auf weiter Fahrt, wie sein Sohn Eurybates es ausspricht, immer in Geschäft, sein Anrecht zu verwirklichen, Jahre lang alle Noth der Heimatlosigkeit ertragen. Sinnig deutet Klausen die Stellung, die bei diesem Zuge jeder der drei Äneadischen Helden einnimmt, aus der troischen Sage resultirend:

> Dem Anchises ist es eigenthümlich, daß er die Vorliebe der Götter und den Anspruch auf das daraus hervorgehende Gedeihen an die Seinigen bringt; dem Äneas, daß er die Verwirklichung dieses Anspruchs erwirbt, auch wol erstreitet; dem Askanios, daß er diesen Besitz genießt und ohne große Anstrengung behauptet. Demgemäß wird den einzelnen gedient: dem Anchises, damit er immer die Seinigen den Gättern nah erhalte; dem Äneas, damit er jeder Störung, jedem Hinderniß begegne und ihm eine gedeihliche Wendung abgewinne; dem Askanios, damit er den Segen selbst immerdar zuwende und erhalte. In den Schwierigkeiten des Verkehrs, namentlich der Wanderung und der Seefahrt, bietet sich daher vorzugsweise Äneas zum Vertreter dar; Anchises enthüllt den Willen der Götter und sorgt dafür, daß ihre Vorliebe sich keinen Augenblick abwende; Askanios erhält etwa nur die Fülle der Vorräthe. So verlassen sie Troja: Anchises hält die Unterpfänder der Göttergunst, die heiligen Bilder oder das Scepter, Askanios den Hirtenstab, als sei er des Hirtenstabes auch für die Zukunft gewiß; Äneas, der den Vater trägt, den Sohn führt, bahnt ihnen, sich und den Genossen einen Weg durch die Feinde und Flammen.

Nachdem so oft schon vor unsern Augen der Proceß der mythischen Scheidung und Mischung nachgewiesen, eines erprobten Führers versichert, wenden wir uns dem Boden Altitaliens zu, allwo der wunderliche Erzgeist Athenea sich in Homerische Formen und Farben gekleidet haben soll. Denn von den spätern Erzählungen bei Virgil, Livius und Dionysius, die Äneas von Sicilien her längs der italischen Westküste nach Latium führen, davon

daß der Homerische Heros völlig aus eigener Kraft auf diesem Boden erwachsen, weiß die durch Timäus erhaltene älteste Überlieferung nichts. In ihr finden wir Äneas auf italischem Grunde zunächst bei den Tuskern, seinen Genossen, die Aboriginer sind sein Volk, das ganz unhellenische Latium sein Land, und erst zuletzt bei Kumä betritt er hellenisches Gebiet. Äneas muß also eine einheimische, in latinischen Religionsbegriffen wurzelnde Gestalt sein. Daher empfangen wir eine weitläufige Darstellung des altitalischen Götterdienstes, oft zu weitläufig, wie es scheint, der wir nur das auf unsere Hauptsache, die locale Bildung des Dämon Bezügliche, für diese Relation entnehmen.

In Lavinium befindet sich das Bundesheiligthum des latinischen Volkes: hier an dem vorüberfließenden Numicius haben die Latiner dem Äneas eine Heroenkapelle errichtet, einen nicht großen Grabhügel, umgeben von Baumreihen; hier waltet Äneas Indiges an dem nährenden Strom der Penatenstadt, aus dessen fließendem Wasser zum Dienste der Götter geschöpft wird. Von Anchisa, dem Genius der Bundesstadt, an dem die latinische Sage den göttlichen Sinn und die reiche Kunde von göttlichen Dingen rühmt, ist dieser Landesheros durch die Vermittlung der latinischen Venus in die Menschheit hineingeboren, denn sie, die Göttin des rieselnden Verlangens, welche die üppigsten Gewächse und das edle Roß erzeugt hat, muß auch dabei thätig sein, wenn der Genius des Orts dem Flußwasser seine nährende, heilende, erleuchtende Kraft mittheilen soll. Bisher war das Leben des Volks ein unsicheres und unstetes gewesen, die eingeborenen Aboriginer kämpfen mit den eingewanderten herrschenden Sikulern, und erst durch Laviniums Gründung weichen Zwist und Fehde gesicherter Ansässigkeit: dies hat Äneas, der Heimatstifter und Penatenbringer, vollbracht, indem er auf dem troius ager, d. h. dem von Rossen durchtummelten, latinischen Boden den Trotz des unsteten Lebens gebrochen, als der Erste die Symbole des Haus- und Staatslebens, die ausrottende Flamme und das nährende Feuer, in der troa, der bauchigen Opferschale mit der Handhabe, sonach auf troische Weise dargebracht, und die troische Sau (troia), das trächtige, Zukunft versorgende Hausthier geschlachtet, in dem lavinischen Penus unter dem Schutze der Penaten aufbewahrt hat. Er hat einen Bund geschlossen mit Latinus, dem menschgewordenen Jupiter Latiaris, und mit dem Geiste der Bundesstadt vom Latium, der Lavinia sich vermählt; seit dieser Ausgleichung wird die weltliche Gewalt vom Latiaris, die Cerimonialgewalt vom Indiges geübt. Nach seinem Verschwinden aus der Menschenwelt lebt er an dem Flusse Numicius; wenn die Sage hier die gefällige Anna Perenna, die Nymphe des unversiegbar strömenden Gewässers des Staatshaushaltes, neben ihn stellt und die latinisch römische Cerimonie den Vestalinnen befiehlt, aus seinem Wasser für den Dienst der Vesta zu schöpfen, der Herdgöttin, in deren Hut die Lebensflamme aller menschlichen Gemeinschaft steht, wenn die Götter, welche den Boden von störenden Sumpfgewässern befreien und dem Flusse verjüngende Frische und Heilkraft gewähren, ihm als Genossen zugegeben werden, so ist auf diese Weise seine frühere heroische Thätigkeit in eine bleibende dämonische Sorge religiös umgebildet, in die Sorge für Feuer und Wasser, auf dessen Gebrauch Familie wie Staat beruht. Wie er als Landesheros das Opfer und seine Cerimonien eingesetzt, so waltet er auch fortdauernd in den gottesdienstlichen Verrichtungen, den Indigitamenten, wie die Pontificalbücher sie vorschreiben zur Verehrung, Verherrlichung und wirksamen Behandlung der Götter. Äneas gehört zu den Indigetes, die im Cultus unter den am meisten einheimischen, den angeborenen Göttern genannt werden, die dem Cerimonial die Kraft verleihen, auf die Gottheit in gleichmäßiger Weise und mit immer sicherm Erfolge einzuwirken, die den latinischen Bundesstaat und das römische Volk in ein unfehlbares Verhältniß zu dem günstigen Walten der Götter setzen. Eben um dieser vermittelnden Thätigkeit willen ist Äneas der göttlichen wie menschlichen Natur theilhaftig.

Schon diese, eben nur die hauptsächlichsten Momente des altitalischen Äneadencultus beweisen, daß auch hier ein Kreis von religiösen Vorstellungen einheimisch gewesen, die sowol dem Inhalte als wunderlich genug auch mancher Beziehungen nach eine Relation haben zu den Homerischen Mythen, die dem aphrodisischen Fürsten von Troas und seinem Geschlechte in Italien eine Stätte bereiten konnten. Ja, bei dem Heros selbst, der den Mittelpunkt des Mythengewebes bildet, luden ähnlich klingende Laute zur Vermischung ein: der latinische Indiges — dies darf man wol für mehr als wahrscheinlich annehmen — ist in seiner heroischen Laufbahn ein Geist des Erzes gewesen, Ahenea, in dessen Namen man leicht den dardanischen Äneas finden konnte. In namentlicher Bezeichnung durch Citate läßt ein Ahenea freilich sich nicht erweisen: indeß da das Erz, das einheimische Metall Italiens, schon nach seiner Anwendung zu allem bessern Hausgeräth in den Begriffskreis der Vesta und der Penaten sich stellt, da eherne Werkzeuge im Gottesdienste dazu gebraucht werden, um auf heilige Gegenstände eine bestimmte Einwirkung auszuüben, da in dem Lärm des Erzes, der dem Kriegsgotte, dem Liber und der Göttermutter gefällig ist, der die bösen Geister im Himmel und auf Erden vertreibt und den Bienenschwarm zur Ansiedlung lockt, in diesem heisern Klange des Erzes offenbar eine dämonische Gottheit einwohnend gedacht wird, so liegt die Folgerung nahe, daß, wie die Pythagoräer, auch die verwandte latinische Religion einen Geist des verarbeiteten Erzes verehrt habe, analog den im Gelde waltenden Dämonen Äskulanus, Argentinus, Jupiter Pecunia; dann aber ist nicht abzusehen, wie er anders geheißen haben soll als Ahenea. Die Identität des Indiges und dieses Ahenea ergibt sich daraus, daß der Geist des Erzes gerade bei den Gebräuchen wirksam ist, welche das Herz der gesammten Pontificaltheorie bilden, bei der Darbringung des Feuers und Wassers, wie wir schon gesehen haben, in den ehernen Opferschalen. Eben diese wesentliche Einheit beider Auffassungen ist auch dafür in Rech-

nung zu ziehen, daß der immer gegenwärtige, in den Gewässern und dem ganzen Cerimonial wirksame Dämon den Vordergrund einnimmt, während seine irdische Persönlichkeit, der Erzgeist Ahenea, nur selten, schwankend und zerflossen erscheint, denn im Dämon ist zugleich der Heros zu entdecken. Durch die Bekanntschaft mit der troischen Sage wurde auch die heroische Wirksamkeit bestimmter und nüchterner aufgefaßt: man vernahm von dem Äneas als einem umherziehenden Fürsten einer vertriebenen Schar, der schon an verschiedenen Orten Städte gegründet, Häfen eröffnet, Spiele gestiftet, Geschlechter zurückgelassen hat, und indem man ihn übrigens den einheimischen Überlieferungen gemäß erhielt, wurde er seitdem als ein Einwanderer, als der Stammvater des latinischen Volks gefaßt; — Ahenea wurde Äneas.

Was er auf diese Weise in Latium zu Stande gebracht, überträgt er durch seine Abkömmlinge nach Rom, entweder unmittelbar, wie die Annalisten und Griechen von Roms Gründern als den Söhnen und Enkeln des Äneas sprechen, oder in längerer Linie durch Proca, den Ruhm des troischen Geschlechts, der den billig zutheilenden Numitor und den eifersüchtig anmaßenden Amulius zeugt:

Aus dem Streite beider geht die Zeugung des Waldgotts mit der Vestalin hervor, deren aus dem nährenden Strom geborgene Geburten die silvialischen Söhne des Krieges sind. Von diesen wird der neuen Stadt mit Äneischem Feuer eine Stätte bereitet; in die mit dem Pomörium inaugurirte Stadt wird Venus mit den Waffen hereingeführt; die Stadt aber bedarf noch der Heiligung und innern Ordnung durch den Pontificalfürsten. Dieser weist allen Bezirken ihre nährenden Quellen an und wird selbst an der Stätte des Quellgeistes bestattet auf Äneischem Boden.

Es ist ein bekannter Satz, den Niebuhr auch auf die römische Geschichte angewendet, daß freie Staaten die Stetigkeit ihrer Entwickelung vornehmlich der Erblichkeit verdanken, womit Gesinnungen und Grundsätze fortgepflanzt werden in den Familien derselben, deren Leben durch die Jahrhunderte hindurch wie eines Mannes ist. Wie man in Griechenland Fähigkeiten und Künste, namentlich auch Priesterschaft in Geschlechtern fortgepflanzt findet, so beruhen in Rom diese durchgehenden Familienzüge auf religiösen Grundlagen und die Familien verehren in ihren Gentilculten die ihrem Charakter entsprechenden Götter; leicht geschieht es dabei, daß theils von den Gliedern, theils von den beobachtenden Mitgliedern Das, was im Charakter und in den Schicksalen desselben das Wesentliche ist, rückwärts auf den Heroen übertragen wird, der als der Urherr des Geschlechts gilt. Wie dies schon bei den Ämiliern, in ältester Zeit den vornehmsten Trägern Äneadischer Vorstellungen in Rom, sich nachweisen läßt, so auch bei den Juliern, deren vornehme und gemächliche Haltung, ihre Neigung zu griechischer Bildung, ihre priesterliche Amtsthätigkeit man auf den Ursprung von der Venus mythisch deutete: Cäsar und Octavian bildeten die ererbten Vorstellungen reicher und bestimmter aus, um durch die an Äneadisches stets sich anschmiegenden sibyllinischen Prophezeiungen ihre Herrschaft zu mehren und zu sichern. Daher darf man auch Virgil's „Äneis" nicht geradezu für eine Ausgeburt schmeichelnder Lüge und dienerischer Sinnesart erklären; sie bleibt, wenn auch durch ähnliche Motive veranlaßt, dabei noch immer eine scharfsinnige Auslegung und dichterische Darstellung ehrwürdigster Traditionen:

Cäsar und Octavian nahmen, indem sie ihre Gewalt gründeten auf die Vorliebe der Menge oder auf die tribunicische Vollmacht, in dem gegenwärtigen Leben des römischen Volks die Stelle ein, welche dem Äneas zukam, wenn man ihn den Aboriginern gegenüber als Vertreter der wegen Ausländerei gescholtenen Sikuler, als Werkzeug des Liber gegenüber dem Mars, der Venus Libera gegenüber der Juno faßte. Dies hat Virgil erkannt und entwickelt: er hat dem Äneas das Geschäft gegeben, das im römischen Staat, als dieser ein lebendiger Verein eigenthümlich organisirter, in erblicher Lebensansicht gleichmäßig fortwirkender Geschlechter war, den Juliern zustand, im römischen Gottesdienst auseinanderging in die Ämter der Flamines und Pontifices. Bestimmt durch die selbstbewußte Geschäftigkeit des Octavian in der Ausmittelung der wirksamsten Stellung für sich in jedem der von ihm neu eingerichteten politischen und religiösen Wirkungskreise, gestützt auf die unermeßliche Belesenheit des Varro in Verbindung mit eigenem Ohr für die keineswegs verschollene Überlieferung, hat er mit staunenswürdiger Gelehrsamkeit aus den Traditionen der italischen Geschlechter heraus jede seiner Personen und jede That derselben in das richtige Verhältniß geordnet, um ein dichterisches Gegenbild des durch den innern Betrieb seiner Glieder Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert durch Entzweiung und Aufstörung hindurch sich wieder befriedenden und befestigenden römischen Staats als der Einheit von Italien zu geben.

Nach dieser gewissenhaften und, so viel an uns lag, treuen Relation sind wir wol der Mühe überhoben, die wissenschaftliche Bedeutung des „Äneas und der Penaten" noch in allgemein abschätzenden Worten zu umschreiben. Schon nach den Grundgedanken und der ganzen Anlage eine vollendetere Betrachtungsweise des Mythischen, der symbolischen, welche die religiösen Formen in ein unbestimmtes Allgemeine auflöst und nur hinter dem Bilde die Wahrheit sucht, ebenso sehr überlegen als der antisymbolischen, welche den Gegenstand willkürlich begrenzt und vereinzelt und vor ihm hin und her rathen will, darf dies Werk, das praktisch es versucht, eine mythische Bildung nach allen ihren Farbenverhältnissen und Gruppirungsgesetzen zu verstehen, auch seinem Inhalte, wenigstens den hauptsächlichsten Daten und Ideen nach des höchsten Lobes würdig und der Äneadenmythus auf ebenso gelehrte als geistvolle Weise entwirrt gelten. Daß die Form noch Manches zu wünschen übrig lasse, die ganze Arbeit zu weit und breit angelegt scheint und die massenhaft übereinander gethürmten Combinationen oft in weit abliegende Gebiete sich verirren, wollen wir um so weniger leugnen, da Klausen selbst noch beim letzten Bande sein Bedenken nicht verhehlt, es möge doch die anhaltende Beschäftigung mit den einzelnen Gegenständen der Klarheit und Deutlichkeit des Ergebnisses geschadet haben, und indem er, vor den Augen der Urtheilsfähigen die Ausscheidung zu vollziehen, die Trümmer der Überlieferung hin und her getragen, sei die Verwirrung eher vermehrt als gehoben worden. Sollen wir das strenge Selbsturtheil, das Klausen darin ausgesprochen, durch Belege und Proben in ein noch schärferes, schneidenderes Licht

setzen, wie man leider schon begonnen? Man lese die trefflichen Worte, welche Nitzsch in Bonn, dem der letzte Band gewidmet, zum Andenken des zu früh Entschlafenen niedergeschrieben, und wird statt wohlfeilen Mäkelns dem Urtheile bestimmen:

Ich halte es für unmöglich, daß so viel nachhaltiger zu Tage fördernder Fleiß, solche Treue im unverdächtigsten Belegen, solche durchgeführte, großartige und eigenthümliche Betrachtung des Verhältnisses des Italischen und Griechischen in der Mythologie und solches Glück der Wahrnehmung, so belohnte und belohnende Forschung eine bleibende Ungunst und Vernachlässigung erfahre. 42.

Aus Italien.

Am 11. September 1841 starb zu Mailand Gaetano Cattaneo, einer der geachtetsten Gelehrten dieser Stadt, dessen stille Wirksamkeit seinem Vaterlande ein schönes Denkmal seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft zurückläßt. Zu Soncino, einem Dörfchen der Provinz Pavia, am 20. September 1771 geboren, kam er sehr jung nach Mailand, wo er neben streng wissenschaftlichen Studien berufsmäßig der Kunst sich widmete. In ihr sich zu vervollkommnen, ging er nach Rom und seine Leistungen fanden so vielen Beifall, daß er nach seiner Rückkehr ins Vaterland am 19. November 1801 als Zeichner bei der Münze und als Director für die Medaillenstempel, die im Auftrage des Staats ausgeführt wurden, Anstellung erhielt. Der häufig vorkommende Fall, daß bei der Münze werthvolle Seltenheiten zum Einschmelzen angeboten wurden, bewog ihn zu dem Antrage bei den Behörden, diese Stücke durch Ersatz des Metallwerthes vor dem Schmelztiegel zu sichern. Der Antrag fand Zustimmung und so begann er seit 1803 das Münzcabinet zu bilden, das im Laufe weniger Jahre so an Umfang und Bedeutung gewann, daß es jetzt zu den namhaftesten gehört. Im Jahre 1808 ward Cattaneo zu seinem Conservator, 1818 zu seinem bleibenden Director ernannt. Ankäufe der Sammlungen von Corigliano-Caronni, Millingen, Anguissola, Sanclemente, Canonici, bedeutender Abtheilungen der Sammlungen Collalto und Bottari, die kleineren ungerechnet, die er auf Reisen durch Italien 1810, durch Deutschland und Ungarn 1813 erwarb, haben einen Schatz von 33,740 griechischen, römischen und modernen zusammengebracht, bei dem 9322 moderne Goldstücke, Doubletten und absichtlich gesammelte falsche gar nicht gerechnet sind. Dazu kommt eine Büchersammlung von 12,000 Bänden, numismatischen und archäologischen Inhalts, ohne die eine Sammlung dieser Art nicht wohl bestehen kann. So ausreichend das Verdienst einer solchen geschaffenen und gutgeordneten Sammlung auch scheinen könnte, um sein Andenken zu erhalten, so hat er doch auch durch einzelne Schriften, namentlich durch einen Brief über zwei griechische Münzen (1811) und eine Abhandlung über ein Bronzefragment, Venus mit dem Apfel darstellend (1819), dafür zu sorgen gesucht und Vorarbeiten zu einer Geschichte der lombardischen Künstler, für die er seit Jahren gesammelt, würden, wenn er die letzte Hand hätte an sie legen können, seine der Kunst zugewandte Neigung aufs neue glänzend bewährt haben. Seinem plötzlichen Tode folgten die Klagen Aller nach, die mit dem braven Manne im Leben verbunden waren.

Statistische Beobachtungen, die Doctor Carlo Gallo Calderini unter dem Titel: „Studj di statistica medico-politica per la città e Corpi Santi di Milano per l'anno 1839", im Sommer vorigen Jahres dem Lombardischen Institute vorlegte, geben über die Bevölkerung Mailands sehr erfreuliche Aufschlüsse. Nach seinen mühsamen Zählungen, denen die Bereitwilligkeit der städtischen Behörden keineswegs zu Hülfe kam, hatte Mailand im angegebenen Jahre 142,179 Seelen, dabei die Kinder, die noch kein Jahr alt waren, ungerechnet, nämlich 69,677 männliche und 72,502 weibliche. Todesfälle gab es in diesem Jahre 6522, von denen 2068 Kinder waren, die im Jahre ihrer Geburt starben und in der Mittelzahl kaum den 39. Tag erlebten. Auffallend ist außerdem, daß die verschiedenen Kirchspiele sehr verschiedene mittle Lebensdauer zeigten. In S.-Stefano, in S.-Tommaso und S.-Ambrogio ist die mittlere Lebensdauer — wiederum wenn die Kinder nicht in Anschlag gebracht werden — 42 Jahre; dagegen im Kirchspiel von S.-Calimero und des Domes kann man nur 32 Jahre zählen. Besondere Aufmerksamkeit werden die Behörden auf die Sterblichkeit der Kinder zu richten haben, denn leider! fand Calderini, daß auf 5 Todesfälle stets ein Kind zu rechnen war, und nimmt man die ausgesetzten hinzu, so kommt sogar auf 3 Todesfälle der eines Kindes. Auch ergab sich in der Stadt im Allgemeinen ein todtes Kind auf jedes fünfte während des ganzen Jahres geborenen und mit Hinzuzählung der Aussetzlinge sogar auf jede vierte Geburt. Im Kirchspiel Sta.-Maria de' Servi war jedes sechste Kind, in S.-Alessandro jedes neunzigste ein uneheliches. Durchschnittlich ergab sich für Mailand, daß jedes zwanzigste Kind ein unlegitimes war, wohl gemerkt, daß dabei die weggesetzten nicht in Anschlag kommen; denn sonst würde sich ergeben, daß jedes dritte (und ein Bruchtheil) ein unlegitimes ist. Im Allgemeinen wird in Mailand jedem dreißigsten seiner Einwohner ein Kind geboren; und auf jede Ehe ergeben sich im Durchschnitte 4 (gesetzliche) Kinder. Die meisten Knaben bringt das Kirchspiel S.-Calimero, die wenigsten S.-Tommaso, Sta.-Maria del Carmine, S.-Fedele und S.-Alessandro Ehen wurden geschlossen im Verhältnisse von 1 auf 116 Einwohner. In ehefähigen Jahren leben dort 32,341 Individuen von beiden Geschlechtern und jährlich verheirathet sich von ihnen das 26. Das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten von 10 zu 12,07 angenommen und die mittlere Lebensdauer zu 25 Jahr 7 Mon. berechnet, würde sich in 74 Jahren die Bevölkerung Mailands verdoppeln.

Eine nicht wissenschaftlich genug prüfende Nachricht von einer aussetzenden Quelle, bei der eigenthümliche Erscheinungen vorkommen, ist im „Giornale dell' Istituto Lombardo" mitgetheilt, um Naturforscher auf sie aufmerksam zu machen. Vielleicht reizen die dorther entnommenen Angaben auch ausländische Reisende dieser Quelle ihre Forschungen zuzuwenden. Am linken Ufer der Mella, eines Nebenflusses des Oglio, die aus Valtrompia hervorbrechend zuletzt durch den Po dem Meere zugeführt wird, kommt man durch das enge Inzinothal auf steilen und zerrissenen Fußwegen zum Berg Guglielmo, dem höchsten in Valtrompia, und noch anderthalb Stunden an ihm steigend erreicht man Fontanasso, die Stelle, wo die aussetzende Quelle sich findet. Im Felsen ist dort von der Natur eine Höhle gewölbt, die bequem 12 Männer faßt, desto enger ist der Zugang. Aus ihr führt, dem Eingang gegenüber, ein nur wenige Schritte weit zugängiger Stollen in den Felsen. Dieses Höhlenbecken ist trocken bis täglich Nachmittags 4 Uhr; dann hört man darin ein dumpfes fernes Geräusch, wie von kochendem Wasser; heftiger Zugwind verändert die Temperatur und ihm folgt weißer Schaum, hinter dem mit Gewalt der klare und frische Strom hervorbricht, der, bald das Höhlenbecken ausfüllend, sich durch die Eingangsmündung in das unten liegende Thal stürzt. Dieser Wasserfall dauert bis 12 Uhr des Nachts; dann hört er auf und die schiefliegende, bald trocken gewordene Bahn seines Stromes zeigt keine Spur mehr, bis am folgenden Tage zur angegebenen Stunde dieser Hergang der Ereignisse sich wiederholt. Von Brescia oder Gardone aus möchte diese immer interessante und durch den Reiz ihrer Lage jedenfalls belohnende Quelle am leichtesten aufzusuchen sein. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 128. — 8. Mai 1842.

Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution von A. Alison. Deutsch von Ludwig Meyer. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, O. Wigand. 1842.

Es ist gerade kein erfreuliches Resultat, welches wir in den folgenden Bemerkungen über ein scheinbar verdienstliches Unternehmen niederzulegen haben. Wir müssen beginnen mit einer Warnung an das Publicum, sich durch den Titel nicht locken zu lassen, wir müssen dem kaufenden bemerken, daß es höchstens die Hälfte, und dem lesenden, daß es geradezu das Widerspiel von Alison's berühmtem Buche von Hrn. Meyer erhält.

Aber wie — der Titel? die oft wiederholte und aufgewärmte Ankündigung? sagen sie eine Sylbe davon? deuten sie an, daß man etwa der Kürze wegen nur von einer Übersetzung reden, aber den Styl oder die Theorien des Verf. dem Geschmacke des heutigen Deutschlands accommodiren wolle? Wir wollen uns auf diese Fragen einlassen, wir wollen, ehe wir von Dem reden, was gegeben ist, genau erkunden, was man zu geben versprochen hat, wir können ohne große Mühe das dazu nöthige Material übersehen. Der Titel ist so klar wie möglich, Hr. Meyer hat sich keiner besondern Äußerung über die Grundsätze seiner Arbeit unterzogen, es bleibt also der Prospectus des Verlegers zu betrachten. Hier findet sich denn nach bekanntem Brauche ein Panegyricus Alison's, der zwar nach den meisten Seiten zu viel und zu wenig sagt; indeß wird auch Niemand bei solcher Proclamation kritische Wissenschaftlichkeit aufsuchen wollen, und nur das Eine fällt etwas wunderlich auf, daß Alison hier als parteilos gepriesen, trotz Herwegh deshalb gepriesen wird. Nun aber, was den Übersetzer anlangt, heißt es: „Herr Dr. Meyer, Mitarbeiter an den ‚Deutschen Jahrbüchern' und Mitredacteur der ‚Revue des Auslandes', hat die deutsche Bearbeitung übernommen." Bearbeitung? Allerdings kann man die bloße Übersetzung, die mit ängstlicher Treue dem Originale folgt, so nennen; man nehme die obige Begeisterung über dies Original hinzu, man sehe auf des Titels lakonisches „Deutsch von L. Meyer", und schlechterdings wird man nichts Anderes erwarten können, als eine vollständige, sinngetreue Übertragung des englischen Werkes. Das Allergeringste wäre, Hrn. Meyer das Streben nach dem sehr reellen Verdienst zuzuschreiben, Burke'sche Ansichten über die Revolution verbreiten zu helfen.

Aber, wie gesagt, von alledem ist im Buche selbst nichts zu finden. Was zuerst die Vollständigkeit anlangt, so füge ich in der Note ein Lückenregister über die ersten Abschnitte bei *); ich versichere und werde Beweise dafür bringen, daß ich diese gewählt habe, theils aus eigener Bequemlichkeit, weil sie den geringsten Stoff boten, theils, weil die Mehrzahl dieser Auslassungen nur für die Bequemlichkeit und für keine andere Tugend des Hrn. Meyer Zeugniß ablegt. Man gesteht nun gern, daß solch ein Mittel, Mühe und Kosten eines literarischen Unternehmens zu verringern, einfach genug ist: es führt gerades Weges zum Zwecke, und möglicherweise verhülfe es sogar dem Leser zu wohlfeilen Ausgaben, die ihm die ungeschädigte Weisheit in nuce darböten. Vorausgesetzt die leider von Hrn. Meyer versäumte Kleinigkeit, nun auch die Nuß als solche und nicht als einen Wald von Nußbäumen auszubieten, hätte das Verfahren in manchem Sinne und für manche Leserkreise sein Gutes, und vollends in diesem Falle wäre seine Vertheidigung eben nicht schwer zu führen; denn was auch Hrn. Wigand's Prospectus sagen mag, so weiß doch jeder Kundige, daß Alison selbst nicht auf Vollständigkeit oder gelehrte Durchdringung des Materials das größte Gewicht legt, sondern auf Klarheit und praktische Festigkeit des Standpunktes: man würde also immer noch in seinem Sinne handeln und seine eigensten Vorzüge wiedergeben können und doch auch von seinem Stoffe noch ein beträchtliches Theil zurücklassen.

---

*) Ausgelassen ist: das Quellenverzeichniß, S. xv, Z. 6—1 v. u., S. xxxix, letzte Hälfte und xl. Einleitung: S. 8, Z. 7—11; S. 9, Z. 6; S. 11, Z. 3. 18, 1—20. 21, 24—22, 13. 23, 2—9. 7 v. u. bis 24, 13 v. o. 31, 17—24, u. d. letzten 4 Z. 36, 13—37, 8. 41, 3 v. u. bis 42, 20 v. o. 44, ein ganzer Abschnitt, 47, 19—48, 18. 49, der Schluß der Einleitung. Cap. 1, S. 53, die letzten 6 Z. 54, die letzten 9 Z. 55, 1—8. 56, 8—14. 60, 6—61, 3 (nur 7 Z. sind geblieben), 61, die halbe Seite. 64, 5—10 v. o. 14—6 v. u. 65, 15—30. 73, 4—15. 74, 16—32. 77, 16—33. 84, 8 v. u. 87, 15. 89, 17—3 v. u. 92, die halbe Seite. 93—96 steht auf 20 Z., 97—102 auf 14 Z. Der Schluß des Capitels fehlt. Cap. 2, 115—117, 6. 120 bis auf 5 Z. u. s. w. (Alison, zweite Ausg., London 1835.)

Und Hr. Meyer erkennt, daß es dem Übersetzer auf die eigensten Vorzüge besonders ankommen muß, ihnen wendet er seinen besondern Fleiß zu, und nun ist nur das Traurige, daß er als Übersetzer seine Methode ganz für sich zu haben scheint. Es wird in der That sehr vollständig Alison nicht durch, sondern in Meyer übersetzt, und da von einer Mitwissenschaft des Autors an diesem Processe nichts verlautet, so muß sich, wie man sieht, der Verdacht aufdringen, daß es weniger auf diese Verwandlung als auf eine umgekehrte Verkappung abgesehen sei. Hr. Meyer wünscht seine Theorien unter Alison's Namen und, wenn es glückt, in Reputation zu bringen.

Obgleich es hinreichend zur Entstehung dieses Verdachts wäre, wenn eine einzige Stelle solcher Art nachgewiesen würde, so will ich, daß Hr. Meyer nicht über zu eilige Verurtheilung Klage führe, ein Dutzend etwa zusammenstellen und ihre Erwägung dem Ermessen des Lesers anheimgeben. Alison zählt auf als vorbereitende Ursachen der Revolution:

Bildung einer Centralgewalt seit Ludwig XI. und kriegerischer Geist der Nation, S. 121 fg. Das Feld schien unfruchtbar, Hr. Meyer begnügte sich ohne Umarbeitung drei Seiten auf 18 Zeilen zusammenzuziehen.

S. 123 fg. Geistige Entwickelung. Alison hält sich hier streng an die Ausbildung der politischen Doctrinen und legt Gewicht auf die damalige Begeisterung für antiken Republikanismus. Hrn. Meyer ist das nicht speciös genug, er schiebt einige Worte ein, deren Abstammung aus sehr modernen Richtungen unzweideutig ist: wo selbst die höhere Natur des Menschen so wenig geachtet werde, wie bei den Sensualisten, da könne man noch weniger Rückhalt gegen (sic) sociale und politische Formen erwarten, die in der Zeit entstanden, schon längst mit der Zeit hätten aufgehoben werden sollen.

Opposition gegen die Kirche, S. 126. Meyer fügt zu Alison's Äußerungen den wohlfeilen Vorwurf der Sittenlosigkeit im Klerus. Alison bemerkt S. 129, gegen den Stolz des Adels sei damals der Ruf nach Freiheit und G l e i c h h e i t laut geworden, „an exclamation almost unknown in the English rebellion". Alison läßt diesen Tadel — denn das ist er hier — liegen, ersetzt ihn aber durch eine Kritik „des chinesisch-französischen Mandarinenwesens", das schon „zu lange der geistigen Entwickelung eines kräftigen und edeln Volks" entgegengestanden habe.

Wir übergehen eine Reihe ähnlicher Auslassungen und Zusätze, welche die Übertragung der folgenden Paragraphen schmücken, und knüpfen erst S. 168 an Alison's Bemerkungen über die erste Berufung der Etats généraux wieder an. Nachdem alle drei Stände sie durchgesetzt, bemerkt Alison, folgte dem Siege, w i e g e w ö h n l i c h i n s o l c h e n F ä l l e n, eine Spaltung unter den Siegern. Diese Motivirung des folgenden Satzes: die Gemeinen suchten radicale Umwälzung, die Privilegirten wollten auf dem Boden der Verfassung stehen bleiben, fehlt bei Meyer, der dafür proprio Marte die Runde erzielt: „so zeigten die höhern Stände schon jetzt, daß nicht Liebe zum Volk, sondern nur die Verwahrung ihrer *eigenen* Privilegien es auf kurze Zeit zum Bundesgenossen gemacht hatte". Beiläufig könnte hier die Natur der Meyer'schen Prosa zur Sprache kommen, deren Formen, wenn auch nicht Flüssigkeit, aber doch Flüchtigkeit zeigen, eine Flüchtigkeit, mit der ein anderes Mal ein Ausspruch Ludwig's XV. von S. 152 des Originals nach S. 146 und zugleich mitten in den amerikanischen Krieg hinein verpflanzt wird. Indeß wir denken, eine Charakteristik von Hrn. Meyer's Talenten wird man uns erlassen; uns kommt es darauf an, die Insinuation zurückzuweisen, mit der man sie als Alison'sches Eigenthum geltend machen will, und hierhin gehört die Auslassung zweier Worte, vermöge deren eine ganze Seite geradezu auf den Kopf gestellt wird. S. 171 wiederholt Alison Necker's Argumente für die Verdoppelung der Deputirten des Tiers état in der Note wörtlich, um sie später im Texte weitläufigst zu widerlegen, und führt Necker demnach hier ein als „this able and good but m i s t a k e n man". Hr. Meyer gibt die Argumente, aber übersieht das mistaken und erzählt so des Ministers Irrthümer als historische Wahrheit, und Worte, die Alison unterstreicht als schreiendsten Beweis des Fehlers, unterstreicht er als glorreichen Preis des Demos. Etwa flüchtigerweise? aber auch die gleichlautende Erörterung von S. 172—178 ist ihm entgangen, ganze sechs Seiten über den politischen Fehler Necker's, deren Mangel er auch schwerlich gefühlt hat, da er auf Necker's Beweisführung ein Raisonnement folgen läßt mit dem Ergebniß: „dem Volke kann man also nicht die Schuld aufbürden, wenn unsägliche Wehen über das Land hereinbrachen" — wobei ich aus obigem Grunde gern absehe von den Phrasen des Schlusses: jugendliche Freiheit, entsetzliche, schmachvolle Lage, dumpfer Kerker der Sklaverei und wie das Wörterbuch des gefühlvollen Republikaners weiter lautet.

Doch in Etwas muß ich das Vorige modificiren, etwas von dem Inhalte jener Seiten findet sich auch bei Hrn. Meyer wieder und glücklich in einer Weise, die sein Verfahren in das schönste und, wenn es noch trüb sein sollte, in das hellste Licht setzt. S. 173, wie gesagt, handelt Alison die Verdoppelung der Deputirten des Tiers état ab; er findet darin den Schlußstein von Necker's falschen Maßregeln und citirt zum Belege Napoleon's bekanntes Wort: Necker's Concessionen zeigen seine Unwissenheit in den ersten Herrschergrundsätzen, sie haben dem Throne mehr als Marat und Danton geschadet. Der Nerv dieser Erörterung ist der Satz, daß man die Aufwallungen des Tiers état hätte mäßigen müssen, um Reformen statt der Revolution möglich zu machen; das wird S. 185—196 im Einzelnen erläutert und das Verderben darin nachgewiesen, daß die Regierung überhaupt den Weg der Concessionen einschlug. Hr. Meyer aber, nachdem er eine Reihe ähnlicher Betrachtungen (Cap. 3 im Anhange) ohne Weiteres ausgelassen, meldet S. 113 zunächst ganz wörtlich nach Alison (S. 185):

Necker sah die Krisis als eine financielle an, da sie doch

eine sociale war; jetzt zeigte sich erst, wie wenig er der Stellung gewachsen war, nach der er doch so eifrig gestrebt hatte. Im thörichten Spiele hatte er Mächte heraufbeschworen, die er weder zu beschäftigen noch zu beherrschen wußte.

Ich bemerke, daß dies natürlich wieder Hr. Meyer und nicht mehr Alison ist — dessen Schmuck ist selten so bunt, aber auch nie so verbraucht —, aber Hr. Meyer ist durch den frappanten Gedanken in einigen Schwung gerathen und erinnert sich eines ebenso frappanten, wenn auch viel inhaltreicheren, dem er am rechten Orte weislich vorbeigegangen, und so finden wir hier, sechs Seiten später, das früher schmerzlich vermißte Napoleonische Kraftwort wieder.

Necker also, den oben Hr. Meyer so freundlich gereinigt, ist hier den richtenden Händen doch nicht entgangen, und woher kommt diese Sinnesänderung, die früher ein „mistaken" nicht duldete und hier das „ignorant of the first principles" wohlgefällig nachredet? *) Der deutsche Alison fühlt die Nothwendigkeit, sich zu erklären, er läßt also sein englisches Prototyp wieder eine Weile rein im Stich und berichtet uns gleich im Folgenden: — „Mehr und mehr zeigte sich, daß es Niemanden im ganzen Umfange des Reiches deutlich war, was eine Nationalversammlung wirken solle. Die Regierung, der Adel, die höhere Geistlichkeit, die Parlamente, Alle glaubten, sie würden durch das Volk ihre frühern Rechte und größere Privilegien erringen können" — und dann folgen erst wieder eine Reihe „kecker, glänzender Bilder" und die „Dunkelheit des Kerkers" muß wieder ans Tageslicht hervor, und nun erst führt Hr. Meyer den „geblendeten" Leser langsam dem Ziele näher: „Die Regierung that wirklich Alles, was in ihrer Macht lag, die Gemeinen zu der Rolle vorzubereiten, in der sie später auftraten, als jene feig vor den früher beabsichtigten Reformen zurücktrat." Und das Resultat, das also hervortrat? Nun, das ist es ja, Hr. Meyer ist unzufrieden mit der Regierung, daß sie nicht fortgefahren mit den Concessionen, daß Necker auf halbem Wege stehen geblieben und trotz der Berufung des Tiers état nachher ihm doch noch Schwierigkeiten gemacht hat. Alison sehen wir ziemlich entgegengesetzter Meinung, auf Necker erzürnt wegen der ersten Concessionen und nicht unzufrieden über eine spätere Reaction, sondern über den gänzlichen Mangel derselben. Hr. Meyer aber scheint in diesem Texte reinen Unsinn gefunden und eine Emendation für unvermeidlich gehalten zu haben, und unbedenklich entschließt er sich, den Buchstaben zu tödten, damit, wenn nicht Alison's, doch sein Geist erhalten bleibe. Also wird eine Reaction frischweg erfunden und Napoleon's Tadel dagegen gerichtet, d. h. die Mündung des geduldigen Geschützes geradezu nach der entgegengesetzten Weltgegend gedreht. Man begreift nun wohl, daß der getreue Übersetzer, nach Beseitigung solcher Schwierigkeiten, dann ohne Anstoß in dem neuen Zusammenhange fortschreitet; zum Belege, wie die Regierung anfangs Alles gethan habe, um den Gemeinen die spätere Rolle aufzunöthigen, wird das Circular des Königs und die Freiheit der Wahlen angeführt und dann S. 115 der Schluß gezogen:

So geschah es, daß meist junge Leute, Advocaten, Pfarrer und Ärzte (die sich aber fast durchgängig durch ungewöhnliche Geisteskraft und Talente auszeichneten) gewählt wurden; daß Männer, welche von den Ideen der Freiheit und der Rechte des Volkes, wie die beliebtesten Schriftsteller der Zeit sie angepriesen hatten, erfüllt und von dem Wunsche beseelt waren, die Gebrechen der bestehenden Ordnung der Dinge abzustellen, sich um den Thron versammelten —

Hr. Meyer wird mir erlauben, nach der unendlichen Periode einen Moment innezuhalten; ich benutze ihn, um mich durch einen Hinblick auf Alison's gediegene Redeweise zu stärken, und muß freilich auf der Stelle fragen, wo nur Hr. Meyer das freundliche und erhebende Bild dieser Deputirten aufgefunden hat; denn in der That, im englischen Texte lese ich von den meisten Punkten den stricten Gegensatz, lese von Mangel an Bildung oder an Gesinnung, von Schwindel und von Träumerei und sehe S. 191 den König und die Minister scharf getadelt, daß sie praktische Verbesserungen von dieser Versammlung erwartet hätten. Ja, so heißt es doch:

The king, the ministers, the courtiers anticipated a liberation from the vexatious opposition of the parliaments, and more ready submission from a body of men who were thought to be so ill calculated to combine as the Tiers Etat; the nobles, a restoration of order to the finances, and emancipation from the public difficulties by the confiscation of the church property; the commons boundless felicity etc. When hopes so chimerical are entertained by all classes of society, and a chaos of unanimity is produced, composed of such discordant interests: it may in general be concluded that a general infatuation has seized the public mind, and that great national calamities are at hand.

Und diese Worte, deren Bedeutung und Tendenz jedem englisch lesenden Kinde unzweifelhaft sind, hat Hr. Meyer, wie soll ich sagen? die Eigenheit oder die Keckheit, dahin zu übersetzen:

Die Deputirten versammelten sich und fanden sich hier einer Regierung gegenüber, welche ihre frühern Versprechungen ganz vergessen zu haben schien.

Aber Hrn. Meyer's Verfahren tritt sogleich noch unverhohlener zu Tage. Alison folgert aus den angezogenen Worten:

Die Prälaten riefen in den stärksten Ausdrücken Alarm über diese bedrohliche Lage der Dinge. Der Strom der Irreligiosität, der ganz Frankreich überschwemmt hatte, erweckte bei dem denkenden Theil des Gemeinwesens (the reflecting part of the community) den allgemeinen Glauben, daß eine entsetzliche Katastrophe zu erwarten stände —

und so prophezeite Beauregard den völligen Umsturz der Religion. Wer konnte denken, schließt Alison, daß dies vier Jahre nachher in den Mauern von Notre-Dame wörtlich so eintreffen würde? Hr. Meyer übersetzt:

Daß das Ministerium zu diesem Rücktritt von den früher selbst angekündigten Reformen durch manche bedenkliche Zeichen der Zeit, vielleicht auch durch Vorstellungen des höhern Klerus bewogen worden sein mag, ist nicht unwahrscheinlich; denn dieser sah in der Erhebung des Bürgerstandes und in der Verdoppelung der Zahl seiner Abgeordneten den Anfang einer völ-

*) Ich habe Bourrienne nicht zur Hand, ob nicht zufälligerweise Hrn. Meyer's Änderung eine Verbesserung ist. Es kommt aber auch an dieser Stelle nichts darauf an, da ich überall keine Verfälschung der Geschichte, sondern eine Verfälschung Alison's nachweisen will.

ligen Auflösung der Dinge. Namentlich ist Beauregard's Predigt merkwürdig —

sie wird dann angeführt, aber mit dem wörtlichen Zusatze:

Das geschah freilich vier Jahre nachher in der Kirche Notre-Dame, wie er es vorausgesagt hatte, aber würde es geschehen sein, wenn die Regierung fest auf der Bahn der Reformen fortgeschritten wäre, die sie einmal betreten hatte?

Wie bezeichnet man solch ein Verfahren? Ich will zu seiner Würdigung noch den, wie ich denke, nicht geringen Beitrag liefern, daß dieses Mal sogar Hrn. Meyer eine Ahnung von seiner Redlichkeit überkommen ist; er findet es in der That gerathen, sich durch das Folgende einen kleinen Grund zur Rechtfertigung für alle Fälle zu präpariren. Mit ehrsamer Miene setzt er hinzu:

Es soll hiermit nicht geleugnet werden, daß die Volkspartei selbst unter den Mitgliedern der Ständeversammlung, eben wegen der großen Wahlfreiheit, eine Menge Männer zählte, welche keineswegs die Abstellung der Misbräuche suchten, sondern in den herannahenden Unruhen ihre eigene Lage, die sie durch Verschwendung und Leichtsinn zerrüttet hatten, zu verbessern gedachten.

Das ist der mit Meyer'scher Kraft gelieferte Extract aus der vorher erwähnten umfassenden Kritik, welche Alison über die Zusammensetzung der Constituante, als Anlaß alles spätern Unheils, verhängt. Hier aber, nachdem bereits der Darstellung des Autors ein schnurstraks zuwiderlaufendes Princip untergeschoben ist, zieht die Phrase, eine erbärmliche, inhaltsleere Phrase hinterdrein, als triviale Folgerung aus dem Satze, daß auch bei der trefflichsten Körperschaft manche Misstände nicht fehlen werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Konrad's von Würzburg Goldene Schmiede von Wilhelm Grimm. Berlin, Klemann. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Konrad's von Würzburg Silvester von Wilhelm Grimm. Göttingen, Dieterich. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwei Gedichte desselben Verf., von demselben Gelehrten herausgegeben, beide christlichen Stoff behandelnd, beide in reiner gewandter Sprache, beide wol aus Konrad's letzter Zeit; beide auf volksmäßigem Grunde beruhend, aber an Werth sehr verschieden. Die „Goldene Schmiede" ist eine Verherrlichung der Jungfrau Maria und insoweit ein religiöses Lehrgedicht, als es die höchsten Mysterien des kirchlichen Glaubens in Bildern und Gleichnissen auszudrücken sucht. Wir wollen hier nur einige solcher Gleichnisse über die Menschwerdung und Jungfräulichkeit ausheben: „Wie die Sonne durch Glas scheint, so wurde Maria von Gott durchdrungen. Krystall und Beryll bleiben kalt, während eine Kerze durch sie entzündet wird, so ward durch den göttlichen Schein Christus, das wahre Licht, entzündet. Maria ist wie ein Spiegel, der tausend Bilder aufnimmt und doch nicht verletzt wird. Wie das Gestirn seinen Glanz hervorbringt, so gebar sie den Herrn ohne Schmerz. Wie Regen und Thau über das Gefieder des grünen Sittichs herabfällt, ohne daß es feucht wird, so hat die Flut der Sünde sie nicht benetzt" u. s. w. Diese Bilder sind nicht von Konrad's eigener Erfindung, sondern bestehen meistentheils in volksmäßigen Überlieferungen, die entweder aus der Bibel oder von auffallenden Erscheinungen der Natur herrührten und das ganze Mittelalter erfüllten. Mit der größten Ausdauer weist Wilh. Grimm bei jedem einzelnen Gleichnisse die Parallelstellen nach (S. XXVI—LIII). Dadurch, daß Konrad sich an ein Gemeingültiges anlehnte, was Generationen vor und nach ihm zum Troste, zur Beruhigung, zur Erbauung gedient, fallen manche gegen ihn erhobene Vorwürfe von ihm ab, aber sein ganzes poetisches Verdienst bei dieser willkürlichen Zusammenwürfelung populair gewordener Gleichnisse und Lobpreisungen ist doch am Ende nur ein rein formelles, ein in der reinen schönen Sprache liegendes. Trotz der glänzenden Rede läßt er kalt, denn er bringt keine Innigkeit des Gemüths mit zu seiner künstlichen „Goldschmiedearbeit". Denn er stellt sich wie einen Schmied dar, der in seiner Werkstatt mit dem „Hammer seiner Zunge" als kunstreicher Mann edles Gold bearbeitet. Sein Werk erhielt sich übrigens lange; um 1280 geschrieben, hatte es sich am Ende des 15. Jahrhunderts noch nicht ausgelebt, denn die jüngste der vorhandenen 16 Handschriften ist aus dieser Zeit. Vielfach wurde es außerdem nachgeahmt. Von der Vorzüglichkeit des kritisch hergestellten Textes und dem Fleiße, den der Herausgeber auf die Einzelnheiten des Inhalts und der Form verwendet, brauchen wir nichts zu rühmen, da sich das Alles bei Grimm von selbst versteht.

Anziehender als die „Goldene Schmiede" ist „Silvester", schon weil er einen wirklichen Inhalt und einen epischen Gegenstand hat. Die Sprache ist nicht ganz so glatt und tönend wie in der „Goldenen Schmiede" und W. Grimm sieht diese Dichtung für früher geschrieben an. Bekannt und genannt war diese Dichtung im Mittelalter auch, Wolfram spielt im „Parcival" auf eine Stelle derselben an; aber die Verbreitung derselben muß eine beiweitem geringere gewesen sein, da nur eine, in Trier geschriebene und dort noch jetzt aufbewahrte Handschrift auf uns gekommen. Sie mischt viel Niederrheinisches in den hochdeutschen Text, was der Herausgeber mit genauer Sorgfalt im Einzelnen nachweist, wodurch er zugleich einen Beitrag für die nähere Kenntniß dieser Mundart liefert. Der Stoff selbst, die Bekehrung Helenens, Konstantin's u. A. durch den Papst Silvester und dessen Wunderthaten, ist mehrfach behandelt worden, wie der Herausgeber (S. XII fg.) angibt. Die Vergleichung der Abweichungen in den verschiedenen Bearbeitungen der Legende ist nicht im Einzelnen durchgeführt worden, sondern verweilt hauptsächlich nur bei dem Wunder der Tödtung und Belebung eines Stieres. Die Widersacher Silvester's tödten, um das alleinige Vorhandensein ihres Gottes zu erhärten, einen wilden Stier dadurch, daß demselben der geheimnißvolle Name des höchsten Wesens ins Ohr geraunt wird. Silvester dagegen belebt den getödteten Stier wieder kraft des göttlichen Namens, worauf sich alles Volk taufen läßt. „Man durfte den Namen des höchsten Gottes nicht nennen, und wenn man ihn aussprach, erzitterte die ganze Welt. Das war alter Glaube" (S. XX), und daß dieser Glaube noch aus heidnischer Zeit stammte, bezeugt ein von Grimm angeführtes Scholien aus dem 6. Jahrhundert. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Genthe diese Legende in seine Bearbeitungen altdeutscher Dichtungen aufnähme, wenn auch die darin enthaltenen theologischen Dispute beschränkt werden müßten. 65.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 129. — 9. Mai 1842.

Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution von A. Alison. Deutsch von Ludwig Meyer. Erste und zweite Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 128.)

Ich denke, man wird keiner weitern Ausführung bedürfen, um zu erkennen, was hier unter der solidesten Miene dem Publicum geboten wird. Es geht in gleicher Weise durch das ganze Buch, dessen Umfang bis jetzt auf 288 Seiten gestiegen ist; kaum eine derselben ist frei von irgend einer Auslassung oder Änderung, unter diesen ist vielleicht die Hälfte ein reines Product der Bequemlichkeit, die Hälfte aber unterliegt dem Verdachte der Absichtlichkeit, oder geradezu gesagt der Verfälschung *) — ich weiß keinen gelindern Ausdruck, der die Wahrheit bezeichnete, und muß entschieden reden, da es hier vielmehr auf Herstellung als auf Angriff ankommt. Und wie leicht Herr Meyer, der den Namen eines Mannes wie Alison zu verunehren wagt **), den Zusammenhang seines eigenen Erzeugnisses durchbricht. Wir sahen, wie er hier über Necker und die Constituante sein Urtheil formulirte: nun vergleiche man den Schluß des Capitels (S. 159 der Übers.), da ist Alison's Kritik wirklich einmal getreu übersetzt, sodaß ein aufmerksamer Leser der Übersetzung denken muß, der Schriftsteller schlage sich selbst ohne Bedenken ins Angesicht. Und doch, auch hier ist es damit nicht genug; der Tadel über die Regierung wird freilich gegeben (wenn er auch den frühern vernichtet, ist es doch ein Tadel), aber wie die Assemblée zur Sprache kommt, schrumpft die Kritik wieder zusammen und nicht einmal eine Inhaltsanzeige der englischen Bemerkungen wäre der dürftige Passus zu nennen.

*) Wer sich aufgelegt fühlt zu fernerer Vergleichung, sehe die Darstellung des Kriegsgesetzes, 166 bei Meyer, 275 bei Alison; der neuen Departemente 167 neben 277 bis 281; der Einziehung der Kirchengüter 168 neben 282 bis 290; sonstiger Organisationen 172 neben 292 bis 299; des Priestereides 176 neben 305 bis 307; der Abschaffung der Majorate 177 (bedarf keiner Vertheidigung, sagt Meyer) neben 308 (no change so ultimately fatal to the cause of freedom); und so immer fort, Clubs, Emigranten u. s. w.

**) Ich denke, auch ein Protestant würde es eine Verunehrung nennen, wenn ein Übersetzer protestantische Grundsätze in Möhler's „Symbolik" einschwärzte.

Man fragt sich natürlich, wie dergleichen bei dem Zustande unserer Literatur überhaupt nur versucht werden konnte; so viel mir bewußt ist, mußten wir bis jetzt nach Frankreich hinübergehen, um ein Beispiel davon, und auch hier nur ein einziges, die saubere Übersetzung von Ranke's Päpsten, aufzufinden. In welchem Lichte muß unser Publicum dem Unternehmer eines solchen Werkes erscheinen, daß er Niemanden für geneigt oder befähigt hält, einen Blick, und mehr bedarf es ja nicht, auf das Original zu werfen. Oder ist etwa Alison's Werk ein so verschollenes? Darüber sehe man doch den Prospectus — oder ein berühmtes, aber nicht gelesenes? Aber wie oft ist es nicht besprochen und gerade seiner Principien wegen mit Lob oder Ärger hervorgehoben worden. Kurz, man entgeht dem Dilemma nicht, entweder von der geistigen oder der moralischen Bildungsstufe muß Hr. Meyer die niedrigsten Begriffe haben, um bei einer solchen Mystification etwas Anderes als Entdeckung und Ahndung gewärtigen zu können, am sichersten scheint es von seiner eigenen Partei, die nicht geneigt sein wird, durch solche Mittel ihre Sache zu verunreinigen. Überhaupt, er begreife uns wohl, hier ist überall nicht die Rede von Alison's oder Meyer's Ansicht und welche die richtige und würdige sei — Hr. Meyer müßte erst seine literarische Autorität beweisen, um in einer solchen Parallele Platz zu finden —, hier handelt es sich um die Lüge, die mit dreister Stirne eine berühmte conservative Flagge aushängt, um darunter, man weiß nicht, ob demokratische oder buchhändlerische Kaperei oder beide zugleich mit demselben Fahrzeug zu treiben.

Was Hrn. Meyer betrifft, so liegt seine Schuld zu offenbar am Tage, als daß jetzt noch ein Wort darüber zu verlieren wäre; das letzte aber erinnert mich auch an den Verleger, dessen Name, wie bekannt, in hitzigen Streitigkeiten, aber noch niemals bei einer solchen Täuschung genannt worden ist. Noch wird man nicht entscheiden können, wie viel des Vorwurfs ihn mittrifft: möglich ist es, daß er selbst hintergangen war, als er den Prospectus unterzeichnete. Jetzt aber, nachdem die Beschaffenheit der Sache aufgedeckt ist, darf er dem Publicum nicht mehr als Alison anbieten, was in der That das gerade Gegentheil von Alison'schen Grundsätzen enthält: man muß erwarten, daß er sich über die Sachlage

erkläre, daß er in jedem Falle den Fortgang des begonnenen Werkes sistire und entweder durch Vernichtung des angemaßten Titels *) (besser noch durch gänzliche Vernichtung der beiden Hefte) oder durch Änderung des bisherigen Verfahrens die Beleidigung, die hier sowol der Autor als das Publicum erlitten haben, zurücknehme.

H. v. Sybel.

Hetman Ukrainy, powieść historyczna *Michala Czaykowskiego*. (Der Hetman der Ukraine, historische Erzählung von Michael Czaykowski.) Zwei Bände. Paris 1841.

Mich. Czaykowski arbeitet erst seit einigen Jahren auf dem Felde der Literatur und doch hat er sich schon einen Namen errungen, der nicht nur in Polen einen guten Klang hat, sondern selbst in Deutschland, das sich doch um slawische Literatur bisher wenig kümmerte, zu bedeutendem Ansehen gelangt ist. In Polen werden seine Erzählungen und Sagen mit einer Gier verschlungen wie keines andern polnischen Schriftstellers Werke, selbst die Arbeiten des fruchtbarsten und glänzendsten Literaten Polens, Kraszewski's, nicht ausgenommen. In Deutschland haben seine „Kosackensagen" und sein „Kirdjali" eine höchst ehrenvolle Aufnahme gefunden und „Wernyhora", der erst vor kurzem erschienen, wird überall mit Freuden begrüßt. Das ist der beste Beweis für das Talent Czaykowski's.

Der Haupthebel der günstigen Aufnahme von Czaykowski's Schriften liegt in dem Stoffe seiner Arbeiten sowol als in der eigenthümlichen Art seiner Darstellung in gleichem Grade vertheilt. Die Ukraine mit allen ihren wunderbaren Gestalten, der weiten todten Steppe, besäet mit den alten Mogilen, den wilden fanatischen, unbändigen Kosackensöhnen, die wie der Sturmwind über Nacht hereinbrechen und Städte und Länder verwüsten und mit dem ersten Strahl des Morgens verschwinden, als seien sie in die Erde versunken; die weiten, endlosen Lugen, die felsigen Inseln des Dnjepr, die unerstürmliche Sjec (Sjetsch) mit ihrem wilden Krieger- und Räuberleben — das ist das Terrain, in welches Czaykowski seine wildromantischen Riesengestalten versetzt. Hier kann sich seine üppige Phantasie frei ergehen; denn es ist hier der Tummelplatz aller Völker: Russen, Polen, Lithauer, Schweden, Walachen, Russinen (Kosacken), Tataren, Bulgaren, Türken und fremde Horden aus den Steppen Asiens — Alles tobt wild durcheinander, als habe die ganze Welt hier ihren Marktplatz aufgeschlagen. Aber zwei Völkerschaften bilden den Grundstoff dieser Völkermischung: die Kosacken und die Ljächen. Sie bilden daher auch die Hauptpersonen in den Erzählungen Czaykowski's; ihre Denk- und Sinnesweise geben die Farben, mit denen er seine Helden zeichnet. In der Darstellung aber nun hat das ukrainische Element das Übergewicht und in dieser Hinsicht finden wir in Czaykowski alle Momente vereinigt, um Ausgezeichnetes zu leisten. Sein Talent scheint besonders in Schilderungen, in Skizzirungen lebendiger Scenen in der Natur oder dem thätigen Menschenleben zu excelliren; in Darstellung von Seelenzuständen, in psychologischer Entwickelung der geistigen Thätigkeit scheint er uns weniger glücklich zu sein, wenn es sich darum handelt, den ganzen Gemüthszustand eines Menschen, seine gesammte Gesinnungs- und Handlungsweise in ihrer psychischen Nothwendigkeit darzustellen, um zu zeigen, wie eine That aus der andern erfolgte und erfolgen mußte, obgleich Czaykowski in Schilderungen einzelner Geisteszustände wieder außerordentlichen Effect hervorbringt. Mit dieser Gabe der Skizzirung verbindet Czaykowski eine allseitige, tief durchdringende Kenntniß der Bewohner der Ukraine und ihres Charakters, ihrer ganzen Lebens- und Denkweise. Besonders sorgfältig scheint er die alte Nationalpoesie, diese herrlichen Schöpfungen des Geistes des freien Kosackenthums, studirt zu haben; das zeigt sich auf jeder Seite. Schon in den ersten belletristischen Arbeiten, mit denen er öffentlich auftrat, in den so berühmt gewordenen „Kosacken-Erzählungen" (Paris 1837) schlug er diesen höchst poetischen Ton an und er ist ihm seit dieser Zeit so zur zweiten Natur geworden, daß er sich jetzt von demselben nicht mehr lossagen kann. Wir haben in Nr. 249—252 d. Bl. f. 1840 schon einmal den eigenthümlichen Charakter der kleinrussischen Volkspoesie zu bezeichnen uns bemüht und unsern Lesern auch einige Proben in der Übersetzung mitgetheilt. Als eine hervorstechende Eigenthümlichkeit stellte sich eine gewisse mystische Symbolik heraus, welche, auf den Glauben an eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen den Gegenständen der Natur und dem Schicksale des Menschen gegründet, den ukrainischen Volksdichtungen den hohen Reiz des Wunderbaren gibt und den Sängern und Dichtern solcher Lieder die Würde und das Ansehen eines vates verleiht. Dieses ahmt nun auch Czaykowski nach; bei ihm fängt jedes Capitel, ja oft sogar jede Abtheilung eines solchen mit einer Schilderung des Zustandes der Natur an: „Es war ein Sonnabend, ein Festtag der Mutter Gottes. Die Sonne erhellte die ganze Welt, der Himmel der Ukraine war so rein, daß, wenn der Sperber aufflog, das Auge des Kosacken die Spur seines Fluges sah, und der Wind ruhte so schlummernd, daß das Ohr des Kosacken, obgleich er dort in der Höhe schwebt, das Rauschen seiner Schwingen hört." Oder es erscheinen die mysteriösen Vögel der Kosacken: Adler, Sperber, Falke, Habicht: „Es fliegt der Adler über das Kosackenland hin, er fliegt und krächzet. Wie? hat er Adler, seine Brüder, erblickt ober der Desna, oder dem Semen? ‚O nein! nicht Adler sind es, die dort hüpfen, sondern zwei Heere stehen dort im Lager und blicken einander Aug' in Auge." (So wird die Schilderung der Schlacht von Konotopy eingeleitet.) Das ist nun ein und einige Male recht schön; aber immer und immer wiederholt, drängt es dem Leser unwillkürlich die Meinung auf, das sei eine zu sorgfältige Nachahmung. Durch diese Einschaltungen leidet natürlich der Fortgang der Erzählung bedeutend und an Stellen, wo die rasche Aufeinanderfolge von großen Handlungen dem Dichter Gelegenheit gibt, die erschütternde Macht des Gegenstandes an dem Leser zu üben, wird solch ein berechnetes Zwischenspiel in der That lästig. In kürzern Erzählungen tritt dieses weniger hervor, ist auch an sich minder zulässig; daher sind auch Czaykowski's Novellen in der That ausgezeichnet und verdienen vor seinen Romanen unbedingt den Vorzug. Diese leiden keineswegs etwa am Mangel an Handlung; im Gegentheil, es wird in ihnen so viel geritten, geflogen, geschossen, geschlagen, gespießt, gesengt, verwüstet, geplündert, daß Einem die Haare zu Berge stehen könnten. Aber die Handlungen treten neben jenen breiten Schilderungen weniger hervor, als es nöthig wäre, um den Leser durch die ganze Größe und Macht dieser irdischen Gewalten zu erschüttern, welche in den Begebenheiten der Ukraine, wie sie Czaykowski schildert, in der That liegen. Ein anderer Mangel von Czaykowski's Romanen, der bei den Erzählungen natürlich ganz wegfällt, ist der Mangel an solchen Ruhepunkten, wie sie andere, z. B. englische Romanschriftsteller nach großen Katastrophen so gern und mit solchem Glücke folgen lassen, wo sie, den Glanz ihrer psychologischen Kenntnisse entfaltend, die Seelenzustände der handelnden Personen in fast dramatischen Dialogen entwickeln, um das aufgeregte Gemüth des Lesers zu beschwichtigen. Czaykowsky scheint den Mangel des dramatischen Talents zu fühlen, weßwegen er jenen Zweck durch Naturschilderungen zu erreichen sucht; aber, wie gesagt, diese kommen zu oft und so durchfliegt sie der Leser mit den Augen, anstatt sie seinem Gemüthe zuzuführen.

Alles zuletzt Gesagte gilt nur von Czaykowski's Romanen;

---

*) D. h. Auslassung von Alison's Namen. Nach dem Obigen würde eine Fassung wie: frei bearbeitet nach Alison die Unwahrheit nicht aufheben.

auch von dem neuesten, dem „Hetman". Die Fabel des Stücks ist in Kurzem folgende: Bohdan Chmielnicki, der Freund des weißen Zars (von Moskwa), hatte die Kosacken eng an das Schicksal der Russen geknüpft; aber dieses Band war zu lose, denn die Kosacken waren nicht wahre Freunde des Zars, sondern sie liebten ihre Mutter Polen und die Ljächen waren ihre „leiblichen Brüder". Ja, viele waren sogar unzufrieden mit dem Thun ihres Atamans und sprachen dieses nicht selten laut und öffentlich aus. Besonders that dieses Iwan Wyhowski, der Secretair des Heeres (nach dem Ataman der erste Mann unter den Kosacken), und nur die Treue des Kosacken an seinen Ataman (die heiligste Pflicht) hielt ihn an Chmelnicki. Dieser kannte das Alles; aber dennoch liebte und schätzte er den Wyhowski; denn er war ein Mann voll Edelsinn und Liebe für das Kosackenthum; ja, er setzte ein solches Vertrauen auf den Biedersinn Iwan's, daß er ihm auf seinem Todtenbette die Insignien der Hetmanswürde übergab und ihn mit Übergehung seines eigenen Sohnes Juri zum Hetman der Kosacken wählen ließ, mit der Bedingung, daß er (Iwan) die Würde erst dann ablege, wenn die nach dem Hinscheiden Chmelnicki's entstandenen Kämpfe zwischen Polen und Moskwa entschieden seien, und den Feldherrnstab (ein Geschenk der polnischen Krone an die Hetmane der Kosacken) dem Nachkommen Bohdan's, als leiblichem Erben seines Ruhmes und Vermögens, übergebe. Das versprach Wyhowsky mit einem Eide; und hierauf gründet sich das ganze Interesse der Fabel. Wyhowski reißt sich von Moskwa los, die Polen geben ihm Unterstützung und die Schlacht von Konotopy entscheidet den Sieg des ljächischen Elements über das russische. Wyhowski wird Senator der polnischen Republik und Wojewod von Kijow. Neid und persönliches Interesse beginnen schon gegen den jungen Hetman aufzutauchen, als er, zum Erstaunen Aller und zum großen Verdruß jedes wahren Freundes des Kosackenthums, plötzlich den Senat der Kosacken zusammenberuft und öffentlich, an seinen Schwur erinnernd, seine Würde niederlegt und Juri Chmielnicki zum Ataman ausruft. Seine Freunde sind in Verzweiflung; der Name des Kosacken, die Freiheit, die rechtgläubige Kirche — alles Hohe und Heilige des Kosackenthums ist durch diesen Schlag an den Rand des Abgrundes geschleudert. Denn Juri ist ein Mönch, zum Beten, aber nicht zum Kämpfen und Regieren befähigt. Weinend und ohnmächtig wird er aus der klösterlichen Kutte herausgerissen und mit dem goldgestickten Seidengewande des Atamans angethan. Die Einflüsterungen des Mönches Philaret, der sich im Kloster noch in sein Vertrauen eingeschlichen, bringen ihn dahin, daß er seinen letzten Beschützer, Iwan Wyhowski, verläßt und von Kijow nach Putywel übersiedelt. Hier fällt er ganz in die Klauen jenes Mönches und dessen Bruders, Ciecìura, der aus persönlichem Hasse gegen Wyhowski und aus Neid über die glückliche Stellung und das Ansehen desselben sich an die Russen anschließt, um mit ihrer Hülfe unter dem schützenden Deckmantel des ohnmächtigen Juri die drei Brüder Wyhowski aus dem Wege zu schaffen und sich selbst auf den Stuhl des Atamans zu schwingen. Denn es war eine alte Prophezeiung eines berühmten Wahrsagers der Ukraine, daß die beiden Brüder Ciecìura nur dann zu Glanz kommen würden, wenn die „drei jungen Adler, die über der Steppe ruhend ihre Fittiche ausbreiten, von den zwei Sperbern im blutigen Kampfe überwältigt werden". In Putywel lebte auch Juri's Schwester Helena, an Daniel Wyhowski vermählt, ein stolzes, herrschsüchtiges, leidenschaftliches Weib, in welchem der hohe Geist ihres Vaters lebte. Ihre einzige Freude war die Hoffnung, einst die Reiherfeder (das Zeichen des Kosackenatamans) auf der Tschapka ihres Gatten zu erblicken. Daniel liebte seine Gemahlin leidenschaftlich; und um an ihrem Herzen den Kummer auszuweinen, den ihm die Abdankung des Bruders mit Recht gemacht, eilte er nach dem Schlosse von Putywel. Aber auf dem Wege wird er von Ciecìura überfallen, gefangen genommen, nach Putywel geschleppt und hier auf Befehl des jungen Ataman, bei dem man ihn der Verrätherei anklagte, auf der Stelle ermordet. Iwan ist trostlos; allein selbst diese Grausamkeit vermag ihn nicht zu bewegen, dem Rathe seiner Freunde zu folgen und sich diesen Gewaltthätigkeiten zu widersetzen: „Es ist der Ataman und seine Person, sein Recht ist unverletzlich, sein die Gewalt über Leben und Tod jedes Kosacken!" Aber Helena wüthet vor Rachedurst. Sie kennt die Mörder ihres Gemahls; denn der Bruder ist ihr zu verächtlich. Sie flieht von Putywel und führt den Leichnam des Gatten, Rache fodernd und Rache verkündend, nach Kijow zum Wojewoden. Aber der Gehorsam des Kosacken gegen seinen Herrn steht fest und unerschütterlich, wie die Mogilen in der Steppe. Und Iwan Wyhowski ist ein echter Kosack. Weniger entschieden ist Konstantyn Wyhowsky, Iwan's Bruder, und Paul Tetera, der Häuptling der Czehryner; in Beider Herzen lodert helle Liebesflamme für das leidenschaftliche Weib, Beide schwören Rache den Mördern Daniel's, ihres Freundes und Waffengefährten, des Gemahls Helenens, und Helena — sagt dem ihre Hand, sich selbst und Chmelnicki's Erbe zu, der ihr volle Rache schafft. Und der Wojewode sieht dies Alles und kann es nicht ändern. Der Kosacke gießt gegen den Kosacken das tödtliche Blei, der Bruder schwingt über dem Bruder das Schwert. Er sieht es und sein Herz blutet, denn er ist ein Kosacke mit Seele und Herz. Er kann nicht Zeuge sein bei diesen Greueln; er will hinweg, des Nachts verläßt er Kijow und flieht nach Warschau.

Juri Chmielnicki bleibt indeß der Spielball seiner Umgebung; will man ihn zu etwas Kräftigen bewegen, soll er den großen Haufen durch heftige Reden, durch unbändige Thaten in seiner Treue an ihn bestärken, dann rüttelt ihn Martin Ciecìura durch Hohn und Spott aus seinem dumpfen Hinbrüten und sein treuer Helfershelfer Philaret reicht ihm die Flasche mit Opium; im Augenblick entflammt der Blick Juri's Zorn, Rache, Wuth und alle die fürchterlichsten und gräßlichsten Leidenschaften zucken auf seinem Gesichte, die Worte strömen wie Feuerbäche aus seinem Munde, Schaum steht auf seinen Lippen, Hauen, Schießen, Niedermetzeln sind seine Gedanken, Blut dürstet seine Seele. Aber allmälig verraucht die Wirksamkeit des Trankes, seine Stimme wird matt, sein Auge sinkt, sein Gesicht wird fahl und todtenblaß, er fällt auf seine Kissen zurück und liegt wie todt. Wacht er von diesem Todesschlummer auf, dann ist er wie ein Kind, er bittet, ja fleht auf den Knien, man möchte ihn in sein Kloster zurückbringen, verflucht sein Schicksal, das ihn zum Hetman bestimmt, und da man ihm nichts gewährt, was er verlangt, sinkt er weinend und schluchzend auf die seidenen Kissen hin. Um wenigstens einen seiner Wünsche zu befriedigen und zugleich ein Mittel in die Hand zu bekommen, um ihn zu einem großen Schlage gegen das Geschlecht der Wyhowsker aufzureizen, gibt man ihm ein Mädchen zur Gesellschaft, das er früher schon einmal kennen gelernt hat und für welches er nun die glühendste Leidenschaft faßt. Er fodert sie zur Ehe; man weigert sich. Endlich verspricht man ihm seine Bitte zu gewähren. Er übersiedelt nach Perejaslawl, in die Lieblingsstadt seines Vaters, um hier seine Verlobung auf die glänzendste Weise, an einem Orte und unter Erinnerungen zu feiern, welche die Brust eines jeden Kosacken mit Enthusiasmus für den Nachkommen des großen Atamans entzücken müssen. Das Fest ist wahrhaft kolossal. Um sich in seinem vollen Glanze vor der Welt zu zeigen, muß Juri die Opiumflasche stets bei der Hand haben. Nach dem Schlusse des Festes ist er mehr todt als lebendig; er muß in seine Gemächer gebracht werden. Ein todesartiger Schlaf bemächtigt sich seiner. Und als er nun am nächsten Morgen davon aufwacht, ist sein erster Gedanke seine Geliebte; er sucht sie, sie ist nicht in ihren Zimmern, man sucht sie im ganzen Schloß, sie ist verschwunden. Nun erfaßt eine fürchterliche Wuth seine Seele; Ciecìura läßt ihn verstehen, es müsse sie ein Anhänger der Wyhowsker geraubt und entführt haben. Der Gedanke trifft wie ein Donnerschlag seine Seele; aber er weckt auch die letzte Kraft seines Geistes und spannt sie zu einer fürchterlichen

Höhe. Er stößt die Opiumflasche von sich und zertrümmert sie mit den Füßen. „Zu Pferde, zu Pferde!“ ruft er wie wahnsinnig und hinaus stürmt er in die weite Welt, seine Geliebte zu suchen, und Tausende von Kosacken folgen ihm. Sein Weg geht nach der Sjec; durch die Steppe führt sein Pfad; hier stößt er auf Konstantyn Wyhowski, der, seinen Bruder zu rächen, hier Scharen von Kosacken sammelt. Es entspinnt sich ein Kampf und der zweite Wyhowski fällt unter dem Schwerte Ciecіura's. Wie aus der Erde gewachsen, stehen 40,000 Zaporoger mit Juri in Czehryn und 30,000 Kosacken vom Dnjepr mit Martin Ciecіura in Kijow und gleichzeitig eilen 100,000 Moskowiter unter dem Fürsten Scheremetiew herbei, um sich mit Ciecіura zu verbinden.

Einzelne Nachrichten von einem gefährlichen Zuge Juri's dringen selbst bis Warschau, doch sind sie nicht bestimmt genug, der König beruft den Senat zusammen und man beschließt auf Verwendung Iwan's sich zwar zu rüsten, aber vorerst die Wirkung abzuwarten, welche die dargebotene friedliche Vermittelung Wyhowski's haben werde. Iwan eilt also vor den Truppen in die Heimat; überall stößt er auf Vorbereitungen zum Kampfe und fällt beinahe in die Hände einer von Ciecіura ausgesendeten Schar, die ihn gefangen nehmen soll. Nur die kühne That seines Waffengefährten Bruchowiecki rettet ihn von dem sichern Tode. Iwan sieht nun die Unmöglichkeit jedes friedlichen Beilegens des Streites. Allmälig ziehen auch die polnischen Truppen heran, Iwan schließt sich ihnen mit seinen treuen Kosacken an. In Lubartow stoßen sie auf Scheremetiew und Ciecіura; man rüstet sich zur Schlacht. Aber in der Nacht sind die Russen und Ciecіura entflohen, die Lächen verfolgen sie bis Cudnjow. Bei Slobodyszcze vereinigen sie sich endlich mit den Truppen Juri's. Der Kampf entbrennt; man fodert vom Hetman Befehle, er liegt auf den Knien und betet, man hebt ihn auf, er weint und betet und verlangt — ins Kloster; da machen die Polen und Iwan Wyhowski einen neuen Angriff, Kosacken sollen sich blutig mit Kosacken umarmen. Iwan ist an der Spitze der Seinen. Sein Anblick ruft den Helden aus der Sjec die Schlacht von Konotopp ins Gedächtniß; statt nach dem krummen Damascenersäbel zuckt ihre Hand nach der Czapka und im Nu fliegen 1000 schwarze Kosackenmützen in die Höhe und wie ferner Donner rollt es durch die Menge: „Es lebe Iwan Wyhowski, unser Ataman, hurra! hurra! hurra!“ Die Russen, von ihren Bundesgenossen verlassen, fliehen; aber umsonst, ein Theil wird niedergemetzelt, alles Übrige gefangen genommen und den Tataren, die mit Wyhowski vereint kämpfen, als Sklaven übergeben. Juri Chmielnicki wird von dem neuen Hetman ins Kloster entlassen, Ciecіura begnadigt, Philaret ist verschwunden. Aber die Jesuiten sind unterdeß nicht unthätig gewesen, Iwan zu vernichten, der sie schon öfters mit Gewalt gehindert, unter den Kosacken Niederlassungen zu gründen. Auch jetzt erwirken sie beim König ein Absetzungsdecret und Paul Tetera wird zum Hetman der Kosacken ernannt. Iwan Wyhowski gehorcht ruhig dem Befehle seines Herrn. Aber die Schlauheit der Gesellschaft Jesu geht weiter. Bald weiß sie den neuen Hetman gegen Wyhowski feindlich zu stimmen und veranlaßt ihn, denselben bei dem königlichen Statthalter Muchawski von Korsunj, einem Feinde Wyhowski's, anzuklagen, als strebe er nach dem Hetmanscepter und der polnischen Krone. Martin Ciecіura bekräftigt diese Anklage; Wyhowski wird nach Korsunj eingeladen, als wolle man sich da berathen über die Rettung des Kosackenthums; er kommt mit geringer Begleitung, wird gefangen genommen, von den polnischen Rathsherren in Korsunj zum Tode verurtheilt und — erschossen.

Schon diese Skizze zeigt, wie mannichfaltig an Abwechselung und reich an Handlung der vorliegende Roman ist. Und wenn wir hinzusetzen, daß wir das ganze Verhältniß Juri's zu seiner Geliebten, die Handlungsweise so vieler einzelner Hauptpersonen in dem Drama nur von fern berühren und viele andre Dinge, z. B. die Machinationen der Jesuiten u. dgl. selbst nicht einmal erwähnen konnten: so wird man uns glauben, wenn wir behaupten, daß der „Hetman“ eine der besten polnischen Erzählungen ist und bei dem Reichthum von schönen Schilderungen und herrlichen plastischen Darstellungen das Abhandensein des dramatischen Elements, dessen Mangel wir oben erwähnten, in der That gänzlich übersehen läßt.

J. P. Jordan.

Die englische Kritik über Strauß und Bauer.

Wenn es auch wahr ist, daß wir auf die Urtheile des Auslandes über uns Deutsche fast zu bereitwillig hinhorchen und zu viel geben, so ist es doch immer ein Vergnügen, jetzt so oft Veranlassung und Gelegenheit dazu zu haben. Wir haben lange genug über das Ausland nachgedacht, wir wollen nun auch einmal erfahren, wie das Ausland über uns denkt. So enthält das „Foreign quarterly review“ folgende Bemerkungen über die theologisch-philosophischen Gährungen in Deutschland: „Die Haupttendenz der negativen Schriftsteller über religiöse Gegenstände entwickelt sich immer deutlicher. Während Strauß seine Angriffe in der einen Richtung fortsetzt, tritt Bruno Bauer mit seiner Hypothese hervor, daß Alles im Christenthume menschlichen Ursprungs ist, und wenn wir sein Raisonnement richtig verstehen (wenn seine ungeschlachten Beobachtungen diesen Ehrennamen verdienen), so würde der ehrliche Glaube an die Evangelisten nur auf einem schwachen Grunde zu beruhen scheinen. — — — Eine der Lieblingsversicherungen der Neuphilosophen, nämlich die, nur Das zu glauben, was sie wissen, muß nothwendig den religiösen Glauben beschränken, wenn nicht gefährden. Die Apotheose der menschlichen Vernunft, die Behauptung, daß Gott selbst nur die Summe der menschlichen Erkenntniß und daß er in einem fortdauernden Zustande der Entwickelung zugleich mit diesen letzteren progessiven Fortschritten ist — eine Behauptung, die sich aus der Philosophie Hegel's herschreibt — liegt diesen beklagenswerthen Irrthümern zum Grunde. Während Strauß und Bauer Diejenigen, welche nicht mit ihnen sind, anklagen, daß sie blindlings ihren eigenen individuellen Wünschen und Einbildungen Gehör geben, begreifen sie nicht, daß sie in noch höherm Grade demselben Vorwurfe verfallen sind, insofern sie die Absicht vor sich hertragen, die Lehrer der Menschheit zu sein. Aber ungeachtet der Thätigkeit dieser Schriftsteller und anderer von der nämlichen Sorte, vermuthen wir doch, daß ihr Einfluß von kurzer Dauer sein wird, daß er jetzt schon auf der Neige ist. Ihre extravaganten Theorien müssen sich, wie jede andere Krankheit, erst gipfeln, bevor sie ausgerottet werden können. Die menschliche Vernunft, die sich hochmüthig aufbläht, berechtigt sich selbst zu den Ansprüchen an Göttlichkeit; aber zu einem gesunden Zustande zurückgeführt, wird sie in Demuth vor dem Schöpfer aller Dinge, im Gefühl ihrer eigenen Schwäche, ihre Knie beugen. Die größten Schriftsteller haben sich heiligen Gegenständen immer mit Scheu und Ehrfurcht genähert. Auch ist die überrasche und verwegene Schnellkraft der Deutschen nicht blos auf ihre Discussionen über religiöse Gegenstände beschränkt. Innerhalb der letzten zehn Jahre sahen wir eine ähnliche Erscheinung in der Literatur; aber wie die Gährung in letzterer Hinsicht verschwand, so wird auch ohne Zweifel der Siedestoff in religiösen Dingen verdampfen. — — — Wir sind kein Freund von Verfolgungen, aber wir halten die Regierung für vollkommen gerechtfertigt, wenn sie Männer wie Strauß und Bauer als akademische Lehrer verwarf.“ Nur mögen wir bedenken, daß in diesen Worten eine Stimme aus dem in Glaubenssachen steinharten und felsenfesten Altengland laut wird.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 130. — 10. Mai 1842.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zuerst das Bekenntniß, daß dem Auftrage, über dieses interessante Convolut von Broschüren, Journalaufsätzen, Abhandlungen, Dialogen, über dieses hermaphroditische Geschöpf von Novelle und Raisonnement, über diese unregelmäßige, etwas leichtfertig commandirte Freischar von fliegenden Bemerkungen, über diese Guerillaangriffe gegen Zeitlügen, Zeitwunderlichkeiten und Zeitverirrungen, über diese demokratisch-aristokratische, poetisch-prosaische, gläubig-ungläubige Composition von edeln und unedeln Metallen ein Urtheil zu geben, nicht so leicht Genüge gethan ist. Besteht doch das Buch aus so vielen Ur-Theilen, Theilen und Theilchen, daß jeder einzelne Theil und jedes einzelne Theilchen auf ein Urtheil oder Urtheilchen Anspruch macht. Überhaupt kann man dem Verf. nur auf Umwegen beikommen, da die ganze Schrift ein Umweg ist, bald hier bald da auf etwas abzielt, aber das Ziel selbst absichtlich umgeht — oder auch unabsichtlich, da der Verf. zwar seine Absichten, aber doch keine letzte Absicht hat, der die einzelnen Theile in magnetischer Sympathie sich entgegendrängten.

Das Buch gehört zu den kaleidoskopischen, quodlibetartig zusammengestellten, das Verschiedenartigste in sich aufnehmenden und wieder von sich gebenden literarischen Erscheinungen, zu denen es schwer ist, einen Gesammttitel zu finden. Dies fühlte der Verf., und er nannte sein Buch „Cancan". Über diesen Titel möchten wir mit dem Verf. rechten, wenn sich überhaupt mit ihm rechten ließe, da er überall der kritischen Jurisdiction ein muthwilliges Schnippchen schlägt. Aber welcher Leser wäre fähig, aus dem Titel „Cancan" einen Schluß auf den Inhalt des Buchs zu machen? Indeß hat das Buch diese Unbestimmtheit des Titels mit manchen berühmtern, weltbeherrschenden Büchern gemein. Würden wir uns, wenn wir darüber nicht von Kindheit auf belehrt wären, bei dem Titel „Evangelium" etwas denken können, was dem Inhalt der evangelistischen Bücher nur entfernt nahe käme? Wir geben freilich zu, daß wir hier die heiligsten Schriften mit einem, im gewöhnlichen Sinne, ziemlich unheiligen Buche zusammengestellt haben. Aber auch die Titel „Das Hohelied Salomonis", „Die Weisheit Salomonis" u. s. w., theilen mit dem Titel „Cancan" das Recht oder Unrecht eines vagen unbestimmten Titels. Sehen wir also dem Verf. diesen Titel nach, da wir ihm ja sonst noch so viel nachsehen müssen. Cancan heißt Lärmen, etwa viel Lärmen um Nichts, dann auch wol Geklätsch, und bezeichnet endlich in letzter Instanz einen unanständigen pariser Tanz, der eigentlich nur ein[illegible] tanzte Zote ist. Daß das Buch einigen Lärmen erregen werde, wünschen und glauben wir; daß es aus den höhern aristokratischen Cirkeln manchen ebenso geistreichen und charakteristischen als belehrenden und unterhaltenden Klatsch enthält, gestehen wir; daß es keine Zoten, aber doch Manches enthält, was dem pruden Sinne als solche erscheinen dürfte, bekennen wir. Doch wollen wir das Buch nicht eigentlich als ein Geklätsch, sondern einfach als Geständnisse eines Edelmanns bezeichnen, der vielen Geist, viele Lebenserfahrungen, vielen Witz und scharfes Urtheil und nebenbei noch eine erstaunliche Belesenheit besitzt.

Der novellistische Dachstuhl des Gebäudes ist nur schwach gezimmert, der Roman in diesem Buche steht auf so dünnen gläsernen Füßen, daß er bei jeder, auch der leisesten kritischen Berührung zusammenbrechen würde. Die novellistische Erfindung dient nur dazu, einige Personen in Gang zu bringen, denen der Verf. seine Discussionen auf die wohlberedte Zunge legen kann. Aber diese Figuren, von denen jede eine eigene Richtung vertritt und für sich einen Satz, gegen die andern gehalten einen Gegensatz bildet, sind doch in ihrer eigenthümlichen Weise consequent durchgeführt. Der Hauptstock des Buchs bleibt immer die Reflexion und das Raisonnement, durch welche sich die Reflexion Luft macht. Unsere Zeit leidet überhaupt an zusammengepreßten Dämpfen, und da das Terrain für die rührige, rüstige That nicht geeignet ist, stöhnt sie aus tiefster Brust auf, und dies Stöhnen ist ein Raisonnement, ein Witzwort, ein Hohn, eine Persiflage, eine Anklage, ein politisches Lied oder — eine Recension, worin der Recensent die Leiber und Herzen seiner eigenen Genossen zerreißt, um doch etwas zu zerreißen, da er an das Nieder- und Herunterreißen eines Höhern, Privilegirtern sich nicht so leicht wagen darf. Die Edelleute werden nicht gern Recensenten, welche sich mit dem kleinen und kleinlichen Geschäfte abgeben, ein einzelnes Buch, einen Autor, einen Künstler, einen Schauspieler, eine dramatische Darstellung zu besprechen, wie man etwa eine

Krankheit, eine Gesichtsrose, einen Beinbruch bespricht; sie schreiben lieber Bücher, worin sie Verhältnisse, Zustände, besonders die höhern Gesellschaftskreise, denen sie angehören, mehr oder minder scharf kritisiren. Viele von ihnen, welche jetzt in der Literatur abenteuern, würden zur Zeit des Faustrechts auf nürnberger Kaufleute Jagd gemacht haben, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs Condottieri geworden sein, wie Mansfeld oder Christian von Braunschweig, im siebenjährigen Kriege als Offizier bei dem Ziethen'schen Husarenregiment eine Anstellung gesucht oder 1806 in Halle gewaltig renommirt haben, um sich nachträglich bei Jena und Auerstädt schlagen zu lassen und in den Jahren 1813—15 gelegentlich Revanche zu nehmen. In unsern friedfertigen Zeitläufen werden sie, in Ermangelung eines Bessern, Autoren, legen sich, statt auf die Stall-, auf die Literaturfütterung, oft auch wol auf Bei- und sperren ihre blutgierigen Gedanken wie des zügellosen Raubthiere in die Papierkäfige, zu denen der Buchbinder den Deckel und der Kritiker die naturhistorische Erklärung liefert. Diese Schriftsteller sind in der Regel lange nicht so demokratisch, als sie zuweilen aussehen, aber sie erheben sich durch Geist, Vorurtheilslosigkeit und Schärfe des Blicks über ihre Standesgenossen, wünschen dem Adel wol eine Medea, die seinem etwas gebrechlichen Körper ein frisches verjüngendes Blut einflößte, und machen sich unterdeß über seine Schwächen, zeitwidrigen Vorurtheile und beharrliches Streben, Alles beim Alten zu lassen und beim Alten gelassen zu werden, auf der öffentlichen literarischen Tribune lustig, wobei es ihnen denn an einem großen Publicum nicht zu fehlen pflegt.

Der Ton des Buchs hat auch den Ton dieses Berichts bestimmt. Es ist nicht wohl möglich — und der Verf. würde es mir auch wenig Dank wissen — wenn ich mit der Miene eines strengen pedantischen Aristarchen über sein Werk berichten wollte. An Ernst und selbst innigem Gefühl fehlt es ihm keineswegs; aber mehr noch liebt er, an der feinen schnippischen Hand der Ironie oder an der Springstange des Humors seine Sätze von Ufer zu Ufer, von Hügel zu Hügel, von Extrem zu Extrem zu machen. Seine Belesenheit kommt ihm hierbei zu statten, sodaß er durch bloße historische Citate manches sonst unnennbare Ding so deutlich zu bezeichnen weiß, daß der Leser in seiner Vermuthung nicht fehl gehen kann. So beschreibt und umschreibt er einen gewissen Stuhl, den zu nennen sonst in anständiger Gesellschaft nicht erlaubt ist, auf folgende Weise, die fast in der anständigsten Gesellschaft erlaubt sein müßte:

In einem Seitengemache stand ein Stuhl, der, wenn auch kein gewöhnlicher Pracht- oder Thronsessel, doch seinen Platz in der Weltgeschichte findet, da er dem Tyrannen Heliogabal zum Schaffot, der großen moskowitischen Katharine aber zum Sterbekissen ward. Gleichwol dürfte dies historische Interesse der Wichtigkeit weichen müssen, mit der besagter Stuhl ins Leben eingreift, da Kaiser Vespasian eine Taxe auf ihn setzte, Liebhard eine gelehrte Dissertation und Blumauer sogar ein Lobgedicht über ihn schrieb. Sollte noch irgend ein Leser diese künstlichen Paraphrasen nicht verstehen, so empfehle ich ihm Gibbon's römische Historie, Horn's Geschichte der deutschen Literatur und den wiener Musenalmanach vom Jahre 1781.

Dieses komische Beispiel von Belesenheit für viele andere.

Lassen wir auch ferner den Autor für sich selbst und mit seinen eigenen Worten sprechen! Die Physiognomie eines Menschen besprechen und beschreiben, gibt uns von ihr lange kein so sprechendes und ähnliches Bild als ein Portrait oder Schattenriß. Ein Auszug ist das beste Portrait eines Buches und Autors und steht etwa in demselben Verhältniß dem blos raisonnirenden Artikel eines Kritikers gegenüber, wie das Portrait oder der Schattenriß der bloßen mündlichen Beschreibung einer Physiognomie, besonders wenn das Buch kein einheitliches Kunstwerk ist, sondern wie das vorliegende eine Composition von mehr zufällig aneinander gereihten Reflexionen. Das Lesepublicum wünscht den Geist des Autors kennen zu lernen, nicht den Geist des Kritikers. Unsere Kritiken und Recensionen bewirken in der Regel das Gegentheil. Der Kritiker kokettirt mit sich selbst und macht sich selbst zu seinem eigenen Spiegel, indem er das Buch nur als Folie benutzt. Und es ist, besonders in jetziger Zeit, so bequem und leicht, die Schwächen eines Menschen oder Autors abzulauschen und seine eigenen im absprechenden Raisonnement und durch dasselbe zu verdecken! Wenn unsere Kritiker so viele gute Bücher schrieben, als sie gute Bücher tadeln, würde es mit unserer Literatur unfehlbar um ein Bedeutendes besser stehen. Möglich, daß jetzt hauptsächlich Diejenigen Bücher schreiben, welche nur kritisiren sollten, und daß Diejenigen kritisiren, welche Bücher — oder gar nicht schreiben sollten.

Eine der hervorstechendsten Figuren dieses Buches ist der wilde, aus aristokratischem Blute entsprungene, aber in einem zügellosen Liberalismus und Libertinismus entflammte Manuel. Diese Individualität ist trefflich und consequent durchgeführt, obschon wir zugeben, daß excentrische Charaktere zu schildern unendlich leichter sei, als gemessene, in sich sichergestellte, durch sittliche Principien zusammengehaltene, dem bürgerlichen Stillleben angehörige Charaktere. Hier bedarf es der Zeichnung, dort schadet auch die Verzeichnung nicht, dort bedarf es nur des Redepompes und Gedankenwustes, und man weiß, daß unsere Zeit in beiden gleich groß ist. Die Farben stark aufzutragen und in grellen Contrasten gegeneinander abzusetzen, ist beiweitem nicht so schwer, als sie sanft zu vertuschen und dem Ganzen einen harmonischen, den Augen wohlthuenden Schmelz zu geben. Doch fassen wir Manuel's Philosophie, die über alle Philosophie hinausliegt, näher ins Auge.

Seht herab — ruft er einmal aus —, ihr alten energischen Väter und du, Held Wittekind, wie eure Nachkommen um die Irmensäule tanzen! Da schweben sie herein, diese lispelnden Ephraimiter, wie der Chevalier d'Eon, der, wenn er kein Weib war, es zu sein verdiente; da duften sie von allen Wohlgerüchen Schiras, wie der Prinz Biribinker, der Rosensyrup spie und Pomeranzenwasser — — Das sind die Söhne der Billungs und Ballenstedts, der Berlichingen und Schaumburgs! Alle Energie ist von ihnen gewichen; es ist nicht Saft und Kraft in den Hasenfüßen. Wie der Hofmarschall Kalb ein gewisses Register zu führen, das Bonmot des Ministers als Salonfeldgeschrei auszuposaunen, den gothaer Almanach im Kopfe zu haben, am Comtessentisch Abends den Thee zu

bereiten, das ist ihr Streben, ihr Wirken, ihr Wissen und ihr Leben. Aber wenn auch keine Ader von Männlichkeit in diesen Puppen klopft, so sind sie doch auf nichts stolzer als auf 16 Großväter, und wenn ihr Name nur vor 400 Jahren genannt worden, so gilt es ihnen gleich, ob sich Ehre oder Schande an die Ursache knüpft. Und wenn jedes Glied ihrer Familie zum Andenken einst begangener Schändlichkeit wie zur ewigen Schmach einen Strick um den Hals tragen müßte, so hätte ihn die Zeit zur Ehrenschnur geadelt, und sie gäben dies Prärogativ so wenig her als die Dalbergs ihr schönes Vorrecht bei der Kaiserkrönung.

Es ist meistens eine schwache, erbärmliche Masse, der Mensch! Der alte Jehova ists müde geworden, den Sündenfall täglich wiederholt zu sehen, und schafft seine Ebenbilder nicht mehr selbst; da hat irgend ein israelitischer Prometheus die Menschenlieferung bei ihm erstanden und mengt viel schlechtes Gehäckjel unter den guten Samen. Der liebe Gott gibt nur noch den unsterblichen Funken und der Jude knetet den irdenen Topf darüber, aber so elend, so jämmerlich, daß er oft schon beim ersten Feuer in Scherben springt. Dann läuten sie die Glocken und scharren den Koth zum Kothe und heulen und singen: wieder ein Herz gebrochen! aber bedenken nicht, daß der Topf so schlecht war.

Wird denn die Menschheit einst im Zenith der Aufklärung stehen? Vielleicht erst, wenn nach Zoroaster's Lehre die Erde aufflammt und als brennender Aërostat herumtreibt im Universum, bis Alles auf und in ihr recht weich gesotten zu einer Masse zusammenschmilzt; dann verdünstet alles Übel, und selbst Ahriman, der Geist der Finsterniß, wird licht, und eine neue, schönere Erde wird sein, aber keine Sonne mehr, sondern Ormuzd, der Herr des Lichts, und die Menschen, die Kinder des Lichts.

Wer ihn erlebte, den jüngsten Tag, den ältesten, den letzten! Es muß ein herrlicher, ein großer Moment sein, wenn die Sonne auslischt und der gewaltige Komet niederschlägt, um die kleinen Menschen zu zertrümmern um ihrer Sünden willen.

Aber noch 6000 Jahre muß sie sich fortwälzen, die arme Erde mit ihren Meeren voll Ungethümen, Schätzen und Leichen, wie eine vollgefressene Schlange, denn Zoroaster, dieser Linné der Welten, gibt ihr 12,000 Jahre der Existenz. Darum ist sie kaum in der Hälfte ihres Lebens, eine Matrone, üppig, aber schlapp, regsam und fleißig, aber ohne Poesie. Ihre Leidenschaften haben sie stark erschüttert, sie wird nicht mehr lieben; — sie setzt sich nur an die Sonne und spinnt und kocht und wirkt und schafft. Deshalb werden auch die Menschen, ihre Kinder, gleich mit so altklugen Physiognomien geboren und wissen in den ersten Jahren mehr als ihre Ahnen in den letzten, aber es steckt keine Kraft mehr im Geschlecht, keine Energie.

Der heilige Geist der Zeit ist über die Menschheit gekommen und findet den Simson geblendet und seiner Stärke beraubt. Bis ihm die Haare wieder wachsen, mag er Maschinen treiben, nach Gewinn streben und den Dampf anbeten; — wenn er dann endlich Philister merkt über sich, rüttelt er an zwei Säulen und begräbt sich unter den Ruinen. Aber Schutt ist ein guter Dünger für dürre Erde u. s. w.

Es ließen sich über diese wilden Ausgelassenheiten Manuel's manche Bemerkungen machen; warum sollte sie aber der Leser nicht ebenso gut anstellen können als der Kritiker? In der That, es ist unhöflich und anmaßend von unsern Recensenten, dem Urtheil des Publicums überall vorgreifen zu wollen und es geistig zu bevormunden, wie der Schullehrer die dummen Buben, welche unter seiner Zucht und Ruthe stehen. Bis auf einzelne aus dem Buche abgedruckte Stellen erstreckt sich sogar diese Schulmeisterei der Recensenten, die sich von Gottes Gnaden erwählt halten, das Urtheil zu bestimmen und zu leiten. Aber nicht immer sind ihre Gedanken auch die des Publicums; im Gegentheil, man nenne mir ein vom Publicum günstig aufgenommenes Buch, welches nicht von irgend einem kritischen Wehrwolf irgendwo zerrissen worden wäre; ja, man nenne mir eine literarische Erscheinung der neuesten Zeit, welche von Seiten der Recensenten selbst nicht die widersprechendsten Urtheile erlebt hätte, sodaß, wenn man ein Urtheil vom andern abzieht, die reine indifferente Null übrig bleibt. Zuletzt hat das Publicum, das, als Masse genommen, freilich ein oft sehr blödes und blindes Individuum ist, doch immer die entscheidende Stimme und das Amt, über Charakter, Form und Geist eines Buches das Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen. Das Publicum bildet die Körperschaft der Geschworenen, der Geist der Zeit den Gerichtspräsidenten, die Kritiker sind die Advocaten, die mit allem Aufwande von Spitzfindigkeit, Sophistik und Casuistik die Anklage oder Vertheidigung durchführen. Aber es ist diesen Advocaten selten oder nie gelungen, einen schlechten Autor auf die Dauer vom Galgen zu retten oder einen guten an den Galgen zu bringen. Zuletzt erbarmt sich das Publicum doch wieder des guten Autors und schneidet ihn von dem Galgen wieder los, woran man ihn aufzuknüpfen versuchte. Auch der „Cancan“ wird die widersprechendsten Urtheile erleben oder hat sie schon erlebt. Wir wünschen aber, daß unsere Leser den „Cancan“ selbst erleben und fahren daher in unsern Auszügen fort. Man muß wissen, daß Auszüge immer ein gutes Rettungs- und Hülfsmittel sind, wie z. B. der Auszug der Kinder Israels aus dem Ägypterlande, der Auszug der Plebejer auf den heiligen Berg oder in frühern Zeiten, wo die Studenten noch eine Macht bildeten, die Auszüge der studirenden Bevölkerungen deutscher Universitätsstädte auf ein naheliegendes Dorf. Es leben also die Auszüge aller und jeder Art!

Da gibt es eine Stelle im „Cancan“, worin Manuel sich vorstellt, er sei um seiner freimüthigen Schriften und Gedanken willen zum Tode verurtheilt worden. Vom Schaffot aus hält er nun an die andächtigen Zuhörer, die häufig ebenso gern einen Verbrecher am Galgen oder unter dem Richtbeil als einen Kapuziner auf der Kanzel sehen, folgende humoristische Anrede:

Wohl mir, ihr Versammelten! daß ich in einem Zeitalter sterbe, wo Humanität so überwiegend ist, daß man ohne Verbrechen sich weder von Löwen zerreißen lassen muß wie Ignaz Theophorus, noch wie die 59 Templer durch langsames Feuer geröstet, sondern nur geköpft wird, was eine ebenso schnelle als angemessene Todesart sein soll.

Wenn ich 100 Köpfe hätte, wie die Hydra von Lernä, oder auch nur zwei, wie jene genuesische Misgeburt, so würde mich der Halskaiserschnitt weniger kränken als jetzt, wo mein einziger Kopf einen Salto mortale machen wird und ich schwerlich wie die heilige Brigitte zu Zürich ihn aufheben und damit davonlaufen kann.

Ich darf mir zwar auf meinem Todesthron nicht schmeicheln, wie Thomas von Villanova für die Armen gestohlen und weder den Stillstand der Sonne geleugnet, noch die Existenz der Antipoden ausgesprochen zu haben; allein die Blutwasserhose, die alsogleich aus meinem Torso aufsteigen wird, soll doch meine Federsünden abwaschen, vor deren größern Greueln mich nur der Angstmann mit gezücktem Schwerte errettet.

Im Grunde könnte ich jetzt noch meinem Kopfe vor sei-

lem Ende die Satisfaction geben, Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hat, allein ich erwarte noch immer Pardon, obwol keine andern weißen Tücher wehen als die durchweinten sentimentaler Zuschauerinnen.

Ich sterbe also, wie mich der feist gemästete Gewissensrath neben mir bei seiner Seligkeit versichert, in dem alleinseligmachenden Glauben, und ich könnte in seinem Beisein schwören — wie einst die Juden in Gegenwart des ihnen verhaßten Thieres thun mußten —, daß ich sämmtliche hier anwesende Ketzer und Atheisten um nicht Anderes beneide als um ihr Leben.

Es wird mir freilich wenig helfen, daß einst meine Asche während der durch meine Schriften entflammten Revolution ins Pantheon getragen wird, und wenn dann mein abgebrochener Kopf wie jener des Cajus Crassus mit Gold ausgestopft würde, kann's mich jetzt nicht trösten.

Auf meine Richter wird es jedoch ein schlechtes Licht werfen, daß sie zu wenig heiligen Eifer besaßen, sich bei meiner Verurtheilung wie auf der epheser Synode zu prügeln und todtzuschlagen, aber lämmersanft genug waren, mir den Stab zu brechen, ohne mich zu einem Geständnisse weder gezwungen noch gebracht zu haben, und erst die Nachwelt wird mit ganzer Strenge rügen, daß sie mir die Tortur ersparten, welche Auszeichnung ich so gut verdient hatte als jener Dr. Remigius, der so lange halsstarrig und ungläubig gegen die Hexen eiferte, bis er endlich selbst verbrannt wurde.

Sollten Sie mich wider alles Vermuthen wie einst Sanct Romualdus nur deshalb erschlagen, um im Besitze eines wunderthätigen Leibes zu sein, so verspreche ich mit meinen kanonisirten Knochen wenigstens so viel Mirakel zu wirken als der heilige Dünger des großen Lama.

Mit dem Pardon ist es nichts. Kein Erdbeben und Aschenregen rettet mich wie die verurtheilten Christen zu Pompeji, und da ich nicht glaube, daß bei meinem Tode wie bei jenem Rudolf's II. alle anwesenden wilde Thiere nachsterben, so bricht der jüngste Tag für mich allein an.

Leb wohl, du schöne Erde, mit deinen wenigen Menschen und so vielen . . . . . da fällt aber mein Kopf vom Rumpfe.

(Der Beschluß folgt.)

Five years in India, etc. etc. By *Henry Edward Fane*. Zwei Bände. London 1841.

Wenn das englische und jedes andere, Englisch lesende Publicum mit Indien und dessen Bewohnern noch nicht genau bekannt ist, so liegt die Schuld mindestens nicht an Denen, die in Indien waren. Kaum vergeht ein Monat, ohne daß ein neues, Englands dortige Besitzungen und besonders die westlich vom Indus gelegenen Provinzen besprechendes Werk die londoner Presse verläßt. Obgleich daher an instructiven Werken kein Mangel und das Werk Fane's nur ein schnell geführtes Reisejournal ist, so bringt doch auch dieses in seinem leichten, anspruchslosen Style manches Beachtenswerthe. Der Verf., ehemaliger Adjutant des Commandeur en Chef — so nennt er sich auf dem Titel —, ist ein junger Mann, der Alles mit den Augen der Jugend sieht und im Geiste der Jugend beurtheilt, d. h. frische Augen hat, die überall die Lichtseite herausfinden, und seine Meinung frank und frei sagt. Er prahlt nie mit Belesenheit und gibt die Beobachtungen Anderer nie für die seinigen. Er erzählt schlichtweg, was er gesehen, gehört und empfunden, und ist er deshalb, namentlich im Anfange, sehr kurz, so darf ihm das Skizzenhafte nicht zum Fehler gerechnet werden; er spendet, was sein Eigenthum ist. Die Reise hat ihn aber ziemlich weit geführt, durch einen Theil von Ceylon, nach Madras, durch ganz Bengalen, in die Städte Agra und Delhi, über die niedere Gebirgskette der Himalaya, durch Afghanistan, längs den Ufern des Indus und zu Lande heim. Selbst ein oberflächlicher Beobachter müßte auf einer solchen Tour etliche Denkwürdigkeiten aufgreifen und oberflächlich kann der Verfasser nicht gescholten werden. Über Menschen und Sachen theilt er Bemerkungen mit, die von Scharfsinn zeugen, und über die Sitten und Gewohnheiten der Engländer im Orient äußert er sich auf eine Weise wie vielleicht Keiner vor ihm. Jeder Leser darf etwas für seinen Geschmack erwarten. Den einen wird es interessiren, von der Scenerie und den Producten der mächtigen, Indien von Mittelasien scheidenden Bergkette zu lesen. Ein anderer begleitet den Verf. mit Vergnügen auf seinen Feldzug durch Afghanistan. Einen dritten amusiren die kleinen Abenteuer und Charakterzeichnungen, welche den gegenwärtigen Gesellschaftszustand in Hindostan erläutern, wo aus den Trümmern eines gefallenen Reichs eine neue Macht aufsteigt, die ihren Einfluß leicht über ganz Asien erstrecken dürfte. Einen vierten, fünften und sechsten, weil Jedem, dem England ein Dorn im Auge ist, wird die Äußerung des Verf. gefallen, daß, wenn die Engländer morgen Indien räumen müßten, sie kein wesentliches Merkzeichen ihrer Macht zurücklassen würden. Das mag sein oder auch nicht: nur erwähnt der Verf. selbst Manches, das ihn mit sich in Widerspruch setzt. Er erwähnt den englischen Kanonendonner, der in der Geschichte nie verhallen werde, und daß derselbe Donner die Atmosphäre des indischen Aberglaubens erschüttert habe und die Leuchte des Evangeliums anfange, das Dunkel zu durchbrechen. Er erwähnt, daß Asien nie vergessen werde, wer die kolossalen Reiche der Mogul und der Mahratta gestürzt, jede europäische Niederlassung zerstört und über die ganze Halbinsel, von dem Himalaya bis zum Cap Comorin und an beiden Ufern des Indus und des Ganges triumphirend geherrscht habe. Er erwähnt, daß die Gärten und Wohnungen der Eingeborenen sich der Pflanzen und der Comforts freuen, die ihnen England zugeführt, erwähnt die Verbesserungen im Ackerbau, in der Schaf-, Vieh- und Pferdezucht, für die Indien ewig dankbar bleiben müsse, und würde derlei noch viel zu erwähnen gefunden haben, hätte nicht sein militairischer Beruf ihm eine Tour vorgezeichnet, auf welcher er derlei am wenigsten wahrnehmen konnte. Dagegen enthält das Buch in Folge des militairischen Berufs seines Verf. mehres interessante Neue über den Feldzug durch Afghanistan und über die Gebräuche und das Leben der dortigen Einwohner. Eine nicht blos hübsche, sondern auch werthvolle Zugabe sind die Stahlstiche, meist Landschaften nach Zeichnungen, die Fane an Ort und Stelle aufgenommen und deren Treue er verbürgt. Auffallend ist die Ähnlichkeit der Ansichten aus Afghanistan mit Schweizerscenerie, und die Ähnlichkeit würde täuschend sein, wenn nicht die Berge im Orient ziemlich kahl von Bäumen wären und ein durchsichtigeres Licht auf ihren Spitzen und auf den Thälern läge — letzteres der Grund jener unbeschreiblichen Schönheit morgenländischer Landschaften. 32.

Literarische Notizen.

Wir können die baldige Erscheinung eines umfassenden „Essai sur la vie et les ouvrages de M. de Savigny" von Ed. Laboulaye ankündigen. Wenn das Ganze den Proben, die uns zu Gesicht gekommen sind, entspricht, so können wir ein gediegenes, werthvolles Werk erwarten.

Prévost, ein geborener Schweizer, der sich lange in Baden aufgehalten hat, bereitet eine Arbeit über Rückert vor, die wahrscheinlich in der „Revue de Paris" erscheinen wird, in der er schon eine Reihe deutscher Dichter portraitirt hat. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1842.

Cancan eines deutschen Edelmanns.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Um den Verf. von einer andern Seite kennen zu lernen, möge noch eine Gespenstergeschichte mitgetheilt sein, welche die alte Therese dem Knaben Eugen erzählt:

Ich war als junges Mädchen im Hause eines alten Anverwandten meiner Mutter — Gott hab' sie selig —, der weit im Riesengebirge eine Mühle hatte und dem im Besitze seiner hübschen, jungen Frau nichts fehlte, um ganz glücklich zu sein, als — ein Kind. Jeden Morgen und jeden Abend ging die Müllerin zu einem großen Brunnen hinter dem Hause und blickte sehnsüchtig hinab und drehte den Eimer herauf; aber es verflossen Jahre, ohne daß sie die Freude gehabt hätte, ein Kindlein heraufzuschöpfen. Da traf es sich, daß ein junger schmucker Wanderbusche in die Mühle kam und als Knecht aufgenommen wurde. Er war wie Milch und Blut, hatte große blaue Augen, und da er fleißig und unverdrossen arbeitete, auch die schönsten Lieder und fröhlichsten Schwänke wußte, so liebte ihn das ganze Haus und von der Müllerin war er um seines ehrbaren Wesens willen besonders gut gelitten. Nur der Müller sah scheel dazu, denn da sich sein Weib öfter als sonst bei den Gängen zu thun machte, so ward er eifersüchtig und fing an, die Ärmste auf alle erdenkliche Art zu kränken und zu plagen, und endlich jagte er den fleißigen Jungen Knall und Fall, mitten im Winter, bei Nacht und Nebel aus dem Hause.

Da weinte die Müllerin und wurde sehr krank, kurz darauf aber hob die dicke Ursula, unsere Dienstmagd, einen allerliebsten kleinen Buben mit hellblauen, großen Augen aus dem Brunnen und brachte ihn frohlockend dem Vater. Als dieser nun das Kind hastig aus ihren Armen riß, betrachtete er es lange mit zornglühenden Augen und plötzlich starb es unter seinen Händen. Die Leute sagten zwar, der böse Blick habe es gethan, allein die dicke Ursula wollte am Halse des armen Würmchens einen dunkeln Fleck wie von einem gewaltigen Druck bemerkt haben. Dem sei nun wie ihm wolle, die ohnedies schon schwache Mutter grämte sich darüber so, daß sie schon des andern Tags mit ihrem lieben Kinde auf der Bahre lag. Nach dem Begräbniß war es in unserm Hause gar sehr stille geworden; die Mühlgänge waren gesperrt, der Witwer hatte sich zeitig zu Bette gelegt, und wir Andern, spät erst von dem entfernten Kirchhofe zurückgekommen, saßen noch bis Mitternacht traurigen Herzens beisammen. Draußen stürmte es unheimlich, und Niemand wollte den Anfang machen, schlafen zu gehen. Plötzlich deuchte es uns, als hörten wir die Thüre der Kammer, in welcher die Leichen ausgesetzt waren, leise in ihren Angeln knarren, ein dumpfes Trippeln zog über den Gang bis zum Zimmer des Müllers, wo es sich zu verlieren schien. Wir sahen uns todtenbleich und mit eingehaltenem Athem an. Da erscholl aus dem Zimmer des Müllers ein kurzer, aber so gräßlicher Schrei, daß uns Allen das Haar zu Berge stand und das Wort im Munde erstarb. Dann war es wieder still, der Wind nur pfiff durch die Bäume und warf den gefrorenen Schnee ans Fenster. Wir erwarteten zitternd und laut betend den Morgen; aber es war helllichter Tag und der Müller kam nicht herunter, und als wir endlich die Thüre seines Zimmers mit Gewalt öffneten, da wurde er nicht mehr gefunden. Seine Kleider lagen noch auf dem Stuhle, wie er sie ausgezogen, das Fenster war offen und da selbst ein großes Crucifix von der Wand herabgerissen am Boden lag, so blieb kein Zweifel, der Gott sei bei uns — schlag ein Kreuz, Eugen! — hatte ihn im Hemde mitten aus dem Bette geholt. Ein hausirender Glashändler, der später in der Mühle einsprach, hatte weit in den Eisklüften der Gebirge einen menschlichen Körper liegen sehen, der sich wie ein ausgerissener Spinnenfuß auf dem Schnee ringelte, während die Bestien des Waldes an ihm fraßen. Die Eingeweide schlang ein Wolf wie Maccaroni in sich, das Hirn schlürfte ein Fuchs, am Herzen hackte ein Adler und der Leib konnte nicht sterben, ob auch die arme Seele lang schon bis über die Ohren in den Flammen saß. Nachdem wir das Verschwinden des Müllers dem Herrn Pfarrer angezeigt hatten, kamen Abends die Gerichte der Gemeinde und legten das Siegel an, und da sie bei uns nächtigten, so hörten sie sowie wir um Mitternacht das leise Getrippel aus der Todtenkammer bis zum Gemache des Müllers. Da ließ der Richter den folgenden Tag den Gang mit Staubmehl bestreuen und den ganzen Stock absperren, und als sich der Spuk Nachts abermals wiederholt hatte, eilten am nächsten Morgen sämmtliche Hausgenossen neugierig hinauf; da sahen wir denn mit Schauder im gestreuten Mehle die deutlich ausgeprägten Fußtapfen eines Kindes, aber so klein, so klein —

Rein komischer Gattung ist das eingeflochtene Reisetagebuch des Kammerdieners Rafael Sendelmaier. Nur eine kleine Probe daraus:

In Teplitz sollen berühmte Heilquellen sein. Vor dem Posthause saß ein armer Junge und strickte. Ich fragte ihn nach seinen Ältern und erfuhr, daß er keine mehr habe und ins Erziehungshaus nach Prag käme. Es existiren so viele Anstalten für Witwen und Waisen, aber keine einzige für Witwer, welches eine schreiende Ungerechtigkeit ist. Graf Arthur schenkte dem armen Jungen einen Thaler, und auch ich wurde gerührt und gab ihm einen guten Groschen, da mir der Postillon sagte, man brächte unser Geld später nicht mehr an. — In Mirschowitz wurde vor dem Wirthshause ein ehelicher Zwist auf eine ganz eigene Art ausgefochten. Die Frau nämlich hatte in der Erbitterung gegen ihren Mann die thätlichen Feindseligkeiten eröffnet, indem sie seinem Lieblingstöchterlein einen Schlag versetzte, worauf sich der angegriffene Eheherr dadurch Satisfaction nahm, daß er den Buben beutelte, der ihr Favorit war. Die Mutter rächte diesen Schimpf augenblicklich durch eine zweite Ohrfeige an dem Mädchen, und der Vater wurde immer wieder quitt durch den Buben, den er als Geißel bei den Ohren hielt. Auf diese Weise suchte jede Partei

den Krieg auf den feindlichen Boden zu spielen und ich philosophirte im Wegfahren und dachte, gerade so müssen die Völker ihre Haut hergeben, wenn die Großen entzweit sind. — Laun hat nichts Merkwürdiges, als daß die Herrschaft hier Mittag machte. Die Wirthin saß mit sieben Söhnen bei Tische um eine Schüssel Sauerkraut, mit dem Fleisch jenes Thieres, von dem ein heiliger Antonius den Zunamen hat und das die makkabäischen Brüder nicht essen wollten. Die Wirthin behauptete, die böhmischen seien größer und hätten mehr Speck als die sächsischen, und ich schwieg darüber, da ich den Patriotismus jedes Landes ehre. — Es ist hier sehr viel falsches Geld im Umlauf, auf manchen Münzen steht 30 Kreuzer und die Leute nehmen sie nur für sechs; dabei sind sie so groß und schwer, daß man für einen Thaler ebenso gut einen kupfernen Kessel eintauschen könnte. Ich halte dies für eine sehr weise Einrichtung der Regierung, da man auf solche Art immer weniger ausgibt, als man hat, worin eigentlich das ganze Geheimniß der Ökonomie besteht u. s. w.

Diese Auszüge hatten den Zweck, von der Mannichfaltigkeit in Ton und Inhalt der Schrift einen ungefähren Begriff zu geben. Aber dies Buch, welches man fast ein humoristisches Miniatur-Conversation-Lexikon der Gegenwart, eine geistreiche sociale Fibel für die großen Kinder dieser Welt nennen möchte, hat manche gehaltvollere Partien als die mitgetheilten aufzuweisen, nur daß sie aus mancherlei Gründen sich weniger für theilweise Auszüge eignen. Dahin gehören die Betrachtungen des Verf. über die socialen und politischen Zustände der Gegenwart, über die religiösen Spaltungen, über Liebe, Freundschaft und Ehe, die humoristische Darstellung der gräfenberger Wassercuren, das Gespräch mit dem gespenstischen, somnambulen, nachtwandelnden Schlafrock, die Aufklärungen über die polnische Wirthschaft in Galizien, über den Adel, über die falschen Begriffe von Ehre und über die Industrieritter, denen ein ganzes Capitel gewidmet ist, welches freilich gar zu abrupt dasteht, wie einer jener seltsamen einzelnen Granitblöcke, auf die man hier und da in ungebirgigen Ebenen stößt, ohne sich erklären zu können, wie sie dahin gekommen sind. Man hat bereits den Argwohn ausgesprochen, daß dieser „Cancan" eigentlich von gar keinem Edelmann herrühre und somit die Angabe auf dem Titel nur eine Mystification sei. Jedenfalls ist aber der Verf. ein Mann, der die höhern Cirkel der adeligen Gesellschaft, besonders in Östreich und speciell in Prag, genau kennt, wovon die Mittheilung mancher Geheimgeschichten zeugt, die nur dem Eingeweihten zugänglich sein konnten. Ein literarisches Bewußtsein lebt in dem Autor allerdings; dahin deutet das Vorwort, dahin der ausgesprochene Wunsch des Verf., daß man seine Schrift in die Kategorie der modernen Literatur verweisen möge, und daß dies die größte Ehre sei, auf die er Anspruch mache. Wie Basedow den Elementarunterricht den Kindern durch Spielereien und Näschereien beizubringen suchte, so sucht der Verf. die erwachsenen Kinder der vornehmen Welt spielend zu belehren und belehrend mit ihnen zu spielen. Da es so viele Sinne als Köpfe in Deutschland gibt, wird auch dies vielköpfige und vielsinnige Buch, welches nicht selten seine weißseidenen Handschuhe auszieht und die nackte Mephistophelestralle hervorstreckt, sein Publicum finden. Es werden sich auch über diese Schrift Manche ärgern, denn worüber ärgerte sich ein Deutscher nicht? Ein Autor hat von einem Stück des weitläufigen Literaturbodens Besitz genommen, das er nun in einer Weise bewirthschaftet, die er auch seinem neuen Nachbar, der ihm vielleicht ohnehin lästig ist, aufdringen möchte. Dieser aber nimmt darauf gar keine Rücksicht; er läßt in der Art, wie er sein Stück Literaturboden anbaut und bewirthschaftet, Neigung, Laune und Individualität walten; sein Kreis von Freunden, Verwandten und Gesellschaftern ist ohnehin ein ganz anderer; diesen, ihm selbst behagt die neue Einrichtung, nur der ältere Nachbar fühlt sich durch des neuen Colonisten Art und Weise überrascht, verletzt, empfindlich berührt, in seinen Ansichten gestört, verwirrt, incommodirt. Dort ist eine Mauer aufgeführt, die ihm eine angenehme Aussicht auf Feld und Wald verbaut, hier ein schattiger Baum gefällt und dadurch eine unangenehme Aussicht auf Stallung und Gerülle eröffnet worden. Heute hat der neue Herr Nachbar große glänzende Gesellschaft; prachtvolle Equipagen fahren bei ihm vor; Grafen, Barone und schön geschmückte Damen steigen aus; er selbst empfängt sie im eleganten Frack, die Hände von Ringen blitzend; die Musik spielt auf, der Tanz beginnt — Gott! welche affectirte Vornehmthuerei, welch ein Aufwand, welch ein Lärm! Morgen geht derselbe Herr im Schlafrocke auf dem Hofe spazieren, besichtigt die Stallungen selbst, bittet den Großknecht um Tabacksfeuer, plaudert mit der Kleinmagd, scherzt mit Grethel und Liesel, welche die Kühe melken — Gott! welche prosaische Nüchternheit! welche Philisterei! welche grenzenlose Gemeinheit! Ja, wer es in Deutschland auch nur Einem Nachbar, geschweige denn beiden, rechts und links, recht machen könnte! — Ohne dem „Cancan" den Werth einer tüchtigen ehrlichen Production beilegen zu wollen, gehört er doch zu denjenigen Schriften, deren Raisonnement etwas von einer tüchtigen ehrlichen Production in sich hat. Es ist ein keckes, frisches, etwas unbändiges und ungezogenes, hier und da zu geschwätziges und lockeres Buch, aber jedenfalls von einem individuellen Typus und einer Menge von inhalt-, charakter- und gedankenlosen Schriften vorzuziehen, welche sich in die Brust werfen — obgleich sie keine haben — und sich wie ein bombastischer Schauspieler auf das Herz schlagen — obgleich sie keins besitzen — und dabei, daß sie Productionen seien, laut der Welt in die tauben Ohren rufen.

Hermann Marggraff.

Literarisches aus Dänemark.

Eine lobenswerthe Erscheinung in der theologischen Literatur Dänemarks ist folgende Schrift: „Commentar over Pauli Brev til de Galater", von M. Moeller (Kopenhagen 1841). Hinsichtlich der mit der Untersuchung von der Abfassungszeit und dem Orte des Briefes an die Galater zusammenhängenden Frage von den Lesern, denen der Brief zunächst bestimmt war, tritt der Bischof der namentlich von Dr. Mynster vertheidigten Hypothese bei, daß der Name Galatien im Neuen Testament nicht allein das eigentliche Galatien, sondern auch Theile der angrenzenden Lande, Lykaonien, Pisidien und Isaurien nebst den drei darin liegenden Städten Antiochien, Lystra, Ikonium umfaßt; und daß die christlichen Gemeinden, an welche Paulus

den erwähnten Brief schrieb, auf der ersten Missionsreise des Paulus gestiftet worden. Des Briefes ganzer Inhalt, meint Dr. Moeller, gebe zu erkennen, daß derselbe nicht an neugepflanzte Gemeinden geschrieben ist. Der Ort der Abfassung desselben sei entweder Korinth oder Ephesus gewesen. Besonders befriedigend ist die an mehrern Orten im Commentar vielseitig ausgeführte Darlegung der Paulinischen Lehre von dem Verhältniß zwischen dem Gesetz und dem Evangelium, welche den Hauptpunkt im Briefe an die Galater bildet. Über andere dogmatische Punkte, z. B. über den Versöhnungstod Christi, äußert sich der Erklärer dieses Briefes kurz und unbestimmt. Dessenungeachtet gehört diese Schrift zu denen, welche durch den Geist und Charakter, der sich darin ausspricht, den Leser anziehen müssen. Ihr Verf. hat die Aufgabe, die er sich gestellt, mit Ruhe und Consequenz zu lösen gesucht. Seine Schreibart zeichnet sich durch Klarheit und classische Simplicität aus. Endlich verdient auch der milde und liebevolle Geist, der über die ganze Schrift verbreitet ist, die Unparteilichkeit und Billigkeit, womit fremde und abweichende Ansichten beurtheilt worden, unter die Vorzüge gezählt zu werden, welche zu dem angenehmen Eindruck, den man beim Lesen dieses Commentars empfängt, nicht wenig beitragen. Sprache und Darstellung tragen ein echt nationales Gepräge.

Folgende Schrift: „Den norske Statsforfatnings Historie og Waesen", von Munch-Raeder (Kopenhagen 1841), hat in Dänemark großes Interesse erregt. Dieselbe beginnt mit einer geschichtlichen Übersicht der Entstehung der norwegischen Verfassung. Der nächste Abschnitt: „Der Staatsverfassung Wesen und geschichtliche Entwickelung", hebt mit der Bemerkung an, daß es nicht ganz richtig ist, wenn die norwegische Constitution im §. 1 des Grundgesetzes als eine eingeschränkte Monarchie bezeichnet wird. Der Verf. meint, daß, da die Verfassung von einer demokratischen Macht, welche mit unbeschränkter Gewalt wirkte, gegründet wurde, so ist auch das demokratische Princip darin das herrschende. Er geht von der Voraussetzung aus, daß die Völker, sobald sie aufgeklärt sind und ihren natürlichen Neigungen folgen können, alle Demokraten sind, wie es zum Metier der Könige gehört, Royalisten zu sein. Er beruft sich darauf, daß die Nationen, eine nach der andern, sich heutzutage demokratische Verfassungen geben, und meint, dies sei sowol das Natürlichste als das Sicherste. Er will übrigens nicht behaupten, daß das Princip der Volkssouverainetät das unbedingt beste ist. Denn für Staaten, die entweder auf einer sehr niedrigen Stufe sittlicher und intellectueller Entwickelung stehen oder welche durch die Laune des Schicksals aus sehr ungleich gearteten Theilen zusammengesetzt sind, ist eine Staatsverfassung, welche den König als die Spitze aller Macht aufstellt, die passendste. Aber er fügt hinzu: „Wir Norweger tragen die Meinung, daß wir unter keine der Kategorien gehören, welche die Nothwendigkeit mit sich bringen, die königliche Gewalt zur wichtigsten Stütze des Staates zu machen, und wir betrachten daher den §. 79 unsers Grundgesetzes, nach welchem ein Beschluß in Gesetzgebungs-Angelegenheiten, der auf drei verschiedenen, ordentlichen Storthings unverändert angenommen worden, auch ohne königliche Sanction gesetzliche Kraft erhalten soll, als den glänzendsten Edelstein, den wir uns nie entreißen lassen werden." Es ist übrigens nicht blos dieser Artikel, welcher der norwegischen Verfassung einen mehr demokratischen Charakter gibt, als die meisten übrigen constitutionnellen Verfassungen ihn haben, sondern die Controle der Regierung, welche der Volksvertretung zukommt, hat eine besondere Ausdehnung dadurch erhalten, daß der §. 30 des Grundgesetzes die Mitglieder des Staatsraths verantwortlich macht, nicht allein wenn ein königlicher Beschluß, wogegen sie unterlassen haben zu protestiren, wider die Staatsform oder die Reichsgesetze streitet, sondern auch wenn derselbe dem Reiche augenscheinlich schädlich ist; gleichwie die Macht der Volksvertretung dadurch eine besondere Stärke gewinnt, daß der Richterstuhl, vor welchen die königlichen Rathgeber gestellt werden sollen, in ihrer Mehrheit aus deren eigenen Mitgliedern (nämlich aus dem ganzen Storthing) besteht; der zweite, aber weniger zahlreiche Bestandtheil ist das Höchste-Gericht. Besonders lehrreich ist, was der Verf. von dem norwegischen Wahlgesetze sagt. Er zeigt, daß die äußern Eigenschaften, welche nach dem norwegischen Grundgesetz das Recht bedingen, an der Wahl des souverainen Volksraths Theil zu nehmen, oder selbst einen Theil dieses Raths auszumachen, weder die intellectuellen noch die moralischen Eigenschaften, auf welche es ankommt, wenn er das allgemeine Wohl wirklich soll fördern können, verbürgen. Ja, er gesteht ein, daß in dieser Beziehung die Garantien nach dem norwegischen Grundgesetze noch schwächer als die der meisten andern constitutionnellen Staaten sind. Weit entfernt, die große Ausdehnung, welche das Wahlrecht und die Wählbarkeit in Norwegen erhalten hat, für einen Vorzug anzusehen, findet der Verf. es sogar bedenklich, daß man dadurch dem allgemeinen Wahlrecht so nahe gekommen ist. Die Erfahrung hat indeß gezeigt, daß durch das Storthing viel Gutes und Ersprießliches ausgerichtet worden, daß Einsicht und Tüchtigkeit sich darin hervorgethan und daß diese Eigenschaften, wenn auch gleich nicht bei allen Storthings in gleichem Grade, sich geltend zu machen gewußt haben. Was der Verf. zu Gunsten der indirecten Wahl, welche das norwegische Grundgesetz zuläßt, anführt, verdient Beachtung. Aus Dem, was der Verf. angeführt hat von den Versuchen, die gemacht worden sind, um Norwegen ein Zweikammersystem zu verschaffen, ersieht man, daß er, trotz seiner demokratischen Denkweise, ein solches Gegengewicht gegen die eigentliche Volkskammer nicht unbedingt verwirft. Doch bemerkt er ganz richtig, daß das Zweikammersystem sich, nach den norwegischen Verhältnissen, auf keine dem Zweck entsprechende Weise zu Stande bringen läßt, weil die Elemente dazu fehlen. Die norwegische Gesetzgebung für die Preßfreiheit findet Hr. Munch-Raeder höchst unsicher und mangelhaft. Die auf das Princip der Volkssouverainetät gebauten Verfassungen haben in seinen Augen vor allen andern den Vorzug. Wundern muß man sich aber darüber, daß der sonst so eifrige Freund der Freiheit die Geschwornengerichte verwirft.

Nicht ohne Verdienst ist H. P. Gießing's Schrift: „Om Deportationscolonier og Dödsstraffe" (Kopenhagen 1841). Das Buch enthält eine Sammlung verschiedener Abhandlungen, welche mehr oder weniger dazu dienen, Fragen von großem Interesse aufzuhellen. Doch darf man darin keine durchgreifende Untersuchung vom Wesen der Deportationsstrafe, aus einem allgemeinen legislativen Standpunkte aufgefaßt, erwarten. Das erste Capitel enthält einen Auszug aus Blosseville's Geschichte der englischen Strafcolonien in Australien. Darauf folgt eine Art Kritik einiger Einzelnheiten in der Ankündigung des Conferenzraths Oersted von Ch. Lucas Hauptwerk von der Todesstrafe und der Straftheorie, welche dieser Verf. das Repressivsystem nennt. Der Standpunkt des Hrn. Gießing ist übrigens empirisch und er scheint sich zunächst die Aufgabe gestellt zu haben, einige brauchbare Materialien zu liefern für die Wahl einer Stelle, wo eine dänische Deportationscolonie angelegt werden könnte, unter der Voraussetzung, daß die Deportationsstrafe an die Stelle der Todesstrafe gesetzt werden muß. Der Verf. betrachtet die Todesstrafe als ungerecht in ihrem Princip und meint, daß Deportation die Weise ist, worauf die bisher am Leben bestraften Verbrecher ihre Missethaten sühnen sollen. Die von ihm vorgeschlagene dänische Deportationscolonie sollte, nach seiner Ansicht, eine förmliche Zwangsarbeitsanstalt sein. Das zweite Capitel, welches von der Unzulässigkeit der Todesstrafe handelt, enthält nichts Neues. Übrigens wagt es der Verf. nicht, die Todesstrafe unbedingt zu verwerfen.
45.

Eine englische Ansicht über Rotteck.

Rotteck's Weltgeschichte ist unter dem Titel „General history of the world. By *Charles von Rotteck*. Translated

from the German and continued to 1840" (4 Bände) in das Englische übersetzt worden. Ein britischer Kritiker bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Mit Recht kann von diesen Bänden der Ausspruch gelten, daß ‚the translation needs to be translated.‘ Wir wollen nicht untersuchen, ob dies von der Unfähigkeit des Übersetzers, Rotteck's Transscendentalismen zu erfassen, herrührt, oder von einer zu beschränkten Kenntniß der Hülfsmittel der englischen Sprache; aber sei es die eine oder die andere Ursache, oder beide, die Wiedergabe derjenigen Partien, welche auf eine philosophische Bedeutung Anspruch machen, ist eine zum größten Theil unverständliche Paraphrase." Der Berichterstatter meint weiterhin, daß man zweifeln müsse, ob diese allgemeine Geschichte je den Beifall des englischen Publicums gewinnen könne. In seinem Tadel hält er sich indeß nur an gewisse Eigenthümlichkeiten der Auffassung, an Einzelnheiten. So tadelt er z. B. die Bemerkungen Rotteck's über den Pentateuch. „Die mosaischen Denkmäler", sagt er, „gehören nicht in die allgemeine Geschichte; sie beziehen sich auf das specielle Verhältniß eines Binnenvolkes, eines Volkes überdies, dessen politisches System vorzüglich darauf gerichtet war, das Volk von den umwohnenden Völkern abzuschließen. Wir sind weit davon entfernt, das Recht der Kritik, die Natur der mirakelhaften in der Bibel erwähnten Begebenheiten zu erforschen, ableugnen zu wollen; aber der Kriticismus ist keine Geschichte und die Vermischung beider in diesem Werke macht beide beschwerlich und verdächtig. Das nämliche System, welches Rotteck verleitet, Alles, was in den biblischen Jahrbüchern wunderbar erscheint, zu verwerfen, verleitet ihn auch, Alles zu verwerfen, was in den Erinnerungen anderer Völker romantisch erscheint. Als Beispiel führen wir seinen Bericht über Cyrus an, der so mager ist, als er nur immer sein kann, und seine Bemerkungen über die assyrischen und babylonischen Reiche. In einer allgemeinen Geschichte der alten Nationen sollten wir natürlich auch Betrachtungen über ihre Gewerbthätigkeit, ihren Handel, ihren gegenseitigen Verkehr erwarten; denn wie Heeren mit Recht bemerkt, die gegenseitige Abhängigkeit der Völker bewirkt die Einheit ihrer gemeinsamen Geschichte. Aber die Fortschritte des Handelsverkehrs und dessen civilisirende Einflüsse sind in diesen Bänden kaum erwähnt. Dieser Mangel ist um so auffallender, da Rotteck erklärt, seine Methode sei sowol ethnographisch als synchronistisch; und doch gibt es kein Element, welches so sichtlich dazu nothwendig wäre, in irgend einer historischen Kategorie Ort und Zeit combiniren zu können, als die äußern Bezüge der Völkerschaften zueinander. Der Aufmerksamkeit, welche Heeren diesem Punkte gewidmet hat, ist der große Erfolg seiner Handbücher vorzüglich zuzuschreiben." — — „Rotteck ist wesentlich ein Analytiker; sein System erscheint in der Grundlage unwahr; er pflegt kalte Abstractionen vor uns hinzupflanzen — wir wollen lebende Menschen; seine Analyse mag Thatsachen zu Tage fördern — wir begehren, daß diese trockenen Glieder leben sollen; er zeigt uns das Dasein von Nationen und Begebenheiten zu verschiedenen Epochen — wir aber verlangen zur Ergänzung die synthetische Fähigkeit, welche jeder Periode ihre wahrhafte Stellung, ihre örtliche Färbung, ihre eigenthümliche Bedeutung, ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit und ihre Hinweisung auf die Zukunft anweist. Kurz, anstatt daß die Geschichte anfangen soll Philosophie zu lehren, wünschen wir zu sehen, daß die Philosophie Auslegerin der Geschichte sei." Es ist übrigens klar, daß ein Brite Rotteck nie gerecht und unparteiisch würdigen kann, weil diejenigen politischen Elemente, welche für Deutschland und für welche Deutschland zu gewinnen Rotteck's rühmliches Bestreben war, in England bereits in reichlichem Maße vorhanden sind. Unser weiser britischer Kritiker hätte, um seine eben ausgesprochenen Principien selbst zu bethätigen, Rotteck in seiner Zeitstellung, in seiner localen Bedeutung und Färbung, in seinem Verhältniß zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation, kurz ihn als einen lebendigen Menschen, und nicht blos gleichsam als Abstractum hinstellen sollen. 2.

Bibliographie.

Aue, Hartmann von. Der arme Heinrich. Zu vorlesungen und zum schulgebrauch mit einem wörterbuch herausgegeben von *W. Müller*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 15 Ngr.

Bacherer, G., Duft der Blume der Mitte. 8. Darmstadt, Leske. 25 Ngr.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von K. Riedel. 1tes Heft: v. Hallers staatsrechtliche Grundsätze. — Auch u. d. T.: K. L. v. Hallers staatsrechtliche Grundsätze. Nach dessen Restauration der Staatswissenschaft bearbeitet und beleuchtet von K. Riedel. Gr. 16. Darmstadt, Leske. 20 Ngr.

Brefeld, Maturität in Bezug auf Freiheit und Zurechnung für Gesetzgeber, Criminalisten und Staatsärzte. Gr. 8. Münster, Deiters. 1 Thlr.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Werke. 41ster bis 43ster Band. Zanoni. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowsky. 3 Theile. — Auch u. d. T.: Zanoni. Von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowsky. 3 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Festmann's, Meister Traugott, Leben. Von ihm selbst mitgetheilt und herausgegeben von J. Körner. 8. Leipzig, Klinkhardt. 7½ Ngr.

Geschichte der Europäischen Staaten. (18te Lief. 2te Abth.) Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von W. Wachsmuth. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von W. Wachsmuth. 2ter Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 1ster Band. Richard Savage. Werner. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hugi, F. J., über das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lamey, A., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. 8. Straßburg, Schuler. 5 Ngr.

Morier, J., Der Mirza. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowsky. 3 Theile. 8. Berlin, Hermes. 3 Thlr.

Müller's, H., geistliche Erquickstunden. Aufs neue herausgegeben und mit einem kurzen Bericht von dem Leben und Schriften des Verfassers vermehrt von J. G. Rußwurm, 2te verbesserte Auflage. 8. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1 Thlr.

Necker de Saussure, Mme. Die Erziehung des Menschen in seiner fortschreitenden Entwickelung. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von den Pfarrern L. Overbeck und F. Smidt. 1ste Lieferung. 16. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 10 Ngr.

Rhode, F. L., Gedrängte Übersicht der Revolutionen der Erdkruste bis zur mosaischen Pflanzenschöpfung und der in den Schichten der Erde begraben liegenden Thier- und Pflanzenschöpfungen der präadamitischen Vorwelt. Nebst einer Einleitung zum richtigen Verständniß der Geogonie der Genesis. 8. Darmstadt, Leske. 10 Ngr.

Stöber, A., Oberrheinisches Sagenbuch. Gr. 8. Straßburg, Schuler. 4 Thlr.

— —, Elsässisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Märchen. Gr. 8. Straßburg, Schuler. 15 Ngr.

Stöber, K., Erzählungen. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Professor Richter d. j. 2ter Band. Gr. 12. Dresden, Naumann. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1842.

Guiana.

Rob. Herm. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoco während der Jahre 1835—39. Herausgegeben von O. A. Schomburgk, und mit einem Vorwort von A. von Humboldt. Leipzig, G. Wigand. 1841. Gr. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der Nationalstolz der Engländer gibt zu vielen Klagen Veranlassung, allein er verdient eine nachsichtige Beurtheilung, vorausgesetzt, daß er sich im Auslande nicht auf die unziemliche Weise breit macht, welche unsere Vorväter weit geduldiger ertrugen als wir, die endlich zum Bewußtsein der Volksbedeutung gelangt, fremde Anmaßung und Unart nicht länger anstaunen als genialen Ausdruck hohen Selbstgefühls. Bei genauer gewordener Bekanntschaft ist der Nimbus verschwunden, der es ehedem jedem in Deutschland reisenden Briten leicht machte, die typische Rolle des Mylord zu spielen, und die Urtheile zahlreicher und scharfsichtiger Beobachter über England und sein Volk werden nicht länger durch das Gefühl der Richtigkeit bestimmt, welches den Unterthanen eines kleinen Reichsfürsten des ehemaligen Deutschlands naturgemäß ergreifen mußte, wenn er den englischen Boden zum ersten Male betrat. In manchen deutschen Provinzen hat sich die Stimmung sogar zur entgegengesetzten umgestaltet, denn man verbirgt kaum die große Abneigung gegen Englands Politik, Handelsgeist und Sitte, äußert sich wol auch mit Gehässigkeit über diese. Bei ruhiger Erwägung wird aber jeder Billige zugeben, daß eben jener große Stolz Vieles und Gewichtiges für sich habe, und daß er in jedem Engländer, wie hoch oder niedrig er stehe, nothwendig durch den Anblick einer politischen Größe geweckt werden müsse, die zwar möglicherweise ihren Höhepunkt erreicht haben mag, aber in der neuern Geschichte nirgend ihres Gleichen hat. Von der Natur minder freigebig bedacht als die meisten Staaten des nahen Festlandes, hat Britanien dennoch ein entschiedenes Übergewicht errungen durch den kühnen Unternehmungsgeist und den unermüdlichen Fleiß seiner Bewohner. Obgleich ein unbedeutender Punkt im Ocean, beherrscht es doch alle Meere, führt an entgegengesetzten Orten der Erde Kriege, und wo es die Waffengewalt nicht anwenden kann, da versteht es die Völker durch seine Industrie an sich zu knüpfen, oder sie durch seinen Handel, der so weit reicht, als Schiffe irgend segeln können, in Abhängigkeit zu erhalten.

Eine der breitesten Grundlagen dieser Größe, die wir, zur Lobrede hier keineswegs berufen oder geneigt, nicht weiter zu erörtern haben, ist der Besitz weit ausgedehnter Colonien, die, in verhältnißmäßig frühen Zeiten begründet, fast immer mit vieler Umsicht verwaltet worden sind. Zwar herrscht in letzterer Beziehung manche Verschiedenheit der Meinungen und Klagen, nicht nur einzelner Ansiedler, sondern ganzer Körperschaften gegen die Regierung des Mutterlandes, tönen ebenso aus Canada wie aus dem Süden von Neuholland; allein, wenn auch im Einzelnen gefehlt wird und bei dem ungeheuern Umfange dieses Colonialreichs Misgriffe nicht zu vermeiden sind, so rechtfertigt doch der Zustand der letztern im Ganzen und Großen die befolgten Grundsätze der Verwaltung. Die englischen Niederlassungen haben schon durch die Motiven, welche zu ihrer Begründung führten, Vieles vor denjenigen des Alterthums und mancher europäischen Völker unserer Zeit voraus. Sie sind nicht wie jene Griechenlands durch Bürger entstanden, welche eine mächtige politische Partei aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht nach Römerart angelegt, um halbunterworfene Völker zu zügeln, sondern sie wurden fast nur in der Absicht gewählt, der rastlosen Industrie des Mutterlandes neue Märkte zu schaffen, von welchen man nöthigenfalls andere Theilnehmer ausschließen könnte, und sich des Alleinhandels mit den Erzeugnissen ferner und schwer zugänglicher Zonen zu bemächtigen. Unbekümmert um die zeitig laut gewordenen Widersprüche gegen dieses System, haben die verschiedenen Regierungen Englands es sich immer angelegen sein lassen, neue Niederlassungen zu begründen, ältere zu erobern oder durch Abtretung zu erlangen. Streng genommen, hat Elisabeth dieses Verfahren vorgezeichnet. Die mächtige Gönnerin der Drake, Raleigh und Narborough wurde nicht durch Prunksucht oder einseitige Neugierde veranlaßt, weite und kostspielige Entdeckungen zu veranstalten oder doch zu beschützen, sondern sie hatte mit gewohntem Scharfsinn erkannt, daß England nur als Seemacht unter den Staaten Europas einen hohen Rang gewinnen könne, solches aber ohne den Besitz großer und blühender Colonien nicht zu

erreichen sei. Drei Jahrhunderte haben in dieser Beziehung nur insofern Abänderungen erzeugt, als inzwischen überseeische Reiche zu Trümmern fielen oder ihre Gebieter wechselten und die Ansicht Bestätigung und daher praktische Ausführung erhielt, daß auch solche Colonien für das Mutterland von größter Wichtigkeit sein können, die diesem hinsichtlich des Klimas ähnlich sind und mit ihm viele Erzeugnisse gemein haben. Das insularisch gelegene, mit einer gewaltigen Flotte versehene und in unübersehlichen Handel verstrickte England findet auch jetzt noch die einzige Stütze seiner schwindelnden Größe in der Ausdehnung seiner Herrschaft über solche Länder, welche der productiven Thätigkeit des Mutterlandes neue Abflüsse darbieten, und unterstützt daher mit starkem Arm seinen Handel, seine Schiffahrt und seine Colonien.

Ungeachtet unter allen Regierungen und Systemen in England die Überzeugung von der Wichtigkeit überseeischer Besitzungen fortbestanden, so hat unter dem Volke dennoch bis vor wenigen Jahren eine große Unwissenheit über die Colonien, ihre Größe, Verhältnisse und Hülfsmittel geherrscht. Eine mit Vorurtheilen erfüllte Partei bestrebte sich dieselben als schädliche Auswüchse darzustellen und fand wol auch beim Volke Gehör, dem es an Mitteln richtiger Erkenntniß gebrach. Unter den ältern Werken über die Colonien findet sich nämlich wenig allgemein Brauchbares und völlig Zuverlässiges und nichts Erschöpfendes, denn die Mehrzahl der Schriftsteller war zu oberflächlich oder aus Parteiabsichten zu unredlich, um treue und umfassende Schilderungen der Niederlassungen und ihrer Bewohner zu geben. Indessen sind seit ungefähr sechs Jahren auch in dieser Hinsicht große Veränderungen vorgegangen. Die Colonien und die mit denselben verknüpften vielartigen Interessen haben sich der öffentlichen Aufmerksamkeit gleichsam aufgezwungen, viele ehedem vernachlässigte Fragen angeregt, sogar die Lösung derselben zur unabweislichen Bedingung der Volkswohlfahrt erhoben. Eben diese ernste Berücksichtigung, welche wiederum entscheidend für die Entwickelung der Niederlassungen selbst sein wird, hat durchaus nichts Verwunderliches, wenn man erwägt, wie tief manches alte und scheinbar festbegründete Verhältniß dort durch neue Ereignisse erschüttert worden ist. Die wesentlichsten sind leicht aufzuzählen. Für Westindien war es die Aufhebung der Negersklaverei, für das britische Nordamerika der letzte canadische Aufstand, für Südafrika der Krieg mit den Kaffern und die Auswanderung der holländischen Ansiedler nach Port-Natal, für Australien endlich die zum ersten Male geschehende Anwendung des Systems von Wakefield. Der letztere Versuch zumal ist mit allgemeinem Antheil betrachtet worden, denn sein Gelingen bewies auf das unwiderlegbarste, daß es wol möglich sei, große Niederlassungen auf einmal zu begründen, und zwar ohne andere Geldmittel als solche, welche die Staatsregierung durch Verkauf der von ihr in Besitz genommenen Ländereien erlangt und ausschließlich auf die fast kostenfreie Herbeischaffung von Colonisten und auf Einrichtungen und Verwaltung der Colonie selbst verwendet. An diesen lebhaften Regungen hat die Presse Theil genommen, mehre talentvolle Schriftsteller und einige angesehene Zeitschriften widmeten seit einigen Jahren den Colonien ihren ganzen Einfluß. Montgomery Martin verfolgt als Lebenszweck die Untersuchung und Schilderung der letztern und löste, ohne Beistand, durch sein großes Werk eine Aufgabe, welche selbst der Staatsregierung von jeher zu umfassend vorgekommen sein mag, indem sie sich niemals mit ihr ernstlich befaßt hat. Der ehemalige Gouverneur von Canada, Graf Durham, ist zwar gezwungen worden einer übrigens unbilligen Opposition zu weichen, allein er hat für die Colonialregierung Grundsätze aufgestellt, die theilweise schon jetzt befolgt werden und um so unbedingtere Anwendung finden, je mehr ihre Richtigkeit die Anerkennung unparteiischer und sachverständiger Beurtheiler erhält. Auf den Gang der Verwaltung ist diese genauere Kenntniß der Colonien nicht ohne Einwirkung geblieben. Man weiß, daß ehedem ein erheblicher Unterschied gemacht wurde hinsichtlich der Berechtigungen britischer Unterthanen, je nachdem sie dem Mutterlande oder den überseeischen Pflanzstädten angehörten. Selbst die öffentliche Gerechtigkeit wurde nach Gesetzen und Formen verwaltet, die kaum abweichender sein konnten. Jetzt strebt die Regierung nach möglichster Einfachheit und läßt sich durch die Opposition ganzer Colonien oder einzelner Stände in denselben nicht abschrecken, den Plan völliger Gleichmachung zu verfolgen, der, im Falle vollständigen Gelingens, alle Glieder des ungeheuern Reichs durch das Band gemeinsamen Rechts und Interesses verbinden und, wie Sheridan es ausdrückte, „das Licht und Leben britischer Unabhängigkeit" auch den Entlegensten verleihen wird. Um die sehr in das Einzelne gehenden Kenntnisse zu erlangen, ohne welche eine Förderung der Colonialinteressen durch zeitgemäße Veränderungen nicht möglich schien, hat die Regierung keine Ausgaben gescheut. Die parlamentarischen Untersuchungen über die sogenannten Colonialfragen füllen manchen Foliobans und kosten große Summen, allein für Untersuchungen an Ort und Stelle ist noch weit mehr ausgegeben worden. Es ist wol nie zur genauen Kenntniß des Volks gelangt, wie viel nur die Reisen an der afrikanischen Westküste, die Beschickung der dortigen Häuptlinge, die denselben gemachten Geschenke und die mit allerlei Eingeborenen angeknüpften Verbindungen gekostet haben mögen, welche sämmtlich doch nur vorbereitende Schritte zu jenem großen, mit so viel Energie angegriffenen Projecte der Unterdrückung alles Sklavenhandels waren, das wiederum nur einen, wenngleich wesentlichen Theil der den Colonien zugewendeten Thätigkeit ausmachte. Über vielen in das diplomatische Gebiet streifenden Unternehmen zum Vortheile und zur Sicherung entlegener Niederlassungen liegt der dichte Schleier des Geheimnisses. Welche Forschungen die indische Regierung im tiefsten Innern von Hochasien durch kühne und wohlgewählte Männer anstellen läßt, welche geheime Verbindungen sie in kaum zugänglichen Ländern besitzt und welche Kenntnisse ihr zu Gebote stehen mögen, erfährt man bisweilen ganz zufällig und auf den wunderlichsten Umwegen. Wo die Herrschaft minder ge-

fährdet ist durch intriguirende Nachbarn, wo diese ganz fehlen oder doch machtlos erscheinen, verliert jene sich überall regende Thätigkeit den politischen Anstrich und tritt als geographische und allgemein naturhistorische Forschung auf. Abgesehen von den großen Seereisen von Owen, King, Fitzroy, Byron, Roß u. A., welche alle in die letzten 15 Jahre fallen und mit dem Interesse der Colonien nicht in gerader Verbindung stehen, sind große und ergebnißreiche Expeditionen fast in allen weniger gekannten, der britischen Krone unterworfenen Ländern ausgeführt worden. Wir brauchen in dieser Beziehung wol nur an einige der wichtigsten zu erinnern: an den Zug des Dr. Smith vom Cap der guten Hoffnung bis über den Wendekreis, die Reisen des unglücklichen Dr. Helfer in Indien, des Major Mitchell im Innern von Neuholland. Abgesehen vom naturgeschichtlichen Interesse, welches diese Reisen besitzen, waren sie für die nahegelegenen Colonien von größter Wichtigkeit; die erste bewies, daß die Capcolonie, sobald die Regierung es irgend beabsichtige, von Wüsten unaufgehalten, sich werde nach Norden ausbreiten können, und fand Wege zu einem noch unbenutzten aber vielversprechenden Handel mit dem tiefen Innern Südafrikas; die zweite führte zur Entdeckung großer Steinkohlenlager und machte hierdurch Indien ein Geschenk von nicht zu berechnender Wichtigkeit; die dritte leistete dem für seine Bevölkerung fast zu eng werdenden Neusüdwales einen wesentlichen Dienst, indem sie die Grenzen des zum Anbau geeigneten Innern festsetzte, vor kostspieligen und gefährlichen Versuchen der Colonisirung warnte, reiche Ländereien in nicht erwarteter Richtung entdeckte und Landwege von 100 und mehr Meilen nachwies, die seitdem fast zu Heerstraßen der auswandernden Heerdenbesitzer geworden sind.

An Dasjenige, was in diesem größern Maßstabe geleistet worden, schließen sich die ungemein zahlreichen, aber beschränktern Forschungen, welche in allen Colonien, zum Theil mit, zum Theil ohne besondern Auftrag der Regierung von Angestellten und Privatleuten unternommen worden sind. Die englischen wissenschaftlichen Zeitschriften, die Schriften der gelehrten Gesellschaften, die Zeitungen und die Journale für die Marine und das Heer enthalten eine kaum übersehliche Menge von Material über die Colonien, als unmittelbare Folge der gesteigerten Theilnahme an denselben. Die mit Sachkenntniß und Umsicht geleitete „Colonial gazette" erörtert mit Freimuth alle die Niederlassungen berührende Fragen und hat sich um so mehr thätiger und uneigennütziger Mitarbeiter in den entlegensten Erdwinkeln zu freuen, als sie das Interesse der Colonisten von jeher verfochten hat. Häufig enthalten die in den fernsten Niederlassungen erscheinenden Zeitungen, von welchen mehre, z. B. die vor kurzem in Neuseeland entstandene, diejenigen des Cap, von Adelaide u. s. w. typographische Muster heißen können, sehr interessante Mittheilungen über sehr wenig gekannte Verhältnisse der Natur und der Menschen weit entlegener Gegenden. An diesem so allgemeinen und vielversprechenden Streben nimmt zumal die Geographische Gesellschaft den größten Antheil und wirkt jedenfalls auch dahin, ihm eine gründlich wissenschaftliche Richtung zu geben. Obgleich noch kein Jahrzehnd in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorhanden, zählt sie doch schon eine solche Menge vermögender und vornehmer Mitglieder, daß sie alljährlich sehr ansehnliche Summen auf Förderung der Erdkunde zu verwenden im Stande ist. Indessen wendet auch sie ihre Aufmerksamkeit vorzugsweis den über den ganzen Erdkreis verstreuten britischen Besitzungen zu und gab einen der ersten Beweise dieser Tendenz, indem sie kurz nach der eigenen Entstehung einen unternehmenden Mann zu unterstützen begann, welcher, wenn ihn auf seiner gefährlichen Bahn kein Unglück ereilt, noch Vieles zur Erweiterung der Erdkunde beitragen wird.

(Der Beschluß folgt.)

La Pléiade. Ballades, fabliaux, nouvelles et légendes. Paris 1842.

Der etwas orientalisch überschwängliche Titel dieses Werks deutet auf Prunk und Glanz, und in der That ist diese neue Erscheinung der pariser Presse, was äußere Ausstattung betrifft, ein strahlendes Gestirn. Es ist zwar keine Mode, die ausschließlich der Gegenwart angehört, daß man den Text werthvoller Werke mit reichen Verzierungen schmückt: denn schon im Mittelalter liebten es die Abschreiber, ihre saubern Manuscripte mit bunten Initialen, Arabesken und gothisch-überladenen Schnörkeln auszuputzen. Aber nie ist die Vorliebe zu „illustrirten Ausgaben" so auf die Spitze getrieben worden als gegenwärtig. Wenn das Alterthum nur den erhabensten Schöpfungen der Dichtkunst, wie den Homerischen Gesängen, den kostbaren, prunkvollen Schmuck der Goldbuchstaben, der verzierten Ränder u. s. w. zu Theil werden ließ, so sehen wir gegenwärtig oft Werken ohne den geringsten innern Werth den reichen Mantel einer glänzenden Ausstattung umhängen. Desto erfreulicher ist es, wenn gewissenhafte Buchhändler, der Mode, die einmal Putz und Flitterglanz verlangt, zwar folgen, doch in ihrer Auswahl sorgfältig und kritisch zu Werke gehen und nur solche Schriften in Goldschnitt und Maroquinbande erscheinen lassen, die wirklich des Schmuckes werth sind. Unter den pariser Buchhändlern ist besonders der in d. Bl. zu wiederholten Malen genannte Curmer zu erwähnen. Keiner hat in kurzer Zeit eine so reiche Folge glänzend ausgestatteter Werke ans Licht gesetzt, aber keiner hat zugleich dabei einen so richtigen Takt und feinen Geschmack an den Tag gelegt.

Die neue Erscheinung, deren Titel wir diesen Zeilen vorangesetzt haben, reiht sich würdig an Curmer's andere Verlagsunternehmen an. Zwar könnte man sich vielleicht wundern, wie der Herausgeber dazu gekommen, so merkwürdige Werke, wie wir in diesem eleganten Bändchen erhalten, ohne innern Faden wie zufällig aneinander zu reihen. Indessen hat er gewiß dem Geschmacke des Publicums durch bunte Auswahl und durch den Reiz der Mannichfaltigkeit einen Tribut zahlen wollen. Nehmen wir es deshalb nicht so genau, wenn er vielleicht eine oder die andere Blüte seinem Kranze eingeflochten hat, die weder durch Farbe noch durch Duft sich hervorthut.

Die erste Nummer der geschmackvollen Sammlung ist Bürger's „Leonore". Die Bearbeitung von de la Bédollière, von dem alle Übersetzungen aus dem Deutschen in der „Pléiade" herrühren, ist gewandt und im Ganzen sinngetreu, aber doch, genau betrachtet, nur ein matter Abglanz des Originals. Sie läßt kalt und gibt nur einen schwachen Begriff von dem Schwunge der Bürger'schen Ballade, die seit W. Scott's Übersetzung ins Englische im Auslande sich einer speciellen Beachtung zu erfreuen hat. In Frankreich hat Mad. de Staël zuerst auf dieses Gedicht Bürger's hingedeutet und der Herausgeber dieser Sammlung hat wohl gethan, seiner Bearbeitung ein hierauf bezügliches Citat aus „De l'Allemagne" voranzusetzen.

Das zweite Heft enthält den „Rath Crespel“, Hoffmann's bekannte Novelle, gleichfalls von Bédollière bearbeitet. Kein Dichter Deutschlands hat in Frankreich einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt als Hoffmann. Übersetzung ist auf Übersetzung gefolgt und sein Name wird selbst von Denen citirt, die seine Werke weder im Original noch in der Übersetzung gelesen haben. Alles, was phantastisch, bizarr ist, was über die gewöhnliche Linie hinausliegt und an das Wunderbare, Räthselhafte streift, ist Hoffmann. So ist es denn ganz natürlich, daß in dieser Sammlung, zu der die deutsche Literatur so reichliche Beisteuer geliefert hat, dieses kleine Cabinetstück eines phantastischen Genrebildes einen Platz gefunden hat.

Das dritte Stück, das zwar nicht der deutschen Literatur entlehnt ist, berührt uns doch einigermaßen, indem die Dickens'sche Caricatur, die es liefert, in Deutschland spielt und etwa als ein verzerrtes Spottbild unserer aristokratischen Verhältnisse oder unserer minutiösen historischen Romane zu betrachten ist.

Im vierten Hefte wird uns die Übertragung der von Matth. Emmich in lateinischer Sprache abgefaßten „Geschichte der heiligen Genoveva“ geboten. Es ist dies eine interessante Gabe, weil die Legende des Emmich (verfaßt 1472) offenbar die Quelle ist, aus der alle spätern Dichter, welche diese Sage behandelt, geschöpft haben. Die Homerische „Batromyomachie“, von Trianon übersetzt, reiht sich an diese naive, anspruchslose Erzählung wunderlich an. Dann folgt, damit der bunteste Wechsel in dieser Sammlung herrsche, ein zartes, liebliches Gedicht: „Rosemonde“. Henri Blaze, der Verf. desselben, hat sich durch seine Bearbeitung des Goethe'schen „Faust“ und durch eine Reihe von Aufsätzen über deutsche Literatur zuviel Verdienst erworben, als daß wir diese anspruchslose Gabe, die uns hier geboten wird, nicht dankbar annehmen sollten. Vielleicht dürfte der Plan des kleinen Gedichts fast zu einfach und die Abhandlung zu kunstlos sein, indessen schwebt über dem Ganzen ein poetisch-reiner Hauch. Wir erwarten mit Ungeduld die Sammlung seiner Gedichte, deren baldiges Erscheinen bereits angekündigt ist. Blaze und N. Martin sind offenbar die beiden französischen Dichter, die sich am innigsten vom Geiste der deutschen Poesie haben durchwehen lassen und in deren Poesien ein reingermanisches Element athmet.

Die orientalische Literatur wird in Nr. 7 durch „Savitri“, die bekannte Episode des kolossalen „Mahabharata“ vertreten. G. Pauthier, von dem wir bereits eine beträchtliche Anzahl von Übersetzungen aus verschiedenen orientalischen Literaturen besitzen, hat die Übertragung dieser lieblichen Dichtung, die das vollendetste Muster weiblicher Hingebung und Treue liefert, angefertigt. So hoch wir auch den Werth dieses Gedichts anschlagen, so können doch unmöglich die Worte Pauthier's unterschreiben, wenn er behauptet, daß vor diesem Werke die Homerischen Schöpfungen in dem Maße zurücktreten müßten, wie der Pindus und Roms sieben Hügel vor dem Himalaya. In Deutschland ist „Savitri“ bekanntlich von Bopp veröffentlicht. „Mad. Acker“ ist vielleicht das einzige Stück dieser Sammlung, das der glänzenden Ausstattung, welche die andern durch innern Werth verdienten, nicht ganz würdig sein dürfte. Desto angenehmer ist es, in Nr. 9 und 10 den „Lai des deux amants“ und den „Lai du Bischaveret“ von Marie von Frankreich zu finden. Deutschland hat dieses Werk eröffnet und schließt es auch. Die letzte Nummer ist die „Versöhnung“ von Tieck. Wir wollen dem Verleger, der diese Sammlung unternommen hat, Dank sagen, daß er unserer Literatur in derselben einen so großen Platz eingeräumt hat. Zu gleicher Zeit glauben wir aber hierin ein Anzeichen sehen zu können, daß die Liebe zur deutschen Literatur noch nicht im Fallen begriffen ist. Im Gegentheil dürfen wir hoffen, daß, wenn noch mehr von unsern Meisterwerken in so würdigen Bearbeitungen und so glänzender Ausstattung geboten würde, unsere Nachbarn den hohen Werth unserer Nationalliteratur immer mehr anerkennen werden. 50.

Literarische Notizen.

Das „Foreign quarterly review“ bemerkt, bei Gelegenheit einer ausführlichen Berichterstattung über den zweiten Theil von des Grafen A. Raczynski „Histoire de l'art moderne en Allemagne“, in Bezug auf die vielen in Berlin aufgestellten Statuen von Feldherren: „Es sei uns gestattet zu bemerken, daß, obgleich in einem militairischen Staate, dessen Größe hauptsächlich durch die Waffen gegründet und erhalten worden, der Kriegsruhm mit Recht darauf Anspruch hat, dem Publicum durch Monumente in Erinnerung gebracht zu werden — doch der Fremde, welcher die Hauptstadt Preußens besucht, sich nicht wenig enttäuscht findet, wenn er auch nicht ein einziges dem bürgerlichen Verdienste errichtetes Denkmal sieht. Die Helden des siebenjährigen und des letzten Unabhängigkeitskrieges leben in Marmor und Bronze; aber wo sind die Staatsmänner, deren Mühen und Anstrengungen die Monarchie wiederherstellten, nachdem sie auf dem Schlachtfelde von Jena niedergetreten worden? Wo sind die Männer, welche ihren geistigen Antheil zu dem großen Werke der nationalen Befreiung und Wiederherstellung beitrugen? Ohne von dem ausschließlich intellectuellen Ruhme Kant's, Fichte's, Hegel's und Niebuhr's hier sprechen zu wollen, ruft uns der gänzliche Mangel eines monumentalen Andenkens an solche Volksberühmtheiten wie Hardenberg und von Stein das Leichenbegängniß jenes edeln Römers in das Gedächtniß, von welchem die Bildsäulen des Brutus und Cassius ausgeschlossen waren: ‚Viginti clarissimarum familiarum imagines ante latae sunt Manlii, Quintii, aliaque ejusdem nobilitatis nomina: sed praefulgebant Cassius et Brutus, quod effigies eorum non visebantur‘. (Tacit. Annal.)“ Selten ist wol eine Frage mit größerm Recht aufgeworfen worden. 2.

Panorama von Athen.

Ein solches Panorama, an Ort und Stelle aufgenommen und herausgegeben von Ferdinand Stademann (München 1841) ist uns kürzlich zugekommen. Es besteht aus sechs Vignetten (der neue königliche Palast, die innere Ansicht des westlichen Theils von Athen, das Nympheion, das Stadion, Athen von der Akademie aus und das Kloster Siriani) und aus 11 Panoramenblättern, mit Ansichten der Akropolis und des Hymettos, des Museion und der Pnyx, von Südargolis (wie kommt das in ein Panorama von Athen?), der Insel Aegina, des Piraeos und der Insel Salamis, der Berge Korydallos, Aegaleos, Parnes, Pentelikon nebst den Brilessos und Lykabettos, sowie von Athen vom Ilyssos aus; dazu noch eine sehr ausführliche Karte von Athen mit seinen Umgebungen, und ein deutscher und französischer Text, welcher die einzelnen Blätter, zum Theil freilich mit zu vieler Rücksicht auf die alte Geschichte, gut und zweckmäßig erläutert. Das Ganze ist ein wahres Kunst- und Prachtwerk, ausgezeichnet schön lithographirt und gedruckt. Der Herausgeber hat die Schwierigkeiten und Hindernisse, deren er selbst gedenkt, glücklich beseitigt, so weit sich aus der Ferne darüber urtheilen läßt; dabei verkennt er jedoch nicht, daß die Ungewißheit der Topographie des alten Athens, wie sie namentlich neuerdings Forchhammer in seinem nun auch aus den „Kieler philologischen Studien“ einzeln abgedruckten Aufsatze: „Topographie von Athen“ (1841), behauptet hat, bestimmte Angaben noch keineswegs zuläßt. Das vorliegende Kunstwerk ist mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet und mit Treue ausgeführt, und deshalb um so mehr ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der mit der Gegend, die es darstellt, näher sich bekannt machen, oder an sie antiquarische und historische Untersuchungen anknüpfen will. So lautet das Urtheil eines ganz competenten Richters, Friedrich Thiersch in München. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1842.

Guiana.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Robert Hermann Schomburgk, ein Thüringer von Geburt und für den Handelstand erzogen, ging, wenn wir *nicht irren*, im fremden Auftrage, als sehr junger Mann nach den Vereinigten Staaten und gelangte von dort, nach Bestehung von mancherlei Schicksalen, nach Westindien, wo jedoch das Schlimmste seiner wartete. Betrogen, freundlos, endlich sogar an dem klimatischen Fieber schwer erkrankt, verdankte er seine Rettung nur der Theilnahme einiger Eingeborenen der niedrigsten Classen, die mit der Lage des ganz verarmten und einsamen Fremdlings Mitleid fühlten. In verschiedenen Stellungen sein Leben zu sichern genöthigt, jedoch dem Gedanken der Rückkehr nach Europa entschieden abhold, hielt er sich längere Zeit auf dem zu den Jungferinseln gehörigen Koralleneilande Anegada auf. Veranlaßt durch die Einsamkeit und durch den Trieb aller kräftigen Naturen, auch unter dem Drucke des Unglücks Hülfsmittel unverzagt aufzusuchen, erforschte Schomburgk die kleine Insel in allen Beziehungen, trug namentlich zur genauen Kenntniß einiger der Schiffahrt gefährlichen Untiefen bei und legte diese Arbeit der seit nicht langer Zeit zusammengetretenen Geographischen Gesellschaft vor. Sie erregte Aufsehen, da man gerade über jene so kleinen Inseln nur magere Nachrichten besaß und mit Überraschung eingestehen mußte, daß eine ruhige und umsichtige Untersuchung auch einer unbedeutenden Korallenklippe neue und interessante Seiten abgewinnen könne. Der Fleiß des unter ungünstigen Verhältnissen arbeitenden Deutschen und die Ausdauer, mit welcher er sich Kenntnisse anzueignen gewußt hatte, die ihm nach seiner auf eine andere Bestimmung gerichteten Erziehung ganz fremd sein mußten, fand Anerkennung und schaffte einflußreiche Gönner. Die Geographische Gesellschaft und einige Freunde der Botanik schossen die anfangs spärlichen Mittel zusammen und ließen Schomburgk eine Reise in den zugänglichern Gegenden des britischen Guiana machen. Die erstere machte nur Ansprüche auf gelegentliche Berichte, die letztern verlangten Zusendungen von Naturkörpern, und da beiden Foderungen auf zufriedenstellende Weise durch den Reisenden entsprochen wurde, so besserte sich auch die Lage desselben in solchem Maße, daß er, unter dem Schutze der Colonialregierung und mit hinreichenden Mitteln versehen, große Entdeckungsreisen in das Innere des wenig gekannten Landes unternehmen konnte. Nach mehrjähriger und ergebnißreicher Thätigkeit besuchte er auf kurze Zeit England und Deutschland, trat förmlich in britische Dienste und kehrte mit dem ehrenvollen Auftrage einer genauen Grenzvermessung und geographischen und naturhistorischen Erforschung von Guiana im December 1840 nach Demerara zurück. Mit den ansehnlichen Mitteln versehen, welche die englische Regierung auf solche Zwecke zu verwenden pflegt, unterstützt von geübten Gehülfen und ausgerüstet mit den Erfahrungen früherer Reisen, ist er bald nach seiner Ankunft in das Innere aufgebrochen. Ihm folgen viele gute Wünsche, und zwar nicht Solcher allein, denen es um Fortschritte der Erdkunde zu thun ist, sondern Aller, die theilnehmend auf ein ernstes und kräftiges Streben hinblicken und es durch wichtige Entdeckungen belohnt sehen möchten.

Das deutsche Werk, welches, mit großem Luxus ausgestattet, unter dem angeführten Titel erschienen ist, enthält die an die Geographische Gesellschaft in London von 1835—39 eingesendeten und in dem allgemein bekannten Journal derselben abgedruckten Berichte des Reisenden. Sie sind schon früher von Berghaus übersetzt worden und finden sich in desselben „Ausgewählten Schriften der königl. geogr. Gesellschaft" mindestens zum größten Theile. Der gegenwärtigen Gesammtausgabe ist eine gelehrte Abhandlung Alex. v. Humboldt's hinzugefügt, über einige Punkte der Geographie von Guiana, zumal über den seit fast 300 Jahren spukenden See des Dorado, der im Innern von Guiana, namentlich in den von Schomburgk durchwanderten Gegenden zu suchen war und, wie es scheint, auch gefunden worden ist. Die Reisen selbst sind in der Tagebuchform beschrieben, welche von den meisten englischen Reisenden und nicht minder selbst von Berichterstattern über große Entdeckungsreisen zur See gewöhnlich befolgt wird, eine Form, die Manches für sich, allerdings aber auch Vieles gegen sich hat. Es liegt in diesen Blättern eine große Menge von Stoff, jedoch nicht in geordneter Folge aufgehäuft, und während auf der einen Seite das Bedauern rege wird, daß dem kühnen Reisenden es nicht vergönnt gewesen, dieses reiche Material zu einem Ganzen zu verarbeiten und vieles jetzt Vermißte aus der Erinnerung hinzuzusetzen, was auf das Nieder-

geschriebene noch helleres Licht geworfen hätte, findet man es hingegen sehr schwierig, zu einer gedrängten Übersicht des Inhalts, zu einem Bild des Landes und des in ihm Erlebten zu gelangen. Daß der Übersetzer dem Original folgte, wie es ist, war jedenfalls immer das Beste, denn eine Verarbeitung solchen Stoffes kann doch nur Demjenigen gelingen, der gleiche Anschauungen und Kenntnisse wie der Reisende selbst besitzt, obgleich auch dann noch immer vollständigster Erfolg zu bezweifeln sein würde, indem Niemand eine fremde Individualität mit Leichtigkeit zur seinen machen wird, und gerade die Persönlichkeit den Schilderungen gewagter Entdeckungsreisen einen Reiz gibt, der zwar nicht der einzige, aber doch ein wesentlicher ist.

Als Hauptzweck dieser Reisen wurde schon von der Geographischen Societät eine möglichst genaue Aufnahme einer Linie bezeichnet, die an den Küsten Guianas beginnend, am Orinoco, und zwar an einem Punkte enden sollte, dessen astronomische Lage von Humboldt 35 Jahre früher bestimmt worden war. Gegen diese Aufgabe, über deren Lösung sich Humboldt selbst sehr beifällig ausspricht, mußten andere zurücktreten und sie hatte auf Art und Richtung der Reisen ihren Einfluß. Sie gestattete es nicht, aller Orten den Flüssen, den natürlichen und soweit meist einzigen Heerstraßen der südamerikanischen Wildnisse zu folgen, und daher wurden durch die spurlosen Wälder Landreisen angetreten, deren Schwierigkeit jeder Leser sich leicht selbst denken kann, der mit den zahlreichen ältern, an Naturschilderungen reichen Werken über das tropische Amerika vertraut ist. Die Reisebeschreiber der neuen Welt haben nicht des Vortheils sich zu erfreuen, welchen Länder bieten, wo Civilisation seit uralten Zeiten herrscht, oder mindestens deutbare Überreste und Denkmäler einer untergegangenen Größe und Sittigung inmitten einer jüngern Barbarei zur Untersuchung reizen, die Phantasie befeuern und willkommene Gegenstände der Beschreibung sind. Die Natur muß fast allein den Stoff darleihen, um Wechsel in das Bild des äquatorialen Amerika zu bringen, denn sie ist so übermächtig, der Mensch zwischen ihr so klein und so sparsam verbreitet, daß kaum auf diesen hinzublicken bleibt und er zum mindesten nur als Figurant erscheint, dessen Abwesenheit vielleicht nicht einmal bemerkt werden würde. Daher haben die Berichte über alle neuere, der Mehrzahl nach von Naturforschern nach jenen Gegenden unternommenen Reisen, abgesehen von den wissenschaftlichen durch sie erörterten Fragen, ein gewisses Familienansehen, welches keineswegs durch Nachahmung entstanden, sondern Frucht derselben äußern Einwirkungen ist, übrigens aber seine Unterschiede besitzt, die jedoch nur dem aufmerksamern Beobachter nicht entgehen. Auch der Bericht Schomburgk's bietet daher nur den Wechsel zwischen den liebgewordenen Mühen, welche die vor Allem wichtige Pflicht erheischte, zwischen der Freude des Botanikers, dem irgend eine seltenere Pflanze oder der Anblick einer blühenden Uferwaldung alle Noth vergessen läßt, und den Mühseligkeiten, welche die Beschaffenheit des Landes, Gefahr der Schiffahrt, Ungehorsam der Indianer, Nahrungsmangel und Unbilde der Witterung über den Weißen bringen, der durch solche Wildnisse mit unerschütterlichem Muthe seinem Ziele nachstrebt.

Das Küstenland von Guiana ist nachgerade bekannt genug, seit die ehemaligen ausschließlichen Besitzer, die Holländer, wenigstens nicht hindern konnten, daß verabschiedete Beamte, wie Stedtmann, zwei oder drei unabhängige Reisende und einige von ihnen betrogene, in ihre Heimat zurückgekehrte Deutsche jene sumpfigen Niederungen in ihren wahren Farben schilderten, zumal aber über das französische Guiana sind zahlreiche und gute, zum Theil von nicht unberühmten Männern geschriebene Werke vorhanden, abgesehen von den genauen Untersuchungen, die in naturhistorischer Hinsicht seit 20 Jahren dort stattgefunden haben. Das Verdienst, das Innere des weitläufigen, eigentlich nach Westen noch unbegrenzten britischen Guiana zuerst genauer untersucht zu haben, hat unbestreitbar Schomburgk. Dürfen wir nach sorgfältiger Zusammenstellung der von ihm gegebenen Bemerkungen ein Urtheil wagen, so bildet der westliche Theil jenes Landes ebenso wenig ein wünschenswerthes Paradies als die östlichen, von Sümpfen vergifteten, durch Fieber fast unbewohnbar gemachten Niederungen. Hochlande, wo dem Leben geringere Gefahr droht, sind zwar erreichbar, indessen nur mittels einer lange Zeit erfodernden und sehr beschwerlichen Schiffahrt gegen reißende, von zahllosen Katarakten unterbrochene Ströme. Allein auch nach Erreichung dieses fernen Zieles würde eben nicht allzu viel gewonnen sein, denn selbst in den höchsten Regionen eines jener Flüsse (des Corentyn), fallen in 11 Stunden wol 5 Zoll Regen, wenn einmal die Regenzeit mit voller Gewalt eingesetzt hat. In andern noch höher gelegenen Gegenden zeigt das Thermometer noch spät Abends 77° F. und, in den Sand versenkt, während der Nachmittagstunden gibt er sogar 128° F. an. Sicherlich eine Temperatur, die nicht zu den natürlichen Annehmlichkeiten des Landes zu zählen sein kann. Die höchsten, dem deutschen Riesengebirge in mittlerer Höhe gleichenden Gebirgszüge der Westgrenze sind hingegen unfruchtbar, nur kühnen Entdeckungsreisenden erreichbar und verhältnißmäßig so kalt, daß sie wenigstens dem an das äquatoriale Klima Gewöhnten kaum bewohnbar dünken. Im Allgemeinen ist die Fruchtbarkeit des Innern nicht so groß als in den ungesunden, nur von Negersklaven anzubauenden Küstenprovinzen, denn nur entlang der Flüsse streckt sich eine dichtere Pflanzenzone, während landeinwärts weite, meist dürre oder doch wenig fruchtbare Savanen mit steinigen Bergen oder sumpfigen Waldungen wechseln. Wahrscheinlich bezieht sich die diesmalige, im Auftrage der Regierung unternommene Reise Schomburgk's großentheils auf die Frage über die Aussichten, welche Guiana den Auswanderern und der Colonisirung durch Weiße darbiete. An ihre Lösung solche Mittel zu wenden, als eben jetzt in das Spiel gebracht werden, ist einer großen Regierung, die auf ihre Colonien bauet und auf sie wichtige Hoffnungen begründet, vollkommene würdig, allein sie dürfte von dem aufrichtigen deutschen Forscher wol auch diesmal keine tröstlichern Nachrichten erhalten als einige

Jahre früher, wo jener zwar die Möglichkeit der Ansiedelung nicht ganz in Zweifel ziehen wollte, allein in seinem Berichte an die Geographische Societät den Gegenstand mit so vieler Zurückhaltung erwähnt, als ob er fürchtete, er könne unwillkürlich irgend Jemand zum Auswandern nach Guiana veranlassen. Mögen sich dieses diejenigen Deutschen merken, die ein neues Vaterland suchend, leichtgläubig den Vorspiegelungen von Agenten Gehör schenken, die in vielen Fällen nicht besser sind als die berüchtigten holländischen Seelenverkäufer des vorigen Jahrhunderts. Ernstliche Versuche, um große Zahlen unserer armen Auswanderer nach Guiana zu verlocken, würden bereits gemacht worden sein, hätte sie das entschiedene Einschreiten des redlichen Gouverneur Light im März vorigen Jahres nicht verhindert. Jene Colonie theilt das Schicksal der westindischen Inseln. Die Aufhebung der Negersklaverei hat über sie einen Mangel an arbeitenden Händen gebracht, dem die Landbesitzer auf jede Weise und daher auch ohne Scheu vor unrechtlichen Mitteln abzuhelfen streben. Am Flusse Berbice reihete sich ehedem eine Pflanzung an die andere, allein jetzt sind von diesen kaum noch Spuren vorhanden. Im Innern hat man angefangen sich der Indianer als Arbeiter zu bedienen und theilweis recht erfreuliche Resultate dieser Veränderung erzielt, allein nicht jeder Colonist ist fähig, jene Menschenrace, über welche seit dem 16. Jahrhundert so viel Wahres, aber auch Unverständiges geschrieben worden, richtig zu behandeln, und außerdem ist vorauszusehen, daß der dort absichtlich eingeführte Trunk in kurzer Zeit die Eingeborenen völlig verderben und ihre Zahlen mindern werde. Daß das Innere des britischen Guiana an wichtigen Naturproducten reich sei, an vielen Orten einen zum Anbau sehr geeigneten Boden besitze, ergibt sich schon aus den ersten Forschungen Schomburgk's, und die weit umfänglichern Arbeiten, die ihn wahrscheinlich eben jetzt beschäftigen, werden das schon Erkannte bestätigen; allein schwer abzusehen bleibt es immer, auf welche Weise ein solches Land zu einem productiven, dichtbevölkerten gemacht werden könne. Die großartigen Flußverbindungen übertreffen Alles, was in solcher Hinsicht von andern Gegenden der Erde bekannt ist, und würden allerdings eine Binnenschiffahrt, freilich auf zeitraubenden Umwegen, durch den größten Theil Südamerikas gestatten, indessen ist durchaus keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie das nächste Jahrhundert benutzt sieht. Die Erfahrung lehrt, daß ungeachtet des Falles der alten Beschränkungen, welche eine eifersüchtige und mistrauische Politik der Mutterländer über die Colonien des tropischen Amerika verhing, die weiße Bevölkerung weder an Wohlstand noch an Zahl zugenommen hat, vielmehr daß aller Orten Verfall eingetreten ist. Es liegt sonach etwas in den örtlichen, klimatischen und bürgerlichen Verhältnissen, was durch Einwanderung von Europäern und Herbeiziehung von Capitalien nicht zu beseitigen ist und die Erfüllung der schönen Träume von blühenden Niederlassungen weißer Menschen an den Gestaden aller Flüsse vom obern Orinoco bis zu dem Guapore mehr als zweifelhaft macht. Der Verbreitung des europäischen Stammes dürften doch Grenzen vorgezeichnet sein, obgleich er wegen seiner höhern geistigen Befähigung zur Alleinbeherrschung der Erde berufen scheint. Die Bevölkerung der Wildnisse des innern Südamerika wird einst im besten Falle eine farbige sein, entstanden durch Kreuzung dreier Menschenracen, mit wenig Fähigkeit zur Begründung großer und fester Staaten und sicherlich den Europäern abhold. Daß eine solche Umgestaltung sich langsam vorbereite, ist schon jetzt kaum zu verkennen. Vollendet, wenn auch erst in später Zeit, wird sie nicht ohne großen Einfluß auf unsern Welttheil bleiben. 10.

Die Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst. Für Dichter und Dichterlinge gedolmetscht von M. Enk. Wien, Gerold. 1841. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Zeit ist vorüber, wo man sich viel Mühe gab, aus dieser Epistel des Horaz eine Poetik zu construiren. Das versuchte man damals, als noch nicht jene zwei Parteien einander gegenüberstanden, die eine, welche auch nicht einen Vers des Horaz sich will rauben lassen, und die andere, welche wünscht, daß recht Vieles dem Horaz nicht gehöre, was ihm doch zugeschrieben wird. Der Verf. der vorliegenden Broschüre sagt, daß er diese Epistel für Dichter und für Dichterlinge bearbeitet habe. Was die ersten betrifft, so wünscht er mehr, als er erwarten darf, sie möchte für dieselben nicht ohne Interesse sein; den Letztern wird sie, wie er zuversichtlicher glaubt, nicht ohne Nutzen sein. Der Verf. wendet nämlich die Hauptgedanken dieser Horazianischen „Epistola ad Pisones" auf die Erzeugnisse der neuen, namentlich der deutschen Literatur an; aber er hat eine seltsame Scheu, wie er auch selbst eingesteht, davor, daß er Namen nenne. Das scheint denn doch wirklich eine unverzeihliche Engherzigkeit zu sein und eigentlich etwas durchaus Sinnloses. Denn ob ich zum Exempel sage: jetzt will ich sprechen über den Mann, der als Altmeister der schwäbischen Schule bekannt ist, den aber Goethe nicht anerkennen wollte, den selbst Gustav Pfizer nicht universell genug würdigt, und dessen Dramen, so sehr auch Wienbarg in seinen „Dramatikern der Jetztzeit" sie lobt, doch keinen Anklang in Deutschland finden — oder ob ich ganz kurz den Dichter Ludwig Uhland nenne, das läuft denn doch wol auf eins und dasselbe hinaus.

Der Verf. lehnt sein erstes Raisonnement an die Anfangsworte der Horazischen Epistel und spricht von der Unnatur und dem Widersinn in vielen dramatischen Producten, wodurch sich der Dichter hart neben den Tollhäusler stellt. Diesen Widersinn weist der Verf. nach theils in der Wahl der Stoffe, theils in der Ausführung des Einzelnen. Wie Horaz im Anfange seiner Epistel den Dichter vor dem Misbrauche der poetischen Freiheit warnt, so dringt er später darauf, daß der Dichter vorsichtig sei in der Bildung neuer Wörter und in Anwendung neuer Wortfügungen, weil der Dichter die Sprache veredeln, aber auch viel zu ihrer Verderbniß beitragen könne. Auf diese Veranlassung spricht er sehr scharf und nachdrücklich über ein Institut, das, wie er meint, uns Deutschen fehle: wir haben, sagt er, Geld zu Allem, zu Eisenbahnen und Dampfschiffen, zu Cloakenbauten und Manufacturen, aber wir haben kein Geld zu Gründung einer Akademie, um uns Sprachlehre und Wörterbuch zu verschaffen. Was nun Referenten betrifft, so meint derselbe, daß gerade darin ein eigenthümlicher Vorzug der deutschen Sprache und Zunge liege, daß sie so vielgestaltig und frei ist, ferner, daß, weil Deutschland selbst nicht ein Ganzes ist, auch die Sprache nicht zu voller Einheit und Harmonie gestimmt werden kann.

Dann kommt Hr. Enk auf den Versbau unserer deutschen Dichter. Nicht mit Unrecht klagt er über Vernachlässigung der Metrik. Von unserm fünffüßigen Jambus in Komödien und

Tragödien sagt er, wir bedürfen eines so bequemen Verses, in ihm gleiten Sinn und Unsinn so gar glatt und leicht dahin. Als einen weit männlichern, kräftigern und jeder Abwechselung fähigen Vers darf man den antiken Trimeter empfehlen; allein der Dichter muß den Vers sich wählen nach seinem Stoff und nach der Verschiedenheit der Situationen und Gefühle mit der Versart wechseln.

Hierauf folgt viel Beherzigenswerthes über historische Dramen und historische Charaktere. Namentlich wird nachdrücklich gesprochen gegen die Abgeschmacktheit und den Leichtsinn, historische Charaktere zu construiren und in dieselben seine eigenen Sympathien, Antipathien und Doctrinen hineinzulegen. Durch dies letztere wird Hr. Enk nochmals auf den Stoff, insbesondere der Tragödie, zurückgeführt. Einem großen Dichter, behauptet er, hat nie ein guter Stoff gefehlt, obwol Schiller einmal gesagt haben soll, er wolle sein letztes Hemd für einen guten tragischen Stoff geben. Selbst mythische Stoffe, meint Hr. Enk, könne ein wahrer Dichter gebrauchen, weil denn doch etwas darin sei, was jeder Zeit und jedem Geschlecht nahe liege, das Menschliche.

Vortrefflich ist Alles, was Hr. Enk über das deutsche Lustspiel sagt; in Deutschland kommt dem Lustspiel nicht der romantische Schwung des Lebens, wie bei den Spaniern, nicht der geschärfte Sinn für feine Charakteristik und feine Führung der Intrigue, wie bei den Franzosen, nicht das Talent für Sittenmalerei und der kräftige Humor, wie bei den Engländern, nicht die petillirende Lust am Possenhaften, wie bei den Italienern, nichts von dem Allen kommt dem deutschen Lustspiel zu statten. Jünger würde für eine eigenthümliche Ausbildung des deutschen Lustspiels viel geleistet haben, wenn er mehr Productivität gehabt hätte. Iffland's Familiengemälde vermochten keine Schule zu gründen, obwol die „Schule der Reichen" von Karl Gutzkow und auch dessen „Werner" bedeutend nach Iffland hinschlägt. Hr. Enk meint, der rechte Mann fürs deutsche Lustspiel sei doch eigentlich Kotzebue gewesen, wenn er nur etwas mehr Kern und etwas mehr Poesie in sich gehabt hätte. Was Referenten betrifft, so versteht er nicht, ob diese Behauptung in ernstem oder in ironischem Sinne zu nehmen sei. Mit gebührender Indignation redet aber unser Verf. von dem schlimmen Einflusse, welchen das französische Lustspiel auf unsere deutschen Leistungen, auf unser deutsches Theater und auf unser deutsches Publicum noch fortwährend äußere. Wol ist die Behauptung begründet, daß wir für unser Lustspiel unendlich viel lernen und gewinnen können von den Spaniern, von Lope de Vega bis auf Breton de los Herreros.

Der letzte Theil dieser Arbeit des Hrn. Enk nimmt mehr den Ton der Warnung und des Rathgebens an. Es werden einige von den Gründen aufgezählt, warum dramatische Dichter unter uns so selten seien; es ist die Rede von dem Stolze des Genies, welchem die jüngern Dichter sich ergeben, und von dem Ausspruche des Horaz, welcher sagt, die Römer seien darum den Griechen in der Poesie nicht gleichgekommen, weil sie zu stolz auf ihr Genie gewesen wären. Auch das müsse man von dem rechten Dichter rühmen dürfen, sagt Hr. Enk, was Horaz mit den Worten bezeichnet; Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit; abstinuit venere et vino! Ferner müsse der Dichter sich um den Rath eines kritischen Freundes bemühen, welcher die matten Verse verwirft, die harten strenge tadelt, die unklaren anstreicht, die schielenden Gedanken und hyperbolischen Faseleien nicht duldet, mit einem Wort ihm auch das scheinbar Kleine nicht nachsieht. Auf diese Veranlassung kommt unser Verf. sehr leicht und natürlich auf die feile und unfreie, auf die lügnerische Kritik unserer zeitgenössischen Kritikaster. Um diesem Übel abgeholfen zu sehen, verlangt er, was schon oft verlangt ist und mehr oder weniger oft gewährt sein mag, ein durch Vereinigung der besten Kräfte mit hinreichenden Geldmitteln gegründetes Journal.

Wenngleich nun Horaz in dieser seiner Epistel an die Pisonen weder in Form noch Inhalt etwas für uns Unerhörtes — was die Neuen und Neuesten doch eigentlich immer verlangen — geliefert hat, so scheint er doch im Einzelnen stets mit glücklichem Wurf das Rechte getroffen zu haben und versöhnt somit die Classicität mit der neuern Literatur. Referent gehört nicht in die Zahl Derer, die nur Das für classisch gelten lassen, was den Namen der Alten an der Stirn trägt; aber unsere Literatur steht doch offenbar in einem engen Zusammenhange mit der sogenannten classischen, ein Zusammenhang, aus dem wir gar nicht so willkürlich herauskönnen, weil wir durch die Nothwendigkeit hinein versetzt sind; wer diesen Zusammenhang aufheben wollte, der würde uns unsere eigne Vergangenheit zerstören Wenn die vorliegende Schrift des Hrn. Enk zur Versöhnung der Classicität mit der Gegenwart Einiges beiträgt — und das ist ja ihr Zweck —, so hat sie etwas durchaus Löbliches erstrebt und erreicht. 11.

Notiz.

Ein verleumderischer Druckfehler.

„Goethe's Eitelkeit übersteigt aber doch wirklich alle Begriffe", äußerte neulich eine Dame; „setzt er es doch sogar als eine ganz entschiedene Sache voraus, daß selbst die Engel nicht unterlassen könnten, dereinst um seinen Tod Trauer anzulegen." Ein eifriger Verehrer des Dichters, der dies hörte, sich aber einer derartigen Äußerung Goethe's durchaus nicht erinnern konnte, bat um nähere Angabe der getadelten Stelle. Goethe's Werke wurden in der zweibändigen Großquartausgabe herbeigeholt; die Dame schlug den ersten Band vorn auf und las den Schluß der „Zueignung":

> Und dann auch soll, wenn Engel um uns trauern,
> Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Nun fand die ganze geistreiche Gesellschaft, daß die Anklägerin vollkommen Recht habe, bis der Vertheidiger endlich erklärte, daß in allen übrigen Ausgaben zu lesen stände:

> wenn Enkel um uns trauern.

34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1842.

Jankó der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Von Karl Beck. Leipzig, Bösenberg. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eisen muß geschmiedet werden, ehe es Stahl wird. Ein Erz nimmt früher die Politur an, das andere später. Schläge aber gehören dazu, und je kräftiger sie sind, desto dauerhaltiger, meine ich, wird das Metall. Ist's morscher, von andern Dingen durchwachsener Stoff, so mag er freilich unter den Amboschlägen verkümmern oder auf ein Minimum reducirt werden, von dem zu reden nicht der Mühe werth ist. Aber bei meinem Gleichniß dachte ich auch nur an wirkliches, gehaltreiches Erz. Und ich dachte, wie wenn ein Schmied, entzückt über das schöne Weißglühen, den Klumpen zu früh aus dem Feuer nähme und ins Wasser würfe. Er bliebe rohes Erz.

Daß Karl Beck eine reich begabte Dichternatur war, konnte Niemand leugnen. Aber es traten so viel freudetrunkene Schmiede auf, die den spiegelblanken Stahl schon sahen und priesen, als er nur noch ein roher, glühender Klumpen war, daß den Freunden seines Talents um ihn bange sein konnte. Die Freunde seines Ichs oder seiner Tendenz stießen in solche volltönende Lobposaunen, daß es uns wirklich kein Wunder genommen hätte, wenn er taub geworden wäre gegen die Stimmen der besonnenern Kritik. Und das wäre schlimmer für ihn gewesen als das Mistrauen des Publicums, das unfehlbar gegen einen jungen Dichter eintritt, der, überdiemaßen bei seinem ersten Auftreten erhoben, durch seine nächsten Producte die Erwartung nicht rechtfertigt. Auch das ist freilich schlimm. Das Publicum ist in einem solchen Falle fast grausam. Mag der junge Dichter sich alsdann noch so sehr anstrengen, mag er laviren oder stürmen, der Meinung, die gilt, folgen oder dem eigenen Gotte in ihm, das Publicum bleibt mistrauisch und apathisch und die Philisterwelt bleibt bei ihrem bequemen Satze: er hat sich ausgegeben, wir kennen ja schon sein Bestes u. s. w. Man denke an Immermann, der wurde auch erhoben, weit über Gebühr, in seinen ersten unorganischen Producten. Die Lesewelt, als sie zu wissen glaubte, daß der Lobsalm von einer Clique, von Befreundeten ausging, ward gegen sein ernstes Streben ungerecht gleichgültig, und welcher Anstrengungen von Seiten des edeln Dichters bedurfte es, um sich wieder die Anerkennung zu verschaffen, auf die sein Dichtergeist einen unabweisbaren Anspruch hat. Er starb in der Blüte seiner Kraft. Ob die fast sträfliche Misachtung Deutschlands mit an seinem frühen Tode Schuld hat?

Herr Beck liefert uns hier ein Gedicht, nicht allein mit Tendenzen und Gefühlen, sondern auch mit Menschen, und Menschen, die einen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft haben, mit einem Vaterlande und seinen bürgerlichen und örtlichen Beziehungen. Er liefert uns keine lyrische wilde Jagd über die Baumwipfel und Berggipfel des Lebens, sondern eine Geschichte, eine abgerundete, abgeschlossene Geschichte bestimmter Individuen, die er sogar einen Roman nennt. Aber einen Roman in Versen. Es wäre zu viel von einem Dichter, wie er, gefodert, wenn er sogleich in Prosa schriebe, zwei, drei Bände mit Begebenheiten und Reflexionen. Er muß dichten und singen, und — springen, was wir weit davon entfernt sind, ihm zu verargen. Es ist seine, seine eigenthümliche Natur, der er folgen soll und die er, nach dem beliebten Parteimodewort, in sich „historisch und organisch" ausbilden möge. Er hat einen bedeutenden Schritt gethan, unbedenklich ist dieser „Jankó" ein Fortschritt in seiner dichterischen Ausbildung, und wir wünschen ihm dazu, und mehr noch zu Dem, was kommen wird, Glück.

Ein Eisenklumpen im Feuer glüht und knistert lange. Es wäre unbillig zu fodern, daß der Dichter Beck mit einem Male seine Natur völlig verleugnen und ein anderer werden sollte als er war. Um deshalb nehmen wir so manche Ausbrüche geduldig hin und sehen weg über so manche stereotypische Verzwicktheiten seines Ausdrucks. Es ist aber besser, das Schlimme vorabzuthun, ehe wir zum Guten übergehen. Wir wollen es nicht sammeln, wie ein kritischer Ährenleser, sondern nur auf Einzelnes, was uns gerade aufstößt, aufmerksam machen. Warum ist

Der West: das Wünschelrüthchen der Nacht?

Weil er umsonst nach den blinkenden Flämmchen späht, die „mit ihrem goldenen Zahn" unter dem kochenden Eisenkessel der Hirtenabendmahlzeit nagen. Beck ist gewiß glücklich, warm und lebendig in seinen Gleichnissen aus der erscheinenden Natur, aber in seiner Lust, das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, kann er sich von einer Manie noch nicht losreißen:

Und in die volle Mannheit tritt
Der Mond, der bleiche Waisenknabe,
Beschaut mit lüsternen Blicken
Das braune Zauberweib: die Haide,
Die unter des Himmels keuschem Blau
Die nackten Glieder dehnt,
Ins wehende Haar
Den Farrenkräuterkranz gewunden.

Das Bild hat ihm so gefallen, daß es öfters als Refrain wieder vorkommt. Ist dem Monde geschmeichelt, daß er zum bleichen Waisenknaben wird? Und der Knabe tritt zugleich in volle Mannheit! Schaut der Mond mit lüsternen Blicken? Das streitet wenigstens gegen Alles, was die Dichter bisher vom Monde dachten und, ich meine, wir Alle empfinden, wenn wir seinen kalten Schein über die Erde ausgegossen sehen. Meinethalben sei die Haide ein braunes Zauberweib, aber wenn ihre weiten Flächen die Glieder des Riesenweibes sind, welches kurze Haar müßte sie haben! Auch das höchste Farrenkraut könnte doch nur ihre behaarte Brust abgeben. Ihre wehenden Kopfhaare müßten wenigstens Kometenschweife sein.

Der feurige Ungarwein fodert freilich andere Lieder als das treuherzige Rheinweinlied, und wir lassen es zu, daß der würzige Wein angeredet wird:

Rolle deine rosigen Wellen,
Rolle sie
Heiliger, goldtragender Strom!

wenngleich wir das Heilig lieber für andere Dinge aufsparten. Aber daß der Weltgeist sich in Ungarwein besäuft, wenn er seine Werke vollbringt, ist eine Phantasie, die über die Kühnheit hinausstreift und möglicherweise dem Weltgeist einige seiner neuen Verehrer abnimmt, um sie wieder dem alten Gotte zuzuwenden, von dem auch die gottlosesten Dichter aller Zeiten Ähnliches nicht zu behaupten wagten. Es heißt:

Mit deinen Gewürzen
Betäubt sich
Der Weltgeist,
Wenn er die Seufzer vernimmt
Des getretenen Wurms,
Und dem Gestöhne horcht
Der geknebelten Menschheit,
Und in den Schauern
Der Mitternacht
Betet zu sich selbst:
Daß seine Gnade
Größer sei
Denn seine Gerechtigkeit!

Dann berauscht sich auch der Weltgeist in dem Ungarsprudel, wenn er ergrimmt und zürnt und am dämmernden Morgen jeden Fluch anhört, namentlich um die Stunde „wenn die Könige aufs Haupt die goldenen Kronen setzen". Aber er berauscht auch die Kämpfer nach Vorwärts. Sei das kein böses Omen für des Dichters Vaterland, daß der ungarische Liberalismus nicht festeres Fundament habe als den Weinrausch. Die Könige mögen sich selbst rechtfertigen durch ihre Thaten gegen seine Anschuldigung; den Weltgeist wollen wir ihm überlassen, wenn er uns den alten Gott läßt. An einer andern Stelle glänzt auf dem Schenktisch vor dem Zecher die Flasche

Wie ein Dom,
Ein riesiger Dom
Erfüllt von fanatischer Glut.

Hier verfällt der Dichter in das andere Extrem, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen. Die Kritik braucht nicht zu rügen, wo die Willkür gegen den Geschmack verstößt, der kein Product der Convenienz, im natürlichen Gefühl eines Jeden gegeben ist.

Genug davon. Gehen wir von den Ausgeburten der Phantasie, die ein Anderer heraussammeln mag, und von den Tendenzen, die nicht unsere sind — wir wollen sie aber hier nicht bekriegen —, zum Gedicht selbst über, das unbeschadet der Rüge, die jene treffe, für sich bestehen kann. Einen Roman nennt es der Verf., und das ist der Inhalt; wenigstens eine zusammenhängende Erzählung mit genügender Einleitung, Schürzung des Knotens, Katastrophe und Schluß. Ein Fabrikant könnte einen dreibändigen Roman daraus spinnen und für spannende Scenen, herzzerreißende Nachtstücke, frappante Schilderungen wäre Stoffes genug, aber die Geschichte klingt so einfach.

Ein deutscher Schenkwirth aus Baiern verkauft seine Habe und verläßt das Land, weil sein Sohn, ein flotter Student, ein Demagog geworden und verkommen ist, weil Policei und Justiz auch ihm, dem spießbürgerlichen Vater, der keine Schuld trug, zu Leibe wollen. Beiläufig kritisirt, ist die Geschichte von dem demagogischen Studenten, als Episode erzählt, an sich nicht übel, durch die Aufgabe der Dichtung ist sie aber nicht gerechtfertigt, nur durch die polemische Tendenz des Verf. In dem einfachen Gang des Gedichts ist sie ein Beiwerk wie der ungarweintrunkene Weltgeist und die andern Ausgeburten der Diction. Der Schenke schenkt im goldenen Ungarlande statt erlanger Bieres würzigen Ungarwein und steht sich dabei ganz gut. Er hat aber auch ein Töchterlein mitgebracht, ein liebliches Waisenkind, das er adoptirt hat. Ein junger Roßhirt, Jankó, befreit Vater und Tochter aus Räuberhänden und wird der Freier und glückliche Bräutigam der deutschen Marie. Aber Marie liebt nicht ihn, den wilden Sohn der Haide, sondern den schönen jungen Grafen. Während der stürmisch jubelnden Bauernhochzeit erklären sich Beide. Der Bräutigam, der in der Trunkenheit seine Rechte nicht ausübte, wird Tags darauf in die Haide zum Pferdefang geschickt und während dessen setzt sich der Graf in seine Rechte. Jankó, zu früh zurückkehrend, betrifft die Sünder und zermalmt sie durch Blick, Worte und Drohungen. Aber er muß in die Haide zu den freien Roßhirten fliehen, weil er dem Magnaten mit dem Beil gedroht. Auch er ist nicht ohne Schuld; dieselbe, welche Marien drückt, drückt auch ihn. Er hat ein Zigeunermädchen, die ihn mit derselben schwärmerischen Treue liebt als er die Deutsche, die ihm Alles geopfert, schnöd verlassen. Sie ist sein böser und auch sein guter Geist, denn sie warnt, hegt und pflegt ihn. Jankó kann von der deutschen Braut, obgleich sie ihm untreu ward, nicht lassen. Er will sie sich wiedererobern; umsonst, die Panduren des Grafen schlagen ihn zurück. Er kommt reuemüthig, Marie ist fort. Am

Teich finden sie ihr Tuch und Schleier. Sie wird als Heilige, ungerechter Wuth geopfert, im Dorfe betrachtet. Aber Jankó erfährt, daß sie heimlich bei ihrem Buhlen im Schlosse ist, daß er mit ihr in ferne Länder reisen will. Mit einem durch des Grafen Vater beleidigten Zigeuner schleicht er in das Schloß. Als schon die Flammen knistern, die der Zigeuner ringsum angelegt, erscheint Jankó vor dem Liebespaare und seine Art zerschmettert den Verführer an der Seite der Geliebten, die besinnungslos niedersinkt. Jankó wird ein Räuber, ein ungarischer Räuber, auf Rath der Zigeunerin. Denn ihm blieb nichts anders. Ein Schrecken der ungerechten Herren, ein Held beim Volk. Damit schließt das Gedicht. Nur erfahren wir, daß Marie nicht im Wahnsinn endete, sondern im Ausland einen Knaben zur Welt brachte und darauf blühend und gesund ward. Jankó aber:

> Sein Name war dem Volke werth,
> Die scharfen Herrn fraß scharf sein Schwert,
> ward eingefangen in Ketten und
> Am Galgen hing er bleich und nackt,
> Bis ihm die Raben das Fleisch zerhackt.

Aber die treue Zigeunerin stahl in der Nacht vom klappernden Gebein die Hand und wahrte sie bis zu ihrem Tode.

(Der Beschluß folgt.)

Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen, aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt, von G. G. v. R. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dies Buch ist in öffentlichen Blättern gerühmt und wird Lob verdienen. Warum? Weil es Dinge sagt, die vernünftig und auch gesagt sind, weil es sie in geistreicher Weise sagt, weil ein Prinz der Verf. ist und weil man ihn soll errathen können. Die beiden ersten Gründe sprechen für sich selbst, die letztern Umstände aber gewähren eigenthümlichen Reiz; denn Räthsel zu lösen wünscht Jeder, und hier soll laut der Vorrede die Lösung Vielen leicht sein; prinzliche Gedanken endlich haben ihre eigene Färbung und unterscheiden sich von bürgerlichen. Sie werden nämlich gefaßt im Vogelblick, führen zu „Äußerungen des freien, von oben anschauenden Geistes", wie die Vorrede sich ausdrückt, wo nun Jemand, der mitten im Volke steht, nie dergleichen gewinnen kann, sondern nur Einseitigkeiten, und weniger auf Vielseitigkeit Anspruch macht, sich durch das beliebte Einerseits und Andererseits helfen muß. Übersieht nun ein Prinzschriftsteller mehr als die übrigen durch Höhe seiner Stellung, so untersehen ihn diese wieder durch Tiefe der ihrigen, und mithin gäbe es für alle Weltgegenstände einen Überblick, Seitenblick und Unterblick, deren Werth geschickte Leser und Beurtheiler vielleicht durch Blickvergleichungslehre festzustellen im Stande wären. Eine Verschiedenheit ist leicht wahrzunehmen, indem der Vogelblick Alles anders sieht, zum Exempel Spielen, Schuldenmachen, Freundschaften und Feindschaften, Haus und Hof, Familie und Vaterland, Bücher und Autorschaft. Ref. hat Vermuthungen über den Verf. gewagt, ihm ist aber widersprochen worden, und so überläßt er die persönliche Enträthselung Andern, sich an die Schrift und deren Inhalt wendend.

Nur Folgendes noch sei vorab bemerkt. Die Lieblingsbeschäftigung des Verf., heißt es Vorrede (S. vi), war während und nach vielfachem Umhergetriebenwerden eine Art idealen Regierens, ritterliche Rechtlichkeit und das Bemühen, die geschichtliche Grundlage der Staaten mit dem Vorschritt zu vermitteln und zu verbinden. Wer nun bei dieser lobenswerthen Einsicht und Bestrebung glauben wollte, daß Alles vortrefflich ginge, sobald ein solcher Nachgeborener durch Vorgeburt zum Throne gelangte, würde sich sehr betrügen; denn nach dem ewigen Schicksal menschlicher Gesellschaftsverhältnisse bewirken Einsicht der Mängel und guter Wille nichts zur Hebung derselben, und Plato war in einem großen Irrthum, als er den besten Zustand von einer Regierung der Philosophen (Einsichtsvollen) erwartete, es würde vielmehr nur dann gut stehen, wenn Niemand auf Erden, also auch nicht ein Regent, der Einsicht und Philosophie bedürfte. Es ist Lebensweisheit, sich dieses zu sagen und dadurch eine gemäßigte Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit der Weltlage zu erwerben, die keine getäuschten Hoffnungen beweint und in keinen Narrenjubel sorglos einstimmt. Der Verf. denkt freilich anders, denn seine Stellung als Nachgeborener drückt ihn, er bedauert die Aufhebung der Capitel und Commenden, die Einschränkung, welche dadurch nachgeborenen Prinzen nothwendig wird, und beklagt besonders das traurige Loos der unvermählt bleibenden Prinzessinnen. Obwol nun dies Loos nicht das günstigste genannt werden kann, wie überhaupt ein Ledigbleiben des schönen Geschlechts, so möchten doch Mancher und Manche mit einem Nachgeborenen und einer unvermählten Prinzessin zu tauschen geneigt sein, nebenher auch wähnen, die Ursachen der Klagen lägen in den Klagenden selbst, und der Unterblick zeige dieses in vortheilhafterm Lichte als der Vogelblick.

Auffallend genug bemerkt der Verfasser von seinem Standpunkt, daß die Völkerliebe sich mehr an beschränkte und selbst schwache Regenten hält als an talentvolle und kräftige, mehr an reinmenschliche Beziehungen als an Eigenschaften des Herrschers; denn ein Prinz müßte doch eher zur entgegengesetzten Annahme kommen; auch ist die Bemerkung nur halbwahr, nämlich nur für das Abendland, nicht für das Morgenland, wo die thätigsten, kriegerischten, schlauesten und auch grausamsten Herrscher die größte Anhänglichkeit erfahren, bei dem gesetzlosen Zustande der Willkür allen Einzelnen einen benöthigten Schutz verstatten, wo nun die Liebe aus dem Dank erwächst und was Andern Schlimmes widerfährt, Niemanden kümmert. Im Abendlande dagegen hat man einen gesetzlichen Zustand erlebt und begriffen, die talentvollen und kräftigen Regenten stören denselben oder lassen es befürchten, die schwachen scheinen ihn zu befestigen und zu sichern, weshalb schon Moser dieselben für einen Segen des Volks achtet — einseitig vielleicht, aber in dieser Einseitigkeit durch einen raschen Instinct gefunden, und darum zu allen Zeiten anerkannt, ja sogar von Prinzen gemerkt. Viel wahrer von oben, von unten und von allen Seiten heißt es (S. 17): „Die Fürsten haben (für Beliebtheit) bei Reisen einen bedeutenden Vortheil. Sie haben in der Regel ein treffliches Gedächtniß, die Kunst, zu fragen, zu hören, sich mit Grazie zu langweilen, haben sie ohnehin eingeübt." Sobald sie nun im Verkehr mit Behörden und andern Personen nach Amt, Weib und Kindern sich erkundigen, sind die Antwortenden entzückt und lieben die herablassend Fragenden bis zur Aufopferung, wenigstens im deutschen Abendlande. Darum fügt der Verf. mit Recht hinzu: „Selbst ein Fürst, in dessen Charakter so viel Herbes ist, daß er eigentlich auf Volksliebe keinen Anspruch machen kann, wird durch solches Betragen auf Reisen sich beliebt machen und wahrscheinlich beliebter als in der Hauptstadt, wo man ihn auskennt. Ist er zugleich gegen die Frauen aufmerksam, gegen die hübschen sogar galant und in Geschenken nicht knickerig, so wird die Meinung des Landes der Hauptstadt, welche gewöhnlich undankbar und verdorben ist, bald das Gleichgewicht halten, vielleicht sogar das Übergewicht über sie gewinnen."

Man dürfte meinen, hiermit sei den Fürsten das Wesentliche gesagt, aber dennoch folgt ein Capitel über die öffentliche Meinung, als „etwas Unbequemes für Alle, welche den Stab der Macht führen", und es wird gerathen, sich durch irgend etwas auszuzeichnen, durch Beförderung der Gelehrsamkeit oder

Kunst, der Gestüte oder Landstraßen, Ordnung in den Finanzen oder glänzende Hofhaltung. Allerdings ist dergleichen gut, doch in manchen Fällen überflüssig und sogar bedenklich; weit sicherer ließe sich rathen, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht; sind die Minister vorzüglich, so gereicht dies dem Herrn zum Verdienst, sind sie schlecht, so hat der Herr keine Schuld. Mit dem Satz: das Volk sei noch nicht reif zur Freiheit, berührt der Verf. eine den Fürsten durch Vogelblick gewordene Überzeugung, weswegen sie Constitutionen scheuen, auch gerne umstoßen, um auf ganz ungehinderte Weise — denn Freiheit des Volks beschränkt ihre eigene — das Glück des Landes zu befördern. Dennoch wird eingestanden, eine vernünftige Freiheit finde sich in England, Nordamerika, überhaupt im germanischen Stamme. Dies widerspricht jener Rede von Unreife, und wenn man irrthümlich Freiheit in geschriebenen Verfassungsurkunden sucht (S. 44), was gibt es dafür als Ersatz und warum sind diese papiernen Nichtigkeiten den Herrschern so widerwärtig? Ausgezeichnete Gaben sollen zum Herrschen nothwendig sein, nicht Allen sind sie verliehen (S. 47); gut also, man stelle etwas hin als Regel und Gesetz, dies ist doch ebenso heilsam, als Unterordnung unter einen Premierminister oder ein Collegium.

Fast sollte man glauben, der Verf. sei weder Prinz noch hochgestellt, weil er daran zweifelt, „das Heil der Welt bestehe in strengen Prüfungen, die man seit den letzten 20 Jahren auf Universitäten eingeführt" (S. 49). Unten im Volk stehend, ist dieser Zweifel natürlich, von oben herab darf er befremden, denn wie es aussieht in den Köpfen, muß man durch Examinagläser erfahren, weswegen der Kaiser von China das höchste Examen selbst ausübt und dann sicher ist, den Einsichtsvollsten und Weisesten des Reichs in seine Umgebung zu ziehen. Überhaupt gibt China das Vorbild für derlei Einrichtungen und Europa, namentlich Deutschland, ist noch weit entfernt von chinesischer Vollendung. Daß Feste und lustige Tage das Volk bei guter Laune erhalten, bemerkt alles Volk und der Fürst selbst, und man soll gewiß die Eigenthümlichkeiten des Volks dabei berücksichtigen. Allein jene beispielsweise angeführte Eigenthümlichkeit der Münchner, daß sie sich eher die Universität nehmen ließen als ihr Bock- und Salvatorbier, ist keine, denn jedes Volk dächte ebenso, wenn es beides hätte. „Vereinigung willenloser äußerster Hingebung mit großer selbstthätiger Intelligenz ist selten, noch seltener ist es, hierzu noch einen reinen festen Charakter zu finden." Ref. weiß nicht, ob es im Himmel eine solche Vereinigung gibt, auf Erden hat er sie nicht gefunden, aber auch nicht darnach gesucht. Fürsten müssen nicht das Unmögliche begehren und man soll es ihnen ausreden, was eine schickliche und angenehme Aufgabe für die Kammerherren bleibt.

Über Erziehung und Unterricht sagt der Verf. gute Dinge, empfiehlt für diejenigen Knaben, welche durch ihre Geburt berufen sind, einst zu befehlen oder zu herrschen, den Seedienst, tadelt freilich die sogenannten lateinischen Schulen, „in denen das Kind mit Idealen einer längst verschwundenen und nirgend klar erkannten Zeit geistig aufgesäugt wird". Inzwischen geht es mit diesem geistigen Säugen wie mit dem physischen, daß der Mensch, sobald er sich auf die Beine stellt und an den Tisch setzt, seine Amme und deren Milch vergißt, oder gar keine Sehnsucht nach ihnen kund gibt. Gute Ammenmilch ist dabei für die Gesundheit besser als andere Art der Auffütterung. Könnte man nur entschiedener folgender Äußerung widersprechen: „Die gründlichsten Kenner des Alterthums (dies liegt aber nicht am Alterthum, sondern an den Kennern) pflegen ihre Muttersprache sehr mangelhaft zu handhaben und sich in schweren, langen und ungelenken Perioden zu bewegen. Niebuhr's ‚Römische Geschichte' ist bis zur Unlesbarkeit schwerfällig. Niebuhr ist hierin der Prototyp der deutschen höhern Bildung." Derselbe Wunsch des Widerspruchs erwacht bei den Worten: „Die gesammte Literatur droht in fliegende Blätter und alles Studium in der Lesung aufzugehen. Besonders findet man in den höhern Ständen nicht mehr so viele den Wissenschaften zugewendete Männer wie vor der Revolution."

Weder wirklichen Widerspruch noch Wunsch desselben möchten folgende Worte erwecken, welche als Worte von oben ihre besondere Merkwürdigkeit haben: „Die evangelischen Kirchen im Allgemeinen haben unbestreitbare Vorzüge vor dem Katholicismus, wenn man sie von Seite der Regierung betrachtet. Man wird durch keinen anerkannten fremden Einfluß gehemmt, die Geistlichen sind Bürger und Familienväter und die organische und historische Entwickelung der Völker geht auf dem Wege der Reform. Wenn der blinde Gehorsam den Protestanten abgeht, so haben sie dafür ihr Wesen empfänglich für Begeisterung erhalten, sie haben nie alles umwühlende Revolutionen begonnen, wie die katholischen Völker, und können und müssen mit der Zeit vorschreiten, während der Katholicismus abwehren, isoliren, zurückstauen muß, wenn er sich erhalten will." Was der Verf. gleich darauf in einem Abschnitte über die katholische Kirche vorbringt, ist freilich etwas im Geschmack der Encyklopädisten, denen er eingeständlich seine Bildung verdankt; aber hatten die Encyklopädisten in allen Dingen Unrecht, selbst noch für unsere Zeiten?

Wenn der Verf. ausspricht: „Der wahre heilige Bund unserer Zeit ist ein Zollverein", muß er sich vieler Beistimmung erfreuen, denn gleichwie eine epidemische Krankheit dadurch schwächer zu werden pflegt, daß sie sich auf mehr Länder und Individuen verbreitet, so hat ein Zollverein die vortreffliche Eigenschaft, daß er bei gehöriger Ausdehnung — etwa über die ganze Erde — gar nicht mehr vorhanden ist. Spricht er ferner von den Höfen, es sei in Beziehung auf sie eine Foderung der Zeit schwer zu befriedigen, „die an wahrhaft gutem Ton und Geist, während das Leben des Hofmanns meist aus reiner Negation bestehe, und es nichts Faderes, Geisttödtenderes geben könne, als das tägliche Geklatsch, das Vorzimmergespräch und die stehenden Witze eines beschränkten, gegenseitig gespannten, dem Willen eines Einzigen gehorchenden Cirkels", so muß er als Prinz dieses am besten wissen, indem der Bürger darin das feinste, weiseste, von stets belebender Fürsten Sonne erleuchtete Menschendasein zu erblicken pflegt.

Und so enthält die Schrift noch Vielerlei über Adel, unbeschränkte und verfassungsmäßige Herrschaft, Rechtspflege, Gesetzgebung, Finanzen, Handel und Verkehr u. s. w., dessen Richtigkeit man meistens anzuerkennen geneigt sein wird, im Fall nicht der verschiedene Standpunkt ein abweichendes Urtheil herbeiführt und dadurch eintreten kann, daß beide Recht haben, der Prinz und sein Kritiker. Außerdem ist das Ganze nach französischer Weise unter gewisse Überschriften vertheilt und kein Gegenstand systematisch oder erschöpfend behandelt. Darum werden tiefschöpfende Deutsche einen Mangel des Werks wahrzunehmen glauben und ihn hoffentlich durch schwerwiegende Paragraphen ersetzen. 51.

Literarische Notizen.

An erwähnenswerthen belletristischen Neuigkeiten erschienen in Frankreich: „Albert de Saint-Pouange" (2 Bde.), vom Grafen Horace de Vielcastel, dritte Abtheilung der „Noblesse de province"; „Chants pour tous", Gedichte von dem Marquis de Foudras; „L'école militaire, le bivouac et les Tuileries, nouveaux souvenirs intimes du temps de l'empire", von E. Marco de Saint-Hilaire (2 Bde.); „La coupe de corail", von Mad. Melanie Waldor (2 Bde.); „Pierre Giroux", von A. Ricard (4 Bde.).

---

d'Esterno behandelte eine wichtige und vielbesprochene Frage in seiner Schrift: „De la misère, de ses causes, de ses effets et de ses remèdes", welche für die Franzosen nicht nachdrücklicher empfohlen werden kann, als durch den Ausspruch eines Berichterstatters, daß sie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs eine zugleich unterhaltende Lecture bildet.

H. Duval-Pinau gab in zwei Bänden heraus: „Histoire de France sous le règne de Charles VI." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1842.

Jankó der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Von Karl Beck.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Meine dürre Skizze des Inhalts klingt vielleicht dem Leser roh und unersprießlich. Er lasse sich davon nicht irre machen. Er wird eine wilde, aber schöne Dichtung finden, die ihn mehr und mehr fesseln und nicht vor dem Ende loslassen wird. Das ist doch das Interesse des gewöhnlichen Lesers. Die Behandlung dieses rohen, oder, wenn man will, gewöhnlichen Stoffes erhebt sich indessen weit über die Materie und adelt dieselbe. Sie ist durchaus lyrischer Art; auch wo er erzählt, geht er unwillkürlich in den Gesang über, und dabei ist es zu bewundern, wie ihm die körnige Zeichnung, die festen Charaktere, die psychologischen Processe gelungen sind. Nichts verschwimmt ins Unbestimmte. Jankó, der Held, ist eine urkräftige, gutmüthige, von Feuerwuth des Natursohns übersprudelnde Figur, der jeder Leser, ohne daß sie im geringsten idealisirt wäre, ein warmes Interesse abgewinnt. Mit andern Farben, aber mit derselben Deutlichkeit und Wärme ist das deutsche Mädchen gezeichnet, so auch mit wenigen Zügen der gutmüthige, schwache Vater. Einer Zigeunerin kann man schon etwas magische Beimischung zu gute halten. Wie Viele aber würden den frevelnden Magnaten zu einem Tyrannen und frechen Bösewicht machen; er ist aber vom Dichter nicht schlimmer gezeichnet als andere reiche, mächtige Lüstlinge, die kein Opfer für ihre Lüste zu theuer halten und ein warmes Gefühl und die Gegenliebe des Opfers für sich haben. So ist in der psychologischen Entwickelung das Gedicht einfach und natürlich. Es könnte aller Orten spielen.

Sein besonderes Interesse verleiht ihm aber die Örtlichkeit. Mit den warmblendendsten Farben malt uns der Dichter sein Vaterland Ungarn, mit Vorliebe, ohne zu schmeicheln, Bilder, die in außerordentlicher Lebendigkeit in die Augen springen. Was wir bisher davon aus Dichtern kannten, etwa in einzelnen Gedichten Alexander's von Würtemberg und den wenigen Lenau's, die ungarische Haidescenen behandeln, tritt im Vergleich damit in den Hintergrund. Dieses freie unbändige Hirtenleben, von dem der gebildete Europäer kaum eine Vorstellung hat, seine Freuden und Entbehrungen, dieses Zigeunervolk, seine Musikanten, das Schenkenleben, der Trotz der Freiheit in dem ungarischen Bauer, der doch ein demüthiger Knecht ist in Gegenwart seines Herrn, diese Zech- und Spielgelage, die berauschende Lust des ungarischen Tanzes, der Kampf mit den Thieren, das Einfangen der wilden Rosse. Die Dürftigkeit des Lebens eines ungarischen Hirten wird uns so genau beschrieben, daß wir selbst seinen Lohn, fünf Gulden jährlich, in den Kauf erhalten. Auch daß er nie sein Hemde wechselt, denn er hat nur eins, und um es zu conserviren, wird der Rücken mit Speck bestrichen, wodurch es im Schweiß der Sonne braun und fast gekocht wird. Das sind freilich Gegensätze zu dem reinlichen Ordnungsleben der Deutschen. Daß solch ein Gesell aus der Wildniß kein Partner ist zu der weißen, feinen, deutschen Maid, daß der Bund unglücklich ausschlagen muß, springt von vorn herein in die Augen. Kaum aber hätte es dieser Folie bedurft, um die braunen, wilden Haidescenen in lebendiger Anschaulichkeit uns vorzuführen.

Man kann keine plastischern Darstellungen und musikalische zugleich geben, als wie Beck den Tanz in der Schenke unter dem Dudelsackaccompagnement des alten Zigeuners malt:

> Wie der Tänzer nächtig starret
> In des Reigens Saus und Braus!
> Gleich dem Rosse stampft er, scharret,
> Gleich dem Rosse schlägt er aus.
> Ha, wenn schrill die Sporen splittern,
> Wenn die Diele donnernd kracht,
> Hoch am Simms die Gläser zittern,
> Ha, wie seine Seele lacht!

So, eins unter Vielem, das Einfangen des wilden Rosses

> Wild auf der Haide rennt das Thier:
> Es flattern die Mähnen, es donnert der Huf,
> Die Peitsche gellt zum Hussaruf —
> Ich nahe dem Roß — es schleudert die Rechte
> Um seinen Hals die zähmende Flechte —
> Die Männer jauchzen, die Dirnen beten!
> Zwölf Schritte bin ich zurückgetreten,
> Und recke mich, strecke mich mächtig zur Erde
> Und ziehe mit schwellenden Sehnen den Strick
> Ums stolze Genick
> Und strammer und strammer dem schnaubenden Pferde.
> Kaum spürt
> Der bäumende, schäumende Renner die Schlinge,
> So fegt er wie des Sturmes Schwinge
> Und sauset und brauset im engen Ringe,
> Indeß der Strick die Kehle schnürt.

Die Peitschen gellen, die Hunde bellen,
Die Gräser sterben, verderben,
Es wirbelt der Staub zum Himmel auf,
Es singet, es springet der bunte Hauf.
Ich aber ruhe mit kühnem Blick
Auf der zitternden Erde,
Und nah und näher dem rasenden Pferde
Und stemme mich mächtig und halte den Strick —
Und die Hand ist wund,
Und es schäumt der Mund,
Und alle Pulse klopfen,
Und es fällt der Schweiß in schweren Tropfen.

Das Gedicht ist aber nicht minder reich an zartinnigen Partien. Derselbe Poet, der den Weltgeist in Wein sich betrinken läßt, führt uns mit ungemeiner Zartheit die gläubige kindliche Seele des deutschen Mädchens vor, und gerade diese hingehauchten Bilder, aus alltäglichen Stoffen componirt und doch frisch und glänzend, machen uns begierig auf eine nächste Entwickelungsstufe seiner Poesie, wo der Ungarwein, der Weltgeist und die Halbmenschen der wilden Haide socialen oder historischen Menschen werden Platz gemacht haben. 15.

Graf Saint-Germain. Von Ph. D. v. Münchhausen. Göttingen, Dieterich. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon in seinen „Liebesnovellen" hat sich der Verf. dieses Buchs als einen durch und durch modernen Schriftsteller angekündigt; sein vorliegendes Product bestätigt ihn als solchen. Seine Wahl der Stoffe, seine Anschauung des Lebens, namentlich der socialen Zustände, seine Art, zu denken und zu empfinden, seine Weise, zu zeichnen und zu gestalten, seine Manier, sich auszudrücken — Alles trägt den Stempel der Zeit, unserer armen, kranken, zwischen Hypersthenie und Asthenie jahrelang hin- und hergeworfenen und jetzt erst, wie es scheint, langsam genesenden Zeit. Auch Ph. D. v. Münchhausen hat an dieser Krankheit daniedergelegen, noch geht sein Puls unruhig und fieberhaft, noch wechseln auf seinen Wangen die Röthe der Aufregung und die Blässe der Erschlaffung, noch irrt sein Auge unsicher hin und her und seinen Gedanken fehlt der klare, stätige Zusammenhang — aber das Hauptübel scheint gehoben, die Krisis scheint überstanden. Wie die Zeit selbst, so liegt auch er bereits im Reconvalescentenzimmer. Er springt nicht mehr titanenhaft auf, um am ganzen Weltsysteme zu rütteln, sondern bleibt resignirend in seinen Kissen liegen und beklagt höchstens, daß seine Kraft nicht ausreichen will. Er beginnt auch wol schon in freundlichern Augenblicken, sich mit der Welt wieder auszusöhnen, zu fühlen, daß jenseit der vier Wände seines Krankenzimmers eine gesundere Luft weht, und es kommt ihm eine Sehnsucht an, sie zu athmen. Daß er sie aber noch nicht erreichen kann, daß ihm das Bett mit seinen Vorhängen noch die Welt, der Arzt mit seinen bittern Arzneien und langweiligen Vorschriften noch der Herrgott sein muß — das läßt ihn einstweilen zwar immer wieder in seinen Weltschmerz und seine Lebensmüdigkeit zurückfallen —; aber auch das wird anders werden, er scheint von Haus aus eine gesunde Natur, so wird er sich schon durcharbeiten!

Was uns besonders für ihn hoffen läßt, ist, daß seine Lebensanschauung in diesem „Saint-Germain" schon weit moderirter und gesunder ist als in seinen „Liebesnovellen", und daß überhaupt das Was seiner Weltansicht der vollkommenen Genesung weit näher steht als das Wie. So ist er, obwol pikant in seiner Fassung, doch frei von aller Frivolität der Gesinnung. Er ehrt das Heilige und schwärmt für das Edle und Schöne. In der Religion ist er, obwol nicht Pietist oder Mystiker, doch fromm und gläubig, im guten Sinne des Worts. Das Christenthum gilt ihm als die höchste Phase der Weltgeschichte. In der Politik, obwol liberal und frei von jeder Engherzigkeit, neigt er sich doch mehr zur Aristokratie als zur Demokratie. Sein Aristokratismus ist durchdrungen von dem menschenfreundlichsten, liebevollsten Kosmopolitismus; es ist ein Aristokratismus der Bildung, des Seelenadels, nur unduldsam gegen die Roheit und gegen die Gemeinheit. Diese will er jedoch vorzugsweise unter den sogenannten Republikanern entdeckt haben, und an diese richtet er daher, seine Liebenswürdigkeit und Sanftmuth bei Seite werfend, einige recht derbe Apostrophen. Glimpflicher urtheilt er über die Repräsentanten der jungen Literatur. „Wie kann ich nur", sagt er oder läßt er wenigstens sagen, „mein Urtheil über diese Leute kurz zusammenfassen? Vielleicht so: Ihr Kopf ist der Zeit voraus, aber nicht ihr Herz; ein Lessing unter ihnen thäte Noth. Doch nun gibt es wieder Ausnahmen, Einzelne, die, mit Herz und Kopf weit vorauf, überall den Weg zeigen gleich Leuchtthürmen. Und sonderbar genug, es sind das nicht selten die Verschriensten, die wahrlich nicht die Schlechtesten. Wollte ihnen nur der Troß der Menschheit folgen!" Er selbst hält dies allgemeine Urtheil für nicht treffend genug und freut sich dessen; es sei zu ehren, meint er, daß in Deutschland eine Masse nicht mit einem Urtheil abzufertigen sei. Auch die Frauen dieser Männer erhalten ein warmes Lob. Aber den Umgang mit diesen geistreichen Leuten erklärt er für gefährlich, weil sie von der Gewöhnlichkeit streng beobachtet würden. „Immer", sagt er, „sieht die Mittelmäßigkeit im Begabtern ein Böses und heißt das Starke und Ungewöhnliche bald Demagog, bald Jesuit und bald Despot."

Der Philosophie ist er sehr zugethan, aber unter den Philosophen erbauen ihn wenige. „Manche", sagt er, „sind in ihren Phrasen neu und jung, aber in ihrem innersten Gedankengange alt, sehr alt, und nicht weiter als der Brite Francis Baco, der von Speculation und einem göttlichen, urschaffenden Geiste nichts ahnte, sondern erst die Erfahrung und Natur apotheosirte u. s. w. Manche auch haben nichts zu ihrer Disposition als Sprüche und geben immer statt Gedanken Worte; noch Andere wollen Philosophen sein und sind ohne Liebe und voller Egoismus; all diese Letztern wurden es, wie man Krämer und Schuster wird, indem man in die Lehre geht, aber die Philosophen wollen geboren sein wie die Dichter." Er macht überhaupt an die Philosophen strenge Anfoderungen, wie sie heutzutage selten gemacht werden. „Der Philosoph", fährt er fort, „soll weich sein und milde, freundlich und ohne Zorn; immerdar auch nach außen sich so schön in seinem Wesen zeigen, wie er in seinem Innern ist. Er soll sein Ich durchaus verleugnen und nur der Menschheit leben. Wo er Roheit sieht, da soll er bilden, wo er Dummheit sieht, da soll er bessern. Der Schönheit aber soll er huldigen und die Weisheit verehren und verkünden. Und wo er von Leid hört, da soll er hineilen und helfen. Ja, auf die Falten und Furchen, die Gram dem Unglück ins Antlitz grub, soll er seine Thränen schmeichelnd sanft hintröpfeln, wie ein Schönheitswasser, das die Narben heilt, die das Schwert schlug und der Schmerz der Seele." Was meinen dazu die Herren Professoren und Doctoren der Philosophie? In ähnlicher Weise spricht er sich noch über viele andere Punkte des Lebens und der Wissenschaft aus und überall zeigt er sich als einen Mann der Mitte, der Milde, der Mäßigung und weiß sich glücklich zwischen der Scylla und Charybdis hindurchzuwinden. Wo aber bleibt, werdet ihr fragen, bei solchen Gesinnungen seine Modernität? Eben in seiner Centripetalität liegt sie. Das radicale Streben, der Trieb nach den Extremen ist bereits Rococo. Die Strömung der allerneuesten Zeit drängt von den Polen nach dem Äquator hin. Denkt an die Koryphäen der jungen Literatur, was sie vor kurzem noch waren und was sie jetzt sind — und ihr werdet mir Recht geben. Gutzkow, Mundt, Laube u. A. sind sämmtlich auf dem Herwege. „Herweg!" heißt das Feldgeschrei, und sollte auch der Herweg einstweilen noch mit Abwegen verbunden

sein, so wird er doch am Ende zum Centrum leiten. Otto v. Münchhausen geht darum eine ganz zeitgemäße Straße, und gerade Der ist auf dem Irrwege begriffen, der ihn auf dem Irrwege glaubt.

Dieselbe Richtung, die Richtung des Wiedereinlenkens oder, wie wir es oben nannten, der Reconvalescenz legt sich wie in seinen Gesinnungen, so auch in seinen ästhetischen Leistungen an den Tag. Was er schafft, läßt noch viel zu wünschen übrig; aber er ist sich dessen bewußt, er hat selbst eine Einsicht in seine Mängel. Aus diesem Gefühl der Schwäche geht die Furcht vor Angriffen und aus dieser das Bedürfniß der Vertheidigung hervor. Er sucht also seine Blößen im voraus vor der Kritik zu decken — und wodurch meint er das zu erreichen? Gerade dadurch, daß er sie aufdeckt. So wird er aus Scheu vor der Kritik an sich selbst zum Kritiker und mischt in die Dichtung Etwas hinein, was ihr fremdartig und in hohem Grade störend ist. Aber auch dieses ist ein Fehler, den er mit den meisten der jungen Dichter gemein hat. Es ist ein natürlicher Fehler, ein Fehler, der in einer Übergangsperiode von der Negation zur Position unvermeidlich ist, aber ein Fehler, der vorzugsweise die Schuld daran trägt, daß die jungen Dichter nicht wahrhaft zu schaffen verstehen. Man könnte mir einwenden, ob denn nicht gerade im Schaffen, im Dichten selbst neben der Begeisterung auch eine kritische Thätigkeit stattfinden müsse? Allerdings, aber in einer Weise, die von der, wie sie jetzt gewöhnlich, durchaus verschieden ist. Ich will mich, weil mir die Sache von Wichtigkeit zu sein scheint, näher ausdrücken.

Es gibt ein doppeltes Schaffen: ein primitives und ein secundaires, ein unmittelbares und ein vermitteltes, ein totales und ein particulaires — mit einem Worte: ein göttliches und ein kosmisches: denn das primitive, unmittelbare, totale Schaffen gehört nur der Gottheit an als der Weltschöpferin, das secundaire, vermittelte, particulaire Schaffen aber geht von der Welt aus, die selbst erst ein Geschöpf der Gottheit ist. Beide Arten des Schaffens setzen einen Gegensatz voraus: denn ein Product kann nur entstehen, wo zwei Factoren vorhanden sind. Der eine Factor des Schöpfungsactes ist das Aussichherausgehen als das Princip der Unendlichkeit, der andere dagegen das Beisichbleiben als das Princip der Einheit. Nur dadurch, daß sich diese beiden Principien miteinander in Beziehung setzen, gleichsam eine Ehe miteinander eingehen, kann ein Product zu Tage kommen. Dies gilt für den göttlichen, wie für den weltlichen Schöpfungsproceß. Aber die Beziehung selbst, das Verhältniß der beiden Factoren zueinander ist in jenem und diesem sehr verschieden. Dort werden die beiden Factoren Eins miteinander, sie gehen gänzlich ineinander auf, sie verschmelzen zur absoluten Indifferenz; hier aber gelangen sie nur zu einem Verbundensein, zu einem Nebeneinandersein, wobei das Außereinandersein, das Gegeneinandersein, mit einem Worte: der Dualismus noch fortdauert und keine völlige Verschmelzung zu Stande kommen läßt. Darum vermag denn auch nur das göttliche Schaffen ein Product hervorzubringen, dessen Unendlichkeit zugleich Einheit und dessen Einheit zugleich Unendlichkeit ist; das weltliche Schaffen dagegen kann nur Geschöpfe erzeugen, in denen sich Einheit und Unendlichkeit bald freundlich, bald feindlich gegenüberstehen. Daher die Unvollkommenheit aller einzelnen weltlichen Erzeugnisse der Vollkommenheit der Welt gegenüber; daher die Particularität, die Vergänglichkeit aller natürlichen Erscheinungen, daher die ewige Unzufriedenheit der Natur mit ihren eigenen Schöpfungen, und daher ihr Bestreben, sich von ihrer eigenen Schöpfungsweise loszureißen und zur göttlichen zu erheben. Zufolge dieses Strebens entfaltet sich aus der Natur die Kunst. Die Kunst ist die Gott sein wollende Natur. Der Künstler will wieder schaffen wie die Gottheit schafft, er will wieder ein Ganzes, ein Absolutes, eine Welt aus sich erzeugen — und dies kann er nur, wenn er wie die Gottheit den Gegensatz der Unendlichkeit und Einheit in die unmittelbarste Indifferenz umzuschmelzen vermag, wenn er beim Schöpfungsact ebenso sehr außer sich, als bei sich zu sein im Stande ist, wenn er ebenso in sein Object sich zu verlieren, als ihm gegenüber sich festzustellen weiß — mit einem Worte, wenn er beim Schaffen Begeisterung und Besonnenheit, Enthusiasmus und Kritik zur innigsten Einheit verschmelzen kann. Darin liegt das ganze Geheimniß, vom Theoretiker leicht gelöst, aber vom praktischen Künstler nur dann, wenn die Gottheit selbst, der Genius, in ihm schafft. Die Dichter der neuesten Zeit haben es nicht gelöst. Ihr Schaffen ist nur ein weltliches, im Dualismus befangenes Schaffen, und daraus erklärt sich, warum sie so schwer ein Ganzes, eine in sich selbst geschlossene Welt aus sich zu erzeugen verstehen. Es fehlt ihnen nicht an Enthusiasmus, es mangelt ihnen nicht an Kritik. Ja, oft sind beide in ihnen viel mächtiger als in manchem der ausgezeichnetern ältern Dichter. Aber diese Elemente sind nicht Eins in ihnen geworden, sondern stehen sich einander fast wie Feinde gegenüber. Die Kritik meistert den Enthusiasmus und der Enthusiasmus trotzt der Kritik. Daher die häufigen Selbstanklagen, die doch nicht zum Bessermachen führen, und daher das geniale Sichhinwegsetzen über die Kritik, wobei man doch nie vergißt, anzudeuten, daß man wol wisse, was fehle und wie es eigentlich sein solle.

Auch unser Verf. laborirt an diesem Zweikampf der Begeisterung und der Kritik und hat daher kein Ganzes, kein Werk aus einem Gusse hervorzubringen vermocht. Man hat sich überhaupt unter dem ganzen Buche mehr eine Zusammenstellung mehrer kleinerer Arbeiten als ein innig zusammenhängendes, einer einzigen Idee entsprossenes Werk zu denken. Die mysteriöse, an sich gut gezeichnete Figur des Grafen St.-Germain bildet für die verschiedenen Bilder nur einen gemeinschaftlichen Rahmen oder höchstens eine symbolische Randzeichnung, die mit ihren räthselhaften Arabesken immer nur eine mehr äußere als innere Einheit zu Stande bringt. Unter den einzelnen Erzählungen ist jedenfalls die erste, „Versailles" betitelt, die gelungenste. In ihr ist der Verf. am klarsten und gegenständlichsten aus sich herausgetreten und hat in einfachen Zügen ein ergreifendes Drama aus der Geschichte der Herzen mit großartigem welthistorischen Hintergrunde vor uns aufzurollen gewußt. Sie gibt uns ein Gemälde des versailler Hofes unmittelbar vor und während der Revolution, welches ebenso sehr den leichtern Reiz einer pikanten, als den tiefern Eindruck einer wahren Schilderung ausübt. Besonders glücklich ist der Gedanke, auf jene Tragik hinzudeuten, die sich aus einer reinäußerlichen, tanzmeisterlichen, aber trotz ihrer innern Hohlheit blendenden Bildung für die wahre Bildung zu entfalten vermag, und ebenso glücklich ist die Zeichnung des diese Scheinbildung repräsentirenden Marquis von Tessilier mit seinem unverwüstlich glücklichen Treffer, mit seinem stets kalten, ernsten und sichern Auftreten — eine Figur, die sich nicht nur aus der Revolution von 1789, sondern auch aus der von 1830 gerettet hat und wol noch lange neben dem Grafen St.-Germain, immer in die Maske der Zeit hineinpassend, fortleben wird. Eine weit subjectivere Färbung trägt die zweite Erzählung „Felix", eigentlich mehr Charakterbild als Erzählung, ausgestattet mit geistreichen und treffenden Reflexionen über Erziehung, Religion, Liebe, Musik, Literatur, Bureaukratie, Adel, Judenthum u. s. w. In diesen Reflexionen erhalten wir wol größtentheils des Verf. eigenes Glaubensbekenntniß, und darum haben wir schon oben mancher derselben Erwähnung gethan. Alle übrigen Abschnitte des Buchs, obschon einzelnes Treffliche bietend, sind von geringerem Werth. Am wenigsten hat uns die das Ganze tragende Badegeschichte und das in ihr entwickelte Verhältniß zwischen Balduin und Mascha anzuziehen vermocht. Schon daß diese Beiden, die zuletzt als die Hauptpersonen hervortreten, anfangs als bloße Zwischenfiguren, als Ausfüllungen der Entreacts erscheinen, ist ein Misverhältniß, das ihnen großen Eintrag thut. Dazu kommt, daß sie sich nur gesprächsweise entwickeln, daß sie keine Geschichte haben, die sie charakteristisch aus der Masse hervorhebt, und endlich, daß Balduin's Liebe gar zu improvisatorisch ist, mitten aus Gesprächen über dies und das in er-

geschriebene noch helleres Licht geworfen hätte, findet man es hingegen sehr schwierig, zu einer gedrängten Übersicht des Inhalts, zu einem Bild des Landes und des in ihm Erlebten zu gelangen. Daß der Übersetzer dem Original folgte, wie es ist, war jedenfalls immer das Beste, denn eine Verarbeitung solchen Stoffes kann doch nur Demjenigen gelingen, der gleiche Anschauungen und Kenntnisse wie der Reisende selbst besitzt, obgleich auch dann noch immer vollständigster Erfolg zu bezweifeln sein würde, indem Niemand eine fremde Individualität mit Leichtigkeit zur seinen machen wird, und gerade die Persönlichkeit den Schilderungen gewagter Entdeckungsreisen einen Reiz gibt, der zwar nicht der einzige, aber doch ein wesentlicher ist.

Als Hauptzweck dieser Reisen wurde schon von der Geographischen Societät eine möglichst genaue Aufnahme einer Linie bezeichnet, die an den Küsten Guianas beginnend, am Orinoco, und zwar an einem Punkte enden sollte, dessen astronomische Lage von Humboldt 35 Jahre früher bestimmt worden war. Gegen diese Aufgabe, über deren Lösung sich Humboldt selbst sehr beifällig ausspricht, mußten andere zurücktreten und sie hatte auf Art und Richtung der Reisen ihren Einfluß. Sie gestattete es nicht, aller Orten den Flüssen, den natürlichen und soweit meist einzigen Heerstraßen der südamerikanischen Wildnisse zu folgen, und daher wurden durch die spurlosen Wälder Landreisen angetreten, deren Schwierigkeit jeder Leser sich leicht selbst denken kann, der mit den zahlreichen ältern, an Naturschilderungen reichen Werken über das tropische Amerika vertraut ist. Die Reisebeschreiber der neuen Welt haben nicht des Vortheils sich zu erfreuen, welchen Länder bieten, wo Civilisation seit uralten Zeiten herrscht, oder mindestens deutbare Überreste und Denkmäler einer untergegangenen Größe und Sittigung inmitten einer jüngern Barbarei zur Untersuchung reizen, die Phantasie befeuern und willkommene Gegenstände der Beschreibung sind. Die Natur muß fast allein den Stoff darleihen, um Wechsel in das Bild des äquatorialen Amerika zu bringen, denn sie ist so übermächtig, der Mensch zwischen ihr so klein und so sparsam verbreitet, daß kaum auf diesen hinzublicken bleibt und er zum mindesten nur als Figurant erscheint, dessen Abwesenheit vielleicht nicht einmal bemerkt werden würde. Daher haben die Berichte über alle neuere, der Mehrzahl nach von Naturforschern nach jenen Gegenden unternommenen Reisen, abgesehen von den wissenschaftlichen durch sie erörterten Fragen, ein gewisses Familienansehen, welches keineswegs durch Nachahmung entstanden, sondern Frucht derselben äußern Einwirkungen ist, übrigens aber seine Unterschiede besitzt, die jedoch nur dem aufmerksamern Beobachter nicht entgehen. Auch der Bericht Schomburgk's bietet daher nur den Wechsel zwischen den liebgewordenen Mühen, welche die vor Allem wichtige Pflicht erheischte, zwischen der Freude des Botanikers, dem irgend eine seltenere Pflanze oder der Anblick einer blühenden Uferwaldung alle Noth vergessen läßt, und den Mühseligkeiten, welche die Beschaffenheit des Landes, Gefahr der Schiffahrt, Ungehorsam der Indianer, Nahrungsmangel und Unbilde der Witterung über den Weißen bringen, der durch solche Wildnisse mit unerschütterlichem Muthe seinem Ziele nachstrebt.

Das Küstenland von Guiana ist nachgerade bekannt genug, seit die ehemaligen ausschließlichen Besitzer, die Holländer, wenigstens nicht hindern konnten, daß verabschiedete Beamte, wie Stedtmann, zwei oder drei unabhängige Reisende und einige von ihnen betrogene, in ihre Heimat zurückgekehrte Deutsche jene sumpfigen Niederungen in ihren wahren Farben schilderten, zumal aber über das französische Guiana sind zahlreiche und gute, zum Theil von nicht unberühmten Männern geschriebene Werke vorhanden, abgesehen von den genauen Untersuchungen, die in naturhistorischer Hinsicht seit 20 Jahren dort stattgefunden haben. Das Verdienst, das Innere des weitläufigen, eigentlich nach Westen noch unbegrenzten britischen Guiana zuerst genauer untersucht zu haben, hat unbestreitbar Schomburgk. Dürfen wir nach sorgfältiger Zusammenstellung der von ihm gegebenen Bemerkungen ein Urtheil wagen, so bildet der westliche Theil jenes Landes ebenso wenig ein wünschenswerthes Paradies als die östlichen, von Sümpfen vergifteten, durch Fieber fast unbewohnbar gemachten Niederungen. Hochlande, wo dem Leben geringere Gefahr droht, sind zwar erreichbar, indessen nur mittels einer lange Zeit erfodernden und sehr beschwerlichen Schiffahrt gegen reißende, von zahllosen Kataракten unterbrochene Ströme. Allein auch nach Erreichung dieses fernen Zieles würde eben nicht allzu viel gewonnen sein, denn selbst in den höchsten Regionen eines jener Flüsse (des Corentyn), fallen in 11 Stunden wol 5 Zoll Regen, wenn einmal die Regenzeit mit voller Gewalt eingesetzt hat. In andern noch höher gelegenen Gegenden zeigt das Thermometer noch spät Abends 77° F. und, in den Sand versenkt, während der Nachmittagsstunden gibt er sogar 128° F. an. Sicherlich eine Temperatur, die nicht zu den natürlichen Annehmlichkeiten des Landes zu zählen sein kann. Die höchsten, dem deutschen Riesengebirge in mittlerer Höhe gleichenden Gebirgszüge der Westgrenze sind hingegen unfruchtbar, nur kühnen Entdeckungsreisenden erreichbar und verhältnißmäßig so kalt, daß sie wenigstens dem an das äquatoriale Klima Gewöhnten kaum bewohnbar dünken. Im Allgemeinen ist die Fruchtbarkeit des Innern nicht so groß als in den ungesunden, nur von Negersklaven anzubauenden Küstenprovinzen, denn nur entlang der Flüsse streckt sich eine dichtere Pflanzenzone, während landeinwärts weite, meist dürre oder doch wenig fruchtbare Savanen mit steinigen Bergen oder sumpfigen Waldungen wechseln. Wahrscheinlich bezieht sich die diesmalige, im Auftrage der Regierung unternommene Reise Schomburgk's großentheils auf die Frage über die Aussichten, welche Guiana den Auswanderern und der Colonisirung durch Weiße darbiete. An ihre Lösung solche Mittel zu wenden, als eben jetzt in das Spiel gebracht werden, ist einer großen Regierung, die auf ihre Colonien bauet und auf sie wichtige Hoffnungen begründet, vollkommene würdig, allein sie dürfte von dem aufrichtigen deutschen Forscher wol auch diesmal keine tröstlichern Nachrichten erhalten als einige

Jahre früher, wo jener zwar die Möglichkeit der Ansiedelung nicht ganz in Zweifel ziehen wollte, allein in seinem Berichte an die Geographische Societät den Gegenstand mit so vieler Zurückhaltung erwähnt, als ob er fürchtete, er könne unwillkürlich irgend Jemand zum Auswandern nach Guiana veranlassen. Mögen sich dieses diejenigen Deutschen merken, die ein neues Vaterland suchend, leichtgläubig den Vorspiegelungen von Agenten Gehör schenken, die in vielen Fällen nicht besser sind als die berüchtigten holländischen Seelenverkäufer des vorigen Jahrhunderts. Ernstliche Versuche, um große Zahlen unserer armen Auswanderer nach Guiana zu verlocken, würden bereits gemacht worden sein, hätte sie das entschiedene Einschreiten des redlichen Gouverneur Light im März vorigen Jahres nicht verhindert. Jene Colonie theilt das Schicksal der westindischen Inseln. Die Aufhebung der Negersklaverei hat über sie einen Mangel an arbeitenden Händen gebracht, dem die Landbesitzer auf jede Weise und daher auch ohne Scheu vor unrechtlichen Mitteln abzuhelfen streben. Am Flusse Berbice reihete sich ehedem eine Pflanzung an die andere, allein jetzt sind von diesen kaum noch Spuren vorhanden. Im Innern hat man angefangen sich der Indianer als Arbeiter zu bedienen und theilweis recht erfreuliche Resultate dieser Veränderung erzielt, allein nicht jeder Colonist ist fähig, jene Menschenrace, über welche seit dem 16. Jahrhundert so viel Wahres, aber auch Unverständiges geschrieben worden, richtig zu behandeln, und außerdem ist vorauszusehen, daß der dort absichtlich eingeführte Trunk in kurzer Zeit die Eingeborenen völlig verderben und ihre Zahlen mindern werde. Daß das Innere des britischen Guiana an wichtigen Naturproducten reich sei, an vielen Orten einen zum Anbau sehr geeigneten Boden besitze, ergibt sich schon aus den ersten Forschungen Schomburgk's, und die weit umfänglichern Arbeiten, die ihn wahrscheinlich eben jetzt beschäftigen, werden das schon Erkannte bestätigen; allein schwer abzusehen bleibt es immer, auf welche Weise ein solches Land zu einem productiven, dichtbevölkerten gemacht werden könne. Die großartigen Flußverbindungen übertreffen Alles, was in solcher Hinsicht von andern Gegenden der Erde bekannt ist, und würden allerdings eine Binnenschiffahrt, freilich auf zeitraubenden Umwegen, durch den größten Theil Südamerikas gestatten, indessen ist durchaus keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie das nächste Jahrhundert benutzt sieht. Die Erfahrung lehrt, daß ungeachtet des Falles der alten Beschränkungen, welche eine eifersüchtige und mistrauische Politik der Mutterländer über die Colonien des tropischen Amerika verhing, die weiße Bevölkerung weder an Wohlstand noch an Zahl zugenommen hat, vielmehr daß aller Orten Verfall eingetreten ist. Es liegt sonach etwas in den örtlichen, klimatischen und bürgerlichen Verhältnissen, was durch Einwanderung von Europäern und Herbeiziehung von Capitalien nicht zu beseitigen ist und die Erfüllung der schönen Träume von blühenden Niederlassungen weißer Menschen an den Gestaden aller Flüsse vom obern Orinoco bis zu dem Guapore mehr als zweifelhaft macht. Der Verbreitung des europäischen Stammes dürften doch Grenzen vorgezeichnet sein, obgleich er wegen seiner höhern geistigen Befähigung zur Alleinbeherrschung der Erde berufen scheint. Die Bevölkerung der Wildnisse des innern Südamerika wird einst im besten Falle eine farbige sein, entstanden durch Kreuzung dreier Menschenracen, mit wenig Fähigkeit zur Begründung großer und fester Staaten und sicherlich den Europäern abhold. Daß eine solche Umgestaltung sich langsam vorbereite, ist schon jetzt kaum zu verkennen. Vollendet, wenn auch erst in später Zeit, wird sie nicht ohne großen Einfluß auf unsern Welttheil bleiben. 10.

Die Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst. Für Dichter und Dichterlinge gedolmetscht von M. Enk. Wien, Gerold. 1841. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Zeit ist vorüber, wo man sich viel Mühe gab, aus dieser Epistel des Horaz eine Poetik zu construiren. Das versuchte man damals, als noch nicht jene zwei Parteien einander gegenüberstanden, die eine, welche auch nicht einen Vers des Horaz sich will rauben lassen, und die andere, welche wünscht, daß recht Vieles dem Horaz nicht gehöre, was ihm doch zugeschrieben wird. Der Verf. der vorliegenden Broschüre sagt, daß er diese Epistel für Dichter und für Dichterlinge bearbeitet habe. Was die ersten betrifft, so wünscht er mehr, als er erwarten darf, sie möchte für dieselben nicht ohne Interesse sein; den Letztern wird sie, wie er zuversichtlicher glaubt, nicht ohne Nutzen sein. Der Verf. wendet nämlich die Hauptgedanken dieser Horazianischen „Epistola ad Pisones" auf die Erzeugnisse der neuen, namentlich der deutschen Literatur an; aber er hat eine seltsame Scheu, wie er auch selbst eingesteht, davor, daß er Namen nenne. Das scheint denn doch wirklich eine unverzeihliche Engherzigkeit zu sein und eigentlich etwas durchaus Sinnloses. Denn ob ich zum Exempel sage: jetzt will ich sprechen über den Mann, der als Altmeister der schwäbischen Schule bekannt ist, den aber Goethe nicht anerkennen wollte, den selbst Gustav Pfizer nicht universell genug würdigt, und dessen Dramen, so sehr auch Wienbarg in seinen „Dramatikern der Jetztzeit" sie lobt, doch keinen Anklang in Deutschland finden — oder ob ich ganz kurz den Dichter Ludwig Uhland nenne, das läuft denn doch wol auf eins und dasselbe hinaus.

Der Verf. lehnt sein erstes Raisonnement an die Anfangsworte der Horazischen Epistel und spricht von der Unnatur und dem Widersinn in vielen dramatischen Producten, wodurch sich der Dichter hart neben den Tollhäusler stellt. Diesen Widersinn weist der Verf. nach theils in der Wahl der Stoffe, theils in der Ausführung des Einzelnen. Wie Horaz im Anfange seiner Epistel den Dichter vor dem Misbrauche der poetischen Freiheit warnt, so dringt er später darauf, daß der Dichter vorsichtig sei in der Bildung neuer Wörter und in Anwendung neuer Wortfügungen, weil der Dichter die Sprache veredeln, aber auch viel zu ihrer Verderbniß beitragen könne. Auf diese Veranlassung spricht er sehr scharf und nachdrücklich über ein Institut, das, wie er meint, uns Deutschen fehle: wir haben, sagt er, Geld zu Allem, zu Eisenbahnen und Dampfschiffen, zu Cloakenbauten und Manufacturen, aber wir haben kein Geld zu Gründung einer Akademie, um uns Sprachlehre und Wörterbuch zu verschaffen. Was nun Referenten betrifft, so meint derselbe, daß gerade darin ein eigenthümlicher Vorzug der deutschen Sprache und Zunge liege, daß sie so vielgestaltig und frei ist, ferner, daß, weil Deutschland selbst nicht ein Ganzes ist, auch die Sprache nicht zu voller Einheit und Harmonie gestimmt werden kann.

Dann kommt Hr. Enk auf den Versbau unserer deutschen Dichter. Nicht mit Unrecht klagt er über Vernachlässigung der Metrik. Von unserm fünffüßigen Jambus in Komödien und

Tragödien sagt er, wir bedürfen eines so bequemen Verses, in ihm gleiten Sinn und Unsinn so gar glatt und leicht dahin. Als einen weit männlichern, kräftigern und jeder Abwechselung fähigen Vers darf man den antiken Trimeter empfehlen; allein der Dichter muß den Vers sich wählen nach seinem Stoff und nach der Verschiedenheit der Situationen und Gefühle mit der Versart wechseln.

Hierauf folgt viel Beherzigenswerthes über historische Dramen und historische Charaktere. Namentlich wird nachdrücklich gesprochen gegen die Abgeschmacktheit und den Leichtsinn, historische Charaktere zu construiren und in dieselben seine eigenen Sympathien, Antipathien und Doctrinen hineinzulegen. Durch dies letztere wird Hr. Enk nochmals auf den Stoff, insbesondere der Tragödie, zurückgeführt. Einem großen Dichter, behauptet er, hat nie ein guter Stoff gefehlt, obwol Schiller einmal gesagt haben soll, er wolle sein letztes Hemd für einen guten tragischen Stoff geben. Selbst mythische Stoffe, meint Hr. Enk, könne ein wahrer Dichter gebrauchen, weil denn doch etwas darin sei, was jeder Zeit und jedem Geschlecht nahe liege, das Menschliche.

Vortrefflich ist Alles, was Hr. Enk über das deutsche Lustspiel sagt; in Deutschland kommt dem Lustspiel nicht der romantische Schwung des Lebens, wie bei den Spaniern, nicht der geschärfte Sinn für feine Charakteristik und feine Führung der Intrigue, wie bei den Franzosen, nicht das Talent für Sittenmalerei und der kräftige Humor, wie bei den Engländern, nicht die petillirende Lust am Possenhaften, wie bei den Italienern, nichts von dem Allen kommt dem deutschen Lustspiel zu statten. Jünger würde für eine eigenthümliche Ausbildung des deutschen Lustspiels viel geleistet haben, wenn er mehr Productivität gehabt hätte. Iffland's Familiengemälde vermochten keine Schule zu gründen, obwol die „Schule der Reichen" von Karl Gutzkow und auch dessen „Werner" bedeutend nach Iffland hinschlägt. Hr. Enk meint, der rechte Mann fürs deutsche Lustspiel sei doch eigentlich Kotzebue gewesen, wenn er nur etwas mehr Kern und etwas mehr Poesie in sich gehabt hätte. Was Referenten betrifft, so versteht er nicht, ob diese Behauptung in ernstem oder in ironischem Sinne zu nehmen sei. Mit gebührender Indignation redet aber unser Verf. von dem schlimmen Einflusse, welchen das französische Lustspiel auf unsere deutschen Leistungen, auf unser deutsches Theater und auf unser deutsches Publicum noch fortwährend äußere. Wol ist die Behauptung begründet, daß wir für unser Lustspiel unendlich viel lernen und gewinnen können von den Spaniern, von Lope de Vega bis auf Breton de los Herreros.

Der letzte Theil dieser Arbeit des Hrn. Enk nimmt mehr den Ton der Warnung und des Rathgebens an. Es werden einige von den Gründen aufgezählt, warum dramatische Dichter unter uns so selten seien; es ist die Rede von dem Stolze des Genies, welchem die jüngern Dichter sich ergeben, und von dem Ausspruche des Horaz, welcher sagt, die Römer seien darum den Griechen in der Poesie nicht gleichgekommen, weil sie zu stolz auf ihr Genie gewesen wären. Auch das müsse man von dem rechten Dichter rühmen dürfen, sagt Hr. Enk, was Horaz mit den Worten bezeichnet; Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit; abstinuit venere et vino! Ferner müsse der Dichter sich um den Rath eines kritischen Freundes bemühen, welcher die matten Verse verwirft, die harten strenge tadelt, die unklaren anstreicht, die schielenden Gedanken und hyperbolischen Faseleien nicht duldet, mit einem Wort ihm auch das scheinbar Kleine nicht nachsieht. Auf diese Veranlassung kommt unser Verf. sehr leicht und natürlich auf die feile und unfreie, auf die lügnerische Kritik unserer zeitgenössischen Kritikaster. Um diesem Übel abgeholfen zu sehen, verlangt er, was schon oft verlangt ist und mehr oder weniger oft gewährt sein mag, ein durch Vereinigung der besten Kräfte mit hinreichenden Geldmitteln gegründetes Journal.

Wenngleich nun Horaz in dieser seiner Epistel an die Pisonen weder in Form noch Inhalt etwas für uns Unerhörtes — was die Neuen und Neuesten doch eigentlich immer verlangen — geliefert hat, so scheint er doch im Einzelnen stets mit glücklichem Wurf das Rechte getroffen zu haben und versöhnt somit die Classicität mit der neuern Literatur. Referent gehört nicht in die Zahl Derer, die nur Das für classisch gelten lassen, was den Namen der Alten an der Stirn trägt; aber unsere Literatur steht doch offenbar in einem engen Zusammenhange mit der sogenannten classischen, ein Zusammenhang, aus dem wir gar nicht so willkürlich herauskönnen, weil wir durch die Nothwendigkeit hinein versetzt sind; wer diesen Zusammenhang aufheben wollte, der würde uns unsere eigne Vergangenheit zerstören. Wenn die vorliegende Schrift des Hrn. Enk zur Versöhnung der Classicität mit der Gegenwart Einiges beiträgt — und das ist ja ihr Zweck —, so hat sie etwas durchaus Löbliches erstrebt und erreicht. 11.

Notiz.

Ein verleumderischer Druckfehler.

„Goethe's Eitelkeit übersteigt aber doch wirklich alle Begriffe", äußerte neulich eine Dame; „setzt er es doch sogar als eine ganz entschiedene Sache voraus, daß selbst die Engel nicht unterlassen könnten, dereinst um seinen Tod Trauer anzulegen." Ein eifriger Verehrer des Dichters, der dies hörte, sich aber einer derartigen Äußerung Goethe's durchaus nicht erinnern konnte, bat um nähere Angabe der getadelten Stelle. Goethe's Werke wurden in der zweibändigen Großquartausgabe herbeigeholt; die Dame schlug den ersten Band vorn auf und las den Schluß der „Zueignung":

> Und dann auch soll, wenn Engel um uns trauern,
> Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Nun fand die ganze geistreiche Gesellschaft, daß die Anklägerin vollkommen Recht habe, bis der Vertheidiger endlich erklärte, daß in allen übrigen Ausgaben zu lesen stände:

> wenn Enkel um uns trauern.

34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1842.

Jankó der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Von Karl Beck. Leipzig, Bösenberg. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eisen muß geschmiedet werden, ehe es Stahl wird. Ein Erz nimmt früher die Politur an, das andere später. Schläge aber gehören dazu, und je kräftiger sie sind, desto dauerhaltiger, meine ich, wird das Metall. Ist's morscher, von andern Dingen durchwachsener Stoff, so mag er freilich unter den Amboßschlägen verkümmern oder auf ein Minimum reducirt werden, von dem zu reden nicht der Mühe werth ist. Aber bei meinem Gleichniß dachte ich auch nur an wirkliches, gehaltreiches Erz. Und ich dachte, wie wenn ein Schmied, entzückt über das schöne Weißglühen, den Klumpen zu früh aus dem Feuer nähme und ins Wasser würfe. Er bliebe rohes Erz.

Daß Karl Beck eine reich begabte Dichternatur war, konnte Niemand leugnen. Aber es traten so viel freudetrunkene Schmiede auf, die den spiegelblanken Stahl schon sahen und priesen, als er nur noch ein roher, glühender Klumpen war, daß den Freunden seines Talents um ihn bange sein konnte. Die Freunde seines Ichs oder seiner Tendenz stießen in solche volltönende Lobposaunen, daß es uns wirklich kein Wunder genommen hätte, wenn er taub geworden wäre gegen die Stimmen der besonnenern Kritik. Und das wäre schlimmer für ihn gewesen als das Mistrauen des Publicums, das unfehlbar gegen einen jungen Dichter eintritt, der, überdiemaßen bei seinem ersten Auftreten erhoben, durch seine nächsten Producte die Erwartung nicht rechtfertigt. Auch das ist freilich schlimm. Das Publicum ist in einem solchen Falle fast grausam. Mag der junge Dichter sich alsdann noch so sehr anstrengen, mag er laviren oder stürmen, der Meinung, die gilt, folgen oder dem eigenen Gotte in ihm, das Publicum bleibt mistrauisch und apathisch und die Philisterwelt bleibt bei ihrem bequemen Satze: er hat sich ausgegeben, wir kennen ja schon sein Bestes u. s. w. Man denke an Immermann, der wurde auch erhoben, weit über Gebühr, in seinen ersten unorganischen Producten. Die Lesewelt, als sie zu wissen glaubte, daß der Lobsalm von einer Clique, von Befreundeten ausging, ward gegen sein ernstes Streben ungerecht gleichgültig, und welcher Anstrengungen von Seiten des edeln Dichters bedurfte es, um sich wieder die Anerkennung zu verschaffen, auf die sein Dichtergeist einen unabweisbaren Anspruch hat. Er starb in der Blüte seiner Kraft. Ob die fast sträfliche Misachtung Deutschlands mit an seinem frühen Tode Schuld hat?

Herr Beck liefert uns hier ein Gedicht, nicht allein mit Tendenzen und Gefühlen, sondern auch mit Menschen, und Menschen, die einen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft haben, mit einem Vaterlande und seinen bürgerlichen und örtlichen Beziehungen. Er liefert uns keine lyrische wilde Jagd über die Baumwipfel und Berggipfel des Lebens, sondern eine Geschichte, eine abgerundete, abgeschlossene Geschichte bestimmter Individuen, die er sogar einen Roman nennt. Aber einen Roman in Versen. Es wäre zu viel von einem Dichter, wie er, gefodert, wenn er sogleich in Prosa schriebe, zwei, drei Bände mit Begebenheiten und Reflexionen. Er muß dichten und singen, und — springen, was wir weit davon entfernt sind, ihm zu verargen. Es ist seine, seine eigenthümliche Natur, der er folgen soll und die er, nach dem beliebten Parteimodewort, in sich „historisch und organisch" ausbilden möge. Er hat einen bedeutenden Schritt gethan, unbedenklich ist dieser „Jankó" ein Fortschritt in seiner dichterischen Ausbildung, und wir wünschen ihm dazu, und mehr noch zu Dem, was kommen wird, Glück.

Ein Eisenklumpen im Feuer glüht und knistert lange. Es wäre unbillig zu fodern, daß der Dichter Beck mit einem Male seine Natur völlig verleugnen und ein anderer werden sollte als er war. Um deshalb nehmen wir so manche Ausbrüche geduldig hin und sehen weg über so manche stereotypische Verzwicktheiten seines Ausdrucks. Es ist aber besser, das Schlimme vorabzuthun, ehe wir zum Guten übergehen. Wir wollen es nicht sammeln, wie ein kritischer Ährenleser, sondern nur auf Einzelnes, was uns gerade aufstößt, aufmerksam machen. Warum ist

Der West: das Wünschelrüthchen der Nacht?

Weil er umsonst nach den blinkenden Flämmchen späht, die „mit ihrem goldenen Zahn" unter dem kochenden Eisenkessel der Hirtenabendmahlzeit nagen. Beck ist gewiß glücklich, warm und lebendig in seinen Gleichnissen aus der erscheinenden Natur, aber in seiner Lust, das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, kann er sich von einer Manie noch nicht losreißen:

Und in die volle Mannheit tritt
Der Mond, der bleiche Waisenknabe,
Beschaut mit lüsternen Blicken
Das braune Zauberweib: die Haide,
Die unter des Himmels keuschem Blau
Die nackten Glieder dehnt,
Ins wehende Haar
Den Farrenkräuterkranz gewunden.

Das Bild hat ihm so gefallen, daß es öfters als Refrain wieder vorkommt. Ist dem Monde geschmeichelt, daß er zum bleichen Waisenknaben wird? Und der Knabe tritt zugleich in volle Mannheit! Schaut der Mond mit lüsternen Blicken? Das streitet wenigstens gegen Alles, was die Dichter bisher vom Monde dachten und, ich meine, wir Alle empfinden, wenn wir seinen kalten Schein über die Erde ausgegossen sehen. Meinethalben sei die Haide ein braunes Zauberweib, aber wenn ihre weiten Flächen die Glieder des Riesenweibes sind, welches kurze Haar müßte sie haben! Auch das höchste Farrenkraut könnte doch nur ihre behaarte Brust abgeben. Ihre wehenden Kopfhaare müßten wenigstens Kometenschweife sein.

Der feurige Ungarwein fodert freilich andere Lieder als das treuherzige Rheinweinlied, und wir lassen es zu, daß der würzige Wein angeredet wird:

Rolle deine rosigen Wellen,
Rolle sie
Heiliger, goldtragender Strom!

wenngleich wir das Heilig lieber für andere Dinge aufsparten. Aber daß der Weltgeist sich in Ungarwein besäuft, wenn er seine Werke vollbringt, ist eine Phantasie, die über die Kühnheit hinausstreift und möglicherweise dem Weltgeist einige seiner neuen Verehrer abnimmt, um sie wieder dem alten Gotte zuzuwenden, von dem auch die gottlosesten Dichter aller Zeiten Ähnliches nicht zu behaupten wagten. Es heißt:

Mit deinen Gewürzen
Betäubt sich
Der Weltgeist,
Wenn er die Seufzer vernimmt
Des getretenen Wurms,
Und dem Gestöhne horcht
Der geknebelten Menschheit,
Und in den Schauern
Der Mitternacht
Betet zu sich selbst:
Daß seine Gnade
Größer sei
Denn seine Gerechtigkeit!

Dann berauscht sich auch der Weltgeist in dem Ungarsprudel, wenn er ergrimmt und zürnt und am dämmernden Morgen jeden Fluch anhört, namentlich um die Stunde „wenn die Könige aufs Haupt die goldenen Kronen setzen". Aber er berauscht auch die Kämpfer nach Vorwärts. Sei das kein böses Omen für des Dichters Vaterland, daß der ungarische Liberalismus nicht festeres Fundament habe als den Weinrausch. Die Könige mögen sich selbst rechtfertigen durch ihre Thaten gegen seine Anschuldigung; den Weltgeist wollen wir ihm überlassen, wenn er uns den alten Gott läßt. An einer andern Stelle glänzt auf dem Schenktisch vor dem Zecher die Flasche

Wie ein Dom,
Ein riesiger Dom
Erfüllt von fanatischer Glut.

Hier verfällt der Dichter in das andere Extrem, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen. Die Kritik braucht nicht zu rügen, wo die Willkür gegen den Geschmack verstößt, der, kein Product der Convenienz, im natürlichen Gefühl eines Jeden gegeben ist.

Genug davon. Gehen wir von den Ausgeburten der Phantasie, die ein Anderer heraussammeln mag, und von den Tendenzen, die nicht unsere sind — wir wollen sie aber hier nicht bekriegen —, zum Gedicht selbst über, das unbeschadet der Rüge, die jene treffe, für sich bestehen kann. Einen Roman nennt es der Verf., und das ist der Inhalt; wenigstens eine zusammenhängende Erzählung mit genügender Einleitung, Schürzung des Knotens, Katastrophe und Schluß. Ein Fabrikant könnte einen dreibändigen Roman daraus spinnen und für spannende Scenen, herzzerreißende Nachtstücke, frappante Schilderungen wäre Stoffes genug, aber die Geschichte klingt so einfach.

Ein deutscher Schenkwirth aus Baiern verkauft seine Habe und verläßt das Land, weil sein Sohn, ein flotter Student, ein Demagog geworden und verkommen ist, weil Policei und Justiz auch ihm, dem spießbürgerlichen Vater, der keine Schuld trug, zu Leibe wollen. Beiläufig kritisirt, ist die Geschichte von dem demagogischen Studenten, als Episode erzählt, an sich nicht übel, durch die Aufgabe der Dichtung ist sie aber nicht gerechtfertigt, nur durch die polemische Tendenz des Verf. In dem einfachen Gang des Gedichts ist sie ein Beiwerk wie der ungarweintrunkene Weltgeist und die andern Ausgeburten der Diction. Der Schenke schenkt im goldenen Ungarlande statt erlanger Bieres würzigen Ungarwein und steht sich dabei ganz gut. Er hat aber auch ein Töchterlein mitgebracht, ein liebliches Waisenkind, das er adoptirt hat. Ein junger Roßhirt, Jankó, befreit Vater und Tochter aus Räuberhänden und wird der Freier und glückliche Bräutigam der deutschen Marie. Aber Marie liebt nicht ihn, den wilden Sohn der Haide, sondern den schönen jungen Grafen. Während der stürmisch jubelnden Bauernhochzeit erklären sich Beide. Der Bräutigam, der in der Trunkenheit seine Rechte nicht ausübte, wird Tags darauf in die Haide zum Pferdefang geschickt und während dessen setzt sich der Graf in seine Rechte. Jankó, zu früh zurückkehrend, betrifft die Sünder und zermalmt sie durch Blick, Worte und Drohungen. Aber er muß in die Haide zu den freien Roßhirten fliehen, weil er dem Magnaten mit dem Beil gedroht. Auch er ist nicht ohne Schuld; dieselbe, welche Marien drückt, drückt auch ihn. Er hat ein Zigeunermädchen, die ihn mit derselben schwärmerischen Treue liebt als er die Deutsche, die ihm Alles geopfert, schnöd verlassen. Sie ist sein böser und auch sein guter Geist, denn sie warnt, hegt und pflegt ihn. Jankó kann von der deutschen Braut, obgleich sie ihm untreu ward, nicht lassen. Er will sie sich wiedererobern; umsonst, die Panduren des Grafen schlagen ihn zurück. Er kommt reumüthig, Marie ist fort. Am

Teich finden sie ihr Tuch und Schleier. Sie wird als Heilige, ungerechter Wuth geopfert, im Dorfe betrachtet. Aber Jankó erfährt, daß sie heimlich bei ihrem Buhlen im Schlosse ist, daß er mit ihr in ferne Länder reisen will. Mit einem durch des Grafen Vater beleidigten Zigeuner schleicht er in das Schloß. Als schon die Flammen knistern, die der Zigeuner ringsum angelegt, erscheint Jankó vor dem Liebespaare und seine Art zerschmettert den Verführer an der Seite der Geliebten, die besinnungslos niedersinkt. Jankó wird ein Räuber, ein ungarischer Räuber, auf Rath der Zigeunerin. Denn ihm blieb nichts anders. Ein Schrecken der ungerechten Herren, ein Held beim Volk. Damit schließt das Gedicht. Nur erfahren wir, daß Marie nicht im Wahnsinn endete, sondern im Ausland einen Knaben zur Welt brachte und darauf blühend und gesund ward. Jankó aber:

> Sein Name war dem Volke werth,
> Die scharfen Herrn fraß scharf sein Schwert,
> ward eingefangen in Ketten und
> Am Galgen hing er bleich und nackt,
> Bis ihm die Raben das Fleisch zerhackt.

Aber die treue Zigeunerin stahl in der Nacht vom klappernden Gebein die Hand und wahrte sie bis zu ihrem Tode.

(Der Beschluß folgt.)

Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen, aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt, von G. G. v. R. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dies Buch ist in öffentlichen Blättern gerühmt und wird Lob verdienen. Warum? Weil es Dinge sagt, die vernünftig und auch gesagt sind, weil es sie in geistreicher Weise sagt, weil ein Prinz der Verf. ist und weil man ihn soll errathen können. Die beiden ersten Gründe sprechen für sich selbst, die letztern Umstände aber gewähren eigenthümlichen Reiz; denn Räthsel zu lösen wünscht Jeder, und hier soll laut der Vorrede die Lösung Vielen leicht sein; prinzliche Gedanken endlich haben ihre eigene Färbung und unterscheiden sich von bürgerlichen. Sie werden nämlich gefaßt im Vogelblick, führen zu „Äußerungen des freien, von oben anschauenden Geistes", wie die Vorrede sich ausdrückt, wo nun Jemand, der mitten im Volke steht, nie dergleichen gewinnen kann, sondern nur Einseitigkeiten, und weniger auf Vielseitigkeit Anspruch macht, sich durch das beliebte Einerseits und Andererseits helfen muß. Übersieht nun ein Prinzschriftsteller mehr als die übrigen durch Höhe seiner Stellung, so untersehen ihn diese wieder durch Tiefe der ihrigen, und mithin gäbe es für alle Weltgegenstände einen Überblick, Seitenblick und Unterblick, deren Werth geschickte Leser und Beurtheiler vielleicht durch Blickvergleichungslehre festzustellen im Stande wären. Eine Verschiedenheit ist leicht wahrzunehmen, indem der Vogelblick Alles anders sieht, zum Exempel Spielen, Schuldenmachen, Freundschaften und Feindschaften, Haus und Hof, Familie und Vaterland, Bücher und Autorschaft. Ref. hat Vermuthungen über den Verf. gewagt, ihm ist aber widersprochen worden, und so überläßt er die persönliche Enträthselung Andern, sich an die Schrift und deren Inhalt wendend.

Nur Folgendes noch sei vorab bemerkt. Die Lieblingsbeschäftigung des Verf., heißt es Vorrede (S. vi), war während und nach vielfachem Umhergetriebenwerden eine Art idealen Regierens, ritterliche Rechtlichkeit und das Bemühen, die geschichtliche Grundlage der Staaten mit dem Vorschritt zu vermitteln und zu verbinden. Wer nun bei dieser lobenswerthen Einsicht und Bestrebung glauben wollte, daß Alles vortrefflich ginge, sobald ein solcher Nachgeborener durch Vorgeburt zum Throne gelangte, würde sich sehr betrügen; denn nach dem ewigen Schicksal menschlicher Gesellschaftsverhältnisse bewirken Einsicht der Mängel und guter Wille nichts zur Hebung derselben, und Plato war in einem großen Irrthum, als er den besten Zustand von einer Regierung der Philosophen (Einsichtsvollen) erwartete, es würde vielmehr nur dann gut stehen, wenn Niemand auf Erden, also auch nicht ein Regent, der Einsicht und Philosophie bedürfte. Es ist Lebensweisheit, sich dieses zu sagen und dadurch eine gemäßigte Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit der Weltlage zu erwerben, die keine getäuschten Hoffnungen beweint und in keinen Narrenjubel sorglos einstimmt. Der Verf. denkt freilich anders, denn seine Stellung als Nachgeborener drückt ihn, er bedauert die Aufhebung der Capitel und Commenden, die Einschränkung, welche dadurch nachgeborenen Prinzen nothwendig wird, und beklagt besonders das traurige Loos der unvermählt bleibenden Prinzessinnen. Obwol nun dies Loos nicht das günstigste genannt werden kann, wie überhaupt ein Ledigbleiben des schönen Geschlechts, so möchten doch Mancher und Manche mit einem Nachgeborenen und einer unvermählten Prinzessin zu tauschen geneigt sein, nebenher auch wähnen, die Ursachen der Klagen lägen in den Klagenden selbst, und der Unterblick zeige dieses in vortheilhafterm Lichte als der Vogelblick.

Auffallend genug bemerkt der Verfasser von seinem Standpunkt, daß die Völkerliebe sich mehr an beschränkte und selbst schwache Regenten hält als an talentvolle und kräftige, mehr an reinmenschliche Beziehungen als an Eigenschaften des Herrschers; denn ein Prinz müßte doch eher zur entgegengesetzten Annahme kommen; auch ist die Bemerkung nur halbwahr, nämlich nur für das Abendland, nicht für das Morgenland, wo die thätigsten, kriegerischten, schlauesten und auch grausamsten Herrscher die größte Anhänglichkeit erfahren, bei dem gesetzlosen Zustande der Willkür allen Einzelnen einen benöthigten Schutz verstatten, wo nun die Liebe aus dem Dank erwächst und was Andern Schlimmes widerfährt, Niemanden kümmert. Im Abendlande dagegen hat man einen gesetzlichen Zustand erlebt und begriffen, die talentvollen und kräftigen Regenten stören denselben oder lassen es befürchten, die schwachen scheinen ihn zu befestigen und zu sichern, weshalb schon Moser dieselben für einen Segen des Volks achtet — einseitig vielleicht, aber in dieser Einseitigkeit durch einen raschen Instinct gefunden, und darum zu allen Zeiten anerkannt, ja sogar von Prinzen gemerkt. Viel wahrer von oben, von unten und von allen Seiten heißt es (S. 17): „Die Fürsten haben (für Beliebtheit) bei Reisen einen bedeutenden Vortheil. Sie haben in der Regel ein treffliches Gedächtniß, die Kunst, zu fragen, zu hören, sich mit Grazie zu langweilen, haben sie ohnehin eingeübt." Sobald sie nun im Verkehr mit Behörden und andern Personen nach Amt, Weib und Kindern sich erkundigen, sind die Antwortenden entzückt und lieben die herablassend Fragenden bis zur Aufopferung, wenigstens im deutschen Abendlande. Darum fügt der Verf. mit Recht hinzu: „Selbst ein Fürst, in dessen Charakter so viel Herbes ist, daß er eigentlich auf Volksliebe keinen Anspruch machen kann, wird durch solches Betragen auf Reisen sich beliebt machen und wahrscheinlich beliebter als in der Hauptstadt, wo man ihn auskennt. Ist er zugleich gegen die Frauen aufmerksam, gegen die hübschen sogar galant und in Geschenken nicht knickerig, so wird die Meinung des Landes der Hauptstadt, welche gewöhnlich undankbar und verdorben ist, bald das Gleichgewicht halten, vielleicht sogar das Übergewicht über sie gewinnen."

Man dürfte meinen, hiermit sei den Fürsten das Wesentliche gesagt, aber dennoch folgt ein Capitel über die öffentliche Meinung, als „etwas Unbequemes für Alle, welche den Stab der Macht führen", und es wird gerathen, sich durch irgend etwas auszuzeichnen, durch Beförderung der Gelehrsamkeit oder

Kunst, der Gestüte oder Landstraßen, Ordnung in den Finanzen oder glänzende Hofhaltung. Allerdings ist dergleichen gut, doch in manchen Fällen überflüssig und sogar bedenklich; weit sicherer ließe sich rathen, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht; sind die Minister vorzüglich, so gereicht dies dem Herrn zum Verdienst, sind sie schlecht, so hat der Herr keine Schuld. Mit dem Satz: das Volk sei noch nicht reif zur Freiheit, berührt der Verf. eine den Fürsten durch Vogelblick gewordene Überzeugung, weswegen sie Constitutionen scheuen, auch gerne umstoßen, um auf ganz ungehinderte Weise — denn Freiheit des Volks beschränkt ihre eigene — das Glück des Landes zu befördern. Dennoch wird eingestanden, eine vernünftige Freiheit finde sich in England, Nordamerika, überhaupt im germanischen Stamme. Dies widerspricht jener Rede von Unreife, und wenn man irrthümlich Freiheit in geschriebenen Verfassungsurkunden sucht (S. 44), was gibt es dafür als Ersatz und warum sind diese papiernen Nichtigkeiten den Herrschern so widerwärtig? Ausgezeichnete Gaben sollen zum Herrschen nothwendig sein, nicht Allen sind sie verliehen (S. 47); gut also, man stelle etwas hin als Regel und Gesetz, dies ist doch ebenso heilsam, als Unterordnung unter einen Premierminister oder ein Collegium.

Fast sollte man glauben, der Verf. sei weder Prinz noch hochgestellt, weil er daran zweifelt, „das Heil der Welt bestehe in strengen Prüfungen, die man seit den letzten 20 Jahren auf Universitäten eingeführt" (S. 49). Unten im Volk stehend, ist dieser Zweifel natürlich, von oben herab darf er befremden, denn wie es aussieht in den Köpfen, muß man durch Examinagläser erfahren, weswegen der Kaiser von China das höchste Examen selbst ausübt und dann sicher ist, den Einsichtsvollsten und Weisesten des Reichs in seine Umgebung zu ziehen. Überhaupt gibt China das Vorbild für derlei Einrichtungen und Europa, namentlich Deutschland, ist noch weit entfernt von chinesischer Vollendung. Daß Feste und lustige Tage das Volk bei guter Laune erhalten, bemerkt alles Volk und der Fürst selbst, und man soll gewiß die Eigenthümlichkeiten des Volks dabei berücksichtigen. Allein jene beispielsweise angeführte Eigenthümlichkeit der Münchner, daß sie sich eher die Universität nehmen ließen als ihr Bock- und Salvatorbier, ist keine, denn jedes Volk dächte ebenso, wenn es beides hätte. „Vereinigung willenloser äußerster Hingebung mit großer selbstthätiger Intelligenz ist selten, noch seltener ist es, hierzu noch einen reinen festen Charakter zu finden." Ref. weiß nicht, ob es im Himmel eine solche Vereinigung gibt, auf Erden hat er sie nicht gefunden, aber auch nicht darnach gesucht. Fürsten müssen nicht das Unmögliche begehren und man soll es ihnen ausreden, was eine schickliche und angenehme Aufgabe für die Kammerherren bleibt.

Über Erziehung und Unterricht sagt der Verf. gute Dinge, empfiehlt für diejenigen Knaben, welche durch ihre Geburt berufen sind, einst zu befehlen oder zu herrschen, den Seedienst, tadelt freilich die sogenannten lateinischen Schulen, „in denen das Kind mit Idealen einer längst verschwundenen und nirgend klar erkannten Zeit geistig aufgesäugt wird". Inzwischen geht es mit diesem geistigen Säugen wie mit dem physischen, daß der Mensch, sobald er sich auf die Beine stellt und an den Tisch setzt, seine Amme und deren Milch vergißt, oder gar keine Sehnsucht nach ihnen kund gibt. Gute Ammenmilch ist dabei für die Gesundheit besser als andere Art der Auffütterung. Könnte man nur entschiedener folgender Äußerung widersprechen: „Die gründlichsten Kenner des Alterthums (dies liegt aber nicht am Alterthum, sondern an den Kennern) pflegen ihre Muttersprache sehr mangelhaft zu handhaben und sich in schweren, langen und ungelenken Perioden zu bewegen. Niebuhr's ‚Römische Geschichte' ist bis zur Unlesbarkeit schwerfällig. Niebuhr ist hierin der Prototyp der deutschen höhern Bildung." Derselbe Wunsch des Widerspruchs erwacht bei den Worten: „Die gesammte Literatur droht in fliegende Blätter und alles Studium in der Lesung aufzugehen. Besonders findet man in den höhern Ständen nicht mehr so viele den Wissenschaften zugewendete Männer wie vor der Revolution."

Weder wirklichen Widerspruch noch Wunsch desselben möchten folgende Worte erwecken, welche als Worte von oben ihre besondere Merkwürdigkeit haben: „Die evangelischen Kirchen im Allgemeinen haben unbestreitbare Vorzüge vor dem Katholicismus, wenn man sie von Seite der Regierung betrachtet. Man wird durch keinen anerkannten fremden Einfluß gehemmt, die Geistlichen sind Bürger und Familienväter und die organische und historische Entwickelung der Völker geht auf dem Wege der Reform. Wenn der blinde Gehorsam den Protestanten abgeht, so haben sie dafür ihr Wesen empfänglich für Begeisterung erhalten, sie haben nie alles umwühlende Revolutionen begonnen, wie die katholischen Völker, und können und müssen mit der Zeit vorschreiten, während der Katholicismus abwehren, isoliren, zurückstauen muß, wenn er sich erhalten will." Was der Verf. gleich darauf in einem Abschnitte über die katholische Kirche vorbringt, ist freilich etwas im Geschmack der Encyklopädisten, denen er eingeständlich seine Bildung verdankt; aber hatten die Encyklopädisten in allen Dingen Unrecht, selbst noch für unsere Zeiten?

Wenn der Verf. ausspricht: „Der wahre heilige Bund unserer Zeit ist ein Zollverein", muß er sich vieler Beistimmung erfreuen, denn gleichwie eine epidemische Krankheit dadurch schwächer zu werden pflegt, daß sie sich auf mehr Länder und Individuen verbreitet, so hat ein Zollverein die vortreffliche Eigenschaft, daß er bei gehöriger Ausdehnung — etwa über die ganze Erde — gar nicht mehr vorhanden ist. Spricht er ferner von den Höfen, es sei in Beziehung auf sie eine Foderung der Zeit schwer zu befriedigen, „die an wahrhaft gutem Ton und Geist, während das Leben des Hofmanns meist aus reiner Negation bestehe, und es nichts Faderes, Geisttödtenderes geben könne, als das tägliche Geklatsch, das Vorzimmergespräch und die stehenden Witze eines beschränkten, gegenseitig gespannten, dem Willen eines Einzigen gehorchenden Cirkels", so muß er als Prinz dieses am besten wissen, indem der Bürger darin das feinste, weiseste, von stets belebender Fürsten Sonne erleuchtete Menschendasein zu erblicken pflegt.

Und so enthält die Schrift noch Vielerlei über Adel, unbeschränkte und verfassungsmäßige Herrschaft, Rechtspflege, Gesetzgebung, Finanzen, Handel und Verkehr u. s. w., dessen Richtigkeit man meistens anzuerkennen geneigt sein wird, im Fall nicht der verschiedene Standpunkt ein abweichendes Urtheil herbeiführt und dadurch eintreten kann, daß beide Recht haben, der Prinz und sein Kritiker. Außerdem ist das Ganze nach französischer Weise unter gewisse Überschriften vertheilt und kein Gegenstand systematisch oder erschöpfend behandelt. Darum werden tiefschöpfende Deutsche einen Mangel des Werks wahrzunehmen glauben und ihn hoffentlich durch schwerwiegende Paragraphen ersetzen.

51.

Literarische Notizen.

An erwähnenswerthen belletristischen Neuigkeiten erschienen in Frankreich: „Albert de Saint-Pouange" (2 Bde.), vom Grafen Horace de Vielcastel, dritte Abtheilung der „Noblesse de province"; „Chants pour tous", Gedichte von dem Marquis de Foudras; „L'école militaire, le bivouac et les Tuileries, nouveaux souvenirs intimes du temps de l'empire", von E. Marco de Saint-Hilaire (2 Bde.); „La coupe de corail", von Mad. Melanie Waldor (2 Bde.); „Pierre Giroux", von A. Ricard (4 Bde.).

d'Esterno behandelte eine wichtige und vielbesprochene Frage in seiner Schrift: „De la misère, de ses causes, de ses effets et de ses remèdes", welche für die Franzosen nicht nachdrücklicher empfohlen werden kann, als durch den Ausspruch eines Berichterstatters, daß sie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs eine zugleich unterhaltende Lecture bildet.

H. Duval-Pinau gab in zwei Bänden heraus: „Histoire de France sous le règne de Charles VI."

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1842.

Jankó der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Von Karl Beck.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Meine dürre Skizze des Inhalts klingt vielleicht dem Leser roh und unersprießlich. Er lasse sich davon nicht irre machen. Er wird eine wilde, aber schöne Dichtung finden, die ihn mehr und mehr fesseln und nicht vor dem Ende loslassen wird. Das ist doch das Interesse des gewöhnlichen Lesers. Die Behandlung dieses rohen, oder, wenn man will, gewöhnlichen Stoffes erhebt sich indessen weit über die Materie und adelt dieselbe. Sie ist durchaus lyrischer Art; auch wo er erzählt, geht er unwillkürlich in den Gesang über, und dabei ist es zu bewundern, wie ihm die körnige Zeichnung, die festen Charaktere, die psychologischen Processe gelungen sind. Nichts verschwimmt ins Unbestimmte. Jankó, der Held, ist eine urkräftige, gutmüthige, von Feuerwuth des Natursohns übersprudelnde Figur, der jeder Leser, ohne daß sie im geringsten idealisirt wäre, ein warmes Interesse abgewinnt. Mit andern Farben, aber mit derselben Deutlichkeit und Wärme ist das deutsche Mädchen gezeichnet, so auch mit wenigen Zügen der gutmüthige, schwache Vater. Einer Zigeunerin kann man schon etwas magische Beimischung zu gute halten. Wie Viele aber würden den frevelnden Magnaten zu einem Tyrannen und frechen Bösewicht machen; er ist aber vom Dichter nicht schlimmer gezeichnet als andere reiche, mächtige Lüstlinge, die kein Opfer für ihre Lüste zu theuer halten und ein warmes Gefühl und die Gegenliebe des Opfers für sich haben. So ist in der psychologischen Entwickelung das Gedicht einfach und natürlich. Es könnte aller Orten spielen.

Sein besonderes Interesse verleiht ihm aber die Örtlichkeit. Mit den warmblendendsten Farben malt uns der Dichter sein Vaterland Ungarn, mit Vorliebe, ohne zu schmeicheln, Bilder, die in außerordentlicher Lebendigkeit in die Augen springen. Was wir bisher davon aus Dichtern kannten, etwa in einzelnen Gedichten Alexander's von Würtemberg und den wenigen Lenau's, die ungarische Haidescenen behandeln, tritt im Vergleich damit in den Hintergrund. Dieses freie unbändige Hirtenleben, von dem der gebildete Europäer kaum eine Vorstellung hat, seine Freuden und Entbehrungen, dieses Zigeunervolk, seine Musikanten, das Schenkenleben, der Trotz der Freiheit in dem ungarischen Bauer, der doch ein demüthiger Knecht ist in Gegenwart seines Herrn, diese Zech- und Spielgelage, die berauschende Lust des ungarischen Tanzes, der Kampf mit den Thieren, das Einfangen der wilden Rosse. Die Dürftigkeit des Lebens eines ungarischen Hirten wird uns so genau beschrieben, daß wir selbst seinen Lohn, fünf Gulden jährlich, in den Kauf erhalten. Auch daß er nie sein Hemde wechselt, denn er hat nur eins, und um es zu conserviren, wird der Rücken mit Speck bestrichen, wodurch es im Schweiß der Sonne braun und fast gekocht wird. Das sind freilich Gegensätze zu dem reinlichen Ordnungsleben der Deutschen. Daß solch ein Gesell aus der Wildniß kein Partner ist zu der weißen, feinen, deutschen Maid, daß der Bund unglücklich ausschlagen muß, springt von vorn herein in die Augen. Kaum aber hätte es dieser Folie bedurft, um die braunen, wilden Haidescenen in lebendiger Anschaulichkeit uns vorzuführen.

Man kann keine plastischern Darstellungen und musikalische zugleich geben, als wie Beck den Tanz in der Schenke unter dem Dudelsackaccompagnement des alten Zigeuners malt:

> Wie der Tänzer nächtig starret
> In des Reigens Saus und Braus!
> Gleich dem Rosse stampft er, scharret,
> Gleich dem Rosse schlägt er aus.
> Ha, wenn schrill die Sporen splittern,
> Wenn die Diele donnernd kracht,
> Hoch am Simms die Gläser zittern,
> Ha, wie seine Seele lacht!

So, eins unter Vielem, das Einfangen des wilden Rosses

> Wild auf der Haide rennt das Thier:
> Es flattern die Mähnen, es donnert der Huf,
> Die Peitsche gellt zum Hussaruf —
> Ich nahe dem Roß — es schleudert die Rechte
> Um seinen Hals die zähmende Flechte —
> Die Männer jauchzen, die Dirnen beten!
> Zwölf Schritte bin ich zurückgetreten,
> Und recke mich, strecke mich mächtig zur Erde
> Und ziehe mit schwellenden Sehnen den Strick
> Ums stolze Genick
> Und strammer und strammer dem schnaubenden Pferde.
> Kaum spürt
> Der bäumende, schäumende Renner die Schlinge,
> So fegt er wie des Sturmes Schwinge
> Und sauset und brauset im engen Ringe,
> Indeß der Strick die Kehle schnürt.

Die Peitschen gellen, die Hunde bellen,
Die Gräser sterben, verderben,
Es wirbelt der Staub zum Himmel auf,
Es singet, es springet der bunte Hauf.
Ich aber ruhe mit kühnem Blick
Auf der zitternden Erde,
Und nah und näher dem rasenden Pferde
Und stemme mich mächtig und halte den Strick —
Und die Hand ist wund,
Und es schäumt der Mund,
Und alle Pulse klopfen,
Und es fällt der Schweiß in schweren Tropfen.

Das Gedicht ist aber nicht minder reich an zartinnigen Partien. Derselbe Poet, der den Weltgeist in Wein sich betrinken läßt, führt uns mit ungemeiner Zartheit die gläubige kindliche Seele des deutschen Mädchens vor, und gerade diese hingehauchten Bilder, aus alltäglichen Stoffen componirt und doch frisch und glänzend, machen uns begierig auf eine nächste Entwickelungsstufe seiner Poesie, wo der Ungarwein, der Weltgeist und die Halbmenschen der wilden Haide socialen oder historischen Menschen werden Platz gemacht haben. 15.

Graf Saint-Germain. Von Ph. O. v. Münchhausen. Göttingen, Dieterich. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon in seinen „Liebesnovellen" hat sich der Verf. dieses Buchs als einen durch und durch modernen Schriftsteller angekündigt; sein vorliegendes Product bestätigt ihn als solchen. Seine Wahl der Stoffe, seine Anschauung des Lebens, namentlich der socialen Zustände, seine Art, zu denken und zu empfinden, seine Weise, zu zeichnen und zu gestalten, seine Manier, sich auszudrücken — Alles trägt den Stempel der Zeit, unserer armen, kranken, zwischen Hypersthenie und Asthenie jahrelang hin- und hergeworfenen und jetzt erst, wie es scheint, langsam genesenden Zeit. Auch Ph. O. v. Münchhausen hat an dieser Krankheit daniedergelegen, noch geht sein Puls unruhig und fieberhaft, noch wechseln auf seinen Wangen die Röthe der Aufregung und die Blässe der Erschlaffung, noch irrt sein Auge unsicher hin und her und seinen Gedanken fehlt der klare, stätige Zusammenhang — aber das Hauptübel scheint gehoben, die Krisis scheint überstanden. Wie die Zeit selbst, so liegt auch er bereits im Reconvalescentenzimmer. Er springt nicht mehr titanenhaft auf, um am ganzen Weltsysteme zu rütteln, sondern bleibt resignirend in seinen Kissen liegen und beklagt höchstens, daß seine Kraft nicht ausreichen will. Er beginnt auch wol schon in freundlichern Augenblicken, sich mit der Welt wieder auszusöhnen, zu fühlen, daß jenseit der vier Wände seines Krankenzimmers eine gesundere Luft weht, und es kommt ihm eine Sehnsucht an, sie zu athmen. Daß er sie aber noch nicht erreichen kann, daß ihm das Bett mit seinen Vorhängen noch die Welt, der Arzt mit seinen bittern Arzneien und langweiligen Vorschriften noch der Herrgott sein muß — das läßt ihn einstweilen zwar immer wieder in seinen Weltschmerz und seine Lebensmüdigkeit zurückfallen —; aber auch das wird anders werden, er scheint von Haus aus eine gesunde Natur, so wird er sich schon durcharbeiten!

Was uns besonders für ihn hoffen läßt, ist, daß seine Lebensanschauung in diesem „Saint-Germain" schon weit moderirter und gesunder ist als in seinen „Liebesnovellen", und daß überhaupt das Was seiner Weltansicht der vollkommenen Genesung weit näher steht als das Wie. So ist er, obwol pikant in seiner Fassung, doch frei von aller Frivolität der Gesinnung. Er ehrt das Heilige und schwärmt für das Edle und Schöne. In der Religion ist er, obwol nicht Pietist oder Mystiker, doch fromm und gläubig, im guten Sinne des Worts. Das Christenthum gilt ihm als die höchste Phase der Weltgeschichte. In der Politik, obwol liberal und frei von jeder Engherzigkeit, neigt er sich doch mehr zur Aristokratie als zur Demokratie. Sein Aristokratismus ist durchdrungen von dem menschenfreundlichsten, liebevollsten Kosmopolitismus; es ist ein Aristokratismus der Bildung, des Seelenadels, nur unduldsam gegen die Rohheit und gegen die Gemeinheit. Diese will er jedoch vorzugsweise unter den sogenannten Republikanern entdeckt haben, und an diese richtet er daher, seine Liebenswürdigkeit und Sanftmuth bei Seite werfend, einige recht derbe Apostrophen. Glimpflicher urtheilt er über die Repräsentanten der jungen Literatur. „Wie kann ich nur", sagt er oder läßt er wenigstens sagen, „mein Urtheil über diese Leute kurz zusammenfassen? Vielleicht so: Ihr Kopf ist der Zeit voraus, aber nicht ihr Herz; ein Lessing unter ihnen thäte Noth. Doch nun gibt es wieder Ausnahmen, Einzelne, die, mit Herz und Kopf weit vorauf, überall den Weg zeigen gleich Leuchtthürmen. Und sonderbar genug, es sind das nicht selten die Verschrienſten, die wahrlich nicht die Schlechtesten. Wollte ihnen nur der Troß der Menschheit folgen!" Er selbst hält dies allgemeine Urtheil für nicht treffend genug und freut sich dessen; es sei zu ehren, meint er, daß in Deutschland eine Masse nicht mit einem Urtheil abzufertigen sei. Auch die Frauen dieser Männer erhalten ein warmes Lob. Aber den Umgang mit diesen geistreichen Leuten erklärt er für gefährlich, weil sie von der Gewöhnlichkeit streng beobachtet würden. „Immer", sagt er, „sieht die Mittelmäßigkeit im Begabtern ein Böses und heißt das Starke und Ungewöhnliche bald Demagog, bald Jesuit und bald Despot."

Der Philosophie ist er sehr zugethan, aber unter den Philosophen erbauen ihn wenige. „Manche", sagt er, „sind in ihren Phrasen neu und jung, aber in ihrem innersten Gedankengange alt, sehr alt, und nicht weiter als der Brite Francis Baco, der von Speculation und einem göttlichen, urschaffenden Geiste nichts ahnte, sondern erst die Erfahrung und Natur apotheosirte u. s. w. Manche auch haben nichts zu ihrer Disposition als Sprüche und geben immer statt Gedanken Wort; noch Andere wollen Philosophen sein und sind ohne Liebe und voller Egoismus; all diese Letztern wurden es, wie man Krämer und Schuster wird, indem man in die Lehre geht, aber die Philosophen wollen geboren sein wie die Dichter." Er macht überhaupt an die Philosophen strenge Anfoderungen, wie sie heutzutage selten gemacht werden. „Der Philosoph", fährt er fort, „soll weich sein und milde, freundlich und ohne Zorn; immerdar auch nach außen sich so schön in seinem Wesen zeigen, wie er in seinem Innern ist. Er soll sein Ich durchaus verleugnen und nur der Menschheit leben. Wo er Rohheit sieht, da soll er bilden, wo er Dummheit sieht, da soll er bessern. Der Schönheit aber soll er huldigen und die Weisheit verehren und verkünden. Und wo er von Leid hört, da soll er hineilen und helfen. Ja, auf die Falten und Furchen, die Gram dem Unglück ins Antlitz grub, soll er seine Thränen schmeichelnd sanft hinträufeln, wie ein Schönheitswasser, das die Narben heilt, die das Schwert schlug und der Schmerz der Seele." Was meinen dazu die Herren Professoren und Doctoren der Philosophie? In ähnlicher Weise spricht er sich noch über viele andere Punkte des Lebens und der Wissenschaft aus und überall zeigt er sich als einen Mann der Mitte, der Milde, der Mäßigung und weiß sich glücklich zwischen der Scylla und Charybdis hindurchzuwinden. Wo aber bleibt, werdet ihr fragen, bei solchen Gesinnungen seine Modernität? Eben in seiner Centripetalität liegt sie. Das radicale Streben, der Trieb nach den Extremen ist bereits Rococo. Die Strömung der allerneuesten Zeit drängt von den Polen nach dem Äquator hin. Denkt an die Koryphäen der jungen Literatur, was sie vor kurzem noch waren und was sie jetzt sind — und ihr werdet mir Recht geben. Gutzkow, Mundt, Laube u. A. sind sämmtlich auf dem Herwege. „Herweg!" heißt das Feldgeschrei, und sollte auch der Herweg einstweilen noch mit Abwegen verbunden

sein, so wird er doch am Ende zum Centrum leiten. Otto v. Münchhausen geht darum eine ganz zeitgemäße Straße, und gerade Der ist auf dem Irrwege begriffen, der ihn auf dem Irrwege glaubt.

Dieselbe Richtung, die Richtung des Wiedereinlenkens oder, wie wir es oben nannten, der Reconvalescenz legt sich wie in seinen Gesinnungen, so auch in seinen ästhetischen Leistungen an den Tag. Was er schafft, läßt noch viel zu wünschen übrig; aber er ist sich dessen bewußt, er hat selbst eine Einsicht in seine Mängel. Aus diesem Gefühl der Schwäche geht die Furcht vor Angriffen und aus dieser das Bedürfniß der Vertheidigung hervor. Er sucht also seine Blößen im voraus vor der Kritik zu decken — und wodurch meint er das zu erreichen? Gerade dadurch, daß er sie aufdeckt. So wird er aus Scheu vor der Kritik an sich selbst zum Kritiker und mischt in die Dichtung Etwas hinein, was ihr frembartig und in hohem Grade störend ist. Aber auch dieses ist ein Fehler, den er mit den meisten der jungen Dichter gemein hat. Es ist ein natürlicher Fehler, ein Fehler, der in einer Übergangsperiode von der Negation zur Position unvermeidlich ist, aber ein Fehler, der vorzugsweise die Schuld daran trägt, daß die jungen Dichter nicht wahrhaft zu schaffen verstehen. Man könnte mir einwenden, ob denn nicht gerade im Schaffen, im Dichten selbst neben der Begeisterung auch eine kritische Thätigkeit stattfinden müsse? Allerdings, aber in einer Weise, die von der, wie sie jetzt gewöhnlich, durchaus verschieden ist. Ich will mich, weil mir die Sache von Wichtigkeit zu sein scheint, näher ausdrücken.

Es gibt ein doppeltes Schaffen: ein primitives und ein secundaires, ein unmittelbares und ein vermitteltes, ein totales und ein particulaires — mit einem Worte: ein göttliches und ein kosmisches: denn das primitive, unmittelbare, totale Schaffen gehört nur der Gottheit an als der Weltschöpferin, das secundaire, vermittelte, particulaire Schaffen aber geht von der Welt aus, die selbst erst ein Geschöpf der Gottheit ist. Beide Arten des Schaffens setzen einen Gegensatz voraus: denn ein Product kann nur entstehen, wo zwei Factoren vorhanden sind. Der eine Factor des Schöpfungsactes ist das Aussichherausgehen als das Princip der Unendlichkeit, der andere dagegen das Beisichbleiben als das Princip der Einheit. Nur dadurch, daß sich diese beiden Principien miteinander in Beziehung setzen, gleichsam eine Ehe miteinander eingehen, kann ein Product zu Tage kommen. Dies gilt für den göttlichen, wie für den weltlichen Schöpfungsproceß. Aber die Beziehung selbst, das Verhältniß der beiden Factoren zueinander ist in jenem und diesem sehr verschieden. Dort werden die beiden Factoren Eins miteinander, sie gehen gänzlich ineinander auf, sie verschmelzen zur absoluten Indifferenz; hier aber gelangen sie nur zu einem Verbundensein, zu einem Nebeneinandersein, wobei das Außereinandersein, das Gegeneinandersein, mit einem Worte: der Dualismus noch fortdauert und keine völlige Verschmelzung zu Stande kommen läßt. Darum vermag denn auch nur das göttliche Schaffen ein Product hervorzubringen, dessen Unendlichkeit zugleich Einheit und dessen Einheit zugleich Unendlichkeit ist; das weltliche Schaffen dagegen kann nur Geschöpfe erzeugen, in denen sich Einheit und Unendlichkeit bald freundlich, bald feindlich gegenüberstehen. Daher die Unvollkommenheit aller einzelnen weltlichen Erzeugnisse der Vollkommenheit der Welt gegenüber; daher die Particularität, die Vergänglichkeit aller natürlichen Erscheinungen, daher die ewige Unzufriedenheit der Natur mit ihren eigenen Schöpfungen, und daher ihr Bestreben, sich von ihrer eigenen Schöpfungsweise loszureißen und zur göttlichen zu erheben. Zufolge dieses Strebens entfaltet sich aus der Natur die Kunst. Die Kunst ist die Gott sein wollende Natur. Der Künstler will wieder schaffen wie die Gottheit schafft, er will wieder ein Ganzes, ein Absolutes, eine Welt aus sich erzeugen — und dies kann er nur, wenn er wie die Gottheit den Gegensatz der Unendlichkeit und Einheit in die unmittelbarste Indifferenz umzuschmelzen vermag, wenn er beim Schöpfungsact ebenso sehr außer sich, als bei sich zu sein im Stande ist, wenn er ebenso in sein Object sich zu verlieren, als ihm gegenüber sich festzustellen weiß — mit einem Worte, wenn er beim Schaffen Begeisterung und Besonnenheit, Enthusiasmus und Kritik zur innigsten Einheit verschmelzen kann. Darin liegt das ganze Geheimniß, vom Theoretiker leicht gelöst, aber vom praktischen Künstler nur dann, wenn die Gottheit selbst, der Genius, in ihm schafft. Die Dichter der neuesten Zeit haben es nicht gelöst. Ihr Schaffen ist nur ein weltliches, im Dualismus befangenes Schaffen, und daraus erklärt sich, warum sie so schwer ein Ganzes, eine in sich selbst geschlossene Welt aus sich zu erzeugen verstehen. Es fehlt ihnen nicht an Enthusiasmus, es mangelt ihnen nicht an Kritik. Ja, oft sind beide in ihnen viel mächtiger als in manchem der ausgezeichnetern ältern Dichter. Aber diese Elemente sind nicht Eins in ihnen geworden, sondern stehen sich einander fast wie Feinde gegenüber. Die Kritik meistert den Enthusiasmus und der Enthusiasmus trotzt der Kritik. Daher die häufigen Selbstanklagen, die doch nicht zum Bessermachen führen, und daher das geniale Sichhinwegsetzen über die Kritik, wobei man doch nie vergißt, anzudeuten, daß man wol wisse, was fehle und wie es eigentlich sein solle.

Auch unser Verf. laborirt an diesem Zweikampf der Begeisterung und der Kritik und hat daher kein Ganzes, kein Werk aus einem Gusse hervorzubringen vermocht. Man hat sich überhaupt unter dem ganzen Buche mehr eine Zusammenstellung mehrer kleinerer Arbeiten als ein innig zusammenhängendes, einer einzigen Idee entsprossenes Werk zu denken. Die mysteriöse, an sich gut gezeichnete Figur des Grafen St.-Germain bildet für die verschiedenen Bilder nur einen gemeinschaftlichen Rahmen oder höchstens eine symbolische Randzeichnung, die mit ihren räthselhaften Arabesken immer nur eine mehr äußere als innere Einheit zu Stande bringt. Unter den einzelnen Erzählungen ist jedenfalls die erste, „Versailles" betitelt, die gelungenste. In ihr ist der Verf. am klarsten und gegenständlichsten aus sich herausgetreten und hat in einfachen Zügen ein ergreifendes Drama aus der Geschichte der Herzen mit großartigem welthistorischen Hintergrunde vor uns aufzurollen gewußt. Sie gibt uns ein Gemälde des versailler Hofes unmittelbar vor und während der Revolution, welches ebenso sehr den leichtern Reiz einer pikanten, als den tiefern Eindruck einer wahren Schilderung ausübt. Besonders glücklich ist der Gedanke, auf jene Tragik hinzudeuten, die sich aus einer reinäußerlichen, tanzmeisterlichen, aber trotz ihrer innern Hohlheit blendenden Bildung für die wahre Bildung zu entfalten vermag, und ebenso glücklich ist die Zeichnung des diese Scheinbildung repräsentirenden Marquis von Tessilier mit seinem unverwüstlich glücklichen Treffer, mit seinem stets kalten, ernsten und sichern Auftreten — eine Figur, die sich nicht nur aus der Revolution von 1789, sondern auch aus der von 1830 gerettet hat und wol noch lange neben dem Grafen St.-Germain, immer in die Maske der Zeit hineinpassend, fortleben wird. Eine weit subjectivere Färbung trägt die zweite Erzählung „Felix", eigentlich mehr Charakterbild als Erzählung, ausgestattet mit geistreichen und treffenden Reflexionen über Erziehung, Religion, Liebe, Musik, Literatur, Bureaukratie, Adel, Judenthum u. s. w. In diesen Reflexionen erhalten wir wol größtentheils des Verf. eigenes Glaubensbekenntniß, und darum haben wir schon oben mancher derselben Erwähnung gethan. Alle übrigen Abschnitte des Buchs, obschon einzelnes Treffliche bietend, sind von geringerem Werth. Am wenigsten hat uns die das Ganze tragende Badegeschichte und das in ihr entwickelte Verhältniß zwischen Balduin und Mascha anzuziehen vermocht. Schon daß diese Beiden, die zuletzt als die Hauptpersonen hervortreten, anfangs als bloße Zwischenfiguren, als Ausfüllungen der Entreacts erscheinen, ist ein Misverhältniß, das ihnen großen Eintrag thut. Dazu kommt, daß sie sich nur gesprächsweise entwickeln, daß sie keine Geschichte haben, die sie charakteristisch aus der Masse hervorhebt, und endlich, daß Balduin's Liebe gar zu improvisatorisch ist, mitten aus Gesprächen über dies und das in er-

temporirte Liebeserklärungen fallend. Daher kommt es denn, daß der Schluß uns kälter läßt, als es der warme Gehalt des Buchs verdient, und daß wir es nicht mit der Befriedigung aus der Hand legen, die ein so geistreicher Schriftsteller zu gewähren verspricht. Richard Morning.

Literarische Notizen.

Ein sehr schätzenswerther Beitrag zur gründlichen Kenntniß der Platonischen und der Aristotelischen Philosophie ist folgendes Werk: „Études sur la Théodicée de Platon et d'Aristote", von Julius Simon (Paris 1840). Es besteht aus drei verschiedenen Theilen oder Abschnitten. Der erste beantwortet die Frage, ob Gott, nach Aristoteles, eine Vorsehung ist; der zweite prüft die Einwendungen des Aristoteles gegen Platon's Theodicee; der dritte endlich besteht aus der ersten und der letzten Vorlesung seines Cursus der Geschichte der alten Philosophie, welchen er in der Sorbonne gehalten hat, und enthält nur eine kurze Zusammenfassung seiner Vorlesungen. In den beiden ersten Abschnitten hingegen entwickelt der Verf. seine eigenen Ansichten, gibt das Resultat seiner eigenen Arbeiten, stellt sich bisweilen in Gegensatz mit den allgemein angenommenen Ideen, baut auf seine eigenen Untersuchungen und Betrachtungen Hypothesen und Beweise, sucht Streitfragen zu lösen und wirft Licht auf Aufgaben, deren Lösung wichtig ist. Plato's Gott ist, nach Julius Simon, eine ewige, ewig thätige, einfache, unendliche, unkörperliche, unveränderliche Substanz, die absolute Vernunft, die höchste Vollkommenheit, der Schöpfer und Erhalter des Weltalls. Gott, höchster Baumeister, erste Ursache, einzige Substanz, Schöpfer und Vorsehung: dies ist Platon's Wesenlehre, aus der seine Ethik und Politik fließen. Dagegen lehrt Aristoteles: Was der Welt nothwendig, ist eine Endursache und nicht eine wirkende Ursache; Gott bewegt die Welt als Endursache und nicht als wirkende Ursache; Gott ist so weit entfernt, die Vorsehung der Welt zu sein, daß er nicht einmal weiß, daß die Welt da ist. Seine Seligkeit entsteht einzig aus der Betrachtung seiner selbst. Aristoteles hat sich mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht beschäftigt. Er hat nicht untersucht, ob Gott frei ist, ob er mehre Möglichkeiten sich denkt und durch welchen Beweggrund er sich unter ihnen bestimmt; ob er außer sich eine Gewalt trifft, die der seinigen sich widersetzt; ob das Böse wirklich existirt und ob es mit Gottes Zulassung oder wider seinen Willen da ist; welcher der Ursprung der Ungleichheit ist, die hinsichtlich der Geburt, der Schönheit und der geistigen Fähigkeiten unter den Menschen stattfindet; Fragen, welche alle in Plato's Philosophie angegeben und von denen einige darin gelöst sind. In diesen wenigen Zeilen sind nur ein paar wesentliche Punkte aus dem reichhaltigen Werke kurz angedeutet; mehr läßt eine bloße Notiz nicht zu. Das mit Begeisterung, Präcision und Klarheit geschriebene Buch des Hrn. Julius Simon verdient studirt zu werden.

Besonders Dilettanten der Geschichte der Philosophie werden C. Secretan's Schrift: „La philosophie de Leibnitz" (Lausanne 1840) mit großem Vergnügen lesen. Denn er hat die Dornen, welche den Grund seines Gegenstandes umgeben, durch seinen Vortrag und Styl so ausgemerzt, daß man sich über die Deutlichkeit und kräftige Klarheit, sowie über die Annehmlichkeit seiner Diction wirklich wundern muß. Man ist erstaunt über die glückliche Vereinigung von Verstand, Einbildungskraft und einer innigen und gewissenhaften Überzeugung, die man bei diesem Verf. findet. Mitten unter den Schwierigkeiten des Gegenstandes, der Kühnheit der Ansichten und dem vielleicht etwas jugendlichen Glauben an die Ergebnisse menschlichen Denkens findet man eine gewisse ruhige Kraft, das auszeichnende Merkmal Derer, welche dem Gegenstande, den sie behandeln, gewachsen sind. Man fühlt die wirkliche Kraft seines Verstandes ebensowol als die Wärme seines Gemüths. Der Geist hat das Herz nicht getödtet; gerade darum ist er ganz geblieben. Was Hr. Secretan hier gibt, ist nur ein Bruchstück von einem Cursus der Geschichte der Metaphysik, welchen er in Lausanne gehalten hat. Viele werden wünschen, daß er denselben ganz herausgeben möchte. Leibnitz, der durchaus Spiritualist ist, beginnt sein Philosophiren mit der Analyse der Idee Substanz. „Eine tiefe Einsicht von Dem, was die Substanz ist, würde uns", sagt er, „die ersten Wahrheiten von Gott, von den Seelen, von der Natur der Körper geben; Wahrheiten, von denen einige gekannt, aber nicht bewiesen sind, während andere, noch unbekannte das größte Licht auf die Wissenschaften werfen würden." Die Basis dieser Idee, welche in der That die des Wesens selbst ist, ist ihm die einer thätigen Kraft. „Für ihn", sagt Hr. Secretan, „ist jede Substanz, jede Realität im Grunde geistiger Natur. Für ihn ist ferner das einzelne Wesen, das Individuum mehr als ein Schein, eine bloße Form: in ihm wohnt ein wesentliches Princip, eine ewige Realität, welche es von allen andern unterscheidet." Geistigkeit und Individualität sind demnach die beiden Fundamentalgrundsätze von Leibnitz's System.

Viel Aufsehen hat in Frankreich Alexander Soumet's Gedicht erregt: „La divine épopée" (Paris 1840). Die frühern Gedichte des Hrn. Soumet und seine dramatischen Werke „Clytemnestra" und „Saul" hatten viel Talent geoffenbart, wovon alle Strahlen in einem Epos glänzen müssen. Nicht in den Fußtapfen Homer's, Virgil's oder Camoens' betritt der obgedachte Dichter seine neue und ungeheure Bahn; er will mit Dante, Milton und Klopstock wetteifern: sein Epos ist nach Absicht und Stoff göttlich. Die Handlung beginnt in dem Augenblick, wo die Welt aufhört zu sein; nichts ist mehr übrig als Himmel und Hölle, die durch den Engel des Chaos getrennt sind. Der erste Gesang beschreibt den Himmel und die Seligkeit seiner Bewohner. Im zweiten besingt der Dichter die einsame Jungfrau Sémida, Eva's letzte Tochter, welche, noch nicht selig, von Jesus begnadigt wird. Die Hölle und dreizehn Strafvisionen erfüllen den dritten Gesang mit kräftigen und ergreifenden Beschreibungen. Der vierte ist dem neuen und letzten König der höllischen Regionen Idameel gewidmet. Im fünften, sechsten und siebenten Gesange werden die Großthaten dieses neuen Höllenkönigs aufgezählt und die Arche Noah's auf dem Berge Ararat, der Antichrist und das Weltende geschildert. Idameel selbst ist der Antichrist. Er überwindet Satan und bemächtigt sich der Regierung über die Verdammten. Im achten Gesange wird Christi Hinabsteigen in die Hölle erzählt und der neunte präludirt die zehnfachen Qualen, welche Idameel's Rache für ihn erfindet. Im zehnten Gesange schildert der Verf. die drei Stunden des neuen Gethsemane mit den stärksten Farben. Nach diesen neuen Leiden steigt Jesus wieder triumphirend zum Himmel empor. Dieses sonderbare Epos ist in Frankreich nicht allein von der literarischen Kritik, sondern auch von der herrschenden Gewalt mit großem Beifall aufgenommen worden!

Von wirklichem Werth für die Erd- und Völkerkunde ist das zu Paris in vier Bänden erschienene Reisewerk Ami Boué's: „La Turquie d'Europe". Hr. Boué fand nirgend positive Angaben über die physische Geographie und über die Naturgeschichte von dem continentalen Theil der Türkei; daher machte er sich zur Aufgabe, diese Lücke zu füllen. Da die Türkei von Türken, Griechen, Albanesern und Slawen bewohnt wird, so lernte er Slawisch, Griechisch und Türkisch, um diese verschiedenen Nationen besuchen zu können. Mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, trat er in Gesellschaft von einigen gelehrten Deutschen und Franzosen im Jahr 1836 die Reise nach dem oben erwähnten Lande an, welches er vier Jahre lang mit allem Fleiß durchforschte. Das obgedachte Werk enthält eine in jeder Beziehung lehrreiche und interessante Beschreibung der europäischen Türkei. Schade nur, daß keine Karten dem Werke hinzugefügt sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 136. — 16. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Als Immermann den ersten Jahrgang des von Freiligrath, Simrock und Matzerath herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuchs" mit „Riwalin und Blancheflur", dem Vorgesange zu „Tristan und Isolde", eröffnete, begrüßten die Freunde der Poesie diese Dichtergabe mit freudig staunendem Zurufe; denn neben der Kraft und Originalität gereifter Männlichkeit fand sich hier die Frische und Innigkeit jugendlichen Gefühls in seltener Vereinigung. Auch die Sprödigkeit seiner Verse hatte der Meister, über dessen Prosa mit Recht nur eine Stimme der Bewunderung laut geworden war, insoweit überwunden, daß man sich jedenfalls der Schönheit einzelner Stellen mit vollstem Genusse hingeben und sie als das Muster des Köstlichsten, was je aus eines Dichters Feder geflossen sei, immer wieder lesen und dem Gedächtnisse einprägen konnte. Was sich die Leser des „Münchhausen" oder vielmehr der „Hofschulzen-Idylle" in diesem Werke sagten, wurde hier wiederholt: Es ist mit Immermann eine merkwürdige Umwandlung vor sich gegangen; seine herbe Männlichkeit ist zu später, aber desto köstlicherer Reife gelangt und hat nun auch das weiche, weibliche Element in der Poesie, das sich besonders in der Musik des Verses ausspricht, in sich aufgenommen. Wie in die Bäume um Johanni ist ein neuer Trieb, ein Nachfrühling, aber ein vollsaftiger, in ihn gekommen; er, der im vollsten Sinne des Wortes immer Mann war, ist durch den glücklichen Herzensbund, den er geschlossen, zugleich wieder Jüngling geworden und wird uns nun mit einer Reihe kräftigschöner Zeugungen beschenken. Man ging so weit, einzelne Stellen jenes Vorgesangs, der wirklich wie ein Meer der Liebe vor uns wogt und schäumt, auf Erlebtes zu deuten. Auch die Zueignung:

> Gestorben war das Herz und lag im Grabe! —
> Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde;
> Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe;
> Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde —

mußte Jeder auf des Dichters Verhältniß zu seiner jungen Gattin beziehen. Im „Münchhausen" lag es klar zu Tage, daß Immermann die Doppelnatur seines Wesens, die er selbst anerkannte, überwunden hatte; denn alle Negation, alle Verbitterung, aller romantische Spuk, alle Verzerrung, obgleich mit dem köstlichsten Humor gepaart, hatte sich hier von dem Gesunden, positiv Schönen rein abgeschieden, wie böse Säfte, die auf die Haut treten. Immermann selbst hatte in engern Kreisen geäußert, daß er künftig nur solch reines Metall verarbeiten wolle, ja er soll sich mit dem Gedanken getragen haben, die Hofschulzengeschichte zu einem besondern Romane zu gestalten.

Ein aus reinem Metall geschaffenes Kunstwerk ist offenbar nun auch „Tristan und Isolde". Leider war es nur dem Meister nicht vergönnt, seine Dichtung zu vollenden; der unerbittliche Tod riß ihn mitten aus dem freudigsten Schaffen, mitten aus dem Hochgefühle frischen Ruhmes, mitten aus den Armen der Liebe ins Grab.

Das Gedicht „Tristan und Isolde", so erfahren wir aus dem Vorworte, sollte zwei Theile von gleichem Umfange erhalten. Davon ist jedoch nur der erste und vom zweiten wenig über einen Gesang ausgeführt. Von dem Reste sind nur wenige Strophen und vereinzelte Notizen über Inhalt und Plan der Fortsetzung vorgefunden worden. Diese Andeutungen hatte Tieck zum Drucke zu bearbeiten übernommen, nach dem Verluste seiner Tochter aber dies Vorhaben wieder aufgegeben. Daß die Redaction dem Publicum jene Bruchstücke nicht vorenthalten, ist mit Dank anzuerkennen. Bei der Ausführung derselben durch Tieck wäre schwerlich ein harmonisches Ganze zu Stande gekommen; lieber mag „Tristan und Isolde" fortan als schöner Torso unsere Bewunderung erregen.

Treten wir in den duftig blühenden Garten unsers Epos. Der oben erwähnte Vorgesang „Riwalin und Blancheflur" erzählt uns die Geschichte der ältern Tristan's. Ein Vorspiel von außerordentlicher Schönheit eröffnet ihn, worin der Dichter uns sagt: seine Welt, die vom Urbeginn an in der Tiefe des Gemüthes blühe, „die Wunderrose im Thale des Herzens", sei die Welt der Liebe:

> Das ist die schöne Welt der Liebe,
> Das ist die Welt der schönen Liebe!
> Der edeln Herzen nährend Brot,
> Der süße Gram, die holde Noth!
> In ihrem Zauberreiche stehen
> Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
> Wem nie von Liebe Leid geschehen,
> Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.

Ist Einer, der um ihre Schmerzen
Nicht Alles trüg' in seinem Herzen? *)
In dieser Welt kein Leichenduft,
Stürzt auch die Lieb' in Blut und Gruft!
Denn über Sarg und Bahre leise
Wacht auf des Sängers Liebesweise
Und läßt der Todten Lippe warm,
Und weckt den Othem auf der Theuern,
Und nun erzählen Freud' und Harm
Die Opfer selbst in Abenteuern.
Was Laub und Nacht allein gesehn,
Muß der Verklärten Mund gestehn.

Dem Vorspiele folgt der epische Theil des ersten Gesangs: „Die Romanze." Zu Tintayol in Cornwall wird auf König Marke's Schloß ein Fest mit Turnier, Gesang, Banket und Reigen begangen. Daneben entfaltet „der König Lenz" seinen Reichthum, der in prachtvoll üppiger Schilderung beschrieben wird. An einem Wasserbecken sehen wir Riwalin, den tapfern Ritter, in blödem Liebeszagen stehen, und ihm gegenüber, am Ulmbaum, König Marke's Schwester, die holde Blancheflur, die, wie er, vom Reigen hierher geflüchtet ist und ihn unvermuthet trifft. Riwalin bricht in Klagen über ihre Gleichgültigkeit aus; sie kümmere sich nicht um seinen Gram, wisse nicht einmal, wovon er schwärme. Blancheflur sieht den Thörichten lächelnd an, bricht dann ein Zweiglein Epheu vom Ulmenstamme, küßt es und sagt leise zu dem Zweiglein:

„Ob ich, du Reis, deß Liebes-Ranken
„So zärtlich um die Ulme ranken,
„Ob ich wol weiß, wenn er sich härmt;
„Wie dieses thut, wovon er schwärmt?"
Und bis zum Busen purpurglühend,
Zu lautem Ton die Stimme mühend,
Spricht sie sodann verschämt und scheu:
„Habt mir den liebsten Freund verwundet,
„Ihr stolzer ritterlicher Leu!"

Während er betroffen dem Räthsel nachsinnt, schlüpft sie weg. Der Epheu entfällt ihrer Hand und sie ruft scheidend: Dies Gleichniß schicke der verwundete Freund. Nun erräth Riwalin, daß der „Freund" ihr Herz sei; den Epheu deutet er auf Treue und gibt sich dem Hochgefühle seines Glückes hin.

Fast unwillkommen hemmt hier ein „Zwischenspiel" den Gang der mit allem Zauber der süßesten Poesie erfüllten Erzählung. Es ist in Octaven geschrieben, wie denn überhaupt die Vor-, Zwischen- und Nachspiele — das erste Vorspiel ausgenommen — in verschiedenartigen Stanzen abgefaßt sind, wodurch sie von den Romanzen oder der eigentlichen Erzählung auch fürs Ohr abgehoben werden. Der eigene Liebesfrühling vertritt dem Dichter fast wider Willen die Wanderung in den fremden. Er preist den Augenblick, wo die Liebe im Herzen des Menschen geboren wird, und schildert die Demuth des ersten noch unerwiderten Gefühls, bis dann die Herzen zu einer Flamme zusammenschlagen. Damit, sagt Immermann, läßt sich nur ein Gefühl vergleichen: das des Zweiflers, der sich wider sein Erwarten nach dem Tode in eine bessere Welt versetzt sieht. Diese Stelle ist weder nach Inhalt noch nach Form besonders glücklich.

Nach dem Saale zurückgekehrt, findet Blancheflur Alles in wildester Bewegung. Die Irländer haben einen Einfall in Cornwall gemacht; die Ritter eilen vom Reigen in den Kampf und grüßen vorüberziehend nach der Brüstung hinauf, wo die Damen versammelt sind. Riwalin kommt zuletzt; er allein erhält keinen Gruß von der verschämten Geliebten. So traurig er geht, so leidet er doch nicht wie Blancheflur.

O traurig Meiden, was man liebt!
O traur'ger Bleiben deß, der liebt!
Die Welt umscherzet Den, der meidet;
Was bleibet Dem, der bleibend leidet?
Es schmeichelt um die wunde Brust
Des Meidenden der Hauch der Ferne;
Dem Bleibenden ist nur bewußt,
Daß losch das Licht der Sonn' und Sterne,
Weil er im dunkeln Kerker zagt,
In dem die Öde an ihm nagt.

Blancheflur vollbringt eine schlaflose Nacht, ohne ihr Festgewand abzulegen, weil der Hauch des Geliebten daran haftet. Als der Morgen kommt, kehren die Ritter wieder. Die Irländer sind besiegt, aber Riwalin ist auf den Tod verwundet. Sie sieht ihn auf einer Bahre von grünen Zweigen herantragen und verlangt, nachdem sie sich aus der ersten Betäubung des Schmerzes erholt hat, heftig zu ihm gelassen zu werden. Eine ihrer Frauen gibt endlich nach und Blancheflur geht, als Ärztin verkleidet, mit Heilmitteln zu Riwalin's Kammer. Die Ritter, die den Verwundeten umgeben, entfernen sich. Bei dem Anblick des bleichen Freundes entfällt der Becher ihrer Hand und sie sinkt am Bette nieder. Da lodert der verglimmende Lebensfunken noch einmal zur Flamme in ihm auf; mit starkem Arme zieht er die Geliebte an sein Herz; Auge und Mund sprechen zu ihr wie in den Tagen seiner Gesundheit.

Mitleidig sah der Tod selbst an
Den ihm verfallnen kühnen Mann.
Der küßte hunderttausend Stunden
Die Liebst' in jener einz'gen Stunden!
Mit Riesenschritten ist gereis't
Die Minne, die nicht durfte stocken;
Sie mischten Athem, Kuß und Geist,
Er wühlt' und spielt' in ihren Locken;
Und aufging in des Tages Pracht
Der Stern der stillen Hochzeitsnacht.

Der erste Gesang endet mit einem Nachspiele, worin der Dichter berichtet, daß aus diesem Bunde sein Held Tristan entsprossen sei, dem er fortan durch Jagd und Kampf, Liebe, Leid und Verderben ein treuer Führer sein wolle. Dabei verfehlt er nicht, die Prüden, die nur schwächliche Liebe wollen, zurückzuweisen.

Ich habe mich vielleicht länger, als ich sollte, bei diesem Gesange verweilt; allein er ist ohne Zweifel der köstlichste von allen; er bildet wie „Tristan und Isolde" eine vollständige Liebesepopöe, nur in kleinerm Rahmen.

*) Im „Rheinischen Jahrbuch" heißt es leichter:
Ist Einer, der um ihren Schmerz
Nicht gerne gäbe Seel' und Herz?

gleichsam ein Miniaturbild, das auf ein größeres Bild vorbereitet.

Der zweite Gesang: „Die Jagd", den Immermann nebst dem vierten und fünften Gesange bereits im zweiten Jahrgange des „Rheinischen Taschenbuchs" mitgetheilt hat, ist wieder durch ein Vorspiel eröffnet, worin der Dichter verkündet, daß er uns nun „ins Land der grauen Haare" führen wolle, nämlich zu dem altgewordenen König Marke. Sodann beginnt die köstliche Jagdromanze, ein wahrhaft dramatisches Gemälde, das schwerlich je ein Dichter lebendiger gegeben hat, so viele sich ihrer auch damit versucht haben. Es steht entschieden der berühmten Jagd im „Fräulein vom See" voran, die weniger reich an Detailschilderung, überhaupt dilettantenhafter ist und auf einem Terrain vor sich geht, das dem Dichter weit leichteres Spiel gab.

Ich muß hier ein Wort über Immermann's ganz besondere Gabe der Schilderung sagen; nicht allein bei der Beschreibung von Jagden und andern Scenen, die dem Dichter handgerecht liegen, nein auf hundert andern, scheinbar sehr unfruchtbaren Gebieten zeigt sich sein glänzendes Talent, das, mit der innigsten Liebe für das Kleinste begabt, wüstes Feld in blühende Gärten verwandelt. Ohne Zweifel war sein Umgang mit den Malern in Düsseldorf, die fortwährende Anschauung ihrer Werke, die ganze Atmosphäre überhaupt, in der man sich in einer Kunststadt befindet, von günstiger Wirkung. Gewiß förderte auch der Aufenthalt in der lebhaften katholischen Rheinstadt, in jener Stadt, der Pforte des schönen Süddeutschlands, wo, neben dem Künstlervölkchen, Hof, Adel, Militair, Theater und der bunte Markt der aus den verschiedensten Ländern zusammenströmenden Fremden ein vielgestaltiges Leben hervorrufen, dies Alles, sag' ich, förderte gewiß den norddeutschen Dichter, dessen spröde Kraft der Sänftigung durch südliche Elemente, dessen ruhig verständige Natur frisch aufregender Anschauungen bedurfte.

Nachdem das Leben des siebenjährigen Hirsches bis zur Stunde, wo die Hetze beginnt, geschildert worden, hebt die eigentliche Jagdtragödie an, wobei der Dichter nicht allein eine vollständige Kennerschaft des Waldes und der Jägerei, sondern auch der Parforcejagd im Besondern entwickelt bis zur Kunstsprache des Waidmanns hinab, bei der dem Leser Anmerkungen zu Hülfe kommen. Dazwischen klingt die Erwähnung von Marke's Alter und unheilvoller Zukunft wie das Thema eines Musikstückes immer durch und mitten in der Hirschhetze unterbricht der Dichter prophetisch, wie auch anderswo, die Erzählung und ruft:

> Wer weiß, wie du einst wirst gejagt,
> O König Mark, der du zur Stunde
> Den Hirschen jagst mit Roß und Hunde!

Vergeblich sucht das edle Wild die Hunde durch Kreuz- und Querlauf zu irren, vergeblich verbirgt es sich in dem Pfuhle eines alten Eichenforstes, im Felsengrunde, im mannshohen Farrenkraut mitten unter einem Rudel der Seinen — „die nach Menschenart den Geächteten treulos verlassen" — in der Köhlerei, im Flusse. Hunde und Rosse schwimmen ihm nach. Schon neigt sich der Abend; der langgestreckte Schatten rennt wie ein Spottgeist mit dem gehetzten Thiere durch Feld, Wiese, Birkengehölz und stillen Tannenforst. Endlich stellt er sich erschöpft den rastlosen Verfolgern, und wüthend mit Geweih und Läufen. Viele Hunde und einen Jäger hat er hingestreckt; Keiner wagt ihn zu bestehen. Da springt ein schöner fremder Jüngling vor, stößt von der Seite dem Hirsch den Jagdspieß ins Herz und beugt dann zierlich vor dem Könige das Knie, das unberufene Einschreiten des Fremdlings in wohlgesetzten Worten entschuldigend. Als darauf ein Jäger den Rock abwirft, um das Thier zu zerlegen, thut ihm der Jüngling mit den Worten Einhalt: „Seid Ihr ein Metzger? Der Hirsch ist ein König; er muß königlich beschickt werden. Aber hier versteht sich Niemand aufs Waidwerk." Und nun zerwirkt er in seinem Jagdhabit, ohne Kleid oder Hand zu beflecken, den Hirsch nach allen Regeln der Kunst.

Dem alten Könige lacht das Herz bei dem Anblicke des wackern Knaben; er bestellt ihn zu seinem Jägermeister und läßt ihn auf der Heimkehr an seiner Seite reiten. Unterwegs erzählt ihm der Fremdling seine abenteuerliche Jugendgeschichte in Reimen, zu denen die Jäger den Refrain blasen. Er kennt seine Herkunft nicht.

> Ich bin wie die fließende Welle,
> Ich bin wie der wehende Wind,
> Ich bin wie das Wild, wie das schnelle,
> Bin ein vater- und mutterlos Kind.

Rual hat ihn in der Wildniß gefunden und zum Ritter auferzogen. Auf dem Wege nach Nantes haben ihn Normannen geraubt, aber in einem Walde wieder freigelassen, in dem er einen Einsiedler trifft, der ihn mit Jagdgeräth ausgestattet hat. An einem Ringe, den er bei sich führt, einem Geschenke Marke's an die verstoßene Blancheflur, erkennt ihn der König als seinen Neffen Tristan — welchen Namen ihm Rual gegeben; denn „sein Leben fing trist an". Bei seinem Eintritte in das Schloß stürzt der Jüngling und ritzt sich mit dem Dolche, aber er lacht des bösen Zeichens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gervinus.

Das „Foreign quarterly review" enthält im Januarhefte eine kurze Kritik über die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", von Gervinus. Der Berichterstatter läßt dem unabhängigen Urtheile des deutschen Literarhistorikers vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und wenn das Werk, äußert er, in Einzelnheiten auch nicht immer die allgemeine Zustimmung erhalten werde, so sei es doch geeignet, wenigstens zum Nachdenken anzuregen. Die abfälligen Bemerkungen, welche Gervinus über die jüngste Literaturperiode macht, bedünken den englischen Reviewer doch allzu hart, obschon er selbst gesteht, daß auch er für viele der jüngsten Autoren keine große Sympathie hege. „Sein Zorn gegen die gegenwärtigen Schriftsteller", sagt er, „entzündet ihn zu einer Menge von ausdrucksvollen Beiworten, welche meist eine Übertragung in unsere kältere Sprache nicht zulassen." Wir glauben übrigens, daß Werke wie Gervinus' Literaturgeschichte nicht geeignet sind, die Achtung vor der deutschen Literatur im Auslande wesentlich zu erhöhen. Dies geht auch aus den Schlußworten des Re-

vitwerk hervor. „Die deutsche Literatur", sagt er, „und wir verstehen darunter ihre Entwickelungen in den letzten hundert Jahren, hat diese Eigenthümlichkeit, daß sie in einer kurzen Zeit diejenigen Phasen durchgemacht hat, die sich bei uns durch eine viel längere Zeitperiode erstrecken. — — — Der rapide Wechsel der Systeme zumal hat in Deutschland viel dazu beigetragen, die Dauer ihres Einflusses zu verringern, und von allen ältern im vergangenen Jahrhundert so mächtig herausgestrichenen Schriftstellern ist vielleicht Lessing der einzige (?), welcher noch einen festen Platz in der nationalen Zuneigung behalten wird; und dies verdankt er der männlichen Kraft seines Geistes. Unsere englischen Schriftsteller folgten, bis zu einer vergleichsweise jungen Periode, mehr ihrem innern Antriebe als den stufenweisen Entwickelungen der Theorie, während die deutschen die miteinander etwas unverträglichen Elemente des Poeten und des Kritikers, jedes in gleicher Vollkommenheit, zu vereinigen streben; aber es ist dem Menschen nicht verliehen, Homer und Aristoteles zugleich zu sein. Glücklicherweise besitzt England Schriftsteller von überragender Vortrefflichkeit, welche die Leuchtthürme sind, um die Nation, nach periodischen Abschweifungen, zu jenen Mustern zurückzuführen, die, so lange unsere Sprache besteht, unsere Bewunderung in Anspruch nehmen werden." Besitzt etwa Deutschland diese Leuchtthürme, diese Muster nicht? Man sieht, daß das ganze Raisonnement ein unerquickliches aus Gervinus geschöpftes Resultat ist. Wir haben alle Ehrfurcht vor dem Riesenwerke unsers Literarhistorikers, vor den Studien, welche er darauf verwandt, vor dem durchdringenden selbständigen Geiste, womit er sie combinirt hat; aber es fehlt Gervinus hauptsächlich eine Eigenschaft, um den einzelnen Dichtern und ihren Werken gerecht zu werden, nämlich das Gefühl für die Poesie als solche. Kalten historischen Verstandes, legt er die Dichter auf den Secirtisch und zerlegt sie und richtet sie zu, wie der Anatom die Leichen, an denen er vor seinen Schülern Studien und Experimente macht. Aber es mangelt Gervinus nicht blos an poetischer Empfindung, er ist sogar häufig ein Antipode der wahren, reinen Poesie. Wo er diese und nichts als diese findet, tritt ihm die Galle ins Blut und er zeigt dann oft eine trübe, hypochondrische Bitterkeit, wie sie dem echten Literarhistoriker nicht geziemt. Dichter des 17. Jahrhunderts werden mit einer Gehässigkeit abgefertigt, wie ein Recensent einen jetztlebenden Poeten abfertigt, von dessen Unarten und Auswüchsen er einen nachtheiligen Einfluß auf das Leben der Gegenwart fürchtet; so z. B. Johann Rist, der doch das süße Lied: „Daß der Himmel dich schön geschmücket", das in Gedanken und Sprache kräftige Gedicht „Selig ist ein Held zu schätzen" und viele schöne Kirchenlieder gedichtet hat, die ihn, abgesehen von seinen schwächern Producten, den bessern Liederdichtern des 17. Jahrhunderts gleichstellen. Wie wegwerfend, ja empörend werden Lenz, Klinger u. s. w. abgethan! Was Gervinus über Lessing sagt, gehört allerdings zu dem Vortrefflichsten, was je über Lessing geschrieben worden; aber hier hatte er es auch mit einer Natur zu thun, deren Streben und Wesen über das Gebiet der Poesie hinausliegen. Und ist denn wirklich die neueste Zeit so ganz arm, so öde, so trostlos und verwüstet, daß ihre dichterischen und literarischen Bestrebungen gar nicht in Betracht kommen könnten? Wir sollen jetzt willkürlich aufhören zu produciren, um nach einer gewissen verflossenen Frist wieder mit der Production willkürlich anzufangen! Als ob nicht die poetische Production wesentlich ein Organismus wäre, an dem sich Glied für Glied in nothwendiger Folge ersetzt! Daß einzelne Glieder faul, verrenkt oder krank sind, thut hier doch wahrlich nichts zur Sache. Wir erlauben ja zu musiciren, zu malen, in Erz und Marmor zu bilden, warum sollten wir der poetischen Production nicht eine, wenn auch nur bescheidene Werkstätte in dem großen Haushalt der Nationalliteratur einräumen wollen! Der Schaden, den einzelne Poesien anrichten, kommt doch wahrlich dem Verluste nicht gleich, den wir an ihr im Ganzen und Großen erleiden würden. Aber wie bei uns der Theolog meist nur Theolog, der Mediciner nur Mediciner, der Jurist nur Jurist, der Maler nur Maler, der Handwerker nur Handwerker ist, so ist auch der deutsche radicale Politiker meist eben nur Politiker, ohne zu bedenken, daß die politische Blüte eines Volkes auch fast ohne Ausnahme mit seiner Blüte in Poesie und Kunst zusammenfällt. Es wäre Thorheit, wenn wir den Mangel an politischem Geist und Leben in Deutschland gerade den anmuthigen, kindlichen, vielleicht oft auch kindischen Gliederbewegungen der Poesie und nur diesen zuschreiben wollten. Der Grund liegt unendlich tiefer. Die schlechteste Erziehung ist die, welche am Verbieten ihre Freude hat; und dieses Erziehungssystem befolgt Gervinus, befolgen viele andere jungdeutsche Kritiker, mit denen Gervinus dem Geiste nach näher verwandt ist, als er selbst glaubt und ahnt. Der englische Berichterstatter selbst sagt: „Keineswegs stimmen wir mit unserm Autor in der verzweifelten Ansicht in Bezug auf die deutsche Literatur überein; wir betrachten im Gegentheil die vorhergegangenen Erscheinungen in diesem Lande nur als Vorboten einer glänzenden und vielleicht nicht allzufernen Zukunft!" So muß ein Ausländer die von einem Deutschen begangene Unbill wieder ausgleichen. 5.

Literarische Notiz.

Ein junger talentvoller Schriftsteller, A. Rongarède de Fayet, debutirte mit einem Werke: „Des anciens peuples de l'Europe et de leurs premières émigrations, pour servir d'introduction à l'histoire de France jusqu'à la fin du règne de Louis XIV." Man rühmt daran die gründliche Gelehrsamkeit und zugleich einen gewissen kühnen Geist, womit der Verf. Ansichten aufstellt und entwickelt, welche von den bisher geltenden oft direct abweichen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

Der dritte Gesang: „Die Schwalben", handelt zuerst von den „drei Männern, die einem Könige Noth thun": von dem Seneschall, der das Haus beschicken muß; von dem Weisen, der Rath gibt, „wenn des Königs Weisheit verreist ist", und von dem Narren, der ihn mit Schwänken kitzelt. Diese drei Männer hat „Herr Marke" auch; der klügste von ihnen ist der Narr, der böse Zwerg Melot, der die geheimnißvollsten Dinge erfahren kann, sobald er den Finger ans Ohr hält. Aber ihr Ansehen ist gänzlich geschwunden, seitdem Tristan den Palast betreten; weshalb sie ihm auch nicht wenig grollen. Marke fühlt sich in der Gesellschaft des Jünglings wie neu geboren. Schon vor Tagesanbruch besteigen sie die Rosse, um die Sonne von der Felsenklippe aufgehen zu sehen; in einer Bauerhütte lassen sie sich Schwarzbrot und Milch reichen und kehren erst spät nach Hause. Abends führt Tristan die schönsten Fräulein zum Tanze auf, und so wechselt eine Lust um die andere. Freilich, sagt der Neffe zum König, fehlt Euch noch das Beste.

> Was ist das Beste? frug der Alte.
> Und Tristan sprach: Ein Weibchen jung;
> Sie bringt Euch erst zum rechten Halte
> In herrlichster Erkräftigung.
> Will sehn, daß auch den Trost ich schaffe.
> Der König rief: du bist ein Affe.

Der Dichter versetzt uns durch ein paar Strophen der lebendigsten Schilderung in die Herbstzeit. Der Zwerg sitzt früh Morgens in Marke's Halle am Feuer und knackt Nüsse. Zu ihm treten der Seneschall und der Weise, „der verdrossen blickt wie die Vögel in der Mause". Melot vergleicht Tristan mit einem hübschen Seiltänzer, der einmal plötzlich einen jähen Fall thun werde. Überdem kommen Marke und sein Neffe. Die drei Unzufriedenen entfernen sich und der König nimmt seinen Frühtrunk am Fenster, von wo man den Kampf der Sonne mit dem Nebelmeer in der weiten Landschaft gewahrt.

Nur ungern versagen wir es uns, auf die Beschreibung dieser Nebellandschaft, die zu dem Gelungensten gehört, was je aus eines Dichters Feder hervorgegangen, näher einzugehen. Wie sehr wir auch von Immermann die feinste Beobachtung, die treffendste, immer handelnd fortschreitende Darstellung gewohnt sind, hier überrascht er uns durch die originellste Detailschilderung.

Plötzlich erscheinen zwei Schwalben, die von Irland kommen, über der Königsburg. Ein glänzendes Ding ist um der einen Fuß gewickelt; die andere beißt es ihr spielend los, und siehe! ein goldblondes Frauenhaar von seltener Schönheit fällt langsam auf die Fensterbrüstung nieder. Marke, welcher schwankt, ob er sich vermählen solle oder nicht, ergreift es und sagt dem Neffen: „Schaffst du mir die Herrin dieses Goldhaars, so erwähl' ich mir eine Gattin". Tristan verspricht übermüthig, die Bedingung zu erfüllen.

Ein kleines Nachspiel, worin Jugendmuth und Schwalbenflug sinnig nebeneinandergestellt werden, macht den Schluß.

Im vierten Gesange, der den Namen: „Sanct-Patrick's Schiff" führt, versetzt uns der Dichter an den kahlen, sturmgepeitschten Strand Cornwalls; es ist Winter. Wir sehen ein Schiff kommen, dessen Spiegel als Schutzpatron den vergoldeten St.-Patrick zeigt. Bald steigt eine Schar von 100 Männern in Rüstungen und Bärenfellen ans Ufer, gewaltige Recken, die bei jedem Schritte 15 Zoll tief in den Sand sinken. Morolt, der an ihrer Spitze schreitet, der Feldherr der verwitweten Königin Irlands, ist der größte von Allen. Er sendet O'Connor an Marke ab, um den rückständigen Tribut für seine Herrin einzufodern, und richtet sich dann mit seinen Leuten in einer alten Drachenhöhle am Ufer ein; nur der weiche, höfische Donegal bezieht ein verlassenes Fischerhaus.

Unterdessen sitzt Marke im Ahnensaale, umgeben von seinen Lords, die mit den Abenteuern und Kriegsthaten ihrer Jugend prahlen; Ritter John schweigt allein bescheiden im Gefühle seiner Altersschwäche. Überdem ist Tristan an einem Seitentische eingeschlafen. O'Connor tritt auf und überbringt seine Botschaft in stolzer, trotziger Rede; er begehrt so viel Gold, als der St.-Patrick am Schiffe der Iren wiegt, und droht im Weigerungsfalle mit Krieg und Verwüstung. Man entläßt O'Connor vorläufig ohne Bescheid. Da die Lords stumm bleiben, schickt der König nach dem Hofweisen, der in sophistischer Rede feige Unterwerfung räth. Da steigt dem

wackern Ritter John die Scham ins Gesicht. Nachdem er sich hat waffnen lassen, ruft er: „Wer's bieder meint, der thut mir's nach!" Allein, da er das Schwert erheben will, strauchelt er und stürzt, von dem Lufthieb hingerissen, kraftlos zu Boden.

„Wirth und Gast", der fünfte Gesang, beginnt mit einer mahnenden Frage an Deutschland, ob es noch die Siegerkraft von seinen letzten Kämpfen her bewahrt habe; dann geht er zu Tristan über, der nach dem Abgange O'Connor's aufgewacht war und die schmachvolle Schwäche des Hofes mit angesehen hatte. Als Knabe, der sich im ernstlichen Kampfe noch nicht versucht, hatte er sich nicht zu melden gewagt;

> Doch als er sah der Alten Noth,
> Da schlich ein züchtig Purpurroth
> Ihm über Schläf' und Wangen beide,
> Und gab dem Hals ein roth Geschmeide.
> Warum erröthete Tristan?
> Ihn küßt' im Innersten der Seele
> Ein hoher Gedanke auf zum Mann.

In John's Rüstung reitet er heimlich mit einem Knechte zum Strand und fodert Morolt, der auf einem Walfischschädel vor der Höhle sitzt, vom Pferde herab auf den folgenden Morgen zum Zweikampfe. Da sich herausstellt, daß Tristan noch nicht Ritter ist, gibt ihm auf seine Bitte sein Gegner sofort den Ritterschlag und ladt ihn überdies ein, die Nacht bei ihm in der Höhle zuzubringen. Der Speisemeister bereitet Glühwein und reicht Rauchfleisch umher; Tristan erhält als Gast das größte Stück. Die Iren schmausen und zechen wacker und singen die ungeschlachte Romanze von Dundoribone, dem Bauernsohn. Morolt erzählt dem Gaste von seiner Königin und deren Tochter, der goldblonden Isolde. Jene sei in Zauberkünsten wohl erfahren; diese verstehe alle Wunden zu heilen und pflege die Kranken mit zärtlicher Sorgfalt, während sie der Gesunden nicht achte.

Endlich verkündet der Morgenstern die Frühe. Die Iren legen sich zum Schlafe nieder und schnarchen mächtig; Tristan, als ein feiner Ritter, schlummert natürlich leise. Morolt, welcher fürchtet, daß seines Gastes Lager zu kalt sei, rudert noch nach dem Schiffe und holt ihm eine Rennthierdecke. Erst dann schließt auch er die schweren Augenlider.

Der Gesang endet mit einem Nachspiel, das von der Milde und Macht der Liebesgöttin handelt. Von dieser ihrer Macht, verspricht der Dichter, soll der Leser bald hören.

Der sechste Gesang: „Der Splitter", erzählt den Zweikampf Tristan's und Morolt's. Umsonst versucht der Ire, den ihm liebgewordenen Jüngling zu bewegen, sein furchtbares Schwert zu meiden. Tristan bleibt fest und die beiden Ritter fahren in zwei Nachen nach einem im Angesichte des Ufers gelegenen Eilande, von wo der Jüngling sein Fahrzeug ins Meer zurückstößt, weil doch nur einer von ihnen zurückkehren werde. Von dem Verdeck des Schiffes sehen die Iren, von dem Strande Marke und sein Hof, denen der Knecht Kunde gebracht, dem Kampfe zu.

Tristan, der natürlich Morolt an Kraft nachsteht, ihm aber an Gewandtheit überlegen ist, erhält bald eine Wunde. „Du blutest! Gib dich besiegt", ruft Morolt in Sorge. „Nicht eher, bis mein Leichnam am Boden liegt", ist des Jünglings Antwort. Mit blitzschnellen Streichen setzt er dem gewaltigen Gegner zu, der nun in blinder Wuth dareinschlägt. Den rechten Arm erhebend, ruft er seinen Heiligen an; da schlägt ihm Tristan den Arm ab und spaltet ihm, da er sich nicht ergeben will, das Haupt, wobei ein Schwertsplitter in dem Schädel des Getödteten zurückbleibt.

Von dieser letzten Anstrengung erschöpft, fällt der verwundete Sieger neben dem Leichnam ohnmächtig nieder. Marke und die Seinen kommen herangefahren und auch die Iren landen, um den todten Feldherrn ins Schiff zu bringen, das sofort unter Segel geht. Vor Dublin kommt ihnen, durch ihr Wehgeschrei benachrichtigt, das Volk, die Königin und Isolde klagend entgegen. Isolde läßt den Splitter aus dem Schädel nehmen, lächelt schrecklich und schwört feierlich, Rache an Dem zu nehmen, in dessen Schwert der Splitter passe.

Siebenter Gesang: „Tristan der Sieche." In dem Schlosse Tintayol herrscht Stille und Trauer. Drei Monde sind hingegangen und noch immer krankt Tristan an seiner Wunde. Zuletzt läßt ihm Marke, weil er dringend nach Einsamkeit begehrt, das Fischerhäuschen am Strande einrichten. Nachdem uns der Dichter eine meisterhafte Schilderung seines Krankenlebens gegeben, berichtet er, wie Marke eines Tags einen berühmten Arzt aus Köln zu ihm bringt, der den Ausspruch thut: Wenn ihn Jemand retten könne, sei es ein Wundermädchen in Irland; das Schwert, das ihn getroffen, sei vergiftet gewesen. Da erwacht Tristan's Muth von neuem; er beschließt, insgeheim bei Isolden Heilung zu suchen, und bald sehen wir ihn auch — nach einem süßen Zwischenspiele, das die Krankenpflege holder Frauen preist — nach Dublin versetzt, wo er, angeblich ein Kaufmann mit Namen Tantris, von der schönen Königstochter auf das liebevollste gewartet wird. Die Wirkung des Giftes muß ihrer Kunst weichen; schon blüht seine Wange wieder in frischem Rothe: da tritt Donegal, trunken von einem Bankette kommend, ins Krankenzimmer, während sie vor dem Bette des Schlafenden sitzt, und verräth ihn. Isolde schenkt ihm erst keinen Glauben und schickt ihn mit der Scheide von Tristan's Schwert hinweg, die er schärfen solle, um dem Feinde das Haupt zu spalten. In der zurückgebliebenen Klinge, die sie reinigen will, entdeckt sie entsetzt eine blutige Scharte. Sie nimmt den Splitter aus ihrer Schatulle; er paßt in die Scharte. Da faßt sie wie Judith das Schwert mit beiden Händen und erhebt es zum Todesstreiche; ihr Haar hat sich gelöst; die Augen rollen; die Wange flammt von Wuth. Erwacht ist ihr Schützling auf die Knie gesunken und erhebt flehend die Hände. Hier bricht plötzlich der Dichter ab, auf den nächsten Gesang verweisend.

Der achte Gesang: „Der Abt", beginnt mit einem Vorspiele, worin die „Presence d'Esprit" gepriesen wird.

Der Dichter sagt, er habe Mancherlei gelernt; da ihm aber Presence d'Esprit gefehlt, habe er es nicht weit gebracht. Darum habe er sie nun statt aller Bücherweisheit seinem Tristan mitgetheilt, der sich gewiß durch sie aus der Gefahr befreien werde.

Die Romanze führt uns bei König Marke ein, der sich mit dem „gelahrten Abte von Lunden" (London) beräth, ob es gestattet sei, dem verschollenen, todtgeglaubten Tristan Seelenmessen zu lesen. Der Tisch ist mit schweren Kirchenvätern bedeckt; dazwischen steht Rüdesheimer, „um den Geist frisch zu erhalten". Der feiste Mönch trinkt und liest, den schwierigen Fall, dessen kein Kirchenvater gedenke, spitzfindig erwägend. Zuletzt macht er den Vorschlag, vor der Hand für die etwa zu lesenden Seelenmessen eine Stiftung zu machen; das Übrige werde sich später finden. Herr Marke, dem der Vorschlag nicht ganz gefällt, „wenn er auch aus dem Leben der Kirche gegriffen war", streicht sich verlegen das Haar: da unterbricht sie der Seneschall mit einem Briefe Tristan's. Als Marke über dem Lesen erblaßt, glaubt der Abt, es sei die Todesnachricht Tristan's, und beginnt in salbungsvollem Tone:

— — — — Lohne
Der Himmel, Tristan, all' dein Thun!
Todt ist er also wirklich nun.
Mein König, alle Menschen müssen
Bekanntlich sterben, das steht fest;
Ein Jeder hat dafür zu büßen,
Daß Adam fiel. Von Keinem läßt
Die Wucht des bösen Fluches, erblich;
Tristan war Mensch, Tristan war sterblich.

Ihn gab der Herr, ihn nahm der Herr.
Dein Name sei gepriesen, Herr!
Nun können wir die Lichter zünden,
Mit aller Ruh' die Messe gründen
Für Tristan's Heil, deß Erdenschmutz
Die Flamme tilgt des Läuterwehes,
Bis ihm der Himmel seinen Putz
Gibt bei den Sel'gen. So gescheh' es!
Mark brauste auf: „Laßt euern Kram!
„O Gott, ich bin ein Bräutigam!"

Das heitere Angesicht des würdigen Mannes gerinnt plötzlich „wie Milch, in die man Essig sprengt"; er muß selber den in Octaven abgefaßten Brief vorlesen, woraus wir erfahren, daß Tristan im Augenblick der Todesgefahr, von Isoldens Goldhaar betroffen, jenes Haares, das von dem Fuß der Schwalbe auf Marke's Fenster gefallen war, gedacht und sofort gerufen habe: „Tödte mich nicht! Ein Gesandter ist heilig. Ich bin hier, um dich für Cornwalls König zu werben. Um deine und der Königin Gesinnung auszuforschen, hab' ich mich unter einem falschen Namen versteckt. Durchsuche meine Ballen; du wirst sie mit Hochzeitsgeschenken angefüllt finden." Unterdessen ist die alte Königin eingetreten; sie staunt, erwägt und endet damit, Isolden dem Könige zuzusagen. Doch soll Tristan in Haft bleiben, bis Nachricht von Marke eingelaufen ist. Bestätigt dieser des Neffen Aussage nicht, so soll Letzterer dennoch sterben. Tristan bittet daher den Oheim in dem Briefe, ihn nicht Lügen zu strafen und die gewaltsame Werbung mit der Gefahr seiner Lage zu entschuldigen.

Nach Lesung dieses Schreibens setzt Marke dem Abt auseinander, wie er um des theuern Neffen willen sich nun vermählen müsse; übrigens sei ja Isolde schön und ihr Herz noch frei. Er wolle sie auf den Händen tragen und wie eine Tochter lieben. Statt der Schenkung muß sich der Abt mit den Spenden der Trauung, die ihm übertragen wird, genügen. Die Lords Stonycraft und Vapüle werden vom Könige beauftragt, Isolden aus Irland abzuholen.

„Mittagszauber", der neunte Gesang, ist wieder eine Meisterschilderung Immermann's, in dem ein bisher von den Dichtern noch unberührter Stoff behandelt wird. Während sich Isolde zur Abreise anschickt, betritt die Königin einen geheimnißvollen Theil des Schlosses, um einen Zaubertrank zu bereiten, der den greisen König und ihre jugendliche Tochter zu ewiger Liebe zu vereinen bestimmt ist. Sie reicht Branganen, der Dienerin Isoldens, die sie bei dem Werke unterstützt, den Wein, der zum Liebestrank umgeschaffen werden soll, und, indem sie sie mahnt, auf dem Wege, den sie nun betreten werden, sich durch nichts schrecken zu lassen, steigen sie die stille dunkle Treppe hinab, wo das Echo ihre Schritte wiederholt, und treten ins Freie, die Königin gelösten Haares, mit dem heiligen Mistelkraut bekränzt, voran, Brangane mit dem Becher hinterher. Es ist sommerliche Mittagsschwüle, um welche Zeit der Zauber vollbracht werden muß. Und nun folgt eine Reihe allerliebster Bilder von dem Spuke, der den beiden Frauen im Felde begegnet, Bilder, die sich dreist neben Shakspeare's Frau Mab stellen dürfen. Die Königin schreitet, einen Zaubergesang anstimmend, die ihr gewiesene Bahn ruhig weiter, ohne auf die Erscheinungen zu achten; Brangane aber läßt sich aufhalten und unterbricht die Fürstin durch Ausrufungen des Staunens und Schreckens. Erst vertreten ihr zwei nackte Kinderchen mit Kornblumenkränzen den Weg, dann vier, dann ein ganzes Dutzend. Dies sind Alles Trabanten der Roggenbrute, die endlich selbst auf einem Wägelchen erscheint, von zwei Stierchen gezogen, die so klein sind, daß ihre Hörner kaum aus den Gräsern hervorsehen.

Aus dem Felde gelangen sie auf einen Berg, wo, hinter einem Felsen, die Schlange mit der Smaragdkrone wohnt, die ein Kleinod in den Becher werfen soll, um den Zauber zu vollenden. Die Königin geht in den Felsen; Brangane liegt, den Becher haltend, mit geschlossenen Augen auf den Knien. Da hört sie ein Gleiten, in immer engern Kreisen umschnürt sie es, es steigt an ihr herauf, ein Schweres hebt sich über ihr empor, des Bechers Deckel wird aufgestoßen und klingend fällt etwas hinein. Brangane hört die Königin, wie berauscht von Entzücken, stöhnen. Dann gleitet es wieder langsam durch das Laub hinweg. Nirgend wird in dieser meisterhaften Schilderung die Zauberschlange ausdrücklich genannt, und doch ist sie uns so gegenwärtig, daß auch wir uns von ihr umstrickt fühlen und leicht aufathmen, da sie verschwunden.

Die Königin berührt die erstarrte Brangane und verkündet ihr, daß der Zauber vollendet sei. Sie bleibt, da

sie schon von der Tochter Abschied genommen, „in schweigende Gedanken versunken", zurück, indeß das Mädchen mit dem Becher nach dem Schiffe geht, wo er in einem Schrein der Kajüte aufbewahrt wird. Der Gesang schließt mit einer Schilderung der Einschiffung.

Den zehnten Gesang: „Die Meerfahrt", eröffnet der Dichter mit einer Betrachtung, worin Gott, indem er die verschiedensten Menschencharaktere nebeneinanderpflanzt, mit dem Botaniker verglichen wird, der Gewächse aller Art in seinem Garten zieht. Der bunte Schwarm der Passagiere, die, auf dem Verdecke des Schiffes stehend, Irlands Küste verlassen, hat dies Gleichniß herbeigeführt. Isolde sitzt in sich versunken da;

> Sie war wie göttliches Entsagen,
> An Wunsch und Hoffnung arm und Klagen.

Tristan ist auch „wie umgekehrt" und hat keinen Scherz, kein Lied mehr für die Damen, denen er sonst so gern huldigte. Desto beweglicher gehen aber die Zünglein der Hofdämchen. Es gibt keine classischere Stelle über Mädchen-Reise-Geschwätz als diese. Studien dazu mögen wol die rheinischen Dampfschiffe geliefert haben. Die beiden Irländer Donegal und Gin berechnen unterdessen, am Bugspriet sitzend, was sie jährlich an Isoldens Hof erübrigen können, und Marke's Lords liegen in der Kajüte in großer Bedrängniß,

> Weil sich auf ihren Geist gesenkt
> Beim Schaukeln von Hiberniens Wogen
> Die Ahnung, daß nach ihnen breit'
> Harppenkrall'n die Seekrankheit.

Indessen schleicht Brangane, nur ihres Geheimnisses eingedenk, still umher; zuletzt fällt ihr aber doch Tristan's düsterer Ernst und Isoldens Schweigsamkeit auf. Auf ihre Fragen antwortet Jener: er denke, um seiner Sünden willen nach Jerusalem zu pilgern, und Diese: sie wolle ihre Jugend auch forthin der Krankenpflege weihen; Mark schrecke sie nicht; die Myrte der Liebe welke ja doch schnell dahin.

Auf den Wunsch der neubegierigen, erschöpften Passagiere läßt Isolde unterwegs an der Nonneninsel anhalten; Alle steigen aus, nur Isolde nicht, welche die zögernde Brangane hinwegtreibt und auch Tristan, der sich zuletzt noch mit ihr auf dem Schiffe befindet, mit strengem Blicke fortweist; doch hält sie ihn wieder durch die Bitte um einen Trunk.

An dieser Stelle, dem Wendepunkte des ganzen Gedichts, hat Immermann in Ariostischer Laune die höchst ergötzliche, in Octaven abgefaßte Geschichte „vom steinernen Fingerzeig" eingeschaltet, die von den Schicksalen zweier Nonnen der Insel handelt. Brangane theilt sie den auf der Insel umherstreifenden Passagieren mit, welche zuletzt auch das Kloster besuchen. Die treue Dienerin kehrt vor ihnen zum Schiffe zurück und findet hinter einem aufgespannten Segeltuche auf dem Vordecke Tristan und Isolde in zärtlicher Umschlingung, vor ihnen der geleerte Zauberbecher.

> Sie sagen Nichts. Nur süßen Schalles
> Haucht: Du! bisweilen — das ist Alles —
> Von ihm zu ihr, von ihr an ihn,
> Wenn sie die Lippen dem Kuß entziehn.
> Urbestes woll'n sie offenbarn,
> Und können sagen nichts als: Du!
> Im Ewigreinen, Ewigklaren
> Sehn sie einander jubelnd zu,
> Und schenken sich in heil'gen Scherzen
> Den Hauch vom liebeschwangern Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Das „Journal des débats", welches, man mag sonst von ihm denken, was man will, nicht selten recht vernünftige Ansichten zu Tage fördert, sagt bei Gelegenheit Folgendes: „Während alle Völker Europas sich vielleicht mit Unrecht vorzugsweise mit den Entwickelungen unserer Literatur beschäftigen und die ihrige vernachlässigen, verfolgen wir bis zum Excess die entgegengesetzte Richtung. Wenn wir, England und Deutschland ausgenommen, der zeitgenössischen Literatur anderer Länder einen Blick gönnen, so läuft dies darauf hinaus, daß wir nicht, oder fast nicht wissen, ob sie eine haben. — — — In der That, wir beschäftigen uns mit den fremden Sprachen zu wenig; wir lesen nur, was bei uns geschrieben wird. Wir unsern Theils sind weit entfernt zu glauben, daß wir die einzigen sind, welche an dem geistigen Fortschritte Europas thätig mitarbeiten. Wahrlich! Denen, welche in dieser Hinsicht Spanien wegwerfend behandeln wollten, empfehlen wir die interessante Sammlung, welche Baudry unter dem Titel: ‚Apùntes para una biblioteca de escritores españoles contemporaneos en prosa y verso por Don *Eugenio de Ochoa*' veranstaltet." Diese Sammlung, welche aus 66 Autoren zusammengesetzt ist, beweist auch in der That, daß Spanien reich an bedeutenden Schriftstellern ist. Beredte Moralisten besitzt es z. B. an Felix und Torres Amat, tüchtige Geschichtschreiber, Politiker und Redner an Toreno, Marina, Reinoso, Burgos, Flores Estrada, Martinez de la Rosa, Mignano, Larra, dramatische und lyrische Dichter des ersten Ranges an Breton de los Herreros, Lista, Gallego rc. Die beiden Bände dieser Sammlung bilden einen Bestandtheil der „Coleccion de los mejores autores españoles".

Von Emile Marco de Saint-Hilaire's Illustrationswerk: „Histoire populaire, anecdotique et pittoresque de Napoléon et de la grande armée", sind bereits mehre Lieferungen erschienen. Es werden deren 50, von denen jede Woche eine erscheint, einen Prachtband von 600 Seiten bilden. J. David, von welchem auch die 120 Illustrationen zu dem Werke: „La morale en action ou les bons exemples" herrühren, wird dazu 200 Zeichnungen liefern. Von der bekannten „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien" erschienen jetzt die 37. bis 40. Lieferung, enthaltend Robert Peel, Silvio Pellico, Royer-Collard und Marschall Moncey. Die 41. Lieferung wird John Russell enthalten. Deutschlands berühmte Männer kommen hierbei, wie fast immer, wenig in Betracht.

Von Mary-Lafon erschien das vom französischen Institut gekrönte „Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France". Von demselben Verf. ist die „Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France", wovon der erste und der zweite Band jetzt erschienen sind, der dritte im October und der Schluß des Ganzen gegen Ende des Jahres erwartet wird. A. Choulppe gab heraus: „Philosophie politique", und Louis Mercier: „Miscellanées; littérature morale, religieuse et philosophique, prose, poésie et musique", der Frau Herzogin von Nemours gewidmet, welche dem Verf. auch einen schmeichelhaften Brief geschrieben hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Der elfte Gesang führt den wenig bezeichnenden Namen „Cornwall". Der Dichter führt uns zur Nachtzeit wieder aufs Schiff; die Liebenden stehen einsam auf dem Verdecke.

Das Schiff glitt hin, her schwoll das Leuchten;
Stern schossen nach dem glühnden Feuchten.
Die Kön'gin und ihr Troubadour,
Lodernd in lodernder Natur,
Sie jauchzeten und weinten stille;
Die Munde kämpften Liebesschlacht;
Sie waren Ohnmacht, starker Wille
Und Darben, Reichthum, Blöße, Pracht,
Leichtsinnig Flattern, unverrücklich
Gebannet-sein. Sie waren glücklich!

Als der Tag kommt, sucht Brangane die Aufmerksamkeit der Schiffsmannschaft durch Geschichten von den Liebenden abzulenken, die unterdessen, nur mit sich selbst beschäftigt, nebeneinander sitzen und nach der wunderbaren Welt der Seepflanzen hinabschauen, welche der Dichter mit großer Meisterschaft malt. Isolde vergleicht den Zauber, den das Meer seinen Gewächsen verleiht, mit dem Zauber der Liebe. Plötzlich wird Land gerufen; das Schloß Tintayol ragt an Cornwalls Strand empor; Volk, Ritterschaft, König Marke in goldenem Gewande werden sichtbar. Die Schiffsmannschaft jubelt ihnen entgegen, indeß bleiche Verzweiflung das Liebespaar erfaßt. Schon ist es im Begriff, sich über die Brustwehr des Schiffes hinabzustürzen, als Brangane sie hemmt und sie auf den Knien anfleht, nicht den Tod zu suchen. Lieber wolle sie selbst die äußerste Schmach dulden.

In einem Nachgesange in Terzinen wirft der Dichter einen Blick auf sein Leben und seine geistige Entwickelung. Die Achtung der Dinge, sagt er schließlich, ist die Weisheit, nach der wir zu ringen haben. Aus ihr sei sein Lied aufgetaucht „mit seinen frischen, badeglänzenden Gliedern". Wie schön und wahr!

„Brangane", der erste Gesang des zweiten Buchs, wird mit einem Vorspiele eröffnet, worin der Dichter sein Lied anredet und ihm sagt, es soll kühn sein, aber auch keusch wie sein Volk. Sodann wird der Jubel des Hochzeitsfestes berichtet und die seltsamen, durch Brangane eingeleiteten Vorgänge in den Gemächern des Königs. Der Dichter deutet an, daß diese Dienerin, an Isoldens Stelle, bei gelöschten Kerzen Marke's Lager getheilt habe, daß aber Isolde und Tristan im anstoßenden Saale zusammengekommen seien.

Der Morgen bricht an. Der Kaplan ordnet die heiligen Geräthe im Münster; der Seneschall läßt die verwelkten Hochzeitskränze hinwegnehmen. So kehrt Alles wieder zur alten Ordnung zurück. „Und doch", ruft der Dichter, „faßt mich ein Grauen, wenn ich die Gemächer betrete, wo göttliche Treue (Brangane) und göttliche Minne (Tristan und Isolde) so schwer gefrevelt!"

Das Lied wendet sich wieder zur Hochzeitsnacht. Wir sehen Brangane von Marke's Lager schleichen und das Gewand zerreißen, in dem sie ihre Ehre eingebüßt. Wir sehen Tristan liebestrunken aus dem Fenster Isoldens springen und ihr vom nahen Baume aus süße Abschiedsworte zurufen. Da geht die Sonne auf. Tristan fährt aus seinem wachen Traum empor und eilt „wie ein Mörder" hinweg. Selbst von der todten Natur, die ihm jetzt wie ein heimlich spähendes Thier erscheint, fürchtet er Verrath. Doch faßt er wieder Muth und sagt: Wer eines solchen Weibes Liebe genossen, muß stolz sein. Er schlägt seine Laute in gewaltigen, stürmenden Weisen und eilt dann, da er keine Ruhe findet, nach dem Rüstsaale, wo seines Vaters Waffen hängen. Er drückt die brennenden Wangen an den Panzer Riwalin's — da grinzt ihn plötzlich das Gesicht Melot's an, der hinter der Rüstung gelauert hat und nun, da er seinen Vorwürfen mit frecher Rede begegnet, hart von ihm gegeißelt wird.

Auf eines Pagen Einladung geht Tristan darauf herzklopfend zum Frühstück des Königs. An dem Ende der Tafel sitzt Marke heiter in der Mitte von Hoffräulein, um deren Sessel junge Ritter stehen; weiterhin erscheinen die Lords und gegenüber auf goldgesticktem Throne die schöne Isolde voll Scham und Bangen. Der ehrliche Marke strömt gegen den Neffen von Dank über, daß er ihm eine solche Gattin zugeführt habe, und ernennt ihn zu ihrem Kammerherrn.

Von den verstohlenen Freuden, die das Liebespaar fortan genossen, will der Dichter, wie er im Nachspiele sagt, nicht weiter berichten. „Die Sitte ist erkrankt; doch soll sie an Schrecken und Grau'n genesen."

Von dem zweiten Gesange: „Die Mörder", hat der Dichter nur sechs Stanzen niedergeschrieben; der weitere Verlauf wird kurz in Prosa angedeutet, wovon ich einen noch kürzern Auszug gebe.

Die beiden habsüchtigen Irländer Gin und Donegal haben auf der Wachtstube im Spiel ihr Geld an Melot verloren und bitten die Königin um Ersatz. Brangane ist Isolden ein quälender Vorwurf; von ungerechtem Tadel gereizt, hat die Dienerin ihr Herz in bittern Reden gegen die Herrin ausgeschüttet, und diese verspricht nun den beiden Rittern reichen Lohn, wenn sie Branganen tödten. In einsamem Thale wird die Arme überfallen; ein Zufall verhindert den Mord und sie versöhnt sich wieder mit der reuigen Königin. Marke, der zu der affectvollen Scene kommt, erhält durch die beiden Irländer Aufschluß darüber und fortan erfüllt Kümmer und Eifersucht sein Herz.

Dritter Gesang: „Tristan und Isolde." Brangane tritt eine Pilgerfahrt an. Tristan bezieht, vom Könige verbannt, das Fischerhäuschen, von wo er sein Liebesverständniß unterhält. Marke stellt Späher aus und belauscht das Paar von einem Baume, um es überführen zu können; aber es entgeht, gleichsam vom Genius der Liebe geschützt, unbewußt allen Fallstricken. Dieser Gesang sollte ausführlich von den Launen der Liebe handeln.

Vierter Gesang: „Das schlimme Melotchen." Schilderung der Zwergenwirthschaft. Der schwache, von Liebe geblendete König, der sich gegen eine Überzeugung stemmt, die keines Beweises mehr bedarf, befragt den Zwerg in seiner Wohnung. Melot hält den Finger ans Ohr und spricht die Wahrheit aus. In seine Hand wird nun die Sache gelegt. Er färbt sich die Füße mit Beeren roth und setzt sich, anscheinend wund, vor Tristan's Haus. Von diesem mitleidig in die Hütte gerufen und dort allein gelassen, zeigt ihm sein prophetischer Finger einen feuchten Span. Dies führt ihn zur Entdeckung, daß Isolde, so oft sie den Geliebten zu sich entbietet, einen Span in die Quelle wirft, die durch ihr Zimmer und an Tristan's Haus vorüberfließt. Er eilt an den Bach und als wieder ein Span kömmt, sprengt er auf einer misgeschaffenen Mähre zu dem abwesenden Könige. Dieser überrascht nun Tristan in Isoldens Kammer, wie er zu der Königin Füßen die Laute spielt, während diese auf dem Ruhebette liegt. Isolde erhebt sich beleidigt und fodert stolz ein Gottesurtheil durch Feuerprobe zum Beweise ihrer Unschuld.

Fünfter Gesang: „Der Bettler." Ein Köhler unterrichtet Ritter John über das Ritual der Feuerprobe. Rual, Tristan's Erzieher, begehrt vergeblich, als Bettler verkleidet, Einlaß bei dem Jünglinge, der enthauptet werden soll. In dem Münster, wo dieser zum Tode vorbereitet werden soll, tauscht er mit ihm die Kleider und Tristan entweicht. Schilderung des Gottesurtheils. Tristan naht sich der Königin als Bettler mit einem Schwerte unter dem Mantel und heischt kniefällig ein Almosen, worauf sie schwört, sie habe nie einen Mann berührt außer diesem Bettler. Von John geleitet, schreitet sie zu den neun glühenden Pflugscharen; ein Wirbelwind verhüllt beide; die Königin liegt ohnmächtig am Boden und John ruft: Sie hat die Probe bestanden! Die Menge ist in wilder Aufregung. Der Bettler ist verschwunden; Rual befreit sich.

Sechster Gesang: „Das Schwert." Tristan kommt Nachts zu Isolde. Sie legt sein Schwert zwischen ihn und sich und wehrt, als vom Gottesurtheil geheiligt, jede Zärtlichkeit von sich ab. Da er klagt, daß sie ihn nicht mehr liebe, bricht ihr Gefühl mit aller Gewalt hervor. Nun aber soll er gehen für immer und, wenn er einst im Sterben liegt, ihr das Schwert senden; dann will sie ihn noch einmal sehen. Tristan steigt während eines furchtbaren Gewitters aus ihrem Fenster und bleibt unten bewußtlos liegen, wo ihn Rual findet und hinwegträgt.

Siebenter Gesang: „Isolde Weißhand." Ein Vorspiel sollte Männerliebe im Gegensatze zu Frauenliebe schildern. Isoldens einsames Leben, das nur von der Liebe zehrt. Unterdessen besteht Tristan viele Abenteuer, über die aber der Dichter mit Recht hinwegeilen wollte. In der Normandie kommt er zu Kadin, dessen Schwester Isolde Weißhand, eine tugendsame Schöne, Liebe zu ihm faßt. Von ihrem Namen und Reize angezogen, vermählt sich Tristan mit ihr, berührt sie aber nicht unter dem Vorwande eines Gelübdes.

Achter Gesang: „Kadin." Einst, als Kadin mit der Schwester reitet, sagt diese zu einem zahmen Vöglein, das nachfliegend mit ihr schnäbelt: „Du bist kühner als mein Gemahl." Dies Wort führt zu einem Geständnisse und Kadin fodert Tristan zum Kampf auf Leben und Tod. Tristan offenbart ihm sein Leid und schlägt ihm vor, mit ihm nach Cornwall zu reiten, um selbst zu urtheilen, daß, wer die goldhaarige Isolde geliebt, nimmer eine Andere lieben könne. Wenn ihm Kadin nicht beistimme, solle ihm sein Haupt verfallen sein. Wirklich begeben sich die Ritter mit Rual nach Cornwall; aus einem Versteck sehen sie die Königin mit ihren Frauen vorüberreiten und Kadin erklärt Tristan für gerechtfertigt. Diesen aber hat ihr Anblick in Wahnwitz versetzt.

Neunter Gesang: „Tristan's Wahnwitz." Im Schloßhofe zu Tintayol wird ein Schimpfspiel getrieben, wobei der Zwerg Tristan nachäfft. Tristan tritt in seltsamem Aufzuge hinzu, streckt Alle mit furchtbaren Schlägen nieder, erhält aber selbst vom Seneschall einen tödtlichen Lanzenstich. Er schleppt sich nach der Kammer Isoldens, die ihn nicht kennt und vor ihm flieht. Das ist der furchtbarste Schmerz seines Lebens. Er schickt durch Brangane eine Botschaft an die Königin und wird von Kadin und Rual hinweggebracht.

Zehnter Gesang: „Rose und Rebe." Ungestilltes Liebessehnen, heißt es im Vorspiel, verzögert den Tod des Sterbenden. Zur Gattin zurückgekehrt und dem Tode nah, schickt Tristan Rual heimlich mit dem Schwerte an Isolde ab. Öde auf Schloß Tintayol. Troz Branganens Gegenreden besteigt die Königin ein Schiff mit weißem Segel — das von Tristan für den Fall ihres Kommens bedungene Zeichen. Tristan hört von der Ankunft des Schiffes; er schickt die Weißhand hinaus, um zu se-

hen, ob es ein schwarzes oder weißes Segel habe. Diese, welche in Tristan's Liebe nichts als eine Verletzung ihrer Ehe erblickt, sagt, das Segel sei schwarz, worauf Tristan verscheidet. Die Königin kommt und fällt für todt an der Leiche nieder. Dann schilt sie die jammernde Weißhand hinweg und sitzt drei Tage und drei Nächte neben der Bahre. Marke findet sie starr und todt. Er beweint die Opfer der Liebe. Rual und Brangane, die beiden Treuen, pflanzen eine Rose und eine Rebe aufs Grab, die aufwachsend sich unauflöslich verschlingen.

In einem Nachspiele wollte sich der Dichter persönlich an den Leser wenden und auf das Vaterland und seine Zukunft eingehen, ein Gegenstand, der ihn stets erfüllte.

(Der Beschluß folgt.)

Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Königsberg Peter von Bohlen. Herausgegeben als Manuscript für seine Freunde von Johannes Voigt. Königsberg, Theile. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Selbstverfaßte Lebensbeschreibungen haben stets besondern Werth und Reiz, besonders aber für die Freunde der Verstorbenen. Nicht eben, weil Jeder sich am besten kennt, oder in Bekenntnissen sein Charakterbild am treuesten darstellt, sondern weil Niemand vom Leben so viel weiß und wissen kann als der eigene Erleber. Man gewahrt in solchen Berichten den ganz eigenen Gang geistiger Ausbildung und äußerer Schicksale, welchen die Einzelnen erfahren, man lernt dadurch Vieles, was ungeachtet fortgesetzten persönlichen Umganges unbekannt geblieben, man kommt dadurch zu manchen, vielleicht unerwarteten Aufschlüssen, und kann zur theilnehmenden Freude oder Trauer und überhaupt zur Menschenbeurtheilung und Selbstkenntniß willkommene Veranlassung finden.

Unser Verstorbene ward im kräftigsten Mannesalter (6. Febr. 1840) der Welt entrissen, nachdem er sich unter schweren Leiden, Kümmernissen und Entbehrungen seiner Jugend emporgearbeitet. Der akademische Senat in Königsberg bezeichnet ihn in einem öffentlichen Blatte als einen eifrigen, gründlichen Forscher, einen vielseitig gebildeten Gelehrten, der von Lehrern und Zuhörern geachtet und wegen Reinheit der Gesinnung, Offenheit und Biederkeit des Charakters, Wohlwollen und Güte des Herzens von zahlreichen Freunden geliebt worden. Schönes Zeugniß für den vielfach geprüften Hingeschiedenen. Er war geboren (13. März 1796) im Dorfe Wüppels im Jeverlande, eine kleine Meile von der Nordsee und dem Ausfluß der Jahde und Weser gelegen. Sein Vater Christian und seine Mutter Frauke Margaretha, waren arme Bauersleute. Mit zwei Schwestern ward seine Mutter frühzeitig Witwe (1806). Durch Verwendung des Pfarrers ward dem Knaben freie Schule gewährt, und sie war leidlich, auch nahm er Theil am Unterrichte der Pfarrerssöhne bei deren Vater. Der Anblick des Meeres und einige Reisebeschreibungen weckten eine Sehnsucht nach fernen Gegenden und Neigung zum Studiren. Feldarbeiten mußten zum Unterhalt der Mutter unternommen werden, ja bei dem Druck und der Handelssperre beschäftigte sich die Dorfjugend für guten Gewinn mit Schmuggeln. Wegen Mittellosigkeit wird (1809) der Knabe zu einem Schneidermeister in die Lehre gegeben, der sich mit seiner gebieterischen Frau alle Tage zankt, und wobei dem Lehrlinge die niedrigsten Arbeiten und Mishandlungen zufallen. Hiervon wird er befreit, als seine Mutter gestorben war und Napoleon alle Waisenknaben von 14—20 Jahren zum Militairdienst berief. Trotz seiner Kleinheit nimmt ihn der General Guiton als Jockei in Dienst, gewinnt ihn bald lieb, läßt die Pflichten eines Dieners aufhören, lehrt ihn das Französische, läßt sich aus Molière, Voltaire, Racine vorlesen und nimmt ihn sogar auf Reisen in den Wagen, nach Hanover, Stuttgart, Berlin (1812); behandelt ihn endlich förmlich als Sohn. Im J. 1813 muß Guiton fliehen, wie andere seiner Landsleute, nach Hanover, Hamburg, wo er die Belagerung mitmacht und auffallend mürrisch, unzufrieden und hart wird gegen Alles, was Deutsch hieß. Der Biograph zeiht sich bei dieser Gelegenheit eines Undanks gegen seinen Gönner, den er durch Widerspenstigkeit, Störrigkeit und selbst durch Schimpfen auf die französische Nation fortwährend reizte, und der ihn am Ende mit den Worten entließ: „Va t-en au diable.“ Vergebens schrieb ihm v. Bohlen später, nie kam eine Antwort und eine von dem General geschenkte Uhr erinnerte oft an das Unrecht.

Als Diener neben vier Schwarzen kommt v. Bohlen zum Admiral l'Hermite, bleibt bei dessen Abreise (1814) ohne Aussicht in Hamburg, findet als Marqueur Unterkommen in einem dortigen Gasthause, kann die ewige Unruhe und schnöde Behandlung nicht aushalten, bietet sich aus bei den Gästen und wird mit einem monatlichen Kostgelde von 50 Mark bei Handelsherren angestellt, copirt Briefe und lernt einigermaßen die Buchführung. Seine Gesinnung und wenigen Bedürfnisse, wofür er kaum seinen vollen Lohn begehrte, bewahren ihn vor Unredlichkeit, die außerdem ganz unbemerkt hätte geübt werden mögen. Nach einem Jahre stockt der rege Handel, es gibt weniger zu thun und die ausgesuchte Bibliothek des Hausherrn Otto reizt zum Lesen. Chemische Bücher, Experimente, welche die Hand verbrennen, astronomische Werke, Krünitz' „Encyklopädie“, beschäftigen die Wißbegierde, auch wird ein Lied gedichtet, und im „Beobachter an der Alster“ abgedruckt. Darauf mehren sich die Verse, werden von einem Freunde bewundert, in den „Lesefrüchten“ erscheint eine Paraphrase des Vater Unser und ein Greis aus dem Mittelstande sucht den Verf. auf, um ihm als einen neuen Klopstock seine Huldigung darzubringen. Dieser kann vor Wonne nicht mehr schlafen und trägt unzählige Verse sorgfältig und sauber in eine Sammlung zusammen. Da nichts als Englisch am Comptoir gesprochen wurde, lernt v. Bohlen die Sprache, übersetzt aus englischen Büchern, meistentheils aus Burns, der sein Liebling geblieben. Mit einer dicken Rolle Reimereien geht der Verf. kühn (1816) zum damaligen Director des Johanneums Gurlitt und wünscht Aufnahme in dasselbe. Gurlitt blättert, gibt die Hefte mit den Worten zurück: „Ich sehe da wol einige Anlagen, aber Sie scheinen mir zu alt, wer vor dem 20. Jahre nichts lernt, lernt nimmer was Rechtes“ — zu einer Schreiberstelle wolle er behülflich sein. Das Handlungshaus hatte derweil bankrott gemacht und v. Bohlen verlor dabei seinen rückständigen, noch nicht entnommenen Gehalt. Noch einmal wagt er einen Versuch bei dem Lehrer der Mathematik, Prof. Hipp, dieser beachtet genauer sein Versheft und gibt ihm Unterrichtsstunden, sodaß er (1817) nach einem Examen im Lateinischen und durch Unterstützung von Freunden in Tertia eintreten kann. Der Tertianer mit einem Bart nimmt Platz unter den Knaben, kommt binnen einem halben Jahre nach Secunda und ein Jahr darauf nach Prima. Er genoß von vielen Wohlthätern Unterstützung, unterrichtete Kinder, erhielt Zutritt in den ersten Familien, gewann die Liebe seiner Mitschüler. Gurlitt ward sein Lehrer, Vater und Freund. „Wie soll ich dir genug danken“, schreibt der Verf., „längst Entschlafener, Unvergeßlicher, wie besonders deine Verdienste würdig genug erheben!“

Der Theologie, welcher er sich gewidmet, ward er auch später in gelehrter Hinsicht nicht ungetreu, doch schien ihm bei seiner kritischen Richtung schwer, ohne Heuchelei in die Kaste der sogenannten Gottesgelehrten aufgenommen zu werden, und seine Neigung ergriff das Studium des Morgenlandes. Um Ostern 1820 ging er mit dem Zeugniß der Reife auf das hamburgische Gymnasium über, und ein Jahr später — durch edle Hamburger mit Stipendien auf drei Jahre versehen — nach der Universität Halle. Hier ward Gesenius sein Führer und

Freund, und neben dem eifrigen Studium auch an der Burschenschaft theilgenommen. Sie schildert der Verf. in ihrer damaligen Gestalt von vortheilhafter Seite, verbirgt aber nicht, daß schon Auswüchse sich bildeten und unruhige Hitzköpfe in einen engern Ausschuß für politische Grübeleien zusammentraten. Nach einem Jahre rieth Gesenius zu einer Probearbeit, die er dem preußischen Ministerium einreichen und zu des Verf. Empfehlung benutzen wollte. Es geschah (Übersetzung und Commentar einer Episode aus Ferdusi) und erwarb die Gunst des Ministers, der eine Unterstützung verhieß, wenn kein Verdacht der Demagogie vorhanden. Nun trat v. Bohlen aus der Burschenschaft und bereitete sich mit preußischer Unterstützung nach Bonn zu gehen, wo er 1. Oct. 1822 eintraf. Dem damaligen Halle gibt er das Zeugniß: „Es herrschte ein so lebendiger Sinn für wissenschaftliche Ausbildung, wie ich ihn nirgend weiter unter Studenten angetroffen habe.“ In Bonn wurden unter der Leitung von Freitag die orientalischen Studien — besonders in linguistischer Richtung — fortgesetzt und es erschien als Preisschrift „Das Leben und der Charakter des Dichters Montenebbi aus dessen Gedichten“, welche den Beifall von de Sacy erwarb und mit Hrn. v. Hammer in Streitigkeiten verwickelte. Die Kenntniß des Sanskrit erweckte Sehnsucht nach London und Indien, das Burschenleben ward auf den Umgang mit wenigen Freunden eingeschränkt. Aber nun brachte die Liebe eigenthümliche Plagen. Eine poetische Leidenschaft zur ältern und geschminkten Fanny verwandelte sich in herzliche Zuneigung zur verheiratheten Tochter des Hauswirths, die bei diesem mit ihrem lieblichen Kinde lebte, da ihr roher mishandelnder Mann sie verlassen hatte. Indem dieser verschollen war, konnte die Ehe gelöst werden, die Frau verlor bald darauf Vater und Kind durch den Tod und der neue Bräutigam mußte auf Weisung des Ministeriums nach Berlin. Hier war der Winter (1824) traurig, allein im Frühjahr des folgenden Jahres geht unser Verf. als Privatdocent mit jährlicher Unterstützung nach Königsberg und wird dort 1826 als außerordentlicher Professor angestellt.

Der Name Königsberg tönt ihm lieblich, es wäre ihm der Himmel auf Erden gewesen, wenn nur die Natur mit mildern Lüften diesen Himmel segnen wollen. Die Heirath kommt zu Stande, häusliche Sorgen beginnen, es werden zwei Kinder geboren und mehr, aber es erfolgen auch das Ordinariat und Zulagen. Das Klima wirkt nachtheilig auf die Frau und ihn selbst, eine Versetzung kann nicht gewährt werden, aber man bietet zu einer größern wissenschaftlichen Reise die Hand. Sie wird zwar angetreten, aber nicht vollendet, indem 1831 die Cholera in Königsberg ausbricht und zu den Kindern zurückruft. Der Wohlstand hebt sich, besonders 1836, als ein Sohn des britischen Ministers Lansdown das Haus bezieht. Den geselligen Umgang Königsbergs schildert unser Verf. ungemein vortheilhaft, besonders im Winter, ihm wird sehr wohl in kleinern frohen Familienkreisen bei seinen Collegen und Leuten andern Standes, nur bedauert er, ohne peinliche Anstrengung kein lautes Gespräch fortführen zu können und wegen dieser unseligen Scheu, die ihm aus frühern Verhältnissen ankleben mochte, wenig zur Unterhaltung beigetragen zu haben.

Seine letzten Jahre nennt der Biograph eine Zeit der Prüfung. Er bereitet sich nämlich 1837 zu einer Reise nach England, um mit seinem bisherigen Hausgenossen auf dem Landsitz des Vaters zu leben. Der Winter hatte ihn angestrengt durch Vorlesungen und er setzt sich Ende Februars mit Abspannung in den Wagen. Gleich in den ersten Tagen der Reise beschleicht ihn ein rheumatisches Fieber und verwandelt sich zu Berlin in die Grippe, welche ihn 14 Tage ans Bett fesselt. Darauf reist er trotz der Warnungen des Arztes weiter, erleidet einen gefährlichen Rückfall und kämpft in Hamburg unter treuer Pflege seines Freundes Kramer und dessen Gattin sechs Wochen lang mit dem Tode. Dennoch, im Vertrauen auf den Frühling und Englands mildes Klima, wagt er sich hinüber und erholt sich auf dem Landsitz der Familie Lansdown und auf der Insel Wight, kann sogar Ende Juli in London literarische Arbeiten beginnen. Als aber die Familie Lansdown die Hauptstadt verläßt und er sich vereinsamt fühlt, vielleicht auch die Nebel Londons nachtheilig einwirken, befällt ihn ein hektisches Fieber und der Arzt räth Rückkehr zur Heimat. In Bonn erwartet ihn seine Frau, die ohne sichtlichen Erfolg Brunnencur in Ems gebraucht hatte, sie erschrickt über sein Aussehen und ein Arzt erklärt, nur fernerer Aufenthalt im Süden lasse Genesung hoffen, Königsberg werde den Tod bringen. „Nachdem der kurze, aber um so heftigere Kampf der widerstrebendsten Gefühle, vornehmlich die Sehnsucht nach den lieben Kindern, überwunden und die Sorgen der äußern Verhältnisse im Vertrauen auf Gottes und guter Menschen Hülfe sich gelindert hatten, traten wir mit schwerem Herzen die weite Reise nach Hières in Provence an.“ Die Luft ist dort balsamisch, aber die Einwohner haben nichts für Pflege und Bequemlichkeit der Kranken gethan, und der Verf. spricht von kellerartigen Zimmern mit steinernen Fußböden, luftigen Thüren und Fenstern, in welche der Mistral einstürmt, Mangel an Mobilien, an Heizung, an ordentlichen Nahrungsmitteln, Spaziergängen u. s. w. Dennoch verliert sich sein Fieber, die Kräfte kehren wieder, die Ehegatten reisen Ende April über Nizza, Genua, Mailand, den Simplon nach Heidelberg, wo man die Reise nach Königsberg durchaus widerräth und Bonn oder Wiesbaden zum Aufenthalt vorschlägt. Die Frau begibt sich nach Königsberg, um das Hauswesen zu ordnen und die Kinder zu holen, erkrankt aber bald und entschläft im März 1839 zu Wiesbaden. Der Witwer eilt mit den beiden ältesten Kindern und der Schwiegermutter nach Halle. So weit erzählt der Biograph selbst und vom Herausgeber wird hinzugefügt, wie der Kranke das Schwinden seiner Kräfte immer mehr fühlt, schreibend und lesend möglichst sich beschäftigt und schmerzlos ohne Kampf dahinscheidet.

Ein Leben wie das vorliegende erweckt wehmüthige Betrachtungen durch das recht nahe tretende Bild der Vergänglichkeit alles menschlichen Daseins und des Zieles, in welchem sich Strebungen und Arbeiten verlieren. Nach Hindernissen und Kränkungen wird der wahre Lebensberuf gefunden, er nützt und befriedigt, die Kraft sinkt vor der Zeit und die Anstrengung scheint mit Demjenigen, was erreicht worden, in keinem Verhältniß. Aus dem beigefügten Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen erhellt, wie thätig der Verstorbene gewesen (auch durch Beiträge für d. Bl.) und daß noch Vieles von ihm zu erwarten gestanden. Der Menschenjahre sind überhaupt nicht viel für die Weite der Begehrungen des Geistes, aber eine rasche Verkürzung derselben erscheint als ungerechte Schmälerung eines kleinen Erbtheils. 51.

Literarische Notizen.

A. Sayous gab heraus: „Études littéraires sur les écrivains français de la réformation“ (2 Bde.), wovon der erste unter Andern Calvin, Viret, Theodor Beza, der zweite R. und H. Estienne, La Noue, Mornay und d'Aubigné behandelt; und F. Bouillier, gegenwärtig Professor an der Facultät der Wissenschaften zu Lyon: „Histoire critique de la révolution cartesienne“, ein vom Institut gekröntes Werk. J. Alauzet veröffentlichte sein ebenfalls gekröntes Werk: „Essai sur les peines et le système pénitentiaire.“

Von den „Vies des peintres, sculpteurs et architectes“, von G. Vasari, in das Französische übersetzt von Leopold Leclanché und mit Anmerkungen von diesem und mit Commentaren von Jeanron begleitet, erschien der achte Band. Die beiden letzten Bände sollen im Mai erscheinen. Das Werk wird im Ganzen 121 in Kupfer gestochene Porträts enthalten. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Immermann.

(Beschluß aus Nr. 138.)

Ref. hat nicht die Mühe gescheut, den Inhalt der reichen Dichtung so ausführlich vorzulegen, als es der Raum d. Bl. gestattet, um ihr recht viele Leser zu gewinnen. Dies Buch ist eins von denen, die man immer lieber gewinnt, je länger man sich mit ihnen beschäftigt, und billig sollte es in keinem Hause fehlen. Es ist eine köstliche Frucht, die freilich, ehe man sie genießt, von einer rauhen Schale befreit werden muß, die dann aber auch einen weit größern, nachhaltigern Wohlgeschmack offenbart als die weichen, glatten Früchte, die der Baum unserer Literatur in letzter Zeit getragen. Es ist in diesem Buch der Liebe eine Frische der Zeugung, eine ursprüngliche, schwellende Kraft und Gesundheit, wie sie fast unerhört ist in unserer Epigonenperiode. Freilich wird hier der Leser das jungfräulich reine und doch so innige Liebesverhältniß vom „Oberhofe" nicht wiederfinden, sondern vielmehr einen Bund, der, Sitte und Gesetz verhöhnend, alle Schranken, die ihm berechtigt oder unberechtigt entgegentreten, niederwirft. Hüten wir uns aber, den moralischen Maßstab anzulegen, wie dies Gervinus in seiner trefflichen Beurtheilung von Gottfried's von Straßburg „Tristan und Isolde" thut. Der Inhalt der Stelle, die ich meine, ist ungefähr dieser:

Gottfried hat die Fabel des Tristan aus der niedern Sphäre eines leichtsinnigen Geschichtcheus zu wunderbarer Höhe erhoben. Er führt uns Tristan als von einer Liebe beherrscht vor, die das Heterogenste verbindet; Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinn und alle Innigkeit des Gefühls sehen wir in demselben Herzen vereinigt. Der Dichter zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, wunderbaren Regungen der ersten Liebe, er veranschaulicht diese Gewalt durch den Zaubertrank, wodurch der Todhaß zweier Seelen versöhnt und in Treue bis in den Tod verwandelt, zugleich aber auch der schöne Bund zweier Verwandten getrennt und Tristan und Isolde zum schmählichsten Verrathe an Oheim und Gatten verlockt werden. So zeigt sich das Erhabenste und Edelste im Bunde mit dem Niedrigsten; ja, die Entartung der Sitte treibt Tristan zuletzt in die Sophistik der Liebe (Isolde Weißhand statt der Königin Isolde) hinein, bis ihn zuletzt die Rache des Schicksals ergreift. Was wollte der Dichter? Wollte er seinen Helden „als die Frucht und das Opfer des Leichtsinnes und der Eigenheit jener Zeit zeichnen, welche eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes erhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß?" Wenn auch dies Alles nicht in der Absicht des Dichters lag, „so liegt es doch in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende moralische Wendung vermieden ist, die wir gern unterschieben möchten".

Weiter unten (Literaturgesch., Bd. 1, S. 390) sagt Gervinus: Gottfried's Gedicht habe wahrscheinlich den damaligen Ansichten ebenso wenig verwerflich geschienen, als Werther in unsern Tagen; wahrscheinlich habe der Dichter gleich Goethe verlangt, daß man keine Foderungen der Moral an ein Kunstwerk stelle. Freilich, setzt er hinzu, „sind dies Fragen, die wol immer von verschiedenen Menschen verschieden beantwortet werden".

Dagegen erwidern wir: Nimmermehr darf ein moralischer Maßstab an ein Kunstwerk gelegt werden; denn es ist die einzige Aufgabe der Kunst, die Idee zu verkörpern und vor die Vorstellung zu bringen. Es darf demnach keine weitere Foderung an das Kunstwerk gemacht werden, als daß Form und Inhalt sich decken, oder: daß es wahr sei. Werther und Tristan haben beide die Leidenschaft der Liebe zum Inhalte, die damit endigt, sich selbst zu zerstören. Daß dieselbe gegen heilige Rechte frevelt, liegt in ihrer Natur; nur die Beschönigung dieses Frevels könnte dem Dichter zum Vorwurf gereichen, wenn er nämlich solche Liebe in edlerer Gestalt vorführt, als sie ihrem Charakter nach erscheinen kann. Daß dies Goethe im „Werther" gethan habe, möchte schwer nachzuweisen sein; in der neunzeiligen Vorrede allein verräth sich der Dichter als Parteigänger seines Helden; sie allein ist verwerflich. Was Gottfried angeht, so befindet sich dieser auf ganz unklarem Standpunkte; wir sehen ihn nicht über, sondern in seinem Werke, wie denn überhaupt die Dichtungen jener Zeit subjectiver Natur sind. Immermann dagegen, der Sohn einer weit kunstreifern Zeit, hat ein volles Bewußtsein von dem furchtbaren Conflicte, in dem Liebe und Pflicht im Tristan gerathen. Er ist weit entfernt, seinen Helden für einen Musterjüngling gelten zu lassen, vielmehr erscheint dieser,

trotz aller Schönheit, Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit, als ein lustiger Bursch, der keine Lebensbestimmung kennt, als der Fortuna nachzujagen, was er auch selber im zweiten Gesange sagt. Melotchen hat daher Recht, wenn es ihn mit einem Seilspringer vergleicht. Wer mit dem Zufall spielt, hat den Fall zu gewärtigen. Als Sohn der Liebe geht er vorzüglich dem Liebesglück nach; denn Niemand wird sein Verhältniß zu Isolde mit dem Zaubertrank entschuldigen wollen. Dieser soll nur die Schnelle und Allgewalt der Liebe veranschaulichen; sonst entbehrte er ja der poetischen Berechtigung.

Ebenso wenig hat der Dichter Isolden als Tugendheldin angelegt. Daß sie als Mädchen nur Kranken Theilnahme zeigt, erscheint uns als verkehrt. Die Rache, die sie an dem wehrlosen Kranken nehmen will, läßt sie als barbarische Virago erscheinen. Daß sie ohne Widerstreben in die Ehe mit Marke willigt, ist ein Frevel gegen die Liebe, die in der Ehe ihre sittliche Berechtigung erhält. Daher drängt sich ihr die Liebe nun verboten auf und stürzt sie ins Verderben.

Den alten Marke wird hoffentlich Niemand bedauern. Ein so durchaus schwacher Herr, dessen ganzes Treiben nur immer auf Plaisir ausgeht, dessen Räthe so albern, dessen Ritter so wurmstichig sind, muß nothwendig Land und Frau einbüßen, wenn Angriffe auf dieselben unternommen werden.

Natürlich sind alle Figuren des Gedichts so weit, als ihr Charakter es zuläßt, poetisch gehoben; natürlich hat der Dichter die allgewaltige, glühende, bis in den Tod sich bewährende Liebe Tristan's und Isoldens, die, der Pflicht gegenüber, ihre große natürliche Berechtigung hat, mit allem Zauber seiner Poesie ausgestattet. Vielleicht hat er diese Liebe — und dann wäre allerdings das Gedicht nicht ganz wahr, oder wie Gervinus sich ausdrücken würde, nicht ganz moralisch — zu hochgehalten; wenigstens sagen zwei Stellen nach meinem Gefühle zu viel.*)

Was nun das Verhältniß der Immermann'schen Bearbeitung zu Gottfried's Gedicht angeht, dem es ebenfalls nicht vergönnt war, sein Werk zu enden**): so ist sie, wenn auch hin und wieder ein Vers fast wörtlich aufgenommen ist, eine durchaus freie und entspricht dem Begriffe des Kunstwerks in weit höherm Grade. Zwar findet man bei Gottfried auch eine Fülle der Poesie und die Liebesschilderungen zeichnen sich durch große Wahrheit, Tiefe und Feinheit aus; nichtsdestoweniger ermüdet aber seine immer vom Ei beginnende, höchst ausführliche Erzählungsweise, in der das Gedicht (natürlich ohne die Fortsetzungen Ulrich's von Turheim und Heinrich's von Friberg) bis zu 20,000 Versen ausgesponnen worden. Immermann hat das Hauptgerüste der Fabel beibehalten, aber den Stoff zusammengezogen und in Romanzen gruppirt, die uns immer gleich mitten in die Sache versetzen. Vieles ist auch umgestaltet, Vieles auf andere, meist glücklichere Motive gestützt, sodaß sein Gedicht als ein weit organischeres Gebilde erscheint. Dabei ist es ernster und sittlich würdiger trotz des Humors, der in demselben herrscht. Die trefflichen Schilderungen sind Immermann's Eigenthum. Abweichungen von der Fabel Gottfried's sind beispielsweise folgende: Tristan tritt bei Immermann während der Jagd und nicht, wie bei Gottfried, schon vorher auf. Das Motiv mit den Schwalben, das Gottfried trotz des Vorgangs anderer Dichter verworfen, ist von Immermann wieder aufgegriffen; bei Gottfried freit Marke geradezu auf die Bitte seiner Großen. Bei Immermann geht Tristan nur einmal, bei Gottfried zweimal nach Irland. Bei Gottfried fällt die Überraschung des Liebespaars in der Königin Kammer erst auf das Gottesurtheil, und Tristan's Tod ist ein zufälliger, nicht durch seine Liebe herbeigeführter. Überhaupt erscheinen die Liebenden bei Gottfried weit verschmitzter und perfider, und Marke's Schwäche ist für den Dichter stets ein Gegenstand des Spottes.

Eine Bemerkung über Bearbeitung alter Stoffe finde hier ihre Stelle. Alte Stoffe tragen das Gepräge alter Zeit; die alte Zeit liegt aber unserm Interesse fern und selbst die geschickteste Behandlung kann uns einen solchen Stoff nicht völlig adäquat machen. Die Geschichte Tristan steht auf einem naiv kindlichen Boden, der uns unter den Füßen hinweggeschwunden, weil die Zeit ins Mannesalter getreten ist. Immermann war ein Sohn seiner Zeit und den Interessen des Tages mit ganzer Seele zugethan. Was ihm das Herz bewegte, floß ihm auch aus der Feder. Daher die Ironie gegen Marke's Hof und goldpapiernes Königthum, daher seine Satire gegen Pfaffenthum, die sich allerwärts, besonders im achten Gesange geltend macht. Daher seine Grille vom Weltregimente im Eingange zur „Meerfahrt" und Anderes mehr. Mit diesem modernen Standpunkte contrastirt nun offenbar der kindlich rohe Zustand, den die Fabel voraussetzt, und hauptsächlich das Wunder. Das Wunder kann in der Poesie nur noch im Märchen, das in Form und Inhalt der gläubigen Kinderwelt angehört, eine Stelle finden, nicht aber in einem epischen Gedichte, das den Gährstoff der jungen Zeit in sich trägt.

Immermann liebt es, die Frische und Kraft seiner Poesie, wie auch die seiner Prosa, durch Wörter, Wortformen und Redeweisen zu erhöhen, die von ihm neu gebildet, provinciell oder veraltet sind. Dadurch erhält das Gedicht eine Färbung, die diesem alterthümlichen Stoffe besonders wohlthut. Manche Wörter hätten freilich mit in die Anmerkungen aufgenommen oder, als der Masse der Leser fremd, vermieden werden müssen, wie z. B. Magen (Verwandter), Kemenate (Kammer), Massonei (Genossenschaft) u. s. w., kiff (statt keifte), gekennt (statt gekannt), fället (statt fällt von fallen) und a. widerstreben gar zu sehr. Widerlöcken (statt widerlecken) steht wol nur um des Reimes willen da.

Daß Immermann frei mit den Reimen schaltet, soll nicht gescholten werden; völlig reine und glatte Verse sind

*) S. 357, Str. 2, V. 7 und 8 und S. 367, Str. 2.

**) Es geht bis zum Zusammentreffen Tristan's mit Isolde Weißhand.

meist schauerlichen Inhalts. Besonders muß an Stellen, wo der Erzählungston sich der Prosa nähert, größere Licenz stattfinden. Reime à la Byron wie Wasser — daß er lassen sich aber nur vertheidigen, wenn eine komische Wirkung damit erreicht werden soll, was hier beiweitem nicht immer der Fall ist. Schlecht und auf falscher Aussprache beruhend sind ferner Reime wie Sarg — Mark; Gekläng — Refrain; schwier'gen — Syrien, anderer kleiner Unrichtigkeiten nicht zu gedenken.

Viele Stellen leiden auch an schwieriger Construction und Unklarheit; daher man mit dem Gedichte sehr wohl bekannt sein muß, wenn man es gut lesen will. Man vergleiche S. 54, Str. 2; 244, Str. 1 u. 2; 291, Str. 1; 332, Str. 1; 327, Str. 2; 329, Str. 2; 354, Str. 1; 378, Str. 2; 414, Str. 1. „Ihr Merken von dem Schiffe flieht zu Lande" statt: sie schauen begierig nach dem Lande (380, Str. 1), ist doch gar zu künstlich ausgedrückt. An Rückert in nicht angenehmer Weise erinnern Stellen wie 261, Str. 3, und 275, Str. 2; an Byron, besonders an dessen „Don Juan", 19, Str. 1, V. 3; 189 u. 108, Str. 2. Solch ironisirender Witz ist in der zwiespältigen zerrissenen Natur des großen Briten begründet; an Immermann scheint dergleichen nur durch die Lecture Byron's herangekommen zu sein; denn die Stellen sind selten und dem Charakter des Gedichts fremd.

Endlich muß ich noch einige harte Contractionen rügen wie: mind'stens, lehrt'st, haſt's u. s. w.

Immermann ist Mann vom Wirbel bis zu Zeh; daher ist seine Poesie bisweilen nicht allein rauh und spröde, sondern auch roh. Man vergleiche z. B. 71, letzte Str. u. 234—238.

„Tristan und Isolde" muß wiederholt gelesen werden, wozu das Gedicht schon selbst hinlänglich auffodert; dann tagen die dunkeln Partien, die Unebenheiten schwinden und man hat einen immer reinern, vollern Genuß. Gewiß hätte auch der Dichter noch manchen Flecken getilgt, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Immer kann man dies sein letztes Werk dem Besten beizählen, was je gedichtet worden, und „Münchhausen" und „Tristan und Isolde" sichern Immermann eine Stelle neben den ersten Sängern unserer Nation.

Trauernd hatte der greise Goethe gesehen, wie in der neuesten Poesie die Form immer mehr Oberhand über den Inhalt gewann. Immermann hat versucht, dem Inhalte wieder Geltung zu verschaffen. Goethe, der erst revolutionnair aufgetreten war, hatte sich später der Antike ergeben und einseitig gegen die Welt verschlossen. Dagegen erfolgte die Reaction der Romantiker, die aber auch den Formen einer dahingeschwundenen Zeit huldigten. Den Übergang von ihnen zur neuesten Poesie bildet Immermann. In ihm klingt und verklingt noch die romantische Zeit, welche unsere junge Welt in Gedanken und That von sich abzuschütteln strebt; in ihm liegen aber auch die frischkräftigen Keime einer neuen Literatur, deren Inhalt aus dem Herzen der Nation genommen sein wird.

Die äußere Ausstattung des Buches ist befriedigend; leider sind nur der Druckfehler gar viele. Auch sollte der Verleger bei einer neuen Ausgabe, die gewiß bald erfolgen wird, auf eine sorgfältigere Interpunction bedacht sein und besonders einen häufigern Gebrauch vom Semikolon machen. Das Verständniß mancher auf den ersten Blick dunkeln Stelle würde dadurch bedeutend gefördert werden.

Schlüßlich muß ich noch bemerken, daß der erste Gesang im vorliegenden Buche in vielen Stellen von dem in ersten Jahrgange des „Rheinischen Jahrbuchs" gegebenen Abdrucke abweicht. Da aber den Varianten im „Jahrbuch" entschieden der Vorzug gebührt, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie aus einer neuern Überarbeitung des Dichters hervorgegangen sind, welche man bei der Herausgabe des ganzen Gedichts auffallenderweise zu benutzen versäumt hat. Dr. K. A. Mayer.

The Canadas in 1841. By Sir *Richard Bonnycastle.* Zwei Bände. London 1841.

Die beiden, der Krone England angehörigen Canadas haben in der jüngsten Zeit allen über den Kreis ihrer nächsten Umgebung hinausblickenden Lesern und Denkern sich auf eine Weise bemerkbar gemacht, daß jedes neue, jene Länder besprechende Buch im voraus einiger Beachtung gewiß sein kann. Das hat sich an unbedeutenden Werken bestätigt, die theils aus Courtoisie, theils, um nicht auf die Gründe des Widerspruchs eingehen zu müssen, hier ungenannt bleiben mögen, und es wäre eine überraschende Ungerechtigkeit, wenn, was ihnen von der Gunst des Zufalls geschenkt worden ist, den von Sir Richard Bonnycastle, Oberstlieutenant im englischen Ingenieurcorps, unter obigem Titel über Canada veröffentlichten zwei Bänden vorenthalten werden sollte. Es ist das jedoch um so unwahrscheinlicher, weil besagtes Buch sich nicht an die Zufälligkeit der Zeitumstände anzuklammern braucht, sondern fest genug auf eigenen Füßen steht. Der Verf. ist viel gereist und hat viel beobachtet, und ehe er sich auf Reisen und aus Beobachten begab, sorgte er dafür, daß letzteres mit Geist geschehen konnte. Daher weiß er schon der Fahrt über das atlantische Meer, wie oft auch Seereisen geschildert worden sind, für den Zweck seiner Beschreibung frischen Reiz abzugewinnen, und das höchst einfach dadurch, daß er mit keinem Worte erwähnt, ob er schlecht oder gut gegessen, Champagner oder Bordeaux getrunken, weich oder hart geschlafen und die Seekrankheit „innerhalb oder außerhalb der Grenzen des Anstandes" gehabt hat. Statt dessen lockt er die Phantasie des Lesers, mit ihm merkwürdige Erscheinungen zu betrachten, Meerphänomene, wie sie allerdings Denen nicht sichtbar sind, die, wenn sie „Migraine" haben, sich zu Bett legen, und wenn sie keine haben, sich an den „Aushängebogen ihrer neuesten Publication" ergötzen. Was kümmert Migraine und Aushängebogen die Leser eines Winter- oder Sommeraufenthalts in Canada! — — „Bei unserer Ankunft im Golf von St.-Lawrence", erzählt der Verf., „wurden wir plötzlich gegen zwei Uhr Morgens vom Obersteuermann alarmirt, der dem Capitain zurief, gefälligst aufs Verdeck zu kommen, indem leewärts etwas ganz Ungewöhnliches zu sehen sei. Das Wetter war kalt, aber der Himmel rein und gestirnt. Ein schwacher Wind wehte aus Südwest und unsere Fahrt war so schnell oder langsam, wie sie bei einem solchen Zephyr anders nicht sein konnte. Im Momente hatte sich der Himmel südwärts bewölkt, genau über den Hochgebirgen der Grafschaft Cornwallis, und ebenso augenblicklich war ein intens brillanter Lichtstrahl, einer feurigen Aurora ähnlich, leewärts aus der See aufgeschossen und hatte Alles und Jedes, bis hinauf an die Mastspitze, deutlich erkennbar gemacht. Da hatten der Obersteuermann und sein Gehülfe das Steuer niedergelegt, die Schiffsmannschaft gerufen und den Capitain geweckt. Schneller jedoch, als sie das zu bewerkstelligen vermocht, breitete sich

das immer hellere Licht rings über die See; die bisher ruhigen Wellen fingen an sich zu bäumen, und vom Lande her brohten schwere schwarze Wolken ein fürchterliches Unwetter. Als ich aufs Verdeck kam, bot sich mir ein Anblick, wie ich ihn vermuthlich nie wieder haben werde. So weit mein Auge trug, war Alles eine einzige, furchtbar leuchtende Flamme und darüber hin zog sich längs der Basis des vor uns liegenden hohen, trotzigen, finstern Landes in unbeschreiblicher Klarheit ein langer, prächtiger Feuerstreif. Die in jenen Breiten sehr zahlreichen und großen Fische schienen erschreckt; durch weithin reizende Linien eines blendenden Lichts sahen wir sie in ungeheuern Haufen umherfliegen, gleich als glaubten sie für Zeit und Ewigkeit sich verloren. Der etwas stärker gewordene Wind hatte einen eigenthümlich hohlen Klang, und nachdem ich lange eine Scene beschaut, die zu den seltensten Meerschauspielen gehört, brach der Tag langsam und verdrüßlich an, stieg die Sonne in Feuer und Dunkel herauf. Das Einzige, womit ich die wahrhaft Schauder erregende Scene vergleichen könnte, würde sein zu sagen: wir schifften auf einem Feuersee."

Dies eine kleine Probe von der klaren, kräftigen Darstellungsweise des Verfassers. Sie geht in solcher Art durch das ganze Werk — nichts von Sentimentalität und Zimperei, nichts von Effecthascherei und geistiger Migraine. Die Erzählung schreitet natürlich fort und eben deshalb liest sie sich angenehm. Nützliche Belehrung wechselt mit wild romantischen Skizzen und nach Reisen durch ungemessene Urwälder folgen Fahrten auf jenen Binnenseen, welche der Geographie von Nordamerika ein so eigenthümliches Interesse geben. Mehrfach kommt auch der Verf. mit den Ureinwohnern in Berührung, mit den seltsamen Racen rother Menschen, deren ganze Organisation dem Einflusse der Versteinerung zu widerstreben scheint, und Ref. rechnet es zu den Vortrefflichkeiten des Buchs, daß der Verf. Gefühl zeigt für die unglückliche Lage der Barbaren, ohne die Mängel und Schwächen ihres Charakters zu übertünchen und ins Liebenswürdige zu malen. Wer Cooper gelesen hat — und wer hätte Cooper nicht gelesen? — ist bereits mit vielen Idiosynkrasien der nordamerikanischen „Rothhäute" bekannt. Doch keine, nicht die vollendetste Schilderung Cooper's dürfte die wilden Männer des amerikanischen Festlandes treuer veranschaulichen als Bonnycastle's einfache Erzählung von der Ankunft der You-tah-wah-tamies, eines berittenen Stammes, der, vertrieben aus den Hinterwaldungen *) der Vereinigten Staaten, nach Canada übertrat, hier eine Zufluchtsstätte und britischen Schutz zu suchen. Bei der ersten Zusammenkunft ihrer Anführer mit den englischen Behörden gaben die Letztern ein extemporisirtes Kriegsschauspiel, in welchem sie treu nach dem Leben die einzelnen Operationen zu einem Überfalle vorstellten, den sie gegen einen amerikanischen Heerhaufen unternommen und der mit den nationalen Scalpiren geendigt. Ref. versagt es sich ungern, sowol diese als manche andere Stelle auszuheben. Aber die kürzeste ist für den gestatteten Raum zu lang und ein Übersetzer wird dem Werke wahrscheinlich nicht entstehen.

Nächst der Unterhaltung fehlt es, wie bemerkt, nicht an nützlicher Belehrung. Der Verf. weist an, worauf der Reisende bei der Wahl eines Schiffes sein Augenmerk zu richten, mit welchen Vorräthen er sich zu versorgen und was er beim Landreisen in Amerika vorzüglich zu beobachten habe. Dann berichtet er von verschiedenen Städten in Ober- und Untercanada, von den dasigen Erwerbszweigen, von Allem, was bei Begründung einer neuen Niederlassung zu berücksichtigen, vom Preise der Lebensmittel und von den vielfachen Betrügereien, denen Einwandernde ausgesetzt sind. Besonders lobenswerth aber ist es, daß, wenn der Verf. von den Vereinigten Staaten, deren Bewohnern und Institutionen spricht, er den Engländer vergißt und nicht nach dem Vorbilde mancher männlichen und weiblichen Feder thut, die das Publicum mit amerikanischen Zerrbildern zu amüsiren gesucht haben. Seine Meinung geht dahin, daß zwischen einem amerikanischen und einem englischen Gentleman so gut wie kein Unterschied stattfinde und daß es im Interesse beider Nationen, allen Zank und Streit und alle Vorurtheile von sich werfen. Wer kein Feind der Civilisation und kein Gegner der Freiheit, wird dem Oberstlieutenant die Hand schütteln und, wenn nicht sagen, doch denken: das gebe Gott!

18.

*) Backwoods, wie in Nordamerika die von den Alleghanygebirgen westlich liegenden Urwälder heißen.

Bibliographie.

Ainsworth, Die alte St.-Paulskirche. Eine Erzählung von der Pest und der Feuersbrunst. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 16. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Herk und seines Freundes Mänle. Mitgetheilt von dem Dritten im Bunde. 8. Landshut, v. Vogel. 15 Ngr.

Bauer, Generalin, Das Ehrenfräulein. Historischer Roman (1572). Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von J. Hartmann und K. Jäger. 1ter Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 25 Ngr.

Charlotte und Marie. Briefe über die Gefahren des Pietismus für das weibliche Geschlecht. 16. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Dumas, A., Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. 1429 — 1431. Aus dem Französischen von W. L. Wesché. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Ebrard, A., Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet. 1ste Lief. Gr. 8. Frankfurt a. M., Zimmer. 1 Thlr.

Flygare-Carlén, Emilie, Emma's Herz. Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 10 Ngr.

Frey, L., Frankreichs Civil- und Criminal-Verfassung. Kritisch dargestellt. Gr. 8. Manheim, Hoff. 1 Thlr. 15 Ngr.

Glümer, Charlotte v., Die Geschwister, oder: Handwerk hat einen güldenen Boden. Erzählung. 8. Leipzig, Binder. 24 Ngr.

Jagemann, L. v., Deutsche Städte und deutsche Männer. Nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft. Reiseskizzen aus den Jahren 1837 — 1840. 2 Bände. 8. Leipzig, Binder. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Märchen-Almanach für Jung und Alt aus allen Ständen. Herausgegeben von Dr. Legis-Glückselig. Mit 20 Bildern. Gr. 12. Prag, Leitmeritz u. Teplitz, Medau. 1841. 1 Thlr.

Nork, F., Stimmen aus dem Jenseits, oder das Todtengericht im Grabe; den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten Scheintodten getreu nacherzählt. 8. Weimar, Voigt. 22½ Ngr.

Schelling und die Offenbarung. Kritik des neuesten Reaktionsversuchs gegen die freie Philosophie. Gr. 8. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Schuller, Das Lied vom Pfarrer. Parodie auf Schiller's Lied von der Glocke. 2te, umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Hermannstadt, v. Hochmeister. 1841. 6¼ Ngr.

Smith, Horace, Der Geldmann. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 15 Ngr.

Soulié, F., Die Eroberung von Toulouse. Eine historische Novelle. Aus dem Französischen übertragen. 8. Leipzig, Binder. 15 Ngr.

Stuhr, P. F., Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. 2 Theile. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 4 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 140. — 20. Mai 1842.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Erster Band. Leipzig, Weber. 1842. Gr. 8.
2. Ungarn, seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1841. Von Miß Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile. Leipzig, Reclam jun. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Die östreichische Monarchie läßt sich aus mehren Gesichtspunkten betrachten, an welche sich überaus fruchtbare Folgerungen knüpfen. Zuerst als europäische Großmacht, dann als eine der deutschen Hauptmächte, drittens als Staatenganzes mit Selbstzweck, endlich in ihren Bestandtheilen jeder mit mehr oder minder eigenthümlichen Zwecken. Betrachtet man Östreich als europäische Großmacht, so findet man ihre Bestimmung in hohem Maße auf den Südosten unsers Welttheils hingewiesen, denn sie ist in ausgedehnterer Grenzbreite näher als jede andere Macht dem Brennpunkte, wo sich, nachdem Frankreich dauernde Ruhe erlangt haben wird, die großen Interessen Europas concentriren und sich vielleicht nur unter Kriegsstürmen, wie es ihres Gleichen kaum je gegeben, in ein wünschenswerthes Gleichgewicht setzen werden. Als eine der deutschen Hauptmächte ist Östreich ein wesentliches und unzertrennliches Glied jener sechsten europäischen Großmacht, welche das Unglück hat, von dem Verf. der „Pentarchie" ignorirt zu werden, die aber unter dem Namen des deutschen Bundes die Zeiten der Ohnmacht und Zerrissenheit unsers Gesammtvaterlandes vergessen macht und ihm sein natürliches und rechtmäßiges Gewicht in dem europäischen Staatensysteme wiedergibt. Als deutsche Macht ist Östreich zugleich der Träger des germanischen Princips, welches das Recht obenanstellt und das Schwert nur für das Recht zieht, gegenüber sowol der großen Slawenmonarchie, welche die eine Hand auf die Donau-, die andere auf die Weichselmündungen legt, als jenem altersschwachen Reiche der Osmanen, das dem griechischen Kaiserthume in dessen letzten Zeiten so ähnlich sieht. Nach seinem Selbstzwecke als Staatenganzes ist die Aufgabe Östreichs, dieses aus so vielen verschiedenen Gliedern bestehende Ganze als solches zu erhalten und immer mehr, nicht zur Einerleiheit der Gestaltung, sondern zur innern Einheit der Kraft und Macht, der Bildung und des Ruhms zu erziehen und zu erheben. Betrachtet man endlich die östreichische Monarchie nach ihren Bestandtheilen, so ergibt sich zuvörderst, daß mit Ausnahme der vormals venetianischen Staaten, der gewesenen Republik Ragusa, Salzburgs, des Innviertels und Galiziens, welche durch feierliche Staatsverträge an das regierende Haus gekommen sind, sämmtliche andern Reiche und Länder, aus denen sie besteht, kraft Erbrechts dem Geschlechte der Habsburger, deren weibliche Linie in ihnen allen nach Erlöschung des Mannsstamms zur Herrschaft berechtigt war und ist, anheimgefallen sind. Das vorzüglichste Bindungsmittel dieser Bestandtheile liegt daher darin, daß das kaiserlich östreichische Haus in allen seinen Reichen und Ländern zugleich das eingeborene Fürstenhaus ist, ein Bindungsmittel von solcher moralischen Stärke, daß Völker, zwischen denen nicht ein geringer Grad von Abneigung, um nicht zu sagen Nationalhaß, besteht, von denen manche sogar, und namentlich die Ungarn, gegen die Beilegung des Namens Östreicher protestiren, dennoch in ihrer Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus ebenso innig und feurig sind, als wären die 35 Millionen Unterthanen des Kaisers von Östreich sammt und sonders Wiener. Der Mangel an nationeller Einheit wird daher ersetzt und ausgeglichen durch unwandelbare und unerschütterliche Unterthanentreue, und es ist diese Thatsache die glänzendste Lobrede auf die väterliche Pflichttreue und auf die vollendete Regierungskunst der östreichischen Regenten, welche die widersprechenden Interessen und die verschiedenartigen Nationalitäten so vieler ihrem Scepter unterworfenen Länder in Einem großen Brennpunkte, dem der Liebe und Anhänglichkeit, zu vereinigen verstanden haben. Alle diese Länder fühlen lebendig, daß sie in ihrer Gesammtheit eine europäische Großmacht bilden und genießen jedes in gleichem Grade die mit einer solchen Stellung verbundenen Vorzüge; aber sie tragen nicht alle in gleichem Maße bei, daß die östreichische Monarchie diese ihre für sie selbst und ganz Europa so segenreiche Stellung behaupten könne. In dieser Beziehung theilen sich die Länder des Hauses Östreich in zwei an Umfang fast gleich große, an Zahl der Bevölkerung nicht sehr verschiedene Hälften: in die deutschen, italienischen und galizischen Erblände einerseits, in Ungarn mit seinen Dependenzen und in Siebenbürgen andererseits. In den Erblanden ist die Regierungsgewalt

ungehemmt und die Besteuerung gleichförmig auf alle Unterthanen ohne Ausnahme gelegt. In Ungarn dagegen ist die Regierungsgewalt beschränkt und man braucht nur die Thatsache zu kennen, daß da das Salzregal die beiweitem größte Quelle des Einkommens der Regierung bildet, um einzusehen, daß hier die Steuern nicht nur nicht gleich vertheilt sein können, sondern daß die mächtigste und reichste Classe nichts bezahlt. Die Folge davon ist, daß Ungarn nicht in dem Grade wie die übrigen Erbstaaten zu den öffentlichen Lasten beiträgt, welche unverhältnißmäßig stärker auf den letztern drücken, aber doch erschwungen werden müssen, um die Stellung Östreichs als europäische Großmacht, die für Ungarn gleich wohlthätig war und ist wie für die übrigen Länder dieser Monarchie, mit Würde, Nachdruck und Einfluß behaupten zu können. Ja, so sind die Verhältnisse, daß, ließe sich denken, Ungarn wäre plötzlich getrennt von dem Ländercomplex des Hauses Habsburg und darauf verwiesen, sich lediglich aus eigenen Kräften als europäisches Reich zu behaupten, die jetzige Besteuerung daselbst und noch gar vieles Andere kein Jahr zu bestehen vermöchte. Wenn es daher richtig ist, und schwerlich dürfte sich Jemand, der in der Geschichte erfahren ist, finden, um es zu leugnen, wenn es richtig ist, sage ich, daß Ungarn dem Umstande, daß es mit den übrigen Erbstaaten ein und dasselbe angestammte Herrschergeschlecht besitzt, die Bewahrung seiner Nationalunabhängigkeit und seiner Verfassung verdankt; wenn kein Ungar in Abrede stellen wird, daß sein Vaterland sich nach dem Tode Karl's VI. wie Ein Mann erhob, um dieses unschätzbare Gut zu behaupten; wenn das Schicksal eines benachbarten, einst so großen Reiches als warnendes Beispiel dasteht, wovor Ungarn durch seine Mitgliedschaft unter den Kronen des Hauses Östreich bewahrt worden ist; wenn es endlich weder wollen kann noch wollen darf, daß es der Bestandtheil einer europäischen Großmacht zu sein aufhöre, vielmehr zu sehr von den Vortheilen, die daraus für dasselbe erwachsen, durchdrungen sein muß, um so etwas nur entfernt zu wünschen: so folgt für Ungarn die unabweisliche Verpflichtung, in demselben Verhältnisse wie die übrigen Erbstaaten zu jenen öffentlichen Lasten, welche durch die Stellung des Kaiserthums Östreich als europäische Großmacht bedingt und nothwendig sind, beizutragen, wenn anders die Zolllinie, die es von diesen Staaten trennt und deren Erträgniß beiweitem nicht hinreicht, um den übrigen Ländern nicht außer allem Vergleich höhere Steuern auflegen zu müssen, als Ungarn sie zahlt, jemals fallen soll. Es wäre nichtig, dagegen einzuwenden, Ungarn sei ein eigenes Reich, und aus dem Zufalle, daß es mit den übrigen Theilen des Ländercomplexes, welcher Kaiserthum Östreich heißt, ein und dasselbe angestammte Herrscherhaus habe, folge keineswegs, daß es eben solche Steuern zahlen müsse wie die übrigen Länder: denn dieser Einwand könnte höchstens zu der Folgerung berechtigen, daß, wenn die Verwaltung dieser Länder mehr kosten sollte als die Ungarns, dasselbe hierzu nichts beizutragen habe, nicht aber, daß, soweit die äußern Verhältnisse, die Behauptung der Unabhängigkeit und Würde, betroffen werden, Ungarn ein Recht besitze, viel weniger dazu beizutragen als die übrigen östreichischen Staaten, wie es denn keines Beweises bedarf, daß ihnen allen diese Verhältnisse in gleichem Grade gemeinsam, sie mithin alle verbunden sind, in gleichem Grade beizutragen. Und sowie die äußern Verhältnisse allen östreichischen Staaten gemeinsam sind, ist es auch die Staatsschuld, weil dieselbe nur zur Vertheidigung und Behauptung der Integrität, Unabhängigkeit und Würde der Monarchie, oder überhaupt zur Erreichung solcher Zwecke entstanden ist, deren Verwirklichung durch wohlthätige oder nothwendige Gesammtstaatsursachen geboten wurde. Sobald man daher in Ungarn zu der Überzeugung gekommen sein wird, daß es, obschon es, wie Niemand leugnet, ein eigenes Reich bildet, den für die Unabhängigkeit und Würde der Gesammtstaaten des östreichischen Hauses nothwendigen Aufwand pro rata parte zu tragen in Recht und Ehre verpflichtet sei, wird auch einer gleichmäßigen Besteuerung aller Einwohner der Bahn gebrochen sein. Wer behauptet, daß es eine solche Verpflichtung in Recht und Ehre nicht gebe, müßte übersehen, daß ja Niemand leugne, der Titel: Kaiser von Östreich sei ein Titel uralter Würde, nicht aber die Bezeichnung kaiserlicher Oberhoheit in Ungarn, und wäre verbunden, den schwierigen Beweis zu führen, daß es nicht vornehmlich auch der König von Ungarn gewesen*), der als solcher zum Besten eben dieses Reiches sowie zu der seiner übrigen Staaten die langwierigen und blutigen Kriege durchgekämpft, welche das erste und höchste Gut der ungarischen Nation wie aller übrigen Nationen, Unabhängigkeit von fremder Botmäßigkeit, bewahrt und bezüglich **) wieder errungen haben.

Wenn es an sich schon als eine Foderung der Gerechtigkeit erscheint, daß Ungarn im Verhältnisse zu seiner Größe und Bevölkerung zu den Lasten beitrage, welche nothwendig sind, um mit dem Gewichte und dem Einflusse der östreichischen Monarchie sein eigenes Gewicht und seinen eigenen Einfluß zu behaupten; und wenn in dem Nichtbeitragen Ungarns zu diesen Lasten pro rata parte der Grund der weit höhern Besteuerung der übrigen östreichischen Staaten zum Theil und die Ursache der traurigen Nothwendigkeit, die Staatsschuld fast von Jahr zu Jahr zu mehren, wol ganz liegt: so dringt sich diese Anfoderung als völlig unabweislich auf, wenn man erwägt, daß in einer nicht fernen Zukunft es nach menschlicher Wahrscheinlichkeit solche Interessen, die Ungarn unmittelbar und zunächst berühren, sein werden, welche die vollste Machtentwickelung des östreichischen Kaiserthums nothwendig und unerlaßlich machen dürften. Wie man immer wünschen mag, das Reich des Sultans möge sich aus sich selbst regeneriren, so lehrt doch die Erfahrung einer langen Reihe von Jahren, daß dies schwerlich ge-

*) Bekanntlich folgt auf den Titel: Kaiser von Östreich, in allen Erlassen sogleich der: König von Ungarn und Böhmen u. s. w.

**) In Betreff Ungarns für die Hälfte von Kroatien und für das Litorale.

mals zu hoffen steht. Die Stellung der Türken im europäischen Theile ihres Reiches ist bereits sehr schwierig; sie kann durch ein Zusammenwirken von Ereignissen, die weder vorauszusehen noch zu verhindern sein dürften, völlig unhaltbar werden; die osmanische Monarchie kann, und vielleicht vergehen nicht mehr zwei Jahrzehnde, bevor sie es wird, in den Zustand der Anarchie, formell wie materiell, versinken; und es möchte keine Frage sein, daß dann die Rechte der Krone Ungarn auf ihre alten, jenseit der Save und Donau gelegenen Dependenzien wiederaufleben. Sollte dann die Diplomatie den Kampf nicht verhindern können, sollte der Zusammenstoß vielfach verschiedener Interessen von der Art sein, daß sie nur durch das Schwert entschieden werden können, so wäre dies für Östreich ein rein ungarischer Krieg, aber die ganze Monarchie würde ihn mit allen ihren Kräften und Mitteln zu einem glorreichen Ende führen helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Die Bandomire. Kurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile. Mitau, Reyher. 1842. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Prätendent. Von Heinrich Laube. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 1 Thlr.

Die beiden, fast zu gleicher Zeit erschienenen Werke haben nichts als den Namen des Verf. miteinander gemein. In dem erstern, „Die Bandomire", hat Heinrich Laube sein dichterisches Talent nicht ohne Glück festen, geschichtlichen Verhältnissen zugewandt: und wenn auch der Gegenstand selbst es gerade zu keinem bedeutsamern Kunstwerke hat kommen lassen, so ist doch die reiche und anmuthige Erzählung für den Dichter selbst ein bedeutender Schritt aus der Reflexions- und Tendenznovelle zum freien, objectiven Gestalten.

Wir suchen hier den vielverschlungenen und durch mannichfaltige Nebenumstände bedingten Stoff der Erzählung zu entwickeln, um unsere Bemerkungen darauf zu begründen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte in Kurland ein junger aus Böhmen eingewanderter Edelmann, Xaver von Bandomir. Derselbe besaß in dem Oberlande mehre Güter als sogenannten Pfandbesitz. Der Indigenatadel war damals in Kurland die einzige politische Körperschaft, die auf festen und privilegirten Grundbesitz Anspruch hatte, und selbst der ausländische Edelmann mußte sich erst das kurische Indigenat erwerben, ehe er im Lande seine Güter für immer besitzen und auf der Herrenbank an der Regierung des Landes und den beinahe souverainen Rechten des inländischen Adels theilnehmen konnte. So gehörte das Land und dessen Verwaltung ungefähr 115 Adelsfamilien an, deren Partei- und Familieninteressen das Land verwüsteten, dasselbe der Politik Polens, Rußlands und Schwedens preisgaben und den Einfluß des regierenden, in Königsberg lebenden Herzogs, Ferdinand aus dem Hause Kettler, vollends lähmten. Xaver war ganz der galante und oberflächlich gebildete Junker seiner Zeit; die Jagd, die Gesellschaft, die Weiber nahmen seine Jugend in Anspruch; er war so ein wohlgelittener, befreundeter Genosse des kurischen Adels, dem nur das Indigenat fehlte, um ein vollkommener Kurländer zu sein.

Xaver hatte bisher einem Fräulein Anastasia von Thorhacken lebhaft den Hof gemacht, als er plötzlich diese einflußreiche Familie dadurch beleidigte, daß er sich ein ärmeres und bescheidenes Mädchen zur Frau nahm. Um die Erlangung des Indigenats war es für den Augenblick geschehen; aber der Bandomir dachte auch nicht an den Erwerb desselben, denn er lebte mit seiner schönen Gemahlin, die ihm zwei Knaben gebar, in süßem Selbstvergessen, und bis zum Verfall der Pfandgüter war es noch lang. Nach einem stillen, häuslichen Glück von zwei Jahren wurde Xaver aber zum Witwer. Weil hiermit in Kurland sein persönliches Interesse gelöst war, überließ er die beiden Knaben und die Verwaltung seiner Güter seinem gelehrten und bedächtigen Bruder und eilte, seiner Bildung und seinen Grundsätzen nach, in den Krieg. Er diente dem Östreicher, später dem Schweden. Erst nachdem sein Freund und Gebieter Karl XII. in dem Laufgraben von Frederikshall geblieben, kehrte der Bandomir nach zwanzigjähriger Abwesenheit in Begleitung eines treuen Dieners und Waffengenossen nach Kurland zurück. Hier hatte man weder seine Stellung vergessen, noch war er als schwedischer Offizier sonst ein willkommener Gast; doch erlangte er in kurzer Zeit unter der einen Partei der Kurländer Ansehen und Einfluß, indem er die Fehden glücklich leitete, welche die Kurländer gegen die Raub- und Streifzüge des liefländischen Adels unter Anführung eines Hrn. von Chabelsky zu bestehen hatten. Auf einem dieser kleinen Kriegszüge geschahe es, daß der schon gealterte Bandomir seinem innern Menschen nach eine merkwürdige Veränderung erlitt. Durch die Einwirkungen einer Nacht voll Schrecken, Todesgefahr und Winterkälte nämlich wurde sein psychisches Leben von der naiven Hingabe an das äußere Leben entbunden und aus einem schmerzlichen Bewußtsein sittlicher und intellectualer Leere trat ihm das Bedürfniß nach eigener Bildung, Sammlung und väterlicher Pflichterfüllung entgegen. Der geistig gebrochene Bandomir sah jetzt das erste Mal, daß er seinen Söhnen das Indigenat sichern, und daß er die kräftigen, aber tief leidenschaftlichen Gemüther derselben durch geistige Vertiefung und Lebenserkenntniß mäßigen und veredeln müßte. Er suchte um das Indigenat nach, wurde aber von der Adelsversammlung besonders darum abgewiesen, weil er sein Gesuch nicht auf den Willen des Adels selbst, sondern auf die Zusage des dem Adel entfremdeten und feindlichen Herzogs gestützt hatte. Rache und gekränktes Ehrgefühl im jugendlichen Herzen, verließen die beiden jungen Bandomire Kurland, um auf deutschen Universitäten nach dem Willen des Vaters ihre Bildung zu vollenden.

In diesem Prologe, der die Geschichte des alten Bandomir und mannichfaltige Berichte über die Localitäten und die politische Lage des damaligen Kurland enthält, liegen die Motive, auf welchen sich jetzt die eigentliche Erzählung entwickelt. Der äußerliche Ton der Darstellung gestaltet sich jetzt mehr zur Novelle, indem sich die Charaktere an den Begebenheiten selbst entfalten. Daß eine solche Zerspaltung aber, die den einen Theil der Dichtung aus dem eigentlichen Rahmen herausdrängt und den Organismus des Ganzen wesentlich verletzt, gerade bei Laube, der die formale Vollendung zum Wahlspruche hat, nicht gebilligt werden kann, ist klar. Nicht minder herrscht schon selbst in dieser Einleitung eine Ungleichheit und Zerrissenheit der Darstellungsweise, die nicht zu billigen ist, und die nur darin begründet sein kann, daß der Verf. über die Form seiner Dichtung nicht im Reinen war, als er sich anschickte zu schreiben. Ausführliche, gleichsam mit dem Crayon entworfene Zeichnungen und Individualisationen, denen hiermit das künstlerische Talent gar nicht abgesprochen werden soll, wechseln mit der nacktesten Erzählung, mit den Berichten von geschichtlichen und chronologischen Thatsachen. Auch über die Katastrophe, auf welche die Erzählung hinausläuft und in welcher durch physikalische Einwirkung Bandomir zum geistigen und sittlichen Lichte gelangt, müssen wir eine Bemerkung machen. Niemand wird daran zweifeln, daß erschütternde äußere Begebenheiten auf das Gemüth und dessen Stimmungen großen Einfluß haben; aber daß eine strenge und gefahrvolle Winternacht bei einem zwanzigjährigen Kriegsmanne, der die Schicksale Karl's XII. ausdrücklich theilte und mit demselben den Ritt von Demotika machte, mit einem Schlage, urplötzlich, den Körper lähmen und den gesammten Geist auf eine höhere Stufe der Erkenntniß stellen könne, dies ist ebenso sehr gegen die Erfahrung als gegen die Natur des menschlichen Wesens und kann wol in ei-

nem Märchen, aber nicht hier, wo auf geschichtlichem Boden die realsten Lebensverhältnisse dargestellt werden, seine Stelle erhalten. Und — diese psychologische Gewaltthätigkeit, die uns in anderer Weise in den französischen Romantikern oft genug entgegentritt, hat auch hier, wie immer, kein ästhetisches Interesse, sondern höchstens das Interesse der Spannung; denn sie veranschaulicht nichts als den unmittelbarsten Einfluß der Physik auf die Freiheit des innern Menschen, eine kampflose Herrschaft der materiellen Gesetze über den Geist, die wol, in das Reich der Möglichkeit versetzt, demüthigen, aber nicht erheben kann.

Wir verfolgen nun jetzt die Geschichte der beiden jungen Bandomire; wie viel oder wie wenig dabei der Dichter der Wirklichkeit entlehnt, ist uns weder nöthig noch möglich zu bestimmen. Stanislaus, der Ältere, verweilt mit seinem Bruder Scipio mehre Jahre in Deutschland. Auf einer Schweizerreise lernen die Jünglinge eine Dame nebst deren Tochter kennen; man fühlt sich gegenseitig angezogen; doch entwickeln sich unter den Reisenden keine bestimmten Verhältnisse. Plötzlich werden indessen die Bandomire aus der Schweiz von ihrem verwundeten und sterbenden Vater nach Kurland gerufen: sie finden aber in dem väterlichen Hause nur eine Leiche. In einem Zuge gegen die Liefländer hatte der alte Bandomir einen tödtlichen Schuß erhalten. Die Jünglinge leben nach diesem Unfalle lange Zeit auf ihren kurländischen Gütern in tiefer Zurückgezogenheit: nur allmälig erwacht die Lebenslust wieder und die kurischen Edelleute tragen selbst das Möglichste bei, die Brüder in ihren Umgang und den Lebensstrudel zu ziehen. Liebt man von der einen Seite die kräftigen und schönen Bandomire, so fürchtet und haßt man dieselben doch von der andern: denn ihr Stolz und ihre Abgeschlossenheit gefällt wol den Weibern und Jünglingen, aber nicht den klügern Männern. Die Bandomire waren aber auch wirklich gefährliche Leute. Ihr Haß gegen den Adel, der ihrem Hause einst das Indigenat verweigert, war nicht verschwunden; sie conspirirten gegenwärtig mit dem Herzoge Ferdinand, um einen gewaltsamen Schlag auf das kurische Adelswesen zu führen und sich selbst zu verschaffen, was man ihnen einst als Bittenden verweigert. Bei einem Feste, inmitten eines Theils des kurischen Adels, werden durch einen Zufall die Gemüther der Adeligen so günstig für die beiden Brüder gestimmt, daß ihnen der Adelsmarschall freiwillig das feierliche Versprechen ihrer nunmehrigen Aufnahme in die kurische Adelscorporation gibt; allein Stanislaus und Scipio, der frühern Beleidigungen und ihrer Plane mit dem Herzoge eingedenk, weisen dieses ehrende Anerbieten öffentlich mit Hohn und Verachtung, wir meinen mit Brutalität, zurück; die hochmüthigen Jünglinge verlieren dadurch die Theilnahme Aller.

Bei diesem Feste tritt aber ein neues Ereigniß und eine neue Wendung des Schicksals der Bandomire ein: dieselben finden hier nämlich die beiden interessanten Damen aus der Schweiz. Es ergibt sich, daß die ältere die von Bandomir, dem Vater, verlassene Anastasia und die Gemahlin des kurischen Edelmanns, Hr. von Knorre auf Ellern, ist, die jüngere aber Hedwig, die Tochter desselben. Hr. von Knorre ist aus doppeltem Grunde ein Feind der Bandomire: zuerst hat er von der Familie Thorhacken diesen Haß geerbt, dann aber gehört er zu der liefländischen Partei, gegen die der alte Bandomir kämpfte. Ungeachtet dieser Verhältnisse, ungeachtet der sterbende Vater die Söhne vor dieser Familie und dieser Partei gewarnt, ungeachtet der resignirende Scipio, der alte Onkel und selbst der alte treue Diener die dringendsten Gegenvorstellungen machen, läßt Stanislaus doch jetzt rücksichtslos seine Leidenschaft für Hedwig ausbrechen und wagt, ohne auf die warnenden Gesichter und auf die Kälte, ja Zurückweisung der Familie Knorre zu achten, in das Haus derselben einzudringen. Hedwig liebt den schönen Stanislaus nicht minder und schwört ihm ewige Liebe und Treue.

Eines Tages indessen geschieht es, daß Hr. von Knorre den rücksichtslosen, zudringlichen Stanislaus durch die Verlobung seiner Tochter kränken und für immer aus dem Hause treiben soll, als Stanislaus, darüber aufgebracht, den Hrn. von Knorre mishandelt und mit dem Schwure aus dem Edelhofe flieht, daß er seine Hedwig trotz alles Sträubens des Vaters, trotz aller Misverhältnisse doch zum Weibe nehmen werde. Stanislaus faßt darum den Plan, seine Geliebte zu entführen; er läßt sein Gut Brüggen befestigen, um in dieser Lage für sich und Hedwig eine sichere Schutzwehr zu haben. Eine Reihe interessanter und lebendiger Scenen und Situationen zwischen den Bandomiren und der Familie Knorre entwickeln sich jetzt, die den gegenseitigen Haß nur vergrößern und in denen sich die Bandomire durch ihren Muth, Kühnheit und leidenschaftliche Energie auszeichnen und die Herzen der Leser gewinnen. Stanislaus wagt immer das Leben, um seine liebende und geliebte Hedwig zu sehen; aber die Erfüllung des Schwurs wird immer unmöglicher. Endlich soll Hedwig hülflos den liefländischen Edelmann Chabelsky heirathen, den Mann, der auf einem Streifzuge auf ziemlich unritterliche Weise den alten Bandomir erschoß. Der Tag der Trauung ist bestimmt; Hedwig sieht keine Rettung und muß sich fügen. Schon hat man sie in die Kirche geführt und die Trauung beginnt, als plötzlich mit 30 bewaffneten Jägern Stanislaus Bandomir vor der Kirche erscheint, und seine geängstete Braut aus der Mitte der erstaunten Sippschaft davonträgt. Noch an diesem Tage wird sie sein Weib.

Die Scene ist unstreitig, was Kunst der Darstellung betrifft, die gelungenste und ausgeführteste des ganzen Werks. Nach einer kurzen Spanne Glücks, nachdem das Erscheinen des damals in Kurland herumschlüpfenden und um die herzogliche Würde intriguirenden Moritz von Sachsen die Flucht der beiden Gatten ins Ausland verhindert, bricht das Unglück und mit ihm die Vernichtung der Familie der Bandomire herein. Die öffentliche Gerechtigkeit, die sonst im Lande nie oder wenig ausgeübt wurde, verbindet sich mit Parteihaß und Familieninteresse und wird um so nachdrücklicher. Stanislaus Bandomir wird förmlich belagert; er vertheidigt sich mit außerordentlicher Tapferkeit, muß aber doch zuletzt der Gewalt und der List seiner Feinde unterliegen. Nach lebhafter Gegenwehr wird er bei der Einnahme des Hauses erschlagen und mit ihm alle die Personen, welche wir in der Erzählung kennen lernten. Hedwig wird über diesem großen Unglücke wahnsinnig und Scipio Bandomir, der bei der traurigen Katastrophe nicht persönlich zugegen ist, fällt durch eine ihm vom Familienhasse meuchlings zugesandte Kugel, als er eben über Feld reitet, um die wahnsinnige Hedwig, der er in der Stille auch sein Herz gewidmet, zu besuchen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Das Verwaltungs-Comité stattete vor kurzem der Gesellschaft der dramatischen Autoren Frankreichs seinen Bericht ab, aus dem sich ergibt, daß die den nothleidenden Mitgliedern gewährten Unterstützungen in dem betreffenden Jahre 2812 Fr. betrugen. Die seit der Stiftung in rühmlicher Weise verwandten Summen belaufen sich auf 61,952 Fr. Außerdem erhielten während des Jahres 1841 die Erben Dalayrac's 533 Fr. 32 Cent., die Erben Sedaine's 1755 Fr. 91 Cent., die Erben Gretry's 1792 Fr. 15 Cent., die Erben Nicolo's 635 Fr. 64 Cent., die Erben Desaugier's 569 Fr. 61 Cent., die Erben Picard's 102 Fr. 41 Cent. Fehlt es in Deutschland so sehr an Gemeingeist oder so durchaus an Mitteln oder ist ein gewisser nach Isolirung strebender kleinlicher Hochmuth daran Schuld, daß wir bisher Verbindungen dieser Art, die uns so sehr Noth thäten, aus dem Schoose der literarischen Körperschaft noch nicht hervorgehen sahen?

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 141. — 21. Mai 1842.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Erster Band.
2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miß Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Es gibt keinen europäischen Staat, der nicht eine Grundsteuer hätte: sie ist es, deren Einführung in Ungarn wol verzögert, aber nicht auf die Dauer abgewendet werden kann. Wäre Ungarn nicht durch das gemeinsame Fürstenhaus im Verbande der östreichischen Monarchie, so würde dort die Grundsteuer längst eingeführt haben werden müssen. Denn der Grund und Boden, Felder und Wälder sind die sicherste Unterlage des Staatseinkommens, welches stets jene Höhe erreichen muß, die nothwendig ist, um die Verwaltung zu bestreiten und für innere und äußere Sicherheit zu sorgen. Die Grundbesitzer sind es ja zunächst, welche die Staatsgemeinde bilden, und sie sollten gerade das Vorrecht haben, zu ihren Lasten nichts oder am wenigsten beizutragen? Das ist, wo es besteht, ein anomaler Zustand, dessen Ende in jeder Beziehung wünschenswerth erscheint. Es ist zugleich ein Zustand, der mit Gefahren für den Grundbesitz selbst verbunden ist. Denn wenn nicht durch eine Grundsteuer die Norm gestellt wird, so viel wenigstens muß mein Gut, außer daß es mir das Leben und seine Bequemlichkeit fristet, noch baar eintragen, so fällt ein mächtiger Sporn weg, dasselbe zu verbessern und jene vortheilhaften, aber schwierig einzuführenden Veränderungen vorzunehmen, welche die so weit vorgeschrittene Ackerbauwissenschaft lehrt. Man bleibt auf dem Punkte stehen, auf welchem die Voraltern standen. Eine noch viel höhere Gefahr, als in der Stagnation des Ackerbaus liegt, lauert aber in der Zukunft. Wenn der Mittelstand, dessen Entstehen und Fortschritte nirgend aufzuhalten sind, sich in einem Staate, wo keine Grundsteuer ist, zur Blüte entwickelt, so führt die Ungleichheit der Lasten zu einer Verstimmung, deren Folgen nicht immer zu berechnen sind. Mit dem Mangel einer Grundsteuer ist daher für Diejenigen, welche eine solche Steuerfreiheit genießen, zugleich der Wunsch gegeben, die allein Mächtigen zu bleiben und die übrigen Stände daniederzuhalten. Staatsnothwendigkeit und Staatsbestes fodern daher in jedem europäischen Staate das Bestehen einer allgemeinen, nach einem gerechten Maßstabe vertheilten Grundsteuer. Erst wenn diese in Ungarn eingeführt ist, wird es möglich sein, daß die der östreichischen Regierung nichts weniger als erfreuliche Zollschranke fällt, welche dieses Reich von den übrigen Staaten der Monarchie trennt. Das Bewußtsein, nichts zu zahlen, mag erfreuen, wen es will; gewiß ist aber das Bewußtsein, je nach seinem Besitzstande zu den Staatslasten beizutragen, ein edleres!

So unstreitig ein rationelles Finanzsystem schlechterdings unmöglich ist, wo die einzig richtige und zuverlässige Unterlage eines solchen, die Grundsteuer, fehlt: so wenig kann andererseits geleugnet werden, daß plötzliche Änderung eines allgemeinen Zustandes unrathsam wäre. Es würde anfangs genug sein, die Anerkennung des Grundsatzes, daß der fruchttragende Boden, er möge wem immer gehören, besteuert werden müsse, zu gewinnen und dann die ersten Steueransätze ungemein mäßig zu machen, um jedes rasche Steigen des Preises der Lebensmittel in einem Lande, wo man gewohnt ist, sie fast zu einem Unwerthe zu kaufen, zu vermeiden. Zu gleicher Zeit müßten alle jene großen, aber einfachen Mittel aufgeboten werden, welche das Erträgniß von Grund und Boden vermehren. Hiezu gehört vor Allem die Herstellung von Communicationen im Königreiche. Jetzt sind diese in Ungarn so schlecht, daß selbst auf nicht allzu große Strecken der Transport der Landesproducte mehr kostet als diese selbst.*)

*) Der Verf. der „Pia desideria" führt folgende schlagende Thatsache an: „Eines der ersten wiener Handelshäuser erhielt Anfangs August Auftrag, so viel Frucht, 50,000—100,000 Scheffel, nach England zu spediren, als nur immer mit Bestimmtheit bis Ende October dort anlangen könne. Nach Ende October eintreffend, könne aber diese Bestellung nicht mehr nützen. Wie viel glaubt man wol, hat dieses Handelshaus eingekauft? Nicht Einen Scheffel. Warum? Weil kein im ungarischen Getreidehandel betheiligter Geschäftsmann die Verbindlichkeit über sich nehmen wollte und konnte, die Frucht zur bestimmten Zeit aus dem Bannate nach Triest oder Fiume zur Einschiffung zu stellen. Und doch ist die Entfernung im Verhältniß zur anberaumten Zeit nur unbedeutend, der Weg nach diesen beiden Häfen aus Niederungarn eben und flach, das Land mit schiffbaren Strömen durchschnitten, kurz Alles, was anderwärts den Transport schnell und wohlfeil macht, ist zu Gunsten des ungarischen Products."

Sobald Ungarn mit einem Netz von Hauptstraßen, Verbindungsstraßen der Hauptstraßen, Communal- und Vicinalwegen überzogen sein wird, wird der innere Verkehr eine solche Thätigkeit entwickeln und einen solchen Aufschwung gewinnen, wird zugleich dem Innern des Landes ein solcher Absatz der Producte nach dem Auslande geöffnet sein, daß sich binnen kurzer Zeit die Einkünfte der Grundbesitzer verdoppeln müssen. Ihr Getreide würde, statt jetzt zum Theil zu verfaulen, auf dem Weltmarkte erscheinen und England, Südfrankreich, Süditalien würden ihre Cerealien, statt in den fernen Häfen der Krim, zu Triest und Fiume haben. Das würde den Ackerbau heben und die größere Entwickelung desselben zugleich alle jene Verbesserungen herbeiführen, die ihn anderwärts auszeichnen. Ein Gleiches würde mit dem Weinbau stattfinden, mit dem Bau von Ölpflanzen, mit dem Tabackbau, mit dem Hanf, welchen England aus Ungarn statt aus Rußland beziehen würde *), und mit vielen andern Dingen, die noch in der Scholle stecken, oder erst wie in den Anfängen aller Cultur betrieben werden. Durch die Gesammtwirkung des gehobenen innern Verkehrs, dessen Steigerung einer fast unendlichen Progression fähig ist, und des Handels mit dem Auslande würde der Bodenwerth in ganz Ungarn außerordentlich zunehmen; die ungeheuere Zahl derjenigen Grundbesitzer, welche überschuldet ist, würde aufhören das zu sein, und jene, welche zwar nicht überschuldet sind, aber die größte Mühe haben, wenn ihnen ein auf ihrem Grundstücke haftendes mäßiges Capital gekündet wird, das Geld herbeizuschaffen, ja das oft gar nicht vermögen, würden dies dann mit Leichtigkeit können. Das Alles würde durch die große Maßregel, Ungarn systematisch und allgemein mit guten Communicationen zu versehen, in kurzer Zeit erzielt werden: sie sind es, auf deren Zustandebringung die erste Sorge gerichtet sein muß, und mit der entsprechenden Entwickelung des Nationalreichthums, der jetzt zum größten Theile todt liegt, würden sich alle damit verbundenen nothwendigen und wohlthätigen Folgen von selbst *einstellen*. Wer Ungarn gute Straßen gibt, wird sein größter Wohlthäter sein und im dankbaren Andenken der Nachwelt als Schöpfer ihres Wohlstandes fortleben, wie Karl VI. für die außerungarischen Erbstaaten des Hauses Östreich. Mit Leichtigkeit würde dann eine gerechte und gleichmäßig vertheilte Grundsteuer erhoben werden können; die Ungleichheit der Besteuerung zwischen Ungarn und seinen unauflöslich verbrüderten Nachbarländern würde zu einem großen Theile wegfallen, die Zollschranken würden aufgehoben, das überaus vexatorische Salzmonopol **) modificirt werden. Die gesammte östreichische Monarchie würde gewinnen, Ungarn selbst das Meiste.

Die reichste Phantasie kann sich kein genügendes Bild entwerfen, zu welchem Grade der Blüte Ungarn sich emporschwingen kann und wird, sofern es selbst ernstlich will. Boden und Klima sind günstig wie kaum irgendwo sonst, die Menschen sind bildungsfähig und es bedarf nur des mächtigen Hebels der Überzeugung, daß das Heraustreten aus dem altgewohnten Gleise zum Glück führt, um alle Kräfte zu lösen. Ungarn kann der erste Ackerbaustaat von Europa werden, und wenn es sich vor Pauperismus, Fabrikbevölkerung und zu weit getriebener Zerstückelung des Grundeigenthums bewahrt, Übel, die in diesem Lande jetzt nicht heimisch sind: so werden alle Nachbarstaaten gerechte Ursache haben, mit einigem Gefühle von Neid nach dem Königreiche zu blicken, das sie jetzt mit einer Art mitleidsvoller Selbstschätzung betrachten, indem sie bedenken, wie viel für dasselbe die Natur und wie wenig die Menschen gethan haben. Es gibt kein Land in der Welt, in welchem mehr Patriotismus herrschte als in Ungarn, und sobald derselbe auf das richtige, das erreichbare, ja nothwendige Ziel hinsteuert, den anomalen Zustand dieses Reiches aufhören zu machen und es mehr jenem der blühendsten Staaten Europas zu verähnlichen, ohne darum deren tiefeingewurzelte Übelstände zugleich sich aufzubürden, so wird derselbe Wunder wirken. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Ungarn in seiner Verfassung, außer der englischen die älteste in Europa, ein geistiges Gesammtelement höchster Potenz besitzt, welches, weit entfernt, starres Festhalten am Alten vorzuschreiben, durch das rege, öffentliche Leben, das es bedingt und verwirklicht, kraft dem der menschlichen Natur inwohnenden Triebe zum Fortschritte, zu diesem auffodert, ja drängt. Niemand wünscht das Aufhören dieser Verfassung und die Regierung hat constant bewiesen, daß sie dieselbe aufrichtig ehrt, in ihrem Geiste wirkt, nur innerhalb ihrer Grenzen regiert und von der Zeit, der bessern Aufklärung der Ungarn über ihre wahren Interessen und dem steigenden Vertrauen in alle Absichten des Königs die Erledigung jener, für das Land wohlthätigen Punkte erwartet,

---

*) In Betreff des Hanfes erzählt der Verf. der „Pia desideria" ein Beispiel, welches die Industrie und den Handel Ungarns ebenso sehr charakterisirt, wie der Umstand, daß das Salzmonopol die Hauptfinanzeinnahme bildet, sein Steuersystem: „Die englische Marine bedarf jedes Jahr 600,000 Centner Hanf, der aus Rußland bezogen wird, das, diesen Handel als Monopol treibend, ungeheuern Gewinn dabei macht. Die Tonne Hanf zu 20 Centnern kostet in England ungefähr 360—380 Gulden C.-M. In Ungarn kostet der Centner 8 Gulden C.-M. Englische Kaufleute, die den Nutzen dieser Speculation einsahen, wandten sich nach Ungarn; und in der That fand man, daß der ungarische Hanf an Qualität keinem in der Welt nachstehe. Die unter englischer Aufsicht abgeschickten Proben übertrafen jede Erwartung. Als aber später bedeutende Bestellungen gemacht und die Behandlung und Versendung der Waare der ungarischen Industrie allein anheimgestellt wurde, war nicht nur die Bereitung des Hanfes durchaus nicht von der Art, wie sie für den englischen Gebrauch erfoderlich ist, sondern auch Abfall war in das Innere der Ballen gepackt, um ihr Gewicht zu vermehren. Diese Nachlässigkeit einer- und diese Unredlichkeit andererseits hatten zur Folge, daß die englische Admiralität seit zehn Jahren den Hanf förmlich ausgeschlossen hat."

**) Die Natur hat in Ungarn das Salz mit verschwenderischer Fülle ausgestreut. Aber wehe dem Bauer, der die Salzquellen auf seinem eigenen Boden benutzt: er ist der unnachsichtigen Strenge der Gesetze verfallen!

bei denen die Reichsstände in seine Wünsche einzugehen, noch nicht für gut gefunden haben. Man hat überhaupt im Auslande vielfach eine äußerst irrige Vorstellung von dem Geiste der östreichischen Regierung. Man hält sie aus Princip für nicht blos abgeneigt, sondern für schroff und feindselig gegenüberstehend Allem, was einer Volksvertretung ähnlich sieht. Das oberste Princip der östreichischen Regierung ist aber das Recht, und welche Verfassung wo immer zu Rechte besteht, die ist ihrer Achtung, wenn es ein auswärtiges Volk betrifft, und ihrer unverbrüchlichen Haltung, wenn es ein Land angeht, das zum östreichischen Staatencomplexe gehört, sicher und gewiß. So besitzt Vorarlberg eine fast demokratisch zu nennende Verfassung, es besitzt sie seit uralter Zeit, es besitzt sie noch und wird sie besitzen, so lange es östreichisch bleibt, hoffentlich also ewig. Dasselbe ist der Fall mit Ungarn, mit Siebenbürgen. Man sollte meinen, daß die Hemmnisse, denen die königliche Gewalt in diesen Ländern unterworfen ist, im Gegensatze zu der fast unumschränkten Schnellkraft, womit sie in den übrigen östreichischen Erbstaaten ausgeübt wird und werden darf, eine Art von Unwillen hervorbringen sollten, dessen Spuren auf die eine oder andere Weise sichtbar würden. Nichts von dem wird man aber entdecken, wenn man die Geschichte des merkwürdigen letzten Landtags durchgeht. Das Übergewicht an Ruhe, Leidenschaftlosigkeit und Selbstbeherrschung war, wie dies auch sein soll, rein auf Seite der Regierung, welche keine Erweiterung ihrer eigenen Rechte verlangt hat. Sie herrscht in und mit der Verfassung, sie will das Gute, will es beharrlich und unablässig, aber nur auf dem verfassungsmäßigen Wege. Noch mehr, sie hat in ihrer hohen Einsicht erkannt, daß bei einer freien Verfassung auch außerhalb der landtäglichen Kundgebung der Meinungsfreiheit Wort und Schrift so wenig als möglich beschränkt werden dürfen. Man werfe einen Blick auf die gegenwärtige öffentliche Presse in Ungarn, und was wird man entdecken? Neben der Censur eine Zeitungsfreiheit, mit welcher die französische zu vergleichen eine Lächerlichkeit wäre und die man jetzt außer Ungarn nur in England findet. Und immer mehr und mehr verbreitet sich, immer tiefer und tiefer wurzelt in Ungarn die Überzeugung, daß die Regierung den Fortschritt durch die Verfassung ernst und beharrlich will, und so wird er nicht ausbleiben, und so wird dieses Land bald jene Stufe des Glücks und Glanzes ersteigen, zu dem es durch alle Gaben, welche die Natur dem Boden und den Menschen verleihen kann, so laut berufen ist. Die in den Zeitungen vor einiger Zeit veröffentlichte Erklärung eines der berühmtesten ungarischen Großen, eines der einflußreichsten Patrioten und eines der schärfsten politischen Denker wird kein vereinzeltes Beispiel bleiben, und möge der nächste Landtag oder Reichstag, wie es die Ungarn lieber hören, Alle um die Regierung in der Gesinnung versammeln, die jenes denkwürdige politische Glaubensbekenntniß enthält.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Die Bandomire. Kurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile.
2. Der Prätendent. Von Heinrich Laube.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Es ist nicht zu leugnen, daß der Dichter in seiner Erzählung eine reiche Fülle von interessanten und wohlmotivirten Thatsachen, die in dem Familien- und Standesinteresse wurzeln, entwickelt hat: und obgleich er mit Klugheit und Schmiegsamkeit Alles vermieden, was irgend eine tiefere Betrachtung der geschichtlichen und politischen Stellung dieses Landstrichs zur Schau tragen könnte, so erhalten wir zusammengefaßt doch ein treffliches und allgemeines Bild von der kurischen Adelswirthschaft. Indessen hätten wir doch an dem Einzelnen so Manches auszusetzen. Heinrich Laube, der in seinen dramatischen Arbeiten erst kürzlich gezeigt, daß er Individuelles wol zu begreifen und darzustellen versteht, kann von gewissen, ihn aus seiner jugendlichern Periode begleitenden Lieblingsfiguren nicht lassen, die seine Sorgfalt weniger verdienen und ein weit geringeres Interesse in der That besitzen, als er glaubt. Wir meinen jene sogenannten Kraftmenschen, die Laube „festgenietete" Gemüther nennt, die er aber rohe Gemüther nennen sollte. Ein Kritiker meint irgendwo, Laube hätte in die Persönlichkeit des Stanislaus die ganze Kraft seines Genies gelegt: das ist, im Ernst gesagt, lächerlich. Stanislaus ist ein Jüngling, der sich vor andern durch die Heftigkeit seiner Gemüthsaffecte, sonst durch nichts auszeichnet. Diese „tiefe" Leidenschaftlichkeit, die es zu nichts als zur rücksichtslosen Eroberung eines Weibes bringt, ist nichts Größeres und Kleineres als das Temperament, als das allerdings unverdorbene, aber siedende Blut, das mit seinen abstracten Affecten wenig Poesie hat und die Situationen wie die Charakteristik bald erschöpft. Es ist nichts leichter, als solche abstracte Helden aufzuführen; sie kommen und siegen oder sterben mit physischer Energie, wie eben der Dichter will. Wollte sich darum Laube von diesen Gestalten mehr fern halten, so würde ihm gewiß ein weit reicheres Feld für die Entwickelung seiner Gestalten offen stehen; die abstracte Reflexion, die hinter oder vor der Figur herläuft und sich nicht selten mit Prätension geltend macht, würde verschwinden und ihren geeigneten Ausdruck in der lebendigen Entfaltung des Charakters selbst finden. Da im Verlauf der Geschichte die Rache doch nicht eigentlich dem Geschlechte, sondern den Einzelnen gilt, so möchten wir es auch nicht nothwendig noch schön finden, daß der Fall von Stanislaus und Hedwig dem Leben der Andern einen plötzlichen Untergang bereitet: die ganze Erzählung läuft in ein wahres Hinmorden aus, das die poetische Befriedigung durchaus verletzt. Styl und Diction sind im Ganzen einfach, klar und rein, nur in einzelnen Stellen, wie I, S. 69 u. II, S. 2 machen sich einzelne Reflexionen in einer unverdienten und geschraubten Weise breit. Möge der geachtete Verf. in diesen Aussetzungen keine Feindseligkeit, sondern nur Offenheit und Wahrheitsliebe erblicken.

Das zweite Buch von Laube hat weder ein rein wissenschaftliches, viel weniger ein dichterisches Interesse, sondern es berichtet, prüft, regt zur fernern Untersuchung und Enthüllung eines Lebensschicksals an, dessen Aufklärung uns entweder ein großes Unglück, oder eine erstaunliche, psychologisch und moralisch immer merkwürdige Täuschung vor die Augen führen würde. Schon vor vielen Jahren stand in Deutschland ein Mann auf, der sich für den letzten Dauphin von Frankreich, für den Sohn Ludwig's XVI. erklärte. Der junge Prinz, behauptet derselbe, sei nicht im Temple in den Händen des Schusters Simon gestorben, sondern durch Hülfe seiner Freunde entflohen und nach unendlichen Gefahren, Leiden und Abenteuern endlich nach Deutschland gekommen. Dieser Mann nennt sich im gewöhnlichen Leben Naundorf und ist derselbe, von dem neuerdings die politischen Blätter aus London mehrfach berichtet haben. Naundorf lebte früher mehr als 20 Jahre als Uhrmacher in Berlin, Spandau, Brandenburg und Krossen. Von

hier aus machte er bis zur Julirevolution bei der preußischen Regierung, bei den Bourbons, selbst bei andern Monarchen Europas in Briefen und Memoiren seine Prätendentschaft geltend, stellte sich als das unglückliche Opfer der Politik hin und appellirte sogar an die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl von Europa. Man hielt ihn bald für einen Narren, bald für einen Betrüger und meinte eine Zeit hindurch, er sei von Geburt ein polnischer Jude. Nach der Julirevolution ging Naundorf nach Paris und seine Ansprüche gewannen dadurch, daß ihn dort viele Leute, welche den Dauphin gekannt hatten, als Ludwig XVII. erkannten, sowie, daß die französische Regierung sich zu wiederholten Malen weigerte, diesem Prätendenten, wie allen frühern, den Proceß vor dem Gerichte zu machen. Er ward, statt seine Prätension gerichtlich zu untersuchen, aus Frankreich verwiesen und lebt seitdem mit seiner Familie in London, wo er sich bekanntlich mit Erfindungen von Zerstörungsmaschinen beschäftigt und von seinen Anhängern unterstützt wird. Wer dieser Mann bestimmt sei, wann er seine Ansprüche zuerst geltend gemacht, welches seine frühern Lebensschicksale gewesen, das ist bis jetzt völlig unermittelt geblieben: die preußische Regierung selbst, unter welcher er so lange gelebt, hat ihm auf sein Verlangen erklärt, daß sie ihn nie für einen polnischen Juden gehalten. Er selbst gibt vor, die fürchterlichsten Drangsale und Verfolgungen erlebt zu haben, kann es aber nicht beweisen, da die Personen, auf welche er sich beruft, entweder nicht zu ermitteln oder gestorben sind. Seine schriftlichen Zeugnisse will er besonders durch Lecoque und den Minister Hardenberg verloren haben. Viele Thatsachen sprechen indessen für die Ansprüche dieses Mannes, ohne doch dieselben bis zur Evidenz zu begründen; viele, vielleicht noch mehr Dinge, sprechen aber auch gegen ihn. Daß der Dauphin nicht im Temple gestorben, sondern entflohen, dies steht nach dem Zeugnisse unterrichteter Personen fest. Naundorf ist mit Einzelheiten aus dem Schicksale der unglücklichen Bourbonsfamilie, selbst mit den Örtlichkeiten so genau bekannt, daß es Staunen erregt: seine Aussagen weisen hier nur wenige Unsicherheiten und Widersprüche auf, die nach Lage und Zeit kaum in Betracht kommen dürften. Die Bourbons sind nie auf seine Reclamationen eingegangen; es sollen ihm vielfache Anerbietungen gemacht worden sein; er hat mehren lebensgefährlichen Mordanschlägen unterlegen, bei denen jedoch immer noch die Möglichkeit vorhanden ist, daß er sich die Verletzungen selbst zugefügt. Er trägt an seinem Leibe nicht allein ein bekanntes Zeichen des fraglichen Dauphin, sondern seine Gestalt, sein Gesicht, selbst seine Manieren tragen, wie alle seine Kinder, den Typus der Bourbons. Wiewol während seines Aufenthalts in Preußen Naundorf der Falschmünzerei und der Brandstiftung angeklagt worden, so liegt auch die Geschichte dieser Processe, selbst seine Strafe im Dunkeln: und die Leute, welche ihn kennen, behaupten, daß er im bürgerlichen Leben ein Mann von sanftem, rechtlichem, frommem, ja frömmelndem Charakter sei. Viele tüchtige Leute in Frankreich, freilich auch viele Schwache und Unzuverlässige, sind von der Wahrheit seiner Aussagen und Ansprüche überzeugt: man hat von ihm gesprochen und für ihn geschrieben, man hat sich alle vergebliche Mühe gegeben, eine gerichtliche Würdigung seiner Ansprüche, die er nur benutzen will, um Güter und Namen zu erwerben, einzuleiten. Aber besonders in letzter Zeit und seit dem letzten Mordanschlage sind mehre achtbare Personen von ihm abgesprungen und haben ihn für einen Betrüger erklärt.

Der Verf. führt alle die Punkte, welche für Naundorf sprechen, sowie alle diese an, welche gegen ihn sind; er verliert sich in ein Labyrinth von Aussagen, Thatsachen, Meinungen und Vergleichungen. Allein das Resultat dieser scrupulösen Forschungen ist kein anderes, als daß die Wahrheit nach Dem, was vorliegt, nicht ermittelt werden könne, daß, wolle man einen Schluß ziehen, er für den Prätendenten höchstens nachtheilig ausfallen könne: daß erst eine gründliche und weitläufige gerichtliche Untersuchung im Stande sei, die unzweifelhaften Thatsachen zur Entscheidung festzustellen. Mit Recht sagt Hr. Laube: es würde der höchste Gipfel des Unglücks sein, das einem Sterblichen begegnen kann, wenn Naundorf wirklich der Herzog der Normandie wäre und seine Ansprüche wie die Wahrheit seines unglücklichen Schicksals der Welt doch nicht zu beglaubigen vermöchte. Die Quellen, aus welchen der Verf. für sein undankbares Geschäft, zu welchem er durch achtbare, an die Ansprüche des Prätendenten glaubende und mit dessen Persönlichkeit vertraute Männer angeregt wurde, geschöpft hat, sind: 1) ein Mémoire, das unter dem Titel „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin" aus Naundorf's und seiner Freunde Feder 1836 zu London erschienen ist; 2) ein von den Advocaten und Freunden des Prätendenten gegen die pariser Journale verfaßtes „Mémoire justificatif"; 3) eine frühere Lebensgeschichte desselben, die er eigenhändig noch als Uhrmacher in Krossen abgefaßt hat. Niemand wird nach dieser Sachlage den Wunsch unterdrücken können, daß die Wahrheit über diese fragliche Prätendentschaft durch eine gründliche, gerichtlich geführte Untersuchung an den Tag kommen möge, denn, welches Resultat sich auch ergebe, es wird immer von großem Interesse sein, daß die historische Wahrheit aufgeklärt und ein großes Unglück gemildert, oder daß das Gewebe eines Betrügers, eines Betrogenen oder eines Wahnsinnigen enthüllt werde, welches seines Gleichen in der Welt wol kaum aufzuweisen haben dürfte. 37.

Notiz.

Wir lesen in einem französischen Journale folgende Parallele, die zwischen Lüge und Wahrheit hin- und herschillert und die wir hier ohne weitere Bemerkungen mittheilen wollen: „Die Weisheit Goethe's gleicht sehr derjenigen Walter Scott's. Der Eine, wohl verstanden, ist mehr Professor (!) und mehr Deutscher, der Andere feiner, zurückhaltender, vorsichtiger, mehr Schotte. — — — Sie achteten wenig (!) und haßten wenig. Schiller, der Enthusiast, war Goethe gegenüber, was, Walter Scott gegenüber, Byron war — entgegengesetzte Naturen, deren Gegensatz ihr Band war. Bei Goethe und Walter Scott handelte es sich um das Sehen, bei Byron und Schiller um das Fühlen. Die Begeisterung kam den beiden Ersten von außen (!), den beiden Andern aus dem Herdfeuer der Seele. Bei Goethe und Walter Scott war die Reproduction der Welt und der Charaktere, bei Byron und Schiller die Leidenschaft entscheidend. Die beiden Ersten waren wie das Licht, welches erleuchtet, die beiden Andern wie die Flamme, welche brennt. Walter Scott und Goethe sind alt geboren, Byron und Schiller jung gestorben; jene Conservative, diese Revolutionnaire. Man findet bei dem Dichter des „Lara" und bei dem Dichter des „Don Carlos" tausend verderbliche Grundsätze, welche uns, wollte man ihnen folgen, in einen Abgrund stürzen würden. Die Moral Walter Scott's und Goethe's, obgleich ein wenig egoistisch, ist leicht zu realisiren; sie neigt sich zu Montaigne und Gassendi; weniger erhaben als naiv, mehr durch die Form als durch die Begeisterung poetisch, begründet sie einen Epikuräismus der Pflicht, während Byron und Schiller Leidenschaft und Wollen in Fanatismus verwandeln. Goethe und Walter Scott sind nie enthusiastisch (?), ihr Genie macht sie nicht trunken; mit Ruhe prüfen sie ihren Gedanken. — — — Ach! diese große ruhige und feierliche Harmonie eines immer wohlgeordneten Daseins ist nur wenigen Sterblichen zu eigen gegeben; fragt doch, ob Dante, ob Jean Jacques, ob Byron, ob Camoens sie besessen haben! Sie war das Eigenthum solcher edeln Geister wie des armen Shakspeare, des elenden einarmigen Cervantes, Goethe's, umgeben von den armseligen Plackereien eines kleinen Hofes, Walter Scott's, welcher, 40 Jahre alt, täglich 12 Stunden arbeitete, um Anderer Schulden zu bezahlen. Die Welt weiß gar nicht, wie groß diese Männer sind!" u. s. w. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1842.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Erster Band.
2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miß Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Die beiden Werke, welche an der Spitze dieses Aufsatzes genannt sind und von denen das des Engländers unendlich gediegener ist als das der Engländerin *), liefern einen Commentar zu Dem, was wir soeben über den Zustand und die Vervollkommnungsfähigkeit Ungarns gesagt haben. Er scheint mehr mit den hervorragenden Männern der Oppositionspartei, sie mehr mit Familien, welche der sogenannten Regierungspartei angehören, verkehrt zu haben. Das ist nicht ohne Einfluß auf das Gepräge beider Bücher geblieben, erhöht auch durch Vergleichung das Interesse, was sie in vielen ihrer Partien einflößen. Darum aber liefert auch Paget ohne irgend eine Gegenbemerkung die Schilderung der Bezirksversammlung zu Szatmar, auf welcher ein ungarischer Großer die Regierung beschuldigt habe, sie sei beflissen:

den Adel gegen die Bauern und die Bauern gegen den Adel aufzureizen; beiden Theilen zu lehren, sich gegenseitig als natürliche Feinde zu betrachten, um durch Zerspaltung sie zu schwächen und so sich selbst zu erstarken. — Hierbei brandmarkte er — fährt Paget fort — mit den stärksten Ausdrücken eine so verrätherische Politik, deren endlicher Zweck nur die Herabwürdigung und Sklaverei des ganzen Landes sein könne. Seine Worte wurden mit Jubel aufgenommen, und außer dem Vicegespan, der eine solche Sprache als zu stark tadelte, dachte keiner daran, dem zu widersprechen, was Alle als Wahrheit fühlten.

Eine grundlosere Beschuldigung ist wol nie gegen eine Regierung geschleudert worden; eine Beschuldigung, mehr geeignet, in Ungarn Haß gegen sie zu erregen, hat noch Niemand erhoben. Das pflichtmäßige Streben der Regierung, das Loos einer hartgedrückten und zahlreichen Menschenclasse, der Bauern, allmälig auf verfassungsmäßigem Wege zu verbessern, in einen machiavellistischen Kunstgriff, die Bauern gegen den Adel zu verhetzen, zu verwandeln und vor einer leidenschaftlichen Versammlung als solcher mit aller Kunst und allem Feuer der Rede zu bezeichnen, ist und bleibt eine That, mit der kein wahrhafter Freund Ungarns sich einverstanden erklären kann. Sie gehört der Geschichte an und wird von ihr gerichtet werden. Hr. Paget hat einen großen Theil von Ungarn und Siebenbürgen durchreist und gehört zu jenen Reisebeschreibern, welche ihr Ich in den Hintergrund stellen und hauptsächlich Das erzählen, was sie gesehen und beobachtet haben. Der Eindruck, den die Lecture seines Werkes hinterläßt, ist aber insofern ein peinlicher, als man, mit ihm das Land von einem Ende zum andern durchstreifend, sieht, wie kläglich so Vieles ist und wie herrlich es sein könnte, wenn die Menschen nur wollten. Wir heben, die Leser auf das wohlgeschriebene und gutübersetzte Buch verweisend, ein Hauptbeispiel aus.

Debreczin, die Hauptstadt der Ebene — berichtet er — hat eine Bevölkerung von 50,000 Einwohnern. Den Namen des größten Dorfes in Europa, den ihm ein Reisender beilegt, verdient es auch wirklich; denn die breiten, ungepflasterten Straßen, die ein Stockwerk hohen Häuser und die Abwesenheit aller Landstraßen machen es dem Begriffe einer Stadt, wie ihn sich ein Europäer bildet, ganz unähnlich. Bei Regenwetter wird die ganze Straße eine einzige flüssige Kothmasse, sodaß die auf der einen Seite der Straße einquartirten Offiziere zu Pferde steigen müssen, wenn sie auf der andern zu Mittag speisen wollen. Anstatt einen Damm aufzuwerfen, hat man den Ausweg ergriffen, ein einzelnes Bret querüber zu legen, und es ist eine große Belustigung für den Pöbel, wenn einer aus demselben auf dem engen Pfade einem Soldaten (es liegen polnische Uhlanen hier, die dem Volke verhaßt sind) begegnet, diesen in den Schlammsee hinabzustoßen!

Eine Stadt von 50,000 Einwohnern, zu der keine einzige Landstraße führt! Nur zwei Gutsbesitzer fand Paget, einen in Ungarn, den andern in Siebenbürgen, welche auf ihrem Grund und Boden bemüht waren, die Landwirthschaft nach neuen *) Grundsätzen auf den höchsten Stand der Blüte zu bringen. Beide aber hatten mit der Unwissenheit und dem bösen Willen ihrer Unterthanen zu kämpfen, besonders übel wurde dem siebenbürgischen Baron mitgespielt.

Als wir uns dem Dorfe näherten — erzählt Paget —, sprengte der Baron über einige recht gute Einhegungen uns voran, um uns ein Feld Klee zu zeigen, welches eben zum

*) Es erschüttert sehr das Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit der Miß Pardoe, wenn sie alles Ernstes erzählt (II, 185), gegen den Räuber Schobri wären zu einer Zeit 90,000 Mann aufgeboten worden.

*) d. h. nach solchen, die in Deutschland lange schon üblich sind.

zweiten Male geschnitten war. Das war eine seiner frühesten Ackerbauverbesserungen gewesen, denn trotz der Masse Land, die er besitzt, litt er dennoch vorher im Winter oft gänzlichen Mangel an Heu und Stroh für seine eigenen Pferde. Auf vielen siebenbürgischen Edelgütern ist es nichts Ungewöhnliches, zu hören, daß Pferde oder Rindvieh verhungern, wenn der Winter hart oder einige Wochen länger ist als gewöhnlich. Dieses Kleefeld sah man also als einen Schatz an, und man denke sich seinen Schmerz, als er, gerade vor dem ersten Schnitt, eines Morgens hörte, daß die Bauern die Zäune niedergerissen, alles Rindvieh des Dorfes auf das Feld getrieben und so die Ernte völlig verwüstet hatten. Die halbverhungerten Kühe verschlangen diese neuen Leckerbissen so gierig, daß sie in der Folge fast alle starben. So verdrießlich auch unser Freund über jenes Bosheitsstückchen war, so erstaunte er doch am nächsten Tage nicht wenig, als er hörte, daß nicht weniger als 30 derselben Bauern Processe gegen ihn einleiteten, weil er giftige Kräuter gepflanzt habe, um ihr Vieh zu tödten! Baron W— versicherte uns, dies sei nur eine der vielen boshaften Beleidigungen, die er sich durch seine Versuche, sein Gut und den Zustand seiner Bauern zu verbessern, zugezogen habe. Ich habe die Arbeitszeit (der Frohndienste) verkürzt, bemerkte er, ich habe den Betrag ihrer Lieferungen verringert; ich habe meinen Verwaltern untersagt, einen Bauer ohne Verhör vor der Obrigkeit des Bezirks bestrafen zu lassen, und statt Dankbarkeit begegne ich nur Beleidigung von ihrer Seite; sie sehen die Versuche als Zeichen der Schwäche und Thorheit von meiner Seite an.

Das ekelhafte Austreten der Weintrauben durch halbnackte Männer wird von dem Verf. umständlich geschildert und bemerkt, daß man in Siebenbürgen, obschon es zum Weinbau von der Natur bestimmt sei, dessen Cultur ebenso sehr vernachlässige als wenig verstehe. „Überhaupt“, sagt er, „finden wir die Bauern in Siebenbürgen in viel schlechterm Zustande und in viel größere Unwissenheit versunken als in Ungarn.“ Das will viel sagen, wenn man vorher die Schilderungen gelesen hat, die Paget von den ungarischen Bauern entwirft. Mit Glück zeichnet er die verschiedenen Nationalitäten, welche in Ungarn und Siebenbürgen durcheinandergewürfelt sind.

Man beschuldigt den Magyaren — sagt er — der Faulheit, und wenn das so viel heißen soll, daß er nicht des Engländers Arbeitsliebe um seiner selbst willen besitzt, so halte ich diese Beschuldigung für eine verdiente. Ein Magyar wird sich nie rühren, wenn er still sitzen, und wird nie gehen, wenn er reiten kann. Sogar Reiten scheint ihm zu viel Belästigung zu verursachen; denn gemeiniglich spannt er vier Pferde vor seinen kleinen Wagen und macht so seine Ausflüge nach dem nächsten Dorfe oder Marktflecken. Dieser Mangel an Thätigkeit ist überdies noch von einem Mangel an Beharrlichkeit begleitet. Der Ungar ist leicht hoffnungslos und entmuthigt, wenn eine Unternehmung nicht bei dem ersten Versuche glückt.... Der Magyar haßt Neuerungen und ausländische Moden; er hält es für hinlänglich, darüber mit den Worten abzusprechen: Selbst mein Großvater hat nie von so etwas gehört!

Wie sehr der eigentliche Ungar, der Magyar, sowol die Deutschen als die Slawen, die Walachen und Juden haßt, darüber finden sich in Paget eine Menge charakteristischer Anekdoten. Die Juden scheinen diesen Haß zu verdienen, denn es ist in Ungarn, wie überall, wo sie auf dem flachen Lande sich ansiedeln: sie verderben den Bauer.

Sobald ein Jude — berichtet Paget — die Niederlassung in einem Dorfe erlaubt bekommt, werden die Bauern arm. Wenn der Bauer Geld braucht, entweder durch zufälliges Unglück, oder um sich an seinem Hochzeitstage lustig zu machen, oder um seinem Schutzheiligen die gehörige Ehre erweisen zu können, so ist immer der Jude bereit, zu helfen, natürlich zu übertriebenen Zinsen. Alles, was der Bauer zum Wiederbezahlen hat, ist die nächste Jahresernte, und diese verpfändet er völlig, indem er dem Zufall oder seines Grundherrn Güte vertraut, um sich während des Winters durchzuhelfen. Dergestalt ist die Ernte oft verkauft, sobald sie nur gesäet ist, und für den Rest des Jahres ist der Bauer verpflichtet, für seinen Gläubiger zu arbeiten. Ich lernte viele Edelleute kennen, die sich aus diesem Grunde weigerten, Juden in ihren Dörfern wohnen zu lassen.

Sehr frappant ist folgende Bemerkung des vielgereisten Paget über die Juden:

Unter liberalen Regierungen, wo sie Schutz und Gerechtigkeit genießen können, sind sie selten; allein in der Türkei, wo ich einen zornigen Muselmann einem Juden ein Ohr abschneiden sah, weil er nicht Handels einig mit ihm werden konnte, ist jede zweite Person, der man begegnet, ein Jude.

Merkwürdigerweise findet man auch in allen Gebirgsländern wenige Juden. In Dem, was Paget über den angeblichen Einfluß Rußlands auf die zahlreichen stammverwandten Slawen und die religionsverwandten Walachen sagt, scheint er den allgemeinen Glauben der Ungarn wiederholt zu haben. So sagt er bei Erwähnung der Choleraunruhen:

Ich habe es oft mit den stärksten Versicherungen der Wahrheit wiederholen hören, daß diese Aufstände in Folge der Sympathie und der Hülfe, welche die nördlichen Provinzen Ungarns Polen gewährten und die selbst von den höchsten Autoritäten Östreichs begünstigt worden sein sollen, von russischen Agenten angestiftet wurden. Inwiefern diesem Gerüchte Glauben beizumessen sei, weiß ich nicht.

Noch bemerkenswerther aber ist folgende Stelle:

Als politische Agenten und Spione des russischen Hofs sollen die walachischen Priester häufig benutzt werden, und ich bin völlig geneigt, es zu glauben, denn sie betrachten den Erzbischof von Moskau als ihren Primas und den Kaiser von Rußland als das Oberhaupt ihrer Kirche. Das Ritual der griechischen Kirche in Ungarn enthält ein Gebet für den Kaiser und König, wovon jedoch die Walachen nur den letztern auf ihren eigenen Monarchen beziehen, indem sie den ersten für den Kaiser von Rußland reserviren. Das wurde mir nicht nur von den Walachen erzählt, sondern auch von den Kroaten und Slavoniern, unter welchen der griechische Glaube gleich vorherrschend ist und wo der Einfluß Rußlands noch durch die Aehnlichkeit der Sprache verstärkt wird. Vor einigen Jahren, als man vermuthete, Östreich widersetze sich einigermaßen den Übergriffen Rußlands, rief ein in Bucharest gedruckter und weit in Siebenbürgen verbreiteter Kalender die Walachen dieses Landes auf, den ungarischen Usurpatoren die Gewalt zu entreißen und kühn ihr eigenes Anrecht auf das Land ihrer Väter zu behaupten.

Ist es den Magyaren unter solchen geheimnißvollen Beziehungen zwischen Rußland und einem großen Theile der Bevölkerung des Landes, oder auch nur bei dem Glauben an das Dasein solcher Beziehungen zu verdenken, wenn sie auf die Verbreitung und Alleinherrschaft ihrer eigenen Sprache dringen? Was immer die Slawen gegen den hierauf bezüglichen Plan der Magyaren sagen mögen, der Grund, nach welchem dabei die Letztern handeln, liegt tief. Paget schlägt als das beste Mittel, das ganze Land zu magyarisiren, vor: „dem Ge-

nusse der politischen und der Municipalrechte die Bedingung der Kenntniß der Magyarensprache anzuhängen".

Auch Miß Pardoe, in deren Schrift man, wenn sie gleich an Reichthum belehrender Thatsachen mit dem Werke Paget's sich nicht messen kann, doch sehr viele interessante Dinge und höchst anziehende Schilderungen berühmter und hochgestellter Persönlichkeiten findet, sagt in Betreff der Hinneigung der Slawen zu Rußland, und was sie hierüber sagt, ist der gesellschaftlichen Kreise wegen, mit denen sie in Berührung kam und deren Echo sie zu sein scheint, um so beachtenswerther (II, 209):

Die Slawen beten öffentlich für den Kaiser von Rußland, selbst in der ungarischen Hauptstadt, als für „unsern Zar", eine Huldigung, welche von diesem Souverain mit Geld und Protection belohnt wird. Es ist mir viel erzählt worden von einer, durch russischen, moralischen und materiellen Einfluß angeregten und entwickelten slawischen Propaganda in Ungarn, deren Thätigkeit sich für die Ausbreitung dieser Nation in dem Grade wirksam erwiesen habe, daß Einige aus ihr, wie versichert wird, schon von der Errichtung einer slawischen Monarchie im Lande der Magyaren zu träumen angefangen haben! eine wilde Vision, die den Ungarn, welche numerisch über ein Drittheil der ganzen Bevölkerung bilden und der widersinnigen Anmaßungen ihrer unkriegerischen Mitbewohner des Landes spotten, wahrhaft lächerlich erscheinen muß. Die slawische Literatur — fährt Miß Pardoe fort — steht unter dem entschiedenen und unverhehlten Schutze Rußlands, welches jeden slawischen Schriftsteller von einigem Ruf mit Geld und Gunstbezeigungen belohnt, möge er wohnen, in welchem Lande er wolle; und dies soll namentlich der Fall sein mit einem slawischen protestantischen Geistlichen in Pesth, der in ganz Ungarn bekannt ist durch seine großen Kenntnisse in der slawischen Literatur und durch seinen fanatischen Nationalismus.

Von dem Schutze der slawischen Literatur bis zum Schutze der slawischen Bevölkerung gegen das Streben der Magyaren, ihr die Sprache des herrschenden Stammes einzuimpfen, ist freilich ein weiter, ein unermeßlich weiter, jedoch kein schlechterdings unmöglicher Schritt, und eben weil es Leute geben kann, welche äußerst entfernte Möglichkeit schon für nahe Wahrscheinlichkeit zu halten geneigt sein möchten, ist den Ungarn in Betreff der Verbreitung der magyarischen Sprache die höchste Mäßigung, in Betreff aller andern Verbesserungen des moralischen wie des materiellen Zustandes aller Volksstämme und Standesclassen aber der höchste Eifer zu empfehlen. 66.

Leben und Wirken Naphtali Hartwig Wessely's. Eine biographische Darstellung von Adolf Aloys Meisel. Breslau, Friedländer. 1841. Kl. 8. 15 Ngr.

Obgleich der Mann, dessen Leben und Wirken diese kleine Schrift seinen stammverwandten Brüdern insbesondere und alsdann unsern Zeitgenossen überhaupt in Erinnerung zu bringen bestimmt ist, jetzt bereits einer ziemlich weit zurückliegenden Vergangenheit angehört — denn N. H. Wessely ward 1725 zu Hamburg geboren, wo er 1805 starb —, so hat doch neuerdings der Name des israelitischen Volkes für die höhern Bildungs- und Gesellschaftskreise große Bedeutung gewonnen und die fast dämonische Gewalt, mit welcher jüdische Geister in der jetzigen Weltliteratur wirken, muß dem erneuerten Andenken an einen Mann zu statten kommen, der sich durch sein schriftstellerisches Wirken zunächst um die sittliche und bürgerliche Erhebung seiner Stammgenossen hoch verdient machte, aber auch zu gleicher Zeit in einer besondern für jene Thätigkeit gebrochenen Bahn als Begründer der neuen germanisch-israelitischen Dichterschule der Mitwelt überhaupt durch Talent und Kraft ein neues Zeugniß für den alten Adel seines Volkes ablegte.

Schon die äußern Lebensumstände Wessely's haben viel Anziehendes. Daß er, nachdem er die mit Umsicht und Anerkennung für Andere und sich geführte mercantilische Laufbahn aufzugeben genöthigt war, in der literarischen Carriere seine und der Seinigen Subsistenz zu sichern vermochte, zeugt dafür, daß er von allen sich ihm früher und später darbietenden Mitteln zur Bildung seines Geistes den gewissenhaftesten Gebrauch gemacht haben müsse. Wirklich hatte er auch schon mitten in seiner weitverzweigten kaufmännischen Wirksamkeit Muße gefunden, mehre seinen Namen berühmt machende Schriften herauszugeben. Seine entschiedenere literarische Wirksamkeit für die Veredlung seines Volkes datirt sich aber von seinem mit dem Jahre 1774 anhebenden Aufenthalte in Berlin, wo er, zuerst als Geschäftsführer des Jos. Feitel'schen Hauses, mit Moses Mendelssohn die innigste, für sich und Andere so erfolgreiche Freundschaft schloß. „Kein geselliges Band" — so heißt es S. 62 rc. — „ist so stark als die Sympathie zweier Seelen, die in ihren intellectuellen Fähigkeiten eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben. Wenn auch die geistigen Vorzüge Mendelssohn's und Wessely's voneinander sehr verschieden waren — schon die Überzeugung, daß die Gefühle, Gedanken, Beweggründe und Wünsche, die von der Menge nicht geschätzt, nicht verstanden wurden, von dem Freunde begriffen und gewürdigt werden mußten, mußte sie gegenseitig immer mehr nähern. Jeder liebte doppelt stark den Geist, der den seinigen ergründet hatte. Beide wollten Israel aus der Lethargie erwecken, in die es gesunken war; beide waren Wiederhersteller der Wissenschaft unter den Juden; beide hatten schon durch großartige Leistungen das Auge der Welt auf sich gezogen; beide hatten große Schaaren ausgezeichneter Köpfe um sich versammelt, sie begeistert für ihre großen Entwürfe; beide beabsichtigten, den Glaubensgenossen, jetzt ohne Sprache, zwei Sprachen*) zu geben und durch sie die Begriffe zu reinigen und festzustellen; beide strebten den blinden Nachahmungsinstinct und den kalten Indifferentismus in eine sich selbst bewußte Liebe für das ererbte Heiligthum umzuschaffen; beide waren Verfechter der Vernunft und ihrer geheiligten Rechte; beide rüstige Kämpfer gegen die Hyder des Glaubenshasses: beide wollten die Morgenröthe der Toleranz in die Mitte des Horizonts israelitischen Lebens heraufbringen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Denn Mendelssohn basirte auf Philosophie sein Judenthum, Wessely schöpfte seine Philosophie aus dem Judenthum; bei Mendelssohn prävalirt die Vernunft, bei Wessely hat sie der Offenbarung gegenüber untergeordneten Werth. Auch darin theilten beide gleiches Schicksal, daß ihre geistige Kraft zur Hälfte einem Berufe zugewendet werden mußte, den die Vorsehung ihnen nicht gegeben. Mendelssohn war in der Handlung Bernhard's beschäftigt und arbeitete in den Mußestunden an seinen unsterblichen Werken; Wessely führte das Geschäft Feitel's und widmete die freie Zeit, wie bisher, der Wissenschaft."

Hoffentlich werden sich die Leser dieser Blätter durch diese hierher übergetragene Parallele nicht ungern an frühere merkwürdige Persönlichkeiten und Zustände haben erinnern lassen, wenn sich auch Ref. durch diese längere Stelle den Raum zu noch mehren Mittheilungen verschlossen hat. Desto getroster darf er Alle, die an der fortschreitenden Entwickelung der Menschheit und Literatur Antheil nehmen, an die kleine Schrift selbst verweisen, die in beiderlei Hinsicht des Belehrenden gar Vieles aufzuweisen hat, z. B. wie Wessely der ganz verkommenen hebräischen Sprache wieder Werth und Geltung zu verschaffen suchte und wußte, mit welchem glänzen-

*) Mendelssohn gab seine Schriften in deutscher, Wessely die seinigen in hebräischer Sprache heraus.

den Erfolge er die den toleranten Ideen Kaiser Joseph's widerstrebende Orthodoxie zu bekämpfen wußte u. dergl. m.. Nur auf eine besonders wichtige Seite der literarischen Thätigkeit Wessely's muß noch mit wenigen Worten hingewiesen werden, an die Restauration, welche die Poesie durch ihn erfuhr. Als Dichter machte sich Wessely zuerst durch seine von Hufnagel übersetzte Ode auf Prinz Leopold von Braunschweig bekannt, berühmt aber durch sein Heldengedicht: „Die Moseide", welche (hebräisch) im Drucke unvollendet geblieben ist und durch die deutschen Übersetzungen von Hufnagel, Spalding und Andern vielen unserer Leser bekannt sein wird. Durch Alles, was der Verf. bezüglich auf diesen Punkt beibringt, wird man sich angezogen fühlen, wennschon manches hier wesentlich in Frage Kommende noch schärfer hätte herausgehoben werden können, wie es so trefflich in Delitzsch's „Geschichte der jüdischen Poesie" rc. (Leipzig 1836) geschehen ist. Hier wird gezeigt, wie die von Wessely neu erweckte Poesie kein Abfall von der Nationalität, zu dem sie später umschlug, gewesen sei. Denn Wessely wollte das Nationale nicht dem Allgemein-Künstlerischen opfern, vielmehr durch Darangabe der mittelalterlichen, überkünstlichen Formen die Poesie in ihre prophetische Urzeit zurückführen; die neue Dichterschule sollte zu den Füßen der Propheten niedersitzen und die Lichtstrahlen der biblischen Poesie wie in einen Brennpunkt sammeln, um sie in neuen Ausströmungen zu reflectiren. Die Schrift, die Wessely auch Ideal der Form war, sollte die Verjüngungsquelle der neuen Prosa und Poesie werden. Namentlich aber dient zur Charakteristik der „Moseide" Das, was Delitzsch (a. a. O. S. 98) so schön in Folgendem beibringt: „Wessely verwarf nicht die hagadische Sage, aber es ging ihm die Kunst ab, sie zu Goldteppichen der Poesie zu verwirken; die biblische Bilderwelt war ihm ein heimisches Land, aber er verstand nicht, mit dem Email ihrer Tinten seine Gemälde zu coloriren. Das Feenreich des Orientalismus war ihm ein verschlossener Hesperidengarten. Darum ist Styl, Bild und Gedanke bei ihm mehr germanisch, nicht judenthümlich-orientalisch, überhaupt nicht orientalisch. Sein Styl ist weich, fließend, verständlich, kurz in den Sätzen, sinnumgrenzt in den Verszeilen, nicht periodisirt und verflochten; er hält den Leser nicht durch tausend verdeckte Künste auf, vor denen die Mühe der Enträthselung festbannt, sondern flügelt ihn unaufhaltsam mit sich fort auf dem rhythmischen Flügelschlage der einfachen Bibelsprache. Sein Styl rieselt melodisch dahin, wie ein Bach mit durchsichtigem Wasser, aber der Grund dieses Baches ist nicht der farbige Kies, der flimmernde Goldsand, die bunte Perle der Sage, in seinen Wellen spiegeln sich nicht palästinische Alraunen und Saronslilien, sondern echt deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen." 67.

Literarische Notizen aus Frankreich.

J. P. Beyrat's Schrift: „La coupe de l'exil" (Paris 1840), eine Sammlung Gedichte nebst einer prosaischen Erzählung, verdient Beachtung. In der Vorrede sagt der Verfasser: „Es ist in den vorzüglichern Geistern unserer Tage ein Gedanke, den sie sich nicht ganz zu gestehen wagen. Unglück verkündende Zeichen haben sich am Himmel der Civilisation gezeigt, beunruhigende Symptome die Intelligenzen, welche sich mit der Zukunft beschäftigen, erschreckt. Es ist nicht mehr Zeit, es sich zu verbergen: die Gesellschaft neigt sich zu ihrem Untergange. Wir wohnen dem Vorspiel einer Krisis bei, gleich der, welche das römische Reich wegraffte. Es ist noch Zeit, dieselbe zu beschwören; wir glauben es, hoffen fest daran; wäre es anders, so würden wir nicht zu der Feder gegriffen haben, um nutzlose Warnungen zu schreiben. Wir sind der Meinung, daß in einem solchen Kampfe keine Kraft der Gesellschaft vernachlässigt werden darf, und eben darum tragen wir kein Bedenken, auch unsere Kräfte, wie unzulänglich sie auch sonst sein mögen, hinzuzuthun. Der Mensch und die Gesellschaft existiren durch zwei Grundideen: die Freiheit, die Einheit. Die Freiheit ist die Kraft des Menschen; die Einheit ist die sociale Kraft. Wenn eine dieser Kräfte der andern Gewalt anthut, so ist die Civilisation gefährdet und die Gesellschaft in Unruhe. Die ganze Geschichte ist nichts Anderes als das aus diesen beiden wirkenden und rückwirkenden Kräften entstehende Drama, in den dem Scheine nach vielfältigen und verschiedenen, aber im Grunde einfachen und identischen Thatsachen." Das Gedicht der Widmung an den König von Sardinien ist eins der besten. Darauf folgt eine Erzählung, welche mit einem heftigen, aber beredten Ausfall auf die pariser Civilisation beginnt; darnach folgt ein Gemälde von Allem, was der Verf. in diesem Dunstkreise des Zweifels und der Unsittlichkeit gelitten hat, dem er sich endlich entreißt, um durch einen Aufenthalt in der großen Karthause den Frieden wiederzufinden. Da, mit Gott und sich selbst versöhnt, schreibt er an den König von Sardinien, um von ihm das Ende seiner Verbannung zu erbitten. Die Gnade des Monarchen läßt nicht auf sich warten und so kehrt er dankbar in seine Heimat zurück. Von Paris sagt Beyrat unter Anderm: „Paris ist die Stadt des Zweifels und der ewigen Kämpfe. Sobald Jemand in diesen Abriß der Welt eingetreten ist, wird er bestürmt, fortgerissen, umhergeworfen von tausend entgegengesetzten Strömungen; hat er religiöse Überzeugungen, so wird es ihm nichts helfen, dieselben in sich zu verschließen und sie unzugänglich zu machen, sie werden eine Belagerung ohne Waffenruhe auszuhalten haben und durch Paradoxen und Sophismen niedergerissen werden." Die Gedichte, welche nach der Erzählung folgen, zeichnen sich durch eine reiche Phantasie und ein tiefes Gefühl aus. Die Dichter hatten sonst das Unglück nicht, über die Bedingungen des gesellschaftlichen Zustandes so tief nachzudenken, und ihre Verse waren oft um so viel besser. Heutzutage leidet jeder Mensch, der denkt, und entdeckt gar zu bald, daß Das, was ihn beunruhigt, Dasselbe ist, was die ganze Gesellschaft quält, d. h. der Mangel an einem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt der Gefühle und des Glaubens, wo sein Leben zusammenstrahlen kann, wo seine Hoffnung sich erneuert, sein Schmerz sich beruhigt. Wenn Jemand diese Erfahrung gemacht hat, so ist es natürlich, daß er dieselbe Andern mittheilen und sie auffodern will, ein Mittel dagegen zu suchen oder das anzuwenden, welches er gefunden zu haben glaubt. Aber kein Buch wird heutzutage in dem Sinne, wie Beyrat es meint, Erfolg haben. Man hat das Wort, die Beredtsamkeit, die Dichtkunst so sehr misbraucht, daß man Niemand mehr damit kräftig erschüttern kann. Der Einfluß der Literatur war ehemals groß, vielleicht zu groß; darum ist er jetzt so klein. Warum sich täuschen? Braucht die Gesellschaft gerettet zu werden, so wird es ganz gewiß nicht durch Bücher geschehen. Man predige durch Beispiel, man handle, es ist Zeit; man hat nur zu viel gesprochen, zu viel geschrieben. Hr. Beyrat ist übrigens ein Landsmann und Schüler des Grafen de Maistre, ein Savojarde und eifriger Katholik. Aber davon abgesehen, ist sein poetisches Talent nicht unbedeutend und sein Buch in mehr als einer Beziehung interessant.

Besondere Aufmerksamkeit verdient folgendes Werk: „Histoire des progrès de la civilisation en Europe, depuis l'ère chrétienne jusqu'au dix-neuvième siècle", von Roux-Ferrand (6 Bde., Paris 1833—41). „Die Geschichte von Dem, was man die Civilisation nennt", sagt der Verf. in der Einleitung, „ist nicht in der Erzählung der Thatsachen; sie ist nicht in der Entwickelung des Zustandes der Wissenschaften, der Industrie oder der Literatur; sie ist nicht in dem Sittenzustand einer Nation oder einer Epoche allein enthalten. Die Geschichte der Civilisation umfaßt alle diese Dinge zusammen." 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1842.

Der Missionnair. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Ariadne-Faden, der sich durch ein Labyrinth von Begebenheiten und verschiedenen Welttheilen windet, ist der Glaube, und in der Person des Missionnairs erkennt man das dem Jahrhundert so eigenthümliche Sehnen und Ringen nach der wahren Glaubensform. Deshalb kann man auch diesem Roman reichen Anklang beim Publicum prophezeien.

Zinzendorf stiftet im wahren, frommen Glaubenseifer die Herrnhutergemeinde; das verhindert jedoch Heuchler und Scheinheilige nicht sich ebenfalls unter sein Panier zu reihen. Seine Tochter, Gräfin Elisabeth Bruce, übernimmt nach des Vaters Tod die Leitung der Gemeinde und führt sie gewissenhaft, obgleich sie nicht die Schwärmerei des Vaters geerbt hat und ihre Glaubensansichten in wesentlichen Punkten von denen der Sekte abweichen; sie hat in Paris gelebt, liebt Paris und erhält eine Karavane von pariser Freunden zum Besuch, deren Vergnügungs- und Denkweise nicht in den frommen, beschränkten Kreis der herrnhuter Ideen paßt. Der Graf Hyppolit, Elisabeth's Bewerber, hat Rousseau's und Voltaire's Ansichten eingesogen, und auch Elisabeth hat sich zu sehr an dieselben gewöhnt, um vor den satirischen Angriffen auf die Glaubensansichten der Sekte zu erschrecken. Den jungen Helden Calixt aber erfüllt die Überzeugung, die Gräfin, die er liebt, glaube nicht an Gott, mit Entsetzen, und er wird irre in seinem Glauben, Zweifel quälen ihn, er flieht in die Wälder, nachdem er sich dem Loos, welches über seine Mission nach der Insel St.-Thomas entscheiden soll, entzogen hat. Das Zureden des Johannes Watteville und ein Wort Elisabeth's bringt ihn wieder zur Besinnung, er fügt sich geduldig den herrnhuter Gesetzen und nimmt die Mission nach St.-Thomas an.

Die Personen des herrnhuter Kreises sind in ihren verschiedenen Individualitäten aufgeführt, von der heiligen Glaubensschwärmerei an, bis zur scheinheiligen Heuchelei, und einzelne Züge aus dem Gesellschaftstreiben des Brüder- und Schwesterhauses mögen wol dem Leben nach gezeichnet sein. Peter Liborius, ein Gelehrter, haßt den Doctor Arnold, weil dieser behauptet, die einzige richtige Deutung einer lateinischen Stelle gefunden zu haben; jedesmal ehe er zum Abendmahl geht, beichtet er diese Sünde des Hasses und ist der Erste, der dem Feind versöhnt in die Arme stürzt. Das Hassen nennen die Herrnhuter eine tiefe Erniedrigung des eigenen Selbst. Des Missionnairs alte Großmutter Libussa, deren Religionseifer mit der Liebe zum Enkel den Besitz ihrer Seele theilt, ist einer der hervorragendsten Züge des Kreises; eine Negerin, die sie mit Rücksicht auf Calixt's Mission nach St.-Thomas angenommen, umschwärmt sie wie eine schwarze Fliege und ist durch Gemeinheit des Charakters mehr noch als durch die schwarze Farbe der Schatten des Lichtbildes von der Alten Charakter.

In St.-Thomas findet man Tyrannei, Grausamkeit unter den Pflanzern, Heuchelei und Hehlerei unter den mährischen Brüdern und die Neger in den drückendsten Ketten schmachtend. Die Personen auf St.-Thomas sind gut gezeichnet; der reiche Pflanzer Nure Struhm und seine Schwester Ulrike, Frankherr und Fromm Bailer, die mährischen Brüder, die bei allen ihren Reden vom Lämmlein und dem Jargon der Gemeinde ohne Gottvertrauen sind, Nor, der Negerknabe, und Micha, ein Negermädchen, und der alte philosophische Neger Erich, der sich mit allen Gründen des tiefen Denkers gegen das Christenthum sträubt.

Die Schwielen meiner Hände — sagt er — die Wunden auf meinem Rücken sind die Kaufscheine, womit ich dieses Fleckchen Erde und dessen Palmenbach einlöste; die bettelhafte Lehre von Almosen und daß wir Alles nur Gott verdanken, gefällt dem Manne nicht, der da weiß, wo er es hergenommen, alles was er hat.

Der Missionnair zieht sich durch sein Einschreiten, Hülfespenden und Belehren der Schwarzen Tadel zu und wird endlich zu weiterer Mission nach Canada beordert.

Mit Micha, dem Mohrenmädchen, durchreist er die Urwälder und Steppen; der Freiheitskrieg bringt ihm mancherlei Gefahren, verwundet kommt er in einer Hütte mit Washington, Morton und Lafayette zusammen, in dem Augenblick als sie die Nachricht erhalten, daß Frankreich die Freiheit der amerikanischen Staaten anerkannt. Er fällt in die Hände von Indianern, ein Empfehlungsbrief an den König der Wälder, den er im Busen trägt, rettet ihn von dem angedrohten Tod und er wird in einem Freimaurertempel vor 13 vermummte Männer gebracht, die ihm ihren Schutz zusagen und ihn einweihen

in ihren Kreis. Er glaubt unter ihnen die Freiheitshelden Amerikas zu erkennen. Sie nannten sich Männer der Wahrheit, Amerika war ihre Losung, Gott ihr Panier, Freiheit und Menschenrechte ihr Streben.

Calixt findet bei seiner Zurückkunft in St.-Thomas den Negeraufruhr ausgebrochen; der junge Sklave Nox hat den Feuerbrand geschleudert, das Maß der Grausamkeiten war übergelaufen und die reichen Pflanzer sind ermordet. Die nähere Untersuchung entlarvt die mährischen Heuchler, welche um des irdischen Gewinnstes willen ihre höhern Pflichten aus den Augen gelassen. Strafe wird den Schuldigen, Verzeihung den zur Verzweiflung Getriebenen. Hier hat Calixt einen Kampf mit dem eigenen Herzen zu bestehen; er liebt Micha und glaubt sich von ihr geliebt. Auch sie hält ihre Bewunderung für ihn für Liebe und will ihm folgen. Als Nox aber mit Selbstmord droht, schwankt sie und Calixt trägt sie selbst vom Schiff aus ans Land und übergibt sie seinem Nebenbuhler. Diese Handlung vermag den alten Neger Erich zu dem Christenthum überzuführen.

In Paris wird man ins revolutionnaire Treiben der Jakobiner versetzt, zum lächerlichen, jämmerlichen Triumphzug der Manen Voltaire's und zu mancherlei Saturnalien, mit Schwelgerei und Blutvergießen gezogen. Calixt trifft wieder mit Elisabeth zusammen, welche an Hyppolit verheirathet ist; trotz dieser Vermählung hat sie mit Calixt in geistigem Verkehr gelebt und in Briefwechsel gestanden.

Wenn in den zärtlichen Verbindungen, die die Poesie schmückt, jener oft besungene und geschilderte Zauber rettet, der die Herzen zueinander zieht, so ist dieser Zauber in vielleicht noch stärkerm Grade in den Bündnissen zu finden, die der Weltmann und Denker mit dem Weibe schließt, das auf seine Ideen einzugehen versteht und ihm die Wärme eines großen, kühnen Herzens einhaucht. Auf diese Weise sehen wir in der Geschichte immer Frauen neben Helden stehen; es ist die flammende, ungestüme Liebe der Giganten, die Ehe der Geister, aus welcher Ideen und Thaten hervorgehen, die ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrücken und die Geschichte zu Gesetzen stempeln.

Umsonst will Calixt Elisabeth bereden, Paris, wo ihr Gefahr droht, zu verlassen. Die Anzeichen der Revolution deutet Elisabeth folgendermaßen:

Die edelsten Geister haben ihr Werk zum Ziel geführt; Frankreich geht der Sonne der Freiheit entgegen und an der Hand führt es mit sich die unmündigen Nationen der Erde. Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Helvetius, die großen Denker, sehen ihr Wort jetzt in That verwandelt. Die Kirche, der Staat, die Gesellschaft, befreit von den Fesseln der Barbarei, zeigen sich in verwandelter Gestalt frisch und kräftig. Der Misbrauch bevorrechteter Stände, die empörende Knechtschaft, in der sie das erwerbende und arbeitende Volk erhalten, ist niedergeschlagen und in seine ursprünglichen Brüderrechte tritt der Mensch zum Menschen. Der Staat hat aufgehört die Galeerenbank zu sein, auf welche Tyrannei und Intriguen die besten, tüchtigsten Kräfte der Gesammtheit anfesseln durfte. Die Religion, von böswilligen und albernen Menschensatzungen befreit, stellte wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit jene warme Liebeskraft dar, an der der Keim jeder bürgerlichen Tugend, jeder höhern Intelligenz reifen mag. Sieh, Geliebter, das ist halb erreicht und wird in kurzer Frist ganz erreicht werden. Laß den Pöbel, der unfähig ist, die höhern Wahrheiten jetzt schon zu fassen, laß ihn in seinem Rausche Unbesonnenheiten, Thorheiten, ja sogar Frevel begehen, ist das Leid, das dadurch der Menschheit angethan wird, doch nur von eines Sandkorns Größe gegen die Verbrechen, die die Großen der Erde Jahrhunderte hindurch ungestraft begehen durften, wodurch sie den Genius der Menschheit auf das tiefste erniedrigten.

Ich bin eine echte Tochter Zinzendorf's, eine Tochter des Mannes, der seinen Glanz von sich that und in Knechtsgestalt die Länder der Erde durchpilgerte, einzig getrieben und beschützt von der Gottesstimme in seinem Busen. Glaubst du, daß diese Grafenkrone, die das Geschick auf seine Wiege warf, irgend Macht hatte, ihn herabzureißen zur Erde? Und sie sollte es für mich haben? Die Menschen verstanden ihn nicht, sie hatten eine engherzige, kleine, dürftige Secte nach seinem Namen benannt, aber er sah weiter, ihm schwebte vor, was ich jetzt erlebe. Seine gotterfüllte Seele sah die Tage kommen, wo ein ganzer Welttheil vor dem Altar der Freiheit niedersinkt und an den Stufen dieses Altars sollte nur ein Wesen fehlen, nur eins bei dieser Schar von Millionen, nur eins und dieses eine wäre seine Tochter?

Calixt findet Gelegenheit, Elisabeth vor dem blutdürstigen Pöbel zu retten, indem er seinen Freimaurerorden geltend macht. Ihr Gemahl Hyppolit ist geblieben; sie ist frei und liebt Calixt, aber er wendet sich ab von ihr.

Micha hatte ihm die irdische Liebe geraubt, die göttliche Liebe hieß ihm unerbittlich Elisabeth entsagen. Er wünschte, er hoffte nicht, was sie wünschte und hoffte. Das Weib der kühnen und stolzen Ideen, das Weib voll erhabenen Ehrgeizes und ungemessenen Stolzes, dieses Weib, so irdisch groß sie war, konnte nicht sein Weib sein. In dieser schönen, flammenden Seele hatte der Jüngling mit Entzücken sein Bild erblickt, der Mann, mit der ernsten geprüften Gottesliebe im Herzen, wandte sich ab von dem prächtigen Spiegel, dem Sinnbild einer reinen, edeln Größe, aber doch nur irdischer Befähigung.

Was Calixt von Elisabeth schied, war nur der Ausspruch der allertiefsten, geheimsten Wesenheit Beider, die Hieroglyphe, die Gott selbst in unsere Brust gezeichnet und deren mysteriöse Signatur uns oft trennend von dem besten Freunde, von der innigst geliebten Freundin unterscheidet.

So waren also unserm jungen Helden auf seinem vielfach verschlungenen Lebenswege der Glaube und die religiösen Ansichten auf verschiedene Weise entgegengetreten; er hatte das Streben nach Wahrheit sowol in deutlichen Schriftzügen als auch in wunderlichen Hieroglyphen in den verschiedenen Menschenherzen entziffern können. Die Schwärmerei des Grafen Zinzendorf und die kühne Zweifelslehre des pariser Grafen Hyppolit; — der starre Glaubenseifer seiner Großmutter Libussa und die ernste Glaubenskraft des Freundes, Johannes Watteville — der Gräfin Elisabeth Christenthum ohne göttlichen Christus und des Negers Erich philosophisches Heidenthum, sowie des schlesischen Pfarrers wahnsinniges Suchen nach dem ihm verloren gegangenen Christus und die Mummereien des Freimaurertempels, alles verschiedene Variationen des einen Themas, des Strebens nach einer Form für den Glauben, der verschiedenen Verständnisse des Religionsbedürfnisses im Menschen, des Ringens nach Wahrheit.

Von jeher war die Religion die Schwester der Politik und bei den wildesten wie bei den civilisirtesten Na-

tionen gingen Staatsverfassung und Kirche Hand in Hand. Washington's, Lafayette's und Morton's Freiheits- und Gleichheitsideen gehörten zu den Glaubensartikeln dieser großen Männer und waren ihnen als solche heilig. Mit dem Schwert wollten sie dieselben ins Leben bringen, in die Form, die sie für die rechte erkannt, — es waren aber ursprünglich dieselben Freiheits- und Gleichheitsideen, welche Zinzendorf zu verwirklichen erstrebte, indem er sich zu den Niedrigen erniedrigte und Demuth predigte und übte — es waren dieselben Freiheits- und Gleichheitsideen, welche Elisabeth mit Illusionen beflügeltem Enthusiasmus verkündete und für welche der Jakobinerclub und der pariser Pöbel in Freiheits- und Gleichheitsraserei mit Schaffot und Schwert kämpfte, indem es die Großen in den Staub zog und die Niedern erhöhte, die Reichen beraubte und die Armen bereicherte. Auch in diesen Misgeburten der Menschenbrust schlummert der göttliche Funken der Wahrheit, welcher nach der geeigneten Form sucht, häufig Misgriffe begeht, selten das Rechte ergreift.

Zurückgekehrt in die stille Gemeinde, am Grabe der Großmutter Libussa, bekennt Calixt dem alten Freunde Watteville seine Absicht, die Gemeinde zu verlassen, weil der Sektenglaube ihm nicht genügt.

Alle Formen erscheinen mir abgenutzt — sagt er — nie ist der Glaube der himmlischen Liebe vielleicht thätiger gewesen als in unsern Tagen, aber unser Bemühen, alte Formen auf neue Offenbarungen zu passen, macht, daß die himmlische Strömung ungenutzt verloren geht.

Welche Form er indeß seinem Glauben geben möchte, weiß er selbst noch nicht, und der Leser legt das Buch aus der Hand, ohne den Helden befriedigt zu sehen, denn die Ankunft eines Missionnairs von St.-Thomas mit seiner Frau, welchen er als seinen Schüler Nox und seine einst geliebte Micha erkennt und in die Arme schließt, bringt ihm zwar die trostreiche Überzeugung, nicht ganz allein zu stehen, erscheint jedoch weder als ein Glück, noch als Befriedigung.

Der Charakter des Helden ist schön gehalten, seine Begeisterung trägt das Gepräge der Wahrheit, seine Schwärmerei ist edel, seine Illusion zu ihm und den Verhältnissen passend; selbst wenn man ihn auf Momente aus den Augen verliert, so ermattet doch nie das Interesse für ihn. Auch in den einzelnen Schilderungen bewährt sich des Autors Feder; sowol die fremde Natur von Canada und St.-Thomas, als der herrnhuter Thee und der pariser Salon sind mit dem eigentlichen Talent des Verfassers für Detailmalerei ausgeschmückt. Das Ganze regt zu ernstem Denken auf, indem es Lebensfragen berührt, die jedem Herzen nahe liegen; die sich widersprechenden Meinungen sind ohne Hinneigung zu der einen, ohne Vorurtheile ausgesprochen und durchgeführt und die verschiedenen Ansichten vom Isolirstuhl der Parteilosigkeit aus dargestellt, wodurch die Darstellung zwar zuweilen der Gefühls- und Leidenschaftswärme entbehrt, ohne jedoch an Interesse zu verlieren. 8.

Die Volksmundarten in der Provinz Preußen. Vom Professor **Lehmann**. Königsberg 1841.

Der Verf., vortheilhaft bekannt durch mehre gediegene Leistungen auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung (unter andern durch seinen „Allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues", Danzig 1833, und durch eine Abhandlung über Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke) liefert hier einen kleinen, aber sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß der preußischen Volksmundarten. Es leidet keinen Zweifel, daß Schriften dieser Art, wenn sie aus so gründlicher Sachkenntniß hervorgegangen sind und in einer so gefälligen Form auftreten wie die vorliegende, sehr wohl geeignet sind, das wiedererwachte Interesse für Volksmundarten und Volkspoesien stärker zu beleben. Besonders dankenswerth und als eine wirkliche Bereicherung der Literatur erscheint in der Lehmann'schen Schrift die Mittheilung mehrer, bis jetzt noch ungedruckter Dichtungen, die entweder vom Volke selbst ausgegangen oder wenigstens in dessen Geist gedichtet sind. Beispielsweise geben wir hier ein Bruchstück aus der „Seelenwanderung" im danziger Dialekt von Cornelius von Almonde. Zwei Bauern, Joost und Paul, unterhalten sich über das Leben nach dem Tode. Johann, der Sohn des Paul, ist als ein gelehrter Mann von Reisen zurückgekehrt und hat seinem Vater das System der Seelenwanderung erklärt, welches dieser wiederum seinem Freunde Joost zu verdeutlichen sucht. Über die Lehre des Pfarrers, daß der Tod die Menschen in Abraham's Schoos trage, hat der aufgeklärte Johann gelacht und gesagt, der Geist fahre nach dem Absterben des Leibes stracks wieder in einen andern Leib; die Seelenwanderung mache von dem kleinsten Insekt an die Stufenleiter durch:

— — Ganz unden steit de Lus,
On häft de op den Kop gekrägen,
Denn kröpt är Geist en ene Mus,
De häft all enen gröteren Brägen,
Denn en de Eik, denn en det Schap,
Bett endlich en de Kloke Ap.
Wat men jü, Joost? Son Düwelskop
Secht drist to jü on mi: Herr Broder;
He stigt en Stopkén höcher op
On schlikt en ene Menschenmoder.
De dommste Mensch grenzt ant Gedert,
Jahn mend, eck selwst wer erscht en Perd.
Man eck sach em gramstürich an
On säd: sont kann ick gar nich lawen,
Stell, stell, Herz Vader! säd min Jahn,
Gleewt he denn, he es all ganz bawen?
Ehr he so hoch komt bett em Knop.
Stegt he noch mennge schöne Stop,
Ne, gleew he mi man rein gewes,
Dat darf em ganz on gar nich stören,
Dat he en Vech gewesen es,
He kann noch Land on Lied regeren.
Als Bur deit he ja sine Plicht,
Ken Wunder, wenn he höcher stigt.
Man de hier nie deit, wi he sall,
De mot, säd nu min Jahn ok wedder,
Sobold he dod es, Knall on Fall
Zopp zopp herunter von de Ledder,
On ging he ok em Hermelin,
So fahrt he wedder on een Schwin.

J o o s t.

Na Pauls, hört op, mi gruhelt all,
Wenn soent sick mäglich kunn gebähren,
Sett eck den Fot nich mehr em Stall;
De Schlag must doch vör Schreck eem röhren
Wenn so de Boll ut sinem Seiung
Met ennal an to reden fung,
On wenn eck ennal schlachten wöll

Een groten fetten Mastschabander,
On de schregt under lut Gebröll:
Ech sen de grote Alexander!
Wat fung eck en de Angst wol an?
Gleew jü, dat eck em dodschlan kann?
Mi grubelt, wenn eck denken sall,
De Schwinjung dröft met sinem Tater
Pur junge Herrschaft ut dem Stall;
De Deef Kartusch wer nu min Kater,
On dat för sinen Sünden Lohn
Emm Kujel stek een Herr Baron etc.

Die beigegebene Übersetzung dieser Stelle ins Hochdeutsche lautet:

— — Ganz unten steht die Laus,
Und hat die auf den Kopf bekommen,
Dann kriecht ihr Geist in eine Maus;
Die hat schon ein größeres Gehirn,
Dann in den Iltis, dann in das Schaf,
Bis endlich in den klugen Affen.
Was meint Ihr, Joost? Solch ein Teufelskopf
Sagt dreist zu Euch und mir: Herr Bruder;
Er steigt ein Stufchen höher auf
Und schleicht in eine Menschenmutter.
Der dümmste Mensch grenzt ans Gethier;
Johann meint, ich selbst war erst ein Pferd.
Aber ich sah ihn gramstierend (böse blickend) an
Und sagte: solches kann ich gar nicht glauben!
Still, still, Herz Vater, sagte mein Johann,
Glaubt er denn, er ist schon ganz oben?
Ehe er so hoch kommt bis zum Knopf,
Steigt er noch manche schöne Stufe.
Nein glaub' er mir nur ganz gewiß,
Das darf ihn ganz und gar nicht stören,
Daß er ein Vieh gewesen ist;
Er kann noch Land und Leute regieren,
Als Bauer thut er ja seine Pflicht,
Kein Wunder, wenn er höher steigt.
Aber der hier nicht thut, wie er soll,
Der muß, sagt nun mein Johann auch wieder,
Sobald er todt ist, Knall und Fall,
Zopp zopp, herunter von der Leiter;
Und ginge er auch im Hermelin,
So fährt er wieder in ein Schwein.

Joost.

Na Pauls, hört auf, mir grauet schon,
Wenn sowas sich möglicherweise kann zutragen,
Setz ich den Fuß nicht mehr in den Stall.
Der Schlag müßte doch vor Schreck einen rühren,
Wenn so'der Bull aus seinem Schlunde
Mit einem Male an zu reden finge,
Und wenn ich einmal schlachten will
Einen großen fetten Mastochsen,
Und der schreit unter lautem Gebrüll:
Ich bin der große Alexander!
Was fing' ich in der Angst wol an?
Glaubt Ihr, daß ich ihn todtschlagen kann?
Mir grauet, wenn ich denken soll,
Der Schweinjunge treibt mit seiner Peitsche
Lauter junge Herrschaft aus dem Stall,
Der Dieb Kartusch wäre nun mein Kater;
Und daß zu seiner Sünden Lohn
Im Kujel (zahmer Eber) stäke ein Herr Baron u. s. w.

Mehren solchen Proben der preußischen Volkspoesie sind über den Charakter und die wahrscheinliche Zukunft der plattdeutschen Sprache, über ihre Verbreitung und Modification in den verschiedenen Gegenden Preußens und über die Aussprache der mannichfach nuancirten plattdeutschen Dialekte Bemerkungen und Erläuterungen vorausgeschickt, welche, ungeachtet des beschränkten Umfangs der Schrift, deutlich bekunden, daß der Verf. seinem Gegenstande ein tieferes Studium gewidmet hat und für solche Forschungen mit einem bedeutenden Grade von Scharfsinn und feinem Geschmack ausgerüstet ist. 20.

Bibliographie.

Angely, Vaudevilles und Lustspiele. 3ter, 4ter Band. Mit 2 Genre-Bildern von Th. Hosemann. 8. Berlin, Altmann. 1 Thlr.

Bogaers, M. A., Heemskerk's Seezug nach Gibraltar. Gedicht. Aus dem Niederländischen übertragen von *F. W. v. Mauvillon*. Eine von der Holländischen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Rotterdam, Baedeker. 25 Ngr.

Dellarosa, L., Die Schloßruinen im Walde, oder: Graf Rinaldo's fürchterliche Gestalt. Eine Rittergeschichte. Mit 1 Titelkupfer. Wien, Singer u. Göring. 1 Thlr.

Ehrenberg, C. G., Das unsichtbar wirkende organische Leben. Eine Vorlesung. Im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehalten zu Berlin am 12. Februar 1842. Nebst 1 color. Kupfertafel. Gr. 8. Leipzig, Voß. 20 Ngr.

Gelegenheitsworte in verschiedenen Freimaurer-Logen gesprochen von T. G. v. H. Gr. 8. Bromberg, Levit. 20 Ngr.

Zwei Gespräche über das Buch, Preußens Verfassung und Verwaltung. Berlin, Ende Februar 1842. Gr. 8. Berlin, Schröder. 5 Ngr.

Hill, J., Es geht gut, oder Gedanken des Glaubens über schwere göttliche Führungen. Aus dem Englischen von A. Beck. 12. Zürich, Hanke. $3^3/_4$ Ngr.

Jost, J. M., Legislative Fragen betreffend die Juden im Preußischen Staate. Gr. 8. Berlin, Schröder. 10 Ngr.

Kant's, I., sämmtliche Werke. Herausgegeben von *K. Rosenkranz* und *F. W. Schubert*. 11ter Theil. 1ste, 2te Abth. — Auch u. d. T.: *I. Kant's* Briefe, Erklärungen, Fragmente aus seinem Nachlasse. Herausgegeben von *F. W. Schubert*. II. *I. Kant's* Biographie. Zum grossen Theil nach handschriftlichen Nachrichten dargestellt von *F. W. Schubert*. Mit Bildniss, Facsimile und Medaillen-Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Voss. 2 Thlr.

Ludwig, F., Gedichte. 8. Kassel, Krieger. 15 Ngr.

Masson, M., Erinnerungen eines Mannes aus dem Volke. Erzählungen. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. 8ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möller, J. H., Geographisch-statistisches Handwörterbuch über alle Theile der Erde mit besonderer Berücksichtigung des Stieler'schen Hand-Atlas. 2ten Bds. 1ste Abth. L—Q. Gr. 8. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr. 5 Ngr.

Musset, A. v., Der letzte Herzog von Guise. Frei nach dem Französischen von O. Werner. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Orlich, L. v., Fürst Moritz von Anhalt Dessau. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Gr. 8. Berlin, Schröder. 25 Ngr.

Reise-Abentheuer des Hans-Görgels von Gumpoldskirchen auf einer Lustfahrt von Wien nach Grätz und zurück über Leoben, Vordernberg, Eisenerz, Admont, Ischl, Gmunden, Linz, Mölk, St. Pölten, Abstätten, Gablitz nach Ober St. Veit. In Briefen an seinen Schwager Mazel in Feselau mit den Bemerkungen des Amtsschreibers Rigowitz. Ein Handbuch für Reisende, welche zu Hause bleiben wollen. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1841. $18^3/_4$ Ngr.

Rellstab, L., Reise-Berichte und Gedichte. Erinnerungen aus den Sommerwandertagen 1841. 2 Theile. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schneider, R. S., Preußen und die Constitutionsfrage. Gr. 8. Danzig, Gerhard. $12^1/_2$ Ngr.

Weber, K. J., Die Leidenschaften. In zwei Theilen. 1ster Theil. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. $3^3/_4$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 144. —— 24. Mai 1842.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Ad. Schöll. Frankfurt a. M., Hermann. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Die „Antigone" des Sophokles sei wiederum aufgeführt, meldeten vor einiger Zeit die öffentlichen Blätter, und die „Preußische Staatszeitung" erging sich in gelehrten antiquarischen Erörterungen und frommen Wünschen für die schönere Zukunft unsers Theaters. Es ist nicht unsers Amtes und darum gestattet Ref. sich auch keine fürwitzigen Kritteleien, wiefern die Verwirklichung dieser halbofficiellen pia desideria wahrscheinlich oder auch nur möglich sei: jene Zeit und ihre Bedingungen liegen für eine reelle Einwirkung auf unsere Bühne zu fern; im modernen Geiste wiedergeboren, wie Goethe's „Iphigenia", kann die griechische Tragödie der unserigen ein Correctiv des Maßhaltens und der Ruhe werden; im Wesentlichen aber wird die deutsche Dichtkunst auch hier aus eigener Kraft zu der entschwundenen Größe sich erheben müssen. Spurlos wird darum jenes Ereigniß nicht vorübergehen, eine Bewegung, wo sie heutzutage auch beginnen mag, muß in die entferntesten Kreise des Lebens und der Wissenschaft ausschwingen: wäre es auch nur, daß das angeregte Interesse für den Dichter, dessen Gedächtniß meist nur in der Erinnerung an die Leiden lebt, die er einst in Secunda und Prima bereitet, auch in den gebildeten Kreisen zu wissenschaftlicher Theilnahme sich steigerte, daß seine Dichterwerke, so reich an Lehren für eine Zeit, die wie die seinige ruhelos zwischen der Starrheit alter lebensloser Formen und revolutionnairer Auflösung schwankt, in eindringlicherm Studium unserer Gegenwart sich einlebten, daß seine tiefe, die Gegensätze versöhnende, maßvolle Weltanschauung ein Eigenthum, ein Hort würden, zu dem das tief aufgeregte Geschlecht aufblicken könnte, — wäre nur dies die Frucht, welche die That eines kunstsinnigen Königs getragen, sie wäre dankeswerth. An hülfreichen Händen wird es nicht fehlen. Es ist zu erwarten, und täglich steigern die Buchhändleranzeigen diese aus Furcht und Hoffnung gemischte Erwartung, daß die Philologen, eben weil sie so bereit dazu sind und doch selten Gelegenheit haben, aus der Schule zu schwatzen, sich eifrig mit der nöthigen Belehrung auf den literarischen Markt drängen würden.

Um so dringender die Verpflichtung dieser Blätter, auf eine Schrift hinzuweisen, die nicht die Speculation auf den Augenblick aus dem Nichts geboren, die ebenso fern von nichtiger Phrase wie von gelehrter Pedanterie, wie schon der Name des Verf. verspricht, sich als ein ebenso sicherer wie verständlicher Führer anbietet zu dem Dichter und in die geheime Werkstatt seiner Gedanken. Während ein späteres Werk die Kunst des Sophokles aus seinen Tragödien entwickeln soll, stellt die vorliegende Schrift Alles zusammen, was über das äußere Leben und das geschichtliche Wirken des großen Dichters zu ermitteln möglich gewesen. Die bisherigen biographischen Versuche haben sich nur auf die abgerissenen und dürftigen, oft zweideutigen Notizen beschränkt, welche die letzten Verwalter der alten Literaturgeschichte aufbewahrt haben. Eine reichere Quelle, um nächst dem Dichtergeiste auch die Gesinnung und die in ihrer Zeit lebendige Wirksamkeit des Sophokles zu erkennen, fließt in den noch erhaltenen Tragödien, oft sogar in einzelnen Bruchstücken seiner Dichtung. Ein unbefangenes Erforschen des Sophokles aus ihm selbst und Erwägen Dessen, worin seine Dramen ihre Zeit und seine Stellung darin verrathen, soll, so hofft Hr. Ad. Schöll, die vorliegende Darstellung von den zu engen Gesichtspunkten Früherer unterscheiden und, was sie Neues und herkömmlichen Meinungen Widersprechendes enthält, rechtfertigen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Vollständigkeit wegen hier mancherlei bekannte Dinge und Stoffe wiederholt werden müssen; wir verlassen deshalb den chronologischen Faden, an dem die Ereignisse des Lebens und die Untersuchungen über die Zeitalter der einzelnen Stücke sich fortspinnen. Suchen wir aus jenen Angaben über die äußern Beziehungen die innere ideale Gestalt des Sophokles zu vergegenwärtigen, seine Individualität, die geistigen Mächte, welche seine Tragödien tragen und in ihnen zur plastischen Darstellung gelangt sind. Wir hoffen gerade des Kerns und der gewinnbringendsten Momente unsers Werks uns bemächtigt zu haben, indem wir die patriotischen Tendenzen, die religiösen und politischen Ideen, die historischen Bezüge, die durch Sophokles' Tragödien sich hindurchziehen, den Lesern vorlegen.

Kolonos war der heimatliche Gau des Sophokles, ein Ort voll alterthümlicher Erinnerungen an die Mythengeschichte Athens, wo die Tempel des Poseidon Hippios

und der Athena Hippia sich erhoben, ein Hain der heilig furchtbaren Göttinnen lag, die Ölbäume standen, die einst Athens Göttin auf der Burg gepflanzt: hier im Kreise dieser Götter, in einer so sinnvoll beseelten, wie zu einem sittlichen Antlitz verklärten Natur wuchs der Dichter heran. Die Göttin, deren Diener „mit wuchtigem Hammer hart aufschlagen und todten Stoff zum Gehorsam zwingend bilden", wie er selbst die Göttin Athene Ergane preist, hatte seinen Vater Sophilos, den Waffenschmid, gesegnet: die Erziehung, die Sophokles empfing, vorzüglich der musische Unterricht mit seinen epischen Liedern und Heldengedichten führte ihn früh unter die Götter und Helden seines Volks, zu den Thaten und Leiden seiner Väter, zu den Idealen heimischer Sitte. Geboren zur Zeit des ionischen Aufstandes, unter den Stürmen der Perserkriege heranwachsend, Jüngling, als die Vaterstadt in Asche sank, ein langes gesegnetes Leben abbrechend, ehe die Niederlage von Ägos Potamos die Macht Athens vernichtete, durchlebte er die drangvollste, entwickelungsreichste, blühendste Zeit seines Volks, sein Hingang wie ein Zeichen, daß Athens hoher Geist am Ende sei. Und nicht blos als ein Mitlebender: nicht der Bürger allein, der Dichter war mit unter den Strebenden und Duldenden in dem erschütternden welthistorischen Drama seines Volks. Daher eben jene Vaterlandsliebe, jener fromme Glaube an die mythische Vorzeit seines Volks, der die Seele aller Sophokleischen Compositionen ist. Gegen die althergebrachte Sitte — denn nur die „Alope" des Chörilos und die Herakliden des Äschylos können in dieser Beziehung angeführt werden — bewegte gleich die erste Tragödie, mit welcher der achtundzwanzigjährige Dichter auftrat, sich auf vaterländischem Boden. Es war der Mythus von Triptolemos, den die uns verlorene Tragödie behandelte, jene bedeutungsvolle, mit heiligen Mysterien verknüpfte Sage, welche die Athener als die ersten Ackerbauer und Wohlthäter der ganzen Menschheit verherrlichte. Die Saatgöttin ist mit den andern Göttern entzweit, der Acker ist verschlossen und auf den öden Feldern herrscht die Hungersnoth, da mit des Triptolemos Aussaat unter den heiligen Weihen, die der Göttin Versöhnung besiegeln, erfüllt die erste Ernte auf dem eleusinischen Felde Land und Volk mit Leben und Festfreude: die Sophokleische Darstellung, so viel ersieht man noch aus den Bruchstücken, schloß mit der Ausschüttung dieses Segens, mit Freuden des Mahles und hoher Begeisterung durch die trostreichen Weihen der Göttin. Keiner der berühmten attischen Tragiker hat so oft aus vaterländischen Mythen geschöpft als Sophokles: sind auch die Werke verloren, so wissen wir doch aus anderweitigen Angaben, daß die alten wunderbar traurigen Sagen von attischen Königstöchtern, von der Oreythyia, von Kreusa, der Mutter des Ion, von Prokris, der Geliebten des Kephalos, von Prokne und Philomele, den Opfern des Tereus, die Mythe von Ägeus und seinem Sohne Theseus, von Phädra's verderblicher Liebe, von dem Schutze der Herakliden bei den Athenern, von Dädalos' Wunderwerken, Flucht und Tod, — daß alle diese heimischen Stoffe in ebenso vielen Sophokleischen Tragödien die mythische Herrlichkeit, die uralten Leiden und Freuden seines Volks wiedergeboren. Am deutlichsten liegen diese patriotischen Tendenzen in dem „Ödipus auf Kolonos" zu Tage, dem lieblichsüßen Gedichte, wie schon die Alten es genannt. Der Chor der Sangenossen empfängt den Ankömmling aus der Fremde mit dem Preise der Heimat, des wasserreichen Landes und seiner Gehöfe besten, des glanzhellen Kolonos, „wo die melodische Nachtigall so einheimisch im grünen Triftschoß ihr schmelzendes Lied hebt, in weinfarbigen Epheulaubs Hut und unter den gottgeweiht blühenden, früchtebeladenen Ranken"; hier sproßt, was Asien nicht und nie dorischer Grund gezeugt, der hellschimmernde, kindpflegende Ölbaum, hier hat Kronos' Sohn Poseidon mit wohlthätigem Zügel das Roß gebändigt, und „ruderbewegt fliegt des Meers Wunder, von Händen beschwingt, das Schiff windschnell hin mit dem Reigenflug endlos hüpfender Nymphen". Ist auch der Hauptgedanke des Stücks ein allgemeiner, ein ethisch-religiöser, die Versöhnung der Gottheit mit dem fluchbeladenen, verfolgten Greise und seine endliche Verklärung: so ist es doch athenischer Boden, der Hain der schrecklichen Jungfrauen, der ihm gastliche Aufnahme, das Ende seiner mühvollen Laufbahn und Sühnung aus der dunkeln geheimnißvollen Lebensfülle der Töchter des Urdunkels und der Nacht bereitet. Wie dann die herbeieilenden Anwohner von Kolonos dem Fremdlinge, der so kühn den Hain der scheu verehrten Göttinnen betritt, dessen fluchbeladenes Geschick sie erschreckt, die Aufnahme verweigern, ist es der altattische Landesfürst Theseus, dessen edler Gesinnung Ödipus Schutz und Ruhe verdankt. Vergebens suchen Kreon und Polyneikes, jeder für sich den Greis zu gewinnen, an den das Orakel Sieg und Herrschaft Thebens geknüpft hat: Attikas Boden schirmt ihn vor dem Andringen der Parteien und den Gewaltigen gegenüber, die ihn einst geschmäht, steigt er zu der alten Majestät und Würde empor.

Des Dichters tiefe Anhänglichkeit an seine Heimat und das lebendige Interesse an ihrem Wohl und Wehe spricht unmittelbar und sicher aus diesen Zeugnissen: die besondere Richtung dieses Patriotismus, die politische und religiöse Gesinnung des Dichters fodern zum Hinblick auf die damalige Zeit auf, an deren mannichfach bewegtem Hintergrund sein Charakter deutlich sich abzeichnet, in dem Gewirre der Strebungen und Widersprüche eine Gestalt sicherer Hoheit und maßvoller Ruhe, der Perikles der tragischen Muse in der Versöhnung der kämpfenden Gegensätze.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. Von Alexander Kapp. Arnsberg, Ritter. 1841. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wir haben es hier mit einem Buche zu thun, dessen Verf. von der edelsten Liebe zu seinem Berufe als Lehrer und Erzieher, dem er bereits über 20 Jahre angehört, erfüllt ist. Die mannichfachen Erfahrungen und Ansichten, zu denen ihm sein Amt Gelegenheit gab, hatte er schon früher in mehren kleinen

Schriften niedergelegt, jetzt sah er sich veranlaßt den eigenen Beruf „in seiner Gesammtheit und möglichst begrifflichen, d. h. wahren Gestalt" vorzuführen und eine Arbeit, „die aus dem Bewußtsein des Fortschrittes hervorgegangen ist", in wissenschaftlichem Gewande den Urtheilsfähigen zur Beurtheilung vorzulegen. Ref., der ungefähr ebenso lange in Schulämtern gestanden hat, kann diese Absicht eines achtbaren Amtsgenossen nur billigen und zwar um so mehr, da Hr. Kapp bescheiden auftritt und von verächtlichen Seitenblicken und Invectiven, wie sie z. B. in Deinhardt's Schrift über den Gymnasialunterricht vorkommen, durchaus frei geblieben ist. Mit dem soeben genannten Buche hat das vorliegende darin viel Ähnlichkeit, daß sich beide Verf. als Schüler Hegel's bekennen. Alle Gerechtigkeit den Verdiensten des berühmten Philosophen, aber dem Kapp'schen Buche wäre, um zunächst bei dem Äußern zu verweilen, eine mindere Anwendung der Hegel'schen Terminologie nur ersprießlich gewesen; denn wozu Ausdrücke, wie „immanent, adäquat, intelligibel, Diremtion, Totalität, geistesphänomenologischer Entwickelungsgang, absolute Identität" und ähnliche? Hat unsere deutsche Sprache für solche Begriffe keine Ausdrücke? Und wenn sie solche hat (woran denn nicht zu zweifeln ist), warum bedient man sich nicht derselben statt unverständlicher Schulterminologien? Die Philosophie soll das innerste Leben des Menschen befruchten, aber wo auf ihrer Grundlage wissenschaftliche Untersuchungen aufgebaut werden, die in das wirkliche Leben eingreifen, da muß deutlich und verständlich geredet werden. Wir wenigstens nehmen nicht Anstand, zu bekennen, daß wir, ohne uns „zu den Leuten einer vom Geist der Zeit bereits antiquirten Bildungsstufe" (Vorr. S. 18) rechnen zu dürfen, dennoch mehr als einen Satz in Hrn. Kapp's Buche haben öfters lesen müssen, um zu dem rechten Verständniß desselben zu gelangen.

Und welche ist nun die Grundidee des Buches? Was ist das Neue in demselben? Hier kann Ref. nicht umhin zu gestehen, daß die Masse des Neuen ihm nicht allzu groß erscheint, wodurch aber keineswegs soll gegen Hrn. Kapp ein Tadel ausgesprochen werden, da dieser sich an das bewährte Alte hält; denn wie ernst auch sein Sinn ist, wie groß seine Theilnahme an dem Gedeihen der vaterländischen Jugend, wie lebhaft er christlichen Geist und wissenschaftliches Streben empfiehlt, so würden wir doch gegen die tüchtigsten Erzieher in Wort und That, gegen einen Niemeyer, Gurlitt, Schwarz, Siebelis, Jacobs, Thiersch, Föhlisch, Friedemann, A. G. Lange, W. E. und K. Fr. Weber, Baumgarten-Crusius und viele andere Ehrenmänner ungerecht sein, wenn wir nicht sagten, daß dieselben Grundsätze, die wir bei Hrn. Kapp finden, auch schon von ihnen ausgesprochen und ausgeführt sind, ja nicht selten noch besser und deutlicher. Um nun im Allgemeinen die Grundsätze unsers Verf. zu charakterisiren, so sagen wir zuvörderst, daß derselbe weder zu den Realisten gehört, sondern wie sein Meister Hegel die Gymnasialbildung durch die alten Sprachen vorzugsweise getragen und gefördert wissen will, noch zu Denen, welche die Jugend zu sehr überladen wollen oder ihr ein zu hohes Ziel stecken. Ferner gibt er die Tendenz der neuern Erziehung in folgenden Worten an: „Die neuere Erziehung muß, während die antike mehr unmittelbare Erziehung oder Gewöhnung und die mittelalterliche im Verhältniß zu derselben mehr vermittelnde Erziehung oder Unterricht ist, als gewöhnender, ausübender Unterricht oder als Berufsbildung aufgefaßt werden, sowie es auch die allgemeinen Substanzen, die in dem Grad, als sie von dem werdenden Geist der Jugend aufgezehrt (?) werden, an concret erfüllter Realität zunehmen, verlangen, nämlich der blos äußere Staat des Alterthums, die blos innere Kirche des Mittelalters und der wirklich innere Staat der neuern Zeit" (S. 8). Hierauf werden die jetzt gangbaren Ansichten von Berufs- und Unterrichtsschulen und die Besonderung der letztern in die Volksschule, Bürgerschule und das Gymnasium erwähnt, die Gymnasialerziehung aber nach drei Theilen oder vielmehr Gliedern besprochen, nach dem Gymnasialunterricht, nach der Gymnasialdisciplin und nach der vorbereitenden Entwickelung des freien Geistes.

In dem ersten Theile werden in mehren Abschnitten, vielen Capiteln und gehäuften, etwas ineinander geschachtelten Unterabtheilungen die wichtigsten Lehrfächer abgehandelt, als die alten Sprachen und die deutsche Sprache, Religion, Geschichte, Geographie, philosophische Propädeutik, Mathematik, Naturgeschichte und die künstlerischen Unterrichtsgegenstände, ferner werden die allgemeinen, besondern und einzelnen Methoden vorgezeichnet, die Bildungsstufen der Schüler festgestellt, die Einheit des Unterrichts, die Stundenzahl, die Einrichtung der Classenordinarien und was sonst zur äußern Ordnung gehört, beschrieben und die gymnastischen Übungen belobt. Das ist Alles ganz gut, aber im Ganzen nicht unterschieden von geprüften Erfahrungen und Grundsätzen. Hrn. Kapp's Ansicht über die Römer und Griechen ist die vieler andern Pädagogen, sein Dringen auf christlichen Sinn, „durch den der Gymnasialschüler erst die heilige Taufe empfängt" theilen alle vernünftigen Lehrer mit ihm: Niemeyer, Jacobs und Thiersch haben dies schöner und kräftiger ausgesprochen als in der schwerfällig geschriebenen Stelle auf S. 43 fg. Ebenso brauchen wir nicht die Männer aufzuzählen, welche in den Gymnasien das Mittelmaß zwischen philologischer Einseitigkeit und realistischem oder reformatorischem Treiben zu halten ermahnen; die von Hrn. Kapp belobte Methode des Geschichtsunterrichts ist mit geringer Abweichung dieselbe, welche die Conferenz der westfälischen Schulmänner im J. 1831 in preiswürdiger Weise ausgearbeitet hatte und die sich allgemeine Geltung erworben hat; seine Vorschriften über die Gliederung des Unterrichts, über die Behandlung des Griechischen und Lateinischen, über die Wahl und Folge der zu lesenden Schriftsteller sind schon längst das Eigenthum der Mehrzahl unserer Gymnasien. Die schönen Stellen über den wissenschaftlichen Geist der Lehrer, das Institut der Ordinarien, die Beförderung des Privatfleißes wird Jeder mit Befriedigung lesen, aber er wird sich auch der Bemerkung nicht enthalten können, daß alle diese Sätze wenigstens nicht auf Neuheit Anspruch machen können oder geeignet sind, andere Stimmen zu übertreffen, besonders nachdem das preußische Gesetz vom 24. Oct. 1837 eine so treffliche Schutzschrift für die bisherige Lehrart in den Gymnasien Preußens und Norddeutschlands geworden ist. Hier spricht sich gleichmäßig edle Anerkennung des bisher Geleisteten aus, ernste Ermahnung zur Abschaffung des Unpassenden und Überladenen, Liebe zur Jugend, endlich gebührende Achtung des gesammten Lehrerstandes und das Alles in einer höchst gebildeten Sprache, wie sie der Abdruck der wahrhaftigsten Humanität ist.

In einzelnen Punkten vermögen wir nicht mit Hrn. Kapp übereinzustimmen. Was zuerst die philosophische Propädeutik anlangt, so findet sie an unserm Verf. einen großen Lobredner. Sie hat (nach S. 34) „die Richtung nicht allein nach vorn, zur Universität hin, dadurch, daß sie den studirenden Jüngling befähigt, sich mit dem Höchsten und Tiefsten, wodurch allen übrigen Universitätsstudien Licht und Nahrung kommt, mit der Philosophie vertraut zu machen, sondern auch eine Richtung rückwärts, in welcher sie alle die vorhergehenden Unterrichtsfächer so an sich zieht, daß sie deren vermittelte Totalität bildet, oder deren System gleichsam zum Abschlusse bringt, wenn überhaupt von einem solchen im eigentlichen Sinne innerhalb der dialektischen Entwickelung des Geistes die Rede sein könnte". An einer andern Stelle wird (S. 73 fg.) die allgemeine Methode der philosophischen Propädeutik bestimmt, die in zwei wöchentlichen Stunden die ganze Psychologie und die ganze Logik, aber nur als Grundrisse, umfassen soll. Wir bemerken dagegen, wie es doch auffallend ist, daß trotz der philosophischen Bildung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Gymnasiallehrern aus Hegel's Schule und trotz guter Hülfsbücher von Erdmann, Rosenkranz und Trendelenburg dieser Unterricht bei den Schülern so wenig beliebt ist und so wenige Früchte trägt. Sollte das nicht ein Zeichen sein, daß dieser Unterricht noch

nicht auf das Gymnasium gehört und daß man der Universität etwas Wesentliches nimmt? Das angeführte Reglement vom 24. Oct. 1837 nimmt sich der philosophischen Lection sehr ernstlich an, wir meinen jedoch, daß die Gymnasien in den Sprachen und in der Mathematik die trefflichste Vorübung für die Philosophie haben, wie von einem durch gründliche philosophische Studien gebildeten Schulmanne, Föhlisch, in einer nützlichen Abhandlung: „Das Gymnasium, eine natürliche Vorschule zur Philosophie" („Schulschriften", I, 237—256) dargethan ist. Wies denn nicht auch Fichte den achtzehnjährigen Varnhagen von Ense (s. dessen „Denkwürdigkeiten", I, 34) von dem Studium der Philosophie zurück und empfahl dafür das der alten Sprachen! Und van Heusde, dem man doch gewiß philosophischen Sinn, wenn auch vielleicht nicht im Sinne der neuesten Schule, zugestehen wird, sprach es gegen Cousin („Reise durch Holland", I, 95) offen aus, daß man in Holland keinen eigentlichen philosophischen Unterricht habe, weil man ihn für das jugendliche Alter zu schwer halte und weil durch die gründliche Lecture Ciceronianischer Werke und Platonischer Dialogen die beste Vorbereitung für den eigentlich philosophischen Unterricht gewonnen würde.

Ferner will es uns bedünken, als ob die Art, in welcher Hr. Kapp (S. 107 fg. u. S. 139 fg.) will, daß der wissenschaftliche Geist der Lehrenden die einzelne Methode zu vertreten im Stande sei, d. h. die Art der Interpretation, doch zuviel voraussetze oder in dieser Ausdehnung und dialektischen Rücksicht auf die Kunstdarstellung das sprachliche Element beeinträchtige, ohne daß irgend ein bedeutender Gewinn daraus hervorginge. Ein geschickter Lehrer kann allerdings mit fähigen Schülern fast Wunder thun, aber man darf nicht blos auf diese, sondern auf die große Anzahl Rücksicht nehmen, nicht blos auf die besten, sondern auch auf die mittelmäßigen Köpfe. Für solche und überhaupt wol nur in seltenen Fällen ist eine Interpretation, wie die der Herodot'schen Stelle auf S. 139, viel zu ausgedehnt, die Zerlegung des Einzelnen zu genau und die Erläuterung „der dialektischen Bewegung" übertrieben. Wenn der Verf. vom Lehrer verlangt (S. 107), daß „er eine wahre und tiefe Erkenntniß des unter dem Charakter des Alterthums stehenden Volksprincips der Römer habe", so muß er auch bedenken, daß eine solche Erkenntniß sich in der ganzen Lehrart geben muß und, wo sie vorhanden ist, auch kund geben wird, nicht aber in zu anatomischen Erörterungen für Secundaner, die noch mit der Schwierigkeit des Ausdrucks zu kämpfen haben, die leicht auf diese Weise weit mehr aufgehalten als gefördert werden. Ebenso glauben wir auch, daß Hr. Kapp seinen Schülern zu viel zumuthet, wenn er es (S. 107) für nothwendig hält, bei der Erklärung des Taciteischen „Agricola" zu zeigen, „wie nach dem Princip des Römerthums in dessen abstractem Staat alle Größe, selbst die hervorragendste Einzelner, auch nur eine abstracte, d. h. nicht ihnen, den Einzelnen, sondern nur dem Staate gewidmete und gehörende, formelle, sei und nur dadurch ihre Bedeutung, die sie als solche habe, gewinne, daß sie mit Vernichtung aller concreten Erfüllung einer in sich freien Individualität, durch ihr abstractes Handeln allein dem auf die bloße Äußerlichkeit des Handelns gegründeten Staat und dessen Leben diene". Die Ansicht ist richtig, aber in dieser Fassung wenigstens für Schüler nicht verständlich.

Drittens war es uns auffallend, daß bei den Ansichten und Vorschlägen über den Religionsunterricht die Lesung des Neuen Testaments in der Ursprache ganz übergangen ist. Mit Recht wird dieser Theil des Religionsunterrichts in den Gymnasien beibehalten, worüber wir uns auf eine neuere Autorität, die Hr. Kapp wol nicht verwerfen wird, beziehen, auf H. E. Schmieder, der in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Christlichen Religionslehre" (Leipzig 1833), den Gang des Religionsunterrichts auf Gymnasien in zweckmäßiger Weise entwickelt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 145. —— 25. Mai 1842.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Ad. Schöll.

(Beschluß aus Nr. 144.)

War es schon überhaupt nicht in der Art des Alterthums, auch den idealen Beruf des Genius loszusprechen von den Pflichten des bürgerlichen Lebens, so mußte gerade diese Periode Athens, das rasche Aufkommen der Demokratie, die schon während Sophokles' Jugend sich festsetzte und in den beiden ersten Jahrzehnden seiner Bühnenwirksamkeit die Erbschaft der alten Adelsaristokratie in Sitte und Einrichtungen entkräftete, mit allen übrigen Bürgern namentlich aus den drei ersten Classen auch Sophokles zu öffentlicher Thätigkeit heranziehen und zu einer entschiedenen Stellung den politischen und religiösen Zerwürfnissen der Heimat gegenüber auffodern. Es war eine Zeit des Kampfes zwischen dem Alten und Neuen, eine Zeit in der das substantielle Leben des Volks in Zwiespalt gerieth mit der jugendlich aufstrebenden Reflexion, in der die attische Bildung von jenen positiven Denkformen und Gesetzen des Handelns, die in Glauben und Sitte der Väter wurzelten, allmälig hinübergedrängt wurde zu frei verständiger Einsicht und Zwecken, die blos der Vernunft sich rechtfertigen und aus ihr den Willen bestimmen sollten. Auf politischem Gebiete war es der Gegensatz des Adelsgeistes und der Volksmacht. Schon früher hatten die athenischen Machthaber die Demokratie durch immer reichere Bewilligungen von ihren Fesseln befreit, eben in der Zeit von Sophokles' erstem Auftreten stürzten Perikles' überbietende Vorschläge den kriegsberühmten und freigebigen Gegner: schlossen sich auch, so lange er das Ruder hielt, die feindlichen Mächte in dem gemeinsamen Streben nach des Vaterlandes Glanz und Hoheit zusammen, so trafen sie sich, als er gestorben, in um so leidenschaftlicherm, zerstörendem Kampfe: hier der entfesselte Demos, von dem ungemischten Wein der Freiheit trunken, in den Händen ehrgeiziger Demagogen, dort ein hohler Aristokratismus, ohne natürliche Grundlagen, der die gebrochene Adelsherrschaft durch Hetärien, auf sophische Redegewandtheit und raffinirtes Planmachen zu stützen meinte. Auf religiösem Gebiete war es der Gegensatz des herkömmlichen Götter- und Zeichenglaubens gegen die aufkommende Vernunftlehre und praktische Philosophie. Das erwachende logische Denken, das schon in den Jünglingsjahren des Sophokles in Athen mehre Bekenner zählte, warf sich mit all der zersetzenden Schärfe der Reflexion auf den volksthümlichen Glauben und seine Widersprüche für den Verstand und das vorgeschrittene sittliche Bewußtsein: gelang es auch Perikles, die allgemeine Religiosität mit der freieren Richtung des Geistes zu versöhnen, indem er den Kern des griechischen Glaubens, die Schönheit, in Tempeln und Festen erblühen ließ, so galt doch er schon als ein Götterverächter, und seit die Noth der Belagerung die Angst vor den zürnenden Göttern bis zu wildem Aberglauben gesteigert, herrschen in den Volksversammlungen die Zeichenschauer und Orakelsänger, während die Vornehmern in den Sophistenschulen einer hohlen Aufklärung sich hingeben: immer tiefer wird die Kluft zwischen Volk und Gebildeten.

Wie verhält sich Sophokles nun zu diesem tiefen Bruch des Volkslebens, wie gelang es seiner Tragödie, die feindlichen Gegensätze zu künstlerischem Abschluß und plastischer Ruhe zu bringen? Indem wie Perikles auf praktischem Gebiete, so er dichterisch eine vermittelnde, versöhnende Stellung einnahm und in dem Widerstreit der Elemente ihre tiefere Einheit herausfand, die Idee des Ethischen, der ewigen unveränderlichen Sittengesetze, welche die Welt und das menschliche Geschlecht wie den Staat regieren. Die vorliegende Darstellung spricht das Wort selbst nicht aus, sie geht auch über Sophokles' politische Gesinnung nur in raschen flüchtigen Zügen hinweg, in Bemerkungen über seine persönlichen Bezüge zu Perikles, über die spätere Zurückgezogenheit des „friedseligen Dichters, und wie seine Tragödien von der allseitiggerechten Ruhe zeugen, in der er über allen Irrungen leidenschaftlichen Ehrgeizes, des Parteihasses, listig kalter Politik schwebt". Ausführlicher werden die religiösen Tendenzen charakterisirt: schon die eigenthümliche Epoche seiner Jugend und der Zeitlauf, in dem er zum Manne herangeblüht, hätten jene wohlthätige Vermittelung angebahnt, in der Sophokles den angestammten Glauben mit der neuen geistigen Aufklärung versöhnt habe.

Niemals wol ist der Glaube der Athener an die Väterlandsgötter und ihre heilsam lenkende Weissagung und ihre vollziehende Bestimmung wärmer gewesen, als unter jenen durch Orakel vorgedeuteten, von Wundern, wie die Hitze der Anfechtung und Spannung der Thatkraft sie spiegelte, begleiteten und unter Götter- und Heroenhülfe gelungenen

Siegen über die Perser, die Sophokles in seiner ersten Jünglingsblüte schaute und mitfeierte. Er sah dann die eingeäscherte Stadt bei verdoppelten Kräften der Bürger rasch entstehen, ihre Burg und den wimpelvollen Hafen mit Mauern sich gürten, die sie nicht gehabt hatte. Er sah den Staat, der vordem kaum sich selber festen Stand errungen, die Völker der Inseln und jenseitigen Küsten unter seine Hoheit sammeln und die Stadtgöttin, gleichwie sie im Siegesweihbilde über die Burgzinnen sich mit Helm und Schild erhob, herrlich stark in ihrem Volk über Städte und Meere gebieten. Seine Denkweise war nicht in der zerlegenden Speculation erzogen, die wol im nächsteintretenden Geschlechte schon die Phantasie des Euripides aus dem Gleichgewicht bringen konnte, sondern sie ging in der Schule der Begeisterung aus dem Vollen in das Volle. Musik in ihrem seelenvollen Regelmaß übte seinen feinen Sinn, Erfahrungen des Thatverstandes seine Menschenbetrachtung, und vor seinem fassungskräftigen Geiste stellte Äschylos wie die Bestimmung der Perserkriege selbst, so alle Bildungsideen des Griechenvolks vom Weltmorgen der Götteroffenbarung an bis zu den Stiftungen des Völker- und Stammrechts, der Religions- und Staatsordnung in einen lichtvoll erbauenden Zusammenhang.

Sophokles' religiöse Weltanschauung ruht daher wie in seinem persönlichen so in dichterischem Verhalten wesentlich auf demselben substantiellen Grunde wie bei dem Geschlechte der Marathonskämpfer: er wie Äschylos, beide faßten die überlieferten Gestalten des volksthümlichen Glaubens, die Heroen in ihren Handlungen und im Zusammenhang der letztern mit positiven Glaubensmitteln, mit Göttergewalten und Orakeln, dermaßen, daß darin die ewigen Gesetze gegenwärtig wurden, welche überall menschliche Willkür, Macht und Zufall durchdringen, beherrschen und indem sie den einzelnen Menschen beugen und brechen, seine Einheit im Geiste mit dem Unvergänglichen, dem Allgütigen und Allwissenden offenbar machen. Diese Dichter brachten zur Durchschauung, was Sophokles selbst sagt: Viel Mühn und Beschwer und entsetzendes Leid und in all dem Zeus und allein Zeus.

Eben darum, weil das Sophokleische Drama so treu an den Fügungen der Götter hielt, so kräftig in der Hinweisung auf sie des Volks Vertrauen auf die heilige Erbschaft der Vorzeit stärkte, so fest den Glauben an die waltenden Götter der Heimat und ihre Huld und gnädige Vorbestimmung bewahrte, eben darum, um dieser Tröstung Läuterung und Erhebung des vaterländischen Bewußtseins nannten schon seine Zeitgenossen Sophokles den süßen, friedseligen Dichter. Andererseits aber blicken auch die reinern geistigen Vorstellungen über Religion, Götter- und Menschenwelt, Schicksal aus seinen Tragödien hervor: während Äschylos die Götter mit allen ihren traditionellen Attributen und in völliger Übereinstimmung mit dem Mythus auffaßt, nimmt Sophokles nur den tiefern Kern des hellenischen Glaubens, „sowol die bestimmten Rechte und Wirkungen der besondern Götter in den Gaben der Natur und Sitte, Trieben und Thaten der Menschen, in Mächten und Verbindlichkeiten der Lebendigen und der Todten, als auch die allgemeine und göttliche Schicksalsbestimmung durch Weissagung und Führung und Heimsuchung" in die dramatische Handlung auf. Sie selbst, die Handlung des Sophokleischen Drama, geht vorzugsweise auf die Entwickelung des Menschlichen, Charakteristik, ethische Ideen, doch so, daß das vorwiegende Interesse an dem Psychologischen mit der Waltung des Göttlichen in den Formen der geltenden Religion zu einer harmonischen Darstellung verknüpft ist. Der handelnde Mensch erscheint, wie Hr. Ad. Schöll sagt,

als Geschöpf und Werkzeug der Götter, im Thun nach eigenem Sinne als Organ ihres übergreifenden Zusammenhanges, und zuletzt ist in einer Reihe ganz natürlicher Entschlüsse nichts geschehen, als was die Gottheit gewollt und geweissagt hat. In dieser Enthüllung, die ihm das Opfer seines Zweckes oder seines Lebens aufdringt, ist es dann die Einheit mit der Gottheit, in welcher der Mensch der Sophokleischen Tragödie untergeht. Und so ist es allerdings die Glaubensgestalt seiner Zeit, die Sophokles dichtend entfaltet, die er aber rein verklärt zur religiösen Idee aller Zeiten.

Im Suchen nach den historischen Beziehungen, welche die Tragödien unsers Dichters mit ihrer Zeit verknüpfen, gilt es bedachtsam und vorsichtig zu sein. Allerdings wird Sophokles, wie jeder dramatische Dichter, die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, deren Abbild, Kampf und Versöhnung die dramatische Handlung knüpft, eben wie er sie aus seinen Beobachtungen in der Gegenwart schöpft, auch in ihren Bezügen vornehmlich zu zeitlichen Richtungen und auf dem Grund und Boden des umgebenden Lebens darstellen. Sogar bestimmtere Anspielungen sind zulässig, ja selbst nöthig, damit das Drama nicht ein fernes, freischwebendes Eposbild sei, sondern lebendige Idee in lebendigen Gemüthern werde, um jenen altpoetischen Gestalten der Sage die Individualität und dem Mythus die näher tretende Wirklichkeit zu geben, welche beide für den Hörer auch dramatisch wirksam macht. Wer aber bestimmtere Resultate finden zu können meint, in den handelnden Personen geradezu bestimmte historische Individualitäten, in der Grundidee des Stücks Ansichten über ein die Gemüther eben bewegendes Zeitereigniß, in der dialektischen Exposition der Handlung des Politikers Prophezeiung über die Zukunft entdeckt, zieht die Dichtung aus ihrer idealen Höhe in den Bereich niederer, der Poesie unwürdiger Zwecke herab.

Hr. Ad. Schöll hat sich nach dieser Seite hin um das Verständniß des Dichters angelegentlich bemüht, er ist meist frei von jener hyperfeinen Beziehungskrämerei und vornehmlich in diesen Resultaten — denn leicht ist ja, wo zu specielle Details sich ergeben, die Beschränkung auf das oben angedeutete Maß — dürften die ertragreichsten Verdienste des Werks liegen. So hat die Wahl des Mythus von Triptolemos neben ihren allgemein patriotischen Tendenzen auch einen Anlaß in der Zeit, daß die Bürger nämlich in den letztverflossenen Jahren Mangel an Lebensmitteln gelitten, Vertrauen auf die Götter und thatenreiche Anstrengung hatten sie aus dem Drange der Noth befreit und Überfluß in Mangel gewandelt: so ging nun in der Tragödie die Entbehrung der jüngsten Vergangenheit und die Ermuthigung der wirklichen Gegenwart mit in die Feier der ursprünglichen Heimsuchung und Erlösung des Volks festlich auf. Wie man auch über die bestimmtern Anspielungen denken mag, die Süvern in der „Antigone" entdeckte, und auch unser Verf. weitläufig bespricht, dies liegt in Wort und Handlung deutlich ausgesprochen, wie Sophokles in der glänzendsten Periode

[illegible] Verwaltung sich ent-
halten, und eben dies politische Urtheil mag auch der Grund gewesen sein, daß er ohne hervorstechendes kriegerisches Talent, nur wie einer der andern wackern Athener im Kampfe, zum Feldherrn gegen Samos gewählt werden. Auch „König Ödipus" enthält Manches, was die Bedrängniß und Verstimmung im Beginn des peloponnesischen Krieges widerspiegelt: jene Beschwörung der thebanischen Priester um Abhülfe der Pest, des „feuerspeienden Dämons", der „Flamme des Verderbens", des „Kriegsgottes, der ohne Schild und Speer empört in stürmischem Lauf Brand schleudert", erinnert an die athenische Seuche, deren charakteristisches Merkmal eben brennende Hitze war, und die ersten Jahre des Krieges, der ohne rüstigen Kampf in Belagerung das Volk aufrieb. Wie in „Ödipus auf Kolonos" Theben in seiner Schuld dargestellt wird, zerfallen in den eigenen Gliedern, anmaßend auf fremdem Boden, unwahr gegen Bundesgenossen und vom Fluch bedroht, Athen als fromm und menschenfreundlich, gerecht gegen Fremde, treu seinem Wort und von Göttersegen geschützt, dies Alles ist in einer Weise ausgeführt, die überall an besondere Ereignisse der Gegenwart erinnert, und durch die ganze Tragödie hin behauptet sich die Tendenz, in welcher der Dichter auf Seiten des Perikles steht, die Athener aufzurichten und den Krieg gegen die Böoter nicht fallen zu lassen. So treten die innern Verhältnisse und Zustände des „Ajas" in Beziehung zu der Zerfallenheit des Staats im peloponnesischen Kriege, zu der Theilung im Volk und der damit zusammenhängenden Leidenschaftlichkeit und Hemmung der eigenen Organe, und die kriegsmüde Stimmung und Sehnsucht nach ruhigem Heimatgenuß, die aus dem letzten Chorliede spricht, klingt an die Mühsale der Athener auch schon im ersten Jahrzehend des Kriegs.

Doch schon zu lange haben wir das erwachende Interesse für Sophokles und seine Tragödien in Anspruch genommen: möge der geneigte Leser selbst zusehen, wie der verehrte Verf. auch in den übrigen Stücken Bezüge, Anspielungen, Einwirkung des Dichters auf die Zeit und die besondere Lage des Staats nachweist. Wir schließen mit dem Wunsche, daß Hr. Schöll bald, wie er versprochen, das ergänzende Werk über die Kunst des Sophokles dem literarischen Publicum vorlegen und, wenn eine Erinnerung gestattet ist, das Phrasenhafte und Undeutsche, das hier in einzelnen Wortfügungen, wie z. B. „Staube an die Begriffenheit aller menschlichen Handlungen unter Götterfügung" auftaucht, auf eine einfachere, maßvolle Sprache zurückführen möge. 42.

Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. Von Alexander Kapp.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Endlich betrachtet der Verf. (S. 55 fg., 72—79) die Leibesübungen als einen Gegenstand der ernstesten und besonnensten Aufmerksamkeit, er will, daß sie auf der obern Bildungsstufe noch zunehmen sollen, und verlangt für sie nicht blos die freien Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends, sondern auch eine Stunde an den vollen Schultagen. Nun haben sich allerdings für die genannten Leibesübungen als integrirenden Theil der Gymnasialerziehung und zugleich ohne die Einseitigkeit und die politischen Richtungen Jahn's seit mehren Jahren viele Stimmen erhoben, C. G. [illegible] hat in einer ausführlichen Schulschrift (Lissa 1828) auf ihre Wiedereinführung mit großem Eifer gedrungen und nicht allein der badische Oberstudienrath hat in seiner Verordnung vom 20. Jan. 1838 in den gymnastischen Übungen die beste Abwehr gegen allerhand Fehler und Laster der Jugend zu finden geglaubt. Auch wir sehen die Leibesübungen als einen wesentlichen Theil der Volksbildung an und stimmen ganz mit dem Grundsatze des Alterthums überein, daß die Tugend in die Gesundheit des Leibes und der Seele gesetzt werden müsse, wogegen der moderne Tanz- und Fechtunterricht nur ein schwaches Surrogat ist. Dafür die Stimmen eines GutsMuths, Jacobs, Passow, Orelli, Thiersch und anderer deutschen Männer anzuführen, würde überflüssig sein. Aber mit Recht wird in dem angezogenen preußischen Ministerialrescripte (S. 41) gefragt: „ob die körperlichen Übungen ihrer Natur nach in den Kreis der Gymnasialbildung gehören; ob nach der allgemeinen, bis jetzt bestehenden gesetzlichen Verfassung des öffentlichen Unterrichts in den Gymnasien ihnen und nur ihnen die Verpflichtung obliegt, wie für die geistige, ebenso für die körperliche Erziehung und Ausbildung der Schüler zu sorgen, ob sie Vermögen und Mittel besitzen, die Schwierigkeiten ihrer ohnehin verwickelten Aufgabe noch durch diese neue Sorge zu steigern und zu vermehren, und endlich ob die Behauptung sich als wahr bestätigt, daß die körperliche Ausbildung der Jugend in den Gymnasien dem Zufalle überlassen ist, wenn sie auch künftig wie bisher der pflichtmäßigen Sorge der Ältern anheimgestellt bleibt". Das Ministerium hat keinen Anstand genommen, diese Fragen im Allgemeinen zu verneinen. Und so meinen wir ebenfalls, daß die gymnastischen Übungen allerdings in Erziehungsanstalten und Pensionaten in den Kreis der öffentlichen Lehrgegenstände gehören, daß aber übrigens das Gymnasium seine Aufgabe vollständig löst, wenn es die körperliche Gesundheit seiner Schüler während der Lehrstunden überwacht und sie außer denselben nicht mit Arbeiten überladet, sodaß ihnen auch noch Zeit zur Ausbildung und Stärkung des Körpers bleibt, wo sich dann auch die Lust zu gymnastischen Übungen mehr oder minder finden wird. Nur soll man einen wackern Schüler nicht schelten, der nun gerade am sogenannten Dauerlaufe kein Vergnügen findet, aber darum doch ein tüchtiger Fußgänger und Wanderer auf Reisen ist. Diese edle und jetzt durch Eisenbahnen und Dampfwagen der Jugend immer mehr entrückte Übung hat Hr. Kapp mit vollem Rechte (S. 173 fg.) in Schutz genommen, wie schon vor ihm Bocko in der lesenswerthen Schrift „Über das Fußreisen, als körperliche und geistige Ascetik" (Hanover 1837), und daher in der Beilage zu dieser Stelle eine mit neun Schülern unternommene größere Fußreise ausführlich ihrem Wesen nach geschildert, ohne eine förmliche Reisebeschreibung zu geben, die freilich in einem Grundrisse der Gymnasialpädagogik nicht am rechten Orte gewesen wäre.

Ebenso gern wir nun diesen letztern Vorzug anerkannt haben, so stimmen wir auch vielen andern Ansichten des Hrn. Kapp bei. Wir rechnen dahin die Abhandlungen über eine weise Beschränkung des Sprach- und des mathematischen Unterrichts, der gleich sehr von der allgemeinen oder reinphilosophischen Grammatik, wie von der höhern Mathematik abstehen soll (S. 37 fg.), dann die würdige Ansicht von Classenordinarien und dem ganzen Lehrstande überhaupt (z. B. auf S. 103 fg.), die sich auch darin ausspricht, daß er den Religionsunterricht den im Mittelpunkt ihrer Classen stehenden Ordinarien und nicht den zu diesem Behufe requirirten Geistlichen des Orts zutheilt (S. 73), endlich die Grundsätze, nach denen der deutsche Sprachunterricht eingerichtet sein soll (S. 91—95). Auffallend wird es den Verehrern der althochdeutschen Poesie sein, daß Hr. Kapp sie vom Gymnasium verweist, das antike Moment für weit bildender hält, die Lecture des Nibelungenliedes oder an-

[illegible] wichtiger [illegible] gar nicht erwähnt und bloß in der obersten Classe etwa in die deutschen Disciplinen der Poetik, Rhetorik und Literaturgeschichte zerfallenden Sprachunterricht vorschlägt. Von der letztern sagt er auf S. 46: „Es genügt die allgemeine historische Kenntniß der Entwickelung unserer Nationalliteratur vollkommen, bis ihr moderner Charakter und zwar in den Werken ihrer gefeiertsten Männer, eines Klopstock, Schiller und Goethe beginnt, welchen der Gymnasialschüler das gründlichste und eifrigste Studium zuzuwenden angehalten sein muß." Die Wichtigkeit des 18. Jahrhunderts für unsere Literatur hat auch Immermann („Memorabilien", S. 261—265) anerkannt, indem er diese Zeit das Geburtsjahr der eigentlich großen Literatur der Deutschen nennt, während die Literatur des Mittelalters ein großer Ansatz blieb und nicht für den Sieg des deutschen Geistes in einer Hauptschlacht gelten konnte. Den deutschen Ausarbeitungen legt der Verf. einen sehr hohen Werth bei, indem in ihnen sich die Gesammtbildung eines Gymnasialschülers ausprägt.

Fast ganz übereinstimmend erklären wir uns mit dem zweiten, ungleich kürzern Theile, welcher von S. 143—170 die Gymnasialdisciplin behandelt. Alles, was hier von der allgemeinen Disciplin und von den Mitteln zur Beförderung des guten, sittlichen Geistes im gemeinsamen Schülerleben, ferner von der Wirksamkeit des Classenlehrers und von dem Verhältnisse der Schule zur Familie gesagt ist, finden wir durchaus beifallswürdig und sowol im Geiste der besten Schriftsteller, welche diese Gegenstände früher behandelt haben, als auch durch die eigene Erfahrung bestätigt. Denn Ref. gedenkt mit großer Freude einer fast sechsjährigen Wirksamkeit an dem Gymnasium einer großen, volkreichen Stadt, wo auch ohne Turnübungen, gemeinschaftliche Fußreisen und andere von Hrn. Kapp vorgeschlagene Vereinigungsmittel eine sehr gute Disciplin herrschte und die Schüler (gemischter Confession) mit ihren Lehrern durch das Band der Liebe und wissenschaftlichen Strebens eng verbunden waren. Etwas pedantisch aber ist der Vorschlag des Verf. (S. 157), daß der Lehrer das Tabackrauchen dadurch als eine wahre Unsitte dem Schüler hingestellt wissen will, daß er selbst es unterlasse, weil sonst das Verbot, wie aller Dualismus, die Lüge selbst in sich trüge. Die Unstatthaftigkeit des Tabackrauchens läßt sich dem Schüler noch durch andere als medicinisch-diätetische Gründe darthun, wie aus Kirchner's Programm des stralsunder Gymnasiums vom J. 1829 (S. 3) und aus K. Fr. Weber's Gesetzen des kasselschen Gymnasiums (1838) zu ersehen ist; aber freilich ist es auf dem einen wie auf dem andern Wege schwer, für den Erfolg einzustehen, da diese Unsitte so weit verbreitet ist und — was gerade das Nachtheiligste ist — außerhalb der Schule ihre meisten Vertheidiger findet.

Der dritte Theil: „Das Werden des freien Geistes im Gymnasialschüler" (auf zehn Seiten), erscheint uns als der unbedeutendste, da die hier besprochenen Materien für jeden Lehrer, der sich ernstlich um seine Schüler bekümmert und sie nicht blos lehrt, sondern auch bildet, keiner philosophisch-theoretischen Entwickelung bedürfen. Die rechte, die lebende Schulordnung liegt auch hier, wie Tegnér („Sechs Schulreden", S. 12) so schön gesagt hat, in der Brust des Lehrers.

Eine besondere Anerkennung verdienen die von Hrn. Kapp in der Vorrede ernst und würdig vorgetragenen Ansichten über die äußere Stellung der Gymnasiallehrer. Denn wenn man bedenkt, daß noch 1833 der Abgeordnete Schacht in der zweiten darmstädtischen Kammer darauf antragen mußte, daß die Lehrer sollten in die Kategorie der Staatsdiener gehören, und daß am 30. Juli 1840 eine Majorität von vier Stimmen in der badischen Kammer nöthig war, um ein Gesetz über die Staatsdienerschaft der Hauptlehrer an den Gelehrtenschulen, nach zweimaliger Verwerfung, festzustellen, und wenn man endlich sich erinnert, welche Kämpfe eine ehrenwerthe Anzahl von Landständen im Juli und August 1834 in der sächsischen Kammer zu bestehen hatte — dann wird man gestehen, daß Hr. Kapp wohl daran gethan hat, für die Gymnasiallehrer das Wort zu nehmen, wie schon vor ihm Thiersch in seinem vortrefflichen Buche „Über gelehrte Schulen" (I, 53—73), und — damit man uns nicht Schuld gebe, eine oratio pro domo zu schreiben — [illegible] schneider und Bülau in Pölitz' „Jahrbüchern für Geschichte und Staatswissenschaft" von 1836, Heft 10 u. 11. „Sollen", sagt Hr. Kapp, „die Schöpfer und Pfleger des edelsten Lebens im Staate an der ihr Wirken unterstützenden Achtung und dem eine sorgenfreie Subsistenz bedingenden Einkommen fernerhin eine Schmälerung erleiden? Sie sollten fernerhin in beiderlei Hinsicht den subalternen Beamten derjenigen Behörden gleich und oft nicht einmal gleich geachtet und behandelt werden, deren Lenkern sie alle ihre Bildung, die wissenschaftliche und religiös-sittliche, mehr noch als begründet haben?" Und so verbreitet sich derselbe über den Stand der Lehrer im Allgemeinen, zu dessen vollständiger Emancipation seine Schrift ein Beitrag sein soll, über die Gleichheit in den Titeln der Anstalten, ihrer Vorsteher und Lehrer, über das Rangverhältniß zu den übrigen Beamten, wie es nur in dem Herzogthume Nassau gut geordnet ist, und über die Bestimmung höherer und zugleich festerer Lehrergehalte. Ein sehr wahres Wort hat derselbe auf S. XIII gesprochen: „Leider geschieht es noch tagtäglich, daß bei Besetzung einer Stelle von der Einnahme des Vorgängers für diesen oder jenen Lehrer, für diese oder jene Pensionirung und diesen oder jenen Zweck noch so viel abgezogen und abgemarktet wird, bis die neue Stelle für den Lehrer, der aufrücken sollte, auch auf das Minimum des Einkommens herabgesetzt ist, während, außer einer durchgängigen Erhöhung der stufenweise gesteigerten Lehrergehalte, gerade die Fixirung derselben dem Amt und Stand Achtung und Das, was man noch allenfalls hier Carriere zu nennen versucht werden könnte, verschaffen würde. Natürlich müßten die diesem ihrem bessern Verhältniß auf die ganze Lebenszeit gegen alle störenden Eingriffe des Schicksals Bedeutung zu geben, auch in die allgemeine Pensionsanstalt (Ref. bemerkt, daß dies in Darmstadt bei allen und in Preußen bei den verheiratheten Lehrern stattfindet) aufgenommen sein." Eine solche Schmälerung findet aber nicht allein bei städtischen Curatorien, wie sie Hr. Kapp vorzugsweise vor Augen hat, statt, auch in andern reich dotirten Schulen hat man nur zu häufig eher an allerhand unnütze Bauten und kostspielige äußere Verschönerungen gedacht als an die sorgenfreie Lage der Lehrer.

Ref. hofft mit dem Verf. in dieser Beziehung das Beste von der Weisheit der obersten Behörde und des hochherzigen Staatsoberhauptes in dem Lande, wo die innere Organisation der Gymnasien durch eine Reihe der wichtigsten Verordnungen zuerst eine so wesentliche Verbesserung erhalten hat. 19.

Notiz.

Sprachphysiologie.

Als sich die siegreichen Normannen in den Besitz Englands gesetzt hatten, erhoben sie wie billig ihre Sprache zur officiellen und so wird bis auf den heutigen Tag der Wille des Souverains dem Parlament in alt-französischer Sprache kund gethan. Einen weit glänzendern Sieg aber hat die Sprache der Sieger in Bezug auf eine der ersten Lebensbedingungen davongetragen: die Hausthiere nämlich haben, insofern sie gezogen werden, die alt-sächsischen Namen behalten; insofern sie gegessen werden, aber romanische Namen angenommen. Sehr natürlich, denn die unterworfenen Sachsen mußten eben die Thiere ziehen, die dann die Tafeln ihrer normannischen Herren füllten, und allmälig hat sich denn dieser Unterschied für die ganze Sprache festgesetzt; so verwandelt sich der „ox" als Braten in „beef", das „swine" in „pork", das „calve" in „veal", das „sheep" in „mutton". Nur Kuhfleisch scheinen die Normannen verschmäht zu haben, wenigstens kennen wir hier keinen vornehmern, der germanischen „cow" entsprechenden Eßnamen. 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 146. — 26. Mai 1842.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Franz Kugler. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Von den mancherlei in Deutschland und im Auslande erschienenen Hülfsmitteln für das Studium der Kunstgeschichte verdienen die Handbücher des Prof. Kugler den unbedingtesten Vorzug. Abgesehen von dem innern Werthe seines „Handbuch der Geschichte der Malerei" und des vorliegenden, der nur der Gewinn eifrigen und gewissenhaften Studiums sein kann, von dem Scharfsinn, der zwischen scheinbar Getrennten den Faden der Verwandtschaft nachzuweisen im Stande ist, der Räthselhaftem seine Deutung gibt und mit Liebe für seine Aufgabe selbst Wenigbeachtetes zur Würdigung zu bringen weiß, sind es besonders auch die äußern Vorzüge, die Prof. Kugler's Büchern den Ruhm der bestgemachten sichern. Mit dieser Bezeichnung soll das Verdienst angedeutet sein, daß sie in der übersichtlichsten Ordnung von dem fast erdrückenden Stoffe so viel hervorheben und zusammenstellen, als in einem Handbuche zu suchen ist, daß sie statt spitzfindiger Erörterungen die Resultate einleuchtend und mit ihren Gründen vortragen und dadurch Jeden in den Stand setzen, Weiteres anzuknüpfen, zu bestätigen oder zu widerlegen; endlich, daß sie bei aller ihrer Stoffhaltigkeit doch auch so Manches glücklich ignoriren. Bei Büchern, die sich selbst dem täglichen Bedarfe widmen, sind diese äußern Vorzüge nicht hoch genug anzuschlagen. Häufig haben sie den überraschenden Erfolg der von unsern Nachbarn uns gelieferten begründet, weil die deutschen oft viel gediegenern Werke gerade dieser äußern Vorzüge entbehrten; und treffen sie, wie hier, mit einem selbständigen, auf bewußten Principien ruhenden Urtheile, das sich jedoch in der Ausbreitung der theoretischen Sätze weniger als in ihrer schlagenden Anwendung gefällt, und mit der sichern Verständniß zusammen, die durch Übung und Anschauung gewonnen ist, so kann man sich voraussagen, daß ein solches Buch die verdienteste Anerkennung finden werde, und indem Hr. Kugler dem gegenwärtigen Betrieb der Wissenschaft eine so wohlerwogene Unterlage gibt (Vorwort S. XI), hat er für ihre weitere Entwickelung in einer Weise gesorgt, daß die Dankbarkeit seines Strebens wahrscheinlich länger gedenken wird, als er in seiner Bescheidenheit voraussetzt.

Der Verf. hat sein Buch kurzweg „Kunstgeschichte" genannt, ohne auf dem Titel weiter zu bemerken, daß er darin blos die Geschichte der sich im Raum bewegenden Künste erzähle. Auch dies rechnet Ref. zu den Vorzügen seiner gutgemachten Bücher, daß man sie leicht citiren kann; sollte ja Jemand aber sich getäuscht glauben, weil er die Geschichte der Musik und der Poesie nicht darin findet, so werden die wenigen Bemerkungen des Vorworts ausreichen, ihn zu bekehren. Eher ließ sich nach dem Plane des Verf., wie Ref. meint, etwas Anderes vermissen. Da Prof. Kugler die Kunst aus dem Bedürfnisse ableitet, menschliche Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und dieser Gedächtnißstätte, diesem „Denkmal," eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei, und dem Begriffe der Kunst zutheilt, daß sie in körperlicher Gestalt das Leben des Geistes darstelle, so dürften Leser, die nie genug haben, Andeutungen über Gartenkunst und über Tanzkunst, wenn auch nur im Vorübergehen, sich unterschlagen glauben. Andere und mit ihnen Ref., werden meinen, daß in die Geschichte der Kunst die ersten Bildungs- und Darstellungsversuche der vereinzelten Völker, z. B. der Insulaner des Oceans weniger zu rechnen seien als in die Geschichte der Hierographik; weil eigentliche Kunst doch wol dann nur beginnt, wenn eine gewisse Herrschaft über die Mittel der Darstellung erlangt ist, wie Poesie, wenn ein freieres Schalten mit den Formen der Sprache, — Rhythmus, Parallelismus der Sätze, Alliteration u. s. w. — eintritt. Ist doch selbst die ägyptische Kunst in ihrer unabhängigen Ausbildung stets eine solche gebundene geblieben, die es nie über eine hieroglyphirte Zeitung, über eine bilderreiche Chronik gebracht hat, oder über ein reichgeschmücktes Ciborium, in welchem das lebengebende Brot aufgehoben werden konnte, wie auch S. 52, §. 12 vom Verf. bemerkt ist. Alles, was der Verf. der von ihm classisch genannten Kunst vorausgeschickt hat, gehört, nach Ref. Ermessen, richtiger der Völkerkunde oder der Graphik zu, obgleich Niemand sich ärgern wird, das hier kurz und übersichtlich Zusammengestellte beisammen zu finden.

Gewiß ist die summarische Abfertigung der griechischen und römischen Kunst bei der Menge der Hülfsmittel, auf die Prof. Kugler gelegentlich verwiesen hat, zu entschuldigen. Offen gesagt, hat dieser Theil Ref. am wenigsten genügt. Man fühlt den Mangel der frischen Anschauung,

z. B. S. 139 bei dem über das Löwenthor Gesagten, und Manches ist dürftig behandelt, wie Alexandria S. 191, Pergamus und Antiochien sind gar nicht erwähnt. Daß er Besseres auch hier hätte geben können, hat er durch sein Buch über die Polychromie hinreichend erwiesen.

Recht auf seinem Gebiete ist der Verf. aber in der Geschichte der romantischen Kunst (vierter Abschnitt), deren Anfang er in die Zeit setzt, da das Christenthum als Staatsreligion im römischen Reiche anerkannt ward und die er mit dem Mittelalter abschließt. Hier hat der Reichthum des zum nicht geringen Theil durch Anschauung erworbenen Materials eine Klarheit und Frische des Vortrags bedingt, die nur nach solcher Ermächtigung des Stoffes zu gewinnen ist. Zwar beweist die Literatur, die er beibringt, daß vorgearbeitet war, aber diese Vorarbeiten sind häufig nur von Werth in der Erfahrenen Händen. Als verdienstlich muß gerühmt werden, daß zur Charakteristik des byzantinischen Baustyls hier zum ersten Male die alten Bauwerke Konstantinopels etwas sorgfältiger benutzt sind, und es ist anzunehmen, daß, wären dem Verf. die alten Kirchen in Griechenland, namentlich die des heiligen Basilius zu Athen und die Kirche des verlassenen Klosters (Daphne) an der Straße von Athen nach Eleusis genauer bekannt gewesen, er die interessanten Momente zur Geschichte des Kuppelbaus nicht übersehen haben würde, die sie darbieten, sowie denn auch die Funde von Goldgefäßen in der Walachei (1838) zu seinen Andeutungen über Prachtgeräthe (S. 380) bestätigende Zusätze darbieten.

Mit großer Umsicht ist im 12. Capitel, wo die Kunst des Islam besprochen wird, die Entwickelung des Spitzbogens in den mohammedanischen Baudenkmalen auf Das beschränkt, was er dort stets blieb, auf eine Architekturform, die wie ein näheres organisches Verhältniß zwischen Bogen und Stütze begründete. Nie ward er dort ein auf alle Bautheile einwirkendes Princip, sowie denn überhaupt Alles, was der islamitischen Baukunst Werth gibt, sich auf ihre ornamentale Ausbildung beschränkt.

Prof. Kugler unterscheidet von der altchristlich römischen und der byzantischen Kunstform diejenige, die durch das Hervorschlagen des germanischen Geistes sich entwickelte und die er den romanischen Styl nennt, dem das 13. Capitel gewidmet ist. Wie er sich in den verschiedenen Ländern nationell abgeändert hat, wird vom Verf. mit vielen und glücklich gewählten Beispielen dargethan, die eine Vorneigung für diese Kunstform verrathen könnten. Fraglich könnte es jedoch immer bleiben, ob der Spitzbogen als ein Element der mohammedanischen Architektur, in die deutsch-romanische verschmolzen, anzusehen sei (S. 474). Der Verf. macht selbst auf die constructive, man möchte sagen durch die Nothwendigkeit gebotene Anwendung desselben aufmerksam, was doch durchgreifender diese Kunstform empfohlen haben möchte, als ein durch ästhetisches Wohlgefallen bedingtes Versuchen, von dem wir der nachweislichen Zeugnisse ermangeln, wenn auch die Zeit für ein Hervorgehen aus islamischen Anfängen stimmt. Die norwegischen Holzconstructionen mit diesen byzantinisch-christlichen Formen in Zusammenhang zu bringen, ist dem Scharfsinn des Verf. durch mehr geistreiche als augenscheinliche Darstellungen gelungen, und auf eine würdige Weise krönt er diese inhaltreichen Untersuchungen durch das Band, das er zwischen Niccola Pisano und den Meistern der Arbeiten zu Wechselburg und zu Freiberg ahnen läßt. Vorbereitet durch diese Erörterungen, geht er, Capitel 19, zu der Kunst des germanischen Styls über, wo ihm ein fast überwältigendes Material vorlag; doch hat er durch sehr bequem sich ergebende Abgrenzungen sich ein übersichtliches Feld verschafft und vieles reiht sich bei ihm organischer als in allen bisher bekannt gewordenen Darstellungen.

Die Geschichte der modernen Kunst bildet den vierten Abschnitt und gewiß richtig ist ihr Anfang mit dem Erwachen des wissenschaftlichen Bewußtseins in allen Lebensrichtungen und namentlich mit dem Erwachen der wissenschaftlichen Kritik zusammengestellt. Diese Wissenschaftlichkeit wirkte auf alle Arten von Kunstleistung ein und verbannte, hier früher dort später, die überkommenen Eigenthümlichkeiten. Aber mit dieser Palingenesie der Kunst schien sie auch, die bisher einzig eine, sich in ihre Atome aufzulösen; die Kunst schrumpfte in die modernen Künste zusammen. Die Individualität des Erschaffenden trat entschiedener hervor; aber das Bestreben, es den Alten gleich zu thun, oder gar sie zu überbieten, nahm den Werken der Baukunst ihren Charakter. In Bezug auf Malerei hatte der Verf. sich in seinem so nützlichen „Handbuch zur Geschichte der Malerei" fleißig vorgearbeitet; doch werden Vergleichende mit Vergnügen bemerken, wie sorgfältig er hier nachgetragen und wie die allgemeinern Überblicke selbst Einzelnes modificirten. Man vergleiche nur das hier über Rafael (S. 787 fg.) Gesagte mit Dem, was er selbst und noch mehr mit Dem, was Andere gegeben. Im 20. Capitel verdient die Geschicklichkeit Beachtung, mit der unser Verf. die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts in aller Kürze zu bezeichnen verstand; dem Holzschnitte und Kupferstiche widmet er ein eigenes Capitel (das 21.) und bespricht in dem letzten, mit umsichtiger Anerkennung, die Ergebnisse der Gegenwart. Für die Brauchbarkeit des Buches sorgen außerdem gute Register und Schematismen, die, wie der Verf. glaubt, es selbst zu einem Begleiter auf Reisen empfehlen könnten. Es würde befremden, wenn man es dazu nicht benutzte und wenn eine zweite Auflage dem Verf. nicht bald Gelegenheit gäbe, einzelne Mängel zu verbessern, Manches, namentlich die Literatur, zu vervollständigen — soweit er dabei Vollständigkeit beabsichtigt — und das seitdem dazu Gewonnene nachzutragen. Vielleicht ermäßigt dann auch die Buchhandlung den Preis, den der gefällige Druck und das glatte Papier nicht ausreichend entschuldigen. 68.

Romanenliteratur.

1. Deutsche Pickwickier. Komischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Meißner. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wer Lust hat, sich auf eine leichte Weise, mit Beiseitesetzung allzu strenger Anfoderungen, einige lustige Stunden zu

bereiten, dem können wir die „Deutschen Pickwickier" auf das beste empfehlen. Stolle legt in denselben offenbar ein anerkennungswerthes Talent für das Komische an den Tag, und könnte er es künftighin über sich gewinnen, mit mehr Sorgfalt und Sichtung zu arbeiten und seiner komischen Welt eine größere Tiefe zu geben, so dürfte er nicht blos vom lachlustigen Publicum, sondern selbst von der auch der heitern Muse bedürftigen Literatur als ein Helfer in der Noth begrüßt werden. Die lobenswerthen Eigenschaften, die wir schon jetzt an ihm zu rühmen haben, sind einerseits eine glückliche Erfindungsgabe sowol in Betreff ergötzlicher Figuren und komischer Charakterzüge als auch in Hinsicht lächerlicher Scenen und Situationen, andererseits eine zwischen Naivetät und Ironie, Treuherzigkeit und Schalkhaftigkeit glücklich in der Mitte schwebende Darstellung, die nur hier und da an Nachlässigkeit und allzu behaglicher Breite leidet. Das Terrain, auf dem der Roman spielt, ist, wie sich erwarten läßt, eine kleine Stadt und die Schilderung des kleinstädtischen Lebens und Treibens ist auf der einen Seite so allgemein treffend und treu, auf der andern so speciell und mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß sich die Zeichnung nach dem Leben, die Darstellung aus einer wirklichen Anschauung heraus nicht verkennen läßt. Sollte der Verf. hierbei aus nächster Umgebung geschöpft haben, so dürfte es leicht geschehen, daß ihm die Grimmenser in Erinnerung brächten, wie sie heißen: denn ist er auch in seiner Schilderung mehr harmlos als boshaft verfahren, so verstehen doch immer Diejenigen den Spaß am wenigsten, die den Stoff dazu hergeben müssen. Sehr klug hat daher der Verf. gethan, sein Städtchen nicht blos im lächerlichen, sondern nebenbei auch im romantischen und anmuthigen Lichte darzustellen. Aber auch dem unbefangenen Leser ist damit ein Gefallen geschehen: denn um so lieber wird er sich nun von dem Städtchen Neukirch mit seinen Waldbergen, seinen Thalebenen, seinen Verkaufern, seiner Benedictinerabtei, seinem alten Rathhause und seiner alten Rathhausuhr, von der noch kein derzeit lebender Neukirchner hat Sieben schlagen hören, ein Bild entwerfen, und um so lebhafter sich für die in aristokratisch-demokratischen Conflicten begriffenen Einwohner darin, namentlich für die vier Pickwickier interessiren. Unter diesen vier Hauptpersonen hat man sich einen Inspector Sonnenschmidt, einen Brückenzollgeldeinnehmer Langschädel, einen Hofcommissar Eccarius und einen Sportelschreiber Kappler zu denken, welche sich allabendlich bei Madame Klieman auf dem Rathskeller zu einer Solopartie einfinden, bis allerlei Abenteuer und Reibungen diese Quadrupelallianz auseinandersprengen. Alle vier Figuren sind glücklich erfunden, gut zusammengestellt und lebendig gezeichnet, beiweitem am höchsten aber stehen der Sportelschreiber Kappler und der Hofcommissar Eccarius. Diese Beiden bilden eigentlich das Herz und das Haupt des Buchs. Jener ist eine gutmüthige, beschränkte, höchst wunderliche Seele, die mit Allem zufrieden ist, von Jedem sich einschüchtern läßt und in tausend Verlegenheiten geräth; dieser ein schalkhafter, heller, umsichtiger Kopf, der Alles anders haben will, mit Keckheit Jedem die Stirn bietet und sein Hauptvergnügen darin setzt, Andern Verlegenheiten zu bereiten. Beide bilden directe Gegensätze zueinander und sind doch freundlichst miteinander verbunden, sodaß sie sich einander nähren und ergänzen und sich gegenseitig zur Folie dienen. Der Sportelschreiber ist gleichsam das Herz des Hofcommissars und der Hofcommissar der Kopf des Sportelschreibers. Viel Ergötzliches haben auch Sonnenschmidt und Langschädel, doch sind sie etwas verbrauchter Art, ihre verschiedenen lächerlichen Eigenschaften bilden kein organisches Ganze und die von ihnen ausgehenden komischen Effecte sind großentheils outrirt, oft bis ins Läppische ausgemalt und in ihren Voraussetzungen veraltet. Unter den Nebenfiguren tritt keine bedeutende hervor, zu den gelungensten möchte der General Kirchner und Agnes, die Geliebte Kappler's, gehören. Dagegen ist die Liebesgeschichte zwischen einem Studenten Karl Willer und einem Fräulein Ehrenberg an sich sehr gewöhnlich, doch ist sie als Anlaß zu einigen lustigen Scenen glücklich benutzt. In einem bunten Wechsel komischer Scenen besteht überhaupt die Force des Buchs. Manche derselben sind echt ergötzlich und machen dem Erfinder Ehre. Zu den wirksamsten gehören Sonnenschmidt's Verwandlung und Bekehrung, seine und Kappler's mitternächtliche Rückkehr vom Rathskeller, Langschädel's Duell, Kappler's Ehrenrettung durch Vereitelung der adeligen Schlittenfahrt, Kappler's Abenteuer im Walde mit dem vermeintlichen Jungfernräuber, seine dilemmatische Stellung zwischen dem Stadtrichter Kleinsimon und dem Hofcommissar, sein Erlebniß im Hôtel de Bavière in Leipzig u. a.

2. Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Vergleicht man diesen Roman Belani's mit dem in Nr. 263 d. Bl. f. 1841 besprochenen „Wittenberg und Rom", so spricht vor Allem das zu seinem Vortheil, daß er ein aus dem Rohen herausgearbeitetes Werk ist. Wer einen bereits bearbeiteten Stoff neu bearbeitet, schmelzt gleichsam eine Statue um und nimmt damit eine Verpflichtung auf sich, zu deren Erledigung ganz andere Kräfte gehören, als sie Belani in seiner Behandlung der Reformationsgeschichte an den Tag gelegt hat. Darum konnte sich über jenes Buch die Kritik nur ungünstig aussprechen. In dem vorliegenden dagegen bietet der Verf. ein Material, an das er selbst zuerst die bildende Hand angelegt hat, ein Material, das in sich selbst des Interesses genug bietet, und so darf man hoffen, daß sich das Publicum, für welches Belani schreibt, schon durch diese Eigenschaften angezogen fühlen wird, ohne auf eine kunstvollere Darstellung Anspruch zu machen. In der That beruht das Hauptinteresse des Buchs auf dem zum Grunde liegenden, aus der neuesten Geschichte Amerikas geschöpften Stoffe. Dieser hat dem Verf. ein günstiges Terrain, interessante Data und anziehende Persönlichkeiten geliefert. Die Behandlung derselben ist gewöhnlich. Was zunächst die Schilderung des Terrains betrifft, so liegt wenigstens so viel Anschaulichkeit darin, daß uns dadurch die lebendigern Schilderungen amerikanischer Örtlichkeiten, wie sie Cooper, Washington Irving, der Verf. der „Transatlantischen Reiseskizzen" u. A. geliefert haben, in das Gedächtniß zurückgerufen werden. Unter den erzählten Begebenheiten, bei denen natürlich die Geschichte mit Dichtung durchflochten ist, sind die anziehendsten das Abenteuer auf Galvestone und die Eroberung von Baxar. Übrigens ist der Gang der Erzählung gedehnt und die Verknüpfung der Fäden äußerst locker. In der Charakteristik leistet er gleichfalls nichts Bedeutendes. Seine Figuren repräsentiren zwar gewisse Ideen, z. B. Hamar den Republikanismus und der Freiherr v. Adler die Aristokratie; aber es geht ihm damit wie manchen Malern mit ihren Portraits. Wie bei den Bildern derselben die Unterschrift, so müssen hier die Epitheta das Beste thun. Zu den gelungensten Figuren gehören jedenfalls Cora und Angerosa, von denen jene die active, diese die passive Weiblichkeit vertreten muß.

3. Die Geächteten. Eine historische Erzählung aus den Zeiten Konrad's von Schwaben. Aachen, Cremer. 1841. 8. 25 Ngr.

Schwerlich möchte sich unter den Lesern d. Bl. Jemand finden, dem dieses Buch eine passende Lecture gewährte. Ein entarteter Sohn verräth aus Habgier seinen eigenen Vater an Karl von Anjou. Dieser wirft ihn in den Kerker und läßt ihn durch seine geknechteten Richter verdammen. Seine fromme Tochter und deren Liebhaber entführen ihn zwar heimlich aus dem Gefängnisse; aber sein Unstern führt ihn und seinen Retter nach Sicilien, wo er dem dortigen Statthalter in die Hände fällt. Dieser entbrennt in Lust für die schöne Tochter. Er will den Vater retten, wenn sie ihm zu Willen ist. Aber ihr Tugendsinn behält die Oberhand und der Alte wird vor ihren Augen hingerichtet. Die Strafe des Himmels bleibt nicht aus. Der Sohn befindet sich nach kurzer Zeit in demselben Kerker, in dem sein Vater geschmachtet; nun erst — gleichsam im fünften Acte, wie Tieck sagt — kommt die Reue bei ihm zum

[illegible]; aber auch er, muß auf das Schaffot und seine Verzweiflung wird nur dadurch gemildert, daß ihm durch seine Schwester und deren Liebhaber, die beide ins Kloster gegangen, Absolution ertheilt wird. Man sieht, es ist ein Roman vom gewöhnlichsten Zuschnitt, aus all den Angst und Schauer erregenden Ingredienzien zusammengesetzt, an denen das Volk Gefallen zu finden pflegt. Steigt man, um ihn zu beurtheilen, auf diesen Standpunkt herunter, so muß man gestehen, daß er noch nicht zu den schlechtesten gehört. Der moralisirende Ton, der vor dem Richterstuhle einer höhern Kritik nicht Stich halten würde, wird hier sogleich zu einem Gegenstande des Lobes: minder möchte dem frischen kernigen Geschmacke des Volks gegenüber der weinerliche, sentimentale Styl zu billigen sein. Doch liest er sich meistens leicht und schlank weg und leidet nicht an allzu geschmacklosen Auswüchsen.

4. Heine Alemann und seine Familie. Historisch-romantisches Gemälde der Belagerung Magdeburgs durch Kurfürst Moritz. Von W. Schulze. Magdeburg, Schmilinsky. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Absicht des Verf., einen um seine Vaterstadt vielfach verdienten Mann in das Gedächtniß zurückzurufen, ist lobenswerth; ebenso verdienen auch manche in diesem Buche mitgetheilte historische Notizen über die Belagerung Magdeburgs eine dankende Anerkennung. Alles dagegen, was der Verf. selbst hinzugethan hat, Stoff sowol als Darstellung, ist durchaus ohne Werth und für Leser berechnet, die keine höhern Ansprüche machen. Aber auch diese, wenn sie nicht durch ein locales Interesse angezogen werden, dürften sich nicht in zu hohem Maße dadurch ergötzt fühlen: denn die Verwickelung ist ohne Spannung, die Situationen wiederholen sich, die Erzählung ist breit und den Personen fehlt ein frisch heraustretendes, innerliches Leben. Die interessantesten Figuren im ganzen Romane sind die beiden Jacobithürme. 1.

Miscellen.

Ketzergericht zu Koblenz.

Von der im 15. Jahrhundert zu Koblenz bestandenen Inquisition ist uns noch ein sehr erbauliches Beispiel aufbewahrt. Es heißt nämlich in einem annoch vorhandenen merkwürdigen Rathsprotokoll (S. 303), daß 1475 ein alter Mann und eine über 100 Jahre alte Frau, beide Eheleute, von Nassau an der Lahn, um deswillen als Ketzer nach Koblenz gebracht worden seien, weil sie behauptet hatten, „kein Priester, der selbst nicht rein sei von Sünden, habe Macht, Andere von ihren Sünden loszusprechen". Sie wurden vor den Fiscal gebracht, ins geistliche Gefängniß abgeführt und hier von dem Ketzermeister, einem Doctor und Dominikanermönche, und mehren andern Doctoren verhört, ihnen ihr Unglaube und ihre Ketzerei verwiesen; dann wurden sie in Gegenwart von Schultheiß und Schöffen aufgefodert, ihren Irrthum abzuschwören, und endlich, da nichts fruchten wollte, vom Scharfrichter gefoltert. Dies that seine Wirkung bei dem Manne, nicht aber bei dem sündhaften alten Weibe. Da ließ man sofort in der Mitte des neuen Plans ein großes Gerüste errichten, auf dem Mann und Weib auf abgesonderten Stühlen saßen und wo der Ketzermeister mit vielen Prälaten und Geistlichen, auch Schultheiß und Schöffen nebst vielen Adeligen und andern angesehenen Personen gegenwärtig waren. Hier, im Beisein einer großen Menge Volks aus Stadt und Land, in Gegenwart des vom Fenster eines benachbarten Hauses dem Schauspiel zusehenden Erzbischofs Johann, erneuerte der Ketzerrichter sein bei der Frau früher mislungenes Probestück der Unterredung. Der Mann blieb auch bei seiner Reue und Bekehrung, ward losgesprochen und nur verpflichtet, ein ihm umgehängtes gelbes Kreuz fortan zu tragen; das alte Weib aber wollte sich nicht belehren und bekehren lassen, sondern lieber ins Feuer gehen, als von ihrer Ketzerei abstehen. Da wurde sie sofort durch ein Urtheil verdammt, verbrannt zu werden, und die Vollziehung dieses Urtheils geschah wirklich am folgenden Tage vor der Stadt auf der an die Mosel stoßenden Schartwiese, wohin der Amtmann Stroh und Holz hatte bringen lassen. So wurde das unglückliche alte Mütterchen, welches, wie es im oben erwähnten Protokolle heißt: „van Forme und Gestalt wail hundert Jaire oder me all syn woiche", zu Asche verbrannt, weil es keinem andern als einem reinen Priester hatte beichten wollen.

Kraft des Bannstrahls.

Als die Abtei Korvei an der Weser im Jahre 1178 das Fest ihres Schutzpatrons feierte, versammelte der Abt Konrad eine zahlreiche Gesellschaft zu einem Schmause, welcher nach abgehaltenem Gottesdienst beginnen sollte. Als er sich, bevor er sich zur Tafel setzte, die Hände wusch, legte er einen kostbaren Ring auf das Fensterbret, vergaß denselben wieder anzustecken und setzte sich wohlgemuth zum Mahle. Nun aber hatte der Abt einen zahmen Raben, welcher sich stets zur Mahlzeit einzufinden pflegte. Dieser sieht den funkelnden Ring, raubt ihn und fliegt damit weg, ohne daß er von Jemandem bemerkt worden war. Nach der Mahlzeit vermißt der Abt seinen Ring; man sucht ihn überall, kann ihn aber nicht finden. Viele geriethen in Verdacht, Keinem war der Diebstahl zu beweisen. Da sprach der erzürnte Abt bei der Vesper über den unbekannten Dieb den Bannfluch aus. Von Stund an begann der Rabe zu kränkeln, nahm sichtbar ab und mied endlich Aller Augen. Der Abt, welcher den Vogel sehr lieb hatte, fragte zuletzt, wo derselbe sei. Niemand konnte ihn darüber bescheiden. Endlich sprach Jemand die Vermuthung aus: „Wie, wenn der Rabe der Dieb wäre? Steigen wir auf den Baum und durchsuchen wir sein Nest!" Und siehe da, der Vogel lag krank und abgezehrt in seinem Unrath und gewährte einen jammervollen Anblick. In seinem Kothe lag der Ring. Alsbald berichtet man die Sache dem Abte Konrad, welcher, staunend über die Macht seines Bannstrahls, den Fluch wieder zurücknahm, weil der Ring sich wiedergefunden hatte. Nun gelangte der Rabe schnell wieder zu seinen Kräften und seiner frühern Schönheit. 22.

In mehren Ländern herrscht die Gewohnheit, bei Begräbnissen grüne Zweige zu vertheilen — wahrscheinlich gleich den grünen Kränzen auf den Särgen eine sinnbildliche Andeutung, daß der todte Körper zu frischem Leben erwachen werde. Am liebsten bedient man sich der Rosmarinzweige — mag sein, weil der Rosmarinbaum desto schöner grünt, je mehr er beschnitten wird. Im grauen Heidenthume nahm man am liebsten Cypressenzweige; und doch geht die Cypresse ein, wenn sie beschnitten wird. Bei den Juden war und ist es vielleicht noch Gebrauch, eine Hand voll grünes Gras abzurupfen und es auf das Grab des Geschiedenen zu legen — ein Zeichen, daß, obwol von der Wurzel getrennt, es eines Tages sich aufrichten werde. In der französischen Schweiz sah ich auf einem Leichensteine eine Rosenknospe eingehauen, und darunter stand: C'est telle qu'elle fut. Der Geliebte hatte diesen Denkstein der Geliebten gesetzt. Im September 1837 kam ein armer Mann nach mehrjähriger Abwesenheit in seine Geburtsstadt, Maryport in Cumberland. Er hatte gehofft, seine Mutter noch am Leben zu finden. Sie war todt. Am folgenden Morgen lag er, eine freiwillige Leiche, auf ihrem Grabe und neben ihm ein Schieferstück mit den Worten:

Bury me beside her dust
In whom I put my early trust,
I had on earth no truer friend;
A broken heart has been my end,
So bury me beside my friend.

John Shaw, aged [illegible].

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1842.

Doctor Wirth.

Die deutschen Radicalen — doch nein, das wäre ein misverständlicher Ausdruck, denn radical könnte man auch die entschiedenen Constitutionnellen nennen, die, wo ständische oder Repräsentativverfassungen eingeführt sind, von der Basis des bestehenden Rechtszustandes aus, wahrhafte Achtung und volle Entwickelung desselben, das constitutionnelle System in seiner ganzen Wahrheit und Wesenheit wollen. Sagen wir also lieber: die deutschen Republikaner, die am Erfolge der friedlichen constitutionnellen Entwickelung verzweifelten und es daher unternahmen, nicht etwa das Endziel einer Repräsentation des gesammten deutschen Volks den Bundesfürsten gegenüber auf legalem Wege zu erstreben, sondern die Bundesverfassung selbst gewaltsam zu vernichten und auf ihren Trümmern eine Republik oder ein republikanisches Kaiserthum zu errichten. Sie wurden 1832 und 1833 äußerlich vollständig und auch innerlich größtentheils mit leichter Mühe überwunden, da sie, vereinzelt und verhältnißmäßig unkräftig, im Volksleben, wie es war, keinen Boden für ihre Richtung fanden. Geistig wurde die letztere nicht vollständig überwunden, weil man mit dem äußerlichen Siege über sie — wie der Erfolg gelehrt hat, ohne Noth — extreme Repressivmaßregeln gegen die gemäßigte Richtung, die oben bezeichnete constitutionnelle, verband. Die scheinconstitutionnelle, der unklare, furchtsame, schwankende Halbliberalism, die Zwittergestalt des Justemilieu zwischen Absolutism und Constitutionalism, Polizeistaat und Repräsentativregime, wobei dem erstern der Löwentheil zufiel und die Unterthänigkeit mit Täuschungen und Hohlheiten sich vergnügte, schmeichelte, spreizte und noch verächtlicher machte — dieser Schemen ohne Saft und Blut hatte keine Kraft, den Republikanism geistig niederzuhalten, bot ihm nur Blößen und Angriffswaffen dar. Noch mehr Nahrung und Lebensodem konnte er aus der unwiderlegliche Urkunden zu seinen Ausführungen an den Tag fördernden Reaction ziehen, wo sie sich geltend machte. Sie und der Halbliberalism tragen die Schuld, daß er nicht blos sein Leben gefristet, sondern erneuert hat, daß wenigstens ein Theil seiner Ideen in die geistige Bewegung der Gegenwart, nicht blos vom Auslande her, sich einmischt, unversehens eindrängt, sich frisch und rührig auf dem Schauplatze derselben, ob auch halb oder ganz maskirt, umhertummelt, jetzt finstere Zornblicke schießend, jetzt Worte verbissenen Ingrimms rufend, jetzt höhnend, triumphirend, herausfodernd oder neckend. Im Beginne des vorigen Jahrzehnds schrieb er viel, besonders Zeitungen und Flugschriften, dann war er ziemlich verstummt, jetzt hat er seine eigene und zwar nicht blos politische, sondern auch poetische Literatur, die sich von Tag zu Tage erweitert, die man nicht mehr übersehen könnte, wenn man auch wollte. Nicht als wenn er anfinge oder wieder anfinge, gefährlich zu werden. Das zu glauben, bewiese ein schlechtes Vertrauen zu der Güte, dem Rechte und der Kraft der bestehenden Zustände. Gerade umgekehrt. Er ist ungefährlich, wenn und weil er aus dem Dunkel hervortritt, wo er nicht gefaßt werden kann; wenn und weil er am Lichte sich zeigt, wo er greifbar, ehrlich zu bestreiten und zu besiegen ist. Durch eigene Kraft ist er bei der herrschenden Stimmung nicht stark, wenn wir ihn nur nicht stark machen. Es kommt lediglich darauf an, den seit der jüngsten minder beengten Periode gegebenen Anstoße zu folgen, beharrlich auf der wiederum frei vorliegenden Bahn der Entwickelung vorzuschreiten und so das Wahre und Echte an dem Irrthume der destructiven Ansichten und Tendenzen in die fortschreitende Bewegung aufzunehmen, dadurch aber den Irrthum des Irrthums unschädlich zu machen, der nur durch die an ihn sich anhängenden Wahrheitselemente und ihre Vernachlässigung denkbarerweise gefährlich werden konnte oder könnte.

Jene Literatur ist neuerdings auch durch den Dr. Wirth wieder vermehrt, durch einen starken Band (376 enggedruckte Seiten Großoctav), der, um dies voraus zu bemerken, zu einem nicht unbedeutenden Theile durch einen überflüssigen und lästigen Wortreichthum gefüllt ist, an welchem allein schon seine volle Wirkung scheitern müßte. Dr. Wirth ist der namhafteste Repräsentant des deutschen Republikanismus, jedenfalls ein Charakter unter den Anhängern desselben. Sie benahmen sich ehrenwerth, unterdrückten ihre natürliche Bitterkeit, bezahlten dem Vaterlande an ihrem Theile ihren Zoll, bewiesen sich deutsch, der Verführung unzugängig und leisteten nicht ganz unwesentliche Dienste, als vor einiger Zeit unsere freundlichen Nachbarn nach der Rheingrenze belferten, Deutschland bedroheten, gar zu gern durch eine Propaganda ihre Zwecke erstrebt hätten, bei deren Projectirung sie haupt-

sächlich, jedoch vergebens auf unsere Republikaner zählten. Das bewies ihnen auch Dr. Wirth durch seine „Volkshalle“. Wir haben gern gehört, dankbar acceptirt, was er in der Zeit entstehender Gefahr den Wälschen in die Zähne warf, zu Leide that — warum sollten wir ihn nicht auch jetzt hören? Ist auch die Gefahr, die von Frankreich drohete, für den Augenblick vorübergegangen, so ist doch nicht zu verkennen, daß unsere Sicherheit nach außen noch immer als sehr mangelhaft sich darstellt, und wäre es gute Treue am Vaterlande, Dem das Gehör zu weigern, der auf die bedrohete Lage desselben hinweist und von seinem Standpunkte aus die Mittel auseinanderlegt, sie zu sichern? Wir halten jenen Standpunkt für einen falschen; allein von ihm aus betrachtet, erscheint uns wol eine Seite der Dinge, die uns verborgen bleibt, wenn wir uns auf den unserigen beschränken. Wir können nicht leugnen, sie tragen bei all ihrer Überspanntheit, ihren destructiven Tendenzen patriotische, edle Elemente in sich, der Mann und seine Richtung. Diese, wie schon gesagt, ist nun einmal noch lebendig und unser Ignoriren würde ihr den Tod nicht bringen. So lange sie lebt, kann sie stören, schaden und wäre es selbst nur durch Gespensterfurcht, die sie erregt. Kinder im politischen Leben, wie wir sind, haben Gespenster und Gespensterfurcht eine nicht unbedeutende Rolle im tragikomischen Drama unserer Nationalentwickelung seit den Befreiungskriegen gespielt. Die extreme Richtung, nur im Streit des Geistes kann sie überwunden werden, und wie könnten wir ihn führen, wenn wir nicht einmal Kenntniß von ihr nehmen? Beschuldigungen ohne Kenntniß, bannale Schlag- oder Scheltworte, policeimäßige Abfertigungen, vornehmes Achselzucken u. dergl. sind keine Geisteswaffen, mit denen man Ideen den Garaus machen kann. Muß uns nicht vor Allem an Selbsterkenntniß, an Wahrheit gelegen sein? Bei wem aber wäre man sicher, die volle Wahrheit, die ganze Wahrheit zu hören als beim Gegner? Er sieht am schärfsten, er schmeichelt am wenigsten.

Das Werk Dr. Wirth's, von welchem die Rede, hat den Titel: „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert.“ Es soll sein ganzes politisches Glaubensbekenntniß, seine ganze Zeitansicht, alle seine politischen Ideen, wie sie durch fortgesetztes Nachdenken und Beobachten, durch Studien und Erfahrung sich gestaltet, im Zusammenhange darlegen. Es bietet somit den Vortheil, die Grundsätze, die Anschauungsweise der deutschen Republikaner übersichtlich vor Augen zu legen, und mag insofern als ein nützlicher Beitrag zur Zeitgeschichte gelten, in welcher sie ihre Rolle gespielt haben, ein Moment gebildet, das die Historie registriren muß.

Nach dem Titel bildet die Darstellung und Vergleichung der politisch-reformatorischen Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert den Kern des Buchs. Ein Fehler ist es nun aber, der Verf. hat diesen Kern in so viele Schalen eingewickelt, daß er nicht deutlich genug hervortritt. Wir wollen sehen, wie wir ihn herauslösen.

Die Grundideen der deutschen Reichsverfassung beruheten auf Liebe zur Nationalität und zur Freiheit. Die Deutschen wollten frei und stark sein und als Mittel dazu die, auf freie Mitwirkung der Volkselemente gegründete, Absolutism und nivellirende Centralisation fernhaltende Nationaleinheit. Im nicht wohlverstandenen, oft egoistischen Unabhängigkeitssinne lag die Ursache des Verlustes derselben, indem ein Theil der Glieder die Macht, welche er besaß und zu mehren wußte, zur Schwächung der Centralgewalt benützte, womit die wohlabgemessene Gliederung der Stände aufhörte, das Gleichgewicht der verschiedenen Nationalelemente, sowie die Freiheit der Mindermächtigen verloren ging, die Nationalvertretung corrumpirt und gleichfalls geschwächt wurde, womit die Verfassung zerfiel, die im Principe vortrefflich, die freieste, weiseste und großartigste war, welche je eine Nation besaß. Trotz all unserm gepriesenen Wissen ist, selbst in den Kreisen der Gebildeten, die sonnenklare geschichtliche Thatsache theils unbekannt, theils wenigstens unerkannt, daß alle die Institutionen, die man als die Erfindungen anderer Völker so sehr preist, wol gar als ausländisch, namentlich französisch verdächtigt, z. B. das Geschworenengericht, Öffentlichkeit der Rechtspflege, Steuerbewilligungsrecht, Volksvertretung, Verantwortlichkeit der vollziehenden Gewalt, Sicherstellung der persönlichen Freiheit u. s. w. in Deutschland gesetzlich gegeben und noch großartiger und schöner waren, als sie jetzt z. B. in Frankreich und England sich theilweise vorfinden. Sie zu erhalten, dazu gehörte eine Tugend, ein Patriotismus, der sich in hinlänglichem Maße und auf die Dauer nicht fand. Am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts waren die aus dem Verfall der Verfassung hervorgegangenen Zerrüttungen unerträglich geworden, erwachte in der Nation das helle Bewußtsein der vom Verluste der Freiheit und Einheit drohenden Gefahren und zugleich das Streben nach Besserung. Es richtete sich zunächst auf allgemeinere Belebung des Nationalgefühls. Dann wollte man: Einschränkung der zum Nachtheil der Centralgewalt immer unverhältnißmäßiger anwachsenden Fürstenmacht, Reform der durch das Eindringen des römischen Rechts und die Ohnmacht der Reichsgewalt verdorbenen Rechtspflege; wollte weiter der Entartung des Adels ein Ende machen, die Wissenschaft, die sich zur Sklavin der gemeinschädlichen Mächte gemacht, und den Druck der Kirche stürzen, die der Nationalität, dem ganzen Streben nach Wiederherstellung der Einheit im Wege stand. So namentlich Hutten und seine Gleichgesinnten, die Vorkämpfer der politischen Erneuerung. Damit verknüpfte sich die religiöse Reformation, die eben von den Deutschen ausgehen mußte. Als die politisch-reformistische Partei mit ihrem Wort kein Gehör fand, griffen die Entschiedensten zum Schwert, wählten den gewaltsamen Weg, als der friedliche vergeblich betreten war. Die im 19. Jahrhundert zum National- und Freiheitsbewußtsein erwachten Deutschen wollten Dasselbe, was die Nation im 16. erstrebte; die Entschiedensten vom Jahre 1831 wollten zunächst ihren Sinn und Geist in der Nation verbreiten, Gewalt gebrauchen, wenn kein anderes Mittel verfinge.

Dies ist das erste Glied in der Ideenkette des Verf. Es ist aber ein weiter Weg bis zum letzten, wohin wir

[illegible] Welche eine Menge von Fragen entstehen hier [illegible]! Bedenkt Dr. Wirth nicht der Verschiedenheit der Verhältnisse, Gesinnungen, Stimmungen und Persönlichkeiten im 16. und 19. Jahrhundert? Wie beurtheilt er die jetzigen? Bekennt er sich wenigstens theilweise zu Illusionen? Auf welche Factoren baute er seinen politischen Calcul? Hält er ihn fortwährend für richtig? Wie spricht er sich über seine Schicksale, die Niederlage seiner Partei aus? Meint er, sie hätte einen Luther oder auch nur einen Hutten, Sickingen aufweisen können, oder wo nicht, daß darin keine wesentliche, ja entscheidende Verschiedenheit zwischen der reformistischen Richtung der Deutschen im 16. und der im 19. liege?

Noch einmal, wir können hier auf diese und viele andere ähnliche Fragen nicht eingehen. Wir hätten manches Wörtchen mit dem Doctor zu reden. Die Form und der Inhalt seines Buchs bieten große Blößen. Auch wir meinen patriotisch und unabhängig gesinnt zu sein, müssen uns aber entschieden dahin erklären, daß die ganze Richtung unserer Republikaner verwirrend, unheilvoll und unpraktisch war, wie sie denn in der That nichts gefördert und wesentlich zur Hemmung des Fortschritts auf dem Wege des Constitutionalismus, der friedlichen Entwickelung mitgeholfen hat. Freilich, die Republikaner verzweifelten an ihm, erklären ihn für rein vergeblich, und hier wäre eben zu streiten. Allein wir müssen uns die Gegenrede versagen, kommen indeß vielleicht auf das Buch zurück, etwa im Jahre 1852. Nur das Bedenken, an welchem es hinstreift, aber auch nur hinstreift, wollen wir noch andeuten: wenn die Constitutionnellen an Illusionen litten, wie Ihr behauptet, war es bei Euch weniger der Fall? Ja, Ihr müßt es von Euch nothwendig einräumen, denn Ihr wolltet thatsächlich Deutschland revolutioniren und hattet kein Volk hinter Euch. Man muß aber zu einer Umwälzung haben erstlich die Massen, zweitens die Massen, und nochmal zum Dritten und Vierten die Massen. Ihr habt falsch gerechnet, Euch gänzlich verrechnet, es liegt am Tage. Indem Ihr behauptet, die landständischen Verfassungen vermöchten nun einmal nichts und wieder nichts ohne Reichsrepräsentation, gesteht Ihr doch selbst zu (S. 237), sie wären nützlich gewesen, indem sie einen Anstoß zur Weckung des öffentlichen Geistes gegeben und von den Volkskammern sei der Ruf nach Einheit ausgegangen. Aber war dies nicht eben Das, was Ihr selbst für das Nöthigste erklärt? Es waren doch Anfänge — Anfänge, die sich neben den Eurigen doch gewiß mit Ehren sehen lassen dürfen. Ihr meint auch jetzt noch, die Sprache, die Ihr geführt, sei im Wesentlichen angemessen gewesen. Mit nichten! Ihr konntet vernünftigerweise die Nation nur fortreißen oder gewinnen wollen. Sie war zum Erstern zu schwach und zum Letztern zu stark. Die Mehrzahl der Deutschen, auch der reformistisch gesinnten, wendete sich von Euch ab, noch vor den Bundesbeschlüssen. Die Folgen, Ihr erfuhrt sie, müßt sie tragen, und es ist wahr, Dr. Wirth trägt sie mit edler Resignation.

Doch genug. Wir hätten ihm und seinen Gleichgesinnten [illegible] Einwürfe und Vorwürfe zu machen und zwar zahlreiche und starke. Jene indeß haben nur Kraft und diese sind nur edel und erlaubt bei voller Redefreiheit. Wir haben ihrer einige angedeutet [illegible] darüber wird sich Dr. Wirth nicht beklagen dürfen, da er selbst ausführlich, großentheils herausfodernd, sich ausgesprochen. Und schließlich soll noch einmal seine männliche patriotische Gesinnung und die in ihr wiederum liegende echte Einsicht und Mäßigung anerkannt werden, wie er sie namentlich in den letzten Abschnitten bekundet. Nachdem er da in Folge wiederholter Untersuchung zu dem Ergebniß gelangt, daß, wie die Sachen ständen, das deutsche Volk auf seine eigene Kraft verwiesen sei (man sieht leicht, in welchem Sinne er es meint), nachdem er ein Capitel geschrieben, das von Anfang bis zu Ende ein Dithyramb auf die Freiheit genannt werden könnte, und während andere Seiten Zeugniß von der tiefsten zornigsten Erbitterung geben, spricht er mit ebenso bittern Gefühlen und Zornworten von den Franzosen und insbesondere von der republikanischen Partei, von den Verlockungen derselben zu einem Bündniß der deutschen Republikaner mit ihr, von dem Gedanken, ein solches mit ihr einzugehen, und erklärt sich ebenso heftig als stark dahin, wenn Deutschland und unter was immer für Umständen es angegriffen werden möchte: in jedem Falle hätten alle Deutsche ohne Ausnahme zur entschiedensten Abwehr sich zu vereinigen und bis nach erfochtenem Siege dürfe keine Parteiwunsch oder Streit mehr laut werden, müsse selbst jede Rücksicht auf das hohe Gut der Freiheit zurückstehen.

In der That, wir sind fortgeschritten, Deutschland hat sich gehoben! Wer denkt da nicht an die Zeiten und ihre Elendigkeit, ihre Strafgerichte, wo Deutsche Schutz suchten jenseit ihrer Grenzen oder mit den Feinden sich verbündeten, bethört, verrätherisch, Beides zugleich, im besten Falle wegen des Interesse der Religion und Gewissensfreiheit, im schlimmsten zur Erreichung der kleinlichsten, jämmerlichsten, an sich selbst schändlichsten Absichten? Wehe Denen, die fortan wieder daran denken, und auch Denen, die in Versuchung dazu führen! Es ist herzerfreuend, den Fortschritt, von welchem wir reden, an so vielen Seiten wahrzunehmen. Ihr aber selbst, die Ihr mit großen Schmerzen aller Hoffnung entsagt, es sei denn der auf Gewalt, müßt Ihr nicht Trost, Hoffnungsspuren darin erkennen, und — ein Zeugniß wider Eure Ansicht der Dinge? so thöricht es auf der andern Seite auch von uns wäre, wenn wir in der Einbildung uns wiegten, am Ziele bereits angelangt, oder auch nur nicht noch gar fern von demselben zu sein. 33.

Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von W. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Verfasserin dieses Werkchens scheint viel gelesen, viel gedacht und viel beobachtet zu haben. Ihre Gedanken tragen den Stempel einer seltenen Reife; sie hat die höhere Bedeutung des Lebens erkannt und das Resultat ihres Erkennens, die Quintessenz ihrer Contemplationen und Observationen ist dieses Buch. Sie hatte wol selbst so viel gelesen, daß sie lesensmüde

war und am Leben griff. Edle Gesinnungen treten dem Leser auf jeder Seite entgegen; frei von Vorurtheilen und doch Schranken achtend, kann dieser Roman aus einer kleinen Stadt, in seiner frommen tugendhaften Tendenz, nur Gutes stiften und wäre jungen Frauenzimmern besonders anzurathen.

Die Heldin Julie zeigt, wie die Ausbildung des Herzens mit der des Verstandes Hand in Hand zu gehen vermag, und manche sehr wahre Reflexion, manche richtige Erörterung, sowie auch manche gelungene Darstellung wird dem Gedächtniß der Leser nur Gutes hinterlassen. Dessenungeachtet möchte Ref. der Verfasserin das Schriftstellertalent ganz und gar absprechen. Der Styl ist durchaus nicht lobenswerth, die Perioden oft verschraubt, oft bis ins Unverständliche verdreht. Auch der Faden des Romans enthält manches Unbegreifliche: daß der Held ein ungarischer Graf, Namens Sanski, der von seiner Frau geschieden ist, als Katholik die Heldin Julie nicht heirathen kann, versteht sich von selbst. Seine Mutter macht ihm aber das Anerbieten, die Scheidung zu bewirken, wenn er eine Ebenbürtige heirathen wolle. Warum konnte dieser Schritt nicht auch für Julie geschehen, um so mehr, da er sein Vaterland verläßt und nach Amerika reist? Sein Anerbieten, als Erzieherin seiner Tochter mit ihm eine Einsamkeit in der Schweiz zu bewohnen, schlägt sie natürlich aus. Manche der Nebenfiguren sind ansprechend, die Gespräche aber oft schwerfällig, lang und nicht in die Localitäten passend. So beantwortet die Heldin die erste Frage Sanski's im Salon: was sie vom Kartenspiel halte? mit einer langen Abhandlung vom wahnsinnigen Karl VII., von Kant, dem Erfinder des Princips der reinen Vernunft, von Schiller, welcher auch L'hombre spielte, und würzt ihre Gespräche mit Anführungen aus alten und neuen Schriftstellern, was sie im Auge eines Weltmannes eher lächerlich machen würde, als ihr sein Herz zu gewinnen. Besonders scheint die Verf. viel über Standesunterschiede nachgedacht zu haben, denn sie kommt öfters auf dieselben zurück, rügt die aristokratischen Vorurtheile, welche die Gräfin Hahn-Hahn in ihrem geistreichen Werkchen „Aus der Gesellschaft" geäußert hat, sowie auch noch manche andere Eitelkeitsschwächen der verschiedenen Stände. So sagt sie unter Anderm:

„Freilich glänzen und schimmern wollen sie Alle, sich überheben möchte eigentlich ein jeder Stand. Der bürgerlich Geborene hängt das von, wird's ihm geboten, gern als Auszeichnung seinem ehrlichen Namen an, aber dagegen neidet auch der simple Edelmann dem Baron, der Baron dem Grafen, der Graf dem Fürsten seinen Ehrentitel (??), und vor einem Gewaltigen, wie Napoleon war, galt es noch nicht einmal etwas König zu sein, denn „ce n'est qu'un roi!" rief das Publicum ärgerlich auf dem Congreß zu Erfurt, als es ihn erwartete und statt seiner nur ein König kam; und dieser Napoleon war selbst auf solcher Höhe sich noch nicht genug und stürmte den Himmel, bis er am Felsen zerschellte."

Es gibt sehr gescheite, liebenswürdige, treffliche Frauen, welche als denkende, urtheilende, würdigende Leserinnen für die Literatur von großem Werth sind, indem sie auf Schriftsteller und Lesewelt großen Einfluß üben können; diese sollten Leserinnen bleiben und nicht Schriftstellerinnen werden — und eine solche ist Frau von W. 8.

Kritische Xenien Hegel's
aus der jenenser Periode 1803—6.

Unter diesem Titel bringt das „Königsberger Literaturblatt" von dem Prof. Karl Rosenkranz einen Aufsatz über Hegel nebst mehren bisher noch ungedruckten Reflexionen dieses Philosophen. Eine dieser „Xenien" lautet: „Eine ganze Reihe Lokrer erhängte sich um spröder Knaben willen. Die griechische Knabenliebe ist noch wenig begriffen. Es liegt eine edle Verschmähung des Weibes darin und dunkel ahnend, daß ein Gott neu geboren werden sollte." Es steht nicht zu vermuthen, daß diese Idee einer neuen Gottesgebärung allgemein goutirt oder auch nur verstanden werden wird. Etwas unklar dürfte ein anderer Ausspruch erscheinen: „Bei den [illegible] sind die Menschen bereits in den Wissenschaft. Von da ist's nicht mehr weit bis zum Pater peccavi." Mehr in der Xeniennatur und so deutlich, als man billigermaßen erwarten kann, ist der Satz: „Böttiger spricht vom Sachlitterator Pausanias, von der blasenden Fama mit den Trompeterbacken; beides aber ist er selber." Im Eingange seiner Mittheilung erklärt Hr. Rosenkranz: „Diese Fragmente, ein Atom seines (Hegel's) noch ungedruckten Nachlasses, sind nun vierzig Jahr alt, aber jedes geschmückt mit dem Kranz ewiger Jugend, hat noch jetzt dasselbe Interesse wie damals und erfreut sich jetzt vielleicht erst seines rechten Verständnisses." Unter den Philosophen und Nicht-Philosophen werden Viele sein, welche dieser Ansicht, nach den von Hrn. Rosenkranz mitgetheilten Proben, nur theilweise beistimmen; immer aber bleibt es verdienstlich, daß Hr. Rosenkranz jene Reliquien Hegel's ans Licht gezogen hat. Was die Bemerkung betrifft, daß jene Betrachtungen sich erst jetzt ihres rechten Verständnisses erfreuen werden, so dürfte sie besonders auf Folgendes passen: „Eine Partei ist dann, wenn sie in sich zerfällt. So der Protestantismus, dessen Differenzen jetzt in Unionsversuchen zusammenfallen sollen; — ein Beweis, daß er nicht mehr ist. Denn im Zerfallen constituirt sich die innere Differenz der Realität. Bei der Entstehung des Protestantismus hatten alle Schismen des Katholicismus aufgehört. — Jetzt wird die Wahrheit der christlichen Religion immer bewiesen, man weiß nicht für wen; denn wir haben doch nicht mit den Türken zu thun." Über den vermeintlich eingetretenen Untergang der Hegel'schen Philosophie sagt Hr. Rosenkranz bei dieser Gelegenheit: „Man findet jetzt von manchen Seiten her zweckmäßig, die Hegel'sche Philosophie als bereits untergegangen darzustellen. Nicht nur jüngere Philosophen, bei denen der Glaube an ihren Fortschritt über Hegel hinaus so natürlich und verzeihlich ist, wie Feuerbach, Reiff, Wirth, Fichte, Weber u. A., sondern auch ältere Philosophen, wie Schelling und Fries, erzählen uns jetzt von der Überwindung Hegel's. Aber so schnell wird man mit ihm nicht fertig werden. Noch aus dem Grabe heraus wird er selbst auf viele Jahre hin in immer neuer Gestalt seine Sache führen." Als eine solche neue Gestalt werden nun die aufgefundenen Xenien dargeboten. 20.

Literarische Notiz.

In Paris ist unter der Leitung des bekannten Genoude eine „Bibliothèque chrétienne du 19ième siècle" entstanden, welcher folgendes zweibändige Werk Genoude's: „La divinité de Jésus-Christ, annoncée par les prophètes, démontrée par les évangélistes, prouvée par l'accomplissement des prédictions de J. C. et reconnue par les plus grands philosophes de l'univers" (mit einem Anhange, die Geschichte einer Seele und der berühmtesten Bekehrungen enthaltend), ferner Voigt's „Geschichte des Papstes Gregor VII.", übersetzt und bereichert vom Abbé Jäger, und Neander's „Geschichte des heiligen Bernhard", übersetzt und mit kritischen Noten versehen von Th. Viol, angehören. Der religiösen Literatur, die in Frankreich überhaupt erstaunlich im Wachsen ist, schließen sich noch an: „Tableaux de l'évangile", eine dem Bischofe von Blois gewidmete Dichtung von Ch. Turpin; „La religion défendue contre les préjugés et la superstition" (2 Bde.) u. s. w. Ferner erschien: „Le rationalisme chrétien à la fin du 11ième siècle, ou monologium et proslogium de Saint-Anselme, archevêque de Cantorbéry, sur l'essence divine; traduits et précédés d'une introduction", von H. Bouchitté. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1842.

Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 1841. Gr. 8. 5 Thlr.

Als der gelehrte und geistvolle Verf. dieses gediegenen Werkes das Leben und Wirken Albrecht's des Beherzten schilderte, hatte er einen Fürsten ausgewählt, der als der Stammvater der Albertinischen Linie bedeutungsvoll, als thatkräftiger, unternehmender und biederer Charakter hervorragend und durch wechselvolle Schicksale in viele bedeutende Ereignisse einer merkwürdigen Gährungs- und Übergangsperiode verflochten war. Aber bei den welthistorischen Begebenheiten, in denen Albrecht mitwirkte, war er doch fast nirgend die Hauptperson, nicht, soweit Persönlichkeiten das sein können, der Ausgangspunkt des Geschehenen und der den Anstoß gab zu den wichtigen Erfolgen. Das Interesse knüpfte sich hier mehr daran, daß dem Leser gezeigt wurde, in wie viele Vorgänge, die sich an sich mehr an andere, bekanntere Träger knüpften, doch auch jener Heldenname verwebt war und auf wie viele Beziehungen auch von ihm aus ein neues und wichtiges Licht geworfen werden könnte. In Kurfürst Moritz dagegen traf der Verf. in der That einen Mann von höchster welthistorischer Bedeutung, einen Hauptträger großer Geschicke, welcher selbstbestimmend in das Rad der Begebenheiten eingriff und für zwei große und folgenschwere Interessen das geschickte und glückliche Organ war: für die deutsche Landesherrlichkeit und für den Protestantismus. Dies noch neben dem wichtigen Dienste, den er seinem Hause und zwar nicht blos der Albertinischen Linie desselben, sondern dem ganzen Hause geleistet hat. Mag es sein, daß die provinzielle Unabhängigkeit in Deutschland, der Protestantismus und selbst die Selbständigkeit der sächsischen Lande nothwendig genug waren, um über kurz oder lang sich auch auf anderm Wege durchzukämpfen: nach menschlichem Urtheil war es doch Moritz zu danken, daß Deutschland vor Centralisation und Absolutismus bewahrt blieb, daß die protestantische Kirche eine berechtigte wurde und den Verfolgungen, der Unterdrückung entging und daß nicht die gesammten Lande des Hauses Wettin an Ferdinand von Böhmen kamen. Dabei war Moritz nicht etwa der glückliche Finder eines ihm wie von selbst zufallenden Gutes, oder das bloße Werkzeug treibender Verhältnisse, sondern was er vollbrachte, das ward einer seltenen Verbindung von staatskluger Besonnenheit und rascher unternehmender Thatkraft verdankt.

Dem Verf. am wenigsten konnte diese hohe Bedeutung seines Helden entgehen und er hat die in vielem Betrachte schwierige Aufgabe seiner würdig gelöst. Schwierig auch deshalb, weil mancherlei Vorurtheile gegen Moritz rege sind: Protestantische, Deutsche, Ernestinische. Man hat ihn als einen inconsequenten Egoisten dargestellt, dem höchstens das Lob eines schlauen Politikers gebühre. Er habe untreu gegen die protestantische Sache, gegen seine Verwandten und zuletzt noch gegen den Kaiser gehandelt. Er habe seinen Vetter, wie dieser das Schwert im Interesse deutscher und protestantischer Freiheit erhoben, verlassen und ihn stürzen helfen, um seine Lande an sich zu ziehen, und habe dann wieder den Kaiser durch verrätherischen Überfall gestürzt, um sich auch von der andern Seite her diese Lande zu sichern. Ja, noch seine letzte Waffenthat sei gegen den Genossen seiner Unternehmung, Albrecht von Brandenburg, gerichtet gewesen, der den Kampf gegen die Katholischen fortsetzen wollen, während Moritz innehielt, sobald er, was er für sich wollte, erreicht hatte. Er wird der Verstellung, der Falschheit, des Indifferentismus und der Hinterlist beschuldigt und als ein Repräsentant der machiavellistischen Politik betrachtet. Dem eifrigen Protestanten erscheint häufig Johann Friedrich, der von Anbeginn an bis zum Ende mit unerschütterlicher Festigkeit an seinem Glauben hing und für ihn kämpfte und wirkte und den weder das angedrohte Todesurtheil schrecken noch die lange Gefangenschaft beugen konnte, in einem viel strahlendern Lichte. Der treue Anhänger der Ernestinischen Linie denkt an Moritz etwa mit den Gefühlen, wie der gute Sachse an Preußen und 1815. Und endlich der für die Einheit der deutschen Nationalität begeisterte Deutsche macht es ihm wol gar zum Vorwurf, daß er zum Hinderniß einer mehren Centralisation und einer größern Befestigung der Kaisermacht geworden, jedenfalls aber, daß er französische Hülfe herbeigerufen, damit sofort zum Verluste der drei Bisthümer Anlaß gegeben und auch für eine fernere Zukunft die Franzosen in die deutschen Händel gezogen habe. So wird, von verschiedenen, allerdings miteinander nicht recht harmonirenden Seiten her, der Charakter und das

Wirken Moritzens in einem zweideutigen, oft gehässigen Lichte dargestellt und selbst wer zugesteht, daß er Großes gewirkt und einer edeln Sache viel genutzt habe, bezweifelt doch häufig die Reinheit seiner Mittel, die Lauterkeit seiner Gesinnung, seines Wesens.

Und doch ist dieses gehässige Licht, in welches Moritz gestellt wird, ein völlig falsches und er hat, in sehr schwierigen Collisionsfällen, nicht blos mit ungemeiner Klugheit, sondern auch mit seltener Selbstbeherrschung, Mäßigung und Gewissenhaftigkeit gehandelt. Die Beweise dieser Behauptung, die in dem vorliegenden Werke durch überaus zahlreiche und wichtige Einzelheiten vermehrt worden sind, wollen wir in ihren Hauptmomenten beibringen. Wir wollen aber zuvörderst zugeben, daß Moritz nicht in dem Sinne eifriger Protestant war, in dem es Johann Friedrich gewesen ist. Gewiß war Moritz so gut wie dieser ein Feind der Anmaßungen der Hierarchie, ein Feind des Glaubenszwanges und der Geistesverfinsterung. Gewiß freute er sich, wie sein Vetter, der für Deutschland eröffneten Aussicht, von dem römischen Joche befreit zu werden, und durchschaute vielleicht noch besser als dieser die politischen Vortheile, die daraus für die deutschen Fürsten und Völker erwachsen konnten. Er hat denn auch den von ihm erfaßten protestantischen Glauben, selbst als Vertrauter und Günstling des Kaisers, nicht wieder aufgegeben und hat zuletzt dem Siege des durch den eifrigen Protestanten Johann Friedrich in die höchste Gefahr gebrachten Protestantismus ebenso viel genützt, wie Johann Friedrich demselben geschadet hatte. Aber die theologische Seite der Sache war dem Moritz wahrscheinlich ebenso gleichgültig, wie auf der andern Seite dem Kaiser Karl V.; beide waren mehr auf das Politische als auf das Kirchliche gerichtet und wenn wir Moritz auch tadeln wollen, daß er vielleicht die Wärme des Glaubens, die in der That den damaligen Protestantismus bezeichnet, nicht getheilt hat, so können wir ihn doch nicht deshalb geringer halten, daß er zu geistvoll war, um sich für die theologischen Spitzfindigkeiten zu interessiren, die seinen Vetter beschäftigten, und sich mit diesem unter das Joch der Hoftheologen zu beugen. Vergessen wir nicht, daß der Mann, der, nächst Luther, die einnehmendste Erscheinung unter den Reformatoren ist, ja dessen Glanz vielleicht noch reiner und fleckenloser strahlt und der die evangelische Sache in ihrer reinsten Milde aufgefaßt hatte, daß Melanchthon den Glauben an Moritz selbst in der Zeit nicht aufgab, wo Alles gegen ihn schrie, daß er vielmehr am 1. August 1546 an Camerarius schrieb:

> Man kann dem Herzoge (Moritz) nicht verdenken, daß er die Bundesgenossenschaft von sich gewiesen, er will wahrscheinlich nicht der Trabant von Anführern werden, bei denen er sich vor mancherlei Verdächtigem hüten muß, und gesetzt, sie siegten, so kann er nicht wünschen, daß nach ihrem Gutdünken der Stand der öffentlichen Sache oder seines Staates bestimmt werde. Der Ausgang wird ein ganz anderer sein, als die Anhänger des Herzogs denken oder hoffen. Große Veränderung der Dinge stehen bevor.

[illegible]

der erhitzte Parteigeist, als die Männer des Extrems! Moritz besaß ferner allerdings, unter manchen Eigenschaften, die Johann Friedrich abgingen, auch namentlich drei, um deren willen er von Parteimännern billigerweise unter Letztern gesetzt werden muß. Er war, wir müssen es gestehen, klug; er war so sehr klug, daß er nicht blos auf Das sah, was er wollte, sondern auch auf Das, was er konnte; die Dinge und die Menschen nicht für Das hielt, was er vielleicht wünschte, daß sie es sein möchten, sondern für Das, was sie waren, und für seine Zwecke sich auch nach Mitteln umsah, sich auch fragte, was sich für ihre Erreichung thun lasse. Ferner besaß er jene Selbständigkeit des Geistes und Charakters, die sich selbst ihr Ziel und ihren Weg setzt, die sich nicht von dem großen Geschrei des Haufens treiben läßt, der es unmöglich ist, sich dem Willen des Parteigeistes unterzuordnen und, weil sie mit ihm in den Zwecken eins ist, auch in allen Mitteln sich ihm zu fügen, weil sie mit ihm bis an die Grenze der gemeinsamen Berechtigung Hand in Hand geht, auch mit ihm über diese Grenze in Unmaß und Übertreibung auszuschweifen. Endlich jenes strenge Gleichmaß und jene Unbefangenheit, die ihn abhielten, weil er in dem einen großen Hauptpunkte von dem Streben der Zeit getragen und in hoher Berechtigung handelte, sich nun auch gegen die Gegner aller Rücksichten, gegen das Bestehende aller Schranken entbunden zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Oliver Goldsmith's und David Hume's Biographie.

Ein hübsches topographisches und antiquarisches Büchelchen über Camberwell („Collections, illustrative of the geology, history, antiquities, and associations of Camberwell and the neighbourhood, by *Douglas Allport*", Camberwell 1841) enthält unerwartet einen berichtigenden Beitrag zu Goldsmith's Leben. Camberwell heißt ein südlich von London gelegenes, jetzt im Verwachsen mit der Riesenstadt begriffenes Dorf. Nahe dabei heißt ein anderes, in derselben Übergangsperiode stehendes Dorf Peckham und in Peckham befindet sich eine Erziehungsanstalt für junge Gentlemen, die zu Ehren der Thatsache, daß hier der Dichter des „Deserted village" Unterlehrer gewesen ist, den Namen Goldsmithhouse führt. Die fragliche Berichtigung soll die Zeit betreffen, in welche jene Thatsache fällt. Goldsmith's Biographen erzählen einstimmig, daß derselbe 1756, wo er, ungefähr 27 Jahre alt, von seinem Vagabundiren auf dem Continente zurückkam, in einem Landstädtchen einen Apothekerladen errichtet und später, nachdem er manches Andere versucht, in der Schule des Dr. Milner zu Peckham Unterlehrer worden sei. Allport will nun nachweisen, daß dies falsch, Goldsmith vor der Durchwanderung des Continents, und zwar schon 1751 die Lehrerstelle bekleidet habe. Sein Beweisdocument ist das Tagebuch eines Herrn, der seine zwei Söhne, einen am 28. Jan. 1751, den andern am 15. April 1751 in Dr. Milner's Schule brachte, sie daselbst „Herrn Oliver Goldsmith übergab, einem vielleicht 23 Jahre alten, schwerfälligen und einfältig aussehenden Menschen", und sie am 4. Juli 1754 wieder wegnahm. Ohne die Glaubwürdigkeit des Documents verdächtigen oder den Werth des Fundes überhaupt verkleinern zu wollen, scheint doch daraus, daß Goldsmith 1751 in Milner's Schule [illegible] war, [illegible] zu folgen, daß seine Biographen

[illegible] 1756 [illegible] tragen: [illegible] und [illegible] [illegible]tung zu Goldsmith's Leben, [illegible] 1761 [illegible] bekleidet. Wäre es denn aber unmöglich, daß er [illegible] 1756 ein zweites Mal bekleidet? Allport erwähnt nebenbei, Milner sei im Juni 1757 gestorben und sein Sohn und Nachfolger habe im Mai 1759 Peckham verlassen. Da wäre also Zeit dazu. Außerdem löste das Institut durch des Sohnes Weggang sich nicht auf und der [illegible] der Biographen bestände am Ende blos darin, daß sie das Leben des Dr. Milner um einige Jahre verlängert. Was aber die Vermuthung unterstützt, daß Goldsmith nach 1756 ein zweites Mal das saure Amt eines Lehrers verwaltet, sind die in seinen Schriften mit unverkennbarer Frische hervortretenden bittern Erinnerungen. In einem seiner „Versuche" aus jener Zeit sagt er: „Einem Unterlehrer wird alle Art Schabernack gespielt; alles Auffallende in seinen Sitten, in seiner Kleidung, in seiner Sprache bietet unerschöpflichen Lachstoff; bisweilen kann der Director nicht umhin mitzulachen, und der arme Wicht, der sich über diese Mishandlung erbost, steht mit dem ganzen Hause auf Kriegsfuß." Noch spitziger ist die Satire im „Vicar of Wakefield": „Seid Ihr gewiß, daß Ihr in eine Schule taugt? Laßt mich Euch 'mal examiniren. Habt Ihr die Handwerkslehrjahre gestanden?" ‚Nein.' „So taugt Ihr auch nicht in eine Schule. Könnt Ihr die Jungen frisiren?" ‚Nein.' „So taugt Ihr auch nicht in eine Schule. Habt Ihr die Pocken gehabt?" ‚Nein.' „So taugt Ihr auch nicht in eine Schule. Könnt Ihr zu Dreien in einem Bette liegen?" ‚Nein.' „So taugt Ihr nimmermehr in eine Schule. Habt Ihr einen guten Magen?" ‚Ja.' „So taugt Ihr vollends gar nicht in eine Schule." Und an einer andern Stelle desselben Buchs: „Ich bin Unterlehrer in einer Erziehungsanstalt gewesen und will sofort an einem hänfenen Halsbande sterben*), wenn ich nicht lieber Unterschließer in Newgate gewesen wäre. Ich war früh und spät auf den Beinen, wurde vom Director genast, von seiner Frau meines häßlichen Gesichts halber gehaßt, im Hause von den Jungen gemartert und außerm Hause nie in höfliche Gesellschaft gelassen." Endlich das Avertissement im „Weltbürger": „Gesucht wird ein Unterlehrer für eine Akademie. NB. Er muß lesen und frisiren können und die Pocken gehabt haben."

In finanzieller Hinsicht hatte Goldsmith unter seinen Zeitgenossen keinen entschiedenern Gegenfüßler als David Hume. Ohne Fürsorge und Vorbedacht starb Goldsmith bei bedeutendem literarischen Erwerb mit einer Schuldenlast von 20,000 Thalern. Bei guter Herkunft und angesehener Verwandtschaft trat Hume arm ins Leben. Aber er war mäßig und trotz emsigen Studiums strebte er nach einem, ihn unabhängig machenden Vermögen. Als er 1747 37 Jahre alt war, hielt er sich für einen wohlhabenden Mann; er hatte von seinen wenigen Einkünften 7000 Thaler erübrigt. Zweiundzwanzig Jahre später hatte er theils durch seine historischen Schriften, theils durch einige einträgliche Ämtchen sich, seines Dafürhaltens, Reichthum erworben; er besaß 7000 Thaler jährliche Rente und behielt solche bis an sein Ende 1776. Er selbst erwähnt in seiner Autobiographie, daß seine Stellung zum Marquis von Amandale eine pecuniair-vortheilhafte gewesen sei. „Im J. 1745", berichtet er, „empfing ich ein Schreiben des Marquis von Amandale, worin er mich auffoderte, zu ihm nach England zu kommen und bei ihm zu leben. Bald erfuhr ich auch, daß seine Freunde und Verwandte ihn meiner Leitung und Aufsicht zu übergeben wünschten; denn sein geistiger und körperlicher Zustand machte dergleichen nothwendig. Ich blieb 12 Monate bei ihm und mein Salar während dieser Zeit war für mein kleines Vermögen ein beträchtlicher Zuschuß." Dies ist Alles, was über Hume's Verhältniß zum Marquis von Amandale bisher bekannt gewesen. In neues und volles Licht erscheint es durch die Herausgabe eines von Thomas Murray herausgegebenen Buchs unter dem Titel: „Letters of David Hume, and extracts from letters, referring to him" (Edinburg 1841). Also Briefe von David Hume und auf ihn sich beziehende Briefauszüge, die im Actenschranke eines edinburger Sachwalters geruht haben und deren Veröffentlichung ein schätzenswerther Beitrag zu Hume's Leben und Charakter, wenn nicht zu der gesammten biographischen Literatur ist. Daß die Briefe aus dem Actenschranke eines Advocaten kommen, erspart die Bemerkung, daß ein Rechtshandel sie hineingebracht. Und so ist es. Ihnen zufolge war der Marquis von Amandale ein junger, schwachsinniger Mann, der einen gut erzogenen und sittlich gebildeten Gesellschafter bedurfte. Einige Stellen in Hume's „Versuchen" hatten seine Wahl auf diesen gelenkt und im Febr. 1745 begab sich Hume von Edinburg nach London. Er sollte 100 Pf. St. Reisegeld, einen Jahrgehalt von 300 Pf. St. und das Vierteljahr, in welchem er seine Stelle aufgeben oder der Marquis ihn entlassen würde, voll bezahlt erhalten. Unter diesen Bedingungen trat Hume am 1. April zu Weldehall in der Nähe von St.-Albans seinen Posten an. Der Irrsinn des Marquis war von einigermaßen verständiger Art; er soll Epigramme und einen Roman geschrieben und Fontenelle und Voltaire gelesen haben. Er und der junge Philosoph lebten abgeschieden von der Welt, was Letzterm bei seinem geselligen Temperamente kein kleines Opfer gewesen sein muß. Hauptantheil an dem unglücklichen Marquis nahmen seine Mutter, die Marquise, ein Cousin derselben, Capitain Vincent, und Sir James Johnstone auf und zu Westerhall. Vincent war des Marquis Generalbevollmächtigter und Geschäftsführer, kam deshalb oft nach Weldehall und scheint während der ersten Monate Hume sehr gern gehabt zu haben. Er schlug in dieser Zeit dem Marquis vor, Hume eine Pension von jährlich 100 Pf. St. auszusetzen, und schrieb im August an Sir James: „Herr Hume beschäftigt sich fast ausschließlich mit unserm Freunde, sodaß er weder an Vergnügen noch ans Studiren denken kann, was einem gelehrten und wissenschaftlichen Manne gewiß lästig sein muß, weshalb ich ihn auch für einen wohlverdienten und gutmüthigen Menschen halte." Hume seinerseits war mit seiner Stelle, oder wenigstens mit Salar und Aussichten insoweit zufrieden, daß er den Vorsatz aufgab, sich um die Professur für Moralphilosophie an der edinburger Universität zu bewerben — eine Verzicht, die freilich leicht war, da die Professur inzwischen anderweit verliehen worden. Im October überwarfen sich Hume und der Capitain, weil Ersterer um geselliger Zwecke willen näher bei London zu wohnen wünschte. Von nun an blieben Beide unversöhnliche Feinde. Hume nahm den Capitain stets von der ungünstigsten Seite und in einer Reihe von Briefen an Sir James Johnstone schildert er sein Leben als ein höchst trauriges und verbittertes, kommt aber immer auf den Entschluß zurück, so lang als möglich allen Hindernissen und Entmuthigungen die Stirn zu bieten. Zu letztern rechnet er namentlich die launenhafte Vorliebe des Marquis für gänzliche Abgeschiedenheit, die so weit gehe, daß ihn bisweilen die Gesellschaft eines Menschen anwidere. Unangenehm oder nicht — die Zeit verstrich, und Ende März 1746, wo Hume ziemlich ein Jahr im Dienste war, that ihm der Capitain den Vorschlag, künftig nur 150 Pf. St. Gehalt zu beziehen. Hume verlangte hierüber die Meinung der Marquise und Sir James Johnstone's, scheint aber Willens gewesen zu sein, schlimmsten Falls sich die Reduction gefallen zu lassen, obgleich er seine Lebensweise eine traurigere nennt, „als welcher je ein Mensch sich gefügt, der auf etwas Besseres hoffen oder Anspruch machen könne", und an einer andern Stelle äußert: „wenn zu Absperrung, Einsamkeit und schlechter Gesellschaft noch solche Beweise von Rücksichtslosigkeit kommen — —, so will ich weiter nichts sagen, als daß Bücher, Studium, Muße, ein frugales und unabhängiges Leben am Ende besser sind." Noch wenige Tage und das Verhältniß zum Marquis löste sich. Hume berichtet

*) Anodyne necklace, ein Halsband für zahnende Kinder. To die by an anodyne necklace elegant für: gehangen werden. Deutsch spricht man in diesem Sinne von einem hänfenen Halsbande.

an Sir James: „Ich glaube, bei Ihrem Freunde, dem Marquis, nie besser gestanden zu haben, da er mich beauftragte, ein gewisses Portrait nach London zu überbringen. Als ich aber vor meiner Abreise zu ihm kam und fragte: ‚S'il n'avait rien d'autre chose à m'ordonner?‘ gerieth er augenblicklich in die größte Wuth, sagte, ich spotte seiner, gleich als ob er mich wie einen Bedienten behandle und mir Befehle oder Commandos gäbe, wollte keine Erklärung anhören und hat sich seitdem geweigert, mit mir zu speisen, zu sprechen oder sonst zu verkehren. Ich hätte ihn einer so thörigen Caprice nicht fähig geglaubt.“ Hume entfernte sich auf einige Tage und kam zurück in der Hoffnung, der Sturm werde vorüber sein, aber der arme Kranke bewies sich so wüthend wie vorher und Hume gab am 16. April seine Stelle auf. Der Contract berechtigte ihn für das mit dem ersten begonnene Vierteljahr auf seinen vollen Gehalt; allein Capitain Vincent verweigerte den und bot pour tout potage 35 Pf. St. Er meinte, da Hume bereits 400 Pf. St. erhalten, könne er für das unterbrochene Vierteljahr mit 35 Pf. St. vollauf zufrieden sein. Hume lehnte den unwürdigen Antrag entschieden ab und verließ das Haus, ohne das Vierteljahrsgeld, nicht jedoch, ohne vom Capitain die schriftliche Zusage erhalten zu haben, daß die Sache auf der Entscheidung der Marquise und Sir James Johnstone's beruhen solle. In einem drei Tage später an die Marquise geschriebenen Briefe versichert der Capitain, daß er mit Hrn. Hume's „Stolz und Geize“ mehr Noth gehabt als „je mit einer Angelegenheit Mylords“. Er erzählt auch, der Marquis habe einen heftigen Widerwillen gegen Hume gefaßt und ihn auf das schimpflichste entlassen, indem er ihm gesagt, er sei eine interessirte, feile Creatur, und seine Ansprüche auf Geldentschädigung wegen der Professur seien grundlos, denn es habe nie in seiner Macht gestanden, die Stelle zu erhalten. In einem zwei Monate später datirten Briefe sagt Hume: „Ich erbot mich, das Vierteljahr über zu bleiben, aber weder er noch Vincent wollten es erlauben und drohten geradezu mit Hinauswerfen.“ Unmittelbar nachher wurde Hume Secretair des General St.-Clair und verließ mit ihm England. Obschon aber Capitain Vincent in Betreff der streitigen 75 Pf. St. ein Rechtsgutachten einholte und dies gegen ihn ausfiel, blieb die Schuld unberichtigt. Sobald daher Hume nach Schottland zurückgekehrt war, erhob er Klage. Der Graf von Hopetoun, ein naher Verwandter des inzwischen völlig wahnsinnig gewordenen Marquis, bot seine Vermittelung an. Auch das führte zu nichts und Hume stellte 1760 die Klage fort. Ein außergerichtlicher Vergleich brachte die Sache zum Schluß. 18.

Notiz.

In allen Ländern wird gegenwärtig rüstig daran gearbeitet, durch Übersetzungen und Bearbeitungen wichtiger Werke des Auslandes das goldene Zeitalter einer sogenannten Weltliteratur herbeizuführen. Frankreich verschließt sich selbst einmal nicht mehr gegen Das, was die Literaturen anderer Völker wirklich Schönes und Großes haben. In einem längern Artikel in d. Bl., in dem wir auf einige der bessern französischen Übersetzungen aufmerksam gemacht haben, haben wir angedeutet, daß der beiweitem größte Theil derselben in Prosa angefertigt wird, weil der Rahmen der französischen poetischen Behandlung so eng ist, daß nicht jedes Gemälde hineinpaßt. Indessen darf man nicht glauben, daß nicht auch der Versuch gemacht werde, in Versen zu übersetzen. So sind neuerdings zwei Übersetzungen von der „Odyssee“ und der Anfang einer Bearbeitung Byron's in Versen erschienen. Die Übertragungen des Homer sind von Bignan und Barèste. Was die erste zu akademisch-regelrecht und abgemessen-einförmig ist, scheint die zweite ungeschickt und hart zu sein. Beide sind ein matter Abglanz des Originals. Bignan's Verse klappen stets in gleicher Weise, nirgend eine [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ist immer noch die kräftig einfache Art, [illegible] [illegible] im Milton bewundert hat. 50.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

8. **Brockhaus (Herm.), Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben.** Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine. Fasciculus I, continens textum sanscritum. 8maj. 1835. 1 Thlr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

9. **Busch (Dietr. Wilh. Heinr.), Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Gr. 8. 1839—41.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 3 Thlr. 25 Ngr.

Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 3 Thlr.

Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 4 Thlr.

10. **Buxton (Thomas Fowell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe.** Aus dem Englischen übersetzt von **G. Julius.** Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung, von **Karl Ritter.** Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Übersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die edlen Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

11. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** (Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.) Vier Bände in fünf Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 1838—41. Druckp. 12 Thlr., Schreibp. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikon in zwölf Bänden ist fortwährend zu dem Subscriptionspreise zu beziehen. Ein Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., auf Schreibp. 24 Thlr., auf Velinp. 36 Thlr., und ein für jeden Besitzer unentbehrliches Universalregister, auf Druckp. 20 Ngr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen, die wünschen sollten, sich dieses Werk nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 149. — 29. Mai 1842.

Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

Moritz schloß sich den Schmalkaldischen nicht an, weil er namentlich dem Kurfürsten Johann Friedrich, mit dem er ohnedies, und nicht durch Moritzens Schuld, persönlich verzwistet war, nicht zutraute, daß er ein geschickter und glücklicher Führer sein werde; weil er mit den mancherlei Quellen der innern Zerwürfnisse des Bundes bekannt war; weil er sah, daß die Zeit zwar für ihre Sache, aber nicht so für ihre Männer und ihre Maßregeln war; weil er vorzüglich ihre politische Oppositionsstellung gegen den Kaiser nicht billigte, durch dessen zeitherige Schritte noch nicht gerechtfertigt fand, sie zu extrem und rücksichtslos glaubte. Wie richtig er geurtheilt, bewiesen alle Schritte der Schmalkaldischen nach Anfang des Kriegs und nicht er allein, sondern auch Kurköln mit seinem damals evangelischen Fürsten, Kurpfalz und Kurbrandenburg enthielten sich der Theilnahme, nicht er allein, sondern auch die protestantischen Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg schlugen sich, diese noch vor ihm, zu dem Kaiser. Nachdem die Schmalkaldischen den Krieg im Besitze der größten Übermacht, aber ohne Plan, ohne Einigkeit und in sichtbarer Unsicherheit über ihre Berechtigung eröffnet, überaus schlecht geführt und so dem Kaiser Zeit gelassen hatten, seine Macht zu sammeln, erklärte sich Moritz, der die Verbündeten keineswegs getäuscht, sondern gewarnt und vermittelt hatte, für den Kaiser, ließ sich Kur und Lande zusichern, ohne jedoch sofort von dem Titel Gebrauch zu machen, und nahm endlich, in Übereinstimmung mit seinen Landständen und den Rechtsgrund von der freilich, nach dem Ausspruch auch unsers Verf., vor strengem Recht nicht beständigen Acht entlehnend, die Lande des Kurfürsten in Besitz. Allerdings hatte der Kurfürst sein Land im Vertrauen darauf, daß er von Moritz nichts zu fürchten habe, unbeschützt gelassen. Aber wenn Moritz es nicht besetzte, so that es Ferdinand von Böhmen. Und wenn Moritz dem Kurfürsten seine Absicht ganz unumwunden vorher erklärt hätte, so würde dieser nicht blos seine, sondern, wie er nachher that, auch die Länder von Moritz besetzt haben. Moritz erhielt durch die Besetzung diese Länder wenigstens für das gemeinsame Haus und rettete sie vor den Planen der Habsburger, er erhielt sie der protestantischen Sache und sich die Kraft, für diese noch etwas wirken und wagen zu können. Er legte durch diesen offenen, im Interesse des Kaisers gethanen Schritt zugleich dem Letztern, wie er hoffen durfte, mäßigende Rücksichten auf. Er wollte nicht durch die Unklugheit der Schmalkaldischen mit ihnen untergehen, und indem er von den Trümmern rettete, was zu retten war, erhielt er die Sache. Er schadete nicht einmal den Schmalkaldischen durch seine Handlung; denn wenn er auch dadurch den Kurfürsten bestimmte, nach Hause zu ziehen, so stand die Sache doch schon so, daß sich für die Verbündeten in Baiern nichts mehr hoffen ließ. Die Lande aber brachte der Kurfürst augenblicklich wieder in seine Gewalt und besetzte Moritzens Lande noch obendrein, sodaß er jetzt besser stand als anfangs. Auch bei Mühlberg hatte der Kurfürst die Übermacht und ward geschlagen, weil es ihm an allem Talent des Feldherrn mangelte. Er verlor nun Kur und Land, nicht durch Moritzens Schuld, der diese Wendung nicht hätte aufhalten können, da die Verbündeten niemals auf ihn hören wollten; aber wol hatte Moritz durch seine frühere, wenn auch zu diesem Ausgange gar nichts beitragende Erklärung für den Kaiser es verdient und diesen gewissermaßen genöthigt, daß die Würden und Länder nicht an Ferdinand kamen, nicht zur Stütze der Kaisermacht und des Katholicismus wurden, sondern bei dem Hause, bei den Evangelischen blieben und nur die Personen gewechselt waren. Moritz verwendete sich für die gefangenen Fürsten und wirkte Bedingungen zu ihren Gunsten aus, die bekanntlich vom Kaiser schnöde umgangen wurden. Moritz hatte sich die Achtung und das Vertrauen des Kaisers zu verschaffen gewußt, weil er sich geistvoll, unbefangen, für die hohe Bedeutung Karl's V., als des Kaisers, des weltlichen Oberhauptes der Christenheit, des Beherrschers so vieler edler Nationen und des reichbegabten Mannes, nicht ohne Rücksicht zeigte, die Frömmigkeit nicht in kleinliche Sektenskrupel, den Freisinn nicht in Grobheit, Trotz und Leidenschaft, die deutsche Biederkeit nicht in ungeschlachte Manieren setzte. Aber servil war er nie, blinde Nachgiebigkeit blieb ihm fremd und niemals verleugnete er dem Kaiser, wie sehr er Protestant, deutscher Reichsfürst und den vom Kaiser Ver-

folgten ergeben sei. Er führte zwar das Interim ein, aber auf eine milde Weise, unter Rath und Mitwirkung der angesehensten Theologen. Er protestirte bedingungsweise gegen das tridentiner Concilium. Er übernahm die Execution gegen Magdeburg, um dadurch Truppen zu sammeln, die Maßregel selbst aber auf die der Stadt und der protestantischen Sache förderlichste Weise durchzuführen. Als der Kaiser ihm sein Wort, hinsichtlich des Landgrafen Philipp, nicht hielt, die Rücksichten gegen ihn aus den Augen setzte, in politischer und kirchlicher Hinsicht offen auf den Absolutismus zusteuerte, selbst seinen Bruder Ferdinand vor den Kopf stieß, indem er die Königswahl seines Sohnes Philipp betrieb und Alles auf das Concil setzte, von dem doch die protestantische Sache nur Verdammung zu erwarten hatte, erfaßte Moritz den günstigen Zeitpunkt, Das zu thun und durchzuführen, was die Schmalkaldischen zu verrichten zu extrem und zu ungeschickt gewesen waren. Aber auch jetzt noch schritt er nicht ein, bevor er nicht nochmals den Kaiser feierlich gewarnt und zunächst an Freilassung des Landgrafen gemahnt hatte. Erst als auch dieses fruchtlos war, brach er los. Er errang rasche Vortheile und brachte den Kaiser in die Lage, daß dieser jede Bedingung hätte annehmen müssen, ja daß Karl selbst eigentlich Deutschland aufgab und dessen Geschicke hinführo seinem Bruder anheimstellte. Aber auch hier begnügte sich Moritz, der übrigens wohl wußte, daß er seinen Vortheil nur der durch politische Gründe bewirkten Passivität Ferdinand's und der Katholischen verdankte und der um keinen Preis an der Kaiserwürde freveln wollte, mit dem Rechten und Nöthigen, begehrte keinen Vortheil für sich, keine Herrschaft, nur die Freiheit und gleiche Berechtigung der Protestanten. Von dem Friedensschlusse weg ging er nach Ungarn, um für Ferdinand gegen die Türken zu kämpfen, und den Heldentod starb er, indem er gegen Albrecht von Brandenburg, der nicht im Interesse des Protestantismus, sondern in Roheit und Beutegier den Kampf erneuert hatte, einen Reichskammergerichtsspruch vollstreckte. Was endlich die Herbeirufung der Franzosen anlangt, so hatten zuvörderst ihm die Schmalkaldischen dazu das Beispiel gegeben, welche gleichfalls, wenn auch fruchtlos, Venedig, die Schweiz, Frankreich und England um Hülfe anriefen. Es ist ferner den Holländern niemals zum Vorwurf gemacht worden, daß sie gegen Spanien bei England, Frankreich und Deutschland Hülfe suchten, den Schweizern nicht, wenn sie zuweilen gegen Frankreich auf Östreich, gegen Östreich auf Frankreich sich anlehnten, den Schotten und Iren nicht, wenn sie in Frankreich, den Portugiesen und Spaniern nicht, wenn sie in England, den deutschen Protestanten nicht, wenn sie bei Dänemark und Schweden, ja den Ungarn nicht, wenn sie selbst bei den Türken Beistand suchten. Nicht der Unterdrückte, der sich nach Hülfe umsieht, wo immer er sie findet, sondern der Unterdrücker, der ihn in diese Lage versetzte, trägt die Schuld des Übels, was daraus folgen mag. Übrigens konnte Moritz damals noch nicht ahnen, wie gefährlich Frankreich, bis dahin immer die angegriffene, zur Vertheidigung genöthigte Macht, für Deutschland werden könne, und es ist nicht recht abzusehen, was, auch ohne Moritzens Unternehmung, Frankreich in den damaligen Umständen hätte abhalten sollen, die Bisthümer wegzunehmen. Es war ein rascher Überfall, wozu die Entfernung des Kaisers, dessen Aufmerksamkeit ganz und gar von dem Concilium beschäftigt war, einlud, und die Sache würde gar nichts geschadet haben, wenn es dem Kaiser gelungen wäre, den Franzosen ihre Eroberung wieder abzunehmen. Daß ihm das nicht gelang, daran war Moritz nicht Schuld. Und wenn man diesen so hart beurtheilt, was soll man dann über Die sagen, welche später um blos persönlicher Interessen willen den Franzosen den Zugang zu dem Herzen des Reichs eröffneten, oder mit ihnen auf Kosten ihrer schwächern Mitstände und des Reichs intriguirten und sich durch fremdes Gut zum allgemeinen Verderben bestechen ließen? — Endlich kann man noch fragen: wenn auch Moritz die Länder und Würden seines Vetters im Besitz nahm, weil sie außerdem in fremde, schlimmere Hände gefallen wären, warum, wenn er der edle, hochherzige Mann war, für den man ihn ausgibt, stellte er sie ihm denn nicht zurück, als die Gefahr vorüber, die Macht des Kaisers gebrochen, Johann Friedrich wieder befreit war? Diese Frage wollen wir beantworten, wenn man uns Einen in der ganzen Geschichte zeigt, der in ähnlichem Falle das gethan hat. Von Moritz hat es zu seiner Zeit Niemand verlangt und erst nach seinem Tode erhob Johann Friedrich, der wohl wußte, daß er in die Abtretung gewilligt hatte und daß Moritz vom Kaiser belehnt worden war, Ansprüche, die weder bei dem Kaiser noch bei den Landständen Anklang fanden und endlich durch Vergleich erledigt wurden.

Zu dem Allen enthält das vorliegende Werk die zahlreichsten und interessantesten Belege in einem Reichthum von sorgfältig gesammelten, kritisch geprüften, mit historischer Kunst, aber nicht in dialektischer, parteimännischer Berechnung geordneten und meisterhaft dargestellten Datis, die der Verf. meist für sich selbst sprechen läßt, ohne sie zu Raisonnements auszubeuten, bei denen nur zu leicht der Schein der Parteilichkeit entstehen, ja der Eifer der Beweisführung selbst in diese führen könnte. Dabei eröffnet das Werk überaus helle und wichtige Einblicke in den Charakter des Kurfürsten, seiner Stammgenossen, seiner Räthe, der wichtigsten Fürsten und Staatsmänner der Zeit, die Verhältnisse dieser ewig denkwürdigen Periode, viele Haupt- und Nebenereignisse und -Zustände. Der zweite Theil aber besonders, in welchem die innere Regierungsthätigkeit des Kurfürsten und die innern Zustände geschildert werden, wird hier deshalb um so wichtiger, weil diese Momente gerade aus jener Zeit, wo die großen Haupt- und Staatsaffairen die Aufmerksamkeit so gewaltig in Anspruch nehmen, seltener in Untersuchung genommen worden sind, hier aber von dem gründlichsten Kenner der deutschen Staats- und Rechtsentwickelung mit hohem Scharfsinn, Gründlichkeit, Klarheit und praktischer Richtung aus den besten Quellen erörtert werden. Hier ist kein Hineintragen der aus dem Blauen geschöpften Sätze eines

philosophischen Systems in die Thatsachen der Geschichte, sondern ein Entwickeln und Darlegen der Wahrheit aus dem Vorhandenen. Und wie reich war jene Zeit an interessanten Entwickelungen, großartigen Kräften, merkwürdigen Strebungen und Charakteren. Reich daran wie jede Zeit der gährenden Umwälzungen, reicher als die neuern, weil der Boden der mannichfaltigen individuellen Entwickelung noch ungleich günstiger war. Geben wir nun dem Leser nur kürzlich noch eine Übersicht des Wichtigen, was hier geboten wird, die dem eigenen Genusse der Lecture nicht vorgreifen, sondern nur dazu anreizen soll, wobei eben Das besonders hervorzuheben sein wird, was zur Unterstützung der oben gemachten allgemeinen Bemerkungen über Kurfürst Moritz beiträgt.

Wir übergehen dabei die gediegenen „einleitenden Andeutungen", in denen uns der Verf. einen großartigen Überblick über die Zeit, über die Bühne eröffnet, auf der er seinen Helden uns vorführen wird, und uns mit Meisterkunst auf den Schauplatz führt, wo die großen Thaten geschehen sollen, uns mit demselben zu sicherer Bewegung darauf vertraut machend. Darauf die Jugendgeschichte Moritzens, reich an interessanten Aufschlüssen über die bildenden Einflüsse und Verhältnisse, die ihn zu seiner großen Aufgabe befähigten und ihm gerade die Eigenschaften gaben, die er brauchte und durch die er gewirkt hat. Doch muß der Verf. beklagen, daß die Zeugnisse der Geschichte nicht genau genug über die erste Bildungszeit des Herzogs sprechen. Jedenfalls war das Verhältniß zu einem gutmüthigen, aber beschränkten Vater, den der Sohn in geistiger Beziehung und in hoher Richtung des Charakters unendlich überragte, zu einer das Übergewicht im Hause behauptenden, herrschsüchtigen Mutter, zu einem kleinen, paragirten, von mancher Bedrängniß umgebenen Hofe, zu dem Hofe des reichen und mächtigen Stammhauptes, des Herzogs Georg, mit dem man oft in Spannung lebte, während man doch auch von ihm abhängig war und ihn vielfach brauchte und den man allmälig hoffen lernte zu beerben, das Alles war nicht ohne großen, nachwirkenden Einfluß. Moritzens Aussichten waren unsicher und reiften erst allmälig zu größern Hoffnungen. Er mußte bei reichern Verwandten und Freunden suchen, was ihm die beschränkte Lage des älterlichen Hauses nicht gewähren konnte. Er ward frühzeitig in die Verwickelungen der Höfe, der politischen Interessen eingeweiht. Wie sein Bruder Severin am Hofe Ferdinand's erzogen wurde, so kam er an den prächtigen Hof des Kurfürsten Albrecht von Mainz nach Halle, dann an den des Herzogs Georg und des ganz entgegengesetzten Johann Friedrich. Bei Albrecht ward der gewandte Weltmann, bei Georg der ernste, thätige Regent vorgebildet, bei Johann Friedrich lernte Moritz das Terrain kennen und mochte sich früh seine Bemerkungen über die Gebrechen seines Vetters und über die schwachen Seiten machen, die der damalige Protestantismus doch auch hatte. Mit Georg stand er anfangs sehr gut; aber, wie wichtig auch dieser Fürst für ihn sein mußte, so ward das Verhältniß doch kälter, weil Moritz sich nicht zum katholischen Glauben zurückführen ließ, Georg aber ihn nicht mit der erledigten Burggrafschaft Leisnig belehnte. Moritz schloß sich nun mehr an den Kurfürsten, der ihn auch mehre Jahre thätig unterstützte. Das Zerwürfniß zwischen dem Hofe Georg's und Heinrich's, welcher Letztere, besonders auf Betrieb der Herzogin Katharina, in seinem kleinen Gebiete systematisch reformirte, ward immer schwieriger. Es war sehr zu besorgen, daß der streng katholische Georg der protestantischen Linie die Nachfolge zu entziehen suche, und für Moritz ward das Verhältniß immer bedenklicher. Über diese Zustände und Stellungen, in denen auch die verwitwete Herzogin Elisabeth, die Schwiegertochter Georg's, die auf ihrem Witwensitze zu Rochlitz saß, eine eifrige Protestantin und die thätigste Beratherin der protestantischen Wettiner war, eine Hauptrolle spielte, gibt uns der Verf. die interessantesten Aufschlüsse. Auch die Räthe lernen wir kennen: Georg von Carlowitz, der den Herzog Georg, Anton von Schönberg, der den Herzog Heinrich berieth. Von Carlowitz hören wir, daß er, als Georg seine Lande dem östreichischen Hause zuwenden wollte, sich geäußert: „es seien dies Sachen, die das ganze Haus Sachsen belangten, und es möchte Zerstörung der Lande daraus erfolgen, er möge dabei nicht sein, es werde ihm und seinen Kindern zu ewigem Verderb gereichen. Ebenso habe der Kanzler gesprochen." Ein Vertrag, den in diesen drohenden Umständen auch Moritz mit Johann Friedrich und Philipp eingegangen, war noch nicht zur förmlichen Vollziehung gelangt, als der Tod Georg's die ganze Verwirrung löste. Carlowitz ward entlassen. Aber schon frühzeitig finden wir ihn, der in der That im Lande nicht entbehrt werden konnte und den auch Heinrich bald wieder zu den Geschäften ziehen mußte, sich an Moritz halten, der den staatskundigen und es mit dem Lande wohlmeinenden Mann um deshalb nicht geringer hielt, weil er auch andere Interessen, außer den theologischen, kannte. Selbst Elisabeth mußte ihm nachsagen: „er ist fürwahr einem Herrn wohlzuhalten". Doch mochte es überhaupt jetzt hervortreten, daß Moritz ein anderer Geist war als seine Ältern und einer höhern und freiern Anschauung folgte als der eines bereits wieder im Sektenthum erstarrenden und gerade an diesem Hofe in ziemlicher Beschränktheit erfaßten Protestantismus. Darum wenigstens eine gewisse Erkältung, ein gegenseitiges Zurückhalten. Das wurde noch stärker durch die interessante Episode, wie Moritz, wider die Wünsche seiner Ältern, seine Vermählung mit der Tochter des Landgrafen Philipp durchführte. Das Widerstreben der Ältern war freilich in jedem Betracht kaum begreiflich und die Verlobung hatte unter ihrer vorläufigen Bewilligung stattgefunden, während erst später, auf Betrieb Katharina's, der Widerspruch eintrat. Dies gab auch Moritz Anlaß, seinen Vater zu erinnern: „er habe von Jugend auf gehört, was die Fürsten von Sachsen zugesagt, das hätten sie auch gehalten; wollte ich auch, da ich des Geblütes bin, nicht anders befunden werden".

Die Sache ward endlich glücklich beigelegt und die Angesehensten der Landschaft vermittelten zuletzt noch den

Eintritt einer Mitregierung für Moritz, die jedoch wenige Tage später zur selbständigen Regierung wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesammelte Novellen von Franz Berthold. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. 12. 3 Thlr.

Unter so geehrter Einführung heißt man gern dieses Werk willkommen und fühlt sich zu schönen Erwartungen berechtigt, welche auch nicht unerfüllt bleiben. Mit kräftigem Flügelschlag trägt eine blühende Phantasie die „Russischen Scenen" dem Leser vor und er folgt mit Herzklopfen den verschiedenen Darstellungen, über welche Klima, Verhältnisse und Zustände mit Licht und Schatten ein Colorit der Wahrheit verbreiten. Unmenschliche Bedrückung der Leibeigenen, stilles Zähneknirschen, Rachegedanken, denen der Muth zur Ausführung fehlt, und ohnmächtige Verzweiflung der Armen; — Sittenlosigkeit, Sinnenlust, Habsucht, Gewissenlosigkeit und Hartherzigkeit der Reichen und Vornehmen, Unbarmherzigkeit, Betrügerei, kriechende Demuth der Dienerschaft, nebst dem sich durch alle Stände verbreitenden Aberglauben, sind Materialien zu den „Russischen Scenen", welche man wol vor funfzig Jahren noch häufig in dem halbbarbarischen Zustande Rußlands auffinden konnte und welche selbst noch jetzt nicht ganz geschwunden sind, trotz der so schnell vorgeschrittenen Civilisation. Man hat schon häufig die vornehme Gesellschaft in Rußland mit einer Frucht verglichen, welche in Fäulniß übergegangen, ohne zu reifen, und so mag wol die hartherzige schöne Gräfin in Egoismus und Lüsternheit dem Leben nachgebildet sein. Die kranke Wöchnerin des Bauern läßt sie aus dem Zimmer in die kalte Scheune bringen, um in diesem Zimmer mit ihrem Buhlen zu schwelgen, und sie, die kein Unrecht scheut, vor keiner Grausamkeit zurückbebt, erzittert vor dem Auge einer Zigeunerin, und der Aberglaube umfängt noch die Seele, welche so manche Schranke der Sitte und des Rechts ohne Scheu umgestoßen hat. Manche Schilderungen der Grausamkeit und Bosheit möchten wol das Tragische hier zu dunkel färben, wenn nicht eine edlere Leidenschaftlichkeit und Tiefe des Gemüths ihnen durch die Beziehung auf Schicksal und moralische Kraft eine höhere Bedeutung verlieh. Dieselbe Frau, die einst aus dem Wochenbette gerissen und in Folge dieser grausamen Begegnung ihr ganzes Leben leiden mußte, sucht nach Jahren den einzigen geliebten Sohn auf, der zum Kriegsdienst im Kaukasus gezwungen ist. Zu Fuß durchschreitet sie die unendlichen Steppen und fühlt die Kräfte schwinden. Verzweiflungsvoll ruft sie den vierspännigen Wagen an, der daher saust; sie fällt den Pferden in die Zügel, aber ohne Erbarmen fährt die Gräfin mit ihrer hartherzigen Dienerschaft an ihr vorüber und die alte arme Frau stirbt an Übermüdung. Der Sohn will sie rächen und schießt auf die Gräfin; die Hand zittert ihm aber und er fehlt. Die aristokratische Schöne erkennt bald, daß sie Eindruck auf den jungen Mann gemacht und beginnt ein Spiel der Koketterie, umstrickt ihn mit Liebe, während die Gesellschafterin ihre Leute zusammenruft, um ihn zu binden. Es gelingt ihm indeß zu entkommen, und er erschießt sich später selbst, als er die Kraft zur Rache nicht findet; der Gräfin wird noch in den Steppen die verdiente Strafe für die Greuel ihres Lebens. Die Gesellschafterin der Gräfin ist eine gewiß nach der Wahrheit gezeichnete Figur und es soll solcher Creaturen in Rußland viel geben. Arm, abhängig, berufen, Launen zu ertragen, die eigene Individualität zu verleugnen, suchen solche Personen aus Allem für sich Nutzen zu ziehen, und da sie selten die Theilnahme ihrer Herrschaft besitzen, zeigen sie ihr auch selten Anhänglichkeit. Sie sind in dem Kreis, in dem sie leben, verachtet, weil sie arm sind, und rächen sich an den sie verachtenden, indem sie sich so viel als möglich auf ihre Unkosten bereichern, ihren Leidenschaften dienen, kriechen, schmeicheln — und selbst nicht scheuen, sich als Werkzeuge zum Bösen gebrauchen zu lassen. Die Schilderungen der Steppen kommen in der schönen, schwungreichen Prosa der Poesie gleich. Das Recitativ der einsamen Zigeunerin, die von einem vornehmen Russen entführte und verlassene Kalmucken-Prinzessin, paßt zu ihrem ganzen so poetischen, geisterhaften Erscheinen, welches über die „Russischen Scenen" einen magischen, grauenhaften Hauch verbreitet. Da ist kein Ereigniß, kein Moment in diesem Meisterwerk einer literarischen Schöpfung, welcher sich nicht zum passenden Accord fügte.

Unbedeutend ist der „Fisch von Aagon" und hat keine Ansprüche auf nähere Beachtung.

Dagegen verdient „Das Wunder", die erste Novelle des zweiten Theils, den bessern Novellen der neuern Zeit zur Seite gesetzt zu werden. Die Detailschilderungen einzelner Momente scheinen der Feder der Verfasserin näher zu liegen als die Ausführung der Charaktere, und so sind die Stunden der Noth der schönen Mariane — sowie deren plötzliches Gelangen zum Glück, die verzweifelnden Entschlüsse der Armuth, die nächtlichen Straßen von Paris und die Schrecknisse des Palais royal, obgleich nur im schnellen Vorübereilen skizzirt, doch außerordentlich phantasiereich ausgestattet und auf Effect berechnet.

Weniger gut schien uns „Die Nebenbuhlerin ihrer selbst"; sie enthält zu viel Detailmalerei, welche nicht zur Sache führt, und die Verwickelung beruht auf Unwahrscheinlichkeiten, die, so lange man reden, schreiben, oder sich auf irgend eine Weise verständlich machen kann, nicht für möglich angenommen werden können.

Dagegen ist „Irrwisch-Fritze" schon als ein gutes Product bekannt, da es in der „Urania" Beifall geerntet. Die Verf. legt hier eine genaue Beobachtung des Landmanns und seiner Eigenheiten an den Tag, stellt den Zustand ohne alle sogenannte poetische Verschönerung dar und versteht das Alltägliche und Geringe zum Wunderbaren zu erheben. Diese Erzählung ist eine Idylle unserer Zeit und schildert niederdeutsche Sitten und Menschen mit der höchsten Wahrheit.

Es ist zu bedauern, daß dieses schöne Talent so bald seinem Wirken entrissen wurde und die Lesewelt nicht mehr mit seinen Erzeugnissen erfreuen, noch selbst durch den ihm werdenden Beifall erfreut werden kann. 8.

Literarische Notiz.

Folgende neue, theils noch unter der Presse befindliche Werke werden in London angekündigt: „The life of Isaac Milner, dean of Carlisle, with copious extracts from his diaries and correspondence", von seiner Nichte, Mrs. J. Milner; „Life and correspondence of the late Sir Astley Cooper, from documents bequeathed by him for the purpose", von Bransby B. Cooper; „The war in Syria", von Sir Charles Napier; „Travels and researches in Asia minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia", von F. W. Ainsworth, und „Rambles and researches in Thuringian Saxony", von J. F. Stanford. Wir fügen noch hinzu, daß das „Dictionary of Greek and Roman antiquities", welches noch neulich im „North-American review" eine verdiente Anerkennung fand, der Vollendung so nahe ist, daß der Herausgeber bereits ein „Dictionary of Greek and Roman biography and mythology", wovon der erste Band im October erscheinen soll, und ein „Dictionary of Greek and Roman geography" ankündigt. Lempriere's ähnliches Wörterbuch war seiner Zeit ein ganz verdienstliches und brauchbares Werk, ist aber im Verhältniß zu den jetzt gewonnenen Resultaten so mangelhaft, daß dieser Mangel durch bloße Verbesserungen und Zusätze nicht zu heilen war. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1842.

Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Aus Dem, was nun von den ersten Regierungsjahren des jungen Herzogs berichtet wird, machen wir auf die interessanten Mittheilungen und den Briefwechsel mit Landgraf Philipp aufmerksam, welche sowol dem um Rath Fragenden als dem Rath Ertheilenden zu hoher Ehre gereichen. Philipp empfahl ihm für Weltliches Graf Kaspar Mansfeld, Carlowitz und Pistoris, für Geistliches nichts ohne den Rath von Melanchthon und Martin Bucer zu thun, „auch den Kurfürsten Johann Friedrich in gutem, freundlichem Willen zu erhalten, doch mit Maßen". Die Partei, die zeither an Heinrich's Hofe geherrscht und von Anton von Schönberg geführt ward, wollte sich nun durch eine Bestimmung des Heinrich'schen Testaments helfen, die sich für eine gemeinschaftliche Nachfolge der Brüder Moritz und August deuten ließ. Sie wäre gegen den Albertinischen Hausvertrag gewesen. Das Testament kam nicht zur Ausführung. Schönberg ward gestürzt. In den großen politischen Interessen hielt sich Moritz an den Landgrafen Philipp, und daß er sich eben dadurch von dem andern Haupte der Schmalkaldischen, von Johann Friedrich, entfernte, war, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, „ein trauriges Zeichen für die gegenseitige Stellung der beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes". Der Verf. entwickelt nun sehr genau die weitern Keime des Zerwürfnisses zwischen Moritz und dem Kurfürsten, die theils in der gleich anfangs übereilt und unzweckmäßig gemachten Theilung von 1485, theils in der Abneigung Moritzens lagen, in den schmalkaldischen Bund zu treten. „Der evangelischen Lehre", sprach er jedoch, „werde er und sein Land treu bleiben, auch Hülfe leisten, wenn sie bedrohet würde." Moritz fand die Einrichtung und Verfassung des Bundes unzweckmäßig und stimmte zu wenig mit dem Kurfürsten überein. Die Stimmung ward gereizter, als der Kurfürst die Wahl des dem herzoglichen Hofe befreundeten (katholischen) Julius Pflugk zum Bischof von Naumburg nicht anerkannte und den protestantischen Nikolaus von Amsdorf zum evangelischen Bischof einsetzte. Doch nicht daraus entsprang die wurzener Fehde, der sogenannte Fladenkrieg, sondern aus Territorialconflicten hinsichtlich Wurzens, das unter gemeinschaftlichem Schutze stehen sollte, über welches sich aber der Kurfürst alleinige Rechte anmaßte. Auch über diese Sache bringt der Verf. besonders genaue und wichtige Nachrichten. Luther schrieb zum Frieden; doch war seine Stimmung gegen Moritz keine zum Frieden führende. Philipp aber legte die Sache bei, bevor es zum wirklichen Kriege kam. Das Ganze war wichtig und wohl erkannte Melanchthon (S. 144), daß der damals gestreute Same der Zwietracht fortgewuchert habe. Doch nahm Moritz an dem braunschweiger Zuge Theil und konnte bei solcher Sache den Schutz seiner Lande vertrauensvoll seinem Vetter überlassen. Er näherte sich aber auch dem östreichischen Hofe und stand ihm in der großen Aufgabe bei, die dieser für ganz Deutschland zu lösen hatte, in dem Türkenkrieg, dem er 1541 zuerst persönlich beiwohnte. Auch der Kaiser ward nun aufmerksam auf ihn und, was die Carlowitze (Georg und Christoph) längst gewünscht, es gelang, wenigstens eine Annäherung und vorläufige Unterhandlung zu bewirken, worüber der Verf. höchst Interessantes beibringt. Moritz zog auch noch 1543 gegen Frankreich, ebenso 1544 und 1545 wieder mit Philipp gegen den Braunschweiger, in welcher Sache er vergebens zu vermitteln suchte und sich auch später, fruchtlos, für den gefangenen Heinrich bei Philipp verwendete, wie nachher für diesen selbst beim Kaiser. Ebenso wenig gelang es aber dem Landgrafen, wie viele Mühe er sich in Ahnung des Kommenden, auch darum gab, die immer neu auftauchenden Zwistigkeiten zwischen Johann Friedrich und Moritz definitiv zu beschwichtigen. Darüber findet sich bei dem Verf. Vieles und die Sache ward um so wichtiger, je bedenklicher immer sich die deutschen Verhältnisse verwickelten und zu großen Rüstungen drängten. Philipp ging mit dem Plane um, „den schmalkaldischen Bund durch eine andere, minder zahlreichere, auch an innerm Zusammenhange kräftigere Verbindung zu ersetzen". Hessen und beide Sachsen, „ein Königreich", wie er sagte, „ständen sie beisammen", sollten sie bilden. Moritz, wiewol er sich dahin aussprach, daß er mit dem Kaiser eine Ausgleichung hoffe, mit dem Papste aber nicht und die Türkengefahr für die dringendste halte, zeigte sich bereit und der evangelischen Sache treu ergeben, sprach sich auch entschieden dahin aus, daß die geistlichen Güter nicht zum

Selbstvortheil der Fürsten, sondern nur zum öffentlichen Wohle verwendet werden dürften. Der Widerstand aber kam von dem auf Moritz grollenden, auf Philipp eifersüchtigen Johann Friedrich, der allerdings in diesem Bunde nicht die Hauptrolle hätte spielen können. Damit aber bereitete Johann Friedrich seinen Sturz; denn nun zog sich auch Moritz allmälig von der Sache zurück und neigte sich entschiedener zum Kaiser. Über die auf jenen erstern Plan und über die auf letzteres bezüglichen Unterhandlungen, besonders zwischen Carlowitz und Granvella, findet sich bei unserm Verf. ein Reichthum lehrreicher Notizen. Namentlich aber erkennt er mit richtigem Scharfblick in Moritzens Zuge nach Regensburg (im Juni 1546) den Keim seines ganzen fernern Wirkens.

Dieser Zug führte durch merkwürdige Verkettung der Umstände zu dem Felde bei Mühlberg, zu dem Platze Augsburgs, wo die glanzvolle Belehnung mit des unglücklichen Johann Friedrich Kur geschah, aber in noch fernerer Zeit und durch mehre Schwingungen der Ereignisse an die tiroler Gebirge zu der ehrenberger Klause und dann auf das Schlachtgefilde von Sievershausen.

Der Kaiser ernannte Moritz zum Conservator der Stifte Magdeburg und Halberstadt; dieser übernahm im Ganzen nur allgemein gefaßte und, so viel das Weltliche anlangt, in der rechtlichen Stellung der Reichsfürsten schon liegende Verpflichtungen:

sich gegen den Kaiser zu beweisen, wie es einem getreuen und gehorsamen Fürsten des Reichs gezieme, Schaden abzuwehren und nach allen Kräften mitzuwirken, daß dies auch von Andern geschehe, Türkenhülfe, Beiträge zum Kammergericht und Unterwerfung unter das Concil, so weit die übrigen Fürsten solche leisteten, sagte Moritz dem Kaiser ebenfalls zu. In Religionssachen sollte er nichts weiter in seinem Lande neuern, alle fernere Reform sollte den Kirchenversammlungen anheimgestellt sein. Die Kirchengüter, welche zu weltlichem Gebrauche bestimmt wären, sollten in dem durch frühere Reichstagsbeschlüsse bestimmten Stande, Klöster, Stiftungen und Bisthümer in dem Gebrauch ihrer Güter und Religion bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Record-Commission und die Collection des documents inédits sur l'histoire de France.

Die englische Record-Commission sowol, als der französische Verein für Herausgabe bisher noch ungedruckter Geschichtsquellen, haben während des letzt verflossenen Decenniums unter dem Schutze und durch die Munificenz ihrer Landesregierungen für das Studium der historischen Quellen glänzende Erfolge erzielt. Was zuerst die Record-Commission betrifft, so ward sie bereits im Jahre 1800 dadurch hervorgerufen, daß das englische Unterhaus, aufmerksam gemacht auf den verwahrloseten Zustand der öffentlichen Archive, sich mit der Bitte um geeignete Abhülfe an den König wandte. Georg III. ernannte einen Ausschuß mit dem Auftrage, eine allgemeine Revision vorzunehmen und Vorschläge zu thun, wie das Vorhandene am besten geordnet und am sichersten vor dem Untergange bewahrt werden könne. Die hierauf einlaufenden Commissionsberichte empfahlen neben andern Mitteln besonders dringend auch den Druck der wichtigern Documente als den sichersten Weg, dieselben den zerstörenden Einflüssen der Zeit und der Vergessenheit zu entreißen. Diesem Anstoße verdanken wir die bald darauf begonnene Herausgabe einer langen Reihe für die Geschichte des Staats und des öffentlichen Rechts wichtiger Urkunden. Von 1802—31 erschienen nicht weniger als 59 Folianten für die englische und 14 für die schottische Geschichte, enthaltend: Calendarien, Rolls, Reichsstatuten, königliche Decrete, Parlamentsverhandlungen, Indices und Zusätze zum Domesday-book, außerdem reichhaltige Manuscriptenkataloge mehrer Bibliotheken rc.

Im Laufe dieser Arbeiten erneuerte sich die Commission mehrmals mit immer weiterm Geschäftskreise und erhielt namentlich bei ihrer letzten Constituirung im J. 1831 sehr ausgedehnte Vollmachten. Ihr Auftrag geht jetzt dahin, alle Materialien zu sammeln, die in irgend einer Beziehung über die Geschichte der britischen Inseln, die Entstehung und Fortbildung der Verfassung, die Entwickelung der Gesetzgebung und die ehemaligen Verhältnisse Englands zu auswärtigen Mächten Licht zu verbreiten geeignet sind. Auf dem Verzeichnisse der Commissionsmitglieder lesen wir die Namen eines Brougham, Melbourne, Manners Sutton, Althorp, Leach, Spencer, Hobhouse, Inglis u. A. Vorerst sind es zwei große Quellenwerke, auf welche sich die Thätigkeit dieser Männer und ihrer in zweiter Instanz Beauftragten richtet. Das erste bildet ein Corpus historicum für die innere Geschichte Englands vom Untergange des römischen Westreichs bis auf unsere Tage und soll theils Inedita, theils die schon früher einzeln oder in den Sammlungen von Saville, Camden, Twysden, Gale und Fell, Wharton oder Sparkes herausgegebenen Quellen in berichtigter und vervollständigter Form enthalten. Das zweite Werk bezieht sich auf die auswärtigen Verhältnisse Englands und umfaßt: Friedensschlüsse, Waffenstillstände, Ratificationen, Correspondenzen der Könige und Minister, diplomatische Noten, Huldigungen, Depeschen, geheime Instructionen, Berichte von Spionen und Agenten u. dgl. Anfänglich war nur ein einfacher Wiederabdruck der Rymer'schen „Foedera" beschlossen und man war wirklich von 1816—30 unter der besondern Leitung von Clarke und Holbrooke bis zur Vollendung des dritten Bandes (bis 1377) gediehen; da man sich jedoch mittlerweile von der Fehlerhaftigkeit und Unvollständigkeit des genannten Werkes überzeugt hatte, so erschien der jetzigen Commission nicht nur die Redaction eines Supplementbandes, sondern auch für die Fortsetzung die Abänderung des ganzen Plans nöthig. Die neue Folge soll nun den vollständigen Text der wichtigsten Piecen, die minder wichtigen aber im Auszuge geben, sodaß das Ganze ein vollständiges Corpus diplomaticum von Wilhelm dem Eroberer an bildet, in welchem zugleich untergefügte fortlaufende Noten auf die bezüglichen Geschichtsschreiber hinweisen.

Um der gestellten Aufgabe genügen zu können, ließ die Commission nicht nur detaillirte Anfragen an die Behörden und Privaten Englands, Irlands, der Insel Man und der normannischen Inseln ausgehen, sondern man sah sich auch wesentlich auf die Mithülfe Frankreichs hingewiesen. Darauf führte theils die Rücksicht auf die Normandie, Poitou, Guienne und die übrigen früher von den Engländern besessenen Provinzen, theils die Vermuthung, daß zur Zeit der Reformation viele Urkunden aus den geistlichen Archiven nach Frankreich hinübergeflüchtet und in dortigen Klöstern deponirt worden seien, theils endlich der Umstand, daß viele Stifter des nördlichen Frankreichs in England begütert gewesen waren, oder daselbst Filialniederlassungen gegründet hatten. Daher erließ gegen Ende 1833 der thätige Secretair der Commission, Charles Purton Cooper, nachdem er bereits vorher mit Royer-Collard, Daunou, Champollion-Figeac und andern öffentlich Angestellten in Verbindung getreten war, ein offenes Schreiben an die Archivare und Gelehrten Frankreichs, worin er sie unter Angabe der wesentlichsten Punkte um Unterstützung bat. Überall kam man ihm bereitwillig entgegen und zu Paris, Bordeaux, Caen, Limoges, Nantes, Perigeaux, Poitiers, Rouen, Saintes und Toulouse erboten sich Männer zur Vermittelung der Communication; auch Warnkönig in Gent sagte seine Hülfe zu. Auf erfreuliche Weise sticht diese wissenschaftliche Liberalität gegen

dem engherzigen Patriotismus ab, mit welchem einst der Nationalconvent die Zerstörung aller derjenigen Documente befahl, welche an die Herrschaft der Engländer in Frankreich erinnern konnten, — freilich nicht mit dem gewünschten Erfolge; denn gerade dieser Befehl gab die Veranlassung, daß schon damals mehre auf die Verwaltung der Normandie unter Heinrich VI. bezügliche Actenstücke nach England hinübergeschafft wurden.

In ihrem Hauptbericht von 1837 legt die Commission Rechenschaft ab von ihrer in der That sehr ausgebreiteten Thätigkeit. Als in den Druck gegebene Werke verkündet sie unter andern: „The Pipe Rolls"; „The final Concords"; „The Rolls of the Curia Regis"; „The Chancery Rolls at the Tower"; „Proceedings and Ordinances of the privy Council"; „A general Introduction to Domesday-book." Außerdem zeigen die eingegangenen Specialberichte, welcher unerschöpfliche Reichthum anderer Quellen jeder Art für ein baldiges Erscheinen bereit liegt.

Wir wenden uns zu dem französischen Unternehmen. Guizot erfaßte als Minister des öffentlichen Unterrichts den großartigen Gedanken, Alles, was sich in ganz Frankreich an literarischen Kräften für die vaterländische Geschichtsforschung fände, zu gemeinsamem Streben zu vereinigen und namentlich durch Sammlung und Herausgabe bisher noch nicht veröffentlichter Documente eine längstgewünschte Fortsetzung der schätzbaren Benedictinerwerke zu verwirklichen. Die übrigen Ministerien und beide Kammern ergriffen diese Idee mit Enthusiasmus und es wurde die Ausführung auf Staatskosten beschlossen. Zur Leitung der Geschäfte bildeten sich fünf Ausschüsse, deren Nennung hinreichen wird, um die vielfachen Richtungen zu bezeichnen, in welchen man das historische Gebiet zu durchdringen gedenkt. Sie sind folgende:

1) Comité historique de la langue et littérature françaises;
2) - - des chartes, chroniques et inscriptions;
3) - - des sciences;
4) - - des arts et monuments;
5) - - des sciences politiques et morales.

Die Wirksamkeit dieser Behörden umfaßt das ganze Königreich; aber auch England hat in Erwiderung der von den Franzosen erhaltenen Unterstützung den französischen Gelehrten seine Archive geöffnet. Die Früchte dieser Bemühungen werden niedergelegt in einem großen Sammelwerke unter dem Titel: „Collection des documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Von 1835 an bis jetzt sind hiervon bereits gegen 30 große Quartbände erschienen, jedoch, so viel mir bekannt ist, nur von der ersten Serie des Werkes, welche die politische Geschichte umfaßt. Von der fortgesetzten regen Thätigkeit auch in den übrigen Beziehungen geben indessen die im J. 1838 an den Minister erstatteten Berichte, sowie zwei von dem Comité des arts et monuments ausgegangene Instructionen den erfreulichsten Beweis. Die Herausgabe der Schriften erfolgt in der Reihe, wie die einzelnen Bearbeiter in ihren Arbeiten vorrücken, ohne Rücksicht auf die Chronologie des Inhalts; jede einzelne Schrift bildet ein selbständiges Ganze, das nur durch gleiches Format und den gemeinschaftlichen Haupttitel, aber nicht durch eine Ordnungsnummer seine Stellung zum Gesammtwerke ankündigt.

Die Negotiationen in Beziehung auf die spanische Erbfolge stellte Mignet aus Correspondenzen, Memoiren und diplomatischen Actenstücken zusammen, bis jetzt zwei Bände, angelegt auf sechs. Das Militairische des Successionskriegs ist behandelt in Auszügen aus der Correspondenz des Hofes und der Generale, begonnen vom General de Vault, revidirt und mit einer Einleitung versehen vom General Pelet (bis jetzt drei Bände). Bernier hat zwei Werke besorgt: „Masselin's Tagebuch der französischen Reichsstände zu Tours im J. 1484", lateinischer Text mit Übersetzung, und die „Protokolle des Regentschaftsraths unter Karl VIII. vom August 1484 bis Januar 1485". Über den Zustand von Paris unter Philipp dem Schönen belehren die von Géraud herausgegebenen Originaldocumente, namentlich ein Steuerregister von 1292. Hieran schließen sich die Reglements für die Künste und Handwerke in Paris aus dem 13. Jahrhundert, von Depping. Die sogenannten Olim, oder Verfügungen der Cour du Roi von Ludwig dem Heiligen bis zum Erlöschen des ältern Capetingischen Hauses stellt der Graf Beugnot zusammen; der erschienene erste Band begreift die Zeit von 1254—73. Durch Benutzung englischer Archive ward bis jetzt die Herausgabe zweier Werke möglich: das eine ist die „Chronik der normannischen Herzoge" von Benoit, einem trouvère des 12. Jahrhunderts, besorgt von Francisque Michel (2 Bde.), das andere die von Champollion-Figeac redigirte „Sammlung von Briefen französischer und englischer Könige und Königinnen, von Ludwig VII. bis auf Heinrich IV." (der erste Band reicht bis 1300). An erzählenden Werken haben wir: „Die Chronik des Mönchs von St.-Denys über die Regierung Karl's VI.", lateinischer Text und Übersetzung von Bellaguet, mit einer Einleitung von Barante; ferner: „Die Chronik des Ritters Bertrand du Guesclin" vom trouvère Cuvelier, herausgegeben von Charrière, und eine Geschichte des Albigenserkreuzzugs in provençalischen Versen, mit Übersetzung von Fauriel. Eugen Sue hat aus der Correspondenz des Hrn. von Sourdis, Erzbischofs von Bordeaux und Marinepräsidenten, in drei Bänden eine reiche Zusammenstellung von Actenstücken über die Operationen der französischen Flotten von 1636—42 gegeben und historischen Text und Noten hinzugefügt. Interessante Aufschlüsse über den Zustand Frankreichs im 16. Jahrhundert geben die von Tommaseo gesammelten und übersetzten Berichte der venetianischen Gesandten. Von den „Archives administratives de la ville de Reims" von Pierre Varin ist bis jetzt der erste Band in zwei Abtheilungen erschienen. Ganz neuerdings haben die Presse verlassen zwei Chartularien, nämlich das „Cartulaire de St.-Père de Chartres" und das „Cartulaire de St.-Bertin", herausgegeben von dem durch seine bibliographischen Arbeiten rühmlich bekannten Quérard; Sammlungen von ungemein wichtigem und belehrendem Inhalt und mit gelehrten Einleitungen versehen, von welchen uns neulich öffentliche Blätter berichteten, daß sie von dem gegenwärtigen Minister des Unterrichts, dem sehr verdienten Villemain, im Namen seiner Regierung an verschiedene um die Geschichtsforschung verdiente Gelehrte Deutschlands als Ehrengeschenk übersandt worden seien. Unter den angekündigten, aber noch nicht erschienenen Werken nenne ich Michelet's Sammlung von Urkunden, die sich auf die Katastrophe des Templerordens beziehen. Es ist erfreulich, der hoffentlich baldigen Erledigung einer Frage entgegenzusehen, die bisher theils durch die Mangelhaftigkeit der bekannt gewordenen Quellen, theils durch Parteiinteressen der früheren französischen Regierungen und der römischen Hierarchie, sowie durch freimaurerische und antifreimaurerische Tendenzen so lange in der Schwebe erhalten worden ist. Zwar schien durch die Arbeiten Moldenhawer's und Raynouard's schon genug geleistet, um wenigstens in der Hauptsache ein Urtheil festzustellen; aber noch immer redeten dieselben nicht deutlich genug, um einen Schriftsteller wie Wilken auf die richtige Bahn zu führen, dessen drei Bände starkes Buch bei seiner oberflächlichen Quellenbenutzung und seinen daraus hervorgegangenen schielenden Ansichten schwerlich ein Gewinn für die historische Literatur sein dürfte. Es bleibt für des ausgezeichneten Michelet Arbeit nur zu wünschen übrig, daß es ihm möglich werde, außer den reichhaltigen französischen Archiven, auch die vaticanischen, deren Bedeutung für diesen Gegenstand Raynouard während der französischen Occupation kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in ausgedehnterm Umfange zu benutzen.

Um von der verständigen Ökonomie, mit welcher die auf größere Geschichtspartien bezüglichen Documentensammlungen angelegt werden, eine Vorstellung zu geben, theilen wir folgende Stelle aus Mignet's Vorrede zu den „Négotiations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV." mit:

„Von besonderer Wichtigkeit erschien es mir auf der einen Seite, alle diejenigen Documente, die wesentlich dazu beitragen, unbekannte oder misverstandene Ereignisse in ihrer Vorbereitung, ihrem Verlaufe und ihren Ergebnissen aufzuklären, auf das treueste in ihrer ursprünglichen Form und Vollständigkeit zu geben; auf der andern Seite habe ich es aber auch für statthaft gehalten, Das, was bereits ein fester historischer Besitz geworden ist, zur Ergänzung und Abrundung der erst noch zu gewinnenden Geschichte heranzuziehen. Dieser Gedanke ist's, der mich bei der Durchführung meiner mit mancherlei Schwierigkeiten verbundenen Methode geleitet hat. Ich habe unter den Actenstücken eine Auswahl getroffen; von den wichtigen ist keins ausgelassen, von denen, welche keinen vollständigen Abdruck erheischten, ist ein Auszug gegeben worden. Ich vertheilte sie nach ihrem Gegenstande und gab ihnen, soweit es anging, die Gestalt einer Erzählung, indem ich sie an dem Faden der fortlaufenden Handlung aufreihte. Correspondenzen und andere in Holland, Deutschland und England herausgegebene Werke sind mir für diese merkwürdige Epoche von Nutzen gewesen. Wo irgend eine große Persönlichkeit auf dem Schauplatze der Verhandlungen auftrat, da habe ich sie zu schildern versucht; wo ein Land eine Hauptrolle in der von den Depeschen besprochenen Politik zu spielen begann, da habe ich ein Bild seiner Verfassung und seiner Macht gezeichnet; wo eine Frage Gegenstand diplomatischer Discussion ward, da habe ich die vorhergehenden Zustände erörtert, um auf die Lösung vorzubereiten; wo die Unterhandlungen durch Kriege unterbrochen wurden, da habe ich von diesen einen kurzen Abriß gegeben, um nicht dem Leser durch eine Lücke das Verständniß der Wiederaufnahme zu erschweren. Kurz, ich habe den eigentlichen Actenstücken zugefügt, was nur immer zur Verbindung und Aufhellung derselben geeignet schien. Auf diese Weise wird es mir, ohne etwas Wichtiges auszulassen, ohne etwas Unbekanntes zu verschweigen, möglich sein, meine Documente, die sonst Hunderte von Bänden gefüllt haben würden, in sechs Bänden zusammenzufassen. Diese Methode wird, sofern sie gut befunden wird, überhaupt auf die uns nahe gelegenen Epochen anwendbar sein, deren überreiches Material in seiner verworrenen Masse zu veröffentlichen unmöglich ist. Nach dieser Methode beabsichtigt auch das Departement des Auswärtigen die übrigen Beiträge einzurichten, die es nach der Vollendung des gegenwärtigen zu der großen Sammlung liefern wird."

Welche erfreuliche Aussicht eröffnet sich durch dieses Streben für eine demnächstige Geschichtschreibung Frankreichs und Englands! Dort stellt sich das Unternehmen der Regierung den bereits vorhandenen reichen Privatsammlungen von Duchesne, Pithou und Baluze bis herab auf Buchon, Guizot, Petitot und Michaud ergänzend zur Seite; hier im Lande der Privatassociationen hat es den Wetteifer auf das heilsamste entzündet und seit 1836 theilt sich die English historial Society, seit 1838 auch die Camden Society mit der Record-Commission in das Geschäft der Beschaffung historischen Materials. Möchte es recht bald auch der deutschen Geschichtsforschung so wohl werden! Wie wenig es dem deutschen Lande an Stoff, Kraft und Interesse fehlt, das beweisen außer andern schätzbaren Werken insbesondere die „Monumenta" unsers trefflichen Pertz; aber es scheinen zur Zeit der raschern Förderung eines umfassenden Unternehmens hauptsächlich noch zwei Dinge abzugehen: ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt und Geldmittel. Hoffen wir indessen von der Einsicht und dem der Wissenschaft stets befreundeten Streben unserer Regierungen, daß sie nach dem Beispiele der englischen und französischen auch in dieser Beziehung hülfreiche Hand bieten werden. Erst dann, wenn in freundlicher Gegenseitigkeit und in weiterm Umfange als blos für die nächsten Zwecke des Landeshistoriographen die Archive der einzelnen Staaten sich auch für die weniger entlegenen Zeitperioden öffnen, und wenn zugleich für die Deckung der unvermeidlichen, aus den Privatmitteln deutscher Vereine nicht zu erschwingenden Kosten von Staatswegen gesorgt wird, erst dann wird sich in seiner ganzen Ausdehnung Das leisten lassen, was deutsche Geschichtsfreunde längst ersehnt und mit eigener Aufopferung wenigstens theilweise zu verwirklichen gesucht haben; und daß es dann in einem Maße erreicht werden, das hinter den rühmlichen Erfolgen unserer Nachbarn jenseit des Rheins und des Kanals keineswegs zurückbleibt, dafür bürgt die längst erprobte Tüchtigkeit der vorhandenen Kräfte. 45.

Notizen.

Die unter der Überschrift „Pferde-Bezauberung" in Nr. 210 d. Bl. f. 1841 erwähnte mysteriöse Kunst, Pferde mittels Einhauchens oder sogenannten Einflüsterns zu zähmen, wird von den nordamerikanischen Indianern an Büffelkälbern geübt. So berichtet und bezeugt George Catlin in seinem, der amerikanischen Ausgabe nachgedruckten, höchst interessanten Werke: „Letters and notes on the manners, customs and condition of the north american Indians" (2 Bde., London 1841). Die Sache ist seltsam genug. Nachdem Catlin bemerkt hat, daß die jungen Büffelkälber, wenn man ihnen nahe kommt, zwar schmeißen und beißen, sich jedoch bald beruhigen, fährt er fort: „Oft habe ich, wie man hier zu thun pflegt, die Augen eines solchen Kalbes mit meinen Händen bedeckt und ihm einige Male voll und stark in die Nase gehaucht. Dann bin ich mit meinen Jagdgenossen Meilen weit nach unserm Lager geritten und den ganzen Weg über ist der kleine Gefangene so nahe und anhänglich hinter meinem Pferde hergelaufen, als folge er seiner Mutter. Ich rechne das zu den merkwürdigsten Dingen, die mir in den Gewohnheiten dieses uncultivirten Landes vorgekommen sind. Schon früher hatte ich davon gehört, es aber immer nicht glauben können und mögen. Jetzt verbürge ich die Wahrheit als Augenzeuge. Während meines hiesigen Frühjahrsaufenthalts und bei Gelegenheit der vielen Büffeljagden, auf welche ich die Leute der Pelzhändler-Gesellschaft begleitete, habe ich mehre solche kleine Gefangene einbringen helfen, die fünf und sechs Meilen weit unsern Pferden hart folgten bis in das Fort der Compagnie, ja bis in den Stall, wo wir unsere Pferde einzogen." Catlin gibt weder, noch versucht er eine Erklärung dieser Mysterie. Vielleicht würden Experimente an zahmen Kälbern und ähnlichem Gethier von Nutzen sein. Und wären die civilisirten Kälber so fügsam wie die uncivilisirten — welche Wohlthat für die Fleischerburschen und welche Wohlthat für die Kälber! Sie liefen jenen ungeprügelt zur Schlachtbank nach.

Die englischen Staatsurkunden werden auf Pergamentrollen geschrieben und es gibt da einigermaßen einen Begriff von deren Länge, wenn man erfährt, daß ein einziges Statut, die sogenannte „Land Tax Commissioner's Act" aus dem ersten Regierungsjahre des vierten Georg, ziemlich 900 Fuß, folglich beinahe zweimal mehr mißt als das Innere der St.-Paulskirche. Vor einiger Zeit sollte darin etwas nachgesehen werden und ein starker Mann brachte drei volle Stunden mit dem Aufrollen zu.

Der „Derby Reporter" berichtet, die Bibliothek der Abtei Calwich unweit Ashbourn besitze einen Schatz, um welchen ein König sie beneiden möchte — eine ansehnliche Sammlung Noten von Händel's Composition und eigener Hand. „Der große Tonsetzer", heißt es, „war in Calwich häufiger Gast und eine trefflich klingende, von ihm selbst ausgewählte Orgel, obenauf seine Büste, steht noch heute im dortigen Salon. Hier spielte Händel und es ist vielleicht kein romanhafter Gedanke, daß wir seinem gelegentlichen Aufenthalte an diesem ruhigen Orte, umgeben von den Schönheiten der Natur und im Umgange mit geachteten, ihn bewundernden Freunden, einige seiner erhabensten Tonwerke schulden." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 151. — 31. Mai 1842.

Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Der Verf. theilt aber auch ein sehr wichtiges Gespräch zwischen Karl, Ferdinand und Moritz mit, worin Karl's Absichten gegen die opponirenden Stände hervortreten, Moritz für sie um gütliche Handlung bittet, der Kaiser erklärt, es stehe die Suchung bei jenem Theile und er wolle gern hören, was billig, doch aber schon von Acht redet. Wer etwas bekomme dann, der habe es. Moritz solle bedacht werden und es sei nicht die Meinung des Kaisers, daß Moritz wider Ehre handele. Durch Ferdinand ließ der Kaiser noch Moritz sagen: „daß, im Falle die Religionssachen nicht völlig verglichen würden, Moritz bis zu weiterer Vergleichung, sowie seine Unterthanen, ungefährdet und ohne Sorgen bleiben möge". Später erklärte Ferdinand den böhmischen Ständen:

Wenn Moritz die Acht nicht hätte vollziehen wollen, sondern des Ächters in diesem verschonen, sei der Kaiser Willens gewesen, Andern, die sich gern darum angenommen und vollziehen geholfen haben würden, solches zu gönnen.

Von nun an wurde Philipp mistrauisch gegen Moritz und neigte sich wieder mehr zu Johann Friedrich. Moritz selbst aber, das zeigt der Verf. deutlich, ward von den Kaiserlichen in einem Halbdunkel gehalten, das jedoch sein und Christoph Carlowitz' Scharfblick wohl durchschaute. Moritz lernte auch die Schattenseiten des Kaisers kennen und hat sich das für die Zukunft gemerkt. Wie ernst aber Moritzens noch nach der Achtserklärung allseitig erneuerte Vermittelungsversuche gemeint waren, darüber führt der Verf. triftige Gründe an. Dem Moritz

schien es für die protestantische Angelegenheit selbst klug und sachentsprechend zu sein, mit dem Kaiser in dem Kreise zu unterhandeln, den er sich durch seine Erklärung selbst gezogen hatte, und nicht überzugehen auf Das, was er etwa meine. Jeder Vorwand mußte vernichtet werden, hätte man Karl in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt, sich über die sogenannten Profansachen genau und im Einzelnen auszusprechen.

Die Verbündeten gingen nicht in seine Politik ein, obgleich auch die männliche, eifrig protestantische und antiöstreichische Elisabeth dringend zur Vertragung der Sache rieth, und der Krieg ging vor sich. Moritz zögerte und erwartete des Kaisers Antwort. Seine Stände riethen ihm, die Execution zu vollstrecken, dafern die Sache nicht den Glauben betreffe; man werde bei der Unterhandlung dahinterkommen können, ob des Kaisers Absicht wirklich gegen die evangelische Lehre gerichtet sei. Vielfache Unterhandlungen wurden mit dem drängenden Ferdinand gepflogen. Die nochmals versammelten Stände schrieben an den Kurfürsten, er möge die Lande an Moritz übergeben. Sie konnten und wollten nicht rathen, daß Moritz an dem Kriege gegen den Kaiser Theil nehme; neutral zu bleiben, war aber auch, wegen der vermischten Lage der Länder und der vielen gemeinschaftlichen Besitzthümer kaum möglich, wenn man auch davon absehen wollte, daß, wie Elisabeth schrieb, „das Haus von Östreich große Augen und Maul hatte, was es nur siehet, das will es haben und fressen". Moritz mußte froh sein, wenigstens die Theilung der Kurlande, welche Ferdinand 1546 beantragte, abwenden zu können. Endlich am 19. Oct. 1546 schloß er mit Böhmen ab, „um das Interesse und Wesen des Hauses Sachsen zu erhalten". Am 23. Oct. ward ihm aus dem Lager bei Sundheim die Kur mit Landen und Würden übertragen. Noch immer aber suchte Moritz bei Philipp zu vermitteln und schlug noch am 23. October vor:

Es sollte ein allgemeines Concilium auch von den Protestirenden beschickt werden, mit der Anweisung für die dahin zu sendenden Gelehrten, sich zu vergleichen, so weit es mit Gottes Wort und gutem Gewissen geschehen könne. Wenn aber das Abendmahl, die Rechtfertigung, Winkelmesse, Priesterehe in vollständigem Vergleich nicht erlangt werde, so solle man die Dinge auf ein anderweites Concilium verschieben, einstweilen der eine Theil den andern nicht schimpflich halten und verachten, der unvergleichlichen Artikel wegen; ein beständiger Friede solle im Reiche aufgerichtet werden. Über die Bisthumsgüter wollte der Herzog ebenfalls die Entscheidung des Concils gelten lassen; bei den Klostergütern schlug Moritz, als Grundsatz, die Verwendung derselben zu milden Sachen vor, endlich sollte das Kammergericht bestellt werden, damit am Recht kein Mangel sei; etwa noch hinterstellige Profansachen möchte man der Endschaft zuführen, dann aber beharrliche Hülfe gegen die Türken beschließen.

Bei der Besetzung der Kurlande wendeten sich viele Städte an Moritz, sie zu schützen, weil ihr Herr im Felde. Glücklich schätzte sich, wer in seine und nicht in die böhmischen Hände gerieth. Immer noch rieth Moritz zum Vergleich und im November 1546 schien die Aussicht dazu näher zu stehen. Aber im Januar 1547 schrieb Melanchthon:

Am Hofe zu Wittenberg sei Niemand, vor dem er eine gemäßigte Meinung äußern könne; Alles sei voll des nichtigsten Verdachts, er habe oft zur Mäßigung gerathen, nun werde es zu spät sein, von Ablegung der Waffen und von Mäßigung zu predigen, da der Macedonier aufgehört habe, den Frieden zu vermitteln.

Noch enthielt sich Moritz des kurfürstlichen Titels, obwol er dadurch bei der kaiserlichen Partei zu Mistrauen Anlaß gab und seine Räthe ihn drängten. Aber die Heftigkeit Johann Friedrich's, dessen gegen Moritz und seine Stände geführte Sprache alles Maß überstieg, trieb ihn weiter. Moritz selbst schrieb über des Kurfürsten Auslassungen:

Solch Schreiben habe zwischen fürstlichen Personen kein gut Ansehen, sei auch bei den alten löblichen Vorfahren nicht in Brauch gewesen noch erhört worden, gehöre mehr alten Weibern und Bademägden und dergleichen zu, die das Schwert im Maule führten.

Daß der Verf., wie in dem bisher Erwähnten, so auch in der weitern Schilderung des Krieges zwischen den beiden sächsischen Fürsten und zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser eine Menge neuer und interessanter Einzelheiten aufführt, die er trefflich benutzt und verarbeitet hat, bedarf keiner Versicherung. Und in gleicher Art geschieht es in der weitern Erzählung über die Verwendungen Moritzens für den Landgrafen, über die Vorgänge, welche allmälig Moritz gegen den Kaiser stimmten, endlich zum entschiedenen Auftreten gegen ihn führten und seine fernere Laufbahn bestimmten. Wenn hier die Darstellung verhältnißmäßig etwas gedrängter wird, so findet das wol seinen Grund eben darin, daß dieses welthistorische Handeln des neuen Kurfürsten bereits genauer durchforscht und ausführlicher dargestellt worden ist als die sächsischen Geschichten, die den ersten Grund zu dem Allen legten. Wir machen jedoch auch hier auf die Mittheilungen aufmerksam, welche über die Verhandlungen über das Interim gemacht werden, auf Das, was von der Behandlung Hessens erzählt wird, auf die Unterhandlungen über die Nachfolge Philipp's in Deutschland, die allmäligen Zeichen der Erkältung Moritzens gegen den Kaiser, die magdeburger Sache, die geschickten Vorbereitungen zum Entscheidungszuge, die Güteversuche, die Unterhandlungen mit dem Ausland, wobei überall die Sorglosigkeit des Kaisers nur dadurch erklärt wird, daß er den Deutschen gar nicht so viele Schlauheit zutraute und Alles, was ihn gegen den Kurfürsten vorgebracht wurde, für französische Erfindung hielt. Die Stände rathen vom Kriege ab und sind unwillig auf Hessen, als dessen Ursache. Auch Melanchthon warnte: „Moritz möge bedenken, was es heiße, ein gefaßtes Reich mit Thron und Fürsten in einen Haufen werfen.“ Er hätte bei jedem Andern Recht gehabt; aber nicht bei Moritz, der — der seltenste Fall — Maß und Selbstbeherrschung genug hatte, um eben nicht mehr zu thun als nöthig war. Der rasche und große Erfolg des Krieges machte ihn nicht schwindeln und bereitwillig gab er die Hand zum passauer Vergleiche. Wir begleiten nun den Kurfürsten nach Ungarn und gegen Albrecht von Brandenburg, zum Heldentode, zur Bestattung. Kaum hatte er das zweiunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt, als er fiel, und wie Großes hat er in so kurzer Zeit geleistet!

Es bleibt uns nicht mehr Raum, auch über den zweiten, wie wir schon bemerkten, nicht minder interessanten Theil in gleicher Ausdehnung zu berichten. Die Hälfte desselben nehmen viele wichtige geschichtliche Documente, die als Beilagen gegeben sind, ein. Im Übrigen schildert er die Regierungsthätigkeit des Kurfürsten Moritz nach den Hauptgegenständen seines Wirkens als Landesregent und zwar seine allgemeine Stellung und die staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes zu seiner Zeit und durch ihn, die Regierung des Landes, das Heer- und Kriegswesen, die kirchlichen Verhältnisse, seine Sorge für Wissenschaft und Kunst, das Hofwesen und Fürstenleben. Wie viele lehrreiche und denkwürdige Züge werden hier mitgetheilt, wie gründlich entwickelt, wie anziehend behandelt! Moritz selbst erscheint uns auch hier sorgsam, thätig, wohlwollend, rechtlich, geschickt in Behandlung der Menschen und Umstände, keineswegs herrschsüchtig, mit seinem Lande in jenem vertrauensvollen Verhältniß, was die Bürgschaft des Besten ist. Sehr interessant und dankenswerth ist auch die ausführliche Schilderung der vornehmsten Räthe des Kurfürsten, mit welcher der Verf. seine vortreffliche Darstellung beschließt.

Das Buch ist mit den Brustbildern des Kurfürsten Moritz und Christoph's von Carlowitz zweckmäßig geschmückt. 35.

„Der liebe Gott“, als Beistand des frommen August Hermann Francke, wider den Philosophen Christian Wolf.

Nichts Neues unter der Sonnen. — Alte Komödien, neue Komödianten.

Zinkgref.

„Der liebe Gott“, mit welchem manche Theologen, die begnadeten Frommen und die gottesdienstlichen Gimpel ihr Wesen treiben, darf ja nicht verwechselt werden mit Gott, in welchem wir leben, weben und sind und in dessen Wesen der Genius der Menschheit, die Philosophie, sich vertieft, um zu einer Anschauung der Welt und ihrer ewigen Gesetze zu gelangen. Was „der liebe Gott“ eigentlich will, ist schwer zu sagen; wir wissen nur von ihm, daß er selbst nicht wissen kann, was er will, weil er sich nur nach dem Willen seiner Propheten und nach den Gebeten seiner Frommen zu richten hat, um theils deren Nichtsnutzigkeiten zuzulassen, nach seiner (oder vielmehr ihrer) Weisheit; theils ihre Albernheiten, nach seiner unendlichen Gnade (wie sie sagen), wohl hinauszuführen. Er muß eben Alles auf sich nehmen; es glücke nun oder misrathe dem Gläubigen oder dem Weltkinde. Daher spricht man: „In Gottes Namen fängt alles Unglück an“; und es ist ein uraltes Wort: „Wenn der liebe Gott ein Stück Fleisch beschert, wills der Teufel (so gut wie der Fromme) braten auf seinem Herd, um es nach seinem Geschmacke zuzurichten.“ *)

Folgendes Histörchen mag uns zeigen, wie es „der liebe Gott“ oft gar seltsam anfangen und wie er sich oft selbst im Lichte stehen muß, wenn er's einem Begnadeten recht machen soll. Im J. 1721 fand sich die theologische Facultät zu Halle hart beängstigt und im Gewerbe bedrängt durch die Lehre Chri-

*) Körte, „Die Sprüchwörter der Deutschen“ (Leipzig, 1837), Nr. [illegible] u. [illegible].

stian Wolf's, des damaligen Prof. der Mathematik und Philosophie. Nach vielen vergeblichen Controversen herüber und hinüber, wandte sich die Facultät 1723 unmittelbar an König Friedrich Wilhelm I. und bat um eine gelehrte Commission zur Entscheidung der Frage: Ob die Wolf'sche Lehre von Gott und Welt auf der königlich preussischen Universität Halle zulässig erachtet werden könne? Man wünschte eine Entscheidung, und zwar nur blos „zu gütlicher Beilegung und gutem Verständniß". Für die Facultät stritt besonders eifrig der streng-orthodoxe Dr. und Prof. der Theologie, Joachim Lange.

Wem aber die Wolf'sche Philosophie, als ein „Werk der Finsterniß", tiefer und schmerzlicher in die Seele schnitt, das war der Prof. der Theologie und Pastor zu Glaucha bei Halle, Aug. Herm. Franke, welcher damals eben sein großes, wundergleiches Werk, das hallesche Waisenhaus, vollendet hatte. Dieser Ehrenmann hatte nicht allein die Beweise von den gottlosen Lehren des Philosophen in Händen, in einem von einem Zuhörer Wolf's nachgeschriebenen Collegienhefte; sondern er hatte wirklich an Wolf'schen Zuhörern schon eine „greuliche Verschlimmerung der Gemüther" wahrgenommen, ja sogar auch, daß „die entsetzliche Wolf'sche Verführung bereits in seine waisenhausischen Anstalten eingedrungen sei". In dem trostlosen Bewußtsein, daß weder sein eigenes noch der Facultät theologisches Licht hinreichen werde, die Finsterniß der Wolf'schen Irrlehre zu bewältigen, schauderte ihm vor der „gelehrten" Commission, welche über die Zulässigkeit jener Philosophie entscheiden sollte. Die Angst seiner Seele stieg aufs höchste; nirgend sah er Hülfe; da warf er sich auf die Knie nieder und betete heiß zum „lieben Gott": sein Waisenhaus, die Facultät und die frommen Christen allzumal von dieser „Calamität" zu erlösen. „Der liebe Gott" erhörte sein Flehen, und, ebenfalls vollkommen überzeugt von der Unzulänglichkeit des theologischen Lichts seines Clienten und der theologischen Facultät, sowie von der Bedenklichkeit einer Entscheidung durch eine „gelehrte" Commission, bediente er sich wirksamerer Instrumente, um Franke's heißes Gebet aufs herrlichste hinauszuführen. Er wählte nicht etwa würdige Theologen, sondern zwei wackere Degen: den königlich preußischen General der Reiterei Dubislav Gneomar v. Natzmer und den Generalmajor Curt Hildebrand Freiherrn v. Löben; Beide waren „sehr gottesdienstliche" Männer, aller Philosophie durchaus unzugänglich, aber beim Könige wohlgelitten. Diese wurden zu Halle eiligst, wenn auch nicht gründlich, doch aber mündlich belehrt über die greuliche Calamität und erschienen nun plötzlich, früher als die gelehrte Commission, vor König Friedrich Wilhelm I., welcher ein nicht weniger streng-gottesdienstlicher Herr und dabei jähzornig war. Es gelang den beiden Degen nicht, den gottseligen König auf dem biblischen und religiösen Wege von dem Greuel der Wolf'schen Philosophie zu überzeugen; als sie nun aber dem Monarchen vortrugen: eine Hauptlehre Wolf's sei, daß Alles aus einem „längst vorherbestimmten, zureichenden Grunde" geschehe, und daß, auf diesen „zureichenden Grund" hin, die **Desertion in dem zu Halle garnisonirenden Infanterieregimente überhand zu nehmen drohe**, da leuchtete dem Könige das Staatsgefährliche der Wolf'schen Lehre so furchtbar ein und er gerieth dermaßen darüber in Zorn, daß er sofort eine Cabinetsordre (vom 8. Nov. 1723) nach Halle ausfertigen ließ: daß der Professor Christian Wolf „nicht nur seines Amts entsetzet, sondern auch befehliget worden, Halle und alle königliche Lande innerhalb 48 Stunden, bei **Strafe des Stranges**, zu verlassen".

Als dieser königliche Befehl der theologischen Facultät zu Halle insinuirt wurde, erschraken sämmtliche Mitglieder derselben aufs heftigste und namentlich Dr. Joachim Lange, seinen eigenen Worten nach, „dermaßen, daß ihm darüber auf drei Tage der Schlaf und der Appetit zum Essen und Trinken vergangen"; denn der Befehl war um so grausamer, als eben damals ein furchtbar strenger Winter herrschte und die Frau Prof. Wolf hochschwanger war.

Einen ganz unvergleichlichen Eindruck machte die königliche Cabinetsordre auf den frommen Heros Aug. Herm. Franke. Dieser sah dieselbe keineswegs für eine unglückliche Frucht des absichtlich bewirkten königlichen Jähzorns an, sondern betrachtete sie vielmehr nur „als eine Erhörung seines heißen Gebets". Nach seinen eigenen Worten, „sah er mit großer Bewegung und zum Lobe Gottes die Stelle an, wo er auf seinen Knien Gott um Erlösung aus dieser großen Macht der Finsterniß angerufen. Er werde es lebenslang als eine Erfahrung behalten, daß Gott Gebet erhöre, wenn vor Menschenaugen keine Hülfe zu hoffen sei. Das habe ihn noch niemals angefochten, daß sie Wolf zu viel gethan hätten, aber bei desselben Zunöthigungen und Verführungen habe er oft gedacht, **daß sie zu wenig thäten!** Gott habe geholfen, sonst würden sie von der Calamität nicht erlöst worden sein."

In seiner gottseligen Freudigkeit predigte dann dieser allgepriesene christliche Menschenfreund am nächsten Sonntage über den evangelischen Text, welcher das „Wehe!" ausruft über die zur Winterszeit auf der Flucht begriffenen Schwangern und Säugenden. Andächtige Zuhörer erzählten, wie der fromme Mund nicht undeutlich auf die eben damals auf der Flucht begriffene hochschwangere Frau des verbannten Philosophen hingedeutet habe.*)

Es könnte gar wohl eine sehr ergiebige Preisfrage abgeben:

a) Welche Partie hätte wol „der liebe Gott" ergriffen, wenn auch Christian Wolf, der Professor der Philosophie, sich vor ihm auf die Knie geworfen und gleich indrünstig um Schutz für seine Lehre und für die Wissenschaft gefleht hätte?
b) Würde dann „der liebe Gott" dennoch den Pastor Franke, vielleicht seines Waisenhauses wegen, so auffallend protegirt, und den Philosophen Wolf, Angesichts der Wissenschaft, so hart verfolgt haben? Oder
c) Würde wol nicht vielmehr „der liebe Gott" dann lieber das große Dementi vermieden haben, welches er sich etwa acht oder zehn Jahr später gab, da er es zulassen mußte, daß Friedrich der Große den Wolf zum königlichen geheimen Rath und zum Kanzler der Universität Halle machte, ja sogar der Kurfürst von Baiern ihn, während des Reichsvicariats, in den Freiherrenstand erhob?

Sei dem wie ihm wolle: August Hermann Franke freute sich des Siegs über den Philosophen bis an sein seliges Ende (er starb am 8. Juni 1727), dankte, lobte und preiste „den lieben Gott", der sein Gebet so überschwänglich erhört und den „entsetzlichen" Philosophen im härtesten Winter zur schimpflichen Flucht gezwungen und mit dem Strange bedroht hatte!

Dieses Histörchen kann die Philosophen belehren, daß sie in ihrem Kämpfen für Wissenschaft, Freiheit, Verstand, Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit nicht allzu sehr auf ihr gutes Licht und Recht pochen dürfen, sondern auch fein diplomatisiren, d. h. zuweilen auch „dem lieben Gott" der Gläubigen, so gut wie dem Teufel derselben, eine Kerze aufstecken müssen. Übrigens ist es ein gar seltener Fall, daß „der liebe Gott" es zulassen muß, daß aus einem von der theologischen Facultät verbannten Philosophen späterhin ein königlicher geheimer Rath, Kanzler und Reichsfreiherr gemacht werde.

Wilhelm Körte.

Bibliographie.

Achenbach, H., Gedichte. Gr. 12. Düsseldorf, Stahl. 25 Ngr.

Azeglio, M. d', Niccolo de' Lapi oder die Palleschi und die Piagnoni. Nach dem italienischen Originale bearbeitet von K. v. Langenn. 4 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Bischof, C. H. E., über das Verhältniß der Medicin zur Chirurgie und die Dreiheit im heilenden Stande zur Ver-

*) Gottsched's „Historische Lobschrift des Herrn Christian Freiherrn v. Wolf"; Büsching's „Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen" (I.).

ziehung jeder betreffenden Staats-Anordnung. Gr. 8. Bonn, Marcus. 15 Ngr.

Budde, J. F., über Rechtlosigkeit, Ehrlosigkeit und Echtlosigkeit. Eine Abhandlung aus dem deutschen Rechte. Gr. 8. Bonn, Marcus. 25 Ngr.

Chevalier, Pitre, Manuela Avila. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 13¾ Ngr.

Christern, Theater. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Die Literaten. Drama in 3 Aufzügen. Fortune. Lustspiel in 3 Aufzügen. Hamburg, Schuberth u. Comp. 15 Ngr.

Encke, J. F., Über die Bestimmung der Entfernungen im Weltgebäude. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 26. Februar 1842 gehalten. Gr. 8. Berlin, Besser. 5 Ngr.

Enk, M., über Bildung und Selbstbildung. Gr. 12. Wien, Gerold. 20 Ngr.

Fein, E., Das Recht der Collation. Dargestellt nach den Grundsätzen des römischen Rechts. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 2 Thlr.

Göbel, Fr., Über den Einfluss der Chemie auf die Ermittelung der Völker der Vorzeit oder Resultate der chemischen Untersuchung metallischer Alterthümer, insbesondere der in den Ostseegouvernements vorkommenden, Behufs der Ermittelung der Völker, von welchen sie abstammen. Gr. 8. Erlangen, Enke. 7½ Ngr.

Gutzkow, K., Vermischte Schriften. 1ster, 2ter Band. — Auch u. d. T.: I. Öffentliches Leben in Deutschland. 1838—1842. II. Vermittelungen, Kritiken und Charakteristiken. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Hebenstreit, W., Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Ästhetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. 2te bis 4te Lief. Gr. 8. (Bildlich — Kirchenmelodien.) Wien, Gerold. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hermann. Eine Novelle von E. H. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. H. Ungewitter. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hudtwalcker, M. H., Sendschreiben an einen auswärtigen Freund über den in Hamburg bevorstehenden Neubau der Strafgefängnisse. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 10 Ngr.

Hüllmann, K. D., Geschichte des Ursprungs der Deutschen Fürstenwürde. Gr. 8. Bonn, Marcus. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jacob, P., Die Gräfin von Choiseul-Praslin. Eine wahre Begebenheit aus der Zeit Ludwig's XV. Aus dem Französischen von Emilie Wille. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Katalog der Commerz-Bibliothek in Hamburg. Gr. 4. Hamburg 1841. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Lebensgesetz, die Formen, und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 20 Ngr.

Leman, C. K., über Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens in den Preussischen Gerichten. Gr. 8. Berlin, Schröder. 10 Ngr.

Leupoldt, J. M., Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten. 8. Erlangen, Enke. 25 Ngr.

Mailáth, J., Mnemonik, oder Kunst, das Gedächtniß nach Regeln zu stärken und dessen Kraft außerordentlich zu erhöhen. Mit 2 lith. Tafeln, welche den Mnemonischen Zahlentypus und die Mnemonischen Buchstaben bildlich darstellen. 8. Wien, Mörschner. 1 Thlr. 5 Ngr.

Maret, H., Der Pantheismus in den modernen Gesellschaften. Ein Versuch. 2te Auflage. Mit einer Vorrede und einigen Bemerkungen deutsch gegeben von J. Widmer. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Meyern's, W. F., hinterlassene kleine Schriften. Herausgegeben mit Vorwort und Biographie Meyern's von E. Freih. v. Feuchtersleben. 3 Bände. Mit Facsimile. Wien, Klang. 2 Thlr.

Das [illegible] Mönchlein, ein Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts, zum ersten Male herausgegeben und mit einer Übertragung in's Niederdeutsche begleitet. Kl. 4. Schaffhausen, Hurter. 10 Ngr.

Mosen, J., Der Congreß von Verona. Ein Roman. 2 Bände. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 4 Thlr.

Moth, F. X., über die Theorie des Lichtes. Nach dem lithographirten Memoire des Freih. A. L. Cauchy frei bearbeitet. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Neigebaur, J. F., Handbuch für Reisende in Frankreich. 8. Leipzig, Volckmar. 2 Thlr.

Drei Novellen von zwei Freunden. Von dem Verfasser der Novelle: Der Magister und das Zigeunermädchen. Aus dem Dänischen. Die Hagestolzen. Neuendorf. Der alte Hauslehrer. 12. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1 Thlr.

Näscheler, D., Geschichte des Schweizerlandes. 1ster Band. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 1 Thlr. 25 Ngr.

Plinius, d. Jüngste, Naturgeschichte des deutschen Studenten. Mit Federzeichnungen von Johann Gottfried Ippelius. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quillinan, E., Liebe und Krieg, oder: die Romantik des Soldatenlebens. Aus dem Englischen übersetzt von Amalie Winter. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Remethágy, J. v., Feldblumen. Mit 16 Vignetten. Gr. 8. Wien, Klang. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Richter, J., Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie. Gr. 8. Berlin, Schröder. 15 Ngr.

Satori, J., Wahre Liebe scheut kein Opfer. Eine Erzählung aus der neuern Zeit. 2 Bände. 8. Danzig, Gerhard. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schanza, F. S., Thalblumen. Gedichte. 2 Bändchen. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Schultz, C. H., Über die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur. Nach physiologischen Untersuchungen in praktischer Anwendung dargestellt. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Die Schweiz im Jahr 1842. Gr. 8. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 18¾ Ngr.

Sophokles' Antigone. Neue, metrische Übersetzung. Gr. 8. Berlin, Schröder. 10 Ngr.

Storch, L., Wanderbuch durch den Thüringerwald. Für Bewohner und Besucher desselben. 8. Ilmenau, Michel. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, V. R., Zwölf Gesänge. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1841. 1 Thlr.

Tanner, K. R., Heimathliche Bilder und Lieder. 4te vermehrte Auflage. 8. Aarau, Sauerländer. 17½ Ngr.

Tarnow, Fanny, Heinrich von England und seine Söhne. Eine alte Sage, neu erzählt. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Volney, Graf C. F., Die Ruinen, oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche, und das natürliche Gesetz. Aus dem Französischen von A. Kühn. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 22½ Ngr.

Der Wassermann. Ein Volksmährchen aus dem zwölften Jahrhundert. 8. Wien, Doll. 25 Ngr.

Wiese, L., Sagen- und Mährchenwald im Blüthenschmuck. 2ter Theil. Gr. 12. Barmen, Langewiesche. 1 Thlr.

Wilhelmi, K., Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland, oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus. Vorzüglich nach altscandinavischen Quellenschriften für gebildete Leser. Mit 1 Karte. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, J. F. A., Historische Entwickelung der göttlichen Offenbarung in ihren Hauptmomenten speculativ betrachtet und dargestellt. Gr. 8. Nördlingen, Beck. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinr. Wuttke. Leipzig, Weidmann. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Biographien bedeutender Männer sind immer interessant; daß sie es sind, beweist die Aufmerksamkeit, welche jeder nur einigermaßen wichtigen Erscheinung dieser Art entgegenkommt. Biographien von Philosophen aber bieten verhältnißmäßig gewöhnlich das wenigste Interesse dar. Die wesentliche Aufgabe des Philosophen liegt Dem, was das Individuum in sociale und politische Verwickelungen hineinzieht und durch merkwürdige Wechsel der äußern Lebenslage die Theilnahme des Betrachtenden anregt, zu fern, die eigentliche innere Thätigkeit des Denkers entzieht sich fremder Beobachtung zu sehr, als daß die Lebensbeschreibungen der Philosophen vorzugsweise die biographische Kunst sollten anlocken können. Zwischen der Bedeutung, dem Umfange und der Tiefe des Systems, welches ein Philosoph fand oder erfand, und den Verhältnissen seines äußern Lebens kann möglicherweise eine so große Distanz bestehen, daß die letztern oft nur ganz unbestimmte Anknüpfungspunkte für die geistige Richtung des Mannes darbieten, die eigentliche Genesis seines Gedankenkreises sich aber jeder genauern, ins Einzelne gehenden historischen Nachweisung entzieht. Es muß daher schon ein besonderes Interesse an der Philosophie überhaupt oder an bestimmten Richtungen derselben vorhanden sein, wenn man dem Leben ihrer Träger und Repräsentanten eine genauere Aufmerksamkeit schenken soll. Von diesem Gesichtspunkte aus, den man wol im Allgemeinen bei jedem Leser dieser Schrift voraussetzen darf, kann aber der Herausgeber dieser früher zwar schon benutzten, aber bis jetzt noch nicht im Original veröffentlichten Biographie Chr. Wolff's gewiß auf Anerkennung rechnen, vorzüglich da Wolff's Leben einige Partien enthält, die zugleich auf das Zeitalter, in welchem er lebte, ein besonderes Licht werfen; daher denn dieses Buch als ein Beitrag ebenso zur Charakteristik jenes Zeitalters als der Individualität Wolff's betrachtet werden kann.

Die Quelle, aus welcher der Herausgeber, der sich durch die Entdeckung eines nicht ungeschickt angelegten literarischen Betrugs schon früher vortheilhaft bekannt gemacht hat, schöpfte, ist ein Autographon Wolff's, welches sich seit 1760 in der Milich'schen Bibliothek zu Görlitz befindet. Wolff hatte diese Selbstbiographie 1743, also 11 Jahre vor seinem Tode, auf Bitten des Gymnasialrectors zu Görlitz, Fr. Ch. Baumeister, entworfen, der für die Umarbeitung einer 1739 von ihm anonym herausgegebenen Biographie Wolff's diesen um die Mittheilung zuverlässiger Materialien ersuchte. Baumeister ließ aus verschiedenen Gründen die Handschrift Wolff's unbenutzt; erst nach Wolff's Tode benutzte sie Gottsched zu seiner „Historischen Lobschrift des weiland ... Herrn Chr. d. h. R. R. Freiherrn von Wolff" u. s. w. (1755), und später kam sie durch den Bürgermeister Gehler in Görlitz, welchem sie Wolff ursprünglich zugeschickt hatte, in den Besitz der genannten Bibliothek. Diese Selbstbiographie, die hier S. 109—201 mit Weglassung des letzten bibliographischen Abschnitts abgedruckt ist, gibt nicht nur einen ziemlich ausführlichen Abriß der Bildungsgeschichte und äußern Schicksale Wolff's, sondern, rasch und kunstlos hingeworfen, wie sie ist, ist sie auch für die Art bezeichnend, wie Wolff selbst sich, seine Studien, seine Bücher, seine Verdienste u. s. w. betrachtete. Im Allgemeinen trägt sie in allen diesen Beziehungen ein Gepräge, welches zu Wolff's übrigem Wesen recht gut paßt, und bekommt dadurch auch da, wo sich ein behagliches Selbstgefühl über die Wichtigkeit seiner Leistungen ziemlich stark ausspricht, den Charakter einer harmlosen hausbackenen Ehrlichkeit. Der Biographie selbst hat aber der Herausgeber S. 1—106 über manche einzelne Punkte noch specielle Erläuterungen vorausgeschickt, welche dieses Buch

zu einer wesentlichen Ergänzung der übrigen Biographien Wolff's machen. Möglich wurde ihm dies namentlich durch die Benutzung einer Sammlung von Briefen, die Wolff in den Jahren 1738—48 mit dem Grafen E. Chr. von Manteuffel gewechselt hat. Dieser (geb. am 2. Aug. 1676), der Sohn eines pommerschen Edelmanns, der in den Jahren 1716—30 die Würde eines sächsischen Geheimen Cabinetsministers bekleidet und als solcher die auswärtigen Angelegenheiten und die Regierung Polens geleitet hatte, lebte, von den Staatsgeschäften zurückgezogen, erst in Pommern auf seinen Gütern, dann in Berlin, wo er auf Wolff's Zurückberufung nach Halle großen Einfluß hatte, endlich, nach Wolff's Rückkehr nach Halle in Leipzig, wo er 1749 starb. Der reichhaltige Briefwechsel beider Männer, den die Universitätsbibliothek zu Leipzig besitzt, ist hier zum erstenmal benutzt, und aus ihnen hat der Verf. genauere Nachrichten über die jener Rückkehr vorausgegangenen Verhandlungen mittheilen können als die bisherigen Biographen Wolff's.

In Beziehung auf die frühere Jugendbildung Wolff's geht sowol aus der Selbstbiographie als aus den Erläuterungen des Herausgebers hervor, daß dessen Aufmerksamkeit auf die Philosophie schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Breslau geweckt wurde; sodaß Die, welche ihren sogenannten Humanismus zu Liebe sich auf die gute alte Zeit berufen, an Wolff's Beispiel so wenig wie an dem vieler anderer bedeutender Männer eine Stütze finden würden. Wolff selbst sagt darüber Folgendes:

Gryphius (der Rector des Gymnasiums) war ein Feind von der Philosophie und suchte dieselbe aus dem Aristophane lächerlich zu machen, insonderheit auch von der Algebra, daher dorffte ich es nicht mercken lassen, daß ich mich in jener fleißig übte und zu dieser eine große Lust hatte, weil ich gehöret, es sollte eine Kunst seyn, verborgene Wahrheiten zu erfinden und daher vermeinte, ich würde von dieser arte inveniendi speciali regulas generales abstrahiren können, als worauf ich schon in meinen Schuljahren verfiel ... Hingegen Herr Pohle und der Inspector Herr Neumann machten mir Lust zu Cartesii Philosophie und der Mathematick und Algebra immer mehr. Da Hr. Neumann als Professor Theologiae in beiden Gymnasiis über das Symbolum apostolicum commentirte, auch in seinen Predigten sehr dogmatisirte, so habe ich sehr vieles von ihm gelernet, indem ich jederzeit was ich in der Theologie von ihm gehöret, auch in der Philosophie nachzuahmen suchte, indem er die Fehler der scholastischen Philosophie und die daher rührenden Mängel in der Theologie anzuzeigen pflegt. ... Ob ich gleich die scholastische Philosophie studirte, so that sie mir doch nicht Genüge, und ich hielt weniger von den Scholasticis als jetzund, hatte aber ein großes Verlangen, Cartesii Philosophie zu erlernen und Tschirnhausens Medicinam mentis zu lesen. ... Carbonis Summa Theologiae Thomae Aquinatis las ich deswegen, damit ich die katholische Theologie recht erlernen wollte, wie ich denn auch der Katholiken Predigten fleißig besuchte und ihren Kirchenfesten beiwohnte, ... weil ich ihre Religion recht wollte kennen lernen, nicht aus dem, was ihre Gegner sagten. (S. 114—117.)

Nämlich die confessionellen Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten waren damals in Breslau so tief in das Leben eingedrungen, daß sie selbst die Schüler der protestantischen Gymnasien berührten, die mit den katholischen Studenten sich wacker herumdisputirten. Wolff's philosophische und mathematische Studien hatten deshalb zunächst eine ziemlich einseitige Beziehung auf die Theologie.

Weil ich — sagt er — unter den Catholicken lebte und den Eifer der Lutheraner und Catholicken gegen einander gleich von meiner ersten Kindheit an wahrnahm, dabey merckte, daß ein ieder Recht zu haben vermeinte, so lag mir immer im Sinne, ob es denn nicht möglich sey, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch leide. Wie ich nun nach diesem hörete, daß die Mathematici ihre Sachen so gewiß erwiessen, daß ein ieder dieselben vor wahr erkennen müsse, so war ich begierig die Mathematik methodi gratia zu erlernen, um mich zu befleissigen, die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen u. s. w. (S. 120.)

Diese einseitige Rücksicht auf dogmatische Streitfragen trat aber nach und nach, schon während er in Jena studirte, zurück. Besondern Einfluß hatte in dieser Hinsicht auf ihn Tschirnhausen's „Medicina mentis", ein für die damalige Zeit wirklich ausgezeichnetes Buch, welches er in Jena besser verstehen lernte, als „da er noch nichts von Mathematik und nichts rechtes von der Physik wußte". Über die Anregungen, die er diesem Buche verdankte, äußert er sich sehr ausführlich, erzählt auch, wie ihn Tschirnhausen auf die damals erscheinende mathematische Literatur aufmerksam gemacht habe. Nach Tschirnhausen's Tod erkundigte sich Wolff, ob sich unter dessen Papieren nicht Materialien zum zweiten Theile der „Medicina mentis" fänden; Tschirnhausen hatte aber Alles verbrannt, wie Spinoza; wobei, setzt Wolff hinzu,

ich mich erinnere, daß er mir von Spinosa sagte, er habe keinesweges Gott und die Natur mit einander confundiret, wie man ihm insgemein imputirte, sondern Gott multo significantius, als Cartesius definiret.

Überhaupt sieht man aus Wolff's Angaben über seine Studien, daß er dieselben über die ganze philosophische, mathematische, physikalische und theologische Literatur jener Zeit ausbreitete und seine eigene Denkart so ziemlich nach dem Durchschnitte der damals herrschenden Lehren bestimmte, ohne daß Das, was die Leibnitz'sche Philosophie wesentlich charakterisirt, dabei besonders hervorgetreten wäre. Daher er auch mit der schon bei seinem Leben gewöhnlich gewordenen Bezeichnung der Leibnitz-Wolff'schen Philosophie sehr wenig zufrieden war. In die erste Berührung mit Leibnitz kam Wolff durch seine Habilitationsschrift: „De philosophia practica universali", die damals Mencke in Leipzig censirte.

Weil er (Mencke) nun sahe, daß dieselbe methodo mathematica geschrieben hatte, ich auch nicht bei der alten Leyer verblieb, sondern weiter zu gehen suchte .., so schickte er dieselbe ohne mein Wissen an den Herrn von Leibnitz, um sein Urtheil von mir zu vernehmen, welches aber so geneigt ausfiel, daß ich schamroth wurde, als er mir dasselbe aus der Antwort vorlas und zugleich einen Brief von dem Herrn v. Leibnitz überreichte. (S. 134.)

Kurz darauf machte ihn Leibnitz auf seine prästabilirte Harmonie aufmerksam, und in der Vorrede zu den „Vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes" (1710) sagt Wolff, daß ihm „des Hrn. v. Leibnitz sinnreiche Gedanken von der Erkenntniß der Wahrheit und den Begriffen in den leipziger ‚Actis' unverhofft ein großes Licht gegeben". Wo er jedoch in der vorliegenden Biographie erzählt, was und wie er in Leipzig lehrte, setzt er hinzu:

In Metaphysicis, Moralibus und Politicis fragte ich nicht viel nach Büchern, sondern ich machte vor mich in jeder Disciplin einen Aufsatz. Und aus diesen MSC. habe ich nach diesem meine deutsche Schriften als einen Auszug gemacht. Dazumahl war noch an keine philosophiam Leibnitianam gedacht, denn es war mir nichts weiter, als des Hrn. von Leibnitz Schediasma de notione substantiae und de veritate et notionibus bekannt, und was in den Leipziger Actis und bey dem Bayle in dem Dictionaire von der Harmonia praestabilita zu finden war. Als aber, wie ich die deutsche Metaphysik schrieb, Leibnitzens Theodicee herauskam, in gleichen seine Streitschriften mit dem Clarcke, so habe ich hernach in der Ontologie und Cosmologie und in der Psychologia rationali einige Begriffe von ihm angenommen. Und dieses hat nach dem Anlaß gegeben, daß, da Hr. Bülffinger meine Metaphysik philosophiam Leibnitio-Wolfianam genannt, man überhaupt meine Philosophie Leibnitio-Wolfianam geheissen. Der Hr. v. Leibnitz wollte haben, daß ich ... mich allein auf die höhere Geometrie legen und seinen calculum differentialem excoliren sollte: allein ich hatte mehr Lust, die Philosophie .. in bessern Stand zu bringen. Daher ich mit ihm in dessen Philosophicis nicht correspondiren mochte, wie er deswegen auch an den Remond in Franckreich geschrieben: ich könnte von seinen sentiments nichts wissen, als was er drucken lassen, so er selbst vor etwas weniges ansahe. (S. 140 fg.)

Ebenso schreibt er den 11. Mai 1746 an den Grafen v. Manteuffel, daß

sich Leibnitz's System erst da anfange, wo seines (Wolff's) aufhöre. Die Confusion aber hat Hr. Bülffinger gemacht, welcher zuerst mit der Philosophia Leibnitio-Wolfiana aufgezogen kommen. Und also könnte man auch noch wohl jetzt sagen, daß die Monades Leibnitianae, darauf sein eigentliches systema gebauet ist, ein Räthel sind, so .. ich nicht auflösen mag, ob ich wohl könnte, weil ich es zu meinem Vorhaben nicht brauche, ich auch diese Sache in ihrem Werth und Unwerth beruhen lasse. (S. 82 fg.)

Nun ist es zwar richtig, daß man Wolff namentlich in der letzten Zeit seines Lebens von einer gewaltigen Eitelkeit nicht freisprechen kann — erklärte er doch, als er in Halle nach seiner Rückkehr nicht viel Zuhörer mehr hatte, er wolle als „Professor generis humani“ durch Schriften nun um so mehr Nutzen stiften —; aber man braucht sich nicht auf seine Eitelkeit zu berufen, um seine Protestation gegen den Ausdruck Leibnitz-Wolff'sche Philosophie, wenn auch keineswegs in seinem eigenen Sinne, nicht unrichtig zu finden. Die Monadologie, das eigentliche Centrum der Leibnitz'schen Speculation, ließ er, „weil er sie zu seinem Vorhaben nicht brauchte“, auf sich beruhen; und sowie er in der praktischen Philosophie eigentlich von Leibnitz ganz unabhängig verfuhr, so errichtete er auch die weitläufigen Gebäude seiner Logik, seiner Ontologia, Cosmologia, seiner Psychologia empirica und rationalis u. s. w. aus einem Baumaterial, welches er wirklich größtentheils nicht nöthig hatte von Leibnitz zu entlehnen. Freilich ließ er sich schwerlich einfallen, in welchem Sinne der Ausspruch: Leibnitz' Philosophie fange da an, wo seine aufhöre, Zustimmung verdiene. Während nämlich die fragmentarisch ausgestreuten Gedanken Leibnitz' von einem tiefen speculativen Bedürfniß Zeugniß ablegen, welches sich von dem gewohnten Formalismus der Schulphilosophie durchaus unbefriedigt fand, bewegte sich Wolff Zeit seines Lebens mit einer nur selten wiedererreichten Behaglichkeit auf der Oberfläche der Erscheinungen, auf welcher er mit unermüdlichem Fleiße die Ährenlese seiner tausend und abertausend Nominaldefinitionen hielt, die er dann, säuberlich ausgehülst, methodo scientifica, wie ers nannte, in seinem systematischen Fachwerk deponirte. Leibnitz hatte sich wirklich zum größten Theile losgemacht von der gedankenlosen Voraussetzung der Scholastik, mit dem Worte und der Erklärung des Wortes habe man auch die Sache; sein Streben war Erweiterung, Umgestaltung des wissenschaftlichen Gedankenkreises; Wolff dagegen ist in seiner ganzen Breite und langweiligen, weil nur scheinbaren Gründlichkeit gerade der wahre Repräsentant dieses von Alters her überlieferten Wortwissens, durch dessen formale Anordnung und Zergliederung er seinem Zeitalter imponirte. So fängt nicht etwa nur Leibnitz', sondern, wir möchten sagen, alle Philosophie da an, wo Wolff's Philosophie aufhört; nämlich da, wo der Geist der Untersuchung mit der äußerlichen Anordnung eines wenn auch noch so reichen Stoffes und mit den Worterklärungen Dessen, was in dem aufgestellten Fachwerk untergebracht ist, sich nicht mehr begnügt. Ein bloßer Nachtreter Leibnitz' war Wolff keineswegs; sein System, als Lehrgebäude betrachtet, ist nicht nur viel reicher, als Leibnitz' fragmentarische Gedankenblitze, sondern als Ganzes auch viel besser geordnet als irgend eines der frühern; dennoch war Wolff ganz und gar nur ein verarbeitender Kopf und als solcher verarbeitete er gelegentlich auch von Leibnitz' Gedanken so viel, als er „gerade zu seinem Vorhaben brauchte“.

(Der Beschluß folgt.)

Gebete im Geiste der katholischen Kirche — mit hoher Genehmigung — vom Pfarrer Fr. Grünmeyer, ausgeführt nach Zeichnungen von Frau H. Stilke und C. Scheuren. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1841.

Die Kunst erscheint nie erhabener und ihrer Bestimmung würdiger, als wenn sie im Dienste der Religion steht; denn die Schönheit — der Vorwurf aller wahren Kunst — ist ja nur die Vermittlung zwischen der idealen Wahrheit und dem Bereiche des sinnlich Wahrnehmbaren. In diesem Streben hat sie im classischen Alterthume von Hellas und Latium dem mythischen Volksglauben, den kindlichen Ahndungen naturbelebender Gotteskraft gedient und die Naturreligion wenigstens zum Dienste der Schönheit und der sinnlichen Wahrheit erhoben; im Christenthume dagegen hat sie sich nicht nur des ihm innewohnenden historischen Elements bemächtigt und dasselbe zu immer erneuter Anschauung gebracht, sondern auch die erhabenen Ideen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, welche wie Sonnenstrahlen das christliche Leben erleuchten und erwärmen, zu verkörpern und symbolisch darzustellen sich bemüht, zur Förderung der Andacht, in welcher der gläubige Mensch seiner Verbindung mit Gott sich erst völlig bewußt wird. Mag nun auch das Symbolische nur bis zu einem gewissen Punkte der religiösen Erkenntniß seine Geltung haben und behaupten können, so ist es doch eben bis dahin, nach den Ansichten der meisten christlichen Confessionen, kaum zu entbehren. Namentlich aber legt die katholische Kirche von der ältesten Zeit dem Bildlichen in der Religion, soweit es durch die Kunst vermittelt wird, die Kraft bei, den höchsten Zwecken der Erbauung dienen zu können, und hat es daher ebenso wohl beim äußern Bau ihrer Gotteshäuser als bei der innern Ausschmückung derselben durch

Malerei und Sculptur benutzt. Ja, damit noch nicht zufrieden, hat sie selbst der Schrift schon längst in ihren alten Meß- und Gebetbüchern (Missalen und Brevieren) das Bild beigegeben, sei es nun geschehen zur Belebung des todten, kalten Buchstaben, oder weil die Liebe nie genug thun zu können meint im Schmucke ihrer höchsten und heiligsten Gegenstände.

Ein Werk solcher Liebe liegt vor uns in dem vorgenannten, wirklich schönen Gebetbuche, in welchem der wackere Unternehmer und Verleger, der unermüdlich thätige Arnz in Düsseldorf, zugleich einen neuen Beweis geliefert hat, daß die Typo-Lithographie in den letzten Jahrzehnden wirklich mit Riesenschritten dem Ziele der technischen Vollendung sich genähert habe. Denn es sind in und an diesem Buche fast alle schwierigen Aufgaben, welche dem Typen- und Steindrucke gestellt werden können, auf jedem Blatte gehäuft und glücklich gelöst: Linien, gerade und gebrochene, geschwungene und verschlungene, starke und haarfeine, verzierte Buchstaben von jeder, dem Format entsprechenden Größe, die zierlichsten und verschiedensten Füllungen, Arabesken in einer bis jetzt wol noch nicht so dagewesenen Mannichfaltigkeit — denn jede Seite hat eine andere —, besonders aber ein Reichthum an Gold, Silber und Farben, welcher nur in den alten geschriebenen Brevieren seines Gleichen findet und dem Ganzen ein ungemein heiteres, ja glänzendes Aussehen gibt, ohne in das dem feinern Farben- und Schönheitsgefühle unangenehme Bunte zu verfallen. Was der Drucker dabei zu leisten hatte, wird der Fachkundige leicht ermessen, da er weiß, daß jede Farbe ihren eigenen Satz und Druck verlangt und nur die allergrößte Accuratesse das Gelingen des Druckes verbürgt. Dieser ist aber in dem Exemplare, welches Ref. vorliegt, in einer solchen Vollkommenheit ausgeführt, daß es schwer wird, an den Gebrauch verschiedener Platten &c. zur Herstellung desselben zu glauben, weil Alles wie aus Einem Gusse hervorgegangen erscheint. Das Hauptverdienst des Typendruckes gebührt dem düsseldorfer Typographen J. Wolf, was wir in schuldiger Anerkennung seiner Leistungen bemerken zu müssen glauben. Noch weit herrlicher aber als die Typographie hat die zeichnende Kunst durch Vermittelung der Lithographie dieses Gebetbuch geschmückt durch reiches und sinniges Beiwerk, indem sie, den Baumeistern der alten Dome vergleichbar, jedem einzelnen Blatte, jedem einzelnen Gebete und Abschnitte den Stempel der Schönheit aufzudrücken, den freundlichen Schmuck der Liebe beizugeben bemüht gewesen ist. Für diesen wesentlichen Theil seines Werkes ist der Unternehmer einer Künstlerin und einem Künstler zu Danke verpflichtet, welche beide schon im weitern Kreise der Kunstfreunde bekannt sind: Frau Hermine Stilke, die kunstfertige Gattin des berühmten Historienmalers gleiches Namens, welche bereits in den Vignetten und Initialen zu des Grafen Raczynski großem Werke über die deutsche Kunst ihr Talent hinreichend bewiesen hatte, und der geniale Landschaftsmaler der düsseldorfer Schule, Hr. C. Scheuren, ein wahrer Fa presto, dem kein Vorwurf der Kunst unerreichbar zu sein scheint; denn niemals hätten wir geglaubt, daß Scheuren auf dem Gebiete, auf welchem er sich hier mit so vielem Glücke bewegt, jemals heimisch werden könnte. Und er ist's geworden; denn seine Arbeiten zu den letzten Abschnitten unsers Buches stehen denen seiner sinnigen und geschmackvollen Mitarbeiterin im Wesentlichen nicht nach, wenn sie auch freilich nichts aufzuweisen haben, was den vier ersten Miniaturen der Frau Stilke ganz ebenbürtig an die Seite gesetzt werden könnte. Namentlich ist über das erste dieser vier kleinen lieblichen Bilder, welches dem andächtigen Leser die heilige, stille Welt des Gebets erschließen soll, ein unaussprechlicher Zauber ausgegossen: es ist der reichverzierte Anfangsbuchstabe, in dessen weise benutztem Raume ein liebliches, frommes Frauenbild in Andacht versunken vor dem Hausaltare kniet, Blick und Hände zum Gott ihres Glaubens, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung erhebend in kindlicher Unschuld. Nächst diesem hat Ref. namentlich die Vignette zu dem schönen Gebete des heil. Thomas von Aquino angesprochen, weil auch in ihr der Charakter des Gebetes ebenso schön als wahr ausgedrückt ist. Was die jedes Blatt umschließenden, dem Inhalte in den meisten Fällen entsprechenden Arabesken und Randzeichnungen anbetrifft, so gehören sie jedenfalls zu dem Geschmackvollsten und Sinnigsten, was die neuere Kunst in dieser Art geschaffen hat. Schade nur, daß ihnen kein breiterer Papierrand beigegeben ist, was aber freilich in der Ökonomie und Bestimmung des ganzen Buches, auch ein Begleiter in die Kirche zu werden, seinen guten Grund haben mag. Vor andern hervorheben möchten wir unter ihnen: die zum „Abendgebete", die zum Evangelium vom Weinstock, zum Orate und zur Präfation, ohne dadurch den Werth der übrigen schmälern zu wollen. Nur das Hauptbild zum Christgebete (von Scheuren) scheint Ref. dem Charakter des Ganzen weniger zu entsprechen.

Die Gebete selbst athmen echt-christlichen Sinn und sind ebenso fern vom crassen und starren Dogmatismus, als vom flachen, charakterlosen Verwässern und Verwischen der eigentlichen Heilswahrheiten, durch welches das Gebet zum leeren Wortkram wird, dem der Trost und die Kraft des Evangeliums abgeht; vielmehr ist in ihnen das einfache Bibelwort in der Form der alten, wahrhaft frommen Kirchenlehrer, eines Augustinus, Thomas v. Aquino, Fr. v. Sales u. A. vorherrschend, sodaß Ref. kein Bedenken trägt, sie als allgemein christliche Gebete zu bezeichnen.

So ist das schöne Buch, welches auf pergamentähnliches Papier gedruckt, in rothen Sammet gebunden und mit vergoldeten Ecken und Schloß versehen ist, in jeder Hinsicht der Aufmerksamkeit aller Gebildeten würdig; möge ihm dieselbe zu Theil und das Vertrauen des Unternehmers auf die Unterstützung des Publicums gerechtfertigt werden! 69.

Literarische Notizen.

Von Paul Pindar erschienen „London legends" (2 Bde.). Ein englischer Berichterstatter sagt, die Schilderungen in diesem Werke seien von einem Duft der guten alten City umwittert, welcher sie allen denjenigen Novellenlesern empfehlen müßte, deren Geschmack alterthümle; die beiden Novellen „The foster son" und „The alderman" enthielten außerdem Partien von so kräftiger Darstellung und Schreibart, daß sie zwanzig Jahre früher Lärmen und Erstaunen erregt haben würden. Drei von den vier hier gesammelten Novellen sind übrigens früher schon in periodischen Schriften veröffentlicht worden.

Louis Delaistre, Mitglied der freien Gesellschaft der schönen Künste, gab in zwei Bänden heraus: „Cours méthodique du dessin et de la peinture", enthaltend die Elemente der Geometrie, der Civil-, Kriegs- und Schiffsbaukunst, die Linear- und die Luftperspective, die Anatomie und die Proportionen des menschlichen Körpers, den Ausdruck der Leidenschaften, Vorschriften, betreffend das Portrait, die Landschaft und die Blumen, die Veterinair-Anatomie, die Composition, die Farbenchemie, eine historische Abhandlung über Kunst und Künstler und einen Aufsatz über den künstlerischen Unterricht. Ein erklärender prachtvoller Atlas ist beigegeben.

Als Fortsetzung der ähnlichen Sammlungen von Legrand d'Aussy, Barbazan und Méon erschien von A. Jubinal, bereits durch mehre von dem Institut gekrönte Werke über Kunst und Archäologie rühmlich bekannt, ein „Recueil de pièces inédites des treizième, quatorzième et quinzième siècles". Unter den 60 diese Sammlung bildenden Stücken befinden sich mehre, die Jubinal in England gesammelt hat und welche sich in den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris nicht befinden. Die wichtigern Stücke, welche aus der königlichen Bibliothek genommen sind, tragen folgende Titel: „Un dit de verité", eine heftige Satire gegen die Zeit des heiligen Ludwig; „La queue de Renart"; „Le dit des peintres"; „Le dit du roi Arthur et de saint Louis" &c. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1842.

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinr. Wuttke.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Die interessanteste Partie in Wolff's Leben ist seine Vertreibung von Halle, sowie seine spätere Zurückberufung. Die erstere ist schon oft erzählt worden, aber, wie der Verf. bemerkt, immer nur von Seiten der Freunde Wolff's. Das Hauptmotiv der Gegner Wolff's ist und bleibt freilich theologische Engherzigkeit, die aber wenigstens bei A. H. Franke, der überzeugt war, „daß er keinen zum Christen machen könne, der den Euklidem studire", und der durch Befehdung Wolff's eine heilige Gewissenspflicht zu erfüllen glaubte, von andern Nebenrücksichten frei war. Als Wolff von Halle fort war, sagte Franke,

hat er oft die Stelle angesehen, da er auf den Knieen Gott um die Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß, die in wirkliche professionem atheismi ausgeschlagen, angerufen hatte. Daß er (Wolff) mich und Collegas aufs entsetzlichste geschmäht und verspottet hat, das ist mir wie nichts gewesen und hätte es gern gelitten, wenn nur die ganz vor Augen liegende und mit Händen zu greifende, ja sensibiliter zunehmende Verführung so mancher sonst geliebten jungen Leute nicht gewesen wäre.

Für die Orthodoxie und den Pietismus war es natürlich schon höchst anstößig, daß die Philosophie sich herausnehme, die unentbehrliche Stütze der Theologie zu sein; sie dachten von der Philosophie: timeo Danaos et dona ferentes. In dem Verhältniß zwischen Wolff und Lange lief überdem nicht wenig von Dem unter, was Bayle einmal entre-mangeries professorales nennt. Nachdem jedoch die langjährige Spannung bei Gelegenheit der Rede Wolff's „De Sinarum philosophia practica" im J. 1721 in einen offenen Bruch übergegangen war und Lange im Namen der theologischen Facultät um Einsetzung einer königlichen Commission „zur Untersuchung der Irrlehren des neuen Weltweisen" nachgesucht hatte, verschmähte auch Wolff nicht, seinen Einfluß bei Hofe zur Demüthigung seiner Gegner geltend zu machen; indem er gegen den Privatdocenten M. D. Strähler, der eine „Prüfung der vernünftigen Gedanken des Hrn. Hofrath Wolff" u. s. w. herausgegeben hatte, erst beim Rector der Universität auf „gebührende Inquisition und Ahndung dieses höchst strafbaren Frevels" antrug und dann, als das nichts half, bei Hofe einen Befehl auswirkte, welcher bei Verlust der Magisterwürde und ansehnlicher Geldbuße Strähler'n alles weitere Schreiben gegen Wolff verbot. Auf diese Weise spannte Wolff die Saiten immer straffer. Der endliche Ausgang ist bekannt. Unter dem 3. Nov. 1723 wurde ihm mittels Cabinetsordre geboten, binnen 48 (nicht, wie es gewöhnlich heißt, binnen 24) Stunden „nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrige königliche Lande bei Strafe des Stranges zu räumen". Das war mehr, als Wolff's erbittertste Feinde gewünscht hatten; Lange'n verging, nach dessen eigenem Geständniß, „auf drei Tage der Schlaf und aller Appetit zum Essen und Trinken". Wolff selbst benahm sich sehr gleichmüthig. Als ihm der Universitätssyndicus die Ordre insinuirt, antwortete er:

er habe das nicht verdient und wolle sich nicht in des Königs Dienste dringen, da er seine Dienste nicht verlange. Ich wußte, setzt er hinzu, gar wohl, worauf es abgesehen war, nemlich daß ich mich der imputirten Irrthümer sollte schuldig geben und dieselben widerrufen, nach diesem reversiren, nichts zu lesen und zu schreiben, als in physicis und mathematicis: wie auch nach diesem von guten Freunden aus Berlin erfahren.... Wenn es einen andern betroffen hätte, würde die Universität erst gegen diese Ordre berichtet haben: allein bei mir ward Alles übereilt. (S. 196.)

Nach Verlauf von 12 Stunden war er aus Halle fort. Ein seltsamer Zufall ist es übrigens, daß Wolff selbst viele Jahre vorher, als er sich in Jena als Student die Nativität stellte, herausbrachte: er werde in die unverdiente Ungnade eines Königs fallen, der es aber mit der Zeit erkennen und ihm besondere Gnade erzeigen würde. Thümmig fand das Document und schickte es ihm nach Marburg nach.

Daß Wolff in Marburg so schnell einen Ersatz Dessen fand, was er in Halle verloren hatte, hatte seinen Grund darin, daß er schon vor der Katastrophe in Halle einen Ruf nach Marburg erhalten und noch nicht definitiv abgelehnt hatte. Weniger bekannt ist, daß man sächsischer Seits, wo man ihm schon früher, kurz nach seiner Anstellung in Halle, erst nach Leipzig, dann nach Wittenberg zu ziehen gesucht hatte (S. 148), auch jetzt sich Mühe gab, ihn für Leipzig zu gewinnen. Aus Dankbarkeit stellte es jedoch Wolff in des Landgrafen von Hessen Karl Belieben;

ob sie mich haben oder erlauben wollten, daß ich in sächsische Dienste ginge. Sie gaben mir zur Antwort, wenn ich in Dero

Diensten mich engagiren wollte, so sollte es mich nicht gereuen und hätte ich mich bei Ihnen dergleichen Verdrießlichkeiten nicht zu versehen, wie mir in Halle wiederfahren. Da konnte ich freilich nicht anders als ja sagen. (S. 52.)

So blieb denn Wolff in Marburg, bis er nach Halle zurückkehrte. Diese Rückkehr war aber durch mancherlei Umstände vorbereitet und bedingt, über die der Manteuffel'sche Briefwechsel nähere Auskunft gibt. Seit dem 1730 erfolgten Tode des Landgrafen von Hessen Karl fing Wolff an mit seiner Lage in Marburg minder zufrieden zu sein und sich allmälig nach einer Veränderung zu sehnen. In Preußen dagegen hatte sich die Meinung des Hofes über Wolff's Philosophie vorzüglich seit 1733 durch die Bemühungen des Propst Reinbeck geändert und schon 1734 erging eine Auffoderung zur Rückkehr nach Halle an ihn, welcher er jedoch damals keine Folge leistete. Im J. 1736 wurde in Berlin eine förmliche Commission zur Untersuchung der Wolff'schen Lehre niedergesetzt, welche sie von den ihr Schuld gegebenen Lehren freisprach; Strähler wurde von Halle entfernt, Lange'n das Schreiben verleidet. Erst seit dem J. 1739 jedoch, wo sich Wolff in Marburg immer beengter fühlte, wurden noch bei Lebzeiten des Königs Friedrich Wilhelm von Berlin aus nähere Verhandlungen mit Wolff angeknüpft. Wolff dedicirte mit Manteuffel's Zustimmung dem Könige den zweiten Theil seiner „Philosophia practica universalis"; dies hatte theils eine Cabinetsordre, in der den Candidaten des Predigtamtes das Studium der Wolff'schen Philosophie, namentlich der Logik, geboten wurde, theils die Erneuerung der Anfrage zur Folge: „ob Wolff geneigt sei, auf einer preußischen Universität ein anständiges Etablissement anzunehmen". Anfänglich wollte ihn der König nach Frankfurt a. d. O. berufen, und darauf bezieht sich folgendes charakteristische Gespräch zwischen dem Könige und Manteuffel, welches der Letztere niedergeschrieben und Wolff mitgetheilt hat:

Rex. Savez vous bien que je suis en commerce de lettre avec le Professeur Wolff. Il m'a dédié un grand livre *que je n'entens pas* et il a bien fallu l'en remercier. — *Ego.* J'ai vu le livre à Leipsig. Il est très digne d'être dédié à un si grand Monarque. — *Rex.* Mais *à quoi peut-il me servir, si je n'y comprens rien?* — *Ego.* Il en a dédié de pareils à d'autres grands Princes, qui *ne savent pas plus de latin que Vôtre Majesté*, et si je ne me trompe, il a envoyé en même tems une traduction allemande de sa dédicace, où il aura sans doute rapporté en gros, de quoi ce livre traite. — *Rex.* Cela est vrai, j'ai reçu la traduction de sa dédicace, qui est fort belle u. s. w.

Der König sagt nun Manteuffel, daß er Wolff angeboten, in seine Dienste nach Frankfurt zurückzukehren, worauf ihm Manteuffel mit diplomatischer Zurückhaltung die Bedenken andeutet, die Wolff abhalten würden, diesen Antrag anzunehmen. Da antwortet der König:

Je voudrais volontiers le placer à Halle, aber da würden sich die Kerls gleich wieder bey die Köpffe kriegen und zu Halle kann ich ihm keine Besoldung schaffen. Franckfurth aber ist reich, da kann er kriegen, was er will. (S. 45—47.)

Daß jedoch Wolff weder nach Frankfurt, noch, so lange Friedrich Wilhelm lebte, überhaupt nach Preußen zurückkehren wollte, darauf hatte Manteuffel den entscheidendsten Einfluß.

Voyez, Monsieur — schreibt er an Wolff —, si un véritable ami peut vous conseiller de quitter un poste où vous êtes au moins tranquille et sûr de votre fait pour venir vous embarquer dans cette Galère-cy. .. Le tems de voir fleurir icy les Sciences n'est pas encore venu et à vue de pays il est encore fort éloigné. Vous quitteriez un établissement tranquille et sûr .. pour revenir dans un pays, où *l'on n'aime les Savans qu'en-tant qu'ils peuvent servir à augmenter les revenus des accises*, ou l'on agit souvent par boutades et par des voyez de fait (?), ou l'on donne tout aussi facilement des chaires de Professeur à des ignorans, souvent même à des bouffons declarés qu'à de gens de mérite.

Er erzählt ihm außerdem, wie es Gelehrten, wie Heineccius und Reinbeck, gegangen sei (S. 57 fg.), und daß der König, obgleich bemüht Frankfurt durch auswärtige Gelehrte zu heben, doch von allen abschlägliche Antwort erhalten habe. Schilderungen dieser Art, die auf den damaligen Zustand des höhern Unterrichts in Preußen ein sehr ungünstiges Licht werfen, verfehlten bei Wolff ihre Wirkung nicht; dennoch wurden die Verhältnisse in Marburg immer drückender; sogar die Besoldungen wurden nicht mehr ordentlich ausgezahlt; und so war Wolff schon im Begriff, einen Ruf nach Utrecht, an Musschenbroek's Stelle, der nach Leyden ging, anzunehmen, als am 7. Mai 1740 König Friedrich Wilhelm starb und Friedrich II. die Regierung antrat. Diesem hatte Wolff eben den ersten Theil seines „Jus naturae" gewidmet, und Manteuffel schrieb ihm noch am Todestage des Königs, daß sich nunmehr die Verhältnisse in Preußen dergestalt ändern würden, daß er mit gutem Vertrauen dahin werde zurückkehren können. Das Übrige ist bekannt; Friedrich II. beauftragte Reinbeck

sich umb des Wolfen mühe zu geben. ein Mensch, der die Warheit sucht und sie liebet, mus unter aller menschlichen gesellschaft werht gehalten werden und glaube ich, das er eine Conquête im lande der Warheit gemacht hat, wenn er den Wolf hierher persuadiret.

Den 11. Sept. desselben Jahres erhielt Wolff seine von dem Minister von Arnim unterzeichnete Berufung; seine Entlassung in Marburg machte zwar einige Schwierigkeiten, die aber bald überwunden wurden, und so kehrte er den 6. Decbr. 1740 unter großen Feierlichkeiten wieder nach Halle zurück. Friedrich II. hatte ihn anfänglich bei der Akademie in Berlin anstellen wollen; die Art, wie er diesen Antrag, der ihn ganz aus seinem „gewöhnlichen Train" gebracht haben würde, ablehnte, ist für seine Individualität, von welcher der oben genannte Baumeister sagte, „daß er kaum einen solchen Phlegmaticum Zeit Lebens gesehen und daß ihm seine (Wolff's) Person und übrige Conduite sehr schlecht gefallen", überaus bezeichnend. Sein Hauptgrund war freilich, daß er auf der Universität mehr wirken zu können glaubte, als an der Akademie; das drückte er aber unter Anderm so aus:

Gott hat mir besondere Gaben zum Dociren verliehen und dabei eine Freudigkeit, die ich bey einem zahlreichen auditorio verspüre, die den Lauff des Geblütes in eine der Gesundheit zuträgliche Erregung bringet und bisher nebst der Diät meine Gesundheit und Munterkeit des Gemüthes erhalten. Ich kann auch mit Wahrheit versichern und meiner Frauen ist es bekannt,

daß die meiste Arbeit in Bücher-Schreiben zu der Zeit verrichtet, wenn ich collegia gehabt u. s. w. (S. 66.)

Von dem Nutzen der Akademie hielt überhaupt Wolff nicht viel, fürchtete auch mit den damals in Berlin lebenden Franzosen nicht sonderlich harmoniren zu können.

Der zweite Abschnitt der Einleitung des Verf. unter der Aufschrift „Die Wolffische Philosophie" (S. 81—100) hätte ohne großen Nachtheil wegbleiben können. Der Verf. selbst macht keinen Anspruch darauf, den Gegenstand zu erschöpfen; er beschränkt sich außer einigen Bemerkungen über die Ausbreitung der Wolff'schen Philosophie auf die Hervorhebung seiner Methode und des Verdienstes, welches Wolff durch die Behandlung philosophischer Gegenstände in der Muttersprache sich erwarb. Der Hauptgesichtspunkt für Wolff's Philosophie liegt, wie schon oben angedeutet worden ist, darin, daß, während ihm eigentlich productiver Scharfsinn beinahe ganz abgeht, er ebenso geschickt als fleißig war, um den, aus dem damaligen Gesammtvorrathe des Wissens auch in das gemeine Bewußtsein eingedrungenen Gedankenkreis in seiner ganzen Breite mit den gewöhnlichen logischen Hülfsmitteln in eine formelle Ordnung zu bringen, wobei er denn mit einer, seinem Zeitalter nicht minder wie seiner Individualität zur Last fallenden Pedanterie verfuhr, die es jetzt ganz unmöglich macht, die Dekaden seiner methodo scientifica abgefaßten Quartanten sammt den ebenso zahlreichen Dekaden seiner „Vernünftigen Gedanken" in Octav wirklich durchzulesen. Daß er trotz aller Anfechtungen der Masse imponirte, ist kein Wunder; ein nach einer scheinbar so strengen Ordnung aufgebautes Lehrgebäude erstickte schon durch seinen Umfang den Geist der Prüfung und mußte überdies als eine so bequeme Wohnung erscheinen, daß man nicht nöthig fand, die Fundamente zu untersuchen. Merkwürdig aber ist es, daß selbst Kant auf die ganze Methode Wolff's ein großes Gewicht legte. Der Verf. führt die bekannte Stelle aus der Vorrede zur „Kritik der reinen Vernunft" an, wo Kant sagt, in der Ausführung des Planes der Kritik, d. h. im System der Metaphysik müsse man dereinst der strengen Methode des berühmten Wolff, des größten unter allen dogmatischen Philosophen, folgen. Daß nämlich Kant an Wolff zunächst nichts weiter als eine Kritik des Erkenntnißvermögens vermißte, geht noch deutlicher aus einer andern Stelle, am Ende des zehnten Paragraphen der „Kritik der reinen Vernunft" hervor, wo Kant, von den Definitionen der Kategorien und der aus ihnen abzuleitenden Begriffe sprechend, hinzusetzt:

> Aus dem Wenigen, was ich angeführt habe, leuchtet deutlich hervor, daß ein vollständiges Wörterbuch (aller Vernunftbegriffe) mit allen dazu erfoderlichen Erläuterungen nicht allein möglich, sondern auch leicht sei zu Stande zu bringen. Die Fächer sind einmal da; es ist nur nöthig sie auszufüllen u. s. f.

Die Bedeutung aller dieser Begriffe, die das System der Vernunft bilden sollten, würde nun freilich bei Kant eine ganz andere gewesen sein als bei Wolff; aber dennoch meinte Kant: „die Fächer seien einmal da, es sei nur nöthig sie auszufüllen" und ein „Wörterbuch" voll Nominaldefinitionen „könne nöthigenfalls das System der reinen Vernunft vor Augen legen!" So groß ist die Macht, mit welcher jeder vorausbestimmte Formalismus von der Aristotelischen Unterscheidung zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit an bis auf die Hegel'sche Dialektik herab den Geist der Untersuchung in Fesseln schlägt. Indessen die Betrachtungen, die sich hieran über den in den neuesten Systemen immer noch fortwirkenden Wolffianismus knüpfen ließen, würden die Grenzen dieser Anzeige beiweitem überschreiten. Genug, wenn sie durch das aus dem Buche Ausgehobene die Aufmerksamkeit des Lesers auf dasselbe gelenkt hat; denn auch abgesehen von Dem, was sich unmittelbar auf Wolff bezieht, ist es geeignet, durch eine Menge einzelner Züge, die hier unberührt bleiben mußten, die individuelle Auffassung der geistigen Zustände des 18. Jahrhunderts vielfältig zu bereichern.

31.

Oliver Cromwell, an historical romance, edited by *Horace Smith*. London 1841.

Je nach der Ansicht des Lesers bringt dieses Buch mehr oder weniger, steht es höher oder niedriger, als sein Titel erwarten läßt. Während es schwer sein dürfte, den Inhalt mit dem Begriffe einer Novelle oder nach des Verf. Bezeichnung mit dem eines historischen Romans zu versöhnen, läßt vom rein historischen Standpunkte aus ein bedeutendes Verdienst sich ihm nicht absprechen. Schön und kräftig schildert es die hervorragenden Partien des an den Namen Oliver Cromwell geknüpften Kampfes, der unter ihm sich gebildeten Republik. Es zeichnet den Lord Protector in einem, ziemlich allseitigen Lichte, und dies dadurch, daß es ihn bald mit Falkland, Esser und Karl Stuart, bald mit Pym, Hambden und St.-John, bald mit dem herrlichen Milton contrastirt. Besonders glücklich ist die Feder des Verf., wenn sie Cromwell am Tage der Schlacht beschreibt, wie er die Linien mustert, begeisternde Worte spricht, die stürmisch Folgenden zum Angriffe führt, selbst auf der Bresche der Erste ist. Überhaupt dürften wenige sogenannte romantische Gemälde deutlichere Schlachtenbilder und treuere panoramische Fernsichten, das Auftreten, die Haltung, die Angewöhnungen, sogar das Costum der Acteurs licht- und lebensvoller geben. Demnächst muß der Leser unwillkürlich die stillen Tugenden der Häuslichkeit, muß Frauenwürde und Frauenwerth, Älternliebe, Kindesliebe und Vaterlandsliebe innigst achten lernen. Dagegen besteht eine Schattenseite des Buchs in der häufigen Umwölkung der geistigen Natur des Menschen mit den Dünsten seiner thierischen Leidenschaften, und statt eines ruhigen, festen, ungebeugten Seelenwirkens wird beinah zu oft der groben Materie gedacht, welche die Seele einengt und herabzieht. Die als handelnd aufgeführten Personen herrschen und imponiren beiweitem mehr durch ihren hohen Wuchs, durch die herkulischen Proportionen und die Sehnenkraft ihrer Gestalten, durch den wilden Anlauf ihrer Begierden und durch ihre ungebrochene Willensstärke, als durch die unerklärliche Gewalt des Geistes über den Körper, jene Herrschaft, welche der kluge, vorsichtig berechnende Verstand zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen unabweisbar ausgeübt hat und ausüben wird. Wenn aber der Verf. mit lobenswerthem Gehorsame gegen die Geschichte die interessante Figur des Lord Falkland früh von der Bühne entfernt, so verdient doppelt Erwähnung, daß er, obwol ein hoher Verehrer Milton's und mit dessen Leben und Schriften genau bekannt, doch in Widerspruch mit der historischen Wahrheit die Ansichten und Meinungen, welche jenem fest ins Herz gewachsen waren, verdreht, die Entwickelung seines politischen Glaubens falsch darstellt und sogar seine Person in Länder schickt, die Milton nie betreten. Weshalb ihn in einem seiner Briefe von den Freuden sprechen lassen, die er an den

Ufern des Ilyssos genossen, da Jedermann weiß, daß Milton nie in Griechenland war? Mindestens hätte der Verf. thun sollen, was er nicht gethan, der Anspielung einen Zweck geben, geeignet, den „Misbrauch der Wahrheit" zu entschuldigen. Ernster aber und wichtiger ist, was er außerdem gegen Milton sich erlaubt hat. Milton, der sein ganzes Leben hindurch nicht einen Fingerbreit von seinen republikanischen Grundsätzen abgewichen, der nie von einer, an Monarchie auch nur erinnernden Form oder Modification hören wollte, der nicht blos das Regiment eines Königs, sondern schon das Wort König haßte, erscheint in „Oliver Cromwell" erst als Träumer, dann als abgefallen von seinen republikanischen Gesinnungen. Das darf um so weniger ungerügt bleiben, je sorgfältiger der Verf. die Motive seiner Entstellung verhüllt, je gefährlicher selbst heute noch das Beispiel eines Milton der Sache des Liberalismus werden könnte, und je mehr das Buch überhaupt enthält, worauf sich der Finger legen und sagen ließe: Ecce hic.

Ein verwandter Tadel trifft den Verf. in Bezug auf die Enthauptung des ersten Karl, eine That, deren Recht oder Unrecht sich der Verf. zur Frage gestellt, ohne die Aufgabe zu lösen. Nirgend bestreitet er das Recht der That und bringt gleichwol unaufhörlich Gründe vor, warum sie nicht hätte geschehen sollen. Selbst wenn er zuletzt an Cromwell's Todtenbette von der Weisheit, der Nothwendigkeit und der Gerechtigkeit der blutigen Maßregel spricht, gestattet er Raum zu zweifeln, ob sie weise, nothwendig und gerecht gewesen. Gerade diese Punkte in einer historical romance hervorzuheben, dünkte Ref. um so unerlaßlicher, weil, wie bereits angedeutet, das Buch nicht sowol ein historischer Roman, als eine historische Skizze der Kriege und Schicksale des englischen Freistaats und nebenbei, oder vielmehr hauptsächlich, Träger und Verfechter gewisser Parteiansichten ist. Deshalb treten auch die wenigen fingirten Personen entweder gar nicht aus dem Hintergrunde, oder wenn sie eine kurze Zeit „an den Lampen" gestanden, bei erster Gelegenheit gänzlich ab. Gleichsam als Moral zieht der Verf. den Schluß, daß absolute Monarchie die beste Regierungsform sei. Dieser Schluß paßt jedoch, deutsch zu reden, wie die Faust aufs Auge. Weil nämlich der Verf. die Begebenheiten geschichtlich treu erzählt und dabei seine beabsichtigte Schlußmoral vergessen hat, ist es ihm gegangen wie Einem, der sich zu der Beweisführung niedersetzt, daß schwarz weiß sei, und am Ende zwar selbst einsieht, daß er das Gegentheil bewiesen, dennoch aber, sei es weil er muß oder will, frischweg folgert: ergo ist weiß schwarz. Ein logisch richtiges ergo würde dahin lauten, daß es zu jener Zeit für England das bessere Glück gewesen wäre, wenn es nicht ein den alten Republiken nachgeahmter, sondern ein dem Volkscharakter angepaßter Freistaat hätte werden können.

Tadelns ungeachtet wiederholt Ref., daß in geschichtlicher Beziehung das Buch entschiedenen Werth besitzt, und sollte es verdeutscht werden, so behüte der Himmel es vor der „Wäschfabrik". 18.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lobende Erwähnung verdient folgendes Werk: „Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les diverses périodes de leur développement", von J. P. Vaucher (4 Bde., Paris 1841). Unter dem Ausdruck: physiologische Geschichte der Pflanzen versteht der Verf. eine ins Einzelne gehende Analyse der Phänomene, welche das Pflanzenleben darbietet. Er läßt die allgemeinen und gewöhnlichen Fragen der Physiologie bei Seite und zieht es vor, jede Pflanze in den innern Verhältnissen der verschiedenen Organe und des Spiels dieser Organe in Detail zu studiren. Er beschreibt Das, was man aus Analogie mit den Sitten der Thiere die Sitten der Pflanzen nennen könnte. Er folgt darin dem Beispiel eines Konrad Sprengel, Duhamel und Cassini. Vaucher hat aber das Verdienst, die Art Beobachtungen auf eine unendliche Menge Gewächse auszudehnen, welche man bisher noch nicht hinlänglich studirt hat. Der Verf. zählt die Familien und die Gattungen in der Ordnung der Werke Decandolle's auf. Er schreibt die in dessen „Prodromus" lateinisch ausgedrückten botanischen Kennzeichen französisch und für Familien, welche in diesem Werke noch nicht erschienen sind, hat er sich bei den besten Schriftstellern der beschreibenden Botanik Raths erholt. Dann, nachdem er die auf das Vorhandensein, die Lage und die Form der Organe gegründeten Kennzeichen angeführt, sagt er, was er unter dem physiologischen Gesichtspunkt beobachtet hat, und ergänzt dadurch die Beschreibungen anderer Botaniker. Die von dem Hrn. Vaucher angewandte Methode kann von Liebhabern der Botanik, denen es an Büchern und nöthigen Herbarien fehlt, mit großem Vortheil benutzt werden. Vaucher's Geschichte des Grasleders (einer fadenartigen Wasserpflanze) ist durch die Genauigkeit ausgezeichnet, womit er neue Thatsachen vorgetragen hat Das neueste Werk hat die mittlere Dauer eines Menschenlebens in Anspruch genommen; 60 Jahre lang hat Vaucher sich mehr oder weniger anhaltend mit der Botanik beschäftigt und das Ergebniß seiner Arbeiten hat die Wissenschaft bereichert.

Freunden der Kunstgeschichte ist die Fortsetzung von Giovanni Rosini's „Histoire de la peinture italienne exposée par ses monuments" (Th. 2, Abth. 1) sehr willkommen. Die hier genannte Abtheilung handelt vornehmlich von den Gemälden des berühmten Giotto und seiner Schüler. Man sah in wenig Jahren die ganze Halbinsel sich mit Schülern und Nachahmern des großen Giotto erfüllen. Landino drückt sich in seinem classischen Commentar über Dante's „Göttliche Komödie" in dieser Hinsicht auf folgende Weise aus: „Aus der Werkstätte Giotto's gingen außerordentliche Maler hervor; man lobt insonderheit Maso's Anmuth; Stefano erhielt den Beinamen Affe der Natur; und die Kunst erscheint sehr groß bei Taddeo". Die unermüdlichen Forschungen Rosini's haben zu diesen, im 14. Jahrhundert über alle ihre Nebenbuhler vom Volke geliebten Namen eine Menge andere hinzugefügt. Zu Pisa fand Giotto zuerst zum Gehülfen Nello di Vanni, dessen Arbeiten auf den Mauern vom Campo Santo noch erkennbar sind. Puccio Capanna, ein Florentiner, wurde einer der ersten Schüler Giotto's. Giovanni Pisano, Sohn des berühmten Nicolo, und selbst Bildhauer von großem Talent, schloß enge Freundschaft mit dem Fürsten der Maler seiner Zeit und lernte sogar selbst den Pinsel führen, doch ohne Erfolg. Diese beiden ausgezeichneten Künstler trafen sich in Rom wieder, wo Giotto in Pietro Cavallini einen der arbeitsamsten und geschicktesten seiner Schüler zu sich gesellte; darnach kamen Stefano und Taddeo, deren Ruhm den ihrer Mitschüler verdunkelte. Giotto hatte überdies viele andre Schüler, die sich mehr oder weniger auszeichneten.

Nicht ohne Interesse ist E. G. Arbanère's „Analyse de l'histoire romaine", die im J. 1840 in vier Bänden zu Paris erschien. Der Verf. dieses Werkes sieht in den geschichtlichen Thatsachen nur die Rinde der moralischen und politischen Wahrheiten; er liefert daher nicht eine zusammenhängende Erzählung der Begebenheiten, sondern die moralischen und intellectuellen Ergebnisse derselben. Es ist demnach eine philosophische und kritische Analyse der römischen Geschichte, welche uns vorliegt. Doch darf man nicht glauben, daß Arbanère's Buch neben Machiavelli's „Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio" gestellt werden könne. Sein Styl ist weitschweifig, ungleich und declamatorisch. Aber er beurtheilt die Thaten der Römer vom christlichen Standpunkte aus. Dies mag wol zu loben sein, aber seine Talente entsprechen der Lösung der Aufgabe, die er sich gesetzt hat, beiweitem nicht. Wenige Leser dürften die Geduld haben, die vier dicken Bände durchzulesen. 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 154. — 3. Juni 1842.

Über den Handelsverkehr der Völker von H. F. Osiander. Zwei Bände. Stuttgart, Cast. 1840. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel dieses Werks läßt beim ersten Anblicke eine dreifache Deutung zu: eine historische, eine geographische, eine materielle. In ersterer Beziehung, die den Charakter, die Richtung, die Bedeutsamkeit und die Dauer des Handels bei den verschiedenen Völkern verschiedener Zeiten erkennen läßt, hat die Literatur seit dem vorigen Jahrhunderte manches Werk von Werth aufzuweisen. Zur Kenntniß des Handels im Alterthume, namentlich der Griechen, haben die deutschen Gelehrten Heeren, Böckh und Hüllmann das Gründlichste geliefert; und der Erstere von ihnen hat dadurch seinen Untersuchungen einen besondern Werth gesichert und ihnen einen interessanten Gesichtspunkt abgewonnen, daß er die Politik der alten Welt, namentlich der Handelsstaaten, damit in Verbindung bringt, ein Verfahren, das auch in dieser Rücksicht die klare Einsicht des verdienten und mit Recht berühmten Mannes in die Alterthumsverhältnisse an den Tag legt. Die Handelsgeschichte der neuern Nationen ist gleichfalls von dem Fleiße der Deutschen mehrfach bearbeitet worden. Ihre Werke umfassen theils die Handelsgeschichte überhaupt, theils die des deutschen Mittelalters insbesondere: Schmidt, Anderson, Fischer, Sartorius, Hüllmann*) u. A. legen Zeugniß dafür ab. Von den einzelnen Gegenständen, welche menschliche Thätigkeit zu verschiedenen Zeiten für den Handel ins Leben rief, haben die Bergwerksproducte unsers Wissens die zahlreichste Literatur aufzuweisen. Denn daß der Bergbau in einer Handelsgeschichte nicht fehlen dürfe, erklärt sich sehr leicht aus seiner mercantilisch-finanziellen und nationalökonomischen Wichtigkeit. Über den Bergbau der Alten, vorzüglich der Griechen, schrieben Reitemeyer, Bethe, Florencourt, das Beste aber Böckh; die deutsche Bergwerksgeschichte überhaupt behandelten z. B. Gmelin, Mosch; die von Sachsen, Böhmen, Mähren und Tirol insbesondere: Klotzsch, v. Lichtenfels, Körner und v. Sperges. Allein kein einzelner Handelsartikel hat ein so umfassendes und gründliches Geschichtsbuch aufzuweisen, als das ist, welches Baines in jüngster Zeit über die englische Baumwollenmanufactur geliefert hat und das durch seine erfolgte Übersetzung aus dem englischen Urtexte ins Deutsche eine nützliche Bereicherung unserer Geschichtsliteratur geworden ist. Überblickt man aber die Handelsthätigkeit des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit nach allen Richtungen ihres äußern und innern Lebens hin: so öffnet sich ein so weit ausgedehntes Feld für geschichtliche Forschung, daß auch die stärkste Kraft und der angestrengteste Fleiß an einer genauen Durchmessung dieses Feldes verzweifeln muß. Erschrak doch Hüllmann's energischer Fleiß schon vor den Massen, die ihm das Städtewesen des Mittelalters entgegenthürmte. Hier bleibt nichts Anderes übrig, gleich so vielen Fällen in der Wissenschaft, als jenes große Feld zu parcelliren und diese Parcellen verschiedenen Forschern in wissenschaftlichen Besitz zu geben. Und gesteht man zu, wie es nicht anders geschehen kann, daß zu allen Zeiten für civilisirte Staaten die Handelsinteressen von Wichtigkeit und Einfluß gewesen sind, so wird man auch das Geständniß ablegen müssen, daß Handelsgeschichten zu einer richtigen Würdigung und zum Verständnisse der einzelnen Staaten und deren Politik wesentlich beizutragen vermögen.

Die Geschichte hat aber nicht blos darzustellen, was im Laufe der Zeit geworden ist, sie hat sich auch die Frage vorzulegen und über deren Beantwortung reiflich nachzudenken: warum Das, was geworden ist, so und nicht anders gekommen sei. Und dies führt uns denn auf die zweite Deutung, die wir möglicherweise dem Titel des vorliegenden Werkes geben zu dürfen glaubten. Man kann die Behauptung jetzt als eine allgemein anerkannte Wahrheit ansehen, daß die Staaten und die Politik derselben gleich den menschlichen Individuen von dem Grund und Boden abhängig sind, in denen sie mit ihrem Sein und Leben wurzeln. Aber noch mehr. Unsere Erde ist mit gewissen Localitäten ausgerüstet, die für den Unternehmungstrieb der Menschen und besonders für den Handelsgeist derselben eine solche Attractionskraft besitzen, als ständen sie zu ihnen im Verhältnisse des Gravitationsgesetzes. Und zeigen sich auch eine Zeit lang gewaltsame äußere Einflüsse, die eine Abweichung von der durch die Natur gebildeten Ordnung für immer herbeiführen zu wollen scheinen: so sind dies doch keine andern Abnormi-

*) Das Werk von F. List: „Der internationale Handel", hat im ersten Buche ebenfalls eine sehr gut geschriebene Übersicht der Handelsgeschichte.

täten als die der Magnetnadel: der Mensch wie diese folgt früher oder später der unbesiegbaren Attractionskraft der Natur wieder. Wer deshalb die Staats- und Handelspolitik unserer Tage nicht mit Kopfschütteln betrachten, sondern sie natürlich und nothwendig finden will, wie sie es in der That ist, der wird von dem Gesichtspunkte ausgehen müssen, den wir soeben angegeben haben. Von einer geographischen Handelsgeschichte nun, wie wir sie uns nach den ausgesprochenen Bemerkungen denken, würde zu erörtern und nachzuweisen sein, wie der Handel einen gewissen Charakter habe annehmen und eine gewisse Richtung habe verfolgen müssen nach der Individualität der einzelnen Handelsstaaten und nach der Naturbeschaffenheit der Länder, mit denen der Handelsverkehr angeknüpft wurde. Wir kennen zur Zeit kein Werk, welches die Handelsgeschichte in dieser Art aufgefaßt und dargestellt hätte; und es war ein solches früher bei dem niedrigen Stande der geographischen Wissenschaft und der Statistik wol auch kaum möglich. Jetzt aber, nachdem diese beiden Wissenschaften eine beinahe gänzliche Umbildung erfahren haben, die erstere durch Ritter und seine Schüler, die letztere durch Dupin's und Hoffmann's Leistungen; seitdem sie unausgesetzt eine vielseitige Erweiterung erhalten und in ihrer wahren Wichtigkeit selbst für die äußere und innere Staatspolitik erkannt worden sind, gehört ein derartiges Werk zu keiner Unmöglichkeit mehr. Es würde sich ein solches zur Geschichte des Handels im gewöhnlichen Sinne verhalten wie die Philosophie der Geschichte zur Geschichte selbst.

Die Frage aber, welche die Finanzpolitik eines Staates zunächst thun muß: was bringst du ein? — eine Frage, an die sich noch eine Reihe anderer aus dem Gebiete der Verwaltungs- und Gesetzgebungspolitik anknüpft — ist zu allen Zeiten von solcher Bedeutsamkeit gewesen und hat namentlich seit dem 16. Jahrhunderte die Köpfe und Federn der Staatsmänner und Gelehrten so lebhaft beschäftigt, daß man sich über die große Anzahl von Schriften nicht wundern darf, welche zuerst Italiener, dann Franzosen, Engländer und Deutsche darüber geschrieben haben. Wer eine Übersicht dieser Literatur haben will, vergleiche Bülau's „Handbuch der Staatswirthschaftslehre", S. 10 fg. Und da nach dem Inhalte des vorliegenden Werkes die materielle Deutung des Titels die allein richtige und zulässige ist: so gehört dasselbe in das Verzeichniß der bei Bülau angegebenen Literatur und darf, dies können wir gleich im voraus versichern, als eine wahre Bereicherung derselben betrachtet werden. Eine nähere Betrachtung einzelner Theile, soweit dies unsere Zwecke und Rücksichten gestatten, wird den Beweis dafür liefern.

Der Verf. legt dem Publicum in zwei Bänden „die Frucht einer angestrengten Arbeit mehrer Jahre" vor. Die nächste Veranlassung dazu gab ihm eine Preisfrage, welche die pariser Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften 1833 folgenden Inhalts stellte:

Wenn eine Nation die Herstellung der Handelsfreiheit oder eine Modification ihrer Zollgesetzgebung beabsichtigt, welche Rücksichten hat sie dabei zu beobachten, um die Interessen der Nationalproducenten mit den Interessen der Gesammtmasse von Consumenten auf die billigste Weise in Übereinstimmung zu bringen?

Die Conflicte, in welche der Verf. über seine Schrift, durch welche er sich um den Preis bewarb, mit dem Baron Dupin gerieth, gaben ihm Gelegenheit und Zeit, den deutschen Text mit manchen Zusätzen zu bereichern, und in dieser Gestalt liegt jetzt die ursprünglich um den Preis sich bewerbende Arbeit dem deutschen Publicum vor. Sie würde aber schon an sich die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Handelsgesetzgeber zu erregen geeignet sein, weil sie eine höchst wichtige Zeitfrage behandelt; sie wird jedoch diese Aufmerksamkeit um so mehr auf sich ziehen, weil ihr Gehalt, aus rationellen und praktischen Studien hervorgegangen, die Intelligenz in einer so wichtigen Zeitaufgabe zu vervollkommnen im Stande ist.

An die sehr wahren Anfangsworte der Vorrede:

Kein materielles Interesse hat in unsern Tagen die Aufmerksamkeit des Publicums in höherm Grade auf sich gezogen, als das des Handels. Lebhaft wird die Frage über Handelsfreiheit von allen Seiten besprochen. Sind auch die Ansichten über dieselbe nichts weniger als übereinstimmend, so spricht sich die öffentliche Meinung doch immer mehr dahin aus, daß die gegenwärtige Gesetzgebung der meisten Staaten, weit entfernt die Bedürfnisse des Handels zu befriedigen, im Gegentheile dem Austausche der wechselseitigen Natur- und Industrieproducte große Hindernisse in den Weg lege, welche nicht ohne nachtheilige Folgen für das Gemeinwohl sind. Die Regierungen scheinen keineswegs gegen diese Stimme gleichgültig zu sein, wovon manche in der neuern Zeit erlassene Verfügungen zeigen. Groß sind aber die Schwierigkeiten, welche nicht nur specielle Interessen, sondern auch Vorurtheile bis jetzt einer radicalen Abhülfe jener Gebrechen der Zollgesetzgebungen entgegengesetzt haben

läßt sich die interessante Frage knüpfen: warum blieben denn die heutigen Handelsstaaten, selbst England, in der Handelsgesetzbung zurück im Vergleich mit der materiellen und extensiven Entwickelung des Handels selbst? Wir müssen zwar hier darauf verzichten, diese Frage in ihrer ganzen Reichhaltigkeit zu erschöpfen; doch dürfte Folgendes für eine allgemeine Beantwortung derselben genügend befunden werden. Die Bemerkung muß obenan stehen, daß die Finanzpolitik, mit welcher doch die Handelsgesetzgebung in der engsten Verbindung steht, von allen Schwestern, welche den Familienkreis der Staatswissenschaften bilden, bis auf die neuesten Zeiten, wenn nicht die jüngste, doch wenigstens die unerzogenste war aus Gründen, die dem Geschichtskenner und dem geschichtskundigen Staatsmanne nicht unbekannt sein können. Auch hat sie in der That mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die in ihrem Wesen tief begründet sind, und viele Rücksichten zu nehmen, die andern Zweigen der Staatsverwaltung entfernt liegen. Alle Gesetzgebung kann ferner, von dem Standpunkte des Staats aus betrachtet, nur eine conservative sein, d. h. der Staat muß sich bei seiner Gesetzgebung auf eine Höhe stellen, von wo aus er das Ganze zu übersehen und zu beurtheilen vermag, damit dieses Ganze, indem er das Einzelne zu entwickeln, zu stärken und ihm neue Lebenskräfte zuzuführen strebt, in [illegible] er-

halten werde. Nun ist aber der Organismus unserer Staatskörper so mannichfaltig gegliedert, die einzelnen Theile sind so eng untereinander verbunden, ja selbst die Ordnung, welche durch das Ganze herrscht, hat in den einzelnen Gliedern eine solche Empfindlichkeit geschaffen, daß der Gesetzgeber, wenn auch mit Entschlossenheit, doch immer nur mit Vorsicht und reiflicher Erwägung der gesammten Zustände zu Werke gehen kann. Dieses conservative Princip aber — dies darf hier nicht unerwähnt bleiben — hat ein nicht unbedeutender Theil der Staatslenker unserer Zeit entweder aus Überzeugung oder aus Haß gegen die Revolution so gedeutet, daß Das, was im Staate sei, schon um seines Seins willen erhalten und Alles das möglichst entfernt gehalten werden müsse, was entweder dieses Sein selbst gefährden oder seinen Einfluß schwächen könne. Das conservative Princip der politischen Stabilität heißt also: Das, was im Staate ist, hat ein unantastbares Recht des Bestehens durch seine Existenz. Das conservative Princip der Progressiven dagegen, die man freilich von gewissen Seiten her sehr laut und gern mit den Revolutionsmännern in eine Classe wirft, lautet so: Das, was im Staate ist, verliert das Recht seiner Existenz durch seinen Widerspruch mit Dem, was wird. Daß die Befolgung dieses Princips in dem einen oder dem andern Sinne nicht ohne Einfluß auf die Gesetzgebung bleiben könne, liegt am Tage und ist durch zahlreiche Erscheinungen, die sich dem Auge des aufmerksamen Beobachters unserer Zeit darbieten, hinlänglich erwiesen. Handel und Industrie — wer hat Leben und Frische in diese Pulsadern unserer Staatskörper gebracht? das Volk. Dieses Wort ist aber jetzt noch für manche Ohren ein Mislaut. Was Wunder, wenn man lange zögerte, dem Drängen und Treiben desselben auf den Feldern des Handels und der Industrie durch die Gesetzgebung entgegenzukommen, und spät erst eingesehen wurde, daß es Klugheit und Vortheil gebiete, dieser Thätigkeit durch die Gesetzgebung gesicherte und geebnete Bahnen zu schaffen. Der **Materialismus** wurzelt mit seinem Leben in dem fruchtbaren Boden der Industrie und des Handels. Aber wer weiß es nicht, daß, während die Einen den Materialismus als ihren Götzen inbrünstig anbeten, die Andern laut rufen: hinab mit ihm ins Meer, wo es am tiefsten ist. Darf man sich wundern, wenn die Gesetzgebung vorsichtig, ja zurückhaltend war und ist, ja wol auch in Folge gemachter Erfahrungen es sein muß? Darf der Gesetzgeber handeln, bevor er nicht, so weit wenigstens menschliche Augen reichen, die Folgen und Erfolge geprüft hat? Der Handelsgesetzgeber stößt sodann auf internationale Vorurtheile, die wenigstens nicht ohne alle Schonung behandelt sein wollen, namentlich aber auf die Interessen anderer Staaten, die ihre Rechte geltend machen; unter diesen letztern gibt es aber auch solche, die weder mercantilisch noch politisch aufgeklärt genug sind, um auf einen allgemeinen Standpunkt sich versetzen zu können, oder das Alte bereitwillig aufgeben zu wollen. Auch macht die äußere Staatenpolitik Rücksichten nöthig und erzeugt Schwierigkeiten, die nicht immer leicht zu besiegen sind; die neueste Zeit gibt dafür Belege. Vor Allem sind es gewisse Fragen, die erst unser industrielles Zeitalter mit ihrer ganzen Bedeutsamkeit hat auftauchen lassen und die den Handelsgesetzgeber in nicht geringe Verlegenheit zu setzen vermögen, weil sie für manche Staaten insbesondere geradezu Lebensfragen genannt werden müssen. Z. B. in welchem Verhältnisse soll die Agricultur zum Handels- und Industriesysteme stehen? Wie ist ein richtiges Verhältniß der Production zum Consumo zu schaffen? Wie sind die Interessen der Producenten und Consumenten in möglichen Einklang zu bringen? Es darf unter diesen Umständen, die manche schwierige Frage als noch unbeantwortet zeigen, nicht auffallen, wenn die Handelsgesetzgebung zauderte und noch zaudert. Denn ist's nicht besser, die Interessen reiben sich gegenseitig aneinander, als daß der Gesetzgeber voreilig mit dem Schwerte des Gesetzes dazwischentritt, um vielleicht dem einen Interesse einen tödtlichen Streich zu versetzen? Endlich ist noch in Erwägung zu ziehen, daß die Erfindungen der Mechanik, die Entdeckung der Dampfkraft und deren Anwendung auf Land und Meer eine so überaus rasche Wirkung auf Industrie und Handelsverkehr äußerten, daß die Gesetzgebung damit unmöglich gleichen Schritt zu halten vermocht hat. Diese Erfindungen und Entdeckungen tragen die Elemente einer Entwickelung in sich, die selbst der kühnste Denker, der scharfsinnigste Kopf in ihren Folgen ganz zu erkennen und zu würdigen nicht im Stande sein möchte. Die infernalische Furie eines Dampfwagens und die Windsbraut eines Dampfschiffes tragen ein Geschlecht in ihren Leibern, die keine Gesetzgebung mit ihren bisherigen Mitteln und Grundsätzen glücklich zu erziehen hoffen darf. Der gewöhnliche Beschauer mag sich über die Existenz dieser Erscheinungen mit Erstaunen freuen, aber der Gesetzgeber muß mit ernstem Nachdenken von ihnen gehen und sich fragen, was zu thun sei. Selbst ein flüchtiger Blick wird ihn belehren, daß die in diesen Erscheinungen entwickelten Kräfte, die bereits Berg und Thal, Meer und Fluß mit Leichtigkeit überwinden, das Reich der Handelsfreiheit zu gewinnen suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Bentley's Correspondenz.

Bentley's, des großen literarischen Dictators seiner Zeit, Briefwechsel erschien unter dem Titel: „The correspondence of *Richard Bentley*." Ein englisches Journal sagt bei dieser Gelegenheit, daß Bentley, der Gegenstand einiger der witzigsten Satiren von Swift, Arbuthnot und Pope, „der Erste in dem Kreise derjenigen Gelehrten war, welche ihr Leben der Herausgabe correcter Texte alter Autoren widmeten und eine mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verbundene minutiöse Kritik einführten, aber doch nur als die Pioniere gelten können, welche einer aufgeklärten Gelehrsamkeit den Weg bahnten, denen ein Wort, eine Sylbe, ja ein Buchstabe in einer streitigen Stelle von größerer Bedeutung war als das Geschick von Königreichen:

'Tis true on words was still their whole debate,
Disputes of Me or Te, or Aut or At,
To sound or sink in Cano O or A,
Or give up Cicero to C or K."

Dasselbe Journal nennt diese Sammlung von gelehrten Briefen die unlesbarste, welche in unserer Zeit erschienen ist; doch, setzt es hinzu, sei es immer von Interesse, sich über diejenigen Männer aufzuklären, welche aus Riesen ihrer Zeit zu Zwergen der unsrigen zusammengeschrumpft seien. Bemerkenswerth sind die Briefe Newton's, dessen System Bentley von dem Vorwurfe einer atheistischen Tendenz zu retten gesucht hatte. Die gewöhnliche Meinung, daß der große Philosoph und Naturforscher in den Jahren 1692—93 in einen Zustand von Geistesschwäche verfallen sei, wird zugleich durch diese Briefe, die während jener Periode geschrieben sind, aufs entschiedenste widerlegt. Den größten Raum nehmen in dieser Correspondenz diejenigen Briefe ein, welche zwischen den Gelehrten und Commentatoren des Festlandes und dem englischen Aristarchen gewechselt wurden. Alle Superlative der lateinischen Sprache sind darin zu Schmeicheleien für Bentley verbraucht. Der Eine nennt ihn den Berühmtesten seiner Zeit, der Andere den Frömmsten und Gelehrtesten, ein Dritter den Morgenstern der Kritiker u. s. w. Interessant ist der Bericht des excentrischen Kuster über die Ehrenbeweise, welche der König von Preußen den Repräsentanten der Universität von Cambridge bei der Jubilarfeier der frankfurter Universität zu Theil werden ließ. Kuster war durch den Einfluß Bentley's Mitglied dieser Deputation. „Bei dieser ganzen Feierlichkeit", erzählt er, „waren die Abgesandten der Universität Cambridge sehr vor den andern ausgezeichnet, da sie nicht blos obenan saßen und bei dem Mittags- und Abendessen von den übrigen Deputirten abgesondert bewirthet wurden, sondern da auch der König, der über die von der Universität Cambridge dieser Universität durch Absendung von Deputirten erzeigte Ehre höchlichst erbaut war, speciell von ihnen Notiz nahm. Den dritten Tag oder Mittwoch früh ging der König wieder nach Berlin zurück; wir aber blieben noch in Frankfurt und fuhren auf einem Boote mit den andern Deputirten die Oder bis zu einem gewissen Dorfe hinunter, wo die Universität ein treffliches Mittag- und Abendbrot für uns bereitet hatte. Da ergötzten wir uns bis 12 Uhr Mitternachts und kehrten dann wieder nach Hause zurück. Die Universität wünschte, daß wir noch einige Zeit in Frankfurt verweilen möchten, aber die andern Herren von Cambridge entschuldigten sich und so gingen wir wieder nach Berlin. Den Tag vor dem Jubiläum machten wir dem Könige, dem Kronprinzen und dem Rector Magnificus in unserm Scharlachkleidern unsere Aufwartung. Dr. Saape becomplimentirte den König, Dr. Penrith den Kronprinzen und Dr. Ploomtree den Rector Magnificus, dem er auch das Beglaubigungsschreiben der Universität Cambridge einhändigte." Andere Briefe liefern fast komische Zeugnisse, welchen Werth die damaligen Gelehrten auf ihre Arbeiten legten. So schreibt Leclerc, Herausgeber eines damals zu Amsterdam gestifteten literarischen Journals, an Bentley, daß er es zwar für ein Sacrilegium halte, wenn er Bentley's Studien durch sein Schreiben unterbreche, daß es aber dennoch ein Verbrechen sein würde, wenn er über ein hochwichtiges, ganz Belgien erfüllendes und täglich anwachsendes Gerücht schweigen wollte. Er habe nämlich gehört, daß Bentley an Burmann, Prof. zu Utrecht, einige Anmerkungen zum Menander geschickt habe, welche Burmann herausgeben solle. In diesen Anmerkungen, höre er, würden mehre seiner, Leclerc's, Irrthümer aufgedeckt, und dies habe er um Bentley nicht verdient, da er über diesen stets in der ehrenvollsten Weise gedacht und gesprochen habe, während Burmann Jedermann Übles nachrede. Dagegen antwortet Bentley grob genug: Leclerc's Ausgabe des Menander sei so erbärmlich als möglich u. s. w. Übrigens zeugen diese Briefe für Bentley's Gelehrsamkeit, können aber selbst für Diejenigen, welche sich mit classischen Studien speciell beschäftigen, nur von geringem Interesse sein, da seine Forschungen meist nur solche Schriftsteller wie Suidas, Julius Pollux, Hesychius und Menander betreffen. Der Herausgeber hat auf das Werk große Sorgfalt verwandt, aber zugleich eine Ansicht ausgesprochen, gegen die sich Vieles erinnern läßt; er wünscht nämlich, daß die Sitte, lateinisch zu correspondiren, unter den Gelehrten wieder auflebe. Der schlechte Styl, worin die meisten der hier gesammelten Briefe geschrieben sind, läßt eine Erneuerung dieses jetzt zwecklosen Gebrauchs weder wünschen noch hoffen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1842.

Über den Handelsverkehr der Völker von H. F. Osiander. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Das Wort „Handelsfreiheit" führt uns zu unserm Verf. zurück. In dem ersten Capitel, welches die hochwichtige Frage über Handelsfreiheit erörtert, sagt derselbe, die größern Staaten besonders im Auge habend, Folgendes:

Die Herstellung der Handelsfreiheit kann in den größern Staaten nur zum Zwecke haben, die bestehenden Verbote, sowie die übermäßigen Zollsätze, welche Verboten gleich sind, aufzuheben und durch solche Abgaben zu ersetzen, welche mit den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft übereinstimmen. Zu dem Ende muß das neue Zollsystem dergestalt geordnet werden, daß, während den auswärtigen Handelsverbindungen die größtmögliche Erleichterung gewährt wird, doch keine heftige Erschütterungen der Nationalinteressen, die sich durch die Einwirkung des bisher befolgten Systems gebildet, erfolgen, und daß der Staat nicht eine bedeutende Einnahmequelle verliere, die er nicht entbehren kann.

Der Verf. sieht es nun für einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe an, darzuthun, wie Das, was wir eben mit seinen eigenen Worten ausgedrückt haben, zu erreichen sei. Bevor er aber zu dieser Aufgabe selbst übergeht, macht er am Schlusse des ersten Capitels noch folgende gewiß sehr zu beherzigende Bemerkung:

Eine der ersten Sorgen einer aufgeklärten Regierung, welche die Herstellung einer größern Handelsfreiheit beabsichtigt, muß daher nach unserer Ansicht dahin gehen, durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, die nöthige Belehrung über Interessen und Vorurtheile zu verbreiten, um dadurch die durch eine solche Maßregel immer beängstigten, ja selbst aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Folgt man mit Aufmerksamkeit dem Gange der Begebenheiten, so wird man sich überzeugen müssen, daß in diesem wichtigen Punkte bis jetzt zu wenig geschehen ist, und vielleicht liegt hierin zum Theil die Ursache, daß einige Regierungen in ihrem Bestreben, den Handelsverkehr ihrer Völker zu erleichtern, so wenig Fortschritte gemacht haben. Um so mehr halten wir es daher für nothwendig, alle Sorgfalt, deren wir fähig sind, in unserer Abhandlung darauf zu richten, daß wirkliche Interessen der Völker und Vorurtheile der Zeit in ihrem wahren Lichte erscheinen. Vielleicht werden dadurch manche noch heutzutage vorherrschenden Ansichten sich sehr verändern.

Da es indeß unsere Aufgabe nicht sein kann, dem Verf. die 17 Capitel hindurch, in welche das Ganze von ihm getheilt worden ist, Schritt vor Schritt zu folgen, obschon z. B. die drei Capitel, die er der Betrachtung des Getreidehandels gewidmet hat, von besonderm Interesse sind und allgemein gelesen zu werden verdienen: so wollen wir nur bei dem neunten Capitel, welches über Bergwerksproducte handelt, etwas verweilen, aus dem besondern Grunde, weil richtige Ansichten über den Bergbau, sein Verhältniß zum Staate und des letztern zu ihm, selbst in Sachsen nicht zu den verbreitetsten gehören. Im voraus sei die Bemerkung gemacht, daß die staatsrechtliche Stellung des Bergbaus am besten von Freiesleben und seine national-ökonomische Bedeutung mit den beglaubigtsten Nachweisungen von Weißenbacht in der neuesten Zeit erörtert worden ist, während der bergakademische Kalender alljährlich Materialien zur Beurtheilung seiner Erfolge und seiner Bedeutsamkeit in Menge liefert. Von dem gewerblichen Standpunkte aus betrachtet — denn der Bergbau ist in Wirklichkeit ein Gewerbe und seine Erzeugnisse gehören der Handelswelt an — bietet derselbe eine finanzielle und eine national-ökonomische Seite dar; und diese letztere Seite ist so wichtig, daß, wenn man sie nicht gewöhnlich übersehen hätte, des Ungünstigen und Unwahren nicht so viel in unsern Tagen über ihn gehört worden wäre. Das Geld ist für civilisirte Staaten, ihren Handelsverkehr und ihre gewerblichen Unternehmungen die bewegende Kraft; die Vermehrung des erstern ist eine entsprechende Verstärkung der letztern; die verstärkte Summe beider erzeugt eine größere Fülle des Nationalvermögens; nun erhöht aber der Bergbau durch sein Ausbringen die Summe des vorhandenen Geldes: folglich wächst durch ihn der Nationalreichthum. Gegen diese Schlußfolge möchte schwerlich mit gutem Grunde etwas eingewendet werden können. Nun bedarf jedoch der Bergbau selbst, weil er ein Gewerbe ist, zu seinem Betriebe bereits vorhandener Geldmittel. Hier sind aber drei Fälle möglich: entweder er verbaut sich mit Gewinn, oder ohne Gewinn und Verlust, oder er verbaut sich nicht. Jetzt muß der Finanzpolitiker die natürliche Frage thun: kann nicht in allen drei Fällen das Geld vortheilhafter angelegt werden, um den Staasfiscus besser zu sichern oder ihm ergiebigere Einnahmequellen zu eröffnen? Das ist wohl möglich. Allein es tritt ihm der Nationalökonom mit der Auffoderung entgegen, zu untersuchen, ob nicht der Bergbau mit der gewerblichen Thätigkeit des Volks und mit dessen Subsistenzmöglichkeit so eng verbunden sei, daß er ein wesentliches Glied des ganzen Staatskörpers bildet. Ist

das der Fall, wie z. B. in Sachsen, so würde der Finanzpolitiker, wollte er aus rein finanzieller Berechnung dem Bergbaue die erfoderlichen Summen entziehen, als Staatsökonom dem Staatskörper eine Wunde schlagen, die, wenn auch nicht tödtlich, doch wenigstens sehr lähmend werden müßte. Mit der Entschuldigung, daß die dem Bergbaue genommenen Unterstützungsmittel ja wol besser auf andere Gewerbszweige verwendet werden könnten, würde nichts Anderes gesagt sein als: blende Einem die Augen, damit du möglicherweise ihm das Gefühl schärfst! Übrigens sind noch folgende Umstände hierbei gar sehr in Rücksicht zu nehmen. Der Bergbau vergräbt ja die Geldsummen, die auf seinen Betrieb verwendet werden, nicht in die Erde, sondern fördert sogar neue Mengen derselben aus ihr heraus, die bis dahin menschlicher Benutzung entzogen waren, und vergrößert durch sie das Erwerbs- und Thätigkeitscapitel des Volks. Der Bergbau wird ferner nicht blos durch Staatsmittel, sondern auch durch eine namhafte Anzahl von Privaten (Gewerken) betrieben, und in Folge der Auflagen, die der Fiscus auf sein Ausbringen geworfen hat, besteuert derselbe indirect einen Theil von Privatreichthümern, die seinen Argusaugen sich außerdem zu entziehen wissen würden. Der Staatsfiscus ist in Sachsen sogar so weit gegangen, den wahrhaftig nicht unbedeutenden Gewinn, den die einzelnen Gruben durch eigene Verschmelzung ihrer Erze haben könnten, mittels einer errichteten Generalschmelzadministration an sich zu ziehen. Endlich läßt sich auch der Erwerb des Bergbaus viel leichter übersehen und seiner Ergiebigkeit ist durch Besteuerung viel eher beizukommen — denn sein Vermögen liegt offen da und kann sich der Gewerbsteuer nicht entziehen — als dem freien Gewerbe und dem gewonnenen Capital des Privatmannes. Daß Das, was hier gesagt worden ist, nur Andeutungen sein sollen, sich aber auch vorzugsweise nur auf den Silberbergbau beziehe, liegt auf der Hand. Denn bei dem Eisenbergbau, dem der Verf. eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat angedeihen lassen, finden wenigstens theilweise andere Verhältnisse und Rücksichten statt. Übrigens wäre allerdings wol die Bedenklichkeit zu erheben, ob der Verf. recht gethan habe, daß der Bergbau auf edle Metalle von ihm so unverhältnißmäßig kurz behandelt worden ist.

Wir schließen mit dem Geständnisse, daß wir aus Hrn. Osiander's Werke vielfache Belehrung geschöpft haben, und fügen den aufrichtigen Wunsch hinzu, daß sein Fleiß bei den Deutschen die verdiente Anerkennung finden möge, die ihm von den Franzosen versagt worden ist.

Karl Zimmer.

Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller. Von J. G. Hennes. Stuttgart, Cotta. 1841. 8. 20 Ngr.

Wir sind auf den Reliquiendienst angewiesen. Ist es nun unsere Armuth, oder unsere Frömmigkeit, die nach den Lumpen der Großen und Berühmten herumsucht und sie am Sonnenschein aufhängt, während wir doch ihre großen Eigenschaften keineswegs nur mit dem Auge der Pietät betrachten. Wir haben große und kleine Lumpensammler gehabt und sie haben Glück gemacht; wol vorzüglich mit um deswillen, weil wir aus den Lumpen auf die Kleider der großen Männer und vielleicht noch weiter schließen konnten, wo ihr Kleid in Falten sich legte und wo sie den Rock abtrugen.

Schiller hat schon vielfach herhalten müssen. Aber er hat die Liebe der Nation für sich, zum Theil noch die Begeisterung; also hat man Alles, was von ihm kam und über ihn Nachricht gab, mit Theilnahme aufgenommen. Seine Verehrer haben ihm nie gezürnt und lieber, wo er schuldig erschien, auf Andere, auf seinen großen Freund, die Schuld gewälzt. Die unbedeutendsten Aufschlüsse waren willkommen und was noch sonst wer über ihn bringen wird, aus welchem vergessenen Winkel, wie unbedeutend es sei, es wird immer gute Aufnahme finden, obwol man doch eigentlich behaupten könnte, sein Wesen sei von einer so klaren, durchsichtigen Natur, daß, wer ihn einmal erkannt, ihn ganz kennt und durch Zufälligkeiten, Begebnisse oder Thaten in seinem Leben, die etwa auftauchen, keine neuen Aufschlüsse über ihn erhält.

Das uns vorliegende Buch hat einen seltsamen Titel, der wenigstens nicht zum Inhalt paßt. Möglich, daß der Herausgeber damit das Andenken eines geachteten und befreundeten Mannes ehren und aufrecht erhalten wollen; aber was er uns bringt, gehört nicht diesem, sondern Schiller's Familie an. Fischenich, begünstigt vom Kurfürsten Max Franz und zum Lehrer an einem der Lehrstühle der neuen zu Bonn errichteten Universität bestimmt, hatte sich, nachdem er seine Studien früh absolvirt, längere Zeit in Jena und Weimar aufgehalten und war daselbst mit Schiller und dessen Familie in innigen Verkehr getreten. Als er nach Bonn zurückkehrte, entspann sich zwischen ihm und der Familie des Dichters der lebhafteste Briefwechsel, der auch fortdauerte, als Fischenich später, nach den Befreiungskriegen, jetzt, nach manchem Misgeschick, in hohen Ehren und allgemeiner Achtung, nach Berlin versetzt ward. Seine edle Persönlichkeit hatte ihn beiden Gatten sehr nahe gebracht und Schiller interessirte sich auf das lebhafteste für ihn, als unter der Franzosenherrschaft der treue Diener des Kurfürsten und der ernste deutsche Mann in Verlegenheiten und Noth gerieth. Aber Schiller's eigene Briefe sind, wenigstens die, welche sich erhalten haben, sehr unbedeutend und gehen kaum hinaus über die gewöhnlichen Freundes- und Familienmittheilungen. Den Haupttheil des Buches bilden dagegen die Briefe seiner Gattin Charlotte, geborenen von Lengenfeld, die, trotz der Liebe und Verehrung für ihren Schiller, doch eine wahrhafte Seelenneigung für den edeln Freund an den Tag legt.

Diese Briefe sind es eigentlich, was uns im Buche geboten wird. Das Andenken an Fischenich wird zwar auch durch eine kurze Biographie Seitens des Herausgebers gefeiert, es bleibt aber Nebensache. Charlotte von Schiller war eine edle Frau, ihres Gatten würdige Genossin, die Bewundererin seines Geistes, die treue Pflegerin des Leidenden; selbst aber war sie kein so hervorragender Geist, daß ihre Briefe um ihrer selbst willen von Bedeutung wären. Die frühern sind auch in der That, abgesehen von der persönlichen Stellung, so unbedeutend, etwa nur Proben, wie alle edle Frauen aus jener Bildungsperiode geschrieben haben würden, daß es sich kaum gelohnt haben würde, sie durch den Druck bekannt zu machen, wenn nicht der Name der Schreiberin und der Hauptgegenstand derselben Schiller wäre. Die spätern gewinnen allerdings an Interesse und an Kraft des Ausdrucks, zumal während Schiller's Krankheit, und es hat den Anschein, als habe die Seele der edeln Frau durch den Schmerz und die Erschütterung sich über ihr Niveau erhoben.

Von Thatsächlichem, was zur Kenntniß der Zeit und ihrer Verhältnisse — wir meinen nur die nächste Welt um Schiller — beitragen könnte, erfahren wir nur wenig. Es lag nicht in der Sitte, von Dem in Briefen viel Worte zu machen, was

für uns von Werth wäre. Es galt für einen guten Briefstyl, wenn auch nicht mehr wie zu der Gleim'schen Zeit, sich lieber in Gesinnungsversicherungen zu ergießen, statt von den realen Dingen zu sprechen. Doch finden sich immer einzelne Brocken, die man mit Dank hinnehmen muß.

So erfahren wir, daß Schiller's Gattin in großer Sorge war, daß ihr Gatte, bei dessen Besuch in Berlin, sich dort könne fesseln lassen: „Wir waren dieses Frühjahr in Berlin; man war sehr artig gegen Schiller und machte ihm vortheilhafte Anträge, dort zu bleiben. Mein ganzes Herz war verwundet bei diesen Aussichten; denn so trostlos wie die Natur waren mir die nähern menschlichen Verhältnisse auch. Meiner Familie (Kinder) wegen hätte ich nicht dagegen sprechen können. Aber man hat sich hier thätig und freundschaftlich gezeigt und unser Herzog hat für Schiller gethan, was er verlangt; und wir sind nun fester an den hiesigen Boden geknüpft."

Über die Berufsbestimmung ihrer Söhne sagt Frau v. Schiller: „Zum Soldaten bestimme ich keinen. Es würde mich sehr unglücklich machen, in der Zeit der Gefahr einen Sohn im Kriege zu wissen; und in der Zeit der Ruhe ist es ein Leben, das einen Menschen, der nicht in sich selbst eine Quelle von thätigem Leben des Geistes hat, niederdrückt; und der unendlichen Langeweile, die dieser Stand hervorbringt, unterliegen viele thätige Geister doch am Ende. Die schöne Illusion, für sein Vaterland, seine Nation zu fechten, ist bei uns Deutschen so verschwunden; man kann nur Enthusiasmus für die engern Verfassungen, für seine Familie, im strengsten Sinne sich erhalten; sonst ist Alles aufgelöst, oder so leicht zusammengehalten, daß jede größere Macht zerstören kann, wenn sie den Willen hat." Dies schrieb sie 1805; es ist seitdem anders geworden.

Rührend ist die Klage über Schiller's Tod; folgendes Bekenntniß ist einer der Momente, wo sich die Schreiberin zu einer Höhe des Ausdrucks erhebt, den ihre frühern Briefe nicht athmen: „Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewonnen und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nothwendig zu seiner Existenz wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verband. Seine poetische Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als seiner philosophischen, hat auch unser Wesen noch fester aneinander gefesselt. Dies Alles ist nur für Ihr Herz, lieber Sohn (wie sie den Freund gewöhnlich titulirte, obgleich er nur um wenige Jahre jünger als sie war)! Ich würde sonst zu keinem Menschen so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich unersetzlich verlor, daß ich alle höhern Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen."

Im Jahre 1821 ist Schiller's Witwe bei einem Besuche, den sie ihrem Sohne abstattet, am Rheine und besucht auch die Assisen. Es ist interessant, das Urtheil einer hochgebildeten, edeln Dame aus der romantischen Zeit, das Urtheil von Schiller's Gattin über das Geschwornenverfahren und die Öffentlichkeit der Gerichte zu hören. Gewiß schrieb sie es aber nicht auf, damit es veröffentlicht werde: „Es ist eine sehr belebende Art, über das Recht zu sprechen; und obwol die menschliche Natur — die meistens leider im Zügel gehalten werden muß und nicht das Gute zu suchen lebt, sondern das Leben auf alle Art zu benutzen und zu genießen — nicht auf einmal sich erhebt, so glaube ich doch, ist das öffentliche Verfahren eine Stufe zum Besserwerden; denn es werden so viele Dinge zur Sprache gebracht, die zum Guten den Weg zeigen; wer hören will, kann viel hören."

Ein Geistlicher in Würtemberg — wir wollen mehr Schonung beobachten als der Herausgeber und den Namen nicht nennen — der Hauslehrer in Schiller's Hause gewesen, kommt sehr übel weg in diesen Briefen. Da er noch lebt, wäre es Anstandspflicht gewesen, den Namen wenigstens wegzulöschen wenn er sich nicht selbst vor kurzem durch Notizen über das Schiller'sche Hauswesen und das Walten seiner Gattin darin gegen diese letztere so versündigt hätte, daß der Herausgeber diese Art Vergeltung für gerechtfertigt hielt. Weshalb aber, da das historische Factum doch eingestanden werden muß, daß Schiller sich begeistert fühlte für die französische Revolution, die Anführung erbaulicher Floskeln aus Jarcke gegen diese Begeisterung? Das heißt Geschichte schreiben und entschuldigen wollen, daß Titus und Marc Aurel Heiden waren! 15.

Skizzen aus der vornehmen Welt, von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". Erster Theil: Marie. Novelle. Breslau, U. Kern. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein sehr hübsch geschriebener, sehr unterhaltender und dabei doch guter, d. h. sittlicher Roman, der den Leser nicht in die zweideutige Wirklichkeit des vornehmen Lebens versetzt, ihm in anziehender Form und Sprache den höchsten Grad von Frivolität vorführt und am Schlusse noch in Zweifel läßt, ob nicht dieses hohle Wesen, diese Eitelkeiten, Kleinlichkeiten, Intriguen und leichten Grundsätze charmant oder doch wenigstens sehr zu entschuldigen sind. Aber auch keine Nachahmung der jetzt so beliebten Lebensbilder, kein Seiten- oder Gegenstück zu den berühmten „Skizzen aus dem Alltagsleben", sondern ein Original, ein frisches, lebendiges, naturgemäßes Bild aus der liebenswürdigen Wirklichkeit des vornehmen Lebens — kurz, eine sehr dankenswerthe Gabe. Wir finden hier, wie bei der Homöopathie, mit Wenigem viel ausgerichtet. Im engen Raume eines Landguts, in der kurzen Zeit von einigen Wochen, in einer kleinen, bei der jungen Gutsherrschaft zum Besuch zusammengekommenen Gesellschaft spinnt sich der Roman in mancherlei Verzweigungen an und spielt zu einem befriedigenden, wenngleich überraschenden Ende, unterhaltend und spannend bis zur letzten Seite, fort. Baron Feldner und seine liebenswürdige Gemahlin, die Wirthe der Gesellschaft und Mariens, einer zweiundzwanzigjährigen, berühmten, sehr hübschen und geistreichen Schriftstellerin Freunde, stehen eben in Erwartung dieses ersehnten Gastes. Nur Hofrath Rein, Hausfreund, aber nicht hervortretende Figur, und Franz, der siebzehnjährige Neffe der Baronin, von frühester Jugend an ein leidenschaftlicher Verehrer Mariens, kennen unsere Heldin persönlich, Alle aber sind natürlich sehr begierig, sie kennen zu lernen. Während sie sich umkleidet, schildert ihr die Baronin mit wenigen Worten die ihrer im Salon harrenden Personen. „Frau von Willert, Witwe, der Witz in Frauenkleidern und daher in verschiedenen Kreisen der Residenz die belebende Kraft, aber zugleich auch die allgemeine Erzieherin. Frau von Goldhand, ebenfalls Witwe, eine zarte Natur, im Besitz einer Fabrik, in welcher sie die Gefühle vor dem Gebrauch verfeinert. Im Schmachten ein verkörperter Frühlingsabend. Ihre Tochter Louise, Frau von Goldhand in einer neuen Auflage, ohne ein Fäserchen Natur, schöne Augen und eine schlanke Gestalt. Herr von Anlow, Diplomat, kein gewöhnlicher Mensch, dem ich es verzeihe, daß er sich bei uns langweilt und nur hier aushält, weil er in Folge eines Sturzes mit dem Pferde an der Brust leidet und auf dem Lande frische Milch trinken will. Herr von Rosen, jung, elegant und ein Narr. Hasfeld ein Dichter. Graf Solms, ein junger Gutsbesitzer, wol der interessanteste; kräftig, ernst, geistvoll, nicht immer liebenswürdig — aber immer sicher und ein entschiedener Gegner aller Schriftstellerinnen."

Die drei Damen und Solms sind im voraus entschlossen, Marien anmaßend und unweiblich zu finden; Erstere erhalten sich ziemlich lange in ihrer Antipathie, erkennen aber dann doch ihre Herzensgüte, ihren Geist und ihre Anspruchslosigkeit an. Ihre erste Erscheinung macht alle anwesenden Männer ihr unterwürfig, so sehr sich auch des Grafen Stolz gegen diese Regung seines Herzens auflehnt. Verachtung aller aus dem gewöhnlichen Gleise heraustretenden Frauen und persönliche Erbitterung gegen Marien, die seinem besten Freund, ihrem Vetter Georg verlobt gewesen und nach genauer Prüfung ihres

Herzens nur schwesterliche Gefühle, keine Liebe darin findend, die Verbindung wieder gelöst, gewähren nur kurzen Widerstand; und ohne Mühe oder Koketterie gelingt Marien die im jugendlichen Übermuth und durch beleidigten Stolz erwünscht gewordene Eroberung. Zum zweiten Mal glaubt sie zu lieben, während doch nur geschmeichelte Eitelkeit und persönliches Wohlgefallen sie in diesem Irrwahn befangen halten. Hasfeld liebt die Geistesverwandte mit Leidenschaft, aber ohne Erwiderung, macht Anton zum Vertrauten seines Kummers und entflieht endlich der Gefahr. Nach hartem innern Kampf erklärt sich Solms gegen Marien und bittet als Bewerber auftreten zu dürfen, sobald er seine Mutter günstig gestimmt, die sich schriftlich entschieden gegen des Sohnes Wünsche erklärt hat. Er geht und nun erst gelangt Marie zur richtigen Erkenntniß seines Charakters, seines launischen, anmaßenden Benehmens und zu einer Ahnung ihres wahren Gefühls. Sie liebt ihn nicht, will aber treu ihr Wort halten, wenn er der Mutter Einwilligung bringt. Der edle, feinfühlende und feinbeobachtende Anlow hat sich ihr vom ersten Augenblick an als Freund genähert; er wähnt sein Herz der Liebe erstorben und muß sich jetzt gestehen, daß es Marien mit allen Fasern anhängt. Ohne Worte erräth er ihr Verhältniß zu Solms und leidet furchtbare Qualen. Solms kehrt an dem bestimmten Tag zurück, begleitet von seinem Freund Georg, der Marien längst vergeben, ihr nie gezürnt hat. Dem ersten peinlichen Zusammentreffen im Salon zu entgehen, eilt sie in den Park, woselbst ihr Solms unvermuthet mit Georg entgegentritt. Im Ungestüm der Liebe, im Bewußtsein seines hohen Werths und seiner Unwiderstehlichkeit bringt er augenblicklich seine Bewerbung an, unter der von seiner Mutter gestellten Bedingung, daß sie aufhören solle Schriftstellerin zu sein. Der mit Unzartheit und Überschätzung seiner selbst gemachten Foderung begegnet Marie auf verdiente Weise. Ihr ganzer Stolz erwacht — ein Augenblick löst das von ihrer Seite nur locker geknüpfte Band. Solms ist unglücklich und verläßt nach kurzer Begrüßung im Schloß die Gesellschaft unter nichtigem Vorwande. Marie fühlt sich von einer drückenden Last befreit und ahnt die erste einzige wahre Liebe ihres Herzens, zu welcher sich unbemerkt die freundschaftliche Empfindung für Anlow gesteigert. Dieser, überwältigt von seiner Leidenschaft, erliegt der körperlichen Schwäche im Augenblick der erwarteten Rückkehr seines Nebenbuhlers. Ein Blutsturz hält ihn während der entscheidenden Katastrophe von der Gesellschaft entfernt. Solms' Bruch mit Marien und seine plötzliche Abreise erfährt er erst spät durch Franz. Hoffnung erfüllt sein Herz und stellt ihn schnell her, er gelangt ans gewünschte Ziel, zu Mariens Besitz. Georg hat sich unterdessen mit Fräulein von Goldhand durch gemeinschaftliches Aufnehmen der schönsten Punkte zu einem Album für den Geburtstag der Baronin näher bekannt gemacht. Seine Natürlichkeit überwindet ihre Ziererei. Am Geburtstag, zu dessen Feier Franz sich in Festlichkeiten erschöpft, erscheint Solms noch einmal, reuig, demüthig. Er erhält Mariens Verzeihung, aber zugleich auch die Versicherung, daß sie ihn nie geliebt. Im Innersten verletzt, stürmt er fort und Tags darauf werden die beiden Verlobungen bekannt.

Wenig Handlung, keine erheblichen Begebenheiten, geringe Mittel und doch ein genügender Erfolg. Die Charaktere sind meistens gut gezeichnet und vortrefflich durchgeführt, besonders Franz, Anlow und Rosen, der sich zuletzt sehr verwundert, daß sich Niemand zum Sterben in ihn verliebt hat, zugleich aber doch froh ist, seine Freiheit behalten zu haben. Marie selbst ist kein Ideal weiblicher Vollkommenheit, durchaus nicht frei von weiblicher Eitelkeit, weiblichen Schwächen und Täuschungen; aber ein edler, offener, liebenswürdiger Charakter, der an sich selbst die Möglichkeit darthut, fremde Herzen und Neigungen mehr schildern zu können, ohne das eigene Innere recht zu verstehen. Wir finden in diesem Romane nirgend leeres Geschwätz, hochtönende Phrasen, wol aber hier und da sehr schöne Gedanken eingestreut. Das eingelegte Gedicht „Der Fall der Ommaijaden" erscheint hier nicht ganz am rechten Orte; es stört die Einheit des Ganzen und bringt nicht den gewünschten Eindruck hervor. Möchte uns die geistreiche Verfasserin recht bald durch eine Fortsetzung ihrer „Skizzen aus der vornehmen Welt" erfreuen.

70.

Literarische Miscellen.

Daß die Kämpfe der Häuser York und Lancaster, der weißen und rothen Rose, obgleich von Shakspeare herab bis auf die Gegenwart tüchtig ausgebeutet, doch eine für den Novellisten noch nicht abgebaute Grube sind, beweist der historische Roman: „Trevor Hastinges, or the Battle of Tewkesbury", von dem Verf. des „Henry of Monmouth" (London 1842). Die Erzählung beginnt mit dem Zeitpunkte, wo Graf Warwick wegen einer von Eduard IV. ihm zugefügten Beleidigung den Hof verläßt, in der kochenden Brust den Racheentschluß, dem undankbaren Könige die Krone zu nehmen, die er ihm gegeben. Sobald er die Nation zur Empörung hinreichend bearbeitet, hier und da schon Aufläufe stattgefunden, wirft er die Maske ab und erklärt sich für den gefangenen Heinrich VI. aus dem Hause Lancaster, den er bis dahin unversöhnlich gehaßt. Unter Vermittelung Ludwig's XI. von Frankreich schließt Margarethe, Heinrich's Gemahlin, mit Warwick ein Bündniß, das alle frühern Unbillen vergessen machen und die stolze Königin und den stolzen Grafen zu gemeinsamer Bekämpfung Eduard's vereinigen soll. Durch eine Reihe lebendiger Schilderungen der Zeit und ihrer Gestalt führt der Verf. seine Leser auf das Schlachtfeld von Tewkesbury, wo die Sache des Hauses Lancaster den letzten Todesstreich erhielt. Inmitten jener Scenen voll Blut und Greuel, voll Verrath und Hinterlist steht die Heldin des Romans, Eleanor Lavenham, und ihre Liebe zu Trevor Hastinges und was sie um dieser Liebe willen thut und leidet, sind die versöhnenden Momente. Außerdem gebührt dem Verf. das Anerkenntniß, viele seiner historischen Personen treu nach dem Leben und mit geschichtlicher Wahrheit gezeichnet zu haben. So Warwick, der herrschsüchtige „Königsmacher"; so Margarethe, die unerschrockene, aber stolze und starrsinnige Frau, die kein Unglück beugen, keine Niederlage entmuthigen konnte; so Ludwig XI., der schlaue, heuchlerische Pfaffenkönig; so sein Bartscherer, der pfiffige Oliver Dain, der sich bereits bei Walter Scott zu bedanken hat. Mehr jedoch als in der Charakterzeichnung bewährt sich die Stärke des Verf. in der Darstellung von Handlungen. Seine Beschreibung der Schlachten von Barnet und Tewkesbury und der Hinrichtung der gefangenen Häupter des Hauses Lancaster darf im höchsten Grade gelungen heißen.

Alles kommt heutzutage unter die Presse — vorausgesetzt, daß sich ein Verleger findet oder Jemand, der Druck- und Vertriebskosten bezahlt. Ein solches zu bezahlendes Vermächtniß ist John Scott's „Journal of a tour to Waterloo and Paris in company with Sir Walter Scott in 1815" (London 1842). John Scott wollte oder konnte nicht sterben, ehe sein Reisetagebuch gedruckt wäre, und kaum war der Druck zur Hälfte beendigt, so starb er doch und hinterließ seinen Erben die Befriedigung der Verlagshandlung Saunders and Otley. Das Buch könnte sehr interessant sein. Die Reise, die es beschreibt, machte der Verf. zu günstigster Zeit. Der Kampf war eben ausgefochten, der das Schicksal Europas entschied, die Opfer, die er gefodert, waren noch sichtbar auf den Feldern von Waterloo, Napoleon's Stern war untergegangen, zum zweiten Male saß Ludwig XVIII. auf dem Throne des großen Karl, und das gedemüthigte Frankreich sah die Bivouacs der Sieger auf den freien Plätzen seiner Hauptstadt. Von alledem war John Scott Augenzeuge, Augenzeuge an der Seite eines Walter Scott. Also könnte sein Buch sehr interessant sein. Aber was darin einigermaßen unterhält, beschränkt sich auf ein Dutzend wenig bekannter Anekdoten und ein halbes Dutzend Bagatellen; es ist summa summarum ein Klatschbuch — a gossiping work.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Skandinavien, Rußland, England und Deutschland.

Des différends entre les nations civilisées et de leurs causes par le Comte *David Fröhlich*, Suédois. Paris 1842.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ist ein Schwede, der uns seine Bemerkungen über die von ihm durchreisten Länder mittheilt. Man sieht sogleich, daß man es mit einem Manne von trefflicher Beobachtungsgabe zu thun hat, welcher die Dinge nicht nur von der Oberfläche betrachtet, sondern bemüht war, den Erscheinungen auf den Grund zu sehen. Aber nicht nur ein unterrichteter und gründlicher Beobachter ist der Verf., sondern auch ein freier. Obwol der Geburt nach der höhern Aristokratie angehörend, sind ihm doch die Vorurtheile seines Standes fremd, ja er gehört der entschieden freien Richtung, in politischer wie religiöser Beziehung, an, und es möchte Einer, dem der Verf. unbekannt wäre, beim Lesen des Buchs schwerlich darauf kommen, daß dieser ein schwedischer Graf ist.

Der Verf. sagt selbst, im ersten Capitel, wo er seine politischen Ansichten und die Beweggründe zur Veröffentlichung seiner Schrift auseinandersetzt, daß er dem Kosmopolitismus huldige. Doch ist dieser nicht jener vage, verschwimmende, nichtssagende, wie er noch vor einigen Jahren bei uns in der Mode war, der keine Nationalitäten gelten lassen, sondern alle Völker über einen Kamm geschoren wissen will — eine Foderung, die nur Flachköpfe machen können, weil sie die unendliche Mannichfaltigkeit nicht kennen, welche die Natur, wie allenthalben, so auch unter den Völkern ausgestreut hat —, sondern es ist ein Kosmopolitismus, dem gewiß jeder Billige und Verständige seinen Beifall nicht versagen wird. Wie nämlich in jedem einzelnen Staate die Rechtsidee die einzige Reglerin des öffentlichen Zustandes sein soll, so will der Verf., daß auch sämmtliche Verhältnisse, welche zwischen den einzelnen Völkern bestehen, auf diese Idee des Rechts zurückgeführt werden möchten, ein Ziel, worauf im Ganzen genommen unsere Zeit hinarbeite und wodurch dann von selbst jene viele Zwistigkeiten aufhörten, in welchen wir die Völker Europas noch befangen sehen. Dies scheint nun freilich auf einen sogenannten ewigen Frieden hinzudeuten und unsere Leser werden vielleicht darüber stutzen, da sie wohl wissen, daß, so lange es Menschen gibt, auch Reibereien nie fehlen werden. Allein unser Verf. ist viel zu praktisch, als daß er sich selbst mit einem solchen Phantome täuschte. Den Krieg gänzlich verbannen zu können, ist nicht seine Meinung: er will nur, daß die gegenwärtigen Beziehungen der europäischen Staaten zueinander verbessert würden, eine andere Grundlage, andere Motive erhielten, besonders was Handel und Verkehr betrifft. Und warum sollte es nicht möglich sein, daß zwischen den europäischen Völkern ebenso die hemmenden Schranken des freien Verkehrs einmal fallen, oder doch gemäßigt würden, wie bei uns in Deutschland durch den Zollverein? Der Verf. wollte nun den Ursachen nachspüren von den bisherigen Verhältnissen der europäischen Staaten zueinander, und zu dem Ende unternahm er seine Reisen, deren Resultate er von dem zweiten Capitel an mittheilt.

Das zweite Capitel handelt von dem Norden, und zwar von Schweden, Norwegen, Dänemark und Rußland. Von Schweden, als seinem Vaterlande ausgehend, findet es der Verf. vor allen Dingen ungerecht, daß man sich so wenig um die Staaten geringern Ranges bekümmere, diese mit ein paar Worten abmache, ohne sich näher über die eigentlichen Verhältnisse zu unterrichten. So habe er auch über Schweden im Auslande durchaus falsche Ansichten verbreitet gefunden. Es seien insbesondere fünf Punkte, welche man angeführt habe: 1) Die frühere Dynastie, die Wasa, hätte noch einen bedeutenden Anhang in Schweden und sei nicht ohne Hoffnungen, einmal den schwedischen Thron wieder zu besteigen. 2) Zwischen den Schweden und Norwegern herrschten schwere Misverständnisse und nationale Antipathien, welche die Verbindung beider Länder sehr problematisch machen. 3) Die Schweden seien unter sich selbst nicht einig. 4) Ihre Finanzen und Hülfsquellen seien so gering und schwach, daß sie im Falle eines Krieges nicht den geringsten Anstoß aushalten könnten. 5) Aus allen diesen Gründen bestehe die Unabhängigkeit der Schweden nur dem Namen nach: es müsse sich nothwendig an Rußland, als an seinen Protector, anschließen.

Was nun die erste Behauptung betrifft, so weist diese der Verf. entschieden zurück. Erstens denke der gegenwär-

tige Repräsentant der Familie Wasa selbst nicht daran. Sodann habe bei den Schweden das Erbrecht im Bezug auf den Thron niemals in gleicher Linie mit dem Privaterbrecht gestanden: das Princip der Legitimität sei in Schweden niemals so anerkannt worden, daß nicht auch dem Volke sein Recht geblieben wäre, eine Dynastie zu wählen. Von uralten Zeiten her sei es so gewesen. Sodann seien wirklich keine Sympathien für die alte Familie vorhanden. Und weder der Adel noch irgend ein anderer Stand besitze in Schweden einen so großen Einfluß, um der öffentlichen Meinung zuwider dem Volke einen König zu setzen. Dies würde niemals möglich sein, selbst wenn die Ansprüche Gustavson's von den Mächten unterstützt würden, die mit seiner Familie verwandt sind.

Diese letztere Bemerkung führt den Verf. zu den moralischen und materiellen Kräften Schwedens, welche es jeder Macht, die sich in seine innern Angelegenheiten mischen will, entgegensetzen könnte. Was die Finanzen betrifft, so seien diese viel zu gering angegeben. Man rechne sie auf 1¼ Million Pfund Sterling. Man bedenke aber nicht dabei, daß der ganze Unterhalt des 30,000 Mann starken Heeres und der Matrosen davon nicht bestritten werden darf, welchen die einzelnen Proprietaire als Steuer über sich genommen haben; ferner, daß die kirchlichen Institute, Unterhaltung von Straßen nur einen sehr geringen Theils des Budget wegnehmen, endlich, daß Schweden keine Nationalschuld habe und daß seine Bank, welche ausschließlich dem Staate gehört, in den glänzendsten Umständen sich befinde. Was Schwedens moralische Kräfte betrifft, so werde davon gar nicht gesprochen, und doch sei auf keine Weise zu verkennen, daß die liberalen Ideen sich daselbst immer mehr entwickeln und zwar in einem sehr ausgedehnten Sinne. Was der Verf. in dieser Beziehung über die einzelnen Stände des Reiches sagt, wollen wir ausführlicher mittheilen.

Die Hauptmacht — sagt er S. 41 —, moralische wie materielle, beruht ohne Widerrede auf dem Bauernstande, der im Besitze von mehr als Dreiviertel des schwedischen Bodens, im Besitze politischer constitutionneller Rechte, seit einiger Zeit angefangen hat, seine Aufgabe zu fühlen und nicht mehr eine träge, von verschiedenen Parteien geleitete Masse zu sein. Im Ganzen vielleicht schon unterrichteter als die Bauern in andern Ländern, kann man ihre Tendenz zu einer immer größern Aufklärung nicht mehr in Zweifel ziehen, welche ihre Deputirten seit langer Zeit in Allem bewährt haben, was sich auf Politik bezieht. Die Deputirten, welche die Bauern aus ihrer Mitte zu wählen verpflichtet sind, haben immer und in den letzten Zeiten mehr als jemals gezeigt, daß sich bei ihnen nicht nur Männer von großen Talenten, sondern auch und in der Regel ein öffentlicher Geist finde, der jede Probe aushalten kann. Die mittlere Classe wächst, wie überall, und nimmt täglich an Einfluß zu. In Bezug auf den Adel begnügen wir uns zu sagen, daß er weder feudal ist, noch einen herrschenden Einfluß, wie ehedem, erstrebt. Wenigstens hat er auf dem letzten Reichstage zu Gunsten einer Vereinigung der Stände in Bezug auf die Nationalrepräsentation auf den Altar des Vaterlands als Opfer jenes einzige Vorrecht der Geburt, das ihm geblieben, niedergelegt, nämlich das, zufolge dessen alle Häupter der adeligen Familien oder ihre Delegirten ohne Wahl eine der vier legislativen Kammern ausmachen. Dieser großmüthige Schritt des schwedischen Adels ist zwar noch nicht definitiv: aber die Vereinigung wird nichtsdestoweniger statthaben, auf die eine oder die andere Weise, und dann ist zu erwarten, daß alle Arten der Trennungen, die eigentlich mehr scheinbar als ernsthaft waren, aufhören werden. Übrigens ist die Lösung dieser Frage über eine Reform der Repräsentation noch nicht gewiß. Es handelt sich um nichts Geringeres, als daß die Gewalt der vier Stände, des Adels, der Geistlichkeit, der Bürgerschaft und des Bauernstandes aufgegeben werde zu Gunsten des Volks und nach einer ziemlich demokratischen Wahlart. Es ist nothwendig, daß alle vier Stände noch einmal und ohne Modification diesen Vorschlag annehmen. Endlich bedarf es noch der königlichen Bestätigung.

Außerdem, daß die Repräsentation durch vier Kammern absurd sei, meint der Verf., sei zu bedenken, daß man sich durch die Annahme des Vorschlags der norwegischen Constitution noch mehr nähern und die Verbindung beider Länder noch mehr befestigen könne.

Was die Norweger betrifft, so sagt der Verf., daß sie seit 1814 zwei große politische Probleme mit einem eclatanten Erfolge gelöst haben, nämlich einmal, daß sie sich, bisher unter einem absoluten Monarchen, auf einmal frei gemacht und eine Constitution erworben haben, die ihnen mehr Freiheit gewährt als irgend eine Republik, zweitens daß sie eine Föderation zwischen zwei constitutionnellen Monarchien bewirkt haben, unter einem Könige, als dem einzigen Einigungspunkte. In Norwegen sei niemals ein zahlreicher Adel gewesen: die Geistlichkeit hatte nie, wie in Schweden, politische Rechte. Darum sei die jetzige Verfassung so leicht einzuführen gewesen. Der Verf. rühmt an den Norwegern, wie dies schon von Andern auch gethan worden ist, nicht nur ihren großen politischen Takt, indem sich selbst unter dem Bauernstande ganz tüchtige Deputirte finden, ihren Sinn für politische Freiheit und doch zugleich ihre große Loyalität und ihre Achtung vor dem Könige, sondern auch ihre Bestrebungen, in intellectueller Beziehung immer weiter zu kommen und die Bildung unter allen Classen zu verbreiten.

Die Beziehungen Norwegens zu Schweden konnten sich nach dem Verf. nicht sehr ausdehnen. Zuerst zog die Regierung, um die Vereinigung zu hindern, einen Grenzcordon, außerdem sind die Producte des Austausches nicht zu viele. Dann wurden allerdings die Norweger etwas mistrauisch, als von Seite der Regierung die Bedauerniß sich hören ließ, Norwegen nicht zu einer schwedischen Provinz gemacht zu haben. Inzwischen wußten die Norweger wohl, daß der größte Theil der Schweden, und gerade die aufgeklärtesten, niemals diese Gesinnungen theilten. Der Verf. setzt nun weitläufig auseinander, daß gerade diese Art der Vereinigung, wie sie gegenwärtig zwischen Schweden und Norwegen bestehe, sodaß jedes Land seine eigene Verfassung und nur einen und denselben König habe, sowol für die Norweger als für die Schweden die vortheilhafteste sei. Was jene betreffe, so sei vorauszusetzen, daß bei einer Vereinigung der norwegischen Deputirten mit der schwedischen Kammer die letztere das Übergewicht bekomme, zum Nachtheil der erstern. Und den Schweden sei bei den gegenwärtigen Verhältnissen eine Garantie mehr für die Erhaltung der constitutionnellen Freiheit gegeben, indem sich die Norweger bestimmt jedem Angriffe auf die-

selbe widersetzen würden, da dieser sie zuletzt auch treffen könnte. Ja, der Verf. findet sogar, daß die Norweger bei aller Freiheit, die sie besitzen, welche wirklich sich mit jeder republikanischen messen kann, dennoch die Republik nicht wünschen können — wie man vielleicht aus einer neulich erschienenen Schrift „Revolution und Republik" schließen könnte —, indem bei einer solchen in Schweden eingeführten Verfassung nothwendig die Kammern beider Länder vereinigt werden müßten, was für Norwegen nur von Nachtheil sei. So könne die Föderation beider Völker dazu beitragen, sie in ihrer Überzeugung zu bestärken, daß die constitutionnelle Monarchie die beste Staatsform für die Freiheit der Völker ist.

Der Verf. weissagt nach den Bemerkungen, die er mitgetheilt, den beiden skandinavischen Brüdern schöne Hoffnungen für die Zukunft, zumal da sie nur einen Feind haben, der sie angreifen könnte. Dies sagt er freilich nur in der Voraussetzung, daß Dänemark, von welchem er nur diese einzige Notiz mittheilt, aufrichtig und beharrlich in der Zuneigung ist, die er angefangen hat den zwei andern skandinavischen Völkern zu beweisen, und daß es, durch die Macht der Civilisation, jene Politik aufgegeben hat, die es früher immer behauptet, nämlich feindlich gegen Schweden zu stehen.

Schwedens Verhältnisse zu Rußland bilden den Übergang zu der Betrachtung dieses letztern Staats. Der Verf. weist entschieden die Behauptung zurück, welche unter Andern auch de la Nourrais und Bères aufgestellt, daß Schweden sich nothwendig an Rußland anschließen müsse. Eine solche Allianz könne nicht erfolgen, ohne das Theuerste zu opfern, was die beiden skandinavischen Völker besitzen, ihre moralischen Kräfte, ihre bürgerliche Freiheit, ihren Fortschritt in der Civilisation. Es sei nicht abzuleugnen, daß diese Völker alle Elemente besäßen, um zur Feststellung eines politischen Systems beizutragen, dessen Grundlage die Gerechtigkeit und das Naturrecht sei. Und diese schöne Aussicht, die sich ihnen darbiete, die rühmlichen Hoffnungen, die man hegen könne, in jenem schönen Sinne fortzuschreiten, sollte man auf einmal hingeben durch eine Verbindung mit Rußland?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Heptameron. Gesammelte Novellen von Franz Dingelstedt. Zwei Bände. Magdeburg, Baensch. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den jüngern Romandichtern steht Dingelstedt mit in der ersten Reihe, obgleich er bis jetzt noch kein eigentlich großes Werk herausgegeben hat. Wer deshalb mit ihm rechten will, den verweisen wir auf die Vorrede zu der vorliegenden Sammlung, wo er neben mancherlei andern Bemerkungen auch über das Schreiben oder Nichtschreiben großer Werke sein Glaubensbekenntniß niederlegt. Mit einem Autor darüber zu streiten, ob er umfangreiche Bücher oder kleine Broschüren schreiben solle, scheint uns sehr unfruchtbar zu sein. Die Hauptsache ist, daß er überhaupt schreibt und, wo möglich, etwas Gutes, Tüchtiges. Nicht der Umfang, nur der Inhalt entscheidet über den Werth oder Unwerth eines Products. Dingelstedt ist bei dem Publicum beliebt, vielleicht beliebter als mancher Andere, der ihm an Talent nicht nachsteht. Woher kommt das? Uns dünkt daher, weil Dingelstedt die größern Fragen der Zeit, die andere Autoren im Ganzen und Vollen erfaßten und dadurch in allzu großer Schroffheit auf den Markt des Geistes brachten, in kleinerm, gefälligerm Formate dem Publicum gegenüber abhandelt. Sein hervorstechendes lyrisches Talent begünstigt ihn bei dem deutschen Publicum, indem es seine novellistischen Producte mit einem leisen Duft gefälliger Sentimentalität umhaucht, der auf deutsche Leser immer wirkt. Ref. hält dies für einen Fehler, da alle Novellistik in ihrer epischen Geschlossenheit mehr dramatisch als lyrisch sein soll. Mit diesem Bekenntniß haben wir zugleich den faulen Fleck in Dingelstedt's Novellen angedeutet und im Allgemeinen den Tadel ausgesprochen, der sie alle ohne Ausnahme trifft.

Der Verf. übergibt uns in dem „Heptameron" sieben theils größere, theils kleinere Novellen, eine Zahl, die den gewählten Titel rechtfertigt. Interessant durch ihren Stoff, der in einigen sich auf örtliche Facten gründet, regen sie durch gefällige Anordnung und noch mehr durch eine blühende Fülle der Sprache, die Dingelstedt immer zu Gebote steht, wohlthuend an. Verlangt man von einer Novelle, daß sie durchaus neu sei, dann freilich müßte Dingelstedt hinter Andern weit zurückstehen, denn, wie wir schon erwähnten, ist es unserm Autor eigenthümlich, früher aufgeworfene Fragen in seiner Weise, die eine weniger gründliche als volksthümliche ist, nochmals zur Sprache zu bringen und von dem Gesichtspunkte aus zu besprechen, oder sie vielmehr darunter zu rücken, der bei einer gewissen Beschränktheit doch die freie Bewegung in leisgezogenen Grenzen noch immer nicht ausschließt. Dies gilt vorzugsweise von den ersten beiden Novellen des ersten Bandes: „Misverständnisse" und „Die Scheidung". Dort spinnt sich die Fabel arabeskenartig um ein Geschwisterpaar, das frühzeitig durch ein herzloses Verhältniß ihrer Aeltern voneinander gerissen worden ist und bei späterer Begegnung in Liebe zueinander entbrennt. Beide bekämpfen zwar ihre Neigung und entgehen so einer blutschänderischen Verbindung, beide werden aber auch in dem Augenblick, wo sie nach jahrelangem Ringen einander doch endlich finden, in trostloses Elend gestürzt, das der liebenden Schwester das Leben kostet. In der „Scheidung" wird durch einen verheimlichten Fehltritt eines jungen Mädchens das Band einer spätern Liebe wieder dadurch zerrissen, daß sie dem Geliebten willenlos in somnambulem Zustande ihre Vergangenheit verräth, sich selbst in seinen Augen herabwürdigt und ihn für immer von sich stößt. An diese beiden größern Seelengemälde, die mit vieler Liebe und nicht gewöhnlicher Kenntniß des menschlichen Herzens entworfen sind, schließt sich ein kleineres: „Esel-Fritze", das durch Herzenseinfalt und naive Naturwahrheit ungemein rührend wirkt. Esel-Fritze ist ein gutmüthiger, derber Bursche aus Ems, dessen Leben darin besteht, daß er alle Sommer während der Saison für die vornehmen Badegäste sein Grauchen in Bereitschaft hält. Ein verloren gegangener Handschuh, den Fritze findet, gibt ihm Gelegenheit, mit einer jungen, schönen Gräfin bekannt zu werden. Das schöne Mädchen bezaubert durch ihre Freundlichkeit sein unbewachtes Herz. Fritze verliebt sich in die Gräfin, die aus Dankbarkeit und innigem Gefallen an dem treuherzigen Jungen während der Dauer ihres Aufenthaltes in Ems täglich seinen Esel besteigt und sich von Fritzen auf allen Partien begleiten läßt. Als sie Ems verläßt, wird es Esel-Fritze gar öde und traurig in seiner Heimat, und da er nichts Besseres vorhat, so macht er sich mit seinem Thiere mitten im Winter auf den Weg und zieht seiner geliebten Gräfin in die ostpreußischen Niederungen nach. Dort angekommen, trifft die Nachricht, daß die junge Comtesse unglücklich verheirathet sei, wie ein Donnerschlag sein liebendes Herz. Einige Worte der Gräfin bestätigen das Gerücht und der arme Junge sucht und findet, herzenskrank, wie er ist, seinen Tod in einem See. Der zweite Band enthält vier Novellen: „Gutenberg's Tod", mit historischem Hintergrunde, gewährt uns einen Blick in die Leiden des vielfach verkannten Mannes, ist aber als poetisches Product von keinem großen Belang. Glücklicher, weil von intensiverer Leidenschaft durchdrungen, scheint uns „Lorber und Dornenkrone", ein düsteres Nachtbild aus dem Künstlerleben, das den zeitwei-

ligen ungeheuern Erfolg einer talentvollen Künstlerin, ihre durch Eitelkeit und kleinlichen Egoismus geschlossene Ehe, die Unbefriedigtheit, die sie mitten im Glanz weltlichen Überflusses beschleicht, ihre Flucht aus dem Schutz des Hauses, ihr abermaliges Auftreten und ihren endlichen, durch Neid, Misgunst und das rächende Walten der Nemesis herbeigeführten Tod in lebendiger Sprache, mit viel Phantasie und Leidenschaft vor uns aufrollt. Äußerlich ruhiger, im Grunde des Herzens aber nicht weniger mächtig bewegt ist die zart und sinnig erfundene Erzählung „Blinde Liebe", das vollkommenste Gegentheil von „Das böse Auge", eine Novelle, in welcher Dingelstedt fuldaische Ereignisse aus dem Mittelalter benutzt, um ein etwas sehr ins Blutige und Wildromantische einschlagendes Räuber- und Mordbild zu entwerfen. Die Thatsache an sich ist interessant, in Dingelstedt's Behandlung dürfte sie schwerlich Bewunderer finden. Die meisten dieser Producte erinnern wir uns schon früher in Zeitschriften gelesen zu haben.

2. Das neue Novellenbuch. Von Eduard von Bülow. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1841. Gr. 12. 2 Thlr.

Bülow hat sich um die ältere Novellistik durch Herausgabe seines „Novellenbuch" (4 Bde., Leipzig 1834—36) ein nicht geringes Verdienst erworben. Seine Auswahl war größtentheils zu loben, wenn auch einiges Unbedeutende mit unterlief. Bei Sammelwerken dieser Art wird immer die Subjectivität des Autors als Prüfstein der zu wählenden Productionen gelten müssen, und diese kann die Kritik wol angreifen, aber nicht umgestalten. Bülow besitzt übrigens Kenntnisse genug und einen so feinen ästhetischen Geschmack, daß einzelne Verstöße dagegen höchstens einer momentanen unreinen Stimmung zur Last gelegt werden können. Dieser durchgebildete Geschmack hat den Herausgeber auch bei der vorliegenden Fortsetzung jenes größern Werks geleitet. Alle der Fremde oder frühern deutschen Schriftstellern entlehnten Novellen sind der Wiederbelebung in einem sprachlich neuen Gewande vollkommen werth. Deren enthält dieser erste Theil vier. „Die Stärke des Vorurtheils", eine Erzählung nach August Lafontaine, dem fruchtbaren, einst so viel gelesenen Romanschriftsteller, die Bülow's Wahl durchaus rechtfertigt. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß in einem so kleinen Rahmen das angeregte Thema schon glücklicher, anmuthiger und naturwahrer behandelt worden wäre, obgleich der Stoff nicht im geringsten auf Neuheit Anspruch machen kann. Der alte Zwist zwischen Adelthum und Bürgerthum, der gewöhnlich von dem erstern vergessen wird, wenn die Leidenschaft ins Spiel kommt, ist auch hier wiederangeregt, stürzt ein Mädchen bürgerlicher Abkunft in Bedrängniß, führt aber am Schluß zu einer glücklichen Lösung und gänzlichen Sühne. „Flor und Blanscheflur", jene reizende Sage, die neuerdings Immermann zur Grundwurzel seines herrlichen Gedichts „Tristan und Isolde" gemacht, schildert die abenteuerlichen Fahrten Flor's, des treu Liebenden, nach Bagdad, um die entführte Blanscheflur sich wieder zu erobern. Diesem schließt sich würdig die altfranzösische Sage von „Hug Schapeler" an, eine ins Fabelhafte gezogene Geschichte der Thaten Hugo Capet's. Mittelalterliche Derbheit, mit dem Reiz zarter Märchenpoesie verbunden, vereinigen sich in dieser prächtigen Erzählung so innig, daß wir die Lecture derselben Jedem empfehlen können, der sich für solche halb an die Sage, halb an die Geschichte streifenden Darstellungen aus dem Halbdunkel der mittelalterlichen Vorzeit interessirt. Ein modernes Gewand trägt die Novelle „Montford", nach Harriett Lee. Auch in ihr herrscht das düstere Element vor, Mord und Blutschuld sind die Einschlagsfäden der Intrigue, die sich indeß am Ende friedlich löst.

Außer diesen entlehnten steuert Bülow selbst drei eigene Novellenbilder bei, die alle poetischen Gehalt haben. „Das Modell", womit das Buch eröffnet wird, ist unter diesen Gaben jedenfalls nach Form und Inhalt die gelungenste. Hinsichtlich der Darstellung, der scenischen Anordnung und der stylistischen Durchbildung der Sprache erinnert Bülow gerade in diesem Product so auffallend an Tieck, daß, wäre die Novelle anonym erschienen, man leicht veranlaßt werden könnte, hinter diesem feingewobenen Novellenbilde den Geist des edeln Meisters zu vermuthen. Nur der Mangel an jenen kecken, geistblitzenden humoristischen Partien, die selten in einer Arbeit Tieck's ganz fehlen, läßt uns ahnen, daß ein anderer, an seinem Genius aber gereifter Geist hier thätig gewesen ist. Man könnte Bülow daraus einen Vorwurf machen, wenn man den Hauch von Nachahmung, den man der Novelle allerdings nicht ganz abstreifen kann, urgiren wollte. Allein eine Nachahmung in dieser Form läßt man sich schon gefallen, weil so nur ein bedeutendes Talent, ein mit allen Geistern der feinsten Cultur genährtes Gemüth nachahmen kann. Ein Maler soll für einen russischen Fürsten eine Venus malen, er sucht nach einem Modell, das er in einem einfachen Landmädchen findet. Dies aber will sich nur dann dazu willig finden lassen, wenn ihr der Maler die Ehe verspricht. Heiter geht der Maler darauf ein, vollendet das Gemälde und überreicht es dem Fürsten, der, davon entzückt, mit Fragen so lange in Bernhard dringt, bis dieser ihm gesteht, daß sein Modell ein lebendes sei. Der Fürst erfährt nun den ganzen wunderlichen Handel, und da Bernhard nicht undeutlich merken läßt, daß ihm die versprochene Ehe sehr unbequem sei, wünscht der sinnlich erregbare Fürst, das schöne Mädchen für sich zu gewinnen. Er läßt sie unterrichten, unterstützt ihre Mutter und thut Alles, um sie auf eine bedeutende Höhe der Bildung zu heben. Dadurch wird sie nun Bernhard mehr und mehr werth, er fühlt, daß er sie liebt, und eine trauliche Stunde entlockt Beiden das gleiche Geständniß ihrer Neigung und die Zusage einer glücklichen Nacht. Der eifersüchtige Fürst, unbemerkt Hörer und Zuschauer dieser Scene, beschließt sich an Bernhand zu rächen und das Mädchen zu verderben, ein Plan, der ihm vollkommen gelingt. Der überlistete Bernhard hält sich für verrathen und flieht nach Italien, das Mädchen stirbt nach langem Siechen, der Fürst empfängt von der Hand eines patriotischen Polen seinen verdienten Lohn und Bernhard findet seine Ruhe und seine Kunst erst am Grabe der schuldlos Geopferten wieder. Dies der Inhalt des zarten Bildes. Nur den Schluß, der etwas bombastisch und sentimental-pathetisch ausläuft, wünschten wir anders. Nicht so gelungen und künstlerisch durchgebildet sind die andern beiden Novellen Bülow's: „Die Sylvesternacht", eine visionaire Erzählung, und „Die Emancipirte", von dem Verf. als Novelle bezeichnet. Diese bringt das bekannte Thema von dem emancipirten Weibe abermals aufs Tapet, und zwar in einer Weise, die man zwar als pikant gelten lassen muß, der es aber durchaus an Naturwahrheit gebricht. Ein junger Edelmann, der für Frauenliebe ganz unempfänglich ist, wird durch Studien und Nachdenken zu der Überzeugung gebracht, daß die Ehe nur mit einer emancipirten Frau ein erträgliches Institut sein könne, ja er geht so weit, zu behaupten, daß es ihn gar nicht stören werde, wenn ein solches Weib früher auch eine Menge Verhältnisse vertrauterer Art gehabt habe. Ein paar seiner Freunde beabsichtigen inzwischen den scheinbar Unempfänglichen durch eine gebildete, vollkommene Schönheit, deren Lebenswandel nichts weniger als unbescholten ist, zu ködern. Der Bethörte, von diesem Plane nichts wissend, geht in die feingelegte Schlinge und — liebt die Emancipirte. Allein auch diese, von des Jünglings Leidenschaft erfaßt, fühlt zum ersten Male in dem neuen Verhältniß eine wahre innige Zuneigung und der junge Edelmann heirathet das schöne Weib trotz der Bekenntnisse, die es ihm ablegt. Beide leben glücklich, so scheint es; erst kurz vor dem Tode der reuigen, schönen Sünderin erfährt ihr Gatte, wie grenzenlos elend sie sich in dem ihr so unwürdig gefallenen Loose gefühlt habe. Von der „Sylvesternacht" läßt sich nur sagen, daß sie von lebhafter Phantasie zeugt, übrigens aber an Hoffmann'sche Spukgestalten erinnert. Uns hat sie nicht gefallen wollen, obschon wir ihm für die Geister, mit denen er scherzt, Dank wissen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Skandinavien, Rußland, England und Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 156.)

Der Verf. nimmt aber die Gefahr, welche von Rußland Schweden drohe, doch etwas zu leicht. Die Schweden, meint er, fürchten sich nicht mehr vor Rußland. Und der Grund davon möge außer dem Vertrauen auf ihre moralische Macht vielleicht darin liegen, daß die Russen im Vergleich mit Dem, was sie bei ihren andern Nachbarn, bei Deutschen, Türken und Asiaten zu erwarten haben, nichts bei den Schweden finden als die bürgerliche Freiheit, um die sie sich nicht bekümmern. Aber bedenkt der Verf. nicht, daß Rußland, welches sein Streben nach einer Universalmonarchie unverhohlen ausspricht und sogar drucken läßt, Alles verschlingen muß, was ihm in den Weg kommt? Daß es also auch den Schweden nicht gestatten darf, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, schon des Princips wegen, und gerade deshalb, weil die Schweden eine freie Verfassung haben? Daß die Russen sich nicht um die bürgerliche Freiheit bekümmern, kann man wahrlich nicht sagen. Sie bekümmern sich vielmehr nur zu sehr darum, d. h. um die Vernichtung derselben. Ja, daß die Russen jetzt schon den Schweden gefährlich werden, davon hat der Verf. selbst ein Beispiel angeführt, welches allein hinlänglich die Besorgniß rechtfertigen könnte, welche die Schweden vor Rußland hegen sollten. Die Russen bauen nämlich auf der Insel Åland, Stockholm gegenüber, eine Festung, welche an 40,000 Mann fassen kann. Der angebliche Grund ist, um den Durchgang nach Finnland zu sperren. Allein es liegt auf platter Hand, daß diese Festung zugleich zu dem Zwecke erbaut ist, um von da aus sogleich nach Stockholm übersetzen zu können.

Die Geringschätzung, mit welcher der Verf. Rußland behandelt, nicht nur in Bezug auf Schweden, sondern auch auf die übrigen Länder, tritt später noch deutlicher heraus. Er sagt S. 62, daß nach den neuesten Ereignissen zu schließen, dieses Land vielmehr eine innere Schwäche als eine überwiegende Stärke gezeigt habe. Es hänge Alles von der Persönlichkeit des Selbstherrschers ab, diese könne aber nicht immer dauern, und es werde schwer sein, Alles zusammenzuhalten, von dem Moment an, daß unter den verschiedenen Völkerschaften des Reiches eine größere moralische Entwickelung eintreten wird. Außerdem solle der kriegerische Geist nicht sowol bei dem niedern russischen Volke als bei seinen Herren sich finden. Jedenfalls sei es sehr schwer, eine nationale geordnete Einheit zu begründen, und bis jetzt berechtige nichts zu der Behauptung, daß man zur Erzielung einer solchen Einheit irgend eine große moralische Kraft angewendet habe. Als die wirksamsten Mittel zu einer größern Communication habe man Kanäle, Eisenbahnen, industrielle Thätigkeit angesehen, in Bezug auf moralische Einheit die Ähnlichkeit der Sprache: deshalb mache man alle möglichen Anstrengungen, um überall die russische Sprache einzuführen. Allein die Gründung von Eisenbahnen und ähnlichen Communicationsmitteln sei für Rußland viel zu früh: die Bevölkerung sei zu gering, wohne zu weit auseinander, als daß die ungeheuern Summen, die man darauf verwende, einen entsprechenden Vortheil gewähren könnten; man werde sich aufreiben, zu Grunde richten, ohne den gewünschten Zweck erreichen zu können. Was die Industrie betreffe, so könne man zwar vom russischen Standpunkte aus das Mittel, welches man angewendet, um sie zu heben, nämlich die gänzliche Sperre gegen alle auswärtige Producte, nicht ganz verwerfen: denn Sklaven, wie die Russen sämmtlich sind, denen jeder moralische Hebel mangele, müßten durch äußerliche Mittel angeregt werden, und insofern sei es auch gut, daß die Regierung die Protection der industriellen Thätigkeit übernimmt. Es wäre freilich eine andere Frage, ob es nicht besser wäre, die Russen zuerst frei zu machen und dann die Industrie sich von selbst heben zu lassen. Nach allem bisher Angeführten schließt nun aber der Verf., daß alle Staaten von Europa, die Türkei ausgenommen, sicher vor Rußland sein dürfen, da seine Kräfte, die materiellen sowol wie die moralischen, sich nur mit einer unendlichen Langsamkeit entwickeln, in Vergleich mit Dem, was überall sonst geschieht.

Hiermit können wir nicht übereinstimmen. Es ist zwar keineswegs abzuleugnen, daß eine wahrhaft moralische Kraft sich in Rußland nicht finde, was schon wegen der Sklaverei unmöglich ist; man muß ferner zugestehen, daß alle Bestrebungen der russischen Regierung, sich die Erfindungen des europäischen Geistes anzueignen, auf nichts weiter hinauslaufen als auf die Gründung eines äußerst

künstlichen Zustandes, der beim ersten gewaltigen Sturme zusammenstürzt; aber es ist auch leider nicht abzuleugnen, daß unsere Zustände ebenfalls sehr künstlich sind und daß die moralische Kraft, die wir den Russen entgegensetzen könnten, kaum in Anschlag zu bringen ist, weil sie sich in Fesseln befindet und sich nicht frei und ungehindert bewegen kann. Wären wir Deutsche, die doch zunächst von den russischen Eroberungsversuchen betroffen werden, wirklich so ganz und gar durchdrungen von dem Gefühl unserer Nationalität, wie wir es eigentlich sollten, wäre die Liebe zur Freiheit bei uns so zu Hause wie etwa in England, oder wie ehedem bei uns selbst, und hätten sich demgemäß unsere moralischen Kräfte schon vollkommen entwickelt, so dürfte uns freilich nicht vor dem russischen Eroberer bange sein. So aber sehen wir das Gegentheil. Unsere Nationalität wird zwar neuerdings wieder lebhaft besprochen, und man hört fast überall vom deutschen Patriotismus. Aber wie Wenige gibt es, die ihn recht verstehen und von ihm im edelsten Sinne durchdrungen sind, und wie Viele gibt es hingegen, welche das Wort nur der Mode wegen nachsprechen, oder gar die Nationalität nur zum Deckmantel benutzen, um die letzten Reste unserer öffentlichen Freiheit zu morden. Und dieser Mangel an Freiheit, diese Gleichgültigkeit dagegen von der großen Mehrheit des Volks wird uns zuletzt dem russischen Autokrator in die Hände liefern. Die Anfänge dazu sind schon seit 20 Jahren gemacht. Wir sind schon allenthalben umsponnen von dem russischen Netze: tiefer, als man glaubt, sind schon die Einflüsse Rußlands gedrungen; sie gebieten schon, wenn auch nur indirect, in unsern innern Verhältnissen. Dies sieht man nirgend deutlicher als in der Presse. Rußland darf es wagen, in Deutschland selbst ein Buch drucken zu lassen, in welchem es offen sein Streben, eine Universalmonarchie zu gründen, ausspricht, wozu es von Gott berufen sei. Wir aber dürfen nichts dagegen schreiben: wir dürfen unsere nationale Unabhängigkeit gegen Rußland nicht vertheidigen: wir müssen es mit ansehen, wie es ungestraft sich immer weiter bei uns ausbreitet. Es ist nur zu verwundern, daß Diejenigen, welche doch mit am meisten verlieren müßten, so blind sind! Oder ist es etwa ehrenvoller, russischer Satrap zu sein, als der Fürst eines freien Volks?

Nicht oft genug kann man die Deutschen auf die Gefahr aufmerksam machen, die uns von russischer Seite droht. Nicht oft genug kann man wiederholen, daß man die Sache doch ja nicht so leicht nehme, daß man sich ja nicht in trügerische Sicherheit wiege. Durch diese Sicherheit gingen alle Nationen zu Grunde, auf deren Unterjochung es mächtige Nachbarn abgesehen hatten. Möge uns doch die Geschichte Polens ein ewig warnendes Beispiel sein! Möchten wir doch unsere träge Gutmüthigkeit aufgeben, zumal da es sich ja nicht um einen Angriff handelt, sondern nur darum, gegen einen auf der Hut zu sein!

So wenig wir also in diesem Punkte mit dem Verf. übereinstimmen, so sehr sind wir doch seiner Meinung, die er gleich darauf ausspricht. Er macht nämlich den Vorschlag, man solle Rußland als gar keine europäische Macht mehr betrachten, sowol in Hinsicht auf Geographie als auf Civilisation. Man solle nur einmal die Landkarten ändern. Rußland lade uns selbst dazu ein durch seinen Grenzcordon, welcher sich vom bothnischen Meerbusen längs der preußisch-deutschen Grenze bis zur östreichtürkischen Berberei hinziehe: nenne man Alles östlich von dieser Grenze Asien. Zeigen wir dann den russischen Diplomaten alle mögliche Höflichkeit, wie sie selbst gegen die Gesandten der Kaiser von Persien und von Marokko üblich ist; aber beschränken wir uns nur darauf und gestatten wir der russischen Diplomatie nicht eher einen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten, als bis es seine Barbarei aufgegeben hat, den Geist seiner trugvollen Allianzen und seine Eroberungswuth, welche die russische Politik seit den Zeiten Katharina's II. charakterisirt und die sich auch in unsern Tagen noch fortsetzen zu wollen scheint. Der Verf. fügt hinzu, daß dieser Vorschlag sogar im Interesse des russischen Kaisers sei, indem es ja für ihn viel vortheilhafter sein müsse, mit Europa gar nicht in Berührung zu kommen, dessen Civilisation er nicht als die seines Volks anerkennen könne.

Im dritten Capitel behandelt der Verf. England. Ein Land, welches zwar in Bezug auf politische Freiheit den directesten Gegensatz zu Rußland bildet, das aber nach dem Verf. gegen die andern europäischen Staaten eine ebenso selbstsüchtige und gefahrdrohende Politik befolgt wie Rußland, nur mit dem Unterschied, daß, während dieses nur auf das rohe Erobern aus ist, England vorzugsweise den Handel im Auge hat. Man sieht, der Verf. betrachtet England nicht von der vortheilhaften Seite, von welcher es in der Regel angesehen zu werden pflegt und wozu seine politische Freiheit, sein großartiges Volksleben und seine gewaltigen Fortschritte in der Industrie die Veranlassung geben. Seiner Aufgabe gemäß muß er vielmehr die unvortheilhaften Seiten hervorheben, indem er Englands Verhältniß zu den übrigen Nationen darstellt, das denn dem ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachter freilich auf nichts weiter als auf den rücksichtslosesten Egoismus basirt erscheinen muß. Der Verf. wirft England vor, daß es darauf ausgehe, durch seine Marine, seinen Handel, seine Industrie, seinen Reichthum u. s. w. Europa zu unterdrücken und zu Grunde zu richten. Die Engländer unterließen keine Gelegenheit, sich auf Kosten der armen Nationen zu bereichern, mit ihren überwiegenden Kräften schon schwache Völker zu zertreten; sie suchten überhaupt aller Welt ein Joch der Lehnsbarkeit aufzulegen. Um diese Usurpation zu unterstützen, haben sie sich in Europa die Plätze Gibraltar, Malta, Korfu, Helgoland zu verschaffen gewußt, die andern in andern Erdtheilen gar nicht zu rechnen. Was die Zölle, welche auf fremde Waaren gelegt werden, anbetrifft, so seien hier die Engländer die ärgsten unter allen. Der Zoll steige gegenwärtig auf 200 Procent für Früchte, Getreide und verschiedene rohe Stoffe, auf 250 für Holz vom baltischen Meere, auf 400 für Öl und auf 600 für Glas. Und doch beklagen sich die Engländer, daß die andern Nationen ihnen nicht immer

die Einfuhr ihrer Manufacturwaaren gestatten und daß sie ihr Handelssystem nicht auf einen gerechten und liberalen Fuß stellen!

Diese Richtung der englischen Politik glaubt nun der Verf. am natürlichsten aus dem Charakter der Engländer erklären zu können. Er leugnet ihnen keineswegs große nationale Eigenschaften und Tugenden ab: er erkennt ihre Loyalität an, ihre Achtung vor dem Gesetz, vor den Autoritäten, ihre Sitten, ihren religiösen Sinn, ihr Familienleben, ihre Aufrichtigkeit, ihr strenges Worthalten, ihr hohes Pflichtgefühl. Leider aber habe dieses letztere bei ihnen eine höchst sonderbare historische Entwickelung genommen, sodaß Das, was man in England unter Pflicht verstehe, sich praktisch oft unvereinbar mit den Gefühlen der Delicatesse, des Wohlwollens, selbst der Ehre zeige.

Die Engländer — sagt er — haben wahrlich hierüber ganz eigenthümliche Begriffe. Ihr erste Pflicht als englischer Bürger ist, sich gegenseitig gegen die Fremden beizustehen, um diese niederzudrücken und dann Diejenigen selbst zu vernichten, die ihnen die Oberherrschaft im Handel streitig machen. Diese Pflicht scheint bei ihnen jeden andern Gedanken zu ersticken. Die Gutherzigkeit, wenn sie einmal aus dem Kreise der Verwandtschaft herausgeht, nähert sich eher dem Stolze als der Milde. Ihre Ideen von Ehre beschränken sich lediglich darauf, ihre Person, ihren Charakter oder ihre Stellung in der Gesellschaft zu vertheidigen. Sie haben einen Ausdruck, welcher alle ihre Begriffe von Ehre in moralischer und idealer Hinsicht begreift, nämlich respectability. Leider bezeichnet dieses Wort nichts weiter als Reichthum und Ordnung in den Geschäften und schließt keineswegs z. B. den tiefsten Haß aus und ist leicht mit dem Verlangen vereinbar, das man offen ausspricht, einen Rivalen in der Industrie oder in kaufmännischen Speculationen zu ruiniren. Ja, ein solches gut ausgeführtes Manoeuvre trägt sehr viel zur respectability bei. In England ist das etwas Gewöhnliches, daß man sich bestrebt, den Nachbar, dem man mit aller Freundlichkeit die Hand schüttelt, wenn er Einem begegnet, zu Grunde zu richten, daß man sich sogar damit rühmt, es so gut ausgeführt zu haben. Dieses Wesen ging von den obersten Classen aus, aber allmälig theilte es sich den untern mit, die es denn ebenso treiben.

Aber dieser Geist einer schamlosen Speculation sei wie ein wesentliches Princip bis in ihre allgemeine Politik eingedrungen. Nirgend trete dies deutlicher hervor als in ihrem neulichen Angriffe auf China, den sie nur deswegen unternommen haben, weil die chinesische Regierung die Einfuhr des Opiums verbot, das ein wahrhaftes Gift für die ganze Nation ist. Den Engländern aber, die es in Ostindien zubereiten ließen und von da einführten, war dadurch ein großer Handelszweig entgangen und darum fingen sie Krieg an. Wie dieser Krieg, so haben fast alle, welche England führte, ihren Grund in den Handelsverhältnissen, und da der Handel meist in den Händen der Compagnien oder einzelner reicher Individuen ist, so kann man annehmen, daß die Kriege Englands meistens in den Interessen dieser Compagnien oder einzelner Individuen ihre Veranlassung haben. Nirgend wird eine Regierung so sehr in die Interessen der Einzelnen hineingezogen wie in England.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 156.)

3. **Aus der Schule des Lebens.** Roman in drei Büchern von A. Quednow. Stuttgart, Cast. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt und Form dieses Romans beweisen, daß der Verf. nach einem höhern Ziele strebt, als das der gewöhnlichen Romanfabrikanten ist. Gemeine Überraschungen, pikanter Scenenwechsel, raffinirte Situationen verschmäht er, ja er geht so weit, daß er selbst erlaubte Mittel nicht anwendet. Dies Beseitigen alles unwesentlichen Beiwerks bringt seinem Buche einen Nachtheil, da es nur eine geringe Anzahl Leser gibt, die auf die Intentionen eines Autors mit ganzer Seele solchermaßen einzugehen pflegen, daß sie ihm darüber alles Spannende erlassen möchten. Quednow's Buch spannt gar nicht, ja es unterhält kaum, wenn man das Unterhaltende in der Materie zu suchen gewohnt ist. Ein Leben auf dem Parquet zum größern Theile darstellend, geht Alles fein säuberlich zu. Man nimmt sich Zeit, man spricht viel, man streitet wenig oder doch stets mit diplomatischem Zucken der Lippen. Findet sich zufällig etwas Aufregendes ein, so läßt man auch dies an sich herankommen und sucht es in stiller Weise zu bewältigen. Zur Darstellung solcher Zustände, die eigentlich von verhaltener Leidenschaftlichkeit strotzen, ohne daß sich ein roher Ausbruch derselben bemerkbar macht, ist die Sprache des Verf. wie geschaffen. Quednow schreibt gelassen und verfällt dabei oft ins Ceremonielle, er wird kühl, wo er nur gehalten zu sein beabsichtigt, steif und unbeholfen, selbst unverständlich, wenn er glatte Perioden drechselt. Dieser Styl ist wunderlich bunt, er schillert alle Farben und bringt uns dadurch auf die Vermuthung, daß der Verf. wol noch ein junger, im Schreiben nicht eben gar geübter Mann sein möge. Stellenweise schreibt er musterhaft und dann harmoniren Styl und Gedanken trefflich miteinander. Ebenso unentschieden, wie seine Schreibart, ist seine Charakteristik. Diese Menschen schwanken alle wie geistreiche Dilettanten hin und her, sind heute so, morgen so, wollen jetzt das und dann jenes, und kommen trotz allen Ringens aus ihrer kühlen Zwangsjacke nicht heraus. Naturfrische, kräftiges, originelles Auftreten ist es, was wir an Quednow's Personen vermissen und was unser Interesse an ihnen nicht sowol schwächt, als es vielmehr gar nicht recht aufkommen läßt. Auch an der Geschichte nimmt man nicht innigen Antheil, weil die Personen, welche die Schule des Lebens an sich erproben müssen, erst gegen das Ende hin mehr in die Handlung hereintreten. Übrigens ist die Geschichte ziemlich verwickelt, obwol durchaus nicht neu. Die Hauptrolle spielt ein Hauptmann Brohme, über dessen Geburt widerstreitende Gerüchte umlaufen, der verschiedenen Ältern als Kind zugeschrieben, mit einem Andern gleichen oder ähnlichen Namens verwechselt wird und erst nach langem Hin- und Hersuchen, nach den empfindlichsten Seelenleiden, die durch eine heftige Leidenschaft zu einem geliebten Mädchen noch gesteigert werden, über sich selbst und seine Abstammung diejenigen Aufschlüsse erhält, die ihm eine ruhige und glückliche Zukunft sichern.

4. **Humoristische Novellen** von Adolf Ritter v. Tschabuschnigg. Wien, Pfautsch u. Comp. 1841. 8. 1 Thlr.

Die Östreicher sind gute Lyriker, aber schlechte Novellisten, weil sie in der Regel mit der Prosa nicht umzuspringen wissen. Was Schuld daran sein mag, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht hierher gehört. Thut sich ausnahmsweise in Östreich ein Prosaist hervor, so versucht er sich gewöhnlich in humoristischen Darstellungen, oder richtiger in Dem, was er humoristisch nennt. Denn die Östreicher und respective die Wiener haben auch keinen Humor, sie haben nur Spaß. Setzt sich nun einer hin, um humoristische Novellen zu schreiben, so gibt das, und wenn es ein Ritter ist, doch nur spaßige Geschichten, die schon großes Lob verdienen, wenn sie zum Lachen reizen. Ritter von Tschabuschnigg, ein recht angenehmer lyrischer Dichter, strengt sich in dem vorliegenden Buche gewaltig an, die

Quelle des Humors springen zu lassen, er bohrt tiefe, unendlich tiefe artesische Brunnen in die Sprache, um das ersehnte Naß hervorzuzaubern, allein, wie er sich auch abmüht, es will kein funkelnder Strahl in die Luft emporspritzen. Dürftige, trübe Tröpfchen sind die einzigen Zeichen seines rastlosen Arbeitens. Tschabuschnigg bringt es in allen diesen Novellen nur bis zum forcirten Spaß. Die Geschichten, die er uns erzählt, leiden an zu großer Unwahrscheinlichkeit, als daß man sich für sie interessiren könnte, weshalb auch der kurze, springende und wunderlich courbettirende Styl ohne Wirkung bleibt. Das ist eine Prosa, die wir ungenießbar finden, weil sie des Satzes entbehrt. Sie faselt hin und her, bleibt nirgend haften, streift überall nur die Oberfläche und wird dadurch langweilig. „Metamorphosen" lehren, wie ein junger Mann durch die Narrheit eines verzückten Musikers die Hand eines hübschen Mädchens erobert. Diese Geschichte finden wir entsetzlich abgeschmackt. Etwas besser, obwol ebenso unwahrscheinlich, sind „Die Kinder der Sonne". So heißt nämlich eine Art Club, der sich mit Poesie beschäftigt. Unglücklicherweise hängt jedes einzelne Mitglied desselben einer andern Schule an. Einer verehrt den Hexameter, ein Anderer den Alexandriner, ein Dritter Goethe, ein Vierter Heine u. s. f. Zugleich sind alle in ein und dasselbe Mädchen verliebt. Um nun zum Ziele zu kommen, beschließt man einstimmig, daß Derjenige, der ein Gedicht liefern werde, an welchem die übrigen nichts auszusetzen finden würden, die Hand Sephinens erhalten solle. Man kann leicht denken, welch ein Skandal bei diesem neuen Sängerkriege entsteht. Jeder beschuldigt den Andern der schülerhaftesten Stümperei, bis endlich das jüngste Mitglied des Clubs und nebenbei Sephinens wirklicher Geliebter sein Gedicht in die Worte: „Sephine, ich liebe dich!" zusammenfaßt und damit obsiegt. „Der sechste Act" enthält die heimlichen Erlebnisse einer Ehestandsgeschichte, die sehr glücklich beginnt, sehr unzufrieden fortgesetzt wird und sehr prosaisch-gemein endigt. Moderne Ansichten von Liebe und Ehe müssen dabei Parade reiten und, wo es sich thun läßt, auch Spießruthen laufen. Geschlossen wird der Band durch „Die Weltverbesserer". Vier oder fünf junge Leute sitzen beim Weine, jeder behauptet, die Welt könne nicht mehr lange in der alten Weise fortbestehen, sie bedürfe durchaus einer Verbesserung. Die Vorschläge Aller laufen einander schnurstracks entgegen. Während des Disputs übermannt sie nach und nach die Macht des Weins, im Rausche erlebt Jeder seinen Weltverbesserungsplan und findet, daß er nichts taugt. Dieser Einfall ist humoristisch, die Ausführung ist höchstens launig zu nennen.

5. Der Kerkermeister. Von F. Th. Wangenheim. Leipzig, Beyer. 1842. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

In der Literatur wie im Leben hat jeder Mensch seine Antipathien. Ist dies schon eine Schwäche, so kann man sie doch nicht schlechthin verdammungswürdig finden. Unter die Antipathien des Ref. in der Literatur gehört Hr. Wangenheim in seiner Eigenschaft als Romanschmierer. Im Reiche des Geistes ist uns alles Fabrikwesen von jeher widerwärtig gewesen, denn der Geist ist nun einmal keine Haspel- oder Spinnmaschine, die man nur einölen darf, um sie frischweg ihre 24 Stunden arbeiten zu lassen. Der Geist ist Schöpfer und seine Schöpfungen sind Gedanken. Es ist rein unmöglich, daß Hr. Wangenheim, der jährlich 6—10 Bände zusammensudelt, nachdenkt, sonst müßte doch einiger Sinn in seinen Machwerken sein. Was nun diesen „Kerkermeister" anbelangt, so ist er für jeden denkenden Leser ein wahres Vomitiv. Die ganze Geschichte scheint in halbem Wahnsinn erfunden zu sein, geschrieben ist sie jedenfalls in jenem Zustande, der zwischen Wachen und völligem Einschlafen eintritt. Ein Schiffscapitain erfährt bei seiner Zurückkunft von einer längern Seereise, daß seine Gattin durch einen Maler, Buildiug, verführt worden ist. Darüber wird der Mann von Stunde an zum vollkommensten Wüthrich, indem er seinen Sohn Josua schwören läßt, sich an dem Ehrenräuber zu rächen, wann und wo er ihn finden wird, sodann wieder zur See geht und nun in Blut und Mord sich berauscht. Josua kommt unterdeß in vornehme Verbindungen, lebt lustig und locker, liebt viel und beträgt viel, spielt falsch und geht dann zum beliebten Räuberleben über, heirathet ein wunderschönes Mädchen Abigail, das er raubt, hält seinen Schwur, indem er Buildiug wirklich ersticht, erfährt gleich darauf, daß Abigail seine eigene Schwester ist, wird zum Tode verurtheilt, begnadigt und zum Kerkermeister ernannt. Wer uns Sinn und Zusammenhang in diese Geschichte bringt, der soll zur Belohnung Wangenheim's sämmtliche Werke lesen müssen. Eins jedoch harmonirt in dem Buche, die wüste Barbarei des Inhalts mit der barbarischen Wüstheit des Styls. 36.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

21. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. *Dritte* Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

   Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 14, 16 und 22.)

22. **Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. *Dritte* Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr.

   Bildet einen einzelnen Theil des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuch.

23. **Herold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen.** Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

24. — —, **Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, annoch gültigen wohlfahrtspoliceilichen Anordnungen.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Hoefer.** Erste Lese. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

26. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

   Vgl. Nr. 6.

27. **Melzer (G. F.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen.** Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyklopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

28. ***Most (G. F.)*, Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.** Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

29. **Oskar** (Kronprinz von Schweden und Norwegen), **Über Strafe und Strafanstalten.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **A. v. Treskow.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **N. H. Julius.** Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Skandinavien, Rußland, England und Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Der Verf. schildert dann auch das Misverhältniß der Einwohnerschaft hinsichtlich des Vermögens. Die reichen Kaufleute und die großen Barone, welche meistens mit jenen identisch sind, seien die Herrschenden; in ihren Händen ist alles Vermögen, von ihnen gehen alle Handelsspeculationen aus, sie haben daher den größten Einfluß, nicht nur im Leben überhaupt, sondern insbesondere auf die Regierung: sie wissen es daher zu machen, daß die Last des Ganzen von ihnen weg auf die armen Leute geschoben wird. Die Reichen, welche ungeheure Massen von Producten verfertigen lassen, beschäftigen natürlich eine Menge von Handwerkern. Diese verzehren eine Menge Lebensmittel: ihr Preis, wie der der liegenden Güter steigt natürlich in Folge davon und dadurch werden die Revenuen der englischen Herren verdreifacht. Das englische Gouvernement, von den Reichen geleitet, legt nun zwar so wenig als möglich directe Steuern auf, desto mehr indirecte. Auf die nothwendigen Gegenstände der arbeitenden Classen von einer Bevölkerung von 27 Millionen machen die Gutsbesitzer und Capitalisten kaum 2 Millionen aus, 10 Millionen leben im Wohlstand, wie Kaufleute, Pächter, Künstler, Offiziere und Beamte. Die übrigen 15 Millionen, unter denen ungefähr 2 Millionen Arme sind, haben die größte Schwierigkeit, sich das Nöthige zu verschaffen, wie Handwerksleute, Fabrikarbeiter u. s. w. Menschen, die nichts weiter haben als den Lohn einer Woche oder eines Tags. Betrachtet man nun die Art und Weise der Besteuerung, so sieht man, daß die arme Classe ein Drittheil aller Staatslasten trägt; eine Classe, die nichts weiter erwirbt, als was sie verzehrt.

Die Capitale vergrößern sich immer mehr in den Händen der Reichen und geben ihnen die Macht, durch ihre großen Speculationen und ihr Streben nach Monopolen allen Profit den Leuten zu rauben, welche geringere Mittel haben und mit jenen nicht concurriren können, sodaß sie nach und nach in die Classe der Armen herabsinken. Der Verf. bespricht dann weitläufig die Verhältnisse der englischen Bank, in welche die reichsten Capitalisten ihre Gelder niederlegen und die darauf ausgeht, die geringern Banken im dem Innern des Landes zu ruiniren, sich selbst dagegen immer mehr zu heben, die Capitale in die Hände Weniger zu bringen und die Mehrzahl verarmen zu machen.

So habe das englische System die Hälfte der Nation zum Pauperismus gebracht und den Haß der ganzen Welt auf sich geladen. Der Verf. verlangt eine Reform der englischen Zustände, verlangt, daß sie ihr System der Anmaßung und der Usurpation aufgeben, daß sie die oben erwähnten Plätze herausgeben u. s. w., sonst würden sie der Civilisation eher hinderlich als förderlich sein. Er findet eine Änderung so unmöglich nicht; denn die große Majorität des englischen Volks wünsche den Frieden und den freien Handel, allein sie sei außerhalb des Parlaments und sei mehr als je beherrscht durch die Minorität. Er fodert dann sämmtliche europäische und amerikanische Nationen auf, gegen England auf der Hut zu sein; denn dieses sei immer gerüstet, um im ersten Momente zuzugreifen, wo es nur irgend etwas gewinnen könne.

Dies Wenige mag genügen, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie der Verf. die englischen Zustände betrachtet. Wir müßten die ganze Abhandlung ausschreiben, wollten wir diese in ihrer ganzen Wichtigkeit den Lesern anschaulich machen, denn sie ist voll von trefflichen Bemerkungen, Beobachtungen und Notizen. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß der Verf. ziemlich animos gegen die Engländer ist, und wenn wir auch keineswegs ihren Egoismus in Abrede stellen wollen, welchen man sogar bei jedem einzelnen Engländer bemerken kann, der auf dem Continente reist, so müssen wir doch zugestehen, daß dieser etwas Großartiges an sich hat. Sie halten es unter ihrer Würde, ihren Nationalismus zu verhehlen; sie sprechen ihn vielmehr offen aus; sie sind auch in dieser Beziehung ehrlich, wenn man dieses Wort bei einem gewissen Raubsysteme und offenbarer Übervortheilung Anderer anwenden darf. Sie sprechen niemals aus, wie z. B. Rußland, daß sie nur das Glück und die Wohlfahrt der andern Nationen im Auge hätten, während sie damit umgehen, sie zu unterdrücken; dazu sind sie zu stolz. Sie betrachten es vielmehr als eine ausgemachte, sich von selbst verstehende Sache, daß sie die Oberherrschaft, wenigstens zur See, besitzen und daß die übrigen Nationen ihnen untergeordnet seien. Sie haben ein gewisses Recht zu diesem Stolze und zu dieser Anmaßung, denn sie sind

in der That eine große Nation. Was wir ihnen gegenüber sein sollen, um die Gefahren, die uns von ihnen drohen, abzuwenden, liegt daher, glaube ich, sehr nahe: wir dürfen nur streben, Dasselbe zu werden, was sie sind.

Im vierten Capitel kommt der Verf. auf Deutschland zu sprechen. Es ist Schade, daß er, bestimmt durch einen Aufsatz Cazalès' in der „Revue des deux mondes", diesen Artikel beschnitten und demnach manche Bemerkungen unterdrückt hat, die wir gewiß mit um so größerm Interesse gelesen hätten, als sie von einem Fremden kommen. Die Erzählung von einem Fremden, zumal wenn dieser ein so feiner und freier Beobachter wie der Verf., ist uns gleichsam ein Spiegel, in dem wir uns selbst beschauen. Außerdem haben wir bei einem Solchen den großen Vortheil voraus, daß er nicht leicht durch Rücksichten verhindert ist, die Wahrheit zu sagen, welche heutzutage so selten gehört wird, wiewol, denke ich, weder die Lust, sie zu sagen, noch zu hören, wenigstens bei einer Classe von Menschen, verschwunden ist.

Übrigens darf sich die deutsche Nation nur freuen über Das, was der Verf. über uns sagt. Ich sage: die Nation, denn die politischen Verhältnisse kann ein so aufgeklärter und freimüthiger Mann, wie unser Verf., natürlich nicht billigen. Was aber unsern Nationalcharakter anbetrifft, so stellt er diesen sehr hoch und nicht nur, daß er uns zugesteht, was auch von andern Fremden anerkannt worden ist, daß wir nämlich in Bildung des Geistes außerordentliche Fortschritte gemacht und alle andern Nationen überflügelt haben, sondern er nimmt uns sogar gegen Guizot in Schutz, welcher unsere geistige Thätigkeit auf die Studirstube und die Bücher beschränkt und uns das praktische Element gänzlich abspricht. Unser Verf. meint vielmehr, wir kämen zwar langsam, aber desto sicherer zum Ziele, und es sei uns praktisches Talent keineswegs abzustreiten. Nun hat freilich der Verf. so gar unrecht nicht, und wenn wir auf unsere frühere Geschichte zurückgehen wollen, so zeigt uns diese klar genug, daß wir ebenso praktische Leute gewesen sind, als heute Franzosen oder Engländer; auch wäre es in der That sehr trostlos für uns, wenn wir in den gegenwärtigen Verhältnissen in alle Ewigkeit uns bewegen müßten und uns höchstens damit zu begnügen hätten, zu erfahren, welcher neue Philosoph den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt und auf welche Weise. Aber ich möchte meinen Landsleuten dieses Lob unsers wohlmeinenden Verf. doch nicht so gar sehr unter die Nase reiben. Es könnte leicht kommen, daß die Deutschen, wenn man ihnen sagen würde, daß sie praktisch wären, wirklich zuletzt glaubten, sie seien es, und es dabei bewenden ließen. Leider Gottes sind wir noch viel zu unpraktisch! Ja, wir sind praktisch, aber wie? Wir bauen Eisenbahnen, Kanäle, Dampfschiffe, legen Runkelrübenzuckerfabriken an und versuchen, auf alle mögliche Weise Geld zu erwerben. Dabei vergessen wir aber, daß wir Landstände haben, daß diese unsere Freiheit aufrecht erhalten sollen, daß man daher tüchtige Charaktere dazu wählen sollte, und daß über kurz oder lang, bei dem zunehmenden Indifferentismus des Volks, es mit allen deutschen Landständen nicht viel besser aussehen wird wie mit denen in Hannover. So praktisch sind wir!

Eins der Hauptmomente, welches dem Verf. bei uns aufstieß, ist unsere Zersplitterung, und daher, respective dem Streben nach Einheit und der Möglichkeit, diese zu realisiren, widmet er den größten Theil seiner Betrachtungen; ja, man kann sagen, daß dieser Gedanke eigentlich den Mittelpunkt aller seiner Untersuchungen bildet. Das Streben nach Einheit mußte dem Verf. gerade jetzt bei uns begegnen, wo durch die drohende Invasion der Franzosen wiederum das Nationalgefühl erweckt worden. Und nur aus diesem Streben allein kann sich der Verf. den Indifferentismus erklären, mit welchem das sonst so aufgeklärte Volk die geringen Erfolge in den constitutionnellen Staaten betrachtet. Denn was hülfe es, wenn in einigen Staaten die Regierungen nachgeben müssen, während im Ganzen kein wahrhafter Constitutionalismus zu finden sei? In der That, nur von dieser Seite aus können wir uns über die grenzenlose Gleichgültigkeit trösten, mit welcher unsere Nation seit einiger Zeit die constitutionnellen Fragen betrachtet. Wir müssen, wenn wir nicht gänzlich verzweifeln wollen, annehmen, daß man den Charakter des Constitutionalismus, wie er bei uns zu finden ist, erkannt, daß man eingesehen hat, mit ihm sei nicht weiter zu kommen und nur von einem gänzlichen Umschwung des deutschen politischen Organismus Heil und Rettung zu hoffen, unser Augenmerk müsse daher auf die Herstellung einer wahrhaften deutschen Einheit gerichtet werden. Der Verf. erzählt uns von den innern Verhältnissen der deutschen Staaten in Bezug auf constitutionnelles Leben weniger, wie es scheint, als er wußte, denn einige Andeutungen entschlüpfen ihm hier und da, welche dieses schließen lassen. Und doch hätten wir gerade diesen Gegenstand recht weitläufig von ihm besprochen gewünscht, da sich in ihm vorzugsweise unsere politische Bewegung zeigt, wenngleich diese nur eine retrograde ist. Die Siege, welche die Regierungen neuerdings über ihre Stände erfochten haben, selbst in solchen Ländern, wo bis jetzt die Freiheit immer die nachhaltigste und tüchtigste Vertretung gefunden hatte, und die Art und Weise, wie man sie zu verfolgen gedenkt, lassen uns mit vollem Rechte befürchten, daß das constitutionnelle Wesen die längste Zeit bei uns geblüht hat, und daß vielleicht alle schönen Errungenschaften des letzten halben Säculums zu Grunde gehen, wenn nicht in dem Nationalgefühl, in dem unverkennbaren Streben nach Einheit einige Keime zu einer hoffnungsvollern Zukunft lägen.

Freilich drängt sich nun die wichtige Frage auf, welche besonders auch unsern Verf. beschäftigt, wie denn diese Einheit realisirt werden könne. Man könnte hier die neuen Communicationsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffahrt, Kanäle rc. nennen, wodurch die Nation äußerlich mehr aneinandergebracht werde, besonders aber den Zollverein, durch welchen eins von den wesentlichen Hindernissen gefallen sei, welche die einzelnen deutschen Völker auseinanderhalten. Der Verf. verkennt die Vortheile aller dieser Dinge für Deutschland keineswegs, nur, glaubt er, lege man auf sie

einen zu großen Werth in Bezug auf die deutsche Einheit. Eisenbahnen und Kanäle können auch andere, weit fremdere Völker verbinden, ohne daß dadurch ein innigeres geistiges Band hergestellt werde, und der Zollverein erstrecke sich ja doch nur auf Industrie und Handel, und wenn auch nicht abzuleugnen sei, daß dadurch auch alle Classen der Nation mittelbar gewinnen, so komme der Gewinn doch vorzugsweise den Kaufleuten zugute, und es sei sehr leicht möglich, daß der Zollverein sogar noch eine sehr gefährliche Richtung nehmen könne, welche die Deutschen zuletzt auf dieselben Zustände führen würde, wie sie uns der Verf. in England geschildert, daß nämlich der Mittelstand zu Grunde gehe, daß die Reichthümer der Nation sich in den Händen Weniger aufhäuften und die große Masse des Volks in den Pauperismus verfalle. Winke, welche wir sehr beherzigen sollten! Denn nur in dem Mittelstande besteht unsere Kraft, wie uns neulich erst Siemens in seinen vortrefflichen „Elementen des Staatsverbands" so schön auseinandergesetzt hat. Vergesse man überhaupt bei diesem Hervorheben der materiellen Interessen, welche man neuerdings als einen ganz besondern Hebel des Nationalbewußtseins hinzustellen sich bemüht, niemals, daß in der Regel nur ein ganz kleiner Theil der Bevölkerung dabei gewinnt, während die Übrigen sittlich zu Grunde gehen, daß also gerade das Gegentheil von Dem eintritt, was man will, nämlich größere Wohlhabenheit der Nation.

Wenn nun der Verf. den Zollverein keineswegs als ein so großes wichtiges Mittel, die Einheit Deutschlands herzustellen, ansieht, als es wol sonst zu geschehen pflegt, so entgehen ihm außerdem auch nicht die andern Hindernisse, die sich jener in den Weg stellen. Er nennt drei: erstens die Verbindung Deutschlands mit Östreich, zweitens die Souverainetät der deutschen Fürsten, endlich die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse. Was nun den ersten Punkt betrifft, so meint der Verf., Östreich hätte seit langen Jahren auf alle deutschen Staaten, Preußen ausgenommen, einen so großen Einfluß gehabt, daß es nicht leicht gesonnen sein wird, diesen aufzugeben. Freilich, fügt er hinzu, sei die östreichische Regierung, durchaus conservativ, absolutistisch, so wenig populair bei den Deutschen, daß sich schon längst alle patriotischen Gemüther von ihr entfernt hätten. Man sieht wohl, der Verf. ist auf Östreich nicht sehr gut zu sprechen: aber ich glaube, er thut diesem Staate einigermaßen Unrecht. An Östreich müssen wir wenigstens seine Ehrlichkeit anerkennen: die östreichische Regierung hat niemals ihren conservativen Standpunkt verleugnet, sie war vielmehr immer offen und gerade, hat uns nie aufgefodert, auf sie zu vertrauen, gab sich auch keine Mühe, mit Deutschland in geistiger Beziehung in Rapport zu treten, auf dasselbe zu wirken, sondern ging schlicht und consequent ihren Weg. Wir wußten daher sehr gut, was wir von Östreich zu erwarten hatten, nämlich nichts, und ließen uns daher in keine Täuschung hineinreißen. Auch Östreich muß wissen, wie es mit uns steht. Seine Regierung ist zu aufgeklärt, um nicht zu wissen, daß diplomatische Verbindungen nicht hinreichen, um Völker aneinanderzuketten, daß ein stärkeres, ein geistiges Band dazu nöthig sei. Da aber dieses zwischen uns und Östreich fehlt, da gar kein geistiger, kein literarischer Verkehr stattfindet, so kann Östreich bei einem großen nationalen Ereigniß nicht auf die Gesinnungen der deutschen Völker rechnen, die mit demselben außer aller nähern Berührung geblieben sind. Das weiß auch, denke ich, die östreichische Regierung. Sie wird sich damit begnügen, die Länder zu erhalten, die sie gegenwärtig besitzt, und sich nicht um einen Einfluß streiten, welcher beim Eintritt außerordentlicher Ereignisse doch nichts weiter als ein Phantom sein kann.

Was den zweiten Punkt, nämlich die Souverainetät der einzelnen deutschen Fürsten betrifft, so hält diesen der Verf. für schwieriger; doch, fügt er hinzu, sei auch hierfür der Weg gezeigt in der Mediatisirung der frühern Fürsten. In der That sieht die Sache nicht so gefährlich aus, als es beim ersten Anblick scheinen möchte. Dieselbe Willkür, mit welcher man damals mediatisirt hat und wozu der Rechtstitel doch in nichts Anderm, als in der Gewalt (wenn man will, der Umstände) lag, ist noch vorhanden und wird uns am leichtesten über die etwaigen Schwierigkeiten hinweghelfen, welche uns freilich jetzt noch ziemlich bedeutend erscheinen. Und doch ist der Anfang jetzt schon gemacht. Denn vollkommen unabhängig, also souverain, sind in Deutschland doch nur wenige Staaten, und es fragt sich nur, welcher von diesen wenigen auf die andern den entschiedensten Einfluß hat oder bekommen wird?

(Der Beschluß folgt.)

Die Académie française.

Wenn in deutschen gelehrten Gesellschaften ein neues Mitglied empfangen wird, so pflegt man ihm mit Lobhymnen entgegenzugehen und der Neuangekommene vergilt die zierlichen Blumensträuße akademischer Beredtsamkeit mit ergebenen Lobsprüchen auf den Glanz und die Ehre des Vereins, in den er aufgenommen wird. Auch in der Académie française waren die Aufnahmefeierlichkeiten eines neuen Mitgliedes früher nur ein unschuldiger Austausch obligater Höflichkeitsformeln. Seit aber der scharfe Villemain mit feinem Spotte, mit schneidender Ironie den Komödienfabrikanten Scribe angriff, dessen erste Rede er zu beantworten hatte, scheint es Mode geworden zu sein, daß Recipiendus und Recipient nie derselben Meinung sind. Der Letztere sucht seitdem stets einige Blößen am Erstern aufzudecken, statt sie mit dem golddgestickten Schleier der Panegyrik zu umhüllen. In der Regel ist dies im Grunde nur ein friedliches Fechterkunststückchen, obgleich schon von Zeit zu Zeit ein derber Ausfall, ein Hieb, der ins Fleisch fährt, mit unterläuft. So ward V. Hugo von Salvandy gar unzart begrüßt. Der feine, süßstachelnde Salvandy, der seine ersten Sporen im „Journal des débats" durch Stylnachahmung von Chateaubriand vorzüglich verdient hat, bemühte sich, dem aufgeblähten Könige der romantischen Schule deutlich zu beweisen, daß die Krone, mit der er sich geschmückt, unecht und der Purpurmantel, der um seine Schulter wallte, nicht viel besser als ein lappengeflickter Bettlermantel sei. Das war übrigens ganz in der Ordnung. Die Akademie hatte sieben Male schon dem keck anstürmenden Gründer der neuen titanischen Schule barsch die Thür geschlossen, und als sie nun endlich dem bescheidener Gewordenen Zutritt in ihre heiligen Hallen gestattete, mußte das Corps der unsterblichen Vierzig ihm, der früher sich manche

Schmähung erlaubt hatte, eine kleine Salbung (une petite mercuriale) zukommen lassen. Bei der vorletzten Aufnahmefeierlichkeit hat sich das Schauspiel wieder erneut. Wenngleich Molé mit mehr Feinheit und weniger unverhohlen auf den Ankömmling einhieb, so schien es doch, als habe er es sich zur Aufgabe gemacht, alle Sätze, welche Tocqueville in seiner Rede aufgestellt hatte, umzustoßen und mit unbarmherziger Hand die Redeblümchen desselben Blatt um Blatt zu zerpflücken. Seine Entgegnungen waren schlagend und wenn wir auch nicht ganz mit seinen Ansichten übereinstimmen, so müssen wir doch den bedeutenden rednerischen Werth seines Vortrages bewundern. Beide Redner berührten das Leben und die Verdienste Cessac's, dessen Lobrede eigentlich das Thema des akademischen Zweikampfes bildete, nur mit wenigen Strichen. Das 18. Jahrhundert mußte die Kosten der Feierlichkeit bestreiten. Tocqueville hatte das Zeitalter, das der Revolution voranging, in etwas geschlossener und derber Form gezeichnet und im liberalen Sinne beleuchtet. Deshalb fand Molé gar mancherlei an der Zeichnung und Charakteristik, die sein Vorgänger entworfen hatte, auszusetzen.

Die letzte Feierlichkeit, der wir in der Académie française beigewohnt haben, war die Aufnahme von Ballanche. Auch dieser überschwängliche schwärmende Schriftsteller, der in seinen Gedichten zu sehr Philosoph und in seinen Philosophien zu viel Dichter ist, hatte bereits mehre Male an das hohe Thor des Instituts gepocht. Statt nun, nachdem man ihm endlich geöffnet hat, mit flatterndem Banner einzuziehen, preist er sich glücklich, in den Kreis der Vierzig, die, wie Raumer sagt, einen körperlichen Eid darauf leisten würden, daß sie zur Unsterblichkeit prädestinirt sind, eintreten zu können. Ballanche hat einen schönen, bilderreichen, volltönenden Styl, aber in seinen Ideen herrscht Verwirrung. Er ist einer jener nebelnden Köpfe, deren Hauptrepräsentant Görres in Deutschland ist. Seine Haupttendenz ist die Poetisirung des Katholicismus. Er baut sich eine Kirche auf, dessen gothisches Schnörkelwesen uns erdrückt und in dessen mystischem Halbdunkel es einer ehrlichen Christenseele nicht wohl wird.

Von Lebrun an, der in einem bekannten Epigramme dafür Rache nahm, daß er nicht in den Schoos der französischen Akademie aufgenommen war, bis auf den Donnerkeil, den der geistreiche G. Planche zur Zeit von Scribe's Aufnahme gegen dieselbe schleuderte, ist unendlich oft über die schreiende Ungerechtigkeit geklagt worden, die oft bei der Wahl der neuen Mitglieder zu herrschen scheint. Erst vor kurzem hat man wieder A. v. Vigny, einen der ersten Stylisten, einen der reifsten und gediegensten Dichter, die Frankreich aufzuweisen hat, abgewiesen und ihm Patin, einen rhetorisirenden Kritiker aus der ledernen Schule von Laharpe, vorgezogen. A. v. Vigny wird sich zu trösten wissen, denn kann es eine Ehre sein, als Schriftsteller an der Seite eines Pasquier zu sitzen, von dem der „Charivari" mit schneidendem Hohne zur Zeit seiner Aufnahme sagte, daß er bei einer neuen Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie" die Wörter serment und fidelité zur Bearbeitung bekommen würde?

32.

Notizen.

Die in mehrfacher Beziehung fliegenden Tagesblätter haben vor einiger Zeit den frühen Tod des in England gern gelesenen Novellisten Howard gemeldet, und „Sir Henry Morgan, the Buccaneer" (3 Bde., London 1842) heißt der Schluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Das letzte Werk eines Mannes, der die Gunst des Publicums gewonnen, zu dessen geistiger Unterhaltung er beigesteuert, kann im Allgemeinen nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmuth zur Hand genommen und dieses Gefühl muß doppelt empfunden werden, wenn das Werk in keiner Hinsicht eine Abnahme der schöpferischen Kraft bezeugt. In „Sir Henry Morgan" tritt sogar das Gegentheil hervor. Rüstig wie früher rollt der Strom der Ereignisse, aber voller, saftiger und reiner als früher ist die Sprache. Schon die eröffnenden Scenen mit ihren herrlichen Landschaften, mit der gewandten Entwickelung individueller Eigenheiten, mit dem schlagenden Contraste zwischen hochmüthigem Vornehmthun bei demüthigender Abhängigkeit, bescheidenem Fleiße bei erworbener Selbständigkeit verbürgen die ungeschmälerte Kraft und beweisen das gesteigerte Geschick des Verfassers. In den folgenden Partien binden zwar die aus der „History of the Buccaneers" wohlbekannten Thatsachen den Flügelschlag der Phantasie; doch wo sie aufflattern darf, regen sich die muntern Schwingen. Es war eine verführerische Lockung, die schauderhafte, geschichtlich begründete Skizze so auszumalen, daß die einzelnen Züge Morgan's Charakter idealisirten. Howard hat ihr nicht blos widerstanden, sondern auch keck genug die Greuelthaten des Seeräubers als natürliche Folgen seiner Gesinnung, nicht einmal als Resultate unvermeidlicher, seine Denk- und Handlungsweise bestimmender Zufälligkeiten dargestellt, und dennoch im Ganzen ein Werk geschaffen, das den Tod des Verf. mit Recht für ein abgebrochenes Fortschreiten erkennen und deshalb zwiefach bedauern läßt.

„Rambling recollections of a soldier of fortune", von W. H. Maxwell (Dublin 1842), setzen die Reihe von Werken fort, durch welche der Verf. in der englischen Literatur ein eigenes Genre begründet hat, dessen Gegenstand die Schilderung des Irländers als Soldat und Gentleman ist. Auch Deutschland kennt von ihm bereits „Stories of Waterloo", „Wild sports of the West" und „The bivuac", sowie von seinem unstreitig glücklichsten Nachtreter, Lever, die in deutschen Journalen vielfach ausgeschriebenen Erzählungen „Harry Lorrequer" und „Charles O'Malley". Maxwell's neuestes Werk unter obigem Titel theilt alle Eigenthümlichkeiten seiner Vorgänger. Es enthält neun Erzählungen, meist Kriegs- und Jagdscenen, und die beste der ersteren Classe dürfte „The outcast", die beste der letztern „My first steeple-chase" sein. Maxwell ist protestantischer Geistlicher. Daraus erklärt sich zwar, warum er im „The deceased pluralist" die Männer weiß zu waschen sucht, die bei Gelegenheit der Zehntenerhebung sich schwarz gefärbt haben und — wenig fehlte — Irland wieder in Blut getauft hätten. Zu verargen ist aber dem Geistlichen, daß er, anstatt über dergleichen den Mantel der christlichen Liebe zu breiten, ihn der Vergangenheit absichtlich von der Schulter gerissen und „die Leiche seiner Scham" zur Schau gestellt hat.

Unter den neuesten englischen Gedichtsammlungen empfehlen sich „Poems" von Anna Beale (London 1842). Leichte Versification, richtiges Gefühl, blühende Phantasie und allenthalben edle Sprache begründen die Empfehlung. Einem Übersetzer, aber einem wie Freiligrath, möchte ich besonders den „Indian chief and his captive", „Morn" und „Solitude" vorschlagen.

7.

Die Gesellschaft der christlichen Moral hielt am 19. April ihre einundzwanzigste Versammlung zu Paris. Sie hatte zur Mitbewerbung drei Fragen ausgeschrieben. Für die erste, die bürgerlichen Pflichten der Militairpersonen betreffend, erhielt Hr. Pecqueur einen ersten, Hr. Bazin einen zweiten Preis. Dieselben Bewerber theilten sich in den Preis für die zweite Frage: „Welches dürften die Mittel zur Erlangung eines allgemeinen und permanenten Friedens sein?" Vierundzwanzig Abhandlungen, worunter mehre in italienischer, deutscher und englischer Sprache geschrieben, hatten diese Frage zu beantworten versucht. Für die Beantwortung der dritten Frage, den Beweis Gottes aus der Natur betreffend, war ein Preis von 4000 Fr. ausgesetzt. Unter den Beantwortern derselben erlangten Madame Eugenie Niboyet und Dr. Hallard, Professor der Naturgeschichte, den Sieg über ihre Mitbewerber.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Skandinavien, Rußland, England und Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Den dritten Punkt, nämlich die religiöse Entzweiung, scheint mir der Verf. etwas zu leicht zu nehmen. Er meint, die kirchlichen Differenzen, wie sie seit der kölner Geschichte entstanden sind, hätten nicht die politische Bedeutung, die man ihnen beilege. Ja, wenn wir Deutsche bei aller unserer Gescheitheit und Gelehrsamkeit nicht doch noch etwas einfältig wären! Wenn wir durch die traurigen Erfahrungen der letzten drei Jahrhunderte belehrt werden könnten! wenn wir uns nicht mehr durch den Heiligenschein täuschen ließen, mit dem man sich umgibt, um die erste beste schlechte Sache zu vertheidigen! Wir sind zu gutmüthig, um das Gewebe von Intriguen zu durchschauen, mit dem man Deutschland zu umflechten sucht. So viel aber weiß man doch, daß die römische Propaganda über Millionen gebietet und kein Mittel unversucht läßt, das zum Ziele führen könnte. Daß die Politik hiermit unmittelbar in Verbindung kommt, davon hat der Verf. selbst ein Beispiel angeführt: ein deutscher Fürst, erwähnt er, habe sich berufen geglaubt, um seinen Thron die verschiedenen Glieder des katholischen Glaubens zu versammeln, und zu diesem Ende habe er den Katholicismus vergangener Jahrhunderte wiederherstellen wollen; doch werde die Erfahrung zeigen, daß das umsonst sei. Das ist freilich eine nur leise Andeutung: wir wissen aber sehr gut, daß die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums unter seiner Ägide jenem deutschen Fürsten im Sinne gelegen, und daß er dies mit Hülfe des Katholicismus bewerkstelligen zu können hoffte — eine Hoffnung, welche nicht ganz und gar auf Sand gebaut war. Wenn es nun auch freilich nicht zum Kaiserthum unter dieser Ägide kommen wird, so wird doch diese Macht, verbunden mit der katholischen Kirche, immer am heftigsten sich einer Einheit widersetzen, welche nicht in ihrem Sinne und nicht durch sie bewerkstelligt ist.

Jetzt scheinen sich zwar die kirchlichen Differenzen ausgeglichen zu haben, aber sie s c h e i n e n es auch nur. Es ist die größte Selbsttäuschung, welche der Protestantismus begehen kann, zu glauben, daß Concessionen von seiner Seite den Katholicismus, respective die römische Kirche milder, billiger, nachgiebiger machen werden, vielmehr wächst der Stolz und die Anmaßung der Hierarchie, wie die Geschichte tausendfältig bezeugt, immer mit solchen Concessionen. Jetzt schon sieht man, welche Gesinnungen die Nachgiebigkeit der preußischen Regierung bei den Katholiken hervorgerufen.

Übrigens hängen die religiösen Bewegungen noch von einer andern Seite mit der Politik zusammen. Man hat eingesehen, daß je mehr die Menschen in die alte Verdumpfung und Verfinsterung zurückgeführt werden, sie desto leichter zu beherrschen seien: man hat dies nicht nur von katholischer Seite eingesehen, sondern auch von protestantischer. Deshalb nähern sich die Katholiken und die orthodoxen Protestanten so sehr; deshalb ist der Widerstand von Seiten des bornirten Protestantismus gegen die katholische Propaganda so gering; deshalb geht man in der neuesten Zeit damit um, das äußere Kirchenthum im Protestantismus wieder schärfer hervortreten zu lassen und einen prächtigern, pomphaftern Ritus einzuführen. Hat man es aber dahin gebracht, auch aus dem Protestantismus die Geisterfreiheit herauszubringen und die Religiosität anstatt in das Innere des Menschen wieder in äußere Gebräuche und Ceremonien zu setzen, dann wird es freilich furchtbar schlecht mit uns aussehen, und der Teufel hat, wie Luther sagt, wieder gewonnenes Spiel.

Ich mag die religiösen Verhältnisse ansehen, von welcher Seite ich will, immer sehe ich traurige Resultate. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß die Reaction auf die Dauer den Sieg davontragen werde: die Erfolge, deren sie sich bisher zu erfreuen gehabt, sind doch mehr künstlich hervorgebracht als das Resultat einer innern Entwickelung. Allein auf der andern Seite ist doch auch nicht zu verkennen, daß sie den Fortschritt hemmt und unser Vaterland, das schon von so vielen Übeln heimgesucht ist, noch mit einem neuen bereichert. Vielleicht jedoch wird uns allmälig durch alle diese Dinge klar, daß auch in religiöser Beziehung eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse erfolgen muß, wenn anders die deutschen Zustände nicht eine verderbliche Entwickelung nehmen sollen. Weder der Katholicismus mit seiner durchaus antinationalen römischen Tendenz, noch der Protestantismus in seiner jetzigen Zwittergestalt wird auf die Länge existiren können: wir brauchen eine deutsche Kirche, unabhängig von jedem äußern Einfluß, und innerlich so

frei, daß jeder Glaube sich mit ihr vertragen kann. Freilich wird eine solche Kirche nur in Folge von andern gewaltigen Bewegungen ins Leben treten können.

Alle Verhältnisse wohl erwogen, glaubt der Verf., daß nur durch Preußen die Einheit Deutschlands hergestellt werden könne. Diese Meinung, fügt er hinzu, sei auch bei der Entstehung des Zollvereins und namentlich bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs sehr verbreitet gewesen, und zwar nicht blos in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, wie denn namentlich die Franzosen geglaubt, daß Deutschland nun unter Preußens Scepter käme. Freilich kann sich der Verf. auch nicht verhehlen, daß man in neuester Zeit andere Ansichten über Preußen gewonnen hat, daß ein gewisses Mistrauen eingerissen ist, welches besonders darin seinen Grund hat, daß der König immer noch keine Constitution gegeben. Dagegen nimmt nun der Verf. Preußen in Schutz. Er zählt auf, wie viel dieser Staat seit 1807 gethan habe, um eine neue, liberalere, Ordnung der Dinge herbeizuführen: wie er die Leibeigenschaft aufgehoben, Gleichheit aller Einwohnerclassen vor dem Gesetze und in Hinsicht der Besteuerung eingeführt, wie er der öffentlichen Erziehung, namentlich dem Kriegswesen seine Aufmerksamkeit geschenkt, wie er während aller dieser Vorbereitungen eine Constitution versprochen habe. Auch wäre diese wirklich gegeben worden, hätten sich nicht Hindernisse in den Weg gestellt, an denen Napoleon keinen geringen Antheil hatte. Dann kamen die Kriegsjahre von 1812—15 dazwischen. Es wurde dann zwar das Versprechen einer Constitution erneuert, allein es zeigten sich auch neue Schwierigkeiten: die neuen Länder, welche Preußen gewonnen, mit so verschiedenen Sitten, Gewohnheiten, Richtungen, und die Einflüsse Rußlands und Östreichs. Hierauf dachte man an den Zollverein; diesen hätte man gewiß nicht leicht zu Stande gebracht, wären die Hände der Regierung durch Stände gebunden gewesen. Aus alle diesem, meint nun der Verf., sei es ungerecht, wenn man Preußen darüber tadeln wollte, bisher noch keine Constitution gegeben zu haben.

Wenn es wahr ist, wie man sich heimlich sagt, daß der gegenwärtige König ein doppeltes Spiel zu spielen hat, gegen die russischen und östreichischen Einflüsse und gegen eine Partei in Preußen selbst, gegen die Capitalisten der Städte, welche sich die Renten von beinahe allen bedeutenden Gütern zu verschaffen wußten, und daß trotzdem doch ein merklicher Fortschritt zu erkennen ist, so kann man doch daraus schließen, daß die Intention immer vorhanden war, das constitutionnelle System einzuführen, und in diesem Sinne wird man bald eine Milderung der Censur sehen.

Wir wünschen sehr, daß der Verf. in seinen Ansichten über Preußen Recht haben möge. Denn auch wir sind der Meinung, und mit uns gewiß sehr Viele, daß Preußen die meisten Mittel in den Händen hat, um die lang ersehnte Einheit Deutschlands zu Stande zu bringen. Preußen ist nächst Östrich der mächtigste Staat in Deutschland; Preußen hat, was noch viel mehr sagen will, den größten Einfluß auf unsere Nation in geistiger Beziehung; Preußen hat seit den Zeiten Friedrich's des Großen, mit wenigen Ausnahmen, an der Spitze jeder neuen Epoche gestanden, mit welcher eine neue Entwickelung des deutschen Lebens begann; es hat am meisten in den Freiheitskriegen gethan; es hat am meisten die Philosophie, die Wissenschaft überhaupt gehegt und gepflegt; es hat endlich den Zollverein gegründet. So nahe nun aber die Meinung liegt, daß Preußen es am ersten vermöchte, ganz Deutschland in eine große Nation zu vereinigen, so sehr liegt die Verwirklichung dieser Hoffnung noch im weiten Felde. Diplomatische Unterhandlungen, wie ich schon oben erwähnte, thun es nicht; man muß die innersten Sympathien des deutschen Volks zu gewinnen suchen, man muß ihm die Aussicht eröffnen, daß es eine freie würdige Entwickelung aller seiner Kräfte zu gewärtigen habe, daß es geschützt werde gegen jeden äußern Angriff, und nicht blos gegen Westen, sondern noch viel mehr gegen Osten; man muß mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen bei dem großen Gedanken sein, man muß es über sich gebracht haben, persönlich etwas zum Opfer zu bringen, um das schöne Ziel zu erreichen. Ob sich nun Preußen dazu entschließt, ist noch die Frage. Aber es ist gewiß, daß die deutsche Nation um die Einheit nicht viel gibt, wenn nicht auch die Freiheit gesichert ist. Man ist in neuester Zeit von dem Gedanken zurückgekommen, daß die Nationalität auch ohne die Freiheit ein unschätzbares Gut sei, vielmehr hat man die Überzeugung gewonnen, daß jene ohne diese ein leeres Phantom wäre. Preußen müßte daher, um die Sympathien der deutschen Nation zu gewinnen, die öffentliche Freiheit wollen und als Zeichen einer solchen Gesinnung eine Constitution geben. Wir können durchaus nicht mit dem Verf. übereinstimmen, daß dadurch die Regierung in ihren höhern Planen gehemmt wäre; die Erfahrung hat gezeigt, daß unsere Kammern, wenn es sich um das allgemeine Deutschland handelte, zu Allem bereit waren; ja, es gingen von ihnen immer die meisten Vorschläge aus, die sich darauf bezogen. Man hat zwar gesagt, daß Preußen durch den Zollverein materiell verloren habe, und darum könnte es zweifelhaft sein, ob die preußischen Stände, wenn sie existirt hätten, in jenen Vorschlag eingegangen wären. Gesetzt nun aber, dies wäre der Fall, so ist er doch jetzt nicht mehr vorhanden. Umgekehrt aber ist doch sehr in Anschlag zu bringen, daß die übrigen deutschen Völker sich viel enger an Preußen anschließen würden, wenn eine Constitution ihnen die Gewähr leistete, daß die politische Freiheit nicht verloren ginge.

Übrigens ist unser Verf. selber der Meinung, daß nun die Zeit gekommen sei, wo Preußen eine Constitution erhalten könnte. Er vergleicht das preußische Volk mit einem Mündel, der bisher unter einem Vormund gestanden, welcher in der That allerdings etwas absolut, doch nicht ohne Wohlwollen gewesen sei. Nun sei aber der Mündel herangewachsen, kenne sich, wisse die Handlungen des Vormunds zu beurtheilen u. s. w. Er hätte den Geist sehr gut entwickelt, da ihm kein anderer Wirkungskreis gegönnt war; er hätte, da ihm der Mund geschlossen gewesen, sich mit dem (freilich etwas untröstlichen) Sprüchwort getröstet: „Gedanken sind zollfrei.“ Er wird sich

aber, hoffe der Verf., nun bald als mündig erklären, und zwar mit Mäßigung, Würde und Festigkeit.

Nun geht der Verf. zu unserer geistigen Bildung über. Er rühmt zuerst die große Menge Derer, welche sich den Wissenschaften widmen, und macht uns das schmeichelhafte Compliment, daß das Publicum die Controle bildet über die Tüchtigkeit eines Gelehrten, weshalb dieser, wolle er bedeutend werden, immer nur nach der Wahrheit streben dürfe. Darum sei es anders bei uns als in andern Ländern, wo nur die Regierung Einen zum Professor ernenne: bei uns komme auch etwas auf das Publicum an und auf die von demselben anerkannte Tüchtigkeit des Mannes. Das war nun zwar ehedem so, jetzt kann man es nicht mehr behaupten. Im Gegentheile: die Tüchtigkeit des Mannes thut jetzt wenig mehr zur Sache, sondern nur sein politisches Glaubensbekenntniß, oder auch sein religiöses. Auch ist dem Verf. nicht ganz unbekannt geblieben, daß sich diese Verhältnisse einigermaßen geändert haben, daß namentlich von Seiten der Professoren nicht mehr so viel Rücksicht auf die öffentliche Meinung genommen wird, die sie dann freilich gegen sich haben.

Die Gelehrten — sagt er — sind nicht nur vom Publicum geachtet und werden deshalb zu Deputirten, oft zu Präsidenten in den Kammern gewählt, sondern sie werden auch ins Ministerium gezogen, sind fast immer decorirt oder tragen die Titel von Geheimräthen, Hofräthen u. s. w. Freilich ist wahr, daß in demselben Grade, als diese Auszeichnungen sich vermehren, die Achtung des Publicums sich verliert; denn wenn sich die Gelehrten einmal in ihrem Leben, in ihrer Wissenschaft nicht mehr des Vertrauens würdig gezeigt haben, vermögen Großkreuze einen heruntergekommenen Charakter nicht mehr zu heben.

Die Nation sei schon so weit gekommen, daß sie nicht leicht mehr durch Phrasen oder Declamationen getäuscht wird: falsche oder schädliche Ideen könnten sich nicht lange mehr halten vor dem aufgeklärten Geist der Nation. Wenn dies nur durchschnittlich wahr wäre!

Der Verf. widmet dann unserer Philosophie seine Aufmerksamkeit, von welcher er einen kurzen Abriß ihrer Entwickelung gibt. Wir glauben aber diese um so mehr übergehen zu dürfen, als sie, wie der Verf. selbst gesteht, meist aus den Schriften des Prof. Ahrens in Brüssel, welchen der Verf. wie billig sehr hoch stellt, entnommen ist, besonders aus seinem „Naturrecht" und seiner „Psychologie", wo sie der Leser selbst nachschlagen kann. Aber den Schluß der Schrift, wo von Deutschlands Stellung gegen außen gesprochen wird, müssen wir noch näher betrachten.

Der Verf. stellt unter den Nachbarn Deutschlands die skandinavischen Völker voran und erklärt, daß unsere Nation bei ihnen die aufrichtigsten Sympathien finde, da die Richtung und die Grundlage beider Völkerstämme doch dieselben seien; ja, er läßt den Wunsch einer innigern Anschließung Deutschlands an Skandinavien nicht undeutlich durchblicken. Auch wir sind der Meinung, daß uns eine Verbindung mit jenen Völkern, die uns durch Abstammung, Sitte und Gewohnheit so nahe stehen, viel vortheilhafter sein möchte als die unnatürliche und unpolitische Verbindung mit Rußland, welche seit dem pariser Frieden wie ein Krebs an unserm Marke gezehrt hat und uns bis jetzt noch zu keiner ordentlichen Entwickelung hat kommen lassen. Eine Verbindung mit Skandinavien würde nicht nur auf unsere innern Verhältnisse sehr wohlthätig zurückwirken, indem sich dort die altgermanischen Einrichtungen zum Theil noch viel reiner erhalten oder regenerirt haben als bei uns — und auf der Grundlage des germanischen Rechts, sieht man jetzt immer deutlicher ein, muß unsere fernere politische Entwickelung vor sich gehen —, sondern auch in Bezug auf die äußere Politik wäre ein Anschließen an diese Völker zu wünschen. Betrachtet man unsere Stellung gegen außen, so haben wir zwar, wie der Verf. bemerkt, von England nichts zu fürchten, ja seit der Reise des Königs von Preußen nach London scheint sich ein engeres Band um diese beiden Völker schlingen zu wollen. Desto gefährlicher aber sind uns unsere westlichen und östlichen Nachbarn. Eine Invasion von Seite Rußlands sieht auch der Verf. voraus. Er fragt nun, wie sich Frankreich in einem solchen Falle stellen werde? Der Verf. weiß so gut wie wir, daß es den Franzosen sehr nach der Rheingrenze gelüstet, und daß, wenn sie auch jetzt davon abstehen, sie sich doch, wenn Rußland uns angriffe, mit diesem verbinden würden, um jene zu gewinnen. In einem solchen Falle würde uns die Verbindung mit Skandinavien nur von Vortheil sein, und auch dieses könnte durch den Anschluß an uns nur gewinnen, da es sonst leicht eine Beute Rußlands werden würde. Der Verf. hofft jedoch, daß die Franzosen die feindselige Politik gegen uns aufgeben, und mit einer solchen tröstlichen Hoffnung endigt er sein Werk.

Und so schließe ich denn auch diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verf., was er uns übrigens selbst in Aussicht stellt, bald auch über Frankreich seine Beobachtungen veröffentlichen möge; denn dieses Land hat, wie Jeder weiß, einen zu großen Einfluß auf die politischen Verhältnisse, als daß man es übergehen dürfte. 71.

Literarische Notizen.

Im Gebiete der französischen Reiseliteratur machten sich neuerdings bemerkbar: „États-Unis et la Havane, souvenirs d'un voyageur", mit besonderer Rücksicht auf die Sklavenfrage, von J. Löwenstern; „Pensées et notes critiques extraites du journal de mes voyages dans l'empire du Sultan de Constantinople, dans les provinces russes, géorgiennes et tartares du Caucase, et dans le royaume de Perse" (2 Bde.), von J. Ch. Teube, welcher sechs Jahre lang, von 1834—40, im westlichen Asien reiste und mit dessen Eigenthümlichkeiten sich, so weit dies einem Franzosen möglich, vertraut gemacht hat. Das Reisewerk des bei dem neulichen versailler Ereigniß so elend verunglückten Dumont-d'Urville ist vor kurzem bis zum zweiten Bande gediehen, welcher von den Inseln New-South-Orkney und New-South-Shetland beginnt, die Entdeckung des Landes Louis-Philipp und die gefährliche Durchfahrt durch die Eisberge beschreibt, von welchen die Corvetten fünf Tage lang blokirt waren.

In der Librairie européenne von Baudry erschien: „Collección de poesías castellanas anteriores al siglo XV, publicadas por *D. T. A. Sanchez*, nueva edicion hecha bajo la direccion de *D. Eugenio de Ochoa*", mit einer literarhi-

spanischen Einleitung, Anmerkungen, einem Wörterbuch der veralteten Ausdrücke und einem Anhange, welcher drei neu entdeckte Gedichte aus der Bibliothek des Escurial enthält. Die erste Ausgabe dieser kostbaren Sammlung des Antonio Sanchez, den „Cid“, die Werke des Berceo, den Alexander und die Gedichte des Erzpriesters von Hita enthaltend, wurde zu Madrid von 1779—90 gedruckt und war sehr selten geworden. 2.

Bibliographie.

Beit, J. N., Auswanderungen und Colonisation. Mit besonderem Hinblick auf die von der Deutschen Colonisations-Gesellschaft beabsichtigte Begründung ihrer ersten Colonie auf den Chatham-Inseln, nebst der neuesten Charte derselben und Ansicht der Waitangui-Bay, mit einem Anhange enthaltend die Entwickelung des Wakefield'schen Systems, die Bilancen der Neuseeland-Compagnie und ein Schema der nöthigen Diäten für Auswanderer Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 15 Ngr.

Beneke, F. Ed., System der Logik als Kunstlehre des Denkens. 2 Theile. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 3 Thlr.

Amtlicher Bericht über die neunzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Braunschweig im September 1841. Erstattet von den Geschäftsführern derselben *F. K. v. Strombeck* und Dr. med. *Mansfeld*. Mit 2 lith. Tafeln. Gr. 4. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bibliothek der besten und neuesten Schwedischen Romane. 1ster, 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Tintomara. Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustav des Dritten. Roman von C. J. L. Almquist. Aus dem Schwedischen. 1ster, 2ter Theil. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 15 Ngr.

Braus, Henriette, Gedichte. Gr. 12. Barmen, Langewiesche. 25 Ngr.

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 14tes Heft: „Franz Liszt in Berlin.“ Eine Komödie in 3 Acten. Mit 1 colorirten Titelkupfer. 8. Leipzig, Jackowitz. 7½ Ngr.

Damoiseau, L., Hippologische Wanderungen in Syrien und der Wüste. Aus dem Französischen übersetzt von T. Heinze. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Mayer und Wigand. 2 Thlr.

Frey, F. W., Gedanken über Lutherthum und Union und über Kirche und Staat in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Angeknüpft an die Beurtheilung mehrer über diese Gegenstände erschienener Schriften unserer Zeit. Eine Ansprache an die Lehrer der christlichen Kirche. Gr. 8. Darmstadt, Pabst. 25 Ngr.

Goßner, J., Sammlung kleiner geistlichen Schriften. 8. Berlin, Eyssenhardt. 7½ Ngr.

Günther, J., Polyglotte des Rheinliedes, oder das Rheinlied in deutscher, englischer, französischer, holländischer und lateinischer Sprache. Aus Zeitblättern gesammelt. 18. Ilmenau, Trommsdorf. 1841. Geh. 2 Ngr.

Hegel's Lehre von der Religion und Kunst von dem Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinzel, A., Methodische Stufenfolge zum Vortrage der deutschen Sprache in den öffentlichen Lehranstalten sowohl, als auch bei dem Privatunterrichte. Nach pädagogischen und rationellen Grundsätzen bearbeitet. Gr. 8. Steyer. 25 Ngr.

Holthaus, P. D., Wanderungen durch Europa und das Morgenland in den Jahren 1824—1840. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Herausgebers. 8. Barmen, Langewiesche. 20 Ngr.

Hurter, F., Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. 4ter Band. — Auch u. d. T.: Kirchliche Zustände zu Papst Innocenz des Dritten Zeiten. 2ter Band. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 3 Thlr. 10 Ngr.

James, G. P. R., Frankreich vor der Revolution. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Jovialis, (Rapp-), Atellanen. Dramatische Arbeiten. 2te Sammlung. 16. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kossuth, L. v., Ungarns Anschluß an den deutschen Zollverband. Votum. Gr. 8. Leipzig, Einhorn. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Elisa. 3tes Bändchen. 8. Elberfeld, Hassel. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Lehre der englischen Kirche und Einiges über ihre Geschichte und Verfassung. 8. Berlin, Eyssenhardt. 5 Ngr.

Musäus, J. K. A., Volksmährchen der Deutschen. Prachtausgabe in einem Bande. Herausgegeben von J. L. Klee. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von R. Jordan in Düsseldorf, G. Osterwald in Hanover, L. Richter in Dresden, A. Schrödter in Düsseldorf. 1ste Lieferung. Leipzig, Mayer u. Wigand. 10 Ngr.

Petermann, G., Meine Erlebnisse in Belgien, Frankreich, Spanien und Afrika. Kurzgefaßte Schilderung. 12. Meiningen, Keyssner. 8 Ngr.

Pflichten gegen die Thiere zur Verminderung ihrer Qual. Von R. 8. Arnstadt, Meinhardt. 2½ Ngr.

Reinhold, E., System der Metaphysik. 2te Bearbeitung. Gr. 8. Jena, Mauke. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reiseskizzen aus dem Morgenlande. Lex.-8. Zweibrücken, Ritter. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Russegger, J., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841. Mit Atlas. 1ster Band. Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in dem Jahre 1836. 1ster Theil. Mit 1 Uebersichts-Karte und vielen Durchschnitten. (2te Abth.) Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 25 Ngr.

Schleiden, M. J., Herr Dr. Justus Liebig in Giessen und die Pflanzenphysiologie. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 5 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Anekdoten und Sprüche zur Charakteristik König Rudolphs von Habsburg, aus den Quellen gesammelt. 16. Cannstatt, Vereinsbuchh. 1841. 10 Ngr.

Schoppe, Amalia, Aus Haß, Liebe. Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Fritzsche. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, K., Gespräch über das neue Bisthum zu Jerusalem zwischen einem Vertheidiger und Gegner desselben, zum Besten des daselbst zu errichtenden Hospitals und der Schule. Gr. 8. Rinteln, Literar.-artist.-Verlagsinstitut. 3¾ Ngr.

Schubar, L., Memoiren eines Verurtheilten. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr 7½ Ngr.

Schuler, K. J., Kleist. Gr. 12. Zweibrücken, Ritter. 1841. 20 Ngr.

Schwab, G., Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung mit Rücksicht auf höhere Lehranstalten. 1ster Theil. Von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Siegmann, F. W., Aphorismen über den Krieg und die Kriegführung. Gr. 12. Dresden, Wagner. 20 Ngr.

Sophus, Der Magister und das Zigeunermädchen. Aus dem Dänischen. 12. Hamburg, Schubert u. Comp. 1 Thlr.

Teuffel, W. S., Characteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 25 Ngr.

Werg, A., Die Prophezeiung. Romantische Erzählung. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 160. — 9. Juni 1842.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile. Nebst 1 Karte der Ostseeprovinzen und 8 Kupfertafeln. Dresden und Leipzig, Arnold. 1841. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Neu und eigenthümlich sind die Gesichtspunkte, unter welchen uns der Verf. die deutschen Provinzen des russischen Reichs, Kur-, Liv- und Esthland, kennen lehrt und ein kaum geahneter Schatz wissenswürdiger Beziehungen, Volkscultur, Sprache, alte Abstammung und neue Völkerbildung betreffend, wird uns von ihm aus diesen, von deutscher Seite her so sehr vernachlässigten Provinzen berichtet. Die meisten der wenigen wissenschaftlichen Reisenden, welche ihren Zug nach Petersburg durch diese fast übersehenen Länder nehmen, folgen nur der öden und langweiligen Poststraße durch Sumpf und Haide und finden es kaum der Mühe werth, ihrer Durchreise durch dieses Anhängsel Deutschlands zu erwähnen; höchstens wird mit zwei Worten des Handelslebens von Riga, der aristokratischen Gesellschaft von Mitau gedacht und Dorpats erwähnt; der Verf. hat einen Abschnitt seines Lebens der Ergründung dieser Verhältnisse und diesen wirklich interessanten Volksthümlichkeiten — deren uralter Bestand sich so merkwürdig rein erhalten hat — gewidmet und weiß uns davon des Unterhaltenden viel vorzutragen.

Von Lübeck abgereist, landet er nach einer glücklichen Seefahrt an der unwirthlichen Küste Kurlands in Libau. Der Verf. besitzt die Kunst, durch sinnreiche Gegenüberstellungen selbst für die Schilderung solcher kleinen Orte ein eigenthümliches Interesse zu erwecken. Wir lesen mit Theilnahme, was er vom Handel, von der Rhederei, vom geselligen Leben Libaus berichtet, und finden wohlbegründet, was er über das sinnwidrige und vielbesprochene Eisenbahnproject vom Niemen (Georgenburg) nach Libau mittheilt, das die Niemenländer nicht im mindesten zu fürchten haben. Dem Innern Kurlands ist der zweite Abschnitt gewidmet. Ordenszeit, Herzogszeit und Russenzeit, diese drei Abschnitte der kurländischen Geschichte, die nordische Gastfreundschaft, der er das Rühmlichste nachsagt, die nordische Muße, die, fern von unserm geschäftigen Treiben, alle Tage zu **Sonntagen** macht, die Seebäder, die sich fast auf jedem Küstengute finden, in einer Länge von 150 Meilen, in Windau, Pernau, Arensburg, Habsal aber besonders angenehm sind; die Bernsteinernte, die hier durchaus frei ist, die Jagden, die immer rührige Geselligkeit, die kleinen Städte, die unermeßlichen Landgüter, oft wie Dondangen 30 Quadratmeilen groß, die kurischen Dörfer, deren Namensklang

> Sattiken, Dragunen, Kapseden,
> Katticken, Kalkunen und Scheden,
> Blirten und Birten,
> Pampeln und Pimpeln

selbst mit zur Physiognomie des Landes gehört, die nördlichsten Gutsherrschaften an der „langen Nase" von Kurland, die mitunter 10 Meilen Küste besitzen — alles dies gibt zu einer Reihe von Genrebildern Stoff, die wir mit immer wachsendem Vergnügen und vielerlei Unterricht durchmustern. Das Land ist noch jetzt hier überaus wohlfeil. Die 30 Quadratmeilen von Dondangen sind für 400,000 Thlr. käuflich. Aber freilich war in alter Zeit der Preis des Landes noch viel geringer; denn König Waldemar verkaufte 1347 das ganze Herzogthum Esthland an den christlichen Mann und Ordensmeister Tusemer mit allen Schlössern, Städten, Dörfern, Lehngütern, Mühlen, Zöllen, Jagden, Gerechtigkeiten, Bergwerken u. s. w. für 19,000 Mark Silbers — wofür man jetzt in Petersburg kein ansehnliches Privathaus kaufen kann. An dieser unwirthbaren Küste gilt noch das Strandrecht; man betet noch für einen „gesegneten Strand" und mancher Gutsherr wird durch eine stürmische Nacht der Verfolgungen des Fiscals oder der Juden auf einmal ledig. Eine schreckliche Geschichte berichtet uns der Verf. hier von einem livländischen Edelmann auf Dagoe, der die Feuerbacken, welche der sturmgetriebenen Schiffer Wegweiser sind, zu unterhalten hatte und der diese allnächtlich versetzte, um die Schiffe stranden zu machen und dann sein Strandrecht auszuüben. Die Sache kam zur Entdeckung und Sibirien war der Lohn dieser verbrecherischen Industrie. Dort gründete der Mann eine Colonie, die nach und nach 1000 Seelen stark ward, als deren Oberhaupt und Wohlthäter er vor kurzem starb. Mitau, die Hauptstadt Kurlands, mit etwa 15,000 Einwohnern, gilt in Bezug auf gesellige Feinheit, Geschmack und Kunstliebe für den ersten Ort in Rußland. Fast die ganze Bevölkerung besteht mit wenigen russischen Beamten aus den reichen aristokratischen Familien des Landes, die hier ein Haus besitzen müssen, und aus deren Gefolge. Hier wohnte

Ludwig XVIII. lange Zeit und zufrieden; der Glanz der Geselligkeit Mitaus übertrifft den von Wilna und Smolensk beiweitem; der Ort behauptet einen durchaus deutschen Charakter und besteht, nach neurussischer Bauart, aus breiten, von einstöckigen Häusern gebildeten Straßen; er ist der Mittelpunkt der Geldgeschäfte der kurländischen Aristokratie, ihrer Clubs und ihrer glänzenden Vergnügungen. „Zur Rechten Morast, zur Linken Sumpf, vorwärts Sandhügel und hinterwärts die Dünen, Öde und Wüstenei weit und breit, so führt der Weg nach Riga." Bei S.-Olai beginnt die Provinz Livland, das wüste Delta der Düna nimmt den Reisenden auf.

Riga wurde 1158 von bremer Kaufleuten, nach verschiedenen Händeln mit den Letten, die an Colombo's Schritte im neuentdeckten Westlande erinnern, gegründet und erhielt seinen Namen von den lettischen Rigen, Trockenhäusern für Getreide. Noch heute erinnert es in seiner Bauart an Bremen. Unter dem Orden bildete es eine freie Stadtgemeinde; es hatte seine eigenen Heere, die schwarzen Häupter, und armirte Flotten. Seit 130 Jahren gehört die Stadt zu Rußland. Die Düna gibt ihr Handelsleben und großartige Flußansichten; außerhalb der ganz deutschen Stadt wohnen die Russen in eigenen Vorstädten, einen anziehenden Contrast darbietend. Wir übergehen die Merkwürdigkeiten der Stadt, um wenigstens etwas über ihr Handelsleben anzuführen. Riga ist nächst Petersburg die größte Handelsstadt des russischen Reichs. Sie empfängt und versendet jährlich gegen 1500 Schiffe und der englische Handel allein beschäftigt ein Capital von 50 Millionen Rubel. Was der Verf. über die Contraste der verschiedenen Nationalitäten in der Bevölkerung, über Geselligkeit, Bildungsanstalten und Volksfeste, über das Blumenfest und den „Hungerkummer" (die Obstweihe) mittheilt, wie er das alte und das neue Riga gegeneinanderstellt, was er von der Insel Runoe sagt, lesen wir mit regem Interesse. Besonders anziehend ist die Schilderung der kleinen Republik auf Runoe, das, sieben Monat im Jahre von der ganzen Welt isolirt, eine ganz eigenthümliche Menschenfamilie darstellt. Der rigaische Meerbusen wird durch Eis jeden Winter mehr oder minder unschiffbar. Zuweilen verbindet eine feste Eisdecke alle seine Inseln untereinander; meistens aber belegen sich nur die flachen Küstengewässer der Inseln mit Eis. Besonders weit reicht die Eisbildung in der Nähe der kurischen Spitze, beim Vorgebirge Domesnäs, wo es sich in ungeheuern Massen anlegt und bis zur Südspitze von Ösel hinreicht. An dieser Eisgrenze nun haben die Seehunde ihre Sammelplätze, wo sie sich besonders im Frühjahr den wärmern Sonnenstrahlen gern aussetzen. Hier ist das große Jagdrevier der Runoer. Mit kleinen Booten, offen und von einem Segel regiert, fahren sie, mit zweimonatlichem Proviant versehen, ein helles Feuer auf dem Grapen, nachdem sie von Weib und Kind auf Leben und Tod Abschied genommen, auf den Robbenschlag. Die Seehunde werden mit selbstgefertigten Büchsen, oder mit Harpunen erlegt, sogleich zerstückelt und verpackt, das Fell getrocknet. Gemeinschaftlich wie diese Jagd ist alles Andere unter den Runoern. Alle ihre Bedürfnisse werden gemeinschaftlich angekauft und aus dem gemeinen Jagdertrag die Abgaben gemeinschaftlich bezahlt. Alle Bewohner der Insel sind gleichen Standes; zufolge ihres „eisernen Briefes" darf kein Russe sich auf ihrer Insel ansiedeln. Ihr einziger Beamter, der Hakenrichter, ist, wie ihr Pastor, ein Deutscher; die Landessprache ist die schwedische; alle Runoer aber verstehen esthnisch; Körperbau und Tracht sind schwedisch, wie ihre Sitten und Gebräuche. Von Riga nach Dorpat zeigt die Straße nichts als Sand, Sumpf und Haide; man möchte an die behauptete Abstammung des Namens Livland von „Sandland" glauben.

Den Nordländern, den Russen ergeht es übrigens mit Deutschland häufig ebenso, wie es uns mit Italien ergeht. Eine unendliche Sehnsucht treibt sie in unser Vaterland, was sie sich ganz mit Rosen und mit Cultur bedeckt träumen. Enttäuscht kehren jährlich Tausende zurück und doch bleibt die Vorstellung haften. Finden solche Enthusiasten irgendwo häßliche Gegenden, schlechtgehaltene Gärten, bornirte Leute, ja bemerken sie nicht blos in unsern Manieren, sondern auch in unserm Fassungsvermögen eine gewisse Langsamkeit und Schwerfälligkeit — die dem Russen nicht eigen ist —, oder werden sie gar in einem deutschen Gasthause geprellt, so heißt es nachher: „Faule Fische mit der deutschen Redlichkeit, der deutschen Cultur, der Schönheit Deutschlands." Solcher Nicolaiten gibt es viele in Rußland, sie ändern aber die nationalen Vorstellungen so wenig wie bei uns. Und doch haben die Ostseeprovinzen auch ihre Naturschönheiten, abgesehen von der sogenannten livländischen Schweiz bei Marienburg, dem Rendezvous der dorpater Studenten, in den malerischen Winterlandschaften nämlich, die uns die weitere Reise des Verf. so effectvoll schildert. Aus der Geschichte dieses Landes, wo die wilde Freiheit der Letten und Esthen durch die deutschen Ritter und das deutsche Bürgerthum seinerseits durch die russische Eroberung, mit beständiger Versetzung ganzer Stadtbevölkerungen, ins Innere Rußlands zu Grabe getragen ward, gibt der Reisende eine Sammlung der interessantesten Züge. Nach solchen fürchterlichen Schlägen genießen diese Landstriche nun seit 130 Jahren am Busen der Ruthenia der allertiefsten Ruhe, von den Wellenschlägen der Revolutionszeit auch nicht im mindesten berührt. Die größern Städte erheben sich sichtbar, die Bevölkerung ist im Wachsen, aber die kleinen Wehstädte, wie man sie von ihrem Anfangsbuchstaben nennt: Wenden, Wolmar, Werro, Walk, Weisenstein, Wesemberg, verfallen tiefer und tiefer. Das letzte lettische Dorf heißt Lettikülla; ihm gegenüber liegt Estikülla und ein kleiner Raum trennt zwei aufs schärfste gesonderte Nationalitäten, die lettische und die esthnische, von denen freilich die gewöhnlichen Postwagenreisenden von Memel nach Petersburg wenig wissen, über welche aber der Verf. desto lehrreicher und anziehender ist. Die Letten, der scythischen Völkerfamilie mit den Borussiern und vielen andern angehörig, scheinen offenbar von Süden her vorgedrungen zu sein und die ältere, ganz stammver-

schiedene esthnische Bevölkerung, die dem großen finnischen Volksstamme angehörte, welcher ganz Nordrußland bis Kamtschatka hin im Urbesitz hatte, nach dem esthnischen Winkel hinaufgedrängt zu haben. Beide bekamen nachher an den jüngern scythischen Stämmen, den nachdrängenden Russen (Tschudi, Scythen) Erbfeinde, die nach jahrhundertlangen Kämpfen unter Peter dem Großen ihrer Herr wurden, nachdem ihre frühern Herren, die deutschen Ritter, überwunden waren. Dies ist in wenigen großen Zügen die Geschichte des Landes, die, mit Urkunden und Sprachnachweisungen belegt, besonders im zweiten Theil auf die anziehendste Weise ins Licht gesetzt wird. Groß ist noch heute die nationale Feindseligkeit zwischen Letten und Esthen, eine Abstoßung, die die Zeiten der deutschen Herrschaft, wie die der russischen überlebt hat. Eine Meile hinter Walk setzt man auf einer Fähre über ein Flüßchen, die Emba, und sogleich tritt uns die zurückstoßende esthnische Nationalität voll entgegen. Man darf nur das Einmaleins dieses Volksstamms hören, um sogleich davon überzeugt zu sein, daß hier alle europäische Stammverwandtschaft endet. Uer, Kaks, Kolm, Nellü, Wies, Kus, Seize, Kateffa, Üteffa, Kümmend, 1 bis 10, Uerteiskümmend 11, Karteiskümmend 20 u. s. w. sind dem Ohre nie gehörte Töne, erinnern an eine andere Welt und verkünden ein ganz absonderliches Volk. Es ist das finnische Sprachelement, wie es vom Eismeer bis zum Nordcap herrschend ist, dem lettischen so fremd, wie dem germanischen oder irgend einem andern. Alles, was der Verf. hierüber sagt, ist unstreitig von großem historischen und ethnographischen Interesse; es hängt mit alten und ungelösten Fragen über die Urbevölkerung Nordeuropas eng zusammen und wirft ein scharfes Licht auf sie; allein wir müssen davon abstehen, diese Fragen hier zu erörtern, und den Leser, einige wenige Hindeutungen aus dem zweiten Theile dieses Werks abgerechnet, auf das Buch selbst verweisen. Über die Universitätsstadt Dorpat, esthnisch Therpata, russisch Jurieff, das Jaroslaw ums Jahr 1000 gründete, ist der Verf. nicht minder anziehend. Zahllose Male zerstört, im 15. Jahrhundert blühend und von 40,000 Menschen bewohnt, im 17. Jahrhundert abermals rasirt, von Peter I. neugegründet, haben wenige Städte eine wechselvollere Geschichte durchlebt als Dorpat. Nur seine alte Domruine, jetzt der Sitz seiner wissenschaftlichen Anstalten, überlebte alle diese Zerstörungen. Die Geschichte der Universität ist nicht minder bewegt. Von Gustav Adolf 1632 gegründet, 1656 verjagt, 1667 wiederhergestellt, 1710 noch einmal zur Auswanderung nach Pernau genöthigt, während eines ganzen Jahrhunderts erloschen, erhielt sie ihre jetzige Gestalt von Alexander, 1802. Die Zahl der Professoren beträgt etwa 40; 1803 waren 100, 1840 573 Studirende hier und zwar 243 Livländer, 68 Esthländer, 107 Kurländer, 128 Russen, 16 Finnländer und Polen und 11 Ausländer. Die Professoren sind durchweg Deutsche und im Ganzen genommen ist ein deutscher Geist an dieser Lehranstalt herrschend, was von den übrigen fünf russischen Universitäten nicht zu sagen ist. Inzwischen hat doch der Einfluß des russischen Lebens ihn bedeutend modificirt und jener Ernst der deutschen Wissenschaft, der dem Lebensgenuß widersteht, um nur der Erforschung der Wahrheit zu leben, ist hier nicht anzutreffen. Die Professoren leben friedlich und collegialisch zusammen, Zwecke der Bildung schweben den meisten ihrer Vereinigungen vor; aber gerade dieser tiefe, gesellige Friede zeugt doch von der Abwesenheit wissenschaftlicher Reibung und kritischer Energie ebenso laut wie die geringe Anzahl wissenschaftlicher Erzeugnisse, die von hier ausgehen. Die Professoren stehen in hohem Ansehen und hohen Gehalten; Antrieb zu besonderer Anstrengung fehlt aber und so geht das Meiste und Beste in geselligen Genüssen (Professoren-Abenden) verloren. Von hieraus besucht der Verf. auch Reval und Pernau. Der Handel des erstern ist seit der Erbauung Petersburgs fast zu nichts herabgegangen; es blüht nur noch als Provinzialhauptort. Auch hier ist der Kern der Bevölkerung noch durchaus deutsch und die Magistratsämter führen noch die alten deutschen Bezeichnungen. Der Verf. rühmt die gebildete Geselligkeit des Orts, der unter allen Ostseestädten die malerischte Lage und in seinem alten Theile ganz gothische Straßen hat. Wie es mit dem literarischen Verkehr des Landes steht, ersieht man daraus, daß in sämmtlichen Ostseeprovinzen jetzt 20 Zeitschriften erscheinen, während Paris deren 312 zählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Übersetzungen der Classiker aller Völker und Zeiten, Wissenschaften und Künste. Besorgt von den Herausgebern der Bibliothek der Classiker. I. Homer's Iliade, übersetzt von J. Wlckowski. Prag 1842.

Die böhmische Poesie hat die erste Periode ihres neuerwachten Lebens überwunden. Die Lyrik, welche bisher sich als herrschend zeigte, hat ihren Höhepunkt in Jablonsky-Tupy erreicht. Die kleinern Dichtungen, einfaches Stillleben, schlichte Seelenmalerei, Liebesseufzer, schmachtende Herzensergießungen, welche seit Decennien der böhmischen Poesie den Charakter der Weichheit und Zärtlichkeit gaben, fangen an ihre oft bewährte Kraft auf das Lesepublicum zu verlieren, und nur eine kräftige Seelenschilderung, ein ergreifendes Gefühl, hinreißende Glut wird von jetzt an von einem czechischen Lyriker gefodert; nur ein hohes Talent dürfte sich von nun an in diesem Felde einen Namen erwerben können. Dem natürlichen Gange der Dinge gemäß entwickelt sich nach der Lyrik die Epik. Hier tritt uns in der böhmischen Literatur als ein Übergang aus der einen in die andere, oder eigentlich beide vermittelnd, weil beide in sich vereinend, der Verf. der „Premysliden" und des „Schwert und Kelch", Erasmus Wocel, entgegen. Die beiden Dichtungen, jene das angestammte, durch freie Volkswahl zum Throne berufene Königsgeschlecht, diese die glänzenden Helden des Vaterlandes aus der vorreformatorischen Zeit in ihrem Kampfe für geistige Freiheit und Volksthum behandelnd, verbinden, ohne als dramatisch gelten zu können, die lyrischen und epischen Elemente so innig miteinander, daß man sich der Ansicht nicht erwehren kann, es müsse ein großer Theil dieser Verbindung auf Rechnung des Dichters kommen, wiewol man andererseits nicht leugnen wird, daß der beiderseitige Stoff eine vorwaltende lyrische Färbung und Haltung unbedingt foderte.

Die Herausgeber der „Bibliothek der Classiker" scheinen diesen Gang der Ereignisse tief erkannt zu haben, und sie wollten sich das Verdienst nicht nehmen lassen, diesem neuerwachten Geiste zu einer kräftigen Erstarkung emporzuhelfen und sein

Dasein factisch und im Namen ihres Volks anzuerkennen. Und dies, däucht uns, ist der eigentliche Standpunkt, von dem aus man das gerade jetzt erfolgte Erscheinen der „Iliade" Homer's auffassen muß. Ein Werk von solchem Gehalte ist für jede Literatur zu jeder Zeit von der größten Wichtigkeit; aber das Auftreten Homer's auf dem Kampfplatze der böhmischen Poesie gerade in diesem Augenblicke scheint uns eine unabsehbare Reihe der wichtigsten und wohlthätigsten Einwirkungen auf die ganze fernere Entwickelung der czechischen Literatur anzukündigen. Die böhmische Poesie war bereits in manchen Producten und Producenten von der natürlichen Bahn gar merklich abgewichen, fade, nichtssagende, mit Reimen klimpernde und mit alltäglichen Gedanken spielende Flachheit machte sich neben unnatürlichem, groteskem, oft lächerlichem Pathos und hohler Erhabenheit breit. Nun tritt die unsterbliche Dichtung des Vaters der Poesie mit allem Glanze ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und der so tief poetischen Auffassungsweise des griechischen Barden mitten unter diese einander entgegengesetzte Elemente! Die Heldensage der Vorzeit, unter den reinen Einflüssen eines ionischen Himmels, aus dem Geiste eines hochbegabten Volks entsprossen, gleichweit entfernt von moderner weibischer Sentimentalität, sowie von der nebelhaften Romantik der nordischen Poesie, ein Abglanz reiner Menschlichkeit und Humanität, wie sie der schöpferische Menschengeist schafft, welch eine Kraft muß sie äußern in einer Literatur, welche, gesättigt bis zum Übermaß an der weinerlichen Subjectivität, am Weltschmerz, zu dem Niemand einen deutlich erkannten Grund hat, nun auf einmal die absolute Objectivität vereint mit einer so reichen Masse großartiger, erhabener Thaten für Nationalität und Religion darbietet, bei einem Lesekreise, der gewöhnt, bisher nur die Ergießungen einer empfindsamen Seele, oder die kleinen Ereignisse in der Familie in streng poetischem Gewande dargestellt zu finden, nun auf einmal sich mitten unter die Kämpfe und Heldenthaten eines Heldengedichts versetzt sieht. Das werden die nächsten Wirkungen der „Ilias" sein. Ihren fernern Einfluß zu verfolgen, kann in d. Bl. nicht unsere Absicht sein.

Die Übersetzung des Hrn. J. Wickowski wird verschieden beurtheilt werden. Ihre Form war schon früher aus den mancherlei Proben bekannt, die in den böhmischen Journalen dem Publicum vorgelegt wurden, und hatte sich eine allgemeine Anerkennung erworben. Die böhmische Sprache hat beide Arten von Scandirung, die nach Quantitäten und Position, sowie die nach der Accentuirung. Während die letztere sich mehr in der leichten Poesie geltend machte, zeigte jene ihre antike Würde und Kraft mehr in den ernsten Dichtungen und kam in neuerer Zeit besonders durch Winaricki zu bedeutendem Ansehen, welcher sie nicht nur auf dem wissenschaftlichen Wege mit der ganzen Schärfe seines Geistes und der tiefsteingedrungenen Kenntniß des czechischen Sprachgenius vertrat, sondern auch in seinen Übersetzungen — und er ist hierin allgemein als Meister anerkannt — und freien Dichtungen die ganze Größe der quantitativen Prosodie im hellsten Glanze zeigte. Die alten classischen Metra, besonders aber der Hexameter und das Distichon, bekamen hierdurch einen kraftvollen, der Antike ganz entsprechenden Klang. Daher entschloß sich denn auch Wickowski, den Hexameter Homer's und die Quantitätenprosodie beizubehalten, und dadurch ist es ihm gelungen, seinem Originale näher zu kommen als irgend eine andere Übersetzung in den Sprachen Europas, und wir könnten Stellen aufführen, wo der böhmische Text mit dem Original in jeder Beziehung auf gleicher Stufe steht. Man halte das nicht für panslawistischen Patriotismus, sondern frage Kenner darüber, und man wird meine Behauptung bestätigen hören. Freilich sind das nur einzelne Stellen, die der Übersetzer mit solcher Liebe und solchem Glück behandelt hat; aber sie beweisen, bis zu welcher Höhe sich die böhmische Sprache zu erheben vermag, wenn sie von der Feder eines gewandten, talentvollen Mannes gehandhabt wird. Der Adel und die Erhabenheit des Ausdrucks bei Hrn. Wickowski übersteigen nicht selten die Erwartung des Lesers.

Die Übersetzung ist ungemein wortgetreu, ja nicht selten von Wort zu Wort; je mehr dies nun den Leser dem Originale näher führt, desto mehr scheint der Übersetzer sich bemüht zu haben, getreu zu sein. Wir meinen indeß, mit Unrecht und zum Schaden seines Werks. Mit Unrecht weil man diesen Werth einer Übersetzung nur dann beurtheilen und ermessen kann, wenn man sie mit dem Originale vergleicht; und da meinen wir, werde Jeder, der zu solch einer Vergleichung befähigt ist, den Homer in der Ursprache doch noch lieber lesen als in einer, wenngleich noch so gelungenen Übersetzung; und solch ein Streben scheint uns immer eher ein Kunststück als ein Kunstwerk zu Stande bringen zu können. Zum Schaden seines Werks aber hat sich Hr. Wickowski diesem Streben vielleicht allzu sehr hingegeben, weil seine Übersetzung dadurch einen eigenthümlich fremdartigen Anstrich und eine gewisse Schwere im Ausdrucke bekommen hat, welche den Leser bei allem Anstaunen der Wunderdinge, die in und um das heilige Ilium vorgehen, nicht anders als unangenehm berühren kann. Jede Sprache hat ihren eigenthümlichen Typus, der sich in Fügung, Ausdrucksweise und dergleichen für das geübte Auge deutlich beurkundet. Auch die Slawinen haben ihren eigenthümlichen Genius, der sie von allen andern, selbst von dem griechischen unterscheidet, auch wenn man die Ähnlichkeiten beider selbst noch höher hinauf urgirt, als es Dankowsky in seinem bekannten Buche „Lingua slavica matris graecae erudita filia" thut. Die Ähnlichkeit beider besteht unserer Meinung nach mehr in der, wenn man so sagen darf, groben Materie, als in dem Geiste, obgleich sie auch in dieser Hinsicht nächste Verwandte sind.

Die Ausstattung des Buchs ist sehr geschmackvoll und der beigegebene Plan des Kampfplatzes um Troja herum sammt Angabe der Schlachtorte, wie sie in den einzelnen Gesängen vorkommen, sehr dienlich zur deutlichern Vorstellung.

In Bezug auf den Schmutztitel muß bemerkt werden, daß sich ein eigener Verein von Literaten in Prag gebildet hat, welche gesonnen sind, alle classischen Werke des Auslandes in jeder Kunst und Wissenschaft durch gute, tüchtige Übersetzungen und in angemessener äußerer Ausstattung in die böhmische Literatur überzupflanzen. Die Herren Staley (eine Gesellschaft, deren Mitglieder alle wissenschaftlichen böhmischen Werke ankauft) haben ihre Theilnahme für dieses großartige Unternehmen zugesagt.

J. P. Jordan.

Literarische Notizen.

Vom Grafen de Saint-Priest, Pair von Frankreich, Gesandten am dänischen Hofe, erschien: „Histoire de la royauté considérée dans ses origines jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe"; vom Marquis Gustav de Cavour: „Fragments philosophiques"; von einem Anonymus ein Buch unter dem Titel: „Rapports entre dieu et l'homme par une personne sans études", mit dem seltsamen Zusatze: „Écrit très-extraordinaire et très-sérieux"; von E. Trisserenc: „Lettres sur la politique des chemins de fer", mit zwei Karten, darstellend die öffentlichen Arbeiten in Frankreich, Belgien und Deutschland; von E. Allez: „Discours sur la puissance et la ruine de la république de Venise", früher im Institut vorgelesen; von Ch. Farcy: „Aristocratie anglaise, démocratie américaine et libéralité des institutions françaises" und von Kératry, Pair von Frankreich: „Questions à l'ordre du jour", worin über die innere politische Verwaltung Frankreichs, über seine criminelle Gesetzgebung, über das in Frankreich geltende System der öffentlichen Erziehung und über die Anwendung der Todesstrafe gesprochen wird.

Potton, Arzt an einem lyoner Hospital, gab heraus: „De la prostitution et de ses conséquences dans les grandes villes, dans la ville de Lyon en particulier; de son influence sur la santé, le bien-être, les habitudes de travail de la population."

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 161. — 10. Juni 1842.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Von Dorpat bis Narwa malt uns der Verf. eine russische Winterreise in seiner geschickten, anziehenden Art. Es ist nicht möglich, für diese Reiseart, im rohen Schlitten von Birkenholz, mit Matten gedeckt und mit buntem Teppich ausgeschlagen, den man für wenige Thaler kauft und nach gemachter Reise zerschlägt und verbrennt, durch unabsehbare Schneefelder, über Flüsse und Seen hinweg, die Grüfte — Uchabui — hinab, die steilen Ugrobui hinauf, durch schneehelle Nächte, bei 18 Grad Kälte — mehr Interesse zu erregen, als ihm gelingt. Am Peipussee betritt er das erste russische Fischerdorf, dessen Reinlichkeit und Ordnung scharf gegen die esthnische Unsauberkeit abstach. Es ist sonderbar, daß, so gering auch die russische Bevölkerung in den Ostseeprovinzen ist, alle Fischer, Gärtner und Fuhrleute doch Russen sind. Am Peipus hauset die schlimmste Race der russischen Bären; in Kurland gibt es deren nicht mehr; in Livland und Esthland sind sie dagegen häufig, obgleich weit weniger gefürchtet als der Wolf. Von diesem Thiere liefert der Verf. eine Statistik, die die Existenz von wenigstens einer Million Wölfe im russischen Reiche nachweist, von welchen gegen 3000 allein auf Livland kommen. Narwa trägt noch ganz den deutschen reichsstädtischen Charakter, der sich von dem russischen so sehr unterscheidet, und gleicht einem Quartier Rigas. Der Ort mit 5000 Einwohnern ist klein, aber schön und merkwürdig; er war der Vorposten des deutschen Bürgerthums gegen die russischen Einfälle. Auf der andern Seite der Narowa, höchstens 200 Schritt ab, liegt Iwangrod, die feindliche Russenveste; wie diese zwei „Duellanten überm Schnupftuch" so lange sich anschauen konnten, ohne sich zu vernichten, begreift man kaum. Narwas Handel ist neuerdings fast vernichtet und reducirt sich auf höchstens 50 Schiffe jährlich. Schön ist der Doppelwasserfall der Narowa, 1½ Werst von der Stadt, der jetzt wie eine Krystallburg, wie eine Brücke von Eissäulen erschien. Mit Narwa endet das deutsche Wesen des Ostseelandes; jenseit der Narowa betreten wir das Gebiet der alten Ingern und Samen (Ingermanland, das petersburger Gouvernement officiell genannt), wo sich ganz andere Anschauungen darbieten.

Der Verf. läßt nun eine Reihe werthvoller statistischer Angaben aus diesen Ländern, wo der Deutsche als Herr, der Lette und Esthe als Knecht und der Russe als Fremdling erscheint, folgen, die wir übergehen müssen. Nur so viel sei bemerkt, daß der Handel der deutschen Ostseehäfen etwa ein Siebentel des gesammten russischen Handelslebens in sich faßt und ein Capital von 74 Millionen Rubel beschäftigt, während sämmtliche russische Handelsplätze 543 Millionen Rubel umsetzen. Die lettischen Naturansichten, die Schilderung der Sümpfe und der hier noch anzutreffenden Urwälder, in welchen das Elenthier zu Hause ist, in Heerden zu 50 Köpfen, die Ceres dieser Länder, die Güter der deutschen Herren und die der Pastoren, die der Esthe und Lette gleichfalls als „gnädige Lehrer" (zenigs mazitais) verehrt, Volksfeste und Ackercultur und Anderes müssen wir übergehen. Im J. 1840 betrug die Bevölkerung Kurlands 507,265 Einwohner, die Esthlands 320,000, die aller drei Provinzen 1½ Millionen, von 700 — 1000 auf die Quadratmeile. Überblicken wir diese Bevölkerung ihrer Abstammung nach, so finden wir den Letten und Esthen als Ackerbauer, den Deutschen als güterbesitzenden Adel, Geistlichen, Literat, Kaufmann und Künstler, den Russen als Speculant, Krämer, Kärrner in den Vorstädten, oder als Douanier und Soldat, gemischt mit dem Juden, als Wirth und kleinen Handwerker, in dem Verhältniß von 900 Letten und Esthen unter 1000, 50 Deutschen, 20 Russen, 15 Schweden und 15 Juden hier seßhaft.

Der zweite Theil dieses Werks ist dem innern, geistigen Volksleben gewidmet. Ein Land, in dem die so verschiedenen Nationalitäten eines alten scythischen Urstammes mit dem germanischen und endlich mit der jüngern russischen (slawischen) Nationalität zusammentreffen, hätte schon längst ein gründliches Studium der Ethnographen und Geschichtforscher verdient; allein während die eifrigsten Forschungen auf Landschaften verwendet wurden, wo die romanische Cultur mit der celtischen oder cimbrischen zusammentraf, bekümmerte sich Niemand um diese gewiß nicht minder interessante Begegnung der deutschen Cultur mit der eines Urstamms, der gewiß einst im Besitz des größten Theils von Nordeuropa stand und dessen nähere

Erforschung zu den seltensten und anziehendsten historischen Einblicken führen konnte. Dies ist so wahr, daß die beiweitem größte Anzahl der Reisenden durch die Ostseeprovinzen gar nicht einmal ahnet, welch ein Schatz von uraltnordischer Volksthümlichkeit sich hier hinter Wäldern und Sanddünen verbirgt. Der Verf. hat das Verdienst, auf diesen Schatz nicht etwa blos aufmerksam gemacht, sondern zugleich das größere Verdienst, ihn erforscht und gehoben zu haben. In der That, die gelehrte Welt ist ihm Dank schuldig. Er läßt uns wenig Zweifel übrig, welche Stelle diesen anziehenden Volksstämmen in der Völkerfamilie gebührt, und das Dunkel, welches die Urgeschichte des europäischen Nordens deckt, fängt an unter seiner kunstgerechten Hand sich auf unerwartete Art zu lichten und zu zerstreuen. Es ist schon früher gesagt, daß die jetzt so dicht und im Ganzen so friedlich nebeneinanderwohnenden Stämme der Letten und Esthen zwei ganz gesonderten, nicht im entferntesten verwandten Volksstämmen angehören, deren Sitten, Sprachen, Geist- und Körperbildung nichts Gemeinsames darbieten. Ein räthselhaftes Gebild ist der jetzige, fast vergessene, doch noch über 2 Millionen Seelen starke, zwischen germanischen, slawischen und finnischen Volksstämmen eingekeilte Stamm der Lithauer, Letten im Niemenlande, mit keinem europäischen verschwistert und seine Blutsfreunde nur fern am Fuße der Dawalaghiri wiederfindend. Esmi (ich bin) sagt der Lithauer, asmi (ich bin) sagt der Himmalajabewohner; eimi (ich wandle) heißt es an der Ostsee, aimi (ich gehe) in Indien; Diwas (Gott) tönt's am Niemen und Daiwas (Gott) am Ganges. Der ganze Bau der lettischen Sprache verkündet klar den der sanskritischen Sprachformen und es soll nicht schwer fallen, noch jetzt ganze Redensarten völlig mit lettisch-sanskritischen Worten wiederzugeben. Die eigenthümliche Priesterverfassung und Priesterregierung der alten Lithauer und Preußen weist andererseits auf eine unmittelbare indische Abstammung hin und viele einzelne Sittenzüge belegen mehr und mehr diese directe Herkunft. In zwei große Stämme getheilt, so muß man annehmen, als Letten (Latwaesche) und Lithauer (Lectis), welchen die untergegangenen Preußen (Pruhsis) angehörten, drangen diese Stämme von Süden her in das Nordland vor, das sie von der finnischen Völkerfamilie der Esthen besetzt fanden. Dieser schwächere, unkriegerische und wahrscheinlich sehr zerstreute Stamm ward von ihnen nach Norden hinaufgedrängt und räumte ihnen ihre jetzigen Sitze am Niemen und der Düna ein. Ihre Blütenzeit fällt in das 14. Jahrhundert, wo lithauische Heere von Kiew und am schwarzen Meere mit den Russen kämpften, und die Namen Gedemin, Olgherd und Jagiel (Jagello) in ganz Europa bekannt waren, bis sie endlich dem Eisenarm der deutschen Schwertritter erlagen. Mit wahrhaft wissenschaftlichem Geist ist der Abschnitt „Mythologie der Letten" geschrieben und lehrreich in mehr als einer Beziehung; denn der mythologische Glaube alter Völker wird nur zu oft, selbst von Männern der Wissenschaft, ganz falsch aufgefaßt. Bei einem Volke von so ungemeiner und hervorragender Kunstanlage wie die Griechen ist es begreiflich, daß auch seine geistigen Vorstellungen von der Gottheit bald sinnlichen Bestand annahmen und in plastischen Formen ausgingen. Bei den nordischen Völkern, bei den Letten z. B., war dies anders. Ihre Götter blieben dunkele Gebilde der Phantasie; sie gewannen nichts Persönliches, keine Gestalt und keine Tempel. Es ist daher sehr die Frage, ob die vorchristlichen Letten jemals in anderm Sinne von der Erdmutter oder von Perkuhnos sprachen, als es noch heute geschieht, wenn sie beim Rollen des Donners sagen: „Perkuhnos zürnt", oder bei einer zu Boden gefallenen Nadel: „Erdmutter, gib mir meine Nadel wieder!" Jetzt sind solche Äußerungen noch immer etwas mehr als bloße Redensart, und ehemals mögen sie auch eben nicht viel mehr gewesen sein.

Dieser Satz ist äußerst inhaltschwer und er ist richtig und wahr für alle nordische Volksmythologie, auch für die skandinavische. Die Letten dachten sich den obersten Gott Dews (Deus), wie alle Völker auf dieser Culturstufe, als einen mächtigen, reichen Herrn, der allen Überfluß in seinem Gewahrsam hatte und davon dem Menschen nach seinem Willen zukommen ließ. Sie sprechen von ihrer Habe daher gern als Gottesgabe, Gottes Pferdchen, Gottes Söhne &c. Nach dem alten Vater (wezzais Täws), waren Perkuhnos, Trimpus und Pikulis (der Donner-, Wasser- und Erdgott) mächtige Götter. Der Perkuhnos-Dienst hatte im Walde zu Romowe in Preußen seinen Hauptsitz. Man nannte ihn auch Debbes Bungoteis (den Himmelspaukenschläger). Seine Gemahlin war die Pflegerin der Sonne; Trimpus der Wasser- und Antrimpus der Meergott waren auch die Götter des Trinkens. Die Verehrung des Gottes der Freude: Ligho, war sehr verbreitet und noch jetzt ist: Ligho, ligho der lettische Freudenruf; die Schaukel (lighot) hat von ihm den Namen. Johds war der finstere Kriegsgott (Fohda im Sanskrit: Krieger), Pergruhbis der Knospenhüter, der Gott des Frühlings, Salwiks der Erweicher, Gott der Sümpfe, Pekkols Gott der Nacht, Semmuks der Flurengott, Kuhma Gott der Festgelage &c.; Laima maminja, noch jetzt häufig besungen, war die Göttin des Schicksals; Semmes mahte (Erdmutter) wird noch häufig angerufen, Verlorenes wieder zu bringen; Sauce (die Sonne) wird auch noch angerufen, und in Märchen spielen ihre goldenen Pferdchen, die sie in Anstruma (Morgenland) hält, eine Rolle. In dem kindlichen Sinne des Letten hat er Schutzgötter für Alles, für kleine Kinder die Göttin Dehkla, für Mäuse &c. die Prehkina, für die Bienen den Urinsch, für das Haus den Mahjaskunx, für den Kehricht selbst die Mehslu Bahba. Überall in Feld, Wald und Sumpf gibt es noch jetzt für den Letten zahllose gute und böse Geister und kein Wasserwirbel ist ohne einen solchen.

Wir haben über diesen Abschnitt sorgfältiger berichtet, weil er einen Blick in die Tiefen dieses Volkslebens gewährt und zugleich ein Zeugniß von dem Eindringen des Verf. in eine solche Materie. Der Lette, von Natur anstellig, gewandt, bildsam und voller Anlage, ist vorzugs-

weise eine poetische Natur, mehr friedsam und mild als thatkräftig, obgleich nicht ohne Freiheitssinn. Er ist, wie Sklaven immer sind, versteckt, zur Lüge und zum Diebstahl geneigt. Uralt sind seine noch heute geübten Gebräuche. Der Grieche Pytheas citirt mit Verwunderung die großen Trockenhäuser für Getreide an dieser Küste; diese großen Tonnen, Rigen, fielen 1500 Jahre später den Deutschen auf und bilden noch heute eine Besonderheit dieses Landes, die sogar seiner Hauptstadt den Namen gab. Seine Gebräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen ꝛc. sind uralt, und uralt sind die Lieder, die dabei gesungen werden, ebenso ist seine lilliputische Einrichtung des Hauses, das in hundert kleine Räume zerfällt, sehr alt. Der Reichthum und die Feinheiten der Sprache geben stets den besten Maßstab für die Entwickelungsstufe eines Volks. Die der Letten steht gewiß seit einem halben Jahrtausend auf derselben Höhe und muß daher, mit dem damaligen Europa verglichen, nicht unbedeutend gewesen sein. In allem Äußerlichen herrscht in ihr ein ungemeiner Reichthum; die Verwandtschaftsgrade z. B., welche wir gar nicht mehr bezeichnen, haben bei den Letten noch besondere Bezeichnungen; wo wir nur Nichte und Neffe haben, hat der Lette noch Brahletis (Brudersohn), Mehsens (Schwestersohn), Dewerens (Mannesbrudersohn), Swainens (Weibesbrudersohn), Brahlene (Brudertochter), Mahsene (Schwestertochter), Deeverene (Mannesbruderstochter), Swainene (Weibesbruderstochter) ꝛc. Für das Geschrei der Thiere sind seine Ausdrücke zahllos, wie für alle Naturlaute; für unser Brüllen hat er, je nachdem er vom Löwen, Ochsen oder Kuh spricht: ruhkt, mauroht und blaut; für Summen der Insekten: spindelcht, duhkt; für das Getön des Windes: brahsdeht; schalkt, wenn er durch Bäume geht; tschurgsteht, wenn er auf Wasser trifft; duhdoht, wenn er im Schilf pfeift; smildseht ꝛc. Für Knarren und Knattern hat er: grabbeht, tschabbeth, tschaksteht, tschihkoht, tschingsteht, tschirsteht, bursiht, barsiht ꝛc. Diesem ungemeinen Reichthum gegenüber steht die Armuth für geistige Zustände; für Geist, Seele, Wille, Verstand, Gemüth, Begierde, Muth, Gewissen hat er nur einziges Wort, prahts, das noch obenein auch die Sinne bedeutet. Bearbeitet ist die Sprache, besonders durch Deutsche in Volksschriften, wo denn die Wendungen natürlich viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben. Die Erlernung des Lettischen ist schwierig. An Sprüchwörtern wie an Liedern ist vielleicht kein Volk reicher als die Letten. Aller und jeder sprachliche Ausdruck bei diesem Völkchen nimmt sogleich einen poetischen Charakter an; die Klagen des Landmanns, der uns seine Noth schildert, klingen sofort wie ein Stück aus dem Hohenliede oder Hiob. Bei uns ist die Volksmuse verstummt und unsere östlichen Nachbarn nennen uns nicht ohne Ursach Njemtzni, die Stummen; oder wo ihre Productivität irgend noch auftaucht, da bemächtigt sich ihrer sogleich die Cultur und entfremdet sie schnell ihrem heimatlichen Boden; nirgend in Deutschland, außer hier und da in Schwaben und auf den Alpen, findet sich noch eine Spur von Volkspoesie. (Hier ist der Verf. wol im Irrthum.) Bei den Letten ist dies gerade umgekehrt; das ganze Volk singt und dichtet ohne Unterlaß und es ist das Charakteristische der lettischen Volkspoesie, daß sie keineswegs durch einzelne Talente fortgebildet wird, sondern durch das Volk in Masse. Jeder Lette macht Verse und Lieder und singt sie, das Lied bringt ihm aus der Kehle wie der Lerche. Der Geist der lettischen Volkspoesie ist ein lyrisch-idyllischer im Einklang mit dem milden, friedsamen, schalkhaften Charakter dieses Volks. Es ist merkwürdig, daß sich auch nicht eine Spur eines Kriegsgesanges und aus den Zeiten der deutschen Eroberung nicht eine Schilderung etwa eines eisengepanzerten Ritters, dessen Erscheinung doch einen so großen Eindruck machen mußte, vorfindet, obgleich viel ältere Lieder erhalten sind. Neben dem lyrischen ist es das Element des Sinngedichts, das sich besonders häufig und ausgebildet zeigt; Frühlingslieder, Liebeslieder und mythologische Lieder sind in unberechenbarer Anzahl — ein Pastor besaß davon eine Sammlung von 2000 — vorhanden.

(Der Beschluß folgt.)

Europas bevorstehende politische Verwesung gleich jener frühern Asiens und der übrigen Welttheile. Als nothwendige Folge der Nichtübereinstimmung aller bisherigen Staatshaushaltungen mit der göttlichen Staatslehre. Ein wohlthätiges Warnungsbuch für weise Regierungen und unsinnige Demokraten. Erster Theil. Aarau, Sauerländer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir haben uns in der Vorstellung, die wir uns von dem Inhalte dieses Buchs nach seinem etwas langen und anspruchsvollen Titel gemacht hatten, getäuscht gefunden. Denn wir glaubten darin die „bevorstehende Verwesung Europas" näher nachgewiesen und genauer, ihrem besondern Verlaufe nach, erörtert zu finden, haben aber statt dessen eine Philosophie der Politik in demselben angelegt gefunden, mit der wir uns, so weit sie uns in dem Buche des ungenannten Verfassers bisjetzt vorliegt, nicht einverstanden erklären können. Die lange Einleitung: „Von dem Zwecke Gottes mit dem Menschengeschlechte überhaupt und den Staatsgesellschaften insbesondere", enthält eine Darlegung und Entwickelung der philosophischen Ansichten, Meinungen und Principien des Verf. im Allgemeinen. Sind diese auch im Ganzen verständig und das Ergebniß eines ernsten Nachdenkens, so können wir ihnen doch unmöglich das Prädicat weder einer tiefen und gründlichen philosophischen Auffassung, noch das einer scharfen und klaren logischen Entwickelung und Anordnung zugestehen, noch endlich uns im Wesentlichen mit denselben einverstanden erklären. Es würde jedoch für den Zweck d. Bl. zu weit führen, wenn wir uns auf eine genauere und gründlichere Beleuchtung und Widerlegung derselben einlassen wollten, und wir müssen uns daher nothwendig auf einige allgemeine Andeutungen und Bemerkungen beschränken.

So können wir dem Verf., um nur einen wichtigen und wesentlichen Punkt herauszuheben, nicht zugestehen, daß es einzig und allein die Vernunft sei, die dem Menschen vom Thiere unterscheidet und die Menschheit zu einer besondern und höhern Wesengattung macht, auch müssen wir von unserm Standpunkte aus bestimmt gegen den Begriff von besondern Seelenvermögen protestiren, indem es in dem in sich schlechthin einigen Menschengeiste nicht verschiedene und besondere Seelenvermögen geben kann, sondern die verschiedenen Richtungen seines Thätigseins und Wirkens nur formal voneinander verschie-

den sein können. Das, was den Menschen als Menschen vom Thiere unterscheidet und zum Menschen macht, ist nun nicht sowol die Vernunft, denn ein analogon rationis hat man jederzeit auch den höhern Thiergattungen zugestanden, sondern die Bewußtseinsfähigkeit, die dem Thiere gänzlich fehlt. Daß der Mensch Bewußtseinsfähigkeit und Bewußtsein hat, macht ihn zu einer besondern und höhern, von dem Thiergeschlecht specifisch unterschiedenen Wesengattung. Erklärt der Verf. „die Religion, oder die Wissenschaft von Gott und der Bestimmung des Menschen für eine Wissenschaft, die die Menschen ihrer Vernunft zu danken haben" (S. 26), so können wir ihm auch dieses nicht zugeben, indem das Wissen von Gottes Wesen und seinem Verhältniß zu Welt und Menschheit beiweitem die Grenzen des menschlichen Vernunftbegriffs und des menschlichen Vernunftvermögens übersteigt und einzig und allein nur im Glauben und mittels des Glaubens, der seine Begründung und gewissermaßen seinen Ab- und Beschluß in der göttlichen Offenbarung hat und findet, erfaßt werden kann.

Das Buch selbst nun anlangend, das zwei Abtheilungen in sich befaßt (erstens von den Hauptbedingungen eines vollkommenen Staatshaushalts, und zweitens von der vollkommenen Organisation eines Staats), so ist darin gleichsam eine Philosophie vom Staate aufgestellt und entwickelt, die in der That einen sehr großen Reichthum von wohlgemeinten, verständigen, wahren und beherzigungswerthen Ansichten und Betrachtungen über den Zweck, das innere Wesen und die wahren Bedürfnisse eines vollkommenen und wohlregierten Staats enthält, mit denen wir uns wol befreunden und für einverstanden erklären möchten; aber auch hier macht sich der Mangel einer streng wissenschaftlichen und logischen Auffassung und Erörterung der Idee vom Staate recht klar bemerkbar. Überhaupt will uns bedünken, daß der Verf. keinen bestimmten Standpunkt einnimmt; oder vielmehr es will uns nicht blos so bedünken, es ist auch wirklich so, indem der Verf. in seiner Erörterung weder entschieden von dem rein theoretischen Standpunkte, noch entschieden von dem rein praktischen und historischen Standpunkte ausgeht. Die bevorstehende Verwesung Europas sucht und setzt er nun offenbar darin, daß sich in dem innern Zustande, in der Organisation, Verfassung und Verwaltung sämmtlicher europäischer Staaten auch nicht die leiseste und entfernteste Spur von einer Übereinstimmung mit dem von ihm entworfenen Ideal eines vollkommenen Staats oder einer Annäherung an dasselbe entdecken läßt.

Müssen wir es einerseits an dem ungenannten Verf. achten, daß er, der, seiner Vorrede nach zu schließen, ein alter und langjähriger Staatsbeamter ist, den philosophischen Theorien über den Staat noch so viel Zeit, Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt hat, wie sein Buch auf eine höchst achtbare Weise Zeugniß gibt, so müssen wir uns andererseits doch auch gar sehr wundern, daß es so wenig des praktisch Ausführbaren enthält, sodaß, wenn nur durch Einführung der von dem Verf. gemachten Vorschläge und durch Befolgung des von ihm vorgezeichneten Weges die von ihm befürchtete bevorstehende Verwesung Europas abgewendet werden kann, dieses traurige Loos schwerlich von Europa abgewendet werden dürfte. 73.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

In der vom Pastor B. S. Schneck zu Chomersburg in Pennsylvanien unter dem Titel „Christliche Zeitschrift" herausgegebenen religiösen Zeitung wird der Beschluß einer Synode in Bezug auf Unmäßigkeit im Genuß berauschender Getränke mitgetheilt, worin zugleich den Geistlichen die Verpflichtung auferlegt wird, über diesen Gegenstand nicht nur Predigten zu halten, sondern auch in Zukunft keinen Verkäufer geistiger Getränke in die Kirche aufzunehmen. Dagegen wird in mehren deutsch-amerikanischen Blättern, unter Andern in den zu Laronsburg erscheinenden „Centre-Berichten" (vom 18. Juni) und in der von Wesselhöft in Philadelphia herausgegebenen Wochenschrift „Die alte und neue Welt" (vom 26. Juni) sehr geeifert. Das letztere Blatt bemerkt: „Prediger und andere Volkslehrer haben seit jeher gegen den unmäßigen Genuß geistiger Getränke mit Recht gesprochen. Unmäßigkeit in irgend einer Art von Genuß ist ein Laster, aber selbst mäßigen Genuß zu untersagen, ist Thorheit. Der Stifter der christlichen Religion hielt es nicht für entehrend, sich am Tische niederzulassen, an dem Wein genossen wurde. Der Apostel Paulus empfiehlt in seinem Briefe an Timotheus den Genuß des Weines. Luther war, wie aus vielen Stellen seiner Schriften hervorgeht, kein Verächter des edeln Rebensaftes und jetzt stehen aberwitzige Theologen im Bunde mit religiösen Schwärmern auf und wollen selbst den Verkäufern von geistigen Getränken den Eintritt in die Kirche und dadurch in den Himmel verrammeln. Ihr armen Schenkwirthe und Weinhändler, wie wollt ihr jetzt in den Himmel gelangen? Wenn ihr noch so sehr doppelte Kreide verschmäht, noch so wenig Wasser unter den Wein mischt und nie mehr als 100 Procent auf eure Waare schlagt, in die Kirche werdet ihr doch nicht zugelassen und in den Himmel könnt ihr auch nicht kommen; denn die Herren Heiligen wollen es nicht zugeben!"

Die jüngste, im vorigen Monat Mai beendigte Session der Legislatur des Staates Alabama hat unter Andern das Strafgesetzbuch dieses Staates einer Revision unterworfen. Die wichtigsten Abänderungen, welche getroffen worden sind, betreffen hauptsächlich die Todesstrafe. Nur das Verbrechen des Mordes im ersten Grade (wohlüberlegter Mord) kann künftig möglicherweise mit dem Tode bestraft werden. Aber selbst in diesem Falle steht es den Gerichten frei, statt der Todesstrafe auf Einsperrung im Zuchthause für Lebenszeit zu erkennen. Wer Jemanden im Duell tödtet, ist des Mordes im zweiten Grade schuldig und wird mit zehnjähriger Einsperrung im Zuchthause bestraft. Wer eine Herausfoderung zu einem Duell erläßt, annimmt oder wissentlich bestellt, soll dadurch für unfähig gelten, ein öffentliches Amt zu bekleiden, und wird außerdem mit zweijähriger Zuchthausstrafe belegt. Im Ganzen sind für 42 Arten von Verbrechen Zuchthausstrafen festgestellt, die sich auf die Dauer von 2—50 Jahre erstrecken können.

Das neuyorker „Journal of commerce" macht Nachrichten aus dem Staate Illinois bekannt, wornach dort eine große Aufregung gegen die Sekte der Marmonen herrscht und dieselbe daselbst wahrscheinlich das nämliche Schicksal haben wird wie im Staate Missuri, aus dem sie von den Einwohnern vertrieben worden ist. Sie haben neulich Besitz von einem Strich Landes von 120,000 Ackern auf dem Gebiet von Illinois ergriffen, das sie von den Indianern erkauft und unter sich vertheilt haben. Ihr Hauptapostel J. Smith behauptet, daß ihm vom Schöpfer selbst ein Recht auf diesen Landstrich verliehen sei. Martin Harris, der gegen die Lehren der Marmonen öffentliche Reden gehalten, wurde neulich ermordet gefunden und man legt jenen Fanatikern auch diese Unthat zur Last.

Der „Boston Transcript" erzählt, daß die in den Fabriken zu Saco arbeitenden zahlreichen Frauenzimmer kürzlich mit den Inhabern dieser Fabriken in Uneinigkeit geriethen, weil ihr Lohn herabgesetzt werden sollte. Sie zogen, über 500 an der Zahl, mit Musik und fliegenden Fahnen in der Stadt umher und endlich nach dem Versammlungshause der Baptisten, woselbst sie Beamte, d. i. Beamtinnen aus ihrer Mitte erwählten und eine Reihe von Beschlüssen faßten, worin sie ihre Beschwerden begründeten. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 162. — 11. Juni 1842.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Welche Innigkeit und Zartheit und welcher poetische Hauch den lettischen Liedern beiwohnt, mögen einige wenige Proben zeigen.

Mit einer Blume rudre ich mein Boot
Meiner Geliebten entgegen;
Und meine Geliebte, als Blume
Kommt blühend mir entgegen —

singt ein lettischer Naturdichter. Oder:

In den Krieg hinziehend
Werf mein Beil ich in die Eich';
Keiner ist, der um mich weinet,
Weine denn, du grüne Eiche.

Oder es klagt ein Waisenknabe:

Mitten im blinkenden See
Erhebt ein weißer Berg sich.
Auf dem Berge, auf dem Berglein
Steht ein grüner Eichbaum.
Und ich Armer schwamm hinüber
Und umfaßt' ihn mit den Armen.
Willst du nicht, o lieber Eichbaum,
In den Vater dich verwandeln?
Werden diese grünen Äste
Nicht zu weißen Händen werden?
Werden diese grünen Blätter
Nicht zu Liebesworten werden?

Oder:

Frisch, frisch ist die Morgenluft,
Roth, roth ist die aufgehende Sonne.
Gleich dieser ist der Kuß
Von den Lippen der Lieblichen.

Von den schalkhaften Liedern sind einige auch schon in Deutschland bekannt, z. B. des Wolfes Hochzeit. Die Spottlieder nehmen meistens die deutschen Herren zum Gegenstand; der Hochzeit-, Klage- und Todtenlieder gibt es unzählige und zum Theil uralte. Folgende Probe mag eine Vorstellung von dem Scherzliede geben:

Hinter dem Hügel säete ich die Gerste,
Damit der Hopfen sie nicht sähe;
Doch ein kluger Mann ist der Hopfen,
Steigt auf den Baum, um hinüber zu schauen.

Fragen wir nun, wer denn die Dichter dieser zahllosen Lieder sind, so ist darauf nur zu antworten: der sie singt, das Volk. In den Spinnstuben sitzen die Mädchen beisammen und singen; bei manchen Feldarbeiten singen die Weiber; die kleinen Hirtenknaben und Mädchen finden sich zusammen und singen — dies sind die Erfinder dieser Lieder. Gewöhnlich beginnt einer aus dem Chor und singt einen bekannten Vers, den alle mit einem langaustönenden „Oh“ schließen; kaum hat dies „Oh“ sich verloren, so singt ein Anderer einen ähnlichen Vers und so entstehen diese Gesänge. Ihre Gesangweise ist stets melancholisch; der Reim fehlt ihnen fast ganz; die rhythmische Bewegung, jambisch oder trochäisch, bisweilen auch daktylisch wird jedoch streng festgehalten. Es ist nur noch übrig, von dem Klang der Sprache eine Vorstellung zu geben, und dies mag folgende Probe eines Liebesliedes thun.

Sweineks! sweineeks, zellees aukscha
Es tew' dohschu mannu saktin,
Mannu selta gredsenu
Dohd man sweineeks tawa laiwu,
Juhrâ druszin lihgotees . . .

Vater, Mutter, lebet wohl,
Nimmer liebkost ihr mich wieder!
Nimmermehr schaut ihr mich wieder!
Mond und Sterne, gute Nacht,
Nimmer strahlet ihr mir wieder.

Sapni manni aizihnahji
Deena, tawu lihgawinnu
Redsi jau es nahku, nahku!

Nächtlich winktest du mir, du,
Riefst bei Tage: Liebchen, Liebchen!
Sieh' ich komm', ich komme schon.

Hier müssen wir enden, um uns den Feinden der Letten, den Esthen, jener zweiten, von dem Verf. nicht minder gründlich erforschten Nationalität, zuzuwenden.

Die Esthen, den Letten ganz fremd, gehören der großen finnischen Völkerfamilie an, der schon Tacitus eine mira feritas (wunderbare Wildheit) zuschreibt. Sie selbst haben seltsamerweise keinen Volksnamen für sich und nennen sich nur Tallopoig (Sohn der Erde), oder Maamees (Mann des Landes); die Letten nennen sie Iggaunis (Vertriebene), zum Beweise, daß sie selbst ihre frühern Sitze einnehmen. Ihr Volkscharakter ist rauh, schroff, wild; Falschheit und Trägheit, Schmuz und Dieberei sind ihre Nationalfehler; so höflich Russen und Letten untereinander sind, so wenig sind es die Esthen, sie

grüßen sich nie; ihre Apathie ist sprüchwörtlich; in seiner Häuslichkeit zeigt der Esthe nicht den geringsten Sinn für Ausschmückung und Verschönerung; der mongolische Grundzug ist physisch und moralisch bei ihm nicht zu verkennen. Wunderbar ist es, ein solches Volk im Besitz einer solchen poetischen Anlage und einer seltsam klingenden, aber höchst wohltönenden Sprache anzutreffen, die obenein stets mit einem gewissen stolzen Pathos und vieler Grandezza gesprochen wird. Als einst über den Wohllaut der Sprachen gestritten ward, citirte ein russischer Gesandter mit vollem Pathos folgende esthnische Redensart: „Pois ssaida tassa ülla ssülla" und gab zu rathen, was sie wol bedeutete; sie heißt: „Bursche, fahre langsam über die Brücke." Die Mythologie der Esthen bietet nach dem alten Vater (wanna Ott) den Gott Thor dar, dem auch Bilder geweiht waren. Ist dies der nordische germanische Thor? Darüber unterrichtet der Verf. uns nicht. Die liebliche Göttin Ainemoina flößte Lieder ein, Ilmarine war die Friedensgöttin, wie die des schönen Wetters. Sie hatten einen Gott für jede Feldfrucht: Rangoteus für den Roggen, Pellopekko für die Gerste, Wierankannos für den Hafer u. s. w.; Kondos für die Wälder, Kauke für den Donner; Erdgeister: Mahinen, und eine Herrschaft der Priester: Wanems, heilige Orte, Höhlen, Wälder, Hügel, die noch jetzt verehrt werden.

An poetischen Ergüssen sind die Esthen kaum ärmer als die Letten; ja, ihre Sprache erscheint selbst gebildeter in mancher Beziehung als die der erstern und mit überwiegender Neigung zu bildlichem Ausdruck. Das finnische Gedicht „Kalwela" stellt sogar eine Art Kunstpoesie dar, die alle Achtung einflößt. Die esthnischen Lieder haben den Reim angenommen und ausgebildet, z. B.:

Tio tasa neja elda,
Olli armas minnoléh.
Pea oidsis, pea nerdsis.
Nerdsis jaudis ssurmaléh.

Tio war sanft und leutselig,
Und sie war mir lieb.
Schnell sie blühte, rasch sie welkte,
Welkte, ach! und starb.

nach einem ganz bekannten Schema. In den Liebes-, Hochzeit-, Abschied- und Frühlingsliedern herrscht, ungeachtet der sprachlichen Verschiedenheit, viel Ideenverwandtschaft mit den lettischen Liedern, nur daß diese im Esthnischen ungemein sanft und schwärmerisch klingen, z. B.:

Laula, laula, sunkenne,
Ligo, linno kelekenne,
Moelgu, marja melekenne,
Illutse, süddamikenne!
Kül saad siska olla waida,
Kül saad alla musta mulla
Walge laudade wahhele,
Känna kirsto keskeelle.

Singe, singe, du mein Mündlein,
Zwitschre du, mein Vögelzünglein,
Lieb' und lodre, Sinn, mein Beerlein,
Wall' in Wonne, du mein Herzlein!
Schweigen wirst du schon einst müssen,
Wann du unter schwarzer Erde
Weilest zwischen weißen Bretern
In des schönen Schreines Mitten.

Denen, die den Wohllaut in den Vocalen suchen, muß die esthnische poetische Sprache volles Genüge leisten. Die Esthen sind ferner reich an poetischen Sagen. Sie besitzen deren vom Entstehen des Embachs, vom Kochen der Sprachen, Wannemune's Gesang, der auch in Graf Platen's Dichtungen vorkommt, die ebenso originell als poetisch sind. Nicht minder sind dies die Räthsel, an denen die Esthen ungemein reich sind und die einen zum Sinnen und Grübeln geneigten Volksgeist verkünden. Z. B. Welches ist das schwerste Holz? Der Bettelstab. Oder: König, Edelmann und Bauer speisen davon und doch kommt es nicht auf ihre Tafel? Die Muttermilch! Oder: Oben eine Seele, unten eine Seele und in der Mitte ein Leder? Reiter, Pferd und Sattel.

Viel des Lehrreichen berichten die Abschnitte über Leibeigenschaft und neue Freiheit, jetzige Cultur, Verdeutschung der Letten und Esthen, das Lutherthum und die griechische Kirche, welche zum Theil jetzt schwebende Streitfragen in ein helles Licht setzen.

Über die allmälige Russificirung und die Verdrängung des deutschen Elements in diesen Provinzen sagt der Verf. nicht viel Tröstliches, doch zeigt er uns, daß der Proceß nur langsam vor sich geht und daß der deutsche Geist an der Ostsee noch viele und starke Widerstandsmittel besitzt, um nicht sobald zu erliegen. Im Grunde der Seele deutsch, schreiten diese Provinzen jedoch der Entnationalisirung durch das Slawenthum entgegen; in Kurland am wenigsten, mehr in Livland, am meisten in Esthland. Hoffen aber mögen wir, daß alle drei noch lange Zeit mit Liebe, wenn auch nicht an dem deutschen Bundesstaate, doch an dem deutschen Mutterstamme hangen werden!

Über die baltische Mundart berichtet der Verf. Manches, das uns unrichtig erschienen ist. Er zieht vielfach in das besondere Ostsee-Idiom hinüber, was dem ganzen Norden Deutschlands angehört und was sich z. B. in Schlesien ganz ebenso wiederfindet. Hier, scheint es, fehlten ihm die Mittel zu sichern Studien. Anziehend sind die Capitel über Ostsee-Alterthümer, die er zum Theil auf die in der Schmiedekunst erfahrenen Tschuden (Vorfahren der Esthen), zum Theil auf die Skandinavier zurückführt. Im Glauben dieser Völker fehlt es nicht an alten Jahreszahlen, wie König Betico's Reich, gleich nach der Sündflut und König Trotho, 3000 Jahr vor Christo u. s. w. Den Beschluß machen Blicke auf Finnland, das Deutschthum daselbst, eine Schilderung der Finnen und des merkwürdigen Wasserfalls von Imatra mit seinen unerklärlichen Steinbildungen.

Wir haben diesem inhaltreichen und vielfach beachtenswerthen Werke einen seinem Verdienst entsprechenden Auszug gewidmet und nur bedauert, uns mit rhapsodischen Bemerkungen begnügen zu müssen. Styl und Darstellung des Verf. sind in ihrer Art musterhaft und jeder Leser dieser trefflichen Schilderung wird uns zugeben, daß ein ethnographisches Werk kaum mit größerer Befriedigung, wachsenderm Interesse und vollerm Vergnügen durchlesen werden kann als diese ebenso unterhaltende als

lehrreiche Schilderung der deutschen Ostseeprovinzen im russischen Staatsverbande. 46.

Ganganelli's Tod und römische Pasquille.

Über den Tod dieses Papstes schreibt ein Deutscher, welcher damals in Rom lebte: „Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß am 22. Sept. 1774 um 5 Uhr Morgens der Jesuitengeneral Ricci nach der Engelsburg gebracht ward und Clemens XIV. (Ganganelli) zu derselben Stunde anfing zu agonisiren. Das Übel, welchem er erlag, ist bekannt; gegen ein solches Gift gab es kein Heilmittel. Als man am folgenden Tage nach seinem Tode den Leichnam aus dem Bette hob, war er in der Gegend des Herzens auf einer Seite und von den Schultern über den Rücken hin gelb und schwarz; und als man ihn öffnete, fand man einen Mangel an Feuchtigkeit, besonders waren um das Herz herum alle Säfte ausgetrocknet. In den innern Theilen fand man keinen merklichen Fehler, wol aber Beweise einer sehr starken Constitution. Nach dem Einbalsamiren wurde er angekleidet und zur Schau gestellt. Aber nun fingen die Nägel an schwarz zu werden, es fuhren im Gesicht Flecken auf und das Fleisch löste sich so sehr auf, daß auf der Brust und weiter unten eine Lache von Unrath war. Das Eingeweide wurde, wie gewöhnlich, in eine wohlverpichte Urne gelegt, diese verschlossen und versiegelt, aber noch an demselben Abend sprang sie mitten voneinander und es ging ein unausstehlicher Geruch daraus hervor. Dessenungeachtet wollen Manche seinen Tod nicht dem Gifte zuschreiben, sondern einer Krebskrankheit des Unterleibes. Es scheint jedoch, daß Gott Das offenbaren wolle, was die menschlichen Leidenschaften zu verbergen suchen. Der Chirurgus, der die Hauptoperation vornahm, liegt an einem Fieber krank und seine Hände sind schwarz, sodaß man besorgt, er werde die Nägel verlieren. Hätte der Papst Jemand hinterlassen, der in großem Ansehen stände, wie Vieles würde man entdecken! Aber Niemand nimmt sich der Sache an, vielmehr scheint man zu jubiliren. Eine unglaubliche Menge von Feinden tritt auf und kühlt ihren Muth.“ Nun begann die Wahl eines neuen Papstes und niemals sind die Pasquille in Rom so zahlreich erschienen als bei diesem Conclave. Mit den gehässigsten Farben wurde der todte Ganganelli geschildert; hin und wieder erschien auch ein Gedicht zu seiner Rechtfertigung; heftige Drohungen gegen einzelne Cardinäle, Aufmunterungen für andere wurden in unendlichen Sonetten und andern Arten von Gedichten producirt. Nachfolgende Stelle ist einem Sonett entlehnt, welches bald nach des Papstes Tod erschien:

Cupezza e finzion fù suo partaggio:
Onde gli uomini e Dei sempre ha gabbati.
Conversò vil canaglia, ed ai magnati
Quanto vuol d'ambizion rese omaggio ....

Le sacre leggi e le profane oppresse,
La chiesa rovinò per ogni guisa.
Morì, e in Utrecht gli disser Messe.

Arglist und Verstellung machten seinen Charakter aus; er betrog daher stets die Menschen und die Götter. Mit schlechtem Gesindel hatte er Umgang und dem Ehrgeiz der Großen schmeichelte er, so viel man wollte. . . .

Er unterdrückte die geistlichen und weltlichen Gesetze und richtete die Kirche zu Grunde. Er starb und in Utrecht las man Messe für ihn.

Ein anderes Sonett von gleicher Tendenz lautet:

È morto, a noi salute, Ganganelli,
Che fù cinq' anni universal pastore,
Giusto di corpo, e picciol di cuore
Che tenne i Cardinali come granelli.

Denam e Ambrun amò come fratelli,
Uno inglese, uno ebreo, che fè il signore;
Favorì Bischi, ladro traditore,
Che tentò d'affamar città e castelli.

Fu per gli regi in guise tal portato
Che estinse a loro instanza il Gesuita,
Senza render palese il lor reato.
Si credette con ciò farla finita
Aver la chiesa e il pubblico acquietato,
Ma nulla ottenne, e gli costò la vita.

Wohl uns, Ganganelli ist todt, fünf Jahre lang war er allgemeiner Hirt, groß von Leib und klein von Herz; die Cardinäle hielt er kurz.

Denham und Ambrun liebte er wie Brüder; jener war ein Engländer, dieser ein Jude, der wie ein großer Herr auftrat. Er begünstigte Bischi, den verrätherischen Dieb, der die Stadt und die Schlösser aushungern wollte.

Den Königen war er so geneigt, daß er auf ihr Gesuch die Jesuiten aufhab, ohne ihr Verbrechen kund zu machen.

Er glaubte hierdurch Alles zu endigen und die Kirche und den Staat zu beruhigen. Aber er erlangte nichts und es kostete ihm das Leben.

Ganganelli's Freunde verbreiteten hierauf folgendes Sonett unter dem Volke:

Regnai nel tempo più tremendo e rio.
La grand' ira de' Rè vinsi e placai.
Amoroso all' estraneo; e al Popol mio
Fui più padre che prence in tanti guai.

Nemico d'interesse, umilo e pio
Tutto me stesso al povero donai,
Nulla a me, nulla a miei, sol del mio Dio
Della chiesa e di Roma il ben cercai.

Portogallo, Avignon e Benevento
Per me tornando alla concordia usata,
Mostran, se io vissi alle bell' opre intento.

Eppur morii di morte aspra et spietata,
E Roma applaude al doloroso evento,
Ah mercede inumana! O Roma ingrata!

Ich regierte zur schrecklichsten und gefährlichsten Zeit; und doch besänftigte ich den Zorn der Könige. Ich war liebreich gegen Fremde und meinem Volke war ich in seinem Unglück mehr Vater als Fürst.

Ich war dem Eigennutze feind, demüthig und fromm. Den Armen schenkte ich mich ganz; nichts suchte ich für mich, nichts für die Meinigen; sondern allein die Ehre meines Gottes, das Beste der Kirche und Roms.

Portugal, Avignon und Benevent, welche durch mich zur Eintracht zurückkehrten, beweisen, ob ich auf gute Werke bedacht war.

Und doch starb ich eines harten und erbarmungslosen Todes und Rom zollt diesem schmerzlichen Ereigniß seinen Beifall. Unmenschlicher Lohn! Undankbares Rom!

Unter das Bildniß von Ganganelli's Leibarzt schrieb man: Paschalis Adinolphi, urbis et orbis liberator. Vier Bildnisse des Papstes hing man öffentlich mit den Unterschriften aus: 1) Idolorum cultor. 2) Coenobiorum devastator. 3) Canonum destructor. 4) Sacerdotum persecutor. Die erstere spielte auf sein treffliches Museum an, die zweite auf die Mönche, die er aus dem Lande gejagt, die dritte auf die Nachtmahlsbulle, die er aufgehoben, die vierte auf die Jesuiten, die er auf die Engelsburg bringen ließ. Das Conclave hatte fast zwei Monate gedauert. Die Satiren mehrten sich, obgleich man Preise auf die Entdeckung der Verfasser setzte; endlich wurde Braschi erwählt, welcher als Papst unter dem Namen Pius VI. bekannt ist. Der Augenzeuge, von welchem der obige Brief mitgetheilt wurde, schreibt über die im Volke herrschende Stimmung: „Das Volk freute sich nicht gar sehr. Das gewöhnliche Freudengeschrei war schwach, und ich hörte auf den Petersplatz Einen rufen: Semper sub sextis perdita Roma fuit.“ 20.

Literarische Notizen.

Frankreich, das Land der schroffen Gegensätze, der grellen Widersprüche, wollte zuerst mit einem Schlage dem Negerhandel und dem fürchterlichen Misbrauche menschlicher Natur, wie ihn die Sklaverei bietet, ein Ende machen, dann aber, in das Gegentheil umspringend, hat es am längsten dieses unmenschliche Verhältniß bestehen lassen. In dem liberalen, dem freien Frankreich haben sich die Vertheidiger der Sklaverei am längsten gehalten und während in fast allen Ländern die Frage des Negerhandels wenigstens in der Theorie gelöst ist, dient ihr noch eine der mächtigsten und einflußreichsten Federn der französischen Journalistik. Granier de Cassagnac, bekannt durch seine geistreichen Feuilletons in der „Presse", in denen er besonders die classische Schule bekämpfte, und später berüchtigt durch seine „Histoire des classes nobles et anoblies", hat sich zum förmlichen Vertheidiger der Sklaverei aufgeworfen. Schon früher hatte er seine Ansichten über diese wichtige sociale Frage ausgesprochen und jetzt, nachdem er zwei Mal den eigentlichen Schauplatz der Sklaverei, die Antillen, besucht hat, vertheidigt er denselben mit noch mehr Nachdruck als bisher. Seine „Voyage aux Antilles", die soeben die Presse verlassen hat, ist fast gänzlich der Negerfrage gewidmet, und außerdem füllt er die Spalten des „Globe", dem er durch seine gewandte Redaction einen neuen Aufschwung zu geben gewußt hat, fast täglich mit seinen Diatriben gegen die Abolutionisten. Sophismen, Spiegelfechtereien, Spott, selbst Schmähungen gegen Die, welche die Sklaverei angreifen, läßt er unermüdlich aus seiner Feder fließen. Besonders hat er sich an die Person eines andern Journalisten geheftet, der in Journalartikeln und längern Werken die Principien, die Cassagnac vertheidigt, seit Jahren bekämpft. Schölcher, ein Elsasser, wenn ich nicht irre, gibt gegenwärtig, nachdem er im „National" früher schon die Sklavenfrage beleuchtet hat, einen Bericht über die französischen Colonien („Des colonies françaises", 2 Bde.) Er ist an Ort und Stelle gewesen, hat aber, vom ultraliberalen Geiste hingerissen, die auf das Coloniewesen bezüglichen Fragen nicht ganz mit Unparteilichkeit studirt. Jedenfalls dürfen wir in Schölcher's neuem Werke interessante Facten erwarten. Den leidigen Streit über das droit de visite, der gegenwärtig diesseit und jenseit des Kanals viel Staub aufwühlt, hat er in einem vortrefflichen Artikel in der „Revue du progrès" beleuchtet.

Wir machen auf ein wichtiges kunsthistorisches Werk aufmerksam, das unter dem Titel „Monuments anciens et modernes" von Jul. Gailhabaud herausgegeben wird. Es ist dies eine der wichtigsten literarischen Unternehmungen der Gegenwart. Jede Lieferung dieses Werkes enthält zwei Tafeln und bietet alle Nachweisungen, die man nur irgend über ein beachtenswerthes Monument verlangen kann. Es enthält: 1) eine genaue Beschreibung des Denkmals, 2) eine ästhetische Würdigung desselben, 3) seine Geschichte und 4) die Aufzählung der über das Kunstwerk handelnden Werke. Jedes Heft bildet eine kleine Monographie. J. Gailhabaud ist nicht blos Herausgeber, sondern selbst Gelehrter und leitet das Unternehmen mit vieler Umsicht. Eine Reihe berühmter Namen, wie Jomard, Champollion-Figeac, Langlois, Dubeux, Raoul-Rochette, Vaudoyer und Lenoir, die der Herausgeber zu Hülfe gezogen hat, sichern dem Werke einen guten Fortgang. Lemaitre, der erste Landschaftsgraveur, dem schon das berühmte Werk über Morea und die Reise von Texier den größten Theil ihrer artistischen Ausstattung verdanken, wird diesem neuen Werke seinen Griffel leihen. Die Cartons der ausgezeichnetsten Künstler stehen ihm zu Gebote. Eine Anzahl von Lieferungen ist bereits erschienen. Die erste enthält die Überbleibsel zu Ebsambul, beschrieben von Jomard, die zweite Kelaça, ein indischer Tempel von Langlois; 3. das persische Grab von Nascki-Rustam von Dubeux; 4. der pelasgische Tempel zu Gozo von Lenoir; 5. griechische Tempel zu Segest von Raoul-Rochette; 6. St.-Clement zu Rom von Lenoir; 7. Trajansbogen zu Benevent von Vaudoyer. 32.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

30. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Neunter Jahrgang. 1841. 52 Nummern. (Nr. 405—456.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Vom Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Ankündigungen werden gegen 6 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis achte Jahrgang (1838—40) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Ngr.

31. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner;** zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Erster Band. — Auch u. d. T.: **Evangelienpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein zweiter Band wird Epistelpredigten, ein dritter Predigten über freie Texte enthalten.

32. **Raumer (Friedrich v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis sechzehnte Lieferung, oder erster bis vierter Band. Gr. 8. 1840—41. Preis der Lieferung auf Velinp. 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

33. ——, Kupfer und Karten hierzu. 2 Thlr.

34. **Raumer (Friedrich v.), Die Korngesetze Englands.** 12. Geh. 10 Ngr.

35. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenundzwanzigster bis dreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1842.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände. Leipzig, Voß. 1840. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.
2. P. Foissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Aug. Westrumb. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir verbinden hier die Anzeige zweier Werke, welche, obwol sie verschiedenen Gegenständen der Untersuchung angehören und von verschiedenen Punkten ausgehen, doch in einem zusammentreffen, nämlich in der Frage über den Ursprung des Menschengeschlechts. Dem einen ist sie Haupt- und Zielpunkt der ganzen Untersuchung, es behandelt sie nach allen Richtungen und die Naturgeschichte des Menschengeschlechts, von der die beiden vor uns liegenden Bände nur einen Theil ausmachen, dient ihrer Beantwortung gleichsam nur zur Unterlage; die andere Schrift dagegen macht jene Frage nur nebenbei zum Gegenstand der Betrachtung, dient aber dem erstern Werk als ein Mittel der Untersuchung und arbeitet ihm gleichsam in die Hände, indem sie die Verschiedenheiten der menschlichen Racen oder Varietäten aus klimatischen Einflüssen ableitet. Dies zur Rechtfertigung, weshalb wir hier beide Schriften in unserer Besprechung vereinigen.

Die Frage, ob alle über die Oberfläche der Erde zerstreuten Menschenracen bei der Verschiedenheit, die sie untereinander zeigen im Körperbau, in den Gesichtszügen, in der Farbe, sowie in Sprachen und Sitten, die Nachkommen eines einzigen Urstammes, oder ob sie von mehren ursprünglichen Familien ausgegangen sind, ist von so allgemeinem Interesse, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn sie von jeher das Nachdenken der Naturforscher in Anspruch genommen hat, und selbst der Laie in der Wissenschaft, obwol es ihm nicht vergönnt ist, in alle die mühsamen und zum Theil verwickelten und zusammengesetzten Untersuchungen einzugehen, welche die Lösung der Frage voraussetzt, fühlt sich wenigstens gedrungen, den Verhandlungen darüber sein Ohr zu leihen und das Endresultat zu vernehmen.

Für den Strenggläubigen ist die Frage entschieden durch die Mosaische Überlieferung von der Abstammung aller Menschen von einem Paare. Aber bei aller Achtung für die göttlichen Wahrheiten und den Inhalt der heiligen Schriften, von denen diese Überlieferung einen Theil ausmacht, können wir doch unsern Glauben und unsere Anhänglichkeit an sie nicht so weit ausdehnen, daß wir alle geschichtlichen Ereignisse und Thatsachen, von denen sie berichten, für wahr halten. Wie lange mögen jene alten Sagen sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, wie viel mag hinweg- und hinzugethan worden sein, bevor sie der Schrift anvertraut wurden? wie viel mag sich daran geändert, wie Manches von spätern Generationen als historische Wahrheit aufgenommen und fortgepflanzt worden sein, was früher nur als Vermuthung, als vermeintliche Erklärung von Erscheinungen hingestellt worden war, die uns noch heute als unauflösliche Räthsel erscheinen? Ferner ist es ja wol möglich, daß die Mosaische Erzählung in Bezug auf die Geschichte einer besondern Familie des Menschengeschlechts allerdings eine historische Wahrheit zur Grundlage hat, aber daraus folgt noch nicht, daß das gesammte Menschengeschlecht von dieser einen Familie abstamme, daß nicht noch andere Stämme erschaffen worden sind, auf die jene Erzählung nicht anwendbar ist.

Dem sei jedoch wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß wissenschaftlichen Untersuchungen von obiger Art andere Wege vorgezeichnet sind als die, auf denen sich der religiöse Glaube bewegt, und es wäre schlecht um die Wissenschaft bestellt, wenn sie nicht über die Grenze hinaus dürfte, die ihr der letztere gesteckt. Auch hat die Wahrheit nie nöthig gehabt, wissenschaftlichen Forschungen aus dem Wege zu gehen, sie ist, wenn auch hier und da durch sie verdunkelt, nur um so glänzender daraus hervorgegangen.

Sehen wir ab von diesen urkundlichen Überlieferungen und halten uns blos an einfache Thatsachen, ohne uns noch in tiefere Untersuchungen einzulassen, so scheint uns auf den ersten Blick die Annahme die wahrscheinlichste, daß nicht alle Menschenracen von einem Paare abstammen, sondern daß vielmehr jeder Theil der Welt ursprünglich seine Autochthonen oder eingeborenen Bewohner gehabt habe. Es erklärt sich daraus ebenso wol die so merkwürdige Ungleichheit der Farbe zwischen den eingeborenen

Völkern von Afrika und den Bewohnern Europas, als das wollige Aussehen des Haares bei den Negerstämmen und seine herabhängende, glatte Beschaffenheit bei den Eskimos, die eigenthümlichen Gesichtszüge, sowie die eigenthümliche Bildung der Glieder bei beiden Racen; die sonderbare Gesichtsbildung der breitbackigen Kalmücken und der dickbäuchigen Samojeden, die Höcker und andere wohlbekannte Deformitäten der Buschmänner, wie die haarigen Körper und die affenähnliche Haltung der Mallicolesen. Ebenso bietet die Geschichte der Sprachen und ihrer Verschiedenheiten mannichfache Beweise für diese Annahme dar. Es ergibt sich daraus, daß es von den allerfrühesten Zeiten an, zu welchen das Alter und die Geschichte der Völker uns zurückzugehen erlauben, mannichfaltige Sprachen gegeben hat, eine jede mit ihrem eigenthümlichen Charakter und doch alle miteinander verwandt. Endlich zeugt auch der Ursprung moralischer und intellectueller Verschiedenheiten oder die Abweichungen in Sitten und Gebräuchen gegen die Abstammung von einem Menschenpaare. Man hat oft beobachtet, daß, so oft der Unternehmungsgeist neuere Seefahrer in bisher unbekannte Länder geführt hat, mochten sie noch so entfernt und der Zugang zu ihnen noch so schwierig sein, fast ohne Ausnahme solche Gegenden schon mit Einwohnern bevölkert gefunden wurden. Die Einwohner abgelegener Inseln waren größtentheils uncultivirte Völker, in vielen Fällen unbekannt mit der Kunst der Schiffahrt, selbst der in kleinen Kähnen; andere Stämme, wiewol sie rohgebaute Fahrzeuge besaßen, waren zu unwissend und furchtsam, um sich von ihren Küsten zu entfernen. Es ist schwer, sich zu denken, wodurch die wilden Bewohner solcher entfernter Landstriche von andern Theilen der Welt dorthin gekommen sein können. Nationen, die man so abgesondert von den übrigen Menschen antraf, hatten gewöhnlich keine Überlieferung ihrer Abkunft aufbehalten; in vielen Fällen glaubten sie die einzigen menschlichen Wesen zu sein und bezeigten große Verwunderung, sich in diesem Punkte getäuscht zu haben. Andere nicht so ganz rohe Stämme, die offenbar die ersten Anfänge bürgerlicher Cultur von Fremden erhalten haben, bewahrten die Erinnerung an einen Zeitpunkt noch auf, wo sie ihre ursprüngliche Barbarei verließen, nachdem sie seit unvordenklichen Zeiten in einem Zustand der Wildheit gelebt hatten, unbekannt mit den Künsten eines verfeinerten Lebens und dem Vorhandensein gebildeter Menschen, bis ein Fremdling, ein Hercules oder Mangokopak, ein Kind des Oceans, oder der Sonne und des Mondes, zufällig seinen Fuß an ihre Küste setzte. Viele solche Völker fand man unbekannt mit den allgemein verbreiteten Künsten und Hülfsquellen, als der Kunst Thiere zu zähmen, dem Gebrauch der Milch und des Korns zu Brot, Künste, von denen man schwer annehmen kann, daß Menschen sie je vergessen oder verlieren konnten, wenn sie einmal in deren Besitz gelangt waren, und die sie mit sich gebracht haben müßten, wären sie aus den Gegenden ausgewandert, welche wir gewöhnlich für die Wiege unserer Race ansehen.

Zur Unterstützung obiger Annahme läßt sich schlüßlich noch anführen, daß man durch große Länderstrecken verbreitete Spuren einer uralten Bevölkerung entdeckt hat, welche Jahrhunderte lang dort gewohnt und sich vermehrt hatte, und wieder verschwunden war, ehe die frühesten der Geschichte bekannten Bewohner derselben Gegenden dort erschienen waren. Die Überbleibsel uralter Festungswerke in verschiedenen Theilen von Nordamerika, sowie die Entdeckungen in Gräbern befindlicher Schädel und Skelette, welche einen ganz eigenthümlichen Körperbau anzeigen, beweisen, daß dieses Festland im Alterthum von Stämmen bewohnt wurde, die von den Völkern, welche man für seine Ureinwohner hielt, der Race nach ganz verschieden waren. Die Lenni-Lenap oder das Urvolk des Algonquinstammes bewahren Überlieferungen, welche diese Meinung bestätigen. Sie erzählen, als ihre Voreltern zuerst von Westen her über den Namäsi-Sippu (Fischfluß oder Mississippi) kamen, fanden sie das Land bereits in Besitz genommen von Stämmen, die eine von der ihrigen abweichende Farbe und Gestalt hatten und vor ihrer Annäherung flohen. In Nordasien schweigt selbst die Überlieferung von der Geschichte einer erloschenen Menschenrace, deren einzige Spuren über die weiten Steppen Sibiriens verbreitete Grabhügel sind, welche die Überreste von Körpern mit goldenen und silbernen Verzierungen einschließen und durch eine eigenthümliche Einrichtung des Begräbnisses ausgezeichnet sind.

Diese und noch manche andere Gründe scheinen die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare sehr zweifelhaft zu machen, weshalb denn auch die entgegengesetzte Ansicht nicht allein im Alterthum, sondern auch bei neuern Naturforschern die herrschende wurde. Wir nennen unter den Letztern nur Rudolphi, Virey, Desmoulins, Bory St.-Vincent, und selbst der berühmte Cuvier neigte sich derselben zu. Sie war in der neuern Zeit die vorherrschende geworden und man hielt es kaum der Mühe werth, sich weiter auf die Prüfung der entgegengesetzten Ansicht einzulassen. Wie weit man aber noch davon entfernt ist, die Sache als ausgemacht ansehen zu können, wird sich bei näherer Betrachtung des Werks Nr. 1 herausstellen. Sein Verf., ein auch durch andere Schriften berühmt gewordener englischer Arzt, hatte sich schon, bevor ihm unsers Blumenbach Schriften über diesen Gegenstand in die Hände fielen, mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechts beschäftigt und bereits in seiner 1808 zu Edinburg erschienenen Inauguralabhandlung davon Zeugniß gegeben. Seit jener Zeit ist er unablässig bemüht gewesen, sein Thema weiter zu verfolgen, und von den drei bis jetzt erschienenen Auflagen des vorliegenden Werkes ist jede neu geschrieben, jede Stelle desselben nochmals geprüft und mit Zusätzen versehen worden, welche die inzwischen geschehenen Fortschritte nöthig machten. Eine solche Liebe zur Sache und eine solche Beharrlichkeit verdient Achtung und Anerkennung und schließt von vorne herein jeden Verdacht der Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit aus. Bei näherer Betrachtung der Schrift findet sich denn auch, daß ihr Verf. mit einem

Fleiße, mit einer Gründlichkeit und mit einer Genauigkeit in der Prüfung des seiner Untersuchung zum Grunde liegenden Materials zu Werke gegangen ist, wie sie sich selten in solchem Grade zusammenfinden, und wenn ihm dabei auch die günstige Lage seines Landes und der Verkehr desselben mit allen bewohnten Theilen der Erde die Arbeit erleichterten, so würden doch Andere ohne jene Beharrlichkeit schwerlich zu einem gleichen Ziele gekommen sein. Für uns Deutsche hat die Schrift noch dadurch zwiefaches Interesse gewonnen, daß sich Rudolf Wagner der Herausgabe unterzogen und sie mit schätzbaren Anmerkungen begleitet hat, ein Mann, dem die Wissenschaft schon so Vieles verdankt und auf den stolz zu sein unser Vaterland alle Ursache hat.

Der Verf. knüpft seine Forschungen über diesen Gegenstand an die Naturgeschichte der organischen Welt überhaupt und stellt sich dabei folgende beiden Fragen: 1) Hat in der organischen Welt überhaupt die Natur den Plan verfolgt, für jede besondere Species nur ein einziges Stammpaar hervorzubringen, oder hat sie vielmehr dieselbe Species von mehren verschiedenen ursprünglichen Stämmen entstehen lassen und sie überall hin verbreitet; oder mit andern Worten, läßt sich jede einzelne Species in der ganzen organischen Natur je auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückführen? 2) Gehören alle Menschenracen zu einer Species? Sind, mit andern Worten, die natürlichen Eigenthümlichkeiten, wodurch sich verschiedene Menschenstämme unterscheiden, von der Art, daß sie durch allmälige Abweichung von einem ursprünglichen Typus entstanden sein können, oder muß man sie als beständige und daher specifische Merkmale ansehen?

Die erste Frage anlangend, so hält der Verf. dafür, daß Linné's Hypothese, zufolge deren alle Arten der Pflanzen und Thiere an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt oder in einem Landstrich von geringer Ausdehnung ursprünglich entstanden sind, Schwierigkeiten in sich schließt, die sich beim gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse zu physischen Unmöglichkeiten steigern. Ihr widerspricht einstimmig die Beschaffenheit aller Thatsachen in der Botanik sowol als in der Zoologie. Ebenso wenig aber findet der Verf. die zweite Hypothese mit den Thatsachen vereinbar, daß nämlich dieselben Species eine Menge verschiedener Anfangspunkte gehabt haben, oder zur Zeit ihrer ersten Entstehung allgemein über verschiedene Länder verbreitet waren. Es scheine nicht, als habe die Natur organische Wesen überall ins Dasein gerufen, wo die zu ihrem Leben und Wachsthum nöthigen physikalischen Bedingungen sich fanden. Seine Untersuchungen, die wir hier nicht weiter verfolgen können, führen ihn vielmehr zu folgendem Resultat: Die verschiedenen Arten organischer Wesen wurden ursprünglich von dem Schöpfer in gewisse Gegenden gesetzt, wohin sie ihrer Natur nach ganz besonders passen. Jede Species hatte nur einen einzigen Anfang von einem einzelnen Stamme; wahrscheinlich wurde ein einziges Paar, wie Linné vermuthete, zuerst an einem besondern Ort ins Dasein gerufen, und den Nachkommen blieb es überlassen, sich auf eine so weite Entfernung vom ursprünglichen Mittelpunkte ihres Daseins zu verbreiten, als die ihnen verliehenen Kräfte der Ortsveränderung, oder ihre Fähigkeit, Wechsel des Klimas zu ertragen, und andere Naturwirkungen es erlaubten.

Unsere Leser ahnen schon aus diesen vorläufigen Untersuchungen über die Verbreitung der Pflanzen und Thiere, daß dem Verf. nur noch zu beweisen obliegt, daß alle Menschenracen im zoologischen Sinne zu einer Species gehören, und daraus per analogiam die Folgerung zu ziehen, daß es nur eine Urrace gibt oder daß das ganze Menschengeschlecht von einem Stamme herkommt. Dies ist denn auch das Ziel, welches derselbe unverrückt im Auge behalten, zu dessen Erreichung er keine Mühe gespart und wozu er den Menschen in alle Winkel der bewohnten Erde verfolgt und in allen Verhältnissen und Beziehungen betrachtet hat.

Nachdem er zuerst die Begriffe: Art (Species), Geschlecht oder Gattung (Genus), Varietät, ständige Varietät und Race festgestellt, die Mittel, die Identität und Verschiedenheit der Species und das Wesen der Varietäten, insbesondere auf dem Wege der Analogie zu bestimmen und die Gesetze der thierischen Ökonomie bei den Arten, hinsichtlich der Dauer des Lebens, der Erscheinungen der Fortpflanzung verschiedener Geschlechter miteinander, der Kreuzung der Racen, der contagiösen, epidemischen und endemischen Krankheiten aufzufinden sich bestrebt hat, unterwirft er im zweiten Capitel des zweiten Buches die verschiedenen Menschenracen einer psychologischen Vergleichung. Der Verf. weist hier insbesondere auf eine überall mehr oder weniger deutlich wahrnehmbare Rücksichtnahme auf einen Zustand nach dem Tode und auf einen von barbarischen sowol als civilisirten Nationen angenommenen Einfluß hin, der von unsichtbaren Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand wie auf die künftige Bestimmung ausgeübt wird, namentlich auf die Feierlichkeiten, die man bei allen Nationen für den Todten anstellt, die verschiedenen Ceremonien des Verbrennens, Begrabens, Einbalsamirens, Mumificirens, die Leichenbegängnisse, die feierlichen Züge, die dem Sterblichen folgen, wie wir sie Jahrtausende hindurch in jedem Lande der Erde finden, die unzähligen, über alle nördliche Gegenden der Welt zerstreuten Grabhügel, welche vielleicht die einzigen Überbleibsel längst untergegangener Geschlechter sind, die Morais, Pyramiden, Todtenhäuser und die riesigen Monumente der Polynesier, die prachtvollen Pyramiden von Ägypten und Anahuak, die Gebete und Litaneien, welche für die Todten, sowie für die Lebenden in den christlichen Kirchen, in den Moscheen und Pagoden des Ostens abgehalten werden, sowie es früher in heidnischen Tempeln ebenfalls geschah, die Macht der Priester oder heiligen Kasten, welche es dahin gebracht haben, daß man sie als die Ausleger des Schicksals und als Vermittler zwischen den Göttern und Menschen ansieht, heilige Kriege, die aus Fanatismus für irgend ein metaphysisches Dogma Länder verwüsteten, mühsame Pilgerschaften, die jährlich durch verschiedene Gegenden der Erde von Tausenden weißer und schwarzer Menschen angestellt werden, die Vergebung für

Sünde an den Gräbern von Propheten und Heiligen suchen. Alle diese und eine Menge ähnlicher Erscheinungen in der Geschichte barbarischer und civilisirter Völker leiten ihn zu der Annahme, daß das ganze Menschengeschlecht in tief eingegrabenen Empfindungen und Gefühlen sympathisirt, die ebenso geheimnißvoll in ihrer Natur als in ihrem Ursprunge sind. Hauptsächlich interessirt uns hier die zwischen den Buschmännern, den Eskimos und den Negern gezogene Parallele, Menschenracen, die in ihrem Körperbau wie in ihren physischen Eigenschaften bekanntlich so höchst verschieden sind, daß, wenn man die Hauptfolgerung für sie zugeben muß, sie sich in andern Fällen wol kaum bestreiten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

George Sand's neuester Roman und die pariser Revuen.

Als Mad. Dudevant zum erstenmale in Männertracht unter dem Namen George Sand in der Literatur sich zeigte, rief ihr keckes Auftreten einen lebhaften Streit hervor. Scharfsinnige Kritiker, wie Gustav Planche, begrüßten in ihren ersten Werken ein neues, zukunftreiches Genie, während die große Menge der Kunstrichter die banalen Redensarten von Moralität, Verletzung des Anstandes ꝛc. gegen sie losließen. Mittlerweile ist der geniale Schriftsteller ruhig seinen Weg gegangen und kein blinder Kritiker wagt jetzt mehr, ihm die Unsterblichkeit streitig zu machen. Selbst die aristokratischen Federhelden im Glacéhandschuh, die neidisch auf die Fruchtbarkeit dieses genialen Weibes herabsehen und die ergrimmt sind, daß diese gewandte Feder im Dienste der demokratischen Ideen steht, können nur mit den stumpfen Waffen eines matten Witzes gegen sie kämpfen. So wird erzählt, daß ein Schriftsteller, um dessen Geburtsadel es besser als um sein Autorrecht steht und der sich vergeblich bemüht hatte, an der von G. Sand gestifteten Revue mitzuarbeiten, als einfacher, schlichter Handwerksmann zu ihr gegangen sein und ihr in solchem Aufzuge sein Federproduct angetragen haben soll. G. Sand, im voraus bestochen für die Autoren in Blouse und Kittel, war, wie man erzählt, entzückt über den herrlichen Aufsatz, den sie, als er ihr, als aus der Feder eines Hrn. v. B. geflossen, dargeboten war, so entschieden abgelehnt hatte. Wir würden dieser Albernheiten nicht erwähnen, wenn sie uns nicht darauf führten, wie die demokratische Richtung, die schon in den ersten Werken dieser Schriftstellerin lag, sich immer mehr und mehr bei ihr herausgebildet hat. Sie tritt offen auf die Seite Derer, die für die Rechte des Volkes kämpfen, und wirft mit ihrem Talente ein bedeutendes Gewicht in die Schale. Als sie mit Viardot und P. Leroux die „Revue indépendante" stiftete, war es ihre Absicht, ihren Ideen eine größere Verbreitung zu verschaffen. Jetzt soll ihr schon die Farbe dieses Journals nicht mehr genügen und sie soll geäußert haben, daß sie vielleicht ein anderes Organ den demokratischen Ideen eröffnen werde, das mit mehr Nachdruck und unverhohlener auftreten sollte. Bis jetzt hat sie die „Revue indépendante" mit mehren ideenreichen Aufsätzen geschmückt. Ihr Roman „Horace", dessen Geist und Tendenz dem Herausgeber der „Revue des deux mondes" nicht zusagte und der deshalb Veranlassung wurde, daß G. Sand die Zeitschrift verließ, in welcher sie jahrelang geschrieben hatte, ist gegenwärtig besonders abgedruckt erschienen. Mit einer Kritik, die da sagt, es wäre ein Grisettenstück, kann man dieses Werk gewiß nicht abfertigen. Wie in allen ihren Romanen ist die Intrigue einfach und leicht geschürzt. Was aber Styl und Ausführung betrifft, so sind sie wo möglich noch vollendeter als in G. Sand's frühern Werken.

Ob G. Sand und die literarische Gesellschaft, deren Seele sie ist, im Stande sein werden, noch ein neues Journal zu errichten, müssen wir dahingestellt sein lassen. Trotz Preßfreiheit, die auch in der Entfernung glänzender aussieht als sie ist, treten in Frankreich der Gründung eines neuen Blattes oft unglaubliche Hindernisse entgegen. Caution, die der Staat verlangt, Druck- und Verlagskosten, enorme Anzeigegebühren nehmen schon ein Capital in Anspruch, über das wenige Gelehrte verfügen können. Wenn das Unternehmen auch schon wirklich ins Leben gesetzt ist, so suchen Neid und Misgunst oft den Fortgang desselben zu hemmen. Eines der sichersten Mittel, ein neugegründetes Journal nicht aufkommen zu lassen, ist die unter Journalisten sogenannte alliance du silence. Das „Dixneuvième siècle", das vor kurzem, seines Namens unwürdig, langsam sich einige Tage hinschleppte, ward nie in einem andern Journale, von welcher politischen Farbe es auch sei, auch nur beiläufig erwähnt und das Publicum wußte kaum etwas von seinem Bestehen. Als der „Globe" durch die Bemühung des rührigen Granier de Cassagnac wieder ins Leben gerufen war, pochte er vergeblich an alle Thüren und erst die unglaubliche Thätigkeit und der Unternehmungsgeist dieses Redacteurs ist im Stande gewesen, dieses Blatt zu heben und zu erhalten. Überhaupt ist besonders in der Journalistik nicht Alles Gold, was glänzt. Manches Blatt hat europäischen Ruf und müßte doch zu erscheinen aufhören, wenn nicht seine Kosten durch außerordentliche Zuschüsse gedeckt würden. Die „Revue des deux mondes" zählt trotz ihres mannichfaltigen Inhalts und ihres verdienten Rufes kaum 1200 zahlende Abonnenten. Diese geringe Anzahl von Abnehmern würde bei dem beträchtlichen Honorar, das gezahlt wird, nicht im Stande sein, diese Zeitschrift zu erhalten, wenn nicht das Gouvernement ihm eine Subvention zukommen ließe. Die „Revue de Paris" setzt sogar nur 400 Exemplare ab und würde schon längst eingegangen sein, wenn sie nicht aus derselben Quelle, wie die „Revue des deux mondes", einen Zuschuß erhielte. Beiden erwähnten Revuen thun die belgischen Nachdrucker, die wie Geier auf jede wichtige Erscheinung der französischen Presse herfallen, beträchtlichen Schaden.

Vor kurzem hat uns der bekannte M.-A. Jullien mitgetheilt, daß er die „Revue encyclopédique", die vor einigen Jahren in Blüte stand, wieder ins Leben zu rufen beabsichtige. Von diesem umsichtigen Schriftsteller, der als Redacteur verschiedener literarischer Unternehmungen Bedeutendes geleistet hat, kann man mit Recht etwas Gutes erwarten. Leider dürfte dieser Plan an dem hohen Alter von Jullien, der schon Secretair von Robespierre war, scheitern. Außerdem soll der Elsasser A. Weill, der in französischen Journalen die Deutschen lächerlich macht, in deutschen Blättern aber gegen die Franzosen schmäht, die Stiftung einer „socialen Monatsschrift" in deutscher Sprache beabsichtigen. Wir wagen kein Urtheil über dies noch nicht ins Leben getretene Unternehmen zu fällen, indessen können wir nach einer Anzahl philosophischer Briefe, die Weill an P. Leroux in der Fourier'schen „Phalange" gerichtet hat, unmöglich ein Verständniß der philosophisch-socialen Fragen von ihm erwarten. Zudem dürfen ähnliche Unternehmungen auf kein großes Publicum in Paris rechnen. Börne's „Balance", Savoye's „Panorama d'Allemagne", die „Revue du Nord", die „Revue germanique", die ihrem Redacteur Berger, dessen Verdienste um die deutsche Literatur noch nicht anerkannt sind, jährlich gegen 6000 Fr. gekostet hat, und endlich die „Pariser Zeitung" schrecklichen Andenkens sind wirklich im Stande, von der Herausgabe ähnlicher periodischer Blätter abzuschrecken. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1842.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände.
2. P. Foissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Aug. Westrumb.

(Fortsetzung aus Nr. 163.)

Der Weg der Analogie führt den Verf. weiter zu den äußern Verschiedenheiten der Menschenracen und zwar zunächst zu den Verschiedenheiten in der Farbe des Haares und der Augen. Dem zufolge zerfällt ihm das Menschengeschlecht in drei Classen, nämlich: 1) die schwarzhaarige Varietät, ausgezeichnet durch schwarzes oder sehr dunkles Haar; 2) die blonde Varietät, kenntlich durch blondes, rothes oder hellbraunes Haar, Augen von blauer oder einer andern lichten Farbe und in der Regel durch eine weiße, zarte Haut; 3) die weiße Varietät (Albinos genannt), mit rother Farbe der Choroidea, weißem oder blassem, rahmfarbigem Haare, von gewöhnlich weicher, gehecheltem Flachs ähnlicher Textur und mit sehr lichter, zarter Haut, die durch die Einwirkung der Sonne leicht geröthet und voller Blasen wird, selbst bei Albinos unter den Negern. Der Verf. zeigt, daß diese verschiedenen Varietäten theils ineinander übergehen, theils bei allen Menschenracen vorkommen, so die weiße Varietät bei den Europäern, wie bei den kupferfarbigen Eingeborenen Amerikas, auf vielen Inseln des indischen Oceans und der Südsee, wie bei den schwarzen afrikanischen Racen von dunkler Complexion. Da die Hautfarbe durch einen allmäligen Übergang vom tiefen Schwarz in eine hellere Schattirung und selbst in einen weißen oder farblosen Zustand übergeht, so lassen sich die Menschenracen nicht wohl nach ihrer Hautfarbe in verschiedene Classen eintheilen. Die Farbe der Augen bietet strenger markirte Abtheilungen dar, aber im Ganzen gibt vorzüglich das Haar, jedoch in Verbindung mit andern Charakteren, das passendste Eintheilungsprincip ab.

Hierauf folgen die Varietäten in Form und Structur. Dergleichen Verschiedenheiten in der Form, in der Gestalt des Körpers und dem Verhältnisse des Rumpfes und der Gliedmaßen zueinander, sowie in der Gestalt und Structur einzelner Theile kommen fast bei jeder Species vor. Als Hauptvarietäten des Menschengeschlechts in dieser Beziehung nimmt der Verf. sieben an. Unter ihre Haupteigenthümlichkeiten gehört eine besondere Form des Schädels; doch ist dieses keineswegs der einzige Unterschied von Bedeutung. Diese sieben Hauptclassen sind: 1) die Völker, welche in der Form ihrer Schädel und andern physischen Eigenthümlichkeiten den Europäern gleichen, wohin viele Völker in Asien und einige in Afrika gehören; 2) Racen, welche in ihrer Gestalt und in der Form des Kopfes sich den Kalmücken, Mongolen und Chinesen annähern (von dem Verf. iranische und turanische Völker genannt); 3) die eingeborenen amerikanischen Völker, mit Ausschluß der Eskimos und einiger diesen ähnlichen Stämme; 4) die Racen der Hottentotten und Buschmänner; 5) die Neger; 6) die Papuas oder wollhaarigen Völkerstämme Polynesiens; 7) die Alfouru und die australischen Racen.

Bei der Betrachtung der Nationalformen des Schädels weicht der Verf. von der Camper'schen Messung des Gesichtswinkels sowol als von Blumenbach's Vergleichung der Verticalansicht des Craniums ab und stützt sich hauptsächlich auf die Betrachtung der Basis des Schädels, ohne dabei andere Theile und Ansichten desselben, namentlich die Verticalfigur, das Profil und die Vorderansicht außer Acht zu lassen. Es ergeben sich ihm hieraus drei Hauptschädelformen: 1) Die symmetrische oder ovale Form, welche die Europäer und die Westasiaten zeigen. Bei dieser hat der Kopf eine rundere Gestalt als bei andern Varietäten und die Stirne ist ausgedehnter, während die Kiefer und die Jochbogen so gebildet sind, daß das Gesicht eine ovale Form bekommt; sie bilden mit der Stirne und den Backenknochen fast eine Ebene und stehen nicht nach unten vor, wie bei einigen andern Varietäten des menschlichen Schädels. Die Backenknochen ragen weder nach außen und seitwärts, noch nach vorne vor. Der Oberkiefer hat einen wohlabgerundeten Alveolarfortsatz, dessen vorderer Theil eine perpendiculär herabsteigende Curve bildet. Dies gibt den Vorderzähnen eine perpendiculaire und nicht eine vorstehende Richtung. Der Unterkiefer und seine Zähne correspondiren damit. 2) Der schmale und in die Länge gezogene Schädel, wovon das Cranium des Negers der Goldküste vielleicht das ausgezeichnetste Beispiel darstellt. Bei diesen Schädeln lassen sich die Haupteigenthümlichkeiten auf die Annahme einer seitlichen Zusammendrückung zurückführen;

die Schläfemuskeln, welche eine große Ausdehnung haben, sehr an den Seitenwandbeinen hinaufreichen und sehr stark und kräftig sind, üben die Wirkung einer seitlichen Zusammendrückung und Verlängerung des Kopfes aus. Die Backenknochen ragen nach vorne und nicht nach außen; der Oberkiefer ist verlängert und steht nach vorne vor; der Alveolarfortsatz und die Zähne erhalten dadurch dieselbe Richtung. Schon die Form des Oberkiefers allein würde eine Verminderung des Gesichtswinkels bewirken. 3) Der breite und viereckige Schädel, welcher den turanischen Völkern eigenthümlich ist. Die Mongolen liefern ein gutes Beispiel dieser Form, welches bei den Eskimos in das Extrem ausartet. Hier bildet das seitliche oder äußere Vortreten des Jochbogens die auffallendste Eigenthümlichkeit. Die Backenknochen stehen, unter der Mitte der Augenhöhle anfangend, hervor und wenden sich in einem großen Bogen oder Kreissegment nach rückwärts, indem das seitliche Vortreten der Jochbögen so beträchtlich ist, daß, wenn man sich eine von dem einen zum andern gezogene Linie als Basis denkt, diese mit dem Gipfel der Stirne fast ein Dreieck bildet. Die Augenhöhlen sind groß und tief, der obere Theil des Gesichts wird auffallend eben und flach, da die Nase platt ist und die Nasenbeine ebenso wol als die Zwischenräume zwischen den Augenbrauen mit den Backenknochen fast eine Ebene bilden. Der einen dieser Varietäten in der Form des Schädels, der schmalen, verlängerten nämlich, gibt der Verf. den Namen der prognathen, wegen des Vorstehens des Kiefers, der andern mit breitem Antlitz den der pyramidalen, wegen der Figur, welche der Kopf bildet, wenn man ihn von vorne betrachtet.

Bei dieser Gelegenheit gedenkt auch der Verf. der Veränderungen der Schädelform durch künstliche Mittel und theilt uns höchst interessante Bemerkungen über die von Portland auf einer Reise nach Peru in alten Grabmälern aufgefundenen, in die Länge gezogenen Schädel von Titicaca mit, die sich im Museum für vergleichende Anatomie im pariser Jardin du Roi befinden. Es ergibt sich daraus die Möglichkeit, den menschlichen Schädel durch Druck zu modificiren, eine Gewohnheit, die in Nord- und Südamerika sehr allgemein verbreitet war.

Von den Verschiedenheiten in der Form des Kopfes kommt der Verf. zu denen in der Form des übrigen Skeletts und betrachtet namentlich das Becken, den Rumpf und die Länge und Gestalt der Glieder. Hierauf gibt er eine Übersicht der Varietäten, wie wir sie in andern Abtheilungen der thierischen Schöpfung antreffen, hinsichtlich der Farbe und Beschaffenheit der Bedeckungen, der Gestalt des Körpers, des Verhältnisses der Glieder, der Form des Schädels und anderer veränderlicher Charaktere und knüpft daran eine Vergleichung mit den beschriebenen Erscheinungen bei dem Menschen. Es ergibt sich hieraus, daß, wenn man diese Verschiedenheiten in der Bildung zusammenfaßt, wodurch sich eigenthümliche Racen bei den verschiedenen Thierspecies voneinander unterscheiden, jeder Art ein Urtypus aufgedrückt, dabei aber ein hinlänglicher Spielraum für die Entstehung neuer Varietäten in der Form und organischen Structur gelassen ist, und daß die Abweichungen von einem gemeinsamen Typus beim Menschengeschlechte nicht so bedeutend als bei vielen andern Thierarten, der Art nach aber analog sind, so weit sich eine solche Analogie erwarten läßt.

Endlich handelt der Verf. noch von der verschiedenen Statur, von den verschiedenen Arten des Haares, wodurch sich gewisse Menschenracen auszeichnen, und von der älterlichen Übertragung der Varietäten. In Ansehung der letztern bemerkt derselbe Folgendes: 1) Wenn die Ältern zwei verschiedenen Varietäten angehören, wie in dem Falle, wo der eine der schwarzhaarigen Varietät, der andere der blonden oder weißen angehört, folgen die Nachkommen einem der Ältern vorzüglich oder gänzlich. Dies scheint immer der Fall zu sein bei den Nachkommen eines Albino und einer schwarzhaarigen Person. Es scheint, daß es Negerfamilien gibt, in welchen die Tendenz, weiße Kinder hervorzubringen, erblich ist; aber in solchen Racen kann keine gemischte Farbe zum Vorschein kommen. Einen merkwürdigen Fall dieser Art, welchen Dr. Parsons im 55. Bande der „Philosophical transactions" mittheilt, führen wir hier mit seinen eigenen Worten an:

Vor etwa 19 Jahren lebten auf einer kleinen Pflanzung in der Nachbarschaft der unserigen, welche einer Witwe gehörte, zwei miteinander verheirathete schwarze Sklaven; das Weib gebar ein weißes Mädchen, welches diese Dame sehr häufig sah, und da die Umstände dieses Falles sehr eigenthümlich waren, will ich sie hier mittheilen: — Als der armen Frau gesagt wurde, das Kind sei wie die Kinder weißer Leute, war sie in großer Furcht vor ihrem Manne, indem sie zu gleicher Zeit erklärte, daß sie nie in ihrem Leben mit einem weißen Manne zu thun gehabt hätte, und deshalb bat, man möchte die Stube verdunkelt halten, damit der Vater es nicht sehen könne. Als er kam und sie fragte, wie es ihr ginge, wollte er das Kind sehen und wunderte sich, daß die Stube verdunkelt sei, wie es sonst gewöhnlich nicht zu geschehen pflegte. Die Furcht der Frau nahm zu, als er es ans Licht brachte; aber wie er es betrachtete, schien er höchlich erfreut, brachte das Kind zurück und liebkoste es mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Sie glaubte, er verberge seinen Ärger, bis sie im Stande sein würde aufzustehen, und würde sie dann verlassen; aber einige Tage darauf sagte er zu ihr: „Du fürchtest dich vor mir und hältst die Stube dunkel, weil mein Kind weiß ist, aber ich liebe es deswegen nur um so mehr; denn mein eigener Vater war ein weißer Mann, wiewol mein Grosvater und meine Grosmutter beide ebenso schwarz waren als du und ich, und wiewol wir aus einem Orte kamen, wo man nie weiße Leute gesehen hatte, war doch immer ein weißes Kind in einer Familie, die mit uns verwandt war."

Auch sind Fälle vorgekommen, in welchen bei den Nachkommen von verschieden gefärbten Ältern verschiedene Körpertheile verschiedene Complexionen zeigten. Hiervon erzählt Dr. Parsons folgenden Fall:

Ein schwarzer Mann, der Diener eines Herrn, der in der Nähe von Gray's Inn wohnte, heirathete eine weiße Frau, die zu derselben Familie gehörte; als sie guter Hoffnung wurde, miethete er ihr eine Wohnung in Gray's-Inn-lane. Als ihre Zeit um war, hatte der Herr Geschäfte außerhalb der Stadt und nahm seinen Diener mit sich. Er kehrte erst zurück, nachdem diese Frau 10 oder 12 Tage vorher von einem Mädchen entbunden worden war, einem Kinde, das ebenso hell war als irgend ein von weißen Ältern geborenes und dessen Züge genau der Mutter glichen. Der Schwarze war bei seiner Rückkehr

über das Aussehen des Kindes sehr entrüstet und schwur, es wäre nicht von ihm; aber die Hebamme, welche die Kindbetterin verpflegte, stellte ihn bald zufrieden, denn sie entkleidete das Kind und zeigte ihm den rechten Hinterbacken und Schenkel, welche ebenso schwarz waren als der Vater und ihn sogleich mit der Mutter und dem Kinde versöhnten.

2) In andern Fällen sind die Nachkommen eines Negers und Europäers eigentliche Mulatten, d. h. Personen, deren Complexion und allgemeine Eigenthümlichkeiten in der Mitte stehen. Dies ist vielleicht vorzüglich der Fall bei Heirathen zwischen Negern und Europäern, die nicht der hellen oder blonden Complexion angehören, welche von der des Negers am meisten abweicht, sondern der schwarzen oder schwarzhaarigen Varietät, doch ist es auch ein gewöhnliches Ergebniß bei allen Heirathen von Europäern und Afrikanern.

Fassen wir alle von dem Verf. aus diesen Untersuchungen gewonnenen Resultate zusammen, so ergibt sich ungefähr Folgendes: Es läßt sich beim Menschengeschlechte kein merklicher Fall von Abweichung entdecken, von dem sich nicht eine Parallele unter den Thieren auffinden ließe. Thiere, welche zu verschiedenen Species gehören, unterscheiden sich physisch in einer Menge Punkten voneinander, worin die unähnlichsten Menschenracen miteinander übereinkommen. Zuerst unterscheiden sich verschiedene, aber selbst verwandte Species voneinander in den Hauptgesetzen der thierischen Ökonomie, z. B. in der Dauer des Lebens, der Zeit der Trächtigkeit, den Erscheinungen bei der Fortpflanzung. Die Menschenracen kommen in allen diesen Punkten genau miteinander überein. Zweitens haben verschiedene Thierspecies verschiedene Krankheiten, sind verschiedenen pathologischen Gesetzen unterworfen. Alle Menschenracen sind für dieselben Krankheiten empfänglich; wenigstens sind die Verschiedenheiten, welche in dieser Hinsicht vorkommen, nur solche, die vom Einfluß des Klimas abhängen. 3) Verschiedene Species vermischen sich nicht von freien Stücken miteinander, und Blendlinge unter den Pflanzen und Thieren pflanzen ihre Art nicht oder höchstens auf einige wenige Generationen fort, und keine wahren Bastardracen vermehren sich; aber gemischte Stämme, welche von den verschiedensten Menschenracen entspringen, sind auffallend fruchtbar. Der Schluß daraus ist augenscheinlich. Wenn die gemischte Nachkommenschaft der Menschen nicht denselben Gesetzen gehorcht, welche die Erzeugung von Mischlingen überhaupt beherrschen, so sind die gemischten Menschenstämme keine wahrhaften Blendlinge und die Urstämme, von welchen sie herkommen, müssen als Varietäten derselben Species betrachtet werden.

Als Ergebniß seiner psychologischen Vergleichungen aber versucht der Verf. zuerst das Gesetz festzustellen, daß Species, selbst die ähnlichsten und die zu demselben Genus gehörigen, mit eigenthümlichen psychischen Eigenschaften begabt sind, welche selbst verschiedener und daher für einzelne Species charakteristischer sind als Eigenthümlichkeiten im Körperbau; — daß in der That alle Species in ihren Instincten oder denjenigen Gesetzen ihrer Thätigkeitsäußerungen voneinander abweichen, welche mit wunderbarer Beständigkeit das Leben und die Gewohnheiten von Creaturen jeden Geschlechts beherrschen und jedem Stamme einen gleichmäßigen und unveränderlichen Charakter aufdrücken. Zweitens, daß das Menschengeschlecht, so sehr es in verschiedenen Zeiten und Ländern in Hinsicht auf erworbene Gewohnheiten und die Künste des Lebens variirt, doch nicht weniger als die Thiere dem Einflusse gewisser Triebe unterworfen ist, welche, wie die Instincte, constant und unveränderlich sind. Drittens versuchte der Verf. durch eine Übersicht über einige Erscheinungen, welche im psychischen Charakter mehrer der unähnlichsten Menschenracen vorkommen, zu beweisen, daß sie alle gemeinsame Gefühle und Sympathien haben und ganz ähnlichen Gesetzen des Empfindens und Handelns unterworfen sind, kurz eine gemeinsame psychische Natur besitzen, was mit demselben Grad von Bestimmtheit wie die eben erwähnten allgemeinen Beobachtungen beweist, daß sie zu einer Species oder einem Stamm gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Von Ludwig Roß. Erster Theil: Reisen im Peloponnes. Berlin, Reimer. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Prof. der Archäologie an der Otto's-Universität in Athen, Dr. Roß, übergibt in dem vorliegenden ersten Theile seiner „Reisen im Peloponnes" — die sich, in ihrer allgemeinen Bezeichnung als „Reisen und Reiserouten durch Griechenland", an die im ersten Bande erschienene, in Nr. 291 d. Bl. f. 1841 besprochenen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres" (1840) anschließen —, dem an dergleichen Forschungen und Mittheilungen Interesse nehmenden Publicum einen neuen Beitrag zur Kunde der Topographie des alten Griechenlands im Allgemeinen, und zwar des Peloponnesus insbesondere. Dieser erste Theil enthält sieben verschiedene Abhandlungen und Reiseskizzen, als deren Grundlage zunächst theils die amtliche Stellung des Verf. als Unterconservator der Alterthümer des Peloponneses im J. 1833 und 1834, und sein damaliger Aufenthalt in Nauplia, theils wiederholte Reisen in das Innere des Landes, die neueste im Frühjahre 1840 mit dem Könige und der Königin von Griechenland, angesehen werden müssen. Den in verschiedenen Jahren und auf jenen wiederholten Reisen gesammelten Stoff hat jedoch der Verf. absichtlich nicht zu einer zusammenhängenden Reisebeschreibung verarbeiten wollen, in die er, außer dem in topographischer und historisch-archäologische Beziehung Berücksichtigungswerthen, auch die Erlebnisse des Tages und Bemerkungen über die heutigen Zustände und Sitten hätte aufnehmen müssen; er hat es vielmehr vorgezogen, das Gewand der Reisebeschreibung nur für einzelne, bereits früher in solcher Form abgefaßte Abschnitte beizubehalten, übrigens aber eklektisch in einzelnen Abhandlungen, oder in kürzern, kleinere Gebiete und Wegestrecken umfassenden Reiserouten die Ergebnisse seiner Forschungen niederzulegen. Auch schien es ihm passend, einige bereits in französischer Sprache anderswo mitgetheilte Aufsätze, da sie in Deutschland weniger bekannt geworden, übersetzt und umgearbeitet hier wieder mit aufzunehmen.

Die Freunde der Topographie des alten Griechenlands, für welche noch so viel zu thun übrig ist, werden auch dieses neuen Beitrags des dafür so unermüdlichen Verf., gerade bei den ihm zu Gebote gewesenen Mitteln und namentlich der ihm inwohnenden vorzüglichen Ortskunde, um so mehr sich erfreuen und der von ihm verheißenen Fortsetzung dieser Mittheilungen mit Verlangen entgegensetzen. Vorzüglich umfaßt der vorliegende erste Theil Arkadien, außerdem größere Theile von Argolis, nebst der Phliasia und Sikyonia, sowie von Messenien und

Lakonika, während er an den Grenzen von Elis nur im Vorbeigehen hinstreift; für den zweiten Theil verspricht der Verf. Aufsätze zur Topographie von Korinthia, Argolis und besonders Lakonika, ein dritter und vierter Theil würde sich vielleicht über das griechische Festland anreihen, mit Ausnahme Attikas, das der Verf. nicht unzweckmäßig für sich zu bearbeiten gedenkt. Es ist klar und muß anerkannt werden, daß die vielfachen Aufschlüsse, die in diesem ersten Theile in obigen Beziehungen in topographischer und in historisch-archäologischer Hinsicht gegeben werden, und die Mittheilungen über die in einzelnen Punkten des Peloponneses vorgenommenen Ausgrabungen ebenso interessant als wichtig zur Berichtigung mancher Irrthümer, zur Feststellung bisheriger Ansichten und zur Bereicherung unserer Kunde von der Topographie des Peloponneses sind, und daß sie ebenso das Studium der mehr oder weniger vollständig erhaltenen Monumente der Architektur und Glyptik der Halbinsel, wie der Epigraphik, in dieser letztern Hinsicht durch Mittheilung unedirter, zu den besprochenen topographischen und archäologischen Fragen in Beziehung stehender Inschriften, befördern. Mit dieser allgemeinen Bemerkung über das Verdienstliche der vorliegenden Arbeit muß Ref. hier sich begnügen, da am allerwenigsten hier der Ort ist, in das Einzelne einzugehen.

In der diesem ersten Theile voranstehenden Zuschrift an den Prof. E. Gerhard in Berlin bringt der Verf. (S. XI fg.) einen Gegenstand zur Sprache, der, selbst wenn Ersterer nicht wünschen müßte, daß er auch in weitern Kreisen nicht blos geprüft, sondern auch öffentlich besprochen werde, es jedenfalls verdient, auch hier, wennschon nur in der Kürze, erwähnt zu werden. Es ist dies nämlich die dort lautgewordene Klage über das in Griechenland bestehende, das Privateigenthum auf Kosten des Staats zu wenig achtende, gleichwol unausführbare und in seinen Wirkungen für den Staat selbst, wie für die Kunst und Wissenschaft nachtheilige Antiquitätengesetz.*) Wir können dem Verf. in Betreff dieser Klage nur Recht geben. Denn es scheint uns unleugbar zu sein, daß jenes Gesetz, wornach der Staat an allen, auch auf Privatgrund und Boden gefundenen Alterthümern das Miteigenthum zur Hälfte hat, ebenso wenig ausführbar sei, da Ausgrabungen eigentlich nur dann verboten sein könnten, wenn sie als solche sich ankündigen, Derjenige aber, der auf seinem Grunde und Boden eine Ausgrabung unternehme, um einen Brunnen u. s. w. anzulegen, daran nicht verhindert werden könne, als dieses Gesetz auch nur die Wirkung hat, daß die meisten, zufällig oder absichtlich gefundenen Alterthümer der Regierung und ihren Beamten sorgfältig verborgen und von den Besitzern entweder, um sich keinen Weiterungen auszusetzen, zwecklos zerstört oder heimlich zur Ausfuhr ins Ausland verkauft werden. Der Verf. führt in dieser letztern Beziehung Beispiele an (S. XII fg.) Wir können ihm daher nur Recht geben, wenn er von der Zeit — und bald! — ein revidirtes Antiquitätengesetz für Griechenland erwartet und — verlangt; ein Gesetz, welches die Antiquitäten in solche, die als geschichtliche und nationale Denkmäler anzusehen sind, und in solche, die den Privatbeziehungen und häuslichen Zuständen des Lebens der Alten anheimfallen, unterscheidet und in Betreff beider Classen die nothwendige Sorge des Staats für Kunst und Wissenschaft und das wohlverstandene Interesse Griechenlands einerseits mit dem Schutze des Privateigenthums andererseits gehörig vereinigt und feststellt. Wir können dem Verf. für diese seine Ansicht, für seine Klagen und seine Hoffnungen, auch wenn dies Alles den in Griechenland hergebrachten allgemein angenommenen Ansichten und Urtheilen widerspricht, nur beistimmen; und gewiß muß hier das Wort eines Mannes, wie Roß, auch der vox populi gegenüber, viel gelten: denn Vernunft und Erfahrung stehen ihm zur Seite! 25.

*) Es ist das Gesetz vom 10. (22.) Mai 1834. Bei von Maurer, „Das griechische Volk", Bd. 3, S. [illegible] fg., namentlich S. [illegible] fg.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

36. **Schöne Welt.** Ein Roman von **Jean Charles.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

37. **Schulze (Ernst), Vermischte Gedichte.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von **Ernst Schulze** sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

38. **Scipio Cicala.** Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Vier Bände. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser des „Scipio Cicala" erschien früher bei mir:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 8. 1834. 4 Thlr.

39. **Siemens (Georg), Die Elemente des Staatsverbandes.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

40. **Snell (Karl), Lehrbuch der Geometrie.** Mit sechs lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

41. **Steub (Ludwig), Bilder aus Griechenland.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

42. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedrich v. Raumer.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite Jahrgang (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

43. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Christian und Friedrich Noback.*** In 5—6 Heften. Erstes und zweites Heft. (Aachen—Frankfurt a. M.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen 15 Ngr.

Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

44. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der Jahrgang 1841 1 Thlr. 20 Ngr.

45. ***Wheaton (Henry),*** **Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne.** Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1842.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von **James Cowles Prichard**. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von **Rudolf Wagner**. Zwei Bände.
2. **P. Foissac** über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von **Aug. Westrumb**.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Im zweiten Bande dieses Werkes sucht der Verf. die Natur organischer Verschiedenheiten im Menschengeschlechte auf einem andern Wege zu erforschen und, bei der Untersuchung der Geschichte besonderer Familien, wo möglich zu bestimmen, wie weit die Charaktere dieser Familien bleibend gewesen sind und in welcher Beziehung sie Abänderungen unterworfen waren. Wenn sich ergeben sollte, daß innerhalb der Zeitperiode, bis zu welcher die Geschichte reicht, die unterscheidenden Charaktere der Menschenracen constant und nicht abweichend gewesen sind, so würde es sehr schwierig sein, diesen Schluß mit den aus andern Betrachtungen gewonnenen Folgerungen zu vereinigen. Es ist nämlich eine ziemlich allgemein herrschende Meinung, daß die Verschiedenheiten der Menschenracen bleibend und wenn ja einer, doch nur geringen Veränderung unterworfen sind. In der Hoffnung, zu einem gewissen Abschluß in dieser Sache zu kommen, untersucht nun der Verf. die Naturgeschichte der einzelnen Menschenracen oder Körperfamilien speciell und macht in diesem Bande mit den afrikanischen Nationen den Anfang. Auch hier ist das Resultat der Ansicht des Verf. entsprechend. Die dunkelgefärbten Nationen Afrikas scheinen nicht eine verschiedene Race oder eine verschiedene Volksart zu bilden, die durch eine breite Linie von allen andern Menschenfamilien getrennt und unter sich gleichförmig gestaltet ist, wie wir sie idealisch unter dem Namen Neger darstellen. Es gibt vielleicht nicht einen Stamm, bei welchem sich alle Kennzeichen, die man dem Neger zuschreibt, im höchsten Grade finden; im Allgemeinen sind sie unter verschiedene Racen auf alle Weise vertheilt und in jedem Falle mit mehr oder weniger Eigenschaften, die dem Europäer oder dem Asiaten angehören, vermengt. Man kann die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Nationen in vier Rubriken zusammenfassen, nämlich die Kennzeichen der Farbe, des Haars, der Gesichtszüge und der Gestalt. 1) Einige Racen mit wolligem Haare und tief schwarzer Farbe haben schöne Gestalten, regelmäßige und schöne Gesichtszüge und sind in ihrer Figur und in ihren Gesichtern kaum von den Europäern verschieden. Solche sind die Jolofs am Senegal und die Race von Guber oder von Hausa im Innern von Sudan. Einige Stämme der südafrikanischen Race, wie die dunkelsten Kafirs, sind beinahe von derselben Art und ebenso einige Familien oder Stämme im Reiche Kongo, während andere in ihrer Gestalt mehr den Negercharakter haben. 2) Andere Stämme haben den oben beschriebenen ähnliche Gesichtszüge und Gestalt: ihre Farbe ist schwarz oder tief olivenfarbig oder kupferfarbig mit einer Annäherung ans Schwarze, während ihr Haar, wenn auch oft kraus und gelockt, doch nicht im geringsten wollig ist. Solche sind die Bischari, die Danakil, die Hazorta und die dunkelsten der Abyssinier. 3) In andern Fällen ist die Farbe schwarz und die Gesichtszüge haben den Negertypus, während die Beschaffenheit des Haares beträchtlich abweicht, eher lang zu nennen ist und aus herabhängenden Locken besteht. Einige Stämme am Zambesi gehören zu dieser Classe. 4) Unter den Nationen, deren Farbe zum Hellern abweicht, finden wir einige, welche wolliges Haar haben, mit einer Gestalt und mit Gesichtszügen, die sich den europäischen nähern. Solche sind die Betschuana Kafirs von einer lichtbraunen Farbe. Die lohfarbigen Hottentotten sind vom Neger verschieden, obgleich sie sich nicht dem Europäer nähern. Dagegen haben einige Stämme auf der Gold- und der Sklavenküste und die Ibos an der Bucht von Benin eine lichtere Farbe als viele andere Neger, während ihre Gesichtszüge stark mit den Eigenthümlichkeiten jener Race bezeichnet sind.

Aus diesen Beobachtungen schließt der Verf., daß die Neger keine verschiedene Species sind, sondern daß es unter ihnen eine Anzahl getrennter Species gibt, von denen jede durch eine Eigenthümlichkeit, welche der andern fehlt, geschieden ist. Hierauf führt er in summarischer Weise die merkwürdigsten Fälle an, wo sich Abweichungen im physischen Charakter der Racen vorfinden. 1) Die Araberstämme, welche vor 1100 oder 1200 Jahren nach Afrika auswanderten, waren einem beträchtlichen Wechsel in ihrem physischen Charakter unterworfen. Obwol sie,

wie sie überall ihre alte Lebensweise beibehalten haben, auch überall mehr oder weniger von ihrem primitiven Typus behielten, so sind sie doch an vielen Orten Leute von größerer Statur, derberer Form und regelmäßigern Gesichtszügen als die Bewohner der Halbinsel geworden. Auch ihre Farbe war einem Wechsel unterworfen und nach mehren wohlunterrichteten und wissenschaftlichen Reisenden, wie Waddington, Dr. Rüppell und Rozet, gibt es in Afrika schwarze Racen unter den echten Abkömmlingen der Auswanderer von Arabien. 2) Die ursprünglich libysche oder atlantische Race bietet einen parallelen Fall von Abweichung im physischen Charakter oder wenigstens in der Farbe dar. Als Aboriginen von Gebirgsgegenden sind sie Fremde in der Wüste, in welche sie vielleicht bald, nachdem die Oberfläche der Sahara-bela-ma von dem Wasser, welches sie einst bedeckte, verlassen worden war, ihre Zuflucht nahmen. Sollte es Jemanden wahrscheinlicher dünken, daß sie zuerst das tiefe Land bevölkerten, so müssen sie als Fremde in der Gebirgsgegend der Atlantika betrachtet werden. Bei beiden Annahmen scheinen die Tuaryk dasselbe Volk, wie die Berbern und Schubuh zu sein. Die Erstern haben verschiedene Farben. Einige Stämme, wie die von Gualata, sollen schwarz sein, ohne irgend ein anderes Kennzeichen des Negers zu haben, was zur Annahme einer Vermischung mit den Nationen von Sudan verleiten könnte. Andere sind gelb oder kupferfarbig und einige, nämlich in Gebirgsländern, weiß und selbst hochblond. 3) Es gibt weder in Afrika noch anderswo authentische Fälle von der Verwandlung anderer Varietäten des Menschengeschlechts in Neger. Der Versuch ist nie gemacht worden, denn obgleich Europäer und Asiaten sich auf dem Boden Afrikas zwischen den Wendekreisen niederließen und alle ihre Abkömmlinge Generationen lang dort wohnten, so haben sie doch nie die Sitten der Aboriginen angenommen. Wir sind nicht hinlänglich unterrichtet über den Umstand, den Oldendorp auf die Autorität seines schwarzen Berichterstatters behauptet, daß es nämlich viele Juden in Kongo gibt, deren physischer Charakter dem der ursprünglichen Bewohner ähnlich geworden ist. Wir haben jedoch Beispiele von sehr beträchtlicher Abweichung nach der entgegengesetzten Richtung. Die Abkömmlinge echter Neger haben ihren Charakter nicht immer beibehalten, sie haben in mehren Fällen viele von den Eigenthümlichkeiten des Hauptstammes, aus dem sie entsprangen, verloren.

Die Barábra des Nils, obgleich sie von den Koldalgi Nuba oder Bergnegern von Kordofan abstammen und, wie man sagt, von einer Vermischung mit den Arabern und andern Bewohnern des Nilthals frei blieben, zeigen nichtsdestoweniger einen von den Negern sehr verschiedenen physischen Charakter. Ein ähnlicher Wechsel hat unter fast entsprechenden Umständen im Charakter der Funge, der Eroberer von Sennaar, stattgefunden, welche zwar von den Schilukhnegern abstammten, aber nimmer die echten Kennzeichen der Negerrace haben.

Eine von den Eigenthümlichkeiten der zuletzt erwähnten Nation ist das häufige Vorkommen einer rothen Farbe und rothen Haares, eine Erscheinung, die, wie es scheinen möchte, mit der sogenannten zufälligen Entwickelung lichter Farbenvarietäten bei den schwarzen Nationen analog ist, von welchen so viele Fälle vorkommen. Weiße Neger oder Dondos werden häufig in allen Theilen Afrikas von schwarzen Ältern geboren. Viele von ihnen gehören zu der hochblonden Varietät und haben rothes Haar. Sie scheinen besonders in der schwarzen Race, welche vor 100 Jahren Sennaar wieder bevölkerte, häufig zu sein, wo sie unter dem Namen El Akmar (die rothen Leute), nach Cailliaud, eine getrennte oder leicht zu unterscheidende Kaste bilden. In andern Theilen Afrikas erscheint die hochblonde Varietät oft, vervielfältigt sich aber nicht. Solche Individuen sind wie Saaten, die in einem unangemessenen Boden verderben.

4) Die physischen Kennzeichen der Kafirs, d. h. der Amakosah, und der nur in Westafrika bekannten Neger sind so verschieden voneinander, daß sie vielen Reisenden unterscheidende Merkmale getrennter Racen und Varietäten der menschlichen Species, die sehr entfernt voneinander sind, zu sein schienen. Verständige und genaue Beobachter glaubten, daß die Kafirs den Arabern mehr als den Eingeborenen von Afrika zwischen den Wendekreisen ähnlich seien. Der Schluß, auf den wir durch die sorgfältigsten Untersuchungen über ihre Geschichte geführt werden, ist, daß nichts in ihren physischen oder moralischen Eigenschaften die Hypothese eines asiatischen Ursprungs bestätigt. Sie sind eine echt afrikanische Race und, wie höchst wahrscheinlich zu sein scheint, nur ein Zweig einer weit verbreiteten Race, zu der alle Negervölker im Reiche Kongo und viele Stämme sowol auf der westlichen als auf der östlichen Seite von Südafrika gehören. Obgleich der Schädel der Kosah Kafirs noch Einiges von dem afrikanischen Charakter hat, so weicht er doch beträchtlich von diesem Typus und der Form des Europäerschädels, oder der von den indo-atlantischen Nationen ab. Der Form, welche Dr. Knox als charakteristisch für den Kafir beschreibt, scheinen sich die östlichen Neger von Afrika größtentheils zu nähern, wobei die Schädel der Mozambiqueneger oder Makuani die Reihe ausfüllen, welche man sich zwischen der niedergedrückten Stirne und den stark markirten afrikanischen Gesichtern der Ibos und den schön entwickelten Köpfen und kühnen und belebten Physiognomien der Amakosah und Amazuluh denken kann. Die Farbe dieser Stämme bietet jede Varietät dar von dem dunkeln Schwarz der Loango oder Angolaneger bis zu den olivenbraunen oder kupferfarbigen der Betschuanen, welche die Hochebenen jenseit des Wendekreises bewohnen. Die Beschaffenheit des Haares ist eine von den allgemeinsten, sowie sie sicherlich die am meisten charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Nationen ist. Doch selbst dies zeigt Abweichungen und bei einigen Stämmen, bei denen man keinen Grund hat, Verschiedenheit oder Vermischung der Race zu vermuthen, ist es bestimmt ausgemacht, daß das Haar nicht wollig, sondern blos kraus ist, oder herabhängende Locken von beträchtlicher Länge hat.

Endlich darf man auch nicht unterlassen, die Schlüsse

in Rechnung zu bringen, auf welche wir durch eine Vergleichung der Sprachen von Afrika geführt werden. Wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, die verschiedenen Idiome von Afrika eine Sprachfamilie bilden, welche die Sprache der Kafirs und die der Ägypter mit einschließt, so führt dies nahe zu dem Beweis eines gemeinsamen Ursprungs. Der Vergleichung dieser verschiedenen Idiome hat der Verf. viele Aufmerksamkeit und großen Fleiß gewidmet, dabei aber, wie uns bedünkt, Ähnlichkeiten aufgefunden, die sich nicht immer rechtfertigen lassen dürften, wie dies ja so häufig bei Ableitungen einer Sprache aus der andern zu gehen pflegt.

Einen Versuch, die Thatsachen, wie sie der Verf. hier übersichtlich zusammengestellt, zu analysiren, und einige allgemeine Schlüsse über die Weise, wie Varietäten bei Racen entstanden sind, die Theorie der Ursachen, welche dieselben hervorbringen, und die Beschaffenheit des Einflusses, welchen diese Ursachen ausüben, verspricht der Verf. erst dann zu geben, wenn er die ethnographische Übersicht über andere Gegenden der Erde vollendet haben wird. Billig sollten wir nun unser Urtheil über dieses Werk bis zu diesem Zeitpunkt versparen. Allein da uns die Grundlinien desselben bereits in diesen beiden Bänden vorgezeichnet sind und sich der Verf. über seine Ansicht von der Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare und über die Gründe, welche ihn zu dieser Ansicht bestimmen, vorläufig sehr bestimmt ausgesprochen hat, so möge es uns vergönnt sein, darüber hier noch einige Worte anzureihen.

Ob die verschiedenen vorhandenen Menschenracen von einem oder von mehren Paaren abstammen, wird sich wol nie, weder aus der Geschichte noch aus der Erfahrung ermitteln lassen. Es ist dieser Gegenstand, wie so mancher andere in der Wissenschaft, mit einer chinesischen Mauer umgeben, die der menschliche Verstand wol nie überspringen wird. Dem Schöpfer einer Welt war es, in menschlicher Betrachtungsweise genommen, ebenso leicht und ebenso schwer, von jeder Gattung nur ein Paar zu schaffen und dieses durch Zeugung sich vervielfältigen zu lassen, als diesen Schöpfungsact mehre Male und an verschiedenen Punkten der Erde zu wiederholen. Das Studium der innern Naturgeschichte unsers Planeten belehrt uns, daß in ihren verschiedenen Bildungsepochen viele Geschlechter organischer Wesen gelebt haben, deren Organisation vollkommen mit einer jeden dieser Epochen übereinstimmte, sodaß sich pflanzliches und thierisches Leben gegenseitig trug und erhielt; es belehrt uns aber auch, daß viele dieser Geschlechter wieder im Laufe der Zeiten untergingen, um andern Platz zu machen. Ist es nun annehmbar, daß der Schöpfer in jeder dieser verschiedenen Bildungsepochen die Bildung eines jeden besondern Geschlechts immer wieder mit einem Paare begonnen haben sollte? sollte er, wie der plastische Künstler, die alten Formen zerbrechend, immer wieder neue gebildet haben? oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß er die Erde beim ersten Schöpfungsacte mit allen möglichen Keimen zu allen organischen Bildungen geschaffen, wie sie sich nach ihren verschiedenen Bildungsepochen entwickeln sollten; daß in ihr alle Keime zu diesen organischen Schöpfungen eingeschlossen enthalten waren und sich erst allmälig im Verlauf der Zeit entfalteten, sowie noch jetzt aus dem befruchteten Ovulum sich nach und nach alle verschiedenen Systeme und Organe herausbilden? Wir geben gerne zu, daß sich unser Verstand dagegen sträubt und unsere Fassungskraft nicht so weit reicht, um zu begreifen, wie die Productionskraft der Erde Wesen ins Leben rufen konnte wie ein Mammuth, einen Elefanten u. s. w., aber ist die besondere Schöpfung eines Paares solcher Riesenthiere auf ein höheres Machtgebot weniger räthselhaft, und sehen wir nicht täglich Infusions- und andere Thiere der niedern Ordnung gleichsam aus dem Nichts entstehen? Ist die Schöpfung eines Infusionsthierchens weniger räthselhaft oder leichter als die eines Quadrupeden? Wir wissen wohl, daß man uns auch hier mit allen zu Gebote stehenden Gründen gegen eine Generatio aequivoca, gegen eine Erzeugung ohne Samen und ohne Ei, zu Leibe gehen wird und kennen wol die Abneigung vieler neuern Naturforscher gegen eine solche Annahme, die noch vor ungefähr 20 Jahren als eine bekannte und nicht zu bestreitende Thatsache angesehen wurde. Aber es sprechen gewisse Erscheinungen in der organischen Welt so laut für eine solche spontane Erzeugung, daß wir uns den Glauben daran wenigstens so leicht nicht nehmen lassen können; wir erinnern nur an die räthselhafte Erscheinung der Phthiriasis bei manchen krankhaften Zuständen, bei denen sich diese Insecten im Nu zu Tausenden erzeugen, ohne daß man begreifen kann, woher sie ihren Anfang genommen, an neuere Beobachtungen bei Vögeln, deren Eier man durch solche einer andern Gattung hat ausbrüten lassen und wo die ausgebrüteten Jungen mit Parasiten behaftet waren, die nicht den sie ausbrütenden Pflegeältern, sondern den Abkömmlingen ihres Stammes eigenthümlich sind, und dgl. m. Ist aber die Welt im Kleinen noch so zeugungsfähig, so wird sie wol auch unter andern Verhältnissen fähig gewesen sein, Größeres zu erzeugen, und das allmächtige: „es werde" durfte nur einmal ausgesprochen sein, um das Entstehen und Aussichselbstzeugen aller organischen Wesen für alle Zeiten möglich zu machen. Bedenken wir ferner, wie sorgfältig das Auge der Vorsehung die Erhaltung aller geschaffenen Wesen überwacht, wie sie, trotz der fortdauernden Befeindung aller gegen alle, jede einzelne Gattung beschützt, damit sie in dem allgemeinen Krieg nicht untergehe, so sollte man meinen, sie habe ihr Leben nicht von einem einzigen Paare abhängig machen können, ja, da jedes einzelne Paar nur dadurch sich erhalten und sein Geschlecht durch Zeugung fortpflanzen konnte, daß es sich ein anderes von verschiedenem Geschlechte unterwarf und es vertilgte, so hätte entweder jedes mit dieser Vertilgung so lange warten müssen, bis alle ihres Gleichen erzeugt, oder die ganze organische Welt hätte mit ihrem Geburts- auch zugleich ihren Sterbetag gefeiert. Unter allen Geschöpfen wäre aber der Mensch am meisten der Gefahr ausgesetzt gewesen, bei seinem ersten Auftreten wieder von der Erde vertilgt zu wer-

den; man denke nur an die Hülfsbedürftigkeit, in der er geboren wird, an Krankheiten, Verletzungen u. s. w., die das erste Menschenpaar ebenso gut treffen konnten als alle folgenden.

(Der Beschluß folgt.)

Britische Naturdichter.

Unter den Erzeugnissen der neuern englischen Naturdichter oder „uneducated poets" nehmen die „Verses, by a poor man" eine der ersten Stellen ein. Manche Eigenschaften in diesen Gedichten lassen vermuthen, daß der Verf. kein bloßer Naturdichter sei, sondern nur die Art und Weise eines Naturdichters nachgeahmt habe. Gedanke, Vers und sprachliche Einkleidung sind ebenso kräftig als gewandt; dagegen scheint die Lockerheit, die Schlichtheit, die Nachlässigkeit in Vers und Reim nur das Ergebniß einer bestimmten Absicht zu sein, um das Publicum zu täuschen. Die Naturdichter machen meist sehr geregelte, formell ausgebildete Verse, während der Gedanke trivial und albern erscheint. Bei unserm Dichter findet häufig das Gegentheil statt und gerade die Verletzungen des Versbaus, die er sich nicht selten zu Schulden kommen läßt, weisen auf eine große rhythmische und sprachliche Gewandtheit hin, die absichtlich mit der Form und dem Publicum spielt. Eins dieser Gedichte theilen wir im Original mit:

The poor man speaketh of streams and waters.

'Tis sweet to sit by a little brook,
As it murmurs gently on;
To think of the stream of human life,
How quick its waters run.

I saw a wild rose on the brook,
It floated down the stream,
And methought a hand did rescue it,
In my poetic dream.

I have a niece: she was roughly cast
On the stream of human sorrow
And the little pittance she earned to-day
Was to buy her bread for to-morrow,

But a kind hand came by Providence,
And she is happy now;
Her eye is bright, her heart is light,
And care has left her brow.

Ein anderes Gedicht unter dem Titel „The poor man pointeth out the folly of writing books" theilen wir in deutscher Nachbildung mit, in welcher wir die Einfalt und Trockenheit des Styls und die Nachlässigkeit im Verse möglichst beizubehalten suchten:

Einst einen armen Greis ich sah,
Der unter Weh und Ach,
Die Wangen bleich und hohl,
Schwerseufzend Steine brach.

Und jedem Streich gesellt'
Der Alte einen Laut,
Daß unwillkürlich ich
Mich nach ihm umgeschaut.

So seltsam war sein Blick,
So seltsam all sein Treiben,
Daß ich sogleich beschloß,
Hier forschend stehn zu bleiben.

Und voller Bildung fand
Ich ihn bei meiner Frage.
Da forscht' ich nach, was ihn
Gebracht in solche Lage.

Er schien ein wenig scheu,
Als ob es ihn verdrieße,
Daß er erwidernd mir
Sein Inneres erschließe.

Und seufzend tief und schwer,
Als triebe ihn ein Fluch,
Als quäll' ihn der Bescheid,
Sprach er: Ich schrieb ein Buch!

Die Nüchternheit und Einfalt der Darstellung, zusammengehalten mit der reflectirten Tendenz des Ganzen und der epigrammatischen Kürze des Schlusses lassen eine absichtliche, studirte Manier wol nicht verkennen. Manches recht brave Gedicht lieferte der Naturdichter Charles Crocker, der sogar die Spenser-Stanze mit vieler Geschicklichkeit zu behandeln weiß, in seiner Sammlung „The vale of obscurity, and other poems", wogegen die „Poetical flights of a factory youth" von Joseph Kirkham, welche ein Journal als eine Probe der Manchester-Poesie bezeichnet, nur unbedeutend sind. 5.

Notizen.

Mehre französische Departements haben seit einigen Jahren Gesellschaften gestiftet, welche sich dem Studium der Archäologie widmen. Diesem Beispiele ist jetzt auch Chalons an der Marne gefolgt, indem sich in dieser Stadt eine Central-Commission für die Alterthumskunde und die historischen Monumente des Departements der Marne seit dem November 1841 und unter der Präsidentschaft des Präfecten, Hrn. Bourlon de Sarthy, gebildet hat. Das Departement hat die Bildung dieser Commission allgemein mit freudigem Herzen begrüßt, da ihr Streben der Erhaltung der prachtvollen kirchlichen Gebäude, welches dieses Departement besitzt, sehr nützlich werden kann. Die Geschichte und die Beschreibung derjenigen kirchlichen und unkirchlichen Gebäude, welche darauf Anspruch haben, unter den historischen Denkmälern einen Platz einzunehmen, wird vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Commission beschäftigen, die aus zwanzig Mitgliedern zusammengesetzt ist. Außer dem genannten Präfecten befinden sich hierunter z. B. der Erzbischof von Rheims und der Bischof von Chalons als Ehrenpräsidenten; Hr. Didron, Secretair des historischen Comité für Künste und Denkmäler, als Vicepräsident; Estrayez-Cabassolle, Titular-Kanonicus, Generalvicar zu Chalons, bereits von dem Bischofe zu Chalons mit Untersuchungen über die Geschichte und Architektur der Kathedrale und der Bauwerke dieser Diöcese beauftragt; Pernot, Maler zu Paris u. s. w. 2.

Historischen Werth hat Ch. Labitte's Schrift: „De la démocratie chez les prédicateurs de la ligue" (Paris 1841). Der Verf. hat die Geschichte der Kanzelberedtsamkeit zur Zeit der Ligue, die bisher von den Geschichtschreibern gar zu sehr vernachlässigt worden ist, geliefert. „Die Ligue", sagt der Präsident Hénault, „ist vielleicht die sonderbarste Begebenheit, die man je in der Geschichte gelesen hat", und Madame Montpensier sagte vom Jahre 1587: „Ich habe durch den Mund meiner (nämlich von ihr bezahlten) Prediger mehr ausgerichtet, als es alle zusammen mit allen ihren Praktiken, Waffen und Armeen thun." Zwei Jahre später 1589, rief der Verf. des „Heilsamen Raths" aus: „Die aufrührerischen Prediger haben mehr Böses gethan als alle übrigen", und Heinrich IV. sagte: „Mein ganzes Unglück kommt von der Kanzel her." Die Mönche und Pfaffen predigten nicht allein Mord und Vernichtung der Ketzer, sondern auch der Könige und Fürsten, welche sie nicht für römisch rechtgläubig genug hielten, theils aus Fanatismus, theils aus Eigennutz und um schnödes Geld. Einkerkerung, Absetzung, ja Ermordung derjenigen Fürsten, die ihr und des Papstes Interesse zuwider handelten, wurde von ihnen für erlaubt, gesetzmäßig und gerecht erklärt. Das waren gefährliche Demokraten! 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1842.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände.
2. P. Foissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Aug. Westrumb.

(Beschluß aus Nr. 165.)

Von den Pflanzen und Thieren können wir im Allgemeinen zugeben, daß sie von dem Schöpfer in gewisse Gegenden versetzt wurden, wohin sie ihrer Natur nach ganz besonders paßten. Auch können wir einräumen, daß einige derselben durch Menschen an andere Orte versetzt worden sind oder durch Hülfe des Zufalls ihren Weg dahin gefunden haben. Aber zu Gunsten der Hypothese, daß jede Species nur einen einzigen Anfang von einem einzelnen Stamme gehabt habe, läßt sich daraus ganz und gar nichts folgern, denn sehr viele derselben sieht man an gewisse, oft sehr eingeschränkte Wohnplätze gebunden und ein großer Theil derselben ist dahin, wohin civilisirte Menschen noch nicht gedrungen sind, gar nicht gekommen. Bei den Menschen sieht man vollends gar nicht ab, was sie so frühe bewogen haben sollte, ihre erste Geburtsstätte zu verlassen und sich durch Wüsten und große Meere nach andern Wohnplätzen zu begeben, um so mehr, da sie, noch unbekannt mit allen Hülfsmitteln des Transports, wie sie uns heutigen Tages zu Gebote stehen, beiweitem größern Gefahren ausgesetzt waren und mit beiweitem größern Hindernissen zu kämpfen hatten.

Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß trotz Seuchen, Kriegen u. s. w. die Zahl der auf der Erde lebenden Menschen, kleine Abweichungen abgerechnet, immer dieselbe bleibt, daß, im Ganzen genommen, ein Gleichgewicht der Bevölkerung nach bestimmten Gesetzen stattfindet, gleichwie sich ein solches Gleichgewicht auch zwischen den männlichen und weiblichen Geburten auf der ganzen Erde nachweisen läßt. Wollte man aber annehmen, daß von einem Menschenpaare in 6000 Jahren 500 Millionen entstanden seien, was ungefähr der Betrag der gesammten Bevölkerung auf der Erde sein möchte, so hätte sich das Wachsthum der Bevölkerung ganz anders zeigen müssen. Entweder die Zunahme hätte in arithmetischer Progression erfolgen müssen und müßte noch auf dieselbe Weise erfolgen, oder man müßte annehmen, der Schöpfer sei, nachdem die Erde hinreichend bevölkert gewesen, von seinem frühern Gesetze abgegangen und habe ein anderes an dessen Stelle gesetzt.

Mit Recht wird von den Verfechtern der Ansicht von der Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare viel Gewicht darauf gelegt, daß Kreuzungen verschiedener Menschenracen fruchtbar sind, während die aus Paarungen verschiedener Thiergattungen entstehenden Bastarde sich nicht fortpflanzen oder doch in den nächsten Generationen wieder in ihre Stammracen zurückfallen. Allein einmal ist es noch nicht ausgemacht, daß alle Hunde-, Pferde-, Ochsenarten von einem Paare abstammen, sondern die Sache steht hier gerade so zweifelhaft, wie bei dem Menschen, und 2) müßte man, um alle Bedingungen in Bezug auf diese Analogie zwischen Thieren und Menschen gleichzusetzen, einmal den asiatischen mit dem afrikanischen Elefanten, die asiatischen und afrikanischen Affen, den norwegischen und nordamerikanischen Bären, die Gepards in Asien und Afrika sich paaren lassen. Leicht möchte sich dann ein ähnliches Resultat, wie bei den Menschen ergeben.

Unser Verf. hat mit lobenswerthem Fleiße Thatsachen gesammelt, um zu beweisen, daß unter den verschiedenartigsten Menschenracen einzelne Merkmale vorkommen, wodurch sie sich andern wieder nähern, z. B. schlichtes, langes Haar bei Völkern mit kurzem krausen Haare, weiße Hautfarbe bei Negern u. s. w. Allein daraus läßt sich weder die Einheit der verschiedenen Menschenracen, noch der allmälige Übergang der einen in die andere erklären, denn nie kommen solche Ausnahmen vor, bei denen Farbe, Haare, Gesichtszüge u. s. w. zusammen das Bild einer andern Race darstellten. Die Weißen unter den Negern sind offenbar krankhafte Bildungen, wie es auch die Albinos unter uns sind, aber man zeige uns einmal einen Neger unter den Europäern, als Varietät! Selbst unter Nationen, welche in stetem Verkehr mit der übrigen civilisirten Welt stehen, treten Abweichungen von der nationalen Bildung immer nur ausnahmsweise auf, da man doch erwarten sollte, daß sich diese im Laufe der Zeiten durch fortgesetzte Vermischung immer mehr verwischen sollte. So z. B. erhalten sich bei den Schweden blonde Haare und helle Augen. Die Juden, die Zigeu-

ner bewähren noch immer ihre fremde Abkunft. G. Pinkard („Notes on the West-Indies", zweite Ausgabe, Bd. 1, S. 110—113) sah auf Barbadoes eine englische Familie, wovon die Kinder schon die sechste Generation ausmachten und sich in nichts von Engländern unterschieden.

Was die geistige Entwickelung und Culturfähigkeit der verschiedenen Nationen betrifft, so läßt sich hier wol nicht verkennen, daß der Boden, aus dem sie hervorkeimt, ein ganz verschiedener ist. Welche Kluft zwischen einem Eskimo und einem Europäer! Zwar folgert unser Verf. aus der Geschichte der Bekehrung dieses Volks und aus der Civilisation ihrer Sitten, daß sie dieselben Grundlagen des moralischen Gefühls, dieselben Sympathien und Leidenschaften, dasselbe mehr oder weniger dunkel oder klar ausgesprochene Bewußtsein und dieselbe innere Überzeugung der Verantwortlichkeit, dieselben Gefühle von Schuld und Selbstverdammung, dieselbe Begierde nach Versöhnung haben, welche so vielen andern Nationen auf fast jeder Stufe der geistigen Cultur gemeinsam sind. Aber wer vermag zu entscheiden, wie viel von dem Unterricht, wodurch diese geistige Veredelung erzeugt worden sein soll, wirklich in Geist und Herz übergegangen, was davon wahre Überzeugung und was nur leerer Schein, Folge der Nachahmung ist? Wenn alle Bedingungen der geistigen Erhebung und des moralischen Gefühls bei diesen uncultivirten Völkern vorhanden sind, warum fehlen noch immer Beispiele einer Selbstemancipation, warum steht bei ihnen kein Prophet auf, der ihrem Geiste und ihren Gefühlen andere Bahnen vorschreibt? Einzelne Beispiele, wie deren der Verf. mehre von einzelnen Negern anführt, deren geistige Fähigkeiten den Standpunkt der europäischen Intelligenz vollkommen erreicht haben sollen, beweisen hier nichts, denn gerade die Erhebung des Einzelnen müßte die der ganzen Masse des Volks zur Folge haben, wenn der bildungsfähige Stoff vorhanden wäre.

Doch genug, um zu beweisen, daß sich gegen die Abstammung der verschiedenen Menschenracen von einem Paare nicht weniger triftige Gründe geltend machen lassen als dafür. Die Sache schwebt noch im Dunkel und wird es vielleicht für immer bleiben. Indessen möge sich immerhin der menschliche Geist an dieser schwierigen Aufgabe versuchen und wenigstens nicht müde werden, das Material zu ihrer Aufgabe aufzusuchen, denn wie wenig wissen wir noch über die psychischen und physischen Eigenthümlichkeiten mancher Völkerstämme? Was der Verf. in dieser Beziehung gethan, verdient alle Anerkennung und er übertrifft darin meist alle seine Vorgänger, sodaß wir seine Schrift Denen, welche sich für diesen interessanten Gegenstand interessiren, mit voller Überzeugung empfehlen können.

Die Schrift Nr. 2 steht der erstern weit nach an Gründlichkeit, wie sich dies hauptsächlich da herausstellt, wo beide Verf. einen und denselben Gegenstand behandeln, und obschon das Ganze in eine gefällige und auch dem Laien verständliche Form gekleidet ist, so fühlt man sich doch bei der Lectüre des Einzelnen wenig befriedigt und vermißt ausführlichere Bearbeitung und schärfere Begründung. Namentlich werden dem Einfluß des Klimas Wirkungen auf den physischen und psychischen Antheil des Menschen zugeschrieben, von denen es noch sehr problematisch ist, ob sie auf Rechnung desselben geschrieben werden können. Manche den verschiedenen Bewohnern verschiedener Erdstriche zukommenden Eigenthümlichkeiten gehören wenigstens gewiß nicht hierher.

Die Schrift zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erstere von dem Einflusse der Klimate auf die physische Organisation handelt. Im ersten Abschnitt betrachtet der Verf. die wesentlichen Functionen der Organismen, als: thierische Wärme, Verdauung, Respiration und Kreislauf, Absorption, Transspiration und Urinsecretion, äußere Sinne, Bewegungsvermögen, Laufen. Auch von der Wohlbeleibtheit, der Körperstärke, der Statur und Schönheit wird gesprochen, wennschon diese Gegenstände nicht zu den Functionen gerechnet werden können. Vieles ist bekannt, Anderes steht mit dem Einfluß des Klimas in keiner Beziehung, so z. B. daß der Gehörsinn, dem allgemeinen Glauben zufolge, in den Städten vorzüglich stark entwickelt sei, daß die Wilden schärfer riechen als civilisirte Völker; daß gute Läufer nur unter den rohen Völkern gefunden werden u. s. w. Abgesehen von dem Einfluß, welchen die Extreme von Kälte und Wärme auf Statur, Respiration, Kreislauf, Transspiration ausüben, findet sich hier überhaupt nur geringe Ausbeute.

Der zweite Abschnitt handelt von den Menschenracen oder den Varietäten des menschlichen Geschlechts. Wir finden hier unsern Verf. in Übereinstimmung mit Prichard in Hinsicht der Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare, seine Gründe für diese Ansicht aber bei weitem weniger haltbar. So z. B. leitet er aus dem Einfluß des Klimas und der Lebensweise das Factum ab, daß die Europäer durch einen längern Aufenthalt auf den Antillen nicht nur unkenntlich werden, sondern auch einige charakteristische Züge der amerikanischen Bildung sich aneignen, während er kurz zuvor die Juden und Kopten als Beispiele der Unveränderlichkeit des eigenthümlichen Typus anführt. Besonderes Gewicht scheint der Verf. auf seine Erklärung der dunkeln Hautfarbe in den heißen Ländern zu legen. Die Bewohner dieser Länder sollen nämlich kleinere und unthätigere Lungen besitzen und überhaupt den Respirationsact weniger vollkommen vollziehen, weshalb die Hautausdünstung hier an die Stelle der Lungenaushauchung trete, und anstatt daß der Kohlenstoff mit der atmosphärischen Luft ausgeathmet werde, schlage er sich auf der Oberfläche der Haut nieder. Bedenken wir aber, wie oft in Krankheiten der Lungen der Respirationsproceß andauernd beschränkt und wie unvollkommen diese Verrichtung bei sitzender Lebensweise der Fabrikarbeiter u. s. w. vollzogen wird, ohne daß eine dunklere Hautfärbung die Folge davon ist, so können wir dieser Hypothese nur geringen Werth beilegen.

Der Verf. ist der Meinung, daß ein stufenweiser Übergang der ursprünglich weißen Hautfarbe durch die braune bis zur ebenholzschwarzen bei den verschiedenen Menschen-

racen stattgefunden habe, daß aber Jahrhunderte nöthig gewesen seien, um diese durch das Klima bedingte Umwandlung zu bewirken. Wäre dies aber der Fall, so müßte man doch wenigstens bei weißen Menschen, die sich in heißen Klimaten ansiedeln, eine allmälige Annäherung an die schwarze Hautfarbe wahrnehmen können. Dem widersprechen aber alle Erfahrungen und aus einem Europäer ist noch nie ein Neger geworden. Daß, wie der Verf. meint, Kälte, Schatten, Bewohnen von Städten, gesunde Nahrung und Reinlichkeit im Stande sein sollten, die Folgen einer so langsamen Entartung mit der Zeit zu heben und bei den Letztern die ursprüngliche Farbe und Schönheit zurückzubilden, wird wol ebenso wenig gelingen, als einen Mohren weiß zu waschen. Wollten wir aber auch dem Verf. die allmälige Umwandlung der Hautfarbe durch klimatische Einflüsse zugeben, wo bleiben denn die Verschiedenheiten in der Gestalt, in der Schädelbildung u. s. w.? Hier reicht der Einfluß des Klimas ebenso wenig zur Erklärung aus als die verschiedene Nahrung und Lebensweise, Gewohnheiten, Vererbung u. s. w., zu denen der Verf. seine Zuflucht nimmt.

Was von dem Einfluß des Klimas auf die Pflanzen und Thiere gesagt wird, ist höchst dürftig. Prichard behandelt dieses Thema ungleich gründlicher und ausführlicher.

Den Umstand, daß die Bewohner Abyssiniens nicht zu der Negerrace gehören, obwol es unter dem 10.—15.° der Breite liegt, erklärt der Verf. daraus, daß dieses Land wahrscheinlich von einem Araberstamme bevölkert sei, welcher durch die Straße von Bab-el-Mandeb, die den arabischen Meerbusen mit dem von Aden verbindet, in diese Gegenden eingedrungen sein möge, oder daß, nach einer andern Annahme, die Abyssinier selbst einen Theil Arabiens erobert, mithin eine Mischung beider Völker stattgefunden habe. Aber, warum hat sie denn die Sonne nicht endlich in der langen Zeit, seit diese Vermischung stattgefunden, schwarz gebrannt?

Ebenso wenig kann es uns genügen, wenn der Verf. die mit einer hellen Hautfarbe begabten Buschmänner an der Südspitze Afrikas, gleich den Albinos und Quimos, als eine entartete Race betrachtet.

In der zweiten Abtheilung beschäftigt sich der Verf. mit dem Einflusse der Klimate auf die Gesundheit, und zwar im ersten Abschnitt derselben mit den Krankheiten. In Vergleich mit Finke's „Versuch einer allgemeinen medicinisch-praktischen Geographie" und Schnurrer's „Geographischer Nosologie" erscheint das hier über diesen Gegenstand Mitgetheilte nur sehr dürftig. Wie schwankend es übrigens noch um das Resultat der sich darauf beziehenden Untersuchungen steht, geht daraus hervor, daß nach unserm Verf. das Wesen der Krankheiten in den verschiedenen Zonen verschieden ist, während Prichard Bd. 1, S. 200, im geraden Gegensatz mit dieser Ansicht behauptet, daß die große Menge der Krankheiten der ganzen Menschenfamilie gemeinsam sei.

Neu war uns die Notiz, daß sich die Neger, deren Fruchtbarkeit in ihrem Vaterlande sehr stark ist, in den Colonien nur langsam fortpflanzen. So kamen im Jahre 1778 auf den Negerehen auf S.-Domingo nur zwei Kinder und in Martinique fanden 1810 unter 77,000 Negersklaven nur 1250 Geburten statt.

Auf eine eigene Art erklärt der Verf. S. 154 das Misverhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten. Es heißt daselbst:

> Nach mehrjährigen statistischen Untersuchungen müssen wir annehmen, daß die Ungleichheit, welche in Europa in dem Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten herrscht, hauptsächlich von der Altersverschiedenheit der Ehegatten abhängt, und daß der Vater oder die Mutter, je nachdem dieser oder jener älter ist, in den erzeugten Kindern vorherrscht. Da nun bei allen jetzt geschlossenen Ehen der Mann in der Regel älter als die Frau zu sein pflegt, so läßt es sich leicht erklären, weshalb die Zahl der männlichen Geburten größer als die der weiblichen ist. Ein anderer Grund für das Überwiegen der Knaben liegt in dem Vorzuge, welchen man im Allgemeinen den Knaben gibt. Ältern, die nur Töchter besitzen, erwarten bei jeder Schwangerschaft die Geburt eines Knaben; allein gerne pflegen sie die Fruchtbarkeit der Ehe einzuschränken, sobald ihre Ehe mit mehren Knaben gesegnet ist. Bei allen außerehelichen Verbindungen, wo diese Rücksichten und eine Altersverschiedenheit zwischen Mann und Weib sehr häufig nicht stattfinden, werden ebenso viel Knaben als Mädchen geboren, und wenn in den heißen Ländern die Zahl der Mädchengeburten die größte ist, so liegt dieses in der frühen Entwickelung des Geschlechtstriebes begründet, welche nicht nur Männer und Frauen, die in gleichem Alter stehen, solche ungesetzmäßige Verbindungen ungleich häufiger eingehen, sondern auch wirkliche Ehen schließen läßt.

So lange uns der Verf. die statistischen Untersuchungen, auf welche er diese Hypothesen gebaut hat, schuldig bleibt, fühlen wir eben keine Lust, daran zu glauben. Offenbar liegt jenem Überwiegen der männlichen über die weiblichen Geburten ein tieferes Naturgesetz zum Grunde, welches sich nicht so leicht erfassen läßt.

Die dritte und letzte Abtheilung des Werkes handelt von dem Einfluß der Klimate auf den moralischen Zustand des Menschen. Hier, wo die Aufgabe noch verwickelter wird und die Schwierigkeiten sich steigern, den klimatischen Einfluß von andern Einwirkungen strenge zu scheiden, können wir uns noch weniger befriedigt erklären als bei den frühern Abtheilungen. 74.

Blaubart im Original.

Adolf Trollope erzählt in seinem „A summer in western France", wie er auf dem Wege von Angers nach Nantes die Ruinen des Schlosses Chantocé besucht, einst der Wohnsitz eines der scheußlichsten Ungeheuer, die das Wort Mensch geschändet, und der Schauplatz seiner Greuelthaten, und fährt dann fort: „Dieses Ungeheuer war Niemand anders als Gilles de Laval, Marechal de Retz, dessen empörende Abscheulichkeiten vom umwohnenden Landvolke mit übernatürlichen Kräften in Verbindung gesetzt worden sind und ihm unter dem Beinamen Blaubart eine für seine Verbrechen zu wohlfeile Notorietät verschafft haben. Gilles de Laval, Herr von Retz, Briolay, Chantocé, Ingrandes, Loroux-Botterau, Blaison, Chemellier, Gratecuisse und Fontaine-Milon in der Provinz Anjou, sowie von vielen andern Baronien und Gütern in der Bretagne und sonstigen Theilen des Königreichs, war unter der Regierung Karl's VII. einer der reichsten Männer seiner Zeit. Kaum 20 Jahre alt, gelangte er zum Besitze seines unermeßlichen Reichthums und als er starb, hatte er durch alberne, unsinnige Verschwendung ziemlich Alles vergeudet. Zu den vielen Einzelnheiten seines verschwenderischen Haushaltes gehörte auch sein Kirchenstaat. Er be-

stand aus einem Bischofe, wie er seinen obersten Kaplan schlechterdings genannt wissen wollte, einem Dechanten, einem Cantor, zwei Archidiakonen, vier Vicaren, einem Schulmeister, zwölf Kaplanen und acht Chorsängern. Sie waren sämmtlich, wenn er reiste, in seinem Gefolge; Jeder hatte ein eigenes Pferd und einen eigenen Diener, trug ein mit Pelz verbrämtes Scharlachkleid und bezog einen ansehnlichen Gehalt. Gleichzeitig wurden Leuchter, Rauchpfannen, Kreuze und heilige Gefäße jeder Art, alle von Gold und Silber und in bedeutender Menge mitgenommen, auch laut Zeugniß des Geschichtschreibers mehre Orgeln, jede von sechs Männern getragen. Er wünschte sehr, daß alle Geistliche seines Kirchenstaats das Recht haben möchten, in der Mitra zu erscheinen, und schickte zu Auswirkung dieses Vorrechts wiederholt Botschafter nach Rom, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Dies waren die Thorheiten seiner Jugend, und wohl ihm, wenn er zu seinem Gedächtnisse nur ähnliche Albernheiten begangen hätte. Indessen genügten auch sie, sein ungeheures Besitzthum in kurzem zu schmälern. Er nahm einen Arzt aus Poitou und einen Florentiner, Namens Prelati, in seine Dienste, die ihn Beide glauben machten, daß sie mit dem Teufel im Bunde ständen und durch übernatürliche Mittel seinen erschöpften Schatz wieder füllen könnten. Sie machten ihn auch glauben, daß es wirklich der Teufel sei, der ihm erscheine, und bewogen ihn, einen Contract in aller Form Rechtens mit seiner satanischen Majestät abzuschließen. Den Teufel zu citiren, mag im 19. Jahrhundert als eine harmlose Thorheit belacht werden, der nichts Verbrecherisches beiwohne. Was aber einen Menschen in seinen eigenen Augen zum Verbrecher stempelt, das ist keineswegs harmlos, und solches war mit Gilles de Laval der Fall. Er bildete sich ein, die schwärzeste Sünde begangen zu haben, deren ein Mensch fähig sein könne, und die sittliche Verworfenheit, deren er sich von nun an schuldig machte, stand mit der eigenen Schätzung seines Vergehens in genauem Verhältnisse. Kein Verbrechen war von jetzt an so ungeheuer, daß er Scheu davor empfunden, und die geschichtlich begründete Liste seiner Greuelthaten hat in den Annalen menschlicher Verworfenheit vielleicht nichts ihres Gleichen. Mit empörender, wahrhaft vampyrischer Lust, abscheulicher als jeder gewöhnliche Grund zum Morden, ließ er auf seinen Besitzungen die schönsten und gesündesten Kinder beiderlei Geschlechts ergreifen, sie in den Mauern von Chantocé förmlich schlachten und aus ihrem Blute sich ein Bad bereiten, fest glaubend, es werde sein eigenes scheußliches Leben erhalten und stärken. Vergebens erhob im weiten Bereiche seiner Ländereien und Dorfschaften das unglückliche Landvolk, das in seinen Kindern einen Tribut zahlen mußte, der die schauderhaftesten Dichtungen des heidnischen Alterthums verwirklichte, einen gemeinsamen Schrei der Klage und der Verwünschung. Schon über hundert Opfer waren gefallen und noch lähmte der Rang, die Macht, der Reichthum des Ungeheuers die schwache schlecht eingerichtete Justiz jener Zeit. Endlich wurde aber der allgemeine Hülferuf des Landes zu laut, um ganz ungehört zu bleiben, und wie wenig man auch damals über gewöhnliche, blutige Gewaltthaten sich zu entsetzen pflegte, das Schalten des Bösewichts wurde so unerträglich, daß ohne endliches Einschreiten der Gerichtsbehörde der zur Wuth entflammte Volksunwille ihn wie einen schädlichen Wurm zertreten haben würde. Auf Befehl des Bischofs von Nantes und des Seneschalls von Rennes wurde er verhaftet und nach einer Untersuchung, in welcher Beweise jahrelang geübter und ans Unglaubliche grenzender Grausamkeiten sich wider ihn herausstellten, zum Scheiterhaufen verurtheilt und der Spruch auf den Wiesen vor Nantes am 23. December des Jahres 1440 vollstreckt. . . . . So lebte und starb Gilles de Laval, das echte Original des gefürchteten, blutigen Blaubart, und es ist als hätten die häßlichen Ruinen seines blutbefleckten Schlosses Chantocé sich nur erhalten, um das Gedächtniß seines schuld- und schimpfbeladenen Namens nicht untergehen zu lassen." 7.

Bibliographie.

Bachmann, J. A., Waldmüller's Röschen. Eine Kriminalgeschichte nach einer wirklichen Begebenheit neuester Zeit. Gr. 12. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 22½ Ngr.

Berg, C. v., Oldenburgs Anschluß an den deutschen Zollverein. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 5 Ngr.

Das anglo-preußische Bisthum zu St. Jacob in Jerusalem und was daran hängt. Gr. 8. Freiburg, Müller. 10 Ngr.

Ein Blick in den faulen Sumpf des Pietistenthums. Herausgeben zur Warnung für die „sündige Welt". Eine wahre Geschichte, nebst einem Anhang pietistischer Anekdoten. Gr. 8. Bern, Jenni, Sohn. 10 Ngr.

Buhl, L., Der Beruf der Preußischen Presse. Gr. 8. Berlin, Riemann. 5 Ngr.

Burdach, über Kleinkinderschulen überhaupt und die in Königsberg insbesondere. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 10 Ngr.

Fidelim, Jetzt oder nie mehr! Oder die große Emancipation der Juden. Den erleuchteten und großmächtigen Herrschern Europas und ihren weisesten Räthen ehrfurchtsvoll vorgestellt; besonders auch dem zerstreuten Volk Israel selbst ans Herz gelegt. 8. Dinkelsbühl, Walthr. 5 Ngr.

Frank, G. F., Anselm von Canterbury. Eine kirchenhistorische Monographie. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 1 Thlr.

Leuchs, Der Staatsanwalt, oder Leben, Grundsätze und Handlungen eines musterhaften Rechtsgelehrten, nach einer Sammlung mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen. 8. Dinkelsbühl, Walthr. 1 Thlr.

Lewald, A., Malerisches Reisehandbuch durch Deutschland und die angränzenden Gegenden. Praktisch und unterhaltend. Nach eigener Anschauung und nach den besten und bewährtesten Quellen. 2 Theile. Mit Abbildungen, Stadtplänen und Karten. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lyncker, F., Irrungen der Eifersucht. Lust- und Possenspiel in 5 Aufzügen. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 20 Ngr.

Mirani, J. H., Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Der blinde König. Der Schleier-Hauptzug. 8. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1 Thlr.

Monteton, C. A. W. D. Freih. v., Geschichte des Königlich Preußischen sechsten Kürassier-Regiments, gen. Kaiser von Rußland. Gr. 4. Brandenburg, Müller. 3 Thlr. 10 Ngr.

Recht, J. F. H., Justinian's Institutionen, 1stes Buch, besonders von den Personen, Welches Buch in diesem Büchlein, zu deutsch ist gegeben in zierlichen Reimlein. Gr. 12. Oldenburg, Schulze. 11¼ Ngr.

Rosenberger, O. Th., Kösen. Zur Mitgabe und Erinnerung für Badegäste. Gr. 16. Leipzig, G. Wigand. 20 Ngr.

Schütte, F., Repertorium der Militair-Literatur in den zwei letzten Decennien. Ein Handbuch sachlich geordnet und zum Gebrauch für Militair-Bibliotheken und Offiziere deutscher Heere zusammengestellt. 8. Stralsund, Löffler. 25 Ngr.

Über die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf dem Königlichen Schloßtheater im neuen Palais bei Sanssouci. Drei Abhandlungen von A. Böckh, E. H. Toelken, Fr. Förster. Gr. 12. Berlin, Schröder. 15 Ngr.

Vincas, H., Vereinigung des Supernaturalismus und Rationalismus, insbesondere rücksichtlich des Cultus. 8. Oldenburg, Schulze. 20 Ngr.

Vogel, E. F., Freimüthige Beurtheilung des officiellen Verfahrens gegen Dr. August Hermann Niemeyer's Lehrbuch für die obern Religionsclassen in gelehrten Schulen. Ein Beitrag zur neuesten Religions-Geschichte. Gr. 8. Leipzig, Mienbrack. 15 Ngr.

Zober, E., Eine alte Stralsunder Chronik. Aus der unlängst aufgefundenen Pergamenthandschrift herausgegeben. Mit 1 Facsimile. Gr. 8. Stralsund, Löffler. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1842.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Die vier großen Gestalten, welche aus der Zeit und während des Befreiungskriegs hervorragen und an der Wiedergeburt Preußens arbeiteten, sind Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Blücher. Mit Unrecht, unserer Ansicht nach, nennt man auch Hardenberg häufig mit unter diesen Namen. Hardenberg war sonder Zweifel ein kluger, gewandter und muthiger Mann, aber ihm fehlte das Ideal, was jene belebte, ihm fehlte die Reinheit des Charakters, die sittliche Größe, die Entschiedenheit einer hohen sittlichen Aufgabe, von der sich nichts abhandeln und abzwacken läßt und ohne welche man stets einem planlosen und inconsequenten Handeln hingegeben ist. Wie sich Hardenberg eigentlich die Aufgabe und die Bestimmung Preußens dachte, nach welchem bestimmten Ziele er eigentlich rang, davon gibt uns seine Leitung des preußischen Staats keinen deutlichen Begriff. Er wollte manches Gute, er war in manchen Dingen liberal, der Geist der Zeit und der seines großen Vorgängers Stein hatte manche Einflüsse auf ihn gehabt und manche gute Einzelheiten waren in diesem empfänglichen, aber nicht durchgebildeten Charakter haften geblieben. Dagegen finden sich auch wieder eine Menge der entschiedensten Widersprüche in seiner Handlungsweise; was er mit der einen Hand gab, nahm er wieder mit der andern, und je mehr gewisse großartige und Leben schaffende Ideen später aus der Mode kamen, je mehr der Ton sich wieder nach der frühern höfischen und bureaukratischen Zeit hinneigte, desto mehr verblaßten auch bei Hardenberg die Eindrücke einer großen, aufgeregten Zeit. Hardenberg war ein liebenswürdiger Weltmann, empfänglich für alles Geistreiche und Große, womit er gern dilettirte, aber ein Charakter aus einem Gusse, der auf eigener großartiger Lebensanschauung ruhte und der aus innerster Nothwendigkeit herausbandelte, war er nicht. Nur in seiner Feindschaft gegen Frankreich blieb er fest und treu, wenn er auch schon vermöge seiner großen Geschmeidigkeit das Unwürdigste über sich und sein Volk ergehen ließ, ohne vom Platze abzutreten. In dieser Beziehung läßt auch Stein ihm volle Gerechtigkeit widerfahren; wenn Hardenberg den König auch zu keinem großen Entschlusse hinreißen konnte, so hat er es an Mühe und an insinuanter Darstellung nicht fehlen lassen, um in den Jahren 1811 und 1812 dem Könige die einzig würdige Partie, Kampf auf Leben und Tod, von der leichtesten und angenehmsten Seite darzustellen, wie seine in diesem Buche abgedruckte Denkschrift davon einen charakteristischen Beweis liefert.

Jene vier Männer ergänzten sich auf eine wunderbare Weise. Stein schuf das ganze preußische System im Allgemeinen um und wußte mit genialen gesetzgeberischen Mitteln einen neuen Geist der Selbständigkeit, der Freiheit und der Vaterlandsliebe den in mechanischer Controle erstarrten preußischen Bürgern einzuhauchen; Scharnhorst bemächtigte sich dieses Geistes, um ihn vorzugsweise dahin zu leiten, wo es für den Augenblick am allernöthigsten that, er regenerirte den Geist des Heeres. Mit den also geschaffenen neuen Streitkräften entwarf Gneisenau die kühnsten und freisten Plane und Blücher war der Mann, der diesen neuen Geist im Momente zu fassen und das mit freiem Geiste Entworfene mit freiem Geiste zur Ausführung zu bringen wußte.

Es ist Schade, daß wir so wenig von Gneisenau's Leben und Charakter wissen. Wer ihn persönlich nicht gekannt, wird schwerlich ein deutliches Bild auch nur in den allgemeinsten Umrissen sich von ihm machen können. Es ist eine schöne Sitte, welche schon die Römer kannten und sich bei unsern Nachbarn, den Franzosen, auf das vollkommenste ausgebildet hat, daß große Männer, wenn sie vom Schauplatze des Handelns abgetreten waren, den Abend ihres Lebens dazu anwendeten, ihr Volk und die Geschichte desselben mit ihren Erinnerungen zu bereichern, daß sie die besondern Verhältnisse, die auf sie eingewirkt, unter denen sie thätig waren, öffentlich auseinanderlegen und die Nachkommen auf di.se Weise in den Stand setzen, ein tieferes Urtheil über dies ineinandergreifende Räderwerk einer frühern Zeit sich zu bilden und sich an dem ernsten und tüchtigen Lebenskampfe großartiger Persönlichkeiten zu erbauen. Daß unsern großen Staatsmännern und Feldherren diese sittliche Verpflichtung noch fremd ist, liegt theils an jener verderblichen Fessel des Geistes, der Censur, die auch noch den Verstorbenen ver-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 121—123 d. Bl.
D. Red.

bietet, sich über frühere Verhältnisse und Persönlichkeiten offen auszulassen, theils an der mangelhaften Durchbildung der größern Menge und an einem fehlenden sittlichen Nationalbewußtsein, welche Thatsache bedeutenden Gemüthern unangenehm sich aufdringt, sie gegen die Öffentlichkeit mistrauisch und verschlossen macht und sie schon früh gewöhnt, sich auf wenige Freunde zurückzuziehen und die Gesammtmasse des Volks nicht als einen theuersten Freund, sondern als ein sittlich unmündiges Kind zu betrachten, welches ein tieferes Menschenleben nicht zu verstehen und zu würdigen im Stande ist, sondern jedes Vertrauen nur misbraucht, verkennt und selbst aus dem schönsten nur Gift zu saugen weiß. Eine gewisse vornehme Geringschätzung gegen das gros der Nation ist unsern großartigsten Charakteren nur zu natürlich; man will nicht Perlen vor die Säue werfen. Dennoch glauben wir, daß diese übertriebene, fast jungfräuliche Scheu vor der Öffentlichkeit ein Fehler ist, der sich mit der Zeit ablegen wird. Zu so vielen Misverständnissen, Profanationen und widrigen Klätschereien auch die wenigen, bis jetzt unter uns veröffentlichten Lebenserinnerungen Gelegenheit gegeben haben, so haben sie doch eine unberechenbare sittliche Wirkung auf den Nationalcharakter gehabt und nachdem das erste Geschrei unserer Klatschliteratur verstummt war, ist die sich darin aussprechende Persönlichkeit immer rein und abgeklärt in das Nationalbewußtsein übergegangen.

In Ermangelung anderer öffentlicher Documente bilden die Briefe Gneisenau's an den Grafen Münster die einzige Quelle, aus der wir den Charakter des trefflichen Mannes kennen lernen können. Wie bei allen großen, fest ausgeprägten Charakteren sind auch bei Gneisenau nur wenige Äußerungen nöthig, um uns einen tiefen und unzweideutigen Blick in sein eigentliches Wesen zu gestatten, um so mehr, als eben Gneisenau ein Mann von höchster Einfachheit, eine fast antike Erscheinung war. Bei diesen Briefen heißt es mehr wie bei vielen andern ex ungue leonem. So manche umlaufende Gerüchte über Gneisenau's Gesinnung und Stellung zu den Zeitverhältnissen erweisen sich daraus als gänzlich irrig. Ich erinnere mich noch sehr wohl jener Zeit, wo jene Gerüchte über einen weitverbreiteten politischen Bund im Publicum circulirten, die nicht allein bei der mainzer Centralcommission, sondern auch auf der andern Seite bei vielen leichtgläubigen und exaltirten Liberalen Glauben fanden. Diese Gerüchte nannten auch Gneisenau als einen jener unbekannten Obern, die nun einmal durchaus eine geheime Leitung unsers politischen Fortschrittes übernommen haben sollten, die überall und nirgend waren, die allenthalben ihre Hand im Spiele haben sollten und deren fast gespenstischer Einfluß sich doch nirgend trotz der allerkünstlichsten Inquisitionen und Unterstellungen entdecken ließ. Aber wie gewiß nie ein wahrhaft bedeutender und geistreicher Mann diesem Treiben, was in tiefster Stille vor sich gehen und doch einen öffentlichen Einfluß haben sollte, sich hingegeben hat, so war gewiß Gneisenau von solchem abenteuerlichen Unsinn noch entfernter wie jeder Andere. Nicht einmal war er Mitglied des bekannten Tugendbundes zur Zeit der Franzosenherrschaft, dessen Existenz sich allerdings nicht ableugnen läßt. Er schreibt darüber im November 1812 aus Petersburg:

Schöler's in Petersburg Ideen habe ich zu berichtigen gesucht. Der Mann hält mich für ein Mitglied des Tugendbundes und glaubt überhaupt an das Dasein und die große Wirksamkeit dieses Bundes, während ich betheuern kann, daß ich nie ein Mitglied desselben gewesen bin. Mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen und ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit Männern, die einer fremden Herrschaft nicht unterworfen sein wollen.

Der Tugendbund war zu einer Zeit nothwendig, als gewissermaßen eine Doppelherrschaft in Norddeutschland existirte. Einerseits war es die französische Policei, die Alles überwachte und deren Maßnahmen sich die einheimischen Behörden äußerlich wenigstens behülflich erweisen mußten; andererseits gab es noch eine geheime patriotische Politik, geheime Verhandlungen mit England und andern Feinden Frankreichs u. s. w.; es war daher von Wichtigkeit, die Personen zu wissen, namentlich die Beamten, denen man sich rücksichtlich der letztern anvertrauen konnte, ohne verrathen zu werden, und die Fähigkeit und patriotische Charaktertreue genug besaßen, um dieses Doppelspiel, Verfolger und Beschützer zu gleicher Zeit zu sein, mit Muth und Sicherheit auszuführen im Stande waren. Übrigens war diese Verbindung im mittlern und südlichen Deutschland völlig unbekannt und im nördlichen niemals zahlreich, und mit der Vertreibung der Franzosen fiel ihre Wirksamkeit von selbst zusammen.

Gneisenau war ein Mann, „der keiner Fremdherrschaft unterworfen sein wollte" und der alle Mittel seines reichen Geistes nur dazu anwendete, um nach der Richtung hin, der er sich von Jugend auf ergeben, nach der militairischen, diese Fremdherrschaft zu bekämpfen. Bei der Verhandlung über innere Staatsverhältnisse verhielt er sich leidend und hatte sein Augenmerk einzig und allein nur auf sein Fach gerichtet. Er wollte mit dem Schwerte in der Hand die Fremden verjagen oder mit dem Schwerte in der Hand sterben. Er war ein deutscher Ritter aus der besten Zeit des Mittelalters, aber mit allen Kenntnissen und Ideen der neuesten Kriegswissenschaft auf das vollkommenste ausgerüstet, und diese wußte er auf die genialste und productiveste Weise auf die damalige militairische Lage Preußens anzuwenden. Selten mag sich wol in ein und demselben Namen so viel Vorsicht, ruhige Überlegung, reservirtes Urtheil und dabei so viel kühne, combinirende, schöpferische Phantasie zusammenfinden. Von dem höchsten Interesse sind die Kriegsplane, die er in diesem Briefwechsel seit dem Frieden von Tilsit bis zum Befreiungskriege gegen den Grafen Münster, dem Vertrauten aller Franzosenfeinde, entwickelt. Diese Plane sind alle nicht zur Ausführung gekommen, weil sie an der Unfähigkeit zu einem kühnen und würdigen Entschlusse der damaligen Regierung scheiterten und weil später das unmittelbare Eingreifen der Vorsehung mittels des russischen Winters sie unnöthig machte. Dennoch kann man ihnen seine Bewunderung nicht versagen und fast möchte man bedauern, daß es Gneisenau versagt war an die

Spitze eines Volkskrieges sich zu stellen, der den preußischen Namen mit größern Ehren bedeckt haben würde, als alle spätern glänzenden Thaten es gethan haben, und gegen den die Kämpfe der Spanier und Tiroler sich verhalten hätten wie die natürliche Leidenschaft gegen die gebildete, freie Überzeugung.

Als durch den Frieden von Tilsit Preußen gänzlich gedemüthigt und auf die Hälfte seiner Einwohnerzahl zurückgebracht war, da lag es offen auf der Hand, daß dieser Schatten von Selbständigkeit auch nur so lange dauern würde, als es der Alles verschlingenden Herrschsucht Napoleon's gefallen und bis dieser die günstige Gelegenheit gefunden haben würde, es völlig zu seinem Werkzeuge zu machen und es an einen seiner Brüder oder Generale zu verschenken. Die Vorgänge in Spanien, Holland, Oldenburg und den Hansestädten stellten bald darauf dieses Prognostikon noch deutlicher. Preußen mußte sich auf die Alternative gänzlicher Unterjochung oder eines Kampfes auf Tod und Leben vorbereiten. Friedrich Wilhelm III. täuschte sich im Allgemeinen auch nicht über das ihm bevorstehende Loos, aber bei aller Anerkennung seiner guten Eigenschaften, seiner Ordnung, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Religiosität u. s. w., muß die Geschichte doch das Urtheil fällen, daß er kein heldenmüthiger Charakter, daß er diesen schwierigen Umständen nicht gewachsen war. Zwei Parteien waren es, die sich damals darum stritten, ihren Einfluß auf ihn auszuüben und ihn zu ihrer Ansicht herüberzuziehen. Die eine Partei bestand aus den Männern, die sich zu dem bevorstehenden Kampfe rüsten und die erste günstige Gelegenheit ergreifen wollten, um zu siegen oder zu sterben. So fest sie an den Sieg ihrer Sache glaubten, weil dieser vermöge der moralischen Weltordnung ihnen verbürgt schien, so würden sie doch den Tod mit dem Schwerte in der Hand einem unwürdigen und knechtischen Dasein vorgezogen haben. Zu diesen Männern gehörten Stein, Scharnhorst, Gneisenau und unter den Frauen die hochherzige, schwunghafte Gemahlin des Königs, die unvergeßliche Luise. Diese Partei hatte das eine Ohr des Königs; das andere Ohr lieh er jener ungleich zahlreichern Partei, die freilich überall sich findet, die aber damals unter dem degenerirten Beamtenstande Preußens den ganzen Boden bedeckt hatte. Diese Partei, der alle höhern Güter des Lebens unbekannt sind, die in selbstsüchtiger Verblendung nur an das eigene Ich denkt, der jeder König, jede Regierung genehm ist, wenn sie nur Gehalte und Ehrenstellen darunter behaupten kann, diese Partei, die sich zu Allem entschließen kann, nur zu keinem Opfer — fand die Franzosenherrschaft natürlich zum wenigsten ebenso gut als eine vaterländisch-preußische, denn Napoleon wußte hingebende Diener zu belohnen, und bei jeder auf Knechtschaft gegründeten Regierung, bei jedem auf Knechtschaft gegründeten Regierungswechsel konnte sie nur gewinnen und sich unentbehrlicher machen. In der Person von Stein stand ihr aber beim Siege der Freiheit und des Vaterlands ein furchtbares Gericht bevor. Während nun die patriotische Partei den König, der wie sie natürlich das Unwürdige seiner Stellung fühlte und die Franzosen sicher nicht liebte, zur Rüstung, zum Kampfe, zu einem großen und würdigen Entschlusse anreizte, während sie ihm den Erfolg im rosenfarbensten Lichte und als gewiß darstellte, suchte jene andere, Bedientenseelen, das Gemüth des Königs mit aller ihnen im Übermaße zu Gebote stehenden Furcht und Angst zu erfüllen und jene Männer als phantastische und gewissenlose Waghälse zu verschreien. Auf solche Weise wurde ein Zustand des Schwankens in der Seele des Königs hervorgebracht, der, wenn Gott selbst sich nicht ins Mittel geschlagen hätte, unabweislich das Verderben Preußens herbeigeführt haben würde. Schon beim östreichischen Kriege 1809 zeigte sich diese unglückliche Schwäche, die wol mit kühnen Planen sich beschäftigt und sich darin schmeichelnd ergeht, so lange die Ausführung noch auf entferntere Zeit verschoben werden kann, die aber erschreckt zurücktritt, wenn die Stunde der That geschlagen hat und der Moment vor der Thüre ist. Schill wurde ein Opfer dieser zweideutigen Stellung, und das Einzige, was man durch solch unmännliches Spiel erreichte, war einerseits die Entfremdung und das Mistrauen der natürlichen Bundesgenossen, andererseits der entschiedene, nur für den Augenblick zurückgedrängte Haß Napoleon's, der wol den bösen Willen Preußens erkannte und nur auf die Gelegenheit wartete, um sich zu rächen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Schulprogramm vom Jahr 1723.

In Gelegenheitsschriften spiegelt sich der Zeitgeist oft sehr charakteristisch, und so erscheint denn auch als ein ergötzlicher Beitrag zur Kunde einer frühern Geschmacks- und Bildungsperiode ein thorner Schulprogramm, betitelt: „Zu dem vorhabenden Actu Dramatico. Von dem Gedrückten und Erhöhten Joseph, welcher im hiesigen Gymnasio den 14. Oct. punct 3 Uhr, dieses laufenden 1723 Jahres von der Studirenden Jugend soll vorgestellet werden, wollte sämmtliche Geehrteste Musen-Freunde und Freundinnen gehorsamst invitiren, auch in beigefügtem Auffsatz die völlige Ordnung und Auffzug der agirenden Personen zu erkennen geben Jacob Zabler, P. O." Das Stück zerfällt in zwölf Acte. Bei Eröffnung des Theaters wird in einer Illumination das Wappen der Stadt Thorn zwischen Minerva und Mercur dargestellt und die Anwesenden werden mit einer „Aria en Choeur" bewillkommnet. Hierauf ein Prolog. Act 1, Scene 1. Rahel's Geist, Friedrich Saleweky aus Osterode (die Namen der darstellenden Gymnasiasten sind immer beigefügt), erscheint in einem dunkeln Zimmer dem schlafenden Jakob und singt ihm eine Arie vor. In der vierten Scene schickt Jakob den Joseph zu seinen Brüdern. Joseph macht sich zur Reise fertig und ladet zu dem Ende dem Bedienten Samachias einen Korb mit Victualien auf. Samachias, eine Art Leporello, gibt seinen Unwillen folgendermaßen zu erkennen:

Recitativ.

Der Henker hat das Ding erdacht
Vor Andre Fressen tragen,
Und wenn man noch ein Wort will sagen,
Wird man dazu noch ausgemacht.
Pfui! Unbesonnenes Glück.
Ich dachte Wunder wie
Du mich noch würd's erheben,
Nun muß ich, wie ich seh,
Aus sonderbarer Huld
Machinen der Geduld
Ein Eselsthier abgeben.

Ja, ja, so geht es in der Welt:
Man darf nicht lange fragen,
Der arme Esel muß allzeit den Reichen tragen ꝛc.

Ein Zankduett zwischen Samachias und der Dienerin Marcibilla, worin Letztere u. A. singt: „Ich müßte mich ja schämen, dergleichen Kerl zu nehmen“, schließt den ersten Act. In der ersten Scene des zweiten Actes finden wir sechs Brüder Joseph's, ziemlich lockere Burschen, welche folgendes Trinklied anstimmen:

Lustig nun ihr Cammerathen,
Laßt uns jetzo fröhlich sein.
Seht, ein guter Schusterbraten
Stellet sich nebst Franzwein (!) ein.
Drum so laßt die Grillen fahren,
Eßt und trinket, weil es schmeckt:
Zeit genug bei grauen Haaren,
Daß man alsdann Grillen hegt.

„Scene 2. Joseph und Samachias finden die bemeldeten Brüder in gleicher Positur, auf Anmelden eines Hirthen Menalkas; aber Samachias bekommt Schläge, daß er den leeren Korb mitgebracht. Scene 3. Fünf Brüder consultiren, was mit Joseph anzufangen. Da sie ihm Gewalt anthun, springt Ruben zwischen sie und errettet Joseph aus ihren Händen. Inzwischen singt Joseph in der Grube: Aria. Himmel ach! Erbarm' dich meiner! u. s. w. Actus 3, Scene 1. Jakob redet mit seinem Hausvogt Elieser. Menalkas kommt für Jakob mit dem blutigen Rocke Joseph's. Jakob fängt an zu lamentiren. Lea, seine Frau, kommt darzu und will ihn trösten, bekommt aber einen Verweiß. Scene 2. Ira, Zorn, Odium, Haß, Invidia, Neid treten auf wider die Eusebia, Gottesfurcht, Castitas, Keuschheit, und Prudentia, Klugheit. Ein Engel nimmt sich dieser an und verjaget jene vom Theater.“ Im vierten Act examiniren die Kaufleute, welche Joseph gekauft haben, diesen und den Samachias wegen ihrer Profession, werden aber von den Stadtsoldaten zu Memphis arretirt. Der fünfte Act bringt uns Saphira, „Potiphar's“*) Gemahlin. Die Verführungsscene ist sehr discret gehalten, wie folgt: „Scene 6. Saphira redet etwas deutlicher mit Joseph und disputirt mit ihm von der Keuschheit. Nimmt ihm seinen Rock und erwecket einen Tumult.“ Nun kommt die Geschichte mit dem Oberschenk und dem Oberbäcker. „Zwei Geheime Räthe samt zwei Commissarien formiren im Namen des Königs ein Judicium. Die beiden Arrestanten werden in ihrem Gefängniß von ihren Frauen, wie auch von zweien Kindern besucht, gegen welche der Amtmann sich etwas importun bezeuget.“ Im siebenten Act wird Joseph von Pharao als königlicher „Stadt-Halter über Egypten denominiret“. Samachias gratulirt dem Joseph und producirt dabei ein Stück Lebensweisheit in folgenden Versen:

Fuchsschwantz schliesset alle Schlösser,
Fuchsschwantz dringt durch Thür und Thor.
Fuchsschwantz öffnet Mund und Ohr,
Fuchsschwantz macht was klein ist größer,
Fuchsschwantz macht das grade krumm:
Fuchsschwantz kann auch Weisheit bringen,
Wenn auch einer noch so dumm.
Fuchsschwantz hilft zu allen Dingen.

„Inzwischen kommt Potiphar, gratuliret und depreciret zugleich dem Joseph.“ So wären wir im Fluge bis zum letzten, dem zwölften Act gelangt, in dessen erster Scene „Joseph auf einem Triumphwagen geführet wird, wobei der Herold das Abreeh ausruffet und das Volk sich unter Trompeten und Pauken hören lässet. Aria en Choeur: Joseph lebe, Joseph blühe u. s. w. Vier Consiliarii verrichten ihre Gratulationes, denen zwei Studiosi aus Memphis nachfolgen. Scene 2. Zum Divertissement wird von einem Cammer-Musico eine Arie gesungen. Indessen expostuliret Potiphar mit Saphira und will sie massacriren lassen. Es kommt darzwischen der Engel mit den drei Tugenden, und lassen sie durch zwei Soldaten an den Berg Caucasus annageln. Scene 3. Drei vermeldete Tugenden gratuliren und beschenken Joseph wegen seiner Meriten“ u. s. w. Den Schluß macht ein Chor: „Die siegende Keuschheit“.

In der Einleitung zu seinem Programm sagt der Prof. Zabler: „Nach Stand und Würden Geehrteste Hohe Gönner und Gönnerinnen! Da hiesiges Gymnasium nunmehr weit über hundert Jahre floriret und theils durch gelehrte Schriften, theils auch durch beliebte sinnreiche Actus scenicos sich recommendiret hat: So wäre es fast eine überflüssige Klugheit, jetzo allererst untersuchen zu wollen, ob dergleichen exercitia humanitatis sollten ferner geduldet oder gar abgeschafft werden. Daher habe Gelegenheit genommen, unserer geliebten Vorfahren Anordnung zufolge, unserer studirenden Jugend eine zulässige Freude zu machen, sowol auch zu zeigen, wie man zum wenigsten characteres morum und die von den Dichtern und Rednern gerühmten Ethophallos, in Acht nehmen, und mit ziemenden gestibus ausdrücken solle.“

20.

*) Eine seltsame Namenconfusion.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 164.)

46. **Wigand (Paul), Die Corveyschen Geschichtsquellen.** Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser dieser Schrift erschien früher in meinem Verlage:

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Drei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rhede und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 1834. 3 Thlr. 15 Ngr.

47. **Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. (11 Hefte.) Gr. 8. 1838—41. Geh. 9 Thlr. 10 Ngr.

48. **Zeitgenossen.** Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII, XLVIII.) Gr. 8. Geh. (Doppelheft.) 1 Thlr.

Die „Zeitgenossen“ erschienen in drei Reihen, jede zu sechs Bänden, seit dem J. 1816 und sind jetzt geschlossen. Ich erlasse jede Reihe, im Ladenpreise 24 Thlr. kostend, im herabgesetzten Preise für 12 Thlr. Werden alle drei Reihen zusammengenommen, so wird der Preis für dieselben auf 24 Thaler ermäßigt. Einzelne Hefte von der ersten und zweiten Reihe kosten 1 Thlr., von der dritten Reihe ein einzelnes Heft 15 Ngr., ein Doppelheft 1 Thlr.

49. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1841. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, 1 Bogen nebst Beilage.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

50. **Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister** der Leipziger Allgemeinen Zeitung für 1841. Hoch 4. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 168. — 17. Juni 1842.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 167.)

Von dem Zustande der Erwartung, des Hoffens, gehemmter Thätigkeit, der Niedergeschlagenheit und wieder neuer Hoffnung in den Jahren 1809 — 12, je nachdem man die Unentschlossenheit des Königs besiegt zu haben glaubte, oder neue ängstliche Einflüsterungen den eben gefaßten Entschluß wieder paralysirten, geben die Briefe Gneisenau's an Münster ein treues Gemälde, bei dessen Anblicke sich Niemand eines schmerzlichen Gefühls wird enthalten können. Endlich, als der Krieg Rußlands mit Frankreich als unvermeidlich sich herausgestellt hatte, glaubte Gneisenau gesiegt zu haben. Napoleon stellte die Foderung an Preußen, sich mit ihm zu verbünden und eine Heeresabtheilung gegen Rußland ins Feld zu stellen. In dem östreichischen Kriege hatte man Preußen wenigstens Neutralität zugestanden; jetzt sollte es gegen die Sache der Freiheit, gegen seine eigenen Interessen und seine heißesten Wünschen selbst zu Felde ziehen und das Blut seiner Söhne sollte vergossen werden, um die eigenen Fesseln nur desto fester zu schmieden. Daß das preußische Cabinet in solchen selbstmörderischen und unmoralischen Krieg willigen würde, schien unmöglich. Gneisenau hatte Alles vorbereitet, um den Krieg gegen Frankreich von den Festungen aus mit Erfolg zu führen — da geschah das moralisch Unmögliche. Preußen verbündete sich mit seinem Feinde und bekriegte seinen einzigen noch möglichen Retter. Vergebens hatte Hardenberg in einem mit musterhafter Klarheit und Feinheit geschriebenen Memoire dem Könige auseinandergesetzt, daß ein Sieg Frankreichs den Untergang Preußens herbeiführen müßte und ein Bündniß mit Napoleon in jedem Falle also schlimm ausfallen würde; daß ein Bündniß mit Rußland dagegen das einzige, wenn auch gewagte Mittel sei — der feine Hofmann hatte in diesem Memoire natürlich nur von dem Vortheile, nicht von der Pflicht geredet, um nicht unangenehm zu verletzen —; vergebens zeigte Scharnhorst, daß man über 200,000 Mann disponiren könne, vergebens legte Gneisenau seine tiefdurchdachten Kriegsplane vor und stellte den Erfolg als unzweifelhaft dar — das Bündniß mit Frankreich wurde geschlossen. Man gewann dadurch doch wieder Zeit, wieder eine kümmerliche Fristung eines bedauernswürdigen Zustandes; ungewöhnliche Kraftanstrengungen, heftige Aufregungen, die man so sehr scheute, wurden dadurch wenigstens für den Augenblick umgangen; man hatte — doch wozu von neuem etwas im Gedächtnisse auffrischen, was durch stillschweigende Übereinkunft der Fürsten und des Volks seit 30 Jahren mit dem Mantel der Vergessenheit geflissentlich bedeckt worden. Eine spätere Geschichtschreibung wird die Handlungsweise Preußens vor den Befreiungskriegen ohnehin unter ein schärferes Secirmesser nehmen, als wir können und dürfen.

Da aber brach Gneisenau's Geduld; er hatte ausgehalten, Vieles ertragen, Jahre in vergeblichem Streben und Hoffen verloren; er hatte sein Vermögen gänzlich ruinirt und der guten Sache zum Opfer gebracht. Jetzt gab er seinen Abschied ein, der auch angenommen wurde, und wanderte erst nach Schweden, dann nach England, um das Unwürdige nicht mit eigenen Augen zu sehen und um im Auslande noch der Sache des Vaterlandes zu dienen, die man im Vaterlande selbst aufgegeben hatte. Einige Auszüge aus den in jener Zeit geschriebenen Briefen mögen hier ihren Platz finden.

Berlin, am 24. Sept. 1811.

Es ist nun seitdem zu drohenden Erklärungen zwischen uns und Frankreich gekommen. Wir sollen entwaffnen. Gegen meinen Rath, die Einstellung der Rüstungen zu verweigern und solche vielmehr zu verdoppeln, sucht man durch Ausflüchte Zeit zu gewinnen. Man erreicht hierdurch keinen Gewinn, verliert hingegen viel Zeit. Aber die Annahme meines Rathes würde den König genöthigt haben, sogleich von hier abzureisen, ein Schritt, von dem er glaubt, daß er die Kriegsflamme augenblicklich entzünden würde und den er deswegen so lange als möglich aufschiebt, indem er sich mit diesem Vorwurf zu belasten Bedenken trägt.

So viel steht fest, daß es eine Unmöglichkeit ist, daß wir Frankreichs Verbündete werden können, und daß wir entschlossen sind, jedem Angriff standhaft zu begegnen u. s. w.

So wenig zufrieden ich mit unserer heutigen zeitgewinnenden Antwort bin, indem man eigentlich Zeit dadurch verliert, so muß ich mir doch Glück wünschen, daß ich während meiner Rückkehr zu den Geschäften den guten Willen, die Entschlossenheit und die Erschaffung von Streitmitteln so weit vorgerückt finde. Es ist ein belohnendes Gefühl für mich, meine Anstrengungen und alle die Opfer, die ich gebracht habe, so wuchern zu sehen. Aber fast war ich zu Ende mit meinen Mitteln und im Begriff den Wanderstab zu ergreifen.

Berlin, am 5. Novbr. 1811.

Alles, was Sie mir in Ihrem Schreiben sagen, ist vollkommen richtig, Alles, was Sie uns vorhalten, müssen wir befürchten. Ein solches Schicksal muß man den handelnden Personen prophezeien.

Unser Di[illegible]nent e. a. p' f.... hat sich vortrefflich benommen. Scharfsinnige Entwickelungen und Darstellungen, Beschwörungen, Herzlichkeit. Alles hat er angewandt, um von der nahen und unbezweifelten Gefahr zu überzeugen; aber Alles ist bis jetzt vergebens. Man ist in Apathie und Verblendung versunken. Nur ein kräftiger Anstoß von außen kann daraus wecken.

Berlin, am 28. Novbr. 1811.

Es sind hier der Rückschritte viel geschehen. Die Furcht hat hierzu vermocht und man ließ sich von Drohungen schrecken, die nie erfüllt worden wären, hätte man sich dagegen mit Standhaftigkeit gewaffnet. Aber die hier so mächtige französische Partei wußte diese Furcht zu steigern und es ist zeither Alles erfüllt worden, was die französische Regierung verlangt hat, ohne daß sich gerade das System geändert hätte.

Die Unterhandlungen mit Frankreich gehen ihren matten Gang, bis dieses es bequem finden wird, eine andere Sprache zu führen. Mit schreckenden Worten richtet man hier viel aus, und deshalb gebraucht Napoleon diese vorzugsweise vor offener Gewalt.

So ist es dennoch wahrscheinlich, daß unsere Gegner den Sieg erhalten werden. Man hat die Nachgiebigkeit gegen Frankreich offen gezeigt, und das große Publicum glaubt, daß man triftige Motive dazu haben müsse. Diese Überzeugung vermehrt und verstärkt die Gegenpartei und läßt die Wenigen, die wir in andern Grundsätzen sind, im Lichte von Enragés erscheinen, die den Staat in die Gefahr des Umsturzes bringen wollen, nur um unsern Haß gegen Frankreich zu befriedigen! Dies macht unsern Kampf sehr schwer.

Für meine Person halte ich den Fuß immer im Steigbügel, in jedem Augenblick gefaßt einer Ordnung der Dinge zu entfliehen, womit ich mich nimmermehr befreunden kann.

Berlin, am 10. März 1812.

So ist Alles vergeblich gewesen, was der großmüthige Prinz-Regent für uns gethan hat!! Wir haben — — — — — — — einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet — — —, der Blut und Vermögen des Volks fremder Willkür preisgibt und die königliche Familie der augenfallendsten Gefahr blosstellt! — Ew. Excellenz Neffe wird das Detail über diesen — — — Act aus meinem an ihn gerichteten Brief mittheilen, da es mir zu viel kostet, diese mein Gefühl empörende Erzählung zu wiederholen.

Als im Jahre 1808 uns in Königsberg die Nachricht von den bayonner Vorfällen erreichte, sagte der König: „Mich soll er (Bonaparte) wol nicht so fangen!" und nun gibt er sich seinem erbittertsten Feinde, Hände und Füße gebunden, hin, der ihn sicherlich, wofern Rußland besiegt werden sollte, vom Throne stoßen oder falls er selbst ein Unglück erfahren sollte, als Geisel bewahren wird. — — — —

Und wenn man weiß, durch welche Personen dieses Unglück über uns gekommen ist! Ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von übelm Ruf, ein durch Stupidität ausgezeichneter General, ein Hofpfaffe und was sich denn sonst noch — — — — unter den höhern Ständen an diese Koryphäen schloß, diese haben den armen, geängsteten König so viel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn blosstellte, so viel von dem Unglück, daß dadurch über das Volk komme, von den Vortheilen, die ein Bündniß mit Frankreich herbeiführen könne, vorgeredet, daß er sich zuletzt zu dieser Meinung hinneigte, durch Unterhandlungen gute Bedingungen zu erhalten hoffte, daß darüber die Anstalten zur Rettung versäumt, Alles am Ende von französischen Truppen umstellt und von dem Tractat überrascht wurde.

Nicht Willens, mich als Werkzeug zur Ausführung des Unterwerfungsvertrags gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefodert und erhalten.

Selbst nach der Vernichtung des französischen Heeres in Rußland, als schon die ganze preußische Nation weiter nichts als Krieg mit Frankreich athmete, war der König noch nicht entschlossen. York handelte keineswegs im Einverständnisse mit demselben, als er die Convention abschloß, sondern nur im Einverständnisse mit der patriotischen Partei, die nun aber ihrer Sache schon gewiß war und ihre Schritte selbständig that, überzeugt, daß von der allgemeinen Bewegung auch der König mit fortgerissen werden müsse. Der König war über den Abfall des Generals York betroffen und entrüstet. Seine ersten Worte waren: „Da möchte einen ja der Schlag treffen. Was ist nun zu thun?" Auch Borstell, Bülow und andere Generale bereiteten sich bereits zum Kriege vor, ehe der König sich entschieden hatte. Gneisenau war von England herübergeeilt, am 27. Februar 1813 in Kolberg eingetroffen und hatte diese Herren schnell zu ihrem Entschluß bestimmt. Am 1. März 1813 schreibt er:

Die Universitäten sind auseinandergegangen, die jungen Leute derselben treten unter die Waffen. Die Akademie von Liegnitz ist geschlossen. Die obern Classen der Gymnasien sind verlassen. Sogar die Universität Göttingen und andere Universitäten Deutschlands liefern uns Rekruten. Der Geist ist vortrefflich, aber doch an manchen Orten kein Geist vorhanden, um diesen Enthusiasmus zu benutzen und zu steigern. Ich habe sehr bitter hierüber geschrieben. Ein solcher Ton wird meine Rückkunft nicht willkommen machen. Schanden halber wird man mich indessen doch zu Gnaden annehmen? — — — —

Der treffliche Mann wurde freilich zu Gnaden angenommen, ob aber je zu wirklichem Wohlwollen, möchte zu bezweifeln sein. Friedrich Wilhelm's III. Regierung gehörte nicht zu denen, die großen Charakteren und genialen Naturen einen fruchtbaren Boden gewähren. Das Unkraut selbstsüchtiger Mittelmäßigkeit wußte die besten Kräfte so vieler ausgezeichneter Männer auszusaugen und ihren Platz zu occupiren. Gneisenau war selbst während des Befreiungskrieges mehrmals auf dem Sprunge, verdrängt zu werden und seinen Abschied zu nehmen, so sehr wurde er chikanirt und in seiner Wirksamkeit gehemmt. Nur die glänzenden Erfolge seiner Plane, seine absolute Unentbehrlichkeit und die Freundschaft einflußreicher, nichtpreußischer Männer hielten ihn in seiner Wirksamkeit, deren segensreiche Folgen ganz Europa noch bis auf den heutigen Tag genießt; denn schwer möchte es sich nachweisen lassen, was ohne Gneisenau's Theilnahme aus dem ganzen Kriege geworden wäre, und ob die Schlachten bei Katzbach und bei Leipzig, die Schlachten von Laon und Montmartre je geschlagen worden wären. Wie zuweilen seine Stimmung war, davon gibt ein Brief vom 18. Sept. 1813 aus Bautzen einen Beleg:

Möchte der Kaiser Alexander selbst den obersten Befehl übernehmen, um den zahllosen Divergenzen, Zeitverlusten und Eifersüchteleien ein Ende zu machen. — So wenig ich gemeint bin meinen Herrn und König und die gute Sache zu verlassen, so muß ich doch fast fürchten, daß Undank und Haß mich veranlassen werden, mich zurückzuziehen, sowie nur die Hauptarbeit gethan ist. Für diesen Fall nehme ich Ew. Excellenz

Wohlwollen in Anspruch, mir ein Asyl zu bereiten, wo ich so vieler, mir übelwollender Menschen entbehren kann und nicht genöthigt bin, manche Gesichter zu ertragen, die von Schlaffheit und Schlechtigkeit gestempelt sind u. s. w.

Nach dem Friedensschlusse erhielt Gneisenau das Gut Sommerscheburg zur Belohnung, eine nur mäßige Entschädigung für die großen Opfer, die er gebracht. Was er vorhergesehen hatte, trat auch bald hernach ein: er stand in keiner besondern Gnade bei Hofe und erst 1831 nach dem Ausbruche der Julirevolution und des polnischen Aufstandes trat er wieder in activen Dienst. Er commandirte die Armee, welche zum Schutze der preußischen Grenze und als Sanitätscordon gegen die Cholera in Polen aufgestellt war. In solchen Zeiten pflegt man sich überhaupt nach ausgezeichneten Namen wieder umzusehen und alte Verdienste tauchen im Gedächtnisse wieder auf, sobald man noch auf neue rechnet und diese unentbehrlich hält. Gneisenau war entschiedener Gegner, weniger der Julirevolution als der politischen Stimmung, die sich damals der Völker bemächtigen zu wollen schien und die uns allerdings der Entfesselung aller Leidenschaften und einem planlosen, wilden Revolutioniren entgegenzuführen schien. Ein so populairer Name, wie Gneisenau's, auf den man so vollständig in dieser Angelegenheit zählen konnte, schien daher zur Beobachtung der polnischen Grenze besonders geeignet. In jetzigem Augenblicke wird sicher kein Vernünftiger mehr daran zweifeln, daß es zum Heile der Welt geschah, wenn dem hervorbrechenden wilden Taumel Zaum und Zügel angelegt wurde. Mögen die Mittel nicht immer die menschlichsten und gerechtesten gewesen sein, mag man das Kind später mit dem Bade verschüttet haben und eine absolutistische Partei auf einige Jahre die Früchte dieser nothwendigen Reaction geerntet haben, die edeln Beweggründe Gneisenau's, die ihn diesen delicaten Posten annehmen ließen, müssen volle Anerkennung finden. Er wurde übrigens ein Opfer seiner Pflicht, indem er bald darauf an der Cholera starb. 12.

Romanenliteratur.

1. Das Musikfest, oder die Beethovener. Novelle von W. R. Griepenkerl. Zweite, mit einer Einleitung und einer musikalischen Zugabe von G. Meyerbeer vermehrte Ausgabe. Braunschweig, Leibrock. 1841. Gr. 12. 26¼ Ngr.

Die zweite Ausgabe besteht wol nur in dem Druck eines neuen Titelblattes. Wir möchten auch wissen, wer unter der Sonne sich für diese Novelle so sehr interessiren könnte, daß eine zweite Auflage davon nöthig würde. Musiker von Profession sind bekanntlich die faulsten Leser und noch schlechtere Käufer, und doch kann nur für diese das fragliche Buch genießbar sein. Hr. Griepenkerl mag sehr gelehrt sein und die Musik von Grund aus verstehen, eine gute Novelle kann er deshalb doch nicht schreiben. Das ganze Buch besteht aus höchst begeisterten Tiraden über die neun Beethoven'schen Symphonien, aus langen, unendlich langen theoretischen Gesprächen über Musik und die Kunst der Instrumentation, die überallhin, nur nicht in eine Novelle gehören; und damit die sogenannte Novelle ästhetisch recht ungenießbar werde, hat der Verf. den unglücklichen Einfall gehabt, seine großentheils wahnsinnigen oder doch dem Wahnsinn nahen Personen in mislungenem Jean Paul'schen Styl sprechen zu lassen. Ref. bekennt freimüthig, daß ihm alle Nachahmung Jean Paul'scher Schreibweise, selbst wenn sie gelungen sein sollte, als Misgriff erscheint, in der Form aber, wie sie uns hier Griepenkerl auftischt, wird sie ganz unleidlich. Der Inhalt des Buchs besteht größtentheils in der Erzählung der Folgen eines Musikfestes, bei welchem die meisten Betheiligten entweder schon toll sind, oder es schließlich werden. Alle diese Leute sind enthusiastische Verehrer Beethoven's, dessen Symphonien sie vollends um das Bischen gesunden Menschenverstand bringen, das ihnen von der Natur mitgegeben worden ist. Der Allertollste, der auch das verrückteste und ganz undenkbare Ende nimmt, nennt sich Hitzig und ist Virtuos auf dem Contrabaß. Dieses ungeheuerliche Menschenkind wirft in der Kaserei seinen eigenen Sohn, der, beiläufig gesagt, Paukenschläger ist, zum Fenster hinunter, man sieht nicht recht ein, weshalb? und reißt nachher mit eigener Hand das Haus ein, unter dessen zusammenstürzenden Trümmern er denn auch zuletzt selbst begraben wird. Das Beste an dem Buche sind die Gespräche über Beethoven als Tonkünstler und vorzugsweise über seine Symphonien, obschon auch hier neben dem Guten manches Übertriebene, wenigstens falsch oder schlecht Ausgedrückte mitläuft. Zuweilen wird der dabei verbrauchte Pathos geradezu lächerlich. So heißt es von den Beethoven'schen Symphonien einmal: „Neun furchtbare Beweger der donnernden Zeit, drücken sie alle die verborgenen, wilden Triebfedern des Jahrhunderts. Im schwindelnden Zusammenlauf aller Räder von allen Seiten auf einen Punkt bricht zusammen angesichts einer himmelhohen, sonnenlächelnden Idee das nichtige Treiben der Welt." Dem splendid gedruckten Buche ist außer der Musikbeilage auch noch eine Lithographie angehängt, die ein anschauliches Bild von Hitzig's Begeisterung während der Aufführung einer Symphonie geben soll. Der edle Contrabassist sieht darauf bereits wie ein vollendeter Tollhäusler aus.

2. Das Problem, oder: Wer ist der Vater? Novelle von F. Th. Wangenheim. Zwei Bände. Grünberg, Levysohn. 1842. 8. 2 Thlr.

Wir haben erst kürzlich ein Product aus Wangenheim's Feder anzeigen müssen, dem wir keine Schmeicheleien nachsagen konnten. Heute spielt uns das heimtückische Schicksal schon wieder zwei Bände dieses unselig fruchtbaren Autors in die Hände, der uns nachgerade zum Probleme wird. Um unserer Pflicht nachzukommen, haben wir uns die gräßliche Selbstpeinigung auferlegt und den ersten Band des Wangenheim'schen „Problem" gelesen, woraus wir die Überzeugung gewonnen, daß es unnöthig sei, den zweiten Band auch noch zu lesen, der ohnehin aus einem in Versen geschriebenen Trauerspiele besteht. In dem ganzen „Problem" handelt es sich um die Ermittelung des rechten Vaters zu einem Sohne. Hr. Wangenheim hat für gut befunden, die Lösung dieser höchst schwierigen Frage in seiner beliebten Manier zu geben, die für das ungebildetste Lesepublicum ein Genuß, für alle andere vernünftige Menschen eine Tortur ist. O, daß doch Deutschland und die deutsche Literatur von diesem Vielschreiber, der nichts denkt, nichts weiß, nichts will, als schreiben, recht bald erlöst würde!

3. Schiller's Dramen in erzählender Form. I. Wilhelm Tell. Historisch-romantisches Gemälde von H. E. R. Belani. Leipzig, Reclam jun. 1842. 16. 20 Ngr.

Auch eine der unnöthigsten Arbeiten, die neuerdings unternommen worden sind. Was bezweckte Autor und Verleger damit? Soll Schiller dem Volke zugänglicher gemacht oder dies auf die Geschichte mehr hingewiesen werden. Wer Schiller's Dramen liest, bedarf keiner Romantisirung derselben, um sie und die Geschichte zu verstehen, und wer sie nicht liest, wird wahrhaftig durch die Belani'sche Arbeit auch nicht dazu angespornt! Wozu nun das ganze Unternehmen? Übrigens enthält das Buch genau, was es verheißt: Schiller's Schauspiel in schlechte Prosa übertragen, von Belani breit getreten und romantisch für Leihbibliotheken zugerichtet. Der Vorrede

zufolge haben wir uns auf noch einige Schüsseln von gleicher Zubereitung zu freuen.

4. Traumleben, Traumwelt. Vom Verf. der Preisnovelle „Zeitspiegel". Leipzig, Volckmar. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn man den Prolog, „Träume im Lande der Träume" betitelt, liest, so sollte man glauben, es müsse das Buch selbst den Tiefsinn aller Weisheit enthalten. Statt dessen ennuyirt uns der Verf. mit drei sogenannten Gesängen, wie er seine Verseleien nennt, indem er darin unserer unmaßgeblichen Meinung nach im Grunde gar Nichts oder doch ein allen Vernünftigen unbegreifliches Etwas in monotonen und aller Poesie baaren Reimen besingt. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, den Inhalt oder Nichtinhalt dieser jämmerlichen Verse anzudeuten, eben weil es uns scheinen will, als könne man in diesen nichtssagenden Worten Alles und wieder Nichts entdecken. Diese drei Gesänge nennt der Verf. „Träumen", „Traumwachen" und „Schlafwachen", ohne daß es uns klar geworden ist, wie sich das Eine von dem Andern unterscheidet. Zu unserer eigenen Rechtfertigung und den Lesern d. Bl. hoffentlich zur Kurzweil, heben wir einzelne Stellen aus diesem seltsamen Buche aus, das schwerlich außer dem Verf. noch irgend Jemand verstehen möchte. Das Versmaß bleibt sich durchweg gleich. Da heißt es in einem, „Traumwachen" überschriebenen Liede:

Wach' ich, damit ich schlafen kann,
Schlaf' ich, damit ich wache,
Ist Wachen ein so großer Mann,
Daß ihm die Weibersache
Des Traums gar nicht am Herzen liegt,
Weil Traum dem Wachen unterliegt.

Wo Leben ist, ist Tod dabei,
Tod naht dem Leben immer,
Ist jeder Traum von Sünden frei,
Dann ist das Wachen schlimmer.
Klug ist und brav, wer lebt und wacht,
Daß gut er träumt bei Tag und Nacht.

Ruhn, um zu thun, thun, um zu ruhn,
Es klingt wie Trommelschlagen
Herein mit ausgezognen Schuhn
Ins Traumland, um zu fragen:
Ob wol zugleich bei Tag und Nacht
Man ruht und thut, man träumt und wacht.

Noch erquicklicher sind die Reimzeilen, „Thiertraum" benamset. Sie lauten wörtlich wie folgt:

Du sagst, die Thiere schauen auch
Im Traum'. Ich sag', es gaffen
Im Traum nach äffischem Gebrauch
Nach Fraß und Suff die Affen;
Das Faulthier liebt die Industrie
Im Wachen und im Schlafen nie.

Es mag den Blick abwärts gewandt
Auf Saufen und auf Fressen,
Klug wie er ist, der Elefant
Auch schlafend nicht vergessen.
Das Schwein, es wälzt im Schlamme sich
Sogar im Traume minniglich.

Ob Jenen, der sich ihm vertraut
Und der es hielt im Zaume,
Das edle Roß, wol schlafend schaut
Ob es ihn sieht im Traume!
Der Esel träumt von Heu und Gras,
Vom Peitschenhieb, von Distelfraß.

Es schaut im Traum Fuß und Gebar
Viel zierlicher und reiner,
Es sieht im Traum das Dromedar
Die hohen Buckel kleiner:
Indeß bebuckelt sich im See
Süß träumend sieht das schlanke Reh.

Die Fiedermaus in Leib und Gram
Sie träumet wohl vom Lichte,
Und von der Ratte die entkam,
Hat himmlische Gesichte
Die Maus, das Vorbild dieser Zeit
In vielbelobter Häuslichkeit.

Bedarf es noch anderer Zeugnisse, um dem Verf. einen poetischen Laufpaß zu geben? Just so, wie diese beiden hier mitgetheilten Proben, lauten alle andern Traumgedichte, dem der geistsprudelnde Mann in einer zweiten Abtheilung seines Buchs noch eine Reihe von Märchen oder doch Erzählungen, welche Märchen vorstellen sollen, beigefügt hat. Einige von diesen treten sogar in dramatischer Form auf und sind ganz darnach eingerichtet, um das Drama recht eigentlich auf den Hund zu bringen. Ein Paar darunter sind nicht ganz übel, die meisten aber müssen wir als völlig mislungen und geschmacklos bezeichnen. Unbegreiflich bleibt es uns, wie dieser Mann eine Preisnovelle hat zu Stande bringen können, die wir Gottlob nicht haben lesen dürfen! 36.

Notiz.

Das „Athenaeum" bringt folgende Anzeige: „Die verschiedenen in den letzten Jahren entstandenen Gesellschaften, deren Zweck die Veröffentlichung ihrer Arbeiten ist und die vom Publicum willkommen geheißen wurden, haben troz aller ihrer Mängel vieles Empfehlenswerthe. Wahr ist es, daß alle diese ‚publishing societies' mehr oder weniger mit Unterlassungs- oder Begehungssünden beschwert sind, daß sie unsere Bücherbreter mit oft sehr geringfügigen Werken bereichert haben, aber die Bücherbreter sind geräumig und eine Auswahl wird jederzeit dieses Übel heilen, Auswahl sagen wir, weil wir diesen Gesellschaften auch für manche merkwürdige und einige interessante Werke, welche wir ohne ihre Wirksamkeit niemals besessen haben würden, Dank schuldig sind. Unter den Unterlassungssünden, die wir einigen von ihnen zum Vorwurf machen möchten, ist die geringe Benutzung der öffentlichen Archive, des reichlichen Vorraths, der in unsern öffentlichen Repositorien enthalten ist. Die Wichtigkeit dieser historischen Acten und Beweisstücke läßt sich durchaus nicht in Frage stellen. Mit Vergnügen zeigen wir daher an, daß eine Gesellschaft im Entstehen ist, welche den ausdrücklichen Zweck hat, diese historischen Zeugnisse zu sammeln und in classificirter Gestalt zu drucken. Personen, welche Mitglieder dieser Gesellschaft werden wollen, haben ihren Namen Hrn. E. Bond, vom britischen Museum, anzuzeigen. Die jährliche Subscription beträgt 1 Pf. St." In dem Circular, welches dem „Athenaeum" zugegangen ist, wird bemerkt, daß die Bedeutung der öffentlichen Archive kaum überschätzt werden könne, daß in ihnen, unabhängig von andern Quellen, die Möglichkeit einer Nationalgeschichte liege, die umfassend in ihren Gegenständen, reichhaltig und genau in ihren Details und authentisch über jeden Einwurf hinaus sei. Es gäbe kaum eine politische Frage von Bedeutung, welche durch diese ehrwürdigen Documente nicht ein schätzbares Licht erhalte; sie verschafften der Statistik verläßliche Data, die von andern Seiten nicht zu erreichen seien ꝛc. Noch wird in dem Circulare bemerkt, daß die erste Aufmerksamkeit der Gesellschaft dahin gerichtet sein solle, Documente in Betreff der Geschichte der frühern Kunst zu sammeln, aus denen sich eine unmittelbare Anwendung auf die Frage der architecturalen Ausschmückung ergeben könne, auf die, in Verbindung mit den neuen Parlamentshäusern, die öffentliche Aufmerksamkeit jetzt gerichtet sei. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1842.

1. **Storia universale, descritta da *Cesare Cantù*.** Erster Band und folgende. Turin 1838.
2. **Il medio evo. Discorso di *Cesare Cantù*, premesso all VIII. libro della sua Storia universale.** Turin 1841.

Italien hat bis jetzt kein Handbuch der Universalgeschichte besessen. Man hat sich mit fremden Werken beholfen: man hat im vorigen Jahrhundert die große englische Weltgeschichte übersetzt, Bossuet's „Discours", wenn derselbe in die Kategorie gehört, den Millot und Hardion; in unsern Zeiten ist Johannes Müller an die Reihe gekommen, chronologische Werke wie „L'art de vérifier les dates" und Buret de Longchamps' „Fastes universels", des ältern Ségur unvollendetes Buch; endlich hat man Leo's „Lehrbuch der Universalgeschichte" vorgenommen und sogar Bredow's „Weltbegebenheiten", welche beide, jedes in seiner Art, den Übersetzern viel Sorge und Noth gemacht haben und noch machen mögen (Professor Menini ist mit Leo's Werk keineswegs zu Ende), wobei sehr zu fragen ist, ob das italienische Publicum ihnen viel Dank dafür wissen wird; denn von Seiten der Darstellung verlangt der Italiener etwas Anderes als der Deutsche, und wenn aus diesem Grunde schon sehr zu besorgen steht, daß die florentiner Übersetzung der „Geschichte der italienischen Staaten" kein besonderes Glück machen werde, so ist dies bei der „Universalgeschichte" noch in höherm Grade der Fall, so viele Vorzüge dieses Werk auch besitzt. Wenn nun zu Ende des J. 1837 Cesare Cantù, ein noch junger mailändischer Gelehrter (er ist 1806 geboren) mit der Ankündigung einer „Storia universale" auftrat und ein ausführliches Originalwerk, eine von Documenten und Erläuterungen aller Art, chronologischen, biographischen, philosophischen, archäologischen, begleitete Geschichtserzählung versprach, so fand sich in Italien wol Keiner, der ein solches Werk nicht als ein Desideratum betrachtet hätte; gleichmäßig aber staunte Jeder über den Muth des Verf., von dem man bis dahin, außer gutgeschriebenen historischen Erläuterungen zu Manzoni's berühmtem Roman, in diesem Fache blos eine Geschichte von Como kannte, welche übrigens von Seiten der Gründlichkeit der Forschung, wie des in der Darstellung bewiesenen Talents, nur Gutes erwarten ließ. Zu Anfang 1838 begann die „Enciclopedia storica" zu erscheinen, und wenngleich manche Umstände nicht günstig waren — die versprochene große Bändezahl, ungefähr 40; die Langsamkeit des Erscheinens, wodurch mindestens acht Jahre bis zur Vollendung hingehen werden; die immer zunehmende Abneigung gegen Unterzeichnung auf Werke de longue haleine, Jedem erklärlich, der die Verfassung des italienischen Buchhandels kennt; endlich der Preis, der sich auf etwa 60 Scudi stellen wird: wenngleich, sage ich, diese Umstände nicht günstig waren, so erweckte das Werk doch eine so lebhafte Theilnahme, daß in Jahresfrist ein zweiter Abdruck nöthig ward, welchem bald ein dritter, in ökonomischer Form, nachfolgte. Wenige Werke ernster Gattung haben so viel Glück gemacht, was für die literarische Richtung des heutigen Italiens immer ein günstiges Zeugniß ablegt.

In der ausführlichen Einleitung spricht der Verf. über die Bedeutung der Geschichte, die Fortschritte der Studien, die Würde des Geschichtsschreibers und das Ideal, das ihm vorschwebt, seine Ideen aus und handelt von den verschiedenen Methoden, der fabelhaften Geschichte, der classischen, den Annalen und Chroniken der Neuern, der philosophischen und der antikisirend-gelehrten Geschichte; im Fluge berührt er die Ansichten von Philosophie der Historie, bis auf Bossuet, Voltaire, Kant, Herder, Fr. Schlegel, Gans, de Maistre, Ballanche, Michelet. Endlich theilt er sein Thema in 18 Abschnitte oder Epochen. Diese sind: 1) die Genesis und die Ursprünge der heil. Geschichte, wobei die Monumente der Urzeit, die Einheit des Menschengeschlechts, die ersten bewohnten Länder und die ersten Gesellschaften in Betracht kommen; 2) die Ereignisse von der Zerstreuung der Völkerschaften bis zu den Olympiaden (776 v. Chr.); 3) von den Olympiaden bis zum Tode Alexander's des Großen; 4) punische Kriege (bis 134); 5) Bürgerkriege (bis 14 n. Chr.); 6) die Kaiser bis Konstantin (337); 7) von der Anerkennung des Christenthums bis zum Untergang des weströmischen Kaiserreichs; 8) die barbarischen Völkerschaften; 9) Mohammed; 10) Karl der Große und seine Monarchie; 11) die Kreuzzüge; 12) die Communen; 13) Sinken der kaiserlichen Macht; 14) Amerika; 15) die Reform; 16) Ludwig und Peter der Große; 17) das 18. Jahrhundert; 18) die Revolution. Gegen die Zweckmäßigkeit der Eintheilung und gegen die Bezeichnung der Epochen

ließe sich vielleicht Manches sagen, obwol die vom Verf. gegebenen skizzirten Tableaux sich im Ganzen gut abrunden. Was nun bis jetzt (Nov. 1841) von dem Werke ans Licht getreten ist, will ich in der Kürze angeben. Vom „Racconto“, dem Hauptwerke, sind sieben Bände erschienen, welche die acht ersten Epochen umfassen, sodaß mit dem sechsten Bande 476 n. Chr. die alte Geschichte endigt und der siebente die erste Epoche des Mittelalters umfaßt, welche bis 622 geht. Ein großer Theil des achten Bandes ist bereits gedruckt. Von der zweiten Hauptabtheilung: „Documenti“, sind gleichfalls mehre Bände ausgegeben. Geschlossen sind die Abtheilungen „Cronologia“ und „Religioni“, jede in einem Bande; von der „Letteratura“ ist der erste Band der alten Literatur beendigt, der zweite begonnen; von den „Schiarimenti e Note“ sind die beiden zum Alterthum gehörenden Bände und der erste zum Mittelalter fertig, der zweite angefangen; begonnen sind die Bände „Sistemi filosofici“ und „Legislazioni“. Mit den beiden noch übrigen Abtheilungen: „Archeologia“ und „Arte della guerra“, soll nächstens der Anfang gemacht werden. Von einem Kupferbande sind verschiedene Hefte ausgegeben.

Diese „Documenti“ haben nun den Zweck, zur Erläuterung des Textes zu dienen und die Noten und Excurse zu liefern, welche in demselben sich nicht füglich anbringen ließen. Auszüge aus größern Werken, Übersetzungen u. s. w. werden hier neben eigenen Arbeiten gegeben. Der Gedanke an sich ist gut und dem Zwecke einer historischen Encyklopädie entsprechend, und nehmen wir z. B. den Band über Chronologie zur Hand, so finden wir eine eher unentbehrliche als nützliche Beilage zu einem großen Geschichtswerk, indem darin die verschiedenen chronologischen Systeme und Zeitrechnungen erläutert, eine Übersicht der wichtigsten Begebenheiten, Tabellen der berühmtesten Personen aller Jahrhunderte u. s. w. enthalten sind, Vieles mehr, reichhaltiger und ausführlicher als in ähnlichen Werken, z. B. Sir H. Nicolas' „Chronology of history“, aus welcher hinwieder Manches hätte aufgenommen und weitergeführt werden können. Aber der Verf. hat sich, wie mich dünkt, in diesem Theile seines Werks nicht genug beschränkt und den Plan weiter angelegt, als mit dem Zwecke im Allgemeinen und namentlich dem Bedürfnisse und der Convenienz der meisten Leser verträglich sein dürfte. Wenn z. B. in dem die Religionssysteme enthaltenden Bande ein ganzes französisches Werk übersetzt gegeben wird, de Maizières' „Zusammenstellung der Religionen“ (Paris 1828), oder die Bände über Literatur eine Anthologie, und eine ausführliche dazu, aus den alten Classikern enthalten, die „Schiarimenti“ gleich von vornherein compendicirte Übersetzungen von Edwards' „Caractères physiologiques des races humaines“, Wiseman's (sonst vortrefflichen) „Lectures on the connexion between science and revealed religion“, von denen es, neben einer französischen und italienischen, auch eine gute deutsche Übertragung gibt (ich führe nur diese paar Beispiele aus unzähligen an): so wird allerdings eine Masse von Material geliefert. Aber abgesehen davon, daß bisweilen nicht all dies Material gehörig verarbeitet sein kann (was bei dem größtmöglichen Fleiße des Verf. — der wirklich außerordentlich — nicht gut möglich ist), so ist hier zu viel und zu wenig gegeben — zu wenig, weil es denn doch nicht angeht, auf einem so ungeheuern Felde Gleichmäßiges und Vollständiges zu bieten.

So viel über die Anordnung des ganzen Werks. In eine Charakteristik desselben einzugehen, ist der Zweck dieser Anzeige nicht: obgleich die alte Geschichte vollendet ist, dürfte sie doch vielleicht noch etwas früh kommen. Nur das möge hier stehen, daß der Standpunkt des Verf. der katholische ist und daß durch die Zurückführung der alten Geschichte auf die heiligen Bücher sein Werk Einheit und festen Anhaltspunkt erlangt. In diesem Bezuge heißt es in der Einleitung:

Dem Vorgange Vico's folgend, verzweifelten wir der Menschheit gemeinsamen Ursprung in römischen Überlieferungen zu finden, die so neu sind im Verhältniß zum Alter der Welt, in den eiteln Traditionen der Griechen, in denen der Ägypter, abgeschnitten gleich ihren Pyramiden, in den ganz dunkeln des Orients: wir gehen und suchen sie in den Anfängen der heiligen Geschichte. Der Fortschritt jeglicher Wissenschaft bringt der Mosaischen Genesis den Tribut neuer Beweise.

Was nun die Darstellung betrifft, so ist die Erzählung in ihren wesentlichen Theilen so ausführlich als möglich gehalten; selbst auf die Gefahr einiger Ungleichheit hin, ist dies wol das passendste bei einem Buche, welches für ein sehr großes Publicum bestimmt ist. Die Erzählung ist lebendig und beredt, die Schreibart rein und sorgfältig, aber nicht geziert.

Es gibt Keinen mehr — sagt der Verf. —, der da glaubt, der Geschichte genüge die Wahrheit, ohne Schönheit und Moral. Über dem gelehrten Studium sollte also der Historiker die freie Eigenthümlichkeit des Ausdrucks nicht vergessen; er sollte die Naivetät der Chroniken, die Unparteilichkeit der Fatalisten, die dramatische Exposition der Classiker vereinigen, das Ganze umfassen, ohne das Einzelne zu vernachlässigen, die Erzählung der Thatsachen nicht von der Poesie des Gedankens und der Sitte trennen: er sollte die Ereignisse gruppiren, ohne sie zu vermengen, dem vielseitigen Schauspiel des Lebens das von den aufeinanderfolgen Umwälzungen des Menschengeistes gebotene tiefe metaphysische Interesse einflößen und die Mitte halten zwischen der Nacktheit, die sich mit dem Gewande abgerundeter Perioden behängt, und der Eitelkeit, welche sich maskirt mit Antithesen und erlogener Gedrängtheit.

(Der Beschluß folgt.)

A handbook to the public galleries of art etc., in and near London. By Mrs. *Jameson*. Zwei Theile. London 1841.

Unter diesem Titel gab die fleißige, kenntniß- und talentvolle Mrs. Jameson ein Werk heraus, welches die Kunstsammlungen in und um London zum Gegenstande hat und ein geistreicherer und unterhaltenderer Führer ist, als deutsche Bücher der Art in der Regel zu sein pflegen. Bei uns ist dieser Zweig der Literatur entweder in den Händen trockener Fachgelehrten oder talent- und kenntnißloser Bücherfabrikanten. Wir meinen, daß es neben den trockenen officiellen Katalogen auch populaire geben sollte. Der Katalog zu den Schätzen des neuen berliner Museums z. B. ist eine gründliche, treffliche Arbeit, aber doch, bei allem Umfange, wenig geeignet, den Laien für die große Angelegenheit der Kunst zu gewinnen, obschon er unter allen uns bekannt gewordenen deutschen Katalogen hierzu noch am meisten den Anlauf nimmt. Charakteristiken der be-

deutendsten Künstler, interessante Abhandlungen über die verschiedenen Schulen und Entwickelungen in einem lebendigen, die große Menge ansprechenden Style, also eine förmliche Kunstgeschichte, ein Hervorheben der bedeutendsten Werke, statt daß die gelehrte Unparteilichkeit und Umständlichkeit sich oft mit einem kindischen Werke aus der Incunabelnzeit ebenso ausführlich — ja oft mit einer sichtlichen, jene Unparteilichkeit aufhebenden Vorliebe — beschäftigt als mit den Meisterwerken der vollendetsten Epochen, so etwa denken wir uns einen Katalog, der geeignet wäre, das große Publicum für die Sache der Kunst zu gewinnen, für die man in Deutschland im Allgemeinen weniger interessirt ist als man zu glauben scheint. Mrs. Jameson ist eine denkende und anmuthige Schriftstellerin und ganz dazu berufen, einen Katalog zu liefern, wie wir ihn uns als Muster eines solchen denken, mit Ausnahme von mancherlei kleinen wirklichen Eigensinnigkeiten und Capricen, die einem weiblichen Autor, bei dem Überwiegen des Gefühls, nie gänzlich fehlen werden. Für diesen Mangel entschädigt jedoch wieder eine größere enthusiastische Wärme. Der Katalog der Verfasserin ist mit kritischen, historischen, biographischen Noten und mit zahlreichen Indices versehen.

Der erste Theil beschäftigt sich mit der Nationalgalerie und Windsor-Castle und erklärt in einer Einleitung die Kunstausdrücke in einer ebenso klaren als interessanten Weise. Wir geben eine Probe von der Art, wie sie ästhetische Begriffe definirt: „Erfindung. Diese bezeichnet in der Malerei nicht blos die Erfindung des Gegenstandes, sondern auch die Art und Weise, wie er aufgefaßt und dargestellt ist. Die durch Reichthum und Erfindung ausgezeichnetsten Maler sind Rafael, Albrecht Dürer, Rubens und Rembrandt. Ein Maler, der seinen Gegenstand erfindet und zugleich Originalität, Phantasie, Gefühl und eine sittliche Tendenz entwickelt, wird in doppelter Hinsicht ein schaffender Dichter sein. Hogarth ist davon ein Beispiel. Nächst der Erfindung stelle ich jenes feinduftige Etwas, was aus der Seele kommt und — wie eine Seele die ganze Darstellung durchdringt — man nenne es, wie man will, Charakter, Empfindung, Gefühl; denn kein Wort scheint Dasjenige, dessen Gegenwart oder Abwesenheit wir mit einem Male fühlen, obgleich es eine Definition nicht zuläßt, wiedergeben zu können. Denn nicht nur wird es je nach dem dargestellten Gegenstande erhaben, groß, anmuthig, pathetisch oder zart, sondern wesentlich durch das Temperament Dessen, der den Gegenstand darstellte, modificirt sein. Wo es ist, entschädigt es für mancherlei Mängel; wo es nicht ist, wird es durch keine Verdienste ersetzt. Um ein Beispiel von dem Vorhandensein dieses Athems, dieser lebendigen Seele der Kunst bei allem Mangel an jener Geschicklichkeit, an die wir jetzt gewöhnt sind, zu geben, wollen wir auf die frühern Maler der italienischen Schule einen Blick werfen. Die Gemälde von Giotto, ungefähr um 1300 ausgeführt, in der Kirche von Assisi, die von Andrea Orcagna im Camposanto zu Pisa, und eine Menge von Werken, welche sich zerstreut in den alten Kirchengebäuden zu Siena, Orvieto, Padua befinden, mögen als Beispiele genannt werden; aber sie liegen zu fern, um zur Vergleichung dienen zu können, und Nachbildungen im Kupferstich, auch die besten, reichen nicht hin, um den geistigen verborgenen Reiz wiederzugeben, welcher das große und oft einzige Verdienst dieser Werke ist. Es gibt ein Fragment eines Frescogemäldes von Giotto, jetzt in der Sammlung des Hrn. Rogers befindlich, zwei Apostelköpfe darstellend, deren tiefe Wahrheit der Empfindung und andächtiges Gefühl Das, was ich meinte, verdeutlichen; doch das nächste Beispiel, worauf ich den Leser verweisen kann, als auf ein allgemein zugängliches, ist die Krönung der Jungfrau von Fra Giovanni Angelico, jetzt im Louvre. — — Die verschiedenen Malerschulen sind nicht sowol durch die charakteristischen Merkmale des Styls, der Zeichnung, der Farbengebung u. s. w. unterschieden, als vielmehr durch den geistigen und moralischen Charakter ihrer Werke. Man vergleiche z. B. das mächtige Gefühl, welches sich in der frühern bologneser Schule des Francia und seiner Zeitgenossen ausspricht, mit der spätern bologneser Schule der Carracci und ihrer Nachfolger und man wird die letzten vergleichungsweise als gemein bezeichnen müssen; das Wort ist stark, aber kein anderes kann die comparative Verschiedenheit zwischen dem reinen intensiven Gefühl, der Einfachheit und Feierlichkeit der erstern und der manierirten Anmuth und Pracht der letztern ausdrücken. Ludovico hat allerdings Lichtblicke dieses bessern Theils und der gelehrte Agostino und der begabte Annibale haben tausend Verdienste, aber verglichen mit den himmlischen Eingebungen ihrer Vorgänger, erscheint an ihnen Alles von Erde, irdisch."

Interessant ist die Darstellung der Verf. von den Verdiensten, welche sich Heinrich VIII. dadurch um die Künste erwarb, daß er auswärtige bedeutende Künstler an seinen Hof zog. „Unter der Regierung Heinrich's VII.", erzählt die Verfasserin, „etwa um 1499, kam Johann Mabuse, einer der besten Maler seiner Zeit, nach England; er malte die Portraits der Kinder des Königs, welche sich jetzt in Hamptoncourt befinden; und von seiner Hand — aber nicht, wie ich vermuthe, in England gemalt — ist das sehr bemerkenswerthe Gemälde oder die Gemälde, ebenfalls in Hamptoncourt, welche Jakob IV. von Schottland und seine Gemahlin Margarethe, Tochter Heinrich's VII., darstellen, und ein St.-Matthäus, jetzt in der Galerie der Königin im Buckinghampalast. Das Datum seines Todes ist unsicher. Der erste unserer Herrscher, welcher zuerst versuchte, eine Gemäldegalerie zu gründen, war der prachtliebende Wütherich Heinrich VIII. Er war früher nicht der an Haß reiche, an Gewissen arme Tyrann, welcher er später wurde, und zeigte im Anfange seiner Herrschaft eine Neigung, Kunst und Literatur zu begünstigen und zu schützen. Die Ermuthigung, welche er der Malerei angedeihen ließ, darf vielleicht seiner Rivalität mit Franz I. zugeschrieben werden, welcher sein ganzes Leben lang der Gegenstand seiner Furcht, Bewunderung und Eifersucht war. Franz hatte Mittel gefunden, an seinen Hof vier von den größten Künstlern Italiens zu ziehen: Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Primaticcio und Nicolo dell' Abbate. Um Franz nachzuahmen, lud Heinrich Rafael und Primaticcio nach England ein, und Wolsey, damals sein Gesandter in Rom, sparte nichts an höfischer Überredung und prächtigen Versprechungen; aber wir waren für eine so große Ehre nicht bestimmt. Rafael lehnte die Einladung ab, aber er malte für Heinrich das kleine Bild des heiligen Georg mit dem Hosenbandorden um das Knie, jetzt zu Petersburg befindlich, und einige von seinen Schülern wurden vermocht, ihr Glück unter den barbarischen Engländern — quelli bestie di quelli Inglesi, wie uns Torrigiano nennt — zu versuchen. Unter den andern von Heinrich beschäftigten Malern finden wir die Namen von Luca Penni, Toto dell' Nunciata und Girolamo da Trevigi (Hieronymus von Treviso), von denen allen Lanzi bemerkt, daß sie bereits in ihrem eigenen Lande einige Geltung erlangt hatten, noch ehe sie nach England herüberkamen. Letzterer kam ungefähr um 1531 herüber und hielt sich 13 Jahre in England auf. (Unter anderm wird ihm das große Gemälde, welches sich zu Hamptoncourt befindet und die Einschiffung Heinrich's VIII. darstellt, mit Recht zugeschrieben.) Er erhielt vom Könige eine Pension von 400 Kronen. Auch Luca Penni kam um 1531 an; er war in Verbindung mit Primaticcio von Franz I. bei der Ausschmückung des Palastes von Fontainebleau verwendet worden. Ein anderer Künstler, welcher viel im Auftrage Heinrich's malte und sich fast in England naturalisirte, war Lucas Cornelii oder Corneliz, welchem einige von den alten Gemälden zu Hamptoncourt zugeschrieben werden dürfen. Ich finde auch, daß Vasari zweier weiblicher Künstler Erwähnung thut, die in Miniatur malten, Susanna Horneband, die in den Dienst Heinrich's VIII. eingeladen wurde und in Ehren bis zu ihrem Lebensende in England lebte, und Levina, Tochter des Meister Simon von Brügge, welche von Heinrich anständig verheirathet und von der Königin Maria und nach deren Tode von der Königin Elisabeth in

großen Ehren gehalten wurde. Aber es ist unmöglich, ihre Werke zu identificiren; die meisten derselben scheinen bei dem Feuer von Whitehall vernichtet oder sonst verloren gegangen oder zerstreut worden zu sein. Einige halb verlöschte Gemälde auf der Wand eines kleinen Zimmers zu Hamptoncourt, das Confessionary genannt, existirten noch bis 1750, und waren ganz im Style der Rafael'schen Schule; sie sind jedoch jetzt gänzlich ausgelöscht. Aber wenn es Heinrich nicht gelang, die Maler ersten Ranges an seinen Hof zu ziehen, so wurde er doch für seine Enttäuschung in etwas entschädigt, als es ihm gelang, den außerordentlichen Genius Hans Holbein in seine Nähe zu bringen. Der trotzige Maler und der störrige Monarch sind in der That so in der Phantasie verschmolzen, daß wir selten des Einen denken können, ohne uns des Andern zu erinnern."

Hier folgen einige biographische Notizen über Hans Holbein. „Die Sage geht", fährt die Verf. fort, „daß sein Weib, wie das Albrecht Dürer's, eine böse Sieben und ihre garstige Laune eine von den Ursachen war, weshalb er seine Vaterstadt verließ. Wer die Portraits von Holbein und seiner Frau zu Hamptoncourt sieht, muß zweifeln, ob jener, eine schwarzbärtige, stiernackige, entschlossene, fast feurig blickende Gestalt viel von dem armseligen, geistig gebrochenen, dürftig aussehenden Weibe neben ihm zu leiden gehabt haben möchte, und man fühlt sich versucht, der Erzählung eine andere Basis unterzulegen. Ganz anders Albrecht Dürer! Es kann kein größerer Unterschied sein, als zwischen dem derben Kopfe Holbein's und dem Albrecht Dürer's mit seinen sanft melancholischen Augen und langem schönen Haar. — — Im Museum zu Basel befindet sich ein Gemälde, ungefähr um die Zeit, als Holbein die Stadt verließ, ausgeführt, welches sein Weib und seine beiden Kinder in halber Lebensgröße darstellt. Die Frau hat ein Kind in ihrem Schoose, die andere Hand liegt auf dem Kopfe eines Knaben, welcher sorgenvoll zu ihr aufblickt. Es sind einige Jahre her, seitdem ich dieses Gemälde sah und meine Erinnerung an die Stellung und das Einzelne kann fehl gehen, aber das vergesse ich nicht, daß ich während meines Lebens nie von einem Gemälde so ergriffen worden bin, als von diesem kleinen Bruchstück einer einfachen häuslichen Tragödie; ich kann weder den angstvollen Ausdruck im Gesichte der Frau noch die leidensvollen Blicke der Kinder jemals vergessen."

Hier folgen wieder biographische Notizen über Holbein, seinen Aufenthalt in England betreffend; auch werden die von ihm in England gemalten Werke namhaft gemacht. Dann fährt die Verf. fort: „Die Gemälde Holbein's zu Windsor und Hamptoncourt können von seinem Verdienste als Portraitmaler einen Begriff geben. Das einzige Gemälde von seiner Hand im imaginativen und geschichtlichen Style ist das Noli me tangere (Christus und Maria Magdalena im Garten), jetzt zu Hamptoncourt. Aber das gibt nur eine höchst unvollkommene Idee von dem Genius dieses Mannes, welcher ein Gemälde wie das schon erwähnte Familienstück zu Basel schaffen konnte, einen Kopf, überschrieben „Lais Corinthiaca, 1526" in derselben Sammlung, und vor Allem die herrliche Madonna (Familie Meyer) in der dresdner Galerie, welche nicht nur das schönste seiner Gemälde, sondern von einem gelehrten Kenner überhaupt als das Meisterstück der altdeutschen Kunst gepriesen ist. Soll ich nach meinem eigenen Dafürhalten urtheilen, so möchte ich wol sagen, daß es eins der schönsten Gemälde in der Welt ist. Als eine Darstellung von Unserer lieben barmherzigen Frau und an Tiefe des Gefühls und reiner contemplativer Zartheit des Ausdrucks darf diese Madonna mit der göttlichen Madonna Sistina Rafael's die Bewunderung theilen — so sehr ist sie ganz Anmuth und Hoheit! Niemand, meine ich, kann das Genie Holbein's gerecht würdigen, welcher dieses Gemälde nicht sah; Jeder aber, der es sah, muß tief den Verlust der Werke bedauern, welche Holbein für des Königs Kapelle zu Whitehall und anderer, welche er während seines Aufenthalts in England ausführte, und worunter Joseph von Arimathia und die Auferweckung des Lazarus, der Triumph der Reichen und der Triumph der Armuth waren. Obgleich ich Holbein immer bewunderte, hielt ich ihn doch nimals für fähig, ein solches Gemälde aufzufassen, so einfach groß, so göttlich erhaben im Charakter als die Madonna der dresdner Galerie, bis ich sie selbst sah." Hiermit vergleiche man die ganz ähnlichen Ausdrücke der Bewunderung für dieses Gemälde in der Correspondenz eines Engländers, welche in Nr. 30 d. Bl. mitgetheilt wurde. Wir meinen, daß die germanischen Sympathien, die in England immer mehr aufleben und zum Bewußtsein kommen, dieser gerechten Anerkennung Holbein's, dessen tief gemüthvolle und doch naturwahre Weise ihnen ohnehin zusagen muß, vorgearbeitet haben.

Über die Anordnung in den königlichen Galerien spricht die Verfasserin ihren bittern Tadel aus. „Bei einer entsprechenden Anordnung", sagt die Verf., Hamptoncourt betreffend, „würde diese in ihrem historischen Material so reichhaltige Galerie für die Besuchenden höchst interessant und unterrichtend geworden sein, während sie jetzt mit leeren, trägen und unstät verwirrten Blicken durch die Zimmer schleichen, nicht wissend, wohin ihre Aufmerksamkeit zu richten, nicht wissend, welcher Bezug zwischen den verschiedenen Gegenständen und den dargestellten Personen besteht, noch inwiefern sie sich gegenseitig erklären. — — Es gibt in der königlichen Sammlung an 30 Portraits berühmter Künstler, die meisten davon alte Portraits nach dem Leben, andere authentische Copien — welch eine köstliche Reihe würden sie bilden, wenn sie beisammenhingen und chronologisch geordnet wären, anfangend mit dem alten Portrait Giovanni Bellini's (welches jetzt unter Heinrich's VIII. Hofnarren hängt) und mit Sir Joshua Reynolds schließend! — — Einige dieser Nachbarschaften sind so komisch, so überraschend, daß wir fast geneigt sind, irgend eine versteckte Absicht, eine schlaue Satire dabei zu vermuthen, so wenn wir Ludwig XIV. mit Nymphen und Satyrn auf der einen Seite, und auf der andern Seite einen Heiligen finden! oder Gentz, diese âme damnée der Diplomatie, zwischen zwei biblischen Stücken! In einem Zimmer finden wir Pilatus, wie er den Heiland ausliefert, Margarethe Gräfin von Lennox, Bayard's Tod, Peter den Großen, Friedrich von Preußen, den Tod des Epaminondas, alle unter- und durcheinanderhängend. — — Außer Rafael's Cartons und den historischen Gemälden gibt es hier eine Sammlung alter venetianischer Portraits von wunderbarer Schönheit, von Tizian, Giorgione, Tintoretto, Pordenone und Sebastian del Piombo. Ich kenne keine Galerie, welche in dieser Hinsicht mit der zu Hamptoncourt rivalisiren kann, ausgenommen die im Belvedere zu Wien, wo in der That die Zahl und auserlesene Schönheit der weiblichen Portraits von Tizian und Palma uns völlig verdunkeln. Der gegenwärtige Zustand einiger dieser schönen Werke ist außerdem jämmerlich anzusehen, verdorben durch Vernachlässigung, dumpfig, schmuzig — und noch mehr durch die Restauratoren und Gemäldesäuberer des letzten Jahrhunderts. Die schmähliche Art und Weise, womit einige dieser auserlesenen Werke, ohne Scham und Barmherzigkeit, verunstaltet, ausgebessert, übermalt, gefirnißt sind, kann nicht beschrieben und nicht geglaubt werden. Für manche derselben würde eine geschickte und gewissenhafte Restauration von Nutzen sein." 5.

Notiz.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg empfahl jüngst eine Expedition, welche zum Zweck hat, den nördlichen Theil Sibiriens und namentlich die Strecken zwischen Turuchansk und dem arktischen Ocean zu erforschen. Der Kaiser hat dieses Project, welches noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres zur Ausführung kommen soll, genehmigt und 13,000 Rubel aus dem Staatsschatze für dieses Unternehmen bestimmt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 170. — 19. Juni 1842.

1. Storia universale, descritta da *Cesare Cantù*. Erster Band und folgende.
2. Il medio evo. Discorso di *Cesare Cantù*, premesso all VIII. libro della sua Storia universale.

(Beschluß aus Nr. 169.)

Die alte Geschichte ist, wie gesagt, beendigt, die des Mittelalters begonnen. Sie ist der Prüfstein der Kräfte des Verf. Die Italiener haben viel für die Geschichte ihres Mittelalters gearbeitet, namentlich im vorigen Jahrhundert und im jetzigen; aber sie haben sich im Durchschnitt mehr an das eigentlich Thatsächliche gehalten, sie haben eine ungeheuere Menge Einzelnheiten erläutert, sie haben das Antiquarische mit besonderer Vorliebe behandelt; den Geist und Charakter des Mittelalters im Allgemeinen aber haben sie ebenso wenig zum Gegenstande tiefeingehender Betrachtung gemacht, wie sie dessen Erscheinungen im großen Völkernexus und den organischen Zusammenhang der Geschichte Italiens mit den Phasen der Weltgeschichte recht ins Auge gefaßt haben. So viele Detailstudien auch über diese Zeit gemacht, so viele Quellen zugänglich gemacht worden sind und täglich zugänglich gemacht werden: so ist doch, im Ganzen genommen, das Mittelalter bei den Italienern weder sehr bekannt noch sehr beliebt. Es ist wahr, die Erinnerung an den hingeschwundenen Ruhm jener Tage elektrisirt sie nicht selten: aber es sind mehr einzelne Facta, einzelne Menschen, für die sie eine Vorliebe fassen, und wie, was man auch dagegen sagen möge, die mittelalterliche Kunst die Meisten kalt läßt, ja in ihren verschiedenen Erscheinungen, in der Architektur, Sculptur und Malerei, diesen Meisten in der Seele zuwider ist und von ihnen nicht verstanden wird; wie selbst in der Literatur häufig ein antiquarisches und philologisches Interesse das durch den Reiz der Poesie oder die Großartigkeit des Gegenstandes angeregte überwiegt: so ist im Allgemeinen die Vorliebe dem Alterthum zugewandt und das Antikisirende trägt den Preis davon. Die neuesten Zeiten haben diese Stimmung, diese Gefühlsrichtung, diese Ansicht einigermaßen modificirt, aber sie haben keinen wirklichen Umschwung zuwege zu bringen vermocht. In dieser Hinsicht also ist Hrn. Cantù eine schöne Aufgabe vorbehalten. Daß er die Wichtigkeit derselben erkennt, daß er die Großartigkeit zu schätzen weiß, den Geist zu erfassen strebt, die Schwierigkeit mißt, beweist die Einleitung, die er diesem zweiten großen Abschnitt seines Werks vorausgesandt hat und bei der ich um so lieber verweile, als es interessant ist, zu sehen, wie ein Italiener das Mittelalter charakterisirt — der erste, der, so viel mir bekannt, eine allgemeine Geschichte desselben zu liefern unternommen hat; denn in der Übersicht der neuern Schriftsteller, welche Hand- oder Lehrbücher über diese Zeiten geschrieben, führt der Verf. wol eine Menge Ausländer an, Deutsche, Franzosen, Engländer — Hüllmann, Schlosser, Luden, Rehm, Rühs, Leo, Tillier, Giesebrecht, Guizot, Frantin, Michels, Moeller, Hallam —, aber nicht einen einzigen seiner Landsleute.

Die Zeit, welche die Wahrheiten erstarken läßt — sagt der Verf., nachdem er der verschiedenen Ansichten und Urtheile über das Mittelalter gedacht hat —, die Zeit, welche die Erfindungen der Lüge tilgt, ließ Früchte tragen Das, was in diesen Systemen Verständiges und Sociales sich vorfand, und bildete daraus eine großartigere und wahrhaftere Ansicht von der Geschichte und ihren Obliegenheiten. Man sah, wie sie ihre Wichtigkeit erhält durch die Hülfe, welche sie zum Erkennen des Menschen und der Einwirkung der Institutionen und Thatsachen auf den Zustand der Nationen leistet, sodaß sie gleiches Interesse hat im Jahrhunderte Cäsar's wie in jenem der Friedriche. Im Bewußtsein, daß die Jahrhunderte nicht von Individuen beherrscht werden, erläutert sie das Leben der Völker und Gesellschaften, und theilnehmend an deren Leiden und Hoffnungen, knüpft sie die unendliche Masse von Ereignissen aneinander und versetzt ferne Thatsachen in unsere Zeit; denn das Wesen, von dem sie redet, lebt noch, arbeitet und kämpft noch und hofft. Die Vergangenheit ist also eine Reihe von langsamen, unterbrochenen, schmerzlichen aber sichern Erwerbungen; ein tröstendes Schauspiel, das uns nicht glauben läßt, unsere Zeit sei hinfällig, sondern im Vertrauen auf Besserwerden uns zur Arbeit als zu unserer Bestimmung hinweist und uns aufgibt, die Vergangenheit, welche die Encyklopädisten verlachten, zu ergründen als Vorschule der Zukunft. Während jene der Gesellschaft Krieg verkündigten und dem Menschen Glauben und Cultur nehmen wollten, trachten wir nach unserm Können ihn unterrichteter und moralischer zu machen und unter Finsterniß und Dornen rascher herbeizuführen das Reich Gottes, welches ist Vernunft, Wahrheit, Tugend.

Unter dem Einflusse dieser umfassendern und hochherzigern Ideen verschwand die Richtachtung des Gegenstandes, welche mehr aus Trägheit herrührte als aus Reflexion, und mit größerm Ernste, mit aufrichtiger Wißbegierde, mit forschender Skepsis, mit ruhiger Unparteilichkeit, mit unerschrockener Geduld widmete man sich der Untersuchung des Mittelalters, einem langen, ermüdenden, aber an Resultaten reichen Studium. Da begriff man, wie aus den rohen Chroniken Dinge sich heraus-

lesen ließen, die den Gelehrten entgangen waren, welchen das Verständniß der großen socialen Umwandlungen fehlte und welche, als Rechtsgelehrte oder Annalisten, Contracte, öffentliche Acten, gerichtliche Formeln untersuchend, nicht fühlten, was Lebendiges für die Phantasie in Dem pulsirte, was sie als einen Leichnam zerlegten. Da begann man die Elemente der großen Völkerwanderung zu untersuchen, die Art und Weise, wie die fremden Nationen auf römischem Boden sich festsetzten, den Zustand der Besiegten, ob und wie sie mit diesen sich vermischten und wie eine neue Gesellschaft daraus hervorging, wieviel Karl der Große dazu beigetragen, wie viel die friedlichen oder blutigen Missionen, wie die Kreuzzüge zur Entwickelung der Communen gewirkt, welcher Italien seine Größe, Europa seine Freiheiten verdankt. Von hieraus ging die wahre Bedeutung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, zwischen den Rechtskundigen und der Feudalaristokratie, die Würde des kanonischen Rechts, der Gang der langen Reaction der freien germanischen Völkerschaften gegen die weltbeherrschenden Römer, bis zur Wiedergeburt des bürgerlichen Rechts, zur Umwandlung der Gewohnheiten in Gesetze, zur Schaffung des dritten Standes, welcher, gestern mit Füßen getreten, weil besiegt, morgen als Sieger und Herrscher dastehen wird, ruhig die größte, auf eigene Kraft basirte, sociale Umwälzung der neuern Zeit vollendend.

Wenn es anfangs peinlich ist, ein bewunderungswürdiges Ganze unter der Hand von Leuten zusammenstürzen zu sehen, welche ohne Zweck, ohne Voraussicht, ohne Hoffnung zerstören, eine so langwierige Verwirrung von Elementen zu gewahren, welche nichts schaffen: so ergreift bald das Schauspiel der gegen so vieles Unglück ankämpfenden menschlichen Energie; das Grab veralteter und die Wiege neuer Institutionen; die Religion der Vergangenheit und die der Zukunft; das Zusammentreffen einer zwiefachen Cultur, die eine vom Schauplatz abtretend, die andere sich gründend auf ein Gesetz der Liebe und Bruderschaft. Die römische Welt bleibt in den von ihr gepflanzten Städten und in der Anordnung der Provinzen und Municipien; die christliche verleiht dem Fortschritt des Verstandes beständiges Leben und dehnt die Gleichheit aus; die germanische ändert die Verhältnisse des Besitzes und führt den auf Grundeigenthum gestützten Adel ein und die Classenunterschiede; jede strebt vorzuwalten, aber die erste ist geschwächt durch die Invasion, die zweite behält mehr die moralische Umwandlung im Auge als die politische und läßt die dritte den Vorrang gewinnen, welche ganz Europa in die Hand von Eigenthümern gibt und Menschen und Boden miteinander verbindet.

Nichts Engbegrenztes ist dabei, nichts Ausschließendes. Alles eilt in die Bahn in der vollen Kraft ungeschmälerten Wollens. Erst ziehen Rotten von Knechten und Herren vorüber, dann Eroberer und Besiegte, Eigenthümer und Tagelöhner; das Recht der Eroberung, das Territorialdominium, hierauf die Freiheit der Commune, getheilt und kämpfend. Bleibt euer Blick auf der Oberfläche haften, so seht ihr nichts als Zersetzung; dringt er unter die Rinde, so tritt euch ein fester Organismus entgegen in der religiösen Constitution, die in jenen Tagen Einheit war, welche unserer Zeit fehlt, dem Jahrhundert des verdrossenen Zweifels, des muthlosen Schwankens. Das alte Rom hatte die Nationen vereinigt, aber wie Galeerensklaven in einem Bagno: von da an aber sind die Beziehungen zwischen Individuen und Völkern nicht mehr einzig durch das Schwert bestimmt, sondern durch gemeinsamen Glauben, Hoffnung und Liebe. Während der wilde Charakter der Eroberer Krieg, Bedrückung, Rache verbreitet, predigt das Christenthum eine Lehre der Gleichheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des verständigen Gehorsams, der gegenseitigen Zuneigung; eine wohlwollende Macht schützt den Schwachen gegen den Starken; ein Klerus, überall verbreitet, vermittelt die durch verschiedenartigen Ursprung entstandene Trennung, weckt durch die Erinnerung an die allgemeine Bruderschaft die Liebe zu einer gemeinsamen Heimat, reißt die Scheidewand zwischen den Nationen, weist hin auf den Weg der Civilisation, bewahrt die alten Schriftsteller, reformirt die Gesetzgebung, flößt den Regierenden Mäßigung ein, schützt Volk und Freiheit, begründet auf geistige Fähigkeit eine Hierarchie, von der untersten Stufe bis zu jenem Haupte, vor dem die Könige sich beugen, welchem die Nationen die Schlichtung ihrer Zwiste übertragen. Die Kirche, Arche des Schiffbruchs, bindet den Germanen an den Boden, ruft ganz Europa zusammen, den Orient zurückzudrängen, hält mit dem Schwert und dem Wort die Mongolen auf, hindert die Türken an der Vernichtung der europäischen Institutionen. Während hier Einheit ist, waltet überall sonst die größte Verschiedenheit vor. Langen Irrens müde, lassen die barbarischen Völkerschaften sich in neuer Heimat nieder; im Besitz der politischen Souverainetät, der bürgerlichen Präeminenz, des unbeweglichen Eigenthums, pflanzen sie Reiche wie einst Heereslager. Diesen Reichen bestrebt Karl der Große sich eine Einheit zu verleihen, indem er die Weihe von jener Macht verlangt, die allein anerkannt ist und die, über die irdischen Leidenschaften erhaben, vereint und befreit. Aber seine Nachfolger führen das Werk nicht aus, die divergirenden Interessen schaffen so viele Staaten wie einst Stämme, dann wie Besitzthümer. Das Feudalwesen seinerseits, die Alleingewalt brechend, vervielfacht die Mittelpunkte des nationalen Lebens, mindert die Eroberungslust, theilt das Eigenthum und arbeitet der Entstehung des Gleichgewichts vor. Während die großen Landbesitzer auch auf dem Lande sich niederlassen, bleiben die Städte den Industriellen, deren Vereine unter verschiedener Form die socialen Kräfte verdoppeln. Ist nun gleich die gesellige Ordnung mangelhaft, die Moral gesunken, so ist der Wille energisch, kräftig sind die Menschen und von keinen erdrückenden allgemeinen Ideen tyrannisirt. So wird die Bildung der Communen erleichtert.

In keinem andern Zeitalter bietet die Tradition der Menschheit das Schauspiel einer Classe dar, welche, ohne Rechte wie ohne öffentliche Achtung, gedrückt und geringgeschätzt, im beständigen Fortschritt sich hebt und nach und nach Unabhängigkeit, Wissen, Macht erringt, die der Gesellschaft eine andere Gestalt, der Regierung einen verschiedenen Charakter gibt, kurz, die Nation wird. Wir, das Volk, bekämpften und bekämpfen noch die Verschanzungen der Feudalität: die Betrachtung dieser Kämpfe ist schön, weil es nicht die Geschichte der Könige ist, sondern die des Volks, unsere Geschichte. Der dritte Stand bildet die Communen der Besiegten, welche an der Seite der Baronie der Sieger aufwachsen, in Italien zu Republiken sich erheben, in Frankreich die Königsgewalt kräftigen, in England ihr die Wage haltend, überall die neue Civilisation einleitend. Blickst du auf die Herrschenden allein, so findest du sie nicht als Lenker der Geschicke der unterworfenen Nationen, wie die Eroberer Asiens oder die Römer; ein unaufhörlicher Widerstreit zügelt sie, erst zwischen den Geschlechtern der Sieger, dann zwischen diesen und den Besiegten, hierauf zwischen Adel und Volk, zwischen Commune und Commune und, mehr im Großen, zwischen der weltlichen Gewalt und der geistlichen, jene darauf bedacht, die Triumphe des Schwertes zu sichern, diese, sie den friedlichen Siegen der Überredung und der Wissenschaft zu unterwerfen, das Recht des Verdienstes dem der Geburt oder der Stärke voranzustellen; beide einander an der Übertreibung hindernd, zu welcher der absolute Charakter des Mittelalters hinneigte. So wird die größte Revolution des Menschengeistes vollendet, welche den Neuern Freiheit, Poesie, Künste gab. Aber man würde zu weit gehen, wenn man verlangte, sie sollten sich zur Idee der Nationalität erhoben haben, der Idee, welche ein Volk am schwersten begreift, welche sich am letzten unter ihm verbreitet, weil dem Geiste eine zu lange Bahn zurückzulegen bleibt, bevor viele Vorurtheile besiegt, viele Unebenheiten ausgeglichen werden, bevor Familien und Städte dahinkommen, die ursprüngliche Unabhängigkeit zu vergessen, bevor die Starken sich bewegen lassen, ihre Macht, wie die Erfindungsreichen ihre Geschicklichkeit, nur nach Maßgabe des allgemeinen Besten auszuüben, die Reichen und Edeln ihre vornehmere Abstammung und die alte Herrschaft zu vergessen; be-

vor, Alles zusammengefaßt, Gerechtigkeit und sociale Gleichheit gekannt und geachtet werden. So schwebten denn die Republiken zwischen einer Vergangenheit von Antipathien, Eifersucht und Krieg und einer Zukunft der Ordnung, der Ruhe, der Eintracht; ohne Übung in Systemen, welche auf das Zusammenwirken von Interessen und Kräften sich stützten; nach Frieden, Gerechtigkeit, Freiheiten sich sehnend ohne Kenntniß der Mittel, sie zu erlangen; in einer Freiheit ohne Garantien, wo das Volk, in Masse theilnehmen wollend an den öffentlichen Angelegenheiten, den Ehrgeiz, die Habsucht, jede Leidenschaft des Einzelnen zu den großen Versammlungen mitbringt; wo eine Verfassung nach der andern versucht wird, im Sturme von Parteien, Entzweiungen, Verbrechen und Brudermord, ohne mit den Nächsten einen Vertrag wechselseitiger Unterstützung und gemeinsamen Nutzens wie allgemeiner Ruhe zu schließen zu vermögen. Endlich überwiegen die Listigen oder die Starken; die privilegirte Freiheit der Communen unterliegt; der Despotismus wird nöthig, um die wiedererstandenen Ungleichheiten zu vermitteln, und das Mittelalter geht zu Ende.

Es geht zu Ende, aber ohne die Völkerwanderung hätte Rom die Welt sich zu eigen gemacht, Freiheit und Charakter jeglicher Nation vertilgt und uns ein ungeheueres Reich nach asiatischem Zuschnitt hinterlassen statt so vieler Staaten, welche Europa Leben und Bewegung geben — eine tödtende Einförmigkeit statt jener kämpfenden und fruchtbaren Mannichfaltigkeit, welche die Schönheit der neuern Zeiten ausmacht. Das Mittelalter geht zu Ende; aber es fand Europa in Freie und Sklaven getheilt und ließ es getheilt in Arme und Reiche; an die Stelle der Zwangsarbeit setzte es die freiwillige, an die Stelle des Privilegiums die bürgerliche Gleichheit; es befreite das Eigenthum von den Fesseln der Kaste und Tribus, von den Substitutionen und andern Hemmnissen des Alterthums; statt der das Maß überschreitenden Demüthigung der Sklaven vor dem Herrn, der Clienten vor dem Patron, der Großen vor dem Kaiser brachte es die freie Achtung und Sitte, welche sich beugt, um wieder erhoben zu werden, eine Unterthänigkeit, welche stolz sein kann, eine Freiheit, welche ohne Gefahr und Erniedrigung zu tausend Diensten sich hergibt — Gesinnungen entsprossen aus der Unabhängigkeit des Edelmanns, die nicht gekannt war von den Alten, bei denen es keine Unabhängigkeit gab neben der von Stadt und Staat.

Dies sind einige der allgemeinen Ansichten des Verf.; sie werden, glaube ich, hinreichen von seinen Ideen und seiner Auffassungsweise einen Begriff zu geben. Zu zeigen, wie er sie auf das Einzelne angewandt — ob es ihm gelungen, bei der von ihm beliebten Eintheilung in Epochen statt der ethnographischen, den Stoff gehörig zu sondern und zu gruppiren — dies muß einer künftigen Beleuchtung des vollendeten Werks vorbehalten bleiben.

53.

Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San Marte. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel, von Wolfram von Eschenbach, und der jüngere Titurel von Albrecht in Übersetzung und im Auszuge, nebst Abhandlungen über das Leben und Wirken Wolfram's von Eschenbach und die Sage vom heiligen Gral. Mit drei Abbildungen. Magdeburg, Creutz. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es wäre viel Rühmliches von der Gelehrsamkeit und von dem Geschmacke zu sagen, der sich in der vorliegenden Schrift überall zeigt, aber nicht minder ehrenwerth ist das fortgesetzte Streben des Verf., der unter den heterogensten Berufsgeschäften, unter Actenlesen und Bereisen königlicher Domainen Zeit und Muße dazu findet, die Schätze unserer ältern, deutschen Literatur für Solche, die nicht gerade Gelehrte vom Fach sind, auszubeuten. In dieser Absicht gab San Marte*) 1833 seine Übersetzung des „Parcival" heraus und 1838 die der „Gudrun". Es zeigt aber lebhafte Theilnahme und Unterstützung, welche die Brüder Grimm und Lachmann ihm bei Abfassung vorliegender Schrift bewiesen haben, hinlänglich, daß sie an ihm einen geistesverwandten und verbündeten Genossen erkannt haben, wenngleich er kein zünftiger Universitäts- oder Gymnasiallehrer ist. Und da nun auf unsern Universitäten es leider! noch immer an besondern Lehrstühlen für die deutsche Literatur fehlt, um die sich die aus den Gymnasien, wo dieser Unterricht aus vollwichtigen Gründen doch nur neben der Lecture der griechischen und römischen Classiker ertheilt werden kann, Entlassenen sammeln können, so ist es uns immer als etwas sehr Zweckmäßiges erschienen, wenn Geschäftsmänner, wie San Marte, die Lecture mittelhochdeutscher Dichter in weiterm Kreise einführen und die Gemüther für sie empfänglich machen. Auch für ihn ist hoffentlich die Zeit vorüber, in welcher, wie er in der Vorrede zum „Parcival" klagte, seine Arbeit schon während ihrer Entstehung von bornirtem Materialismus, engherzigem Vorurtheil und blinder Einseitigkeit im Verborgenen und öffentlich angefeindet worden ist. Wäre eine solche bessere Zeit wirklich für ihn noch nicht eingetreten, so müßten wir den Muth und die Resignation, mit welcher er diesen zweiten Band ausgearbeitet hat, noch weit höher achten und in ihm einen wahren Märtyrer seiner Wissenschaft erblicken.

Für die Übertragung der lyrischen Gedichte Wolfram's von Eschenbach und für den Auszug aus dem heiligen „Wilhelm von Orange" gilt die bereits in der Vorrede zum „Parcival" ausgesprochene Ansicht: „Die Übersetzungen sind nicht für die Gelehrten von Fach und die Forscher mittelhochdeutscher Sprache, welche nur zu häufig die Dichtungen dieser Zunge als ein Mysterium betrachten, welches der sprachunkundige Laie zu schauen nicht würdig und welche daher jeden Versuch der Übertragung als Profanirung von vornherein zu verdammen pflegen, sondern sind für dasjenige gebildete Publicum bestimmt, dem es an Muße und Neigung ganz gebricht, sich das Gedicht in der Ursprache zu eigen zu machen, das dennoch aber an dem rein poetischen Werthe oder der literaturgeschichtlichen Wichtigkeit altdeutscher Poesien überhaupt lebhaften Antheil nimmt, als auch für das Publicum, welches oberflächlich mit der alten Sprache bekannt, die Übersetzung als Mittelglied gebrauchen mag, um durch sie sich das Verständniß des Originals selbst zu erleichtern." Demnach ist also sinngetreue Übersetzung in gefälliger Form der wortgetreuen in ungefüger Unbeholfenheit unbedenklich vorgezogen und bei unsers Übersetzers heiliger Liebe für sein Werk und bei seiner Sprachgewandtheit, die von guter Kenntniß der ältern deutschen Sprache durchweg unterstützt ist, hat er seinen beabsichtigten Zweck glücklich erreicht. Die acht Wächterlieder, gleichsam ein kleiner Roman, sind von außerordentlicher Zartheit und Lieblichkeit, und erinnern mehr als einmal an die berühmte Abschiedsscene in Shakspeare's „Romeo und Julia". Im „Wilhelm von Orange", der romantischen Schilderung der Thaten Wilhelm's des Heiligen im Kampfe gegen die Heiden auf Alischanz und bei der Belagerung von Orange, treten die Eigenthümlichkeiten der Eschenbach'schen Poesie auf das anschaulichste hervor und lassen sich auch aus dem hier gegebenen Auszuge vollkommen wiedererkennen, dem gelehrte Untersuchungen über die Sage beigegeben sind. An Interesse des Stoffs steht dies Stück freilich weit hinter dem „Parcival" zurück. Eine vortreffliche Einleitung über Minnesänger und Minnegesang geht diesen lyrischen Stücken voraus. Gestattete es uns der Raum, so würden wir gern die Stellen über die Courtoisie und Galanterie jener Zeit ausziehen, vor allen aber die Erörterungen über die Liebesscenen in jenen Ge-

---

*) d. h. Albert Schulz, königlich preußischer Regierungsrath in Bromberg.

dichten und die Art, wie sie im Geiste einer gesunden Natürlichkeit aufgefaßt werden müssen.

Dem größern, gebildeten Publicum ist auch das vierte Buch: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach", bestimmt, wobei San Marte die ausführliche Biographie desselben von Hagen noch nicht hat benutzen können. Nachdem hier zuerst Wolfram's Heimat, Wappen und Abstammung aus dem Geschlechte der bairischen Eschenbache festgestellt ist, spricht der Verf. über seine Jugend, Erziehung, sein Wanderleben, namentlich am Hofe zu Eisenach, seine Liebe, Ehe und seinen Tod (zwischen 1219 und 1225), nach den vorliegenden Zeugnissen und den sichersten Vermuthungen. Die folgenden Abschnitte verbreiten sich über Wolfram's Vorgänger im ritterlichen Epos, Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue, über die Kunst im „Parcival", über Wolfram's Stellung zu seinen Zeitgenossen, Wirnt von Grafenberg, Gottfried von Strasburg u. A., zuletzt über seinen Einfluß auf die Dichter des 13. bis zum 15. Jahrhundert, und die Ausgabe seiner Gedichte vor Lachmann, wo auch Friedrich's II. berüchtigtes Urtheil über die mittelhochdeutschen Dichter aus dem richtigen Gesichtspunkte angesehen wird. Alles dies ist in leichter, anmuthiger Sprache ausgeführt und wird also Denen, die sich durch Gervinus' großes Werk nicht durcharbeiten können oder wollen, eine zweckmäßige Übersicht dieses Theils der mittelhochdeutschen Dichtkunst darbieten.

Hat nun San Marte in den genannten Büchern mit Glück für die Verbreitung und Kenntniß mittelhochdeutscher Gedichte gearbeitet, so finden wir es ganz natürlich, daß er durch andere Stücke seine Befähigung, in solchen Sachen mitzusprechen, bewiesen und die Resultate seiner umfassenden Untersuchungen über deutsche, provençalische und wallisische Sagen dargelegt hat. Wer das nicht schon aus den Anmerkungen zur „Gudrun" weiß, wird sich hier auf das vollkommenste davon überzeugen müssen. Im dritten Buche des ganzen Werks ist Albrecht's „Titurel" im Auszuge mitgetheilt. Diese Stücke zur Bequemlichkeit Solcher, die der alten Sprache unkundig sind, sämmtlich zu übersetzen, hätte der Sicherheit des Urtheils da geschadet, wo Ansicht des Originals unerlaßlich war; nur die Fragmente Wolfram's sind im Versmaße des Originals übersetzt, damit auch hieraus der Unterschied zwischen Wolfram und Albrecht erkannt werde. In kritischer Hinsicht ist San Marte dem Drucke von 1477 gefolgt, mit Ausnahme der Stellen, wo neuere Bearbeitungen und Drucke, wie die von Boisserée oder die Bemerkungen Lachmann's, einzelne Verbesserungen an die Hand gegeben haben. Die abgedruckten Stellen sind mit nützlichen Anmerkungen, sachlichen und sprachlichen Inhalts, versehen, wodurch das Verständniß sehr erleichtert ist: das Architektonische ist namentlich von Boisserée erläutert. Am Schlusse befindet sich ein gründlich gearbeiteter Aufsatz über den Dichter des „Titurel".

Aber auf das Einzelne können wir hier ebenso wenig eingehen als auf die lange Abhandlung über den heiligen Gral im fünften und letzten Buche. Hier kommen eine große Anzahl der interessantesten Punkte in den Rittergedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zur Sprache, wie die Sagen von der Tafelrunde, von Joseph von Arimathia, von der blutenden Lanze, vom Schwerte des Grals, von Klinschor, von dem Priester Johann u. a. m. San Marte hat die ganze Untersuchung in vier Capitel zerlegt, von denen das erste die provençalische Ausbildung der Sage behandelt, das zweite die nordfranzösische, das dritte die deutsche Ausbildung und das vierte einige Nebenzweige der Sage. In allen zeigt San Marte eine außerordentliche Belesenheit in diesen Literaturen und weiß die zerstreuten Elemente der Gralsage mit solcher Geschicklichkeit der Combination zu verfolgen, sodaß man eine sehr belehrende Anschauung über diesen ganzen Sagenkreis und über die Zeitfolge seiner Ausbildung gewinnt. Manche neue Zusätze dürften aus dem in England jetzt neu aufblühenden Studium der angelsächsischen Literatur zu erwarten sein, das ja an San Marte selbst einen bedeutenden Beförderer besitzt, dem die Cymrische Gesellschaft zu Abergavenny 1840 den Preis für seine Abhandlung über die Arthursage zuertheilt hat. Dieser Aufsatz wird jetzt gedruckt. 19.

Kritische Xenien Hegel's.*)

Das Zeitunglesen des Morgens früh ist eine Art von realistischem Morgensegen. Man orientirt seine Haltung gegen die Welt an Gott oder an Dem, was die Welt ist. Jenes gibt dieselbe Sicherheit, wie hier, daß man wisse, wie man daran sei.

Die Fragen, welche die Philosophie nicht beantwortet, sind so beantwortet, daß sie nicht so gemacht werden sollen.

Wissenschaft. Ob der Einzelne sie besitze, kann er sich selbst und Andern versichern. Ob es wahr ist, entscheiden die nächste Umgebung, die Mitwelt und dann die Nachwelt, wenn jene schon ihren Beifall gegeben haben. Doch ist das Bewußtsein so in der Bildung gestiegen, die barbarische Zähigkeit des Begreifens flüssiger und rascher geworden, daß wenige Jahre schon die Nachwelt herbeiführen. Über Kant'sche Philosophie ist längst der Stab gebrochen, während Wolff'sche funfzig und mehr Jahre sich gehalten. Rascher ist für Fichte's Philosophie das Bestimmen ihres Standpunktes herangerückt. Was Schelling'sche Philosophie in ihrem Wesen ist, wird kurze Zeit offenbaren. Das Gericht über sie steht gleichsam vor der Thür, denn Viele verstehen sie schon. Doch erlagen diese Philosophien weniger dem Beweise, als der empirischen Erfahrung, wie weit mit ihnen zu kommen ist. Blind bilden sie die Anhänger aus, aber das Gewebe wird immer dünner und endlich finden sie sich von der Spinnendurchsichtigkeit überrascht. Es ist ihnen wie Eis geschmolzen und wie Quecksilber durch die Finger gelaufen, ohne daß sie wüßten, wie ihnen geschah. Sie haben's eben nicht mehr und wer ihnen in die Hand sieht, mit der sie ihre Weisheit ausboten, sieht nichts als die leere Hand und geht mit Gespött weiter. Während jene, die Kälte fühlend, sie noch für etwas ausrufen, vermeinen diese die Sache ergründet zu haben, da sie doch nur das Nichts derselben, nicht, was sie war, erblicken. Der eine Theil ist getäuscht wie der andere. Das Wahre ist indeß, daß dies Verschwundene selbst sie hierher gebracht hat. Es wird das Wort der Schrift erfüllt: wenn wir schweigen, schreien die Steine.

Originelle ganz wunderbare Werke in der Bildung gleichen einer Bombe, die in eine faule Stadt fällt, worin Alles beim Bierkrug sitzt und höchst weise ist und nicht fühlt, daß ihr plattes Wohlsein eben das Krachen des Donners herbeigeführt hat.

Was eine tiefe Bedeutung hat, taugt eben darum nichts.

Einem Scrupulanten kann man sagen, daß das Gewissen eine moralische Laterne ist, die nur auf gutem Wege leuchtet; geht man auf bösem, so bläst man sie aus.

In Schwaben sagt man von etwas längst Geschehenen: es ist schon so lange, daß es bald nicht mehr wahr ist. So ist Christus schon so lange für unsere Sünden gestorben, daß es bald nicht mehr wahr ist.

Sei keine Schlafmütze, sondern immer wach! Denn wenn du eine Schlafmütze bist, so bist du blind und stumm. Bist du aber wach, so siehst du Alles und sagst zu Allem, was es ist. Dieses aber ist die Vernunft und das Beherrschen der Welt.

*) Vergl. Nr. 145 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 171. — 20. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

Über die innern Verhältnisse der einzelnen Provinzen Östreichs, sowie über das ganze Räderwerk dieser ungeheuern Staatsmaschine, die aus so vielen einander ganz fremden, nur durch die Einheit einer wenig durchgreifenden Regierung ganz lose verbundenen, in ihrem selbständig-provinziellen Entwickelungsgange nur selten gehemmten Theilen zusammengesetzt ist, herrschten bisher im ganzen Auslande (in Östreich gilt das übrige Deutschland bis zur Stunde noch officiel als Ausland) so mannichfach-irrthümliche Ansichten, wurden häufig so ganz schiefe und jeder Begründung entbehrende Behauptungen aufgestellt, daß die Möglichkeit einer solchen Erscheinung nur durch den gänzlichen Mangel jeder detaillirtern Kenntniß jener Verhältnisse erklärlich wird. Und woher sollte diese Kenntniß wol auch kommen, wenn Strenge der innern Censur und das Verbot jeder literarischen Correspondenz östreichischer Unterthanen mit dem Auslande (jeder von einem Unterthan geschriebene, für ein „ausländisches" Blatt bestimmte Artikel muß der heimatlichen Censur vorgelegt werden), wenn tausend beschwerliche Umständlichkeiten, mit denen jeder in Östreich reisende Ausländer, besonders aber ein „Mann von der Feder" unausgesetzt von der öffentlichen Policeibehörde belästigt wird, wenn endlich die unsichtbaren Gewalten von tausend im Dunkeln sehenden Augen und in der Einsamkeit hörenden Ohren, welche man in Wien so oft und mit solcher Wonne unter dem Geschrei: „Nattermda" und mit Fäusten und Stöcken aus der Gesellschaft ehrlicher Leute vertreiben sieht — wenn Alles dieses *) sich vereinigte, um jede freiere Besprechung und Bekanntwerdung solcher Verhältnisse unmöglich zu machen? Das nachbarlich-verbrüderte Deutschland sah sich unter diesen Umständen gezwungen, aus einzelnen Facten das Übrige zu erschließen, den wahren Zustand des Landes zu errathen. Dabei kam die östreichische Regierung natürlich am schlechtesten weg, da man alle Mängel, die man entdeckte oder doch zu entdecken glaubte, ihr allein zuzuschreiben sich für berechtigt hielt. In neuester Zeit hat die Regierung das selbst erkannt und die mannichfaltigen Nachweisungen, welche in dem Buche Turnbull's deponirt sind, und vielmehr noch die officiellen Berichte und Actenstücke, welche Becher bei seiner Arbeit vorlagen, beweisen zur Genüge, wie Östreich aus der Dunkelheit herauszutreten entschlossen ist, in welche seine Verwaltung bisher gehüllt war. Unter diesen Umständen wird es nöthig, daß das Verhältniß der einzelnen Provinzen Östreichs immer genauer aufgefaßt und die Bestrebungen der einzelnen Völkerstämme, welche unter Östreichs Scepter leben, immer sorgfältiger und unparteiischer gewürdigt werden. Von diesem Standpunkte aus fassen wir ein kleines Schriftchen, das unlängst unter dem Titel:

Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen v. Thun. Prag, Kronberger und Rziwnatz. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

erschien und in gedrängter Kürze die ganze Stellung bespricht, welche das czechische Element in Böhmen in seinem Innern gegen Östreich, gegen die übrigen Slawen und gegen das Zarenthum einnimmt. Die Wichtigkeit der hier besprochenen Gegenstände und die Entschiedenheit und Schärfe des Urtheils, wie sie der geehrte Verf. auf jeder Seite seines reichhaltigen, obgleich nicht umfangreichen Buches an den Tag legt, geben dem Schriftchen einen desto größern Werth, je weniger klar und gegründet die Vorstellungen sind, die man in Deutschland so oft mit den Worten: Böhmen, Slawen, Russen, Zarenthum verbindet.

Nachdem der Verf. mit kurzen, aber kernigen Worten den Aufschwung geschildert, welchen die religiösen und politischen Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts der böhmischen Sprache und Literatur gebracht, nachdem er gesagt, wie sich unmittelbar nach dieser Periode das sogenannte „goldene Zeitalter" der böhmischen Literatur unter Rudolf II. entwickelt und die Sprache durch die eigenthümliche Consequenz ihrer Bildungs- und Biegungsformen einen solchen Grad innerer Ausbildung erlangt, daß eine bedeutende Reform hierin für die ganze Zukunft nicht mehr bevorstehen konnte, kommt er auf den Sturz der böhmischen Nation, in dem sie auch ihre Literatur mit sich begrub.

Feige Abenteurer — heißt es S. 3, obgleich nicht ganz gerecht — warfen sich mit ruchloser Anmaßung dem böhmischen

*) Wir schweigen noch von dem „schwarzen Cabinet", dessen Wirksamkeit wenigstens in frühern Jahren durch recht auffallende Erscheinungen außer Zweifel gesetzt wurde.

Volke zu Führern auf, um es zum Kampfe auf Leben und Tod gegen einen mächtigen Herrscher zu zwingen und für ihre Schuld unvertheidigt büßen zu lassen. Ein dreißigjähriger Krieg erstickte jeden geistigen Aufschwung der vorhergegangenen Jahre, zermalmte und versetzte das Volk auf eine fast beispiellose Weise und begann die unersättliche Vernichtung aller Denkmäler und Schätze nationaler Bildung. So war die böhmische Literatur in eine schwere Ohnmacht, in einen langen Todesschlaf versunken.

Kaiser Joseph gab der deutschen Bildung ein entschiedenes Übergewicht, den gebildeten Ständen sowie dem Geschäftsstyle ward die böhmische Sprache entzogen und sie schien „für immer zu Grabe getragen". Da trat Dobrowsky auf mit seinen slawischen Sprachforschungen und den historischen Untersuchungen und erregte, von Durich in Wien unterstützt, durch seine Genialität und Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt und gab den ersten Anstoß zu den Forschungen über slawische Verhältnisse. Einzelne Stimmen erhoben sich für die Nationalangelegenheit; Dobner's gründliche Vorarbeiten, „die dem Lügen ein Ende gemacht", setzten Pelzel in den Stand, eine Geschichte Böhmens (in deutscher Sprache) zu schreiben; das regsame germanische Element erweckte einige Freunde des Czechenthums und „Anton Puchmayer und die Brüder Negedly treten uns als die Chorführer der böhmischen Literatur neuerer Zeit entgegen; an sie schlossen sich Kramerius, Faurtin, Prochazka, Tomsa, die Brüder Tham und Andere an" (S. 5.). In Prag und Wien entstanden periodische Blätter, doch ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

Aber bald traten diesen Bestrebungen Schwierigkeiten in der böhmischen Sprache selbst entgegen, die jetzt nur noch von der niedrigsten Classe der Bildung, vom Bauer, gesprochen, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Zeitgeiste nicht nur nicht fortgeschritten war, sondern selbst manche schöne Blüte verloren hatte, welche sie damals schon zierte. Dieses mußte also nachgeholt, die Sprache zu der Bildung des 19. Jahrhunderts mit einem Male emporgehoben werden.

> Wol war der Versuch ein gewagter. Besaß die scheintodte Sprache nicht mehr genug Lebenskraft, um eine solche Krisis glücklich zu überstehen, so mußte diese ihren wirklichen Tod beschleunigen. (S. 7.)
>
> Offen ist diese Ansicht von den Freunden und Beförderern der neuen böhmischen Literatur ausgesprochen worden (Jungmann: „über Classicität"); mit vollem Bewußtsein sind sie an ihr Werk gegangen. (S. 8.)

Das zeugt für den hohen Muth, mit dem sie an ihr Werk gingen, selbst gegen die Meinung ihrer eigenen Landsleute. Und nur durch die Vorarbeiten Dobrowsky's ward es ihnen möglich, auf diesem schlüpferigen Wege, ohne auszugleiten, das eine Ziel fortwährend im Auge zu behalten.

Dieses war die zweite Epoche der neuern böhmischen Literatur und hier verdient Jungmann den ersten Platz; seine „Geschichte der böhmischen Literatur" und seine „Böhmische Chrestomathie" stifteten unendliches Gute, sind aber Kleinigkeiten neben seinem „Böhmisch-deutschen Lexikon", dessen Druck 1839 beendet wurde;

> ein Werk, wie man es gewohnt ist, von Akademien der Wissenschaften und von gelehrten Gesellschaften bearbeiten zu lassen, das aber das böhmische Volk dem unermüdlichen Fleiße und der tiefen Gelehrsamkeit eines Mannes zu danken hat, der ihm mit heldenmüthiger Ausdauer die Mußestunden seines ganzen Mannesalters opferte.

An ihn schlossen sich noch viele Andere an, um den alsbald entsponnenen Kampf gegen Negedly, Professor der böhmischen Sprache und Literatur in Prag, auszufechten, der scheinbar nur der böhmischen Orthographie galt, im Grunde aber ein Kampf des alten mit dem neuen Princips war. Neben Jungmann stand zuerst Hanka, dessen edles und aufopferndes Streben selbst von seinen Stammgenossen immer noch zu wenig gewürdigt wird, dann Swat. Presl und Palacky, welche die wissenschaftliche Terminologie festsetzten und durch Herausgabe historischer Urkunden die schöne alte Prosa ans Licht zogen, während Winaricky, Kollar, Czelakowsky und Andere theoretisch und praktisch die Regeln der neuern Prosodie festsetzten.

Nun gründete Graf Kaspar Sternberg das böhmische Nationalmuseum (S. 13), das „nebst den Naturwissenschaften Allem, was auf die Geschichte und die Sitten des böhmischen Volks Bezug hat, seine Pflege" zuwandte. Eine reiche Bibliothek ward in kurzem zusammengebracht, 1827 die Zeitschrift des Museums (in böhmischer Sprache) gegründet, ein eigenes Comité für die Pflege der böhmischen Sprache und Literatur festgesetzt und 1830 die Matice ceska (ein Fonds zur Herausgabe guter böhmischer Bücher) gegründet. Dieses waren Ereignisse von unendlicher Wichtigkeit für die böhmische Literatur; von nun an gewann sie ein festeres Leben, nahm einen sicherern Schritt an; denn die Nation ward sich ihrer selbst bewußt; sie wußte, wohin und auf welchem Wege? In diese nähern Verhältnisse geht ein Artikel tiefer und gründlicher ein, den Palacky als Vorwort zum Jahrgange 1837 der „Zeitschrift des Museums" schrieb und der auf S. 15—24 unserer Schrift mitgetheilt ist. Darin heißt es unter andern, daß die Böhmen in Hinsicht der Sprache „beinahe auf eine gleiche Stufe mit andern gebildeten Völkern gelangt" seien, nun eine neue Aufgabe für sie entstände, auf die Sachen ihr Hauptaugenmerk zu richten, um sich unter den übrigen Völkern auch einen Platz zu erobern, und

> dies, vorerst wenigstens, durch Ausfüllung der gewaltigen Lücken des neueuropäischen Gesammtwissens hinsichtlich alles Dessen, was das Slawenthum betrifft; denn dieses zu thun, ist wahrlich Niemand besser im Stande als wir selbst. (S. 24.)

Sonach ist für die böhmische Literatur nun die dritte Epoche eingetreten, sie hat sich zur Selbständigkeit neben den übrigen Literaturen Europas emporgearbeitet und dient schon jetzt als Vermittelungswerkzeug für die „Wissenschaft, die Volksbildung und den geselligen Verkehr, den drei Motiven und Rechtfertigungsgründen jeder Sprachsonderung". In dieser dreifachen Rücksicht wird die bisherige Wirksamkeit der böhmischen Literatur von S. 26 — 36 näher in Augenschein genommen und dabei mit gerechtem Stolze auf die Höhe der böhmisch-slawischen Philologie, der Geschichtsforschung und der Realwissenschaften hingedeutet, wobei der geehrte Verf. freilich verschwiegen hat, wie gerade nur diese Wissenschaften unter den gegebenen (Censur-) Verhältnissen schneller

[illegible], zu schätzen wissen. So ist nun die böhmische Literatur der wirksamste Hebel für die geistige Entwickelung des böhmischen Volks und seiner technischen und commerciellen Interessen geworden und strebt es immer mehr und vollkommener zu sein. Dennoch aber hat dieses Emporringen die verdiente Anerkennung bisher nicht gefunden, besonders unter den höhern Classen nicht, und selbst im Nationalmuseum und bei der Matice sind nur einige der böhmischen Geschlechter mit verzeichnet. Dasselbe ist noch nicht als Nationalangelegenheit anerkannt, was es doch in der That ist. Der Grund dieser geringen Theilnahme (heißt es S. 38) liegt zunächst darin, „daß nur Wenige wissen, was bereits geleistet ist, und daß es sich jetzt schon um unmittelbar praktische Zwecke handelt". Andere sind allen diesen Bestrebungen geradezu abgeneigt. Sie werfen ein, wie Weniges die Böhmen trotz aller ihrer Anstrengung bisher geleistet haben, ohne zu bedenken, daß ja eben die geringe Theilnahme von ihrer Seite selbst daran Schuld war. Der Geschäftsgang, wo man oft mit dem Volke, also nur in böhmischer Sprache, verkehren muß, ruft auch mancherlei Klagen hervor; daran ist aber nur die Vernachlässigung des böhmischen Rechtsstudiums Schuld. Auch dünkt die neuere Schriftsprache Vielen unverständlich. Kann das aber anders sein, wenn man Böhmisch nur mit Dienstboten und Arbeitsleuten spricht, während man jeden Umgang mit gebildeten Czechen meidet und den Entwickelungsgang der Literatur unbeachtet läßt? „Andere wieder sehen es mit Bedauern, daß die böhmische Sprache noch nicht in Vergessenheit gerathen will, und misbilligen ernstlich das Bemühen", sie zu heben, weil sie überhaupt das Bestehen verschiedener Sprachen für ein Unglück halten. Die Böhmen sollen deutsche Sprache und Bildung annehmen, sagen sie, ohne die Unmöglichkeit einer solchen vollständigen Germanisirung zu bedenken, die selbst bei dem fanatischesten Streben erst in „vielen Jahrhunderten" möglich werden könnte. Dieser Abschnitt dünkt uns einer der wichtigsten im ganzen Buche, der aber nur in seinem Ganzen aufgefaßt werden darf. (S. 49—58.) Aber die Germanisirung Böhmens ist nicht einmal wünschenswerth.

Im Gesammtverlaufe der Geschichte ist jedem Volke eine Aufgabe gesetzt, die kein anderes zu erfüllen im Stande wäre. Auch dem böhmischen Volke ist eine solche zu Theil geworden, und um ihretwillen muß auch seine nationale Existenz von einem aufgeklärten Kosmopolitismus vielmehr gepflegt als angefeindet werden. (S. 59—60.)

Der wiedererwachte Czechismus in Böhmen hat eine Reihe von überraschenden Wirkungen auf die slawischen Stämme in Mähren und Nordungarn (die das Böhmische als gemeinsame Schriftsprache haben, zusammen über sieben Millionen Köpfe) sowie auf die in Illyrien und den angrenzenden Ländern geäußert. (S. 63.) Einen solchen Einfluß wird die rasch sich entwickelnde böhmische Bildung auch auf die übrigen slawischen Völkerschaften auszuüben im Stande sein; denn auch bei ihnen

regt sich das Gefühl des Völkerberufs: der Menschheit zu dienen, ihre Entwickelung zu fördern.

[illegible] sie aber vor allem die geistige [illegible] unserer Zeit sich eigen machen.

Und hierauf die Slawen hinzuweisen, den zurückgebliebenen Stämmen die Bahn zu zeigen, auf welcher sie nachzueilen haben den weit vorangeschrittenen Brudervölkern, das ist nach unserer Meinung jetzt die historische Aufgabe der Böhmen. (S. 68.)

Kein slawischer Volksstamm allein wäre vielleicht im Stande, seine Nationalität gegen die Übermacht zu behaupten, welche die Vereinigung in größere, gleichartige Massen und die weiter vorgeschrittene Bildung den übrigen Völkern Europas verleiht. Ihre Gesammtzahl und die geistige Unterstützung, die sie sich gegenseitig zu gewähren bestimmt sind, wird sie aber in den Stand setzen, jene Verschiedenheit der Bildung schneller auszugleichen, als fremder Einfluß ihre Natur zu verändern vermag.

Durch den Zusammenhang der geistigen Interessen aller Slawen also gewinnt das nationale Streben in Böhmen erst eine welthistorische Bedeutung, die Achtung gebietet und seine Dauer sichert.

Und somit ist der geehrte Verf. auf einem Punkte angelangt, wo er über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgeht und mit einem kühnen Schritte unmittelbar in die Allgemeinheit und das Gebiet der bewegten Gegenwart, der Erzeugerin der Zukunft, tritt. Wenn wir seinem Ideengange bisher gefolgt sind, so dünkt uns von jetzt an jedes Wort auf den wenigen noch übrigen Seiten seines Buches so wichtig, die großartigen Ansichten sind so eng zusammengedrängt, daß es uns leid thut um jede Zeile, die wir der Kürze wegen übergehen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Zu den Geschenken, mit denen der wissenschaftlichste Fürst Italiens die Gelehrten seines Volkes, mit denen der Großherzog Leopold II. von Toscana seine Gäste zu Florenz im September 1841 bei der dritten Vereinigung erfreute, gehörte eine neue Ausgabe der „Saggi di naturali esperienze" der berühmten Akademie del Cimento, der eine geschichtliche Einleitung von Antinori vorgesetzt ist. Die Entwicklung der physischen Wissenschaften seit Galilei in Italien überhaupt und speciell in Toscana ist das darin mit Geist besprochene Thema. Nur bis zum Ende der leider so früh erloschenen Akademie del Cimento ist jedoch dieser Bericht fortgeführt, mehr wol, um zu ähnlichen Arbeiten fernerhin anzuregen, als in der Meinung, das Wesentlichere erschöpft zu haben. Galilei's Lehren fanden durch seine zahlreichen Schüler ungeachtet der Kirchencensuren Verbreitung. Cardinäle selbst, wie Ricci, konnten dem Drange nicht widerstehen, seinen Anregungen sich hinzugeben und wenigstens durch ihre Gönnerschaft die Ausbreitung seiner Lehren zu beschleunigen. Ein Abate Nazzari aus Bergamo wagte eine literarische Zeitschrift, die erste, die in Italien ans Licht trat, das „Giornale dei letterati", in Rom herauszugeben und Ricci ward ihr Vertreter. Sie bestand von 1668—75 und würde, ohne durch einen solchen Patron zu solchem Muthe erhoben zu sein, wol schwerlich gewagt haben, der Arbeiten der eben unterdrückten Akademie del Cimento so günstig, wie sie es that, zu gedenken. Kaum begreift man, wie die Beschränktheit sich noch an dem Andenken eines Mannes wie Galilei zu nagen erdreisten durfte, dem Großherzog Ferdinand II. selbst seine Belehrung und die Neigung für naturwissenschaftliche Studien verdankte, die er durch viele glückliche Versuche und Entdeckungen bewährt hat. Versuche über die Fortpflanzung des Schalls, die er seit 1656 anstellte, ließ Ferdinand II. selbst unter die Arbeiten der Akademie aufnehmen, obgleich diese erst 1657 in aller Form entstand. Prinz Leopold, des Großherzogs Bruder und auch ein

Schüler Galilei's, wurde der Mittelpunkt der geistreichen Männer, die, durch den Genius Galilei's geweckt, seine Weise zu prüfen auch auf das Alltägliche und auf das Entferntere übertrugen. Er wurde in seiner unabhängigern Stellung der Gründer und Heber jener Akademie del Cimento, die von 1657 an nur bis 1667, und noch dazu mit langen Unterbrechungen so wichtige Fragen zur Anregung und zur Entscheidung brachte. Elemente der frühen Auflösung lagen leider! schon in den Urkeimen dieses Vereins. Seine einflußreichsten und bedeutendsten Mitglieder waren Borelli und Viviani, aber des Erstern Charakter war für keine Art von Vereinen geschaffen. Sein Name brachte mehr Segen als seine Persönlichkeit. Als Borelli 1667 nach Neapel, seiner Heimat, zurückging, Rinaldini nach Padua, Oliva nach Rom fast gleichzeitig zogen, fühlte man den Verlust großer Talente; die Ernennung des Prinzen Leopold, in derselben Zeit zum Cardinal, entzog den Nachbleibenden die anregende Kraft und auf Ersatz war weniger zu rechnen. Eine nicht bedachte Anordnung machte auch die nachgebliebenen Mitglieder lauer. Man verlangte, daß die einzelnen Mitglieder ihre Erfindungen, ihre Apparate, ihre gemachten Beobachtungen der Gesammtheit des Vereins überließen; das Opfer schien bedeutender, je kleiner der Kreis war, der es bringen sollte; und leicht möchte dieser Maßregel das allmälige Zerfallen dieser Akademie zuzuschreiben sein, bei der man mit Unrecht einwirkende Zuflüsterungen von außenher angenommen hat. Nachweislich läßt sich nichts darüber darthun; und wahrscheinlicher bleibt gewiß, daß, wie es jetzt noch zu geschehen pflegt, der Verein seinem Absterben entgegenging, als die Zusammenkünfte seltener wurden und die innern Mittel nicht ausreichten, die Fortdauer länger zu fristen. Hatte sie selbst den Verhältnissen und ihrer Ungunst erlegen, so erkannte man dafür ihr der Wiederbelebung fähiges Princip in den Vereinen, die gleichsam aus ihrer Asche erwuchsen. Wenige der Akademien, die an andern Punkten Italiens entstanden, waren von langer Dauer. Eine Akademie in Wien, ursprünglich ein Privatunternehmen eines Arztes Bausch, seit 1670 unter kaiserlichem Schutze, theilte dieses Schicksal. Aber die wissenschaftlichen Vereine in London (1663) und Paris (1666) sind gleichfalls als Schößlinge dieses Stammes zu betrachten und haben bewiesen, was solcher Stamm in geeignetem Boden vermöge.

Die Erfindung der Violine gehört zu den noch nicht ausreichend erörterten Fragen. Sehr abweichende Behauptungen finden sich in den Werken, in denen man Aufschluß sich versprechen dürfte, und die Versicherung des Doctors Lichtenthal im „Dizionario della musica“ (unter Violino), daß die Violine aus einem indischen musikalischen Instrumente ohne Saiten hervorgegangen sei, welches man mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen, und daß es durch die Vermittelung der Kreuzzüge nach Europa gekommen wäre, hat Nachschreiber gefunden. Darum setzt man, wie es scheint, ihre Erfindung ins 12. und die ihrer jetzigen Gestalt ins 16. Jahrhundert. Doctor Mauro Rusconi, der am 10. Februar 1842 dem lombardischen Institute zu Mailand einen Bericht über Ferd. Wolf's Buch „über die Lais, Sequenzen und Leiche“ (Heidelberg 1841) abzustatten hatte, fand Anlaß, die Frage über das Alter der Violine zu erörtern, und die Bemerkungen zu Bestätigung einer dort aufgestellten Meinung, die er beibringt, verdienen auch außer jenem Kreise Beachtung. Dr. Wolf, an Owen und Walker sich anschließend, erkannte in der britischen chrotta (vom celtischen crwth), einem mit sechs Saiten bezognen Instrumente, von denen vier auf dem Halse, zwei unter einem spitzen Winkel seitwärts davon auf der Decke endigen, deren erstere mit einem Plectrum in Bewegung gesetzt, die andern mit dem Daumen gedrückt wurden, um den Baß zu bilden, den Prototyp der Violine, und da dieses Instrument von den Barden auf die Minstrels überging, so scheint die Verpflanzung leicht nachweisbar. Monumental wird sie bestätigt durch ein Basrelief in Sandstein an der Hauptthür von S.-Michele zu Pavia, das uns, wie alle Reliefs an dieser Thür und diesem ganzen Gebäude, einen Mann darstellt, der eine Violine streicht (das Gegenstück ist ein Mann, der die Harfe spielt). Nun stammt S.-Michele zwar nicht, wie Einige behaupten wollten, aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, sondern aus dem 11., und da nichts vorliegt, was das Basrelief für jünger oder später zu halten bestimmen könnte, so scheint der Violine ein über die Kreuzzüge hinaufreichendes Alter gesichert. Die Form der Violine des Geigers an S.-Michele ist der Form der heutigen näherliegend als die bei Wolf abgebildete britische chrotta; und das scheint aus Rusconi's Zusammenstellung sich zu ergeben, daß im 11. Jahrhundert und wahrscheinlich noch viel früher die Violine selbst in ihrer jetzigen Gestalt bekannt war und daß sie wahrscheinlich durch schottische und irische Mönche ihren Weg nach dem Festlande fand.

Professor Fr. Orioli in Korfu, der mit seinen geistreichen Beiträgen von Zeit zu Zeit das „Giornale dell' Istituto Lombardo“ schmückt, sucht aus den Angaben über das Schicksal von Veji in den Mai'schen Excerpten aus Dionysius („Scriptor. Vaticanor. Nova Collect.“, Theil 1, S. 470—475) wahrscheinlich zu machen, daß das Veji entmuthigende Orakel der vejischen heiligen Bücher in Bezug auf das Übertreten der Wasser des Sees von Albano die Kriege mit den Latinern im Allgemeinen betraf und bestimmter die Kriege mit der Stadt Alba, die in der alten Zeit, wo jene Bücher entstanden sein mochten, mit Recht als Haupt von Latium angesehen werden mußte. Das Orakel müsse folglich gesagt haben, Latium und seine Hauptstadt (Alba) würde nicht eher über Veji gebieten, als bis der See von Alba den Vejern zinsbar sich zeigte, seine Wasser ergießend in den Tiber (Vejis Strom, während seines ganzen ferneren Laufes von Veji abwärts bis Ostia) und durch den Tiber ins Meer. Ohne eine solche Deutung würde man nicht begreifen können, wie das Schicksal des Sees von Albano mehr als das Schicksal eines der andern benachbarten Seen (Baccaco, Bracciano, Monte Rosi, Riccin) mit Rom und Veji durch den Orakelgebenden in Verbindung zu bringen war. Nur bei seiner Erklärung meint Orioli begreifen zu können, warum der albaner See und kein anderer genannt ward, und begreifen zu können, warum die Weisen der belagerten Stadt, die in ihren Schicksalsbüchern (libri fatales) Roms Namen nicht ausgesprochen, jedoch Latiums und einer seiner Hauptstädte darin gedacht fanden, Das auf Rom, die jetzt wichtig gewordene Stadt der Latiner, bezogen, was ursprünglich von den Kriegen mit Alba, der gleich mächtigen einer frühern Zeit, gesagt war. Dann glaubt Orioli, daß die Drohung der vejischen Gesandtschaft nicht sich darauf beschränkte, den Fall Roms selbst als etwas Mögliches anzudeuten, sondern daß sie mit der Andeutung verbunden gewesen sei, an Roms Stelle werde sich Veji wiedererheben; beide würden ihre Lagen vertauschen. Nur in dieser Voraussetzung begreift sich, warum die Römer, als sie die Erfüllung der Prophezeiung durch Brennus' Fackeln in ihrer Vaterstadt sahen, auf einmal und ohne einen andern Grund anzugeben, den launenhaften Gedanken faßten, ihren Sitz nach den Mauern der nebenbuhlerischen Stadt zu versetzen, um jene, nicht die eigene Stadt aus den Trümmern wieder zu erwecken, wahrscheinlich in der Meinung, daß durch diesen Kunstgriff ihnen zugute kommen würde, was die Sage von dem einstigen Glanze des wiedererweckten Veji gesagt haben mochte. Nach Veji flohen viele Römer, als die Gallier das Capitol umlagerten; und von Veji aus kam dem schon aufgegebenen Rom die erste Hülfe, ja Camillus selbst, schon zum Dictator ernannt, schirmte von Veji aus die Auspicien des Zuges, die ihn zum Triumphe führten... Etwas entschieden fügt Orioli seiner Deutung den Schluß bei: Wer so etwas nicht einsieht, hat keinen Sinn für alte Religion und alten Glauben und mit dem hab ich gar nichts zu streiten. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

(Beschluß aus Nr. 171.)

Gerade jenes Streben der einzelnen slawischen Völkerschaften nach einem Wechselverkehr untereinander (meint der Verf. S. 69) sei es, was dem Slawenthum die meisten Gegner erwecke; insbesondere unter den Deutschen werde es als besorglich und gefahrdrohend bezeichnet.

Mit Bedauern beobachten wir diese Stimmung; denn die Zumuthung feindlicher Gesinnung ist geeignet, sie da hervorzurufen, wo sie noch nicht besteht, zumal in unserm Falle. Nach dem langen Kampfe, zuletzt in Böhmen geführt, blieb die Macht in den Händen der Deutschen und hat eine Zeit lang schwer auf dem Besiegten gelastet. Nicht den Deutschen wollen wir die Mängel finsterer Zeiten zur Last legen; allein es ist nicht zu wundern, wenn den Slawen Das, was sie betroffen, Mistrauen gegen die Deutschen eingeflößt hat. Den alten Brand nicht von neuem anzufachen, muß ein ernstes Anliegen jedes Redlichgesinnten sein. Wer es sich anmaßen wollte, das Nationalgefühl unter den Slawen durch die Anregung von Haß und Rache gegen die Deutschen zu beleben, der würde sich an beiden Nationen schwer versündigen. Umgekehrt ist es aber auch eine heilige Pflicht der Deutschen, den traurigen Eindruck historischer Ereignisse nicht zu verewigen.

Ein objectiver Grund der Besorgnisse der Deutschen, heißt es weiter, sei nicht zu finden.

Fast will es uns bedünken, sie seien der Furcht vor einem Gespenste zu vergleichen. Es wird bemerkbar, daß sich in dem Zustande der slawischen Völker wichtige Veränderungen vorbereiten, und weil man sich den Grund und die Tendenz derselben nicht klar gemacht hat, so sieht man der ungewissen Zukunft mit bangem Zweifel entgegen.

Ebenso ist die Furcht vor einem slawischen Universalreich eine durchaus nichtige. Eine literarische Gemeinschaft der slawischen Völker verschwindet neben der Rücksicht auf die materiellen Interessen, die geographische Lage, die Stellung zu den Nachbarvölkern, die Macht des geschichtlich und factisch Bestehenden, welche alle einer politischen Vereinigung entgegenwirken. Der Verf. führt Deutschland als Beispiel an und setzt hinzu:

Ein Blick auf die Karte von Europa und in seine Geschichte lehrt uns aber, daß alle die Umstände, deren Gesammtwirkung nur eben hingereicht hat, um Deutschland einigermaßen zusammenzuhalten, hinsichtlich der slawischen Völker nicht vorhanden sind.

Jede slawische Völkerschaft hat ihr eigenes, besonderes Leben geführt; besonders haben sich die Westslawen häufig mit den benachbarten Völkern berührt, sodaß schon dieses das Gelingen einer solchen Vereinigung unmöglich macht. Eine Verschmelzung der großen slawischen Völkerschaften, ja selbst der einzelnen Stämme einer jeden solchen, sind „für alle Zukunft undenkbar". Die verschiedenen Slawinen stehen einander zwar weit näher als die Zweige des germanischen Sprachstammes, und dieses gibt die „Möglichkeit und die Natur des gemeinschaftlichen slawischen Strebens"; aber dennoch ist z. B. der gebildetste Böhme ohne philologische Gelehrsamkeit nicht im Stande, nur ein Buch des ihm zunächst verwandten Polen zu verstehen, und das gibt zugleich auch die Grenze, welche jene Tendenz nach Vereinigung nicht überschreiten kann. So kann der Begriff eines allgemeinen Slawenthums nur bei den Gebildeten Eingang finden; der Menge aber fehlt es an jeder großartigen, allumfassenden Idee, welche die Gemüther entflammen könnte, und wird für immer fehlen, „abgesehen von dem Falle unduldsamen Drucks von außen". (S. 77.) Ja, es liegt sogar im Interesse der slawischen Völkerschaften, die Erhaltung seiner Sprache, seiner individuellen Nationalexistenz bestimmt jedes einzelne unter ihnen, einer solchen politischen Vereinigung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten und die Geschichte gibt uns die blutigsten Beweise, daß

wo die Individualität eines slawischen Volks von einem andern angegriffen wird, jede Spur des ihnen gemeinsamen slawischen Nationalgefühls verschwindet.

Zumal die von gewissen Propheten verkündete Vereinigung unter den russischen Scepter müßte den 25 Millionen Slawen, die bisher außerhalb seines Bereichs leben, nicht minder verderblich sein als der Unabhängigkeit Deutschlands. (S. 78.)

Gleichförmigkeit in allen Theilen des Reichs ist das Princip der russischen Regierung (Nichtbeachtung, ja Unterdrückung aller Provincial- und Localbedürfnisse und Bestrebungen, wie sie das besonders in der neuesten Zeit glänzend hervorgethan). Und diesem Principe sollten slawische Völker ihre bisherigen Verhältnisse zum Opfer zu bringen geneigt sein, deren Geschichte so alt ist wie die der übrigen Nationen Europas, die in ihrer socialen Entwickelung mit diesen Schritt gehalten haben? Dieses engherzige Princip sollten sie zur Herrschaft über einen Staat erheben wollen, der von Danzig bis Ragusa und von den böhmischen Wäldern bis an die Spitze von Kamtschatka reichen würde? Dies mögen Einzelne für möglich halten, vielleicht auch wünschen, so lange sie die Furcht bethört, daß jede andere Combination die nationale Existenz ihres Volks gefährde. Wer aber behauptet, daß die slawischen Völker nach diesem Ziele streben, oder die Männer, die ihre Bewe-

gungen lenken, der versteht nichts von ihren Bedürfnissen und ihren Wünschen — oder er behauptet aus eigenthümlichen Gründen, was er selbst nicht glaubt. (S. 79.)

Freilich kann Niemand die unmittelbare Wichtigkeit des neuerwachten Slawismus für die nächste Zukunft der europäischen Staaten ableugnen. Sollte es auch der Diplomatie gelingen, den Ausbruch der Streitigkeiten, wie sie sich über die Verhältnisse des Orientes herausstellen, noch eine Zeit lang hinzuhalten, so müssen die Reibungen doch über kurz oder lang zum offenen Kampfe führen.

Auf die Entscheidung dieses werden die slawischen Donauvölker einen entschiedenen Einfluß üben. Darum liegt viel daran, daß sie jener Zeitpunkt nicht unvorbereitet überrasche: — denn was, wie wir oben behauptet haben, den Interessen der slawischen Völker nicht entspricht und von den reifern Stämmen niemals gewählt werden wird, von dem besorgen wir gleichwol selbst, daß es ein unreifes Volk im entscheidenden Augenblicke verleiten könne, zumal wenn es in seinem Nationalgefühle gekränkt worden und deshalb sein Urtheil befangen ist, — im ersten Taumel jugendlichen Selbstgefühls, den Rath wahrer Freunde verachtend, verderbliche Bahnen einzuschlagen. (S. 80.)

Wir können nicht umhin, einzugestehen, daß, so deutlich und klar auch der Ideengang des geehrten Verf. über den Panslawismus, seine Tendenz und Gefährlichkeit vor unsern Augen daliegt, uns dennoch ein schärferes Charakterisiren des Wesens des Panslawismus, wie er sich in Böhmen ausgebildet und nach und nach auch zu den übrigen Slawen verbreitet hat, ein tieferes Eingehen in den Kreis seiner Wirksamkeit und seiner Wirkungsfähigkeit, eine genauere Darlegung der nächsten Bestrebungen desselben aus mehr als einem Grunde gut und wünschenswerth erschienen wäre. Einmal schon knüpfen sich in Deutschland, ich kann sagen, beinahe allgemein an das Wort „Panslawismus" eine solche Unzahl grundfalscher Ideen von geheimen politischen Verbindungen, slawischen Propaganden, russischer Politik und — wie erst vor einiger Zeit ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in einem langen Artikel über Liefland — von wilder „Barbarenwuth" und dem „Vandalismus" der slawisch-asiatischen „Horden"; man verwechselt so häufig slawisches Volksthum mit Russismus, um mich dieses echt barbarischen Wortes zu bedienen, Zarenthum, Knute und Sibirien, daß es an der Zeit ist, unsern achtbaren Nachbarn, welche nur unser Streben verkennen, wenn sie es nicht würdigen, endlich einmal zu zeigen und frei und offen einzugestehen, was wir wollen und wie? Dann aber regt sich in dem deutschen Leser bei Betrachtung slawischer Verhältnisse unwillkürlich und oft unbewußt die alte, durch die Geschichte leider nur zu sehr begründete Abneigung dieser beiden Völker gegeneinander, es dringt sich ihm die dunkele, aber unabweisliche Ahnung auf, daß auch die Völker des Ostens, welche bisher nur als Bollwerk für die Civilisation gegen den Andrang asiatischer Horden dienten, unter allen den Kämpfen und Stürmen allmälig herangewachsen sind, um ein schweres Gewicht in die politischen Wagschalen Europas zu legen. Und können wir es ihnen verargen, wenn sie mit besorgtem Blicke uns zurufen: „Was beginnet Ihr?" Eine genügende Antwort können sie jetzt nur von uns und von uns allein empfangen.

Von S. 81 an bespricht der Verf. das Verhältniß der slawischen Bewegungen in Böhmen, Mähren, Ungarn und den südlichen Ländern zur östreichischen Monarchie. Er widerspricht der Behauptung, Östreich sei ein deutscher Staat, sowie der Meinung, „daß das erwachende Nationalgefühl verschiedener, unter einem Scepter vereinigter Völker sie nothwendig auseinandertreibe"; behauptet vielmehr, „daß es ein Princip der östreichischen Regierung ist, die verschiedenen Nationalitäten, über die sie gebietet, in ihrer freien Entwickelung nicht zu hemmen"; ja, glaubt sogar, „daß die östreichische Monarchie recht eigentlich dazu berufen ist, dieses wahrhaft liberale Princip vor den Augen Europas zu verwirklichen". (S. 82.) Wir können in diese Ansicht des Verf. nicht unbedingt einstimmen; vielmehr zwingt uns gerade das Zufällige in der Art, wie sich der östreichische Staat herangebildet (der Verf. bespricht das S. 82—84), sowie die geringe Energie, welche sich bisher in der innern Verwaltung Östreichs gezeigt hat, diese so blindlings zusammengefallenen Theile zu einem organischen Ganzen zu vereinen; Alles dieses, wie so manche Einzelnheiten, welche nur bei einer längern Beobachtung der verschiedenartigen Elemente, aus welchen dieser Staat zusammengesetzt ist, und der gegenseitige Einfluß derselben zwingen uns zu der Meinung, ein ganz anderes Schicksal stehe dem östreichischen Staate bevor. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß die Zerstückelung, in welche die verschiedenen Völkerschaften Östreichs zerrissen sind, indem eines immer von mehren andern so fest eingeklemmt gehalten wird, daß es jeden Augenblick von den Nachbarn zermalmt werden könnte, den Bewohnern dieses Staates eine feste Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Ganzen wol wünschenswerth macht. Allein jene Zerstückelung ist nur zum Theil bedeutsam; denn immer noch sitzen in Salzburg, den beiden Erzherzogthümern, Tirol, Nordsteiermark und Westungarn, dann in Böhmen (mit Ausschluß des Nordgrenzstrichs), Mähren und Nordungarn, ferner in Mittel- und Südsteiermark, Illyrien, Kroatien, Slavonien und Südungarn, endlich Italien so compacte Massen, daß sie sich leicht vereinigen können. Dabei sind einzelne Hauptstämme gegen die andern offenbar so zurückgesetzt, daß eine tiefgefühlte Erkenntniß dieses Misverhältnisses, wenn sie nicht schon da ist, jeden Augenblick zu erwachen droht. Aufhalten läßt sich diese Erkenntniß nicht, das haben Östreichs Staatsmänner durch eine Erfahrung von nahe an 40 Jahren endlich einsehen gelernt; so gibt es also nur ein Mittel, das gekränkte Gefühl zu versöhnen; Gleichstellung aller Nationalitäten, gegründet „auf die gegenseitige Achtung der Individualität der Völker", welche Graf Thun als das Princip angibt, das „den Bestand der östreichischen Monarchie sichere". Dabei muß das deutsche Element das Organ der Regierung bleiben, wie bisher; aber den Landessprachen muß, außer den obersten Verwaltungsbehörden, gleiche Berechtigung zuerkannt werden. Nur so kann die östreichische Regierung

mit Sicherheit den Boden in Besitz nehmen, der jetzt unter ihren Füßen schwankt.

In der kurzen Übersicht, die wir den Lesern dieser Blätter von dem Buche des Grafen Thun gaben, dürften einzelne Sachen Manchem in einem weniger klaren Lichte erscheinen, als er wol wünschte. Allein bei der Beschränktheit des Raumes in diesen der deutschen Literatur gewidmeten Blättern war das wol nicht gut anders thunlich; auch lag es nicht in unserer Absicht, das ganze Buch wiederzugeben; wir müssen daher auf dasselbe selbst hinweisen, wen der Gegenstand näher berührt. Darauf jedoch müssen wir aufmerksam machen, daß die Vorrede im März 1841 unterzeichnet ist und das Buch selbst erst im März 1842 in Druck kam. Daß daran weder Verf. noch Buchhändler Schuld war, läßt sich fast mit Gewißheit behaupten. Übrigens zeigt sich im Ganzen eine Freiheit der Censur, wie wir sie in Östreich bisher noch nie gefunden. J. P. Jordan.

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von C. A. Wildenhahn. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Und nun, lieber Leser, was hältst du von dem Pietisten Spener?" Mit dieser Frage schließt der Verf. seinen geistlichen Roman, der den Namen und die Sache des Pietismus zu dem „schmerzlich" vermißten Ansehen, zu neuer Ehre und Würde bringen soll, indem in dem Buche das Leben des frommen Spener und die Geschichte einer sogenannten geistlichen Wiedergeburt der Gegenstand der Darstellung gewesen ist. Jedermann wird wol dem Verf. beistimmen, daß der ehrwürdige Spener ein ausgezeichneter Charakter und ein Mann von großer christlicher Wirksamkeit gewesen; aber freilich läßt sich daraus auch nicht die geringste günstige Anwendung auf die Erscheinung unsers modernen Pietismus machen; der bleibt immer ein geistlicher Greuel und ein tiefer Abfall des einen Theils der protestantischen Welt von dem Principe der Reformation und der christlichen Wahrheit. Seitdem der moderne Pietismus nicht allein durch die Wissenschaft, sondern noch mehr durch seine eigene Praxis seine ganze Haltlosigkeit und Blöße immer freier aufgedeckt hat, zeigt er nicht ungern auf die ehrwürdige Gestalt Spener's und auf die fromme Richtung des 17. Jahrhunderts hin, obschon die Bedingungen, der Verlauf, das Resultat des antiquirten Pietismus von der Natur und der Entwickelung der modernen Frommthuerei ganz und gar verschieden sind und kaum mehr als den Namen gemein haben. Denn während der Spener'sche Pietismus seinem Wesen und seiner Stellung nach auf die Vollendung und die Entwickelung des geistigen Lebens seiner Zeit hinarbeitete und darin wesentlich wirkte, stellt sich die moderne Frömmigkeit vielmehr als eine Desorganisation des Geistes heraus, die die Empfindung über den Gedanken, das unfreie Gemüth über die Macht des selbständigen Geistes erhebt. Wir dürfen nur obenhin auf die Elemente der modernen Frömmigkeit sehen, um sie als kranke, desorganisirende Richtung zu erkennen. Wie gewöhnlich nach großen physischen und moralischen Anstrengungen eine zum Nachtheile des übrigen Geisteslebens gesteigerte Gemüthsspannung eintritt, so zeigte sich auch in Deutschland nach den letzten großen politischen Umwälzungen eine solche einseitige Geistesrichtung, die sich auf dem religiösen Gebiete alsbald in einer außerordentlichen Neigung zu religiöser Gefühlsschwelgerei kundgab: seitdem sind wir mit dieser „schmerzlich" verkannten Religiosität im Ganzen und Großen beglückt, die ansteckt und sich fortpflanzt, wie jedes psychisch-nervöse Leiden. Bald behielt dieser, wir möchten sagen, natürliche Pietismus seinen gewöhnlichem passiven Charakter und äußerte sich nur in separatistischen Gaukeleien und einer kindischen Liebelei mit den kirchlichen Dogmen, bald sahen wir ihn auch in phantastische Schwärmerei übergehen, die ganze Gemeinden und Gesellschaften in ihre Strudel zog und in dem Prophetenthume und der Muckerei unserer Zeit unleugbar den höchsten Gipfel religiöser Verirrung erreicht hat. Allein dieses rein psychische Element des modernen Pietismus ist nicht das einzige, auch nicht das gefährliche; es ist als eine, wenn auch langwierige, Krankheit immer vorübergehend und ohne geschichtliche Gestaltungsfähigkeit. Der „schmerzlich" verkannte Pietismus hat noch eine andere Seite. Der großen Zahl Einzelner nicht zu gedenken, die sich aus sittlicher Leere und Zerrüttung der Kopfhängerei ergeben, befindet sich innerhalb des Pietismus eine compacte Masse, die in ihrer negativen Stellung zum blühenden Leben und zur Geschichte der Gegenwart in jener bornirten Frömmigkeit den Boden für ihre reactionnairen Tendenzen findet und nach dem Sprüchworte: „Gibt man dem Teufel die Hand, so nimmt er auch das Herz", mit mehr oder weniger Ernst in die Krankheit selbst versinkt: dies ist das jesuitische Element des modernen Pietismus, der dadurch nachhaltig, bewußt und willensthätig und hiermit ein wahrer Feind unserer geschichtlichen Gegenwart geworden ist.

Der Grund und die Tendenz einer solchen Frömmigkeit ist ebenso zusammengesetzt als ursprünglich verschieden. Je mehr nämlich ein tüchtiger Rationalismus und die Philosophie des Geistes die theologische Wissenschaft und das Christenthum von der Autorität und dem dogmatischen Scholasticismus des 16. Jahrhunderts befreit, um so bedeutungsloser und ärmlicher wird die Stellung Derer, die den starren Kirchenglauben ohne alle Vermittelung der Wissenschaft festhalten und unter der Entschuldigung von „Aufklärerei" und geistigem „Hochmuth" das Leben und die Bewegung des Geistes abweisen. Allein das Gefühl, daß Einem die Zeit über den Kopf wächst, ist immer peinlich; und so treibt diese Zurückgebliebenen das Bewußtsein der geistigen Armuth und Verlassenheit inmitten des Reichthums moderner Geistesbildung gewöhnlich mit dem ganzen Rüstzeuge einer tradirten Gläubigkeit der frommen Richtung, dem Pietismus, zu, der ihnen entgegenkommt, der sie tröstet und der ihnen so gern die Anstrengung des Denkens und Forschens erläßt. Mit einer gewissen innern Rechtfertigung und voll Parteihaß stehen dann diese unwillkürlichen Convertiten gegen den freien Geist und die freie Wissenschaft auf und suchen ihn, wenn auch nicht durch die Waffen des Geistes, doch durch polizeiliche Denunciationen zu bekämpfen.

Dem dogmatischen Pietismus, wie wir ihn hier angeführt, steht der hierarchische Pietismus ergänzend zur Seite. Während der freie Protestantismus die Kirche immer mehr von den Formen einer unchristlichen Hierarchie entkleidet und anstatt des weltlichen Priesterthums eine freie, unsichtbare Kirche und eine geistige Gemeinde Christi zu gründen sucht, finden sich auch im Protestantismus genug verkappte Päpste, die gegen die freie Verfassung reagiren, um eine neue Priesterschaft und ein neues weltliches Kirchenthum zu gründen. Der bornirte, mit der Gegenwart zerfallene und bei seiner innerlichen Gestaltlosigkeit nach äußerer Haltung haschende Pietismus kann nur der Grund und Boden sein, auf welchem diese Hierarchisten die Verwirklichung ihrer reactionnairen Tendenzen und die Früchte derselben erwarten. Die neueste Zeit hat hinlänglich bewiesen, was es mit dieser so sehr eifernden und hinreißenden Frömmigkeit für eine schlimme Bewandniß hat; sie wendet sich an jede Autorität; sie conspirirt mit jeder Erscheinung außerhalb des Protestantismus, um der „minder vollkommen organisirten" Kirche wieder aufzuhelfen, d. h. mit klaren Worten, um die eigene Persönlichkeit mit der Macht des Bischofs und des Priesters an die Stelle des freien protestantischen Geistes zu setzen.

Neben dieser wissenschaftlich und kirchlich reactionnairen Frömmigkeit dürfen wir den politischen Pietismus nicht vergessen, eine nicht minder jesuitische Frömmigkeit, nur auf an-

dem Boden. Der Geist der Freiheit hat nicht allein die Wissenschaft und die Kirche reformirt, sondern er hat auch die Gestalt der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates entwickelt; er hat die politische Freiheit begründet und zählt darum auch seine Feinde von dieser Seite. Die Reactionsmänner gegen den protestantischen Staat, die Schüler Haller's, die Liebhaber und confusen Freunde mittelalterlicher Lebensformen, bemerken ganz richtig, daß sie erst dann die Axt an die Wurzel der politischen Freiheit legen, wenn sie die Religion und die Wissenschaft, die beiden Formen des freien Geistes, der sich die freie Welt schafft, in ihrer fernern Entwickelung aufhalten. Die wunderlichste Conspiration und Verbindung mit den frommen Dunkelmännern, mit dem Pietismus, der sich zur ernsten, sittlich gestaltenden Geistesmacht negativ verhält, geht aus diesen politischen Tendenzen hervor; und die fromm philosophirenden Schriften der heutigen Adelsvereine, die neuerdings gemachte „christliche" Behauptung, daß der Adel ein „christliches, unmittelbar von Gott eingesetztes" Institut sei, und dergleichen, das sind so die Zeichen, in welchen sich diese „schmerzlich" verkannte Frömmigkeit offenbart. Und diese klägliche Religiosität in Bausch und Bogen, die man nur aufzuzeigen braucht, um zu überzeugen, die will der Verf. dadurch retten und beschönigen, daß er uns eine fromme Geschichte aus dem 17. Jahrhundert vorträgt? Werfen wir einen Blick auf Spener und seine Frömmigkeit und die Ungehörigkeit dieser Tendenz muß sich noch mehr herausstellen.

Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschland und auch den deutschen Protestantismus beinahe als Leiche zurückgelassen; mit der Vernichtung des politischen Lebens war die lebendige Bewegung in Kunst und Wissenschaft und die innere Entwickelung des reformatorischen Werks durch die theologische Wissenschaft abhanden gekommen: kein Gedanke, kein Princip, selbst keine bedeutende Persönlichkeit belebte und regierte die Welt des Geistes, sondern man war allein darauf bedacht von der Seite der Theologie die todten Trümmer des 16. Jahrhunderts zu retten und das Dogma der Kirche festzuhalten. Man sieht aus diesem elenden Zustande, daß auch die Theologie verlassen und todt ist, wenn der allgemeine Geist, die allgemeine Bildung aus der Nation entweicht. Unter den heimlichen Anschlägen und verdeckten Angriffen auf die Kirche und den Glauben des Protestantismus von Seiten der Katholiken, unter den eigenen confessionellen Spaltungen, unter den Umtrieben einer Menge fanatischer Religionsschwärmer und Sektenstifter, die nach so viel Unglück und Zerstörung allenthalben herauftauchten, richtete sich die theologische Wissenschaft und die protestantische Geistlichkeit auf die alleinige Abwehr ihrer vielen Feinde und erschöpfte sich hierbei in polemischem Eifer und in einem dürren, die Unterschiede der Bekenntnisse in pedantischer Breite feststellenden Scholasticismus. Auf der Kanzel wurde wie auf dem Katheder polemisirt und Wortfechterei getrieben, sodaß besonders die Predigten aus dieser Zeit ein treues Bild der geistesvergessenen Zeit abgeben: in ihnen ist selten eine Spur religiöser Begeisterung, selten ein Ergreifen des sittlichen Menschen, sondern eitel Polemik, oder herzlose und ohne Empfindung vorgetragene Moral. Da erschien Philipp Jakob Spener, der in jener einerseits unfruchtbaren, andererseits rohen und verwilderten Zeit allerdings eine andere Bedeutung und eine andere Wirksamkeit haben mußte, als er in dem vollen und allseitigen Leben der Gegenwart haben würde. Er war ein Mann von glücklichen Gaben und besaß neben der kirchlich-theologischen Bildung seiner Zeit ausgebreitete geschichtliche und politische Kenntnisse; ein Genius, der eine neue Stufe des theoretischen Geistes ersteigt und den Keim einer neuen christlichen Geistesepoche legt, war er nicht: diese neue Geistesepoche, der alle, und auch die theologischen Richtungen anheimfielen, ging erst später in der Leibnitz-Wolff'schen Philosophie auf. Allein Spener hatte eine vorwiegend natürliche, unmittelbare Qualität seines Wesens, es war die Innigkeit und Lebendigkeit seines Gemüths, die überwiegende Seite eines reichen Herzens, die ihn inmitten eines kläglichen und dürren Scholasticismus, dem der lebendige Geist der Wissenschaft und Religion zum todten Buchstaben zusammenschrumpfte, eine ausgezeichnete praktische Wirksamkeit verschaffte und mit welcher er die Wiedergeburt des neuen Geistes unterstützte. Das lebendige Gemüth, das zu seinem Inhalte und als Gleichgewicht das geistige Bewußtsein und die Bildung seiner Zeit in sich schließt, möge nun dieses Bewußtsein in dogmatischer oder speculativer Form auftreten, ist immer fromm, d. h. es empfindet in jedem Augenblicke und unter allen Verhältnissen die Abhängigkeit seines Thuns und Wollens von dem Höchsten, von Gott, und wird von dieser subjectiven und die Objectivität des sittlichen Bewußtseins begleitenden Empfindung in seiner Lebenspraxis beseelt und getrieben. Spener besaß diese wahre, erfüllte, sich an kein Bekenntniß bindende, von der leeren, kranken Herzensbewegung unserer Zeit verschiedene, Frömmigkeit; er empfand aber darum auch um so tiefer, daß sie seinen Zeitgenossen und besonders den Lehrern der Schule und der Kirche gänzlich mangelte. Es war deshalb das stete Ziel und der begeisternde Zweck seiner ganzen langen Thätigkeit, in den erstorbenen Gemüthern seiner Zeitgenossen die lebendige Empfindung für die Wahrheit der christlichen Offenbarung, wie sie die Kirche auffaßte, zu wecken und damit das Christenthum im religiös-sittlichen Wandel praktisch zu machen und zu verwirklichen; von diesem Gesichtspunkte ist seine segensreiche Thätigkeit zu würdigen, ist die Stellung zur Theologie des 17. Jahrhunderts, sind Streitigkeiten und Wirren, die seine Richtung hier und da hervorrief, zu beurtheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die neuesten Vorgänge in Indien haben die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf dieses Land gerichtet. Die speculirenden Bücherfabrikanten in Paris, die aufmerksam auf die Strömung der Tagesinteressen achten und dieselben zu befriedigen wissen, haben den literarischen Markt mit einigen, auf die indischen Verhältnisse bezüglichen Werken versehen. So hat Petit de Baroncourt, Professor am Collège Bourbon unter dem Titel: „Tableau de l'Empire britannique dans l'Inde", das bekannte Werk des Hrn. v. Björnstjerna, das sich in England ein gewisses Ansehen verschafft hat, bearbeiten lassen und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben. Ein anonymes Werk ähnlichen Titels ist gleichfalls nur nach englischen Quellen angefertigt und befriedigt nur statistische Anfoderungen. Ein interessantes Werk haben wir dagegen vom geistreichen Xavier Raymond zu erwarten, der bereits in dem „Journal des débats" mehren englischen Schriften über Indien ausführliche Besprechungen gewidmet hat. Raymond ist schon als gewandter Kritiker bekannt und hat kürzlich Jocelyn's lesenswerthes Werk über die englische Expedition nach China ins Französische übersetzt. Indem wir einmal Indien berührt haben, wollen wir noch auf einen gehaltreichen Artikel hinweisen, den vor kurzem die „Revue des deux mondes" brachte. Philarète Chasles besprach in demselben eine Reihe englischer Werke. Wie jeder Aufsatz aus der Feder dieses vielgewandten Kritikers neben der Analyse der zu besprechenden Werke noch immer eine originelle Grundidee enthält, so weist der fragliche Artikel darauf hin, wie aus dem Kampfe des englischen und indischen Elements ein neues, ein anglo-hinduisches hervorgeht. Gewisse Eigenthümlichkeiten des englischen Menschenschlages verwischen sich; die Hindus nehmen Gebräuche ihrer Eroberer an; beide Theile nähern sich immer mehr und entfernen sich so immer mehr gleichmäßig von ihrer frühern Beschaffenheit. Diese allmälige Vermischung, die schon lange ruhig ihren Gang verfolgt, wird einen Menschenschlag hervorbringen, der weder von Engländern noch Indiern gebildet wird und der eine eigene Zukunft im Schoose trägt.

32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 173. — 22. Juni 1842.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von Gustav Schwab und Friedrich Förster. Drei Bände. Leipzig, Teubner. 1841. 12. 3 Thlr.

Der freundliche Mann, der in Berlin, in Wesen und Schriften, durch lange Jahre eine untergegangene Literaturepoche repräsentirte, ist nun selbst schon vier Jahre aus diesem Leben geschieden. Seine Freunde und Verwandte haben es für zweckmäßig erachtet, eine Auswahl aus seinen Schriften zu veranstalten und dieselben an der Stelle von: Gesammten Werken des verewigten Franz Horn, dem Publicum zu schenken. Eine Beschränkung, die nur zu billigen ist. Nur von den ersten Geistern der Nation ist es für das Publicum von Werth, Alles zu wissen, Alles zu besitzen; von Denen, welche mächtige Umschwünge im geistigen Leben hervorgebracht und deren Ideen und Ansichten in unserer Bildung, bewußt oder unbewußt, fortleben. Und wenn es da schon rathsam ist, doch auch von dem „Alles" Einiges ausscheiden zu lassen, um wie viel mehr bei Schriftstellern, die ihrer Zeit angehörten und nur durch ihre charakteristischen und vorzüglichern Seiten einen Anspruch haben, für die Nachwelt fortzudauern. Bei einem Schriftsteller wie der selige Horn scheint aber dieses Verfahren ganz besonders gerechtfertigt. Seine Gemüthlichkeit breitete sich gern aus über die Gegenstände, die er mit Liebe erfaßte, und man warf ihm nicht ganz mit Unrecht vor, daß er wie ein Goldschläger die Gedankenkörnlein verarbeitete, eine Anwendung, welche ihrer Zeit und für ihr Publicum wol gewirkt haben mag, die aber nicht für alle Dauer ihren Werth behält. Im Gegentheil wird es da zur Pflicht, um das Gediegene und Echte zu retten, von der freundlichen Zugabe, bei der vom Geber immer an die Beschenkten gedacht wurde, die Kometenschweife zu trennen. Daß aber Kernes genug in Horn's Schriften ist, um auf die Folgezeit überzugehen, ist außer Zweifel und die Herausgeber verdienen um ihrer Mühe willen unsern Dank. Horn selbst pflegte zu sagen: Jemand sei schon ein Dichter und als solcher anerkannt und belohnt, wenn sein Gedicht nur einem Einzigen als Poesie ins Herz dringe. Nach diesem Maßstab seiner gemüthlichen Bescheidenheit wäre er zu den glücklichen Dichtern zu zählen, denn seine Schriften fanden viele theilnehmende Seelen und so wird es auch mit den ausgewählten Stücken seines Nachlasses der Fall sein. Nicht eine, sondern viele seiner Ansichten und Urtheile werden Anklang finden und ihren Werth und ihre Bedeutung behalten.

Ob wir Franz Horn einen glücklichen oder einen unglücklichen Dichter nennen sollen, entscheide Jeder bei sich, je nachdem er die Güter des Lebens abwägt. Er war glücklich, weil er in sich zufrieden war, weil er einen Kreis von Freunden und Bewunderern gefunden, welche ihn theilnehmend umgaben, ihn trösteten in seinen Leiden und denen seine Worte und Blicke wie Sonnenstrahlen dünkten, die auf ihr Dasein fielen; er war glücklich, weil er mit seinem unendlich weichen Gemüthe und seiner Liebe ausathmenden Seele Licht und Glückseligkeit überall dahin trug, wo Andern Wolken und Trübsal entgegenblickten. Er war kein Phantast, nicht mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt; es war vielmehr seine innerste gottselige Natur, daß ihm die Welt schön dünkte, auch wo er mitten unter ihren Verkehrtheiten allein stand und duldete. Er war ein Dulder in mehr als einem Sinne; aber, wenn auch sonst die Kraft ihm abging, darin bewies er sie in einem hohen, seltenen Grade, daß er seine Leiden so überwand, daß er seinen Umgebungen bis auf die letzten Stunden dadurch nichts weniger als lästig wurde; in seinen Schmerzen heiterte er sie vielmehr auf, und statt des Trostes zu bedürfen, theilte er ihn aus.

Ein Dulder war er, wie wenige Dichter es gewesen, wegen seines leidenden Körpers. Er zählte die Nächte in seinem ganzen Leben, in denen er der Wohlthat des Schlafes genossen. Von der Gicht geplagt, entbehrte er sogar Dessen, was so oft der einzige Trost eines Schriftstellers ist, selbst die Feder führen zu können. Zwar konnte er mit großer Anstrengung schreiben; wenn er aber mit Freude schaffen wollte, mußte er dictiren. Sein Glück hatte ihm eine Gattin zugeführt, welche ganz im Ideenkreise ihres Gatten und in Bewunderung für seine Gedanken und Gefühle lebte. Sie führte statt seiner die Feder. Dies mag in gewisser Beziehung förderlich gewesen sein, z. B. für die Correctheit des Styls; welchen Abbruch thut es aber der freien Bewegung und verhindert die Wendungen, welche so oft die bezaubernde Eigenthümlichkeit einer Schreibart ausmachen. Horn pflegte selbst oft zu sagen: er könne sich nicht denken, wie ein Dichter

seine Schöpfungen einem Andern in die Feder dictire. Denn dieses andere schreibende Wesen werde in den Augenblicken der Eingebung zu weit mehr als einem Instrumente; es identificire sich, wenigstens in der Phantasie des Dichtenden, mit ihm selbst, und ein gemietheter Copist, der plötzlich absetze und sich umwendend spreche: wie heißt das Wort, Herr Doctor? müsse die besten Gedanken in ihrem Gebährungsproceß zurückscheuchen. Nur indem er eine liebende Gattin neben sich auf dem Sofa sitzen habe, die, ein Theil seines Selbst, mit ihm fühle, denke, ausruhe und keine Ungeduld blicken lasse, wenn er sinne, da sie Dasselbe thue, sei es ihm möglich, dictirend zu dichten. Auf die weiche Gliederung seiner Prosa mag dieses äußere Verhältniß von Einfluß gewesen sein. Den Grund zu seinem Krankheitszustande hatte Franz Horn schon in seiner frühesten Jugend durch zu eifriges Studiren gelegt, als Knabe schon arbeitete er bis in die tiefe Nacht und trat, wie uns seine Biographie erzählt, schon zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahre als Autor vor das Publicum. Das hatte seine Nerven angegriffen und unheilbar zerstört.

Er war ein kranker Dichter. Dies beachtete das Publicum und die Kritik ihrer Zeit nicht, und das physische Dulderthum wurde auch zu einem moralischen. Horn's frühere Schriften, kritischen, historischen und novellistischen Inhalts, hatten Theilnahme, auch Bewunderung gefunden. Das Lob gewichtiger Autoritäten hatte den viel versprechenden Jüngling ins Leben begleitet. Er sah sich in die Sphäre der ersten schöpferischen Geister versetzt, mit vielen derselben genau bekannt und befreundet. Aber die Gunst des Publicums ist wandelbar. Die Umschwünge im Geschmack gingen nach den Befreiungskriegen in schnellen Progressionen vor sich. Horn hielt sich an die alte Schiller- und Goetheverehrung, er begleitete in christlicher Bewunderung die Koryphäen und Werke der romantischen Schule. Noch trat er bündesbrüderlich zu Fouqué, obgleich dessen Nordlandsrecken mit den sanft gemüthlichen Gebilden seiner Novellistik wenig mehr gemein hatten als die christliche Tendenz; aber schon Hoffmann's Diabolik war seinem Wesen fremd. Und wie weit zurück liegt jetzt Hoffmann's Streben! Horn's Gemüthlichkeit stand bald in schroffem Gegensatz zu der ätzenden Kritik und dem beißenden Witz, der aus dem berliner Leben in die berliner Literatur überging. Des freundlichen Mannes „Freundliche Schriften für freundliche Leser" gaben dem bösen Willen und dem gemeinen Sinne unerschöpflichen Stoff zu bittern und hämischen Angriffen. Diesen sah der Gefeierte, in Wonne und Liebe Schwimmende sich unerwartet und plötzlich ausgesetzt und sie zerrten unverschämt und unermüdlich an seinem Rufe. Böse Zeiten der Art kommen für jeden Schriftsteller, besonders für diejenigen, welche von der Volksgunst eine Zeit lang im Triumph umhergezogen worden. Erst auf den Schultern getragen und dann in den Koth geworfen. Es ist ein furchtbarer Umschlag. Wohl Dem, welcher ihm die Kraft seines Bewußtseins entgegensetzen und, dieser Kraft vertrauend, durch die widrigen Strömungen und Wetter weitersegeln mag. Das heitere Wetter, der blaue Himmel kommen immer wieder. Wer diese Kraft des Bewußtseins nicht hat, tröstet sich mit Illusionen; er sagt vielleicht: der Himmel ist ja blau und klar, das Schrillen des Sturmes sind nur unnütze Buben, welche auf einer Rohrpfeife blasen; Neck und Neckerei eines Taschenspielers. Franz Horn that weder das Eine noch das Andere. Er war zu ehrlich und fromm, um sich und Andere täuschen zu wollen. Es überkam ihn wol selbst die Überzeugung, daß er nicht jene dichterische Größe sei, die über die kleinen Stürme den endlichen Sieg nothwendig davontragen müsse. Er mochte sich selbst zugestehen, daß seine Kritiker in Manchem Recht hatten. Aber er war Mensch; irgend eine Genugthuung muß jedes Gemüth sich verschaffen und es ist so selig, gelobt werden. Nicht daß er zu den gemeinen Kunstmitteln des Cliquenwesens griff und sich von Anhängern loben ließ, oder in keckem Trotze selbst lobte; aber er ließ, um seinen Feinden zu antworten, die günstigen Kritiken bedeutender Stimmen über ihn abdrucken und gab sie in einem Bändchen heraus. Wäre es auf die Namen der Kritiker angekommen, dann konnte er freilich mit den autoritätvollen Namen hinter sich die kleinen, namenlosen Kläffer vor sich todtschlagen. Aber das waren Zeugnisse aus einer frühern Zeit, zum Theil höfliche Empfehlungsbriefe für den viel versprechenden Anfänger. Seine Feinde vor ihm hatten es mit dem Manne zu thun, der nicht Alles geleistet, was seine Gönner von ihm erwartet.

Auch diese böse Zeit ging vorüber. Jeder Angriff haucht seine Wuth aus, wenn keine positive Schöpferkraft damit verbunden ist. Seine letzten Jahre lebte Franz Horn ziemlich unangefeindet. Aber es war nur eine Periode der Ruhe ohne Wirken. Seine Zeit war vorüber, seine Kräfte waren gebrochen. Den jüngsten Kämpfen gegenüber fand sein frommes Gemüth gar kein Terrain mehr, sein Arm hatte keine Waffen dagegen. So viel es anging, ignorirte er; so viel seine Liebe vermochte, verdeckte er und verhüllte, was seinen Sinn beleidigen mußte. Als junger Mann hatte er kecke Streiche gegen das alte Philisterthum geführt. Als alternder Mann suchte er, was seinem Sinne widerstehen mußte, zu beschönigen und dem Peinlichen, Störenden, ja dem ihm absolut Feindlichen doch eine Seite abzugewinnen, die er lieben und loben konnte.

Wie eine Erscheinung aus einer vergangenen Zeit lebte Franz Horn in den letztern Jahren in dem so veränderten Berlin. Seine Freunde, die mit ihm gestrebt, waren ausgestorben; andere hatten der Poesie den Rücken gekehrt, nur in praktischen Bestrebungen, die ihm fremd waren, verkehrend. Und er war doch so gesellig, er liebte es, was in ihm wogte, auszusprechen. Gern zog er die Jüngern an sich, belehrend, ermunternd; unter dem Scheine, sich selbst belehren, ermuntern lassen zu wollen. Die Jüngern kamen auch, aber sie blieben nicht lange. Es war ein anderes Geschlecht aufgewachsen, mit andern Augen, Sinnen, Magen, Trachten. Sie kosteten wol den Mann der Vergangenheit, gingen aber dann ihrer

Wege; die böswilligen bespöttelten ihn wol auch. Horn's Theegesellschaften waren berühmt, mußten aber bei auswärtigen Schriftstellern herhalten, und man ließ in ihnen sich alles Das repräsentiren, was die berliner ästhetische Bildung, besonders für den Süddeutschen, Befremdliches und Lächerliches hat. So brachte Wilhelm Hauff in seinen „Memoiren des Satans“ einen Theeabend bei Franz Horn vor, und zwar ohne ihn zu kennen, nach der Erzählung Anderer. Horn war so freundlich, als der junge Schriftsteller später nach Berlin kam, ihn zu sich zu laden und mit Güte zu überhäufen für das Vergnügen, welches er ihm durch seine Satire bereitet.

(Der Beschluß folgt.)

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von C. A. Wildenhahn. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Zunächst tritt diese Thätigkeit Spener's, die Gemüther seiner Zeitgenossen für ein empfundenes, lebendiges Christenthum zu erwecken, in seiner Seelsorge und seiner amtlichen Wirksamkeit auf. Seine Predigten und geistlichen Schriften athmen die ergreifende Wärme eines religiösen, dem christlichen Leben ergebenen Herzens, erheben sich aber gewöhnlich nicht zu der hinreißenden Betrachtungsweise Arndt's, den er schätzte und empfahl. Die lutherische Kirche seiner Zeit vernachlässigte den Unterricht und die religiöse Erziehung der Jugend ganz, und so erwarb sich der thätige Spener das bleibende Verdienst, daß er sich der verlassenen Jugend annahm und in Frankfurt, wie in Dresden und später in Berlin den Katechismusunterricht und die katechetische Lehrmethode begründete und amtlich einführte. Nicht allein der Unterricht, sondern auch die Erbauung des religiösen Herzens und Lebens war sein stetes Ziel. Um diese fromme und zur Frömmigkeit leitende Wirksamkeit in den Gemeinden zu erhöhen, kam Spener allmälig darauf, besondere Zusammenkünfte einzuführen, die unter dem Namen Collegia pietatis die Erweckung und Bildung des religiösen Gemüths zum Zwecke hatten und in denen gewöhnlich ein Abschnitt der Bibel durchgegangen und betrachtet wurde. Er empfahl diese „ecclesiolae in ecclesia“ seinen Schülern und Anhängern, und diese stifteten nach den Kreisen ihrer Thätigkeit in den Gemeinden und selbst auf den Universitäten solche fromme Zusammenkünfte. An sich waren diese Vereine wol gut und fördernd, besonders wenn sie unter der Leitung des maßvollen und charakterfesten Spener standen; allein wie gefährlich praktisch solche Zusammenkünfte sind, wie bald sie in ein exclusives Christenthum, in Schwärmerei und das Leben und die Kirche störende Askese ausarten, mußte sich auch schon damals beweisen: und diesen Umstand hätte eher der Verf. als lutherischer Seelsorger zur Warnung hervorheben sollen, als die Sache von der empfehlenden Seite darstellen. Der Bußkampf und das Dogma von der durchbrechenden Gnade und der geistlichen Wiedergeburt that sich in diesen Conventikeln sehr bald hervor und führte die sogenannten „Wiedergeborenen“ zu geistlichem Hochmuth, der sich in Verachtung Anderer, in feindlicher Verketzerung der übrigen Seelsorger Luft machte und in kirchlichen Unordnungen allenthalben hervortrat. Hier und da schlichen sich in diese, ursprünglich reinen, Conventikel sogar die Schwärmereien und fanatischen Secten, zu denen jene verwahrloste Zeit aufgelegt war, ein.

Die Reaction von Seiten der kirchlichen Theologie gegen die Spener'sche Wirksamkeit und Richtung blieb nicht aus, und hier ist [illegible], auf welches wir auch unsere Zeitgenossen und namentlich den einen Theil unserer modernen Pietisten führen möchten, die und jetzt die Theologie und die Dogmatik jener Zeit als das Wesentliche [illegible] Glaubens und christlicher Frömmigkeit aufdringen möchten: sie würden hier in einem Geschichtsspiegel ihr eigenes Wirken und ihre Gestalt erblicken. Die reformatorischen Bestrebungen Spener's in Bezug auf das theologische Studium, seiner und seiner Schüler Foderung, daß zu einer wahren Gotteserkenntniß nicht allein die Bekanntschaft mit den kirchlichen Lehren, sondern die Erleuchtung des heiligen Geistes und die geistliche Wiedergeburt, d. h. nach unserm Begriffe der lebendige innere Mensch und die sittliche Weihe, gehöre, ferner die Milde Spener's und Francke's gegen die dogmatischen Unterschiede, die Vorliebe derselben zu den tiefsinnigen und religiös begeisterten Mystikern älterer und neuerer Zeit, mit einem Worte die reformatorischen Consequenzen, zu welchen das fromme, lebendige Herz gegen eine todte und erstarrte Dogmatik trieb, leiten eine Reihe von theologischen, den alten Pietismus bekämpfenden Streitigkeiten ein, die weder zu einem Ende noch zu einem Resultate führten, weil beide Parteien einen einseitigen, über das überlieferte Dogma und die Autorität der Kirche nicht wesentlich hinausgehenden Standpunkt hatten. Es zeigt sich, daß das fromme Herz nicht, sondern allein der zum Denken getriebene Geist, der freie und schaffende Geist ist, der die Welt und die Zeit überwindet und neue Schöpfungen des Geistes in Religion und Wissenschaft beginnt.

Wenn uns darum der Verf. das Leben und Wirken Spener's und seiner Zeitgenossen in romanhafter Form vorführt und einzig dabei diesen frommen Standpunkt festhält, so begreifen wir freilich nicht, wie er damit dem modernen Pietismus zu dem „schmerzlich“ vermißten Ansehen bringen will, denn schon jener alte zeigt auf, daß er sowol der Verirrung fähig ist, als auch, daß die fromme Herzensbewegung vor der Macht des Geistes und einer rationellen Gotteserkenntniß verschwindet. „Unsere“ Zeit, für die er hier das Leben Spener's erzählt, ist für geistigen und geistlichen Unterricht und Erziehung so sehr thätig und an lebendiger, das Leben und Wesen des Einzelnen heiligender, Sittlichkeit so reich, daß wir wol gerade an dieser gottesverlassenen Zeit des 17. Jahrhunderts nicht hinaufsehen dürfen: und noch dazu sind es die Rationalisten, denen er die praktische Religiosität in der Vorrede so gewandt abspricht, die religiöse Bildung und Erziehung zur Welt- und zur Volkssache erhoben haben. Unsere Feinde aber in dieser Rücksicht sind die modernen Pietisten.

Das Talent der Darstellung ist dem Verf. nicht abzusprechen, wenn es auch eben hier nur in einzelnen Momenten, wo er die pietistische Tendenz vergißt, hervortritt. Der junge Maler, der Schulmeister Petermann und der Candidat Rallenbrecher sind lebendige und gelungene Gestalten. Spener selbst ist viel zu sehr abstracte Tendenzfigur, als daß er auf diesen Vorzug Anspruch machen könnte; seine Geschichte bis zur Entfernung von Dresden bewegt sich zwischen breiten amtlichen Schreiben, salbungsvollen Auszügen aus seinen Schriften und historischen Äußerungen, die er gethan haben soll. Ein ästhetisches Maß ist darum an das Werk, das zwischen einem Tractätchen und einer poetischen Erzählung schwebt, nicht anzuwenden. 37.

Teutsche Anliegen und Zustände von M. Leban. Ersten Bandes erste Abtheilung. Leipzig, E. Fleischer. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

Das wunderliche Büchlein hat uns unwillkürlich in eine heitere Laune versetzt. Denn so sehr wir auch ein Freund einer reindeutschen Schreibart sind, und so sehr wir die Überzeugung haben, daß unsere so überaus reiche und bildsame Sprache die meisten Fremdwörter von sich ausstoßen und aus ihrem Eigenen ersetzen könnte und sollte, so würde doch die Art, wie unser Verf. in seinen einleitenden Betrachtungen „Nothwendige sprach-

[illegible]" in [illegible] mit unserer Sprache [illegible], oder [illegible] ganz [illegible] wirthschaftet, und so [illegible] in den von ihm getadelten Fehler des „[illegible]" verfällt, uns offenbar in eine ganz barbarische Sprache und Schreibweise hineinzuführen. Seine Sucht, unsere Sprache von allem „Fremdismus" zu reinigen, verführt ihn zu den willkürlichsten und in Wahrheit lächerlichsten Spielereien. Der Name „Deutsche, Teutsche" ist ihm ein Stein des Ärgernisses; „es nenne sich die große Volkschaft der Germanen", meint unser Verf., „damit nur mit einem Beiworte, gleichsam, als käme ihm eine großdeutige, hauptwortliche Benennung nicht zu." Deutsch „sammtgezogen aus Deutisch" (!) ist ihm nämlich eine Ableitung von Deut, Diet, Volk, sodaß also Deutsch so viel heiße als volkangehörig. Er will sich nun eher für die Ableitung von Teut, also für Teutsche, Teutische erklären, und findet zuletzt Teutonen, Teutonien noch großartiger und schöner. Wir unsererseits können eben nichts besonders Großartiges oder Schönes darin finden, und sollten glauben, der Verf. müßte selbst einsehen, daß sein schriftstellerischer Name und Ruf beiweitem nicht genug Gewicht hat, um dergleichen Willkürlichkeiten das Bürgerrecht in unserer Sprache zu verschaffen. Noch belustigender und seltsamer sind folgende Sprachverrenkungen, denn anders können wir sie füglich nicht nennen, die es unserm Verf. beliebt hat, zum Glück nur in seinem Büchlein aufzunehmen: „Abteutschien, Abgermanien, Teutonabien", worunter er alle von „Teutonien" abgerissenen, abgefallenen Länder (Schweiz, Holland, Belgien, Elsaß) verstanden wissen will. „Germanaiken" sind ihm alle Völker germanischer Zunge, Skandinavien, jedoch nicht England, wo das germanische Blut noch mehr vorherrsche, mit inbegriffen. Der Inbegriff aller europäischer Länder, wo Völker von vorzüglich germanischer Abkunft wohnen, England mit inbegriffen, heißt ihm „Germanonien". Unter „Teutinien" begreift unser Verf., aber freilich auch nur er, die Gesammtheit der kleinen deutschen Bundesstaaten, und ganz Teutonien, Östreich und Preußen mit inbegriffen, ist ihm „Teutalien". Seine weitern Erfindungen glauben wir füglich übergehen zu können: aber ein paar von den unzähligen Wunderlichkeiten, mit denen der Verf. unsere Sprache so gar freigebig bereichern und vollständig von allem unnöthigen „Fremdismus" reinigen möchte, glauben wir jedoch anführen zu müssen, um damit unsere Bitte an den Verf. zu rechtfertigen, doch ja in Zukunft, wenn es ihm einmal wieder belieben sollte ein Buch, oder Büchlein zu schreiben, des Verständnisses willen gleich ein Lexikon mit beizufügen, da ihn sonst schwerlich irgend ein „Teutal[illegible]", oder „[illegible]" oder „Teutonale" verstehen möchte.

So ist unser Verf. so glücklich gewesen, eine Abhülfe zur Bezeichnung des „glücklich", seinen verschiedenen Graden nach, ausfindig zu machen; man darf nämlich nur ein „[illegible]" „[illegible]" oder „[illegible]" einschieben, so hat man ein glück[illegible]er Mensch, d. i. ein sehr glücklicher Mensch, oder ein glückieler, d. i. nur mäßig glücklicher Mensch, oder endlich ein glückeller, d. i. ein nur etwas vom Glücke begünstigter Mensch. Jedenfalls ist unser Verf. über diese seine Einfälle — denn für mehr kann man es doch unmöglich gelten lassen — ein höchst glück[illegible]er Mensch gewesen, und wir wollen ihm seine Vaterfreude über diese, sowie über seine anderweitigen Einfälle von ganzem Herzen gönnen, wenn er uns nur nicht anmuthen will, sie für Verbesserungen oder Bereicherungen unserer Sprache gelten zu lassen.

Es ist uns übrigens wirklich leid, daß der Verf. sein Buch mit dergleichen Abenteuerlichkeiten ausstaffirt und dadurch ungenießbar gemacht hat. Denn die folgenden Abschnitte (2. Zweck und Richtung dieses Werks u. s. w. 3. Ein Blick zurück. 4. Blick auf die Gegenwart; die große Weltfrage, und unser Verhältniß, wie unsere Aufgabe zu derselben), die das staatliche Verhältniß (für politisch, wogegen wir weniger einzuwenden hätten als das von dem Verf. für Politik beliebte „Staatik") Deutschlands zu den übrigen europäischen [illegible], namentlich [illegible] und Frankreich [illegible] erörtern und beleuchten, enthalten viel [illegible], wenngleich [illegible] oder [illegible]; aber wir sind mit dem Verf. [illegible] darin einverstanden, daß man die uns von [illegible] drohende Gefahr nicht oft und stark genug [illegible] kann, um uns in Zeiten dagegen zu wahren, und wir sind in dieser Beziehung so sehr ein „[illegible]", d. i. ein der uns [illegible] Herrschaft Widerstrebender, als er es nur immerhin sein kann. Was endlich die große Weltfrage betrifft, so möchte wol schwerlich irgend ein sterblicher Blick diese ergründen können. Wir an unserm Theile glauben, daß dies Erdendasein nicht Zweck, Endziel weder für die Menschheit, noch für den einzelnen Menschen, sondern eben nur Vorbereitung für ein höheres und vollkommeneres Dasein im Jenseits ist; daß also die Menschheit, wie der Mensch im Erdendiesseits zwar nach geistig-sittlicher Vollkommenheit zu streben habe, sie aber zu erreichen niemals hoffen dürfe. 73.

Literarische Notiz.

An belletristischen Neuigkeiten erschienen neuerdings in Paris: „L'homme de la nuit ou les mystères", Roman in [illegible] Bänden vom Baron de Lamothe-Langon, Verf. von „La [illegible] du banquier", „Mlle. de Rohan", „Bonaparte et le Doge", „Roi et grisette" ꝛc.; „Louisa", von [illegible], ein kleiner, lebhaft und natürlich geschriebener [illegible]; „Robertine", von Frau de Bawr; „[illegible]", von Mad. Camille Bodin (2 Bde.). Von den Phantasiestücken und Erzählungen von E. T. A. Hoffmann, welcher den Franzosen [illegible] Repräsentant der deutschen Novellistik zu gelten scheint und von einem französischen Kritiker der [illegible] unter allen deutschen Schriftstellern genannt wird (!), wird unter dem Titel „Contes fantastiques de Hoffmann, traduction nouvelle, précédée de souvenirs intimes sur la vie de l'auteur", von P. [illegible], eine neue Ausgabe in einem einzigen Bande angekündigt, mit 10 Kupfern und 160 in den Text gedruckten Vignetten, nach Gavarni von Brevière und Nanier ausgeführt. Der Band erscheint in 40 Lieferungen, allwöchentlich eine. Auch von Molière's Werken erscheint eine illustrirte Ausgabe, mit [illegible] Zeichnungen von Tony Johannot und einer kritisch [illegible] Einleitung von Ste.-Beuve. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 174. — 23. Juni 1842.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von Gustav Schwab und Friedrich Förster. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Diese Theeabende waren Horn's Wonnestunden. Früher hatte er ästhetische Vorlesungen in seinem Hause gehalten, meistens über Shakspeare. Auch angesehene Männer hatten sich als Zuhörer eingefunden. Aber auch dafür war die Zeit vorüber. Seine kritischen Blicke in die Verständniß des Briten, denen ihr großes Verdienst nicht abzusprechen ist, wurden so eingehüllt in die Franz Horn'sche Liebe und Gemüthlichkeit, daß Männern eben Shakspeare in dieser Übersetzung nicht mehr zusagen mochte. Wenn es schon Mühe kostet, in seinen gedruckten dramaturgischen Abhandlungen die treffenden Urtheile von der süßen Weise zu trennen, so wurde dies noch schwieriger, wenn man Horn mit begeisterten Blicken — Einige wollten sie verhimmelt nennen — seine Urtheile mit seinen Visionen über Shakspeare's Ideen verschmelzen sah, und das in schön construirten Phrasen, welche zur Shakspeare'schen Art und Weise am wenigsten paßten. Fouqué war vielleicht der letzte namhafte Mann, dem er sich anschloß, mit dem ein Seelenbund stattfand. Aber allein blieb darum Franz Horn nicht. Er hatte keine pares mehr um sich, aber eine Kirche, in deren Mitte er als ein Ideal, mit dem Heiligenschein um die Stirn, thronte.

Wir sagten schon, daß er mit seiner Gattin in einem selten schönen Liebesverhältniß lebte, welches dadurch, daß mit Beseitigung der Sinnenreize nur das Verhältniß der Pflege obwaltete, sich immer mehr veredelte und vergeistigte. Das hinderte aber nicht, daß sich auch ein Kreis von Verehrerinnen um ihn sammelte, die zu ihm als — um etwas noch Heiligeres nicht zu profanisiren — ihren Beichtvater und Seelsorger heraufblickten. Wehe dem deutschen Dichter, der, unzufrieden mit der Verehrung im großen Publicum, sich sein kleines Damenpublicum um sich her bildet, wo jeder Gedanke, jedes Wort, jeder Laut, ja wo er sicher ist, daß jede Pause entzückt; wo der Ausspruch des Dichters unfehlbare Orakelsprüche sind und es zum Majestätsverbrechen wird, wenn ein Fremder in diesem Kreise eine eigene Meinung aufzustellen wagt, welche der des Meisters entgegen ist. Das Verhältniß kann nur in Deutschland vorkommen, wo der Gelehrte und Dichter noch immer, wenn er aus seinen vier Pfählen in die Welt hinaustritt, scheu, wie auf ungewohntem Boden geht und bei der leisesten unangenehmen Berührung sich schnell wieder in sein Haus zurückzieht. Aber er hat den Genuß gekostet, den der Umgang, das Wort, zur Menge gesprochen, und der widerhallende Beifall bereitet; er will ihn sich möglichst in seinen Mauern bereiten. Ein Männerpublicum im Kleinen um sich zu sammeln, ist nicht ausführbar; aber die Frauen sind immer bereit zu folgen, wenn der Meister ruft. Der Damencirkel um Franz Horn war nach ihm geformt, wie sich das von selbst versteht. Wohlwollen, Liebe und Genügsamkeit herrschten vor. Es wurde nicht verdammt und die Schönen schleuderten keine Bannsprüche. Sie waren selig, wenn der Meister den Mund aufthat, und genügsam und selig, wenn sie bei den fremden Zuhörern Anklang und Theilnahme bemerkten. Der Meister predigte Respect vor jedem Talente, dem sein mildes Christenthum eine christliche Seite abgewann. So waren denn auch die Schülerinnen, neben der Verehrung für den Meister, Verehrerinnen von vielen andern Meistern.

Einige derselben hatten es sich zur Lebensaufgabe gemacht, ihm, im edelsten Sinne des Wortes, anzugehören, seine Gesellschafterinnen, seine Führerinnen zu sein. Es ist ein bekannter Zug, der der Öffentlichkeit zu vertrauen jetzt wol erlaubt ist, daß eine dieser jungen Verehrerinnen, um ihres Franz Horn Geburtstag durch eine besondere Gabe zu feiern, nach Weimar reiste und sich für den theuern Meister von dem Altmeister eine Locke seines Silberhaars erbat. Goethe hatte die Gefälligkeit, ihr eine solche von dem spärlichen Haare seines Scheitels abzuschneiden. Eine andere Verehrerin, welche, so viel dem Ref. bekannt, seine Leiden und Freuden theilend, bis zu seinem Ende seine Hausgenossin war, setzte ihm durch eine Biographie ein frommes und schätzenswerthes Denkmal. Ein Auszug aus derselben ist dem gegenwärtigen Nachlasse beigefügt. Es war die Schriftstellerin Karoline Bernstein, die selbst durch mehre achtungswerthe literarische Arbeiten sich hervorgethan hat. So innig war die Geistesneigung zu dem theuern Verewigten, daß sie ihn nur um kurze Zeit überlebte und nicht mehr die Herausgabe ihrer Biographie erlebte.

Daß solche Anbetungen ihr Lächerliches für den ernsten

Mann haben, braucht nicht ausgesprochen zu werden; auch fehlte es nicht an mannichfachen satirischen Beleuchtungen deshalb. Aber wir leben in einer Periode, wo die Pietät nicht, wie der Pietismus zu den grassirenden Krankheiten gehört; wir dürften um deshalb der Art vereinzelte Erscheinungen, wenn nicht mit Respect gegen die deutsche und weibliche Gemüthlichkeit, die sich darin ausspricht, doch mit Schonung gegen einen geistigen Durst betrachten, der nicht zu den schlimmsten gehört. Wenn aber ein Mann und Dichter, trotz eines so andauernden, seine besten Kräfte verzehrenden Krankheitszustandes, wenn er trotz solcher Anbetungen eines entzückten Damenkreises, doch noch Werthvolles leistete, so zeugt das von einer ebenso großen Willenskraft, als seine große Liebe und Begeisterung für alles Schöne unbestritten ist. Wie viele Hunderte, in ähnlichen Lagen als Horn, wären untergegangen in Mismuth und Zerrissenheit. Wie Vielen wäre die Welt grau, ihr Treiben eitel erschienen; wie Mancher hätte auch an sich selbst gezweifelt. Seine Religion half ihm auf. Mit zerknicktem Körper, trug er sich doch aufrecht und schaute gen Himmel. Aber, ein wie gläubiger Christ er auch war, sein Christenthum war doch weder ein dumpfes Schwelgen in Gefühlen, noch drückte es sich in Verachtung der weltlichen Herrlichkeiten aus. Im Gegentheil, er genoß, wo er genießen konnte, und hielt es für Pflicht, von der schönen Welt und ihren Strömungen so viel einzuathmen, als ihm vergönnt war. Sein Krankheitszustand erlaubte ihm wenig oder gar nicht gesellige und rauschende Freuden außer dem Hause zu suchen. Er suchte sie dafür in seinen vier Mauern zu veranstalten. Aber der Luftgenuß, das eigene Anschauen der Menschen, Häuser, Straßen war ihm ein Bedürfniß, welchem er, so oft es der Körper und die Witterung erlaubte, nachging. Es war rührend, den kranken und doch immer wohlgemuthen Mann am Arm seiner Gattin, oder einer seiner Freundinnen durch die Linden gehen zu sehen. Er athmete, genoß, bewunderte gewiß weit mehr als irgend einer der tausend Spaziergänger, welche in Fülle der Gesundheit an ihm vorüberstreiften und denen Alles alltäglich war, was ihm stets einen neuen Reiz oder doch neue Anknüpfungspunkte für seine geistige Welt bot. Nur um noch einen Beleg dafür zu geben, daß er den niedern Freuden des Lebens nichts weniger als abgestorben war, bemerken wir die geringfügige Thatsache, daß er gern die Conditoreien besuchte und an ihren süßen Erfrischungen sich erlabte. Noch mehr, der streng-religiöse Mann hielt es für keine Sünde, auch das Theater recht oft zu besuchen, ja es blieb bis zuletzt sein sehr großes Vergnügen, ob er doch auf demselben wenig von Dem fand, was seine innere Dichterwelt bewegte. Es war ihm ein Leidwesen, als sein letztes Krankenlager ihm diesen Genuß verbot.

Horn war zu Braunschweig 1781 geboren, am 19. Juli 1837 starb er in Berlin. Seine Leiche wurde ehrenvoll unter Begleitung einer großen Anzahl namhafter Männer zur Erde bestattet. Seine Gattin hat ihm ein würdiges Denkmal errichtet; ein dauerndes hat er selbst, da er kinderlos starb, durch ein ansehnliches Vermächtniß zum Besten armer Studirender an der berliner Universität gestiftet. Seine Biographen sagen, daß Horn's Sanftmuth und Milde nicht Naturanlage und Temperament waren, sondern vielmehr durch ein bis in die spätesten Lebensjahre fortgesetztes hartnäckiges Kämpfen mit beiden errungen. Alles Gemeine und Unlautere habe ihn von je an bis aufs Äußerste empört, und indem er auch gegen sich selbst nie einen Fehler beschönigt, sei er durch die Selbstkämpfe zu jener geläuterten Stimmung gelangt.

Franz Horn's Muse konnte ihm, bei den angedeuteten Verhältnissen, nur gelegentliche Besuche machen. Sein Dichterfeuer war weder ein mächtig aufloderndes, noch ein lang andauerndes, um größere Werke zu schaffen. Auch, wo sein ganzes Ringen dahin gehen mußte den Schmerz zu überwinden, konnte ihn die sinnliche Auffassung der Begegnisse des Lebens und der Natur nicht beim Dichten inspiriren. Seine historischen Darstellungen gehören frühern Lebensperioden an; einer seiner größern socialen Romane „Die Dichter" berührte nur gewisse exclusive Sphären des gebildeten Lebens. Er konnte, wie alle Nachbilder „Wilhelm Meister's" nicht auf die Nation wirken, so treffliche Schilderungen derselbe auch enthält. Seine Dichterkraft, um zu wirken, mußte sich auf gemüthliche Anschauungen einzelner Zustände, auf psychologische Processe beschränken. Die Herausgeber haben eine seiner beliebtesten Novellen: „Der ewige Jude", mit Recht aufgenommen. Es war eine Aufgabe jener Zeit, die freilich heute Vielen befremdend klingt, die großen Dissonanzen des Lebens in Harmonien aufzulösen.

Charakteristiken waren Horn's Fach. Auch in seinen letzten Schmerzenstagen hat er noch treffliche Bilder darin geliefert. Seine Shakspeare-Untersuchungen werden ihren Werth für künftig behalten, wenn auch die Anschauungen wechseln sollten; aber in diesen kleinen Bildern sprudelt oft eine Laune und ein Witz hervor, die ahnen lassen, was Horn, als gesunder Mann, hätte leisten können. In vielen ist eine ungemein populaire Sprache, bei einem gesunden Sinn, wogegen Horn in andern freilich nicht von der ästhetisch gelehrten Krankheit seiner Bildungsepoche frei erscheint, nämlich der Lust, Paradoxien aufzustellen. Daß er auch in letzter Zeit mit polemischem Witz gegen die Erscheinungen der Zeit aufzutreten sich veranlaßt finden konnte, beweist ein Fragment, betitelt „Neue Philosophie".

Die Philosophie des Tages, wie sie sich wenigstens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wol am besten und traurigsten als eine völlig sehnsuchtslose bezeichnet werden; ja, ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnsucht, wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zustand, herabsehen, da sie von der echten Sehnsucht keine Ahnung erschwingen können. Christoph Wagner muß sich freilich von seinem Herrn nachsagen lassen, daß er froh ist, wenn er Regenwürmer findet; so steht es mit ihnen nicht: denn eher könnte man sagen, sie haben einen einzigen ungeheuer langen und sich nach allen Seiten beliebig schlängelnden Regenwurm, der sich als reiner Begriff des Seins und Rechts verkündigt.

Die Auswahl des Nachlasses können wir nur loben. Noch mehr aber die scharfe Schere, mit welcher die Her-

[illegible] den Überfluß abgeschnitten haben. Die Mehrzahl der Aufsätze haben einen ebenso pikanten als populären Charakter gewonnen, man findet darin so reichen Aufschluß über die ästhetischen, religiösen, besonders aber die dramatischen Zustände und Meinungen des letzten halben Jahrhunderts, daß das ganze Buch als ein belehrendes Schatzkästlein erscheint, werth in vieler Händen als bleibendes Hülfsbuch zu sein.

Wie Jemand, Zug für Zug ähnlich, portraitirt werden mag und doch in der Totalität als eine Caricatur erscheint; davon gibt das Titelkupfer, Franz Horn's Portrait darstellend, eine Probe. Möchten, die ihn gekannt haben, von dem Bilde, was wir von ihm zu entwerfen suchten, nicht Dasselbe urtheilen. 15.

Der ehemalige „Globe" und die jetzige Stellung seiner Mitarbeiter.

Die Gebrüder Schlegel im „Athenäum" und Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern" haben in unserer deutschen Journalistik etwa dieselbe Rolle gespielt, wie in der französischen die Stifter und Leiter des ehemaligen „Globe". Die Schlegel begnügten sich, die herrschende Ästhetik vom Throne zu stoßen, während Ruge, nach dem Vorgange des „Globe", die neuen Ideen bis in die socialen Verhältnisse wollte eindringen lassen. Die hallischen, jetzt „Deutschen Jahrbücher" haben lebhafte Discussionen hervorgerufen, der Einfluß, den sie bis jetzt ausgeübt haben, ist gewiß schon bedeutend gewesen; aber es ist in Zweifel zu ziehen, daß ihre Wirkung so unmittelbar und so nachhaltig sein wird wie die des erwähnten französischen Journals. Napoleon hatte jedes Zeitblatt, das sein Haupt über die Linie einer lauen Mittelmäßigkeit zu erheben versuchte, niedergehalten. So lange unter der Restauration die Censur noch herrschte, durfte die Journalistik gleichfalls keinen hohen Aufschwung wagen. Als aber endlich die Fesseln der Preßgesetze abgestreift waren, begann ein neues Leben in den öffentlichen Blättern zu pulsiren. Die neuen Ideen über Kunst, Literatur und Staatsverhältnisse, theils ein Erbtheil der großen Revolution, theils ein Ergebniß der nähern Bekanntschaft der Franzosen mit der Literatur anderer Völker, machten sich immer mehr Luft. Mehre junge Geister, die von denselben mächtig durchdrungen waren, traten zusammen und stifteten im J. 1824 den „Globe", dessen Wirkung unberechenbar gewesen ist und auf den wir gegenwärtig zurückkommen, weil eine kurze Geschichte dieses wichtigen Blattes uns eine Reihe glänzender Schriftsteller zeigen wird, die jetzt, nach verschiedenen Seiten hin wirkend, sich einen bedeutenden Namen gemacht haben.

Von Pierre Leroux, der früher Typograph gewesen und der heute unter die ersten Philosophen Frankreichs zu zählen ist, ging die Idee von der Stiftung eines neuen Blattes aus. Das Journal, das er gründen wollte, sollte eine Art literarischen Magazins, etwa nach dem Muster der gewöhnlichen Revues werden. Seinem jungen, strebenden Freunde Dubois, den er bei diesem Unternehmen zur Berathung zog, schwebte ein anderes Bild vor. Derselbe gab dem neuen Journale einen ganz andern, freiern Gang. Leroux, der damals noch seinen eigenen Kräften mistraute, hätte sich mit einer stillern geräuschlosern Thätigkeit begnügt, während Dubois eine Phalanx um sich scharte, durch die er das Lager der alten Schule in Alarm brachte. Ersterer hat selbst vor kurzem in der „Revue indépendante" einige Erinnerungen aus der Blütezeit des „Globe" gegeben. Wir sehen, mit welcher Umsicht und mit welchem Nachdruck Dubois, der sich bereits durch eine werthvolle Bearbeitung der „Chronique de Flodoard", in der bekannten Quellensammlung von Guizot, einen Namen gemacht hatte, der Leitung dieses Blattes vorstand.

Eine der Hauptstützen des „Globe" war [illegible], der vor wenigen Monaten, noch in jugendlicher Kraft, vom Schauplatze seiner Thätigkeit abgerufen ist. Aus seiner Feder war der berühmte Artikel „Comment les dogmes finissent", der so entsetzliches Geschrei veranlaßte. Jouffroy war unserer Ansicht nach seit Descartes und Malebranche der philosophischste Kopf in Frankreich. Lamennais ist ein überschwänglicher Träumer, ein tiefsinniger Poet, wenn man will; Leroux hat in seiner letzten Darstellung der Schelling'schen Philosophie bewiesen, wie wenig logisch er in der Entwickelung seiner Principien ist; Damiron hat philosophisches Verständniß, aber ist doch eigentlich nur ein Nachdenker, ein philosophischer [illegible]pfündler, um einen Goethe'schen Ausdruck auf ihn anzuwenden; Cousin endlich ist zu eklektisch zu Werke gegangen, um als großer Philosoph dazustehen. In Jouffroy allein war der Stoff zu einem wahren Selbstdenker. In Schärfe des Denkens, in Sicherheit der Folgerung überragte er alle seine genannten Schriftsteller. In seinen Artikeln liegen Gedanken, die ein ganzes philosophisches System im Keime tragen. Jouffroy war eins der vielseitigsten Talente. Nach allen Seiten hin war er thätig. Seine „Mélanges" enthalten Proben seiner umfassenden Kenntnisse. Er war besonders befähigt zum Historiker und hätte gewiß auch als Dichter Bedeutendes geleistet: denn er war eine künstlerische Natur. Seine Freunde haben lange einen Roman erwartet, den er versprochen hatte und der seinem Verfasser gewiß einen der ersten Plätze unter den Dichtern Frankreichs angewiesen hätte.

Guizot's Einfluß auf die Redaction des „Globe" hat man überschätzt. Er selbst steuerte wenig zum Journale bei. Dubois, der über die Aufnahme der eingereichten Artikel entschied, traute der Aufrichtigkeit des eingefleischten Doctrinairs nicht und wies mehr als einmal Aufsätze zurück, die aus der Feder desselben geflossen waren. Der eigentliche Vertreter der doctrinairen Schule war A. de Rémusat, auf dessen Schultern fast die ganze Last der rein politischen Redaction des „Globe" ruhte. Als das Blatt im J. 1828 eine ganz politische Farbe annahm, erhielt die Feder Rémusat's eine hohe Bedeutung. In den letzten Monaten vor der Julirevolution leitete er allein den „Globe", dessen Artikel immer ungestümer, immer flammender wurden. Dubois büßte gerade die kühne Sprache des von ihm unterzeichneten Journals im Gefängniß. Rémusat hat in seinem neuesten Werke („Essais de philosophie", 2 Bde.), das vor kurzem erschienen ist, bewiesen, daß die philosophische Richtung seines Geistes ungefähr dieselbe geblieben ist. Wir sehen in dieser Sammlung einzelner Abhandlungen, daß er für das philosophische Verständniß im hohen Grade befähigt, zugleich aber nicht im Stande ist, den eigentlichen Faden der Philosophie um einige Knoten weiter fortzuspinnen. Wir erwähnen noch, daß Thiers, der sich damals nach allen Seiten hin versuchte, nur einige Artikel über die pariser Gemäldeausstellung für den „Globe" schrieb. Übrigens gefällt er sich noch gegenwärtig in der Rolle eines Kunstkenners. Merkwürdigerweise ist der beste Artikel, den Guizot im „Globe" hat einrücken lassen, die Besprechung eines Gemäldes von Gérard. Auch Duvergier de Hauranne, der bekanntlich jetzt einer der einschneidendsten französischen Pamphletisten ist, bewegte sich damals fast ausschließlich auf dem Gebiete der Ästhetik. Er war Einer von Denen, die im Streite des Classicismus mit der neuen Schule mehr zum ersten hinneigte, während in derselben Zeitschrift Leroux, Dubois, Ste.-Beuve sich entschieden für die auftauchende romantische Richtung aussprachen.

Fast alle Mitarbeiter am „Globe" haben späterhin eine Rolle, sei es in der Politik, sei es in der Literatur, gespielt. Duchatel und Vitet gehörten zu den eifrigsten Bekennern der neuen politischen Ideen, die vom „Globe" in Umlauf gebracht wurden, die aber gegenwärtig von beiden gegen Positiveres aufgegeben zu sein scheinen. Barante hat einen einzigen Artikel geschrieben. Auch Trognon, der jetzt Erzieher der Prinzen ist und der sich durch Untersuchungen über französische Geschichte-

bekannt gemacht hat, war nur kurze Zeit unter der [illegible] der Mitarbeiter.

Wir müssen uns mit diesen wenigen Andeutungen begnügen. Eine ausführlichere Geschichte des „Globe" wäre eine interessante Aufgabe, die selbst in Frankreich noch nicht gelöst ist. Dieses Journal hat eine Bedeutung gehabt wie selten ein anderes. In der Literatur hat es Autoritäten gestürzt und neue Ansichten in Circulation gebracht, in der Politik aber selbst ist sein Einfluß außerordentlich gewesen.

Die Julirevolution hat die einzelnen Mitarbeiter am „Globe" zerstreut und nach verschiedenen Richtungen hingetrieben. Das Blatt hat seine entschiedene Farbe verloren, ist endlich eingegangen, bis es vom schon mehrmals in diesen Blättern erwähnten Granier de Cassagnac unter veränderter Gestalt wieder ins Leben gerufen ist. Der gegenwärtige „Globe" hat mit dem frühern nichts gemein. Er ist vorzugsweise den Colonialinteressen gewidmet und vertheidigt unerbittlich die Fortdauer der Sklaverei. 50.

Bibliographie.

Ammon, Ch. F. v., Die Geschichte des Lebens Jesu mit steter Rücksicht auf die vorhandenen Quellen dargestellt. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, W. Vogel. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brandis, Ch. A., Mittheilungen über Griechenland. 3 Theile. I. Reiseskizzen. II. Zur Geschichte des Befreiungskrieges, nach griechischen Quellen. III. Blicke auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ernst am Ende, Ch. G., Kornblumen. Gedichte. Mit einem Vorworte von C. von Brunow. Gr. 12. Dresden, Gittig. 1 Thlr.

Esser, W., Franz von Fürstenberg. Dessen Leben und Wirken nebst seinen Schriften über Erziehung und Unterricht. Gr. 8. Münster, Deiters. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ettmüller, L., Pfaffentrug und Bürgerzwist oder die Kölner Erzbischöfe Konrad von Hochstetten 1240—1261 und Engelbert von Falkenburg 1261—1272. Nach der Cronica der hilliger stat van Cöllen von 1499 bearbeitet und herausgegeben. Gr. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 15 Ngr.

Die juristische Fakultät der Universität zu Berlin, seit der Berufung des Herrn von Savigny bis zur Niederlegung seines akademischen Amtes, und deren erforderliche Umgestaltung. Gr. 8. Berlin, Berliner Lesekabinet. 7½ Ngr.

Fane, H. E., Der Kriegsschauplatz in Indien und Lebensbilder aus dem Ost. Aus dem Englischen von C. Richard. Gr. 8. Aachen, Mayer. 1 Thlr 22½ Ngr.

Sechsundzwanzig Friedensjahre. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Ngr.

Fröbel, J., Friedrich Rohmer aus Weißenburg in Franken und seine messianischen Geschäfte in Zürich. Ein Wort in eigener Sache und zugleich ein Beitrag zur Geschichte reaktionärer Speculationen unserer Tage. Gr. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 7½ Ngr.

Handbuch für Reisende in Griechenland von J. F. Neigebaur und F. Aldenhoven. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

Helbig, C. G., Die Macht der Ähnlichkeit, und wie es zu erklären ist, daß Ähnliches Ähnliches heilt. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 15 Ngr.

Herbart's, J. F., kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *G. Hartenstein*. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Hitzig, J. E., Vier Variationen über ein Zeitthema. Gr. 8. Berlin, Berliner Lesekabinet. 5 Ngr.

Andreas Hofer und der Freiheitskampf in Tyrol 1809. Von *r. 3 Bände. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 2 Thlr.

Horwitz, A., [illegible]. Gedichte. Gr. 8. Berlin, Berliner Lesekabinet. [illegible] Thlr.

Julius, G., Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche. Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kapp, Ch., Die Weltgeschichte. Ein Vortrag gehalten zu Heidelberg beim Schluß seiner Vorlesungen über Geschichte und Politik (Philosophie der Geschichte). Gr. 8. Heidelberg, Hoffmeister. 10 Ngr.

Ledebur, L. v., Der Maiengau oder das Mayenfeld nicht Maifeld. Eine historisch-geographische Untersuchung. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 12½ Ngr.

Link, H. F., Das Alterthum und der Übergang zur neuern Zeit. Eine Fortsetzung des Buches über die Urwelt und das Alterthum. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Lynar, Fürst zu, Die Mediceer. Drama in 5 Acten. Leipzig, Brockhaus. 24 Ngr.

Marheineke, P., Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie. Nebst einem Separatvotum über B. Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte. Gr. 8. Berlin, Enslin. 15 Ngr.

— —, Das gottesdienstliche Leben des Christen. Betrachtungen christlicher Andacht. 1ste Abtheilung. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr.

Pellegrino, D., Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterricht der römischen Patricier und Plebejer. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.

Peter, C., Die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik. Mit besonderer Berücksichtigung der Centuriatcomitien und der mit diesen vorgegangenen Veränderungen. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1841 1 Thlr. 15 Ngr.

Christliche Religion und christlicher Kirchenglaube. Eine Skizze der Ansichten eines Nichttheologen. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1841. 10 Ngr.

Schädel, K., Der Wiener Mervart eine mittelhochdeutsche Erzählung mit Anmerkungen. Gr. 8. Clausthal, Schweiger. 10 Ngr.

Scheidler, K. H., Paränesen für Studirende. 2te Sammlung. Zur Rechts- und Staatswissenschaft. 2te Abth. Paränetische Propädeutik für das Studium der Rechtsphilosophie. — A. u. d. T.: Paränetische Propädeutik der Rechtsphilosophie. Mit besonderer Beziehung auf die praktische Bedeutung des Vernunftrechts für die wichtigsten Probleme unserer Zeit, den Constitutionalismus und die Lebensfrage der Civilisation überhaupt. Gr. 8. Jena, Cröker. 1 Thlr.

Schorch, F. C., Das Leben Jesu in seiner Angemessenheit zu den religiösen Bedürfnissen des Menschengeschlechtes. Für denkende Verehrer Jesu. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1841. 26¼ Ngr.

Stephani, L., Der Kampf zwischen Theseus und Minotaurus. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung. Imp.-Fol. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 6 Thlr.

Smets, W., Gedichte. Gr. 8. Bonn, Habicht. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, K. F. H. (Otto von Deppen). Gedichte. Breit gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Ein Traum der Zeit. Leben und Phantasie. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Über die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten. Theologisches Votum. 8. Berlin, Berliner Lesekabinet. 10 Ngr.

Ungarns politische Stellung in Europa, von Einwanderung der Magyaren bis auf die Gegenwart. Von *Gr. v. L.* Gr. 8. Leipzig, Teubner. 13⅓ Ngr.

Weiske, B. G., Prometheus und sein Mythenkreis. Mit Beziehung auf die Geschichte der griechischen Philosophie, Poesie und Kunst dargestellt. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *H. Leyser*. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

Unglück über Unglück.

Flöhchen und Läuschen
Wohnten in einem Häuschen
Und hielten zusammen Haus;
Es sah possirlich aus.

Einst kochten sie sich ein Süppchen fein;
O weh, da fiel sich Läuschen hinein.
Das arme Thierchen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod.
Drob fing Flöhchen an zu weinen.

Da sprach der warme Ofen: „Was weinst du?"
Flöhchen sprach: „Sollt' ich nicht weinen?
Läuschen eben noch frisch und roth
Verbrannte sich zu Tod';
Und ich sollte nicht weinen?" —
Drob fing das Öfchen an zu scheinen.

Da sprach ein Hälmchen Stroh: „Was scheinst du?"
Öfchen sprach: „Sollt' ich nicht scheinen?
Läuschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Flöhchen weint, —
Und ich sollte nicht scheinen?" —
Drob fing das Ströhchen an zu flimmen und zu flammen.

Da sprach die Kirchenglocke: „Was flimmst und flammst du?"
Ströhchen sprach: „Sollt' ich nicht flimmen und flammen?
Läuschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Flöhchen weint,
Öfchen scheint,
Und ich sollte nicht flimmen und flammen?
Drob fing das Glöckchen an zu bimmen und zu bammen.

Da sprach das Menschenvolk: „Was bimmst und bammst du?"
Glöckchen sprach: „Sollt' ich nicht bimmen und bammen?
Läuschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Flöhchen weint,
Öfchen scheint,
Ströhchen flimmt und flammt,
Und ich sollte nicht bimmen und bammen?" —
Drob fing das Völkchen an zu rennen.

Da sprach das alte Haus: „Was rennst du?"
Völkchen sprach: „Sollt' ich nicht rennen?
Läuschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Flöhchen weint,
Öfchen scheint,
Ströhchen flimmt und flammt,
Glöckchen bimmt und bammt,
Und ich sollte nicht rennen?" —
Da fing das Häuschen an zu brennen.

Da sprach der nahe Fluß: „Was brennst du?"
Häuschen sprach: „Sollt' ich nicht brennen?
Läuschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Flöhchen weint,
Öfchen scheint,
Ströhchen flimmt und flammt,
Glöckchen bimmt und bammt,
Völkchen rennt, —
Und ich sollte nicht brennen?" —
Drob fing der Fluß an überzufließen,
Gleich Augen, die Thränen vergießen.

Er überschwemmte die ganze Stadt,
Sammt Allem, wovon mein Lied gemeldet hat
Häuschen,
Völkchen, Glöckchen, Ströhchen,
Öfchen, Flöhchen
Und das verbrannte Läuschen.
Vorbei war
Weinen, Scheinen,
Flimmen und Flammen,
Bimmen und Bammen,
Rennen
Und Brennen.

Halte es nicht für ein böses Omen, wohlwollender Leser d. Bl., daß gleich auf dem ersten Blatte des diesjährigen Literaturberichts lästiges Ungeziefer springt und kriecht; laß es dich nicht bedenklich machen, hier noch weiter zu blättern, oder laß dich von diesem Flöhchen und Läuschen nicht, wie Hr. Nicolai aus Italien, aus den hesperischen Wäldern diesjähriger schöner Literatur verjagen. Die Sache ist, bei Licht besehen, so schlimm nicht; dieses etwas zu naive „Bissel Witz" ist aus einem fürs Volk geschriebenen Buche genommen, welches unter dem Titel:

1. Sagen- und Märchenwald im Blütenschmuck. Von L. Wiese. Barmen, Langewiesche. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

erschienen ist. Auf den folgenden Seiten ist eben nicht mehr von Läusen und Flöhen die Rede, sondern von mancherlei andern Ergötzlichkeiten, Begebnissen und Schwänken, wie sie das Volk liebt und auch nicht liebt. Manche unter ihnen sind nicht blos gut vorgetragen, sondern auch Märchen, frisch dem Munde des Volks entnommen und eben deshalb ansprechend. Dahin gehört vor Allem „Der Machandelbaum" (S. 31—53), eine echte Volksphantasieblüte. In der Romanze „Königs Ohnmacht" (S. 77) wird den Kronenträgern der Erde eine tüchtige Lection gegeben und das kleine Stück mahnt recht ergreifend zur Demuth. Dem Stoffe nach scheinen die Märchen aus dem bekannten Hausmärchenbuch der Gebrüder Grimm entlehnt zu sein; doch hat der Verf. aus eigener Phantasie hier geschnitten und da geleimt, manches wol mit kundiger Hand und Glück

Unglück über Unglück nur, daß hin und wieder wunderliche, verletzende Reime, Sprachwendungen, die dem Munde des Volks wahrscheinlich entnommen sein sollen, aber im Grunde Gemeinheiten sind, auch einige zu grelle Spukgeschichten mitunterlaufen, wovon wir leicht ein kleines Florilegium halten könnten, wenn die Masse des vor uns aufgespeicherten und noch zu lucubrirenden Materials das gestattete.

2. Gedichte für das Volk. Von Johannes Nefflen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Wachendorf. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn der Verf., der, wahrscheinlich im Drange eines gewissen Unsterblichkeitsgefühls, sein Bild in Steindruck den Lesern mit in den Kauf gibt, seine „Gedichte für das Volk" also im Vorwort charakterisirt:

> Für Hoch- und Wohlgeboren,
> Hochwürdig und Gelehrt
> Seid ihr nicht ausstaffiret,
> Ist euch kein Kleid beschert.
> Nicht fein ist's Tuch am (?) Rocke, —
> In Wolle zwar gefärbt, —
> Doch ist's nicht decardiret;
> Die Höslein sind gegerbt —

so sagt er noch zu wenig über ihr Kleid und ihre geistige Gestalt; denn das Epigrammatische ist so schal und matt, die Schwänke so unzart und sogar unanständig, die Anekdoten so langweilig und abgedroschen, die Sprache so voll Gauwörter, Härten und Geschraubtheiten, daß es uns unmöglich ward, mehr als die Hälfte des Buchs zu lesen. Der Mann scheint nicht zu wissen, daß die wahre Popularität, sowol in geistlicher Rede, wie in der Poesie, nicht im Wort, sondern im Gedanken liegt.

3. Dusle-Bimbam. Sammlung heiterer Poesien und Scherzreden zu Vorträgen in geselligen Kreisen. Berlin, Stange. 1841. Gr. 12. 12½ Ngr.

Ganz gewöhnliche berliner Witze, bei denen man sich herzlich langweilt.

4. Poetische Schriften von Eugen Huhn. I. Gedichte. Karlsruhe, Macklot. 1841. Gr. 8. 20 Ngr.

Freund Haueisen, der nach S. 4 dem Freunde Eugen Huhn anrieth, seine Lieder nicht zu behalten, sondern sie aller Welt zu geben, hat keinen überdachten Rath gegeben; denn jede Blattseite bekundet, daß der Verf. invita Minerva sich abgemüht hat. Er bringt nichts an den Tag als matte Empfindungen, hausbackene Gedanken und weiß weder die Sprache noch die Form zu handhaben. Die Ziffer I. deutet auf Fortsetzungen; möge kein zweiter Haueisen animiren!

5. Deutsche Rheinlieder von J. Kreuser. Köln, Ritzefeld. 1841. Gr. 8. 5 Ngr.

Wenn diese sieben Rheinlieder dem eigenen Grund und Boden eines deutschen Gemüths entsprossen wären, so würden sie die beabsichtigte Wirkung schwerlich verfehlen, denn die patriotische Klage klingt darin energisch und anregend und überschreitet nur selten die Grenzen der Mäßigung; aber sie erscheinen in der Jetztwelt leider nur als Funken, vom Becker'schen Stahl hervorgeschlagen, und klingen wie sieben Variationen über jenes allbekannte Thema.

6. Epheuranken. Dichtungen von H. J. Fried. Zwei Bände. Landau. 1840—41. 8. 2 Thlr.

Es gibt heutzutage nicht wenige Sänger, die beim Gefühle eigener pierischer Unfähigkeit mit allerlei Ausflucht und mit apologetischen Phrasen die Veröffentlichung ihrer mittelmäßigen Producte entschuldigen. „Wenn der Quell meines Sangs auch nur Wenige labt" — „Wer kann dem Drange der Brust widerstehen" — „Singe, wem Gesang gegeben u. s. w." sagen sie sich so oft wie möglich vor und machen diese Redensarten zu einem Palladium, hinter welchem sie getrost oder gar mit Keckheit die Leier schlagen, daß dem Hörer und Leser Hören und Lesen vergeht. So lullen sie den Geist ruhiger Prüfung und Bescheidenheit in einen tiefen Schlaf und wie der phantasiereiche Lügner durch oftmaliges Erzählen seiner Fictionen von deren Realität überzeugt wird, so werden sie von ihrer Kraft und ihrem Beruf zum Dichten in beklagenswerther Selbstverblendung überzeugt. Das scheint dem Pflanzer und Pfleger dieser „Epheuranken" begegnet zu sein. Er hätte sie unmöglich öffentlich ausgestellt, hätte er sich nicht über seinen Dichterberuf belogen. Nun mögen wir zwar die in diesen beiden enggedruckten dicken Bänden ausgesprochene patriotische und kindliche Gesinnung weder verkennen, noch in Abrede stellen; aber die Unbeholfenheit im Ausdruck, die Mangelhaftigkeit der Form, die Dürftigkeit der Phantasie, die oft unglückliche Wahl der Romanzenstoffe und das ängstliche Ringen nach dem unsterblichen Lorber läßt uns bald jene Lauterkeit der Gesinnung vergessen und drängt uns die Überzeugung auf, daß zum Dichter mehr gehöre als ein gutes Herz und die Fähigkeit, einen Gedanken in Reim und Rhythmus zu flechten. Wahrscheinlich haben die Verleger, denen Hr. Fried seine Waare angeboten haben mag, ähnlich geurtheilt; denn beide wohlbeleibte Bände sind im Selbstverlage des Verf. erschienen. Wir bezweifeln deshalb auch, daß sein im „Harfenliede" (Bd. 2, S. 3) ausgesprochener Wunsch:

> Einsam sang in dem Gemäuer
> Einst die Harfe ihren Drang,
> Doch sie läßt nun frei und freier
> Hoffend tönen ihren Klang.
> Was sie einsam tief empfunden
> Bei dem schüchtern' Lampenlicht,
> Möge in des Tages Stunden
> Einsam, ach, verklingen nicht!

in Erfüllung gehen werde.

7. Gedichte von Joseph Rüttger. Manheim, Bensheimer. 1841. Gr. 12. 25 Ngr.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt die Schrift; wir veranstalten zur Erreichung dieses Zwecks eine kleine Anthologie aus vorliegendem Werke. Ein Pröbchen aus „Kampf" (S. 4):

> Sieh, voll Sehnsucht witzelt allem Schönen
> Ein Spötterheer, ein schleichend Krotgezücht;
> Dies Schlangengift! gepreßt aus finstern Plänen —
> Tödtlich wirkt's! wo des Läst'rers Zunge sticht.
> Auf Freundeshülfe wähnst du kühn zu bauen?! —
> Thor! helfe, wer sich selber helfen kann;
> Zu Eis erstarrt ist menschliches Vertrauen,
> Und mancher Schuft, er glänzt als Ehrenmann.
> Der Judaskuß betäubt die Herzen, schwillt die Lippen;
> Zerfleischend würgt des Feindes Tigerzahn;
> Und im Strom der Menschheit, — welche Klippen!
> Es zerschellt umstürmt der leichte Kahn.

Ein Pröbchen aus „An die Muse" (S. 7):

> Auf des Lebens flücht'gem Wellenspiel
> Wandelt eine Göttin, himmlisch rein;
> Sie beseligt ein Wonn'gefühl,
> Und ihr Treiben macht sie nie gemein.
>
> Mit dem Zauber göttlicher Gewalten
> Schwinget sich die wunderſel'ge Braut
> Herrschend ob des Tages Truggestalten;
> Lina, sie entzückt, wer sie erschaut!
>
> In traulicher Entfernung hält sie Alle;
> Und doch ist so liebend, sanft und gut;
> Alle Herzen nimmt sie auf in ihre Halle,
> Reicht Allen ihrer Quelle goldne Flut.
>
> Sie reißt im Sturme der Gefühle
> Mich von des Winters kahlen Höhn;
> Hinweg aus des Tages Wirrgewühle,
> Auf, wo Frühlingslüfte Balsam wehn.
>
> Voran schwebt sie, eines Seraphs Lichtgestalt.
> Ich umfasse sie in liebeseliger Gewalt;

An meinen Lippen trunken ihre glühn;
Um meinen Nacken ihre Locken fliehn.

So geht es 20 Seiten fort.

Einen schwermüthigen Greis läßt er klagen (S. 24):

Ach, komm doch, Zephir, spiel gelinde,
Wehe Kühlung diesem Herzen wund;
Du mein Frühling mit dem Angebinde,
Wo bleiben meine Blumen bunt? —
„Was verblüht', bleibt auf ewig hin!"
Rief des Herbstes thränenreicher Blick; —
„Je nach der Blüte reift des Herbstes Frucht;
„Das Leben zahlt sich treu zurück." —
Für der Minute Lust rang ich wie ein Liakon (?)
Mit des Lebens jahrelangen Wehen.
Hämisch lächelnd mähte der Dämon;
Ich sah Gestalten spurlos untergehen.

„Die Macht der Wünsche" (S. 65) lautet wortgetreu also:

In Wünschen und in Toasten —
Sonderbar! welche Contrasten!
Der wünscht, was die kühnste Lüge log!
Betheuert laut, wie tief das Herz es spricht, —
Dieser jauchzt ein herzlos „Lebehoch!"
Und im Worte kocht ihm Haß, Gift und Gicht.
O! die zu Gott gerichteten Wünsche! —
Die für das Wohl aus der tausenden Brust
Oft zur glühenden Lava haben
Millionen Flüche voll Blutgier und Durst.
Diese Herzenschminke süßer Laute —
Wenn doch mancher Edle nicht
Dem Blendniß dieser Firniß traute,
Unter welcher oft der schlecht'ste, dümmste Wicht!
Der Wunsch fliest lächelnd von der Lippe,
Er erobert keine Kron,
Und zerschellt nicht an der Klippe,
Doch er ist ein Modeton.
Ein Kind oft nach der Laune,
Der Tugend und dem Edeln Hohn;
Und wirkte er — er wär' gleich Mohn!
Ja noch mehr: Ein würgender Dämon.
D'rum, Freund, Blonde und du Braune!
Glaubt nicht dem süßen Alltagssohn,
Als Heuchler buhlt er oft — nur Lohn.
Nicht oft Undank!! — Blutgier für die Herzensgüte:
Das ist die Schmach der That und des Wunsches Blüte.

Wenn sich in diesem sogenannten Gedichte die Schwulst bis zum Nonsens steigert, so offenbart sich in „Der Baum der Religiosität" (S. 84) ein bornirter Fanatismus. Er beginnt:

Kräftig ist sein Stamm.
Den Elementen stemmt er sich zum Trotz;
Kein Organ kann ihn entwurzeln;
Und sein Volum! —
Nun mein Name wird dir's deuten,
Denn ich sage nur — Katholik!
— — — — — —
Was wärst du, ein kahler Stamm,
Entsprössen wir nicht dem göttlichen Strahl! —
Ich glühe vom Worte schon — Lutheraner.
Rede, wo bleibt deine Einwendung
Liberaler, wackerer Staatsbürger?
Welchem Theil gehörst denn du?
Keinem von beiden.

Nachdem er die Seite herunter radotirt, schließt der geistreichste aller Verskünstler:

Aber, wie gesagt, es sind eifrige Bekenner
— — — — — — Fanatiker:
An den Früchten sollt ihr sie erkennen,
Denn sie gehören dem Pappelbaum!

„Musik" (S. 91) gibt ein tolles Durcheinander, woraus nur die Stelle:

Wenn bei abendlich trauer (?) Dämm'rungsstille
Der mollige Philomelensang und der trillernde Lerchenschlag
Den Abschied so sinnig dir bringt —
Der Liebe Thränen das Auge vergießt
Und die Erinnerung zerschmilzt in süße Wehmuth
Und die Freude zur edlern Art und himmlisch wird: —
Göttlich ist ein Herz in solchem Wallen
Wenn der Sang die Seele auflöst —
Wogendes Saatengefild', Harmonien ihn rauscht
Und die kosenden Wogen des Blättergelispels
Im Säuseln sie wiegen zum Urquell der Wonne: —
Glückselig in der Jugend Trunkenheit ist das Herz;
Sein Flug überragt des Sternenreichs Größe,
Überhäuft den Tanz des Weltsystems
Und walzet dahin im rithmischen Schwung mit rollenden Sonnen,
Und will sich nimmer finden auf der Erde rippigen Furchen.

S. 81 läßt er ein Mädchen im Traume sich ängstigen und in bangem Herzeleid grämen; doch

— plötzlich schleicht ein Kitzeln sich
So sanft ins Busenkleid, —

und Wilhelm setzt sich so froh zu ihr ins Gras, wie sie ihn noch nie sah. Den Beschluß der Blumenlese mache „Geistloser Erwerbfleiß" (S. 88):

Was ich nicht habe — — das kann ich euch zweifach schriftlich zeigen;
Ich schreibe, weil mir das Geld fehlt, um zu schweigen.

Und diese Gedichte sind im Herzen Deutschlands gegen Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedruckt!

8. Rundgang um Jena auf Versfüßen. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 6½ Ngr.

Der Verf. dieses kleinen humoristischen Products steht wenigstens fester mit seinen trochäischen Füßen auf rhythmischem Boden als der vorgenannte. Nach dem Vorwort will er nicht gekannt und genannt sein, da er kein Dichter sei, sondern nur ein freundlicher Führer sein wolle. Das ist er in der That. Er führt von Kneipe zu Kneipe, von Dorf zu Dorf, von Städtlein zu Städtlein, vergißt als echter Deutscher nicht, anzudeuten, wo gutes Bier und wohlschmeckende Schinkensemmel zu haben sei, vermeidet die Burschenterminologie und Burschenwitze und wird besonders Allen mit seinem Büchlein eine Freude machen, die, einst in Jena studirend, die Geister der genossenen Burschenfreuden durch ihn aus dem Nebel der Vergangenheit heraufbeschworen sehen.

9. Preußenlieder von C. Stäber. Kottbus, Meyer. 1840. 8. 7½ Ngr.

Diese Festgabe zur Erinnerung an den großen Freiheitskampf und zur Feier vaterländischer Feste ist wegen der Lauterkeit der in ihr ausgesprochenen vaterländischen Gesinnung, wegen der Besonnenheit ihrer Haltung und wegen der Zweckmäßigkeit ihrer Tendenz nicht blos den Mitgenossen und Theilnehmern an jenem großen Kampfe, sondern, da der Ertrag derselben für eine milde Stiftung bestimmt ist, auch Allen zu empfehlen, die ihre Liebe bethätigen wollen.

10. Dania. Auswahl von Gedichten aus dem Dänischen übertragen von Emil Bennett. Leipzig, Reclam jun. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Jedenfalls that der Verdeutscher dieser Lieder geistreicher Dichter Dänemarks etwas Verdienstliches, indem er die neuesten poetischen Erzeugnisse seines Vaterlandes uns zukommen ließ, die wir in der That uns etwas kalt und spröde gegen unsere nordischen Nachbarn und Sprachverwandten gezeigt haben; denn wenn wir auch Jens Baggesen, Öhlenschläger und allenfalls Andersen Gerechtigkeit widerfahren ließen und sie in unsere Poeten-Magnacharta mit goldenen Buchstaben eintrugen, so haben wir doch auf manchen wackern Sänger dänischer Zunge mit ungezie-

mender Vornehmheit herabgeschaut und scheinen gar nicht daran gedacht zu haben, daß wol noch Mancher unter ihnen mit allem Recht Ansprüche machen kann, in jenem goldenen Buche eine Stelle zu finden. Solcher werden uns hier Verschiedene genannt und in ihren Erzeugnissen vorgestellt, als Emil Aarestrup, Karl Bagger, J. Ewald, J. L. Heiberg, H. P. Holst, J. H. Hansen, Henrik Hertz, B. S. Ingemann, N. Krassing, Paul Möller, Fr. Paludan-Müller, Claud. Rosenhoff, Fr. Schaldemose, Schack-Staffeldt, Chr. Winther und C. Storm. Als Besseres notirten wir bei der Lecture: „Die Nord-Expedition" von Aarestrup (S. 6); „Der citirte Bräutigam", eine ansprechende Nationalromanze von Ingemann (S. 50); „Der Aufruhr in der Seele" von Demselben (S. 57); „Der Käfer und die Fliege", eine Fabel von Paul Möller (S. 62); „Freia's Saal" von Öhlenschläger (S. 70); „Der Mutter Tod" von Rosenhoff (S. 78); „Die zwei Raben" von Schaldemose, der entweder Heine oder die französischen Neuromantiker gelesen haben mag (S. 84); „An das Herz" von Schack-Staffeldt (S. 91); „Der achte Sohn", eine treffliche Romanze von Demselben (S. 97); „Der Fluß" von dem Schweden Esaias Tegnér, der sich nachbarlich hier in die Dänengesellschaft mischt (S. 108); und „Das Wiedersehen" von Chr. Winther. Da Ref. die Originale nicht vorliegen und er der dänischen Sprache unkundig ist, so vermag er den innern Werth der Übertragungen nicht zu beurtheilen; doch scheint ihm die Übersetzung sehr wortgetreu zu sein, worauf der Umstand hindeutet, daß man es den Gedichten anhört, sie seien aus einer fremden Sprache übersetzt.

11. Eugen Aram's Traum von Th. Hood. Übersetzt durch v. Franck und Ruhe. Bromberg, Levit. 1841. Lex.-8. 15 Ngr.

Schon ehe Bulwer seinen auch in Deutschland vielgelesenen Roman: „Eugen Aram" schrieb und ehe die demselben nachgebildete berliner Tragödie jenen Helden auf der Kuhhaut über die Bühne geschleift und gefünftheilt hatte, war vom englischen Dichter Hood derselbe Stoff poetisch behandelt worden. Bulwer selbst erwähnt des Hood'schen Gedichts mit der Bemerkung, der Dichter scheine darin gefehlt zu haben, daß er den so stoisch düstern Aram gänzlich der Reue hingegeben habe. Wir wagen nicht zu beurtheilen, ob dieses Urtheil richtig sei; nur so viel ergibt sich aus vorliegendem Fragment des Hood'schen Gedichts, daß der Seelenzustand Aram's mit Meisterhand gezeichnet und psychologisch richtig sei. In diesem Fragment wird uns ein Traum des Mörders erzählt und zwar ein Traum, dessen Gewebe sich in einer eigenen nächtlichen Traumvision Hood's gesponnen hatte und den er seinen Helden träumen läßt. Eugen Aram nämlich (der an der Schule zu Lyen in Norfolk Lehrer und bei seinen Zöglingen sehr beliebt war) wird hier, unter der frohsinnigen und harmlosen Jugend mit seinem zerrissenen, schuldschweren Herzen weilend, dargestellt. Ein Knabe, den er lesend findet, antwortet ihm auf die Frage: was er lese? — den Tod Abel's. Aram's tiefstes Innere erbebt bei dieser Antwort; doch faßt er sich, belehrt ihn über das Verbrechen des Mordes im Allgemeinen und Kain's Brudermord insbesondere; dann erzählt er dem Zögling

— von Mördern, die gingen aus auf Erden,
Verflucht, wie Kain war,
Mit rothen Wolken vor ihren Augen
Und Flammen um Haupt und Haar;
Denn Blut hab' ihre Seelen geätzt
Mit Flecken, unaustilgbar.

Ja wol, sprach er, ich weiß es, ich,
Ihre Qual ermißt sich kaum;
Weh, unaussprechlich Weh, wer fället
Des Lebens heiligen Baum!
Denn sieh' — ich selbst beging die Nacht
'nen gräßlichen Mord im Traum.

Einen alten, unschuldigen Mann, so erzählt er weiter, habe er erschlagen. Er schildert die Gefühle, welche der Anblick der Leiche in ihm geweckt, wie ihm eine Stimme zugerufen, den Todten zu bestatten; wie er ihn aufgeladen, in einen Strom geworfen und die Nacht nach der gräßlichen That hingebracht habe. Von unsichtbaren Mächten getrieben, sei er am andern Tage zur Stätte des Schreckens zurückgeeilt und habe mit Entsetzen wahrgenommen, wie der Leichnam in dem trockenen Stromesbette offen dagelegen habe. Schaudernd habe er sich von neuem die blutige Last aufgepackt und habe sie unter trockenem Laube verscharrt; aber der Wind habe das Laub verweht und er habe vergebens gerungen, den blutigen Zeugen seiner Schuld zu verscharren und diesen Traum habe er wachend fortgeträumt. Alles ist frisch und lebendig mit psychologischer Wahrheit gezeichnet. Der Übersetzung fehlt nicht viel, daß sie wörtlich ist, und man sieht es eben nicht den Versen an, daß sie übersetzt sind. Ein Anhang gibt uns Eugen Aram's eigene Vertheidigung vor seinen Richtern, die durch ihre Schärfe und Beredtsamkeit ebenso anziehend als ausgezeichnet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Immer machen sich noch neue Danaiden daran, das unerschöpfliche Faß der Geschichte der französischen Revolution mit ihrer Gelehrsamkeit zu füllen. Vor kurzem ist ein neues Werk von Raudot erschienen unter dem Titel: „La France avant la révolution. Son état politique et social en 1787." Der Verf. dieser Schrift hat die glückliche Idee gehabt, sich zurückzuversetzen in die Zeit vor der großen Umwälzung aller Verhältnisse. Er beschreibt das Staatsgebäude, das schon kracht und zerbersten will und das nur des Hauches wartet, der das ganze Gerümmel über den Haufen wirft. In der Ausführung seiner Arbeit ist der Verf. weniger glücklich und er bringt trotz des Aufwandes seiner Gelehrsamkeit wenig Besonderes zu Stande. Immerhin finden wir in seiner Schrift mancherlei Materialien, die bei einer Geschichte der französischen Revolution zu berücksichtigen sind. Noch hat keiner der französischen Historiker etwas über die ungeheure Revolutionsepoche geschrieben, wodurch das herrliche Werk von Thiers in den Schatten gestellt werden könnte. Es übertrifft dasselbe, was Geschick in der Zeichnung der Charaktere, Glut und Anschaulichkeit in der Darstellung, Klarheit in der Verfolgung des ganzen Ganges der Ereignisse betrifft, alles Ähnliche. Wir erwarten mit Ungeduld die Fortsetzung dieses hervorragenden Werkes: die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Die Erscheinung desselben ist schon seit einigen Monaten angekündigt worden, indessen werden, wie es heißt, die ersten Bände nicht vor November erscheinen, dann aber die übrigen in rascher Folge ausgegeben werden. 32.

Literarische Anzeige.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 176. —— 25. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

12. Parabeln und Gemälde aus dem Reiche der Blumen. Von Pauline Klein. Essen, Bädeker. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

In diesem Büchlein steht mehr und Besseres als in den bekannten Selambüchern mit Goldschnitt und im Maroquinbande, und mit wahrem Vergnügen haben wir diesen zarten, einer echt weiblichen Brust entstiegenen Phantasiespielen gelauscht, die oft sinnigen Deutungen des Charakters der Kinder Flora's bewundert und auf die zierlichen Worte geachtet, welche die Verf. über die Lippen der Blumenkelche gehen läßt. Der Titel des Buchs: Parabeln, scheint weniger passend als: Gemälde aus dem Reiche der Blumen; denn wir sehen hier eine Galerie kleiner Genrebilder, zierlich eingerahmt und sinnig aufgestellt. Denkend und sinnend steht sie vor jedem bunten, duftenden Kinde der vier Jahreszeiten aus unserm Himmelsstrich, bald den Mythos, bald die Geschichte, bald die eigene Phantasie zu Hülfe rufend. Jeder Jahreszeit ist eine Schilderung geweiht, wo die des Frühlings und Herbstes am gelungensten zu nennen ist. Will nun auch die schöne Verf. ihre Blumengabe als Mimosa sensitiva betrachtet wissen, welche die Kritik anfleht: „Berühre mich nicht mit deinen eiskalten Tropfen!" so wird sie uns doch das Lächeln nicht übel deuten, mit welchem wir (S. 8) den Irrthum lasen, der Heiland sei im kalten Decembermonat geboren; aber das ist ja nur ein Stäubchen auf einer spiegelklaren Metallplatte und nur die Äußerung eines Referenten, der das Recensiren nicht lassen kann. Wie Vieles gibt dafür vierfache Entschuldigung. Wie artig heißt es z. B. in der „Schilderung des Frühlings" (S. 13):

„Festlich gekleidet sprossen die Keimchen des Grases hervor und drängen neugierig sich durch, den Frühling zu sehen, der sie erweckt. Der Erde schmuzig gewordenes Schlafkleid, den Schnee, zerreißen sie eifrig und wirken dafür ihr die grüne sammetne Robe. Doch sie, die sorgliche Mutter, sammelt die Stücke des weißen Gewandes, das sie so lange umhüllt, und näht daraus Kleidchen für ihre frühesten Kinder (die Schneeglöckchen); denn sie gedenket noch gern, wie wärmend ihr selbst es gewesen. Und angethan mit dem schneeigen Hemdchen, heben die Kleinen ihr Köpfchen und schauen gar fröhlich sich um und flüstern nickend sich zu: ‚Wie ist es so freundlich hier oben!' Drauf springen sie schnell aus dem dunkeln Bett, nicht achtend des barschen: ‚Wer da schon?' womit des Winters Nachtrab, der streifende Frost, sie brummend anfährt, wenn er auf nächtlicher Runde Opfer suchend umherspäht."

Hören wir nun noch eine gar sinnige Deutung auf die „Tausendschönchen" (S. 39):

„Wie durch die ziehende Hand des Gärtners aus Gänseblümchen die zierlichen, überfüllten Tausendschönchen werden, sieht man an euch nicht allein, man sieht's auch in den Töchterschulen der Stadt. Fatal nur ist's, daß, wenn euch der Gärtner einmal auf längere Zeit euch selbst überläßt, die Gänseblümchennatur sich Bahn bricht durch die Cultur, ihr wieder werdet, was einst ihr gewesen — die einfachen lachenden Blümchen der Trift." Etwas boshaft, aber wahr. Man lese außerdem: „Die März- oder Leberblümchen" (S. 23); „Himmelsschlüsselchen" (S. 38); „Die weiße Lilie" (S. 57); „Eisenhut oder Venuswagen" (S. 59); „Georgine" (S. 101); „Braut in Haaren", rhythmisirt (S. 118), und der eigensinnigste Geschmack wird vielleicht Befriedigung finden. Wenn die Verf., was kaum zu bezweifeln steht, die epinöse Autorbahn auch in Zukunft betritt, so wende sie ihren Fleiß auf den Anbau der Idylle; dazu scheint Talent und Kraft ihr beizuwohnen.

13. Neue Sammlung von Parabeln von Agnes Franz. Mit einem Stahlstich. Essen, Bädeker. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein Aliud, aber kein schlechteres einer bereits rühmlich bekannten Verf., deren Leistungen und Befugniß schon vielfach in d. Bl. besprochen sind. Diese neuen Parabeln zeichnen sich durch Einfachheit, Natürlichkeit und sinnige Gemüthlichkeit aus, und der liebliche Stahlstich, dem Titelblatte gegenüber, ist eine dankenswerthe Zugabe.

14. Phantasien nach Tiedge's Urania. Ein poetischer Versuch. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 10 Ngr.

Diese Verse sind nicht mehr und nicht weniger, als was sie von sich aussagen: Nachbildungen eines gefeierten Gedichts.

15. Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr. Liederkranz von Alexander Patuzzi. Ulm, Nübling. 1841. Gr. 12. 10 Ngr.

Man hat seit einigen Jahren drei bis vier bessern Dichtern Wander- und Reise- und Heimkehrlieder nachgesungen und sie werden in den jetzt erscheinenden Sammlungen nachgerade zu Stereotypen. Unser Urtheil über die vorliegenden können wir in wenige Worte zusammendrängen. Es mischen sich zwei Elemente in ihnen, die sonst miteinander contrastiren und schwer zu vereinigen sind: Tiefsinn und Leichtsinn; Schade, daß der Tiefsinn nicht tief genug und der Leichtsinn nicht genial genug ist, um recht lebhaftes Interesse zu wecken. Man findet manches Dagewesene (S. 44 sogar einen Heine'schen Ton) und Das, was neu ist, entbehrt der Kraft. Was die jetzt so beliebten, auch hier hin und wieder auftauchenden, in wenige Worte gedrängten Stoßseufzer und Reflexionen anbelangt, so halten sie nur dann der Kritik Stich, wenn sie sich durch Gedankenreichthum und Classicität auszeichnen. Im „Trinklied" (S. 13) überschlägt sich die Phantasie; überdies ist es kein singbares Lied, sondern nur ein gereimter Einfall. Zu dem Bessern gehört: „Das gefundene Schwert" (S. 33); „Winterlandschaft" (S. 36); „Das ferne Kind" (S. 58) und „Das Gespenst" (S. 84).

16. Noch funfzig Gedichte von Philipp Engelhardt Nathusius. Magdeburg, Heinrichshofen. 1841. 8. 20 Ngr.

Wir vermuthen, es werde noch manches Funfzig folgen; denn wo dem Quell Aganippe durch Anerkennung und Lob Nahrung zugeführt wird, da strömt er gewöhnlich immer reicher,

während er im entgegengesetzten Falle leicht gänzlich versiegt. Wäre das erste Funfzig, das in diesen und andern Blättern nicht ungünstig beurtheilt ist, beim Publicum durchgefallen, so hätten wir schwerlich gegenwärtiges zweites Heft der Probesammlung. In erster Abtheilung werden uns deutsche Sagen geboten, die der bekannten Sammlung der Gebrüder Grimm entnommen und mit Glück rhythmisirt und gereimt sind. Allerliebst ist „Der Krämer und die Maus“ (S. 53). Warum aber nahm Hr. Nathusius den ganzen Stoff aus einem andern Buche und warum gibt er nicht auch etwas von eigener Invention? Auch ist die Sage vom Landgrafen Ludwig von Thüringen schon so oft dagewesen, daß sie hier in der That, in so gefälliger Form sie erscheinen mag, zur crambe sexcenties cocta wird. Eine zweite Abtheilung bringt Mythen, die in Rom, ihrem Heimatlande, niedergeschrieben wurden. Es sind nur drei, aber sie haben Ref. wohl gefallen; ob dem heutigen Publicum, das sich zur Romantik neigt — das ist die Frage. Die dritte Abtheilung gibt Lieder, die wir schon deshalb für Besseres erklären, weil sie auf dem Grund und Boden des eigenen Dichtungsvermögens entstanden sind und aufsprossen. Als die zartesten, frischesten und lebendigsten notirten wir: „Die Liebes-Vertraute“ (S. 97); „Abendgedanken“ (S. 102); „Frühlingsfeiermorgen“ (S. 111) und das unten mitgetheilte „Nachtgebet“. Die vierte und letzte Abtheilung hat das Etiquett „Vermischte Gedichte“. Es läßt sich schwer begreifen, warum sie der dritten Abtheilung nicht angeschlossen und einverleibt wurden; es müßte denn sein, ihr Verf. habe das nicht gewollt, weil sie durch ihre Länge aus dem Gebiete des Lyrisch-Sangbaren sich entfernt hielten. Hier zeichnet sich vor Allem der schöne Erguß „An den Genius“ (S. 126) und „Der Morgen“ (S. 154) aus. Bedauerlich ist's, daß der Verf. sich Inversionen, Wortdehnungen und rhythmische Nachlässigkeiten gestattet, die er geflissentlich darin gelassen zu haben scheint, die aber unfehlbar den Genuß jedes Lesers von unverdorbenem Geschmack choquiren werden. Zur Probe theilen wir das S. 116 abgedruckte „Nachtgebet“ mit.

Alle Felder schweigen still,
Alle Wälder ruhn,
Aller Menschenwitz und -wahn,
Alles Treiben nun.

Und ich auch, ich lege jetzt
Still mich auch zur Ruh,
Kehre, Vater, deinem Haus
Wandermüde zu.

Lege mit den Kleidern auch
Tages Freud' und Leid,
Alles, was mich von dir trennt,
Ab in Heiterkeit.

Hülle meine Seele blos
In den Willen dein,
Wie ein weiches, warmes Tuch,
Neugeschaffen ein.

Einen Wunsch nur hab' ich noch:
Daß ich alle Tag'
So, wie ich es heute kann,
In dich kehren mag.

17. Lieder der Zeit. Stuttgart, Krabbe. 1841. Gr. 12. 26⅔ Ngr.

Der Titel dieser Anthologie ist zweideutig; sollen wir ihn deuten: Lieder, wie sie die junge Dichterwelt und die Zeitgenossen lieben, oder: Lieder, zur Beherzigung an die Zeitgenossen gerichtet? Daß der ungenannte Sammler und Zusammensteller derselben letzteres gemeint habe, ergibt sich aus des Buches Inhalt. Alle nämlich, die hier singen, haben die Saite von Apollo's Lyra herabgerissen und daraus eine Bogensehne gemacht, um ihre Pfeile abzuschießen. Bei einigen erscheint die Zeitpoesie als eine klagende, im namenlosen Schmerz vergehende Niobe, bei andern geberdet sie sich wie eine Medea, die in ihrem maßlosen Wüthen alle Schranken überfliegt. Und um was kämpfen und wüthen sie? Auf welches Ziel richtet sich des Sonnengottes Bogen? Um was wehklagen und jammern sie? Um die verlorene Freiheit; sie ziehen gegen vermeinte Tyrannen zu Felde; sie wollen freie Presse und andere politische Institutionen, und das Alles verlangen sie mit einer Energie, mit einer Meisterschaft in Wort- und Versbildung, mit einem Aufwand poetischer Malerei, daß man den ehrlichen Hausvater Verstand und die verständige Hausfrau Ruhe zu Hülfe rufen muß, um nicht befangen zu werden und ihnen Recht zu geben. Dazu kommt, daß der ungenannte Sammler durch die Namen dichterischer Notabilitäten dem Leser zu imponiren strebt, sodaß man auf den Gedanken kommen muß, hier seien sie aufgetreten die Herolde der Freiheit, die unerschrockenen Vertreter der Volksrechte, die achtbaren Kämpfer pro aris et focis, und ihre Unzufriedenheit mit den literarischen, socialen, politischen und religiösen Verhältnissen in Deutschland wurzele in gutem Grund und Boden. Wer sich aber durch die Namen: Uhland, Lenau, Grün, Freiligrath, Sallet, Platen u. s. w. nicht täuschen läßt, die Sachen mit kaltem Blute betrachtet und mit der Fackel der Vernunft beleuchtet, der gewahrt bald die Nichtigkeit eines Strebens, welches Schatten und trügende Phantome bekämpft; er sieht, daß sie gar oft ins Blaue hineinschießen und daß sie dem Götzen des Dünkels und Egoismus Opfer bringen. So ruft Nik. Lenau, nachdem er erzählt, die Chinesen wählten zu ihrem Schützer den Geist des grimmigen Tigers, solch ein Tigergeist möge auch seine Gedanken bewachen, seine traurigen Erinnerungen morden, seine Feinde verjagen und die feigen Tyrannen quälen, am Schlusse dieses Ergusses aus (S. 25):

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluten,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet;
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefang'ne Riesen, knirschend ihren Schergen.
O Welt, aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
Wohin ich ließ von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen;
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen.

Durch den Traum in eine Öde versetzt, hört er eine Stimme, die ihm räth, das wallende Blut zu sänftigen, sich der Natur, der Religion, der Liebe, die auf Golgatha starb, in die Arme zu werfen; doch eine zweite Stimme ruft:

Hasse standhaft! Rüste dich zum Streite!
— — — — — — —
Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln.
— — — — — — —
Wieder muß Jehovah's Donner rollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.
— — — — — — —
Menschheit will in Lüsten feig versiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.
Elend gibts, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.

Karl Beck, den wir jüngst den deutschen Tyrtäus genannt fanden, trägt die Farben wo möglich noch stärker auf. Die Studentenmütze auf dem Haupte, an den Stiefeln die blanken Spornen, mit der Pfeife im Munde, die Gedankenblitze und gepanzerte Gedanken ausstreut, unbekümmert, daß ihn der Philister einen tollen Buben schelte, der in seiner Stube bleiben solle, macht er einen stürmischen „Gang um Leipzig“ (S. [illegible]). Auf der Dichtung schwanken Sturmesleitern erklimmt sein Geist den alten deutschen Himmel;

Da will er (der Geist) denn den alten Gott befragen:
Ob Alle, die des Herzens Blut verspritzen,
Die auf der Erde hier ein Kreuz getragen,
Beseligt einst, zu seiner Rechten sitzen?

Und wie er nun mit flammendem Gefieder
Zum Himmel kommt, — da tönen Stimmen oben:
„Zurück! Zurück! Er schläft — komm morgen wieder —
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben.“

Da war es mir, als läg' ich tief begraben,
Als hört' ich Geisterklänge um mich rauschen:
Vom großen Himmel willst du Antwort haben?
Wird dir die Erde denn, die kleine, lauschen?

(Möchte die folgende Strophe doch dem Buche als Motto vorgesetzt sein!)

Sie höret nicht dein Flehen und dein Schelten,
Des Reimes Hammer spaltet keine Bande,
Gedankenkugeln treffen matt und selten
Und Schranken stürzen nicht im Bilderbrande.

Mich trieb's zur Stadt zurück mit Blitzeseile,
Ich sah — die Stimmen hatten wahr gesprochen —
Philisterthum und Markt und Vorurtheile,
Sie standen fest — mein Herz nur war gebrochen.

Dieses vom Weltschmerz gebrochene Herz tragen hier nun noch Manche zur Schau. Franz Dingelstedt verwünscht den Tag und die schwarze Stunde, wo ihm das erste Lied im Herzen keimte. Freiligrath läßt einen Reiter durch die Finsterniß der Föhren seufzen: Gott, warum gabst du mir Lieder? In die Variationen dieses Themas webt er die wirkliche dichterische Beantwortung der Frage: Was ist Poesie? Feodor Löwe meint (S. 54), der Dichter sei ein Vampyr,

Der aus dem Reich der Schatten taucht
Und mit der heftigsten Begier
Das eigne, warme Herzblut saugt;

in der folgenden Nummer ist ihm das Dichterwort ein Schwert, das von Süd nach Nord Flammen wirft. Franz Dingelstedt sehnt sich (S. 66) in zwei wohlklingenden Sonetten nach den Zeiten der Freiheit, wo der Dichter, ohne Furcht vor dem rothen Schergenkragen der Policei, zur Schönen gehen und singen durfte, und schließt:

Jetzt schleicht er an dem Knabenzaum der Sitte,
Der dunkelste und thörichtste von Allen,
Durch leere Häuser, leerer Köpfe Mitte.

Und will's einmal in Unmuth überwallen,
So zerrt er zornig an der zähen Kette
Und kühlt sich ab durch fröstelnde Sonette.

Karl Beck schließt die Nänie auf Börne's Tod also (S. 68):

Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker sprang —
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Himmel von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Theodor Creizenach ergießt in „Der deutsche Jude“ (S. 73) sich nicht in weibischen Klagen, sondern gibt der Hoffnung auf schönere Zeiten Raum:

Denn lassen wir uns nichts verkümmern;
Im Staub die alte Herrlichkeit;
Denn hoch erhebt aus Schutt und Trümmern
Der Freiheitsbaum der neuern Zeit.

Gutzkow schleudert unter der Aufschrift „Gutenberg“ seines Wortes Donnerkeil gegen die Censur. Dem bekannten Liede von Prutz „Der Rhein“ ist auch eine Stelle eingeräumt. Sogar Uhland wird in diese Sphäre gezogen und sein „Achtzehnter October“ nimmt sich im Widerschein der übrigen Lieder gar grell und seltsam aus. Heinrich Stieglitz läßt in „Unsere Zeit“ aus dem Munde der jungen Deutschthümler ein hoffnungsreiches Wort ertönen, dem wir die Stelle entnehmen (S. 105):

Wir halten an die Zeit, die große,
Wie keine noch so reich und groß,
Die herrlich birgt im Mutterschooße
Der Zukunft segensvolles Loos,
Wir halten uns an die Verkündung,
Die nie den Gläubigen betrog,
Der an des Zeitstroms mächt'ger Mündung
Mit reinem Munde Hoffnung sog.

Nach einer gemischten Canzone von Drelle nimmt Ernst von Münch das Wort in drei Sonetten: „Deutsche Frühlingsrufe“ (S. 112): „O Schneidereiwirthschaft der Diplomaten“ rc. Lesenswerth ist, was dem Magyaren Beck vor Schiller's Hause in Gohlis passirte (S. 117). Wie mag Meister Uhland die Apostrophe an ihn von Dingelstedt (S. 128) aufnehmen? Ein wiener Poet charakterisirt „Unsere Zeit“ nicht unpoetisch also (S. 146):

Auf dem grünen Tische prangen Crucifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn.

Doch es kommt nicht die Geruf'ne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit.
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

„Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein!
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;
Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

„Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Disteln ausgesät,
Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

„Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein!“

Außerdem notiren wir: „An einen Ultra“ vom Grafen Platen (S. 164) und einen Erguß von Stieglitz über die Worte Jesu: „Ich bin kommen, daß ich ein groß Feuer anzünde“ (S. 166). Endlich machen wir aufmerksam auf einen „Nachruf an Georg Büchner“ (S. 178) von Georg Herwegh, den das junge politische Deutschland stolz den Dichter der Männer nennt, dessen aus Eisen gegossene Gedichte alle die ungeschliffene Unbändigkeit, die dem germanischen Urthum eigenthümlich war, bekunden. „Das freie Wort“, „Das Reiterlied“, oder „Dem deutschen Volke“ würden Zierden vorliegender Sammlung sein. Hier theilen wir von ihm mit, was er von Büchner singt (S. 184):

Was er geschaffen, ist ein Edelstein,
Drin blitzen Strahlen für die Ewigkeit;
Doch hätt' er uns ein Leitstern sollen sein
In dieser halben, irregeword'nen Zeit,
In dieser Zeit, so wetterschwül und bang,
Die noch im Ohr der Kindheit Glockenklang
Und mit der Hand schon nach dem Schwerte zittert,
Zur Hälfte todt, zur Hälfte neu geboren,
Gleich einer Pflanze, die den Frühling wittert
Und ihre alten Blätter nicht verloren.
Er hätte — aber gönnt ihm seine Ruh!
Die Augen fielen einem Müden zu;
Doch hat er, funkelnd in Begeisterung,
Vom Himmelslichte trunken, sie geschlossen,
Der Dichtung Quelle hat sich voll und jung
Noch in den stillen Ocean ergossen
Und eine Braut nahm ihn der andern ab.
Vor der verhaucht er friedlich sanft sein Leben,
Die Freiheit trug den Jünger in das Grab
Und legt sich bis zum jüngsten Tag daneben.
Auch nicht allein ist er dahingegangen,
Zwei Pfeiler unsrer Kirche stürzten ein;
Erst als den freisten Mann die Gruft empfangen,
Senkt man auch Büchner in den Todtenschrein.
Büchner und Börne! deutsche Dioskuren,
Weh', daß der Lorber nicht auf deutschen Fluren
Für solch' geweihte Häupter wachsen darf!
Der Wind im Norden weht noch rauh und scharf,
Ein Lorber will im Treibhaus nur gedeihen,
Ein freier Mann holt sich ihn aus dem Freien!

Ein trefflicher Aufsatz in ungebundener Rede, „Pia vota für Deutschland" überschrieben und entnommen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 19. März 1841, setzt gleichsam dem Ganzen die Krone auf und gibt einen hinlänglichen Commentar über den Geist, in welchem die Lieder gesammelt sind und den wir durch vorstehende Proben hinlänglich charakterisirt zu haben glauben.

18. Sternbilder. Dichtungen von Karl Maien. Leipzig, Fort. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hier tritt uns ein Talent entgegen, welches im Taschenbuche „Jeschurun" und in den „Veilchen" (vgl. Nr. 269 d. Bl. f. 1841) zuerst die Schwingen entfaltete und ein gutes Vorurtheil weckte. Es ist zwar kein blendendes und überragendes, wol aber dem Boden guter Gesinnung, der Verehrung großer Geister, der gemüthlichen Innigkeit und Pietät entsprossen. Wer diese Verse ohne Gemüth liest, wird sie vielleicht zu weich oder gar zu schal finden; Den aber, der sie mit Empfänglichkeit für die Regungen eines schönen Herzens auffaßt, werden sie gewiß ansprechen. Die Subjectivität, das Element der Lyrik, tritt gleich in der ersten Abtheilung: „Bekenntnisse und Denkmale", hervor und ergibt sich am klarsten in „Dichterleben" (S. 28); „Fragmente aus meinem Seelenleben" (S. 34); „Aus meinem Tagebuche" (S. 87). Die vier erzählenden Gedichte, welche die zweite Abtheilung bilden, sind, wie alles Übrige, gut versificirt, bewegen sich größtentheils in der Sphäre des jüdischen Lebens und Glaubens und sind anziehend durch ihre ethischen Pointen, vorzugsweise das erstere „Elisabeth". In dem letzten: „Die Geschwister", fehlt die Pointe und es ist etwas redselig gehalten. Dann folgen einige Übertragungen aus dem Russischen des Lomonossow, Derschavin, Dimitrijew, Batjutschkow und Alexander Puschkin, unter denen die erste am nationalsten ist. Übrigens muß man bei Lesung dieser russischen Gedichte bestätigt finden, was der Verf. in einem Prologe derselben von der russischen Dichterwelt im Allgemeinen sagt:

Heiter wird's und immer lichter
An dem nord'schen Himmelszelt,
Daß der Glanz geweihter Dichter,
Wie des Morgens Strahl erhellt.

Ein Motiv zu der Wahl des Titels konnten wir nicht finden.

19. Vermischte Gedichte von Ernst Schulze. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Verlegers dieser Gedichte des lieblichen, zu früh geschiedenen Sängers der „Bezauberten Rose" und der „Cäcilie", eine zweite Auflage derselben zu veranstalten; denn Ernst Schulze wird trotz der Menge moderner Poeten von einem nicht kleinen Theile des Publicums in großen Ehren gehalten und namentlich auch vom schönen Geschlecht noch immer gefeiert. Seine Manier und der Platz, den er in den Reihen der deutschen Sänger einnimmt, sind zu bekannt, als daß es hier einer weitläufigen Besprechung seiner Leistungen und Eigenthümlichkeiten bedürfte; deshalb nur einige Andeutungen über das hier Gebotene. Zuerst tritt uns die Elegie entgegen, aber nicht verhüllt mit dem düstern Schleier, den der Volkswahn ihr herrisch um die Stirn wob, sondern die leichtschlüpfende Grazientochter, die Freundin zarten Gefühls, das schlanke, gelenksame, flüchtige Kind, dessen Fuß tanzend über die Blumen der Flur schwebt und von Lust und Liebe singt. Was die ihr folgenden poetischen Briefe anbetrifft, so athmen sie nicht die gefeilte Lebensphilosophie jener Episteln, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts von Gleim, Göckingk, Klamer Schmidt und Tiedge geschrieben wurden, sondern auch sie hüpfen wie leichtgeschürzte Nymphen und Grazien in das vielfach bewegte Leben und erinnern höchstens an Wieland. Das Schönste im Buche bleiben aber die Sonette, und wenn der Dichter im ersten derselben sagt, Petrarca habe ihm die Laute gereicht und ihm geboten, seine Lieder zu singen, so ist das keine Rodomontade, sondern Erzeugniß eines sichern Selbstgefühls. Man sieht und hört, Ernst Schulze hat den Sänger der Laura gekannt und studirt. Zum Beweise theilen wir Nr. 10 mit:

Schon in der Kindheit frühen Morgenstunden
Ging nur auf dich mein Dichten und mein Streben;
Durch dich hat erst mein Geist dem niedern Leben,
Die Phantasie den Fesseln sich entwunden.

Als ich dich sah, hab' ich zuerst empfunden,
Dein Bild hat mir den ersten Traum gegeben,
Dein Zauber hat des Herzens irres Schweben
Mit ew'gem Zwang an einen Punkt gebunden.

Den Schmerz hab' ich gelernt bei deinem Schmerze,
Die heitre Lust bei deinem zarten Scherze,
Du bist mein Gram, mein Glück, mein ew'ges Sehnen.

Als Grazie lehrst du mich zart empfinden,
Als Muse mich dem Erdenraum entschwinden,
Und nahst als Urbild mich dem höchsten Schönen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Philipp-Egalité ist einer der Charaktere der französischen Revolution, über die sich die widersprechendsten Stimmen erhoben haben. Der größte Theil der Historiker wirft den Stein auf ihn und Thiers in seiner Geschichte zeichnet ihn mit harten Zügen. Vor kurzem ist ein Werk erschienen („Histoire de Philippe-Egalité" von Tournois), das ihn von den Vorwürfen, die man ihm gemacht hat, wieder reinigen soll. Wir wollen nicht hier unsere Meinung darlegen, inwieweit es dem belesenen Verf. gelungen ist, indessen müssen wir gestehen, daß er in der Zeichnung solcher Charaktere wie Bailly, Lafayette, über die sich bereits ein festes Urtheil gebildet hat, durchaus nicht glücklich gewesen ist. Besonders falsch beurtheilt er die Finanzspeculation Law's, obgleich er sich in diesem Punkte auf die herrliche Arbeit von Thiers stützen konnte. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

20. Der Christenjüngling. Ein Gedicht. Die Kriegserklärung. Von Karl Scheele. Magdeburg, Heinrichshofen. 1841. Ler.=8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der warme Nebel, der über allen Erzeugnissen der antiken und modernen Mystik in trügerischen Formen und Gestaltungen schwebt, ruht auch auf diesem Buche. Man wähnt zuweilen, die Wahrheiten unter der Bilderhülle zu erkennen und zu erfassen; aber zu rechter Klarheit und Erkenntniß kommt man nicht. Dagegen werden des Verf. Geistesverwandten, bei denen Alles, nach des Apostels Ausdruck, geistlich gerichtet ist, sie wol erkennen oder zu erkennen glauben. Zwar haben sie, wie einige Insekten, nur Fühlhörner statt der Augen; aber jene ersetzen diese und sie finden sich unbeschreiblich wohl im Besitz der halben Sehkraft. Mit ihren Fühlhörnern betasten sie die Sprache der Propheten, der Apostel und des Herrn selbst, und mit ihnen schaffen sie sich eine Hermeneutik und Exegese nach eigenem Sinn. Mittels derselben werden sie auch vorliegendes Buch besser verstehen als ein profaner Recensent, für den es nicht geschrieben wurde. Es schildert in vierzeiligen, jambischen, größtentheils wohlklingenden Versen die Kämpfe eines orthodoxen, protestantischen Jünglings um den Glauben in mystischen Bildern und in einer dem Alten und Neuen Testament entlehnten Sprache. Es ist uns leider nicht möglich gewesen, uns durch den dicken Großoctavband hindurchzuarbeiten und dem Fluge des Verf. zu folgen, geben jedoch eine Probe von seiner Diction und Versification, indem wir ein Paar Verse, die das Schwert, welches die Welt und den alten Feind bekämpft, schildern, mit hersetzen (S. 54):

> Das Schwert, breit, blank, hellfunkelnd, Diamanten,
> Das Gott in seiner Himmelswerkstatt fegte,
> Das durch den Sohn er seinen Geistgesandten
> In die Apostelhände segnend legte,
>
> Des Gnadenreichs Palladium, das zur Wahrung
> Er anempfahl der Obhut seiner Knechte,
> Das, wenn sie's wahrten, Sieg, Glanz, Wachsthum, Nahrung,
> Wenn sie's verlören, Schand' und Elend brächte —

Dieses Schwert ist im Rüsthaus mystischer Gefühle gefegt und geschliffen, und wirkt hier in der That hin und wieder wie jenes zweischneidige, das, nach Pauli Wort, durchdringt Mark und Bein und scheidet Seele und Geist.

21. Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge von Abraham Emanuel Fröhlich. Zürich u. Frauenfeld, Beyel. 1840. Ler.=8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unsere Zeit liebt Denkmale, Biographien und Charakteristiken, und zwar nicht blos in Statuen und Werken der Architektur, sondern auch in Werken der Poesie und Typographie. Dieser Zeitrichtung verdankt unbezweifelt auch vorliegendes, uns etwas spät zugekommene historische Epos sein Entstehen, welches insofern nicht rein poetisch gehalten ist, als es sich streng an das Geschichtliche hält und sogar den Charakter des Helden wenig idealisirt; deshalb ermangelt es indessen keineswegs des Interesse; dieses wächst sogar, je weiter man vorschreitet in der Lecture des materiell starken Buchs, welches 21 Gesänge auf ebenso viel Großoctavblattseiten mittheilt, als es Tage im Jahre gibt. Jeder Gesang kündet durch eine Überschrift seinen Inhalt an und das Datum und Jahr des Ereignisses ist nicht vergessen. Die drei ersten Gesänge: „Die Predigt zu Monza", „Der Aufbruch aus Mailand" und „Die Schlacht zu Marignano", bilden die Einleitung und verbreiten sich über politische Zustände und schweizerische Ereignisse vor der Reformation, in die jedoch Zwingli handelnd und redend mit eingreift. Erst der Abschied von Glarus im Sommer 1516, im vierten Gesange geschildert, führt uns näher zur Persönlichkeit des schweizerischen Luther, beleuchtet seine Lieblingsstudien, die Männer, welche Vorbilder für sein Denken, Handeln und Streben waren, und die Richtung seines Geistes auf das Evangelium. Er selbst erklärt, er könne in Glarus, wo er 1506 Priester geworden war, nicht bleiben und widersteht den Bitten seiner Freunde, die ihn da fesseln wollen. Der folgende Gesang mit der Überschrift: „Die Predigt zu Einsiedeln", zeigt ihn uns als Prediger an diesem damals berühmten Wallfahrtsort, welcher hier näher beschrieben wird. Dort bekämpft er am Feste der Engelweihe zum ersten Male freimüthig und ohne Rückhalt den herrschenden Aberglauben, das Sündliche der Bilderverehrung, die Gewalt des Papstes, die Finsterniß und Pest des Mönchthums und eifert nicht blos gegen die in die Kirche eingeschlichenen Misbräuche, sondern schafft sie auch ab. Seine ganze in Bezug hierauf gehaltene Predigt ist ein Meisterstück von Beredtsamkeit und athmet jenen echt evangelischen Geist, der durch den Zauber der Neuheit in jener Zeit seinen Einfluß auf die Gemüther nicht verfehlte. Im sechsten Gesange wird seine Ankunft in Zürich erzählt, wohin Zwingli als Prediger an den großen Münster auf Veranlassung des Bürgermeisters Röust berufen wird; im siebenten, welchen siegreichen Kampf er mit dem Ablaßkrämer Samson im J. 1519 bestand, wobei wir bemerken, daß der Verf. aus sehr genauen histcrischen Quellen geschöpft haben muß, da er hinsichtlich der Ereignisse und der Namen der handelnden Personen in ein Detail geht, wie man es kaum anderswo in schweizerischen Reformationsgeschichten findet. Diese Bemerkung gilt aber nicht blos für diesen Gesang, sondern für das ganze Buch. Über Zwingli's seelsorgerische Wirksamkeit in den Zeiten der Pest 1519 stattet der folgende Gesang Bericht ab und zugleich, wie er bei dieser Gelegenheit seine nachmalige Gattin, die verwitwete Frau Anna Reinhard, kennen lernt. Die Anfeindungen und Nachstellungen, die dem Reformator von 1520—23 von Seiten der Mönche und anderer Papisten wurden, sind im neunten Gesang Gegenstand der Darstellung; im zehnten aber werden seine Bemühungen geschildert, das Licht des Evangeliums durch Disputationen auszubreiten, die gegen Faber Amgrüt, die Augustiner und Dominikaner 1523 zu Zürich

gehalten wurden, und wo er die Vertheidiger der Bilderverehrung und Transsubstantiationslehre ehrenvoll aus dem Felde schlägt. In der Disputation mit Amgrüt benutzt er einen nächtlichen Traum, in welchem ihm ein alttestamentliches Wort zugeflüstert wird, welches ihm als Waffe dient und worauf er seine Argumente baut. Der elfte Gesang bringt seine Verlobung mit Anna Reinhard im J. 1524, der zwölfte die Hochzeit mit ihr, der dreizehnte eine anziehende Schilderung der ersten Abendmahlsfeier nach den von ihm bestimmten Cultformen. Die Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifte in den reformirten Cantons (wobei man unwillkürlich an den jetzt herrschenden aargauer Klosterstreit erinnert wird) erwirbt ihm fast ebenso viele Gegner als die früher schon erfolgte Abschaffung der Messe. Auch wird hier das Ende des ersten schweizerischen reformirten Märtyrers, des Klaus Hottinger, erzählt. Der Verdruß, den ihm die Wiedertäufer in den Jahren 1525—26 verursachten, und die Charakteristik ihrer Häupter schildert der funfzehnte Gesang, der sechszehnte die Disputationen zu Basel und Bern, wo ihm Ökolampadius zur Seite stand; der siebzehnte den ersten kappeler Krieg; doch ist dieser von geringerm Interesse als der achtzehnte: „Die Reise nach Marburg, zum Religionsgespräch mit Luther im J. 1529." Hier läßt (S. 265) der Verf. den Helden, welchen Röust bemerkbar macht, man schriebe seinem Ehrgeize den Brand des Religionszwistes zu, die Worte sagen:

Deß zeihet mich (sagt Zwingli) selbst Luther in der Wuth,
Die über mich er ausgießt in wilder Schriften Flut.
Mich heißt man luthrisch; er auch meint, was ich je gelernt,
Hab' ihm ich nachgesprochen und mich aus Neid von ihm entfernt.

Und doch that ich schon lange dem Papstthum Widerstand,
Bevor man Luther's Namen genannt in deutschem Land;
Die heil'ge Schrift und Sprache wußt' ich schon jener Frist;
Was mich auch Andre lehrten, erleuchtet hat mich Jesus Christ.

Der neunzehnte Gesang gibt nun Details über jenes berühmte, ja berüchtigte Religionsgespräch zu Marburg am 1., 2. und 3. Weinmonat 1529. Über die Persönlichkeit des sächsischen und schweizerischen Reformators heißt es (S. 282):

Gebietende Gestalten, zwei Häupter würdumstrahlt,
In priesterlicher Weihe und Heldensiegsgewalt,
Zwei dunkle Augenpaare voll Feuer und voll Licht,
Der Denker klare Stirne, die Lippe, die auch lautlos spricht.

Und eine Weile schauen sich Beide schweigend an,
Und Jeder sieht im Andern mehr, als ihm kund gethan,
Erhob'nen Hauptes Luther, doch blaß und düster schier,
In seiner Frische Zwingli und sanften Blicks: — so stehn sie hier.

Die Logomachie beginnt über die bedeutenden Worte: „Dieses ist" 2c. — in den Einsetzungsworten des Abendmahls, und Zwingli vertheidigt seine Ansicht mit siegender Kraft, sodaß ihm nicht blos Philipp von Hessen und Ökolampad, sondern auch Melanchthon beistimmt. Der Schluß und das Resultat des Gesprächs wird hier so beschrieben (S. 291):

— Zwingli sprach mit Luther vergeblich noch einmal —
Und wieder reisefertig stehn Alle nun im Saal.
Da hebet sanften Tones erst Zwingli an und spricht:
„Versagt uns, theurer Meister, zum Abschied Eure Liebe nicht" u. s. w.

Doch Luther erwidert zu Zwingli's größtem Schmerze:

— — „Noch einmal, es darf des Bundes nicht,
Des Gliederns nicht und Bräderns, und dennoch siegt das Licht.
Ich lieb' Euch, wie die Feinde, wie sie man Brüder heißt;
Und will's Euch nicht verschweigen: Ihr habt nicht den rechten Geist."

Kein Wort hat je dem Zwingli so bittern Schmerz erregt;
Das Wasser in den Augen spricht er nun tiefst bewegt:

„Nur Einer ist's, der selig uns macht und straft gerecht;
Dem Herrn nur steh' und fall' ich, was richtest du den fremden Knecht?"

Der zwanzigste Gesang schildert den zweiten kappeler Krieg und der letzte die Schlacht bei genanntem Orte, Mittwoch, den 11. Weinmonat 1531, wo der Held fiel, und enthält die anziehendsten Details.

Der Blick auf das Ganze lehrt, der Verf. hielt sich streng an das Historische, und Zwingli's Verdienste werden mit Begeisterung hervorgehoben. Hätte er aber recht unparteiisch sein wollen, so durfte er nicht unerwähnt lassen, daß, so hart auch der sächsische Reformator gegen den schweizerischen sich zeigte, doch auch Letzterer sich Manches zu Schulden kommen ließ. Er suchte sich nämlich auf eine nicht zu billigende Weise Anhänger zu verschaffen und zog Kirchen, die sich bereits für Luther erklärt hatten, zu seiner Confession herüber. Auch mischte er sich nicht selten unbefugt in Staatssachen, was Luther nie that. Beide Reformatoren gingen einen Weg und zu einem Ziel; aber sie unterscheiden sich darin voneinander, daß Luther, welchem jede Geistessklaverei bis in den Tod verhaßt war, blos die Wahrheit suchte; Zwingli rang auch nach ihr, aber stets mit dem Freiheitssinn eines eidgenössischen Republikaners. Diese letzte Richtung des Charakters von Zwingli hätte in vorliegendem Werke mehr hervorgehoben werden sollen; der Poesie hätte das wahrlich keinen Eintrag gethan. Was die Form des äußerlich splendiden Werks hinsichtlich der Verse anbelangt, so sieht der Leser aus den mitgetheilten Proben, daß der Vers glücklich gewählt ist und daß die an den Ausgang der Strophen gestellten Daktylen oder Anapästen einen wohlthätigen Eindruck auf das Ohr machen.

22. Der Heiland. Ein Epos in zwölf Gesängen von Friedrich August Steger. Zeitz, Schieferdecker. 1841. 8. 1 Thlr.

Die Versuche, das Leben Jesu episch darzustellen, erscheinen, nachdem Klopstock gesungen, alle mehr oder weniger als Iliaden nach Homer, und vorliegendes Epos macht davon keine Ausnahme. In der Vorrede ist von edeln Menschenherzen die Rede, die dem Verf. ihre reichliche Unterstützung bei der Herausgabe des Buchs haben zu Theil werden lassen und ein Subscribentenverzeichniß bestätigt das; somit ist wenigstens das Unternehmen motivirt, in unserer Zeit ein Gedicht dieses Inhalts drucken zu lassen. Es ist in Stanzen geschrieben, unendlich verschieden in Reimstellung und der Zahl der Jamben. Hiatus, kakophonische Dehnungen der Zeitwörter, einige Reimhärten, einige Sprachfehlerchen (vergl. S. 4, St. 2), ausgelassene Interpunctionen und Apostrophe, selbst Nachlässigkeiten im Versbau suppliciren beim Leser um Nachsicht. Dabei ist der Mann nicht ohne Phantasie; aber er läßt die edle Pflanze in wilden Schößlingen sich wuchernd ausbreiten und der klare', ordnende Geist schwebt nirgend über den trüben, bewegten Wassern. Richtige und veredelte Begriffe über das Wesen Gottes hat er auch nicht, sonst ließ er Gott nicht sagen (S. 17), das Schicksal sei ihm zunächst an Macht gestellt, und die Sache wird dadurch nicht besser, wenn das höchste Wesen befiehlt, das Schicksal solle dem großen Genius, den er zum Vollstrecker seiner Beschlüsse erlesen, nicht unterthänig sein. Das Werk hat einen epischen Zuschnitt. Die Einleitung spielt im Himmel und es figuriren die allbekannten epischen Agenten, auf der linken Seite Moloch, Urian, Astaroth 2c., auf der rechten Rafael, Uriel, Gabriel 2c. Auch scheint sich durch das Ganze die Idee vom Siege des Lichts über die Finsterniß zu ziehen. Mit besonderer Vorliebe ist die Hölle mit ihren Bewohnern ausgemalt; aber es ist gar schlimm, daß all diese Bilder und Scenen, Zustände und Charaktere schon dagewesen sind, und sie erscheinen sonach wie Lithographien, die eine Schülerhand mit bunten Deckfarben überzieht. Das Ganze laborirt an einer unleidlichen Breite, und gleichwol ist die ganze Passionsgeschichte, die der dichtenden Imagination unstreitig das weiteste Feld eröffnet, in die zwei letzten Gesänge zusammengepfercht; also die Gefangennehmung nach dem Kampfe auf Gethsemane, das Verhör vor dem Syne-

deio, das Verhalten des mordsüchtigen Pöbels, die Scenen vor Pilatus und Herodes, der Gang nach Golgatha, die Kreuzigung, der Tod, der ominöse Kampf der Elemente, die Auferstehung und Himmelfahrt ist mit steriler Wortkargheit dargestellt und von einer richtigen Auffassung des Charakters der im großen Trauerspiel handelnden Personen ist nirgend die Rede. Ebenso verschmäht der Verf., die Sprache der Evangelisten, die oft so schlagend und großartig wirkt, zu gebrauchen. Endlich hat er auch gar nicht daran gedacht, die Reihenfolge der Ereignisse nach einer guten Synopse zu ordnen, sondern erlaubt sich in deren Darstellung ein buntes Durcheinander. Wir sehen, es läßt sich wenig Gutes über das Ganze sagen; doch wollen wir zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt lassen, daß einige gelungene lyrische Stellen mit unterlaufen, vergleichbar grünenden Oasen in einer Sahara.

23. Christus der Überwinder. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Karl Moritz. Oppeln, Baron. 1841. 8. 12½ Ngr.

Glücklicherweise läßt sich über dieses Gedicht, welches einen dem vorigen verwandten Gegenstand, nur in geringerm Umfange, behandelt, ein freundlicheres Urtheil fällen; nicht eben als ob hier eine höhere Phantasie vorwaltete, wol aber hat der Verf. seinen Stoff mit Ernst geprüft, mit Ruhe durchdacht, mit Klarheit geordnet und die Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich Dem darbieten, der denselben mit möglichster eigener Genugthuung und objectiv würdig behandeln will. In dem einleitenden Vorwort, „Weihe" überschrieben, findet sich eine Strophe, die von seiner Ansicht und seiner Bescheidenheit Kunde und Zeugniß gibt; sie lautet:

Ich bebte vor dem kühnen Unterfangen,
Und könnt' ich singen auch wie Seraphim;
Doch kann ich nicht mehr wehren dem Verlangen,
Das täglich in mir ruft: „O bringe Ihm
Des Herzens Dank, daß er für dich gestorben,
Den Himmel schon auf Erden dir erworben!"

In Folge dieses Sinnes und Gefühls hat er, nach seiner eigenen Versicherung, langsam, in Pausen und anfänglich nicht einmal in der Absicht, es drucken zu lassen, daran gearbeitet; er verkennt die Schwächen nicht, die es hat und haben mag, schickt es nicht ohne Besorgniß in ein größeres Publicum und erwartet ein nicht zu strenges Urtheil über dasselbe. Wir wollen nun nicht mit ihm rechten, daß er in Anordnung und Aufeinanderfolge der Begebenheiten etwas einseitig dem bekannten rationalistischen Commentar des Dr. Paulus über das Neue Testament gefolgt ist und nicht eine selbständige Ansicht zu gewinnen erstrebt hat; weicht er doch hin und wieder auch von den allgemein angenommenen Ansichten ab, welche durch eine oberflächliche Lecture der Evangelien gegeben werden, räumt der dichtenden Phantasie überall ihre Rechte ein und weiß gar gewandt die vollklingende Tuba mit der lieblichen Lyra zu vertauschen. Hinsichtlich der Annahme von Hypothesen und der Abweichung von den gewöhnlichen Meinungen zeigt er viel Taktgefühl und zarten Sinn. So behandelt er den längst gebrandmarkten und verhaßten Verräther besonders zart; nicht Geiz ist die Triebfeder seiner schwarzen That, sondern der Gedanke, Jesum durch die Lebensgefahr, der er ihn aussetzt, zu zwingen, sein Reich in Israel (d. h. ein irdisches) zu errichten. Bei der Einsetzung des Abendmahls muß der Treulose schon abwesend sein, und bei dem Versuche, sich das Leben zu nehmen, läßt er ihn durch einen Sturz vom Felsen den Tod finden. So liest man sich leicht und oft sogar erwärmt und erbaut durch alle fünf Gesänge hindurch. Die oben erwähnten lyrischen Stellen weichen größtentheils von dem trochäischen Metrum ab, in welchem das Epische vorgetragen wird, und bieten abwechselnde Rhythmen und Metra. Die besten dieser Stellen sind die Reue des Petrus, die Verzweiflung des Judas, der Traum der Perkle, der Gemahlin des Pilatus, der Schmerzerguß um den großen Todten, die Kämpfe der Elemente in den Augenblicken des Todes und die freie Bearbeitung der Stelle im ersten Briefe an die Korinther im dreizehnten Capitel. Als Probe theilen wir sie mit:

Wenn ich auch noch so lieblich redte,
Wenn ich Engelzungen hätte;
Ohne Liebe wär' mein Herz,
Wär' ich nur ein tönend Erz.

Wenn ich noch so weise redte,
Wenn ich allen Glauben hätte,
Rühmt' ich mich des hellsten Lichts —
Ohne Liebe wär' ich nichts.

Wenn ich Hab' und Gut vertheilte,
Selbst darob in Drangsal weilte;
Darbte ich aus Liebe nicht —
Nicht entging' ich dem Gericht.

Liebe — immer freundlich, gütig,
Nimmer stolz noch übermüthig —
Will nicht Vortheil, nicht Gewinn,
Kennt nicht ehrbegier'gen Sinn.

Liebe — glaubt und hofft in Demuth,
Liebe — trägt mit stiller Wehmuth;
Ohne Eifer, sanft und mild,
Sie das Herz mit Wonn' erfüllt.

Ohne Rachsucht, ohne Grollen
Gibt sie gern mit übervollen
Händen; treu, gerecht und wahr
Stellt sie stets ihr Bild uns dar.

Wär' nicht Liebe, Hoffnung, Glaube,
Würde oft der Mensch zum Raube
Der Verzweiflung; Lieb' allein
Endet Schmerzen, Angst und Pein.

Was auch immer wird vergehen,
Liebe, Liebe bleibt bestehen,
Schuf, erlöste und erhält,
Segnet ewig ihre Welt.

Schlüßlich erwähnen wir noch, daß das sogenannte hohepriesterliche Gebet Christi oder die Abschiedsrede an seine Jünger besonders gut behandelt ist.

24. Psalterklänge. Eine Sammlung geistlicher Gedichte von Eulalia Merx. Leipzig, Friese. 1841. 8. 15 Ngr.

Diese Eulalia macht ihrem Namen Ehre: sie ist eine gemüthliche Sängerin, die nur einen passendern Titel für ihre frommen Ergüsse hätte wählen sollen; denn sie gibt nicht Psalterklänge im Geist des Isaiden oder eines Assaph, sondern mehr Harfenklänge aus der Neuzeit, die sich gerade hinsichtlich des Gemüthlichen denen der längst vergessenen Karoline Rudolphi nähern. Man vergl. „Schlaf und Tod" (S. 15) und a. m. Besonders ansprechend wird sie, wo sie in der Natur Symbole des Heiligen findet, wofür ihr der Genius ein besonders glückliches Auge verliehen zu haben scheint; man sehe in dieser Beziehung „Die Raupe und ich" (S. 4); „Die Sonnenrose" (S. 9); „Der Strauß" (S. 13); „Die Zugvögel" (S. 42) und a. m. Sie reflectirt, allegorisirt, erhebt, tröstet und ermuntert mit jener Glaubensinnigkeit, die sich in Dräseke's homiletischen Meisterstücken kund gibt; hat sie doch auch diesem und einem andern Geistlichen ihr Büchlein dedicirt. Als gelungen notirten wir ferner „Am Begräbnißtage" (S. 32); „Erinnerung" (S. 31); „Der Kranz" (S. 37); „Die stille Stunde" (S. 44) und „Die Braut" (S. 66). Doch ziehen auch Wolkenschatten über diese Frühlingslandschaft, oder, um im Bilde zu bleiben, der Psalter gibt auch Mißklänge. Nehmen wir „Abend vor dem Erntedankfeste" aus, so finden sich in den Festliedern wenige eigenthümliche Ansichten und Gefühle, ja, sie verschwimmen in dagewesenen Phrasen. Ein ebenso großer, wo nicht größerer Übelstand ist die Unbekanntschaft der Verf. mit der Sprache und der Verskunst. Man könnte manchen orthographischen und rhythmischen Verstoß für einen Druckfehler erklären, kehrte er nicht zu oft wieder. Für die Musik des Verses scheint sie zuweilen kein Ohr zu haben und bildet namentlich Daktylen, die man nicht schlechter verlangt. Der Leser erlasse uns Beweise

für diese Behauptung; wir theilen ihm lieber einen gemüthlichen Wehmuthshauch mit, überschrieben „Elisens Abendwunsch“:

> Der Grashalm bebt im Abendwind,
> Tief unter ihm schläft lang' mein Kind;
> O bebe, zittre, Grashalm du!
> Mein süßes Kind fand ew'ge Ruh:
>
> Es liegt sein liebes Köpfchen still,
> Weil es mein Herr so haben will;
> Hier unten schläft's, doch dort ist's wach,
> O, folgt ihm bald die Mutter nach,
> Und daß zu Seinem Throne dann
> Mein Engelkind mich rief hinan!

25. Glockentöne, oder christliche Lieder. Von Friedrich Springmann. Osnabrück. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

In der zweiten Strophe der Widmung: „Dem Versöhner“, spricht sich die hier eingeschlagene religiöse Richtung also aus:

> Der Widerklang von diesen Glockentönen
> Ist, lieber Herr! dein Leiden und Versöhnen.
> Was du dereinst auf Golgatha vollbracht,
> Das gibt dem Geist die rechten Glaubensschwingen,
> Hinauf, hinauf sich in das Reich zu singen,
> Zu deinem Thron der Majestät und Pracht.

So sind denn die meisten Blätter mit dem Blute Christi gefärbt; der Teufel geht auch hin und wieder darauf umher, nicht eben als ein brüllender Löwe, wol aber als ein ohnmächtiger entthronter Tyrann; die Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem, der Hunger nach dem Manna des Lebens, der Durst nach den Strömen des lebendigen Wassers macht sich überall bemerkbar. Die Sprache ist die der Evangelisten und Propheten und bekundet überall die genaueste Bekanntschaft mit dem Kanon. Viele Bilder und Allegorien sind aus dem geistlichen Rüsthause der Tauler, Spee, Arndt und Spener herbeigetragen. Die Festlieder, die größtentheils auf bekannte Choralmelodien gedichtet sind, athmen den Geist der bessern Gesangspoesie, wie sie vor 100 Jahren gefunden ward, nur hat sich die Sprache darin den Foderungen unserer Zeit anbequemt. Die Lieder, wo des Verf. steife Anhänglichkeit an das Dogma nicht mitspricht, sind viel besser gelungen als die eigentlichen Festlieder. Man sehe z. B. „Christliche Ergebung“ (S. 96) und das folgende „Harmonie mit Gott“; da ist ein weicher, milder Geist und sie wirken wohlthätig auf das religiöse Gefühl. Sonst aber findet der Krittlergeist viele Mistöne in diesen „Glockentönen“. Wir wollen nur auf Einiges hindeuten. Zunächst wird der Purist an der Menge von Fremdwörtern Anstoß nehmen; denn wir lesen hier Haupttendenz und Quintessenz, Firmament und Element, Signatur und Residenz, Misticismus (sic!) und Dissonanz, und einmal verirrt sich gar Pomona ins himmlische Jerusalem (S. 46). Mitunter gibt es recht prosaische Passus und müssige Worte, die der Verf. für edle, biblische Einfalt wahrscheinlich gelten lassen will. Auch die Klarheit des Gedankens und die Sprache wird beeinträchtigt. So ist in dem „Pfingstliede“ (S. 28) die Strophe:

> Geist, der uns die Wahrheit lehret,
> Die ein Glanz des ew'gen Lichts,
> Gottes Bild in uns verkläret,
> Jesus Christus und sonst nichts!

ganz unverständlich. Hätte er geschrieben Jesum Christum, dann gäbe es einigermaßen einen Sinn. „Ein hohespriesterlich Geschlecht“ (S. 6) ist sprachwidrig. Ebenso unrichtig ist Seraphimen (S. 127); soll heißen Seraphim. „Bislang“ (S. 139) ist ein Provincialismus. Selbst der Reim und seine Reinheit wird nicht respectirt. S. 86 wird brennt auf kömmt gereimt. Wenn Folgendes für „Die wichtigste Frage“ (S. 80) erklärt wird:

> Frage dich, o Mensch von Erde:
> Lieber Herr, was muß ich thun,
> Daß ich ewig selig werde
> Und in Abraham's Schoos mag ruhn?

so müssen wir eingestehen, daß es doch noch wichtigere, unser ewiges Heil betreffende Fragen gibt als diese, durch die er uns Christen überhaupt zu Juden macht, wie das außerdem noch einige Male geschieht. Summa des Urtheils: So entschieden hier die religiöse Richtung sich offenbart, so hat sich der Verf. dennoch keine klare Vorstellung von dem Kreise seiner Leser gemacht. Er strebt nach edler Einfalt im Sinn und mischt doch einen widerlichen modernen Phrasenkram in seine Sprache.

(Der Beschluß folgt.)

The traduced; an historical romance. By *N. Michell.* Drei Bände. London 1842.

Ich weiß nicht — und wie verzeihlich ist es, in der flüchtigen Tagesliteratur etwas nicht zu wissen —, ob eine frühere Novelle des obengenannten Herrn Michell: „The fatalist, or the fortunes of Godolphin“, die in England mit ungewöhnlichem Beifalle aufgenommen wurde, in Deutschland einen Übersetzer gefunden hat. Jedenfalls hätte sie darauf bessern Anspruch gehabt als einige Schock französische et cetera. Der vorliegende historische Roman steht, muß vielleicht wegen seines geschichtlichen Inhalts als Phantasiegebilde gegen das frühere Werk zurückstehen. In keiner andern Hinsicht braucht er das. Er erzählt auf die anziehendste Weise die Lebensgeschicke einer der berühmtesten und schönsten Frauen ihrer Zeit — Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence. Die geschichtlichen Thatsachen sind der dunkle Grundstoff, aber die Dichtung hat helle Blumen hineingewebt. Johanna lebte im 14. Jahrhunderte und wurde außer andern Verbrechen auch der Ermordung ihres Gemahls beschuldigt, des Prinzen Andreas von Ungarn, den im Cölestinerkloster zu Aversa, wo er mit seiner Gemahlin verweilte, eine unbekannte Hand nach einem Saufgelage erwürgt hatte. Des Prinzen Bruder, König von Ungarn, ergriff die Waffen gegen die angebliche Mörderin und zwang sie, aus Neapel nach Avignon zu flüchten, wo der ebenso gelehrte als galante Papst Clemens VI. die schöne Frau unter seinen besondern und mächtigen Schutz nahm, bis ein zu solchem Zwecke versammeltes Consistorium nach reiflicher Prüfung und Erwägung aller wider die Königin vorgebrachten Zeugnisse sie von jedem ihr beigemessenen Verbrechen quitt und ledig sprach, oder wie der Historiograph de Sade es ausdrückt: „Ses accusateurs furent confondus, et ses juges décidèrent qu'elle ne devait pas même être soupçonnée du crime dont on l'accusait.“ Schuldlos vor den Augen der Welt und beschirmt vom Donner des päpstlichen Stuhls, bestieg sie mit ihrem zweiten Gemahle, Prinz Ludwig, den neapolitanischen Thron, während Empörungen im eigenen Lande den König von Ungarn in sein Reich riefen und der tapfere Prinz und sein ritterlicher Adel die zurückgelassenen Söldner schnell zu Paaren trieb. Das ist die Geschichte des Romans, in freier und kräftiger Darstellung, ohne die neumodischen Stylsudeleien, deren sich oft Nachtmütze und Pantoffeln schämen müssen. Die aufgerollten Gemälde sind zahlreich, aber künstlerisch geordnet, und das Interesse, welches der Verf. vom ersten Anfange für die schöne Johanna, für den edelmüthigen Ludwig, für den tapfern Courtenay und für die sanfte Amalie zu erwecken weiß, versteht er bis zum letzten Schlusse zu erhalten. Einige Male gibt er Schilderungen italienischer Scenerien, die keine gefrorene Musik sind, und die historischen Bilder loben ihren Meister. Die Ermordung des Prinzen und Johanna's Verhör vor dem päpstlichen Richterstuhle sind vortrefflich erzählt. Auch werden Diejenigen, die zufällig über Petrarca sich noch nicht satt gelesen, eine Beschreibung seines philosophischen Aufenthalts zu Vaucluse nicht überschlagen. Mit einem Worte, das Buch muß auf den deutschen Markt. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 178. — 27. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 177.)

26. Christlicher Meerestempel. Von Eduard Bohn. Bremen, Geisler. 1841. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wie vielseitig sind doch heutzutage die poetischen Asceten! Schon in frühern Zeiten schrieb man zwar Gebetbücher für jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht, jedes Verhältniß und jedes Lebensereigniß, wie solches schon das Gebetbuch des ehrlichen Benjamin Schmolke hinlänglich bekundet; hier aber werden nun auch den wanderlustigen deutschen Zeitgenossen, die über das Weltmeer schiffen, um sich eine neue Heimat zu suchen, erbauliche Betrachtungen und Gebete, Blitzableiter gleichsam für das religiöse Gefühl, dargeboten. Ihnen ruft der Verf. zu:

Die Ihr mit Thränen im Auge scheidet vom Lande der Väter,
Bessere Tage Euch sucht jenseit des flutenden Meers,
Hoffend, daß dort Ihr entgeht der Verarmung schleichendem Gifte,
Oder vom Unglück verfolgt, fliehet das heimische Land:
Euch zum erhebenden Trost, in freudig-stiller Ergebung,
Sang ich mein betendes Lied, tief in dem Herzen gefühlt.

Zunächst sind es Morgen- und Abendgebete in Versen, die entweder einen Spruch aus der heiligen Schrift als Thema gleichsam an der Stirn tragen, oder die ganze Psalmen rhythmisch paraphrasiren. Auch auf die Seelenzustände und wechselnden Stimmungen der Auswanderer, auf die Heimat, die sie verlassen, auf den Schmerz der Trennung und auf die Reue, die sie fühlen mögen beim Rückblick auf ihren Wandel in Europa, ist vorsorglicherweise Rücksicht genommen, sowie auch nie vergessen wird, daß diese Gebete auf dem Meere, dessen bunte Scenerie lebhaft genug geschildert wird, gesprochen werden. Dann folgen Betrachtungen an den jährlichen Festtagen, ein Stoßseufzer beim Sturme, ein Gebet auf dem Krankenlager, eines am Grabe eines Gefährten, welches eine Umschreibung des Vaterunser bildet, und selbst eines bei der Taufe eines Kindes. „Der Sturm" (S. 85), nach Psalm 46, ist eine poetische Beschreibung des Kampfs der Elemente auf dem Meere, an die sich die daraus hervorgehenden Reflexionen und Empfindungen anreihen; indessen muthet der Verf. doch wol dem Menschen etwas zu viel zu, daß er in der Stunde der Gefahr so reflectiren und beten soll; man betet da aus dem Buche des Herzens. Anders ist es freilich mit dem Gebete „Nach dem Sturm" (S. 99); da gestattet das ruhig gewordene Gemüth die längere Betrachtung. Einen zweiten Theil des Buchs bilden die „Nachhallen des Meerestempels", d. h. die Betrachtungen, Lieder und Gebete für Diejenigen, die in der neuen Heimat jenseit des Meeres glücklich angelangt sind; hier scheint uns nur die Anzahl der „Klagelieder" etwas übermäßig; sonst sind sie im Geist und Ton der ersten geschrieben. Die Sprache ist nie gesucht, edel, der Sache angemessen und erinnert nur zuweilen an die Witschel'sche Weise. Der Verf. hat, wahrscheinlich zu Nutz und Frommen der auswandernden Greise, die Schrift mit großen, deutlichen Lettern drucken lassen, eine Erscheinung, die man jetzt selten noch in Gebetbüchern sieht. Das Format, Großoctav, ist für ein Reisetaschenbuch etwas unbequem; übrigens empfehlen wir es allen frommen Europamüden, denen wir auch das S. 189 befindliche „Lied bei der Ankunft im neuen Lande" abschreiben:

Gefährten, reicht euch froh die Hand.
Vor unsern Blicken ausgebreitet,
Liegt jetzt das heißersehnte Land,
An dem sich Herz und Auge weidet.
Des neuen Lebens Hoffnung lacht
Uns nach dem Sturm der Meeresnacht.

Vom fernen Heimatslande her
Trug uns zum fröhlichen Gestade
Amerikas, auf weitem Meer,
Durch Nacht und Stürme Gottes Gnade.
Laßt unser Schicksal ihr allein
Auch künftighin befohlen sein.

Amerika, ersehntes Land,
Entzieh' dich nicht den fremden Armen
Der Wand'rer von Europas Strand;
Laß uns an deiner Brust erwarmen,
Und nimm zum Heil für unser Loos
Uns freundlich auf in deinen Schoos.

Dir ist des Segens viel beschert.
Laß unter deinen heitern Zonen
Uns finden einen stillen Herd,
Wo künftig wir zufrieden wohnen;
Wo nach des Lebens Mittagsglut
Das müde Haupt am Abend ruht.

So laßt uns männlich vorwärtsziehn
Und hoffend unsern Blick erheben,
Nicht vor den neuen Lebensmühn
Unmännlich, feig, zurückebeben;
Mit uns ist Gott und seine Hand
Ist unser Schutz im neuen Land.

27. Geschichten der christlichen Kirche. Dichtungen von Moritz Alexander Zille. Leipzig, Fritzsche. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

O stehet still! — Ich will erzählen
Euch von des heil'gen Geistes Macht,
Der schwache Menschen konnte stählen,
Daß sie gesiegt in Sturm und Nacht.
Die Feinde mochten spotten, quälen,
Sie locken mit der Erde Pracht:
Sie haben Pracht und Spott und Qual
Verachtet freudig allzumal.

So kündet der Verf. in dem einleitenden Gedicht „Das Pfingstfest" den Zweck an, den er hatte, indem er diese „Geschichten der christlichen Kirche" niederschrieb. Größtentheils

sind es Blutzeugen aus der Urzeit des Christenthums, die hier leiden, handeln und sterben. Mit Johannes, dem Jünger, den Jesus liebte, beginnt es; dann folgt Origenes in vier Nummern, dann Perpetua, Numidicus, der heilige Antonius und Bonifacius. Den Schluß macht Bruder Klaus von der Flüe, ein Heiliger aus späterer Zeit. Nirgend spielen die Erzählungen in das Gebiet der Legende und die Verse fließen mit der dem Gegenstande angemessenen Ruhe und Würde dahin. Ausstellungen lassen sich nicht machen.

28. Harfe und Stab. Von Theodor Jahr. Liegnitz, Reisner. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

Dieses Büchlein macht den Übergang aus dem geistlichen in das weltliche Element. Die Harfe klingt zwar hin und wieder Davidisch, wie denn auch einige Psalmen mit auftauchen; aber sie wird an einen Stab gelehnt, den die hellen Blumen des socialen Lebens und Weltsinns umranken. So wagen wir wenigstens den Titel zu deuten, über den sich der Verf. nur unklar und unbeutsam in dem kleinen elegischen Hauche „Harfe und Stab" (S. 26) ausgesprochen hat und den er, wie er im Vorworte sagt, jedem Tadler preisgibt. Viele Lieder athmen eine überaus gemüthliche und gesunde Philosophie für Haus und Leben, andere strömen fromme Gefühle und Reflexionen aus, noch andere klingen romanzenartig, noch andere ergießen sich in Elegien und den Schluß bilden Sprüche und Gleichnisse, die dem Stachelverse verwandt sind und Zeitzustände berühren; aus allen aber klingt und schimmert ein gebildeter Geist, ein scharfer Blick, ein fühlendes Herz und eine gehaltene Phantasie. Über die eigenen poetischen Leistungen urtheilt der Sänger bescheiden, wenn er sagt, schwerlich möge Jemand von deren Schwäche so überzeugt sein wie er selbst; über unsere gesanglustige Zeit aber spricht er fast verächtlich ab, wenn er behauptet, es sei früher eine Ehre gewesen, Dichter zu sein; heute möchte man sich vielmehr schämen, wenn man Verse mache, geschweige denn, wenn man öffentlich mit ihnen hervortrete. Wir für unsere Person möchten letzteres Urtheil zwar unterschreiben, halten aber das über seine eigene Persönlichkeit für zu streng. Er leistet viel mehr, als man nach solchen Äußerungen erwartet, und wir haben namentlich „Wandrers Liebe" (S. 33), „Die du fern wohnst jenseit deiner Hügel" (S. 61), „Abschied" (S. 74), „Klage" (S. 89) und einige Sprüche mit größter Satisfaction gelesen. Vielleicht stimmt der Leser dem Ref. bei, wenn er folgenden elegischen Hauch, überschrieben „In einem Winter" (S. 79), sich anwehen läßt:

> Einsam und öde ist's in meinen Marken,
> Kein Freundeswort zu meinem Patmos dringt:
> Sollt' in der Wüsten mein Gemüth erstarken,
> Das oft in bittern Seelenqualen ringt?
> Es ringt sich auf, es möchte gern erstarken,
> Ein böser Geist es immer niederzwingt;
> Es lechzt nach Kraft, es lechzt nach Trost und Ruh':
> Kein Freund blieb ihm, als Gott, nur du, nur du.
>
> Es schweift der Blick in schneebedeckte Weiten,
> Blickt sehnsuchtsvoll zum Sternenhimmel auf;
> Voll Wehmuth schau' ich in vergang'ne Zeiten,
> Beschwör' vergeblich wieder sie herauf;
> Zum öden Raum möcht' ich die Arme breiten,
> Und Thränen hemmen der Gedanken Lauf:
> Der Frühling kommt, die Lerche kehrt zurück;
> Ins Herz kehrt nimmer das entschwund'ne Glück.
>
> Würd' ich entrückt in Eden's Frühlingsauen,
> Hätt' Gold und Ehren, wie's das Herz begehrt,
> Könnt' traute Lieb' und Freundschaft um mich bauen,
> Und keine Lust wär' meinem Sinn verwehrt;
> Voll Wehmuth müßt' ich doch gen Himmel schauen:
> Ach, Eins ist Noth, und Eins nur suchenswerth,
> Nicht äuß'res Glück, nicht Ehre, Lust und Scherz,
> Durch Gottes Gnad' ein neugebornes Herz.

29. Antonello. Gedicht in vier Gesängen von Gustav Gardthausen. Kiel, Schwers. 1841. 8. 25 Ngr.

Dürfen wir aus der Beweglichkeit, mit der die Begebenheiten in diesem kleinen Epos vorschreiten, und aus dem Feuer, welches Alles durchdringt, einen Schluß ziehen, so ist der Verf., dessen Namen wir übrigens bis heute nicht gehört haben in der literarischen Welt, ein noch junger Mann, der mit diesem Product sich Bahn zum Parnaß bricht. Der Schauplatz der Handlung ist der Orient, von welchem die Einleitung zum ersten Gesang ein frisch gefärbtes, glänzendes Gemälde darbietet. Die wesentlichen Theile des Gedichts sind zwar geschichtlich, aber die Details sind Gebilde der dichtenden Phantasie. Antonello, der Held, eine tüchtige, frische, republikanische, venetianische Natur, fällt in einer Seefehde dem Pascha von Abydos in die Hände, dessen morische Sklavin Fatime ihn aus dem Kerker rettet und zur Flucht verhilft. Er eilt ins Vaterland zurück, rüstet einen Brander aus, rettet seinerseits Fatime aus dem Kerker, zündet das Arsenal und die Flotte des Sultans Mohammed an, wird dabei gefangen, vor den Sultan geführt und von demselben — begnadigt. Aber Fatime, die zu seiner Rettung herbeigeeilt ist, wird vom Sultan für seinen Harem bestimmt. Antonello ermordet die Geliebte unter Mohammed's Augen, worauf ihn dieser langsam zu Tode martern läßt. Dieser Stoff ist in einer angemessenen Form behandelt, die Charaktere sind mit wenigen scharfen Strichen oft höchst glücklich gezeichnet, der Dialog, wo er etwa vorkommt, ist fließend und die eingestreuten lyrischen Stellen zeugen von Talent. Dem Ganzen sieht man jedoch ein zwiefaches Studium an. Der geniale Verf. hat einestheils des Morgenlandes Sitten und Charaktere und anderntheils Lord Byron studirt. Dieselbe Prägnanz in der Sprache, dieselben Geniusblitze in Darstellungen von Menschen und Zuständen, dieselbe Gewandtheit in der Malerei orientalischer Scenerie wie bei diesem; am meisten wird man an Byron's „Corsaren" gemahnt, obwol Konrad und Medora ganz andere Persönlichkeiten sind als Antonello und Fatime. Wir können uns nicht versagen, hier die „Beschreibung einer Mondnacht im Morgenlande" mitzutheilen (S. 87):

> Nicht lange, und des Mondes Strahl
> Wirft goldnen Schein auf Berg und Thal.
> Das schimmert durch des Gartens Bäume,
> Umspielt sie rings wie Feenträume.
> Ihr weiter Schatten, sanft erhellt,
> Liegt hingestreckt auf grünem Feld,
> Wo funkelnd zwischen Blumen bunt
> Der Glühwurm scheint auf dunkelm Grund.
> An freien Plätzen, mondbeleuchtet,
> Sind Gras und Blumen thaubefeuchtet.
> Hier Friede rings, und ohne Zwang.
> Die Tags aus ihrer Knospe sprang
> Mit Tigers Reiz und Kraft, die Blume
> Steht nun ein Kind im Heiligthume.
> O Lilie, träumt sie, ich bin du.
> Und ach, träumt Lilie dann hinzu,
> Nicht ich bin du, bin gar nicht ich,
> Blos du, und du bist du und ich.
> Viole träumt: Nun bin ich todt
> Und bin im Himmel. Nelke roth
> Erblaßt, weil Nachtviole starb,
> Die lange doch um Nelke warb.
> Und Veilchen, das bisher gesäumt,
> Denkt: Mag den Blick, weil Rose träumt.
> Doch Rose, vom Gedanken wach,
> Begegnet ihrem Blick und Ach
> Entzückend. So ward's offenbar,
> Jasmine weint; die Tulpe gar,
> Rings aller Blumen süßes Heer
> Es träumt: Wenn ich ein Veilchen wär'.

Nimmt man hierzu noch die Beschreibung des Arsenalbrandes, den der Flotte und einige Dialoge im letzten Gesange,

so wird man gewiß aufmerksam auf diese literarische Erscheinung, die viel Gutes für die Zukunft verspricht.

30. Blenda. Romantisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Nach dem Schwedischen. Kiel, Schwers. 1841. Gr. 8. 17½ Ngr.

Da diese nordische Schöne aus der Hand einer frommen Äbtissin eine auf der Engel Befehl gestickte Fahne empfängt, um das bedrängte Schwedenland von dem feigen und listigen Dänenprinzen Olof zu befreien, so könnte man sie eine zweite Jungfrau von Orleans nennen; richtiger aber bezeichnen wir sie als eine moderne Judith, da sie den in sie verliebten Prinzen in ein von ihr gebildetes Amazonenlager lockt und ihn in ihrem Zelte erdolcht, worauf sie reuig in ein Kloster geht. Wir würden nicht so karg und wortarm über den hier bearbeiteten Sagenstoff sein, wenn er ein genaueres Exposé verdiente. Das Original dieses sogenannten Gedichts, welches wir gern eine epische Misgeburt nennen möchten, rührt von dem vormaligen schwedischen Bibliothekar Hammarsköld her, der mit einigen philosophischen Schriften auch eine schwedische Literaturgeschichte geschrieben und wahrscheinlich im Staube der stockholmer Bibliothek diese nordische Volkssage auffand und auf den unglückliche Gedanken kam, sie rhythmisch zu bearbeiten. Besser war es gewiß, wäre er Historiker und Philosoph geblieben; denn Epiker ist er invita Minerva geworden. Eine triviale, an Gemeinheit grenzende Sprache, eine ermüdende Breite, höchst prosaische Gedanken und Wendungen schleppen sich durch alle fünf Gesänge, bis zum schalen matten Schluß. Held und Heldin und Nebenfiguren haben alle prophetische Träume, die den Leser ganz confus machen und aller poetischen Magie ermangeln. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß der deutsche Übersetzer oder Nachbildner nichts verbessert, sondern Alles verwässert und dabei eine wirklich bejammernswerthe Unbeholfenheit in der Behandlung unserer Sprache bekundet. Der Held schwengte, st. schwang sich zu Pferde, sagt er S. 54; trete st. tritt (S. 18), verfroren st. erfroren (S. 20); das Vorwort trotz construirt er in einem und demselben Verse mit dem zweiten und dem dritten Fall (S. 38); durch Småland's muthge st. muth'gen Söhne (S. 12), und S. 70 heißt es, er saß an Olof's linken Seite. Solcher Incorrectheiten und Sprachschnitzer könnten wir noch viele nachweisen, wenn wir nicht einiger allzu populairer Ausdrücke Erwähnung thun müßten, welche die Diction besudeln; z. B. der Prinz wird geprellt; der Hieb dringt ins Fell, und endlich führen wir die Reime Mückengesumm's auf uns blos an, um dem Bearbeiter bemerkbar zu machen, daß man zunächst die Muttersprache erlernen müsse, ehe man es wagt, aus einer fremden Sprache zu übertragen. Bei Gelegenheit der Anzeige des vorigen Epos haben wir die Beschreibung einer orientalischen Mondnacht gegeben; hier geben wir als Pendant, um des Contrasts willen, die „Beschreibung eines Lagers der bestürzten Amazonen Blenda's" (S. 65):

> Im Grase sah indeß man manche Tonne liegen
> Voll Märzbier, als propstbäuchiges Gefäß;
> Und mancher Schinken, mancher Käs'
> Mußt' hier und dort dem Zahn sich fügen.
> Auch Salzfleisch und Gemüs, stark ranzig oder frisch;
> Vergeblich braucht man nicht zu gucken.
> Selbst Thiere schaute man, bald auf, bald unterm Tisch,
> Scheinbarlich hier, bald todt, bald lebend spuken.
>
> Ein Ferkelchen blieb ohne Streu,
> Sprang kreuz und quer mit Mordgeschrei;
> Der Hunde Bellen hört man schon am frühen Morgen:
> Hier maute schwach die Katz', dort brüllte dumpf die Kuh,
> Als hätten beide nimmer Ruh',
> Sich härmend um des Landes Sorgen:
> Es blöckt ein Lämmchen auch sein kleines Leiden spät,
> Indem der stolze Hahn Lebwohl zur Sonne kräht.

Doch genug des Quikens, Bellens, Miauens, Brüllens, Blökens und Krähens in diesem traurigen Machwerk.

31. Der Saga Saal, eine nordische Dichtung in drei Gesängen. Von J. G. L. Hilding. Halle, Heynemann. 1841. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. läßt sich auf 45 Seiten in Duodez allerlei Sagen von der Göttin Saga in Fouqué'scher Manier erzählen.

32. Der Aemsen-Immen-Krieg. Ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Von Ferdinand Bereslas. Berlin, Haude und Spener. 1841. 8. 11½ Ngr.

Der Verf., der sich weiland königlichen Historiographen zu Aemsenstadt und Hofdichter zu Immenheim, auch Mitglied mehrer lustiger Gesellschaften nennt, hat diesen Aemsen- und Immenkrieg sich selbst und Andern zur Kurzweil gedichtet und sein freundliches Opusculum allen Freunden des kunstfertigen Geziefers dedicirt. Er scherzt so zierlich und anmuthig, bildet so wohlklingende und regelrichtige Sechsfüßler, erfindet so passende Situationen in der Welt der von ihm beobachteten und besungenen Thierlein und läßt überall ein so komisches Pathos walten, daß kein Leser — er müßte denn ein eigensinniger Krittler oder ein finsterer Kopfhänger sein — das Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen wird. Gestattete es der Raum hier, so würden wir zu diesem Urtheil die Belege geben.*)

56.

Krug's Lebensreise in sechs Stationen von ihm selbst beschrieben. Nebst Franz Volkmar Reinhard's Briefen an den Verfasser. Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Baumgärtner. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Diese neue Ausgabe des im J. 1825 unter dem Titel „Urceus' Lebensreise" erschienenen Buchs enthält im Ganzen nur wenige neue Zusätze. Der berühmte, nun auch verstorbene Verf. hat dieselbe allerdings hier und da berichtigt, manchen unpassenden Ausdruck getilgt und einige kleinere Anmerkungen, wie über den Tugendbund, die königsberger Mucker, die Theilung von Sachsen, den Landtag zu Dresden, über Napoleon hinzugefügt, sonst aber die Erzählung seiner Lebensschicksale ungeändert gelassen. Der längste Zusatz war bereits im J. 1831 niedergeschrieben: er handelt von den leipziger Freuden und Leiden, besonders im J. 1830, als dem merkwürdigsten Lebensjahre des Verf. Derselbe wird namentlich für sächsische Leser durch die aufrichtige Erzählung der Begebenheiten in Leipzig am 300jährigen Jubelfeste der augsburgischen Confession (25. Juni 1830), am 2. und 3. September desselben Jahres und am Reformationsfeste ein besonderes Interesse haben und einen hinreichenden Beweis liefern, wie werth Krug, als damaliger Rector der Universität Leipzig, der ehrenvollsten Anerkennung gewesen ist. Ein anderer Zusatz aus dem Jahre 1841 schildert die nachmaligen Ergebnisse aus dem Leben des Verf., seinen Antheil an der polnischen Sache, die Niederlegung seines öffentlichen Lehramts und schließt mit der ausführlichen Beschreibung seines Doctor-Jubiläums am 17. October 1841, die er für eine unerlaßliche Pflicht der Dankbarkeit erachtet hat.

Man ist früher in der Beurtheilung dieses Buchs hart, ja ungerecht gegen Krug gewesen. Aber dasselbe enthält doch, namentlich nach Ausscheidung manches Überflüssigen, werthvolle Beiträge zur Geschichte der deutschen Universitätsgelehrten und durfte daher nicht unerwähnt bleiben.

Der wiederholte Abdruck der Briefe Reinhard's wird eine willkommene Zugabe für alle Die sein, welche die so verdienstliche Thätigkeit dieses edeln Mannes, ausgezeichneten Kanzelredners und gründlich vielseitigen Gelehrten zu schätzen wissen.

19.

*) Der zweite Artikel folgt im Monat August. D. Red.

Mackenzie über den Krieg in China.

Eine durch ihr scharfes Urtheil und ihre ungeschminkte Darstellung sich auszeichnende Schrift ist K. S. Mackenzie's „Narrative of the second campaign in China". Der Verf. erzählt, die Chinesen hätten bei manchen Gelegenheiten gezeigt, daß sie fechten könnten; ihr Widerstand in den Forts zu Kanton habe dargethan, daß es ihnen mehr an Mannszucht als an Muth fehle. Mehrmals sah er, daß die brennende Lunte (die Chinesen kennen keine andere als Luntenflinten, die für den Tragenden immer gefährlich sind) sich den Kleidern der Verwundeten und Fallenden mittheilte, und einige sah er bei lebendigem Leibe verbrennen. „In diesem Kampfe", sagt Mackenzie, „zeigten weder die Offiziere noch die Gemeinen unter den Chinesen irgend Mangel an Muth; im Gegentheil, sie gaben manche Beweise von persönlicher Tapferkeit und alle vertheidigten ihre Stellungen, so lange sie zu halten waren, mit großer Aufopferung. Der befehlende Offizier ward, während er seine Leute anführte, durch die Brust geschossen, sein Knopf und Federstutz befanden sich unter den Siegeszeichen in meinem Besitz." Aus Mackenzie's Darstellung geht hervor, daß nach jedem Erfolge die Früchte des Sieges durch Unterhandlung verloren gingen. Man kann seine Schilderung von Koshen's Diplomatie, von der Willfährigkeit, womit die englischen Bevollmächtigten, selbst nach wiederholten Beweisen von Verrätherei und Falschheit, die Unterhandlungen erneuerten, nicht ohne Unwillen lesen. „Es ist mehr als wahrscheinlich", sagt der Geschichtschreiber dieses Kriegs, „daß, hätte man die Action von 7. Jan. 1841 kräftig zur gänzlichen Zerstörung der Forts benutzt und wäre man sodann auf Kanton geradezu losgegangen, wir unsere Bedingungen mit größerer Leichtigkeit, als es später im Mai geschah, hätten vorschreiben können. Manchen möchte dies vielleicht als eine zu übereilte Maßregel erscheinen, aber wenn man erwägt, daß wir damals außer den Seeleuten, die man im Nothfalle landen lassen konnte, 1300 Mann, lauter gesunde Leute, die Jahreszeit zu unsern Gunsten und keine Concentration chinesischer Truppen gegen uns hatten, so ist der Vorschlag wol nicht so ganz unmöglich. Aber der Aufschub und der Glaube an die Punica fides der Chinesen verdarben unsere Angelegenheiten; und dieselbe Bemerkung ist in der That auf alle Operationen dieses Feldzugs anwendbar. Hätten wir gleich bei der Ankunft der Expedition die Forts demolirt, Amoy, Ningpo zerstört, und wären wir dann vor Paiho erschienen, so würde man unsere Foderungen bewilligt haben; wir hätten auf Chusan nicht so viele Menschen verloren; keine Barbareien wären gegen Mrs. Noble, eine verwitwete Dame, zu Ningpo verübt worden; unsere Kaufleute hätten nicht die schweren Verluste gehabt und der Feldzug würde wahrscheinlich zur Ehre unserer Waffen und Nation zu Ende gebracht worden sein, statt daß er jetzt von Neuem wieder anfängt." Fast komisch ist es zu lesen, wenn der Verf. erzählt, daß man in einem eroberten Fort eine Menge weiblicher Anzüge fand, denn die chinesischen Soldaten glauben, daß ein Stück von einer Frauenzimmerkleidung den Krieger unverwundbar mache. Noch erzählt der Verf. Folgendes als Beweis von der allgemeinen Sitte des Opiumrauchens in China: „Der Älteste des Dorfs, in welchem wir uns befanden, kam heraus und lud uns ein, uns in seinem Hause niederzulassen, eine Einladung, welche ich mit Vergnügen annahm. Nachdem wir eine oder zwei Minuten gesessen, brachte der alte Herr eine Opiumpfeife hervor, nebst allem Zubehör, besorgte sie und bot sie mir an. Nicht geneigt davon Gebrauch zu machen, lehnte ich das höfliche Anerbieten ab, worauf der Alte die Pfeife selbst rauchte. Dies ist eins von den vielen mir bekannt gewordenen Beispielen betreffs der Vorliebe der Chinesen für dies Gift. Die wohlbekannte Feilheit der Mandarinen ist so groß, daß meine Leser nicht überrascht sein werden, wenn ich sage, daß ich niemals das Haus eines Mandarinen betrat, ohne eine Quantität von Opium zu finden. Dies wird dienen, den Irrthum Einiger zu widerlegen, welche diesen Brauch in China nicht für allgemein und von den Beamten für nicht geduldet halten. Wahrlich, zu sagen, daß das chinesische Gouvernement das Opiumrauchen unterdrücke oder nur zu unterdrücken wünsche, wäre ebenso absurd, als zu versuchen, das Biertrinken im Vereinigten Königreiche abzuschaffen." Dies einige von den interessanten Bemerkungen des Verf. über einen seltsamen Krieg, in Bezug auf welchen ein Engländer folgende Worte eines Sklaveneigenthümers: „Ich bin mehr ermüdet vom Peitschen als er vom Gepeitschtwerden", in Erinnerung bringt. 5.

Miscellen.

Der Dichter Luigi Alamanni, der nach seiner Flucht aus Florenz sich in Frankreich wohnhaft gemacht hatte, wo ihn König Franz I. als ein großer Freund von italienischer Poesie sehr gnädig aufnahm, mit dem Orden des heiligen Michael beehrte und bei wichtigen Gesandtschaften brauchte, zeigte einst, als er von Franz I. zu Karl V. gesandt war, viele Geistesgegenwart. Da er nämlich in seiner Anrede an den Kaiser öfters des kaiserlichen Adlers Erwähnung that, so wandte sich Karl, der ihn bis ans Ende aufmerksam angehört hatte, plötzlich zu ihm, und wiederholte mit spöttischem Nachdruck eine Stelle aus Alamanni's Gedichten, wo dieser von dem räuberischen Adler, der, um so viel mehr zu verschlingen, zwei Schnäbel trägt, gesprochen hatte:

— — l'aquila grifagna
Che per più divorar due becchi porta.

Alamanni hörte diesen Vorwurf mit Ruhe an und erwiderte sogleich: „Da Ew. Majestät die Stelle kennen, so werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß, als ich sie schrieb, ich mich des Rechtes der Dichter bediente; jetzt aber spreche ich als Gesandter eines großen Monarchen an einen andern; jene Gedichte waren die Frucht des leichten Sinnes der Jugendzeit, jetzt rede ich mit dem Ernste des Alters; damals war ich böse, weil man mich aus meinem Vaterlande verbannt hatte, jetzt erscheine ich vor Ew. Majestät mit völliger Gemüthsruhe." Hier stand Karl von seinem Stuhle auf, klopfte den Gesandten auf die Schulter und sagte mit freundlichem Lächeln: „Sie haben keine Ursache, Ihre Verbannung zu bedauern, da Sie einen Gönner besitzen wie Franz I." und — fügte er hinzu — „der tugendhafte Mann ist überall zu Hause."

Abraham Calov, Professor der Theologie, Pastor primarius, Consistorial-Assessor und Generalsuperintendent zu Wittenberg (gest. 1686), hatte sich in einer ihn betreffenden Angelegenheit an einen der ersten Minister am sächsischen Hofe bittend gewendet. Dieser glaubte der Bitte nicht willfahren zu können und ertheilte eine abschlägige Antwort. Darauf schrieb ihm Calov: „er werde Gott anflehen, daß er ihn, den Minister, dafür strafe". Diese Drohung erschreckte den etwas ängstlichen Minister dergestalt, daß er Caloven auf der Stelle antwortete: „es solle ihm Alles gewährt sein, was er immer wünsche, nur möge er von dem angedrohten Strafgebete abstehen". „Wie schwer", sagt Leyser, der diese Anekdote (Sp. 568. M. 3) erzählt, „mit den Theologen auszukommen sei, wenn sie die Religion nur zum Deckmantel brauchen, hat mich dies Beispiel gelehrt."

Die Lords Nikolaus Clifford und Anton Sherley hatten während ihres Aufenthaltes in Frankreich vom König Heinrich IV. den Ritterorden vom heil. Michael erhalten, welchen sie, ohne ihrer Monarchin, der Königin Elisabeth von England, davon Anzeige gemacht zu haben, trugen. Als sie daher nach England zurückgekommen waren, ließ die Königin sie verhaften und erklärte: „Ein guter Bürger muß einer züchtigen Hausfrau gleichen; wie diese allein ihren Mann, so muß jener allein seinen Landesfürsten berücksichtigen. Es ist nicht mein Wille, daß meine Schafe fremde Zeichen tragen, oder den Pfeifentönen eines ausländischen Hirten folgen." 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich von Sybel. Düsseldorf, Schreiner. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Unter den vielen vortrefflichen Monographien, mit welchen in neuester Zeit die Geschichtswissenschaft bereichert worden, zeichnet sich die vorliegende durch gelehrte Forschung, überraschende Resultate und philosophischen Geist ganz besonders aus. Dem Verf. ist seine Aufgabe aus den Untersuchungen Ranke's über die Quellenschriftsteller des ersten Kreuzzuges erwachsen. Diese Untersuchungen führten zunächst zu der Überzeugung, daß des Willermus Tyrius Bücher fast nur die Berichte Albert's, Raimund's und der „Gesta Francorum" enthalten, sowie daß das Werk des Albertus Aquensis im Ganzen auf mündlichen, von dem Schmucke der Sage reichlich durchwebten Mittheilungen beruhe. Wer mit den Quellen und den spätern Darstellungen der Kreuzzüge nur in etwas vertraut ist, wird leicht ermessen, wie diese und ähnliche Resultate bei einer durchgreifenden Kritik der betreffenden Literatur einen entschieden revolutionnairen Ausgangspunkt nehmen müssen; und indem sich der Verf. nach dieser Überzeugung einer vollständigen Kritik der Quellen des ersten Kreuzzuges, sowie einer kritischen Sichtung und Reinigung des historischen Thatbestandes unterzogen, hat er auch in der That mit Muth und Energie eine Revolution in der Geschichtschreibung eingeleitet, die leicht die Grenzen der Kreuzzüge überschreiten und auf die Kritik wie auf die historische Darstellungsweise überhaupt von entschiedenen Folgen sein dürfte.

Indem wir es hier also lediglich mit der historischen Kritik zu thun haben, bei welcher die Darstellung des gewonnenen Gegenstandes Nebensache, das Wissen und die scharfsinnige und gebildete Untersuchung des Verf. die Hauptsache ist, so werden wir hier in der Kürze, ohne uns in die Labyrinthe der Kritik selbst einzulassen, das kritische Princip des Verf., die schlagenden Folgen in dessen Anwendung auf die Quellenschriftsteller und die spätere Literatur, sowie die Resultate einer solchen Kritik auf den historischen Stoff selbst zu entwickeln suchen.

Der Verf. ist in seiner historischen Kritik kein Naturalist, der sich mit der blos äußerlichen Lösung der Frage begnügt, ob der fragliche Autor die Wahrheit habe sagen wollen oder können, sondern er faßt die literaturgeschichtliche Thatsache in ihrer historischen Objectivität und stellt allen diesen Untersuchungen den Grundsatz vor, daß ein historischer Bericht nicht als Bild der Thatsache, sondern als der bestimmte Eindruck gelten müsse, den der Autor von der Thatsache empfangen hat. Dieses wahrhaft wissenschaftliche Princip, welches das kritische Geschäft aus der reflectirenden Willkür zur philosophischen Arbeit und Gewißheit erhebt, gewährt zuvörderst die Anschauung der persönlichen Natur des Autors, des innersten Kerns der Darstellung, und führt hiermit zu einer thatsächlichen „Reconstruction" der Quellen. Wie sind die Quellen aus der Natur ihrer Verf., aus deren Verhältniß zu der Begebenheit und zu der übrigen Welt erwachsen? gibt es verschiedene Auffassungsweisen, nach denen die Ansicht über den Kreuzzug, als ein Ganzes gefaßt, sich geändert und entwickelt hat? inwiefern hängt diese Verschiedenheit mit allgemeinen Richtungen und Bestrebungen jener Zeit zusammen? — dies sind die praktischen Fragen, welche sich aus dem Principe herleiten und die auch in der Wahrheit über allen diesen weitausgreifenden und auf großartigen Apparat gestützten Untersuchungen von dem ersten Kreuzzuge und Dem, was damit zusammenhängt, schweben.

Der Verf. betrachtet zuvor die Meldungen und Berichte der Augenzeugen, die Darstellungen der Gleichzeitigen, deren Nachgestaltungen, die spätere Literatur in ihren historischen und literarischen Kreisen und wendet sich dann erst zur Feststellung und Reinigung, sowie zur Darstellung des fortlaufenden Factums selbst. Der amtlichen Berichte, die sich auf die Eröffnung und den Verlauf des ersten Kreuzzuges beziehen, sind acht. Bis auf eine Version eines Schreibens des Kaiser Alexius, die auch, wenn wir nicht sehr irren, Wilken verwirft, erkennt der Verf. die Echtheit dieser Berichte an; sie haben im Ganzen für die Erörterung des Thatbestands nur eine geringe, bestätigende Bedeutung, sodaß wir an ihnen hier vorübergehen.

Das volle Gewicht der kritischen Untersuchungen unsers Verf. ruht auf den fortlaufenden Berichten und Werken der gleichzeitigen Geschichtschreiber. Hier tritt zuerst Raimund von Agiles hervor. Der Verf. widmet diesem wichtigen Quellenschriftsteller große und gründliche Aufmerksamkeit, indem er seinem Principe gemäß aus den äußern und innern Umständen die Persönlichkeit desselben festzustellen sucht. Er schildert ihn als einen Schrift-

steller voll Leidenschaft und Aberglauben, aber auch voll persönlichen Eindrucks und Wahrheit; denn Raimund, der Provenzale, ist ein rechter Sohn seiner Zeit und seines Landes und hat, so niedrig er auch steht, einen richtigen Blick für die äußern Dinge, er ist echt und unbefangen durch und durch. Die Interpolation in Raimund's Geschichte einer Stelle aus den „Gestis Francorum" gibt der Verf. zwar zu, er beweist aber auch sehr evident, wie Raimund dieselbe später selbst habe vernehmen müssen. Dann geht der Verf. zu den „Gestis Francorum et aliorum Hierosolymitanorum" über. Wir müssen ihm sehr dankbar sein, daß er dieser Quelle durch seine Kritik die verdiente Achtung wiederum verschafft hat. Joh. Besly nämlich, in seiner Vorrede zu Tudebod's jerusalemitischer Geschichte, und mit ihm eine Menge Nachbeter behaupten mit der größten Sicherheit, die „Gesta Francorum", von Bongars als eine Originalquelle herausgegeben und als solche vielfach benutzt, seien nichts als ein Plagium in der ärgsten Weise und ihr namenloser Verf. habe seinen Ruf nur der wörtlichen Benutzung des Tudebod'schen Buches zu verdanken: es sei Pflicht, endlich diesen Misbrauch aufzudecken. Der Verf. ist aber im Stande, gerade das umgekehrte Verhältniß zu beweisen. Derselbe erhebt den Anonymus zu einem unmittelbaren Augenzeugen des Kreuzzuges, der als Normann im Gefolge Boemund's die Thatsachen mit Freiheit auffaßt und einfach niederschreibt, während Raimund ein leidenschaftlicher Provenzale im Gefolge Raimund's von Toulouse ist. Die „Gesta Francorum", entwickelt der Verf., haben einen Mann zum Autor, der von der allgemeinen Gesinnung des Zuges ganz durchdrungen ist, der ihn unmittelbar an göttliche Vorausbestimmung knüpft und bei dem jeder Anspruch auf Lob oder Tadel sich von selbst verbietet; es ist keineswegs allein ein Tagebuch, das er führt, über die persönlichen Erlebnisse, sondern eine ausführliche, aber einfache und reflexionslose Erzählung des Wesentlichen. Indessen glauben wir, daß der Verf., ohne dessen Gewissenhaftigkeit und gelehrte Umsicht schmälern zu wollen, im Gegensatze zu Besly doch ein wenig zu weit gegangen sei. Ganz nach dem Principe des Verf. hat sich auch dem Referenten die vollkommene Überzeugung von der Originalität der „Gesta Francorum" längst festgestellt; allein aus der völligen Interesselosigkeit, aus dem Mangel alles Pathos, das sich Jedem und namentlich dem Manne jenes Jahrhunderts, war er auch eine noch so ruhige und klare Natur, inmitten solch ungeheuern und großartigen Ereignissen aufdrängen mußte, aus diesem Mangel alles Pathos in den Gesten, möchten wir behaupten, der Anonymus sei kein unmittelbarer Augenzeuge gewesen, sondern er habe die großen Thaten der Kreuzfahrer aus dem Munde, oder aus den Tagebüchern gebildeter, vielleicht hochgestellter Normannen zu einer fortlaufenden Geschichte niedergeschrieben. Was die Benutzung dieser beiden Quellen betrifft, so findet der Verf. Raimund'sche Fragmente nur bei Tudebod und in der „Historia sacra"; dann erst wieder bei Wilhelm von Tyrus. Desto häufiger tritt ihm aber der Text der Gesten entgegen, und mit einer unsaglichen Beharrlichkeit und Genauigkeit sucht er dieses in einer großen Reihe von Schriftstellern darzuthun. Diese Autoren sind Tudebod, Guibert, Abt zu Nogent, Baldrich, Erzbischof zu Dol, Radulf und Reimund, Fulco, Gilo und der Mönch Robert und Andere.

Als die dritte Hauptquelle stellt der Verf. die „Gesta peregrinantium Francorum" des Fulcher von Chartres hin. Die Kritik dieser wichtigen Schrift hat ihre Grundlage ganz besonders in dem Lebensgange ihres Autors. Fulcher war Kaplan im Gefolge des Grafen Robert von der Normandie und Stephan's von Blois, mit denen er bei dem großen Heere bis zur Ankunft in Meraasch blieb, sich aber dann trennte und der Unternehmung Balduin's gegen Edessa beiwohnte. Bis hierher, ist der Verf. versichert, hat er sehr gute, manchmal höchst wichtige Notizen für einzelne Vorgänge wie für den allgemeinen Gang der Ereignisse, und ganz entscheidend ist er besonders als der einzige Augenzeuge über die Ereignisse von Edessa. Allein hier bricht er auch ab; er wendet seinen Blick auf die fernen Ereignisse des großen Heeres und gibt sich, wie der Verf. ganz recht bemerkt, einem abergläubischen und bornirten Enthusiasmus hin. Erst nach dem Tode Gottfried's begleitet Fulcher Balduin I. nach Jerusalem, und bleibt seitdem um die Person des Königs, wie er früher um die Person des Grafen war. Von dieser Zeit an wird sein Tagebuch, wo die übrigen Augenzeugen verstummen, ungeachtet seiner Zusammenhanglosigkeit wahrhaft wichtig. Der Verf. verfolgt auch hier wieder die Um- und Abschreiber von Fulcher mit außerordentlicher Gründlichkeit und geht unter denselben ein auf Guibert, Bartholf de Nangejo, Lisiard von Tours, Wilhelm von Malmesbury, Orderich Vitalis; aus dem 12. Jahrhundert auf den Mönch Robert, Richard von Pactou, Bischof Sicard von Cremona.

Hiermit schließen die unmittelbaren Quellen des Kreuzzuges. Jede der drei Hauptnationen, welche das große Heer bildeten, hat ihren ursprünglichen Autor, indem Raimund Provenzale, der Anonymus der Gesten ein Normanne und Fulcher ein Lothringer ist, welcher Letztere auch dann erst als Schriftsteller von Bedeutung wird, als sein nationales Element unter Balduin I. das Übergewicht erhält. Diese Autoren repräsentiren in ihren Schriften den Charakter ihres Volkes so ausschließend, ihre Anschauung und ihre Darstellung wurzelt so sehr im nationalen Elemente, daß man dieses Element kennen und auszuscheiden verstehen muß, wenn man an das reine historische Factum, vielleicht gar erst an den Privatmenschen gelangen will. Eine solche außerordentliche Verschiedenheit dreier Darsteller, die gewiß unter ziemlich gleichen äußern Bedingungen geschrieben haben, rechtfertigt aber gerade schlagend das kritische Princip, das Verfahren und die Erfolge unsers Verf. Rudolf von Caen, sowie Eckehard von Urach, welche der Verf. in eine Kategorie stellt und nun näher ins Auge faßt, sind bei dem Kreuzzuge ohne Zweifel nicht anwesend gewesen, aber dessenungeachtet müssen sie als Quellen gelten, da sie die Nachrichten für ihre Geschichte aus dem Munde handelnder und zwar

selbst lebender Personen empfangen. Rudolf war um die Person Tancred's, und sein Hauptgegenstand ist Tancred und dessen Herrlichkeit. Der Verf., der ihn fleißig geprüft, ist überzeugt, daß Rudolf, obschon er begeistert und poetisch gestimmt sei, dennoch durchweg eine unparteiliche, historische Gesinnung in seinen Eröffnungen über den Helden bewahre. Eckehard ist nicht minder ein sehr ehrlicher Historiker, der ruhig erzählt nicht allein was, sondern auch wo er es gehört und gelesen. Der Verf. setzt die Verhältnisse Eckehard's zu der Chronik von Auersberg und den sächsischen Annalisten, wie dieselbe Pertz festgestellt, gründlich auseinander, aber er vergißt dabei auf eine bestimmte Charakteristik des Bischofs, wie er es dem Principe nach thun muß, einzugehen.

In dieser ersten Literatur über den Kreuzzug nimmt das Werk Albert's von Aachen eine so eigenthümliche Stelle ein, daß ihm der Verf. ein eigenes Capitel widmet: und er hat Recht; kein Quellenschriftsteller ist wol mehr verkannt worden und bei keinem andern ist das kritische Princip unsers Verf. mehr in seiner Geltung als bei Albert. Der Verf. hält den sonst unbekannten Albert für einen Kanonikus zu Aachen, zumal derselbe Frankreich das Reich im Westen nennt. Die Geschichte, welche derselbe geliefert, besteht aus einer Reihe zahlloser Bruchstücke, die, unter sich ohne Verbindung, in keine Zeit, in keinen Ort hineinpassen wollen und in denen im buntesten Wechsel Gestalten und Bilder hervortreten und verschwinden, um neuen Platz zu gönnen. In seinem Buche — dies sind kurzgefaßt die Resultate einer gründlichen Untersuchung — sehen wir unverfälscht, durch keine Redaction eines Einzelnen umgestaltet, eine gewaltige Masse von Zeugnissen Theilnehmender und Gleichzeitiger, in der Jeder nach seiner Weise berichtet oder fabelt. Indessen, und diese Bemerkung des Verf. wird für die Folge sehr wichtig, herrschen deutsche und lothringische Überlieferungen und Charakterzüge vor: Gottfried von Bouillon ist ausgesprochenermaßen der Held der Erzählung. Albert hat auch nicht eben himmlische Wunder und positive Thaten Gottes, sondern die reichste Fülle menschlich-persönlichen Schicksals, die Herrlichkeit irdischen Heldenthums entfaltet er in allen nur möglichen Zügen, in wunderbarem Glücke und märchenhaftem Elende. Die Episoden seines Werks sind darum für Theile einer im ganzen Abendlande einheimischen Überlieferung, für ein historisches Factum, das mit der Pracht und den Wundern der Sage geschmückt ist, anzuerkennen, wo aber jede Stelle von neuem zu untersuchen und zu beglaubigen ist. Die Nachrichten, welche Albert gibt, reichen bis 1121, und so ungewiß auch Ort und Zeit der Abfassung und Zusammenstellung des Ganzen ist, so viel hält der Verf. doch für ausgemacht, daß die Entstehung des Buchs nicht lange nachher muß stattgefunden haben, da sich der Autor an mehren Stellen auf die Belehrung der Augenzeugen beruft.

Von gleicher Wichtigkeit für die Kritik der Geschichte des Kreuzzuges ist das Werk des Wilhelm von Tyrus. Was unser Verf. über diesen Mann und seine Schrift als das Resultat kritischer Forschung aufstellt, ist schlagend, überzeugend, aber neu und folgenreich. Wilhelm ist nach dem Verf. ein Mann, der durch seine Bildung und sein Bewußtsein den ganzen großen Stoff beherrscht; er hat Styl und Methode und ist ein wahrer gelehrter Geschichtschreiber. Er hat die frühern Quellen benutzt, hat auf Ort und Stelle nach 80 Jahren gewissenhafte Forschungen angestellt und die Nachrichten angesehener und glaubwürdiger Männer aufgenommen. Die Klarheit der Anordnung und Gruppirung des Stoffes ist bei Wilhelm ausgezeichnet, ja er opfert seiner Methode sogar nicht selten die Chronologie, sodaß Wilken dieselbe erst wieder durch die Vergleichung mit arabischen Schriftstellern hat herstellen müssen. Wilhelm steht auf der Stufe, die in jeder Literatur unmittelbar auf die Entwickelung der Sage folgt: der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Wirklichkeit ist ihm verschwunden, er sucht nun die erstere mit der letztern zu vereinigen: es erfolgt eine förmliche Transaction. Wie dabei die Wahrheit der einen und die Schönheit der andern verloren geht, sieht er nicht; er fährt vielmehr mit der Energie, die Talent und Bildung geben, fort, die verschiedensten Thatsachen zu transagiren, und liefert somit ein Bild, das immer mehr seine eigene Natur als die reine Geschichte abspiegelt. So zerfällt, sagt der Verf., das Werk der Geltung nach in zwei Theile, deren einer, die Anordnung und Entfaltung des geschichtlichen Inhalts, alles Lob verdient, deren anderer Theil aber, nämlich der Inhalt selbst, der Anordnung und Vollständigkeit dergestalt zum Opfer gebracht worden ist, daß man jedem Geschichtschreiber anrathen muß, er möge auf die eigentlichen Quellen und zu den uranfänglichen Formen der Poesie und der Wirklichkeit für seine Forschungen zurückkehren.

Nach diesen trefflichen Erörterungen über die Quellenschriftsteller verbreitet sich der Verfasser auch über die Epochen der spätern Literatur, und wiewol er hier selbst auf Vollständigkeit nicht Anspruch macht, kennt er doch die Schriftsteller und weiß allenthalben das Charakteristische für seinen Zweck mit Geschick und Gründlichkeit hervorzuheben. Bei der Feststellung dieser Charakteristik in den verschiedenen Epochen kommen ihm zwei Punkte in Betracht: 1) die Quellen, welche in jedem Zeitabschnitte vorherrschenden Einfluß gehabt; 2) der Standpunkt, den die Schreibenden gegen die darzustellende Begebenheit eingenommen. Wir suchen hier die Hauptmomente dieser historischen Entwickelung einer Geschichtschreibung wiederzugeben, nicht allein, weil diese Entwickelung in das vollständige Bild von des Verf. gediegener Thätigkeit gehört, sondern weil diese Weise der Kritik überhaupt ein bedeutsames Licht auf die Geschichtschreibung wirft, weil sie aufzeigt, wie es mit allem Streben nach objectiver Treue und Wahrheit nichts ist, wenn der Geschichtschreiber selbst einen beschränkten, subjectiven Geistesstandpunkt hat.

Bis zu Ende des 15. Jahrhunderts werden in einer Reihe spärlicher und ärmlicher Chroniken die Quellen noch benutzt; Wilhelm von Tyrus wird hingegen selten citirt und herbeigezogen. Es herrscht keine allgemeine An-

schauung; der einzige Gedanke von weiterer und umfassender Bedeutung ist die Anerkennung des Papstes als Moment des religiösen Lebens und geistiger Bewegung: nur in untergeordneter Bedeutung tritt die mystische oder ritterliche Färbung hervor. Hierher gehört zuvörderst die Compilation des Scholasticus Oliver, der 1218 die Geschichte der Kreuzzüge im Lager von Damiette, da wo vor wenigen Jahren Wilhelm geschrieben und gelehrt hatte, zusammenstellte. Beiweitem mehr Ansehen hat jedoch die Compilation des Vincenz, Bischof von Beauvais, gefunden, der in seinem „Geschichtsspiegel" eine kurze Darstellung ohne Kritik und Talent lieferte; man hat ihn oft und lange als Quelle benutzt. Ferner gehören in diese Kategorie die große belgische Chronik, die „Flores historiarum" von Westminster, Johann von Ypern, Gobelin Persona, Platina und Blondus mit seinem breiten Buche ohne Darstellungskunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz zu dem Bericht über Kapp's „Gymnasialpädagogik" in Nr. 145 d. Bl.

Zu der Äußerung des Verf., daß die Gymnasiallehrer, um der Verbesserung ihrer äußern Verhältnisse auf die ganze Lebenszeit gegen alle störenden Eingriffe des Schicksals Bedeutung zu geben, auch in die allgemeine Pensionsanstalt aufgenommen werden müßten, macht der Berichterstatter über die Kapp'sche Schrift in Nr. 145 d. Bl. die Bemerkung: „daß dies in Preußen bei den verheiratheten Lehrern stattfinde." Es sei uns erlaubt, den in diesen letzten Worten liegenden Irrthum zu berichtigen. Die preußischen Gymnasiallehrer, ohne Unterschied, ob sie verheirathet sind oder nicht, besitzen bis jetzt noch keine Pensionsberechtigung wie die übrigen Civilbeamten; vielmehr erfolgt ihre Pensionirung auf dem Wege der Gnade und es werden die Ruhegehalte theils aus öffentlichen Fonds, theils durch Abzüge von dem Gehalt des neu einrückenden Lehrers bestritten. Erst im vorigen Jahre ist den Provinzialständen der Entwurf zu einem Pensionsreglement für Lehrer der höhern Unterrichtsanstalten zur Begutachtung vorgelegt worden; ein definitives Gesetz über diesen Gegenstand steht also noch zu erwarten.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, mit welcher die innern und äußern Verhältnisse des preußischen Unterrichtswesens beachtet werden, dürfte eine Mittheilung der Hauptpunkte aus jenem Entwurf nicht unwillkommen sein. Ein Anspruch auf Pensionirung soll zustehen: den Directoren, Rectoren, Lehrern und Beamten der Gymnasien, Progymnasien, Seminarien, Taubstummen- und Blindenanstalten, Kunst- und höhern Bürgerschulen und der Garnisonschulen. Die auf Kündigung oder Widerruf angestellten Lehrer sind davon ausgeschlossen. Der Pensionsanspruch soll in der Regel erst nach zurückgelegtem funfzehnten Dienstjahre in Gültigkeit treten; nur besondere Umstände können Ausnahmen begründen. Lehrer und Beamte, welche zur theilweisen Verwaltung ihres Amtes nach dem Ermessen der vorgesetzten Behörden noch die Fähigkeit besitzen, sind verpflichtet, einen Theil ihres Einkommens nach dem Ermessen der Behörde zur Besoldung eines geeigneten Gehülfen abzutreten. Die Dienstzeit, welche der Berechnung über die Dienstdauer zum Grunde zu legen ist, fängt mit der ersten eidlichen Verpflichtung oder mit der ersten Einführung des Lehrers in den Dienst an. Die Höhe der Pension richtet sich nach der Dienstdauer und Besoldung; vom 15. bis 20. Dienstjahre beträgt sie zwei Achtel, vom 20. bis 30. drei Achtel, vom 30. bis 40. vier Achtel, vom 40. bis 50. fünf Achtel und darüber hinaus sechs Achtel des Diensteinkommens. Für diejenigen Beamten, deren Dienstleistung bei der Schule blos in mechanischen Verrichtungen oder gemeiner Arbeit besteht, soll ein Pensionsminimum von 80—96 Thlr. festgesetzt werden. (Für Lehrer ist kein Minimum festgesetzt.) In allen Fällen, welche die Anwendung dieses Pensionsreglements betreffen, steht dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten die Entscheidung zu, in zweiter Instanz dem gesammten Staatsministerium, niemals den Gerichten. Die Beiträge zur Pensionskasse betragen: a) von einem Diensteinkommen bis incl. 400 Thlr. 1 Procent, b) von einem Diensteinkommen über 400 bis incl. 1000 Thlr. 1½ Procent, c) bei höherm Einkommen wird für das erste Tausend ebenfalls 1½ Procent, für die Beträge innerhalb des zweiten Tausend 2 Procent, für die Beträge innerhalb des dritten Tausends 3 Procent an Beiträgen entrichtet. Jeder neu angestellte Beamte, auf welchen das gegenwärtige Reglement Anwendung leidet, soll den zwölften Theil des ihm beigelegten Einkommens, sowie jeder schon angestellte Beamte den zwölften Theil der künftig zu empfangenden Gehaltserhöhung als Beitrag zur Pensionskasse entrichten. Pensionaire, die ihre Pension im Auslande verzehren, erleiden einen Abzug von 10 Procent.

Somit werden die betreffenden Lehrer künftig mit den übrigen Civilbeamten hinsichtlich der Pensionirung gleiche Rechte erlangen und gleiche Verpflichtungen übernehmen. Ob bei dieser Gleichstellung die eigenthümlichen Verhältnisse des Lehrstandes beachtet worden sind, und ob derselbe das zu erwartende Pensionsreglement als eine wirkliche Verbesserung seiner Lage anzusehen hat oder nicht, ist eine Frage für sich; es kann nur befremden, daß zu ihrer Beantwortung von den zunächst Betheiligten noch nichts geschehen ist, da es bei der echten Humanität, welche das preußische Unterrichtsministerium charakterisirt, außer Zweifel ist, daß hierauf bezügliche Vorstellungen und Erörterungen nicht anders als wohlwollend aufgenommen werden und eine billige Berücksichtigung finden würden. Ist das Gesetz einmal definitiv erlassen, dann freilich würden auch die gegründetsten Reclamationen zu spät kommen. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich von Sybel.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Gleichzeitig erhob sich aber auch eine völlig entgegengesetzte Weise, die Geschichte des Kreuzzuges zu fassen, nämlich: das Streben die nationalen Sagen über den Kreuzzug dichterisch zu bearbeiten. Diese vielen und breiten Romane und Epen verdienen aber darum die Aufmerksamkeit des Kritikers und Geschichtschreibers, weil in ihnen eine völlige Trennung der Dichtung von dem wirklichen Leben nicht stattfindet; diese Dichter sind nicht gesonnen, sich als Erfinder geltend zu machen, sondern sie geben ihre Arbeiten als den Ausdruck ununterbrochener Überlieferung der geschichtlichen Ereignisse. Die wirklichen geschichtlichen Darstellungen, welche man auf dieselben gründete, sind in alten, ganz verschollenen Ausgaben vorhanden. Der gelehrte Verf. führt mehre Namen dieser Autoren an, sowie er von einer Menge solcher Dichtungen berichtet, die alle ein und denselben fabelhaften Charakter tragen und meist nur noch in Bruchstücken vorhanden sind. Gottfried von Bouillon ist gewöhnlich der herrliche und wundervolle Ritter des Kreuzzuges. Nach dem Geiste dieser Jahrhunderte, in welchen sich vorzüglich das Ritterepos gestaltete, mußte dieser Stoff gerade willkommen sein und zu den wunderlichsten Ausbildungen veranlassen; das nördliche Frankreich war die Heimat desselben und einzelne Spuren weisen uns dann nach Holland, England, Italien und Deutschland. Die Entwickelung geschah auch der allgemeinen Richtung analog; im 13. Jahrhundert hielt man sich strenger auf dichterischen Boden und kündigte das Epos durch metrische Formen an: später aber verschwand Vers und Reim und die Romanprosa trat an die Stelle, sodaß der Glaube an die äußerliche Wahrheit zunehmen konnte und der gebildete Leser in diesen bunten Machwerken zu Ende des 14. Jahrhunderts weder Poesie noch Geschichte mehr zu unterscheiden wußte.

Mit dem Erwachen der Wissenschaften entstand durch die Rücksicht auf Wilhelm von Tyrus eine würdigere Darstellung des Kreuzzuges, und im Vergleich zu dieser Mischung von Wirklichkeit und Dichtung war dies ein bedeutender wissenschaftlicher Fortschritt. So lieferte Jakob von Vitry, Cardinal und Bischof von Tusculum eine zusammenhängende Geschichte des Reiches Jerusalem ganz nach Wilhelm von Tyrus. Sein Buch genießt mit Recht nicht wegen seiner historischen, sondern seiner topographischen und statistischen Angaben selbständigen Werth. Aus ihm nahm zuvörderst der Venetianer Marino Sanuto, was er von historischer Kunde für sein merkwürdiges Buch „Secreta fidelium Crucis" bedurfte. Kurze Zeit nachdem wird Wilhelm der Gewährsmann der weitläufigen, vielgelesenen Darstellung des Kreuzzuges, der „Historia Angliae major" des Matthäus Paris. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird Wilhelm sogar von einem Schatzmeister Bernhard ins Französische übersetzt, ein Werk das Michaud wiederaufgefunden hat und das später wieder ins Lateinische übertragen wurde. 1450 bearbeitete den ersten Kreuzzug, wesentlich nach Wilhelm, Antonin, Erzbischof von Florenz; er steigerte die Darstellung nach der geistlichen Seite hin. Um eben diese Zeit (1465), erschien des „Benedicti Accolti de bello a Christianis contra barbaros gesto libri IV", wozu der Stoff aus Wilhelm im Wesentlichen gezogen war. Das Buch ist schön geschrieben; der Verf. hat sich durch das Studium und nach dem Muster der Alten gebildet, und man las ihn so fleißig, daß erst 1731 die letzte Auflage von dem Werke erschien. In eben dieser Weise, nur daß er es sich mit der Forschung noch leichter machte, schrieb Georg Nauclerus und, wiewol mit mehr Rücksicht auf die Quellen, Paulus Ämilius von Verona. Der Charakter aller dieser Werke ist ganz in Übereinstimmung mit der allgemeinen Richtung jener Geistesepoche; der Sinn für geschmackvolle, classische Formen beherrscht die Darstellung; man sieht den Künstler ohne praktische und persönliche Interessen sich in der Ruhe seiner Gesinnung des Schaffens erfreuen.

Die folgende und letzte Epoche, welche der Verf. mit eben dieser außerordentlichen Sachkenntniß und Schärfe entwickelt, hat einen ganz andern Charakter. Die kirchliche Reformation, die Aufklärung und die Philosophie des 18. Jahrhundert haben den objectiven Standpunkt des Geschichtschreibers nothwendig ganz verrückt. Urban II. hat nach diesen Schriftstellern den Kreuzzug blos aus Egoismus angeregt und Peter der Einsiedler aus verwerflichem Fanatismus unterstützt. Die Kreuzfahrer stellen sich als Abenteurer heraus, die unter der Fahne der Re-

ligion auf Raub und Mord ausgehen. Die religiöse Begeisterung und die Askese des 11. Jahrhunderts wird hart kritisirt und gänzlich verworfen. Die historisch-kritische Behandlung ist gewöhnlich leichtsinnig vollzogen; im Allgemeinen ist Wilhelm von Tyrus benutzt und nur auf einzelne Quellen wird zuweilen zurückgegangen. So nennt der Verf. Thomas Fuller (1647 dritte Ausgabe) in seinem Werke „The historie of the holy Warre“. Ferner die Geschichte der Kreuzzüge des Paters Maimburg, der für den Hof Ludwig's XIV. schrieb. In der reinen Aufklärungsepoche steht Voltaire in Opposition gegen das 11. Jahrhundert voran, und in gleichem Geiste, wenn auch gründlicher, schrieben Deguignes, Mailly und die Deutschen, Maier und Heller. Ebenso stellt Haken's „Geschichte der Kreuzzüge“ (1808) das Unternehmen als die Barbarei des Mittelalters, als heillose Schwärmerei und verderblichen Thatendrang dar; er folgt namentlich Wilhelm von Tyrus, und der Verf. hat ganz recht, wenn er diesem Geschichtschreiber Geschmacklosigkeit und ein selten motivirtes Pathos vorwirft. Auf gleichem Standpunkte erhebt sich auch Mik's „History of the crusades“, der wol geschmackvoller schreibt, aber die Kritik ohne alle Methode ausübt. Die unbedeutendern Autoren, die der Verf. noch anführt, müssen wir hier übergehen.

Mit der neuen allgemeinen Vertiefung des Geistes und der Wissenschaft tritt auch die Geschichtschreibung der Kreuzzüge in ein neues und höheres Licht. Wilken's bleibendes Verdienst ist es zuvörderst, uns in dieser Hinsicht von dem „Hochmuthe“, wir möchten sagen der Einseitigkeit des vorigen Jahrhunderts zurückgebracht zu haben. Die Charakteristik, die Herr von Sybel von Wilken und seinem Werke gibt, ist in jeder Hinsicht ausgezeichnet und nicht allein für jeden künftigen Geschichtschreiber der Kreuzzüge, sondern auch für jeden Leser dieses einen unserer größten deutschen Geschichtswerke von außerordentlichem Interesse. Wilken unternahm es seiner Zeit die Kreuzzüge von ihrem eigenen Standpunkte aus und in ihrem eigensten Lichte zu schreiben, und der Verf. gesteht ihm die gründlichsten und umfassendsten Kenntnisse zu dieser Arbeit, wie ein höchst bedeutendes Talent der historischen Darstellung zu. Aber bei allem Umfange und aller Freiheit des Wissens hat Wilken, wie der Verf. fast auf jedem Blatte seiner kritischen Entwickelungen beweist, eine genügende kritische Sonderung der Berichte nicht erreicht, namentlich nicht im ersten Bande; erst im Laufe der Geschichte wird sein Verfahren fester. Die Gesten und ihre Copisten beweisen bald für bald gegen einander; Albert und Wilhelm und die Quellen werden oft ohne Umstände verschmolzen; die Methode des Wilhelm von Tyrus tritt gar oft in Wirksamkeit. Und der Verf. hat Recht, Jeder, der Wilken mit Aufmerksamkeit und kritischem Sinne gelesen, wird zugeben, daß er zuvörderst die Geschichte von der Sage nicht immer unterschieden hat; dann aber auch, daß er nicht allein aus Mangel an Kritik, sondern geradezu in einem falsch ausgeführten Streben, das Leben und den Geist jener Zeit anzuerkennen, die ascetische Färbung der Quellen und die Heldensage hat einfließen und die Strenge der historischen Wahrheit trüben lassen. Das Bild Peter's, als des Urhebers des Kriegs, Gottfried als dessen ritterliche Hand, die vielfachen durch Albert und seines Gleichen aufbewahrten Sagen mit ihrem Heldenthume, ihrer Leidensherrlichkeit und göttlicher Unmittelbarkeit finden wir bei Wilken wieder. Eine solche Pietät, ein solches Hingeben an den äußern Stoff bringt aber nicht die gewünschte und gerechte Objectivität zuwege, sondern Manier und Affectation, die dem gebildeten Leser den Genuß eines Werkes verleidet; denn ein Geschichtschreiber unserer Zeit, der eine fremde Weltanschauung darstellt, über die wir hinaus sind, muß seine Leser auch darüber hinaus versetzen und das wahre Interesse nicht von einer affectirten Stimmung, wie hier die religiöse Wärme ist, sondern von der innern Bedeutung der Begebenheiten selbst erwarten. Was die Franzosen Michaud und Capefigue betrifft, so beweist der Verf., daß dieselben in der Kritik und Benutzung der Quellen des Kreuzzuges auf derselben, vielleicht noch auf einer geringern Stufe stehen. Michaud erscheint vor dem Leser ebenso stattlich wie Wilken, aber ungeachtet seiner vielen Noten unter dem Texte ist doch Manches nur Fiction und geistreicher, rednerischer Schmuck. Capefigue zeichnet sich ganz besonders durch treffliche und schlagende Gesichtspunkte und allgemeine Wahrnehmungen aus, allein in der Kritik und Benutzung der Quellen ist er, bei aller ausgedehnten Beachtung dieses Gegenstandes, unzuverlässig, verworren, leichtsinnig und ohne wahre Scheidung der Sage.

Während sich nun Herr von Sybel zu der fortlaufenden Kritik und zur Entfaltung der historischen Thatsachen des ersten Kreuzzuges wendet, liefert er nur um so mehr den Beweis, daß ihm zu dieser scharfen Beurtheilung einer ganzen Reihe zum Theil so ausgezeichneter Geschichtswerke nicht die absprechende Eigenliebe, sondern die gründliche Wissenschaft geführt hat, die an ihre Vorgänger anknüpft und dieselben nur um der Sache selbst willen der Kritik unterwirft. Wie wir schon bemerkt haben, so kann unter dieser fortlaufenden Kritik sich die Darstellung zu wahrer Selbständigkeit und zu epischem Flusse nicht erheben, sondern muß in unzählig kleine Episoden auseinandergehen, je nachdem nun die Kritik einen Stoff heraushebt und verfolgt. Darum können wir auch eigentlich nicht das Darstellungsvermögen des Verf. aus dem vorliegenden Werke beurtheilen; wir sind aber der Überzeugung, daß die logische Schärfe und Klarheit, nicht minder die lebendige Anschauungsweise, zu welcher sich an einzelnen Stellen die Darstellung erhebt, darauf hindeutet, daß derselbe die geschichtliche Welt in lebensvoller Anschaulichkeit darzustellen wol vermöge. Indem der Verf. den letzten Zustand seines Gegenstandes, wie denselben Wilken gestaltet, im Auge behalten und von hieraus den Boden seiner erläuternden und reinigenden Kritik gewinnen muß, gestaltet sich eigentlich die ganze unendliche Arbeit, ohne daß es auf eine Persönlichkeit abgesehen wäre, zu einer fortlaufenden Untersuchung des ersten Bandes der Kreuzzüge von Wilken. Es sind demnach zwei Punkte, auf welche die Kritiken hinausgehen, nämlich es muß zu-

vorerst festgestellt werden, wo Wilken eine Transaction der Thatsachen nach Art des Wilhelm von Tyrus vorgenommen; ferner muß festgestellt werden, wo sich Wilken durch den Glanz und die Fülle Albert's, oder durch die Hingabe an das religiöse Element zur Einführung der Sage hat verleiten lassen. Inwiefern aber auch der Geschichtschreiber die Sagenkreise, als den lebendigsten Ausdruck einer Zeit, behandeln und benutzen soll, darüber hat sich der Verf. bestimmter nicht erklären mögen; in der Darstellung selbst scheint er den geschichtlichen Gehalt der Sage ganz unberücksichtigt zu lassen.

Die Eintheilung, welche Hr. v. Sybel seiner kritischen Geschichte des Kreuzzuges gegeben, würden wir nicht billigen, wenn der kritisch ordnende und sichtende Zweck hier nicht als die Hauptsache gälte. Anstatt ein zusammenhängendes Bild, gleich Wilken, zu entrollen, das seine nothwendigen Ruhepunkte in sich selbst trägt, hat der Verf. das Ganze in einzelne Abhandlungen zerfällt, welche die Überschrift tragen wie: „Motive und Anlaß des Kreuzzuges", „Peter der Einsiedler" u. s. w. Wenn also Wilken in epischer Breite von dem Morgenlande anhebt und auf den Mysticismus des Abendlandes und seine Thatsachen übergeht, zählt unser Verf. dafür mit erläuternder Ausführlichkeit und kritischer Vielseitigkeit in abstracter Weise die Motive zu dem Kreuzzuge der Reihe nach auf. Jede Thatsache muß so durch das kritische Feuer gehen und erhält ihre Beziehung zu einem allgemeinen Gesichtspunkte, welchen der Verf. im Verlaufe seiner außerordentlichen Arbeit gefaßt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Neue Erzählungen und Novellen von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser. 1842. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Die erste und längste Novelle dieser Sammlung ist „Der tolle Geiger in Wien", eine phantastische Geschichte, deren Verlauf es mit der Wahrscheinlichkeit nicht allzu genau nimmt. Der tolle Geiger ist wahnsinnig geworden, weil seine Geliebte zur Ehe mit einem reichern Bewerber gezwungen ward und am gebrochenen Herzen starb. Die Tochter dieser Geliebten, Anna, wird von dem harten Biedermann, ihrem Vater, dem Jugendgespielen versagt, weil dessen Vater in den Verdacht der Unredlichkeit gekommen ist, und Anna stirbt an der schwarzen Krankheit. Der alte Geiger gräbt sie aus und bringt sie ins Leben zurück. Nach Monaten erzählt er dem trostlosen Vater, daß Anna am Leben, und will ihm die Tochter vorenthalten, um sich zu rächen — er läßt sich aber durch Flehen und Jammern erweichen und gibt die Tochter zurück, die dann den geliebten Jugendgespielen heirathet, um so mehr, da dessen Vater sich von jeglichem Verdacht befreit hat. So wenig dieser Faden nun dem Leben angepaßt ist und so wenig diese kurze Darstellung zu Gunsten der Novelle spricht, so ist sie doch in ihrer Ausführung nicht ohne Reiz und manche poetisch-phantastische Schilderung fesselt den Leser. So die Schrecknisse des schwarzen Todes und die als furchtbarer Contrast hervortretende Lustigkeit, womit der wilde Student Armleder und seine Gesellen die Besorgniß vor der Pest zu übertäuben sich bemühen. Sterbe-, Trauer-, Begräbnißscenen sind gelungene Bilder, in schöner Sprache dargethan. „Wille und That" ist ein vollendetes Ganze, welches sich im Gebiete der Wahrscheinlichkeit bewegt. Emilie, die Tochter des Kellermeisters, fühlt so tiefes Mitleid mit einem jungen Polen, daß sie ihn zu befreien gedenkt. Nachdem sie lange diesen Entschluß mit sich herumgetragen und in ihrem Innern durchgekämpft hat, gelingt es ihr, ihm den Kerker zu öffnen und ihn in den Casematten zu bergen, wohin sie ihm am nächsten Tage Nahrung zu bringen verspricht. Die Aufregung dieser That, die vielfachen Gemüthsbewegungen, die das junge Mädchen bestürmen, werfen sie im hitzigen Fieber auf das Krankenlager, und als sie nach 14 Tagen zu sich kommt, ist der junge Mann verhungert. Sie starb bald darauf in Fieberphantasie. „Die beiden Venetianer" sind etwas zu breit erzählt und das Märchen „Janko und seine neunundneunzig Brüder" ist nicht poetisch genug für ein Phantasieproduct, das so ganz des tiefern Sinnes ermangelt. Im Ganzen bietet indeß die vorliegende Sammlung viel Anziehendes.

2. Der Zögling der Natur. Roman von L. Mühlbach. Altona, Hammerich. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn auch im Eingange des Buchs der Zögling der Natur in seinem Anschmiegen an die Natur und schnellen Emporranken zu Wissen und Gelehrsamkeit etwas unnatürlich erscheint und den Kindern auf der Bühne mehr gleicht als den Kindern der Natur, so verzeiht man in der letzten Hälfte des Romans diesen kleinen Misgriff der geistreichen Feder ganz. Freilich tritt der Contrast des ränkevollen sicilischen Hofes, worauf das junge Reisig der Natur gepflanzt wird, etwas grell hervor in seiner Verderbtheit, mit Ränken, Vendetta, lüsternen Frauen, Neid, Verrath und Heuchelei, bietet aber auch ein reiches Feld für die malende Feder zu feurigen Schilderungen, Liebes- und Hassesscenen. Der junge Held ist eine durchaus edle Erscheinung. Der Vicekönig von Sicilien entreißt ihn der harmlosen Beschäftigung des Kuhhirten, um ihn zum Favoriten zu nehmen und an den Hof zu führen. Die Hofleute erscheinen ihm nicht als Männer, und er begreift, daß Rom untergegangen, weil es ihm an Männern gebrach. Den einzigen, den er für einen Mann gelten läßt, den Grafen Mannavedo, bittet er um Freundschaft und zieht in ihm den bittersten Feind an sein Herz und in sein Vertrauen. Er rettet ihm das Leben, entsagt um seinetwillen der Geliebten und muß erfahren, daß dieser Freund Meuchelmörder zu seiner Ermordung gedungen und daß die Geliebte, der er so heldenmüthig entsagt, ihm den Giftbecher gereicht hat. Er will in die Einsamkeit fliehen, die verderbte Welt verlassen und wieder an dem Busen der Natur das verlorene Glück suchen. Die schöne Sängerin Signora Katharina Gabriele hatte die erste Liebe des jungen Mannes errungen und in seinen Armen geruht; in ihrer leidenschaftlichen Hingebung hatte Antonio eine Ewigkeit zu ahnen geglaubt; aber sie weigert sich ihm zu folgen, weil sie ein Weltkind ist, und sucht Trost für seinen Verlust in Gesellschaften und Vergnügungen. Nur sein Beschützer, der Vicekönig, begreift des jungen Mannes Sehnsucht, den Hof zu verlassen, und weist ihm eine einsame Villa in dem Walde an. Diese bezieht er mit der Tochter eines Lazzarone, welche er zur Gattin nimmt; und Tonina, das schlichte Mädchen, wird von ihm herangebildet, lernt die Dichter verstehen und die Schönheiten der Natur erfassen. „Alles Wissen, wenn es das rechte ist, muß ausgehen von der Natur", sagte Antonio, „und wiederum zurückführen auf die Natur, denn in ihr wurzelt alle Erkenntniß und alle Begeisterung, und wie sie die Mutter ist alles Wissens, ist sie auch die Mutter der Poesie. Kein Dichter ist groß, wenn er nicht naturvoll und wahr und fern von Unnatur und Lüge ist." Das Ballet ist mit viel Humor und Lebendigkeit geschildert und diesem Schauspiel der Kunst sehr geschickt ein Sonnenaufgang als Schauspiel der Natur zur Seite gestellt, während eine Scene aus „Didone abbandonata" als vollendeter Kunsttriumph mit außerordentlichem Talent geschildert wird.

3. Laub und Nadeln von Johann Gabriel Seidl. Zwei Bände. Wien, Pichler. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Diese hübsch geschriebenen, hübsch erdachten, hübsch ausgeführten Novellen, 23 an der Zahl, werden wieder einmal an

dem Fluch der jetzigen Periode im deutschen Buchhandel zu tragen haben. Sie sind gewiß schon in manchen Zeitschriften überschlagen worden — denn wie wenig Leser lesen noch Novellen — und werden nun auch wol in der Sammlung nicht viel gelesen werden, obgleich sie wirklich recht hübsch, spannend, anziehend erzählt sind. Aber was jetzt nicht allgewaltig auftaucht, bleibt auf dem Boden und geht verloren, und dieses Allgewaltige ist hier nicht zu finden. In mehren von den 23 ist Einiges recht gut und Ref. beklagt sich nur über manche Detailverschwendung, die nicht zum Ganzen nöthig, nicht zum Ziel führt. Der Verf. scheint überhaupt nicht immer das Ziel, sondern mehr das Erzählen als die Erzählung vor Augen zu haben, sodaß er durch eine Menge Umstände und Einzelnheiten vom Hauptinteresse abführt, anstatt es dadurch zu erhöhen. Manchem Leihbibliothekleser, der den Grundsatz hat, „so viel als möglich fürs Geld“, mag es wol zusagen.

4. Mathilde. Novellenkranz von Eginhardt. Drei Bände. Altenburg, Pierer. 1841. Kl. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

5. Neue Abendgenossen von Eginhardt. Zwei Theile. Altenburg, Pierer. 1842. Kl. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sehr gewöhnliche, sich im gewöhnlichen Leben bewegende und für gewöhnliche Leser berechnete Novellen. Oft sind sie mit einem Streben nach Humor gewürzt, meistens aber durch lange und breite Schilderungen überladen. „Onkel Severin“ ist eine der ausgeführtesten Erzählungen und stellt einen alten, mit Erbschleichern umgebenen Mann dar, der endlich seinen Verwandten die ihnen lange entzogene Liebe, nebst dem Antheil an seinen Reichthümern wieder zuwendet. Einige, oft allzu sehr ausgeführte Details möchten wol zum Lächeln nöthigen, und da jetzt das Lesen so allgemein wird, können diese Novellen den Leihbibliotheken als Zeitvertreib der Feierabende für Handwerker anempfohlen werden, obgleich sie eigentlich wol nicht zur Entwickelung der Moralität oder der Klugheit beizutragen vermögen. „Das Bahrhäuschen“ ist an Erfindung nicht so ganz gewöhnlich als die andern. „Das Pfarrhaus zu Wiederau“ wird durch die Einflechtung des Feldzugs von 1812 in die Länge gezogen, ohne an Interesse zu gewinnen; „Die himmlische Christine“ ist eine Kleinigkeit ohne allen Inhalt. Das beste von allen ist wol „Der Treue Kampf“, die erste Novelle des ersten Bandes der „Mathilde“, obgleich auch da viel Unbedeutendes an Unwahrscheinliches gereiht ist. Wo soll nun aber auch bei den zu Dutzenden entstehenden Novellen noch origineller Stoff herkommen? Im Namen Novelle liegt eigentlich schon die Verheißung auf Neues und es ist schwierig, etwas Neues zu finden.

6. Lucie und Alonzo von Charles Reybaud. Aus dem Französischen von Oskar von Birkeneck. Breslau, Verlags-Comptoir. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die der Vergiftung des Onkels angeklagte Nichte des Marquis de Placy hat sich nach ihrer Freisprechung in die Einsamkeit zurückgezogen, mit der bleichen Freundin Eleonore. Sie wird von einem jungen vornehmen Engländer geliebt, und nachdem sie ihn lange von sich gewiesen, willigt sie endlich ein, ihm den Verdacht, der auf ihrem Namen geruht, auszusprechen, und obgleich dieser Verdacht in der Meinung der Welt nicht durch den Richterspruch gehoben ward, bietet der junge Mann ihr die Hand, im festen Glauben an ihre Unschuld. Seine Mutter wünscht er indeß nicht von dem traurigen Umstand, welcher der geliebten Lucie so viel Thränen gekostet hat, in Kenntniß zu setzen. Einer neidischen Cousine des jungen Mannes, welche selbst Absicht auf ihn hat, gelingt es, das Geheimniß zu erforschen, und mit Zeugen versehen, frühere Bekannte der Braut, dringt sie in den glücklichen Kreis, welcher aus den Verlobten, des Bräutigams Mutter und der Freundin Eleonore besteht. Mutter und Sohn erklären feierlich ihren Glauben an Lucie's Unschuld, und Leonore, welche einen Augenblick das Zimmer verlassen hat, wankt herein und gesteht, daß sie die Vergifterin des Marquis de Placy gewesen; er habe sie verführt, und als er eine Andere heirathen wollen, habe Rache und Eifersucht sie zur That getrieben. Sie hat selbst Gift genommen, um sich den Gerichten, denen dieses Geständniß sie überliefern würde, zu entziehen. Auch die Novelle „Alonzo“ ist voll lebhafter Handlung und alle Nebenumstände sind gut und charakteristisch gezeichnet, sodaß die Begebenheiten sich natürlich entwickeln. Jede dieser Novellen ist ein abgerundetes Ganze, dem Alltäglichen entrückt und doch ins Abträgliche passend. 8.

Der provenzalische Dichter Jacques Jasmin.

Vor einigen Tagen haben wir Gelegenheit gehabt, den bekannten provenzalischen Dichter Jasmin (vgl. „Conversations-Lexikon der Gegenwart“) zu hören. Er befindet sich gegenwärtig in Paris zum Besuch und brachte neulich einen Abend bei A. Thierry zu. Wir waren so glücklich, zu dem Kreise zu gehören, den der liebenswürdige Historiker eingeladen hatte. Wir kannten bereits einen beträchtlichen Theil seiner duftigen Poesien, zudem ist uns das Provenzalische geläufig genug, um seinem lebendigen, rhapsodischen Vortrage folgen zu können. Der Dichter selbst ist eine liebenswürdige Erscheinung. Er trägt seinen naiven Scherz, seine poetisch anschauliche Sprache auch in die gewöhnliche Conversation über; wenn er sich aber anschickt, seine Gedichte, die er nach Art der Rhapsoden alle auswendig kann, vorzutragen, dann belebt sich sein Auge, seine Stimme schwillt an und er reißt seine Zuhörer unwiderstehlich mit sich fort. Der Sieg, den er jüngst in Toulouse gefeiert hat, beweist den großen Zauber seiner Worte. Schon längst erfreuten sich seine Gedichte der allgemeinsten Gunst im westlichen Theile von Südfrankreich. Er selbst war im Lande umhergezogen und hatte überall die Flamme der Begeisterung angefacht. Toulouse nur hatte sich seinen lieblichen Gesängen verschlossen, weil hier die welken Blumen einer künstlichen Poesie mehr galten als die frischen Kinder der Wiese. Und doch verlangte Jasmin's Herz in seinem kindlichen Ehrgeize auch hier anerkannt zu werden. So machte sich der Dichter denn auf und begab sich nach der großen Stadt, deren Beifall er sich erobern wollte. Mit pochendem Herzen unternahm er diese Reise. Aber kaum hatte er sich hier und da in Privatcirkeln vernehmen lassen, als man ihn auffoderte, seine Dichtungen öffentlich vorzutragen. Er ließ sich leicht bewegen und seine Poesien verschafften ihm einen Triumph, wie er noch nie einem neuern Dichter, wenigstens so unmittelbar, so sichtlich geworden ist. Viele Tausende hingen an seinen Lippen, lauschten dem musikalischen Falle seiner Verse, ließen sich hinreißen von den einfachen, duftigen Poesien und brachen in ungestümen Jubel aus, so oft der Dichter in seinem Vortrage einen Ruhepunkt machte. Seine Verse üben über das Herz des mittäglichen Franzosen einen unwiderstehlichen Zauber aus. Seine Lieder werden in Dörfern, in Städten, von Reich und Arm, von Alt und Jung gesungen. Auch wir, obgleich Ausländer und unbekannt mit mancher Schönheit des Ausdrucks, wurden unbegreiflich von dem Gesange: „L'aveugle de Castel-Cuillé“ ergriffen. Die Dichtung selbst ist vielleicht manchem unserer Leser aus einer geistvollen Analyse bekannt, die Sainte-Beuve vor einiger Zeit davon in der „Revue des deux mondes“ gegeben hat. Aber man muß seine Verse von ihm selbst vortragen hören, um den mächtigen Eindruck zu beurtheilen, den er damit hervorzubringen vermag. Das Provenzalische, besonders in der Gestalt, deren sich Jasmin bedient, hat neben sonorer Kraft eine große Weichheit. Es hat zwar vielfache Berührungspunkte mit dem Spanischen, strotzt aber weniger als dieses von unangenehmen Gutturallauten, über die wir nicht die Meinung eines deutschen Gelehrten theilen, der in ihnen den Lebenshauch einer Sprache sieht. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 181. — 30. Juni 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich von Sybel.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Auf die unzähligen Fälle, in welchen Hr. v. Sybel andere Thatsachen und andere Gesichtspunkte als sein großer Vorgänger gewinnt, können wir hier freilich nicht eingehen; es wird zur Charakteristik seiner Arbeit hinreichend sein, wenn wir auf die entschiedensten Resultate in der Kürze hinweisen. Der Verf. verwirft zuvörderst sehr gründlich die Ansicht, nach welcher man bisher die Motive zum Kreuzzuge einseitig in das Morgenland allein verlegt und den Ausbruch desselben unmittelbar (auch bei Wilken) an die Legende von Peter dem Einsiedler geknüpft hat. Damit ist gewiß Jedermann einverstanden; allein der Verf. will diesem Letztern überhaupt keinen überwiegenden Einfluß auf die Entwickelung des Unternehmens zugestehen, sondern er nimmt vielmehr an, daß man die Fabel nur von gewissen Seiten benutzt habe, um dem Papste das Verdienst der letzten Ausführung zu entziehen. Hier müssen wir uns eine Gegenbemerkung erlauben. Der Hr. Verf. verliert nach unserer Ansicht vor lauter kritischem Detail das allgemeine Motiv des Unternehmens, das nie geleugnet wurde und neben welchem die übrigen Anlässe als untergeordnet beiher spielen, aus den Augen. Wir wollen ihm zugeben, daß die Tendenzen Gregor's VII. auf die Völker und Kirchen des Morgenlandes so scharf und bedeutend gewesen seien, wie er behauptet; wir wollen ihm nicht weniger zugestehen, daß diesen beiden Päpsten schon aus diesem Grunde das Verdienst mannichfaltiger Anregung und letzter Ausführung zukommt, aber der eigentliche Grund und Boden des Kreuzzuges, das allgemeine, tiefe, von Persönlichkeiten, selbst von der Kirche gewissermaßen unabhängige Motiv zur Erhebung war die religiöse Mystik des Zeitalters, die den Himmel sichtbarlich ergreifen und genießen wollte und darum die Christen schon Jahrhunderte hindurch in das Morgenland führte. An dieses Hauptmoment hat also auch gerade mit vollem Rechte jene Zeit die allgemeine Bewegung nach dem Oriente geknüpft, und zwar wiederum im concreten Falle, recht charakteristisch an die Legende von Peter dem Einsiedler. In mehren andern Stellen tritt das Bestreben des Verf., die Thätigkeit und den Einfluß der römischen Curie und des Papstes für den Kreuzzug einseitig in den Vordergrund zu stellen und die Kirche zum Träger der allgemeinen Bewegung zu machen, noch mehr hervor; hat er die protestantische Einseitigkeit vermieden, so ist er dabei in die katholische Einseitigkeit verfallen. So sagt er nicht allein, daß der Papst der letzte Anstoß für die Bewegung gewesen, sondern er behauptet sogar und sucht herauszustellen, daß der Papst für den Kreuzzug gerade diesen und keinen andern Zeitpunkt selbständig gewählt habe; er legt das Unternehmen so ganz in dessen Hände, daß es einmal sogar heißt: „so entließ Urban seine Krieger". Schon die allgemeinsten Umstände sprechen dagegen, daß Urban mit solcher Bestimmtheit, mit solcher Absicht, mit solchem Bewußtsein und mit dieser Machtvollkommenheit gehandelt habe. Urban war der asketischen Richtung des Zeitalters zuvörderst selbst unterworfen, sodaß die geistliche Politik seinem Interesse am Kreuzzuge gar nicht zu Hülfe zu kommen brauchte. Die Verhältnisse Urban's zu den abendländischen Fürsten waren zwar ein wenig geregelter wie früher, aber die äußere Lage Urban's war ganz und gar nicht von der Art, daß er den Fürsten eine Art Befehl zum Aufbruche ins Morgenland geben konnte; er that es auch nie, und die Fürsten, welche zogen, standen sämmtlich freiwillig auf und hatten zum Theil im Abendlande wenig zu verlieren. Aber noch mehr; die Art, wie sich das ganze Unternehmen entwickelt, die Zufälligkeit, mit welcher sich um Einzelne die Massen sammeln, lassen an gar keine bestimmte Vorbereitung, an gar keine Folge eines politischen Gedankens von Seiten des Papstes erinnern, sondern — wie auch der Verf. an andern Orten unbefangener sich ausspricht — es ist die Askese, welche die Aufstände beherrscht und die Massen elektrisirt, es sind solche Charaktere wie Peter der Einsiedler, welche die allgemeine, große Bewegung hervorrufen. Es ist endlich sogar gewiß, daß sich Urban nach der Abfahrt der Kreuzfahrer wenig mehr für den Fortgang des Unternehmens interessirte: er that einige Auffoderungen, ließ es aber gehen, wie es mochte, und nahm die großartigen Erfolge der Expedition für seine Politik gar nicht in Anspruch. Nicht als kirchlicher, sondern als religiöser Mittelpunkt steht also der Papst im ersten Beginn der Kreuzzüge da.

Unter dem Titel „Kriegerische Richtung" entwickelt der Verf. ferner die weltlichen Motive, welche außer dem

allgemeinen, dem geistlichen, die Sache nicht wenig unterstützten. Auch Wilken hat dies, wenn auch mit geringerer Umständlichkeit, gethan. Unter diese weltliche Beweggründe zählt er zuvörderst den nach Kampf und Abenteuern dürstenden Sinn der Normannen und das entzündliche und ritterliche Gemüth der romanischen Völker, von denen die ersten Rüstungen ausgingen. Dann erwähnt er der aufgelösten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, den verzweifelten Zustand, der im südlichen Frankreich, England und Italien durch drückende Adelswirthschaft und politischen Despotismus unter den niedern Ständen herrschte. Vorzüglich waren es die Scharen Peter's und seines Gleichen, die nicht selten den Zug als ein von Gott gesandtes Mittel ansahen, aus ihrem Elende und ihren Fesseln herauszubrechen und sich der weltlichen Formen ihrer Heimat gänzlich zu entledigen. Besonders interessant ist der Nachweis, daß Deutschland im Ganzen aus politischen Gründen, nicht minder, weil im Volksgemüthe der religiös-sinnliche Schwindel vor der Hand keine genügende Höhe erreicht, an dem Kreuzzuge wenig theilnehmen konnte.

Die Bildung der Züge und das erste Auftreten der rohen und unförmlichen Massen erzählt der Verf. ohne große Abweichungen von Wilken, nur daß er noch mehr darauf bedacht ist, die Vernichtung der Haufen von den Ungarn unter Kalmani als Nothwehr, denn als heillose Brutalität, wie jenes Zeitalters gern thun möchte, darzustellen. Der Aufbruch und die ersten Schicksale der großen und wahrhaft organisirten Heere sind mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit von dem Verf. in das hellste Licht gestellt, wie nie bisher. In den ersten Begebenheiten auf dem Boden des byzantinischen Reichs diesseit und jenseit des Meeres, in den Conflicten der Kreuzfahrer mit dem Kaiser Alexius sucht er darzuthun, daß die Berichte der Anna Komnena ein wesentliches Licht auf die Geschichte werfen und besonders die Einseitigkeit aufheben, in welcher die abendländischen Quellen die Hergänge zum Vortheile der Kreuzfahrer erzählen. Ganz besonders läßt sich es aber Hr. v. Sybel angelegen sein, die von Wilken so ganz vernachlässigten Zustände des byzantinischen Reichs quellenmäßig zu erläutern, die Lage von Kaiser und Reich zu schildern; der erste Kreuzzug erhält hiermit so manche bis jetzt ungeschehene Erläuterung. Die Führer der großen Heere werden in voraus einer scharfen Charakteristik unterworfen und diese Schilderung an der spätern Entwickelung der Thatsachen vollkommen bewährt. Gottfried von Bouillon wird in dem läuternden Feuer einer tiefen Kritik von dem Schmucke der Sage völlig entkleidet und tritt als ein zwar tapferer und gutmüthiger Mann seiner Zeit, aber freilich nicht als der Mittelpunkt des Unternehmens und als der gotterleuchtete Genius auf. Boemund, Fürst von Tarent, erhebt sich unter der Kritik von Sybel noch mehr als bei Wilken zu einem Manne von Kraft, Klugheit und Tiefblick in allen weltlichen Dingen. Raimund von Toulouse bewährt sich als der eigensinnige, vom Kaiser heimlich gewonnene und seinen Vortheil stets wahrende Fürst, der aber lange nicht so kleinlich und habsüchtig ist, wie ihn die Quellen zum Vortheile Gottfried's darstellen möchten.

Es ist nicht genug hervorzuheben und jedem Geschichtschreiber zur Beachtung zu empfehlen, daß Hr. v. Sybel den Kämpfen in Syrien aus abendländischen und selbst morgenländischen Quellen geschöpfte Erläuterungen über die damaligen geographischen und politischen Zustände von Kleinasien vorausschickt. Wilken ist hier gewöhnlich so verfahren, daß der Leser schon tüchtige Kenntnisse hinzubringen muß, wenn er eine klarere Einsicht in den Knäuel dieser Völker- und Ortsverhältnisse haben will. Die verwickelten Verhältnisse der Griechen zu den Armeniern und beider Theile wieder zu den Saracenen und Arabern, die Entstehung und den Zustand der unzähligen kleinen, bald halb bald ganz selbständigen Gebiete und Städte, in welche sich Kleinasien schon seit langer Zeit auflöste — alles Dies hat unser Verf. so viel als möglich mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit in das rechte Licht gesetzt. Auch die Chronologie hat er genauer bestimmt und allenthalben weit fester als Wilken im Auge behalten. Die Kämpfe mit Kilidsch Arslan sind nach der Kritik Sybel's nicht so fürchterlich für die Kreuzfahrer gewesen, wie Albert es darstellt: der Verf. folgt hier den Gesten, während Wilken und Wilhelm von Tyrus die Erzählungen Anna's, der Armenier und Albert's zu verschmelzen suchen. Der Zug des Kreuzheeres von Nicäa nach Antiochien, der dunkelste, aber eigentlich der ereignißreichste und verhängnißvollste Zeitraum im ganzen Kreuzzuge, ist von Sybel mit der gebührenden Genauigkeit behandelt worden; und wenn bei Wilken die Einzelheiten im Laufe der Darstellung umgangen werden oder unberichtigt bleiben, so beschäftigt sich unser Verf. mit einer jeden dieser Einzelheiten und erwirbt sich das schwere Verdienst, nicht etwa neue Thatsachen aufzufinden, sondern die schon gekannten zu untersuchen, zu bestimmen, zu reinigen, oder als Fabel Albert's und jener Zeit zu verwerfen. Der ganze Kreuzzug mit sammt den Kreuzfahrern, Alles verliert durch eine solche Behandlung den Glorienschein der Poesie und der religiösen Mystik und doch hat dabei der Zug immer noch das Interesse einer außerordentlichen Geschichtsepisode, er ist immer noch einer der größten Geschichtsereignisse, obwol wir die sinnliche Mystik und die religiöse Beschränktheit jenes Zeitalters, wie bei Wilken, nicht mit in den Kauf nehmen dürfen, obgleich diese Dinge als historisches Moment behandelt werden. Die Belagerung von Antiochien und die geschichtlichen Begebenheiten, welche sich daran knüpfen, die Zerwürfnisse der Kreuzfahrer, die Schlachten mit Kerboga, die Besitznahme Edessas durch Balduin, das Benehmen Alexius' gegen die Kreuzfahrer vor Antiochien, die Versuche Raimund's, sich eine Herrschaft gleich Boemund zu gründen, dessen Versuch auf Tripolis, die Zänkereien auf dem Zuge durch Palästina und noch viele andere der hauptsächlichsten Begebenheiten erhalten durch die Kritik Sybel's eine ganz neue Fassung und Gestalt, wie noch nicht vorhanden gewesen. Die Einnahme von Jerusalem und die Kriege, welche sich daran mit Ägypten knüpfen, bis zu den Vor-

fällen bei Askalon, bilden den letzten Haupttheil seiner gründlichen Forschungen. Auch hier treten die Begebenheiten reiner, menschlicher und darum historischer hervor, als es je geschehen. Daran schließen sich die gründlichen und umständlichen Untersuchungen über die Constituirung, den Zustand, über die Regierungsperiode Gottfried's in dem neuen Königreiche Jerusalem. Sybel weist nach, daß es eine falsche Ansicht sei, wenn man glaubt, das neue Königreich sei so constituirt gewesen, wie es uns dem Anscheine nach in den „Assisen" aufbewahrt ist. Gottfried war wol ein tapferer und frommer Mann, er war aber kein schöpferischer Geist. Er mochte wol die allgemeinen Einrichtungen der europäischen Politik zur Grundlage nehmen und auf diese Weise den hierarchischen Bestrebungen die Thür schließen, allein zu einer Durchführung des Werks fehlte es ihm sogar an den Hauptsachen, nämlich an einer bürgerlichen Gesellschaft, oder an den Elementen derselben. Es waren von den gewaltigen Heeren nur wenige Menschen übriggeblieben und der Zufluß aus Europa sehr gering; darum konnten sich keine Municipalitäten bilden und die Lehnsarmee, wie überhaupt die Lehnsverhältnisse mußten noch sehr unbedeutend sein. Nur eine Baronie ist von Gottfried ausgeliehen worden; die kleine Zahl von jerusalemitischen Edeln erscheinen als Dienstgefolge des Königs. Der Verf. bringt überdies noch einen bis jetzt ganz unbekannten Reisebericht eines Pilgers von 1102 und 1103 (Seawulf) ans Licht, der die Ansicht vollkommen bestätigt, daß an eine Reichsverfassung im Sinne der Assisen noch nicht zu denken gewesen sei. Überhaupt beweist aber der Verf., daß Gottfried allerdings viel geleistet, indem er mit so geringen Mitteln den Status quo erhalten, aber daß es auch für die Existenz des Reichs ein Glück gewesen, als Gottfried durch seinen Tod von dem Schauplatze abgetreten und hiermit kräftigern Geistern Raum verstattet habe.

Zum Schlusse überschaut der Verf. noch einmal den ganzen Verlauf seiner historischen Arbeit und bleibt bei dem allgemeinen Gesichtspunkte stehen, daß die Askese die Entstehung und den Verlauf des Kreuzzuges wol beherrscht, daß aber, einmal am Ziele, die Hierarchie die Entwickelung der Folge, sowie die Anschauung des Unternehmens bedingt habe. Wie der weltgeschichtliche Einfluß der römischen Curie in der Folgezeit steigt und fällt, so thut sich auch in den spätern Kreuzzügen und in den Schicksalen des Königreichs Jerusalem dieser Einfluß der Curie und der Hierarchie sichtbarlich kund.

Wir schließen nicht allein mit dem Wunsche, daß die gelehrte und gründliche Arbeit des Hrn. v. Sybel die allgemeine Anerkennung, die sie in der gelehrten Welt verdient, finden möge, sondern auch, daß es dem Verf. gefalle, neben seinen kritischen Bemühungen auch sein gewiß nicht unbedeutendes Talent für die reine historische Darstellung, ohne Belastung mit dem kritischen Apparate baldigst hervortreten zu lassen. A. Kurhel.

Literarische Notiz.

F. Didot in Paris kündigt an: „Oeuvres complètes de Madame la Princesse Constance de Salm" (4 Bde., mit mehren Kupferstichen und dem Portrait der Verfasserin). Es sind ferner in Paris erschienen: „Amour et dévouement", von Mad. Adele Regnault; „Daniel et Jésé", von einem gefeierten Schriftsteller; zwei neue Bände der „Anciens contes bretons", von Th. de la Villemarqué, Herausgeber der „Chants populaires de la Bretagne"; „Jérome Rudeix", vom Baron von Bayancourt (2 Bde.). Ferner wurden angekündigt: „Fleurs d'hiver", von de Jalvécourt; „Ursule de Mérouët", von Balzac; „Marguerite", von Soulié; „Un premier pas", von Fanny Collet; „Aventures galantes d'un ténor", von J. Lecomte; „Les amours du chevalier de Pinoches et Mme de la Guette", von Paul de Musset (2 Bde.); „Marie Louise d'Orleans", von Sophie Gay; „Une vierge aux enchères", von Andrien Paul. „La grande ville, nouveau tableau de Paris comique, critique et philosophique", heißt ein neues Illustrationswerk von Paul de Kock, welches in 52 Lieferungen erscheint und mit Illustrationen von Gavarni, Gigoux, Victor Adam und Daumier geschmückt ist. 2.

Bibliographie.

Ancelot, Mme, Emerenzia. Ein Roman aus dem modernen Leben. Aus dem Französischen von O. v. Bieleneck. 2 Theile. 8. Leipzig, Weyer. 2 Thlr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 12ter, 13ter Band. — Mit d. T.: Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Theil: Text. 2ter Theil: Anmerkungen von K. Witte. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Ngr.

— — 14ter Band. — Mit d. T.: Der geraubte Eimer von A. Tassoni. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit 1 die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 9 Ngr.

— — 15ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Kleinere Erzählungen von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr.

— — 16ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. 2te, verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr.

Boden, A., Seydelmann, oder ein paar dramaturgische Versuche. Lex.-8. Mainz, Faber. 5 Ngr.

Bulgarin, Thaddäus, Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung dargestellt. Ein Handbuch für Gebildete jeden Standes. Mit Genehmigung und unter Mitwirkung des Herrn Verfassers aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brakel. Geschichte. 2ter Band, mit 1 Karte und 3 Zeichnungen. Gr. 8. Riga, Frantzen. 2 Thlr.

Bulwer, Zanoni. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 2 Bände. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lübeckische Chronik. Gr. 8. Lübeck, Aschenfeldt. 2 Thlr.

Cooper's sämmtliche Werke. 175stes bis 177stes Bändchen. Die zwei Admirale. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Die zwei Admirale. Ein Seeroman von J. F. Cooper. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Theil. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 10 Ngr.

Actenmäßige Darstellung der Verhandlungen der Württembergischen Kammer der Abgeordneten über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Württemberg, auf dem Landtage von

1841—42. Mit einem Vorwort. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. 5 Ngr.

Faber, G. L., Die maurischen Brüder. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien. 2 Bände. 8. Berlin, Rubach. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fink, G. W., Der neumusikalische Lehrjammer, oder Beleuchtung der Schrift: Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit. Zur Wegräumung „rumpeliger Vorurtheile“ und aus Achtung gegen die „heilige Anlage der Jugend“. Allen Kennern und Freunden der Tonkunst gewidmet Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 1 Thlr.

— — System der musikalischen Harmonielehre mit Rücksicht auf praktische Anwendbarkeit für Vorlesungen auf Universitäten, Gymnasien, Seminarien und allen höheren Schulen, sowie zum Selbstunterrichte für Gebildete. Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 20 Ngr.

Görres, J. v., Kirche und Staat nach Ablauf der Cölner Irrung. Gr. 8. Weißenburg a. S., Meyer. 25 Ngr.

Graser, J. B., Die Elementarschule für's Leben in der Steigerung, als 2ter Theil der Elementarschule fürs Leben in der Grundlage, eine Bedingung zur Herstellung der Sittlichkeit und Wohlfahrt. 2te Auflage. 8. Hof u. Wunsiedel, Grau. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hall, Mrs. S. C., Irländische Erzählungen. Aus dem Englischen. Übersetzt von Linette Homberg. 8. Rees, Hellgeräth. 1841. 1 Thlr.

Die graue Halle, oder Erdmanns Wanderung. Ein Wort zur Zeit. Gr. 8. Coblenz, Hölscher. 1 Thlr.

Hoffmann, J. G., Das Verhältniss der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr.

Der St.-Annen-Altar. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Gräfin von S. geordnet und herausgegeben von Dr. B....., genannt J. Hylarius. 8. Coblenz, Hölscher. 22½ Ngr.

Hylarius, J., Die Geschwister. Wiedersehen, oder Wanderungen in Sachsen. Zwei Erzählungen. 8. Coblenz, Hölscher. 27½ Ngr.

Köster, C., Zerstreute Gedanken-Blätter über Kunst. 5tes Heft. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 20 Ngr.

Ludwig, J. L., Vollständig praktische Bearbeitung der sechs ersten Lebensverhältnisse nach Graser. Mit einer Beschreibung des elementarischen Sprachunterrichtes, Herrn Dr. Graser's Principien und einem Nachtrag für den 2ten Band: „Ausführlichere Geschichte der göttlichen Offenbarung.“ 3ter Band Das Unterthanenverhältniß. Gr. 8. Hof und Wunsiedel, Grau. 25 Ngr.

Marx, K. F. H., Erinnerungen an England. 1841. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mayenburg, A., Die Volkssage vom Cölner Dom poetisch bearbeitet. Mit topographisch-historischen Vorbemerkungen begleitet und herausgegeben. Gr. 8. Berlin, Hold. 7½ Ngr.

Michelsen, A. L. J., Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen. Namens der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte herausgegeben. Gr. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 25 Ngr.

Noback, F., Der Kaufmann als Lehrling, Commis und Prinzipal. 1ster Band: Der Handels-Lehrling. — Auch u. d. T.: Der Handels-Lehrling. Sein Beruf, seine Stellung, seine Bildung. Ein Geschenk für die Zöglinge des Handels und Diejenigen, welche sich diesem Stande widmen wollen. Gr. 16. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Putlitz, G. H. Frh. Gans, Edler Herr zu, Sapphira. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nebst einigen kleinen Gedichten. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 25 Ngr.

Ramshorn, K., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Mit 12 Kupfern. Gr. 16. Leipzig, Brandes. 1 Thlr.

Rheinfahrt nach dem Dome in Cöln. Gr. 8. Coblenz, Hölscher. 7½ Ngr.

Schaefer, J. W., Handbuch der deutschen Literatur. 1ster Theil. Von der ältesten Zeit bis auf Opitz. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Schröder, H., Über die Abbildungen des Demosthenes mit Beziehung auf eine antike Bronzebüste im Herzoglichen Museum zu Braunschweig. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Gr. 4. Braunschweig, Oehme u. Müller. 15 Ngr.

Schweitzer, G., Der Christen Glaube an Jesum von Nazareth, den Gottmenschen und sein Gottesreich, vertheidigt in Briefen an einen Lehrer der jüdischen Religion, auf Veranlassung des Lebens Jesu von Dr. David Strauß, auch für Laien. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 2 Thlr. 25 Ngr.

Scribe, E., Eine Fessel. Komödie in 5 Akten. Übersetzung von A. Neustadt. Gr. 8. Preßburg, Korn. 13¾ Ngr.

Scribe's E., ausgewählte Werke. In sorgfältigen Übersetzungen gesammelt und herausgegeben. 1stes Bändchen. Fesseln. — Auch u. d. T.: Fesseln. Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Französischen des *E. Scribe* bearbeitet von A. Schumacher. Mit einem einleitenden Vorworte. 12. Wien, Tauer u. Sohn. 8 Ngr.

Sophokles Aias. Deutsch in den Versmaaßen des Originals, mit einer Einleitung über Sinn und Geschichte der Aiaktiden-Fabel, und einem Anhang über zwei zum Aias gehörige Tragödien von A. Schöll. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Soulié, F., Margarethe. Aus dem Französischen von W. Schultze. 2 Theile. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Süden und Norden. Vom Verfasser des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, des Cajütenbuches. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tarnowski, L., Blutige Fußtapfen. Arme-Sünder-Geschichten. 2 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Világosváry, T., Der Sprachkampf in Ungarn. Dargestellt. Gr. 8. Agram. 15 Ngr.

Volksbücher. 27. Herausgegeben von G. O. Marbach. Schnurren. 8. Leipzig, O. Wigand. 2½ Ngr.

Wangenheim, F. Th., Vierzig Jahre eines Kerkermeisters. 2 Theile. 8. Leipzig, Beyer. 2 Thlr.

Wappäus, J. E., Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Ein Beitrag zur Geschichte des Seehandels und der Geographie im Mittelalter. 1ster Theil. Untersuchungen über die Negerländer der Araber und über den Seehandel der Italiener, Spanier und Portugiesen im Mittelalter. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weltgegenden. Herausgegeben von *Chlodwig*. Mit Beiträgen von W. Alexis, T. Apel, B. Auerbach, L. Bechstein, F. Dingelstedt, E. Duller, B. v. Guseck, K. Gutzkow, R. Heller, Isidoris orientalis, A. Lewald, R. Morning, T. Mügge, E. Münch, Pandira, A. Peters, Maria v. R., L. Rellstab, F. v. Sallet, L. Schefer, H. Scherer, M. v. W. xc. 2ter Jahrg. 1ster Band. Osten. 8. Cottbus, Meyer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiese, L., Aug. Gottl. Spillecke, Director des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, der Real- und Elisabeth-Schule zu Berlin, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt. Gr. 8. Berlin, Enslin. 20 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 30. Juni 1842.

Hans Stockar's von Schaffhausen, Pilgers zum heiligen Grabe im Jahre des Heils 1519, Heimfahrt von Jerusalem und Tagebuch von 1520 — 29, mit einem erklärenden Wortregister und Anmerkungen; nebst zehn Briefen des Hauptmanns Ulrich Harder von 1524 und 1525 und Auszügen aus dem heiligen Leben von 1475. Herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen, Hurter. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der französische Prediger Maurer-Constant zu Schaffhausen veröffentlichte vorgenannte Schrift des alten Schaffhäuser Hans Stockar, welcher 1556 starb und dessen Geschlecht sich rühmlich auszeichnete. Zwei Stockar fielen schon in der Schlacht bei Sempach 1386, für Östreich tapfer kämpfend. Alexander Stockar, der Bruder von Hans Stockar, kämpfte in der blutigen Schlacht bei Novara 1513 und wurde von Maximilian I. geadelt. Der eine Sohn von Hans Stockar kämpfte für Heinrich IV. bei Ivri; ein Sohn von Alexander Stockar wurde von dem französischen Könige Franz II. geadelt.

Es ist die Herausgabe des Tagebuchs des alten Hans Stockar ein verdienstliches Werk, besonders in jetziger Zeit, die mit der damaligen viel Ähnlichkeit hat; der alte Stockar kann seinen jetzigen Landsleuten als ein Vorbild zur Nachahmung dienen. Es ist ein redlicher Schweizer, von frommem, biederm Sinne, unternehmend, thatkräftig, jedem Unrechte feind, dabei von gesundem Verstande und seltener Welt- und Menschenkenntniß. Auch für den Nicht-Schweizer hat diese Schrift Interesse; denn wer beobachtet nicht gern den Gang eines guten, kräftigen Mannes durch eine unruhige Zeit? Wer sieht nicht gern die bekanntesten wichtigen Weltbegebenheiten aus dem Spiegel eines unbefangenen, richtigen Verstandes reflectirt? So lesen wir ja mit dem größten Interesse Reisebeschreibungen von den Ländern, die uns genau bekannt sind.

Aber leider werden wenige Deutsche diese Schrift lesen, wegen der unverständlichen Sprache, in der sie geschrieben ist. Der Herausgeber hat durch sein unbequemes, unvollständiges Wörterbuch wenig zum Verständnisse beigetragen; ja gerade die schwierigsten Wörter findet man nicht erklärt. Hier nur einige Proben, wie sich bekannte Wörter, besonders lateinische und französische, in der Stockar'schen Orthographie ausnehmen. Puntzitom und Pilatom ist Pontius Pilatus; Affendüren, aventures; Bolettam, Billet; Drantz-Munt, transmontana = Abendwind; Freneckom, Veronica; Dißbodaz = disputatio. Auch Eigennamen sind oft schwer zu verstehen; z. B. Alkiar, Kairo; Buliam, Apulien; Bolegen, Polen; Baschon, Sebastian u. s. w. Manche Wörter werden, so oft sie vorkommen, anders geschrieben. Viele fremde Wörter sind eingemischt, z. B. Darjentz, d'argent; Fustain, Fusta = Rennschiff; Fleschen, flèches = Pfeile u. s. w.

Wie sich die Zeiten geändert haben! Vierzehn Wochen brauchte Stockar zur Heimreise von Jerusalem und allenthalben sah er wunderseltzam Ding. Er besucht in Jerusalem und in der Umgegend gegen 50 heilige Orte, von denen freilich viele ganz aneinander lagen. Z. B. an die Statt, wo Petrus seinen Herrn drei Mal verleugnet hat; an die Statt, da die Juden das Feuer hatten und sich wärmten; an die Statt, da der Hahn krähete u. s. w. Die heiligen drei Könige sind nach seiner Meinung wirklich, wie es nach der Legende heißt, von verschiedenen Richtungen gekommen und haben sich zufällig hier getroffen. Christus hat im Seelenkampfe am Ölberge sieben Glauben, 77 Paternoster und 77 Ave Marias gebetet. Die Juden haben trompeten und ausrufen lassen in der ganzen Stadt: wer Jesum wollte hinausführen und kreuzigen sehen, der sollte vor das Rathhaus kommen. Man habe, sagt er, das Kreuz in das Loch so fallen lassen, daß sein ganzer Leib erschüttert sei. Das heilige Kreuz habe man so unter dreien herausgefunden, daß man einen todten Mann auf jedes gebunden, an dem wahren Kreuze sei der Todte lebendig geworden. Der Kalvarienberg hat einen Spalt drei Finger breit. Wenn man auch über diese Nachrichten lächeln möchte, so wird man doch von der frommen Rührung ergriffen, mit welcher er dies Alles sieht, an der Stelle das heilige Abendmahl genießt, wo es Christus eingesetzt hat, die Stelle küßt, wo Christus mit dem Kreuze niedergestürzt, die noch, wie er sagt, roth ist. Welche Zeit war glücklicher, unsere ungläubige oder jene übergläubige? Wie konnte ein Zweifel an der heiligen Geschichte bei Denen emporkommen, die diese Örter betraten, auf denen der Herr gewandelt hatte? Wir erdenken uns aber andere Wunder, um die uns überlieferten, schwer zu bezweifelnden nicht zu glauben. Er nimmt Agnus Dei mit, die aus der Erde der heiligen Örter gemacht sind. Er beschreibt das Menschengewühl von allen Nationen in Jerusalem, den Markt von Jaffa, wo ein Venetianer 30,000 Dukaten aus seinen Waaren löste. Auf der Fahrt nach Cypern glaubt man Seeräuber zu sehen und rüstet sich zum Kampfe; den Schweizern werden die schlimmsten Posten anvertraut. In Cypern erregen die Salzteiche seine Bewunderung in hohem Grade; von dem venetianischen Hauptmanne daselbst gelingt es den schweizer Pilgern nach vielen Bitten drei Landsleute loszumachen, die unter den Venetianern dienten, es ihnen aber später keinen Dank wußten.

Es starben auf dem Schiffe zwei schweizer Pilger, welche Stockar verpflegte mit vieler Überwindung wegen des bösen Geschmacks und Geruchs. Sie ließen die Todten nicht ins Meer werfen, sondern führten sie wohl verpicht in ihren Truhen auf einem Boote mit sich und bestatteten sie feierlich zu Rhodis. Die Herren von Rhodis wollten sie nicht landen lassen wegen der Todten, bis einer von den Leuten einen, nach seiner Meinung, falschen Eid schwur, daß sie nicht an der Pest gestorben wären. Funfzig gehenkte Türken sieht er zu Rhodis, von denen drei mit 30,000 Dukaten sich wollten loskaufen; er erhält zum Geschenke einen schönen türkischen Rock und Hut von den rhodiser Herren.

Auf der Fahrt von Alsante (Zante) trifft sie ein Fortunamseesturm; sie beten, beichten, thun Gelübde und erwarten den gewissen Tod. Der venetianische Hauptmann läßt alle Segel aufziehen, das Banner von Jerusalem, des heiligen Markus und des Herrn Banner aufstecken, um, nach seinem Ausdrucke, ritterlich zu sterben. In Venedig kauft Stockar ein türkisches Roß, einen Schimmel, welches einige Tage nachher auf der Reise einen gefährlichen Sprung den Berg hinab thut, und „wer das Ros nit so handfest gesin, so wer als hoch gefallen als der Santi Hans Durm 3 hech. Gott der Herr, der behüt mich, Gott syg gedankt!“ Dies Roß kam nachher an mehre große Herren, und immer freut sich Stockar, wenn er etwas von ihm hört; so erzählt ihm der Herzog Ulrich von Würtemberg von diesem edeln Thiere. In Zürich sieht er seine Schwester Barbal und spricht zu ihr: „Wie hand jer Hus gehien, das jer min Bruder Alexander hand lon sterben?“ Sie antwortet: „Gott, der hett es dun, und sy wer frog, das ich wider ckon wer ꝛc. Und also hattend wier Früd und Lied mit einanderen. Gott syg Lob und Danckt!“

Zuletzt macht er ein weitläufiges Verzeichniß von allen Dingen, mit welchen sich ein Pilger zu versehen habe, wo sogar das Papier zu einem gewissen Behufe nicht fehlt. Man sieht daraus, daß die Pilger für ihre Bequemlichkeit und gutes Leben zu sorgen wußten. Er räth besonders drei Seckel mit-

zunehmen, den einen voll Glauben, den andern voll Geduld, den dritten voll Geld; ihm selbst kostete die Reise 300 Dukaten. Über das Betragen seiner Mitpilger beklagt er sich öfters, besonders über ihre Hoffahrt und ihr Wohlleben, das er hätte mit bezahlen müssen.

Das Tagebuch von Hans Stockar geht von 1520—29. Auch hier zeigt sich Stockar als ein redlicher, gottvertrauender Mann, der den bösen Tag mit hinnimmt und für den guten Gott aufrichtig dankbar ist. Merkwürdig ist es, daß er sich bei der Aufzeichnung der religiösen Neuerungen und Wirren über seine eigene Meinung nicht ausspricht und sie weder tadelt noch billigt. Er selbst blieb dem alten Glauben wohl zugethan, doch ändert er später die Formel „Gott sey gedankt und Gotts Mutter und allen lieben Heiligen" und dankt nur Gott und Jesu. Einmal sagt er: „Pfaffen und Mönche waren widereinander mit Predigen, mit Gottswort und schelbeten einander Ketzer und wollt Einer mehr wissen, denn der Andere und verwarfen viele Dinge in der Kirche mit Singen und Lesen, päpstliche Satzung und Menschentand." Er bekleidete selbst in seiner Vaterstadt ansehnliche Ämter mit Gewissenhaftigkeit und Treue. Doch wir heben nur Einiges von allgemeinerm Interesse heraus, was zur Charakteristik damaliger Zeit gehört.

Sehr entrüstet ist er über das Bündniß der Schweizer mit Franz, dem Könige von Frankreich. „Wer es geredet hätte", spricht er, „vor drei Jahren, der hätte müssen sterben, so übel war man an ihm, und er uns zu Mailand großen Schaden zugefügt hat und uns manchen Biedermann hat umgebracht, das war nun Alles vergessen; das macht das Geld und die Kronen, die haben uns blind gemacht, daß wir unsere Schand und Laster haben vergessen, das er uns zugefügt hat. Und das Blutgeld, das man von ihm genommen hat, das wird uns der Tage einst mit ihm zu sauer werden. Es wären mir auch wohl Kronen geworden; ich habe aber deren keine gewollt" ꝛc. Sie kamen auch bald krank und elend wieder. Zu derselben Zeit stritten auch Eidgenossen beim Kaiser und beim Papste und fochten daher die Eidgenossen oft gegeneinander.

Den 2. Febr. 1522 ziehen abermals 16,000 Eidgenossen für Franz ins Mailändische, Franz nimmt die Eidgenossen zu Gevattern, Zürich war nicht mit beim Bunde.

Voll Unwillen und Schmerz ist er über die Einnahme von Rhodis. Ein Johanniter, Wolf von Mosmünster, den er auf seiner Pilgerfahrt hatte kennen lernen, kommt zu ihm, läßt seine Wunden verbinden, hält sich drei Tage bei ihm auf und erzählt ihm den Hergang der Sache. Mit 300,000 Mann stürmt Soliman, verliert in 10 Stürmen 30,000. In der Stadt waren 1500 Mann mit den Rittern, davon fielen 700, nur 300 Mann kamen ohne Schaden davon. Ein deutscher Barfüßermönch unter Soliman's Heer habe ihnen durch Feuerwerfen viel geschadet; ein Christenhauptmann bei den Türken über 100,000 Mann habe Briefe in die Stadt geschossen, um ihnen anzuzeigen, wo die Türken zu stürmen gedächten, aber der Mönch habe ihn umgestimmt. Er lobt Soliman's Großmuth und Gerechtigkeitspflege; viel habe er den Rittern angeboten, wenn sie bei ihm bleiben wollten, sei selbst auf ihre Schiffe gekommen, damit ihnen nichts fehle, und habe sie 300 Meilen auf dem Meere begleitet. „Das Gott erbarm", schließt er, „und soll uns Christen wohl zu Herzen gehn, wenn wir rechte Christen wären und sein sollten. Daran ist schuldig", sagt er weiter oben, „der Papst, der Kaiser und der König von Frankreich, denen war es so Noth in Mailand und Picardie, daß sie arme Leute machten und das Christenblut verdarben, und ließen die fürstliche Stadt Rhodis untergehen und den Schlüssel der Christenheit, das Gott geklagt sei!"

Den Franzosen und ihrem Könige ist er nicht gut. So sagt er, als er erwähnt, daß der Kaiser den Schweizern und den Franzosen aus dem Mailändischen freien Abzug gegeben: „Das hett der Küng nit dun." Auch auf die Schweizer ist er nicht gut zu sprechen. Nach der Schlacht bei Bassig (Pavia) hätten die Lanzknechte den Schweizern viel Gutes gethan. „Das hätten die Unsrigen nicht gethan", fügt er hinzu, „das habe ich von ihnen selbst gehört; darum hat es Gott nicht wollen geschehen lassen und das Glück und den Sieg den Unsrigen genommen und den Andern gegeben, daß unser Muthwille zu viel wollte werden, den wir bisher verübt haben, das will Gott nimmer vertragen." Er bedauert sehr die gefallenen Schweizer; „wäre das Gelt nit gesin", setzt er hinzu, „und das Uffwiglen, Gott stelle es ab und behüt uns! Amen."

Dem Herzog Ulrich von Würtemberg halfen die Schweizer auch und Stockar ging als Lüttinar mit. Drei Wochen dauerte der Zug, sie kamen bis Stuttgart, nahmen eine Vorstadt, das schaffhäuser Fähnlein war an der Spitze mit beim Sturm; nur 3000 Schweizer waren dort geblieben, 12,000 waren sogleich in den ersten Tagen davongegangen, weil der Herzog nicht zahlen konnte; nach drei Wochen wurden auch die übrigen abgerufen. Stockar klagt, daß es ihm 30 Gulden gekostet und daß er nie einen Heller vom Herzoge erhalten habe. Die ganze Unternehmung scheint gegen unsere jetzige Art, Krieg zu führen, fast wie Kinderspiel. Von dem Bauernkriege ist Stockar's Urtheil: „Sie hatten zuerst ein gutes Fürnehmen, aber sie fielen davon, wie sie handelten, so ging es ihnen." Sehr erzürnt ist er auf den Herzog von Lothringen, der gegen 30,000 Leute im Elsaß erschlagen. „Er hett die armen Lütt um Lib und Gutt bracht. Gott geb im nach sin Verdienen den Lon, dem Wütterich!"

Bürgerunruhen waren damals, wie jetzt, nichts Ungewöhnliches in der Schweiz. Die Rebleute rotteten sich einmal in Schaffhausen zusammen, aber der Rath und die andern Zünfte umgaben sie; sie mußten sich ergeben. Der Hauptmann und Rädelsführer war entwischt. Er hätte müssen sterben, sagt Stockar, aber Gott half ihm davon. Er ist sehr erfreut darüber, daß es zum Frieden kam. „Und als Gott, der Herr die Sinen nie verlies, und uns behütt, das es zu aim Frieden bracht ward." „Ich bin auch gegen die Rebleute gezogen, bin aber nie keines Zugs leidiger gewesen, und war froh, daß der Krieg wohl ausschlug und zerging, und uns Gott so treulich behüttet."

Bei Gelegenheit, wie er von der Einnahme Roms spricht, lobt er den Jerg Frundsberg. „Er soll ein feiner Kriegsmann sein", sagen die Lanzknechte, „und ist das der siebente Sieg, den er gesiegt hat, mit Rom, und hat uns Schweizer auch einmal darnieder gelegt. Die Schweizer, hätte er gehört, hätten keinen wollen leben lassen, wenn sie gesiegt hätten. Drum ist unser Herrgott Meister, und der kann den Sieg austheilen nach seinem Wohlgefallen, und daß wir in seinem Willen leben, helf uns Gott!" Über die Sitten seiner Zeit beklagt er sich sehr. Von seinen Weingästen waren ihm einige, darunter auch ein Schulmeister, in den Keller gedrungen, hatten ihm viel Wein ausgesoffen, viel verwüstet und mitgenommen, und dieselben hatten es schon zweimal vorher gethan.

„Die Leute sind nie", sagt er, „so bös übereinander gewesen und so untreu und so neidisch und gehässig und so feind einander und so übermüthig und stolz und so köstlich mit Essen und Trinken. Gott, der stelle es zum Besten! Amen." Zu Fastnachten kamen viele Ritter und Herren nach Schaffhausen, wo es toll herging; „also hatten Pilatus und Herodes einander lieb", sagt Stockar.

Die Sittenlosigkeit mußte einen hohen Grad erreicht haben. Von dem Markte zu Zurzach sagt Stockar: „Ich habe da viel Wunder gesehen und grose Buberei und ein schändlich, lästerlich Ding mit den Frauen; mit der Unkeuschheit, da man am öffentlichen Tage keine Scham hatte. Ich habe nie ein so schändliches Leben gesehen, als da auf dem Markte, wie Christen führten. Es wär kein Wunder, daß uns Gott ließ untergehen und strafte uns wegen des Übels, das dort geschah. . ." „Auf das Jahr" (1527), sagt er an einer andern Stelle, „ist die Welt so bös gewesen mit Stehlen und mit Schaden den Leuten zugefügt, und so erlogen und verrucht, und kein Glau-

den, keine Treue, noch Liebe; so wohl haben wir uns gebessert, Gott, der Herr wends!" Man gab auch Verordnungen gegen die Unsittlichkeit, namentlich gegen die schamlose Kleidung der Frauen, sowie gegen die Beischläferinnen der Geistlichen. Bei alledem waren die Strafen äußerst streng, ja grausam. Ein Dieb wurde gehenkt, der Sohn, der mit gestohlen, aber von dem Vater verführt war, wurde nur zum Pranger verurtheilt. Zigeuner wurden auf dem Rathhause gemartert und fortgejagt. Ein Wiedertäufer wurde enthauptet, der bis zum Tode bei seinem Glauben verharrte. Noch drei Andere wurden enthauptet des Glaubens wegen und wegen des Klosterbrandes zu Ittingen, die sich äußerst standhaft zeigten und von Stockar fromme Leute genannt werden. Es konnte natürlich nicht von guten Folgen sein, daß die Eidgenossen zum Kriegsdienste sich verkauften und das Kriegshandwerk nur darum trieben, um zu plündern und zu rauben, worüber sich Stockar häufig beklagt. Es war überhaupt eine höchst unglückliche Zeit. Glaubenszwiespalt, Verfolgungen, Aufruhr, Bauernkrieg, Theuerung, Pestilenz; wie denn überhaupt neue Zeitepochen mit großen Wehen einzutreten pflegen. Man findet so Manches in dem Tagebuche von Stockar, was die Ansichten von jenen Zeiten berichtigt und erweitert.

Angehängt sind noch elf Briefe in der Originalsprache von Ulrich Harder, Hauptmann des schaffhäuser Fähnleins, gerichtet an den schaffhäuser Rath; sie gehen vom 3. März 1524 bis 6. Jan. 1525 und fallen in den merkwürdigen Zeitraum vor der Schlacht bei Pavia, welche den 24. Febr. war. Harder ist in diesen Briefen voll Siegshoffnungen, besonders verräth er in den fünf letzten Briefen, die er vor Pavia schreibt, nicht die mindeste Ahndung von einem bösen Geschicke, das die Seinigen und ihn selbst traf; denn er blieb in dieser mörderischen Schlacht und viele Schweizer. So sagt Stockar: „Wir Eidgenossen haben auch viel redliche Leute verloren, eine gute Zahl Hauptleute, Lieutenante (Lüttenar), Fähndriche und viel guter Gesellen und redlicher Leute. Es kam uns hier um unser Hauptmann Ulrich Harder und was herauskam, war krank und nackt."

Merkwürdig ist der Kanzleistyl und die Titulatur in diesen Briefen. Sechs Zeilen vom Anfange nehmen die Titel ein und auch im Texte selbst kehren sie immer wieder. Diese Briefe sind schon benutzt von Hottinger und von andern Schweizern, aber hier zuerst vollständig herausgegeben. Im Ganzen enthalten sie freilich nicht viel Wichtiges. Zuletzt folgen noch Auszüge aus dem heiligen Leben, vier Legenden, welche den Leser in den Zauberkreis religiöser Wunder und Märchen hineinführen, in welchem sich auch Stockar's Phantasie von Jugend auf bewegte.

63.

Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Von F. W. Dethmar. Dritter Band. Essen, Bädeker. 1840. Gr. 12. 1¼ Thlr.

Schon bei der Anzeige der frühern Bände dieser mit Liebe und Sachkunde geschriebenen Reisebriefe aus Holland *) haben wir der sinnigen Gemüthlichkeit des Berichterstatters, seiner guten Erkenntniß und der Behaglichkeit und Anmuth seiner Schilderung ein wohlverdientes Lob nicht versagen können. Dies Urtheil bekräftigt auch der dritte Band seiner stets mit gleicher Sorgfalt und Neigung fortgeführten Darstellung. So tief wie der Verf. blicken Reisende selten in den Kern des fremden Lebens, so sorgsam, wie er, prüfen sie selten die Verhältnisse, die sie zu schildern unternehmen, und so gewissenhaft, wohlwollend und vorsichtig gehen sie selten bei ihren Urtheilen zu Werke. Es ist ein Buch, auf das man sich verlassen kann, und dies kann von wenigen Reiseberichten unserer Zeit in so unbedingter Weise, wie von dem vorliegenden, ausgesprochen werden.

Dem Leser der frühern Bände ist die sorgsame Detailsammlung bereits bekannt, die der Verf. in eine behagliche und gefällige Darstellung zu verbinden gewußt hat. In diesem Bande ist es vorzüglich das Leben der Hauptstadt, die Verhältnisse Amsterdams, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und außer der Hauptstadt die nördlichen, ziemlich selten geschilderten Provinzen von Friesland, Groningen, Drenthe und Overyssel, mit den Städten Leeuwarden, Groningen, Zwolle, Deventer u. s. w. Amsterdam ist mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt und die stets das Bedeutsame von dem Unerheblichen trennt, dargestellt und gibt ein um so musterhafteres Städtebild, als der Verf. nicht nach witzigen Vergleichen und geistreichen Tiraden ringt, der Wahrheit stets den Tribut bringt und auf das innigste in die Tiefen des häuslichen und des Familienlebens eingeweiht erscheint. Ebenso können wir ihm volles Vertrauen schenken, wenn er von der steigenden Blüte der Stadt, von ihrer wachsenden Industrie, der die Trennung von Belgien günstig war, von ihren Fortschritten in Kenntniß und Übung der neuen Handelsverhältnisse, welche anfangs nicht recht erkannt und richtig beurtheilt wurden, wenn er von der Popularität des Königshauses, von der innigen herzlichen Liebe der Bewohner für ihren Fürstenstamm, von der gänzlichen Isolirtheit der in jüngster Zeit hervorgetretenen ständischen Opposition und andern Verhältnissen spricht, die er mit Sorgfalt und natürlich richtigem Blick geprüft hat. Am liebsten aber folgen wir ihm, wenn er den Zustand der Sitten, die moralischen Standpunkte der Gesellschaft, die stilleren Tugenden der Häuslichkeit und des Familienlebens uns vorführt, die ihm die Holländer, wie es scheint, überaus werth gemacht haben. Welch ein schöner Geist in den Familien lebe, wie Treue, Anhänglichkeit und zärtliche Neigung hier charakteristisch auftreten, wie der oft verkannte holländische Bruderstamm diese echtdeutschen Sittenzüge treu und sorgsam bewahrt, wie glücklich er dem Eindringen fremder und namentlich französischer Weltsitte gewehrt habe, darüber ist der Verf. unerschöpflich und er ist wahr! Der Holländer scheint in dieser Beziehung wie auf einer glückseligen Insel verschlagen zu wohnen und selbst die kurze Verbindung mit seinem südlichen, geringgeschätzten Nachbar hat seiner Tüchtigkeit, seiner Reinheit und dem deutschen Lebenselemente in ihm keinen bemerklichen Schaden gebracht. Vor solchem schützte ihn vielleicht gerade die Geringschätzung, die er gegen ihn empfand, ebenso wie dieselbe Empfindung ihn siegreich und überlegen, ausdauernd und muthvoll machte; denn nie waren zwei Volksstämme sich innerlich fremder, ja feindseliger und ihrer Natur nach entgegengesetzter, als der katholische Wallone und der protestantische Holländer. Grund genug zu ewigem Widerspruch und Grund genug, weshalb wir auch die jüngsten Bestrebungen der niederländischen Regierung, die auf eine gewisse Verschmelzung hinausgehen, nicht unbedingt gutheißen möchten. Dem Holländer gilt die Tugend, die Moral noch etwas, und die Franzosen, welche mit Achselzucken von den Deutschen sagen: „Ces bons enfants; il paraît vraiment, qu'ils ont retrouvé le paradis", könnten dies mit noch größerm Rechte von dem holländisch-germanischen Stamm sagen. Tugend, Talent und Reichthum sind die Maßstäbe des Niederländers zur Beurtheilung der Menschen; auf den bloßen Adel der Geburt gibt er nichts, von gnädigen Herren und Frauen weiß er nichts, dagegen aber fragt er wol: Wie schwer ist der Mann? d. h. was besitzt er? Die Kirche, die Geistlichkeit steht ihm in hohem Ansehen, die Gotteshäuser sieht man stets gefüllt, auch das Militair fehlt nicht; Kunstfertigkeit stellt er so hoch als Kunst, der Ruhm der Tapferkeit gilt ihm hoch und den jetzigen König empfiehlt nichts mehr als sein bewährter Degen. Wie republikanisch auch der Amsterdamer denken mag, die Weisheit, Rechtlichkeit und Thätigkeit seines alten Königs sind ihm theuer. Wohlthun und Theilnahme für fremdes Unglück sind in keiner Hauptstadt ver-

*) Vgl. Nr. 141 d. Bl. f. 1839. D. Red.

beliebter als in Amsterdam; für Schulen und Kirchen zu wirken, gilt überall für ehrenvoll; ein Bankrotteur hat nirgend schlimmern Stand als in Amsterdam. „Wird diese Stadt", sagt der Verf. am Schlusse seines Gemäldes, „diese Gesinnung treu bewahren, so wird sie feststehen, obwol auf vergänglichen Pfählen gegründet." Die Genügsamkeit des Holländers, sein freudiger Genuß kleiner und bescheidener Erholungen sind ein anderer Zug, den der Verf. hervorhebt. Auch das Schulwesen lobt er, obgleich es uns scheint, daß hierin noch gar viel zu thun sei. Die öffentliche Verwaltung stellt ihn auch zufrieden —, wir hätten auch hiergegen erhebliche Einwendungen zu machen und, ohne der Opposition des „arnheimschen Journal" beizupflichten, nur Zweierlei zu erwähnen: die Undienstwilligkeit der Behörden und den schweren, fast unerträglichen Abgabendruck. Allerdings, so lange Holland an der Goldquelle seiner Colonien schöpft, vermag es viel zu tragen; aber der endliche Frieden hätte doch einige Erleichterung bringen sollen. Es gehört wirklich holländische Geduld dazu, sich fortdauernd und hoffnungslos so belastet zu sehen und nicht zu murren.

Die Reise in die nördlichen Provinzen Drenthe, Gröningen und Overyssel ist besonders durch den anziehenden Besuch der drei großen Bettlercolonien von Frederiksoord bei Steenwyk, eine Schöpfung des Generals v. d. Bosch, Ommerschanz und Veenhuizen ausgezeichnet. Diese vortrefflichen und blühenden Colonien bieten in ihrer Art unvergleichliche und nachahmenswerthe Musterinstitute dar und wirken besonders durch ihre zusammengesetzte Thätigkeit und den aufrecht erhaltenen Ehrenpunkt so ungemein wohlthätig. Der Colonie Frederiksoord anzugehören, ist ein gewisser Vorzug, den man nur erlangt, nachdem man sich in der Vorbereitungsanstalt zu Veenhuizen bewährt und des Zutrauens würdig gezeigt hat. Hier ist Alles behaglich, reinlich im höchsten Grade und Jedermann genießt einer unveränderlichen Versorgtheit, so lange er Lust zur Arbeit bezeigt. Nach Veenhuizen zurückversetzt, oder gar nach Ommerschanz, der Strafanstalt, gewiesen zu werden, ist den Bewohnern dieser Colonie ein schreckender Gedanke. Nach dieser trefflichen Darstellung eilt der Verf. zum Schluß und endet seinen dankenswerthen Bericht mit einer warmen, herzlichen Empfehlung an seine Landsleute, das holländische, von fremd gesinntem Witz so oft mishandelte Brudervolk besser zu erkennen und wohlwollender zu behandeln. Wir stimmen hierin ganz mit ihm zusammen. *)

46.

*) Auch der vierte Band des Dethmar'schen Werks ist seit der Abfassung dieser Anzeige erschienen (1841, 1 Thlr.). D. Red.

Miscellen.

Salomo wurde von den Juden sehr frühe für einen großen Zauberer und Teufelsbanner gehalten. Josephus versichert, daß Salomo gewisse Beschwörungsformeln hinterlassen habe, mittels deren ein gewisser Eleazar in Vespasian's Gegenwart Wunderdinge verrichtet und die den Menschen inwohnenden Teufel durch die Nasenlöcher ausgezogen habe. Auch Origenes gedenkt der von Salomo hinterlassenen Beschwörungsformeln. Ohne Zweifel sind diese der Grund von der noch jetzt bekannten „Clavicula Salomonis", oder eines andern ähnlichen dem Salomo zugeschriebenen Zauberbuches; denn man hat deren mehre. Das hebräische Original der „Clavicula" ist sehr selten; man hat aber davon spanische, italienische, französische und lateinische Übersetzungen, welche nicht minder von Liebhabern gesucht und theuer bezahlt werden. P. F. Arpe („De talismanibus et amuletis", S. 56) versichert, daß ein Exemplar schon mehrmals mit 1000 Thalern bezahlt worden sei. Ausführlich ist von dieser „Clavicula Salomonis" gehandelt in Adelung's „Geschichte der menschlichen Narrheit", Thl. 6, S. 332—457. Die Stelle im ersten Theil von Goethe's „Faust":

> Für solche halbe Höllenbrut
> Ist Salomonis Schlüssel gut

erhält hierdurch ihre Erläuterung. Als Commentar zu einer andern Stelle dieses Gedichts:

> Und dies geheimnißvolle Buch,
> Von Nostradamus' eigner Hand,
> Ist dir es nicht Geleit genug?

kann Folgendes dienen: Als der Kaiser Joseph II. mit dem Papste zerfiel, wollten Einige diese Begebenheit von Michael Nostradamus, den 1566 verstorbenen berüchtigten Astrologen prophezeit wissen. Die Sache machte vieles Aufsehen und der römische Hof war schwach genug, Nostradamus' Weissagungen am Pfingstfeste 1781 bei Strafe der Excommunication und der Galeeren öffentlich zu verbieten. Dadurch wurde die Begierde nach Nostradamus' „Centurien" *) so gesteigert, daß ein einziges Exemplar in einer Auction zu Avignon für 1823 Livres verkauft wurde. Jetzt sollen, den erschienenen Ankündigungen zufolge, diese „Centurien" wieder neu aufgelegt werden.

Der Kaiser Anastasius hat in der L. 4 C. de advocatis divers. iud. (2, 8) dem Stande der Advocaten die solchem an sich gebührenden Lobsprüche ertheilt. Damit waren aber die Advocaten der spätern Jahrhunderte nicht zufrieden, welche ihren Innungsstolz so weit trieben, daß sie Christus und den heiligen Geist zu den Advocaten zählten, denen daher auch in der „Eloge et les devoirs de la profession de l'avocat" (Paris 1713) ein göttlicher Ursprung zuerkannt wird. Beiweitem die größere Anzahl der diesem Stande Angehörigen hat aber nicht immer darnach getrachtet, sich einer solchen Erhebung würdig zu zeigen, besonders in früherer Zeit. Davon nur Ein Beispiel: Nach der L. 13 §. 1 C. de iudiciis (3, 1) sollen alle Processe über Civilsachen, mit Ausnahme derer, welche sich auf das Recht des Fiscus beziehen, oder welche öffentliche Ämter betreffen, nicht über die Zeit von drei Jahren hinausgezogen werden. Dieser gesetzlichen Vorschrift gleichsam Hohn sprechend, hat Gratianus Uberti, welcher einen Tractat „De citationibus" (Köln 1702) herausgegeben hat, die Behauptung aufgestellt: „Der sei ein schlechter Advocat, welcher es geschehen lasse, daß die Einlassung auf den Streit (Litiscontestation) innerhalb 10 Jahren erfolgt." Dem Alexander ab Alexandro, Protonotarius des Königreichs Neapel (gest. 1523), ist es daher nicht zu verdenken, wenn er die Advocatenpraxis mit dem Studium der Philologie vertauschte, indem er zu sagen pflegte: „Satius est, modico civilique cultu contentum vivere, quam bona animi turpi quaestu pessimo exemplo foedare."

9.

Zu der „Berichtigung" in Nr. 196 d. Bl. f. 1841.

Der Einsender weiset nur die richtig abgedruckte Stelle in einer Gesammtausgabe der Werke Voltaire's nach, aber dem Verf. Dieses liegt auch ein zu Dresden bei Walther 1752 erschienener besonderer Abdruck der „Histoire de Charles XII" vor, in welchem, wenn er auch übrigens in mehrfacher Hinsicht nicht sehr correct ist und oft das der französischen Kalligraphie fremde ſ hat, dessen Verwechselung mit dem f so nahe ist, hier doch S. 64 ganz deutlich steht: dont ils furent la véritable cause.

*) Les vraies Centuries et Prophéties de Maistre Nostradamus. Avignon 1555, 1656 und bis 1668 öfter, wobei jedoch zu bemerken, daß die spätern Ausgaben durch untergeschobene Weissagungen verfälscht sind; besonders ist die Lyoner Ausgabe von 1698 mit [illegible] derlei Producten vermehrt, angeblich aus Nostradamus' hinterlassenen Papieren.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung** und **Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Anzeigen und Ankündigungen aller Art

werden in nachstehenden im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** erscheinenden Zeitschriften und Journalen aufgenommen:

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, 1 Bogen nebst Beilage.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung**, sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben.

Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden an Insertionsgebühren 2½ Ngr. berechnet und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thalern den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

Bibliographischer Anzeiger.

Mit der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** wird derselbe wöchentlich einmal ausgegeben, zugleich aber auch den beiden Monatsheften des **Repertorium der gesammten deutschen Literatur von Gersdorf** angeheftet.

Für die Petitzeile in gr. 8. oder deren Raum betragen die Insertionsgebühren 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. berechne ich bei jeder dieser Zeitschriften mit 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich in 6 Nummern, und werden Anzeigen für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Pfennig-Magazin.

Vom Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Ankündigungen werden gegen 6 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Ankündigungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet; besondere Beilagen lege ich derselben gegen eine Gebühr von ¾ Thlr. für das Tausend bei.

Von dem im Verlag von **Brockhaus & Avenarius in Leipzig** erscheinenden

Écho de la littérature française

werden monatlich 2 Hefte ausgegeben. Ankündigungen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für die Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigeheftet.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt
mit Holzschnitten
nach Zeichnungen von
Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.
Die Bearbeitung des Textes
von
Dr. Gustav Pfizer.

Erste Lieferung. Preis 1 Fl., oder 14 gGr.

Nach einer sorgfältigen Vorbereitung, unterstützt durch die eifrigste und wärmste Mitwirkung der Männer, welche zu der sprachlichen und künstlerischen Bearbeitung und Ausstattung ihre Bemühungen vereinigt hatten, sehen wir uns nunmehr im Stande, das erste Heft des Nibelungenliedes dem Publicum vorzulegen, mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gern anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheilnehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 Fl. Rhein. oder 14 gGr. erscheinen, die sich in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen werden.

Stuttgart und **Tübingen** im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Sammlung werthvoller schönwissenschaftlicher Literatur.
Für Privat- und Lesebibliotheken und Lesecirkel.
17 Bände im Ladenpreise 26 Thlr. 17 gGr. für
Einen Louisdor.
Nur auf einige Zeit. Einzelne Werke behalten den Ladenpreis.

Darunter sind: **Willkomm's** Europamüde, Civilisationsnovellen, **Isidor's** gesammelte Schriften, **Ortlepp's** Bilder der Nacht, **Marggraff's** Täubchen von Amsterdam, **Wohlbrück's** Schöffe von Paris, **Willkomm's** Jahrbücher für Theater (welche auch keiner Theaterbibliothek fehlen sollten) rc.

L. Wunder in Leipzig.

Bei **Voigt & Mocker** in Würzburg ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Catalogus Herbarii
I. Theil,
oder
vollständige Aufzählung
der
phanerogamischen und kryptogamischen Gewächse Deutschlands.
Nach Koch's Synopsis und Wallroth's Compendium fl. germ. crypt. rc. rc.
von **Ernst Berger.**
12. Geh. 8 Bogen. Preis 54 Kr., oder 15 Sgr.

Als beste Empfehlung heben wir Folgendes aus der Vorrede des Hrn. Landrath Römer (selbst tüchtigen Botanikers und botanischen Schriftstellers) aus: „Für die meisten deutschen Botaniker ist dieses Werkchen gewiß willkommen, für Pflanzensammler unentbehrlich. Da sämmtliche Pflanzenspecien mit fortlaufenden Nummern versehen sind, so gewährt dasselbe, wenn die bereits im Herbarium befindlichen Pflanzen im Buche angemerkt werden, stets eine klare Übersicht des Reichthums der Sammlung und der Lücken, die noch auszufüllen sind. Der Sammler wird daher in jedem Augenblicke sich überzeugen können, was er schon besitzt und was ihm noch zu wünschen übrig bleibt. Mit Recht kann somit das Buch Jedem empfohlen werden, der sich mit Pflanzenkunde abgibt; namentlich sollten Pharmaceuten auf ihren botanischen Excursionen es nie zu Hause lassen rc."

Interessante Neuigkeit.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:
Denkwürdigkeiten
der
Marie Cappelle
Witwe Lafarge
von ihr selbst geschrieben.
Erster und zweiter Theil.
Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.

Leipzig, im Januar 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Einladung zur Pränumeration
auf den
Jahrgang 1842
der

medicinischen Jahrbücher

des kaiserl. königl. österr. Staaten:
und der damit verbundenen

österreichischen medicinischen Wochenschrift.

Herausgegeben von
Dr. Joh. Nep. Ritter v. Raimann,
redigirt von
Prof. Dr. A. Edl. v. Rosas, Prof. Dr. S. C. Fischer und Prof. Dr. J. Wissgrill.

Preis des Jahrganges von 12 Monatsheften und 52 Nummern der Wochenschrift 15 Fl. C.-M.

Dieses Journal fand im Jahre 1841 eine wesentliche Umgestaltung durch Hinzufügung der medicinischen Wochenschrift und wird nun auch im kommenden Jahre auf dieselbe Weise fortgesetzt, da der Beifall des medicinischen Publicums sich so entschieden für diese zweckmässige Einrichtung ausgesprochen hat.

Für Diejenigen, welche bereits das Blatt besitzen, dürfen wir nur versichern, dass es durchaus keine Umänderung erleiden wird, sowol was den innern Gehalt der Originalaufsätze, der sorgfältigen und doch bündigen Auszüge fremder Journale Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens, als auch was die schöne Ausstattung und die regelmässige, pünktliche Ausgabe betrifft.

Für Diejenigen aber, welche sich noch nicht von den wesentlichen Vorzügen, welche dieses Journal vor allen andern medicinischen auszeichnet, überzeugten, wird es nicht überflüssig erscheinen, die Tendenz des Blattes nach Dem, was bereits vor dem Auge des Publicums liegt, zu entwickeln.

Die 12 monatlichen Hefte, jedesmal am Ende des Monats erscheinend, bringen:

I. **Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde.** Diese sind von grösserm Umfange, füllen gewöhnlich 2 und 3 Bogen, und wurden daher, um die Aufmerksamkeit der Leser nicht allzu sehr zu zersplittern, in den Heften abgedruckt. Sämmtlich Originalaufsätze.

II. **Studium der Heilkunde und öffentliches Sanitätswesen.** Aufsätze, welche vorzugsweise Oesterreich berühren, ohne deshalb für den ausländischen Arzt, Naturforscher und Statistiker weniger Interesse zu bieten, liefern sie im Gegentheil reichhaltige Aufklärung über viele Eigenthümlichkeiten, öffentliche Einrichtungen und Topographien Oesterreichs, die dem Auslande zum Theil noch unbekannt sind.

III. **Literatur.** Hierin werden von sachkundigen, tüchtigen, erprobten Männern die Erscheinungen der Gesammtliteratur der Medicin mit Freimuth beurtheilt, das Verdienst gewürdigt, die schwächeren Productionen mit gerechtem, aber schonendem Tadel besprochen.

Die 52 Nummern der Wochenschrift, jede von 1½ Bogen, enthalten:

1) **Originalmittheilungen**, bestehend in kürzern Aufsätzen aus der Praxis. Fälle, die schnell der Lesewelt mitzutheilen sind werden hierin aufgenommen, und bei der ungeheuern Praxis Wiens und der übrigen Städte der Monarchie strömt hier eine Fülle der verschiedenartigsten praktischen Erfahrungen zusammen, wie sie wol kein Staat Europas darbietet.

2) **Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.** Diese Rubrik macht eigentlich jedes fremde Journal entbehrlich, indem es Alles in gedrängter Kürze enthält, was die ausländischen Blätter Gutes und Gediegenes geliefert haben. Durch die wöchentliche Erscheinung des Blattes und dadurch, dass die Redaction durch die **Post** in den schnellsten Besitz der auswärtigen Blätter gelangt, sind diese Auszüge ebenso geschwind in den Händen des Publicums als die ausgezogenen Blätter selbst.

3) **Notizen, Beförderungen, Ehrenbezeigungen.**

4) **Literarischer Anzeiger.** Angabe der medicinischen Bücher, welche in jeder Woche in Deutschland, England, Frankreich und Italien erschienen sind, **ganz vollständig** durch die besten Quellen unterstützt; endlich

5) **Verzeichniss der in verschiedenen deutschen und fremden medicinischen Zeitschriften** des ganzen Jahres enthaltenen **Originalaufsätze.**

So nützlich diese Abtheilung auch ist, die noch durch das am Ende des Jahres unserer Zeitschrift unentgeltlich beigegebene Register an Brauchbarkeit gewinnt, so liefert es doch den sprechendsten Beweis, **wie arm alle** übrigen Zeitschriften in Vergleich zu der unserigen an gediegenen Originalaufsätzen sind. Die Aufzählung der im Jahrgang 1841 enthaltenen wird die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen; derselbe enthält nämlich an 200 **grössere und kleinere Originalaufsätze.**

Der ganze Jahrgang, auf das schönste Maschinen-Velinpapier gedruckt, besteht aus 172 Bogen in 8. und kostet nur **15 Fl. C.-M.; durch die Postämter bezogen in allen Theilen der Monarchie 15 Fl. 36 Kr. C.-M.**

Jeden Samstag erscheint eine Nummer der Wochenschrift von 1½ Bogen, jeden Letzten des Monats ein Heft von 8 Bogen.

Das Verzeichniss der Herren P. T. Pränumeranten wird jedes Jahr mit dem Decemberheft ausgegeben, das vom Jahre 1841 wird zugleich den Beleg liefern, welche Theilnahme das ärztliche Publicum diesem Unternehmen geschenkt hat.

Um dasselbe auch für das Jahr 1842 mit der grössten Genauigkeit zu liefern, werden die Herren Abnehmer um deutliche Angabe des Namens und Charakters ersucht.

Wien, im December 1841.

Braumüller & Seidel,
am Graben im Hause der Sparkasse.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. W. J. v. Schelling's

erste Vorlesung in Berlin,

gehalten den 15. Nov. 1841.

8. Geheftet. Preis 18 Kr., oder 5 Sgr.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neue schönwissenschaftliche und historische Schriften

im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis zehnter Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

I. II. **Die Nachbarn** von **Frederike Bremer.** Dritte Auflage. 20 Ngr. — III. **Ignez de Castro** von **Gomes.** 20 Ngr. — IV. **Das neue Leben** von **Dante Alighieri.** 20 Ngr. — V. **Die Töchter des Präsidenten** von **Frederike Bremer.** Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Nina** von **Frederike Bremer.** Zweite Auflage 20 Ngr. — VIII. IX. **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden** von **Frederike Bremer.** Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Die Familie H.** von **Frederike Bremer.** 10 Ngr.

Czaykowski (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **Karl Förster.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Schöne Welt. Ein Roman von **Jean Charles.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Scipio Cicala. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Vier Bände. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Skizzen aus dem Alltagsleben, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh.

- **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
- **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.
- **Nina.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
- **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
- **Die Familie H.** 10 Ngr.

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch **Wilh. Körte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von J. W. L. Gleim's Werken (7 Bde., 1811—13).

Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von **Albert Hoefer.** Erste Lese. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Schulze (Ernst), Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **Alexander Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Steub (Ludwig), Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Buxton (Thomas Fowell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Aus dem Englischen übersetzt von **G. Julius.** Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung von **Karl Ritter.** Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Übersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die edlen Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte Jahrgang 1 Thlr. 20 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedrich v. Raumer.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten; es werden aber sowol der erste bis fünfte (1830—34) als der sechste bis zehnte Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler

erlassen, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr., der zweite Jahrgang 2 Thlr. 8 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von **Dr. Franck.** Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit Franz von Holbein's Bildniß. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste aus fünf Jahrgängen (1837—41) bestehende Folge dieses Taschenbuchs kostet

im herabgesetzten Preise 6 Thlr.;

einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. erlassen.

Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: **Kaiser Heinrich V.** Gr. 8. 2 Thlr.

Raumer (Friedrich v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erster bis vierter Band oder erste bis sechszehnte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. 15 Ngr., auf extrafeinem Velinp. 1 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Wigand (Paul), Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Malzan (C. H.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyklopädie aller akademischen Hauptfächer. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Oskar (Kronprinz von Schweden und Norwegen), Über Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen übersetzt von **A. von Treskow.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **N. H. Julius.** Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Siemens (Georg), Die Elemente des Staatsverbandes. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

***Wheaton (Henry)*, Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne.** Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

№ IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1841. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XVI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XIX; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXIX und XXX.)

56. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achter bis zehnter Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

VIII. IX. Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ⅔ Thlr. — X. Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Die Familie H. ⅓ Thlr.

57. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Dreizehnte und vierzehnte (letzte) Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung ¼ Thlr.

Erster Band in 12 Lief.: A—E. Mit 820 Abbild. u. 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.
Zweiter Band in 14 Lief.: F—L. Mit 808 Abbild. u. 17 Landkarten. 1838. 3½ Thlr.
Dritter Band in 14 Lief.: M—R. Mit 284 Abbild. u. 10 Landkarten. 1839. 3½ Thlr.
Vierter Band in 14 Lief.: S—Z. Mit 266 Abbild. u. 7 Landkarten. 1841. 3½ Thlr.
Das ganze aus vier Bänden bestehende Werk, mit 1238 Abbildungen und 46 Landkarten, kostet geh. 13⅓ Thlr., cart. 14⅔ Thlr.

58. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ⅔ Thlr.

Die Familie H. ⅓ Thlr.

59. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckp. 3⅚ Thlr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 35ster Theil. (Ent—Epilogus.)
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 19ter Theil. (Insel—Ismus.)
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 15ter Theil. (Peiden—Pendulus.)
Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

60. **Melzer (C. Friedr.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen.** Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyklopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

61. ***Noback (Christian und Friedrich),* Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. In 5—6 Heften. Zweites Heft. (Bernburg—Frankfurt a. M.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen ⅔ Thlr.

Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen, sodaß das ganze Werk binnen Jahresfrist in den Händen der Abnehmer sein wird.

62. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Funfzehnte bis siebzehnte Lieferung. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinp. ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

63. —— —— Kupfer und Karten. 2 Thlr.

64. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Dreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.
Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1½ Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

65. ***Winkler (Ed.),* Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Elftes (letztes) Heft. (Nachträge, Register, Titel etc.) Gr. 8. 1 Thlr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk kostet 9⅓ Thlr.

Im Verlage von **A. Campe** in Hamburg erschien und wird wie der frühere Verlag desselben von mir debitirt:

Lloyd (H. E.), Englisch-deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach Perrin bear-

beitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Neunte Auflage. 8. ⅔ Thlr.

Im Preise ermäßigt sind folgende Artikel meines Verlags:

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von **W. Müller.** Fortgesetzt von **K. Förster.** 14 Bändchen. 8. 1822—38. Früher 20⅔ Thlr., jetzt 10 Thlr.

I. **Opitz.** 1½ Thlr. — II. **Gryphius.** 1½ Thlr. — III. **Flemming.** 1½ Thlr. — IV. **Weckherlin.** 1½ Thlr. — V. **Dach, Roberthin** und **Albert.** 1½ Thlr. — VI. **Logau** und **Aßmann v. Abschatz.** 1⅙ Thlr. — VII. **Zinckgref, Tscherning, Homburg** und **Gerhard.** 1⅙ Thlr. — VIII. **Rist** und **Morhof.** 1⅙ Thlr. — IX. **Harsdörffer, Klaj, Birken, Scultetus, Schottel, Olearius** und **Scheffler.** 1⅙ Thlr. — X. **Günther.** 1⅙ Thlr. — XI. **Schwieger, Neumark** und **Neander.** 1½ Thlr. — XII. **Spee.** 1⅓ Thlr. — XIII. **Schirmer, Kundt** und **Zesen.** 1⅙ Thlr. — XIV. **Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernike, Caniz, Weise, Wesser, Mühlpforth, Neukirch, Moscherosch** und **Peucker.** 2⅙ Thlr.

Für einzelne Bändchen gilt der beigesetzte frühere Ladenpreis.

***Buddeus (K.),* Volksgemälde und Charakterköpfe des russischen Volks.** Ein Beitrag zur nähern Kenntniss der Sitten und Gebräuche, der Wohnungen, Beschäftigungen und Vergnügungen desselben. 2 Hefte. Mit französischem und deutschem Texte und 16 illum. Kupfern. Fol. 1820. Früher 20 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Le parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'***Alphonse de Lamartine, Jean François Casimir Delavigne*** et ***Pierre Jean de Béranger.*** Gr. 8. 1832. Früher 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

(Enthält von *Lamartine:* Méditations poëtiques, Poësies diverses; von *Delavigne:* Messéniennes; von *Béranger:* Chansons.)

Alle Buchhandlungen nehmen **Subscription** an auf nachstehendes in meinem Verlage erscheinende Werk:

Bibliotheca Romana. Edidit ***G. Julius.*** Opus uno volumine I. aliquarum plagularum absolutum. Gr. 8. Geh.

Ausführliche Prospecte dieses Werks sind in allen Buchhandlungen *gratis* zu haben.

Soeben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

Fr. Kücken's neueste Compositionen.

Op. 36—39:

Polonaise mit willkürlicher Begleitung von Gesang. Für Piano 10 Sgr., für das grosse Orchester 1¼ Thlr.

Zwei Gesänge für eine tiefe Stimme mit Piano, 1. Der Wunsch. 2. So willst du gehen. 20 Sgr.

Lied der Brautjungfern mit Piano. 10 Sgr.

Coeur König für 4 Männerstimmen. ¾ Thlr.

Die Perle auf Lindahaide, 7 Romanzen

von **Fr. Curschmann** und **C. Eckert.**

Op. 28. 1¼ Thlr. Mit Goldtitel und 7 Zeichnungen von *C. Stürmer.* Prachtausgabe 5 Thlr.

Weihnachts-Sinfonie von Haydn

für Piano allein arr. von *Wagner* 7½ Sgr., mit 8 Kinderinstrumenten 12½ Sgr., dito mit 2 Violinen, Viola und Violoncelle ¾ Thlr.

Musikalisches Bilder-ABC von Lyser.

Vom Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel, 15 Sgr.; colorirt 25 Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Juden

und die

Kreuzfahrer in England

unter

Richard Löwenherz

von

Eugen Rispart.

Zwei Bände. 3⅓ Thlr.

Th. Hell's Blätter für Literatur und bildende Kunst (4. Dec. 1841) sagen davon unter Anderm: „Wenn kein blinder Zufall, sondern innerer Gehalt den glänzenden Erfolg eines Literaturproducts sichern würde, so dürfte vorliegendem Roman das glänzendste Prognostikon zu stellen sein. — — Schwerlich ist die mittelalterliche Barbarei jemals mit so frischen Farben gezeichnet worden, als von diesem bis jetzt noch gar nicht bekannten, aber zu großen Hoffnungen berechtigenden Dichter." Der Ref. schließt seine ausführliche Anzeige, indem er diesem trefflichen Buche nicht nur viel Theilnehmer unter dem christlichen Publicum wünscht, sondern hinzufügt: „Wahrlich, es dürfte jede israelitische Gemeinde die Anschaffung dieses Buches wie eine religiöse Pflicht betrachten ꝛc." Ich darf noch hinzufügen, daß ich gegründete Hoffnung habe, das Publicum im nächsten Jahre mit einem neuen Werke dieses Dichters erfreuen zu können.

Bei Unterzeichnetem erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kammuva, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum. Palice et latine edidit atque adnotationes adjecit ***Fridericus Spiegel.*** Gr. 8. Geh. Preis 21 gGr.

Bonn, den 1. December 1841.

H. B. König.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer, italienischer etc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von **Brockhaus & Avenarius** in *Leipzig*, Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur, zu beziehen sind. Nr. 2.

(2¼ Bogen.)

Allen Freunden ausländischer Literatur kann dieses Verzeichniß, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Ferner sind an Katalogen von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig zu beziehen:

1) Bulletin bibliographique de la littérature française. Monatlich eine Nummer. 2) Liste des journaux de la France et de l'Angleterre qui paraitront pour 1842. 3) Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England. 4) Catalogue de livres au rabais, qui se trouvent chez **Brockhaus & Avenarius** *à Paris.* (⅙ Thlr.)

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte von Goethe.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 gGr.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Der erste Band enthält sämmtliche Gedichte, welche in unserm Verlage bereits vier Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die dritte Auflage der bisher im Verlage der Hallberger'schen Buchhandlung erschienenen „Neueren Gedichte". Der Beifall, den diese Gedichte voll echter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantasie stets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Gesammtausgabe derselben vielen Freunden des Schönen erwünscht sein wird.

Stuttgart und **Tübingen** im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1841. December. Nr. 453—456.

Nr. 453. König Karl XII. Der Musivboden in Salzburg. Die Meteorenklöster in Griechenland. Bilder aus Sibirien und vom nördlichen Eismeere. Miscellen. Die Höhe der Wolken. — **Nr. 454.** Die Abtei Jumièges. König Karl XII. (Fortsetzung.) Die verbrannte Säule in Konstantinopel. Bilder aus Sibirien und vom nördlichen Eismeere. (Beschluß.) Die chinesisch-englischen Händel. Wunderbare Lebensrettung. — **Nr. 455.** Giovanni Boccaccio. König Karl XII. (Beschluß.) Die Stadt Janina. Die chinesisch-englischen Händel. (Beschluß.) Magdeburg. Frankreichs Geldausmünzung. Verhütung des Funkensprühens der Locomotiven. — **Nr. 456.** Die Sulioten. Magdeburg. (Beschluß.) Die Höfe der Himmelskörper. Eisenindustrie in Frankreich. Bergersteigungen. Die eiserne Kirche. Unerklärlicher Wahnsinnsanfall.

An **Abbildungen** sind in diesen Nummern enthalten:

König Karl XII. — Die Meteorenklöster in Griechenland. — Die Procession des grünen Wolfs. — Die verbrannte Säule in Konstantinopel. — Giovanni Boccaccio. — Die Stadt Janina. — Die Suliotenhügel. — Suliotische Krieger.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1½ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. ½ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

Die Zeitinteressen.

Unter diesem Titel erscheint vom Neujahr 1842 an eine Zeitung, welche in politischer, literarischer, artistischer, technischer, ökonomischer, gewerblicher, mercantilischer, historischer, geographischer, naturhistorischer, überhaupt wissenschaftlicher und religiöser Beziehung die Erscheinungen der Zeit begleitet und eine **allseitige wohlgeordnete Controle der Zeit unter den höchsten Gesichtspunkten bietet.** Wöchentlich werden zwei Nummern ausgegeben. Der Preis des Jahrgangs ist 5 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 3 Thlr. Alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen hierauf an und geben die schon erschienenen Probeblätter 1—3 ab. Plangemäße Beiträge werden nach Verlangen angemessen honorirt.

Ulm.

Verlag der **Stettin**'schen Buchhandlung.

In der Buchhandlung von **Voigt & Mocker** in Würzburg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

GANGLIORUM
CAPITIS GLANDULAS ORNANTIUM
EXPOSITIO
ANATOMICO-PHYSIOLOGICA.

Tabulis tribus lithographis illustratur.

Auctore

Hermanno Horn,

Philosophiae et medicinae doctore, medico practico ac in alma julia privatim docente.

4. Brosch. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 2 gGr.

Verfasser legt in dieses Werkchen in gedrängtester Kürze seine neuesten Entdeckungen der menschlichen Kopfdrüsen, Ganglien, sowie deren Zusammensetzung, nieder; dabei gibt derselbe eine Erklärung ihrer physiologischen Bedeutung. Insofern durch diese anatomische Nachweisung, sowie Folgerungen aus derselben nicht allein die Function dieser Ganglien erhellt, sondern die des ganzen Ganglienssystems in ein helleres Licht tritt, dürfte dieses Werkchen der genauesten Würdigung des verehrten ärztlichen Publicums gewiß werth sein.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1841 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Heften und dritten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1837—41. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

2. **Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft** zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
   Die Berichte von 1835—40 haben denselben Preis.

3. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Sechster Jahrgang. 1841. 53 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.
   Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 20 Ngr., Jahrgang 1837—40 jeder 3 Thlr. — Vgl. Nr. 26.

4. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis zehnter Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.
   I. II. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — III. **Gomes** (Joao Baptista), **Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alexander Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr. — IV. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Nina.** Zwei Theile. Zweite verbesserte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — X. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Familie H.** 10 Ngr.

5. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.

6. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1841. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
   Zu den Blättern für literarische Unterhaltung und der Isis (vgl. Nr. 26) erscheint ein
   Literarischer Anzeiger,
   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2¼ Ngr. berechnet.
   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

7. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh.
   Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
   Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.
   Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
   Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
   Die Familie H. 10 Ngr.

8. ***Brockhaus (Herm.),* Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben.** Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.
   Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:
   Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
   Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine. Fasciculus I, continens textum sanscritum. 8maj. 1835. 1 Thlr.
   Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des *Sri Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

9. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),* Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Gr. 8. 1839—41.
   Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 3 Thlr. 25 Ngr.
   Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 3 Thlr.
   Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 4 Thlr.

10. **Buxton (Thomas Fowell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe.** Aus dem Englischen übersetzt von **G. Julius.** Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung, von **Karl Ritter.** Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Übersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die edlen Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

11. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** (Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.) Vier Bände in fünf Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 1838—41. Druckp. 12 Thlr., Schreibp. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Die **achte Originalauflage** des Conversations-Lexikon in zwölf Bänden ist fortwährend zu dem Subscriptionspreise zu beziehen. Ein Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., auf Schreibp. 24 Thlr., auf Velinp. 36 Thlr., und ein für jeden Besitzer unentbehrliches **Universalregister**, auf Druckp. 20 Ngr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

12. **Czaykowski (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande.** Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

13. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **Karl Förster.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

14. **A complete Dictionary english-german-french.** On an entirely new plan, for the use of the three nations. *Third* edition. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

15. **Dictionnaire français-allemand-anglais.** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. *Troisième* édition. Breit 8. Velinp. Cart. 25 Ngr.

Nr. 14 und 15 sind einzelne Theile des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuch.

16. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—41. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis fünfunddreißigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis neunzehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis funfzehnter Theil.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat (Prachtex.) 15 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

17. **Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands** unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: **Kaiser Heinrich V.** Gr. 8. 2 Thlr.

18. **Vater Gleim's Zeitgedichte,** von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch **Wilh. Körte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von J. W. L. Gleim's Werken (7 Bde., 1811—13).

19. ***Gobée (Karl)*, Die sogenannte ägyptisch-contagiöse Augenentzündung,** mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

20. **Gomes (João Baptista), Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **Alexander Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

21. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. *Dritte* Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 14, 15 und 22.)

22. **Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. *Dritte* Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr.

Bildet einen einzelnen Theil des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuch.

23. **Herold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen.** Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

24. **— —, Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, annoch gültigen wohlfahrtspolicei-lichen Anordnungen.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen** von **Albert Hoefer.** Erste Lese. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

26. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.
Vgl. Nr. 6.

27. **Melzer (C. F.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen.** Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyklopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

28. ***Most (G. F.)*, Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.** Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie etc. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— — **Supplement zur ersten Auflage,** enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

29. **Oskar (Kronprinz von Schweden und Norwegen), Über Strafe und Strafanstalten.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **A. v. Treskow.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **N. H. Julius.** Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

30. **Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.** Neunter Jahrgang. 1841. 52 Nummern. (Nr. 405—456.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Vom Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Ankündigungen werden gegen 6 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis achte Jahrgang (1838—40) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Ngr.

31. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner;** zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Erster Band. — Auch u. d. T.: **Evangelienpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein zweiter Band wird Epistelpredigten, ein dritter Predigten über freie Texte enthalten.

32. **Raumer (Friedrich v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis sechszehnte Lieferung, oder erster bis vierter Band. Gr. 8. 1840—41. Preis der Lieferung auf Velinp. 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

33. —— ——, Kupfer und Karten hierzu. 2 Thlr.

34. ——, **Die Korngesetze Englands.** 12. Geh. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikante und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien 2c.

Elfter Band.

Parfümeriewaaren — Riemerarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 230—257.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Der vorliegende Band dieses mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und in technologischen Schriften aller Art, selbst im Auslande (wie z. B. in Dr. Ure's Dictionary of arts etc.) vielfach benutzten Werkes enthält die Artikel: **Parfümeriewaaren, Pelzwerk, Pergament, Perlen, Perlenmutterarbeiten, Pinsel, Platin, Plattirung, Pressen, Pumpen, Quecksilber, Räderschneidzeug, Räderwerk, Rahmen, Raspel, Regen- und Sonnenschirme, Reibahle, Riemen** (endlose), **Riemerarbeiten.** Diese Artikel bilden ebenso viele Originalabhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, sodaß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benutzung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten 10 Bände, mit 230 Kupfertafeln, kosten jeder 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Stuttgart und **Tübingen,** im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist in Paris erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Petites misères de la vie humaine

par **Old Nick** et **Grandville.**

Livr. 1. à 3½ Ngr.

Grandville, bereits hinlänglich durch seine genialen Zeichnungen bekannt, liefert auch jetzt wieder, verbunden mit Old Nick, ein Werk, das sich den frühern durch seine prachtvolle Ausstattung würdig anreiht.

Das ganze Werk soll in 50 wöchentlichen Lieferungen erscheinen.

Leipzig, im Januar 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **Herold & Wahlstab** in Lüneburg ist aufs neue wieder erschienen:

Dr. Heinrich Müller's geistliche Erquickstunden. Aufs neue revidirt und herausgegeben von Joh. G. Rußwurm. 45 Bogen. 8. Preis 1 Thlr.

Unter allen Erbauungsbüchern der neuesten Zeit ist keines, das dem Müller'schen gleich käme an Kürze, an Tiefe und an Kraft. Ein besonderer Vorzug desselben ist eine edle Popularität; Alles wird erläutert durch Bilder, aus dem gewöhnlichen Leben entnommen.

Nicht leicht wird Jemand dieses Buch ohne irgend eine fromme Anregung des Gefühls, froher Beruhigung in Gott, aus der Hand legen.

Bei **J. E. Schaub** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Immermann.**

4 Bände. Zweite wohlfeile Ausgabe in farbigem Umschlag geheftet. 4 Thlr. 15 Sgr.

Die Anerkennung, welche dieses Werk von so vielen Wortführern unserer Zeitschriften erhielt, hat sich auch thätig bewährt, indem die erste Auflage in sehr kurzer Zeit vergriffen ist. Es

scheint, daß hier einmal wieder ein Nationalwerk, welches dem vielseitigen deutschen Sinne Genüge leistet, jedem Stande und jedem Alter etwas gewährt, entstanden ist. Der Verleger glaubte es daher auch einem größern Kreise von Lesern zugänglich machen zu müssen, indem er diese neue (wie es schon der inzwischen erfolgte Tod des leider zu früh verstorbenen Verfassers mit sich brachte), dem Inhalte nach unveränderte Ausgabe zu einem fast auf die Hälfte ermäßigten Preise veranstaltet.

Lehrern der englischen Sprache empfehlen wir nachstehende in unserm Verlage erschienene Schriften:

Irving, Wash., Sketchbook, mit einer Einleitung über Irving's Leben und Schriften und mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. *E. A. Toel*, Lehrer a. d. Ritter-Akademie in Lüneburg. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

— — **Bracebridge Hall,** mit erklärenden Anmerkungen von *Demselben*. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

— — **Tales of a Traveller,** mit erklärenden Anmerkungen von *Demselben*. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

Die Schriften von **W. Irving** haben in England wie in Deutschland seit fast zwei Decennien eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt, und als Lesebücher beim Unterricht in den Schulen den alten ehrwürdigen Vicar of Wakefield verdrängt, und zwar mit Recht, denn so trefflich auch jener meisterhaft geschriebene Roman eine gewisse Sphäre des Lebens schildert, so ist er doch, theils wegen der Beschränktheit dieser Sphäre, theils wegen der veralteten Sprache und der gänzlich veränderten Verhältnisse und Interessen der Gegenwart, nicht zur Lecture auf Schulen geeignet. Dagegen besitzen die Irving'schen Schriften den entschiedenen Vorzug, kürzere, selbständige Aufsätze zu enthalten, in der zierlichsten, correctesten Schreibart der gegenwärtigen Zeit, und geben dem Lehrer zugleich Gelegenheit den Unterricht so zu betreiben, wie derselbe in neuern Sprachen allein betrieben werden darf, wenn er als höheres Bildungsmittel zugleich benutzt werden soll.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, als Anleitung zur Erlernung der englischen Conversation, enthaltend: Die Nebenbuhler, die Lästerschule, von Sheridan. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. **E. A. Toel.** Gr. 12. Brosch. 16 gGr.

Über die Berechtigung dieses Buches neben so vielen „Anleitungen zum Übersetzen" dennoch einen eigenthümlichen Werth in Anspruch zu nehmen, erklärt sich der Verf. ausführlich in der Vorrede. Drei Gründe sind es hauptsächlich, die er für seine Behauptung geltend macht: 1) daß nur durch Zurückübersetzung eines ursprünglich englisch geschriebenen Werkes den Arbeiten des Schülers mit der Zeit ein nationelles Colorit zu geben sei; 2) daß die meisten bisher gebrauchten Materialien zum Übersetzen aus der Büchersprache entlehnt sind; 3) daß eine Anleitung zum Sprechen, welche in gefüllten Classen sonst nie gegeben werden kann, durch eine verständige Benutzung dieses Werkes möglich gemacht wird, wozu die Vorrede nähere Anleitung ertheilt.

Die Anmerkungen erläutern theils die sachlichen Schwierigkeiten, theils enthalten sie eine Phraseologie, die bei der jämmerlichen Beschaffenheit der Taschenwörterbücher, die man in den Händen der meisten Schüler findet, unumgänglich nothwendig war.

Die rasche Einführung dieses Werkes in mehren Lehranstalten Nord- und Süddeutschlands bezeugt die Brauchbarkeit desselben hinlänglich.

Vorstehende Schriften zeichnen sich auch durch saubern Druck und schönes Papier aus.

Lüneburg, im Januar 1842.

Herold & Wahlstab'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei **Hinrichs** in Leipzig erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik. Begründet von **K. H. L. Pölitz.** In Verbindung mit mehrern (64) gelehrten Männern gegenwärtig herausgegeben vom Professor **Friedrich Bülau. 1842.** Der Jahrgang von 12 Heften 6 Thaler.

Januar. Inhalt: 1) Das Landesgrundgesetz für das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen und die deutschen Verfassungen überhaupt. Von Friedr. Bülau. 2) Paris als Fundgrube für die Geschichte der Revolution. Vom Prof. Ritter Wachsmuth. 3) Neueste Literatur: a) Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg. b) Buxton, Der afrikanische Sklavenhandel &c. c) Vogel's Naturbilder. d) Zeitschrift für Hamburgs Geschichte. e) v. Ledebur, Repertorium der historischen Literatur.

Wunsch und Anzeige.

Möge Dem, welcher im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift, referirend über die Schrift eines Andern, nach dessen Angabe gesagt „Salat's Anfeindungen gegen Schelling", — bekannt werden, was über mein Verhältniß zu dem Identitätslehrer in den Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik von Friedr. Bülau (1841, Juli) befindlich ist! Dann, wenn er von diesem Artikel Kenntniß bekommen oder genommen, mag sich der ungenannte Ref. wol geneigt finden, auch die Schrift*), gegen die so Feindliches gesagt worden, zu lesen: ist da nicht ein würdiger Ton, und mit dem Ernste, welchen die Sache nach des Verf. Überzeugung foderte, jede sonst mögliche Anerkennung verbunden? — Jener Artikel ward übrigens geschrieben und abgeschickt, bevor die bekannte Veröffentlichung v. Pahl'scher Briefe geschehen. (Vergl. den Anzeiger XII v. J. 1841.) Die Vermuthung aber, welche dort, S. 69 in den genannten Jahrbüchern, über einen Hauptzweig der Philosophie an der Hochschule in München geäußert ist, war nicht begründet; nicht dem Professor der Moraltheologie, sondern dem Prof. der Dogmatik — dem Herrn Joh. Döllinger, der als rüstiger Kämpfer mit Görres gegen Preußen bekannt ist — ward die Religionsphilosophie übertragen. Und was sonst noch die Schrift „Schelling in München" &c. betreffen mag, so erinnert der Verf. gegen den Misverstand sowol als die Misdeutung — z. B. gegen die Aussage eines Getäuschten in den „Deutschen Jahrb. f. W. u. K.", 1841, Nr. 17 — an den Aufsatz, der, betreffend die Entstehung und die Tendenz derselben, in der Hall. und Jen. A. L.-Z. v. J. 1839 befindlich ist: im Intell. dort Nr. 21, und hier Nr. 7 u. 8. Auch hat dieselbe jetzt, nach Dem, was von Schelling in Berlin bereits öffentlich verlautet hat, wol ein neues Interesse für Jeden, der, zuvörderst um der Sache willen, vergleichen mag.

Landshut, den 5. Jan. 1842.

Dr. J. Salat.

*) „Schelling in München, eine literarische und akademische Merkwürdigkeit, mit Verwandtem" &c. Freiburg i. B. bei Herder. Warum das 2te Heft „erst nach einiger, vielleicht längerer Zeit erscheinen soll" ward i. J. 1839 öffentlich gesagt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1841
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. III.)

35. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenundzwanzigster bis dreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

36. **Schöne Welt.** Ein Roman von **Jean Charles.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

37. **Schulze (Ernst), Vermischte Gedichte.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von **Ernst Schulze** sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

38. **Scipio Cicala.** Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Vier Bände. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser des „Scipio Cicala“ erschien früher bei mir:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 8. 1834. 4 Thlr.

39. **Siemens (Georg), Die Elemente des Staatsverbandes.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

40. **Snell (Karl), Lehrbuch der Geometrie.** Mit sechs lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

41. **Steub (Ludwig), Bilder aus Griechenland.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

42. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedrich v. Raumer.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—38), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite Jahrgang (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

43. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Christian und Friedrich Noback.*** In 5—6 Heften. Erstes und zweites Heft. (Aachen—Frankfurt a. M.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen 15 Ngr.

Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

44. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der Jahrgang 1841 1 Thlr. 20 Ngr.

45. ***Wheaton (Henry),* Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne.** Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

46. **Wigand (Paul), Die Corveyschen Geschichtsquellen.** Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser dieser Schrift erschien früher in meinem Verlage:

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Drei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 1834. 3 Thlr. 15 Ngr.

47. **Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. (11 Hefte.) Gr. 8. 1838—41. Geh. 9 Thlr. 10 Ngr.

48. **Zeitgenossen.** Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII, XLVIII.) Gr. 8. Geh. (Doppelheft.) 1 Thlr.

Die „**Zeitgenossen**" erschienen in drei Reihen, jede zu sechs Bänden, seit dem J. 1816 und sind jetzt geschlossen. Ich erlasse jede Reihe, im Ladenpreise 24 Thlr. kostend, **im herabgesetzten Preise für 12 Thlr.** Werden alle drei Reihen zusammengenommen, so wird der Preis für dieselben auf 24 **Thaler** ermäßigt. Einzelne Hefte von der ersten und zweiten Reihe kosten 1 Thlr., von der dritten Reihe ein einzelnes Heft 15 Ngr., ein Doppelheft 1 Thlr.

49. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1841. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, 1 Bogen nebst Beilage.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

50. **Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister** der Leipziger Allgemeinen Zeitung für 1841. Hoch 4. 10 Ngr.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg erschien und wird wie der frühere Verlag desselben von mir debitirt:

Lloyd (H. E.), Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Neunte Auflage. 8. 20 Ngr.

Im Preise ermäßigt wurden im Jahr 1841 folgende Artikel meines Verlags:

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27 Bände. 1826—38. Gr. 12. Früher 17 Thlr. 6 Ngr., jetzt 8 Thlr.

I—IV. Don Quixote von **Cervantes**, übersetzt von **Soltau.** Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — V. Der Landprediger von Wakefield von **Goldsmith**, übersetzt von **Oelsnitz.** Zweite Auflage. 18 Ngr. — VI—IX. Gil Blas von **Le Sage.** 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von **Quevedo**, übersetzt von **Keil.** 15 Ngr. — XI—XIV. Tom Jones von **Fielding**, übersetzt von **Lüdemann.** 2 Thlr. 15 Ngr. — XV. Niels Klim von **Holberg**, übersetzt von **Wolf.** 18 Ngr. — XVI. Jacopo Ortis von **Foscolo**, übersetzt von **Lautsch.** 18 Ngr. — XVII—XIX. Delphine von **Staël**, übersetzt von **Gleich.** 1 Thlr. 25 Ngr. — XX—XXII. Dekameron von **Boccaccio.** 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von **Cervantes**, mit einer Einleitung von **L. Tieck.** 1 Thlr. 10 Ngr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von **Manzoni**, übersetzt von **Bülow.** Zweite umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — XXVII. Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife von **Cazotte**, übersetzt von **Bülow.** 20 Ngr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehen, ist für den beigesetzten Preis auch einzeln zu erhalten.

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von **W. Müller.** Fortgesetzt von **K. Förster.** 14 Bändchen. 8. 1822—38. Früher 20 Thlr. 20 Ngr., jetzt 10 Thlr.

I. **Opitz.** 1 Thlr. 15 Ngr. — II. **Gryphius.** 1 Thlr. 15 Ngr. — III. **Flemming.** 1 Thlr. 15 Ngr. — IV. **Weckherlin.** 1 Thlr. 15 Ngr. — V. **Dach, Roberthin und Albert.** 1 Thlr. 15 Ngr. — VI. **Logau und Assmann v. Abschatz.** 1 Thlr. 5 Ngr. — VII. **Zinkgref, Tscherning, Homburg und Gerhard.** 1 Thlr. 10 Ngr. — VIII. **Rist und Morhof.** 1 Thlr. 5 Ngr. — IX. **Harsdörffer, Klaj, Birken, Scultetus, Schottel, Olearius und Scheffler.** 1 Thlr. 5 Ngr. — X. **Günther.** 1 Thlr. 5 Ngr. — XI. **Schwieger, Neumark und Neander.** 1 Thlr. 15 Ngr. — XII. **Spee.** 1 Thlr. 10 Ngr. — XIII. **Schirmer, Lundt und Zesen.** 1 Thlr. 25 Ngr. — XIV. **Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernike, Canitz, Weise, Besser, Mühlpforth, Neukirch, Moscherosch und Peucker.** 2 Thlr. 15 Ngr.

Für einzelne Bändchen gilt der beigesetzte frühere Ladenpreis.

***Buddeus (K.)*, Volksgemälde und Charakterköpfe des russischen Volks.** Ein Beitrag zur nähern Kenntniss der Sitten und Gebräuche, der Wohnungen, Beschäftigungen und Vergnügungen desselben. Zwei Hefte. Mit französischem und deutschem Texte, und 16 illum. Kupfern. Fol. 1820. Früher 20 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'***Alphonse de Lamartine, Jean François Casimir Delavigne*** et ***Pierre Jean de Béranger.*** Gr. 8. 1832. Früher 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

(Enthält von *Lamartine:* Méditations poétiques, Poésies diverses; von *Delavigne:* Messéniennes; von *Béranger:* Chansons.)

Von den frühern in meinem Verlage stattgefundenen **Preisherabsetzungen** gibt ein

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen, und zu beigefügten Bedingungen zu bedeutend ermässigten Preisen erlassen werden ausführliche Nachricht, und ist dasselbe durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Aus fremdem Verlage habe ich mit den Verlagsrechten übernommen und ist jetzt von mir zu beziehen:

a) Von Herrn **Heinrich Hoff** in Manheim:

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von **K. A. Varnhagen von Ense.** Erster bis vierter Band. Gr. 8. Geh. 9 Thlr.

An die im Jahre 1837—38 erschienenen vier Bände dieser Denkwürdigkeiten schließt sich

die neue Folge,

deren erster Band (1840) 2 Thlr. 15 Ngr. kostet, das ganze aus fünf Bänden bestehende Werk daher 11 Thlr. 15 Ngr.

---

b) Von der **Schnuphase**'schen Buchhandlung in Altenburg:

Ulfilas.* Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta** quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt ***H. C. de Gabelentz et **Dr. *J. Loebe.*** Volumen I. Textum continens. 4maj. cum tabulis II. Weisses Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr. Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr.

Der Druck des zweiten Bandes, den Schluß des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend, hat begonnen und es wird die erste Abtheilung desselben noch dieses Jahr erscheinen können.

Durch alle Buchhandlungen kann von mir bezogen werden:

Klauer-Klattowski (Wilhelm), Praktisches **französisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische zur Übung in der Umgangssprache der Franzosen. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

——, **Schlüssel** zum Praktischen französischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre französischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. Geh. 20 Ngr.

Klauer-Klattowski (Wilhelm), Praktisches **italienisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Italienische zur Übung in der Umgangssprache der Italiener. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

——, **Schlüssel** zum Praktischen italienischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre italienischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. Geh. 20 Ngr.

——, Praktisches **englisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische zur Übung in der Umgangssprache der Engländer. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

——, **Schlüssel** zum Praktischen englischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre englischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. Geh. 20 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen **Subscription** an auf nachstehende demnächst in meinem Verlage erscheinende Werke:

Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

Kützing (Friedrich Traugott), Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Auf feinem Velinp. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

Bibliotheca Romana. Edidit ***G. Julius.*** Opus uno volumine L aliquarum plagularum absolutum. Gr. 8. Geh.

Ausführliche Prospecte dieser drei Werke sind in allen Buchhandlungen *gratis* zu haben.

Von nachstehenden in meinem Verlage erschienenen

Bildnissen

sind fortwährend gute Abdrücke für 10 Ngr. zu erhalten:

Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker. Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Albin v. **Meddlhammer.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott.** Kurt **Sprengel. Tegner. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Durch die **Hermann**'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M., durch **F. L. Herbig** in Leipzig und durch alle deutsche Buchhandlungen ist zu beziehen die neue Zeitschrift:

Die Grenzboten.

Blätter für Deutschland und Belgien

redigirt von

I. Kuranda.

Diese Revue hat ungeachtet der kurzen Zeit ihres Bestehens ihren Ruf und ihre Stellung bereits begründet, die besten deutschen Journale haben ihre Aufsätze entlehnt und mehre sind davon ins Morning Chronicle und in französische Blätter übergegangen.

Die Zeitschrift zerfällt in zwei Abtheilungen. Jede **Woche** erscheint ein Heft von 2 Bogen gr. 8., welches Aufsätze enthält, die unmittelbar die Interessen der Zeit, der Literatur, der Kunst und der Gesellschaft berühren. Außerdem erscheint jeden Monat als Supplement ein Heft Novellen von 4 Bogen, welches Erzählungen und Novellen der besten deutschen Schriftsteller bringt.

Originalcorrespondenzen aus Paris, London und Amsterdam und den Rheinstädten werden durch die geographische Lage dieser Revue ihre Hauptaufgabe sein.

☞ Außerdem hat die Redaction die Veranstaltung getroffen, daß von den besten Dramen, welche auf den deutschen Bühnen als Neuigkeiten erscheinen, sogleich Probescenen in die Grenzboten gegeben werden.

Die ersten Lieferungen des neuen Jahres werden enthalten: Französische und deutsche Parallelen von **I. Kuranda.** Zwei Acte aus dem Trauerspiele Monaldeschi von **Heinrich Laube.** Die flamändische Malerschule, ihr Verfall und Wiederaufleben von **A. van Hasselt.** Kritische Briefe an den Redacteur der Grenzboten von Dr. **F. G. Kühne.** Caricaturen und Caricaturisten von **C. v. Schmidt.** Zwei Acte aus dem politischen Trauerspiele Patkul von **Karl Gutzkow.** Die Interessen Frankreichs und Deutschlands den Engländern gegenüber von Prof. **Altmayer.** Literarische Übersichten von Dr. **Schliephake** (I. Gervinus' Literaturgeschichte; II. Fichte's Charakteristik der neuen Philosophie). Briefe aus London von Dr. **Brandes.** Briefe aus Paris von **A. Weill,** aus Cöln, Stuttgart &c. &c. Die Novellenhefte enthalten: Deutsche Abende, Novelle von **Berthold Auerbach.** Ein Geheimniß des Grafen Egmond, historische Novelle von **A. van Hasselt.** Zicci, Novelle von **C. v. Schmidt.**

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 10 Thaler.

Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen.

Das **„Anzeigeblatt"**, Beilage zu den Grenzboten, empfiehlt sich besonders für solche deutsche Anzeigen, die eine Verbreitung in Belgien und Holland wünschen. Der Preis einer Petitzeile ist 1 gGr.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das **11te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Muth und Tapferkeit. — II. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. Dritter Abschnitt. Die Schlacht bei Höchstädt. — III. Der Marsch der Alliirten 1813—14 über den Rhein. Zweiter Abschnitt. — IV. Neueste Militairveränderungen. — V. Miscelle Nr. 28.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Auf den Jahrgang 1842 wird bei allen Postämtern und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration angenommen.

Auf die mit dem 1. Januar d. J. in meinen Verlag übergegangene

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **E. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 1842. Preis 20 Ngr.

werden bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen fortwährend Bestellungen angenommen, wo auch Probenummern dieses Blattes gratis zu erhalten sind. Anzeigen werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei *F. H. Nestler & Melle* in *Hamburg* ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

REISESKIZZEN. In Episteln an Madame von HEINRICH HEINE'S Nachfolger.

2 Thle. Gr. 12. In eleg. Umschlag. Preis 3 Thlr. 12 gGr., oder 6 Fl. 18 Kr. Rhein.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Racines hébraiques avec leurs dérivés dans les principaux langues de l'Europe, précédées de l'explication des symboles, formés par les diverses combinaisons des lettres hébraiques, et de rapprochements entre le chinois, l'hébreu, le copte et le sanscrit; par ***Ad. Lethierry Barrois.*** Première partie. In-4. Paris, 1842. 4 Thlr.

Leipzig, im Januar 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Die Schriften des geistreichen und als Kanzelredner berühmten

Bischof Dr. J. H. B. Dräseke
in Magdeburg

haben nicht allein im Vaterlande, sondern auch im Auslande, die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die hier angezeigten gehören, nach dem einstimmigen Urtheil von Kennern, zu den erbaulichsten und in jeder Hinsicht vortrefflichsten, deren sich das deutsche Publicum erfreut. Sie verdienen daher Allen, die, wie überhaupt so insbesondere an Sonn- und Festtagen eine religiöse, Geist und Herz erhebende Unterhaltung sich zu verschaffen wünschen, dazu vorzüglich empfohlen zu werden.

Predigten für **denkende Verehrer Jesu.** 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

—— —— über **die letzten Lebenstage unsers Herrn.** 3 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

—— —— über **freigewählte Abschnitte der heiligen Schrift.** 4 Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

—— —— zur **dritten Jubelfeier** der evangelischen Kirche. 1 Thlr.

Deutschlands Wiedergeburt. 2 Bände. Gr. 8. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Biblische Gemälde. 4 Bände. 8.
Der Weg durch die Wüste. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Paulus zu Philippi. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Lazarus' Auferweckung. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Jesus und Nikodemus. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Glaube, Liebe, Hoffnung. Ein Handbuch für junge Freunde und Freundinnen Jesu. Siebente, abermals durchgesehene, Auflage. 1842. Preis $\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese Schriften sind bei **Herold & Wahlstab** in Lüneburg verlegt und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

In unterzeichneter Verlagshandlung ist soeben vollständig erschienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden:

Geschichte
der
heutigen oder modernen Musik.
In
ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte
dargestellt
von
Dr. Gustav Schilling,
hochf. H. H. Hofrathe u. u.

52 Bogen gr. 8. broschirt. Preis 8 Fl. Rhein., oder 4 Thlr. 16 gGr.

Über die Gediegenheit und gründliche Ausarbeitung dieses Werkes sind uns schon von mehren Seiten her die vollgültigsten Zeugnisse zugekommen; die äußere Ausstattung ist ebenfalls sehr geschmackvoll; wir glauben daher der Mühe überhoben zu sein, uns in Anpreisungen zu erschöpfen, sondern verweisen die geehrten Herren Musiker und Dilettanten auf das Buch selbst, welches in jeder Buchhandlung zur Einsicht aufliegt.

Karlsruhe, 23. November 1841.

Die Verlags-Buchhandlung von **Ch. Th. Groos.**

ÉCHO
de la littérature française.
Journal des gens du monde.
Deuxième année. 1842.
24 Hefte. Preis $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Die erste Nummer hiervon ist bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Freunden der französischen Literatur eine Auswahl des Besten von Dem zu geben, was die gefeiertsten französischen Schriftsteller durch die geachtetsten Zeitschriften ihrer Nation bieten: dies die Tendenz dieses Journals, für das sich die Theilnahme mit dem Erscheinen eines jeden neuen Heftes steigert. Die Redaction hat in dem eben beendigten ersten Jahrgang Aufsätze von 75 der beliebtesten Autoren geliefert und wird auch künftig, wie bisher, an dem Grundsatze festhalten, **nur Gediegenes** und dieses **so schnell wie möglich** zu liefern.

Leipzig, im Januar 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** erscheinen für 1842 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

1) Leipziger Allgemeine Zeitung.

365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben.

Anzeigen aller Art finden in der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

2) Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

3) Repertorium der gesammten deutschen Literatur.

Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Neunter Jahrgang. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das **Repertorium** erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** und dem **Repertorium der deutschen Literatur** wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum.

Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der **Bibliographie** wie mit dem **Repertorium** ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

4) Blätter für literarische Unterhaltung.

365 Nummern nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

5) Isis.

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken**.
12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**
Dritter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen, Prospecte u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7) Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Franke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,*** als Specialredactoren.

Erster Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, Anzeigen neuer Bücher etc. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1¼ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, und besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

8) Das Pfennig-Magazin.

Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. (Nr. 457—508.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 6 Ngr. berechnet Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brookhaus & Avenarius** erscheint wie bisher:

Écho de la littérature française.

Journal des gens du monde. 2de Année. 24 Numéros. Gr. in-8. 5⅓ Thlr.

Von dieser Zeitschrift, die eine Auswahl des Besten der gesammten französischen periodischen Presse gibt, erscheinen monatlich 2 Hefte von 2—3 Bogen.

Insertionen für den Umschlag des **Écho** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet; besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigelegt oder beigeheftet.

Bei **G. Urbankow** in Breslau sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Schlesiens rc. zu haben:

Synchronistische Tabellen
zur vergleichenden Übersicht der
Geschichte
der deutschen National-Literatur.

Zum Gebrauche beim Unterrichte in höhern Lehranstalten und für Freunde der Literatur.

Von **Karl Gitner.**

Erste Lieferung in gr. 4. Geh. Preis 11¼ Sgr.
(Älteste Literatur bis zu den Minnesängern 360—1350.)
Das Ganze in circa 3—4 Lieferungen.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

CAROLI LINNAEI
EPISTOLAE
AD
NICOLAUM JOSEPHUM JACQUIN
EX AUTOGRAPHIS
EDIDIT
CAR. NIC. IOS. EQUES A SCHREIBERS C. F.
PRAEFATUS EST NOTASQUE
ADJECIT
STEPHANUS ENDLICHER.
VINDOBONAE 1841.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 8 gGr.

Linnée's Briefe an Jacquin den Ältern, welche hier von einem Urenkel des berühmten Botanikers zuerst aus den Autographen herausgegeben erscheinen, bilden einen höchst wichtigen Beitrag zur Literaturgeschichte der Botanik und eine anziehende Lecture für Jeden, der in dem grossen schwedischen Naturforscher auch die edle Persönlichkeit zu würdigen versteht. Zweiundneunzig bisher unbekannte, zum Theil sehr umfangreiche Briefe (vom J. 1759—78), in welchen Linnée die verschiedenartigsten Gegenstände seiner Wissenschaft mit einem ganz ebenbürtigen Zeitgenossen bespricht, sind an sich ein reicher Beitrag zur Linnée'schen Literatur, für die Geschichte der Botanik aber von um so grösserer Bedeutung, da sie eine fortgehende Besprechung und Commentirung der bekannten Jacquin'schen Werke enthalten, deren Sammlung sie gewissermassen ergänzen und abschliessen.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder-Conversations-Lexikon
für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vier Bände in 54 Lieferungen.
Mit 1238 Abbildungen und 45 Landkarten.
400 Bogen in gr. 4. 1837—41.
Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.
(Auch in Lieferungen zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk verbreitet sich, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, über alle dem gewöhnlichen Leben angehörende Gegenstände, und bietet neben der Belehrung anziehende Unterhaltung. Die vielen dem Text eingedruckten Abbildungen vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Darstellung. Die sauber in Kupfer gestochenen Karten machen für die Besitzer jeden Atlas überflüssig.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, Leipzig bei **K. F. Köhler**, sind folgende **Zeitschriften für 1842** zu beziehen:

1) Das Inland. Eine Wochenschrift für die Tagesgeschichte Liv-, Esth- und Curlands; herausgegeben von Prof. Dr. F. G. v. Bunge. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern in 4. (Dorpat.) Preis 4 Thlr.

2) Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands; herausgegeben von Prof. Dr. F. G. v. Bunge. Erster Band. Circa 22—24 Bogen in 8. (Ebendaselbst.) Preis 2 Thlr.

Soeben erschien das sprechend ähnliche

Portrait von Fr. Liszt

nach der Natur gez. und lith. von *Mittag*,

mit der Handschrift und Namensunterschrift des Virtuosen. Preis 20 Sgr. Auf chines. Papier in Fol. 1 Thlr.

Dies Portrait übertrifft alle frühern an Ähnlichkeit und künstlerischer Ausführung.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Johannes Mackel.

Bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut.

Von

Hermann Marggraff.

2 Theile. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Im Verlage der **Gebr. Bornträger** zu Königsberg erschienen im Laufe des Jahres 1841 folgende Werke:

Bessel, F. W., Astronomische Untersuchungen. 1ster Band. 5 Thlr. 10 Sgr.

Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 5ter Theil. 3 Thlr. 10 Sgr.
(Der 6te und letzte Theil erscheint im Jahr 1842.)

Ellendt, Fr., Lateinisches Lesebuch für die untersten Classen der Gymnasien. Siebente Auflage. 15 Sgr.

— —, Lehrbuch der Geschichte für die obern Classen der Gymnasien. Dritte vielfach verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hagen, G., Handbuch der Wasserbaukunst. 1ster Theil: Die Quellen. Mit 21 Kupfertafeln. 7 Thlr. 10 Sgr.

Rösselt, Fr., Handbuch der Geographie für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Dritte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. 3 Theile. 4 Thlr. 15 Sgr.

Rathke, H., Bemerkungen über den Bau des Amphioxus lanceolatus, eines Fisches aus der Ordnung der Cyclostomen. Mit einer Kupfertafel. 25 Sgr.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1ten Bandes 1ster Theil: Der östreichische Kaiserstaat. 2 Thlr. 10 Sgr.

Voigt, Joh., Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. In 3 Bänden. 1ster Band. 2 Thlr. 10 Sgr.

— —, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Beiträge zur Gelehrten-, Kirchen- und politischen Geschichte des 16. Jahrhunderts aus Originalbriefen dieser Zeit. Geh. 3 Thlr.

Wagenfeld, L., Allgemeines Vieharzneibuch, oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise leicht erkennen und sicher heilen kann. Mit 9 Tafeln in Stahlstich. Fünfte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Sauber cartonn. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Walitzki, M. v., Postylla czyli Kazania na wszystkie Niedziele i ś więta całego roku kościelnego według perykopów ewangelicznych. Część. I, II. 3 Thlr. 10 Sgr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 35ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann. 19ter Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 15ter Theil.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr.

Bei dem Ankaufe des ganzen Werkes, oder einer bedeutenden Anzahl einzelner älterer Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Die nachstehende Übersicht nennt einige der bedeutendsten Artikel, die in den obigen im vorigen Jahre erschienenen drei Theilen enthalten sind:

Aus der ersten Section: Entbindungskunst von *Hohl*; Ente von *Merrem*; Enthauptung und Entschädigung von *Buddeus*; Entomologie von *Burmeister*; Entzündung von *Rosenbaum*; Epaminondas von *Francke*; Epernon von *Stramberg*; Epicharmos von *Bernhardy*; Epicycloide von *Sohncke*; Epidemie von *Rosenbaum*; Epiktetos und Epikuros von *Steinhart*.

Aus der zweiten Section: Inspiration von *Grimm*; Instanz von *Emminghaus*; Instinct von *Heusinger*; Institut, Instrumentalmusik und Instrumente von *Fink*; Integralrechnung von *Gartz*; Intermittirende Krankheiten von *Haeser*; Interpres von *Theile* und *Vogel*; Interpunktion von *Matthiä* und *Hoffmann*; Intervention von *Schedler*.

Aus der dritten Section: Peiräeus von *Krause*; Peisandros und Peisistratos von *Vater*; Pelagius von *Wachler*, *Rettberg* und *Daniel*; Pelasger von *Krause*; Peleus von *Krahner*; Pellicanus von *Escher*; Peloponnesischer Krieg von *Flathe*; Pelzhandel von *Flügel*; Penates von *Krahner*; Pendel von *Kämtz*; Pendschab von *Lassen*.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei A. Urbankow in Breslau ist erschienen:

Der Titanide.

Novelle in 2 Bänden, von Karl Eitner.

Auf dies neueste schöngeistige Product des Verfassers des „**Modernen Lazarus**" (Leipzig, bei Brockhaus, 1838), erlaube ich mir, als **ein bedeutsames Werk**, aufmerksam zu machen.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das **12te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Militairische Spaziergänge. — II. Kriegsscenen aus dem Feldzuge 1799 der Östreicher gegen die Franzosen in Italien und Graubündten. — III. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. (Schluß des dritten Abschnitts.) — IV. Der Marsch der Alliirten 1813—14 über den Rhein. Zweiter Abschnitt. (Schluß.) — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten: Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6 Thlr. 16 gGr; jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6 Thlr. 16 gGr. Die Jahrgänge 1840 und 1841 kosten jeder 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen zu 6 Thlr. 16 gGr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5 Thlr. 8 gGr. berechnet.

Auf den Jahrgang 1842 wird bei allen Postämtern und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration angenommen.

Verlags- und Commissionsartikel

von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

Nr. III. October bis December 1841.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar bis Juni enthaltend, befindet sich in Nr. XXI des Literarischen Anzeigers vom vorigen Jahre; Nr. II, die Versendungen vom Juli bis September umfassend, in Nr. XXXIV.)

Denkwürdigkeiten der **Marie Capelle, Witwe Lafarge**, von ihr selbst geschrieben. Erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Livr. 19—24. In-8. Leipzig. 1841. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift wird für 1842 in derselben Weise erscheinen.

Aristote, La métaphysique, traduite en français pour la première fois; accompagnée de notes, par *A. Pierron* et *C. Zévort*. 2 vols. In-8. Paris. 5⅓ Thlr.

Boudin (J.-C.-M.), Traité des fièvres intermittentes, rémittentes et continues, des pays chauds et des contrées marécageuses, suivi de Recherches sur l'emploi des préparations arsénicales. In-8. Paris, 1842. 2⁵⁄₁₂ Thlr.

Chapuy, Le moyen-âge monumental et archéologique. Vues et détails des monuments les plus remarquables de l'Europe. Depuis le VIme jusqu'au XVIIIme siècle. Livr. I. In-fol. Paris. 1⁷⁄₁₂ Thlr.

Dussieux (L.), Recherches sur l'histoire de la peinture sur émail dans les temps anciens et modernes et spécialement en France. In-8. Paris. 1⅙ Thlr.

Les Français, peints par eux-mêmes. T. II. Livr. 1—10. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., color. ⁷⁄₁₂ Thlr.

Giraudeau de St.-Gervais, Guide pratique pour l'étude et le traitement des maladies de la peau. In-8. Avec gravures. Paris. 2⅓ Thlr.

Prangey (Girault de), Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores en Espagne, en Sicilie et en Barbarie. Gr. in-8. Avec gravures. Paris. 11⅔ Thlr.

Raoul-Rochette, Mémoires de numismatique et d'antiquité. In-4. Avec planches. Paris. 5⅓ Thlr.

Le Roman du Saint-Graal, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale par **Francisque Michel.** In-8. Bordeaux. 1⅓ Thlr.
Die ganze Auflage besteht aus 100 Exemplaren.

Walter (F.), Histoire de la procédure civile chez les romains, traduite de l'allemand par *E. Laboulaye*. In-8. Paris. 1⁷⁄₁₂ Thlr.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.

In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Neu erschien hiervon:

Hugo, Les orientales. 1 vol. — Lyriques grecs. 1 vol. —
de Vigny, Cinq-Mars. 1 vol.

Auch sind durch uns zu beziehen die in Paris erschienenen Sitten- und Charaktergemälde unter dem Titel:

PHYSIOLOGIES.

In-32. Mit Holzschnitten. à ⅜ Thlr.

Physiologie du Médecin — du Célibataire — du Tailleur — du Rentier — du Flaneur — du Garde-National — de l'Employé — de la Portière — du Provincial — du Député — du Chasseur — de l'Étudiant — de l'Écolier — de l'Homme à bonnes fortunes — de l'Homme marié — de la Chaumière — du Troupier — de l'Homme de loi — du Théâtre — du Vin de Champagne — du Prédestiné — des Rats d'église — du Poëte — des Amoureux — des Bals de Paris — du Carnaval, du Cancan et de la Cachucha — de la Presse — du Bourgeois — du Voyageur — de la Femme la plus malheureuse du monde — du Musicien — du Franc-Maçon — du Jardin des Plantes — du Bas bleu — du Parapluie — du Gant — des Foyers et des coulisses de tous les théâtres de Paris — du Parterre — de la Lorette — de l'Artiste — de la Parisienne — du Viveur — du Galopin industriel — de la Grisette — du Débardeur — du Floueur — du Débiteur et du créancier — de la Femme — des Auteurs dramatiques — des Gens de lettres.

Von jetzt an ist nur durch uns zu beziehen:

Frege (C. E.), Schulgrammatik der französischen Sprache. 3 Theile. Gr. 8. Güstrow, 1837—38. 1½ Thlr.
Erster Theil: Etymologie; nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.
Zweiter und dritter Theil: Syntax und Orthoëpie, ebenfalls nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Ergänzung der älteren Ausgaben
von
Goethe's sämmtlichen Werken
in 55 Bänden, sowol in 8. als in 16.

Bei Ertheilung des Bundesprivilegiums für die letzte Ausgabe der Goethe'schen Werke ist von einer hohen Bundesversammlung angeordnet worden, daß im Interesse der Besitzer der ältern Ausgaben, denselben durch Supplemente Alles zum Ankauf bereit gehalten werden solle, was diese neueste Ausgabe mehr enthält als die frühern.

Wir haben daher, im Einverständniß mit den v. Goethe'schen Erben, längst Anstalt getroffen, diesem hohen Auftrage nachzukommen, und es ist uns gelungen, Herrn Dr. J. P. Eckermann, den vieljährigen Freund und Hausgenossen Goethe's, den gründlichsten Kenner seiner Schriften, für die besondere Zusammenstellung alles Dessen zu gewinnen, was nachher noch von Goethe'schen Schriften vorgefunden und für die letzterschienene Ausgabe in 40 Bänden benutzt worden ist.

Es besteht dies in Folgendem:

(Eintheilung der Taschenausgabe.)

Erster Band.

Vermischte Gedichte. An Personen. Invectiven. Zahme Xenien. Nachträge zum Divan. Maximen und Reflexionen. Verschiedenes Einzelne. Reise der Söhne Megaprazons. Brief des Pastors an seinen Amtsbruder &c.

Zweiter Band.

Das Lustspiel: Die Wette. Iphigenia in Prosa. Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella in der frühesten Gestalt. Hanswursts Hochzeit. Paralipomena zu Faust. Fragmente einer Tragödie &c.

Dritter Band.

Die Metamorphose der Pflanzen. Beiträge zur Optik.

Vierter Band.

Der polemische Theil der Farbenlehre.

Fünfter Band.

Nachträge zur Farbenlehre, zur Mineralogie und Geologie. Biographische Einzelnheiten. Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften.

Dieser reichhaltige Stoff wird in 4 Bänden in 8., gleiches Format wie die Ausgabe in 55 Bänden, und in 5 Bänden, Format wie die in 16., geliefert werden, welche Goethe's Portrait (in seinem 27sten Jahre), von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen, als Beigabe erhalten. Da es unsere Absicht ist, die Anschaffung durch möglichst billigen Preis zu erleichtern, so werden wir

erstere, nämlich die 4 Bände in 8., in keinem Falle über 5 Fl. — oder 3 Thlr. —
letztere, „ „ 5 „ in 16., nicht über 3 Fl. 15 Kr. — oder 2 Thlr. —

und, wenn eine ansehnliche Subscribentenzahl es möglich macht, noch billiger ansetzen lassen.

Wir laden nunmehr alle Besitzer der ältern Ausgaben von Goethe's sämmtlichen Werken, welche diese Ergänzung derselben zu erhalten wünschen, hiermit ein, Unterzeichnungen auf die erscheinenden Supplementbände an die ihnen zunächst gelegene Sortiments-Buchhandlung recht bald abgeben zu wollen, auf welchem Wege wir allein die Größe der nöthig werdenden Auflage erfahren können.

Im Laufe des Monats März wird der Druck begonnen und so schleunig betrieben werden, daß das Ganze noch im Sommer dieses Jahres vollständig ausgegeben werden kann. Vorausbezahlung verlangen wir nicht.

Das Format wird, wie oben gesagt, genau den ältern Editionen sich anschließen, Papier und Druck aber den Anfoderungen der jetzigen Zeit entsprechend gewählt werden.

Da die Auflage nicht viel größer gemacht werden kann, als die Zahl der einlaufenden Subscriptionen, so könnten zu spät eingehende Bestellungen möglicher Weise unberücksichtigt bleiben müssen, und wir ersuchen deshalb die verehrlichen Theilnehmer, in ihrem eigenen Interesse, um baldige Mittheilung ihrer Wünsche durch die ihnen zunächst gelegenen Sortimentshandlungen; da wir unsere Versendungen nur an Buchhandlungen machen.

Ausführlichere Prospecte und Subscriptionslisten werden demnächst an alle Sortimentshandlungen gesandt werden.

Stuttgart und **Tübingen** im Januar 1842. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das Unmoralische der Todesstrafe.

Von Dr. Michael Petöcz. Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Die „**Ansicht der Welt**" des Verfassers, zu welcher diese interessante Schrift einen Nachtrag bildet, erschien 1839 und kostet 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1842. F. A. Brockhaus.

Bei **F. Urban Kern** in Breslau ist erschienen:

Der Titanide.

Novelle in 2 Bänden, von Karl Eitner.

Auf dies neueste schöngeistige Product des Verfassers des „**Modernen Lazarus**" (Leipzig, bei Brockhaus, 1838) erlaube ich mir, als **ein bedeutsames Werk**, aufmerksam zu machen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. Januar. Nr. 457—461.

Inhalt:

Die Jungfrau mit dem Kinde, nach Van Dyk. — Die Souveraine europäischer Abkunft, nach den Zeitpunkten ihres Regierungsantritts, geordnet am 1. Januar 1842. — Ein Tag Ludwig's XIV. in Versailles. — Der Brand des londoner Towers. — Von den Kometen. — Christian Fürchtegott Gellert. — Die Kathedrale von Lyon. — Frankreichs Marschälle. — Philipp Wouverman. — Landreise von Indien nach Europa. — Der Prinz von Wales. — Eine walachische Postchaise. — Das ägyptische und das Gregorianische Museum in Rom. — Der Meteorsteinregen zu Iwan in Ungarn. — Handel Frankreichs im Jahre 1840. — Eine londoner Bierbrauerei. — Der spanische Kesselflicker, nach Murillo. — Die ausgezeichnetsten Verstorbenen des Jahres 1841. — Die Stadt Bedschapur. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

An **Abbildungen** enthalten diese Nummern:

Die Jungfrau mit dem Kinde, nach Van Dyk. — Ludwig XIV. in seinem Schlafgemach. — Christian Fürchtegott Gellert. — Die Kathedrale von Lyon. — Eine Landschaft, nach Wouverman. — Sultanieh in Nordpersien. — Gottfried August Bürger. — Eine walachische Postchaise. — Eine londoner Brauerei. — Der spanische Kesselflicker, nach Murillo.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** ꝛc. gegen Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im **Preise ermäßigt** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Une chaîne par *Scribe.*

Gr. 8. Brosch.

Répertoire du théâtre fr. à Berlin. 2. Série Nr. 7 à 5 Sgr. für Subscribenten auf eine Série von 6 Nr. (6—8 vollständige Stücke) einzeln 7 1/4 Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Soeben empfingen wir von Paris:

VOYAGE AU POLE SUD ET DANS L'OCÉANIE,

sur les corvettes

l'Astrolabe et la Zélée,

exécuté par ordre du roi

pendant les années 1837—1838—1839—1840,

sous le commandement

de M. J. Dumont-D'Urville,

capitaine de vaisseau.

Publié par ordonnance de sa Majesté.

Histoire du voyage

par

Dumont-D'Urville.

TOME PREMIER.

1 vol. In-8. avec carte et atlas. Paris, 1841.

Preis der gewöhnlichen Ausgabe 1 1/6 Thlr.

— des Atlas 4 7/8 Thlr.

— der Ausgabe auf Velinpapier mit Atlas 6 7/8 Thlr.

Diese letztere Ausgabe wird nicht ohne den Atlas ausgegeben.

Leipzig, im Februar 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **F. Urban Kern** in Breslau sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Schlesiens ꝛc. zu haben:

Synchronistische Tabellen

zur vergleichenden Übersicht der

Geschichte

der deutschen National-Literatur.

Zum Gebrauche beim Unterrichte in höhern Lehranstalten und für Freunde der Literatur.

Von **Karl Eitner.**

Erste Lieferung in gr. 4. Geh. Preis 11 1/4 Sgr.
(Älteste Literatur bis zu den Minnesängern 360—1350.)
Das Ganze in circa 3—4 Lieferungen.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das Kriegerthum.

Von einem Invaliden.

Erster Theil:

Ueber die Wahl und Bildung höherer Truppenführer.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Schul- und Unterrichtsbücher.

Nachstehende, in den letzten Jahren in meinem Verlage erschienenen Schul- und Unterrichtsbücher erlaube ich mir Lehrern und Erziehern zur besondern Beachtung zu empfehlen:

Hübner (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. Fth. Lindner.** Die 103te der alten, oder die 4te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 1837. 10 Ngr.

Kannegießer (K. L.), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 25 Ngr.

Guts Muths (J. Ch. F.), Kurzer Abriß der Erdbeschreibung. Als Leitfaden und Memorienbuch für Schulen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1829. 22 Ngr.

Raumer (K. G. v.), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

— — Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr.

Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Cobbett's (William), englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von **Jak. H. Kaltschmidt.** Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. 22 Ngr.

Klauer-Klattowski (W.), Praktisches Französisches Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische zur Übung in der Umgangssprache der Franzosen. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Schlüssel zum Praktischen Französischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre französischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. 1841. 20 Ngr.

— — Praktisches Italienisches Handbuch ꝛc. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Schlüssel dazu ꝛc. 8. 1841. 20 Ngr.

— — Praktisches Englisches Handbuch ꝛc. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Schlüssel dazu ꝛc. 8. 1841. 20 Ngr.

Sang (J. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1839. 1 Thlr.

Lüdemann (W. v.), Lehrbuch der neugriechischen Sprache. Gr. 8. 1826. 1 Thlr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. **Dritte** Auflage. Breit 8. 1841. Cart. in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. A complete Dictionary english-german-french. On an entirely new plan, for the use of the three nations. **Third** edition. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

II. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. **Troisième** édition. Breit 8. Cart. 1841. 25 Ngr.

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. **Dritte** Auflage. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr.

Ludwig (Ch.), Complete dictionary, English and German, and German and English. **Second** edition, carefully corrected and accommodated to the general use of both nations; improved with a more precise account of the signification of the words, phrases, and proverbs, and enlarged with a great number of new expressions, and with a table of the irregular verbs, both English and German Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Snell (K.), Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

Unger (Ephr. Sal.), Praktische Übungen für angehende Mathematiker. Ein Hülfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. Zwei Bände. Mit 12 Figurentafeln. Gr. 8. 1828—29. 4 Thlr.

Die beiden Bände auch unter den Titeln:

I. Das Berechnen, Verwandeln und Theilen der Figuren. Ein Hülfsbuch für Geometer und für Solche, die mit Gemeinheitstheilungen zu thun haben, und ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

II. Die Lehre von dem Kreise. Erläutert durch eine bedeutende Sammlung von systematisch geordneten Aufgaben aus allen Theilen der reinen Mathematik. Ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

Ungern-Sternberg (E., Baron **v.),** Projectionslehre (Géométrie descriptive). Mit 12 lithographirten Tafeln. Gr. 4. 1828. 1 Thlr.

Lehrern, die sich vor der Einführung der vorstehenden Lehrbücher näher vertraut damit machen

wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch eine Buchhandlung an mich wenden.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Den zahlreichen Verehrern Meyerbeer's zeigen wir an, dass die letzten Nummern der

Mélodies de G. Meyerbeer

folgende acht Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Piano und deutschem und französischem Text enthalten: Der Garten des Herzens; Gesang der Schnitter; Suleika; Hör' ich das Liedchen; Komm; Scirocco, Sie und ich, und das Lied vom Meister Floh für eine Bassstimme. Preis à 5—10 Sgr.

In einigen Tagen erscheint:

Le Moine (Der Mönch) transcrit par F. Liszt.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Die Zeitinteressen.

Unter diesem Titel erscheint von Neujahr 1842 an eine Zeitung, welche in politischer, literarischer, artistischer, technischer, ökonomischer, gewerblicher, mercantilischer, historischer, geographischer, naturhistorischer, überhaupt wissenschaftlicher und religiöser Beziehung die Erscheinungen der Zeit begleitet und eine **allseitige wohlgeordnete Controle der Zeit unter den höchsten Gesichtspunkten bietet.**

Im Monat Januar sind außer einer fortlaufenden Tageschronik und den kürzern Nachweisen der Fortschritte, Rückschritte und Tendenzen der Zeit an größern Aufsätzen erschienen:

I. in der Tages-Chronik **J. J. Wagner's Nekrolog** mit dessen Portrait in Stahlstich.

II. Von Zuständen und Parallelen: **Die katholischen Zustände in Baden. — Preßfreiheit in England. — Aussichten des deutschen Zollvereins. — Die Medicin unserer Zeit.** Erster Artikel. — **Übersicht der politisch-socialen Zustände in Europa im Jahre 1841.** Erster und zweiter Artikel.

III. Von Verbesserungsvorschlägen und Debatten darüber: **Eisenbahnen auf Staatskosten. — Die Richtung von Eisenbahnen,** mit besonderer Beziehung auf das Recht des deutschen Bundes und in Anwendung auf Würtemberg. **Reminiscenzen und Ansichten aus dem Amts- und Staatsleben:** I. Was verlangt die Zeit von einem Staatsmanne? II. Das historische Princip. III. Die Redaction auf dem kirchlichen Gebiete. IV. Der kirchliche Friede. V. Die Ehre der Deutschen. VI. Das Wirken für den Beruf. VII. Die Cardinaltugend des Verwaltungsbeamten. VIII. Die Verwaltung und das Leben. — **Gefahr der Übervölkerung. — Der Wirkungskreis des Arztes. — Die Trunksucht. — Populaire Vorträge für Gewerbtreibende. — Festungen, ihr Werth und ihre Bedeutung. — Volksgerichte.**

IV. Fortschritte, Rückschritte und Tendenzen: **Die Landwirthschaft in Würtemberg.**

So oft es der reichlich zuströmende interessante Stoff erheischt, werden noch besondere Beilagen gratis gegeben. Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in Großquart auf feinstem weißen Papier. Der Pränumerationspreis beträgt für das Jahr nur 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein. Bestellungen nehmen alle solide Buchhandlungen und alle Postämter des In- und Auslandes an.

Plangemäße Beiträge werden nach Verlangen anständigst honorirt. Anzeigen jeder Art finden schleunige Aufnahme.

Ulm, am 1. Februar 1842.

Verlag der **Stettin**'schen Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Medicinalpflanzen

der

östreichischen Pharmakopöe.

Ein Handbuch

für

Ärzte und Apotheker

von

Stephan Endlicher,

Doctor der Medizin, k. k. Professor der Botanik und Mitglied der medicinischen Facultät an der Universität zu Wien.

Wien 1842.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 3 Thlr. 8 gGr.

Gegenwärtiges Buch enthält ausser der detaillirten naturhistorischen Beschreibung der einzelnen in die östreichische Pharmakopöe aufgenommenen Pflanzenarten auch Alles, was über die gebräuchlichen Theile derselben in pharmakognostischer Beziehung für Arzt und Apotheker zu wissen nöthig ist. Die Monographien der verschiedenen officinellen Pflanzen sind in die Fächer des vom Verfasser vielfach umgestalteten natürlichen Systems vertheilt und nach Familien unter den Gesichtspunkt der Einheit gebracht worden. Jeder Pflanzenfamilie ist ausser einer Übersicht des Formenkreises, welchen sie umfasst, auch das Wichtigste über ihre geographische Verbreitung und über die Eigenschaften, durch welche sie ausgezeichnet ist oder mit andern übereinkommt, vorausgeschickt. Die bemerkenswerthesten Cultur- und Nahrungspflanzen, und viele nicht mehr gebräuchliche, oder wenigstens nicht in den östreichischen Medicamentencodex aufgenommene Medicinalpflanzen sind an ihrer Stelle kurz erwähnt, oder auch weitläufiger behandelt und dienen dem Rahmen des Systems abzuschliessen, sodass das Buch zugleich einen Abriss der Systematik gibt, für welchen die einzelnen Arten wieder Beispiele und Belege sind. Ein dreifaches Register, nach der officinellen Nomenclatur, nach den gebräuchlichen Pflanzentheilen und ein alphabetisches der systematischen Benennungen, dient zur Verständigung, und gewährt Übersicht und Orientirung.

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Melzer (Dr. C. F.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyklopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Zweite Lieferung. Preis 1 Fl., oder 14 gGr.

Wir übergeben das zweite Heft des Nibelungenliedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen, mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheilnehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in acht Lieferungen à 1 Fl. Rhein., oder 14 gGr., erscheinen und die dritte Lieferung innerhalb vier Wochen ausgegeben werden können.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. **Januar.**

Inhalt:

Baumgarten-Crusius: 1. Kritik der christlichen Dogmen, nach Anleitung des apostolischen Symbolums. Von *K. Conradi*. 2. Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von *D. F. Strauss*. 3. Das Wesen des Christenthums. Von *L. Feuerbach*. 4. Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit. 5. Die speculative Dogmatik von Strauss. Erster Band. Von *K. T. Fischer*. 6. Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. (Nr. 1—3.) — **Francke**: System des heutigen Römischen Rechts. Von *F. C. v. Savigny*. Erster Artikel. (Nr. 3—5.) — **Zeis**: Über den jetzigen Standpunkt der Tenotomie. (Nr. 5, 7 u. 8.) — **Fries**: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit von *J. Schaller*. (Nr. 8—10.) — **Hase**: Moritz Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation, von *F. A. v. Langenn*. (Nr. 10, 11 u. 12.) — **Goettling**: Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniss und ihre ursprüngliche Gestalt. Von *O. F. Gruppe*. (Nr. 13—15.) — **Schleiden**: *H. R. Goeppert*, De coniferarum structura anatomica. (Nr. 15—17.) — **Fries**: Lehrbuch der Geometrie, ausgearbeitet von *C. L. A. Kunze*. Erster Band. (Nr. 19 u. 20.) — **Schulze**: Das nationale System der politischen Ökonomie. Von *F. List*. Erster Band. (Nr. 20—22.) — **Tuch**: Liber climatum auctore Schleicho Abu-Ishako-Faresi vulgo el-Isthachri. Ad similitudinem codicis Gothani accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum curavit *J. H. Möller*. (Nr. 22 u. 23.) — **Wolff**: Ulrich. Von *Ida* Gräfin *Hahn-Hahn*. (Nr. 23 u. 25.) — **Tross**: 1. Bijdragen tot de oude letterkunde der Nederlanden, door *L. G. Visscher*. 2. Ferguut. Ridderroman mit den Fabelkring van de ronde Tafel, uitgegeeven door *L. G. Visscher*. 3. Nieuwe Werken van de maalschappy der Nederlandsche letterkunde te Leiden. (Nr. 25 u. 26.) — **Ungedruckte Briefe von Leibnitz; Chronik der Universitäten; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Nekrolog; Literarische Nachrichten; Miscellen; Ankündigungen.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei J. Urban Kern in Breslau ist erschienen:

Schloss Goczyn.

Roman aus den Papieren

einer Dame von Stande.

8. Geh. Velinpapier. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der sehr günstige Erfolg, den diese Dichtung aus der Feder einer vornehmen, geistreichen Dame in so kurzer Zeit erlebte, rechtfertigte die Erwartungen, die wir bei Erscheinen derselben aussprachen.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an $5\frac{1}{3}$ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: $1\frac{1}{2}$ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 1. Souvenirs des Açores, par **Jules de Lasteyrie.** — Les deux fleurs, par **Louis Lurine.** — Impressions de jeunes femmes. Peur, peine et plaisir. Par Mad. **Eulalie Ravoux.** — La principauté de Monaco, par **Maximilien.** — Colonies pénitentiaires de L'Angleterre, par **Casimir Henricy.** — Souvenirs du Parlément de Paris. La fausse pucelle d'Orleans. Par **H. R.** — *Tribunaux:* L'exercice des hommes de garde. Un homme poli. Le portrait d'une femme mariée.

Sommaire du No. 2. Une course dans l'Asie-Mineure. Lettre à M. Sainte-Beuve, par **Ampère.** — Le Rhin, par **Victor Hugo.** — La Belgique. Histoire. Caractère. Par le comte **de Vandoeuil.** — Histoire d'un musicien compilateur. Dangers de la prévention. Par **Castil-Blaze.**

Bei mir ist soeben erschienen und in **allen** Buchhandlungen zu haben:

Die 5. Auflage der Octav-Ausgabe
der
Frithjofs Sage
von
Esaias Tegnér.

Aus dem Schwedischen
von
Gottlieb Mohnike.

Brosch. Preis 1 Thlr.

Dieser so bald nach Erscheinen der vierten durchaus verbesserten und vermehrten Auflage nöthig gewordene Abdruck liefert den sprechendsten Beweis, daß die Übersetzung des Herrn **Dr. Mohnike** nicht allein den größten Beifall gefunden, sondern auch wegen der beigegebenen **erklärenden Anmerkungen** und der in dem Vorwort enthaltenen **Einleitung** den Vorzug vor **allen andern** Übersetzungen behauptet hat. Dieselbe bildet auch in dieser 5. Auflage den **3.** Band der bei mir erschienenen

Sämmtlichen Gedichte
von
Esaias Tegnér.

Deutsch von **Gottlieb Mohnike,**

und ist davon der **1.** und **2. Band,** broschirt, für den Preis von $2\frac{1}{2}$ Thlr. ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Neben dieser **kritischen** und **commentirten Ausgabe** der **Frithjofs Sage** kann auch die vor kurzem, auf vielfaches Verlangen, in dem jetzt allgemein beliebten **Schiller-Formatausschiffen** — und bereits sehr günstig aufgenommene wohlfeile —

Taschen-Ausgabe
mit erklärendem Wortregister

für den Preis von nur $\frac{2}{3}$ Thlr. fortwährend bezogen werden.

Ferner hat soeben die Presse verlassen und ist von mir an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Nachtmahlskinder
von
Esaias Tegnér.

Deutsch von
Gottlieb Mohnike.
Zweite Auflage.

12. Sauber broschirt. Preis $\frac{1}{6}$ Thlr.

Diese aus dem ersten Theil der Tegnér'schen Gedichte besonders abgedruckte religiöse, höchst anziehende Dichtung fand gleich bei Erscheinen der ersten Auflage den ungetheiltesten Beifall, und wurde besonders von Erziehern, Lehrern und Schulvorstehern — als das **passendste** und **wohlfeilste Confirmanden-Geschenk,** der größten Verbreitung würdig — einstimmig empfohlen.

Leipzig, im Februar 1842.

Carl Cnobloch.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen &c.** gegen eine Vergütung von $\frac{3}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats Januar:

Dorfzeitung. Vorwort. Die Nachtheile des allzu vermehrten Kartoffelbaus. — Der Obstbaum ist ein Baum des Nutzens, der Freude und der religiösen Erhebung des Herzens zu Gott; aber dennoch wird die Obstbaumzucht vernachlässigt. — Über zweckmäßige Anlage der Düngerstätten. — Über Kartoffelmehl und dessen Anfertigung — Warum sind bei mehrern unserer Landleute in diesem Frühjahre ganze Äcker mit Kartoffeln nicht aufgegangen? — Wie man sich an heißen Sommertagen auf eine einfache Weise kaltes Wasser verschaffen kann. — Die beste Benutzung der Roßkastanien. — Gruppen englischen Rindviehes. **Mit einer Abbildung.** — Mittheilungen aus den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft in Sondershausen. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Die Frevler. — Pferdebezauberung. — Das unbändige ostindische Roß. — Ausgaberegeln. — An einen jungen Geschäftsmann. — Enthüllung eines sehr wichtigen Geheimnisses, die Hundswuth betreffend. — Der hundertjährige Kalender. — Dschibbel Nakus, oder der Glockenberg auf der Halbinsel Sinai. — Der Todtentanz. — **Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

PROSPECTUS.

BIBLIOTHECA ROMANA.

EDIDIT

G. JULIUS.

OPUS UNO VOLUMINE L ALIQUARUM PLAGULARUM ABSOLUTUM.

LIPSIAE:

F. A. BROCKHAUS.

Die Bibliotheca Romana, welche im Laufe des Jahres 1842 erscheinen wird, soll, durch geordnete Zusammenstellung aller gedruckten Bücher und bildlichen Darstellungen, welche sich auf Rom, seine Sage, seine Geschichte, seine Denkmäler, seine Verfassung, sein religiöses und sociales Leben beziehen, eine bequeme Übersicht der gesammten Rom betreffenden Literatur gewähren.

Der Reichthum und die Wichtigkeit dieser Literatur rechtfertigen die Absicht, sie in einem speciellen Handbuche nachzuweisen.

Was bisher an Nachweisungen dieser Art vorhanden, ist unendlich zerstreut und muß aus zahllosen Büchern zusammengelesen werden. Für einzelne Partien gibt es zwar treffliche Hülfsmittel, wie z. B. in Bezug auf die Bibliotheken: Blume's „Iter Italicum" &c.; aber eine nur einigermaßen vollständige, alle Verhältnisse umfassende Zusammenstellung ist nicht vorhanden, und was mit dem Anspruche, eine Übersicht darzubieten, sich gesammelt findet, genügt den Bedürfnissen, wenn es jemals genügte, wenigstens jetzt nicht mehr. Rangiaschi's „Bibliographie des Kirchenstaates" reicht nur bis in das letzte Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, ist außerdem planlos zusammengetragen und in vielen Fällen so ungenau, daß sie z. B. oft ein und dasselbe Werk bald mit, bald ohne Namen des Autors, oder unter verschiedenen Titeln mehrmals verzeichnet; Hase's „Nachweisungen für Reisende in Italien" lassen die ältere Literatur, sowie die ganze Historie, Verfassung, Institute &c. ganz bei Seite, und sind für die neuere Literatur noch unzureichender als Rangiaschi's Werk für die ältere; Lichtenthal's „Manuale bibliografico" enthält der Büchertitel zwar eine beträchtliche Anzahl mehr, aber nur solche, die sich aus Verlagskatalogen und Journalen mit leichter Mühe haben ließen, und ebenfalls ohne die verschiedenen Seiten des römischen Lebens und der römischen Geschichte zu berücksichtigen.

Durch die hier angekündigte Bibliotheca Romana wird daher der Versuch gemacht, eine große und oft gefühlte Lücke auszufüllen. Sodann, da zwischen den Ländern diesseit und jenseit der Berge der Verkehr, zumal der literarische, so beschränkt ist, daß man, was auf der einen Seite geleistet wird, auf der andern nur spät und spärlich oder gar nicht zu erfahren pflegt,

Bibliotheca Romana, quam anno MDCCCXLII prodituram iis viris, qui talia curant, breviter commendamus, libros typis expressos et tabulas aeri incisas, quotquot spectant ad Romam illustrandam justo ordine dispositas complectetur, omnia igitur exhibebit quae ad topographiam et historiam Urbis aeternae statumque praesentem referenda sunt, ita ut quicunque de monumentis artis antiquae et recentioris, de rebus publicis et privatis, sacris et profanis edoceri velit, scriptores hic accurate recensitos inveniat qui haec omnia tractarunt. Quantum usum talis bibliotheca habitura sit in tanta librorum qui de his rebus agunt gravissimis copia, facile intelliget, qui vel leviter his studiis imbutus est.

Ut nunc res se habet, summis molestiis ac difficultatibus ei qui in quamcunque rem accuratius inquirere vult, dispersa undique colligenda sunt. Quamquam enim de singulis quibusdam egregia subsidia exstant, ex quibus *Blumii Iter Italicum* nominasse, sufficit, negari tamen non potest, eos libros si qui sunt, qui omnia complectantur, ita comparatos esse, ut nullo modo eum usum praestent quem a tali libro jure expectes. *Rangiaschii* Bibliographia Status Pontificalis (Bibliografia storica etc. Rom. 1792) ne ad finem quidem saeculi praeteriti accedit, et tam imprudenter et negligenter composita est, ut non modo multa eaque gravissima praetermittat sed saepissime eundem librum modo allato scriptoris nomine modo omisso aut plane mutato titulo pluries repetat *Hasii* liber (Nachweisungen f. Reisende etc. Leipzig 1821) praeterquam quod multas res, et historiam, politicam, aliaque de consilio omittit, antiquiores libros non curat, et recentiores negligentius etiam affert quam Rangiaschius veteres. *Lichtenthalii* autem Compendium bibliographicum (Manuale bibliografico del viaggiatore etc. Milano 1830) libros quidem longe plures recenset, sed fere eos solum qui facili negotio ex indicibus et diariis corradi potuerunt, neque omnia respexit, quae is, qui de rebus et institutis Romanis quaerit, scire cupiat.

Quae cum ita sint, jure nostro speramus, fore ut hac *Bibl. Rom.* Viri docti non sine gaudio studia sua adjuta sentiant.

so wünschen wir den beiderseitigen Gelehrten einen Dienst zu erzeigen, indem wir ihnen, [illegible] in Bezug auf Rom, so viel thunlich die ganze [illegible] Literatur aller beiden Theilen die entfernte und fremde neben der einheimischen und bekannten vor Augen stellen. Endlich, da die Erfahrung zeigt, daß Reisende, Sammler, Liebhaber von Alterthümern oder [illegible] oder solche Gäste der ewigen Stadt, die in reger Theilnahme für Einzelnes, gern die Untersuchungen, welche darüber angestellt worden sind, sich zu Nutze machen wollen, meistens nicht wissen, wohin um Belehrung sich wenden, so hoffen wir auch diese zu berathen, indem wir ihnen die Bücher, welche Auskunft geben über alle Sehenswürdigkeiten, Alterthümer, Denkmäler, Münzen, Einrichtungen, Bräuche, kirchliche und bürgerliche Feste oder was sonst Interesse haben mag, in den betreffenden, leicht übersichtlichen Abschnitten unsers Buches nachweisen.

Diesen verschiedenen Zwecken gemäß sind die Grenzlinien gezogen worden für das aufzunehmende Material. Vollständigkeit wird nur in Bezug auf Dasjenige angestrebt, was Rom unmittelbar betrifft, so in der eigentlichen Stadtbeschreibung, [illegible] Beschreibung und Untersuchung aller in Rom befindlichen Denkmäler, der römischen Institute, der engern Geschichte der Stadt u. s. w. Wo aber die zum Verständniß des eigen Römischen erfoderlichen Hülfskenntnisse in die verschiedenen allgemeinen Gebiete selbständiger Wissenschaften eingreifen, wird es nöthig sein, eine Auswahl, den oben angedeuteten Zwecken entsprechend, zu treffen, sodaß einerseits den billigen Anfoderungen Derer, die an Ort und Stelle des Handbuchs sich bedienen wollen, ohne genöthigt zu sein, daneben noch zu Anderm zu greifen, nach Möglichkeit genügt, andererseits aber das durch den Zweck, sowie die Bequemlichkeit des Gebrauchs gewiesene Maß nicht überschritten werde.

Bibliographisch im engern Sinne, die Werke, welche aufgeführt werden, auch die seltenern, und alten Drucke, zu beschreiben, wird nicht beabsichtigt. Doch werden die Titel vollständig und genau aufgeführt und überall die verschiedenen Ausgaben bemerkt und, wo es nöthig scheint, nach ihrem verschiedenen Werthe charakterisirt werden. Um das Buch gemeinnütziger zu machen, werden die kurzen Anmerkungen in lateinischer Sprache gegeben werden. Quellenschriften und Abhandlungen, welche sich zerstreut in Sammelwerken, Zeitschriften oder in solchen Büchern, wo sie nicht leicht gesucht werden, vorfinden, sollen ebensowol als die den Gegenstand eigentlich behandelnden Schriften verzeichnet werden.

Das Material ist dadurch zusammengebracht, daß der Verfasser die Bibliotheken Roms durchmusterte, das übrige aber aus den schon gedruckt vorhandenen Hülfsmitteln, bibliographischen Werken, Katalogen und Literaturnachweisungen in den verschiedenen einschlagenden Specialwerken und Monographien hinzufügte.

Nam cum Alpes commercio litterario [illegible] impedimentum [illegible] edantur, [illegible] ut nec Itali magnam partem eorum cognoscere possunt, quae foris scribuntur — quae quam vera sit quaerimonia, facile quisque sibi [illegible] persuadere, — utriusque partis Viri docti haud parvo cum fructu subsidio utentur, quo libri qui ad Romam spectant omnes notitiae eorum quam plenissime et accuratissime traduntur. Neque tamen solis Viris doctis studemus. Et enim cum experientia [illegible] bene scimus, eos qui Romam adierint, de multis rebus antiquis et recentioribus, de monumentis, nummis, festis, institutis ac moribus accuratius edoceri cupere, quam vulgo fit, nescire tamen, unde haec quaerant; [illegible] talibus usui fore librum nostrum speramus.

Bibliotheca igitur *Romana* quaecunque ad ipsam Romam et res a Populo Romano gestas referenda sunt, quae quidem Urbis topographiam, monumentorum cujuscunque generis in ea [illegible] et [illegible] rum Romanorum explicationem [illegible] et similia spectant, omnia plenissime recensebit, neque quicquam, quantum fieri potest, omittet. Ubi tamen ex variis disciplinis petenda sunt quae ad explicandas res Romanas necessaria videntur, delectus quidam habendus erit, ita quidem, ut dum ejus usui consulatur qui fortasse Romae ea uti velit nec alios ad manum habeat libros bibliographicos quos perquirat, is tamen modus adhibeatur, quem ratio talis libri jubet.

In recensendis libris non ita versabimur ut bibliographica diligentia libros, etiam antiquiores et rariores, describamus, sed in eo continebit opera nostra, ut cujusvis libri indicem plene et accurate afferamus, et diversas editiones enumeremus, addita de diversa eorum utilitate et auctoritate brevi quadam nota. Has et similes notas, quae de libris ipsis aut eorum auctoribus [illegible] debent, latine scribere aptissimum visum est in libro qui multorum et diversorum usui destinatus est.

Ceterum praeter libros singulares, dissertationes etiam quae in magnis collectionibus, opusculis, ephemeridibus delitescunt, summo studio collectae afferuntur.

Omnia autem quae inveniuntur in hac Bibl. ita ab editore collectae sunt, ut dum Romae versatur bibliothecas publicas et privatas sedulo perlustrans, omnia notaret quae e re esse videbantur, et tum adderet quae e libris bibliographicis, indicibus librariorum aliisque adjici potuerunt.

Haec omnia denique hoc ordine digeruntur:

PRAEMITTENDA.

Liber I.

RES PHYSICAE.

Liber II.

HISTORIA ROMANA.

Cap. 4. Antiquitates et ritus civiles.
„ 5. Antiquitates militares. } 1) Veterum Romanor. 2) Christianorum.
„ 6. Antiquitates vitae privatae.
„ 7. Historia litteraria. 1) Generalis. 2) Specialis, virorum doctorum, artificum Regionum et poetarum.
„ 8. Historia artium. 1) De artis Romanae archaeologia. 2) Historia omnis aevi, a. architecturae, b. sculpturae, c. picturae, d. musices. 3) Vitae Architectorum, Sculptorum Pictorum et Musicorum.

Liber III.
DESCRIPTIO ET HISTORIA URBIS.

Cap. 1. Itineraria aliique libri qui de tota Italia aut parte ejus aliqua atque de Roma agunt.
„ 2. Descriptio Urbis universae tam veteris quam recentis. 1) Collectiones variorum librorum topographic. et antiquarior. 2) Descriptiones topographicae vetustissimae — Ambulationes quorundam et poetarum descriptiones urbis — Descriptiones antiquariae Saeculi XV — Itineraria ejusdem Saec. — Descriptiones antiquariae Saeculi XVI — Urbis et monumentorum formam primitivam graphice restaurandi conatus Saeculi XVI — Descriptiones eruditae et graphicae Saeculi XVII — Saeculi XVIII — Saeculi XIX — Librorum qui „Guide" italice dicuntur series. 3) Ichnographiae et Prospectus Urbis.
Cap. 3. Descriptio singularum Urbis partium. 1) Tibris et Insula Tiberina — Montes Vaticanus Janiculusque et Marius, Capitolinus, Palatinus, Aventinus, Caelius, Quirinalis, Viminalis, Esquilinus, Pincius, Testaceus et alii casu orti — Campus Martius — Regio Transtiberina. 2) Regiones Urbis. 3) Moenia et portae — Pontes — Viae, fora, ambulationes — Fontes, aquaeductus, cloacae. 4) Horti — Villae.
„ 4. Monumentorum singulorum descriptio. 1) Libri qui diversi generis monumenta complectuntur (Romana — Tusca — Christiana). 2) Aedificia, a. antiquitatis Romanae (templa — arcus — sepulcrorum monumenta — obelisci — porticus — circi — amphitheatra — theatra — thermae — palatia et aedificia publica), b. medii aevi et nostri temporis. 3) Vasa et utensilia — solia — lucernae et candelabra — specula. 4) Plastica opera, a. antiquitatis (signa — opera caelata — anaglypta), b. recentioris artis. 5) Picturae, a. antiquitatis (vascula picta — tectoria picta — musiva), b. recentioris artis (picturae in tectorio et in textili [tapetia] — tabulae aeri incisae etc.). 6) Numismata. 7) Inscriptiones.
„ 5. Specialia quaedam quae ad historiam Urbis pertinent. 1) De eversione monumentorum, ruina veteris et incrementis recentioris Urbis. 2) De historia effodiendi et colligendi monumenta Urbis.

Liber IV.
RES ET INSTITUTA NOSTRI TEMPORIS.

Cap. 1. Statistica.
„ 2. Respublica (Sedis vacantia. Conclave. Electio Pontificis Romani, consecratio, coronatio et processus Lateranensis. — Comitatus Pontificis et dignitates palatii apostolici. — Sacr. Consistorium — Congregationes tribunaliaque et collegia Romae — Urbis magistratus.
„ 3. Leges et vectigalia.
„ 4. Res militaris.
„ 5. Ecclesiastica. 1) Loci Sacri. 2) Tempora sacra. 3) Ritus.
„ 6. Instituta pia et Confraternitates.
„ 7. Artes et disciplinae earumque scholae — Academiae — Bibliothecae — Musea.
„ 8. Agricultura — Opificia — Commercium.
„ 9. Res privatae — Festa — Ludi.

APPENDIX.

Locorum in vicinia Romae sitorum descriptio et historia.

INDICES.

1. Scriptorum,
2. Nominum et rerum secundum literarum ordinem et
3. Secundum argumenta dispositi.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 1ste Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1842.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 gGr.

Inhalt:

Einige Beiträge zur Kenntniß des jetzigen Englands. — Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwickelungsganges. — Über Successionsstreitigkeiten in Deutschland. — Die neuesten Ergebnisse und Fortschritte der Lebensversicherungsanstalten in Deutschland, mit Andeutungen über die nationalökonomische Wichtigkeit dieser Anstalten. — Der jetzige Staatsdienst, ökonomisch betrachtet. — Über die Befestigung von Ulm und Rastatt. — Deutschland, das Meer und Dänemark. — Die Autographensammlungen. — Etwas von deutschen Übersetzern. — Theaterreform. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wir übernahmen für Deutschland den Hauptdebit des

Journal des haras,

des chasses, des courses de chevaux, d'agriculture appliquée à l'élève du cheval et des bestiaux en général et de médecine comparée,

Journal des progrès des sciences zooïatriques.

3 Bände. 8. 7 Thlr. ord., 5¼ Thlr. netto,

welches in 12 monatlichen Lieferungen erscheint, von denen je vier einen Band bilden. Wir kennen diese Zeitschrift in der pariser Originalausgabe zu demselben Preise liefern, den der brüsseler Nachdruck kostet. Probehefte stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

Leipzig, im Februar 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Auf die mit dem 1. Januar d. J. in meinen Verlag übergegangene

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von E. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatte: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 1842. Preis 20 Ngr.

werden bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen fortwährend Bestellungen angenommen, wo auch Probenummern dieses Blattes gratis zu erhalten sind. Anzeigen werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Jungfrau vom See.

Ein Gedicht in sechs Gesängen.

Aus dem Englischen des Walter Scott.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Abfertigung.

Ein Herr Theodor Rohmer, Verfasser von „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft", geberdet sich, wie der Frosch unter der Luftpumpe, in komischer Aufgeblasenheit wegen einer Kritik seiner Schrift in Nr. 3 u. 4 des Jahrgangs 1842 der „Blätter für literarische Unterhaltung". Dieses grimmige Lamm hat in Nr. 34 der augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine geheimnißvoll drohende Erklärung von sich gegeben. Der Hr. Theodor ist wol ein blutjunger Schriftsteller, der nach Ruf schnappt und es sehr übel nimmt, wenn man nicht sofort das kindische Geschwätz seines literarischen Erstlings zum wenigsten für die Vorrede eines dritten Evangeliums gelten läßt. Zu den vielen Wissenschaften, die er nicht studirt hat, gehört ohne Zweifel die Rechtswissenschaft, sonst hätte er unmöglich bei einer Kritik, die sein ebenso anmaßliches als handgreiflich unreifes Schriftchen eher zu milde als zu strenge beurtheilt hat, in die Faselei von „persönlichen Verleumdungen" (!) verfallen können.*) Vermag er übrigens seiner verletzten Eitelkeit nicht Herr zu werden und will er sich ferner zum Besten geben, so mag er es immerhin vor den Gerichten mit einer frivolen Verleumdungsklage versuchen. Vorläufig danken wir ihm, daß er auch das Publicum der augsburger „Allgemeinen Zeitung" auf die bemerkte Recension aufmerksam gemacht hat. Das war sehr gutmüthig.

Der Verfasser der betreffenden Kritik.

*) Gibt es etwa — nebenbei gefragt — auch nicht persönliche Verleumdungen?

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1841. Januar bis December.

Denkwürdigkeiten der **Marie Capelle, Witwe Lafarge,** von ihr selbst geschrieben. Erster und zweiter Band. Gr. 12. Leipzig. Geh. 2⅔ Thlr.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. 1841. 24 Livrs. In-8. Leipzig. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift, die eine **Auswahl des Besten der gesammten französischen periodischen Presse** gibt, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits ein grosses Lesepublicum erworben und der Absatz ist fortwährend im Steigen. Allgemein erkennt man die umsichtige Auswahl, die vielseitige Abwechselung und die Schnelligkeit der Mittheilungen an.

In allen Buchhandlungen können Hefte des Echo eingesehen werden; es erscheint regelmässig in Heften von 2—3 Bogen am 15. u. 30. d. M.

Les Français, peints par eux-mêmes. Texte par les sommités littéraires, dessins par **Gavarni, Monnier** etc. Nouvelle souscription pour l'étranger. T. I, II, livr. 1—10. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., color. 7/12 Thlr.

Giraudeau de Saint-Gervais, Die syphilitischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung ihrer verschiedenen Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Nebst einem Anhange über Prostitution. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Verfassers übertragen. Mit den Kupfern der Original-Ausgabe. 2 Bde. Gr. 8. Leipzig. 3 Thlr.

Jacob (de), Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par *Jouffroy*. 2 vols. In-8. Leipzig. 5 Thlr.

Jouffroy (H.), Catéchisme de droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. In-8. Leipzig. 1 Thlr.

Ahrens (H.), Cours de droit naturel, ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne. Gr. in-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr.

— —, Cours de psychologie, fait à Paris sous les auspices du gouvernement. 2 vols. In-8. Paris. 3½ Thlr.

Albèri (E.), Vita di Caterina de' Medici, saggio storico. In-4. Firenze. 10 Thlr.

Ampère, Histoire de la littérature française au moyen-âge, comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. In-8. Paris. 2⅚ Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XII. (1840.) In-8. — Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1840. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1840. In-foglio. Roma. Prän.-Pr. jedes Jahrgangs * 14 Thlr.

***Für die frühern Jahrgänge tritt der Ladenpreis von 18 Thalern ein.**

Aristote, La métaphysique, traduite en français pour la première fois; accompagnée de notes, par *A. Pierron* et *C. Zévort*. 2 vols. In-8. Paris. 5⅓ Thlr.

Armengaud (aîné), Publication industrielle des machines, outils et appareils les plus perfectionnés et les plus récents employés dans les différentes branches de l'industrie française et étrangère. Livr. 10. In-8. Avec atlas in-folio. Paris. 10⅔ Thlr.

Baldou (Dr.), L'hydropathie, méthode rationelle du traitement, par sueur, l'eau froide, le régime et l'exercice. In-8. Paris. ⅞ Thlr.

Baveux (E.), Alger. Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique. 2 vols. In-8. Paris 5 Thlr.

— —, Philosophie politique, ou de l'ordre moral dans les sociétés humaines. 2 vols. In-8. 5 Thlr.

Bigel (Dr.), Manuel d'hydrosudopathie, ou Traitement de maladies par l'eau froide, la sueur, l'exercice et le régime, suivant la méthode employée par V. Priessnitz à Gräfenberg. Suivi d'un Mémoire physiologique sur la chaleur animale, par *M. Pelletan*, professeur. In-18. Paris. 1⅓ Thlr.

Boudin (J.-C.-M.), Traité des fièvres intermittentes, rémittentes et continues, des pays chauds et des contrées marécageuses. In-8. Paris, 1842. 2 5/12 Thlr.

Carné (de), Du gouvernement représentatif en France et en Angleterre. In-8. Paris. 2⅓ Thlr.

Chapuy, Le moyen-âge monumental et archéologique. Vues et détails des monuments les plus remarquables de l'Europe. Depuis le VIme jusqu'au XVIIIme siècle. Livr. I. In-fol. Paris. 1$\frac{7}{12}$ Thlr.

Chopin (J.-M.), Révolutions des peuples du Nord. T. I. In-8. Paris. 2⅞ Thlr.

Le nouveau Correspondant. Recueil semi-périodique, philosophique et littéraire. T. I à III. In-18. Paris. 3$\frac{1}{12}$ Thlr.

Dussieux (L.), Recherches sur l'histoire de la peinture sur émail dans les temps anciens et modernes et spécialement en France. In-8. Paris. 1⅛ Thlr.

Galerie des maréchaux de France. Dédiée à l'armée de terre et de mer. Par **Ch. Gavard.** Gr. in-4. Mit 42 in Stahl gestochenen Portraits. Paris. 5⅓ Thlr.

Giraudeau de St.-Gervais, Guide pratique pour l'étude et le traitement des maladies de la peau. In-8. Avec gravures. Paris. 2⅓ Thlr.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit latine vertit dissertatione de graeca eloquentia et rhetorica notitiaque de herculanensibus voluminibus auxit annotationibus indicibusque instruxit *E. Gros*. Adjecti sunt duo Philodemi libri de rhetorica Neapoli editi. In-8. Parisiis. 3$\frac{7}{12}$ Thlr.

Platon, Le Parménide, dialogue traduit et expliqué par *J. A. Schwalbe*. In-8. Paris. 2⅓ Thlr.

Prangey (Girault de), Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores en Espagne en Sicilie, et en Barbarie. Gr. in-8. Avec gravures. Paris. 11⅔ Thlr.

Raczynski (Athanase, comte**),** Histoire de l'art moderne en Allemagne. T. III. Le nord de l'Allemagne, principalement Berlin. Avec atlas in-fol. In-4. Paris. 15 Thlr.

C'est le dernier volume. Les T. I, II coutent 45 Thlr.

— —, Geschichte der neuern deutschen Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von *F. H. von der Hagen*. Bd. III. Norddeutschland, besonders Berlin. Nebst Atlas in Fol. 4. Berlin. 15 Thlr.

Mit diesem Bande ist das Werk geschlossen. Die zwei ersten Bände kosten 45 Thlr.

Raoul-Rochette, Mémoires de numismatique et d'antiquité. In-4. Avec planches. Paris. 5⅓ Thlr.

Recueil de documents et mémoires originaux sur l'Histoire des possessions espagnoles dans l'Amérique à diverses époques de la conquête, publié sur les manuscrits anciens et inédits de la bibliothèque de **M. Ternaux-Compans.** In-8. Paris. 3$\frac{7}{12}$ Thlr.

Règle et statuts secrets des templiers, précédés de l'Histoire de l'établissement, de la destruction et de la continuation moderne de l'Ordre du Temple, publiés sur les manuscrits inédits des Archives de Dijon, de la Bibliothèque Corsini à Rome, de la Bibliothèque royale à Paris, et des Archives de l'Ordre par **C. H. Maillard de Chambure.** In-8. Paris. 3 Thlr.

Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato, raccolte, annotate ed edite da **E. Albèri** a spese di una società. Serie I, vol. 1. Serie II, vol. 1. Serie III, vol. 1. In-8. Firenze. Jeder Band 2½ Thlr.

Dieses Werk erscheint in Bänden von ungefähr 80 Bogen. Die Käufer müssen sich zur Abnahme von 10 Bänden verbindlich machen, von denen jährlich nicht mehr als vier und nicht weniger als zwei erscheinen werden.

Le Roman du Saint-Graal, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale par **Francisque Michel.** In-8. Bordeaux. 1⅔ Thlr.

Die ganze Auflage besteht aus 100 Exemplaren.

(Der Beschluss folgt.)

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

Von

Dr. Mager.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 gGr.

Partiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 gGr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadettenanstalten, die das Französische bereits in den untern Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem „Tableau anthologique de la littérature française" den Übergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittlern Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowol für die mittlern als für die obern Classen mit Dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigern Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842. Februar.

Inhalt:

Nr. 32. Geschichte des englischen Deismus. Von G. V. Lechler. (Nr. 32—34.) — Antiquarische Reminiscenzen. — **Nr. 33.** Gedichte von R. E. Prutz. — Über die Quelle von Shakspeare's „Heiligen Dreikönigsabend". — **Nr. 34.** Romanenliteratur. — **Nr. 35.** Theodor Mundt und sein neuester Roman „Thomas Münzer". Von H. Koenig. (Nr. 35, 36.) — Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II., nebst einer Beschreibung des Landes im Jahre 1500. Von O. v. Corvin-Wiersbitzki. — **Nr. 36.** Die „Poésies sociales des ouvriers" des Herrn Olinde Rodrigues. — **Nr. 37.** Die bedingte Preßfreiheit; historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet von T. Heinsius. (Nr. 37—39.) — Guiraud's „Philosophie catholique de l'histoire". — **Nr. 38.** Le pratiche della campagna lucchese descritte dal Marchese A. Mazzarosa. Von Alfred Reumont. — **Nr. 39.** Romanenliteratur. — **Nr. 40.** Zeitstimmen. Zwölf Gedichte von E. Geibel. (Nr. 40—42.) — Goethe und Klopstock. Von F. Pfeiffer. — **Nr. 41.** Piotrkowicer Auszüge, oder einige Auszüge aus der Büchersammlung in Piotrkowicy, herausgegeben von A. E. Kozmian. Von J. P. Jordan. — **Nr. 42.** Briefe über die moralische Bildung des Menschen. Von J. Hellmann. — Persischer Gelddurst. — **Nr. 43.** Ulrich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. (Nr. 43, 44.) — Die Preßfreiheit in England, mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. — **Nr. 44.** Aus Italien. — **Nr. 45.** Genesis der Julirevolution mit einem Rückblick auf Deutschland oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer nothwendigen Entwickelung von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp. — **Nr. 46.** Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von T. F. Burton. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung von K. Ritter. Von G. Julius. (Nr. 46—48.) — Romanenliteratur. — **Nr. 47.** Böhmisch-czechische Literatur. (Volkslieder in Böhmen. Gesammelt von K. J. Erben. Erstes Bändchen.) Von J. P. Jordan. — **Nr. 48.** Die Familie von Steinfels oder die Creolin. Ein Roman von der Baronin von B. — **Nr. 49.** Geschichte Friedrich's des Großen. Geschrieben von F. Kugler, gezeichnet von A. Menzel. Fünfte bis funfzehnte Lieferung. — **Nr. 50.** Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von A. Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. v. d. Hagen. Dritter Band. Von Wilhelm Körte. (Nr. 50—52.) — Bonnycastle über Canada und die canadischen Wilden. — **Nr. 51.** Geschichte der halleschen Reformation mit steter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte. Eine Festschrift zur dreihundertjährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Von K. E. L. Franke. — Bilderbuch ohne Bilder von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. — **Nr. 52.** Romanenliteratur. — Beilage Nr. I. Souvenirs du lieutenant-général comte M. Dumas de 1770 à 1836, publiés par son fils. — Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von W. Wachsmuth. Fünfter Theil. — **Nr. 53.** Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von T. Rohmer. (Nr. 53—56.) — Aus Italien. — Anspruchslose Symbola Goethiana. — **Nr. 55.** Correspondenznachrichten aus München. (Nr. 55, 56.) — **Nr. 56.** J. L. Scott's Gefangenschaft in China. — **Nr. 57.** K. O. Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von E. Müller. (Nr. 57, 58.) — Freiheit, akademische Freiheit. Eine Abhandlung von C. H. F. Koch. — **Nr. 58.** Die Classiker Europas in böhmischer Sprache. Von J. P. Jordan. — **Nr. 59.** 1. A. G. Kästner's gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. 2. Anthologie aus den Poesien von Sophie Albrecht. Erwählt und herausgegeben von F. Clemens. — Romanenliteratur. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, literarische Anzeigen** &c.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** &c. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 1ste Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Einnahme von Moret am 15. Februar 1814. — II. Die Schlacht bei Ostrolenka am 26. Mai 1831. — III. Memoiren des schwedischen Generallieutenants Baron Axel Gyllenkrok über die Feldzüge des Königs Karl XII., 1707—9. — IV. Die Militairbrücken des Oberst Ritter von Birago. — V. Literatur. — VI. Kartenankündigung. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von C. v. Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** rc. gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats Februar:

Dorfzeitung. Über das Waschen der Wäsche. — Das Rösten des Flachses und Hanfes ist überflüssig. — Über die Unterscheidungsmerkmale des Spiesglanzes vom Braunstein. — Mist oder Dünger? — Über die neuerlich beobachtete Kartoffelepidemie. — Der Einfluß der Eisenbahnen auf den Ackerbau. — Über das Dörren des Säeleins. — Die Torfasche als Dünger. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Landmanns Freuden. — Die Dorfgemeinde ohne Bettler, Säufer, Diebe und Processe. — Büchermarkt. — Kleine Ursachen — große Wirkungen. — Zur Warnung. — Zigeunersitten. — Der Gotteslästerer. Schlesische Volkssage. — William Löbe's Naturgeschichte für Land- und Forstwirthe, Gärtner und Techniker. — **Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

In der Buchhandlung von **J. F. J. Dalp** in Bern sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuigkeiten der Oster- und Michaelis-Messe 1842.

Beck, M. (Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Bern), Die ersten Elemente der Mathematik, 2te Abtheilung; enth.: a) Planimetrie, b) Stereometrie, c) Trigonometrie. Gr. 8. Mit 14 Kupfertafeln. 1 Thlr. 8 gGr.

Daraus besonders zu haben:

— —, Die ersten Elemente der Planimetrie. Gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln.

— —, Die ersten Elemente der Stereometrie. Gr. 8. Mit 6 Kupfertafeln. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

— —, Die Trigonometrie. Gr. 8. Mit 1 Kupfertafel. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

Francoeur, L. B. (Professor der Mathematik an der Universität zu Paris, Mitglied der philomat. Gesellschaft, Ritter der Ehrenlegion etc.), Vollständiger Lehrcurs der reinen Mathematik. Nach der vierten Originalausgabe aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. *Ed. Külp* (Lehrer der Mathematik und Physik an der höhern Gewerbschule zu Darmstadt), II. 2te Abtheilung, enth.: Analytische Geometrie im Raume. Gr. 8. Mit 1 Kupfertafel. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Gelpke, Dr. E. Fr. (Professor in Bern), Grammatisch-historische Erklärung und Vergleichung der beiden ersten Capitel des Lukas und Matthäus, des Johanneischen Prologs, der apokryphischen und jüdischen Sagen. Gr 8.

Rougemont, Fr. v., Zweiter Unterricht in der Geographie, die politische Erdbeschreibung, nebst den Elementen der Völkerkunde und politischen Geographie umfassend. Aus dem Franz. mit nachträglichen Verbesserungen und Bereicherungen des Verfassers ins Deutsche übersetzt von *G. H. Hugendubel.* Zweite Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 gGr., oder 2 Fl. 6 Kr.

Studer, G. (Professor), Das Buch der Richter, grammatisch und historisch bearbeitet. Zweite Ausgabe. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

— —, **Dr. B.** (Professor in Bern), Anfangsgründe der mathematischen Geographie, ein Lehrbuch für höhere Gymnasien, Realschulen und das Selbststudium. Zweite Ausgabe. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 4 gGr., oder 2 Fl. 6 [illegible]

Zehender, E. [illegible], Mustersammlung deutscher Lesestücke aus den vor[illegible]lichsten Prosaikern der neuern und neuesten Zeit, zur Bi[illegible] des Geistes und Herzens der reifern Jugend. Zweite [illegible]abe. Gr. 8. 1 Thlr. 8 gGr., oder 2 Fl. 24 Kr.

— —, Der schweizerische Jugend[illegible] eine Vierteljahrsschrift. 1842. Erstes Heft. Gr. 8.

Zeitschrift, Schweizerische, für Medicin, Chir[illegible]gie und Geburtshülfe. Herausgegeben von einigen Ärzten [illegible] Schweiz, unter Mitwirkung mehrer medicinischer Can[illegible]algesellschaften. Erster Jahrgang, in 12 Heften (F[illegible]rtsetzung von Pommer's Zeitschrift). Gr. 8. (In Commission.)

Mendel, J. (Organist an der Hauptkirche und [illegible]lehrer in Bern), Der Vorläufer zum Schülerchor, oder [illegible] und dreistimmige Lieder für Sopran- und Altstimme[illegible]sammelt und zunächst für seine Schüler herausgeg[illegible]. Erstes Heft. Quer 8. 12 gGr., oder 54 Kr.

— —, Der höhere Schülerchor, oder Lieder von versc[illegible]denen Componisten, zum Gebrauch in obern Schulclas[illegible] und Singvereinen für Sopran, Alt, Tenor und Bass be[illegible]beitet. Erstes Heft. 4. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

— —, Partitur. 4. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

— —, Die Wacht am Rhein, von *M. Sch.*, für den Männerchor componirt für Tenor und Bass (vierstimmig). 4 gGr., oder 18 Kr.

Unter der Presse befinden sich:

Beck, M., Die ersten Elemente der Mathematik, erste Theil, enth.: a) Arithmetik. b) Algebra. Gr. 8.

Francoeur, L. B., etc., Vollständiger Lehrcurs der Mathematik; II. 3te Abtheilung, enth.: Differential- und Integralrechnung. Gr. 8.

Rougemont, Fr. v., Beschreibung des heil. Landes, nach Bräm. Gr. 8.

Deguin, M., Elementarcurs der Physik für Gymnasien und andere Lehranstalten. In 5 Büchern. Nach der vierten verbesserten und vermehrten Ausgabe ins Deutsche übersetzt. Mit Kupfern. Gr. 8. Erstes Bändchen.

Studer, B. (Professor), Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie. Gr. 8. Mit vielen eingedruckten Abbildungen.

Soeben erscheint in meinem Verlage folgende **interessante Schrift**, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

Cancan

eines

deutschen Edelmanns.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1841. Januar bis December.

(Beschluss aus Nr. IX.)

Sauvan (Dr. L.), Exposé des principes scientifiques de l'hydrothérapie, autrement dite méthode de Gräfenberg. In-8. Varsovie. 5/12 Thlr.

Serradifalco (Domenico, Duca di), Le Antichità della Sicilia exposte ed illustrate. T. IV. In-fol. Palermo. 30 Thlr.
T. I—III kosten 66⅔ Thlr.

Serre, Histoire politique de 1839—40. In-8. Paris. 1⅙ Thlr.

Spécimen du Gya-Tcher-Rol-Pa. Texte Tibétain, traduit en français et accompagné de Notes par *Ph.-Ed. Foucaux.* In-8. Paris. 1½ Thlr.

Walter (F.), Histoire de la procédure civile chez les romains, traduite de l'allemand par *E. Laboulaye.* In-8. Paris. 1 7/12 Thlr.

Wertheim (Dr. L.), De l'eau froide appliquée au traitement des maladies, ou de l'Hydrothérapeutique, suivie de Remarques sur l'emploi des bains et des lotions dans l'enfance. In-8. Paris. ⅔ Thlr.

Von jetzt an ist nur durch uns zu beziehen:

Frege (C. E.), Schulgrammatik der französischen Sprache. 3 Theile. Gr. 8. Güstrow, 1837—38. 1½ Thlr.
Erster Theil: Etymologie; nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.
Zweiter und dritter Theil: Syntax und Orthoëpie, ebenfalls nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.

Prachtwerke aus dem Verlag von L. CURMER in Paris.

Les Anglais peints par eux-mêmes, par les sommités littéraires anglaises; dessins de *Meadows*, traduction par *de la Bédollierre.* T. I. Gr. in-8. 5 5/12 Thlr.

Bossuet (J.-B.), Discours sur l'Histoire universelle. 2 vols. Gr. in-8. 17⅙ Thlr.

Dassance, Heures nouvelles, paroissien complet latin-français. Illustré par douze gravures religieuses exécutées sur acier par *Keller*, *Steifensand* et *Butavand*, d'après *Frédéric Overbeck.* Gr. in-8. 10⅚ Thlr.

L'Imitation de Jésus-Christ. Traduction nouvelle. Par l'abbé *Dassance.* Gr. in-8. Paris. 7⅓ Thlr.

Les Prières de l'église, encadrés dans de charmantes bordures en cinq couleurs rehaussées d'or. Livr. 1—28. à ⅓ Thlr.

Rivallière-Frauendorf (de), La religion du coeur, ou le Guide du Néophyte. In-12. ⅞ Thlr.

Saint-Pierre (B. de), Paul et Virginie et la Chaumière indienne. Gr. in-8. 14½ Thlr.

Wordsworth (Dr. C.), La Grèce pittoresque et historique. Traduit de l'anglais par *Reynault.* Gr. in-8. 13⅙ Thlr.

NOVA SCRIPTORUM LATINORUM BIBLIOTHECA,

edidit ***C. L. F. Panckoucke.***

In-8. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Caesar (C. J.), Opera, edidit *Johanneau.* 2 vol. — **Cicero (M. T.),** De oratore, edidit *Durand.* 1 vol. — **Cicero (M. T.),** Orationes, edidit *Mangeart.* T. 1, 2. — **Claudianus,** Opera, edidit *Doullay.* 2 vol. — **Cornelius Nepos,** Opera, ediderunt *Johanneau* et *Mangeart.* 1 vol. — **Curtius Rufus (Q.),** De rebus gestis Alexandri Magni, edidit *Huguet.* 2 vol. — **Florus (L. A.),** Epitome rerum romanorum, edidit *Langlois.* 1 vol. — **Horatius (Q. F.),** Opera, edidit *Burette.* 2 vol. — **Justinus,** Historiarum Philippicarum ex trogo Pompeio libri XLIV, ediderunt *Johanneau* et *Dubner.* 2 vol. — **Juvenalis (D. J.),** Satirae, edidit *Chardin.* 1 vol. — **Lucretius (T.),** De rerum natura libri VI, edidit *Regnier.* 1 vol. — **Plinius Secundus (C.),** Historiae naturalis libri XXXVII, edidit *de Grandsagne.* Vol. 1—6. — **Plinius Secundus (C. C. Jun.),** Epistolarum libri X et Panegyricus edidit *Gros.* 2 vol. — **Salustius (C.),** Omnia opera, edidit *Burette.* 1 vol. — **Statius (P. P.),** Opera quae extant, edidit *Dubner.* 2 vol. — **Suetonius (C.),** Opera, edidit *Gros.* 2 vol. — **Vellejus Paterculus (C.),** Historia romana, edidit *Chardin.* 1 vol.

Von dieser, sowol durch ihre Correctheit als ihre schöne äussere Ausstattung ausgezeichneten Sammlung ist uns jetzt der Debit für Deutschland übertragen worden, und können auch einzelne Bände derselben durch jede Buchhandlung von uns bezogen werden.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.

In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Aimé-Martin, De l'éducation des mères de famille. 1 vol. — **Alfieri,** Mémoires. 1 vol. — **Ballanche,** Oeuvres. 1 vol. — **Balzac,** Physiologie du mariage. 1 vol. Eugénie Grandet. 1 vol. Scènes de la vie privée. 2 vols. Scènes de la vie de province. 2 vols. Scènes de la vie parisienne. 2 vols. Le médecin de campagne. 1 vol. Le père Goriot. 1 vol. Le lys dans la vallée. 1 vol. Histoire des treize. 1 vol. César Birotteau. 1 vol. La peau de chagrin. 1 vol. La recherche de l'absolu. 1 vol. — **Bossuet,** Discours sur l'histoire universelle. 1 vol. —

Byron, Oeuvres complètes. 4 vols. — **Camoëns,** Les Lusiades, poème en dix chants. 1 vol. — **Chénier (André),** Poésies complètes. 1 vol. — **Confucius** et **Mencius,** Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine. 1 vol. — **Constant (B.),** Adolphe. 1 vol. — **Dante Alighieri,** La divine comédie. 1 vol. — **Delavigne (C.),** Théâtre. 3 vols. Messéniennes. 1 vol. — **Desborough (Cooley),** Histoire générale des voyages. 3 vols. — **Diogène Laërce,** Vies des Philosophes de l'antiquité. 1 vol. — **Eschyle,** Théâtre. 1 vol. Petits poèmes grecs. 1 vol. — **Fielding,** Tom Jones. 2 vols. — **Goethe,** Werther, suivi de Hermann et Dorothée. 1 vol. Théâtre. 1 vol. Faust. 1 vol. — **Goldsmith (O.),** Le Vicaire de Wakefield. 1 vol. — **Hérodote,** Histoire. 2 vols. — **Hugo,** Les orientales. 1 vol. — Notre-Dame de Paris. 2 vols. — **Klopstock,** La Messiade. 1 vol. — Le Koran, traduction par *Kasimirski.* 1 vol. — **Krudner (Mme. de),** Valérie. 1 vol. — **Labruyère,** Les caractères. 1 vol. — **Lafontaine,** Fables. 1 vol. — **Latour (de),** Poésies complètes. 1 vol. — **Lesage,** Histoire de Gil Blas de Santillane. 1 vol. — Lyriques grecs. 1 vol. — **Maistre (J. de),** Du Pape. 1 vol. — **Maistre (X. de),** Oeuvres complètes. 1 vol. — **Manzoni (Alex.),** Les fiancés. 1 vol. — **Millevoye,** Poésies. 1 vol. — **Milton,** Paradis perdu. 1 vol. — Morale de Jésus-Christ et des Apôtres. 1 vol. — Moralistes anciens. 1 vol. — **Musset (A. de),** Poésies complètes. 1 vol. Comédies et proverbes. 1 vol. La confession d'un enfant du siècle. 1 vol. Nouvelles. 1 vol. — **Nodier (Ch.),** Romans. 1 vol. Nouvelles. 1 vol. Contes. 1 vol. — **Pascal,** Pensées. 1 vol. — **Pellico (S.),** Oeuvres. 1 vol. — **Platon,** L'état, ou la République. 1 vol. — **Prévost (l'Abbé),** Manon Lescaut. 1 vol. — **Rabelais,** Oeuvres complètes. 1 vol. — **Racine (J.),** Théâtre. 1 vol. — Romans grecs. Daphnis et Chloé, de **Longus.** 1 vol. — **Sainte-Beuve,** Poésies complètes. 1 vol. Volupté. 1 vol. — Satyre Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne etc. 1 vol. — **Savarin (B.),** Physiologie du goût. 1 vol. — **Schiller,** Théâtre. 2 vols. — **Senancour,** Obermann. 1 vol. — **Sophocle,** Tragédies. 1 vol. — **Souza (Comte de),** Oeuvres. 1 vol. — **Staël (Mme. de),** Corinne ou l'Italie. 1 vol. De l'Allemagne. 1 vol. Delphine. 1 vol. — **Sterne,** Voyage sentimental en France et en Italie, suivi des lettres d'Yorick à Eliza. 1 vol. — **Tasse (le),** La Jérusalem délivrée. 1 vol. — **Thucydide,** Histoire. 1 vol. — **Toepffer,** Nouvelles Genevoises. 1 vol. — **de Vigny,** Cinq-Mars. 1 vol. — **Voltaire,** Siècle de Louis XIV. 1 vol.

BIBLIOTHÈQUE CHOISIE,

herausgegeben von ***Delloye.***

In-12. Jeder Band mit 1 Kupfer ⅔ Thlr.

Comédies de S. A. R. la princesse **Amélie de Saxe.** 1re Série. 1 vol. — **Delatouche (H.),** Fragoletta. 2 vols. — **Gautier (Th.),** Fortunio. 1 vol. — **Gilbert,** Poésies. 1 vol. — **Jacob (P.-L.),** L'homme au masque de fer. 1 vol. — **Janin (J.),** L'âne mort et la femme guillotinée. 1 vol. — **Karr (A.),** Sous les tilleuls. 2 vols. — **Las-Cases,** Mémorial de Sainte-Hélène. 9 vols. — **Lewis (G.),** Le moine. 2 vols. — **Marmier (X.),** Lettres sur le Nord. 2 vols. — **Mickiewicz (A.),** Oeuvres. Traduction nouvelle par **Ostrowski.** T. I. 1⅓ Thlr. — **Napoléon,** Oeuvres politiques et littéraires. 1 vol. — **Raymond (M.).** Le maçon. 2 vols. — **Reboul (J.),** Poésies. 1 vol. — **Roger de Beauvoir,** Le chevalier de Saint-Georges. 4 vols. — **Ronsard,** Oeuvres choisies. 1 vol. — **Saint-Simon (de),** Mémoires. 40 vols. — **Shakspeare,** Macbeth. 1 vol. — Souvenirs de la marquise **de Créquy,** de 1710 à 1803. 10 vols. — **Tallemant des Réaux,** Les historiettes. 10 vols. — **Villeneuve,** Le livre des affligés. 2 vols.

Auch sind durch uns zu beziehen die in Paris erschienenen Sitten- und Charaktergemälde unter dem Titel:

PHYSIOLOGIES.

In-32. Mit Holzschnitten. à ⅓ Thlr.

Physiologie du Médecin — du Célibataire — du Tailleur — du Rentier — du Flaneur — du Garde-National — de l'Employé — de la Portière — du Provincial — du Député — du Chasseur — de l'Étudiant — de l'Écolier — de l'Homme à bonnes fortunes — de l'Homme marié — de la Chaumière — du Troupier — de l'Homme de loi — du Théâtre — du Vin de Champagne — du Prédestiné — des Rats d'église — du Poëte — des Amoureux — des Bals de Paris — du Carnaval, du Cancan et de la Cachucha — de la Presse — du Bourgeois — du Voyageur — de la Femme la plus malheureuse du monde — du Musicien — du Franc-Maçon — du Jardin des Plantes — du Bas bleu — du Parapluie — du Gant — des Foyers et des coulisses de tous les théâtres de Paris — du Parterre — de la Lorette — de l'Artiste — de la Parisienne — du Viveur — du Galopin industriel — de la Grisette — du Débardeur — du Floueur — du Débiteur et du créancier — de la Femme — des Auteurs dramatiques — des Gens de lettres.

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch
der
Theorie des lateinischen Stils.

Zum Schul- und Privatgebrauch

verfasst

und mit den erfoderlichen antibarbaristischen Bemerkungen begleitet

von

Dr. *F. A. Heinichen.*

Gr. 8. 20 Bogen. 1 Thlr.

Dieses Werkchen entspricht ebenso wol den Bedürfnissen der Schule als den Foderungen der Wissenschaft, und wird dem Schüler oberer Gymnasialclassen sowol beim Privatstudium als beim Vortrage des Lehrers ebenso von Nutzen sein, als in anderer Beziehung dem Lehrer bei Erläuterung und weiterer Ausführung der wichtigsten Regeln des lateinischen Stils.

Druck und Papier sind gut und der Preis billig.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mose.

Episches Gedicht

von

Moritz Rappaport.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.

Journal de gens du monde.
Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 3. Le monde gréco-slave, par **Cyprien Robert.** — Les petites misères de la vie humaine, par **Old Nick.** — Le tireur d'or. Chronique historique de la Sicile. Par **Lottin de Laval.** — *Revue critique et littéraire:* Du travail intellectuel en France, depuis 1815 jusqu'à 1837, par Amédée Duquesnel. Par **Philarète Chasles.** — *Beaux arts:* Une maison de fous, par **Alfred des Essarts.** *Tribunaux:* La journée d'un chasseur. — Le ré de poitrine.

Sommaire du No. 4. Naples en 1841, par **Leonce de Lavergne.** — De la poésie, de la vapeur et du paysage, par **Arsène Houssaye.** — Le budget littéraire de 1841, par **G. B.** — Causes criminelles de la Chine. Le tailleur lettré. — De l'influence des beaux arts sur la civilisation, par **U. Ladet.** — *Tribunaux:* Les démasqués.

Soeben ist bei **J. H. C. Schreiner** in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Balladen und Romanzen
von
Wolfgang Müller.
8. Velinp. Geh. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Februar.
Inhalt:

Schwarz: Literatur des Cultus. Erster Artikel. (Nr. 27—29.) — **Hermann:** Platon's Timäus und Kritias. Übersetzt von *F. W. Wagner.* (Nr. 29, 31 u. 32.) — **Hand:** *A. F. Naekii* Opuscula philologica. Edidit *F. Th. Welcker.* Vol. I. (Nr. 46) — **Luden:** Geschichte und System des deutschen Strafrechts von *K. F. Rosshirt.* Erster bis dritter Theil. (Nr. 32—35.) — **v. Gohren:** *Skoda's* Reform der akustischen Semiotik. (Nr. 36, 37 u. 38.) — **Fries:** *F. Schleiermacher's* Grundriss der philosophischen Ethik; mit einleitender Vorrede von *D. A. Twesten.* (Nr. 38 u. 39.) — **Stenzel:** Lebensbilder aus dem Befreiungskriege (Nr. 39—41.) — **Jacob:** Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg etc. Mit einem Vorworte von *K. A. Varnhagen von Ense.* (Nr. 44 u. 45.) — **Dahlmann:** Haandbog i Fädrelandets Historie med stedigt Henblik paa Folkets og Statens indre Udwikling. Af *C. F. Allen.* (Nr. 50.) — **Baumgarten-Crusius:** Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Von *E. F. Melzer.* (Nr. 41.) — **Eckermann:** Skythien und die Skythen des Herodot und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Von *F. L. Lindner.* (Nr. 41 u. 43.) — **Kieser:** Kritik des preussischen Eisenbahngesetzes vom 3. Nov. 1838. Von *D. Hansemann.* (Nr. 45 u. 46.) — **Michelsen:** 1. *H. Martensen*, Grundrids til Moralphilosophiens System. 2. *F. C. Bornemann*, Indledningsforedrag til Forelåsninger over Retsvidenskaben. 3. *C. Weis*, Nogle Bemärkninger om Retsphilosophien og det positiv Rette i deres Forhold til hinanden. 4. *J. W. Snellmann*, Philosophisk Elementar-Curs. Rättslära, 5. *C. J. Schlyter*, Om Laghistoriens Studium. 6. *S. Grubbe*, Rätts-och Samhälls-Lära. (Nr. 48, 47, 49 u. 50.) — **Über die Eingänge am alten griechischen Theater; Chronik der Universitäten; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Preisaufgaben; Nekrolog; Miscellen; Ankündigungen.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Lehrbuch
der
deutschen Sprache.

Zwei Theile, enthaltend sieben Stufen.
Zunächst für
Volksschullehrer;
auch für Lehrer in den untern Classen der Real- und Gelehrtenschulen.
Von
P. H. Reimers,
Lehrer an der Elementar- und Probeschule in Segeberg.

Erster Theil.

Die Satzlehre mit besonderer Berücksichtigung der Wortlehre, die Rechtschreibung, Wort- und Aufsatzbildung auf den vier ersten Stufen.

Mit zweihundertundsechzig stufenmäßig geordneten Übungsaufgaben.
Gr. 8. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen von **Georg** Freiherrn **von Bredow.** 8. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung** und **Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1842.**

№ I. Januar, Februar und März.

1. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Siebenter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben.

   Der Jahrg. 1836 der **Allgemeinen Bibliographie** kostet 2 Thlr. 15 Ngr., die Jahrg. 1837—40 jeder 3 Thlr., der Jahrg. 1841 2 Thlr.

2. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Neunter Jahrgang, für das Jahr 1842.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***E. Ghf. Gersdorf.*** (Beigegeben wird: **Allgemeine Bibliographie für Deutschland**). Einunddreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band in 14tägigen Heften 3 Thlr.

   Das **Repertorium** erscheint monatlich zweimal.

   Der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** und dem **Repertorium der deutschen Literatur** wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

   Bibliographischer Anzeiger

   beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen werden mit der **Bibliographie** wie mit dem **Repertorium** ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

3. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1842. 365 Nummern nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

4. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1842. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

   Zu den unter Nr. 3 und 4 genannten Zeitschriften erscheint ein

   Literarischer Anzeiger,

   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung,** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

5. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Dritter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

   Wird Freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

   Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1842. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen ꝛc. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

   Wird wöchentlich am Dienstag, aber auch in Monatsheften ausgegeben.

7. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Zehnter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. (Nr. 457—508.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

   Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im **herabgesetzten Preise** nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis neunte Jahrgang (1838—41) kosten jeder 2 Thlr.

   Ebenfalls im **Preise herabgesetzt** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr. 15 Ngr. **Einzelne Jahrgänge** 20 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr.

   National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. **Jetzt** 20 Ngr.

   Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. **Jetzt** 15 Ngr.

   Persische Fabeln. Mit 18 Abbildungen. 5 Ngr.

   Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **Ed. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

   In das **Pfennig-Magazin** werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 6 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1842. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch-4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben.

   Anzeigen aller Art finden durch diese Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

   Beim Schluß des Jahrs erscheint ein vollständiges **Register** zu dem Preise von 10 Ngr.

9. **Aus einer kleinen Stadt.** Erzählt von Frau **von W.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

10. **Berthold (Franz),** Gesammelte Novellen. Herausgegeben von **L. Tieck.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

    Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen geistreichen Schriftstellerin, wie z. B. die meisterhafte Idyll-Novelle „Irrwisch-Fritze“, enthält diese Sammlung mehre ausgezeichnete Novellen, die sich in dem Nachlasse derselben vorgefunden haben. Tieck spricht sich in einer Vorrede ausführlich über die Leistungen der Verfasserin aus.

11. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Elfter Band. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Übersetzungen enthält, sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — III. **Gomes** (Joao Baptista), **Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alx. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr. — IV. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Nina.** Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — X. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Familie H.** 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles** (Antoine François), **Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux.** Aus dem Französischen übersetzt von Ed. von Bülow. 20 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Musikalische

Compositionslehre

praktisch-theoretisch

von

Dr. A. B. Marx.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Zwei Bände. Broschirt. Preis 6 Thlr.

Leipzig, im März 1842.

Breitkopf & Härtel.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Mein Wahnsinn im Kerker.

Memoiren

von

Angelo Frignani.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Symbolik der Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung

des

Somnambulismus,

von

H. Werner,

der Philosophie Doctor.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Herrn Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, sollte der Herr Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwickelung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **F. E. C. Leuckart** in **Breslau** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Hamburger Tempelstreit,

eine Zeitfrage

von **Dr. Abraham Geiger,** Rabbiner in Breslau.

Preis 10 Sgr.

Der Gegenstand dieser Schrift, welcher die jüdische Gemeinde Hamburgs in zwei Parteien spaltet, bei allen einsichtigen Juden, sowie auch Denen, die in den Bewegungen des Judenthums die Dissonanzen unserer Zeit zu erkennen vermögen, eine lebhafte Theilnahme findet, wird hier, abgesehen von dem localen und dem ritualgesetzlich-bestehenden, noch zugleich von dem geschichtlichen Standpunkte und in seinen Beziehungen zu den allgemeinen Ideen, welche das Judenthum jetzt durchdringen, aufgefaßt. Wir erlauben uns auf diese kleine, aber gehaltreiche Schrift ganz besonders aufmerksam zu machen.

Die Verlagshandlung.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **3te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Memoir des schwedischen Generallieutenants Baron Axel Gyllenbrok über die Feldzüge des Königs Karl XII. 1707—9. (Fortsetzung.) II. Aus der Geschichte der Feuerwaffen. III. Des Generallieutenants Baron Winzingerode Gefangennehmung 1812 in Moskau und dessen Befreiung durch die Kosacken. IV. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Ober-Östreich. (Vierter Abschnitt.) V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen: Nr. 1—3.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Bei uns ist soeben erschienen:

MANUEL

de

littérature ancienne, ou court aperçu des auteurs classiques, de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains.

Ouvrage traduit de l'allemand

par

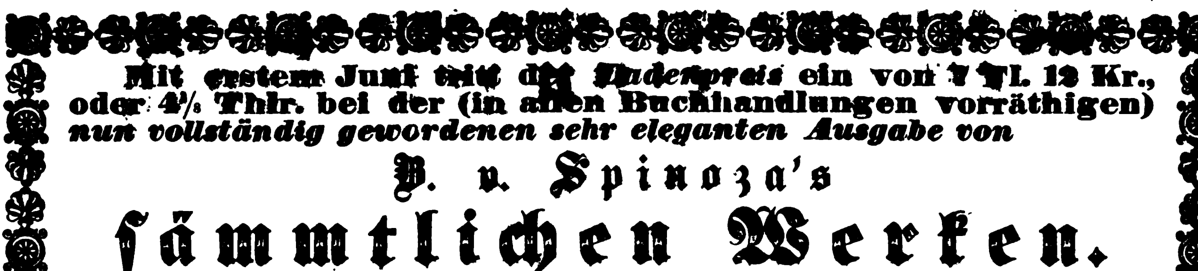
Henri Jouffroy.

In-8. Leipzig und Paris, 1842. 3 Thlr.

Leipzig, im April 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.



Mit erstem Juni tritt der Ladenpreis ein von 7 Fl. 12 Kr., oder 4⅓ Thlr. bei der (in allen Buchhandlungen vorräthigen) ***nun vollständig gewordenen sehr eleganten Ausgabe von***

B. v. Spinoza's

sämmtlichen Werken.

Aus dem Lateinischen, sammt vollständiger Biographie

von

Berthold Auerbach.

Fünf Bände. Velinpapier.

Verlag von **J. Scheible** in Stuttgart.

Mit Spinoza's Bildniß in Stahlstich und einem Facsimile.

☞ **Bis zum letzten Mai existirt noch der Subscriptionspreis von nur 6 Fl., oder 3¾ Thlr.**

Preisherabsetzungen.

Nachstehende Schriften meines Verlags wurden im Laufe des Jahres 1841 im Preise ermäßigt und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von **W. Müller.** Fortgesetzt von **K. Förster.** 14 Bändchen. 8. 1822—38. Bisher 20 Thlr. 20 Ngr. **Jetzt für** 10 Thlr.

I. **Opitz.** 1 Thlr. 15 Ngr. — II. **Gryphius.** 1 Thlr. 15 Ngr. — III. **Flemming.** 1 Thlr. 15 Ngr. — IV. **Weckherlin.** 1 Thlr. 15 Ngr. — V. **Dach, Roberthin und Albert.** 1 Thlr. 15 Ngr. — VI. **Logau und Aßmann v. Abschatz.** 1 Thlr. 5 Ngr. — VII. **Zinkgref, Tscherning, Homburg und Gerhard.** 1 Thlr. 10 Ngr. — VIII. **Rist und Morhof.** 1 Thlr. 5 Ngr. — IX. **Harsdörffer, Klaj, Birken, Sculteetus, Schottel, Olearius und Scheffler.** 1 Thlr. 5 Ngr. — X. **Günther.** 1 Thlr. 5 Ngr. — XI. **Schwieger, Neumark und Neander.** 1 Thlr. 15 Ngr. — XII. **Spee.** 1 Thlr. 10 Ngr. — XIII. **Schirmer, Lundt und Zesen.** 1 Thlr. 25 Ngr. — XIV. **Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernike, Canitz, Weise, Besser, Mühlpforth, Neukirch, Moscherosch und Peucker.** 2 Thlr. 15 Ngr.

Für einzelne Bändchen gilt der beigesetzte frühere Ladenpreis.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27 Bände. 1826—38. Gr. 12. Früher 17 Thlr. 6 Ngr. **Jetzt für** 8 Thlr.

I.—IV. Don Quixote von **Cervantes,** übersetzt von **Soltau.** Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — V. Der Landprediger von Wakefield von **Goldsmith,** übersetzt von **Oelsnitz.** Zweite Auflage. 18 Ngr. — VI.—IX. Gil Blas von **Le Sage.** 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von **Quevedo,** übersetzt von **Keil.** 15 Ngr. — XI—XIV. Tom Jones von **Fielding,** übersetzt von **Lüdemann.** 2 Thlr. 15 Ngr. — XV. Niels Klim von **Holberg,** übersetzt von **Wolf.** 18 Ngr. — XVI. Jacopo Ortis von **Foscolo,** übersetzt von **Lautsch.** 18 Ngr. —XVII—XIX. Delphine von **Staël,** übersetzt von **Gleich.** 1 Thlr. 25 Ngr. — XX—XXII. Dekameron von **Boccaccio.** 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von **Cervantes,** mit einer Einleitung von **L. Tieck.** 1 Thlr. 10 Ngr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von **Manzoni,** übersetzt von **Bülow.** Zweite umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — XXVII. Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife von **Cazotte,** übersetzt von **Bülow.** 20 Ngr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehen, ist für den beigesetzten Preis auch einzeln zu erhalten.

Buddeus (K.), **Volksgemälde und Charakterköpfe des russischen Volks.** Ein Beitrag zur nähern Kenntniss der Sitten und Gebräuche, der Wohnungen, Beschäftigungen und Vergnügungen desselben. Zwei Hefte. Mit französischem und deutschem Texte, und 16 illuminirten Kupfern. Fol. 1820. Bisher 20 Thlr. **Jetzt für** 6 Thlr.

Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'***Alphonse de Lamartine, Jean François Casimir Delavigne*** et ***Pierre Jean de Béranger.*** Gr. 8. 1832. Bisher 2 Thlr. **Jetzt für** 1 Thlr.

(Enthält von *Lamartine:* **Méditations poétiques, Poésies diverses;** von *Delavigne:* **Messéniennes;** von *Béranger:* **Chansons.**)

Von den früher in meinem Verlage stattgefundenen Preisherabsetzungen gibt ein

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen, und zu beigefügten Bedingungen zu bedeutend ermässigten Preisen erlassen werden

ausführliche Nachricht, und ist dasselbe durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1842.**

№ I. Januar, Februar und März.

(Beschluß aus Nr. XI.)

12. **Bredow (G. Freiherr von), Heinrich von Braunschweig.** Drama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 18 Ngr.

13. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Bis jetzt sind erschienen:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Familie H.

Alle bereits erschienenen und noch erscheinenden Schriften von **Frederike Bremer** werden in dieser Ausgabe gegeben werden.

14. **Cancan eines deutschen Edelmanns.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

15. **Frignani (Angelo), Mein Wahnsinn im Kerker.** Memoiren. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

16. **Gervais (Ed.), Adolf.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

17. ***Hübener (E. A. L.)*, Die Lehre von der Ansteckung,** mit besonderer Beziehung auf die sanitätspoliceiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.

18. **Koester (Hs.), Schauspiele.** 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Marie Stuart.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Konradin.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. — **Luise Amidei.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. — **Polo und Francesca.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

19. **Das Kriegerthum.** Von einem Invaliden. Erster Theil: Wahl und Bildung höhere. Truppenführer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

20. **Löbe (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft von 5—6 Bogen und 4 Tafeln 12 Ngr.

Das ganze Werk wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen.

21. **Lynar (Fürst zu), Der Ritter von Rhodus.** Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel ward nach der neuesten Bearbeitung gedruckt.

22. **Noback (F.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In 8—10 Heften zu 8 Bogen. Erstes Heft. Gr. 8. 15 Ngr.

23. **Nolte (C. W.), Lieder eines Einsiedlers.** 8. Geh. 16 Ngr.

24. **Petöcz (Mch.); Das Unmoralische der Todesstrafe.** Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt". Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Des Verfassers „Ansicht der Welt. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen" erschien 1838 und kostet 3 Thlr.

25. **Der neue Pitaval.** Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von **J. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: Karl Ludwig Sand. Die Ermordung des Fualdes. Das Haus der Frau Web. Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. James Hind, der royalistische Straßenräuber. Die Mörder als Reisegesellschaft. Donna Maria Vicenta de Mendieta. Die Frau des Parlamentsraths Tiquet. Der falsche Martin Guerre. Die vergifteten Mohrrüben.

26. **Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux.** Aus dem Französischen übersetzt von **Ed. von Bülow.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

27. **Rappaport (Mr.), Mose.** Ein episches Gedicht. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

28. **Raumer (F. von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Fünfter Band oder siebzehnte bis zwanzigste Lieferung. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinp. 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band. Die **Kupfer und Karten** zur ersten Auflage dieses Werks werden für 2 Thlr. erlassen.

29. ***Richter (C. F. W.)*, Beiträge zur wissenschaftlichen Heilkunde.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

30. **Schmalz (F.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt.** Siebenter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der erste bis sechste Theil (1814—24) kosten im herabgesetzten Preise anstatt 6 Thlr. 18 Ngr. nur 3 Thlr.

31. —— —— **Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems.** Auf Theorie und Erfahrung gegründet. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Ein besonderer Abdruck aus dem vorstehend erwähnten Werke.

Früher erschien auch noch in meinem Verlage von Demselben:

Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1824. 15 Ngr.

32. **Scott (Walter), Die Jungfrau vom See.** Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

33. **Sternberg (A. von), Der Missionär.** Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.

34. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.***

In fünf bis sechs Heften. Drittes Heft. (Frankfurt a. O. — Kalkutta.) Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Die übrigen Hefte werden rasch folgen, sodaß das Ganze im Laufe dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu beziehen:

1) Katalog schönwissenschaftlicher, historischer und anderer werthvollen Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche zu bedeutend ermässigten Preisen erlassen werden. (2 Bogen.)

☞ Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern größerer Privatsammlungen und Leihbibliotheken wird dieser Katalog zur Durchsicht empfohlen. ☜

☞ Die Bedingungen gelten nur noch kurze Zeit.

2) Bericht über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

3) Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1842 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

4) Die Prospecte folgender, demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden wichtigen Werke:

a) *Moses Mendelssohn's* **sämmtliche Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

b) *Kützing (F. T.),* **Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange,** erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

c) **Bibliotheca Romana.** Edidit *G. Julius.* Gr. 8. Geh.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Andenken an Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. A. H. Hennes.

8. Brosch. Preis 1 Fl., oder 20 Ngr. (16 gGr.)

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schiller's und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserm Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Witwe Schiller's interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sévigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind, so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerm Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Geologische Beobachtungen über die vulkanischen Erscheinungen und Bildungen in Unter- und Mittel-Italien.

Von

H. Abich,

Dr. der Philosophie, der geologischen Gesellschaft zu Paris und der königl. Akademie der Wissenschaften zu Neapel correspondirendem Mitglied.

Ersten Bandes Erste Lieferung.

Nebst 3 Karten und 2 lithographirten Tafeln.

Gr. 4. Fein Velinpap. mit einem Kupferatlas in Royal geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Der Prospectus ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Braunschweig, den 1. März 1842.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vier Bände in 54 Lieferungen.

Mit 1238 Abbildungen und 45 Landkarten.

400 Bogen in gr. 4. 1837—41.

Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.

(Auch in Lieferungen zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk verbreitet sich, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, über alle dem gewöhnlichen Leben angehörende Gegenstände, und bietet neben der Belehrung anziehende Unterhaltung. Die vielen dem Text eingedruckten Abbildungen vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Darstellung. Die sauber in Kupfer gestochenen Karten machen für die Besitzer jeden Atlas überflüssig.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu **bedeutend ermäßigten Preisen** zu erhalten:

Die Jungfrau vom See.

Ein Gedicht in sechs Gesängen
von **Walter Scott.**
Aus dem Englischen metrisch übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen von
Prof. **Dr. A. Stork.**
Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.
Früher 1 Thlr. 15 Sgr., jetzt 22½ Sgr.

Der Fürst der Inseln.

Ein Gedicht in sechs Gesängen
von **Walter Scott.**
Aus dem Englischen metrisch übersetzt, mit historischen Anmerkungen von
Dr. C. A. Asher.
Mit 1 Kupfer. Gr. 8.
Früher 1 Thlr. 25 Sgr., jetzt 25 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842. März.

Inhalt:

Nr. 60. Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich. (Nr. 60—64.) — Nachtschatten. Gedanken eines lebendig Begrabenen. Skizze von Chlodwig. = **Nr. 61.** Zur Shakspeare-Literatur. = **Nr. 62.** Aus Italien. = **Nr. 63.** Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Herausgegeben von F. K. v. Strombeck. = **Nr. 64.** Romanenliteratur. = **Nr. 65.** Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von K. G. Bretschneider. (Nr. 65—69.) = **Nr. 67.** Literarisches aus Holland. = **Nr. 68.** Geschichte der Entdeckungsreisen vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie. Nach den Quellen bearbeitet von Ph. H. Külb. Erste Abtheilung. Erster Band. = **Nr. 69.** Frauenalter in der Poesie. = **Nr. 70.** Der Missionnair Gutzlaff über China. (Nr. 70, 71.) — Romanenliteratur. = **Nr. 71.** Der französische Handwerksbursche. Von G. Sand. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. = **Nr. 72.** Theaterroman. Von A. Lewald. = **Nr. 73.** Französische Kritik deutscher Philosophie. Von G. Julius. — Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment. = **Nr. 74.** 1. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht von J. H. Krause. 2. Die Pythien, Nemeen und Isthmien, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt von J. H. Krause. = **Nr. 75.** Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von A. M. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. (Nr. 75—77) = **Nr. 76.** Englische Taschenbücher für 1842. = **Nr. 77.** Russische Geschichten und Erzählungen von A. Marlinsky. Aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brackel. = **Nr. 78.** Der karlistische Krieg. (1. Cabrera. Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege. Von W. Baron v. Rahden. 2. Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Von A. v. Göben. 3. Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. 4. Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von G. Höften. 5. Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid von C. D. L. v. Arnim. 6. Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn.) Von Heinrich Laube. (Nr. 78—82.) — Aus Italien. = **Nr. 79.** Romanenliteratur. = **Nr. 80.** Schiller's Wilhelm Tell. Auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert von J. Meyer. = **Nr. 81.** De la littérature et des hommes de lettres des Etats-Unis d'Amérique par E A. Vail. = **Nr. 82.** Philosophie der Philosophie. = **Nr. 83.** Zur Charakteristik unsers Rechtszustandes. (Nr. 83, 84.) — Oliver Cromwell. Historischer Roman von H. Smith. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. = **Nr. 84.** Der Reisebericht des Amerikaners Stephens über Centralamerika, insbesondere über die Ruinen von Palenque. (Nr. 84, 85.) = **Nr. 85.** Volksunterricht in England. (Nr. 85, 86.) = **Nr. 87.** Apologetische Studien. I. Karl Gutzkow. (Nr. 87, 88.) — Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin von einem hochgestellten Manne. Aus dem Französischen übertragen von F. W. Wolf. — Tracts relating to Ireland. = **Nr. 88.** Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr. XXXI. Jahrgang der gesammten und XIII. der neuen Folge. = **Nr. 89.** Untersuchungen über die Gletscher. Von L. Agassiz. (Nr. 89, 90.) — Romanenliteratur. = **Nr. 90.** Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 27. Jan. 1842 gehalten von A. Böckh. — Die Witterungsverhältnisse von Berlin. Eine am 29. Jan. im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung von H. W. Dove. = **Notizen, Miscellen, Bibliographie, literarische Anzeigen** 2c.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** 2c. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **J. E. Schaub** in Düsseldorf ist erschienen:

Tristan und Isolde.

Ein Gedicht in Romanzen.
Von Karl Immermann.
454 Seiten in 8. Auf feinem Velinpapier. In allegorischen Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.)
Auch unter dem Titel:
Karl Immermann's Schriften. 13. Band.

Immermann's letztes und vielleicht gediegenstes Gedicht wird hier, so weit es dem Dichter zu schreiben vergönnt war, dem Publikum übergeben. Eine Übersicht des noch unvollendeten Theils ist hinzugefügt. Der Stoff, welcher dem Werke zum Grunde liegt, hat schon einen bedeutenden deutschen Dichter älterer Zeit begeistert, dessen Arbeit, wie diese, durch eine eigenthümliche Fügung des Schicksals unvollendet geblieben ist. Die Auffassung und Bearbeitung in dem vorliegenden Gedicht ist aber eine ganz neue, aus dem Geiste der gegenwärtigen Zeit hervorgegangene, von tiefer Beobachtung und Reflexion durchdrungen. Schon die einzelnen, bisher bekannt gemachten Gesänge haben den entschiedenen Beifall der Leser erlangt; dieses größere, wenn auch fragmentarische Ganze wird hoffentlich die Verehrer unsers Dichters ebenso befriedigen und ihre Zahl vermehren.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** rc. gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats März:

Dorfzeitung. Über Verbesserung und Veredelung des Rindviehes, namentlich durch Inzucht und Kreuzung. — Meßbänder zur Ermittelung des Gewichts des Schlachtviehes. — Die Rindviehzucht im Altenburgischen. — Aus dem Nassauischen. — Wanderbibliotheken für Dorfgemeinden. — Bauwesen. — Über einige Hindernisse, welche dem Aufblühen und Emporkommen der Landwirthschaft hemmend entgegentreten. — Die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Regenwalde in Hinterpommern. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Schicksale und Ergebnisse der Niger-Expedition. — Der Winter in der Schweiz. — Der Gotteslästerer. Schlesische Volkssage. — Büchermarkt. — Merkwürdiger Kampf mit einem Tiger. Aus den Memoiren eines englischen Reisenden. — Der Untergang des Dampfbootes Erie. — **Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist soeben erschienen und durch **alle** Buchhandlungen zu erhalten:

Vathek.

Eine arabische Erzählung
von
William Beckford.
Aus dem Englischen
von
Dr. Otto Mohnike.
8. Geh. Preis 1 1/2 Thlr.

Die neuere Literatur hat wenig Erzeugnisse hervorgebracht wie diese meisterhafte Dichtung des **W. Beckford.** Sie vereint die Pracht und Glut des Orients mit der Tiefe und Originalität des englischen Humors. In England hat man sie, ohne Widerspruch, in die Reihe der classischen Werke aufgenommen. Die größten Geister der Nation ehrten und benutzten sie. **Byron**, Britanniens genialster Dichter, sprach am Schlusse seines „**Giaour**", einer vom Geiste des Orients durchglühten Dichtung: „Für Einiges bin ich jener echt morgenländischen und mit Recht erhaben genannten Dichtung „**Vathek**" zu Dank verbunden. Was Correctheit der Zeichnung und Schönheit der Beschreibung und Zauber der Imagination betrifft, so überstrahlt „**Vathek**" alle europäischen Nachahmungen und trägt solche Spuren der Originalität, daß Diejenigen, welche das Morgenland besuchten, Mühe haben werden, dieses Buch für eine bloße Nachahmung zu halten." — Stellen aus „**Vathek**" gingen in **Byron's** berühmteste Gedichte über; die schönsten Verse in der „**Eroberung von Korinth**" sind ein Nachhall der Poesie **Beckford's.** Ein Denkmal, für den geistvollen Dichter des „**Vathek**" enthält **Byron's** „**Childe Harold**". — Die Übersetzung ist des Namen „**Mohnike**" würdig.

Leipzig, im April 1842.

Carl Cnobloch.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1842. Zweites Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 1/2 Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** rc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedanken

über die Organisation und das Verfahren
der
Criminalgerichte
in Würtemberg.

Gr. 8. Brosch. Preis 18 Kr., oder 5 Ngr. (4 gGr.)

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle **Postämter, Zeitungsexpeditionen** und **Buchhandlungen** ist von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu dem Preise von 10 Ngr. zu beziehen:

Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister für den Jahrgang 1841 der Leipziger Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. **März.**

Inhalt:

Jost: Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Von *F. J. Molitor*. (Nr. 51—53.) — **Baumgarten-Crusius**: 1. Commentaire sur l'épitre aux Galates, par *P. A. Sardinoux*. 2. Commentaire sur l'épitre de l'apôtre Paul aux Philippiens, par *A. Rilliet*. (Nr. 70.) — **Schwarz**: Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit etc. Von Dr. *K. F. W. Paniel*. (Nr. 70 u. 71.) — Stimmen über Jerusalem. (Nr. 74 u. 75.) — **Peter**: Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata a *C. O. Muellero*. (Nr. 53, 55 u. 56.) — **Carus**: Allgemeine Anatomie. Lehre von dem Mischungs- und Formbestandtheilen des menschlichen Körpers, von *J. Henle*. (Nr. 56, 57 u. 58.) — **D.**: Handbuch der Eisenhüttenkunde. Von Dr. *C. J. B. Karsten*. (Nr. 58, 59 u. 61.) — **Wolf**: Leyendas Españolas, por *J. J. de Mora*. (Nr. 61.) — **Brockhaus**: Über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises. Von *A. Holtzmann*. (Nr. 62.) — **Fries**: 1. Recherches sur la Probabilité des jugements en matière criminelle et en matière civile, précédées des règles générales du calcul des probabilités, par *S. D. Poisson*. 2. Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung und deren wichtigsten Anwendungen von *S. D. Poisson*. Deutsch bearbeitet und mit den nöthigen Zusätzen versehen von Dr. *C. H. Schnuse*. 3. Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung von *J. F. Fries*. (Nr. 62 u. 63.) — **Gervinus**: Chronik des edlen *En Ramon Muntaner*. Aus dem Catalanischen des 14. Jahrh., übersetzt von Dr. *K. F. W. Lanz*. (Nr. 63, 64 u. 65.) — **Aschbach**: Geschichte des grossen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Von *F. W. Barthold*. (Nr. 77.) — **Thelle**: Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der Geburtshelferkröte. Von *C. Vogt*. (Nr. 66, 67, 68 u. 69.) — **Kosegarten**: 1. Ibn Khaldini narratio de expeditionibus Francorum in terras Islamismo subjectas. E codicibus Bodleianis edidit et latine vertit *C. J. Tornberg*. 2. Specimen e litteris orientalibus exhibens majorem partem libri Assojutii de nominibus relativis, inscripti Lubb allobâb, quod praeside *H. E. Weijers* ad publicam disceptationem proponit *P. J. Veth*. 3. Bericht über eine der Akademie aus Ägypten zugekommene Bereicherung der numismatischen Abtheilung ihres asiatischen Museums. Von *C. M. Frähn*. (Nr. 69 u. 70.) — **Hurter**: Archiv für die Kenntniss von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. In Verbindung mit mehren Mitarbeitern, und in zwanglosen Heften herausgegeben von *J. K. Schuller*. (Nr. 71 u. 73.) — **Kind**: Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Von Dr. *L. Ross*. (Nr. 73.) — **Emminghaus**: Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornehmlich für Anfänger in der juristischen, besonders Ämter-Praxis. Von Dr. *W. H. Puchta*. (Nr. 73 u. 74.) — **Troxler**: Über endemischen Cretinismus. Erste Abtheilung. Rede zur Jahresfeier der Eröffnung der Hochschule Bern. Von Dr. *H. Demme*. (Nr. 75, 76 u. 77.) — **Über eine Fourmont'sche Inschrift**, von *Göttling*; **Für Theologen und Juristen**, von *E. S.*; **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeugungen; Literarische Nachrichten; Preisaufgaben; Nekrolog; Verzeichniss der Vorlesungen in Jena und in Halle.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über

das Wesen der Gletscher

und

Winterreise in das Eismeer.

Von

F. J. Hugi.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Diese Schrift, so schroff sie andern Arbeiten über die Gletscher entgegensteht, hat sicher ihr Gutes, wenn es auch nur in diesem Widerspruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatsachen bestände. Über das Wesen der Gletscher ist bis jetzt nur noch so wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten schwierigen Untersuchungen der Wissenschaft in vielfacher Beziehung förderlich sein werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieselbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. *E. G. Gersdorf*.** Jahrgang 1841. Dreissigsten Bandes fünftes Heft. (Nr. XXIII.) — Jahrgang 1842. Einunddreissigsten Bandes drittes Heft. (Nr. III.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat März oder Nr. 9—12. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** &c. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 2te Abtheilung der 4ten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen rc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. **A. Peschier,**

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 Fl., oder 8⅓ Thlr.

Jede Lieferung 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 Gr.)

Poiloux — Reprise.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niedern Classen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erscheint bei mir folgende **anziehende Schrift**, die durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus. — James Hind der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsraths Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Dieses Werk ist von gleichem Interesse für den Juristen wie für jeden gebildeten Leser. Der zweite Theil, der nicht minder reich sein wird wie der erste an anziehenden Criminalfällen, erscheint noch in diesem Jahre.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In der **G. Ritter**'schen Buchhandlung in Zweibrücken ist erschienen:

Kleist.

(Schlacht bei Kunersdorf.)

Ein Gedicht von Karl Jos. Schuler.

Elegant broschirt. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1842

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1842:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1842. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen, nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Beim Schluß des Jahrs erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von 10 Ngr.

---

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1842. 52 Nummern. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1837—40 jeder 3 Thlr., der Jahrgang 1841 2 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1842. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Dr. *E. Ghf. Gersdorf.* Einunddreissigster Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

---

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: H. Brockhaus.) Jahrgang 1842. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1842. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

---

*6. Landwirthschaftliche Dorfzeitung. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von C. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatte: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Jahrgang 1842. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *L. F. O. Baumgarten-Crusius*, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *J. F. Fries*, als Specialredactoren. Jahrgang 1842. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen ꝛc. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet. Wird wöchentlich am Dienstag, aber auch in Monatsheften ausgegeben.

*8. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrgang 1842. 52 Nummern. (Nr. 457—508.) Mit vielen Abbildungen. Schmal-gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis neunte Jahrgang (1838—41) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Abbildungen. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Ed. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 6 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*9. **Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Dritten Bandes drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.**

Der erste Band (1837) und der zweite Band (1840), jeder in 4 Heften, kosten zusammen 5 Thlr. 10 Ngr.; das erste und zweite Heft des dritten Bandes (1841) 1 Thlr. 10 Ngr.

*10. Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Elfter Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Bis jetzt ist von dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Uebersetzungen enthält und bei schöner Ausstattung doch wohlfeil ist, Folgendes erschienen:

I. II. Die Nachbarn von Frederike Bremer. Dritte Auflage. 20 Ngr. — III. Ignez de Castro von Gomes. 20 Ngr. — IV. Das neue Leben von Dante Alighieri. 20 Ngr. — V. Die Töchter des Präsidenten von Frederike Bremer. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. Nina von Frederike Bremer. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden von Frederike Bremer. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. Die Familie H. von Frederike Bremer. 10 Ngr.

*11. *Busch (Dt. W. H.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Vierter und fünfter Band. Gr. 8.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 25 Ngr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.; der dritte Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane (1841), 4 Thlr. — Der vierte Band wird die bösartigen Krankheiten der Gebärmutter, die Krankheiten der Eierstöcke und der Brüste, die Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen enthalten; der fünfte Band die Operationslehre der Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane und zugleich ein für sich bestehendes Werk bilden.

Dem ganzen Werke wird ein Atlas der nothwendigsten Abbildungen zur bessern Verständigung des Vorgetragenen folgen, welcher auch ein für sich bestehendes Werk ausmachen wird.

*12. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. Sgm. Voigt. In sechs Bänden. Sechster Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 10 Ngr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 20 Ngr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 10 Ngr., der fünfte Band (die eigentlichen Insekten, 1839) 3 Thlr. 10 Ngr. — Der sechste Band wird enthalten die Echinodermen, die Eingeweidewürmer, die Akalephen, die Polypen und die Infusorien; außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller.

*13. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. Sm. Ersch und J. Gf. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. Gf. Gruber. Sechsunddreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von And. Gll. Hoffmann. Zwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Mr. Hm. Ed. Meier und L. F. Kämtz. Sechzehnter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*14. Gervais (Ed.), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil: „Kaiser Heinrich V." (1841), kostet 2 Thlr.

*15. Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher rc. Neunter Band. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache- und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind rc. Bearbeitet und herausgegeben von O. A. Schulz. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der erste Band, die Literatur von 1828—34 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

*16. **Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend*. Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.**

Die Lithographirung der Tafeln dieser zweiten Abtheilung ist so weit vorgerückt, daß sie bestimmt noch in diesem Jahre wird erscheinen können. Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *Jak. Behrend*. 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 64.

17. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Alb. Hoefer. Zweite Lese. Gr. 12. Geh.

Die erste Lese (1841) kostet 1 Thlr.

18. Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner zum Vorlesen in Landkirchen. In drei Bänden. Herausgegeben von Eduin Bauer. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band, unter dem Titel: „Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung" (1841), kostet 2 Thlr. — Der zweite Band wird Epistelpredigten, der dritte Predigten über freie Texte enthalten.

19. Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 27 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr.

*20. Raumer (F. von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden oder 24 Lieferungen. Fünfter und sechster Band. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinpapier 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage werden für 2 Thlr. erlassen.

*21. Schmalz (F.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. Siebenter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der erste bis sechste Theil (1814—24) kosten im herabgesetzten Preise anstatt 6 Thlr. 18 Ngr. nur 3 Thlr. — Ein besonderer Abdruck aus diesem siebenten Theil ist unter Nr. 99 angeführt.

22. Schmid (Rhd.), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Übersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 5 Ngr.

*23. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste Jahrgang der Neuen Folge kostet 2 Thlr., der zweite 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte 2 Thlr.

*24. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit Franz von Holbein's Bildniß. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste aus fünf Jahrgängen (1837—41) bestehende Folge dieses Taschenbuches kostet im herabgesetzten Preise 6 Thlr.; einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. erlassen.

*25. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von *Ch. Noback* und *F. Noback*. In fünf**

bis sechs Heften. Drittes Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis dritte Heft enthalten: Aachen — Kalkutta; die übrigen Hefte werden rasch folgen, sodaß das Ganze noch im Laufe dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

*26. Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*. Zweiter Band, den Schluss des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Velinpapier.

Der erste Band ist mit dem Verlagsrecht aus der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg in meinen Verlag übergegangen, und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr.

*27. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1843. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Meyerbeer's. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge kostet jeder 1 Thlr. 15 Ngr.; der dritte und vierte Jahrgang jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

*28. Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Sechster Band, oder: Neue Folge zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Manheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der Neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Unterzeichnetem sind soeben in **zweitem ganz unverändertem Abdruck** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen
eines
nachgebornen Prinzen
aus der
nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt
von
G. G. v. R.

Gr. 8. in Umschlag brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.)

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Äußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von Etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19. Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavell's vermieden wurde und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Misverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Geld und Herz. Ein Roman von **A. Chownitz.** 2 Theile. 8. 2⅓ Thlr.

Der auf dem Felde des modernen Romans schon bekannte Verfasser stellt hier in den frappantesten Zügen ein Gemälde aus dem socialen Leben dar. In einer spannenden und lebendigen Erzählung wurde zu schildern versucht, zu welchen Abgründen eine Gesellschaft geführt wird, die, fremd der Liebe und Treue, nur den materiellen Zielen unserer Tage: dem Geldbesitz und Sinnengenuß nachjagt. Wir hoffen, dieser Roman werde die Gunst des Publicums in hohem Grade sich erwerben.

Der Proceß. Geschichtlicher Roman von **W. Lorenz.** 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Die höchst abenteuerlichsten Lebensereignisse des unglücklichen Heinrich Reuß von Plauen, den die Geschichte den Unechten nennt, werden in diesem Romane mit historischer Treue und der anmuthigsten Darstellungsweise der rühmlichst bekannten Verfasserin erzählt, darin aus dem 16. Jahrhundert und von seinen geschichtlichen Personen interessante und lebendige Schilderungen entworfen.

Die Gespielen der Prinzessin. Novelle von **Penseroso.** 2 Theile. 8. 3 Thlr.

In dieser Novelle wird fortwährend die Theilnahme der handelnden Personen in Anspruch genommen; die Charaktere sind fast ohne Ausnahme liebenswerth, alles Widerwärtige gestaltet sich am Ende noch freundlich; und darum ist Penseroso wol vorzüglich so allgemein beliebt geworden, weil er die Liebenden stets sicher zum glücklichen Ziele führt und die Durchlesung seiner Schriften einen lange nachwirkenden angenehmen Eindruck hinterläßt.

Leipzig, im April 1842. **C. Wienbrack.**

Bei **L. W. Krause** in Berlin ist erschienen:

Declamatorium.

Auswahl ernster und heiterer Dichtungen **zum Vortrage in öffentlichen und Privat-Gesellschaften** gesammelt und herausgegeben
von
Ernst Littfas.

1stes bis 12tes Heft. à Heft ⅙ Thlr.,

oder 1ster und 2ter Band, jeder Band von 6 Heften, à Band 1 Thlr. Enthält 181 ernsthafte und 206 komische Gedichte mit Beiträgen von

☞ **111 der beliebtesten Dichter.**

Die schnell nothwendig gewordenen mehrfachen Auflagen von

☞ 9 verschiedenen Heften

ist ein Beweis, daß diese Sammlung als einzige so vollständige allen Bedürfnissen und Anfoderungen entspricht. Es wurden in einem Jahre **21,000 Exemplare** abgesetzt.

(Wird fortgesetzt.)

Vierteljahrs-Schrift 1842. 2tes Heft.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Das 2te Heft der deutschen
Vierteljahrs-Schrift
für 1842.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Nationalität und Sprache. — Die Zukunft der Astronomie. — Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen. — Die Zeitungen und ihre Leser. — Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. — Das Turnen (ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment). — Der Opiumkrieg und das Völkerrecht. — Der Centralpunkt Deutschlands und das seine Vertheidigung befördernde System von Eisenbahnen. — Der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus einer kleinen Stadt.

Erzählt von

Frau von W.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In der **Renger**'schen Buchhandlung (**Fr. Volckmar**) in Leipzig erscheint:

Mignet, Geschichte der französischen Revolution, mit 200 Zeichnungen von Raffet und andern berühmten Malern.

Am 1. und 15. eines jeden Monats erscheint eine Lieferung von 5 Bogen auf dem feinsten Velinpapier und aufs eleganteste gedruckt. Der Subscriptionspreis einer jeden Lieferung ist **10 Ngr. = 10 Sgr. = 30 Kr. Conv.-Mze. = 36 Kr. Rhein.** Im September 1842 ist das ganze Werk vollendet. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und liegt nebst dem ausführlichen **Prospect** in jeder Buchhandlung zur Ansicht bereit.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, genießt keins als das von Mignet das unbestrittene Verdienst, Gedrängtheit und Detail zu vereinigen. Die frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhnte Recht erlag oder die triumphirende Sünde ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Portraits sämmtlicher Häuptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unserm Werke einen bleibenden Werth.

Vollständig *ist jetzt folgendes wichtige Werk erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:*

Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. *Eduard Winkler*.

Zwei Bände in 11 Heften. 138 Bogen in gr. 8. 1839—41. 9 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in einzelnen Heften zu beziehen.)

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1842
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XIV.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*29. Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 86 Abbildungen. Zweite Auflage. Kl. 8. 12 Ngr.

Dieses Schriftchen bildet eine einzelne Abtheilung von:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Drei Bände. Mit 375 Abbildungen. Kl. 8. 1834—39. In englische Leinwand gebunden. 6 Thlr.

dessen übrige Abtheilungen ebenfalls sämmtlich einzeln zu erhalten sind:

Anleitung zum Selbststudium der Hydraulik und Hydrostatik. 8 Ngr. — Pneumatik. 8 Ngr. — Akustik. 8 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. 8 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. 12 Ngr. — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. 8 Ngr. — Mineralogie. 22 Ngr. — Krystallographie. 8 Ngr. — Geologie. 26 Ngr. — Versteinerungskunde. 15 Ngr. — Chemie. 22 Ngr. — Bergbau- und Hüttenkunde. 15 Ngr. — Meteorologie. 12 Ngr.

*30. Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von *Emil Braun*. Folio.

Die erste und zweite Decade sind im Stich beendigt und werden mit deutschem und französischem Texte noch in diesem Jahre erscheinen.

*31. Die Lustspiele des *Aristophanes*, übersetzt und erläutert von *Hieronymus Müller*. Drei Bände.

Der erste Band dieser Uebersetzung, die Frucht jahrelanger Studien, wird, außer einer größern Einleitung über den Dichter, „Plutos", „Wolken" und „Frösche" enthalten, und mit einem Grundriß des altgriechischen Theaters ausgestattet.

*32. Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von W. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

*33. Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebniß forstlicher Reisen. Zwei Abtheilungen. Gr. 8.

*34. Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre 1835—41 haben gleichen Preis.

*35. Berthold (Franz), Gesammelte Novellen, herausgegeben von L. Tieck. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen geistreichen Schriftstellerin, wird diese Sammlung auch noch mehre ausgezeichnete Novellen enthalten, die sich in ihrem Nachlasse vorgefunden haben.

36. Bibliotheca romana. Edidit *G. Julius*. Gr. 8. Geh.

Ein ausführlicher Prospectus über den Inhalt dieses wichtigen bibliographischen Werkes ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Es wird ungefähr 50 Bogen umfassen und im Druck noch dieses Jahr beginnen.

37. Bibliothèque de l'Ambassadeur, publié par le baron *Charles de Martens* et *H. de Hoffmanns*. Gr. 8. Geh.

Dieses wichtige Werk wird aus einer Reihe von Bänden bestehen und in folgenden Abtheilungen erscheinen, von denen jede unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten sein wird: Nouveau Guide diplomatique; Droit des gens universel; Droit des gens maritime; Histoire des traités; Théorie et traités de commerce; Histoire des états européens avec les tables généalogiques des maisons souveraines; Droit germanique; Collection générale des traités; Littérature du droit des gens.

*38. Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*39. Brandis (Ch. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Der berühmte Verfasser theilt in diesem Werke seine Beobachtungen über Griechenland mit, das er in seiner Stellung als Cabinetsrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit hatte kennen zu lernen.

40. Brederlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur nebst Sprachproben. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Gr. 8. Geh.

*41. Bredow (G. Freiherr von), Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 18 Ngr

*42. Bremer (Frederike), Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*43. — —, Die Töchter des Präsidenten. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

*44. — —, Nina. Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*45. — —, Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*46. — —, Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

*47. — —, Kleinere Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Alle noch erscheinenden Schriften von Frederike Bremer werden in dieser Ausgabe gegeben werden.

48. Abhidhâna-ppadîpikâ. Wörterbuch der Pali-Sprache. Herausgegeben von *Hm. Brockhaus*. Gr. 8.

49. Prabodha Chandrodaya. System der Vedânta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von *Krishna Miçra*. Mit den Scholien des *Râma Dâsa* herausgegeben und übersetzt von *Hm. Brockhaus*. Gr. 8.

Bereits 1835 erschien bei mir der Sanskrittext davon als erstes Heft (1 Thlr.). Die Scholien und die Übersetzung werden auch als zweites Heft dieser Ausgabe besonders erscheinen, und diesem Hefte wird dann ein neuer Titel für das Ganze beigefügt werden.

*50. Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln, herausgegeben von *Hm. Brockhaus*. Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. Titel: Kathâ sarit sâgara.

Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Buch I—VI. Aus dem Sanskrit übersetzt. Gr. 12. Geh.

Das erste bis sechste Buch dieser Märchensammlung erschien 1839 bei mir im Sanskrittext und in deutscher Übersetzung (8 Thlr.).

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathà Sarit Sàgara des *Soma Deva*. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

*51. Cancan eines deutschen Edelmanns. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

*52. Celestine. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Ed. von Bülow. Gr. 12. Geh.

*53. Dante Alighieri, Lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

Früher erschien in meinem Verlage:

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. Jetzt für 1 Thlr. 15 Ngr.

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 8 Ngr. Jetzt für 1 Thlr. 5 Ngr.

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von K. Streckfuß. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig, die ich für 22 Ngr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 8 Ngr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 20 Ngr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thaler.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. 1841. 20 Ngr.

*54. ***Ersch (J. Sm.)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Dritte Ausgabe, besorgt von Dr. *Ch. Ant. Geissler*. In 18 Abtheilungen. Gr. 8.**

Diese neue Bearbeitung des ausgezeichneten Werks soll in folgenden 18 Abtheilungen erscheinen, deren jede bis zu der neuesten Zeit fortgeführt wird: 1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Ästhetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der zeitvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Es wird jede Abtheilung in sich abgeschlossen und mit vollständigen Registern versehen. Ersch's System wird im Wesentlichen beibehalten, aber es werden manche Verbesserungen hinsichtlich der Register rc. getroffen werden. Die Abtheilung der Philologie wird zunächst und noch in diesem Jahr erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Von den frühern Abtheilungen werden die nachstehenden ebenfalls zu den bemerkten ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 20 Ngr. — Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 25 Ngr. — Medicin. 1822. 25 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Die „Literatur der vermischten Schriften" (1837) kostet 25 Ngr.; die „Literatur der schönen Künste" (1840) 3 Thlr. 15 Ngr.

*55. Forster (G.), Gesammelte Schriften. Von dessen Tochter herausgegeben und mit einer Einleitung von G. Gf. Gervinus. Acht bis neun Theile. Gr. 12. Geh.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen können.

*56. Frignani (Angelo), Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*57. Der deutsche Fürstenbund. Präliminarien. Berichte. Actenstücke. Correspondenz. Eingeleitet und herausgegeben von K. Gödeke Gr. 8. Geh.

*58. Gervais (Ed.), Astolf. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

59. Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik in drei Büchern. Gr. 8. Geh.

Erstes Buch: Der Mensch, seine Entwickelung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

*60. Gustav III. (König von Schweden), Schauspiele. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*61. Handbuch für Reisende in Griechenland. Herausgegeben von Fd. Aldenhoven und J. Fd. Neigebaur. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

Dieses Handbuch ist von Neigebaur in Verbindung mit dem jetzt in Griechenland verstorbenen Aldenhoven ganz nach dem Plane der beliebten übrigen Reisebücher des Erstern bearbeitet worden.

In meinem Verlage sind früher von Neigebaur erschienen:

Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. 2 Thlr. 20 Ngr.

Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

*62. Herbart's (J. F.) kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände. Gr. 8.

*63. ***Hübener (E. A. L.)*, Die Lehre von der Ansteckung, mit besonderer Beziehung auf die sanitätspoliceiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.**

***64. Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse unter Mitwirkung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. *Kluge* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend*. Gegen 30 Tafeln Abbildungen mit Text. In Lieferungen. Grossfolio.**

Vergl. Nr. 16.

*65. Irma und Nanko. Ein Roman von J. Bruno. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

*66. Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Dieses Fremdwörterbuch wird sich wie durch seine Vollständigkeit, so auch durch ungemeine Billigkeit und eine zweckmäßige typographische Einrichtung auszeichnen. Das erste Heft erscheint bald.

*67. Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

Die einzelnen Theile auch unter besondern Titeln:

*68. — —, Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

*69. — —, Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

*70. — —, Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

*71. Der gestiefelte Kater. Mit Radirungen von O. Speckter. Gr. 8. Auf feinstem Velinpapier. Cart.

Dieses Buch wird sich gleichermaßen durch den Inhalt wie durch die artistische und typographische Ausführung auszeichnen und eine wahrhaft illustrirte Ausgabe sein. Den Text bilden außer einer Einleitung über das alte Märchen die Perrault'sche Bearbeitung desselben und Tieck's Meisterwerk „Der gestiefelte Kater". Die Radirungen sind höchst geistreich.

*72. Koester (Hs.), Schauspiele. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Marie Stuart. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Luisa Amidei. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

***73. Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. Erster Theil: Wahl und Bildung höherer Truppenführer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.**

*74. ***Kützing (F. Tr.)*, Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.**

Da der Herr Verfasser schon weit mit dem Graviren der Tafeln vorgerückt ist und sich unausgesetzt damit beschäftigt, der Text aber bereits völlig ausgearbeitet vorliegt, so wird dieses wichtige und interessante Werk wahrscheinlich

im Laufe d. J. erscheinen können. Da nur eine kleine Auflage veranstaltet werden soll, so werden Diejenigen, die sich den Besitz des Werkes sichern wollen, aufgefodert, zeitig darauf zu subscribiren. Der Preis ist vorläufig auf 40 Thlr. festgesetzt, würde aber bei einer bedeutenden Theilnahme noch ermäßigt werden können.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*75. Löbe (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Gr. 8.

Jedes Heft von 5—6 Bogen und 4 Tafeln kostet 12 Ngr. Das ganze Werk wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen.

76. Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band dieses wichtigen und interessanten Werks wird hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen können.

*77. Lynar (Fürst zu), Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel ward nach der neuesten Bearbeitung gedruckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue belletristische Werke
erschienen bei Friedrich Fleischer in Leipzig.

1.

Vier und zwanzig Stunden.

Ein Feuilleton des Tags
von E. Präxler-Manfred.
1 Thlr. 15 Ngr.

2.

Phantasie und Wirklichkeit

in Novellen und Erzählungen
von Wladimir.
1 Thlr. 15 Ngr.

3.

Don Juan,

Drama in 5 Abtheilungen
von Braun von Braunthal.
20 Ngr.

4.

Dramatische Werke

von Wilh. Schnitter.
Erster Band. Maria, Trauerspiel in 5 Acten.
15 Ngr.

Bei **Gerhard** in Danzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, von Dr. Alexander Jung. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Ein Buch, welches sich durch gediegene und geistreiche Kritik auszeichnet.

Preußen und die Constitutionsfrage von Dr. S. R. Schneider. Gr. 8. Brosch. Preis 12½ Ngr. (10 gGr.)

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Was lehrt das Neue Testament über den Tod Jesu? Eine dogmatisch-ascetische Betrachtung von F. Karig. Geh. Preis ½ Thlr.

Diese Schrift entstand zuerst aus wissenschaftlichen Unterredungen theologischer Convente. Was unser Christenglaube über den Tod Jesu lehrt, die Verpflichtungen, die er daraus herleitet, die Verheißungen, die er damit verbindet, die Aussichten, die er eröffnet, Alles dieses ist hier nach Aussprüchen des N. T. zusammengetragen und zu einem harmonischen Ganzen vereint.

ECHO
de la
littérature française.
Journal des gens du monde.
Deuxième année. 1842.
24 Hefte. Preis 5⅓ Thlr.

Das erste Quartal, Nr. 1—6, ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Das ungestörte Forterscheinen dieses Journals, sowie die steigende Zahl der Subscribenten gibt wol den besten Beweis von der Vortrefflichkeit desselben; jeder Freund gehaltvoller französischer Lecture kann sich durch eigene Prüfung von dem werthvollen Inhalte überzeugen.

***Leipzig,* im Mai 1842.**

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **L. W. Krause** in Berlin ist soeben erschienen:
11tes und 12tes Heft à ⅙ Thlr. vom

Declamatorium.

Auswahl
ernster und heiterer Dichtungen zum Vortrage in öffentlichen und Privatgesellschaften, herausgegeben
von
Ernst Littfaß.

Enthält:

Die komischen Original-Piècen,
die nur mit Erlaubniß des Herausgebers abgedruckt werden dürfen.

1) Ne so was is noch nicht dagewesen, von Aug. Braß.
2) Morgengedanken eines berliner Postbriefträgers beim Sortiren der von ihm zu bestellenden Briefe, v. H. Hagendorff.
3) Ein Ehestandshausmittel, von C. D. Hoffmann.
4) Das Rendez-vous bei der großen Kanone, von L. Koßarsky.
5) Die Fuchstaufe, von H. Hagendorff.
6) Alles Schein, von Mauritius.
7) 's fabelhaft, von L. Koßarsky.
8) Unsere Zeit hat keine Zeit, von R. Bürkner.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Nachrichten über das Gewerbschulwesen in **Preußen, Sachsen,** auch Stuttgart, Nürnberg und Karlsruhe. Herausgegeben von Dr. F. Jacobi. Gr. 8. Leipzig, **Wienbrack.** Geh. ½ Thlr.

Durch alle Buch- und Landkartenhandlungen ist zu beziehen:

Grundriss der Stadt Hamburg.

Entworfen von *E. F. Bernhardt*, mit Nachträgen von *R. Kerner* und *F. E. Schuback.*

Mit einer Uebersichtstabelle.

Gr. Royalfolio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im **Mai** 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1842

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XV.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

78. *Martens (Charles de)*, **Biographie des diplomates les plus célèbres des trois derniers siècles, d'après l'ordre alphabétique des nations auxquelles ils appartiennent. Gr. 8. Geh.**

*79. — —, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Geh.**

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 15 Ngr.).

Früher erschien von dem Herausgeber in meinem Verlage: Guide diplomatique. Zwei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

*80. Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. G. B. Mendelssohn. Sieben Bände. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke Mendelssohn's wird außer den größern Schriften noch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte enthalten; auch wird dazu eine philosophische Einleitung von Prof. Brandis in Bonn und eine ausführliche Biographie Mendelssohn's gegeben. Der Druck dieser Ausgabe hat bereits begonnen und sie wird in diesem Jahre vollständig erscheinen. Sollte die Theilnahme des Publicums, wie zu erwarten, sehr groß sich zeigen, so würde der Preis noch ermäßigt werden können.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*81. Montesquieu (Charles de), Persische Briefe. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh.

*82. *Most (G. F.)*, **Denkwürdigkeiten in der medicinischen und chirurgischen Praxis. Erster Band und folgende. Gr. 8. Geh.**

Der erste Band erscheint in diesem Jahre und führt auch den besondern Titel: Beobachtungen und Bemerkungen über Prosopalgie, Carcinom, Lungenschwindsucht, Ruhr, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Pneumonie, Intermittens larvata, Hydrophobie, und über den Galvanismus als Heilmittel verschiedener Krankheiten. Nebst Anhang: I. Über meine Heilversuche bei 104 Epileptischen; II. Medicinische und chirurgische Observationen meines seligen Vaters.

Von dem Verfasser erschien bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Vereine mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— — Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

*83. Mügge (Thdr.), Gesammelte Novellen. Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh.

Inhalt: I. Angelika. Die Emigranten. II. Rosalie. Zwei Bräute. Lebensmagie. III. Neffe und Nichte.

*84. Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde. Zwei Bände. In Lieferungen zu 8 Bogen. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Dieses Lehrbuch der Waarenkunde, das einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen bestimmt ist, bildet zugleich die erste Abtheilung eines „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaften", das der Verfasser in Verbindung mit Ch. und F. Noback bearbeitet, und erscheint in 8—10 Heften zu 15 Ngr., die sich rasch folgen werden. Das erste Heft ist bereits erschienen.

85. Noback (Ch.), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank-, und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Zweite umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

*86. Nolte (W.), Lieder eines Einsiedlers. 8. Geh. 16 Ngr.

87. Ott (Kr.), Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

*88. Passow's (Fr.) vermischte Schriften. Herausgegeben von W. A. Passow. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geh.

*89. Petócz (Mch.), Das Unmoralische der Todesstrafe. Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt". Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Des Verfassers „Ansicht der Welt. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen" erschien 1838 und kostet 3 Thlr.

*90. Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von J. Ed. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Erster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Band ist bereits erschienen, kostet 1 Thlr. 24 Ngr. und enthält: Karl Ludwig Sand. Die Ermordung des Fualdes. Das Haus der Frau Web. Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. James Hind, der royalistische Straßenräuber. Die Mörder als Reisegesellschaft. Donna Maria Vicenta de Mendieta. Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. Der falsche Martin Guerre. Die vergifteten Mohrrüben.

*91. Prescott (William Henry), Geschichte Ferdinand's und Isabellens von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände. Gr. 8.

*92. Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von Ed. von Bülow. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

93. *Pucheli* (*F. A. B.*), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Ueber die individuelle Constitution und ihren Einfluß auf die Entstehung und den Charakter der Krankheiten. Gr. 8. 1823. 25 Ngr.

*94. **Rappaport** (Mr.), Mose. Episches Gedicht. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*95. **Raumer** (F. von), England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Der dritte Band führt auch den besondern Titel:

*96. — —, England im Jahre 1841. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Außer diesen und den unter Nr. 19 und 20 erwähnten, sind auch noch folgende bedeutendere Schriften des Verfassers bei mir erschienen:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zwei Theile. Gr. 8. 1821. 6 Thlr.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.

Polens Untergang. Zweite Auflage. Gr. 12. 1832. 20 Ngr.

Über die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 8 Ngr.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. I. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildnisse der Maria Stuart. 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — II. König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69). 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — III—V. Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Drei Bände. 1839. 6 Thlr. 20 Ngr.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. 1840. 4 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **G. H. Schroeder** in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Legislative Fragen,

betreffend: die Juden im preußischen Staate.

Von Dr. J. M. Jost.

Gr. 8. Geheftet. Preis 10 Sgr.

Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens.

Von **Heman**, Geh. Justizrath.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Der rheinische

Provinzial-Landtag

im Jahre 1841.

(Fortsetzung und Schluß der 1841 erschienenen Resultate der Provinzial-Landtage.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

DE SOLONIS LEGIBUS

apud Oratores Atticos.

Von ***H. Schelling.***

Gr. 8. Geh. Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Zwei Gespräche über das Werk:

Preußen,

seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland,

von **Bülow-Cummerow.**

Gr. 8. Geheftet. Preis 5 Sgr.

Die Pensionirung der Geistlichen

mit Bezug auf die „Proposition von Östreich“.

Von [illegible], evangel. Pfarrer.

Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsgerichtsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. April.

Inhalt:

Aschbach: Geschichte des grossen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Von *F. W. Barthold*. (Nr. 79.) — **Klippel**: Die corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Von *P. Wigand*. (Nr. 81, 82 u. 83.) — **Kirmss**: Über den zur Zeit der Geburt Christi gehaltenen Census. Von *Ph. E. Huschke*. (Nr. 10 u. 101.) — **Michelet**: Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von *K. L. Michelet*. (Nr. 79, 80 u. 81.) — **Trendelenburg**: Die logische Frage in Hegel's Systeme. Eine Aufföderung zu ihrer wissenschaftlichen Erledigung. (Nr. 87, 88 u. 89.) — **Bachmann**: 1. *K. Daub's* philosophische und theologische Vorlesungen. Herausgegeben von *Marheineke* und *Dittenberger*. 2. Grundriss der Psychologie für Vorlesungen. Von *J. E. Erdmann*. (Nr. 88.) — **Nees v. Esenbeck**: Zwölf Briefe über das Erdleben. Von *K. G. Carus*. (Nr. 81 u. 82.) — **Bütter**: 1. Untersuchungen über das Leben des Thucydides, mit einer Beilage: über den Demos Melite. Von *K. W. Krüger*. 2. De Thucydide scriptore belli Peloponnesiaci Specimen scripsit *H. Wettke*. 3. Die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands. Von *F. Kortüm*. 4. Historisch-philologische Studien. Von *K. W. Krüger*. 5. Chronologische Beiträge zur griechischen Geschichte zwischen den Jahren 479—431. Von *J. J. Rospatt*. 6. *F. Haasii* Lucubrationes Thucydidiae. (Nr. 82, 83, 85, 86 u. 87.) — **Heimbach**: Zur Lehre von der Mora. Ein civilistischer Versuch. Von *K. W. Wolff*. (Nr. 87 u. 88.) — **Kieser**: Über das Verhältniss der Medicin und Chirurgie und die Duplicität im ärztlichen Stande etc. Von *Ph. Fr. v. Walther*. (Nr. 89.) — **Rosenthal**: Über die Entwickelung der Architektur vom 10. bis 14. Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien. Von *H. Gally Knight*. Aus dem Englischen mit einer Einleitung herausgegeben von *C. R. Lepsius*. (Nr. 83, 84 u. 85.) — **Hasse**: Abhandlungen zur Physiologie und Pathologie. Anatomisch-mikroskopische Untersuchungen von *G. Gluge*. (Nr. 86.) — **Grüneisen**: Beiträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik. Von *J. Ch. W. Augusti*. (Nr. 99 u. 100.) — **Literarisches aus Holland; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Chronik der Gymnasien; Preisaufgaben; Miscellen; Nekrolog; Verzeichniss der Vorlesungen in Würzburg, Leipzig, Erlangen und Kiel.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

En vente chez Brockhaus & Avenarius à Leipzig:

ECHO
de la littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1½ Thlr.

Sommaire du No. 7. Littérature Anglaise. Drame, Histoire, Traductions, Antiquités. Par **Philarète Chasles.** — Père et mère, par **Marie Aycard.** — Conte fantastique. A propos d'une aquarelle. Par **Anais de Raymond.** — Cours d'histoire moderne. Professé à la Sorbonne par Charles Lenormant. Par **A. F.** — Revue musicale. — Pierre-le-grand, ou un succès d'opéra comique, par **Paul Smith.** — *Tribunaux:* Le jeu de boules d'Alphonse Karr.

Sommaire du No. 8. Trèfleur, par **C. de Molènes.** — Physiologie du théâtre, à Paris et en Province, par **L. Couailhac.** — Voyage à Java, par **Casimir Henricy**, ex-matelot.

Reiselectüre.

Bei **C. F. Köhler** in Leipzig ist soeben erschienen:

Reise-Berichte und -Gedichte.

Erinnerungen aus den Sommerwandertagen 1841

von

L. Rellstab.

Zwei Theile. Brosch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mit Lebensfrische und geistreicher Auffassung ausgestattet, werden diese Reiseberichte jedem Leser eine sehr anziehende Lectüre gewähren. Die Durchflüge von Böhmen, Östreich, Oberitalien liefern eine Menge des verschiedensten Stoffes, den der rühmlichst bekannte Verfasser mit ihm eigenthümlich geistreicher Darstellung trefflich benutzt hat.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Teutsche Anliegen und Zustände

von **M. Feder.**

Erster Band erstes Heft.

Preis 20 Ngr.

Dieses Werk hat zum Zweck, Teutschlands Zustände, deren Mängel und Gebrechen, wie die teutschen Anliegen und Bedürfnisse nach dem Wesen der Zeit und der jetzigen Weltlage zu erforschen und zu besprechen, und den hohen Beruf der Volkschaft der Teutonen bei der gegenwärtigen Weltentwicklung zu erkennen und darzustellen. So wie die Erfüllung dieses Berufes auf das Schicksal des ganzen Menschengeschlechtes die wichtigste Rückwirkung [illegible], [illegible] das Werk nicht bloß dem teutschen Vaterlande, sondern zugleich auch der gesammten Menschheit gewidmet. Aus oben angekündigtem Hefte kann Inhalt, Werth und Richtung des Werkes ersehen werden, [illegible] in [illegible] erscheinen soll, deren jedes jedoch stets so viel als thunlich den Schluß einer Abhandlung enthalten soll, damit keine Unterbrechung des Zusammenhanges stattfindet.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. April. Nr. 470—474.

Inhalt:

Franz Liszt. — Bunsen's galvanische Batterie. — Mafra. — Chronik der Eisenbahnen im Jahre 1841. — Galvano-plastische Nachbildungen von Kupferplatten. — Hamburger Schifffahrt. — Landreisen von England nach Indien. — Von den Tromben oder Wasserhosen. — Das Kutschenboot. — Die Kettenbrücke in Prag. — Maria Theresia, deutsche Kaiserin. — Genf. — Die Abzugskanäle in London. — Die Bewässerung im Morgenlande. — Die englische Criminaljustiz. — Eine neue Spinnmaschine. — Schweizer Uhrenfabrikation. — Paul Gerhard. — Zur Geschichte des großen Kriegs. — Chalons an der Saone. — Die Heuschrecken. — Das Südpolar-Land. — Handel Frankreichs mit Preußen.

In Abbildungen enthalten diese Nummern:

Franz Liszt. — Mafra. — Landungsplatz in Bulak bei Kairo. — Suez. — Maria Theresia, deutsche Kaiserin. — Genf. — Ägyptische Vorrichtung zum Wasserschöpfen. — Das Sackiyeh oder persische Rad. — Paul Gerhard. — Chalons an der Saone. — Die Heuschrecke.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** &c. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im **Preise ermäßigt** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.
Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

In Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Naturgeschichte
für
Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Herausgegeben
von
William Löbe.

Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln.

In fünf Heften zu 12 Ngr.

Bei dem großen Umschwunge, welchem gegenwärtig alle praktischen Lebensinteressen durch eine lebendige Wechselwirkung der Theorie und Praxis, der Wissenschaft und des Lebens entgegengehen, ist es auch eine würdige Aufgabe, die Landwirthschaft immer mehr von der starren Gewohnheit und den mechanischen Handgriffen loszumachen und ihren Betrieb auf die wissenschaftliche Erkenntniß und die daraus hergeleiteten Grundsätze zurückzuführen. Es gibt kein Gewerbe, keine Kunst, in welcher noch gegenwärtig die Ausübung mit so geringer Kenntniß und Einsicht des Gegenstandes betrieben wird, als es bei der Landwirthschaft geschieht, und so sonderbar dies auch in dem nicht unbedeutenden Umfange der landwirthschaftlichen Literatur scheinen möchte, der Grund davon liegt in dem Mangel an Hülfsmitteln, die dem mit gewöhnlicher Elementarbildung versehenen Landmann und Landwirth für seinen Beruf und für die rationelle Ausbildung in demselben zu Gebote stehen.

Das vorliegende Werk ist dazu bestimmt, eine solche Lücke in der technischen Literatur auszufüllen. Es hat die Natur fremder Länder nicht zu seinem Gegenstande, es will keine vollständige Übersicht der Schätze entfalten, welche unsere Erde darbietet, sondern es will seine Leser mit allen den natürlichen Gegenständen näher bekannt machen, die für das technische Gewerbe, besonders aber für die Land- und Hauswirthschaft wesentlich sind. Von diesem praktischen Gesichtspunkte aus behandelt es zunächst das **Thierreich**. Der Leser empfängt eine aus der Wissenschaft geschöpfte Belehrung über die Haus- und alle andere Thiere, welche der Haus- und Landwirthschaft entweder zum Nutzen oder zum Schaden gereichen können. Eine vorausgeschickte allgemeine Naturgeschichte des Thierreichs hat die Darstellung der innern und äußern Organisation der Thiere zum Zweck und weist dabei auf die Allmacht des Weltenschöpfers hin. Das Nämliche ist auch bei dem **Pflanzenreiche** der Fall, wo zuerst der Bau und die einzelnen Bestandtheile der Pflanzen, ihre innere Organisation &c. geschildert und dann die verschiedenen Pflanzen insofern einer Darstellung und Bearbeitung unterworfen werden, als die technischen Gewerbe, die Forstwissenschaft, die Haus- und ganz besonders die Landwirthschaft daran Interesse nehmen müssen. Eine dritte Abtheilung umfaßt die für den Landbau äußerst wichtige und in weiterm Kreise bisher so sehr vernachlässigte **Bodenkunde** nach den Grundsätzen und wissenschaftlichen Entdeckungen, wie dieselben in der neuesten Zeit aus der Zusammenwirkung von Chemie, Mineralogie und Physik hervorgegangen sind. Ein vierter Abschnitt endlich führt die Leser selbst in die physikalischen Wissenschaften ein und macht sie mit den Gegenständen aus der **Naturlehre** bekannt, die für sie bei einem gründlichen Betriebe des Gewerbes und der Land- und Hauswirthschaft unentbehrlich sind.

So sehr aber alle diese Gegenstände in strenge und eigenthümliche Gebiete der Wissenschaften einschlagen, so ist die Darstellung selbst doch mit jener Klarheit und Einfachheit gehalten, mit jener Entkleidung von die Einsicht des gesunden Menschenverstandes verdunkelndem Beiwerke, daß der Leser jeder Bildung und jedes Standes Belehrung und Unterricht darin finden kann. Auch sind dem Texte an den entsprechenden Stellen illuminirte Abbildungen von Gegenständen des Thier-, besonders aber des Pflanzenreichs beigefügt, die schon bei einem flüchtigen Blicke zeigen werden, daß sie ebenso geschmackvoll als naturgetreu entworfen und ausgeführt sind.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Mit Anfang Juli d. J. wird bei mir erscheinen und durch die **L. H. Weber**'sche Buchhandlung in Leipzig zu beziehen sein:

Frisia.

Eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Redigirt von **Dr. Schweckendieck.**

Die alten Friesen haben bekanntlich sehr viel Echtdeutsches am reinsten und längsten bewahrt. Da nun dieses Blatt vorzüglich dazu bestimmt ist, durch Mittheilung altfriesischer Denkmäler und durch Darstellungen des altfriesischen Lebens in allen seinen Beziehungen zu genauerer Kenntniß dieses wichtigen deutschen Volksstammes zu führen, so möchte das Erscheinen dieses Blattes auch Geschichts- und Alterthumsforschern nicht unwillkommen sein.

Monatlich werden **vier** Nummern, 2 Bogen in gr. 4., auf schönem Papier, elegant gedruckt erscheinen. Der Preis des ganzen Jahrgangs (52 Nrn.) beträgt 2 Thlr.

Buchhändlern empfehle ich das Blatt für Anzeigen von Büchern, welche in Holland bekannter werden sollen. Für die gespaltene Zeile wird 1½ Ngr. (1 gGr.) berechnet.

Emden, im Mai 1842.

H. Woortman.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 4te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Zug der Alliirten nach der Champagne im Jahre 1814. Mit 1 Karte des östlichen Frankreichs. II. Geschichte des k. k. 42. Linien-Infanterieregiments Herzog Wellington. (Schluß.) III. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. (Fünfter Abschnitt.) IV. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele
von
Hans Koester.

8. Geheftet. 2 Thlr.

Inhalt: Maria Stuart. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Luisa Amidei. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Lehrbuch der Waarenkunde.

Herausgegeben von

Karl Noback.

In 8—10 Heften zu 15 Ngr.

Unter den für den Kaufmann unentbehrlichen Wissenschaften nimmt die **Waarenkunde** unbestritten eine der ersten Stellen ein. Die Waaren sind das Material des Handels, die Grundlage und Ursache alles Verkehrs; sie genau zu kennen, sie von ihrem ersten Ursprung bis zu ihrem Endziele, ihrer letzten Verwendung zu studiren, bildet also eine Hauptaufgabe für den Kaufmann.

Zum wirklichen, regelmäßigen Studium der Waarenkunde ist aber durchaus ein systematisch geordnetes Lehrbuch erfoderlich und ein solches legt unter obigem Titel die unterzeichnete Verlagshandlung dem Publicum vor, indem sie sich noch die Hindeutung erlaubt, daß die neuere Literatur kein derartiges vollständiges Werk aufzuweisen hat. Die vielfach vorhandenen **Waarenlexika**, welche vorzugsweise die Tendenz schneller Belehrungsmittel bei plötzlich entstehendem Bedürfniß haben, sind keineswegs geeignet, ein allgemeines Bild, einen bequemen Überblick über das Gesammtgebiet der in den Handel kommenden Waaren zu gestatten, und zu einem **methodischen** Selbstunterrichte sind sie gar nicht geeignet, da sie ihrer alphabetischen Anordnung zufolge die verschiedenartigsten Artikel nebeneinander abhandeln und in ihnen die verwandtesten Gegenstände gewaltsam getrennt erscheinen. Der einzige Vorzug der Waarenlexika, welcher in der Möglichkeit der schnellen Auffindung von Artikeln bestehen möchte, über die man eine augenblickliche Auskunft wünscht, wird bei unserm Werke durch ein mit der äußersten Sorgfalt bearbeitetes **Register** erreicht, durch welches dasselbe ebenfalls den genannten Vorzug erhält.

Was nun die innere Einrichtung des Buches betrifft, so wird die Einsicht desselben genügend darthun, daß es dem Verfasser nicht nur um die möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit zu thun war, sondern daß er auch keine Mühe gescheut hat, sich in den Besitz der betreffenden neuesten Angaben zu setzen. Das erste Heft enthält überdies eine Einleitung, die auf eine wissenschaftliche Weise in das Gebiet der Waarenkunde einführen soll.

Bei jedem einzelnen Waarenartikel gehen historische Nachrichten über dessen Einführung in das Gebiet des Handels voraus, sowie über die allmälige Ausbreitung desselben und die derselben entgegentretenden Hindernisse; hiernächst folgt die Angabe des Vorkommens, der Gewinnung und der Fundorte bei den Rohstoffen und der Fabrikationsmethode bei den durch künstliche Mittel dargestellten Waaren; ferner die Eigenschaften, die Beschreibung der verschiedenen in den Handel kommenden Sorten und ihre Unterscheidungsmerkmale; die Prüfungsmittel der Güte in der Erkennung des Verfälschtseins, der Anwendungsarten u. s. w. Jeder Artikel schließt mit Untersuchungen und vergleichenden Angaben des Productionsquantums der denselben erzeugenden Gegenden und der Aus- und Einfuhr der für den Handel wichtigsten Staaten.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Sehr empfehlenswerthe Compositionen
über Themas aus den

Hugenotten von *Meyerbeer*.

Eckert. Potpourri brillant en forme de Fantaisie p. Piano. Op. 9. 17½ Sgr.
Schunke. Rondo facile p. Piano. Op. 44. 15 Sgr.
Taubert. Les Huguenots, Impromptu brillant p. Piano. Op. 25. 17½ Sgr.
Thiele. Hugenotten-Walzer für Piano. 5 Sgr.
Panofka. Premier Divertissement p. Piano et Violon concertans, Op. 10, 1 Thlr.; dito p. Pfte. et Violoncelle concertans 1 Thlr.; Erleichterungen für 2 Violinen, dito für 1 Violine, Heft 1, à 20 Sgr.
Lipinski. Fantaisie et Variations, Op. 26, p. le Violon av. Orchestre 2½ Thlr.; av. Quatuor 1½ Thlr.; av. Piano 1⅓ Thlr.
Schwencke. Duo brillant, non difficile et agréable p. Piano et Violon, Op. 46, 17½ Sgr.; dito p. Piano et Violoncelle, 17½ Sgr.
Fürstenau. Les Huguenots, 3 Duos faciles pour 2 Flûtes, Op. 122, à 17½ Sgr. Rondino facile et agréable p. Flûte et Piano concertans, Op. 121, 25 Sgr.; dito Op. 134 p. Flûte 10 Sgr.
Portrait von Meyerbeer, lithographirt von **Vilneron.** Gr. Fol. Gedruckt in Paris. 1 Thlr.

Durch alle solide Musikhandlungen zu haben.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

PANTHÉON DES GRANDS ÉCRIVAINS DES TEMPS MODERNES,

DEPUIS LE XIIIe SIÈCLE JUSQU'À NOS JOURS,
PAR
J. Pescantini et L. Delâtre.
Seconde édition.
In-folio. Paris. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Handbuch
der
Geschichte der deutschen Literatur.

Von
Dr. Johann Wilhelm Schaefer,
ord. Lehrer an der Hauptschule zu Bremen.

Erster Theil.
Von der ältesten Zeit bis auf Opitz.
Lex.-8. (272 S.) Geh. 1⅙ Thlr.

Dieses Handbuch schildert die Geschichte der deutschen poetischen und prosaischen Literatur. Die gedrängte, doch nicht compendienartige Darstellung liefert ein reiches Material nach den neuesten Forschungen, und die fortlaufenden Anmerkungen unter dem Texte geben weitere Nachweisungen. Lehrer der deutschen Literaturgeschichte finden hier alles für den Unterricht Nöthige beisammen. Auch für Gebildete überhaupt, die für die Geschichte unserer Literatur sich interessiren, eignet sich dieses Handbuch zum Selbststudium.

Der zweite Theil, womit das Werk geschlossen ist, wird bald nachfolgen.

Bremen, im Juni 1842.

C. Schünemann.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** **Jahrgang 1841. Dreissigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XXIV.) — Jahrgang 1842. Einunddreissigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.**

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat Mai, oder Nr. 18—21. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigefügt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** &c. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Freimüthige Beleuchtung des officiellen Verfahrens wider Niemeyer's Lehrbuch der Religion. Ein Beitrag zur neuesten Religionsgeschichte von **Dr. E. F. Vogel.** Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Das vor kurzem in Preußen erlassene Verbot wider Niemeyer's Lehrbuch der Religion wird hier freimüthig beleuchtet und diese Schrift um so größeres Interesse erwecken, als sie auf echt wissenschaftlicher Grundlage beruht und mehr denn einen wunden Fleck der neuen Pädagogik, Theologie und Philosophie mit Klarheit und Scharfsinn vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zieht.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Wildberg, Entwurf eines **Codex medico-forensis** oder Zusammenstellung der bei Ausübung der gerichtlichen Arzneiwissenschaft allgemein zu befolgenden Vorschriften. 12½ Sgr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. 2te Série. Subscriptionspreis für 8 Stücke 1 Thlr. Nr. 13—16:

Le bon moyen, comédie par *Leuven.* 5 Sgr.

Lorenzino, Drame en 5 actes par **Alex. Dumas.** 10 Sgr.

Les deux voleurs, comédie par *Leuven.* 5 Sgr.

Horace, tragédie en 5 actes par *Corneille.* 7½ Sgr.

L'Ambitieux, comédie en 5 actes par **Scribe.** 7½ Sgr.

Théâtre français. No. 23—24. In 36. Subscriptionspreis à 2½ Sgr.

L'école des vieillards, comédie par *Delavigne.*

Chacun de son côté, comédie par *Magères.*

The complete Novels of Walter Scott. 8. Broch. Vol. XII—XIII. Peveril of the Peak. 1 Thlr. Vol. XIV. The Pirate. ⅔ Thlr.

Vol. XV—XVIII: Quentin Durward, Redgauntlet, Rob Roy, à ⅔ Thlr., erscheint in 14 Tagen.

Poésies de Delavigne. 8. Broch. 10 Sgr. Bildet den 3ten Band des **Parnasse moderne,** dessen Tom. I: Poésies de *Victor Hugo*, Tom. II: Poésies de *Lamartine*, Tom. IV: Chansons choisies de *Béranger*, enthält.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

ΑΡΡΙΑΝΟΣ. ΑΝΟΝΥΜΟΙ ΤΡΕΙΣ. ΑΓΑΘΗΜΕΡΟΣ. ΤΕΜΑΧΙΑ ΔΥΟ. Arriani periplus ponti Euxini. Anonymi periplus ponti Euxini, qui Arriano falso adscribitur. Anonymi periplus ponti Euxini et Maeotitis Paludis. Anonymi mensura ponti Euxini. Agathemeri hypotyposes geographiae. Fragmenta duo geographica. Graece et latine additis H. Dodwelli, F. Osanni aliorumque dissertationibus, atque Stuckii, Tennulii, Vossii, Gronovii, Hudsoni, Bastii, Köhleri, Gailii filii, Letronnii, tum integris tum selectis suisque notis edidit

S. F. Hoffmann, Dr. phil.
8maj. Brosch. Preis 2 Thlr.

Von des Herrn Professor Germar **Fauna insectorum Europae etc.** ist soeben das 22. Heft erschienen. Mit 25 illum. Kupfertafeln nebst Text in Futteral. Quer 8. Preis 1⅓ Thlr.

Halle, den 4. Juni 1842.

Karl August Kümmel's
Verlagsbuchhandlung.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1842
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. XVI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*97. *Richter (C. F. W.)*, Beiträge zur wissenschaftlichen Heilkunde. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

*98. Rousseau (Jean Jacques), Bekenntnisse. Aus dem Französischen. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*99. Schmalz (F.), Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems. Auf Theorie und Erfahrung gegründet. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Ein besonderer Abdruck aus dem unter Nr. 21 erwähnten Werke des Verfassers.

Früher erschien auch noch in meinem Verlage von Demselben:

Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1824. 15 Ngr.

*100. Schmidt (L. E. W.), Das Preußische Familien-Recht nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht, dogmatisch-kritisch dargestellt. Gr. 8.

*101. Scott (Walter), Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

*102. Sternberg (A. von), Der Missionär. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:
Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.

*103. Straß (K. F. H.), Gedichte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Verfasser ist längst unter dem Pseudonym Otto von Deppen bekannt und beliebt.

*104. Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche, übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von E. Gf. Adf. Böckel.

Diese Sammlung wird im Äußern ganz mit der in meinem Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von F. A. Koethe" (1830, 1 Thlr. 15 Ngr.) übereinstimmen.

*105. Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einem Kärtchen. Gr. 12. Geh.

*106. *Waagen (J. F.)*, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil dieses interessanten Werks wird auch den besondern Titel führen: „Kunstwerke in Sachsen, Franken, Schwaben."

*107. Die Wiederkehr. Von dem Einsiedler bei St. Johannes. Novelle. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*108. Wolf (J. W.), Niederdeutsche Sagen. Zwei Theile. Mit einer Abbildung. Gr. 8. Geh.

*109. Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung. Herausgegeben von Ed. von Bülow. 8. Geh.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von *F. A. Brockhaus* in Leipzig, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen, und zu bedeutend ermässigten Preisen unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden. (2 Bogen.)

☞ *Die Bedingungen, die nur noch für kurze Zeit gelten, sind aus dem Verzeichniss selbst zu ersehen.* ☜

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

☞ Mein sorgfältig gearbeiteter und mit einem Autorenregister versehener

Verlagskatalog,

welcher durch einen sechsten Nachtrag bis Ende 1841 vervollständigt wurde, ist von jeder Buchhandlung zu erhalten.

Ein neuer Abdruck des ganzen Verlagskatalogs ist unter der Presse.

Im Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig (à *Paris:* même maison, Rue Richelieu No. 69) werden im Laufe des Jahres 1842 folgende Werke erscheinen:

*1. *Ahn (Fr.)*, Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. Gr. 8. Geh.

*2. Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XIII. (1841.) In-8. — Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel'anno 1841. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel'anno 1841. In-foglio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können wir dieselben complet à 16 Thlr. per Jahrgang liefern. Den Jahrgang 1840 geben wir noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr.

*3. Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Deuxième année. 1842. 24 Hefte (von 2—3 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Erscheint am 15. und 30. jeden Monats und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Inserate auf den Umschlag werden mit 1½ Ngr. für die Zeile berechnet, und besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. beigeheftet.

*4. Les Français peints par eux-mêmes. Texte par les sommités littéraires, dessins par *Gavarni*, *Monier* etc. etc. Nouvelle souscription pour l'Étranger. Gr. in-8. Geh. Jede Lieferung schwarz 10 Ngr., colorirt 18 Ngr.

Je 16 Lieferungen bilden einen Band. Der erste Band ist bereits vollständig erschienen, auch werden die folgenden Bände regelmäßig in wöchentlichen Lieferungen erscheinen.

*5. *Kant (J.)*, Philosophie critique enseignée en 26 leçons par *Henri Jouffroy*. Gr. 8. Geh.

*6. Manuel de littérature ancienne; ou Court aperçu des auteurs classiques, de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand, par *Henri Jouffroy*. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

*7. *ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΣ.* Philostrati epistolae ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, scholia graeca adnotationesque suas addidit *J. Fr. Boissonade*. Gr. 8. Geh.

Der Commentar ist so eingerichtet, daß er gewissermaßen den Schlußstein aller philologischen Arbeiten von Boissonade bildet und sich somit an Phi-

lostrati Heroica (Paris 1806) anknüpft; das Werk kann deshalb auch als ein letztes Supplement zu allen Ausgaben des hochverdienten Schriftstellers gelten.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der **französischen** und **englischen**, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher allen Denen, die Bedarf davon haben, und sind stets mit Vergnügen bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la littérature étrangère,

welches mit 1842 seinen sechsten Jahrgang beginnt; alle 2 Monat erscheint eine Nummer und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Ferner sind von uns folgende Kataloge zu beziehen:

1. Verzeichniss einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer, italienischer etc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von *Brockhaus & Avenarius* in Leipzig zu beziehen sind. 8. Nr. 2. November 1841. *Gratis*.
2. Catalogue de Livres au Rabais qui se trouvent chez *Brockhaus & Avenarius*. 4. 1841. Prix 5 Ngr.
3. Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England. 8. *Gratis*.

Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch für Reisende in Frankreich

von **Joh. Ferd. Neigebaur.** Zweite verbesserte Auflage. 12. Gebunden. Preis 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Obiges ist das ausführlichste, gründlichste und empfehlenswertheste Reisehandbuch, was über Frankreich existirt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Mai.

Inhalt:

Bachmann: 1. *K. Daub's* philosophische und theologische Vorlesungen. Herausgegeben von *Marheinecke* und *Dittenberger*. 2. Grundriss der Psychologie. Für Vorlesungen. Von *J. E. Erdmann*. (Nr. 104 u. 105.) — **Wessenberg**: *Schelling's* erste Vorlesung in Berlin am 15 Nov. 1841. (Nr. 105.) — **Poeppig**: Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der nederlandsche overzeesche bezittingen. Door de leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indië en andere schrijvers. (Nr. 105, 106 u. 107.) — **Külb**: Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfange des J. 1841. Von *C. O. L. Arnim*. (Nr. 107.) — **Klemm**: 1. *R. H. Schomburgk's* Reisen in Guiana und am Orinoko während der J. 1835—39, nach seinen Berichten und Mittheilungen an die geographische Gesellschaft in London. Herausgegeben von *O. A. Schomburgk*. 2. Desselben geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guiana, seine Hülfsquellen und seine Ertragsfähigkeit, der gegenwärtige und zukünftige Zustand der Colonie und deren Aussichten. Aus dem Englischen von *O. A. Schomburgk*. (Nr. 118.) — **Klemm**: Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838—40, in Gesellschaft des Ritters F. A. v. Gerstner unternommen von *Clara v. Gerstner*. (Nr. 120.) — **Hase**: Evangelische Dogmatik von *K. Hase*. (Nr. 109, 110 u. 111.) — **Baumgarten-Crusius**: Histoire critique du rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours. Par *A. Saintes*. (Nr. 121.) — **Grüneisen**: Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. Herausgegeben von *H. Kletke*. (Nr. 126.) — **Waitz**: Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Herausgegeben von *J. M. Lappenberg*. (Nr. 111 u. 112.) — **Külb**: Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 u. 1839. (Nr. 127.) — **Voigt**: 1. Essais de Zoologie générale, ou mémoires et notices sur la Zoologie, l'Anthropologie et l'histoire de la science, par Mr. *Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire*. 2. *H. Milne-Edward's* Handbuch der Zoologie oder Naturgeschichte der Thiere. Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von *M. S. Krüger*. (Nr. 112 u. 113.) — **Herzog**: 1. Einige Worte zur Verständigung über Sinn und Zweck unseres Gymnasialunterrichts. An aufrichtige Schulfreunde gerichtet von einem Schulfreunde. (Vom Consistorialrath *Seebeck* in Meiningen.) 2. Gymnasien und Realschulen in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Von *Weiss*. 3. Das Gymnasium und das 19. Jahrhundert. Von *B. Thiersch*. (Nr. 115, 116 u. 117.) — **Heimbach**: Handbuch des herzoglich sächsisch-altenburgischen Privatrechts, einschliesslich der dabei einschlagenden policeilichen, criminalrechtlichen und staatsrechtlichen Bestimmungen, gemeinschaftlich für alle Stände bearbeitet von *C. A. Hesse*. (Nr. 117 u. 118.) — **Stern**: Beiträge zur physischen Kenntniss der himmlischen Körper im Sonnensysteme. Von *W. Beer*. (Nr. 118.) — **Fischer**: Erläuterungen zur Theorie der Statistik in näherer Rücksicht für Staatszwecke. Von *J. E. Woerl*. (Nr. 119.) — **Hermann**: Fragmenta comicorum Graecorum. Collegit et disposuit *A. Meineke*. (Nr. 121, 122, 123 u. 124.) — **Bonitz**: Aristotelis opera omnia quae extant uno volumine comprehensa. Serie operum rectius constituta, textu accurate emendato et indice rerum locuplete adiecto edidit *C. H. Weise*. (Nr. 124 u. 125.) — **Ewald**: Les livres sacrés de l'Orient, — traduits ou revus et publiés par *G. Pauthier*. (Nr. 125.) — **Ettmüller**: Andreas und Elene. Herausgegeben von *J. Grimm*. (Nr. 128, 128 u. 129.) — **Zeller**: Über Strafanstalten für jugendliche Verbrecher, mit vorausgeschickter kritischer Übersicht der gegenwärtig bestehenden Strafanstaltensysteme im Allgemeinen. Von *E. Riecke*. (Nr. 128.) — **Zum Gedächtniss Johann Karl Ludwig's v. Schorn** (von *F. v. Müller*); **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universitäten; Chronik der Gymnasien; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

